Illustrirte Zeitung

Leipzig, Germany : J.J. Weber, [1843-1944].

https://hdl.handle.net/2027/mdp.39015046451194

Illustrirte Zeitung

Erscheint seit 1843

N a ch r i ch t e n

über alle wesentlichen

Zeitereignisse, Zustände und Persönlichkeiten der Gegenwart, öffentliches und gesellschaftliches Leben, Wissenschaft und Kunst

169. Band

Juli bis Dezember 1927

Leipzig

Druck und Verlag von J. J. Weber

Illustrirte Zeitung.

169. Band. Juli bis Dezember 1927.

Abkürzungen:

B. = Beitrag. B.-B. = Beitrag mit Bildern. G.-B. = Gruppenbild. G.-Z. = Gruppenzeichnung. S.-B. = Szenen- oder Bühnenbild. P. = Pastell. T. = Titel. Abb. = Abbildung. Aqu. = Aquarell. Erz. = Erzählung. Gem. = Gemälde. Nov. = Novelle. Phot. = Photographie. Rad. = Radierung. Zeichn. = Zeichnung.

Allgemeines.

Autoren.

Geographisches.

Porträte. Biographien.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG I. I. WEBER, LEIPZIG

NR. 4295. 169. BAND   EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK   7. JULI 1927

HOTEL-, PENSIONS- UND SANATORIEN-NACHWEIS

BÄDER UND LUFTKURORTE

DEUTSCHE KURBÄDER

BAD ALTHEIDE KUR-PENSION VIKTORIA. Erstkl., best. Lage.

BADEN-BADEN. HOTEL SCHWARZWALDHOF. Gutbürgerl., fließend. kalt. u. warm. Wasser.

HOTEL DARMSTÄDTER HOF. Kur- u. Badhaus, gute Verpflegung, auch Diät, mäßige Preise.

HOTEL-RESTAURANT SCHWEIZERHOF. Gutbürgerlich, mäß. Preise.

BAD KISSINGEN. HOTEL BÜDEL. Altrenom., gegenüber d. neuerbaut. staatlich. Kurhausbad.

HOTELPENSION VILLA ELSA. Jeglich. moderner Komfort, beste Lage.

HOTEL KURHAUS AEGIR. Gegenüber den neuerbauten Staatsbädern. Jeder moderne Komfort.

KURHAUS PALATIA. Beste Lage, günst. Pensionspr., vorzügl. Küche.

KURPENSION MOSER. Schönste Lage, erstkl. Verpfl. Mäß. Pensionspr.

BAD KUDOWA KURPENSION SAN REMO. Gemütlicher Aufenthalt, mäßige Preise.

BAD LANDECK. SANATORIUM THALHEIM, f. innere u. Nervenleid. Tagessatz M. 7.- inkl. Arzt.

KURHOTEL „SCHLÖSSEL". I. Rang., 45 Zimmer. Vornehm. Familienh.

HOTEL MONOPOL. Sonnige Waldlage, erstklassige Verpflegung.

BAD LANGENAU KUR-PENSION FORTUNA. Direkt im Kurpark. Vorzügliche Verpflegung.

BAD-NAUHEIM. DER KAISERHOF. Allererst. Rang., gegenüb. Bädern u. Kurpark. Fließ. Wasser.

SANATORIUM KURHAUS DR. WALZER. Modern. Neu- u. Erweiterungsbau. Fließend. Wasser. Mäßige Preise.

HOTEL MALEPARTUS. Vorn. Famil.-Hotel, erstkl. Rest. Fließ. Wasser.

VILLA HUBERTUS. Beste Lage, fließ. Wasser, mäßige Preise. Zentralheizung. Jahresbetrieb.

BAD OEYNHAUSEN. HOHENZOLLERNHOF A.-G. I. Rang. Beste Lage. Fließ. k. u. w. Wasser.

HERBER'S KURHOTEL. Vorn. Haus. Südlage. Fließ. k. u. w. Wasser.

VILLA GLÜCKSBURG. Mod. Pension. Günstige Lage. Jahresbetrieb.

HAUS WITTEKIND. Vornehme Pens., schönste Lage. Jahresbetrieb.

BAD REICHENHALL. PENSION VILLA VICTORIA. Erstkl., modernster Komfort, beste Lage.

BAD REINERZ. VILLA EBENEZER. I. Rang. Sonn. Lage. Jahresbetr.

BAD SALZUFLEN. HOTEL OSNABRÜCKER HOF. Familienhotel, mod. Komf., Jahresbetrieb.

BAD STEBEN. STAATLICH. KUR- UND SCHLOSS-HOTEL. Beste Lage, erstes Haus, modern. Komf.

WIESBADEN. TAUNUS-HOTEL. Modern. Komf., erstklass. Restaurant, Pens. ab M. 7.50, Garagen.

HOTEL-PENSION ESPLANADE. Vornehm. Familienpens.. Fließ. Wasser.

HOTEL KRONPRINZ. (Rituell). Fließ. Wasser, erstklassiges Restaurant.

BAD WILDBAD. Weltber. Kur- und Badeort im Schwarzwald gegen Gicht, Ischias, Rheuma und andere Nervenleiden.

HOTEL POST. I. Ranges, a. Kurplatz, Zentralheiz., Garag., Jahresbetr.

HOTEL „CONCORDIA". Vorn. Familienhotel, beste Lage, Garage, Lift.

HOTEL PFEIFFER. Vorn. bürgerl., best. Lage. Vorzügl. Küche und Keller.

HOTELPENSION „KÜHLER BRUNNEN". Gutbürgerl., ruhige Lage, beste Verpfl.

DEUTSCHE SEEBÄDER

BORKUM. HOTEL-PENSION IRENE. Das ideale Familienhotel am Strand. Pension ab M. 7.50.

KURHAUS ROSELIUS. Führend. Haus. Zentrale Lage. Jahresbetrieb.

HOTEL SEESTERN. Haus I. Ranges. Zwei Minuten vom Bahnhof.

HOTEL-PENSION WALDERSEE. Das vornehme ruhige Haus.

BRUNSHAUPTEN. HOTEL RUSCH. Gegenüber Kurpark und Familienbad. Mäßige Preise.

HOTEL-PENSION RHEINLAND. Altbek. vorzügl. Verpflg. An Wald u. See.

HERINGSDORF. KURHOTEL QUISISANA. Modern. Komf. Beste Lage an Kurpark u. Strand. Prosp.

SWINEMÜNDE. HOTEL BALTISCHER HOF. Erstkl. Fam.- u. Reisehotel. Modern. Komf. Jahresbetr.

HOTEL DRESDENER HOF, erstklassig und solid.

HOTEL-PENSION ST. HUBERTUS. Modern. Komfort. Jahresbetrieb.

DEUTSCHE LUFTKURORTE

DONAUESCHINGEN. (SCHWARZWALD). HOTEL ZUM LAMM. Altrenomm., feinbürgerl., Zentralheizung. Garagen, beste Lage.

DRESDEN. HOTEL TROMPETERSCHLÖSSCHEN. Altrenommiert, modern. Komfort. zentrale Lage.

WEISSER HIRSCH BEI DRESDEN. Sanatorium Dr. Teuscher. Streng individuelle Pflege.

GARMISCH-PARTENKIRCHEN. HOTEL GIBSON und HOTEL SCHÖNBLICK, vorn. Häus., alle neuzeitl. Annehmlichkeiten.

LANDECK (TIROL). HOTEL POST. Führendes Haus, moderner Komfort.

BRUGGEN BEI LANDECK. PENSION EDELWEISS. Ruhige Lage, mäßige Preise.

KÖNIGSFELD (SCHWARZWALD). GASTHOF DER BRÜDERGEMEINE. Vollst. ren. 100 Bett. Zentralheiz.

LINDAU (BODENSEE). HOTEL BAYRISCHER HOF. Ersten Ranges. Fließend warm. u. kalt. Wasser.

SCHREIBERHAU. HOTEL ZUM SCHENKENSTEIN (645 Meter über dem Meere). Fritz Franke.

THÜRINGEN

FRIEDRICHRODA. CENTRAL-HOTEL. Gutbürgerlich.

HOTEL LANGE. Vornehmes Kurhotel, Pension ab Mk. 8.—.

BAD KÖSEN. PARK-HOTEL. Bestbekannt. Günstige Preise.

BAD LIEBENSTEIN. SANATORIUM LIEBENSTEIN. Klin. Kuranstalt. Alle mod. Heilbehelfe.

EIGENHEIM-EDELWEISS. Ärztlich geleitet. Moderner Komfort.

BAD SALZUNGEN. Solbad mit großem Inhalatorium. Asthma, Katarrhe, Frauenleiden.

TABARZ. Im Thüringer Wald, am Fuße des Inselberges.

KURHAUS TABARZ direkt am Hochwald. Moderner Komfort.

HARZ

STAHLBAD ALEXISBAD. KURHAUS ALEXISBAD. Eig. Stahlquelle u. Stahlbäder für Blutarme.

HOTEL FÖRSTERLING. Eigene Stahlquelle und Badehaus. Besitzer H. Frommann, Hfl.

ALTENBRAK (IM BODETAL). HOTEL „WEISSES ROSS" unmittelbar am Walde. Neuzeitlich.

KURHOTEL und HOTEL BODEHEIM. Bestempfohlene erste Häuser.

HOTEL und PENSION „BRAUNER HIRSCH", verbunden mit „Haus Bodeblick". Bestempfohl. Haus.

HOTEL „SCHÖNEBURG", direkt a. d. Bode gelegen. Bes. Herm. Steffen.

ALTENAU (OBERHARZ). 500—600 m! Mittelstandspreise.

KURHAUS WALDGARTEN mit VILLA MARGARETE. Eigene Oekonomie.

HOTELPENSION „VILLA ANNENHÖH" 600 m. Am Rothenberg. Gr. Liegewiese.

HAUS MECKLENBURG Hotel-Pens. Restaur. Das ganze Jahr geöffnet.

ST. ANDREASBERG im Oberharz. KURHOTEL SCHÜTZENHAUS. Bürgerliche Gaststätte.

HOTEL RATHAUS. Zwei Minuten vom Stadtbahnhof.

HOTEL DEUTSCHER HOF, im Mittelp. d. Stadt. Langj. Bes. W. Schlimgen.

BENNECKENSTEIN 600 m ü. M. im sonnigen Südhochharz. Für Überarbeitete. Die Kurverwaltung.

KURHAUS TANNENWALD. Führend. Haus a. Platze. Bes. Horeska G. m. b. H.

HOTEL „KRONPRINZ". Ältestes Haus für Reisende und Touristen.

ELEND BEI SCHIERKE I. OBERHARZ. (520 m). Pensionshaus Waldschlößchen.

GERNRODE WIRD **MODE.** HOTEL BRAUNER HIRSCH.

HAHNENKLEE (OBERHARZ). 600 m. SCHWENZELS HOTEL. Vornehm. Haus am Platze.

GEBIRGS-HOTEL, nahe am Walde. Das ganze Jahr geöffnet.

HOHEGEISS (HOCHHARZ). Der höchstgelegene alpine Luftkurort. Prosp. d. d. Kurverwaltg.

HOTEL ZUM EBERSBERG. Bes. R. Brettschneider.

HOTEL UND PENSION WOLFSBACHMÜHLE. Liege-Hallen und Liege-Wiesen.

HOTEL „DICKE TANNEN". Herrliche Lage a. d. berühmt. dick. Tannen.

ILSENBURG-HARZ. Der Luftkurort a. Brocken. Mäß. Preise. Prosp. d. d. Kurverwaltg. Tel. 42.

„ZU DEN ROTEN FORELLEN". Hotel u. Pens. „Prinzeß Ilse" / „Ilsestein".

BAD LAUTERBERG (SÜDHARZ). Alt. Luft- u. Wasserheilbad. Kneipp-Kurort. Gegr. 1839.

HOTEL UND PENSION „KURHAUS". Führendes Haus am Platze.

RÜBELAND. BAUMANNS'-HÖHLE. Selten schöne Tropfsteinhöhle, feenhaft beleuchtet. Sommer und Winter geöffnet.

BAD SACHSA (Glanzpunkt des Südharzes). KURHOTEL SCHÜTZENHAUS m. Lindenhaus u. Parkhaus.

„BERGHOTEL ZUM KATZENSTEIN" 400 m ü. d. M., mitten im Walde.

HOTEL UND PENSION LINDENHOF. Vorzügliche Küche. Solide Preise.

„BERGHOTEL PFAFFENBERG". Neuzeitl. eingericht. Volle Pens. M. 5.50.

DREGER'S PENSION. Telefon 154. Volle Pension und Zimmer.

SCHIERKE, d. alpine Luftkurort i. Harz, 650—1142 m, a. Brocken. Werbeschrift d. d. Kurverwaltung.

SÜLZHAYN (SÜDHARZ). SANATORIUM „KURHAUS" für Leicht-Lungenkranke. Sommer- und Winterkuren.

SANATORIUM „HOHENTANNECK" für Leicht-Lungenkranke. Erhöhte Lage am Tannenwald.

SANATORIUM „GLÜCK AUF" für Leicht-Lungenkranke, das ganze Jahr geöffnet.

STOLBERG (SÜDHARZ). HOTEL PREUSSISCHER HOF.

TRESEBURG. Das beliebte Reiseziel. Pension von M. 5.— an. Prospekt T d. d. Kurverwaltung.

Vereinigte Hotels FORELLE / WEISSER HIRSCH / WILHELMSBLICK / RÜBEZAHL. Besitzer H. Rost.

MÜLLER'S HOTEL ZUR TRESEBURG. Bestempfohlenes Touristenhaus.

WERNIGERODE. „WIENER HOF". Neben der Post. Beste Verpflegung. Mäßige Preise.

BÖHMISCHE KURBÄDER

FRANZENSBAD. Erstes Moorbad d. Welt, Frauen- u. Herzheilbad. Überrasch. Heilerf. Prosp.

HOTEL KÖNIGSVILLA. Das führende Hotel mit jed. modern. Komfort.

KARLSBAD. HOTEL ANGER. I. Rang. mod. Komfort, beste Lage.

KÜNZELS CENTRALHOTEL LOIB. Ersten Rang. Kurzentrum. Jahresbetrieb, moderner Komfort.

MARIENBAD. „BELLEVUE". Sonnige Waldlage, günst. Pension.

HOTEL RAUSCHER. Fließ. Wasser, Warmwasserheiz. Erstkl. Restaur.

ITALIEN

ABBAZIA. HOTEL-PENSION „EUROPA", VORM. QUITTA. I. Rang., neu renoviert, prachtvolle Lage.

MERAN. SANATORIUM HUNGARIA, für sämtl. Erkrankungen der Atmungsorgane. Therapie.

ORTISEI (ST. ULRICH) Grödnertal. HOTEL AQUILA. 220 Betten, modernster Komfort, mäßige Preise.

WELSBERG Monguelfo (Dolomit.) HOTEL WALDBRUNN. 80 Betten, prächtige Lage.

SCHWEIZ

CELERINA BEI ST. MORITZ. HOTEL CRESTA-PALACE. Komfort. Familienhotel. 200 Betten.

CHUR (GRAUBÜNDEN) HOTEL STERN. Bestempfohlenes Reisehotel. Zentralheiz. Jahresbetrieb.

DAVOS-DORF. PENSION PAUL. Ganzjährig geöffnet. Beste Verpflegung.

PENSION VILLA SONNENBERG. Beste Lage. Pension ab Fr. 10.—.

GRINDELWALD (BERNER OBERLAND). ZENTRAL-HOTEL. Gutbürgerlich, beste Lage, vorzügliche Verpflegung.

LOCARNO (TESSIN). GRAND HOTEL PALACE. Das Haus der vornehm. Familien. Mod. Komfort.

MONTREUX-TERRITET. HOTEL BRISTOL. Herrlich am See. Moderner Komfort.

PONTRESINA. HOTEL PONTRESINA. I. Rang., sonn. fr. Lage.

BAD RAGAZ (GRAUBÜNDEN). HOTEL KRONE UND VILLA LUISE. Bürgerl. Haus nächst Bädern u. Kuranlagen.

KURHAUS WARTENSTEIN. 750 m üb. d. Meer. Prachtvolle Lage. Günstige Pension.

SAMADEN. HOTEL BERNINA. Ersten Ranges. Prospekt Nr. 10.

HOTEL DES ALPES. Feinbürgerlich. Familienhotel.

ST. MORITZ. HOTEL ENGADINER HOF. Erstklassiges Familienhotel. Schönste Lage.

HOTEL METROPOL. Von Deutschen bevorzugt. Pension Fr. 12,50.

HOTEL VIKTORIA. Familienhotel ersten Ranges. 250 Betten.

ST. MORITZ-CAMPFER. JULIERHOF. Vorn. Familienhotel.

ST. MORITZ-SILVAPLANA. HOTEL ENGADINER HOF. Erstklassiges Familienhaus.

TARASP & VULPERA. Das ideale Kurbad im Engadin. Weltbek. Mineralquellen. Höhenluft u. Sonne. Prospekt Nr. 29 gratis.

WALZENHAUSEN (STATION RHEINECK). HOTEL KURHAUS WALZENHAUSEN. Idealer Sommeraufenthalt. Prächtige Lage. Prospekt.

ERZIEHUNG

MONTREUX. INSTITUT DES ESSARTS. Komfortables Erziehungsinstitut und Pensionat für junge Mädchen.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4295. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 7. Juli 1927.

Allgemeine Notizen.

Die Hygiene-Abteilung des Völkerbundes veranstaltet jedes Jahr eine ärztliche Studienreise. Dieses Jahr findet im September und Oktober eine Austausch-Studienreise derselben durch Deutschland statt, an der insgesamt 30 ausländische Medizinalbeamte teilnehmen werden. In Dresden wird das mit zu besuchende Deutsche Hygiene-Museum bei den Teilnehmern besonderes Interesse erwecken, da das Deutsche Hygiene-Museum im Ausland überall durch seine bahnbrechenden Methoden und seine Anschauungsmittel über moderne Volksgesundheitsbelehrung bekannt und berühmt geworden ist. Wie groß in fremden Ländern das Bedürfnis nach Errichtung eigener Hygiene-Museen ist, zeigen die Anfragen verschiedener, auch überseeischer Staaten, denen das Deutsche Hygiene-Museum die Einrichtung dazu schaffen soll.

Partenkirchen. Wohl in der geschütztesten, aussichtsreichsten und sonnigsten Lage Partenkirchens, inmitten wundervoller Obstgärten, nicht weit von den harzduftenden Wäldern der steilaufsteigenden Berge, liegt das Sanatorium, das von Geheimrat Dr. Wigger 1905 erbaut worden ist und in der Folge durch eine Reihe von Neubauten unter Verwendung aller Errungenschaften der Wohnungshygiene erweitert wurde. Selten schöne Spaziergänge und Ausflüge teils in der Ebene, teils mit mehr oder weniger Steigung, sind gerade von hier aus besonders gut ausführbar. In der klinischen Abteilung kommen alle schweren Fälle von Patienten in Betracht, wie auch besonders alle Stoffwechselkranke, Magen- und Darmleidende, Nierenkranke, schwer Herz- und Gefäßkranke u. dgl. In der Kurheim-Abteilung, von jener räumlich getrennt, finden Leichtkranke, Nervenleidende und auch Gesunde, Erholungsbedürftige Aufnahme. Von der Aufnahme streng ausgeschlossen sind Geisteskranke und mit ansteckenden Krankheiten Behaftete. Eine Reihe tüchtiger, klinisch langjährig vorgebildeter Spezialärzte stehen den Patienten und Gästen im Sanatorium zur Verfügung. Das Haus ist das ganze Jahr geöffnet.

Willst du gut für dein Kind sorgen, so ernähre es mit „Kufeke" und frischer Milch. Du gibst ihm damit die Nahrung, die es für seine kräftige Entwicklung braucht und schützt es vor Erkrankungen, besonders vor den so gefürchteten Verdauungsstörungen. „Kufeke" ist außerdem sehr billig. Die Einzelportion kostet nur 3 Pfg.


Deauville
das Blumenmeer am Meeresstrand
Hotels: Royal und Normandy
950 Zimmer mit Badezimmer
Casino:
Theater mit ersten Künstlern
Orchester Billy Arnold's
Sports:
Wettrennen im
Juli - August - September
4.000000 Fcs. Preise
Tennis - Golf - Yachting -
Taubenschießen
P. Rinjacques
Bestellen Sie Ihr Zimmer brieflich bei den Hoteldirektionen in Deauville.
Prospekte und Auskünfte auf Verlangen.
Syndicat d'Initiative, Deauville oder
Agence de Publ. de l'Europe Centrale, 26 Avenue de l'Opéra, Paris.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



Sommer in der Schweiz: Am Abend in der Hauptstraße von Zermatt (Wallis).

Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Rudolf Lipus.



Vom Aufenthalt des Reichsaußenministers Dr. Stresemann in Oslo (Norwegen), wo er seine Nobelpreis-Rede anläßlich des ihm im Dezember 1926 verliehenen Friedenspreises hielt: Dr. Stresemann am Rednerpult während der Ansprache in der Aula der Universität am 29. Juni.



Dr. Schmelzle,
bisher Staatsrat im bayrischen Ministerium des Äußeren, der an Stelle des tödlich verunglückten Ministers Krausneck zum bayrischen Finanzminister ernannt wurde.



Käthe Kollwitz,
bedeutende Graphikerin, Mitglied der Akademie der Künste, Berlin, 1919 zum Professor ernannt, feiert am 8. Juli ihren 60. Geburtstag.



Die Eröffnung der Gartenbau- und Gewerbe-Ausstellung in Liegnitz (Gugali) am 25. Juni: Während der Ansprache des Reichsjustizministers Dr. Hergt im Ehrenhof der Ausstellung.



Von der 250-Jahrfeier der Leopold-Franzens-Universität in Innsbruck am 25. Juni: Einzug der Chargierten in die Universitätskirche.



Vom Zugzusammenstoß auf dem Bahnhof Wunstorf bei Hannover am 26. Juni: Die Unglücksstelle mit den zerstörten Güterwagen.

UNSTERBLICHE GESCHICHTSENTSTELLUNGEN

VON DR. KURT PIEPER

Erst die Weltanschauung der Aufklärung hat im 18. Jahrhundert die Forderung aufgestellt, geschichtliche Vorgänge vorurteilslos und nach Möglichkeit so darzustellen, wie sie tatsächlich verlaufen sind. Das 19. Jahrhundert verlangte als führende Richtlinie für alle historische Forschung Objektivität, und der Wunsch, das historische Geschehen in seinem wirklichen Verlauf aufzuhellen, hat dazu geführt, eine Fülle von Darstellungen geschichtlicher Vorgänge als unhaltbar nachzuweisen. Trotzdem erfreuen sich viele dieser falschen Auffassungen und Schilderungen einer erstaunlichen Beharrlichkeit (z. B. die Behauptung, daß nach dem durch Kriege verursachten Männerverlust ein unverhältnismäßiger Überschuß an männlichen Geburten eintrete); die Geschichte selbst, vor allem die umbildende und nachschaffende Phantasie des Volkes, verwandelt den wirklichen Ablauf der Dinge sehr rasch in eine ihr genehme Form. „Alles Geschehen dauert lange“, schreibt Voltaire — einer der ersten, der bewußt objektive Geschichtsdarstellungen zu verfassen sich bemühte — aber die umbildende Phantasie drängt es zusammen. Die charakteristischen Züge aller nachträglichen Geschichtsfälschung sind erstens einmal die Verbildlichung, die Umwandlung abstrakter Entwicklungen in möglichst konkrete Szenen von theatralisch-effektvoller Formung, zweitens die Übertreibung aller Zahlenbegriffe (das „hunderttorige“ Theben, die Zahlen der persischen Heere in den Perserkriegen!) und drittens die Zusammendrängung zeitlich langer Abläufe in kurze, prägnante Momente.

Unglücklicherweise wird die Geschichte in diesem Bestreben noch durch viele von den „Historikern“ unterstützt, die ein Interesse daran haben, die Ereignisse aus nationalen oder persönlichen Gründen zu verändern und sozusagen à corriger la vérité (um Lessings anmutiges Wort seines Riccaut, das übrigens ursprünglich aus Terenz stammt, zu variieren): zu diesen Geschichtsfälschern ersten Ranges gehört Livius, der alles Licht auf Rom und alle Schatten auf Karthago fallen läßt, ebenso wie auch Tacitus in seiner antimonarchistischen Einstellung und nicht weniger der Herzog von Saint-Simon, dessen an sich höchst fesselnde Memoiren infolge seiner Verbitterung nur mit Vorsicht als Geschichtsquelle zu benutzen sind.

Eine mehr amüsante Abart des bewußten Geschichtsfälschers ist der jüdische Historiker und Propagandist Josephus, der eine Anzahl der unerfreulichen Eigenschaften seines journalistischen Standes in Reinkultur verkörpert. Er verstand es jedenfalls, seinen Aufschneidereien einen ungewöhnlich sensationellen Beigeschmack zu geben.

Die bekannte Sage vom Mäuseturm bei Bingen ist eine typische Geschichtsumformung. Der Turm war ein Zollturm und hieß „Maut“-Turm, das Volk machte später daraus „Mäuseturm“ (wie es z. B. auch aus „mit dem Wind allein“ das Wort „mutterwindallein“ machte) und erfand die Sage von dem geizigen Bischof dazu. Übrigens ist von jeher die Maus ein Symbol des Todes gewesen; die ganze Erzählung ist außerdem eine sogenannte Wanderanekdote, da sie an 13 verschiedenen Orten vorkommt. Als eine weitere Auslegung diente auch die Annahme, der Bischof hätte an Delirium tremens gelitten und deshalb überall Mäuse erblickt!

Abälard und Heloise gehören zu den berühmtesten Liebespaaren der Weltgeschichte — und doch sind ihre Liebesbriefe untergeschoben, denn deren älteste Fassung ist hundert Jahre nach Heloisens Tod entstanden. Tell und Winkelried, die Schweizer Volkshelden, lassen sich nicht historisch nachweisen, vielleicht ist der erstere nur eine Weiterbildung des Mythos vom Sonnengott bzw. Siegfrieds.

Die „weiße Frau“, das Familiengespenst der Hohenzollern, verdankt seine Existenz einem Mißverständnis, nämlich dem Grabstein der Äbtissin Ottilie Schenk von Siemau im Kloster Himmelkron (am Weißen Main). Auf diesem Grabstein halten zwei Putten das Wappen — aus diesen Putten machte man zwei ermordete Kinder und aus der Äbtissin die Gräfin von Orlamünde (die Äbtissin im Kloster Himmelthron bei Nürnberg war) und erfand die Geschichte dazu, daß die Gräfin, um den Burggrafen Albrecht den Schönen von Nürnberg heiraten zu können, ihre Kinder umgebracht habe und von dem Grafen aus Abscheu über ihre Tat hingerichtet worden sei. Die „weiße Frau“ spukt seitdem mit größter Beharrlichkeit in den verschiedensten Hohenzollernschlössern und an anderen Orten, und einer der packendsten Berichte über ihr Erscheinen gilt der Vision des Prinzen Louis Ferdinand kurz vor der Schlacht von Saalfeld.

Allgemein bekannt ist die Erzählung, daß die Hussiten 1432 vor Naumburg erschienen, aber durch einen Fürbittezug der Kinder zum Abzug bewogen worden seien. Am 28. Juli wird dort noch heute zum Andenken daran das Kirschenfest gefeiert. Leider sind aber die Hussiten niemals nach Naumburg gekommen und konnten deshalb einleuchtenderweise auch nicht zum Abzug von dort veranlaßt werden. Überhaupt hat Naumburg in der fraglichen Zeit von äußeren Feinden nichts zu leiden gehabt, und wahrscheinlich ist der Ursprung des Naumburger Kirschenfestes in einer Friedensfeier am Ende des Dreißigjährigen Krieges zu sehen.

Kaum eine bedeutende Person der neueren Geschichte ist so reich mit Ausschmückungen in Form von Legenden und Anekdoten bedacht worden wie Friedrich der Große. Auch hier hält der Forschung fast nichts stand: die berühmte Szene, in der Zieten an der königlichen Tafel eingeschlafen sei und Friedrich verboten habe, ihn zu wecken, hat sich in dieser Form nie abgespielt; sie ist eine typische theatralische Geschichtszuspitzung und geht auf eine Szene im Feldzug von 1760 zurück, als der König und seine Generale nachts an einem Lagerfeuer weilten und Zieten wie auch andere Generale eingeschlafen waren. Hier soll der König einem sich nähernden Offizier bedeutet haben, Zieten nicht zu wecken. — Eine ganze Streitliteratur hat sich anläßlich der „Mühle von Sanssouci“ entwickelt. Die wirklichen Verhältnisse lagen ungefähr entgegengesetzt, als sie gewöhnlich erzählt werden.

Ein rührendes Märchen ist es, daß die Königin Luise auf der Flucht vor Napoleon Goethes Verse „Wer nie sein Brot mit Thränen aß . . .“ in die Fensterscheibe eines Bauernhauses mit einem Diamantring eingeritzt habe. Sie hat diese Verse sogar wohl nicht einmal in ihr Taschenbuch geschrieben (weil sie ein solches damals offenbar nicht besaß) — und die Rührung, die Goethe über diesen Vorfall im 153. seiner Sprüche in Prosa äußert, ist also grundlos.

Nicht grundlos aber sind die erheblichen Bedenken, die man der Zuverlässigkeit eines autobiographisch-historischen Werkes der Goethe-Zeit gegenüber geäußert hat, nämlich gegen Bettina von Arnims „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“. Wilhelmine von Chézy hat wohl das treffendste Urteil über Bettinas historiographische Zuverlässigkeit abgegeben, wenn sie sagt: „Sie lügt nicht immer . . .“ Auf Bettina geht eine ganze Menge unwahrer Anekdoten über Goethes Jugend zurück.

Die weltverändernden Umwälzungen, die zur Zeit Goethes wie Bettinas Frankreich und Europa erschütterten, mußten notwendigerweise die Geschichtsfälschung und Legendenbildung mächtig befruchten. So ist z. B. die Guillotine nicht, wie behauptet wird, von dem Arzt Guillotin erfunden worden, sondern von einem Arzt Louis in Paris und einem deutschen Mechaniker Schmitt; man nannte sie daher zuerst Louisette oder „petite Louison“. Erst später wurde sie Guillotine genannt, da Guillotin in der Nationalversammlung empfohlen hatte, die Todesstrafe auf einheitliche Weise durch eine sichere Maschine zu vollziehen.

Napoleon I. hat alles Erdenkliche getan, was an Geschichtsfälschung möglich war, um sein Kaisertum und seine Dynastie zu verherrlichen und historisch zu fundieren. Den großartigsten Betrug leistete er sich wohl bei seiner Krönung, bei der er mit dem angeblichen Zepter Karls des Großen erschien (welches übrigens später unter die berühmten Sehenswürdigkeiten der Galerie d'Apollon im Louvre-Museum eingereiht wurde) — in Wirklichkeit soll es der Taktstock eines Kapellmeisters des 17. Jahrhunderts gewesen sein, mit der Inschrift „Sanctus (!) Carolus Magnus“.

Wie schnell die Geschichte Wichtiges vergißt und Erdichtetes als sicheren historischen Besitz aufnimmt, erlebte der ältere Dumas, der Verfasser des berühmten „Grafen von Monte-Christo“ im Château d'If. Man zeigte ihm nämlich dort die Zelle, in der der in diesem Roman vorkommende Dantès nach Dumas' Erfindung gesessen haben soll — aber das Gefängnis des echten, welthistorischen Mirabeau, der dort gefangengehalten war, kannte man nicht mehr!

An anderen Stellen wieder tut die Geschichte das Gegenteil: in Eger, in Dux und in Friedland zeigt man die Hellebarde, mit der Wallenstein niedergestoßen wurde; in Heilbronn gibt es zwei Häuser, in denen das Käthchen gewohnt haben soll, und im Odenwald streiten zwei Quellen um den tragischen Ruhm, daß Siegfried in ihrer Nähe getötet wurde.

EDELSTEINE UND ABERGLAUBE

VON E. BECCE-WOOP

Zu allen Zeiten haben die Menschen den Edelsteinen geheime Kräfte zugeschrieben. Lange vor Christi Geburt verknüpften bereits die Inder, als überzeugte Anhänger der astrologischen Wissenschaft, das Wesen der Edelsteine mit dem der im Kosmos kreisenden Planeten. Die alten Ägypter fügten Edelsteine von guter oder böser Wirkung in Amulette und verwendeten sie beim religiösen Kult.

Der Diamant als der härteste und am schwersten zerstörbare aller Edelsteine ist von einem ganzen Legendenkranz umgeben. Vor allem soll er Mut und Kraft verleihen. Indischen Theosophen des Altertums galt er als Talisman bei Gewittern, Wirbelstürmen, Blitz und Wetterschlag. Dem Planeten Saturn geweiht, gilt der Diamant als Glücksstein für den Sonnabend (Saturday). Wasser oder Wein, über den Diamanten gegossen, werden heilkräftig, kurieren Gicht und Fallsucht. So glaubten die Alten. Einzelne Diamanten jedoch galten als wahre Katastrophenträger. So soll der berühmte „Orlow“ tatsächlich dem Zarenhause Unglück gebracht haben.

Der Saphir in seiner köstlichen Bläue gilt als Wetterstein. Hell und klar bei schönem Wetter, verdüstert er sich im umgekehrten Falle. Er ist der Stein der Frömmigkeit, Keuschheit und Treue, gilt als Glücksstein des Freitags, des Tages der Liebesgöttin, und ist in seinen okkulten Wirkungen dem Planeten Venus verknüpft. Heiterkeit, Ruhe des Gemüts und Anmut soll er seinen Trägern verleihen. Bei den Vermählungszeremonien der Dogen von Venedig mit dem Meere, die bekanntlich mit großem Pomp vollzogen wurden, spielte der Saphir eine symbolische Rolle.

Der Smaragd mit seinem herrlichen Grün galt im alten Orient als Augenheilmittel, wie ja auch bei uns Grün noch als den Augen dienlich gilt. Die Alten benutzten den Smaragd zum Austreiben böser Geister und glaubten, daß er seinem Besitzer prophetisch Unheil ankünden könne. Astrologisch ordnete man den Smaragd dem Tierkreiszeichen Zwillinge unter, dem Planeten Jupiter gehorchend.

Der Rubin galt als Repräsentant des Fleißes und als Mittel gegen Energielosigkeit. Als Heilmittel wurde er zur Zeit der Kreuzzüge gegen die Pest verwendet. Im Altertum gab man den Leichen geliebter Personen Rubine mit ins Grab, um sie vor Verwesung zu schützen. Veränderung der Farbe warnte den Besitzer des Steines vor Gift, drohende Gefahr verdunkelte seinen Farbton. Auch schützte er vor melancholischen Gedanken. Der Rubin gehört dem Tierkreiszeichen Steinbock, okkult dem Planeten Uranus verwandt.

Amethyst ist der Stein der Freundschaft, die er erhält und festigt. Er galt als Mittel gegen den Rausch, und häufig findet man altrömische, aber auch alte slawische Trinkgefäße mit roh geschliffenen Amethysten verziert. Man glaubte auch, daß der Amethyst beruhigend bei Aufregungen und Jähzorn wirke, wie er überhaupt im Gefühlsleben milde Regungen auslösen soll. In katholischen Ländern findet man die Krummstäbe der Bischöfe oft mit Amethysten eingelegt. Daher der Name Bischofsstein und Bischofslila für bestimmte lila Farbtöne. Der Amethyst gehört dem Planeten Neptun.

Das Heer der Halbedelsteine samt ihren dem Aberglauben verquickten Eigenschaften läßt sich nur flüchtig streifen. Der Türkis gab abergläubischer Phantasie besonders Nahrung seiner tatsächlich variablen Färbung halber. Trübte sich die Farbe des Steins, so bedeutete das Verluste, Unglück, Kummer, verlorene Schlachten usw. Im Orient findet man noch heute kleine, in Silber oder Gold gefaßte Türkisplatten, die als Amulette getragen werden.

Lapislazuli (Lasurstein) soll eine einlullende Wirkung haben. Allen Italienfahrern ist er in Form schöner, dickkugeliger Ketten bekannt. Er gilt als den spiritistischen Medien dienlich.

Bernstein, Agtstein oder Amberstein marschiert auch in dem langen Zug von Edelstein und Aberglaube. Noch heute haben alte pommersche oder ostpreußische Kutscher die Gepflogenheit, hin und wieder ein Stückchen Bernstein im Stalle zu verbrennen. Das soll die Tiere gegen Krankheit und Verhexung schützen. An Ostpreußens Küsten glaubt man, daß das Räuchern mit Bernstein gesund sei; jedenfalls riecht es gut. Die Bäuerinnen jener Landstriche legen Bernstein ins Waschwasser, um die Haut jung und frisch zu erhalten. Solches Bernsteinwasser gilt auch als Haarpflegemittel, befördert dessen Glanz und Wachstum. Natürlich dient Bernstein auch als Liebeszauber. Man muß ihn verbrennen und drei rote Rosen in die Flamme halten; dann bildet sich im Niederschlag ein goldfarbener Tropfen. Dieser Tropfen wird in ein Kleidungsstück des Liebespartners genäht und sichert dessen Treue für alle Zeit. Aus der Wolkenbildung rauchenden Bernsteins erkannten die Wahrsager der Alten die Zukunft, wenn die Mondstellung günstig war.

Der Sardonyx war geschätzt, weil er Weisheit und sicheres Urteil in allen Unternehmungen verlieh. Und der Onyx machte seinen Träger unsichtbar, wenn dieser das Herz einer jungen Wachtel mit etwas Seetang kochte, den Sud mit Wachs aus einem Bienenstock, der notwendigerweise in einem Holunderbusch nisten mußte, verknetete und diese Pille schluckte.

Für Selenit oder Mondstein arbeiten starke okkulte Kräfte. Bei zunehmendem Mond in einen Garten gehängt, soll er bei Obstbäumen tausendfache Frucht bewirken. Meergrüne Berylle und Aquamarine bewahren vor Streit und Verstimmung und ziehen außerdem Geld ins Haus.

Topase fördern nach altem Glauben die Gesundheit, erhalten jung und bewirken günstigen Ausgang von Reisen. Außerdem verhüten sie Unfälle. Chrysoprase geben Sanftmut, Güte und Geduld und sollen als Schlafmittel bewährt sein. Die guten Eigenschaften und Wirkungen aller Edel- und Halbedelsteine sollen sich besonders als Monatssteine auslösen, d. h. sobald sie von den in den entsprechenden Monaten Geborenen getragen werden.

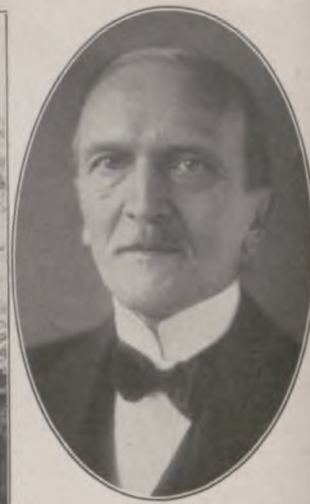
Januar: Lapislazuli; Februar: Amethyst; März: Rubin; April: Diamant; Mai: Smaragd; Juni: Chrysopras; Juli: Bernstein; August: Sardonyx und auch Onyx; September: Saphir; Oktober: Mondstein (Selenit); November: Topas und auch Beryll; Dezember: Türkis.



Ernst Wilhelm Arnoldi,
Kaufmann in Gotha, der am 9. Juli 1827 die Gothaer Lebensversicherungsbank a. G. begründete.



Das Verwaltungsgebäude in seiner jetzigen Gestalt.



Dr. jur. Karl Samwer,
Geheimer Regierungsrat, derzeitiger Generaldirektor der Gothaer Lebensversicherungsbank a. G.
(Phot. Dr. C. Rohrbach, Gotha.)

Zum 100jährigen Jubiläum der Gothaer Lebensversicherungsbank a. G. am 9. Juli.

Tagesgeschichte.

Reichsaußenminister Dr. Stresemann verließ am 26. Juni Berlin zum Besuch der norwegischen Hauptstadt Oslo, wo er den Feierlichkeiten zur Verleihung des Friedens-Nobelpreises beiwohnte. In seiner Begleitung befand sich seine Gattin, Geheimrat v. Baligand und Legationsrat Redlhammer. In Oslo waren zur Begrüßung der norwegische Ministerpräsident und Außenminister Lykke, Mitglieder des Nobel-Komitees, der deutsche Gesandte Dr. Rhomberg, Vertreter der Stadt und der deutschen Kolonie erschienen. Am 29. Juni hielt Dr. Stresemann in der Universitätsaula unter starkem Beifall vor dem norwegischen König, dem diplomatischen Korps, dem Nobel-Komitee und zahlreichen führenden Persönlichkeiten der Politik, Wissenschaft und Wirtschaft seine bedeutsame Nobelpreis-Rede. Besuche und Empfänge zu Ehren des deutschen Außenministers füllten noch die Tage seines Aufenthalts in Oslo.

Anläßlich seines 50jährigen Bestehens veranstaltete das Reichspatentamt im Langenbeck-Virchow-Hause eine Festsitzung, bei der auch sechs Vertreter ausländischer Patentämter zugegen waren. Der Präsident des Reichspatentamts, v. Specht, gab einen Überblick über Entwicklung und Tätigkeit des Amtes seit seiner Gründung im Jahre 1877.

Die Gartenbau- und Gewerbe-Ausstellung in Liegnitz (Schlesien) wurde am 25. Juni eröffnet. Die „Gugali", die vorwiegend schlesische Erzeugnisse vereinigt und stark heimatlichen Charakter trägt, will dazu beitragen, die Aufmerksamkeit auf den deutschen Osten zu richten. Reichsjustizminister Dr. Hergt und der preußische Landwirtschaftsminister Dr. Steiger hielten Ansprachen bei der Eröffnungsfeier im Ehrenhof der Ausstellung.

In Anwesenheit des Bundespräsidenten Dr. Hainisch beging am 25. Juni die Universität Innsbruck die Feier ihres 250jährigen Bestehens. An einen Gottesdienst in der Universitätskirche schloß sich ein Festakt an, dem die Spitzen der Behörden und Vertreter auswärtiger Hochschulen beiwohnten.

Auf dem Roosevelt-Flugplatz in Neuyork startete am 29. Juni Commander Byrd mit drei Begleitern zu seinem lange vorbereiteten Europaflug. Am 1. Juli mußte dann das Flugzeug „Amerika" 200 m von der französischen Küste entfernt auf das Meer niedergehen. Die Flieger erreichten unversehrt das Land.

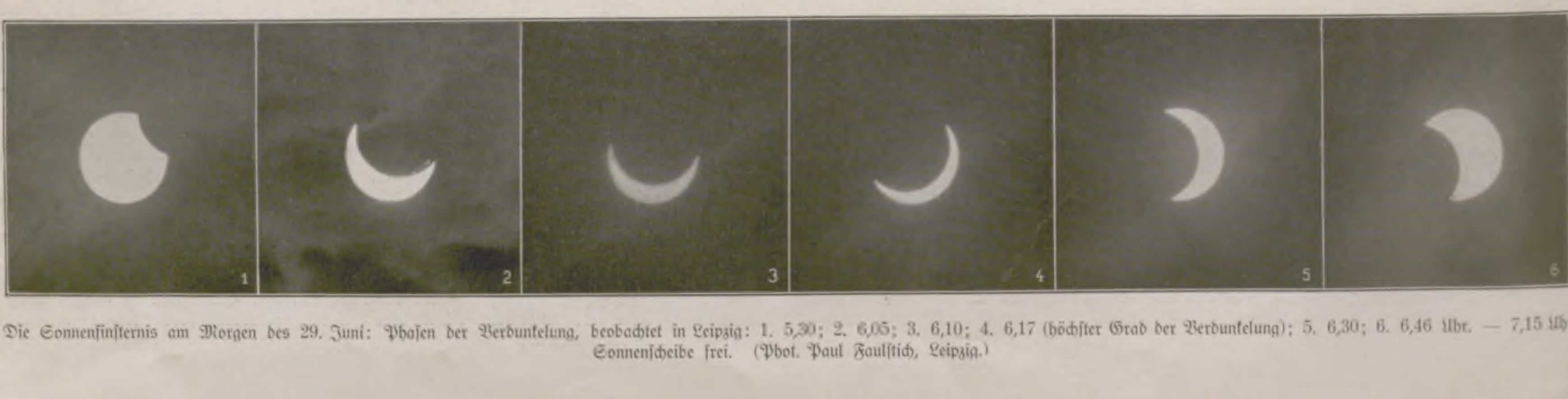
In Hamburg kam bei schwierigsten Bodenverhältnissen das 59. Deutsche Derby zum Austrag. Sieger im Rennen um das Blaue Band wurde nach erbittertem Endkampf „Mah Jong".



Von der kürzlich erfolgten Eröffnung der Kranebethsattel-Bergbahn (bei Gmunden, Oberösterreich): Die Bergstation am Kranebethsattel (1000 m).



Von dem Besuch der Presse bei der Weltfirma A. Borsig (Maschinenbau-Werke) in Berlin-Tegel, die vor 90 Jahren am 22. Juli durch August Borsig gegründet wurde: Die Teilnehmer der Besichtigung. × Geheimrat Ernst v. Borsig, ×× Geheimrat Konrad v. Borsig.



Die Sonnenfinsternis am Morgen des 29. Juni: Phasen der Verdunkelung, beobachtet in Leipzig: 1. 5,30; 2. 6,05; 3. 6,10; 4. 6,17 (höchster Grad der Verdunkelung); 5. 6,30; 6. 6,46 Uhr. — 7,15 Uhr Sonnenscheibe frei. (Phot. Paul Faulstich, Leipzig.)



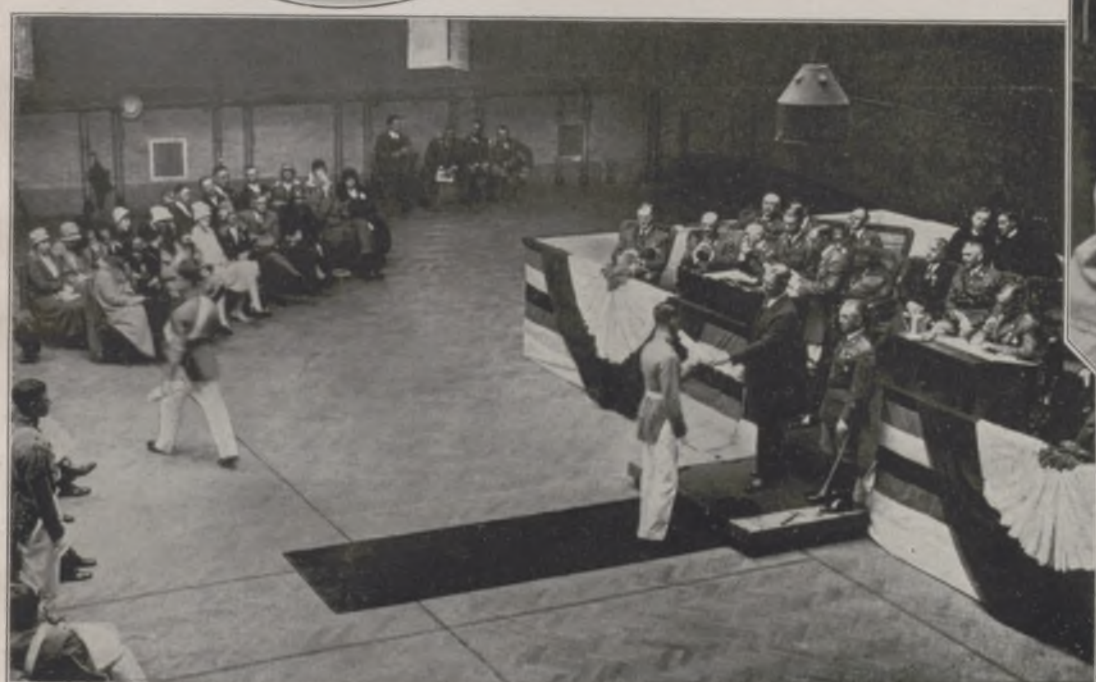


50 Jahre Deutsches Reichspatentamt: Während der Jubiläumsfeier im Langenbeck-Virchow-Haus am 1. Juli. >< Der Präsident des Reichspatentamts, Fritz v. Specht.

Im Oval: Aus dem spanischen Herrscherhause: Die Königin von Spanien, Viktoria Eugenia, geb. Prinzessin von Battenberg, in der sehr kleidsamen landesüblichen schwarzen Spitzenmantille auf dem Wege zur Kirche in Madrid.



Der dritte Ozeanflug von Amerika zum europäischen Kontinent: Commander Byrd, der am 28. Juni mit drei Begleitern in Neuyork startete und am 1. Juli bei widrigem Wetter an der Küste des Ärmelkanals nahe Ver-sur-Mer landete, an seinem dreimotorigen Apparat.



Beförderungszeremoniell in der amerikanischen Armee: Kriegssekretär F. Davis bei der feierlichen Überreichung des Offizierspatents an die neu ernannten Offiziere in der West-Point-Militärakademie, der großen Vorbildungsanstalt des amerikanischen Offiziersnachwuchses.





Bittfeierlichkeiten von Amts wegen um Regen in — China: Vertreter der Behörden der Stadt Peking im Tempel der Erde beim Gebet um Regen, welcher der in der Umgebung herrschenden Dürre ein Ende machen soll.
Rechts nebenstehend: Von der Einweihung der jetzt endgültig fertiggestellten Regent Street in London, die in den letzten Jahren nach und nach von Grund aus neu errichtet wurde: Das Königspaar bei der Fahrt im vierspännigen Wagen durch die Straße bei der Einweihungsfeier.





Von der am 25. Juni eröffneten fünften Berliner Turn- und Sportwoche: Frauensportvorführungen am 29. Juni auf dem Sportplatz des Sportklubs Charlottenburg in Witzleben; Medizinball-Spiel zu Paaren.

Rechts oben: Von der Kieler Woche, der berühmten segelsportlichen Veranstaltung, die am 24. Juni ihren Anfang nahm: „Inga Lill" (G. Estlander, Schweden), Sieger im Rennen der 22-qm-Schärenkreuzer um den Irene-Preis.





Vom Deutschen Derby in Hamburg, dem großen deutschen Zuchtrennen, am 26. Juni: Der spannende Endlauf im Kampf ums Blaue Band. Nr. 21 der Sieger „Mah Jong" (Reiter: Pretzner), daneben Nr. 25 „Libertas" (Reiter: Grabsch).
Links Mitte: Das Internationale Wurftaubenschießen in Hamburg-Bahrenfeld vom 23. bis zum 25. Juni, das der Schießklub Hamburg-Altona veranstaltete. Vorn Houmann (Dänemark), der erfolgreichste Schütze.





Vom Gauturnfest des Berliner Turnrats in Karlshorst bei Berlin (25. und 26. Juni) anläßlich seines 70jährigen Bestehens: Massenvorführungen der Männerabteilung.
Links nebenstehend: Aus dem Blumenkorso der Automobile und Motorräder durch die Straßen Berlins am 28. Juni im Rahmen der Berliner Turn- und Sportwoche: In eine Blumenmühle verwandeltes Motorrad mit Beiwagen.

Menschen im Föhn

ROMAN VON ROLAND BETSCH

(8. Fortsetzung.)

Er ging zu dem Fels, wo seine Habseligkeiten lagen, zog das Hemd über und kramte im Rucksack. Dann setzte er sich auf den Stein und fing an zu essen; langsam und fast mit Widerwillen kaute er die Bissen, setzte die Flasche an den Hals und trank.

„Sonderbarer Mensch!" Olsen lehnte den Rücken gegen das Kreuz und schaute über die Gipfel, die unter ihm lagen.

„Überall Rätsel! Wo leben wir? Was sind wir?"

„Wenn die Henker kommen, soll man sich aus dem Staub machen", rief Job herüber.

„Was meint er?"

Golm zuckte die Achseln. Ihm wurde übel vor Hitze, und er suchte nach einem Halt. Fand einen Fels, gegen den er sich schwer atmend lehnte. Er blickte nach Olsen hinüber, der hochgereckt am Kreuz stand und plötzlich in den Himmel ragte. Was war das? Nie hatte er solche Beklemmung gefühlt. Es rieselte durch den Kopf und kroch übers Herz. Der Schlund wollte austrocknen.

„Olsen — gib — mir was — zu trinken."

Aber Olsen war fort. Golm sah ihn über Felsblöcke kriechen, nach dem Südgrat zu. Ganz in die blauflimmernde Hitze war er getaucht.

Golm richtete sich auf und ging gegen den Wahnwitz dieses Zustandes an. Der Berg wandte sich von ihm ab, das fühlte er in dieser Stunde. Er schlich zu seinem Rucksack und trank den Tee hinunter. Nach einer Weile schwand die Unsicherheit. Er fühlte sich wieder stark und fest auf dem Fels stehend. Das Kreisen hörte auf, und die Gipfel traten klar vor seine Augen.

Da stand Job vor ihm. Knorrig und ausgemergelt, fast wie Holz. Er hatte ein zwinkerndes Lachen im Gesicht: „Daß Sie noch hier herauf sind, Herr Golm. Begreife nicht. Warum warten Sie nicht, bis der Fahrstuhl läuft?"

„Job, alter Kerl, warum sitzt Ihnen so der Grimm im Leib? Ich kann den Lauf der Zeit nicht hemmen, Job. Ich kann den Strom nicht aufhalten. Was wütet ihr alle gegen mich? Es ist mein Brot. Ich bin nicht schuld, wenn das Gebirge vom Stahl gefressen wird."

Der Führer lachte auf: „Alter Kerl! Ja, alter Kerl, das bin ich. Aber noch stehe ich oben. Meine Zeit ist noch nicht um." Er ballte die Fäuste. „Ich hab' noch mitzureden, wenn es gilt. Ich lasse mich nicht abtun. Vierzig Jahre schon steige ich herauf. Ich habe teil am Berg; ich kenne jede Ader und jeden Kamin; kein Couloir und keine Steilwand ist mir fremd. Ich hab' ein Wörtel mitzureden, wenn es gilt." Seine Gestalt wuchs, als er jetzt vor Golm stand und seinem Grimm Luft machte. „Wißt Ihr noch, Golm? Es mögen zehn Jahre sein, da habe ich Euch zum erstenmal hier heraufgeschleppt über die Nordwand. Bei der oberen Traverse wurdet Ihr hilflos und hattet blaue Lippen. Aber der Dieffenbronner hat's Euch ausgetrieben. Der Dieffenbronner hat Euch das letzte Schwindelgefühl aus den Rippen gedrückt, und Ihr wurdet ein Steiger, ein braver Steiger. Ein guter Berggänger wurden Sie, Herr Oberingenieur Golm. Der Henker muß Sie holen, daß Sie uns jetzt den Berg verschandeln."

„Ich tue nichts wider euch alle. Ihr verkennt mich. So wahr der Himmel über mir ist. Job, gebt mir Eure Hand. Ich war Euer Freund und will Euer Freund bleiben." Er reichte dem Führer die Hand hin, aber Zacharias Job wandte sich ab und blickte über den Gletscher hinunter ins Tal, wo er die Schutthalden erkennen konnte und die großen Stützpfeiler an den Hängen verankert waren.

„Von dort kriecht's herauf. Es ist wie Schwindsucht. Aber der Berg wird sich wehren. So wahr ich hier oben stehe, er wird sich wehren." Als er sah, daß Olsen zwischen den Felstrümmern auftauchte, verließ er Golm. „Ich gehe; denn mit euch hab' ich nichts gemein. Ich stehe noch fest auf den Beinen. Ich bin nicht am Ende. Ich bin — noch — nicht alt geworden."

Er schulterte den Rucksack, nahm Seil und Pickel und ging. Tiefblau stand der Himmel über ihm. Seine Gestalt war überhaucht vom Flimmern der Luft.

„Warum geht er?" sprach Olsen, dem das Erlebnis der Höhe in den Augen stand.

„Wohin, Job?" Golm rief ihm nach, und Job wandte sich kurz zurück: „Ich gehe über den Grat!" Er sank in die Felsen.

„Er will allein über den Grat."

„Laß ihn, Golm, laß ihn!"

Grau lag der Stein, von Sonne überschwemmt. Die Firnhänge wurden weich und waren wie silberne Spiegel.

Sie hörten noch vereinzelt tastende Schritte, die hell tönten und wie klingende Hammerschläge waren. Beide streckten sich in den spärlichen Schatten eines zerfressenen Steines, der in der Nähe des Kreuzes lag. Tag und Höhe wurden grenzenlos. Gedanken und Vorstellungen wuchsen über sich selbst hinaus.

„Stein, Fels, Schnee und Himmel, alles ist Problem. Leben und Tod, Flucht der Zeit, alles ungelöst. Wir sind Faktoren eines Gesetzes, das wir selbst nicht begreifen. Gipfel an Gipfel, Gletscher im Tal, Himmel über uns und rauschendes Wasser in der Ferne. Vielleicht nur Spiegelung der eigenen Brust. Vielleicht nicht vorhanden, nur gesehen, nur gedacht von uns. Tröstlich aber, zu wissen, daß wir geborgen sind, daß wir über Tod und Leben nicht hinauskönnen. Oh, wir sind geborgen, weil wir begrenzt sind. Gott ist ohne Ende; Gott ist unbegrenzt und muß immer sein. Gott ist ohne Ruhepunkt und Ausweg. Wir dürfen sterben, aber Gott ist ewig und ohne Zuflucht. Gott ist eine tragische Gestalt."

Werner Golm hörte diese Worte wie aus der Ferne. Unsichtbar Ding war zwischen ihm und dieser Stimme. Er hörte es fern rauschen und wußte, daß es der Strom seines Blutes war, der durch die Adern schäumte. Er wußte, daß es die Seele der Höhe war; der Geist des Viertausenders wuchs ihm entgegen, und er beugte sich vor ihm.

„Ich bin verlassen!" sprach er bitter. „Man hat mich preisgegeben. Ich stehe zwischen Fels und Tiefe. Olsen, gib mir einen Rat!" Er sprang auf und schritt auf das Kreuz zu. Packte es krampfhaft mit der Hand und schaute über den Abgrund, wo die Wand auf den Gletscher hinabstürzte.

„Du mußt eine Tat vollbringen!"

„Mir wankt der Boden unter den Füßen!"

„Wenn du schwach wirst, bist du verloren! Greife über dich hinaus! Eine Waffe besitzen wir, die ist stärker als Höhe und Abgrund und mächtiger als der Grat. Unser Wille!"

„Ich will stark sein, Olsen! Ich will!"

Da erhob sich der Nordländer und kam mit sicheren, stillen Schritten auf den Gefährten zu. Stand dicht vor ihm, als er lächelnd sprach: „Laß uns über den Grat gehen!"

Golm erschrak. Es rieselte kalt durch seinen Körper. Olsen jedoch lächelte.

„Ich bin vor Jahren mit Dieffenbronner hinüber. Kennst du ihn? Er ist fürchterlich."

„Ich kenne ihn nicht. Ich fürchte mich nicht vor ihm. Stein und Fels und Eis sind mir Freund, und dem Freund soll man sich anvertrauen. Komm, laß uns über den Grat gehen!"

Sie stiegen den Südhang des Gipfels hinab, mußten in einfacher Kletterei durch einen kurzen Stemmkamin und standen nach einer halben Stunde vor dem berüchtigten Grat, der sich in 3920 Meter Höhe nach der Weißen Frau hinüberzog. Zu beiden Seiten fielen die nackten Felswände ab. In ungeheuer exponierter Höhe lief dieser Pfad des Todes, hundertfach zerhackt und zerrissen, nach dem firnüberdeckten Gipfel des benachbarten Viertausenders hinüber.

„Schau' hinüber und erschrick nicht!"

Drüben, fast am Ende der Scharte, hing der greise Führer im Fels und kroch auf allen vieren, ohne Seil, über die fürchterliche Brücke.

„Eine gigantische Tat!" schrie Olsen, und die Feuer der Höhe brannten in seinen Augen. „Schau' ihn dir doch an, wie er an den steinernen Zähnen hängt! Nichts ist an Kühnheit dieser Tat gleichzustellen. Golm, auf! Wollen wir zwei hier zurückstehen? Mir strömt's durch alle Nerven."

Werner Golm zitterte, aber er seilte sich an. Er trat vor auf die Scharte, kauerte sich nieder und kroch langsam hinaus. Noch stand Olsen fest und hielt das Seil. Golm hing über der Tiefe und schaute hinab. Da schlich das Schaudern schmarotzerhaft in ihn hinein. Endlos lang war der Weg hinüber. Nie würde er zu Ende gehen. Himmel über ihm, Abgrund unter ihm und er auf einem Seil, auf einer Schneide. Er kroch dem Untergang in den Rachen; niemals würde er über diesen Grat kommen.

„Vorwärts!" hörte er eine hell klingende Stimme. Sie war wie ein Befehl; nein, sie war wie eine Warnung. Er wollte sich umschauen, da fiel sein Blick ins Tal, und er sah die Stützträger und Schutthalden; er sah die Seilbahn weit unten in der ertrunkenen Tiefe. Fels wuchs riesenhaft hoch. Fels wurde lebendig und wankte. Und jetzt — rrrumm mm! Sprengschuß!

„Halt!" rief Werner Golm und kroch hastig zurück; wurde in die Flucht geschlagen von der Gewalt dieser Höhe, die er in diesem Augenblick nicht mehr zu meistern verstand. Mit gesenktem Kopf saß er an der Seite Svend Olsens auf einem Fels und wurde von einem Krampf elender Zerknirschung geschüttelt.

„Ich kann — heute nicht — über den Grat!"

Zacharias Job war drüben angekommen. Er stand im Firn, schaute herüber und warf beide Arme in die Luft.

Svend Olsen stieß einen jubelnden Ruf aus.

„Aaa—la—la—iiiii!" rief er hinüber.

XII.

Als die Dämmerung kam, wurde der unbekannte Tote beerdigt. Eine kleine Schar stand in düsterer Gruppe um das offene Grab. Bergführer brachten ihn. Sie setzten den einfachen Sarg nieder, und ein Pfarrer sprach wenige Worte, die ohne Trost waren und ohne Ausblick. Man wußte nicht, wer der Tote war, was hätte man über ihn reden sollen!

Was sollten auch Worte um die Schwere solcher Stunde! Es waren einige Arbeiter unter denen, die den Heimgegangenen begleiteten. Sie standen in ihren beschmutzten Kleiderlumpen da und schauten einander nicht an; die klobigen Köpfe gesenkt, die Glut und den Schweiß des Tages noch in den Gesichtern, so hingen sie in einem Klumpen zusammen, und eine Ahnung wollte sich in ihnen regen, daß alles zwecklos und dies das Ende jeglichen Geschehens sei.

Klaus Dieffenbronner stand mit Maria in der vorderen Reihe, an ihrer Seite Zacharias Job, dem noch der Widerschein des Firns aus den Augen brannte.

Als sie den Sarg in die Erde gaben, kam Werner Golm die Gräberreihe entlang und blieb im Hintergrund stehen. Sein Gesicht war von der Sonne gerötet. Er hielt die Augen gesenkt und trug einen bitteren Zug um die Mundwinkel. Er hörte, daß Klaus Dieffenbronner sprach, ein wenig unbeholfen und eintönig im Tonfall. Er sprach vom Schicksal des Bergsteigers und von seinem Tod, der kein Tod sei, sondern ein Heimgehen; daß dieser Tod weitab liege von der großen Straße und von vielen nicht verstanden werden könne.

Golm, von einer jämmerlichen Stimmung überwältigt, wollte sich schon beiseitedrücken und den Friedhof verlassen; denn er war fremd hier; er gehörte nicht mehr zu diesen, die hier standen und wie eine Gemeinsamkeit waren. Er mußte sich still davonmachen, sonst würden sie ihn noch entlarven. Nie, seit er lebte, war er so furchtbar geschlagen worden. Gedanke und Erinnerung quälten ihn. Erde polterte auf Holz. Schrecklicher Klang; war wie Hammerschlag aus Höhlen und Schächten.

Golm wollte gehen. Da traf ihn Marias Blick. Zwischen den Köpfen der Arbeiter hindurch, sah er plötzlich ihre Augen, wie sie groß und unerbittlich auf ihn gerichtet waren. Da blieb er und war festgebannt. Da schob er sich durch den Menschenklumpen vor ans Grab und griff nach der Schaufel. In diesem Augenblick warf Maria dem Toten einen Strauß später Blumen nach. Golm sah die Blüten in der Grube liegen, und sie schienen ihm von Glanz und scheuer Liebe durchstrahlt. Was will der Tote, was will der Fremde mit Marias Blumen? dachte er und hielt krampfhaft die Schaufel. Er zitterte, als er die trockene Erde auf den Sarg warf. Dann schaute er sich um, von Qual durchsetzt, und hatte eine Vorstellung, er würde abseits stehen, und alle würden ihn anschauen und sein Tun beobachten. Er sah Klaus Dieffenbronner und Maria, er sah Zacharias Job und die Bergführer; er sah fremde Gesichter und die düsteren Mienen seiner Arbeiter. „Ich bin ja hier zur Schau gestellt.“ Er wankte von der Gruft. Sie schauten ihm betroffen nach, als er langsam und mit gesenktem Kopf aus ihrer Mitte ging.

Die Führer schaufelten das Grab zu. Die stumme Schar zerstreute sich langsam. In kleinen Gruppen liefen sie auseinander.

„Vielleicht, daß er's besser hat als wir“, sprach ein Arbeiter. „Am Tag hängen wir im Dreck, bis uns die Fingernägel bluten, und vom Schlaf wissen wir nichts. Na also!“

Ein anderer: „Aber keiner will runter unter den Boden. Keiner! Leben, nur immer leben! Beim Henker, wir fassen's nicht. Nein, wir fassen's nicht. Laß uns nicht davon reden.“

Ein Dritter suchte nach Sonne, nach Ausweg und Licht und Entschädigung. Er scharrte nach dem Begehrenswerten im Leben. „Und Sonntage?“ meinte er. „Und Weib und Kinder? Und gutes Essen und Schnaps und Gesangverein, hää!“ Er wehrte sich gegen die Dumpfheit, die ihm den Schädel sprengen wollte. Er schnüffelte nach dem Paradies.

Das Blut des Abends floß über die Zinnen.

Maria Dieffenbronner blieb am Grabe zurück, als müsse sie hier noch irgendeine Zwiesprache halten und das letzte Erfülltsein des Toten für sich begreiflich machen. Irgendeine dunkle Gemeinsamkeit zwang sie, zu bleiben, als wäre noch etwas zu sprechen, das keinerlei Aufschub dulde. Und so war ihr zu Sinn, als habe der Tote bisher geschwiegen, da zu viele Stimmen um ihn waren, als müsse er nun aber anheben, sich zu enthüllen und seine Brust zu öffnen wie eine Truhe. Meine Mutter ist tot, dachte sie, und ihr Gedenken war schwer. Meine Mutter liegt im Gletscher; vielleicht, daß dieser ihr begegnet auf einem Weg, der uns verschlossen ist. Es blieb stumm um sie her; nichts enthüllte sich ihr. Keine ferne Stimme wurde laut, und keine Hand streckte sich ihr unsichtbar entgegen. Da verließ sie das Grab und war von Traurigkeit erfüllt.

Vor der Pforte stand Werner Golm. Er war an die Mauer gelehnt und blickte sie an, als ob er kampflos wäre. Ganz einer Blindheit folgend, kam sie auf ihn zu.

„Warum stehst du hier allein?“

„Ich hab' auf dich gewartet, Maria!“

„Auf mich? Was willst du von mir? Ich will nach Hause gehen.“

Er blieb an die Mauer gelehnt, machte keine Bewegung und schaute nur immer vor sich hin.

„Was habt ihr mit mir gemacht, Maria? Warum seid ihr meine Feinde? In mir ist etwas, das ich dir nicht sagen kann. Ich bin leergebrannt, Maria. Wende dich nicht ab von mir!“

Sie zwang sich zu stiller Antwort.

„Ich bin nicht dein Feind, glaube mir das. Ich bin auch nicht böse auf dich. Wir alle sind dir nicht böse. Nur sollten wir uns trennen. Es wäre gut, wenn wir ganz zu Fremden würden, durch keinerlei Beziehungen verknüpft.“

„Warum das, Maria?“

„Weil du nicht zu uns gehörst. Verstehe mich doch!“

„Ich bin verlassen ohne dich.“

„Ohne mich?“ Sie erschrak vor diesem Wort. „Ohne mich? Was willst du von mir. Ich habe dich doch verloren!“

„Wenn ihr mir die Hände reicht, ist alles gut. Das sitzt wie eine Krankheit in mir, die mir alle Freiheit nimmt. Ich muß dir etwas sagen, Maria, was ich hinausschreien möchte, damit es mich nicht zerfrißt. Wir waren oben auf dem Sifantagipfel. Wir wollten über den Grat. Mit deinem Vater bin ich zum erstenmal hinüber. Weißt du es noch, Maria? Er schlug mir auf die Achseln, als wir drüben waren. Er lobte mich nicht, aber er schlug mir derb auf die Achseln mit beiden Händen.“ Er setzte eine Weile ab und wollte das Geständnis nicht über die Lippen bringen. Bis es zuletzt sich langsam hervorquälte. „Ich konnte heute nicht über den Grat, Maria! Der Schwindel schüttelte mich. Gebt mir wieder eure Hand, und alles ist vorbei!“

„Aber was willst du von mir?“

Er fand keine Antwort, denn es war sinnlos, was er hätte sagen müssen. Da stand doch Cornelie zwischen ihnen. Was wollte er denn? Welche Torheit, hier noch länger zu verweilen. Sie erriet seine Gedanken und wurde jäh erfaßt von einer häßlichen Vorstellung.

Sie schaute ihm still in die Augen, und er sah, daß ihre Seele voll weher Bitterkeit war, und daß sie einen Weg zu ihm suchte, der von Wirrnis überwuchert schien. Er wollte nach ihrer Hand fassen, aber er fand nicht den Mut zu diesem Betrug. Cornelie stand zwischen ihnen. Der Name wuchs hoch vor ihm wie eine Mauer. Er griff sich an die Stirn. Der Name hämmerte gegen die Schläfen.

„Was soll ich beginnen?“

Er ließ den Kopf hangen und krampfte die Fäuste zusammen. Maria ging, ohne daß er aufschaute und es gewahr wurde. Als sie schon weit von ihm entfernt war, fuhr er hoch, seine Erstarrung löste sich, und er griff mit beiden Händen nach ihr, die auf dem Wiesenpfad durch ein Meer von Gräsern und Blüten schritt. „Maria!“ rief er, und seine Gedanken waren verwirrt. „Maria! Verlaß mich nicht!“

Sie schaute sich nicht um nach ihm. Während sie in den singenden Abend ging und vom Wirrsal der tausendfältig sprießenden Hochlandwiese eingehüllt war, weinte sie still vor sich hin und fand kein Ende für ihre Tränen.

Auf halbem Weg traf sie auf Svend Olsen. Er sah ihre Not und fragte sie nicht.

„Ich will ein Stück Weges mit Ihnen gehen, Fräulein Maria. Der Abend ist so schön.“

Sie sah ihn forschend an und war froh, solchen Gefährten zu finden.

„Warum wollen Sie mich begleiten, Herr Olsen?“

Sie wußte nicht, warum sie diese Frage tat. Es erschien ihr selbst sinnlos hingesprochen und ohne Bedeutung.

„Weil Sie mir so merkwürdig nahe stehen.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Mag sein, daß ich mich selbst nicht recht verstehe, und daß ich Ihnen keine Erklärung geben kann. Das kam mir nur so in den Sinn. Ich habe den Gedanken, ich müßte mit Ihnen zusammen einmal einen jener Bergriesen bezwingen, dessen Besteigung maßlose Schwierigkeiten bietet. Sie haben geweint, Maria!“

Er ging mit ihr bis Ponthilara hinunter. Bei den ersten Häusern verließ er sie. Als er das Tal langsam wieder hinaufstieg, wurde es dunkel, und dann lag das Geschmeide des Himmels über ihm.

XIII.

„Die Pest!“ fluchte Buccalini, der auf dem Bauche lag und den Bohrer gegen das harte Gestein preßte. „Die Pest!“

Giacomelli lachte und gab keine Antwort. Sie lagen Seite an Seite im vordersten Stollen, tief im inneren Mark des Berges. Waren überkrustet vom Staub, und das Schwarz der Pulvergase hing unter ihren Augen. Salztropfen glänzten in den Gesichtern, auf denen der Unrat wie Larven saß, und wo nur die Augen glänzten und das gegen jeden Dreck gefeite Weiß der Zähne.

Wenn ich ihm die Gurgel hier zerdrücke, kräht kein Hahn nach ihm, dachte Buccalini und stemmte die Brust gegen den Bohrer. „Die Pest! Die Pest!“ Muskeln schwollen an den nackten Armen, die vom spitzen Stein blutig gerissen und mit halb verheilten Wunden und Schürfungen bedeckt waren.

„Was fluchst du mir die Ohren voll?“

„Wir sind alle gleich! Vor Gott sind wir alle gleich, hat der Pfarrer gesagt. Du bist nicht mehr als ich, wenn wir aus dieser Hölle hier heraus sind. Hier kannst du die Fresse aufreißen, aber draußen bist du nicht mehr als ich.“

„Hat der Pfarrer gesagt“, höhnte Giacomelli. „Was willst du denn, dreckiges Vieh!“ (Fortsetzung folgt.)



Gamsbartrupfer. Gemälde von Rudolf Schramm-Zittau.

Wochenend in Paddelboot und Zelt

/ VON CARL J. LUTHER / MÜNCHEN



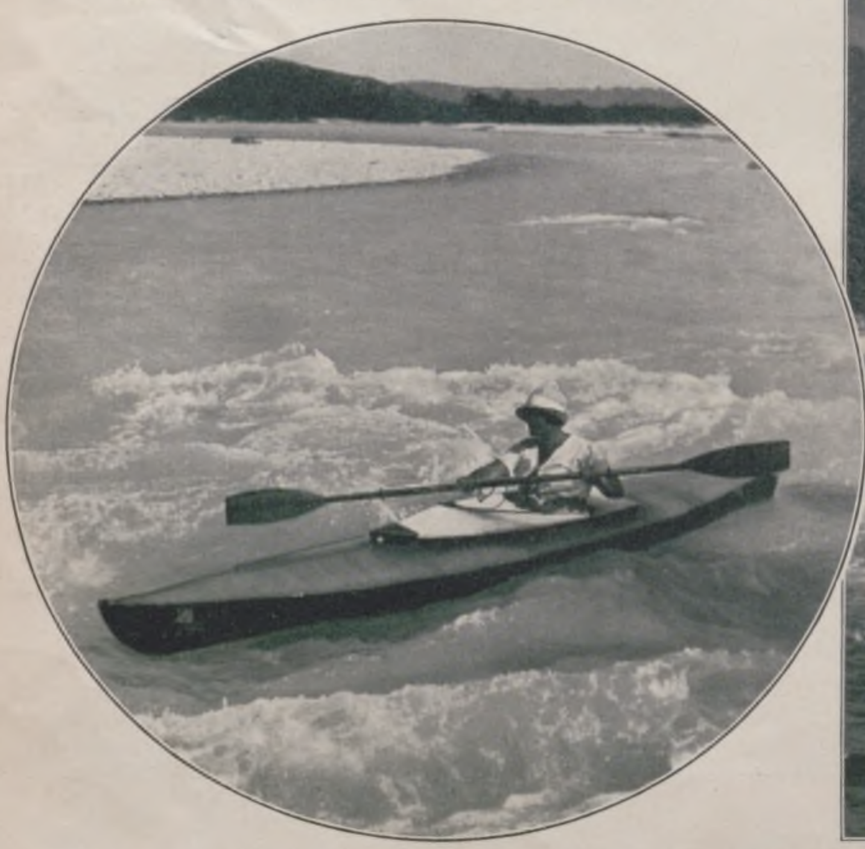
Fertig zur Abfahrt: Schlank und rassig sind Boot und Mädel.



Die Ouvertüre: Hunderte von Faltbooten aller Art werden am Ufer der Flüsse aufgebaut. (Faltboot-Aufbau bei Lenggries an der Isar.)

Das ist die auch vom Sport und von der sportlichen und touristischen Rückkehr zur Natur nicht fernzuhaltende Tragik, daß der Mensch aufbauend doch sein Werk selber auch wieder vernichtet. Wir wollen und suchen nach hastigen Arbeitstagen die Wochenendausspannung, und wir suchen sie so gern an den Ufern und auf den Wellen schöner Seen und einsamer Flußläufe; wir flüchten aus dem Bereich allzu leichter Zugänglichkeit überdies mit Boot und Zelt in die schöne Unberührtheit stiller Idyllen und halten nun leider — den Mund nicht. „Preisend mit viel schönen Reden", locken wir immer mehr „Gleichgesinnte" und Außenseiter zum selben Erlebnis, um mählich zu merken, daß aus kleinem Kreis eine Menge wird, die unseren schmalen Pfad breittritt, und wir dann weiterflüchten müssen zu neuen stillen Eilanden. So „erschließen" wir allzu mitteilsamen Wanderer, Stadtflüchtlinge und unstet, Gottes schöne weite Welt, bis sie endgültig zertrampelt unter uns liegt.

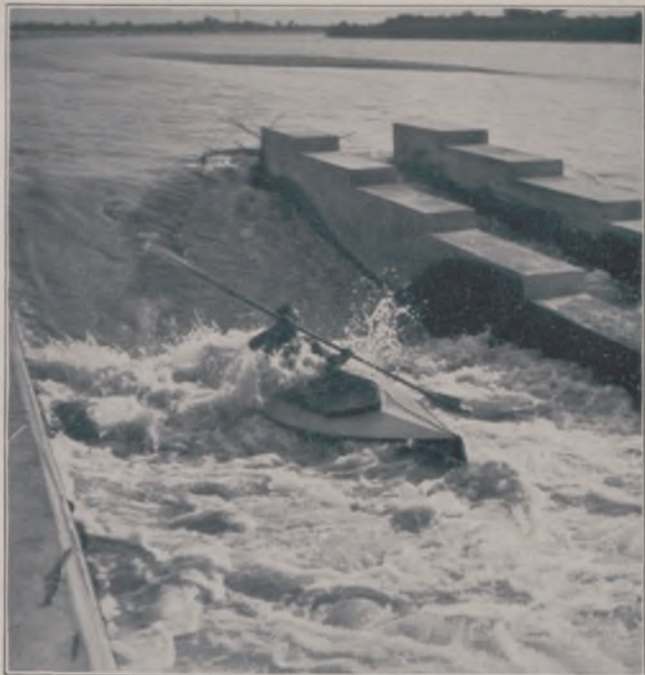
Einst waren wir fast allein, verlacht vielleicht; heute werden an den Oberläufen der Flüsse, die Wassersportweg zur Stadt zurück sind, Tausende von Sportbooten aller Art aufgebaut. Der Egoist in uns lehnt sich auf dagegen, aber dennoch freut sich ein, wie uns dünkt, besseres Ich über die Tatsache, daß nun viele andere mit uns zu solchem Erderlebnis pilgern, und daß die Mädel, schlank und rassig wie das kleine Boot, das sie meistern selbst im Wildfluß und im Wogenprall, nicht mehr wie ehedem ungewandte Zimperliesen sind. — Sonntag ist's, Sonnentag, der Fluß scheint lebhafter, freier zu strömen, oder wir deuten es so, weil wir selber ledig aller Alltagssorgen sind. Man kann nur am Sonntag Sport treiben. Wie dieser Ruhetag zu seiner Berechtigung die Wochentage der Arbeit bedarf, kann Sport, wenn er nicht ausarten und seines Wesens entkleidet werden soll, nur Feiertagsabkehr von der Arbeit sein. Nun, diesen Feiertag haben wir uns verdient, und so können wir ihn und unseren Sport hochgestimmt denn auch voll genießen, wenn unser kleines Boot mit gut gedichteten Sitzlucken vom richtig gefundenen Stromstrich durch die Bergtäler getragen wird und hoch aufspringt auf den gischtenden Rücken der Widerwellen in den Stromschnellen. Daß eine hohe Welle uns ab und zu einmal regelrecht abduscht, kann an diesem heißen Sonnentag nur unseren Spaß erhöhen. Auch die Brandungswellen auf sturmbewegtem See tun uns nicht viel an, wenn wir auch vorziehen, weiter hinauszufahren, wo die Wellen rhythmischer tanzen und wir weniger Gefahr laufen, von den langen Brandungskämmen seitwärts an Land gesetzt zu werden.



Schnell und sicher fährt dann das Faltbootmädel seinen leichten Einer durch den Schwall hoher Wellen ...



... oder sitzt als Kajakfrau und Ausguckmatrose, durch eine gute Spritzdecke gegen Wogenprall geschützt, in der vorderen Sitzluke des Zweiers.



Gute Abdichtung der Sitzluke ist geboten, wenn es durch die wildbewegten Floßgassen-Wellen geht . . .



. . . oder wenn wir uns rüsten zur Fahrt über den sturmbewegten See.

Hunderterlei eigenbewegte Erscheinungen des Flusses und des Sees, der sich in breiter Taltrogung irgendwo bildet, erfüllen Leib und Sinn auf solcher Reise mit angenehm fesselnder Beschäftigung. Sonne und Wind haben Zutritt zur bloßen Haut und durch die luftige, dem steten Schwimmbereitsein angepaßte Kleidung; der ganze lange Tag ist freudvolles Erlebnis, bis ein fürs Zeltlager gut geeigneter Platz gefunden wird. Zwar sind unsere heutigen modernen Sportzelte durch wasserdichte Gummiböden auf einen absolut trockenen Standplatz nicht mehr angewiesen, auch die mitgenommenen Gummiluftmatratzen entheben uns der früheren Sorge um ein Bündel Stroh. Wir haben die kleinen Stoffhäuschen oft genug schon während strömenden Regens ins nasse Gras, auch an wenig geeignete Plätze gebaut, wenn die Zeit nicht mehr reichte, einen besseren zu suchen. Aber heute haben wir einen schönen, warmen Abend zu erwarten, und so sind wir denn wählerisch genug, suchend immer weiter zu paddeln. Da, schau' dort hin an den Waldrand, da ist's schön, trocken, aussichtsreich — lange kann uns die Abendsonne bestrahlen — Tannen, unter denen das Zelt stets besser steht als unter Laubbäumen, bilden etwas Windschutz — eine Quelle plätschert! Hier ist's gut sein, hier wollen wir Hütten bauen und in der lauen Sommernacht plaudernd am Lagerfeuer sitzen, einen knusprigen Spießbraten drehen und vom Erlebnis solcher Flußreisen in weite Welt den erzählen lassen, der sie als echter Wanderbursch in Eile mit Weile genoß.

Vielleicht kommt dann auch zu Lande ein Wanderbursch vorüber und setzt sich zu uns oder der Bauer, dem das Land gehört, auf dem wir lagern. Wir haben ja Ödland gewählt und Flurschaden vermieden. Es kann sein, daß der Bauer als Feind sich unserem Lager nähert. Es liegt dann an uns und unserem ganzen Verhalten, daß er uns Freund wird. Mir ist es auf den vielen Wanderfahrten weit in die Lande noch nie begegnet, daß wir uns mit dem Einheimischen verfeindeten. Auch richtige Choleriker haben uns schon gestellt, und doch sind wir im guten mit ihnen ausgekommen, weil wir sie in ihrer Art nahmen und vor allem jeden Städterdünkel beiseiteließen. — Streifende Dorfjugend entdeckte uns wohl immer zuerst. Sie ist uns im Nu Freund, wenn wir sie nicht verjagen, sondern rufen und ihr all unsere Zigeunerherrlichkeit zeigen. Befriedigt ziehen die Buben und Mädel dann sogar früher ab als bei anderem Verhalten, und auch Vater und Mutter werden durch ihre Erzählung fast regelmäßig zu unseren Gunsten gestimmt.



Rasch ist am Abend das bewegliche Eigenheim des Paddlers, das Zeltlager, errichtet.



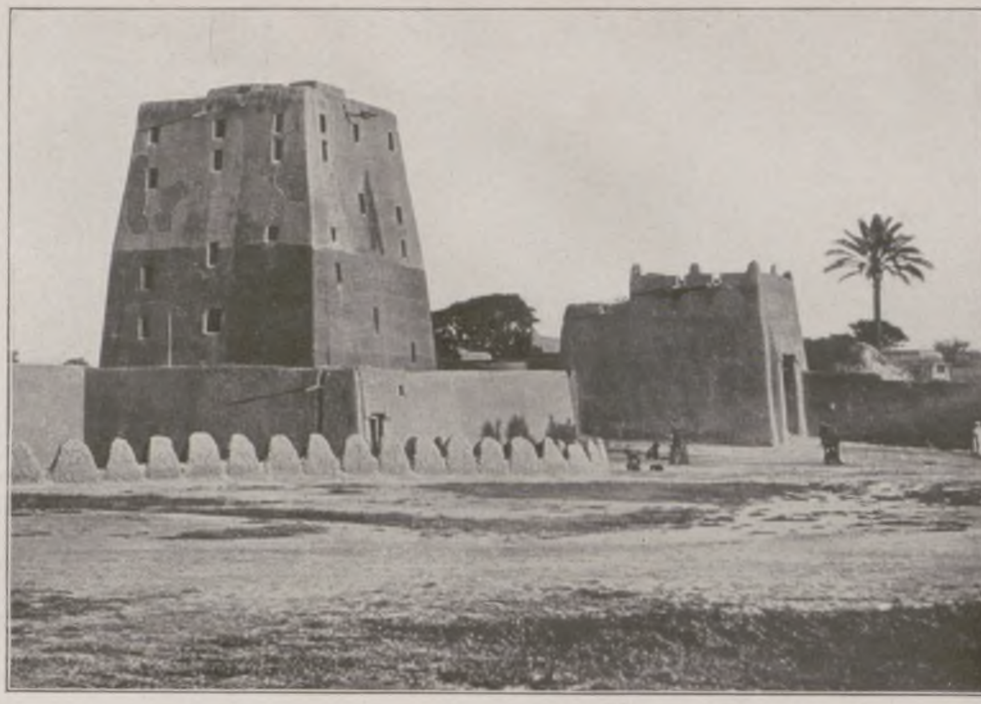
Hoch überm Wasser auf trockenem Boden und unter Bäumen lagert man sich im Abendsonnenschein . . .



. . . und genießt dann bei dunkelnder Nacht das schöne Erlebnis am Lagerfeuer.

Kano in Nordnigeria

Kano, die Hauptstadt der gleichnamigen, einst zum Negerreich Sokoto gehörenden Provinz in Westafrika, die jetzt einen Teil der britischen Kolonie Nordnigeria bildet, ist eine bemerkenswerte Stadt. Als südwestlicher Markt der Araber ist sie ein Berührungspunkt morgenländischer Halbkultur mit afrikanischem Städteleben. Die Bevölkerung der Stadt setzt sich hauptsächlich aus Haussa und Fellata (Fulben) zusammen, jedoch lebt auch eine Anzahl weißer Araber beständig hier. Die eigentliche Stadt Kano, auch das „Sudanesische London" genannt, ist von einer hohen Lehmmauer umgeben, durch die 14 Tore führen. Alle Seiten des Lebens zeigen sich in den Straßen. Es ist ein reiches, lebendiges Bild einer kleinen Welt für sich, äußerlich durchaus von dem, was man in europäischen Städten zu sehen gewohnt ist, verschieden und doch in seinen vielfachen Triebfedern so ähnlich. Der Handel liegt hauptsächlich in den Händen der Araber und Haussaner.



Die Moschee auf dem Königsplatz in Kano.



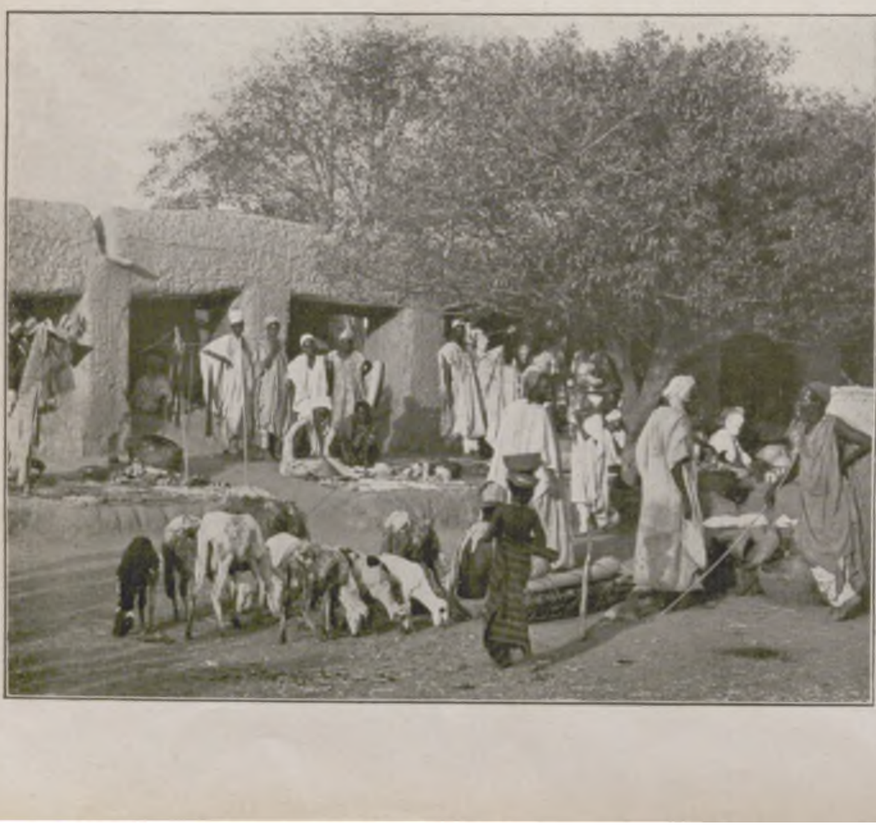
Vor einem der Stadttore.

Der Marktplatz in Kano bietet zu jeder Tageszeit einen sehr interessanten Anblick dar. Unter Mattendächern, die von Pfählen gestützt werden, oder in den aus Lehm gebauten Markthallen sind Lederarbeiten, wie Beutel, prächtig geflochtene Kissen, Zäume und Sättel, Sandalen und Schuhe aus rotem und gelbem Leder, zum Verkauf ausgestellt. Salzstücke, getrocknete, auf Schnüre aufgereihte Datteln, Eisenwaren usw. liegen in Haufen aufgeschichtet. Weniger verlockend für den Europäer ist der Fleischmarkt. Ganz in der Nähe liegen weiße, farbige oder gestreifte Stoffe ausgebreitet, auch fertige Gewänder, prächtig bestickt, reich verzierte Satteldecken, Turban- und seidene Kopftücher für die Schönen des Landes. Auch Schmucksachen sind in großer Auswahl da. Schwere silberne oder kupferne Arm- und Fußspangen, Fingerringe, Halsketten usw. harren der Käuferin. Mehr oder weniger wohlriechende Öle und Salben spielen bei diesen Völkern ebenfalls eine große Rolle. Besonderer Beliebtheit erfreuen sich alkoholhaltige Parfüme.

Ein ewiges Kommen und Gehen herrscht hier. Auffallend groß ist die Zahl der Aussätzigen, die einen schrecklichen Anblick bieten. Schwer belastete Kamele wanken einher, mit Häuten, Fellen, Erdnüssen oder anderen Landesprodukten beladen, von stolzen Busus begleitet, den Angehörigen eines stammverwandten Volkes der Tuaregs, jener gefürchteten Wüstenräuber. Eigenartig mutet ihre Sitte des Verhüllens des Gesichtes an, offenbar ist sie aus dem Schutzbedürfnis gegen die Mund und Nase austrocknende Wüstenluft hervorgegangen. Bewaffnet sind sie mit einem langen Speer, Schwert und Dolch. Die Busus sind ein wohlgestaltetes Volk mit regelmäßigen Gesichtszügen, kupferroter bis dunkelbrauner, gewöhnlich bronzefarbener Haut, von stolzer Haltung — so ziehen sie vorüber, um die ihnen anvertrauten Güter in den großen Handelsfirmen von Kano abzuliefern. Solche Karawanen zählen oft 100 und noch mehr Kamele. Nach kurzer Rast von wenigen Tagen verlassen sie diese Handelsmetropole wieder, um, reichbeladen mit Baumwollzeug, Salz, Zigaretten oder anderen so beliebten Produkten des Abendlandes, nach ihren Ausgangspunkten, Sinder, Maidugeri, Sokoto oder gar dem fernen Timbuktu, zurückzukehren. — Ein riesiges Völker- und Sprachengemisch herrscht den ganzen Tag über: Mandingos, Fulben, Tuaregs, Kanuri und Beri-Beri (Leute aus Bornu), Araber der westlichen Sahara, aus Algerien, Tunis und Tripolis, sie alle trifft man hier zur Zeit der Karawanen, alle auf das eine Ziel bedacht, durch Übervorteilung des andern einen kleinen Gewinn zu machen. Die Menschen von Kano selber in ihrem bunten Gemisch der Rassen und Kleidung, vom fast nackten Neger aufwärts bis zu dem farbenreich und prächtig gekleideten, auf edlem und reichverziertem Rosse sitzenden Araber, bieten in ihrem Tun und Treiben immer anregende und fesselnde Schauspiele. E. Alder.



Blick auf die etwa 3500 Einwohner zählende Stadt.





Eingeborene beim Bau eines Hauses. — Links: Marktszene.





Studie zur Schusterwerkstatt. 1880.
Links nebenstehend: Christus im Tempel. 1879.



Die Eltern des Künstlers. 1891.



Enkelin des Künstlers mit Kinderfrau. 1919.

MAX LIEBERMANN

ZUM ACHTZIGSTEN GEBURTSTAG DES KÜNSTLERS

Als eine Ehrung zum 80. Geburtstag Max Liebermanns am 20. Juli ist die Ausstellung in der Akademie der Künste zu Berlin, ein Extrakt aus seinem fünfundfünfzigjährigen Künstlerleben, gedacht. Hundert Bilder aller seiner Schaffensperioden hat man aus seinem großen künstlerischen Lebenswerk zusammengebracht; ein Viertel der ausgestellten Arbeiten stammt aus den letzten zehn seit der Ausstellung in der Akademie vom Jahre 1917 vergangenen Jahren. Die lang umkämpfte, heute überall anerkannte Künstlerschaft Liebermanns, des Hauptmeisters des deutschen Impressionismus, offenbart sich in diesem umfassenden Gemäldewerk, und wir spüren: hier spricht, unbeschränkt durch die Grenzen seiner Kunstrichtung, ein wahrer Künstler zu uns.

Wiedergabe der Abbildungen mit Genehmigung von Paul Cassirer, Berlin.



Wannsee-Garten. 1918.



Spät-sommer

SPEZIALAUFNAHMEN DURCH UNSERE WIENER MODE-KORRESPONDENTIN CLAIRE PATEK (PHOT. KITTY HOFFMANN)









Oben links:

Schlangenhautmantel und Schlangenhautschuhe. Modell: Zwieback.

Oben rechts:

Die Filmschauspielerin Marion Mill trägt das weiße Abendkomplet: Gaze-Musselinkleid mit Brillanten- und Perlmutterstickereien und Georgette-Mantel mit Brillantenstickereien und weißer Fuchsbordierung. Modell: Kuschnitzky & Gerstl.

In der Mitte:

Die Filmschauspielerin Renate Renée in einem Kleid mit den neuen Blumengodets; Spitzen und Georgette in Rosenfarben zusammenarrangiert. Modell: Kuschnitzky & Gerstl.

Links nebenstehend:

Der moderne Moirémantel, mit aparter Hermelin-Imitation garniert, für den Hochsommernachmittag. Modell: Kuschnitzky & Gerstl.

Rechts nebenstehend:

Bei diesem Kleid, das Adele Krausenecker, Solotänzerin der Wiener Staatsoper, zeigt, sind beige-rosé Spitzen mit Georgette sehr reizvoll zusammengearbeitet. Dazu handgestickter Hut. Modelle: S. Steins Söhne (Kleid), Berteaux (Hut).

Joachim Hellriegel

Erzählung von Gustav Schröer

Der Sturm heulte und warf die Regentropfen garbenweise gegen die Fenster. Joachim Hellriegel saß und grübelte. Die breite Faust lag schwer auf der Schreibtischplatte. Ruckweise öffnete und schloß sich die Hand, und die hohe Stirn des Gutsherrn war rissig. Er schob den Gerichtsbescheid weit über die Platte des Schreibtisches hinüber. Er sah aus, als könne er weder mit dem Wisch noch mit sich selber fertig werden. Geschieden! Warum nicht? Seine einstige Frau ist als allein schuldiger Teil verurteilt. Ist das eine Genugtuung? Irgendwo kichert der Teufel. Aber es ist immerhin gut so. Wäre ihr Anwalt noch pfiffiger gewesen, wäre auch nur der Schatten eines Makels auf ihn gefallen, hätte er, Hellriegel... Ja, was hätte er? Verkauft? Nein! Der letzte Hellriegel verkauft sein Gut nicht. Aber vielleicht säße er jetzt hinter Schloß und Riegel, weil er entweder den Verwalter oder seine Frau, die es mit dem gehalten, totgeschlagen. Totgeschlagen? Joachim Hellriegel lachte unbändig auf. Wieso die Frau totschlagen? Den Piepmatz zwischen den Händen erdrücken? Den — Piepmatz? Die Heirat war ja wohl von Anfang an eine Fehlrechnung gewesen. Der Rest waren tote Tage und Stunden. Nun ja, Tage und Stunden! Was kommt's darauf an? Das Leben ist verdammt lang. Die Frau hatte übrigens am ganzen, über tausend Morgen großen Gute bloß die Ställe gesehen und gerochen. Als er sie der Untreue überführte, war es gerade solch eine Sturmnacht wie heute. Das weiß Joachim Hellriegel noch. Es winselte so wundervoll in allen Ecken. Aber im übrigen?

Er hatte den Verwalter in die Höhe gehoben und ihn durch das Fenster geworfen. Das war zufällig geschlossen, und so gingen halt eben Scheiben und Rahmen mit hinaus. Drunten war der Kerl auf den Mist gefallen. Das war der erste Akt.

Der zweite war noch weniger geräuschvoll. Joachim Hellriegel war gar nicht zum Termin gegangen. Die Sache war ja wohl binnen einer halben Stunde erledigt gewesen. Dann — geschieden. Da lag der Wisch.

Es war nun schon mehr als ein Jahr darüber hingegangen, und — der Wisch lag immer wieder da. Überhaupt: Männlich war ja wohl, wie Joachim Hellriegel sich jetzt gab und dachte, nicht, aber — soll einer aus seiner Haut fahren können? Weder in den Tagen, da er wie ein witternder Fuchs war, noch an dem, da er die Beweise in der Hand hatte, war ihm, was einst gewesen, lebendig geworden. Das geschah erst nachher, ließ nicht nach an innerer Kraft, ward nicht schwächer, ward vielmehr stärker und deutlicher. Und das war das Niederträchtige, gegen das er alle Mittel anwandte — alle — und womit er doch nicht fertig wurde.

Natürlich war die Ehe eine Fehlrechnung gewesen, aber... Herrgott, wie das Weib an seinem Halse gehangen! Sie war gerade so groß, daß ihre Hände knapp hinter seinem Hals zusammenreichten. Wenn sie ihn dann küssen wollte, mußte er sich entweder herabneigen oder sie zu sich emporheben. Hundertmal hatte er im Scherz den Kopf zurückgebogen. Dann hatte sie an ihm hinaufzuklettern versucht, und es war ein Lachen gewesen, daß alle die Ahnen an den Wänden mitlachen mußten. Und hundertmal hat er sie auf seinen Schoß gesetzt, das Nichtschen aus lauter feinem Spitzenzeug. Der Hals! Mein Gott, ein Griff und... Und die Arme und die Hände! Und sie war seine Frau gewesen mit allen Wonnen. Fehlrechnung? Wer hat das erbärmliche Wort gesagt? Er, Joachim Hellriegel, nicht. Es war keine Fehlrechnung! Was hatte die Wirtschaft mit dem Menschen zu tun? Fragt Hellriegel danach, ob da gespart oder dort vergeudet wird? Verdammt! Er fragt danach. Er! Dazu ist er da. Das sieht er, und da fährt er dazwischen, wenn's ihm nicht paßt. Aber seine Frau? Er hat eine Frau geheiratet, daß sie ihn glücklich mache. Und das hat sie getan; sie hat ihn unmenschlich glücklich gemacht, sie, die Schneeflocke, ihn, den klotzigen Hellriegel. Denn ein Klotz ist er. Ein Meter neunzig lang und so breit, daß man zwei leidlich normale Männer aus ihm machen könnte. Er hat seine Frau auf die flache Hand gesetzt und sie lachend durch die Stube getragen. Sie aber hat, den ganzen Hellriegel zu tragen, zu führen, nur den kleinen Finger gebraucht.

Der grübelnde Mann schlägt sich vor die Stirn. So ein — Kind! Er natürlich! Wie ein Kind ist er gewesen. Sein ganzes Leben ist auf die Frau zugemündet und hat alle Tage vor dem einen gebangt! Was nun, wenn sie Mutter wird? Hellriegel, an dem Tage, an dem sie an dem Kinde stirbt — und sie stirbt bestimmt daran — jagst du dir eine Kugel durch den Schädel; denn das kannst du nicht verwinden! Sie haben keine Kinder gekriegt. Bloß verliebt waren sie. Und dann!

Der Sturm heult. Blas zu, Sturm; schlag die ganze Welt in Fetzen! Es ist alles so verlogen. Was ist der Mensch? Zeitendünger. Du glaubst, er wäre mehr? Keinen Deut. Dünger! Wie sich die alten Linden draußen wehren! Ihr Narren! Da steht ihr nun schon zweihundert Jahre. Was wollt ihr noch? Habt ihr noch nicht genug dessen gesehen, was die Narren Schicksal nennen? Haut doch hin! Haut hin und haut das Haus mit kaputt mit allem, was drum und dran ist!

Wie lange ist's her seit dem Tage der Scheidung? Vierzehn Monate? Lächerlich. Das muß doch erst gestern gewesen sein!

Ach nein, es war wohl schon länger her. Joachim Hellriegel lebt doch wohl schon länger; denn da sind... Laß die Namen! Aber es ist bestimmt länger her, und seit der Zeit lebt er, Joachim Hellriegel. Und was für ein Leben das ist! Schön? Schön wie — die Hölle! Ein Kerl wie er. Voller Saft und Kraft. Und die Weiber sind ganz verrückt. Es ist keine einzige unter ihnen, die mit einer Heirat rechnete. Sie wissen genau, daß er sie eines Tages wie alte Lappen in die Ecke wirft, aber...

Gott sei Dank, daß sie kein Kind hatten. Das wäre ihm wahrscheinlich zugesprochen worden und hätte ihn mit seinen unschuldigen Augen angesehen und dann... Am Ende hätte es die Augen seiner Mutter gehabt!

Wenn die Wände erzählen könnten! Sie haben alles gehört, Girren und Seufzen, Lachen und Heulen. Und Joachim Hellriegel lacht. Er lacht jetzt zu allem.

Wer dem Manne, der einst den Roggenhalm beinahe wie ein süßes Wunder geliebt, gesagt hätte, daß er einmal so lachen würde. So! Über die ganze bucklige Welt und über sich selber. Daß er lachen würde, als der Hagel im vorigen Jahre ganze Breiten zusammengeschmissen, und ein finsteres Gesicht machen würde, als die Scheunen, wie in diesem Jahre, nicht ausreichten, den Segen zu bergen!

Huiii! Das war doch wieder einmal ein Sturm, der sich hören lassen konnte. Nicht dieses kleinliche Gekläff und armselige Gekeife. Ein Brüllen wie — Es muß doch dazumal ähnlich geklungen haben, als Joachim Hellriegel in seinem Schlafzimmer aufbrüllte, da zum erstenmal das Bett neben seinem leer stand.

Der Mann steht auf und reckt sich. Wie ein Baum ist er. Und über ihm und unter ihm und um ihn ist Sturm. Er stößt die Faust in die Luft. Wer gibt mir Arbeit für die ungeheure Kraft in mir? Arbeit! Arbeitet er eigentlich? Joachim Hellriegel läuft mit starken Schritten hin und her. Das ist ja das Verrückte, daß er arbeitet! Nicht um sich zu betäuben, nicht um zu erraffen, nicht aus erfühlter Verpflichtung. Alles nicht. Er muß, weil er — ein Bauer ist. Richtig bedacht: Es macht Spaß. Wie die Weizenschläge standen, und wie das Vieh auf den Koppeln wimmelte. An Haus, Scheunen und Ställen kein Tadel. Hellriegel hätte gemerkt, wenn auch nur ein Nagel fehlte. Es machte Spaß, aber... Früher hatte er gesagt: „Komm her, Piepmatz!" Und jetzt sagt er: „Vergiß, Dummkopf!" Verdammt kurz hüben wie drüben und doch ungefähr so weit auseinander wie Nordpol und Südpol.

Hei, der prachtvolle Sturm draußen! Der dreht alles durch, und was nicht niet- und nagelfest ist, innerlich und äußerlich, das schmeißt er über den Haufen. Ist recht. Immer weg mit dem Kroppzeug.

Eigentlich möchte Joachim Hellriegel singen, aber das nimmt sich zu dumm aus. Der eine pfeift vor Angst, der andere singt. Also nicht singen. Lauschen. Dabei streicht der Mann über den rotblonden Vollbart. Wie sich der Piepmatz jetzt gefürchtet hätte! Er wäre ganz in ihn, den großen Mann, hineingekrochen. Und dann...

„Herein! — 'n Abend, Inspektor. Ist was los?"

„Nein. Ich komme wegen der Düngerbestellung."

„Ach so. Zunächst natürlich wie immer. Die Kreuzackerbreite wird im Frühjahr gedüngt. Dafür wollen wir mal gleich achtzig Zentner mit bestellen. Es ist ein Aufwaschen."

„Soll Siegmund den ganzen Weizen haben?"

„Nee. Mal sachte. Kurz treten. Er läuft Ihnen wohl die Bude ein? Kann ich mir denken. Der Kerl verkauft nachher als erste Absaat."

„Das ist auch in der Ordnung, bloß..."

„Daß wir das Geschäft selber machen können. Machen Sie mal zu."

„Ich wollte inserieren."

„Inserieren? Ich bin zwar kein Handelsmann, aber... Inserieren Sie meinetwegen, Weigand. — Hören Sie bloß den Wind! Ist das nicht ein prachtvolles Wetter?"

„Wenn nur unsere Feldscheune hält."

„Die sollte nicht halten? Wenn sie kaputt geht, ist's nicht schade drum; denn dann hat sie nichts getaugt. Wir bauen eine neue, und die soll kein Sturm klar kriegen. — Wie alt sind Sie eigentlich, Weigand? Zweiunddreißig? Zwei Jahre jünger als ich. Und noch nicht verheiratet? Komisch. Oder — durch die Lappen gegangen? Sowas kommt nämlich vor."

„Nein, Herr Hellriegel. Sie wartet auf mich. Ich will erst was unter die Füße kriegen."

Hellriegel faßt den Inspektor hart am Handgelenk. „Sie — wartet? Sagen Sie mal, können Sie darauf einen Eid ablegen?"

„Zehn für einen."

„Mann, das — glaub' ich nicht!"

„Aber ich!"

„Donnerwetter, Weigand, das ist ein Wort! Wissen Sie wirklich, was Sie sagen? So fest wie — das Haus da, nicht wie die Feldscheune?"

„So fest wie das Haus? Nein. Wie der Felsen drüben am kalten Hange."

„Wie der — Fels?" Hellriegel streicht wieder über den Vollbart. Er steht dicht vor dem fast ebenso großen Manne, sieht ihm in die Augen, wendet sich ab, blickt ihn wieder an.

„Wie lange wollen Sie noch warten?"

„Ich denke zwei bis drei Jahre."

„Viel zu lange, Weigand, viel zu lange. — Hören Sie bloß den Sturm! Prachtvoll. — Im Herbst wird Klein-Breitingen frei. Nicht groß, aber nicht schlecht. Wäre das nichts?"

„Warum nicht, aber ..."

„Weigand, wenn ich Ihnen helfen kann. — Wissen Sie, ich helfe jedem ehrlichen Kerl gern, aber — die Weiber! Ich will Ihnen nicht weh tun. Das fuhr mir so heraus. Wollen wieder drüber reden, wenn Sie Lust zu der Sache haben. 'n Abend, Inspektor."

Joachim Hellriegel warf sich wieder in den Schreibtischstuhl. Er wollte lächeln, aber es ging nicht. Wie ein Fels! Nun lachte er doch. Fels? Er hatte damals an einen ganzen Berg geglaubt. Nein doch, an die Sonne. Nein, er hatte überhaupt nicht geglaubt, weil es nicht nötig war. Er hatte ja doch alles. Wozu dann glauben?

„Herein! 'n Abend, Mamsell! Heute tritt wohl alles an? Eben war der Inspektor da. — Wie, die Milchrechnung? Zeigen Sie mal her. Donnerwetter, schöner Ertrag! Ich weiß ja, was ich an Ihnen habe. Nicht Ihr Verdienst? Liegt an der Rasse und am Schweizer? Nee, da machen Sie mir den Schimmel nicht schwarz. Ich weiß schon. Bin kein heuriger Hase mehr. — Hören Sie mal den Sturm. Fürchten Sie sich dabei?"

„Warum sollte ich mich fürchten?"

„Na ja, das liegt doch wohl so in der Frauennatur."

„Sie irren, Herr Hellriegel."

Der Gutsherr lachte. „Es hat ja wohl auch mal Amazonen gegeben, ich weiß."

„Sage, Herr Hellriegel, und doch etwas Wahres daran."

„Wieso?"

„Das Volk selber ist wohl Sage. Wenn aber die Überlieferung der Frau Mut zuspricht, so redet sie die Wahrheit."

Joachim Hellriegel sieht die Mamsell aufmerksam an.

„Sagen Sie mal, Sie reden da so — so sachverständig. Es geht mich ja nichts an, aber ... Aus der Dorfschule haben Sie das doch nicht."

Hermine Merbach lächelte. „Ich habe das Lyzeum hinter mir."

„Das ganze?"

„Ja, das ganze."

„Und — und ..."

„Mamsell? Wie einen halt das Schicksal führt."

„Schicksal? Hatten Sie auch Schicksal? Das ist nämlich so eine Sache damit. Man nennt's Schicksal, aber ..."

„Für Sie war es Schicksal."

„Nee, das war's nicht. Schweinerei war's."

„Für Sie nicht."

„Ach so. Ja. — Na ja, hm, Schicksal."

„Und auf der andern Seite ..."

Joachim Hellriegel starrte die Mamsell an. „Darüber wollen Sie reden? — Wissen Sie, es ist nämlich heute abend bei mir der Teufel los, und ich weiß noch nicht, was ich mache. Vielleicht reite ich aus."

„Schade."

Hellriegel sprang auf. „Schade? Was ist schade?"

„Daß Sie Ihr Schicksal so tragen."

„Ach so. Wie trage ich's denn? Kann meine Wirtschaft besser in Ordnung sein? Habe ich kein Interesse für Ihre Milchrechnung? Eben hat der Inspektor die Tür zugemacht. Wir haben über die Düngerbestellung verhandelt. Was soll ich noch mehr tun?"

„Herr Hellriegel, was liegt Ihnen an meiner Meinung?"

Der Gutsherr stutzte und sah die Mamsell nachdenklich an. Richtig. Das ist ja wohl nicht Mode, daß sich der Herr mit seinen Leuten über sich selber unterhält. Lag zunächst ein Zug von Selbstverspottung auf seinem Gesicht, so wich er, als Hellriegel das Mädchen aufmerksam betrachtete. Groß, voll, blond, reif, kluges Gesicht. Dabei selbstbewußt, ohne eine Spur von Anmaßung.

Er fuhr etliche Male durch den Vollbart und ließ sich wieder nieder.

„Also, das Lyzeum haben Sie hinter sich? Das interessiert mich. Ihre Leute hatten ja wohl auch ein Gut?"

„Das hatten wir."

„Dann verkauft und zur Ruhe gesetzt?"

„Ja, ganz und gar zur Ruhe."

„Ganz und gar? Das — klingt so sonderbar."

„Schicksal, Herr Hellriegel."

„Tut's Ihnen weh, davon zu reden? — Sehen Sie mal, der Abend ist so ... Ich weiß nicht. Es rumort wieder. Sie müssen nämlich wissen: Ich habe meine Frau mal — gern gehabt."

„Sie haben sie noch gern."

Hellriegel riß den Gerichtsbescheid an sich und schlug mit der flachen Hand darauf. „Nee! Nach dem? Hol' mich der und jener, aber nun noch? — Sehen Sie, Mamsell, ich hatte recht, als ich sagte, Sie könnten nicht darüber reden. Pst. Still. Das ist erledigt. Ich weiß überhaupt nicht, was mit mir los ist. — Also, Ihre Leute haben sich zur Ruhe gesetzt. Ganz und gar."

„Nicht gesetzt, Herr Hellriegel — gelegt. Ganz still ins Grab gelegt. Erst die Mutter, nachher der Vater."

„Hart, Fräulein, sehr hart, aber Sie können in aller Liebe an sie denken."

„Ich tue es wenigstens."

„Da ist nichts Bitteres dabei. Gestorben! Wenn ich denke, daß mir meine Frau gestorben wäre ... Wissen Sie, ich hatte immer Angst davor, daß wir ein Kind kriegten; denn das hätte sie nicht überstanden. Na, das ist uns erspart geblieben. — Also ja, an Tote denkt man mit zehnfacher Liebe."

„Meinen Sie, daß das immer leicht sei?"

„Wieso? Ich habe doch auch Vater und Mutter verloren."

„Mein Vater hat sich erschossen."

„Fertig? Er konnte das Gut nicht halten?"

„Nein. Er hielt es mit einem von unseren Mädeln. Als meine Mutter dazukam, brach sie an einem Schlaganfall zusammen, und da ..."

„Hören Sie auf! — So eine verfluchte Welt!" Er starrte das Mädchen an. „Was sagten Sie vom Schicksal? Richtig. Ja, ja, ich weiß schon. Aber nun sagen Sie mir in drei Deibels Namen, wo hier das Schicksal sein soll. Bei Ihrer Mutter, ja. Bei mir auch. Aber bei den anderen! Wo ist das Schicksal?"

„Glauben Sie, daß mein Vater, wie Ihre Frau auch, ohne innere Kämpfe untreu geworden ist? Können Sie sich das anders denken, als daß es zuvor in ihnen härter gestürmt hat als gegenwärtig draußen? Wenn ich das verneinen müßte, dann müßte ich — das Menschentum verneinen."

„Und das Tier bejahen. Tun Sie das mal ruhig."

„Nein, das tue ich eben nicht und werde es nie tun. Ich weiß, daß Vater meine Mutter liebgehabt hat. Er hat mit sich gerungen, genau so, wie — Sie mit sich ringen."

„Ich? — Ich ringe nicht mit mir. Warum denn? Ich habe doch nichts mehr zu verantworten."

„Außer sich selber."

„Mich? — Donnerwetter, Mamsell, wir sind aufs Glatteis gekommen, ohne es gewahr zu werden."

„Sie können mich ja fortschicken."

„Nee, Fräulein, tu' ich nicht. Im Gegenteil. Ich verstehe bloß nicht, wie Sie sich das alles so zurechtlegen konnten. Sie treffen nämlich den Nagel auf den Kopf. — Also, Sie meinen, jeder von den zweien hat sozusagen sein Schicksal in sich getragen?"

„Das meine ich."

„Dann — wäre mir also nichts anderes übriggeblieben, als die Arme breitzumachen und zu sagen: ‚Komm her, Piepmatz.'"

„Nein."

„Wieso denn nun wieder: nein?"

„Weil die Gerechtigkeit Sühne erfordert."

„Das klingt ja, wie wenn's in der Bibel stünde."

„Wenn's nicht drin steht, dann steht's dicht daneben. Ich bejahe das Schicksal nicht so weit, den freien Willen auszuschalten. Sie hätten stärker sein sollen als der Sturm in ihnen. Wenn ich Schwäche Schicksal nenne, so tue ich es, um liebbehalten zu können."

„Das kommt für mich nicht in Frage."

„Sie irren, Herr Hellriegel."

„Ich irre nicht!" Joachim Hellriegel überschrie den Sturm und hieb mit der Hand auf den Schreibtisch, daß die Papiere durcheinanderflogen.

Unerschütterlich aber beharrte Hermine Merbach dabei: „Sie irren."

Hellriegel lief im Sturmschritt durch die Stube, stand mit einem Ruck dicht vor dem Mädchen. „Sie — haben recht!" Er wiederholte: „Sie haben recht! Es ist alles Schwindel, die Sauferei — ich saufe nämlich jetzt — die Weibergeschichten ..." Ein kurzes Schnauben durch die Nase: „Ah, pfui Deibel!"

Hellriegel faßte des Mädchens beide Hände und sah ihr tief in die Augen. „Was nun, Sie kluges Menschenkind?"

Hermine Merbach entzog ihm ihre Hände und trat zurück. „So nicht, Herr Hellriegel."

Er brauste auf. „So nicht? Wie denn? Habe ich denn was Unrechtes gesagt?"

Das Mädchen war blutrot. Der Gutsherr sah es und lachte.

„Nee, Fräulein. Da hab' ich, weiß Gott, nicht dran gedacht. — Geben Sie mir mal Ihre Hand." Ein kurzer, fester Druck. „Sie haben recht. So nicht. Also anders. Und nun sagen Sie mal Ihre Meinung. Ich bin neugierig."

Hermine Merbach sah ihm fest in das Gesicht. „Holen Sie Ihre Frau wieder."

„Ausgeschlossen! Nie!"

„Dann gehen Sie hin, ihr zu begegnen."

„Den Deibel werde ich tun."

„Sie müssen."

„Hahahaha! Müssen?"



Birmanische Tempeltänzerinnen. / Nach einer farbigen Zeichnung von G. Spencer Pryse.

„Ja, denn Sie müssen sich entscheiden. Entweder wieder ganz zu ihr oder ganz von ihr. Jetzt stehen Sie zwischen Tür und Angel."

„Ach so." Hellriegel hatte eine nachdenkliche Falte in der Stirn. „Das ist allerdings ein Gedanke. — Und was noch?"

„Eine Riesenarbeit."

Wieder ein kurzes Auflachen des Mannes. „Bin ich nicht von früh bis spät auf den Beinen?"

„Das sind Sie, und doch ist es nicht das, was Sie brauchen. Das Ziel ist zu klein, es erfordert zu wenig Kraft, macht Ihnen zu wenig Sorge."

„Wo wäre die Arbeit, die Sie meinen?"

Wieder war das Mädchen blutrot. „Am Drebenbach sind fünfzig Morgen Sumpfland. Legen Sie es trocken."

Hellriegel lachte, daß ihm die Stimme überschnappte. „Sie Kind, Sie großes Kind! Das Bachgelände? Meinen Sie, das hätte nicht schon mein Vater gemacht, wenn es ginge? Oder ich? Es geht nicht. Soll ich das ganze Gut in das Sumpfland werfen? Und wenn ich's täte, trocken kriege ich es nicht."

„Sie werden es trocken kriegen."

„Aber, Fräulein" — Hellriegels Stimme war gütig und väterlich — „Sie sind fraglos ein sehr gescheiter Kerl. Was Sie vorhin von meiner Frau sagten, war sehr, sehr vernünftig, aber jetzt haben Sie sich in eine Kateridee verrannt."

„Einem Manne von gewöhnlicher Kraft hätte ich es nicht zugemutet, und einem, der bloß ein Beruhigungspulver braucht, auch nicht. — Und jetzt bitte ich" — des Mädchens Stimme schwankte — „um meine Entlassung. Meine Zeit ist aus."

Hellriegel fuhr zurück. „Sind Sie denn des Deibels? Jetzt entdecke ich Sie und reiße Maul und Augen auf vor Verwunderung, und jetzt wollen Sie gehn?"

„Ja, jetzt gehe ich. Ich gehe morgen, aber ich werde Ihnen schon am andern Mittag Ersatz geschickt haben."

„Ich will keinen Ersatz. Sie bleiben! Ob unsere Unterhaltung im Knigge steht oder nicht, ist mir egal. Mamsell und Herr! Dreck! Mensch zu Mensch! Und Sie sind einer, der Kern hat."

„Herr Hellriegel, bitte, lassen Sie mich gehen. Ich muß."

„Nein, ich lasse Sie nicht gehen."

„Dann kündige ich hiermit."

„Mamsell, das hätten Sie mir nicht antun dürfen."

Augen voller Tränen sahen zu ihm auf. Da ward er verlegen, unsicher, strich den Bart.

„Bis morgen abend bleiben Sie?"

„Ja, bis morgen abend will ich bleiben."

„Gute Nacht, Mamsell."

„Gute Nacht, Herr Hellriegel." — — —

Joachim Hellriegel ritt mit dem Sturm um die Wette. In der Ferne, über den Berg herüberbrechend, stand der rote Schein der Stadt. Das Pferd kannte den Weg. Es hatte seinen Herrn in den letzten Monaten oft nach dem gleichen Ziele getragen. Der aber heute im Sattel saß, war ein anderer, als der sonst dem roten Schein zuritt, darin unterzutauchen und Lethe zu trinken und zu leben.

Aber Hellriegel war inwendig nicht gleichmäßig. Jetzt düster entschlossen, dann frivol über sich selber lachend. Jetzt die Hand fest am Vorhang, ihn niederzureißen, damit das Bild zu entheiligen, das durchaus nicht gemein werden sollte, nachher zurückzuckend, weil er vermeinte, das Klirren schon zu hören, wenn er die sündige Heilige vom Piedestal stieße. Jetzt in Gedanken sein Weib an sich reißend: Welcher unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie, dann: Los von ihr und zu dir selber zurück.

Der Sturm hatte da einen Baum über den Weg geworfen und dort einen. Hopp, setzte der Rappe darüber. Und rundum das wilde Nachtlied der Lüfte. Aber ... nicht mehr wundervoll, ihm nicht mehr vermählt, wesensgleich. Sturm, ja, aber fremder Sturm. Er selber innerlich gespannt, aber nicht aus sich selber aufstürmend. Zuletzt sogar ruhig in sich.

Bis er dann doch wieder fieberte, das Blut ihm zu Kopfe schoß, die Fäuste mit ihm durchgehen wollten. Etwas ganz Verrücktes tat er.

Sein Piepmatz tanzte an ihm vorüber. Sein Piepmatz! Ein girrendes, kicherndes Weibchen, reichlich entblößt, rot aufgelegt, Verfall an Leib und Seele.

Da knirschte er mit den Zähnen, trat auf den Herrn zu, hart, als ginge er in Ackerstiefeln, bereit, gewalttätig zu sein, stand vor ihm und — neigte sich kurz: „Verzeihung. Ich habe mich geirrt."

Natürlich kannten sie den Hellriegel. Es lag eine dumpfe Spannung in der Luft. Er machte Aufsehen, sah aus, als wäre er betrunken und war es doch nicht.

Finster trat er zurück.

Und dann noch eine Dummheit. Eine Riesendummheit. Er hatte irgendwie das Empfinden, daß seine Frau unglücklich wäre. Sie dauerte ihn. Wenn er jetzt den Piepmatz in den Arm nähme, hopp, in den Sattel und heim. Nein, so romantisch war die Zeit nicht mehr. Also anders. Er richtete es ein, daß er den Piepmatz draußen traf. Nun stand er vor ihr, finster, grollend und doch innerlich zerfließend. „Irma, willst du wieder mit mir heimkommen?"

Ein unbändiges Lachen, perlend, silbern. Ach nein, wie ein Trommelwirbel mit beinernen Schlegeln auf Totentrommeln. „In die Einöde? Joachim in das gottverlassene ... Du bist ein guter Kerl, aber ..."

„Was?"

„Ach, laß. Ich — lebe!"

Joachim Hellriegel wandte sich mit einem einzigen kurzen Ruck. Das Beil war gefallen, die Guillotine hatte gute Arbeit getan. Ausbluten lassen. Restlos ausbluten. Alles weg. So, nun kann frisches Blut in die Adern strömen. — Es ist noch reichlich früh. Alle Weinstuben sind noch offen, Liebe ist feil. Es würgt den Mann im Halse. Schal, alles schal.

Langsam trottet der Gaul seines Weges, und der Sturm brüllt sein Lied.

Hei, Sturm, blas zu! Kopf in den Nacken, Brust heraus! Droben am Himmel stehen Sterne. Blas zu, Sturm! Heraus mit dem Unrat! Droben — stehen Sterne.

Hermine Merbach steht am Morgen am Fenster, als Joachim Hellriegel über den Hof schreitet. Sie schlingt die Hände fest ineinander. Weltenmeister! Der Sturm ist vorüber, die Mann-Eiche steht! Nun muß sie gehen.

Auch der Inspektor ist betroffen. Weg der Spott, fort das Lachen, das mit Galle getränkt war, aus dem Gesicht des Herrn, ernst, tief, männlich Blick und Wort und beide mit dem deutlichen Klange des mitschwingenden Herzens.

„Die Feldscheune hat gehalten, Inspektor? Ja, man muß richtig bauen oder gar nicht. — Wir verkaufen unsere Absaat selber. Aber nur beste Ware. Kein minderwertiges Korn darunter! — Der Hannibal geht von jetzt ab mit im Geschirr."

Hermine Merbach kam daher. Joachim Hellriegel ging ihr entgegen und reichte ihr die Hand. „Morgen, Mamsell. Ich danke Ihnen nochmals. — Kommen Sie, wir wollen mal nach den Ställen gehen. Sagten Sie nicht neulich, die Simmentaler hätten abgewirtschaftet?"

Und auf dem Wege aus dem Stalle: „Sie sind doch der Meinung, daß man sein — Schicksal in der Hand hat?"

„Nicht unbedingt, aber weit mehr, als es scheint."

„Sagen wir also nicht Schicksal, sondern sein Leben."

„Ja, sein Leben, soweit das Menschen eben überhaupt in der Hand haben."

„Natürlich. Morgen, Mamsell."

Hermine Merbach ist stark, sehr stark, aber sie ist auch nur ein Mensch. Es hat sie niemand weinen sehen, aber sie hat geweint, heiße, bittere Tränen, nur daß sie selber nicht weiß, sind es Glücks- oder Leideszähren.

Sie stehen am Abend wieder voreinander, der Mann und das Weib.

„Ich will Sie nicht halten, Fräulein. Sie haben recht. Gehen Sie. Gutes wünsche ich Ihnen nicht, das — bringe ich. Gute Nacht, Mamsell."

Drei Tage darauf begann Joachim Hellriegel die Riesenarbeit im Sumpfgelände. Die Arbeiter liefen ihm gern zu. Es war Herbst, die Arbeit knapp.

Tage kamen und gingen. Joachim Hellriegel hatte das Scheidungsurteil längst weggeschlossen und es nicht wieder hervorgeholt. Er arbeitete mit dem Wiesenbaumeister zusammen, er verhandelte mit Inspektor und Mamsell, er arbeitete allein.

Der Piepmatz war tot, wie alles Weichliche und alles Stürmische an dem Manne. Der Winter warf Flocken gegen die Fenster, ganz leise klingend. Da träumte der blonde Mann von einem starken, blonden Weibe, und er hatte keine Sorge darum, daß sie an den Buben und Mädeln sterben könne, die sie ihm gebären würde.

Zwei Jahre hat die Riesenarbeit gedauert. Zwei lange, lange Jahre. Dann war auch der letzte Zipfel trocken. Hermine Merbach schritt durch den großen Gutsgarten in Helmhausen. Da rief sie Frau Gerlach.

„Herr Hellriegel möchte Sie sprechen."

Es war wenig zu reden. Der Mann forderte.

„Das Bachgelände ist trocken. Ich bin — fertig. Komm!"

Sie hing ihm am Halse.

„Weißt du, warum ich damals gehen mußte?"

„Natürlich, und deshalb habe ich dich ja auch gehen lassen. Komm, Hermine. Wir müssen uns dazuhalten. Ich bin schon sechsunddreißig gewesen."

„Ach Gott, ein solch langes Leben haben wir noch vor uns? Ich — gehe mit."



Siegerbaum (Wanderpreis der Stadt Halle für das Jahn-Schwimmen der Deutschen Turnerschaft) aus den Werkstätten der Städtischen Kunstgewerbeschule in Halle.





Vitrine der Vereinigten Staatsschulen Berlin-Charlottenburg: Gesticktes Kissen und Geräte in Silber, Bronze, Messing, Email.

Links nebenstehend: Erzeugnisse des keramischen Kunstgewerbes: Vasen. (O. Douglas Hill und A. Ehlers, Berlin.)



Blick von der Ausstellungshalle in einen Nebenraum.



Figuren in Messing (H. Zeitner, Charlottenburg.)

DEUTSCHES KUNSTGEWERBE AUF DER INTERNATIONALEN KUNSTGEWERBE-AUSSTELLUNG IN MONZA (ITALIEN)

(Hierzu ein Artikel auf Seite 30.)



Bühnen-Völkchen Friedrichs des Grossen

VON GRAF N REHBINDER



A. Pesne: Theaterkünstler Friedrichs des Großen.

A. Pesne: Gestalten der friderizianischen Theaterepoche.

Friedrich Wilhelms I. derber Kunstgeschmack hatte sich mit den deutschen Hanswurstiaden des „starken Eckenberg“ begnügt. Mit dem Regierungsantritt seines großen Sohnes trat ein vollkommener Umschwung der Dinge ein. Während der sieben kontemplativen Jahre des Aufenthalts zu Ruppin und namentlich zu Rheinsberg war die italienisch-französische Geschmacksrichtung Friedrichs zu voller Reife gediehen. Nun zögerte er nicht, seine Pläne in diesem Sinne zur Ausführung zu bringen. Knobelsdorff wurde mit dem Bau eines großen und prächtigen Opernhauses, Voltaire mit der Anwerbung einer Truppe „französischer Komödianten“ unter Leitung des Direktors la Nue beauftragt. Graun hatte für das Engagement des Opern- und Ballettpersonals zu orgen.

„Wohl nie“, sagt Brachvogel mit Recht, „gab es unter einem Monarchen eine Kunstepoche, die sich mit der Glanzzeit der friderizianischen Oper während der dreizehn Jahre messen konnte, welche dem Siebenjährigen Kriege voraufgingen. Selbst die sogenannte »Hofkomödie« Ludwigs XIV., so hervorragend sie in Erzeugung gleichzeitiger Talente, wie Molière, Racine und Corneille, gewesen ist, kann sich nicht mit der Epoche Friedrichs vergleichen, weil König Ludwig nicht ein der Berliner Oper gleiches festes Kunstinstitut gegründet hatte. Die Werke jener Dichter wurden nur von Privat-Komödiantentruppen aufgeführt. Ludwig bezahlte sie, sobald er deren Vorstellungen mit dem Hofe besuchte, überließ ihnen aber im übrigen, beim Publikum ihre Einnahmen zu suchen.“

Am 5. September 1741 wurde durch den Markgrafen von Schwedt der Grundstein zum Opernhaus gelegt. Aber bereits im April 1742, als die Bauarbeiten noch lange nicht abgeschlossen waren, langten die Sängerinnen Farinella und Laura Anna Lorio Campalungo aus Italien an. Der König befahl darum von Schlesien aus, „einstweilen ein Theater im Schlosse zu Potsdam zu erbauen, damit absolument nach seiner Rückkehr im Dezember schon Opera gespielt werden könnte“, und bestimmte zu diesem Zweck den sogenannten „Kurfürstensaal“. Im Sommer traf dann das von Graun engagierte italienische Opernensemble vollzählig ein. Es bestand neben den beiden bereits genannten Sängerinnen aus den Damen Maria Camal und Giovanna Gasparini, die der König meist spöttisch „Casperini“ nannte, und aus den Herren Giacomo Triulgi, M. Mariotti, Guiseppe Santarelli, Geatano Pinetti und Ferdinando Maggati. Als ständigen Operndichter hatte man den stark überschätzten Giovanni Gualberto Bottarelli gewonnen.

Zu Anfang Dezember 1742 konnte der Richtkranz auf das Opernhaus gesetzt werden. Knobelsdorff hatte in verhältnismäßig kurzer Zeit etwas für die damalige Zeit schlechterdings Vollendetes geleistet. Giebel und Säulenhalle der Hauptfront waren mit den Bildsäulen klassischer Dichter, Schauspieler und Tonkünstler geschmückt, das Frontispiz trug die Inschrift: „Fridericus Rex Apollini et Musis“, die von einem orthodoxen Eiferer jener Zeit von der Kanzel herab mit den Worten „dem Teufel und seinen Engeln“ übersetzt wurde. Mit Hilfe eines gewölbten Kanals, der unter dem ganzen Gebäude fortlief, wurde Wasser durch alle inneren Teile des Hauses nach einem unter Dach befindlichen Behälter geleitet, so daß das ganze Theater jederzeit unter Wasser gesetzt werden konnte. Fast die gesamte vordere Hälfte des Gebäudes enthielt den mit springenden Wassern versehenen Apollosaal, den eine von Bildsäulen und Thermen getragene Galerie umzog. In den Geschossen führten 12 Fuß breite Korridore zu den Logen, das Haus konnte 3500 bis 4000 Personen fassen. Die vortrefflichen Dekorationen entstammten dem Pinsel des Sardinius Gagliari und des italienischen Meisters Bartolomeo Verona. Die gesamte Einrichtung einschließlich der Komparserie hatte einen Aufwand von 150000 Talern verursacht.

Am 7. Dezember 1742 fand die feierliche Eröffnung des vornehmen Kunsttempels statt. Die Graunsche Oper „Cäsar und Cleopatra“, Text von Bottarelli, eröffnete das außerordenlich reichhaltige Repertoire. Wie Brachvogel berichtet, trat der König durch die Parterretür links neben dem Orchester ein, grüßte unter Tusch und Jubel des Publikums und nahm in einem Parkett-Fauteuil Platz. Graun dirigierte in einer Allongeperücke und in einem roten Mantel, den auch Kapellmeister Benda trug, wie es in der Pariser Oper Sitte war. Der Ballettmeister Poitier tanzte mit der gefeierten Prima belleriaa Mlle. Roland. Zu dieser Vorstellung wollte der eitle und an-



Des Opernhaus und die Hedwigskirche zu Berlin im Jahre 1747. Kupferstich von Legeay.



A. Graff: Elisabeth Mara.

Rechts:

A. R. Mathieu: Die Tänzerin Reggiani.



maßende Tänzer ein vollständiges Corps de Ballet aus Paris kommen lassen. Das war dem König zu teuer, und da der Opernchor zur Hälfte aus in Frauenkleider gesteckten Gymnasiasten bestand, so beabsichtigte Friedrich, ein Ballettkorps aus hübschen und gewandten Berliner Bürgermädchen zu bilden. Poitier aber weigerte sich in unverschämter Weise, „seine Kunst zu profanieren", und fiel in Ungnade. Einige Monate darauf verließ er Berlin, freiwillig von der Tänzerin Mlle. Roland begleitet. Überhaupt hatte der Große König manchen Ärger mit seinem Bühnenvölkchen, dem er in seinen Briefen an den getreuen Kammerdiener Fredersdorf nicht selten drastischen Ausdruck verleiht. So schreibt er ihm im November 1753: „Die Astrua und der Carestini haben nun Händel und fordern den Abschied; es ist Teufels-Krop, ich wollte, daß sie der Teufel alle holte! Die Canaillen bezahlet man zum Pläsir, und nicht Bexirerei von ihnen zu haben" — und Mitte Februar 1754: „Carestini, die Astrua und die gantze Bagage ist Schelm-pack! ich habe einige 30 jahr ohne Carestini gelebet und werde ohne ihm noch wohl länger leben Könen! im Monaht april, wohr seine tzeit aus ist, Kan er reissen." Auch verfügte er am 11. November 1743 an das Berliner Hofgericht, die „beyden wegglauffen und wieder attrapirte Täntzer de Vos und Pietre zur Hauß-Vogtey" abzuliefern und sie zu bestrafen, weil sie „vor Ablauf der Stipulirten Zeit desertiret" und sich „freventlich denen Bauren, so Sie arretiret, mit Gewaltthätigkeit widersetzet".

Die berühmtesten und glänzendsten Kunststerne Europas gingen während der ersten dreizehn Jahre, bis zu Beginn des Siebenjährigen Krieges, über die Berliner Opernbühne. Zu ihnen gehörten vornehmlich die berühmteste Sängerin ihrer Zeit, Madame Astrua, die Sängerinnen Masi, Farinella, Lorio, Moltena und der deutsche Star Schmeling, die später den Italiener Mara heiratete, die Sänger und Kastraten Salimbeni, einer der bedeutendsten Gesangsmeister aller Zeiten, Porperino, Carestini und Romani, die Tänzerinnen Cochois, Reggiani, Lany, Roland, Sauvage, Tessui, Denoncour und vor allem die schöne und gefeierte Barberina, um die Friedrich der Große drauf und dran war, mit der Republik Venedig in Kriegszustand zu geraten. — Man sagte ihr, wohl fälschlicherweise, intime Beziehungen zum König nach, gegen den sie sich später höchst undankbar erwies. Zu ihren ergebensten Verehrern gehörte Friedrichs Freund, Graf Algarotti.

In Potsdam hatte Friedrich Anno 1748 das „Intermezzotheater" gegründet, das die italienische Operette kultivierte. Die Aufführungen fanden in dem bereits erwähnten „Kurfürstensaal" statt. Hier brillierten die Damen Ruvinetti-Bon, Mangi, Madame Armelina Koch geb. Mattei und Madame Sidotti und die Bassisten Crichi, Joh. Aug. Koch, der Tenorist Paladini und der Baßbuffo Sidotti. Aber auch das deutsche Theater hat der König trotz seiner Vorliebe für die französisch-italienische Bühne nicht ganz vernachlässigt. Das Privilegium, das er am 7. Juli 1742 dem talentvollen Schüler der Neuberin, dem Hamburger Johann Friedrich Schönemann, erteilte, bekundet tieferes Verständnis, als man es von dem notorischen Verächter der deutschen Literatur erwarten durfte. Schönemanns „Deutsche Schaubühne" stand allerdings auf respektabler Höhe und durfte sich unbedenklich mit der französischen Bühne in eine Reihe stellen. Friedrich II. unterhielt Oper, Ballett und Intermezzotheater ganz aus seiner Schatulle. Nur dem Adel, dem Militär und der besseren Gesellschaft waren ihre Pforten geöffnet, dem großen Publikum blieben sie verschlossen. Die französische Komödie wurde vom König subventioniert. Sie spielte zweimal in der Woche vor dem Hof, die übrigen Tage vor jedermann gegen Eintrittsgeld. Das deutsche Theater allein war lediglich auf die Einnahme aus den Eintrittskarten angewiesen. Trotzdem hat es sowohl unter Schönemann als auch später unter Schuch zielbewußt seinen Weg zur Höhe verfolgt. Die Bezüge, die der König seinem Opern- und Ballettpersonal gewährte, dürfen selbst nach heutigem Maßstab als sehr beträchtlich bezeichnet werden. Beispielsweise erhielt Madame Astrua 6000, Herr Salimbeni 4400, der Solotänzer Denis und Madame Cochois 2000 Taler. Am glänzendsten war die Barberina gestellt. Ihr Gehalt betrug 7000 Taler, sie hatte jährlich fünf Monate Urlaub und nahm an Gastspielhonoraren während dieser Zeit etwa 10000 Taler ein. Sie hinterließ bei ihrem Tode 100000 Taler Barvermögen und drei Rittergüter in Schlesien.



A. Pesne: Die berühmte und gefeierte Tänzerin Barberina.

Der Beginn des Siebenjährigen Krieges schloß die Glanzzeit der Berliner Oper ab. Mit ihrem Niedergang begann der Aufstieg des deutschen Schauspiels. Am 19. Oktober 1753 fand auf der Schuchschen Bühne in Berlin die erste Aufführung von Lessings Trauerspiel „Miß Sara Sampson" statt. Der geniale Eckhof gab den Mellefont, Marie Hensel, eine der bedeutendsten tragischen Liebhaberinnen ihrer Zeit, die Sara. Damit hatte eine neue Epoche für das deutsche Bühnenwesen begonnen, die in dem Bau des pompösen Schauspielhauses auf dem Gendarmenmarkt im Jahre 1775 einen würdigen Ausdruck fand.



A. Pesne: Madame Cochois.



Filmjagd auf die Silbermöwe

MIT PHOT. AUFNAHMEN

VON Dr. SCHULZ-UFA





1. Mit dem Zeitlupenapparat auf Anstand.
Im Kreis: 3. Möwenporträt.

2. Filmaufnahmeapparat mit einem 36-cm-Objektiv, einem sogenannten Teleobjektiv.

Als wir, mein Operateur und ich, Berlin verließen, um uns nach der kleinen Nordseeinsel Langeoog zu begeben, konnten wir beim Abschied erkennen, daß jeder einzelne unserer Kollegen im stillen dachte: Na, die haben es ja in den nächsten Wochen mehr als gut. So ein paar hundert Meter Film von Möwen sind bald gedreht, die übrige Zeit ist Erholung!

Unser Programm sah vor allem Bilder von Männchen und Weibchen beim Brutgeschäft, bei der Pflege der Jungen, ferner Zeitlupen-Großaufnahmen von Abflug und Landung dieser gefiederten Bewohner der Lüfte vor. Die erste Besichtigung der Silbermöwenkolonie, in der dank des seit einigen Jahren von Staats wegen streng organisierten Schutzes wieder mehrere tausend Paare von Silbermöwen brüten, belehrte uns bald, daß wir vor einer recht schwierigen Aufgabe standen. Obwohl wir uns mit den neuesten und lichtstärksten Teleobjektiven von 15 cm, 24 cm und 36 cm Brennweite (Abbild. 2) ausgerüstet hatten, brachte gleich der erste Tag fast nur Fehlresultate. Für die Möwen stellt nun einmal ein drehender Kurbelmann, zumal, wenn die Zeitlupe (Abbild. 1) mit ihrem laut surrenden Gang in Aktion tritt, ein völlig naturwidriges Etwas dar, das unter allen Umständen zu meiden ist. So konnten wir also nicht arbeiten, weil unsere „Stars", einmal aufgescheucht, nicht zur Rückkehr zu bewegen waren, und zweitens, weil auf diese Weise Hunderte von jungen Möwen, die in ihren Eiern der Geburt harrten, hätten umkommen müssen. So hieß es denn, die Apparate einbauen und verkleiden! Die nächsten zwei Tage verbrachten wir also damit, Strandgut aller Art zusammenzusuchen. Bambusstäbe, Kistenteile, Matten, Stricke u. dgl. waren unsere Ausbeute. Bald war ein notdürftiges Gerüst errichtet, das mit den Matten und den verschiedensten Strandpflanzen verkleidet wurde. Nun kam die zweite Aufgabe, nämlich die Möwen an die neue Umgebung und



4. Beginn des Schlüpfaktes im Möwengelege.

vor allem an das Geräusch der Apparate zu gewöhnen. Vor Sonnenaufgang verließen wir das Dörfchen Langeoog, um nach zweistündiger Wanderung, mit Proviant für den ganzen Tag versehen, unsere Aufnahmehütte zu beziehen. Tagelang wurden dann bei Gluthitze die „ungeladenen" Apparate gedreht. Nach fünf nicht enden wollenden Tagen waren die Möwen endlich so weit „kurbelzahm", daß mit den Aufnahmen begonnen werden konnte.

Wohlgelungene Porträte von Männchen und Weibchen (Abbild. 3) waren unsere ersten Erfolge, die wir buchen konnten. Die Eltern bebrüteten abwechselnd die zwei bis drei grobkörnigen, grünbräunlichen, getupften Eier. Was es für diese Tiere heißt, bei glühendem Sonnenbrand und auf siedend heißen Dünen etwa drei Wochen lang dem Brutgeschäft obliegen zu müssen, konnten wir einigermaßen nachfühlen. Gleich uns, litten die Tiere vor allem unter großem Durst.

Leben kam erst in die Gesellschaft, wenn das Meer im Pulsschlag von Ebbe und Flut zurückwich und endlose Schlammflächen freilegte. Dann machte sich fast die ganze Kolonie auf, um im Watt die zahlreichen wohlschmeckenden Muscheln, Krebse und Fischchen aufzulesen. Inzwischen gelang es uns, abgesehen von den verschiedensten Gelegebildern, vor allem den interessanten Schlüpfakt (Abbild. 4) der in einem dichten, gefleckten Dunenkleide steckenden Jungen zu kurbeln. Kamen die Eltern vom Proviantierungsflug zurück und fanden dann unerwartet ein Junges vor, so war die Freude groß. Mit ganz besonderer Vorsicht betrat Mutter oder Vater das Nest, um ja nicht das auf den Beinchen noch recht wacklige Kind zu verletzen. Wenige Stunden später hatte sich das Bild bereits ganz geändert. Der kleine Sprößling kam schon seelenvergnügt unter Mutter oder Vater hervor und empfing die erste von den Eltern bereits verdaute Atzung.

In wenigen Tagen war dann regelmäßig die kleine Kinderschar vollzählig (Abbild. 5) und erhielt schon frisch gefangene Nahrung vorgesetzt. Von der zweiten Woche an machten die Jungen stets ihre ersten Spaziergänge in der weiteren Umgebung des Nestes und waren Ende der dritten bzw. vierten Woche endlich so weit selbständig, daß sie sich ans und ins Meer (Abbild. 6) wagten.

Hiermit war auch die letzte Aufgabe unseres Programms erfüllt, und wir konnten nach fast vierwöchiger, zwar angestrengter, aber auch äußerst interessanter und erfolgreicher Tätigkeit das kleine Eiland verlassen. Dr. Ulrich K. T. Schulz.



5. Vier muntere Möwenkinder.



6. Der erste Ausflug ans Meer.



Der verlorene Sohn. Radierung von Friedrich Ritschel.

Wissen und Leben

Das deutsche Kunstgewerbe in Monza. (Siehe hierzu die Abbildungen von Ausstellungsgegenständen auf S. 25.) In Monza ist kürzlich die große Internationale Kunstgewerbeschau eröffnet worden, bei der sich die Nationen in friedlichem Wetteifer begegnen. Deutschland, das leider nicht auf der wichtigeren Pariser Internationalen Ausstellung des vorigen Jahres vertreten war, beteiligt sich diesmal in hervorragender Weise unter der Leitung von Professor Bruno Paul, dem Direktor der Staatlichen Kunstschulen in Berlin. Die Auswahl aus der Produktion des deutschen Kunstgewerbes in Monza geht weniger auf Vollständigkeit aus als auf Repräsentation der hervorragenden Meister und der führenden Persönlichkeiten. Mit Höchstleistungen solcher Art könnte das Kunstgewerbe Deutschlands, das einige Zeit im Hintergrunde des Interesses gestanden hat, sich wieder den Platz an der Sonne erobern, der ihm gebührt. So stellen sich denn in Monza in erster Linie hochqualifizierte Kleinarbeiten ein; Inneneinrichtungen, auf die bei früheren Gelegenheiten der größte Nachdruck gelegt wurde, treten zurück. Man sieht vor allem ausgezeichnete Keramiken, unter denen köstliche figürliche Arbeiten und Gefäße von Max Läuger, materialgerechte Töpfereien von Douglas Hill und Paul Dresler hervorragen. Hier wird allerbeste Arbeit geleistet, die sich nach der handwerklichen wie nach der künstlerischen Seite mit der alten Kunsttöpferei Ostasiens wohl messen könnte. Auch an Metallarbeiten erkennt man oft den Geist der heutigen Sachlichkeit, die auf Ausnutzung der Materialschönheit und klare glatte Gebrauchsformen ausgeht; insbesondere bei den Messinggeräten und bisweilen auch beim Silber. Auf dem Gebiet des Spielzeugs steht Deutschland an erster Stelle; Anmut und Witz der Erfindung machen diese Werkchen auch für den Erwachsenen köstlich. Verwandt ist die spielerische Grazie bei den Glastierchen der Marianne v. Allesch; aber auch die Gebrauchsgläser zeichnen sich, zumal die von dünnwandiger Art, durch vorzügliche Formen aus. Das lange vernachlässigte Gebiet des Emails wird seit einiger Zeit bei uns wieder mit Glück kultiviert; Schönheit und Glanz der Farbe sind hier das Wesentliche. An guten Erzeugnissen der Buchkunst ist kein Mangel. Und wenn sich auf dem Gebiet der Textilkunst, des Mosaiks und des Porzellans nicht alles glücklich präsentiert, so weiß man doch, daß hier eine spätere Auswahl vieles nachholen könnte. Bedauerlich bleibt, daß bei der Tendenz der deutschen Wahl die fortgeschrittensten Schulen wie die Frankfurter und vor allem das Dessauer Bauhaus nicht mit vertreten sind. Ihr Prinzip der Normisierung und des Funktionalismus widerstreitet dem Grundsatz der Hervorhebung rein persönlicher Leistung, wie es in Monza herrscht. Die Ausstellung selber wird wohl dazu beitragen, diese heute brennendste Streitfrage in der Kunst zugunsten von einer der beiden Parteien zu klären. Dr. Paul F. Schmidt.

Lichtwirkung auf Faserstoffe. Mit dem Einfluß des Lichtes auf Faserstoffe haben sich in letzter Zeit mehrere Forscher beschäftigt. Die Untersuchungen befassen sich hauptsächlich mit der Einwirkung des Sonnenlichts auf Textilstoffe tierischen und pflanzlichen Ursprungs, und im Interesse der Lebensdauer unserer Textilien verdienen die Ergebnisse dieser Beobachtungen weitgehende Beachtung. A. Kertesz konnte nachweisen, daß ein großer Teil der im Kriege gebrauchten Soldatenröcke nicht mechanisch, sondern in der Hauptsache durch atmosphärische Einflüsse, vornehmlich des Sonnenlichts, gelitten hat. Die Veränderung solcher Tuche bestand darin, daß durch fast vollständiges Verschwinden der oberen Wollschicht die Fadenbindung hervortrat und die Festigkeit der Stoffe stark gelitten hatte. In weiterer Verfolgung dieses für die Allgemeinheit interessanten Falles untersuchte das Staatliche Materialprüfungsamt in Berlin Proben, die besonders dem direkten Sonnenlicht ausgesetzt waren. Als Untersuchungsmaterial wurden fünf Wollstoffe (ein rohweißer Kleiderstoff und vier feldgraue Militärtuche) sowie ein im Felde getragener feldgrauer Militärrock verwandt. Es sollte festgestellt werden, ob an den Wollstoffen durch Einwirkung der Atmosphärilien eine gleichartige Veränderung (Wollschwund) eintritt, wie sie der Militärrock aufwies. Die Versuchsausführung geschah in der Weise, daß die Tuche Ende Februar 1925 der ungehinderten Einwirkung einer von Rauch und Nebeleinflüssen möglichst freien Atmosphäre ausgesetzt wurden. Die Proben waren auf dem Dache der Sternwarte in Neubabelsberg bei Potsdam ausgelegt, die auf einer die Umgebung etwa um 30 m überragenden Anhöhe liegt. Die Beobachtung erstreckte sich bis Ende Februar 1926; in Zeitabständen von drei zu drei Monaten wurden von den Stoffen Proben für die Prüfung auf eingetretene Schädigung entnommen. Nach einem Bericht des Materialprüfungsamts zeigten sich die ersten Anzeigen einer beginnenden Lichtung des Wollflaums bei dem reinwollenen rohweißen Wollstoff nach etwa 2—3 Monaten, bei den feldgrauen Proben nach etwa einem halben Jahre. Während sich die von direktem Sonnenlicht nicht getroffene Rückseite der Untersuchungsproben nach Ablauf der gesamten Belichtungszeit fast nicht oder sehr wenig verändert hatte, wies die belichtete Seite beim rohweißen Wollstoff schon nach einem halben Jahr einen vollständigen Schwund der Wolldecke auf, und nach neun Monaten war kein hervorstehendes Wollhaar mehr zu sehen. Bei den Militärtuchproben war dagegen nach einjähriger Belichtung noch immer vereinzelter Wollflaum auf der deutlich hervortretenden Bindung zu bemerken. Allgemein kann gesagt werden, daß nach längerem Wettereinfluß bei allen Wollstoffen ein Wollschwund auf der dem Lichte zugewandten Seite eintritt. Gewichts- und Festigkeitsabnahme, das Auftreten wasserlöslicher Abbauprodukte der Wollsubstanz und die Entstehung von Schwefelsäure, die sich durch Oxydation des bei der Spaltung des Wollsubstanzmoleküls frei gewordenen Schwefels bildet, kennzeichnen die eingetretene teilweise Zerstörung und chemische Veränderung der Wollhaare. Die Lichtschädigung hängt dabei von der Intensität und Dauer des Sonnenscheins ab und wird durch die kurzwelligen Strahlen des Sonnenlichts hervorgerufen. Durch Feuchtigkeit wird die Schädigung beschleunigt, auch werden die chemischen Abbauprodukte der Wollsubstanz teilweise gelöst, die dann leimartig das ganze Gewebe mit einer ganz dünnen Schicht überziehen. Chemisch und optisch lassen sich die Lichtschäden deutlich nachweisen. Interessant ist z. B., daß die eigenartige Fluoreszenz gesunder Wolle in ultraviolettem Lichte der Analysen-Quarzlampe nach starker Lichtbestrahlung vollständig verschwindet. Der Grad der Zerstörung, von der geringen Tiefenwirkung der kurzwelligen Strahlen abhängend, ist bei dicken und festen Stoffen geringer als bei leichten, porösen. Gewisse Vorbehandlungen des Stoffes, Färbungen usw., geben mitunter einen merklichen Lichtschutz. Bewetterungsversuche an anderen Faserstoffen zeigten ebenfalls interessante Erscheinungen. Die

(Fortsetzung auf Seite 32.)



Elegante Venezianerinnen aus verflossener Zeit in einem malerischen Winkel der Lagunenstadt.





Die modernen Gondolieri: Öffentlicher Motorbootstand mit Telephon zum Anruf der „Taxis" an der Riva degli Schiavoni. — Oben: Flinke Motorboote durcheilen die früher so ruhigen Fluten des Canale Grande und verdrängen immer mehr die alte Gondel, die bisher Venedig einen besonderen Reiz verlieh.

Es schwindet die Romantik aus der Welt: Das alte Venedig und das Venedig von heute.

Das eigentliche Stadtbild Venedigs hat sich in den letzten 50 Jahren kaum verändert: die inzwischen geschaffenen Neubauten wurden dem gegebenen Architekturstil angepaßt, und die altehrwürdigen Paläste stehen noch jetzt in derselben Pracht, in der unsere Voreltern sie schon bewunderten. Dennoch sind durch die neue Zeit in diese eigenartige Stadt Wechsel und Veränderung gedrungen, deren Spuren immer deutlicher werden.





Wenn die Sonne brennt

an schwülen Reisetagen, bei Staub und Hitze, ist eine Mundspülung mit Odol die größte Wohltat und Erquickung. Die berühmte Odolflasche ist deshalb die dankbarste und nützlichste Reisebegleiterin, ohne die man keine Reise antreten sollte.

*

Was das Odol besonders auszeichnet vor allen anderen Mundreinigungsmitteln, ist seine merkwürdige Eigenart, die Mundhöhle nach dem Spülen gewissermaßen mit einer mikroskopisch dünnen, dabei aber dichten antiseptischen Schicht zu überziehen, die noch stundenlang nachwirkt. Diese Dauerwirkung, die kein anderes Präparat besitzt, ist es, die demjenigen, der Odol täglich gebraucht, die Gewißheit gibt, daß sein Mund sicher geschützt ist gegen die Wirkung der Fäulniserreger und Gärungsstoffe, die die Zähne zerstören. Odol ist wirklich gut.

Festigkeit der rohseidenen, der entbasteten und der mineralisch beschwerten Seidenproben war nach dreimonatiger Versuchsdauer auf den zehnten Teil der Ursprungsfestigkeit gesunken. Die Seidensubstanz wird mit Hilfe der Feuchtigkeit durch die kurzwelligen Strahlen teilweise in Lösung gebracht. Chemische Untersuchungen der belichteten Stellen bestätigten diese Erscheinung. Gewebe aus pflanzlichen Faserstoffen erlitten durch kurzwellige Lichtstrahlen erhebliche Festigkeits- und Gewichtsverluste. Prof. Dr. Kauffmann-Reutlingen untersuchte besonders die Einwirkung des Lichtes auf Baumwolle und kam zu dem Ergebnis, daß die durch die Bestrahlung eintretende Schädigung der Faser auf der Bildung von Photozellulose, einer oxyzelluloseähnlichen Substanz, zu der ein Teil der Baumwollzellulose umgewandelt wird, beruht. Baumwollzellulose, mit den Strahlen einer Quarzquecksilberlampe belichtet, teils unmittelbar, teils unter Zwischenschalten von Glasplatten, zeigte nur dann die Lichtwirkung, wenn den unsichtbaren ultravioletten Strahlen unbehindert Zutritt gewährt worden war. Werden die ultravioletten Strahlen durch Glasplatten abgeschnitten, so hört jegliche Einwirkung auf. Aus diesen Versuchen ergibt sich, daß der Bereich der wirksamen, faserschädigenden Strahlen im sog. Quarzultraviolett liegt, d. h. bei Wellenlängen kleiner als 350 Mikromillimeter. Die Kauffmannschen Untersuchungen sind von großem praktischen Interesse, vor allem für die Rasenbleiche. Es handelt sich dabei um eine photochemische Zersetzung der natürlichen Farbstoffe der Faser, dadurch wird das reine Weiß ermöglicht. Die gelben bis braunen Farbstoffe werden von den sichtbaren Lichtstrahlen ausgebleicht. Sind den sichtbaren noch ultraviolette Strahlen beigemengt, und das dürfte im Freien stets der Fall sein, so tritt zugleich Photozellulosebildung, also Faserschwächung, ein. Feststellungen ergaben, daß rohes Baumwollgewebe, das zwecks Unterbindung des Ultravioletts hinter Glasscheiben dem Sonnenlicht ausgesetzt war, auch ohne auf dem Rasen zu liegen, allmählich ausbleichte. Weitere Untersuchungen über die Wirkung der Rasenbleiche wurden von Dr. W. Kind-Sorau im bleicherei- und färbereichemischen Laboratorium der höheren Textilfachschule angestellt, um die praktische Auswirkung der beschriebenen Erscheinung festzustellen. Nach dem Arbeitsverfahren der Bleichereien wurden Leinengarne, deren Festigkeit durch Reißversuche ermittelt war, dem Lichteinfluß ausgesetzt. Da die Photozellulose, ähnlich wie die Oxyzellulose, eine faserverkittende Wirkung hat, konnte eine Festigkeitsabnahme der belichteten Leinengarne erst festgestellt werden, nachdem die Oxydationsprodukte der Faser entfernt worden waren. Dies erreicht man durch Abkochen des Fasermaterials in Alkalilaugen. Nach dieser Behandlung konnte auch die Faserschwächung durch Reißproben nachgewiesen werden — die Oxy- bzw. Photozellulose war nun entfernt. Im praktischen Leben vollziehen wir die Entfernung etwaiger Zelluloseoxydationsprodukte unserer pflanzlichen Textilien durch das Waschen. Ist die Faser eines Gewebes durch übermäßige Lichteinwirkung — starke Rasenbleiche — oxydiert, so bemerken wir zuerst wenig davon. Erst durch die Behandlung des Stückes in der alkalischen Waschlauge löst sich die Photozellulose, und das Gewebe wird schwächer. Der Verschleiß unserer Textilien aus Baumwolle und Leinen ist ja neben mechanischer Abnutzung auf eine fortwährende Ablösung hauptsächlich oxydierter Faserbestandteile — durch unfachgemäßes Bleichen, starke Lichtwirkung usw. entstanden — im Waschprozeß zurückzuführen. Die durch atmosphärische Einwirkung von Licht, Luft und Feuchtigkeit auftretende Zerstörung von Faserstoffen aller Art ist ein im wesentlichen sich an der Oberfläche der belichteten Seite abspielender Vorgang, der auf die Wirkung der kurzwelligen, hauptsächlich ultravioletten Strahlen des Sonnenlichts zurückzuführen ist. Ohne die ungleiche Dicke der Stoffe zu berücksichtigen, erwiesen sich Seide und Jute am empfindlichsten. Dann folgten Kunstseide, Baumwolle, Flachs, Hanf und rohe Wolle. Chromierte Wolle verhielt sich am günstigsten. Für den Chemiker — man denke nur an Lichtschutzmittel — wie für die gesamte Textilindustrie entspringen diesen Tatsachen praktisch wichtige Ausblicke, ganz abgesehen von wirtschaftlichen Gesichtspunkten.

Dr.-Ing. J. Auerbach.

Nehmen die diabetischen Erkrankungen zu? Die objektive Tatsache der Zunahme der diabetischen Erkrankungen wird heute von hervorragenden Vertretern der Medizin nicht bestritten. Auffällig ist dabei das Ansteigen der Zuckerkrankheit in den Nachkriegsjahren. Eine Abnahme der Erkrankungen war dagegen in der Kriegszeit selbst zu konstatieren. Diese Beobachtung gilt nicht nur für den Weltkrieg. Bereits bei der Belagerung von Paris 1870/71 stellten die Pariser Ärzte ein Zurückgehen der diabetischen Erkrankungen fest. Daß Krankheiten ihren Charakter im Laufe der Jahre und Jahrzehnte, teils unter der Einwirkung der Behandlungsmethoden, teils aus Gründen, die nicht recht klar sind, ändern können und ändern, ist genügend belegt. Es braucht nur auf die besonders in den Großstädten steigenden Ziffern der Erkrankungen an bösartigen Neubildungen (Krebs) verwiesen zu werden. Ähnliches gilt von der Syphilis, die unter dem Einfluß der ärztlichen Behandlung seit Einführung des Salvarsans ebenfalls ihre Erscheinungsformen stark geändert hat. Die früher das Bild der Syphilis bestimmenden sekundären Hauterscheinungen sowie die tertiären Veränderungen der inneren Organe sind vielfach gewichen, und an deren Stelle ist eine Zunahme der spätsyphilitischen Erkrankungen des Nervensystems (Paralyse, Tabes) sowie der Hauptschlagaderentzündung getreten. Welche Gesichtspunkte gelten nun für die Zunahme der diabetischen Erkrankungen? Eine Berechnung der Gothaer Lebensversicherungsgesellschaft ist hier von Interesse: „Mit der Zunahme des Einkommens steigt auch die Sterblichkeit an Diabetes.“ In einer ganzen Reihe anderer Zusammenstellungen zeigt sich, daß sich die Zuckerkranken im wesentlichen aus den wirtschaftlich besser gestellten Kreisen rekrutieren. Daß die Zuckerkrankheit sich häufiger bei denen findet, die reichlicher essen, sich weniger bewegen, als bei der körperlich schwer arbeitenden Bevölkerung, ist ebenfalls durch zahlreiche Untersuchungen bewiesen. Immer mehr tritt die Bedeutung der Lebensweise für die Zuckerkranken in den Vordergrund. Das weit häufigere Vorkommen von diabetischen Erkrankungen in industriereichen Städten, im Vergleich mit dem Lande, ist ebenfalls auffällig. Weiterhin auch die Erkrankungen der weiblichen Bevölkerung, die sich immer mehr der der männlichen Bevölkerung nähert, wobei man vielleicht nicht mit Unrecht darauf hinweisen kann, daß sich auch die Lebensweise der besser gestellten weiblichen Bevölkerung mehr und mehr der des Mannes angleicht. Wenn man die geographische Verbreitung der Zuckerkrankheit verfolgt, dann ergibt sich, daß tatsächlich alle Länder betroffen sind, aber in weitaus höherem Maße die industriereichen, kulturell hochstehenden Länder. Die „armen Chinesen“ und Neger in den Vereinigten Staaten von Amerika erkranken nur ein Drittel so häufig wie die Weißen. Daß natürlich auch erbliche Faktoren mitspielen, steht fest, da die Zuckerkrankheit erblich ist. Diese Erblichkeit schließt bei dem dauernd steigenden Prozentsatz der Diabetiker eine weitere Zunahme der diabetischen Erkrankungen zwangsläufig in sich. Die Häufigkeit der diabetischen Erkrankungen bei den westeuropäischen Juden ist bekannt. Bei den osteuropäischen Juden scheint aber eine derartige Häufung der diabetischen Erkrankungen nicht vorzuliegen. Sie weichen von der Durchschnittsziffer der übrigen Bevölkerung nicht ab. Daß die wirtschaftliche Lage der westeuropäischen Juden, Vererbung und Inzucht stark bei dem gehäuften Auftreten der Zuckerkrankheit ins Gewicht fallen, nimmt nicht wunder. Ob sich die Zuckerkrankheit weiterhin auf ansteigender Linie bewegen wird, dürfte vor allem von der zunehmenden Wohlhabenheit, der weiteren Besserung unserer Ernährungsverhältnisse sowie der Üppigkeit der Mahlzeiten bei ungenügender körperlicher Ausarbeitung abhängig sein. Daß das Publikum auf die Folgen der Überernährung aufmerksam gemacht wird und eine vorsichtigere, natürlichere Lebensweise einschlägt, besonders dort, wo erbliche Belastung vorliegt, wird wesentlich dazu beitragen, daß der Steigerung der diabetischen Erkrankungen Einhalt geboten wird. Leider fallen derartige Hinweise vielfach auf unfruchtbaren Boden. Inwieweit es die moderne Diabetesbehandlung (Insulin, Synthalin) ermöglichen kann, das Anschwellen der diabetischen Erkrankungen einzudämmen, muß die Zukunft lehren.

Dr. Fr.

ZUM NACHDENKEN

Silbenrätsel.

Die nachfolgenden Silben
ant — arch — ban — ber — cham — chi — da — dam — de — dog — e — e — e — eg — el — en — ep — er — fi — ge — ge — ge — ge — gel — gi — gnon — gra — graph — gu — ha — hals — hard — il — ka — la — lasch — li — li — li — me — na — na — nau — ne — ni — nor — of — on — pi — ra — ra — ra — ren — ri — ri — rot — sa — sche — spi — statt — ta — ta — tät — ter — tho — ti — ti — tis — tu — tus — u — vo — wa — wal — wich — zi
sind zu 26 Wörtern zusammenzusetzen, die bezeichnen: 1 Männlicher Vorname, 2 Heidekraut, 3 Krankheit, 4 kühner Mensch, 5 Unterbeamter, 6 Stadt in Holland, 7 Kugelspiel, 8 höherer Geistlicher der griechischen Kirche, 9 Wüste, 10 deutscher Kurort, 11 Stadt in England, 12 Hundeart, 13 Glückwunsch, 14 männlicher Vorname, 15 Befestigungsmittel, 16 französische Kolonie in Äquatorialafrika, 17 Pfefferfleisch, 18 Gesamtheit der Generale, 19 weiblicher Vorname, 20 Schlachtfeld, 21 Ackergerät, 22 Edelpilz, 23 Weingeist, 24 Stadt in Holland, 25 Steinzeichner, 26 mongolischer Volksstamm.

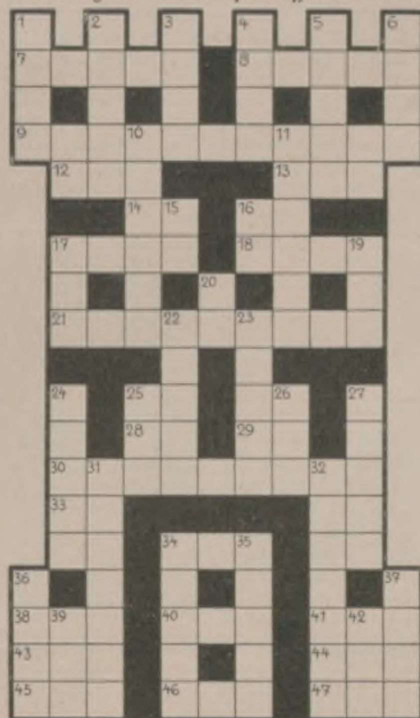
Sind alle Wörter richtig gebildet, so ergeben ihre Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus Goethes „Faust I."

Leiterrätsel.



Richtig geordnet, ergeben die Buchstaben: a a a a a b e e e e e e e g g h i i k l l l l n n n o r s s s t t u u u v senkrecht: 1 Täuschung, 2 Klagelied, 3 Name für Altgriechenland, 4 Feuerberg, 5 Stadt an der Lahn; wagerecht: 6 deutscher Komponist, 7 deutscher Feldherr.

Kreuzworträtsel „Turm".



Wagerecht: 7 Stadt in Italien, 8 Geistlicher, 9 Strom in Amerika, 12 Vorgebirge, 13 Getränk, 14 Sonnengott, 16 Ausruf, 17 Strom in Sibirien, 18 Was jeder gern hört, 21 deutscher Maler, 25 Spielkarte, 28 Faultier, 29 Tierprodukt, 30 Insel in der Nordsee, 33 persönliches Fürwort, 34 Teil des Hauses, 38 Waffe, 40 Gewicht, 41 Getränk, 43 Berg, 44 Verneinung, 45 norwegischer Schriftsteller, 46 selten, 47 bestimmter Artikel; senkrecht: 1 Was das Rätsel vorstellt, 2 Stadt in Sachsen, 3 italienischer Maler, 4 heiliger Stier, 5 Teil des Gesichts, 6 Speise, 10 Gedicht, 11 griechische Insel, 15 Flächenmaß, 17 Frauenname, 19 Säugetier (Wild), 20 Umstandswort des Ortes, 22 Flüssigkeit, 23 biblische Stadt, 24 Streit, 25 Fisch, 26 Beiname von Goethes Mutter, 27 Gebirge in Amerika, 31 Muse, 32 keiner, 34 Amtstracht, 35 Maschine, 36 gleich, 37 Gewässer, 39 Hoherpriester, 42 norwegischer Schriftsteller.

Zifferblatträtsel.

1—3 Bühnenwerk von Georg Kaiser, 2—3 Spielkarte, 2—4 Teil des Baumes, 1—4 Besuch, 3 bis 7 Mineral, 1—7 Bad im Salzkammergut, 5—7 unbestimmter Artikel, 5—8 Zahl, 5—9 ehemals, 10—11 Tierprodukt, 11 bis 12 Präposition, 5—12 bekannter Physiker.



Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in der nächsten Nummer.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4294.

Fächerrätsel: 1 Sonde, 2 Orgie, 3 Niete, 4 Norne, 5 Ebene, 6 Niobe, 7 Weste, 8 Ernte, 9 Nonne, 10 Danae, 11 Epoche, 12 Fohre, 13 Etage, 14 Serie, 15 Treue. — Sonnenwendefest.

Einschalträtsel: Opfer, Alster, Raabe, Gebiet, Leistung, Nacht, Ruhm, Komplott, Leid, Wange. — Flaischlen.

KRITIKER-ANEKDOTEN

Ein junger Literat schickte seine neuesten humoristischen Gedichte, die den Titel trugen „Pillen gegen den Schlaf", an seinen früheren Lehrer, den Professor X., zur Beurteilung. Bald darauf erhielt der junge Autor folgendes Schreiben dieses Kritikers: „Junger Freund! Nicht bald habe ich ein Buch gelesen, an dem ich so wenig Fehlerhaftes fand, wie an dem Ihrigen. Nur ein Wort ist an dem ganzen Werke nach meinem Dafürhalten zu ändern; statt ‚Pillen gegen den Schlaf' sollte es nämlich heißen ‚Pillen für den Schlaf'."

*

Zwei junge Schriftsteller, der eine sich im belletristischen, der andere sich im politischen Fache versuchend, wandten sich mit ihren Erstlingsprodukten an Kästner mit der Bitte, die Manuskripte einer Durchsicht zu würdigen und sie mit angemessenen Titeln auszustatten. Nach wenigen Tagen gelangten die Hefte an ihre Verfasser zurück. Das eine prangte mit dem Titel: „Mohnkörner für schlaflose Nächte", das andere hatte die Aufschrift: „Fidibusse für politische Schmaucher."

*

In Hamburg wurde einst ein Stück von einem Autor namens Babel gegeben. Am nächsten Tage erhielt er folgende Zuschrift: „Herr Babel! Stil und Fabel Ihres Stückes sind miserabel!"

*

Ein junger Dichter verfaßte ein Trauerspiel, das nicht gefiel; ein Rezensent schrieb eine strenge Kritik darüber. Den Dichter verdroß dies sehr, und er forderte den Rezensenten öffentlich auf, auch Verse zu machen, was, seiner Ansicht nach, sehr schwer sei. Der Rezensent ließ an gleicher Stelle am folgenden Tage folgendes Epigramm erscheinen: „Dein Stück hat kurz' und lange Teile: / Kurz ist die Kunst und lang' die Weile."

Ein sehr eitler und unbedeutender Schriftsteller überreichte Voltaire eins seiner Bücher in der Handschrift und erbat sich darüber dessen Urteil. Voltaire strich bloß den letzten Buchstaben des ganzen Werkes aus und gab es stillschweigend zurück. So war aus dem Worte Fin (Ende) das Wort Fi (Pfui) geworden.

*

Der eitle Dichter S. fragte Kästner, den Spötter, was er von seinen gesammelten, im Druck erschienenen Gedichten halte. „Sie geben eine Anleitung," antwortete Kästner, „wie man schreiben muß, um den schändlichen Nachdruck allenthalben auszurotten."

*

Als ein Gelehrter an das letzte Blatt des Werkes eines jungen Dichters mit vieler Überwindung gekommen war, sagte er, tief Atem schöpfend: „Ich fühle mich wie Kolumbus!" — „Wieso?" fragte der anwesende Autor. — „Gott sei Dank, ich sehe Land!"

G.

DER WOHNUNGSWECHSEL

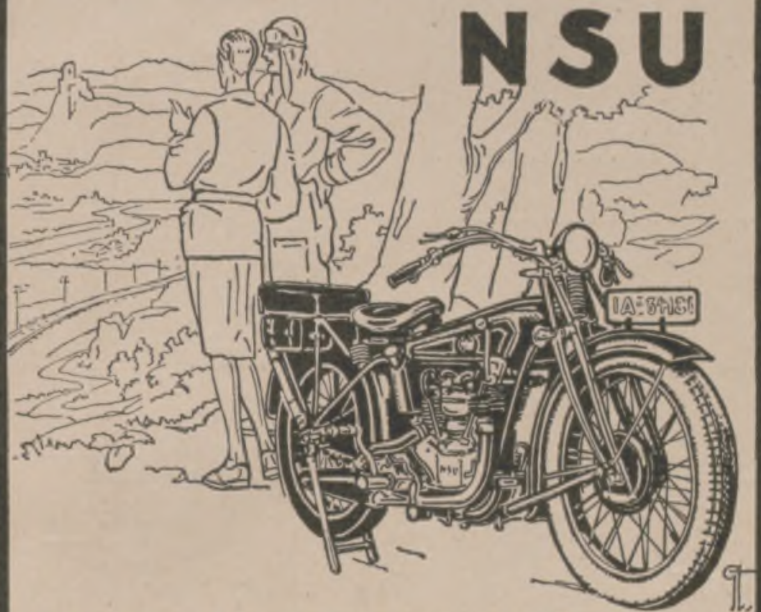
Einem reichen Mann, der zwischen zwei Schmieden wohnte, so erzählt uns ein alter chinesischer Autor, verursachte das fortwährende Hämmern und Schlagen, das ihm weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe ließ, schwere Pein. Er gab den beiden die besten Worte, ihr Gewerbe minder geräuschvoll zu betreiben, doch blieb alles beim alten, bis er ihnen schließlich große Versprechungen machte, wenn sie auf der Stelle auszögen.

Die beiden Schmiede erklärten sich denn dazu auch bereit, und höchst erfreut über ihren Entschluß, lud er sie zu einem Essen ein, wie sie es kostbarer und reichlicher noch nicht genossen. Als nun das Mahl zu Ende war, fragte er sie, wohin sie ihre Werkstätten verlegten?

Da antwortete der eine von ihnen:

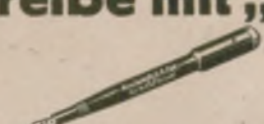
„Oh, wir haben uns rasch entschlossen. Ich ziehe in sein Haus, und er zieht in das meinige."

Hermann S. Rehm.











Die Pelztierzucht

Internationale Monatsschrift für Hege, Haltung und Zucht von Pelztieren.

Herausgegeben unter ständiger Mitarbeit der Reichszentrale für Pelztier- und Rauchwaren-Forschung, Leipzig, der Forschungsstelle für Pelztierkunde, Tharandt, und vieler erfolgreicher und führender Züchter und Fachleute.

Erscheint im 2. Jahrgang.

Die Zeitschrift ist für jeden Tierzüchter und Tierheger unentbehrlich, da sie wertvolle Originalartikel aus dem gesamten Gebiet der Zucht und Hege von Pelztieren und aller damit verbundenen Fragen laufend erörtert. Zoologen und Tierärzte werden die Zeitschrift für ihre Handbibliothek anschaffen müssen, um sich über die Fortschritte der Wissenschaft, die sich ganz allgemein auf die Pelztiere überhaupt beziehen, auf dem Laufenden zu halten. — Es ist dafür Sorge getragen, dass alle Abhandlungen in bunter Reihenfolge erscheinen, sodass jedes Heft von neuem mit grossem Interesse gelesen wird. So wechseln z. B. miteinander ab Berichte über Seuchen und deren Bekämpfung, Notizen über Jagd und Hege von Pelztieren, Artikel über Erfahrungen bei der Zucht und über Krankheitsbehandlung, Beobachtungen über die Lebensweise der Tiere, Mitteilungen über die Ergebnisse von Kreuzungsversuchen, Arbeiten über Morphologie, Anatomie und Histologie, Behandlung von Vererbungsfragen, Berichte über wirtschaftliche Fragen usw.

Die Zeitschrift muss als das unentbehrliche Rüstzeug der Pelztierkunde bezeichnet werden; man wird in allen Fragen stets auf sie zurückgreifen müssen. Bei der Entwicklung des für Deutschland völlig neuen Erwerbszweiges der Edelpelztierzucht wird diese Zeitschrift allseitig begrüsst, da sie auch die Behandlung der Wirtschaftlichkeit der Zucht von Pelztieren in völlig unbeeinflusster Weise bearbeitet, sie dient als das vermittelnde Organ zwischen Wissenschaft und Praxis.

Preis vierteljährlich Rm. 3.—; Prospekt kostenlos.

Zu beziehen durch den
Verlag Arthur Heber & Co., Leipzig, Packhofstrasse 9
und durch jede Buchhandlung.

Bücher sind Führer zu geistigen Höhen.
Illustriertes Verlagsverzeichnis kostenlos von J. J. Weber, Leipzig C 1.

Studenten-Utensilien-Fabrik
Aelteste und größte Fabrik der Branche
Emil Lüdke,
vorm. Carl Hahn & Sohn,
Jena i. Thür. 36.
Goldene Medaille.
Man verl. gr. Katal.

Nicht die beliebig zu erhöhende „Auflage", sondern die Zahl der tatsächlich verbreiteten Exemplare einer Zeitschrift ist der richtige Maßstab für ihre Werbewirkung. Bei der *Leipziger Illustrirten Zeitung* entspricht die Verbreitung der Auflage.



SCHÖNE ARME MÜSSEN TAKYSIERT WERDEN ERKLÄRT FRÄULEIN MARCELLE PRAINCE.

Marcelle Praince besitzt die schönsten Arme der Welt und sagt uns: „Um vollkommen schön zu erscheinen, darf eine Dame nicht das geringste Härchen auf den Armen haben; da man sich unmöglich des Rasiermessers bedienen kann, welches die Haut reizt, Pickel verursacht, dunklen Schimmer hinterläßt, oder die üblichen schlecht riechenden Depilatorien, die kompliziert in der Anwendung sind, so kann man nur noch **TAKY** gebrauchen: Diese parfümierte Creme kommt gebrauchsfertig aus der Tube und beseitigt in 5 Minuten, wo man sich auch gerade befindet, überflüssige Härchen und Haarflaum. **TAKY** beseitigt die Härchen bis zur Wurzel und macht die Haut weiß und zart, ohne dunklen Schimmer. **TAKY** ist sparsam, reizt die Haut nicht und trocknet nicht aus. Jede elegante Dame sollte auf ihrem Toilettetisch und in ihrer Reisetasche eine Tube **TAKY** haben."

TAKY ist erhältlich in allen einschlägigen Geschäften zum Preise von RM. 2,50 die Tube. Generalvertretung für Deutschland: A. Bornstein & Co., Berlin W 62, Kalckreuthstr. 4, Telephon: Nollendorf 6666/67, Danzig, Böttchergasse 23/27 II. **Nur Tuben mit Garantiebanderolen, welche die Aufschrift A. Bornstein & Co. tragen, enthalten eine deutsche Gebrauchsanweisung; nur für diese Tuben wird garantiert.**

DER DEUTSCHE EDELSECT
Meunier
MEUNIER & Co HOCHHEIM A/M

Schreibe überall nur mit Rheinmetall

Denn Sie ist die zuverläßliche Büro-Maschine, die dank ihrer hervorragenden Konstruktion, bei der höchsten Inanspruchnahme sauberste Arbeit liefert, dabei diebstahlsicher



RHEINMETALL-SÖMMERDA BEI ERFURT

Verlangen Sie Vertreterbesuch und Prospekte Nr. 265 und 350 L. J.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris, 26 Avenue de l'Opéra

Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber Leipzig

NR. 4296. 169. BAND EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 14. JULI 1927

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4296. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 14. Juli 1927.

OPEL baut jeden Tag 220 Wagen

die es im Preis und in der Güte mit jedem ausländischen Erzeugnis aufnehmen. Mit den Zubehör-Werken zusammen sind mehr als 20.000 deutsche Arbeiter an dieser Leistung beteiligt. Weitere Zehntausende gelernter Arbeiter, die heute erwerbslos auf der Straße liegen, könnten ihr Brot finden, wenn jeder deutsche Käufer den Takt besitzen würde, deutsche Wagen zu wählen. — Mit wenig zu ergänzender Einrichtung sind die Opel-Werke in der Lage, täglich 450 Wagen herzustellen und den gesamten derzeitigen Import zu decken. Wer wirtschaftlich denkt, kann unmöglich mehr Auslandswagen kaufen und dadurch wertvolles deutsches Geld unnütz und unersetzbar ins Ausland bringen.

4/16 PS Der Kleine von 2980 RM an — 10/40 PS Der Mittelstarke von 5000 RM an — 12/50 PS Sechszylinder von 7750 RM an — 15/60 PS Sechszylinder von 8250 RM an

Preise ab Werk!



Herz-, Nerven- und Stoffwechselleiden. Rheumatismus, Gelenkleiden, Lähmungen.

Dr. Köhler's Sanatorium Bad Elster

Sämtl. physik.-diät. Heilmittel und die Kurmittel des Bades (Moorbäder im Hause) Höchster Komfort.

Frauenleiden.

Man verlange Prospekt.

Schottenhaml Café am Tiergarten Berlin
Terrassen an der Siegesallee
DIE KONTINENTALE SEHENSWÜRDIGKEIT
ALTBERLINER PORZELLANKABINETT
aus der staatl. Porzellanmanufaktur Berlin
SEIDENSAAL · BAR · ALABASTER-TANZSAAL

G° HOTEL DE L'OCEAN — OSTENDE — LITTORAL PALACE HOTEL.
First Class am Strand

S Sanatorium Dr. Möller, Dresden-Loschwitz M
Diät-, Schroth-, Fastenkuren
Bei Rheuma, Blut-, Nerven-, Herz-, Magenkrankheiten

DAVOS-Dorf 3: Sanatorium Seehof. Prosp. Preise ab M. 13.-
DAVOS-Platz 3: Platzsanatorium. Prosp. Preise ab M. 14.-



Sehr praktisch, dabei einfach zu handhaben.

Vorzüglich geeignet für Picknicks, Autoausflüge, Gartenfeste und Bootfahrten.

Geringer Anschaffungspreis.

In allen guten Fachgeschäften zu haben. Wo nicht erhältlich wende man sich direkt an die Hersteller:

Gebr. Arndt, Metallwarenfabrik, Quedlinburg.

Bad Blankenburg Thüringerwald
Sanatorium für Nervenkranke
Sanitätsrat Dr. Warda



Sanatorium Am Goldberg
Bad Blankenburg, Thür. Wald
Tel. 44. Leit. Arzt Dr. Wittkugel.

San.-Rat Dr. Bielings Waldsanatorium
Tannenhof
Friedrichroda in Thür.
zu klin. Behandlung u. Spezialdiät. Kuren bei Nerven-, Herz-, Magen-, Darm- u. Stoffwechselkrankheiten, speziell Basedow u. Fettleibigkeit.

KURHAUS für Nervenkranke Tannenfeld
bei Nöbdenitz, Thüringen.
Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.

Wasserdichte Haut
D. R. G. M., in der Tasche zu tragen. Mäntel und Pelerinen für Herren und Damen von M. 9.75. Prospekt gratis. Stoffmuster a. zur Selbstanfertigung 30 Pfg.
Spezialhaus für wasserdichte Bekleidung L. J. Michel, Dresden, Mathildenstr. 56.

EVIAN Frankreich / Genfer See
HOTEL ROYAL
Gruppe der Hotelgesellschaft Ritz-Carlton, London
FRANZÖSISCHES LUXUS-RESTAURANT
HOTEL DER BESTEN KREISE
Herrliche Parkanlagen und Golf (18 Löcher)
Führung: HENRI EMERY



TROUVILLE
HOTEL DES ROCHES NOIRES, das vornehme Heim.
HOTEL BELLEVUE, am Kasino-Platz.
In beiden der höchste Komfort
ALA SOLE NORMANDE, das gute Restaurant.

TROUVILLE Hotel du BRAS D'OR
Das gute Hotel. — Die vorzügliche Küche. — Unmittelbar am Strand und Kasino. — Hotel-Garage für Gäste. — Man spricht deutsch. Eigent.: M. Besserer.

Béchoff
COUTURE · FOURRURES · MODES
9, Faubourg St Honoré · Paris.

DIE HERRLICHSTE REISE VON BERLIN LEIPZIG HAMBURG NACH LA BAULE




Ein Teil des Strandes, im Hintergrund Hotel Hermitage.

Mit der Bahn,
mit dem Auto:

nach **LA BAULE**

wo Frühling und Herbst unvergleichlich schön sind.

Saison bis Oktober.

Im September große Kunst- und Sportdarbietungen.
Tennis, Segelregatta, intern. Motorbootkonkurrenz, Golf mit 18 Löchern.

3000 Villen. — 10 große Hotels — das Luxushotel
L'HERMITAGE HOTEL
ersten Ranges mit 300 Zimmern, alle mit Bad.

Anfragen an M. Boileau, Generaldirektor. — Man spricht deutsch.

Prospekte und Auskünfte: Kasinodirektion in La Baule (France Loire Inf.) oder in Paris: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, 26 Avenue de l'Opéra.

MOULIN-ROUGE PARIS

Die hervorragendste Musikhall der Welt



Ça... c'est PARIS!
mit der
MISTINGUETT



„Le coup de Fusil"
28, Avenue Victor Emanuel III
das gute
Pariser Restaurant!
Treffpunkt der Künstler!
Selbe Direction:
„Chez Marianne"
am Montmartre

HOTEL PRIMAVERA 147-ter Rue D'Alésia Paris.
Deutsch sprechendes Personal. — Fließendes Wasser. — Garage. — Lift. — Jeglicher Komfort. — Mässige Preise.



Arcona-Räder

1. Preis

setzen ihren Siegeszug fort

Meisterschaft von Deutschland 1926 gewann Wittig ...... auf Arcona-Rad
15. Berl. 6 Tage-Rennen gewannen MacNamara—Horan auf Arcona-Rad
17. Berl. 6 Tage-Renn. gewann. Wambst—Laquehaye auf Arcona-Rad
Die Weltmeisterschaft gewann Wiley auf Arcona-Rad
Die bedeutendsten Rennfahrer der Welt benutzten zu den längsten und schwierigsten Rennen das leichtlaufende Arconarad, die Qualitätsmarke von hoher Klasse.

Verlangen Sie Katalog gratis

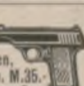
Ernst Machnow Berlin C. 54, Weinmeisterstr. 14
Grösstes Fahrrad-Spezial-Haus Deutschlands

In Paris

findet man unsere „Illustrirte Zeitung" unter anderm im Lese- und Korrespondenzsaal der Agence de Publicité de l'Europe Centrale, 26 Avenue de l'Opéra, wo auch alle und jede Reiseangelegenheit (Fahrkarten, Theaterbillette, Geldwechsel, Post, Telegraph etc.) erledigt werden kann. Jede Auskunft wird dort spesenfrei erteilt.

O- und X-Beine
Verdeckungsapparate
Prospekt gegen Rückporto.
G. Horn & Co., Magdeburg 162.

Browning Kal. 7,65 M. 17.–, Kal. 6,35 M. 14.–, Schreibmasch. M. 60.—. Jagdwaffen, Radioapparate all. Stat. hörb. M. 35.- Benekendorff, Berlin-Friedenau L.



Ich bin rasiert mit der



Rasier-Klinge Auerhahn

Das Rasieren mit der Auerhahnklinge macht Ihnen Freude. Sie ist ein deutsches Erzeugnis von unübertroffener Güte.
Schramberger Uhrfedernfabrik G. m. b. H., Schramberg (Württemberg).

Mehr denn je ...



sucht und zeigt unsere Zeit die Schönheit des Körpers. Eng damit verbunden ist die tägliche Pflege der Haut.

Alle Bedingungen, sie zart, geschmeidig und jugendfrisch zu erhalten, ihr jenes schimmernde Blühen und Zarte zu geben, das jedes Kennerauge entzückt, erfüllt die milde, schäumige

Dr. Dralle's Lavendel-Seife

in Verbindung mit

Dr. Dralle's Lavendel-Crème

Lavendel-Seife „Schneewittchen" Stück 80 Gr. schwer R.M. –.45, 150 Gr. schwer –.75
„ „ „Gold" (Spez.-Parf.) „ 80 „ „ „ –.60, 150 „ „ 1.—
Lavendel-Crème (trocken und fett) Glasdose „ 1.40, Tube –.60

Allgemeine Notizen.

Die Gesamthörerschaft der Universität Leipzig im Sommersemester 1927 beläuft sich auf 5890. Nach rund 1600 in diesem Semester vorgenommenen Neuimmatrikulationen beträgt der Bestand an immatrikulierten Studierenden 4937. Damit ist die Zahl der Studierenden des vorigen Sommersemesters um 300 überschritten und die bis 1911 erreichte Vorkriegszahl bereits eingeholt.

Der Weltbund für Erwachsenenbildung (The World Association for Adult Education) ist kurz nach Kriegsende durch die Bemühungen von Dr. Albert Mansbridge, der in der englischen Erwachsenenbildung an hervorgehobener Stellung steht, ins Leben gerufen. Er hat sich das Studium der Volksbildungsarbeit in den verschiedenen Ländern zum Ziel gesetzt und sucht durch Studienreisen, internationale Konferenzen und Berichte die Kenntnis der Erwachsenenbildung in ihren verschiedenen Formen und Zielen zu fördern. Seit Anfang dieses Jahres besteht ein Deutscher Arbeitsausschuß. Eine Konferenz, die in Frederiksborg in Dänemark stattfand, diente in erster Linie der Aussprache über eine Weltkonferenz, bei der über den Stand und die Aufgaben des Volksbildungswesens zu berichten war. An der Besprechung nahmen Vertreter der Erwachsenenbildung aus Amerika, Belgien, Dänemark, Deutschland, England, Holland, Jugoslawien, Norwegen und Schweden teil. Die Weltkonferenz soll erst in einigen Jahren stattfinden. Die Deutsche Arbeitsstelle des Weltbundes befindet sich in Leipzig, und es gehören ihr als ehrenamtliche Sekretäre der Leiter der Volksbildungsämter der Stadt Leipzig, Professor Dr. Paul Hermberg, und der Schriftleiter der „Hefte für Büchereiwesen", Hans Hofmann, an.

Der Verband der Vereine Creditreform e. V. in Leipzig hat seinen von Generaldirektor Herm. Pielert-Leipzig erstatteten Jahresbericht für das Geschäftsjahr 1926/27 veröffentlicht. Er enthält in seinem allgemeinen Teil wiederum eine ausgezeichnete Übersicht über alle wichtigen wirtschaftlichen und wirtschaftspolitischen Geschehnisse der Berichtsperiode. Der Bericht betont die Notwendigkeit unseres Anschlusses an die Weltwirtschaft und behandelt die Problematik der Absatzmärkte. Er weist darauf hin, daß es auch notwendig ist, die Konsumkraft des Inlandes zu heben. Bei Anerkennung der wahrnehmbaren Fortschritte mahnt der Bericht, die durch die noch nicht

Der „heiße" Handkuß. Ein Herr wahrt gesellschaftliche Formen, indem er sie ausübt, — — eine Frau beseelt sie. Man braucht sich nur einmal etwa den Vorgang eines Handkusses vorzustellen: Ein glühend-heißer Sommertag, — eine schöne Frau — ein eleganter Herr. Der Herr beugt sich über die Hand der Dame, sie formvollendet zu küssen. Eine Aufgabe, doch keine Schwierigkeit. Aber die Dame? Trotz sengender Sommerglut ist sie, wie ein unirdisches Wesen, von einem erquickenden Hauch duftiger Frische umgeben. Trotz unerträglicher Hitze gleicht ihre zum Kuß gereichte Hand einer sammetglatten und kühlen Blume. Wie das möglich ist? Sie pflegt, erfrischt und belebt Körper, Haut und Nerven regelmäßig mit „Kölnisch Wasser Lavendel-Orangen". Ihr weiblich-sicheres Gefühl fand für eine fast unerfüllbare Aufgabe — starre Gesellschaftsform zu beseelen, eine anmutige und leichte Lösung. Spielend und mühelos — wie das Ei des Kolumbus — nur . . . sie mußte eben das einzige und unersetzbare Losungswort kennen: Kölnisch Wasser Lavendel-Orangen.

völlig geklärte und gefestigte Lage gegebene Vorsicht nicht außer Acht zu lassen. Gleichzeitig fordert er die Erschließung des Baumarktes, um gesunde Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen. Auch Steuer- und Verwaltungs- sowie sonstige die Allgemeinheit berührende Fragen werden kritisch beleuchtet. Besondere Beachtung verdienen die Vorschläge zur Hebung des Kreditschutzes. Infolge der Verarmung muß zum Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft mit erhöhten Krediten gearbeitet werden, und mit der Zunahme der Wirtschaftskriminalität ist auch das Kreditrisiko gewachsen, so daß den Kreditschutzinstituten wichtige Aufgaben bevorstehen. Man sieht, welchen ungeheuren Wertfaktor ein so organisiertes und ausgerüstetes Auskunftsunternehmen wie die Vereine Creditreform für die Gesamtwirtschaft darstellt. Das läßt auch die Monatsschrift „Creditreform“ erkennen, die sich mit ihrer Auflage von 100 000 zu einer der angesehensten Zeitschriften entwickelt hat und heute auf dem Gebiet des Kreditschutzes eine führende Stellung einnimmt. Die etwa 60 Quartseiten umfassende Schrift bietet eine große Fundgrube für Theorie und Praxis der deutschen Wirtschaft.

St. Blasien. Der zwischen Tannen des Südschwarzwaldes in das obere Tal der Hauensteiner Alp eingebettete Kurort hat durch Erweiterung der Gehweganlagen in den Kurgarten willkommene Abwechslung gebracht und für die Zuhörer bei den Konzerten der vergrößerten Kurkapelle mehr Bewegungsfreiheit geschaffen. Bei den wöchentlich mehrmals in den Hotels stattfindenden Reunions und Tanztees wird heitere Zerstreuung und Unterhaltung geboten. Für den weiteren Verlauf der sommerlichen Kurzeit sind Sonderkonzerte, Vortragsabende, Beleuchtungen und Waldfeste in Aussicht genommen.

Das malerische Städtchen Neckargemünd bietet alles aufs reichlichste, was das Herz des Erholung suchenden Großstädters nur ersehnen mag: ob im Jubel der Blütezeit, im heißwerbenden Rausch seliger Sommertage oder in der leuchtenden Klarheit des farbenflammenden Herbstes — immer weht hier der Atem heilkräftiger Wälder, kühler Wogen, romantischer Höhen. Unvergleichlich schön ist der poetische Weg vom Heidelberger Königsstuhl (568 m) nach diesem gastfreundlichen Städtchen des Neckartals. Was sonst ein rühriger Verkehrsverein in opferwilliger Heimatliebe an heiteren Festen und fürsorglicher Unterkunft zu bieten vermag, wird man hier nicht vermissen. Auskunft erteilt der Verkehrsverein e. V., Neckargemünd.

Illustrirte Zeitung



GESCHREI

NACH EINEM GEMÄLDE VON FRANZ SEDLACEK

(Vgl. den Beitrag „Ein Maler des Unheimlichen“ auf S. 54 und 55.)





Links: Vom Gegenbesuch der englischen Großindustriellen (Federation of British Industries) beim Reichsverband der Deutschen Industrie in Berlin am 4. und 5. Juli: Die Besucher auf einem Dampferausflug nach Potsdam. 1 Geheimrat Duisberg, Vorsitzender des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, 2 Lord Gainford, Präsident des britischen Industrieverbandes. — Rechts: Von der Ankunft des Staatssekretärs im italienischen Luftministerium, Italo Balbos, auf dem Tempelhofer Flugfeld in Berlin am 6. Juli: Balbo (in Uniform) in Begleitung von Herren der italienischen Botschaft (rechts von ihm, vorn, der italienische Botschafter Luigi Conte Aldrovandi-Marescotti) und der Deutschen Lufthansa.



Vom I. Schlesischen Kreissängerfest in Breslau am 3. Juli: Das Festkonzert in der Jahrhunderthalle.



Weihe eines Ehrenmals für die 137 im Weltkrieg gefallenen Gemeindeglieder auf dem Heldenhain-Friedhof in Beierfeld (Erzgebirge) am 26. Juni.



I. Ostmärkischer Kameradschaftstag in Frankfurt a. O. am 2. und 3. Juli: Die Abteilung „Kavallerie" im Festzuge. (Phot. M. Rakonz.)

DER ÜBERMEER-LUFTVERKEHR

VON PROF. DR. C. KASSNER

Junge Leute sollen sich begeistern können, während den Alten das Recht der Kritik und des Weisens der Begeisterung in die rechten Schranken zukommt. Nicht bloß aus meinem Lebensalter von über sechzig Jahren darf ich diese Rechte der Alten in Anspruch nehmen, sondern auch daraus, daß ich der erste war, der einen fliegenden Menschen (Lilienthal) in der Luft photographierte — die Platten gab ich dem Deutschen Museum in München — und daß ich seitdem die Entwicklung des Flug- und Luftfahrtwesens verfolgte. Gerade darum haben mich die nahezu wahnsinnigen Begeisterungsausbrüche bei den letzten Übermeerflügen geschmerzt, wenn ich einerseits die übertriebenen Ehrungen der amerikanischen Draufgänger las und andererseits daran dachte, daß der Vater der modernen Luftfahrt, Lilienthal, zwar in Lichterfelde ein Denkmal hat, daß aber in Großberlin nach ihm nur am Rande des Weichbildes je eine 150 und 250 m lange Straße in einsamer Gegend benannt ist, während der Berliner und Kottbuser Magistrat die Amerikaner und ihre Flugzeuge durch größere Straßenzüge in bewohnter Gegend ehren. Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande! An der Stelle, wo Chamberlin im Acker östlich von Kottbus unfreiwillig landete, als er vielleicht gar nicht nach Berlin, sondern nach Warschau fliegen wollte, um einen großen Streckenflug zu erreichen, soll ein Denkstein errichtet werden, aber an den Stellen, wo Lilienthal in Südende, Steglitz, Derwitz usw. durch unermüdliches Probieren den Grund zur Luftfahrt legte, steht keiner! Immer noch fehlt eine Lebensbeschreibung von ihm und eine Sammlung seiner Schriften. Deutsche, ehrt auch den deutschen Meister! Lilienthal war nicht bloß der Ingenieur, der durch Theorie und zahllose praktische Versuche die Grundsätze der Tragflächen für Flugzeuge entwickelte und lehrte, sondern auch der wagemutige Sportsmann, der sein Leben für seine Bestrebungen einsetzte und es schließlich dabei verlor. Die amerikanischen Flieger dagegen sind nur Sportsleute, junge Männer, denen es nur darauf ankam, andere Flieger zu übertreffen. Höchstleistungen sind aber niemals das Normale, niemals das allgemein Gültige und darum niemals das allgemein Brauchbare und Verwendbare. Indessen darf man gern anerkennen, daß Höchstleistungen die Ziele lehren, die man unter besonderen Umständen erreichen kann, und wessen die benutzten Maschinen und Apparate fähig sein können, jedoch durchaus nicht immer fähig sind. Solche Grenzen der Leistungsfähigkeit kennenzulernen, ist für die Praxis wichtig, aber sie dürfen in ihrer Wertung nicht überschätzt werden, denn ein zweites Mal können die Maschinen leicht versagen.

Zur richtigen Bewertung der Übermeerflüge der letzten Zeit muß man beachten, daß es ja gar nicht die ersten ihrer Art waren, denn schon vor acht Jahren, im Jahre 1919, flog Read von Nordamerika mit einer Zwischenlandung auf den Azoren nach Europa und gleich darauf Alcock ohne eine Zwischenlandung auf nahezu demselben Wege wie Lindbergh. Man ersieht daraus, wie schnell die Welt vergißt. Etwas Neues haben also die Flüge von Lindbergh, Chamberlin und Byrd nicht gebracht. Es sind ausgesprochene Rekordflüge, bei denen es nicht darauf ankam, irgend etwas zu erkunden, sondern nur der Wunsch bestand, einen Rekord aufzustellen. Das zeigt ohne weiteres die ganze Art des Unternehmens. Alle drei Flüge sind nicht so sorgfältig vorbereitet worden, daß dabei jede mögliche Gefahr in Rechnung gestellt worden wäre, zumal vor allem nicht für gute Richtungsführung gesorgt war. Lindbergh war vom Wetter meist sehr begünstigt und konnte deshalb guten Ausblick halten; aber der nützt ja auf dem Meere zur Erkennung der Richtung nichts, und da er auch mit Richtungsapparaten schlecht versehen war, muß es lediglich als ein besonderer Glücksfall, kaum als Lindberghs Verdienst angesehen werden, wenn er fast gefühlsmäßig den richtigen Weg fand. Deshalb berührt es sehr sympathisch, zu hören, daß ihn in richtiger eigener Abschätzung seiner Leistung das irrsinnige Toben der Menge in Paris und Neuyork und die ungeheuren Ehrungen nicht übermütig und allzu eingebildet gemacht haben. Verdient hat er unstreitig seinen Ruhm, denn es war sportlich eine ausgezeichnete Leistung.

Weniger hoch ist die Leistung seiner Nachfolger Chamberlin und Byrd zu bewerten, denn zunächst waren es eben nur Nachfolger, nicht Erstlinge, und sodann wollten sie ja nichts weiter, als den Rekord Lindberghs drücken. Auch sie waren, trotz besserer Ausrüstung, nicht so sorgsam vorgegangen, wie es bei mehr als öder Rekorddrückerei notwendig gewesen wäre. Beide irren im Nebel umher, und beide müssen notlanden. Wenn ein Ozeandampfer in See geht, so hat er stets zur Zeit- und Ortsbestimmung mindestens zwei Chronometer an Bord, damit beim Versagen des einen das andere benutzt werden kann. Byrd will wegen Versagens seines Richtungsapparates im Nebel und Regen ein- bis zweimal über Paris herumgeflogen sein, und Chamberlin kann nach der Notlandung bei Eisleben nicht einmal die Nordostrichtung, die ihm beim Wiederaufstieg gezeigt wurde, einhalten und nicht in nur 130 km Entfernung Berlin finden! Statt dessen fliegt er 160 km nach Osten: Richtung Warschau! Rekorddrückerei?

Bei allen drei Übermeerflügen handelt es sich also um ausgesprochene Sport- und Rekordunternehmungen, und es fragt sich nun, ob sie einen Wert für einen Luftverkehr über den Atlantischen Ozean hinweg zwischen Europa und Nordamerika haben. Wir wollen dabei den Flug von Byrd, der ja die europäische Küste noch erreicht hat, als ebenfalls geglückt betrachten.

Ein Luftverkehr, der auch wirtschaftlich ist, muß mehrere Bedingungen erfüllen, die man in gleicher Weise an die Eisenbahn, die See- und Flußschiffahrt, den Kraftverkehr zu stellen gewohnt und berechtigt ist, nämlich die Sicherheit des Fahrplans mit vorherbestimmter Abfahrts- und Ankunftszeit, die Sicherheit der Erreichung des gewünschten Zieles und die Sicherheit des Reisenden für Gesundheit und Leben. Diesen letzten Punkt können wir deshalb übergehen, weil nach den bisherigen Erfahrungen, die freilich meist über Land gewonnen wurden, die Unfallgefahr im Flugzeug nicht größer als auf der Eisenbahn ist; auch können noch leicht allerlei Vorkehrungen zu größerem Schutze, z. B. bei Absturz ins Meer, getroffen werden.

Weit schwieriger, ja, zum Teil gegenwärtig überhaupt nicht, können die anderen Bedingungen erfüllt werden. Prüfen wir sie etwas näher! Zunächst die Sicherheit des Fahrplans mit vorherbestimmter Abfahrts- und Ankunftszeit. Für alle anderen Verkehrsmittel, selbst auch für den Luftverkehr über Land und über kurze Meeresstrecken (nach England, Schweden usw.), gibt es feste Fahrpläne und Kursbücher, nach denen man sich für längere Zeit im voraus seinen Reiseweg, und zwar schon für bestimmte Tage, aufstellen kann. Nur beim Luftverkehr und gelegentlich, aber selten, bei der Seeschiffahrt verzögert der Nebel die Abfahrt und die Landung. Das ist wirtschaftlich durchaus erträglich. Bei dem Flug von Amerika nach Europa und umgekehrt jedoch kann von einem selbst noch so weitherzigen Fahrplan überhaupt nicht die Rede sein. Das „Wind und Wetter vorbehalten" in den Schiffahrts-Fahrplänen, das in sprachlich falscher Form besagt, daß bei schlechtem, ungünstigem Wind und Wetter geringe Fahrzeitenänderungen in den Kauf genommen werden müssen, hat für den Übermeerflug gar keinen Sinn, weil man jetzt noch Tage und Wochen auf günstiges Flugwetter warten muß. Das lehrten alle bisherigen Versuche. Der Grund dafür gilt zugleich für die zweite Bedingung, daß man eine Gewähr haben muß, das gewünschte Ziel zu erreichen. Dabei spielt es keine Rolle, ob das Ziel auf europäischer Seite London, Paris, Berlin, Wien usw. oder auf amerikanischer Seite Halifax, Boston, Neuyork, Washington, Chicago usw. ist. Es soll hier nur die Rede vom Flugverkehr zwischen Europa und den Vereinigten Staaten von Amerika sein oder richtiger zwischen den Vereinigten Staaten und Europa, denn nur in dieser Richtung ist ja bisher der Flug geglückt. Verschiedene Versuche in umgekehrter Richtung aber mißglückten — zum Teil mit Rettung, zum Teil mit Untergang der Flieger.

Schon dieser Umstand, daß das Überfliegen des Ozeans immer nur in einer Richtung gelang, schließt vorläufig jede Wirtschaftlichkeit aus, denn sie besteht ja gerade im Austausch hin und her. Bis jetzt hat danach gewissermaßen nur eine Einfuhr von Flugzeugen und Postsendungen stattgefunden, falls nicht die Flugzeuge zerlegt und mit Dampfern zurückgeschickt werden. Der Grund für diese Einseitigkeit im Luftverkehr liegt in den Wetterverhältnissen auf der Flugstrecke.

Schon ein Blick auf die Karten, welche die vorherrschenden Windrichtungen auf dem Atlantischen Ozean darstellen und in vielen Schulatlanten zu finden sind, lehrt, daß zwischen Nordamerika und Europa die Südwest- und Westwinde weitaus die häufigsten sind, also einen Flug nach Europa begünstigen, von Europa nach Nordamerika aber sehr erschweren, da dann meist mit Gegenwind zu rechnen ist, und zwar bis in große Höhen hinauf, nur daß dort oben auch Nordwestwinde auftreten. Man muß also schon hiernach für einen Flug nach Amerika entweder stärkere Maschinen im Flugzeug verwenden als beim Fluge nach Europa oder mehr Betriebsstoff mitführen, wodurch die Frachtlast an Passagieren und Gütern herabgesetzt und damit die Wirtschaftlichkeit sehr vermindert wird. Hiernach ist mithin Europa in recht erheblichem Nachteil gegenüber Amerika.

Wenn das schon die auf Durchschnittswerten beruhenden Windkarten ergeben, so wird die Lage noch ungünstiger, sobald man das Wetter im einzelnen beachtet. Es wird hinsichtlich seines schlechteren Charakters durch die Tiefdruckgebiete bestimmt, die lebhafte bis stürmische Winde, Nebel, Wolken und Niederschläge bringen. Infolge verschiedener Ursachen, besonders der Erddrehung von West nach Ost, wandern auch die Tiefdruckgebiete oder Zyklonen von West nach Ost. Auf ihrer Südseite wehen die Südwest- und Westwinde, die eben erwähnt wurden, auf ihrer Nordseite aber Ost- und Nordostwinde. Jene sind dem Fluge von Europa nach Amerika hinderlich, diese förderlich, also läge es nahe, zu sagen, daß die Flieger sie benutzen sollen, wenn sie nach Amerika wollen. Indessen müßten sie dann von Europa gleich nach Norden über Schottland, Island, Südgrönland und Labrador, also in weitem Umwege fliegen, wobei viel Betriebsstoff wegen der weiteren Strecke und wegen der Gefahr der Belastung durch Eis und Schnee sowie zur Erwärmung der Passagierkabine mitzunehmen wäre. Dadurch würde der Ertrag natürlich sehr herabgesetzt werden. Manches wäre ja auch hierbei noch in den Kauf zu nehmen, wenn es sich auf dem ganzen Flugwege nur um eine Zyklone handeln würde, der auszuweichen wäre, aber man müßte sich erfahrungsgemäß auf deren mehrere gefaßt machen, wodurch die Sicherheit sehr gefährdet würde, ganz abgesehen von der erhöhten Unsichtigkeit durch Nebel und Schneestürme.

Soll also der Luftverkehr mit Nordamerika ein regelmäßiges und erst damit wirtschaftliches Unternehmen werden, muß alle sportliche Draufgängerei beiseitegelassen und mit nüchternem Verstande ohne Rekordgedanken vorgegangen werden.

TAGESGESCHICHTE

Das Gebiet des Harzes wurde am 6. Juli durch heftige Unwetter heimgesucht. Die durch die niedergehenden Regenmassen angeschwollenen Wasserläufe richteten starke Verwüstungen an. Dabei wurde auch der Eisenbahndamm der Harzquerbahn Wernigerode—Nordhausen im Thumkuhlental bei Hasserode unterspült, und hier stürzten die Lokomotive und der Packwagen eines von Nordhausen kommenden Zuges den Abhang hinunter. Auch der erste Personenwagen glitt den Bahndamm hinab, während die drei übrigen Wagen unbeschädigt auf den Gleisen stehen blieben. Außer den vier Beamten, die mit der Lokomotive in den Abgrund stürzten, sind noch drei Personen getötet worden.

Nach dem Besuch des Reichsverbandes der Deutschen Industrie in London weilten am 4. und 5. Juli die Vertreter des englischen Industrieverbandes (Federation of British Industries) in Berlin. Die Verhandlungen zwischen den Industrieführern der beiden Länder hatten Fragen des gemeinsamen Interesses der beiden industriellen Spitzenverbände zum Gegenstand, so das Ergebnis der Internationalen Wirtschaftskonferenz in Genf, die internationalen Kartelle, die Regelung des Ausstellungs- und Messewesens.

Auf der Heimfahrt nach Rom besuchte nach Teilnahme an dem großen Flugfest in Hendon bei London der Staatssekretär im italienischen Luftministerium, Italo Balbo, die Reichshauptstadt. Zu seiner Begrüßung waren auf dem Tempelhofer Flughafen zahlreiche Mitglieder der italienischen Kolonie, mit dem italienischen Botschafter Grafen Aldrovandi-Marescotti an der Spitze, erschienen, ferner Mitglieder der Berliner faschistischen Vereinigungen und von deutscher Seite Ministerialrat Brandenburg vom Reichsverkehrsministerium, Oberstleutnant Willberg vom Reichswehrministerium und die Direktoren der Deutschen Lufthansa Merkel und Milch. Balbo besichtigte den Tempelhofer Flughafen und die Deutsche Versuchsanstalt für Luftfahrt in Adlershof und nahm an verschiedenen Empfängen teil. Auch wurde die Möglichkeit einer Luftverbindung Berlin—München—Mailand—Rom erwogen.

Dem Ozeanflieger Byrd und seinen drei Begleitern wurde nach ihrer zwar mißglückten Landung auf See in Paris ein großer Empfang zuteil. Unter der Menge, die die Flieger bei ihrer Ankunft auf dem St.-Lazare-Bahnhof erwartete, befanden sich auch Chamberlain und Levine, die ihr Europarundflug von Berlin aus inzwischen auch nach Paris geführt hatte. Ministerpräsident Poincaré empfing die vier Flieger der „Amerika" und überreichte dem Commander Byrd das Offizierskreuz der Ehrenlegion.

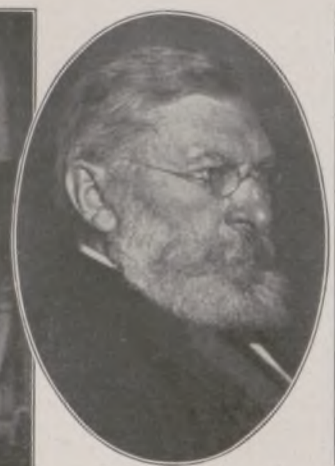
Am 4. Juli verließ König Fuad von Ägypten Paris, um sich zu einem offiziellen Besuch nach London zu begeben. Auf einem englischen Kriegsschiff trat er die Überfahrt über den Kanal an und wurde dann in Dover vom Prinzen von Wales begrüßt. Beim Eintreffen auf dem Viktoria-Bahnhof in London empfingen den Gast König Georg, die königlichen Prinzen, Vertreter der Regierung und der Lordmayor von London. In Begleitung König Fuads befand sich der ägyptische Ministerpräsident Sarwat-Pascha.

Auf sportlichem Gebiete wurden den Deutschen bei den englischen Leichtathletik-Meisterschaften im Stadion von Stamford Bridge, London, beachtliche Erfolge zuteil. Fast alle europäischen Nationen waren auf dieser großen englischen Sportentscheidung vertreten. Unter den 600 Bewerbern um die Meisterschaftstitel befanden sich 130 Nichtengländer und darunter wieder 15 Deutsche. Diese konnten fünf englische Meisterschaften erringen, zwei zweite und mehrere dritte Plätze erzielen. Brechenmacher siegte im Kugelstoßen, Dobermann im Weitsprung (der beste aller bisherigen englischen Meisterschaften), Houben holte sich im 220-Yards-Lauf den Sieg, Körnig wurde in der 100-Yards-Meisterschaft Erster, und die 4-mal-100-Yards-Staffel wurde von dem Krefelder Preußen gewonnen.

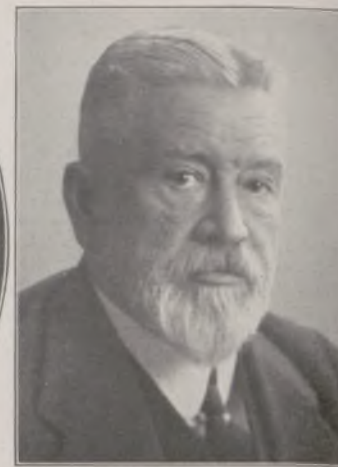
Beim Training für das Internationale Reitturnier in Luzern erlitt Prinz Friedrich Sigismund von Preußen einen schweren Unfall, dem er am 6. Juli erlag. Kurz vorher hatte er erst bei schwerster ausländischer Konkurrenz die Olympia-Vielseitigkeitsprüfung gewonnen, ein Sieg, der ihn zu den



Von der Uraufführung des Dramas „Der Bürge“ von Paul Claudel im Nationaltheater zu Mannheim am 17. Juni: Szene aus dem II. Akt mit Hildegard Grethe als Sygne v. Coufontaine und Ernſt Langheinz als Turelure.
(Phot. Ferd. Iſrael, Heidelberg.)



Prof. Dr. Paul Flechſig,
Geheimer Rat, ehemaliger Direktor der Leipziger Pſychiatriſchen Univerſitätsklinik, bedeutender Gelehrter und Förderer der Irrenpflege, wurde am 29. Juni 80 Jahre alt.



Dr.-Ing. e. h. Sigmund Bergmann,
Geheimer Baurat, Begründer und Generaldirektor der Bergmann-Elektrizitätswerke A.-G. in Berlin, führende Perſönlichkeit der deutſchen elektriſchen Induſtrie, † am 7. Juli im 77. Lebensjahre.

BÜHNENSCHAU

Im Mannheimer Nationaltheater gab es eine Uraufführung von dem franzöſiſchen Dichter (früheren Botſchafter in Tokio) Paul Claudel: „Der Bürge“. Das Drama ſpielt in der Zeit nach der Franzöſiſchen Revolution; die beiden letzten Vertreter des alten Adelsgeſchlechts Coufontaine geraten in Widerſpruch mit der veränderten Umwelt. Die Sprache des Dichters iſt von großer Wucht, bilderreich und rhythmiſch beſchwingt.

Das Münchener Künſtler-Theater brachte eine Ballettſuite, inſzeniert und choreographiſch entworfen von Heinrich Kröller. Dazu gehörte das ſiameſiſche Tanzmärchen „Pagoden“, das hier ſeine Uraufführung erlebte. Beſonders reizvoll wirkte das Spiel glatter Schlangenkörper der von einem eiferſüchtigen Fürſten verzauberten Hofdamen.

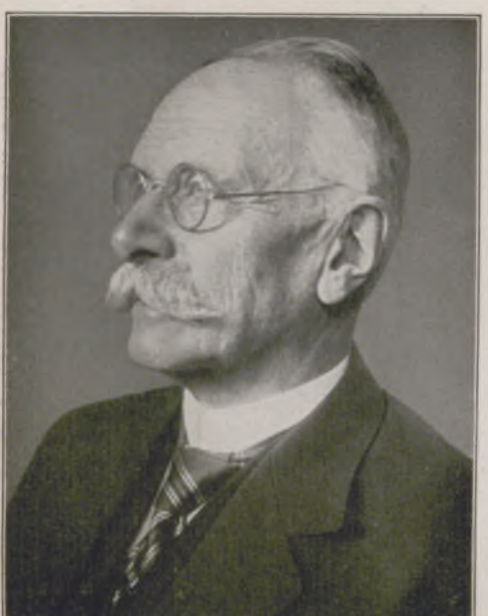


Links nebenſtehend:
Szene aus dem Ballett „Pagoden“ von Heinrich Kröller, das in einer Ballettſuite am 19. Juni am Künſtler-Theater im Ausſtellungspark zu München uraufgeführt wurde: Die in Schlangen verzauberten Frauen.

ſtärkſten Hoffnungen für das Olympiſche Reitturnier 1928 in Amſterdam berechtigte. Der 35 Jahre alte Prinz war der Sohn des Prinzen Friedrich Leopold und Enkel des Prinzen Friedrich Karl, des bekannten Heerführers im Kriege 1870/71.

Am 7. Juli verſchied Geheimer Baurat Dr.-Ing. e. h. Sigmund Bergmann im 77. Lebensjahre. Begründer und Generaldirektor der Bergmann-Elektrizitätswerke A.-G. in Berlin, hat er mehr als 36 Jahre an der Spitze dieſes Unternehmens geſtanden. In ihm iſt ein hervorragender Förderer der deutſchen elektriſchen Induſtrie und ein Bahnbrecher auf dem Gebiete des elektriſchen Beleuchtungsweſens dahingegangen.

Seinen 80. Geburtstag konnte am 29. Juni Geheimer Rat Prof. Dr. med. et phil. Paul Flechſig feiern. Der Gelehrte hat ſich beſonders um die Erforſchung des Gehirns und des Rückenmarks ſowie um die Förderung der Irrenpflege verdient gemacht. Faſt 46 Jahre hat er in Leipzig ſeine Lehrtätigkeit ausgeübt und leitete hier die Pſychiatriſche und Nervenklinik der Univerſität.



Friedrich II., der frühere Großherzog von Baden, konnte am 9. Juli ſeinen 70. Geburtstag feiern.



Von der kürzlich erfolgten Einweihung des erneuerten „Dietemann“, einer ſtündlich heraustretenden ſymboliſchen Figur an der Uhr des ehemaligen kurfürſtlichen Schloſſes in Eſchwege (Werra): Während der Feier vor dem Schloſſe (mit dem „Dietemann“ am Turm). (Phot. O. Tellgmann, Eſchwege.)



Von der Eisenbahnkatastrophe bei Wernigerode (Harz) auf der Strecke von Nordhausen am 6. Juli, bei der mehrere Personen getötet wurden: An der Unfallstelle, wo der Bahndamm durch einen vorhergehenden Wolkenbruch unterspült wurde.



Unwetterverheerungen im Harz: Die Fluten in den Straßen von Wernigerode am 6. Juli.



Vom Besuch König Fuads von Ägypten in London: König Fuad bei der Erwiderung des ihm dargebrachten Willkommgrußes nach seiner Ankunft in Dover am 4. Juli.



Opfer des Großstadtverkehrs in Berlin-Reinickendorf: Abtransport der durch den elektrischen Strom getöteten Pferde eines Müllwagens, der mit einer provisorischen Straßenbahn-Stromleitung in Berührung kam und dadurch Kurzschluß verursachte.





Der Ozeanflieger Byrd in Frankreich: Byrd (links) und sein Begleiter Noville erhalten nach der Landung von Dorfkindern die ersten Blumensträuße zur Begrüßung. Links nebenstehend: Die „Amerika", das auf die See niedergestürzte, schwer beschädigte Flugzeug Byrds, am Strande des Meeres bei Ver-sur-Mer.





Zum Tode des Prinzen Sigismund von Preußen am 6. Juli.

Links: Prinz Sigismund, geboren am 17. Dezember 1891, bekannter Turnierreiter. (Phot. Selle & Kuntze.) — **Rechts:** Prinz Sigismund (ganz rechts) auf dem Internationalen Reitturnier in Luzern, wo er bei einem Übungsritt tödlich verunglückte. (Phot. Ahrens, Luzern.)

Von den englischen Leichtathletik-Meisterschaften im Stadion von Stamford Bridge, London, die am 5. Juli zu Ende gingen.

Links unten: Der Kampf um die 100-Yards-Meisterschaft, bei dem Körnig, Charlottenburg (Nr. 19), siegte und Houben, Krefeld, als Zweiter durchs Ziel ging. — **Rechts:** Dobermann (Deutschland), Sieger im Weitsprung (7,30 m), bei seinem Meistersprung.









Vom Deutschen Turnfest der Nordmark in Flensburg vom 2. bis zum 4. Juli: Während der Lauf- und Schwimmstaffel; Übernahme der Stafette von den Schwimmern durch die Läufer. (Sieger: Hamburger Turnerschaft von 1816.) **Links nebenstehend:** Vom Internationalen Polo-Turnier in Hamburg, das am 5. Juli seinen Abschluß fand: Überreichung des vom Hamburger Rennclub gestifteten Pokals an die englischen Moonlighters, die über die Wiener Red-Diamonds mit 13:1 siegten, durch den Vorsitzenden Schmidt-Schröder.

Menschen im Föhn

ROMAN VON ROLAND BETSCH

(9. Fortsetzung.)

Hart beieinander lagen sie im Stollen; halb erwürgt vom Gestein und vorgeschoben in einen Kanal, in dem sie sich nicht aufrecht setzen konnten. Ihre Körper berührten sich fast. Einer roch des anderen Schweiß. Sie ließen die Hände los und schauten einander an, und ihre Augen, unheilvoll nahe zusammengerückt, quollen aus dem schwärzlichen Unrat der Höhlen hervor.

„Du hast sie dir genommen. Gut, aber wer hat dir ein Recht auf sie gegeben? Hab' ich nicht das gleiche Recht —"

„Zurück jetzt, sonst fliegen dir die Brocken an den Schädel!"

„Daß sie dir das Hirn —!"

„Das Maul hältst du jetzt und zurück!"

Sie krochen auf den Bäuchen nach rückwärts, schoben sich über Geröll und beizenden Staub nach hinten, wo sie gebückt stehen und sich in einem kleinen Seitenstollen in Sicherheit bringen konnten.

Dumpf, ohne eigentliches Donnern, ging der Sprengschuß los, wirkte betäubend wie ein Fausthieb und schlug gegen die Trommelfelle. Brocken fielen, Gestein spritzte schnellend gegen die Wände, und Staub und Pulverdampf quollen stickig aus der Höhle. Elektrische Lampen fraßen sich durch den Qualm, der Rachen und Kehle ausdörrte und brennend in die Lungen drang. Noch standen sie stumm einander gegenüber, kramten mit den Händen in den weiten Hosentaschen und spuckten aus.

„Was willst du eigentlich? Was geht dich das Frauenzimmer an? Du Esel! Ich lach' dir ins Gesicht, wenn du nicht still bist."

Dann krochen sie wieder vor; waren wie schmutzige Kröten, schoben sich schwer und plump über das harte Gestein und setzten die Bohrmaschinen ein.

„Sie ist ja längst satt an dir. Sag' ich! Denkst du, sie will schon wieder einen Kerl, der sie prügelt?"

Giacomelli fuhr auf, und der Zorn quoll aus seinen Blicken. Beide legten die Bohrer hin. Sie wollten zupacken. Sie wollten hier ringen, mitten in der Hölle und halb erwürgt vom Fels.

„Wer hat sie —?"

„Hast du sie nicht geprügelt?"

„Dio ti maledice!"

Durch die Höhle herein drang das Stampfen der Gebläsemaschine.

„Der Breitenmoser kommt herauf und nimmt sie wieder. Prügel kann sie billiger unten haben; da braucht sie nicht in diesem verlumpten Holzstall zu hausen."

„Red' dir nur die Därme aus dem Leib! Schwätzer!"

Giacomelli lachte den anderen aus und pfiff durch die Zähne. Dann sang er aus seiner ausgedörrten Kehle:

> „Ciau, ciau Morettina bella ciau!
> Prima di partire
> Un bacino ti voglio dare."

Buccalini fraß den Grimm hinunter und kaute es in sich hinein: „Ich nehme sie dir! Ich nehme sie dir!" Dachte an das schöne spitze Messer in seiner Tasche. Malte sich heiße Bilder aus, während der Bohrer singend das Gestein zernagte.

„Sind wir überhaupt Menschen, hier in dem lebendigen Grab! Hee! Klumpen von Dreck, und reißen uns noch gegenseitig die Seele aus dem Leib. Meine Mutter ist im Armenhaus gestorben, meinen Vater kenn' ich nicht. Was für ein Leben!"

„Fang noch das Heulen an und Jammern!"

„O tristezza e miseria!"

Giacomelli hörte nicht auf sein Geschwätz. Er schob einen Kautabak zwischen die Zähne und stierte vor sich hin auf den Fels. Ein teuflischer Gedanke kroch aus ihm heraus.

„Deine Mutter im Armenhaus, deinen Vater kennst du nicht. Lilla ist eine Italienerin. Vielleicht ist sie deine Schwester. Vielleicht hat sie deine Mutter noch im Straßengraben geboren, bevor sie ins Asyl flüchtete. Da hast du's!"

Da fuhr ihm der andere an die Kehle. Sie rangen, und während sich die Körper umkrallten, kamen die Atemstöße wie aus gesprengten Ventilen. Lautlos und ingrimmig spielte sich der Ringkampf um das Geschlecht im Innern der Erde ab. Nur wenig Platz war für diesen triebhaften Ausgleichversuch; sie stießen gegen den Fels. Kampf, ummauert von Urgestein. Furchtbar quollen die Muskeln an; Blut rauschte durch Adern, und Schweiß rann wie Wasser aus den Poren.

Buccalini versuchte, nach dem Messer zu tasten, aber Giacomelli hielt ihn umschlungen; sie waren verkrampft ineinander, und der Kampf mußte in Erschöpfung enden. Buccalini gelang es, das Messer zu erreichen.

Da drang ein scharfer Lichtkegel zu ihnen herein. Am Eingang des Stollens hing ein Gesicht, vom Spiel des Lichtes düster verzerrt wie eine Fratze.

„Der Oberingenieur!"

Beide erschraken und ließen los. Bebend und mit schlagenden Pulsen griffen sie zu den Bohrern. Buccalini stand Schaum vor den Zähnen.

„Wie weit sind wir?" kam Werner Golms Stimme herein.

„Über Punkt quattordici, Signore!" antwortete der Vorarbeiter mit gepreßter Stimme. Das Blut rann ihm aus dem Zahnfleisch. Sein Körper flatterte vor Erregung.

„Ihr habt doch Schichtwechsel, warum hängt ihr noch im Stollen?"

Sie waren verwundert über den raschen Ablauf der Zeit. Brummten beide wie Höhlentiere. Henker, schon fünf Minuten über Feierabend!

„Swei Schuß noch. Dann l'ultima volta, Signore. Serr harrte Stein. Affretti, Buccalini, affretti!"

Der Schuß fuhr durch die Enge des Raumes. Irgendwo kam es wie Brüllen aus einem Schlund.

Sie verließen zusammen mit der rückwärtigen Arbeiterschicht den Sprengtunnel. Draußen kniffen sie die entzündeten Augen zusammen und plinkten gequält in das Licht des scheidenden Tages. Lange Streifen hingen faserig am Himmel. Über Fels und salzigen Firn trotteten sie nach den Baracken hinüber. Golm stand im Schacht und hielt die elektrische Lampe in der Hand. Es war leer und einsam hier. Getier hatte sich verlaufen; nur die Pulverdämpfe schwelten noch in der verpesteten Luft. Von einem Frieren erfaßt, leuchtete er die Wände ab. Gestein glitzerte, als ob es mit Glassplittern durchsetzt wäre. Golm bückte sich und drang in den Stollen ein; dann lag er auf dem Bauch und kroch vor Ort, wo die Bohrmaschinen lagen und die Wunden des Steins scharf und kantig klafften. Mit den Händen befühlte er die harten Wände. Eiskalt war der Stein. Über ihm Stein, unter ihm Stein; überall Stein! Eine kleine Laune des Berges, dachte er, und ich bin ausgelöscht; eine einzige, verächtliche Regung seiner Muskeln, und alles Grübeln hat ein Ende. Ihm war, als kauere er hier in einer Herzkammer der Erde, ein Stück Fremdkörper; ein Bazillus, der Leben und Blut vergiftete.

„Warum regst du dich nicht?" sprach er laut und erschrak vor der Hohlheit seiner Stimme. „Warum gibst du keinen Laut? Ich habe mich dir ausgeliefert, warum löschst du mich nicht aus?" Er griff nach einem Bohrer und hatte Ekel vor der glatten Kälte des Metalls. Die Stille um ihn wurde wie ein Gewicht, das sich auf seine Brust senkte. Eingemauert, ging es durch sein Denken; Teil des Felsens, Blutkörper in der Schlagader des Berges. Von einem Grauen erfaßt, kroch er rückwärts.

Aufrecht im Schnee stehend, griff er nach Instrumenten und zwang sich zu einigen Messungen. Es war seine Pflicht; es war sein Brot. Er wurde dafür bezahlt.

Die Nacht über wollte er oben bleiben. In den Baracken war ein Raum für ihn vorbehalten. Langsam trat er ins Freie. Überm Joch zog es sich blauschwarz zusammen. Er stand und schaute nach dem Kreuz hinauf. Sah auch den Grat, der scharf gezähnt hinüberlief nach der Weißen Frau.

Windstöße schlugen ihm pfeifend entgegen, als er nach den Baracken schritt. Dort fiel ihm die junge Frau des Monteurs ein. Es war Unfug, daß diese Frau hier oben unter dem Trupp verwilderter Arbeiter hauste. Er ging in die Kantine.

„Giacomelli!"

Der Italiener war über ein rostiges Waschgeschirr gebeugt und rieb sich den Schmutz aus den Poren. Triefend kam er auf den Oberingenieur zu.

„Signore?"

Lilla stand am stickig qualmenden Herd und warf ihre Augen herüber. Die Kleider hingen wie Lumpen an ihr. Das schillernde Schwarz ihrer Haare floß in Strähnen über den Scheitel. Ihr schönes Gesicht mit der hündisch demütigen Maske brach wie eine Blüte aus trostloser Umgebung, und wenn sie lachte und ihre Zähne wie weiße Zäune glänzten, trat aus Schmutz und Lumpen, aus Elend und Verkommenheit der Sieg des Lebens leuchtend hervor.

„Giacomelli!"

„Cosa diceva lei, signore?"

„Diese Frau dort geht morgen hinunter zur Talstation. Ich dulde nicht, daß sie länger hier oben bleibt. Mi capisce?"

Giacomelli gab keine Antwort und blickte düster vor sich hin.

Golm verließ die Kantine und ging hinüber nach seinem Raum, in dem ein Spind und ein eisernes Feldbett standen. Er kramte das Essen aus seinem Beutel, setzte sich ans Fenster und fing an, zu essen. Er aß mit Widerwillen, denn seine Brust war eingeschnürt, und mit dem hereinbrechenden Abend kam die Mutlosigkeit wieder über ihn.

Der Südwind war stärker geworden und trieb die ersten schweren Wolkenballen vor sich her. Durch Wände hindurch kam der Rhythmus einer Tanzweise, auf der Ziehharmonika gespielt. Ein Frauenzimmer unter dreißig Wilden! überlegte Golm und wunderte sich, daß sie sich

nicht schon längst die Schädel eingeschlagen hatten. „Eine Hexe! Eine verzottelte Hexe! Lumpenstück!"

Da stand sie vor ihm. Lautlos fast hatte sie die Tür geöffnet und trat zögernd und mit wirren Augen in den kahlen Raum. Die Arme hingen schlaff, und der wilde Kopf war furchtsam in die Schultern gezogen. Alles an diesem Weib war scheu, getrieben; auf der Flucht, und doch von ewigem Trieb hungrig erfaßt.

„Was wollen — Sie hier?"

Sie blieb mitten im Raum stehen, von einer stummen Ratlosigkeit erfaßt, und sandte den Glanz ihrer Augen zu dem Mann hinüber, der am Fenster saß und von dieser Erscheinung überfallen war.

„Was — Sie bei — mir wollen?" Er sprach es mit gedämpfter Stimme und ein wenig heiser geworden.

In welcher Wirrnis leben wir! fuhr es durch sein Denken.

„Herr!" kam es stockend von ihren Lippen. „Herr!"

„Ich verstehe nicht —!"

„Herr! Schickt mich nicht fort! Schickt mich nicht ins Tal! Er schlägt mich tot. Laßt mich oben, Herr!"

Sie kam einige Schritte auf ihn zu. Golm erhob sich vom Stuhl.

„Ich darf Sie nicht hier oben lassen, Frau Lilla! Es gibt ein Unglück, wenn Sie hierbleiben. Sie greifen zu den Messern. Ich kenne meine Leute. Gehen Sie ins Tal zu Ihrem Mann. Ich gebe Ihnen mein Wort: Ich werde dafür sorgen, daß Ihnen kein Unrecht geschieht."

„Herr!" bat sie und stand vor ihm, zusammengeduckt wie ein gejagter Vogel. „Laßt mich oben! Ich kann nicht zu ihm zurück! Ich kann nicht! Lieber in den Gletscher oder in den Schnee hinauf und nicht mehr aufwachen."

Sie hing den Kopf auf die Brust, und ihr Atem ging rasch. Werner Golm fühlte die Wellen des Blutes, die durch seinen Körper jagten.

„Genügt Ihnen mein Wort nicht, Lilla?"

Sie blickte langsam zu ihm auf, und die Tränen stahlen sich in ihre Augen. Golm kämpfte gegen den Dämon, der in ihm erwachte. Seine Lippen zitterten, als ihn dieser Blick traf, der so voll Sucht nach Erbarmen und so voll nackter Teufelei war.

„Gehen — Sie jetzt — hinaus — Lilla!" Er trat zwei Schritte zurück und blieb hochgereckt stehen.

„Herr!" rief sie, vom Schluchzen geschüttelt, und warf sich ihm entgegen. Golm hielt sie in den Armen und fühlte die heftigen Stöße, die aus ihrer Brust kamen. Er fühlte die Glut des fremden Körpers und den heißen Hauch blühenden Atems. Da preßte er sie an sich und tauchte eine Sekunde in den Brand ihrer Lippen. Er stieß sie von sich. Mit hochgereckten Armen stand er vor ihr.

„Was — wollen Sie — von mir?"

Ihr war, als müsse sie nun zusammensinken. Die Augen waren starr ins Leere gerichtet, und der feuchte Mund hatte sich halb geöffnet. Sie hatte eine triebhafte Vorstellung, die Dunkelheit müßte nun über ihr zusammenschlagen, und der andere würde dann nach ihr suchen. Auf allen vieren kriechend nach ihr suchen und zuletzt über sie herfallen. Diese Vorstellung schwand, und sie stand vor der Zerrissenheit ihres Wesens, starrte ihr Elend an, das irgendwo im Raum stand und nicht von ihrer Seite wich.

„Herr! Lieber tot sein als ins Tal!"

Sie hielt die Hände vors Gesicht und verließ das Zimmer.

Als die Tür hinter ihr zufiel, schrak Werner Golm aus seiner Erstarrung hoch und schaute sich mit abwesendem Blick im kahlen Raum um, wo die Wände aus rohen Brettern gezimmert waren und der graue Schmutz auf dem Fußboden lag. Wo war er denn? Hatte ihn ein Traum in diese Bretterbude verschlagen? War Traum über ihn hergefallen und hatte ihn genarrt? Wo war die Hexe? Alles war nur Spiegelung gewesen, Spiel törichter Narrengeister. Die Nerven fingen wohl an, ihm allerlei Streiche zu spielen.

War es doch Wahrheit? Er sog die Luft ein. Ja, es roch noch nach ihr. Seltsamer Geruch, wie Gemisch von fremden Blumen und Kleiderlumpen. Das Zimmer roch noch nach ihr. Was hatte er getan! Sein Denken wollte sich verwirren. Er ging zum Fenster und öffnete. Es wurde dunkel. Der Wind fuhr jaulend um die Baracken. Die Luft war diesig.

„Ich glaube, der Föhn kommt!"

Werner Golm setzte sich ans Fenster, versuchte das Übermaß seiner Gedanken zu töten und schaute in die unruhige Landschaft, die unter der Spannung des Wetterumschlags lag und sich hinter treibenden Wolkenfetzen verhüllte. Die Nacht schlug über ihm zusammen. Nebel und Schneetreiben kamen auf. Er glaubte, Schatten zu sehen und Schritte zu hören. Die Ziehharmonika war verstummt, aber die Nacht bebte in ihrer zügellosen Unrast.

Er fand keinen Schlaf. Mit den Kleidern legte er sich auf das eiserne Bett und starrte an die Decke. Erlebnisse kreuzten sich, und die Erinnerung trieb ein buntes Spiel mit ihm. Die Augen brannten, und seine Brust war ein Labyrinth zielloser Wünsche, über die er sich selbst keine Rechenschaft geben konnte.

„Ich bin Schaumblase auf dem Wasser, die zerstäubt", sprach er vor sich hin, und der Ekel vor allem Geschehen wollte ihn wieder packen. „Zwischen Mühlsteinen ein Korn, das zermahlen wird. Ich bin ohne Ausweg. Gott hat mich vergessen. Ich bin auserwählt, mit Lächerlichkeit beladen, zugrunde zu gehen. Gott hat mich vergessen!"

Maria trat vor ihn hin; deutlich erkannte er ihre stillen Züge. Sie trug Seil und Pickel und winkte ihm, mitzukommen bis auf die höchste Zinne. Maria wollte über den Grat. „Die Spinnen!" sprach sie eindringlich zu ihm, „unten im Tal sind die Spinnen. Komm hinauf!" Als er mit beiden Händen nach ihr greifen wollte, trug sie Corneliens Züge. —

Lilla schlüpfte in die bewegte Nacht und blieb auflauschend stehen. Das Zimmer des Oberingenieurs war dunkel, das Fenster geschlossen. Der Wind zerrte an den Planken, und das Holz stöhnte. Alles war dunkel, überall Nacht.

Sie entfernte sich von den Baracken und stand bald im grauen, webenden Nichts. Weder Fels noch Firn war zu erkennen. Die Baracken hatte die Nacht verschluckt. Nebel jagte vorüber. Da zeichnete sich ein Schatten ab. Jemand war in ihrer Nähe.

„Ehi!" rief es. „Ehi! Venite, Signora!"

Lilla trat auf den Schatten zu. Es war Buccalini. Seine Augen glühten, und die rauhe Gestalt zitterte, als er den Arm nach ihr ausstreckte.

„Fort von hier! Ich gehe nicht mehr ins Tal! Ich will mich lieber über die Wand hinunterstürzen. Was willst du von mir?"

„Affretti, fort von die Haus hier! Nix Tal! Te resti con me! Fort von hier! Domani oder dopodomani. Di là del monte e il confine."

Er schleppte sie in den Tanz der Nacht, ganz ins Ungewisse hinein, nur von dem Wunsche beseelt, sie möchte ihm jetzt nicht mehr genommen werden. Knietief sanken sie im Schnee ein. Fest umschlungen hielt er sie, als sie so durch den aufbrechenden Föhn sich mühten. Nach einer Weile kamen sie auf nackten Fels, und dort ließen sie sich nieder und kauerten sich eng zusammen wie schlafsüchtige Tiere.

Aber der andere war wie ein Hund auf ihrer Spur. — — —

Während sie auf dem Fels lagen, fing es an zu schneien, und in das Gewirr der Flocken stammelte er seine züngelnde Liebe, sprach töricht süße Worte, die ihm der Augenblick eingab, und war ganz besessen von ihrer Nähe und vom Erfülltsein seines Wunsches. Giacomelli hatte sie geprügelt, was wollte sie bei ihm! Giacomelli war ein Tier, gleich wie der im Tal unten.

Er umschlang sie inbrünstig, und ihr wurde warm bei diesem neuen Geborgensein. Sie fühlte etwas wie Zufriedenheit, als sie das zitternde Gewirr seiner Küsse empfing, und ruhte aus in diesen jungen, starken, wundgerissenen Armen.

Der andere aber war wie ein Hund auf ihrer Spur. Von blinder Eifersucht gepackt, arbeitete er sich durch den Schnee, kletterte auf allen vieren über splitterige Felsen und riß sich die Nägel blutig am Gestein.

„Giacomelli kommt!" rief Lilla entsetzt, die das Knirschen seiner Schritte im Firnschnee vernahm.

Buccalini sprang auf und wußte, daß nun ein letzter Kampf kommen müßte. Blitzschnell rüstete er sich zu dieser finsteren Abrechnung. Da standen sie schon einander gegenüber im grauen Dampf der nebligen Nacht. Schatten gegen Schatten standen sie, halb verschluckt vom Schneetreiben und Wasserdampf.

„Dove e Lilla?" stieß Giacomelli hervor, und sein Atem ging heftig und ungebändigt.

„Lei e mia!" Der andere. Er stand geduckt auf dem Sprung, und alle Nerven und Muskeln spannten sich.

Lilla lag auf dem Fels und war lautlos zusammengekauert. Sie wartete auf den Zusammenprall.

„Dattela fuori!" Er brüllte.

„Prendi furbacchione!"

Die tierische Besessenheit war Giacomellis Untergang. Er stürzte sich heulend auf den Schatten und griff taumelnd ins Leere. Buccalini, lautlos und katzenhaft, hatte sich gebückt. Der Gegner, im Anprallen ohne Widerstand, verlor den Halt und wankte. Unerwartet und blitzschnell traf ihn das Messer.

Ohne Laut, urplötzlich stumm geworden, in einer Sekunde ausgelöscht, sank er hintenüber und stürzte, dumpf aufschlagend, über die Felsen.

„O Gott im Himmel, Vater oben steh' mir bei in meiner Not!" Sie barg das Gesicht am nackten Stein, fühlte schaudernd die Kälte des Schnees und wimmerte vor sich hin.

„Er ist über Wand hinunter!" sprach Buccalini fast ohne Stimme, nachdem er eine Weile gestanden und in das furchtbare Schweigen gelauscht hatte.

Der Wind hatte nachgelassen, aber der Schnee fiel dichter und war wie Vorhänge, die immerfort niedergingen, als wollten sie solch grauenhaftes Szenarium verhüllen.

Sie raffte sich auf, war von Frieren und Angst durchrieselt und kam zögernd auf ihn zu. „Vor uns ist der Abgrund!" hauchte sie und streckte den Arm aus.

„Si e morto!"

Buccalini wandte sich ihr zu und legte den Arm zitternd um ihre Schultern. „Jetzt, wir zwei gehören zusammen. Wir zwei müssen fort. Über Grenze. Immer avanti nach Italia. Du und ich, Signora Lilla. Wir zwei; immer fort. Nix mehr zurück zur cabane. Domani a quest' ora sind in Italia, se Iddio ci salva." Er preßte sie voll Inbrunst an sich, für die er gekämpft hatte, und die nun sein Besitz geworden war.

Sie stiegen aufwärts, suchten irgendeinen Weg und fanden keinen. Gingen ziellos in den Rachen der Nacht, bis sie müde wurden und nicht weiterkonnten. Sie waren mitten im Firnhang, der zum Joch hinaufführte.

(Fortsetzung folgt.)



Bei Niederhaverbeck: Weg nach Wilsede.



Die Heide bei Wilsede.

AUS DEM NATURSCHUTZPARK IN DER LÜNEBURGER HEIDE.



BIBLIOTHEK



DER ABENTEURER

EIN MALER DES UNHEIMLICHEN
DER WIENER FRANZ SEDLACEK

Franz Sedlacek, in seinem bürgerlichen Stande Doktor der technischen Wissenschaften und als solcher in den nüchternen Belangen eines Staatsdienstes tätig, ist in seiner freien Zeit ein Meister der Farbe, dem es ein besonderes Vergnügen macht, den sogenannten „Wirklichkeiten" des Lebens ein Schnippchen zu schlagen und sich eins zu malen, wie andere musikalische oder dichtende Künstler sich eins spielen oder reimen — rein zum Spaß. Gefragt, ob es phantastische Poeten gewesen seien, ein Poe oder Hoffmann, die auf seine Entwicklung oder auf seine Kunst Einfluß gewannen, erklärt der sehr nüchterne Mann von 36 Jahren, daß er das Genre des Phantastischen, Unheimlichen, Schreckhaften seit je geliebt und kultiviert habe, weil es für ihn eben das seit je interessanteste Genre gewesen sei. Autodidakt, der immer herumgepinselt habe, sei er im Lauf der Jahre zur Beherrschung des Stiftes und endlich der Farbe gelangt und habe nun, unbekümmert um den Tagesgeschmack oder eine Richtung, ganz einfach gemalt, was ihm als bildmäßig erschien, habe er das Phantastische, Unheimliche und Schreckhafte gemalt, weil es ihm gegenständlich Spaß machte. Aus keinem anderen Grunde. Daß nun die Bilder Sedlaceks in ganz eigenen Farben leuchten, in einem Kolorit, das in seiner harten Grellheit oder Schwärze die gewollten Wirkungen zauberhaft erreicht, das verdankt er vielleicht dem Umstande, von Haus aus autodidaktisch gearbeitet und keinerlei Ablenkung erfahren zu haben. Ein Werk dieses Malers ist unter Tausenden sogleich zu erkennen. Sedlacek spricht in



LANDSCHAFT MIT VULKAN



NACHTLICHE HEIMKEHR



GESPENST ÜBER DEN BÄUMEN



LANDSCHAFT



LANDSCHAFT MIT MALER

einer ihm eigentümlichen Farben- und Formensprache, er ist, wie man sagen darf, ein Original. Und originell wie seine Ausdrucksmittel, wie seine Komposition, ist auch das, was er darstellt. Jenseits des Heimlichen, aber oft genug in dessen Gebiet hineinspielend, dehnt sich das Spuk- und Gespensterreich des Unheimlichen, die unerforschte vierte Dimension, von der uns Hellseher oder Phantasten sehr artige Wahrheiten oder Wahnheiten erzählt haben. „Daß wir Gespenster fürchten, beweist, daß es welche gibt!“ so oder ähnlich sagte es Lessing. Von berufenen Augen gesehen, kann allerdings auch das Alltäglichste und Heimlichste phantastisch und unheimlich werden. Unser enger, starrer Verstand, der die Scheuklappen seiner Urteile — wie oft sind's Vorurteile! — niemals ablegen will, sieht eine einfache Türklinke, wo ein Hoffmann das Spiel von Schlangen oder von Gesichtern sieht, die im Knopf sich spiegeln. Sicher gehört unser Doktor der technischen Wissenschaften zur Familie jener Künstler, deren bizarre Phantasie eine seltsame Welt ins Leben zu beschwören vermag. Wir wundern uns über Künstler dieser Art, und sie gelten uns als Ausnahmen. Aber es sollte uns eigentlich noch mehr wundernehmen, daß es auf dieser im Grunde ganz unerklärlichen, rätselübervollen und durchaus phantastischen Welt, in der wir wissend-unwissend leben, nur so wenige Maler des Phantastischen und Unheimlichen gibt.

Max Hayek.



LANDSCHAFT MIT REITER



AUTOMOBIL BEI NACHT



Nach dem Übungsschießen der deutschen Kriegsschiffe in der Kieler Bucht: Die Granatenfischer bei der Arbeit. Temperagemälde von Claus Bergen.

Sobald ein Übungsschießen der deutschen Kriegsschiffe in der Kieler Bucht beendet ist, werden die ohne Zünder abgefeuerten wertvollen Granaten, die in der Nähe eines völlig veralteten, als Zielscheibe verankerten, rostbedeckten und schon arg zerschossenen Panzerschiffs auf Grund gegangen sind, von den in Labö beheimateten Fischern mittels Tauchern wiederaufgefischt und gegen eine von der Marine festgesetzte, der Granatengröße entsprechende, gute Entschädigung zu neuer Verwendung zurückgebracht. Jedes der Fischerboote, die sich an diesen zwar nicht häufigen, aber ertragreichen Fischzügen beteiligen, hat einen Taucher und die notwendige Bedienungsmannschaft an Bord. Den Fischern liefert die Marine die wertvollen Taucherausrüstungen. Die auf einem Anker sitzenden Taucher werden von den Booten über den Grund des Schußfeldes geschleppt, die Granaten mittels einer vom Taucher befestigten Greifzange von den Fischern an Deck geheißt und verstaut. Da die Wassertiefe etwa 6—7 m beträgt, kann der Taucher die Granaten auf dem Sandboden leicht sehen. Bei dem raschen Durcheinanderfahren der Boote ist für den Steuermann des Bootes große Geschicklichkeit erforderlich, um das Boot und den am Grunde arbeitenden Taucher aus dem Knäuel zu bugsieren. Es ist eine wahre Jagd nach den Granaten, nach dem damit verbundenen Gewinn, und freudig kehren die mit reicher Beute beladenen Boote an Land zurück. Jedenfalls ist für die Boote, die das Glück hatten, viele großkalibrige Granaten zu fischen, der Ertrag größer als ein Fangzug nach Seefischen. Zudem wird das wertvolle Granatenmaterial erhalten und bleibt gebrauchsfähig.

Blumen und Juwelen des Meeres



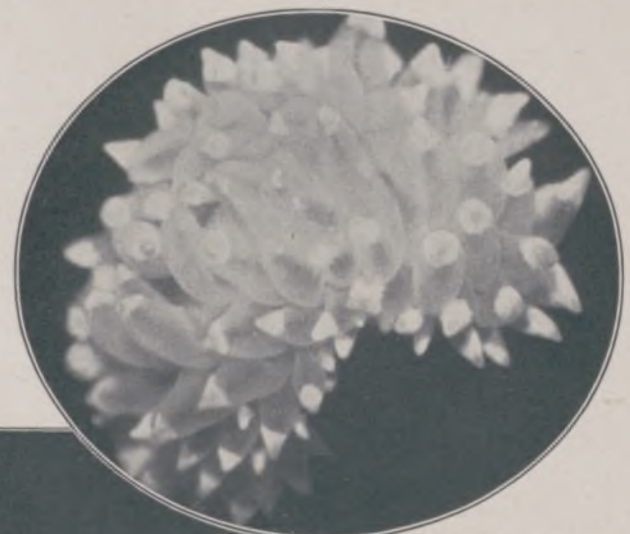
1. Der Röhrenwurm Dasychone, seiner von ihm selbst gefertigten Wohnröhre entnommen.

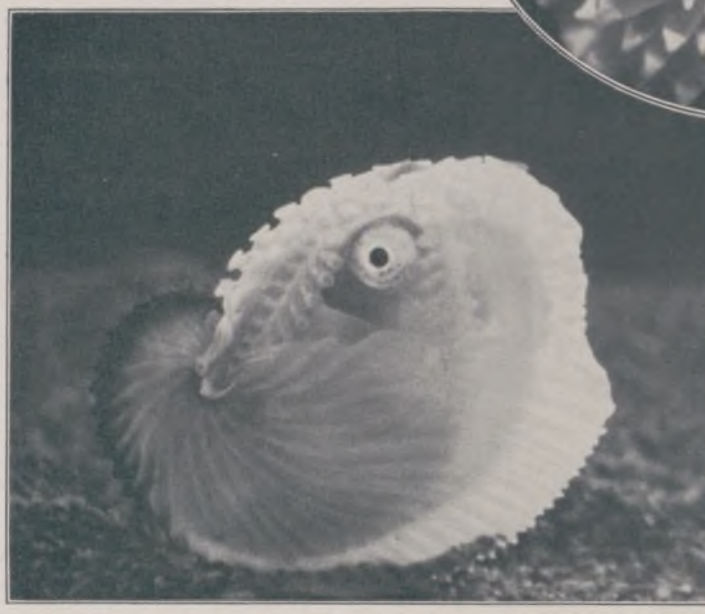
Im Schoße des Meeres hat das Leben vor Jahrmillionen seinen Anfang genommen, und lange Zeit hindurch war das Meer die einzige Heimat alles Lebenden. Doch auch dann noch, als auf Ländern und Inseln Formen um Formen von Tieren und Pflanzen bekannt waren, behütete das Meer seine Schätze, und erst im 19. Jahrhundert tat sich vor den Blicken unserer Forscher eine Welt von reizvoller Schönheit und Eigenart auf. So bedecken Blumengärten von wundersamer Pracht weithin die Gründe der Salzflut. „Rosen" und „Nelken" der See und auch anderer Blüten Abbilder sind zu finden.

Da gleitet z. B. ein schwebendes Gebilde aus lebendem Kristall, die Rippenqualle Eucharis (Abbild. 5) dahin. Regenbogenfarbige Wellen laufen über ihren zarten Quallenleib. Der Grund für dieses Farbenspiel liegt in mehreren Reihen (Rippen!) zahlreicher Ruderplättchen, die beim raschen Auf- und Niederklappen die Lichtstrahlen brechen.

Köstliche Schaustücke des Meeres stellen auch die schwimmenden Blumenstöcke, die Staatsquallen oder Siphonophoren, dar. Was da als zartes Gewinde von Blüten und Knospen durchs Wasser schwimmt, ist eine Quallengemeinschaft, bei der sich Hunderte von Quallen zu einer Genossenschaft auf Gegenseitigkeit zusammengefunden haben (Abbild. 4 und 6). Nach dem Prinzip der Arbeitsteilung besorgen die einen die Ernährung, andere die Fortpflanzung und wieder andere die Fortbewegung.

Zierlich gedrehte Federbüschel wallen in sanfter Strömung! Es sind Würmer, Vettern des schmucklosen Regenwurms, die in Röhren eigenen Fabrikats seßhaft wurden und sich den langen Federbusch entwickeln mußten, um sich ihr bescheidenes täglich „Brot", allerhand feinsten Abfall und Detritus aus dem Meerwasser, herbeizustrudeln (Abbild. 1). — Die „Grasgründe" des Meeres, die weiten, bunten Tang- und Algenwiesen, bevölkert eine reiche Schar niederer Lebewesen, unter denen am wenigsten gekannte und beachtete Geschöpfe, nämlich Schnecken, eine beträchtliche Rolle spielen. Und zwar sind es Nacktschnecken. Alles an ihnen ist durchsichtig wie reinstes Kristall und prangt dabei doch in den lebhaftesten Farben: Rot, Gelb und Azurblau. Der schönen Meeresgöttin Tethys Namensschwester (Abbild. 7), die prachtvolle Schleierschnecke — im übrigen eine fußlange Riesin — zeigt speziell bei ihren Schwimmkünsten den zart gallertigen Leib, geschmückt mit blütengleichen Büscheln von Kiemen. Die Familie der Aolidier ferner verdient nicht nur wegen ihrer Farbenpracht, sondern vor allem wegen einer höchst wunderlichen Verteidigungseinrichtung erwähnt zu werden. Die langen Fortsätze des Rückens (Abbild. 2) enthalten dieselben Schußwaffen wie die Quallen, nämlich Nesselkapseln. Diese entstammen gefressenen Beutetieren, die aber im Schneckendarm seltsamerweise nicht verdaut und im Gefahrfall als eigene Waffe benutzt werden. Zu den größten Wundern der Natur endlich gehört ein seltenes und seltsames Geschöpf vom Stamme der Tintenfische, der Papiernautilus (Argonauta argo, Abbild. 3). Die zierliche, spiralig gewundene Schale, in der er sitzt, gab den Künstlern das Vorbild für den Kahn, in dem sich Aphrodite von einem Delphingespann durch die Wogen ziehen läßt. — Die Abbildungen sind Wiedergaben nach Photographien von Siewerssen-Ufa. Dr. Ulrich K. T. Schulz.





2. Die Nacktschnecke Aeolis. Links nebenstehend: 3. Der Papiernautilus Argonauta argo.





4. Die Staatsqualle Halistemma tergestinum. Rechts Mitte: 5. Die Rippenqualle Eucharis.





7. Die Schleierschnecke Tethys.
Im Oval: 6. Die Staatsqualle Praya mit ihren zierlichen Perlschnüren.

BURG RUNKEL (LAHN)

ZUR RESTAURIERUNG DER STAMMBURG DER FÜRSTEN ZU WIED

(Nach photographischen Aufnahmen von Aug. Rupp.)

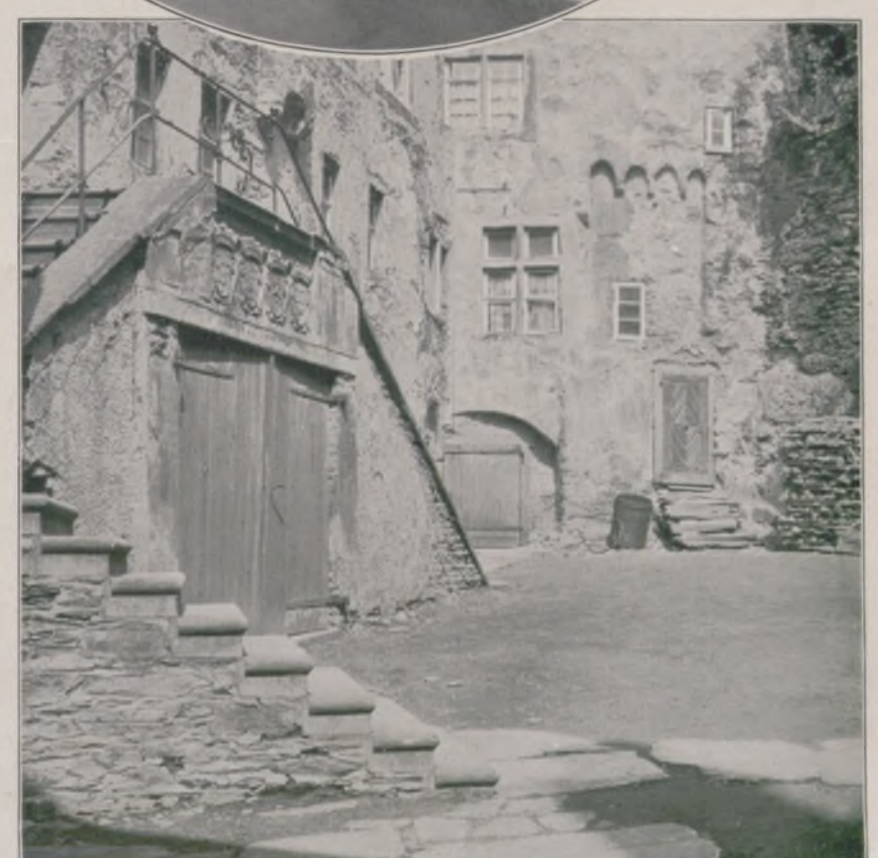




Portal am Durchgang vom zweiten zum dritten Hof.
Rechts oben: Im Burghof: Zweiter Hof.
Im Kreis: Blick auf Runkel an der Lahn mit der Burg von Schadeck aus.







Eingang vom Vorhof in den zweiten Burghof.
Rechts nebenstehend: Im Burghof: Dritter Hof.



Heller Mantel aus neuartigem gemusterten Stoff, der mit Metallfaden durchzogen ist. Trägerin: Gusti Pichler, Solotänzerin der Wiener Staatsoper. (Phot. Zimbler.)





Mit feinen Spitzen garniertes Nachmittagskleid aus schwarzem Crêpe de Chine mit einem Rock, der ein wenig an die Krinoline erinnert, ohne deren Steife zu besitzen. (Phot. Kitty Hoffmann.)

Oben Mitte: Gusti Pichler in einem Herbstmantel aus blauem veloursartigen Stoff mit den für die Herbstmode bezeichnenden Godets. Die (heuer vor der kurzhaarigen bevorzugte) langhaarige Bordürung besteht aus schwarzem Fuchs. (Phot. Zimbler.)

Unten links: Die Filmschauspielerin Marion Mill trägt ein blaues Kleid aus Crêpe de Chine mit origineller weißer Seidenstickerei. Der Rock ist gezackt und gebunden; ein großes, vorn aufgesticktes Monogramm garniert bei aller Einfachheit sehr schick das Kleid. (Phot. Kitty Hoffmann.)

Unten rechts: Aparter graublauer, zibelineartiger Mantel mit in derselben Farbe eingefärbtem Pelz. (Phot. Zimbler.)

Alle Modelle: Kuschnitzky & Gerstl, Wien.

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.



Die ersten Herbst-modelle



Zwei Generationen

ERZÄHLUNG VON ELSE RABE

Die Darstellerin der Hedda Gabler hat den Weg vom Theater zu Fuß zurückgelegt, und als sie einsam den Kanal entlangwandelt, muß sie wehmütig jener Zeit gedenken, als sie selbst — noch eine Unfertige, eine hoffnungsvolle Novize — die damals berühmtesten Schauspielerinnen in dieser Paraderolle bewunderte. Zwar erwachte bereits Kritik. Überlegen stellte sie, die Junge, hier und da Fehler einer vergangenen Epoche fest; Zeichen körperlichen Welkens ließen sie das Bewußtsein der eigenen Jugend froher und eindringlicher empfinden. Kleinmut vor dem fertigen Ruhm, vor der in ihrer Geschlossenheit doch imponierenden Leistung schwand hin in Erwartung ihrer verhüllten Zukunft.

Nun hat sie selbst den Ruhm errafft, ihr Name ist den Massen eingeprägt, aber Neue, Junge drängen bereits in ihre Nähe. Von der heranwachsenden Generation wird sie als große Vertreterin der vorletzten Epoche gewertet. Sie muß miteilen. Nicht jung bleiben ist die Forderung, sondern immer wieder von neuem jung werden und — erlernen, was den Heutigen mitgegeben ist.

Man wird müde davon und zuweilen ein wenig mutlos. Natürlich ist diese Stimmung auf die Rolle zurückzuführen, die doch mit der Zeit immer unerquicklicher wird.

Ist es den jungen Schauspielschülerinnen, denen sie einmal wöchentlich eine Lektion zu erteilen hat, noch das Höchste, die Hedda Gabler zu spielen? Ach nein: ganz neue Rollen entstehen, in einem grundverschiedenen Klima — der Ausdruck „Klima" scheint ihnen ebenso gebrauchsfähig für jede Situation wie das andere Schlagwort „Mentalität" — und die jungen, überschlanken Mädchen lächeln sicherlich ein wenig über ihre Dozentin, diese historisch berühmte Schauspielerin, die immer noch die Hedda Gabler spielt. —

Sie ist zu Hause angelangt und begibt sich sofort in ihr Arbeitszimmer. Sollte man nicht eine Ablenkung suchen, um über die kraftlos machenden Gedanken hinwegzukommen? Die Überreiztheit nach der Arbeit des Abends verebben lassen, um schlafen zu können?

Eine Kollegin strickt Decken und betäubt sich durch das Zählen der Maschen, eine andere musiziert; viele suchen Geselligkeit, die sie anregt und zugleich ermüdet. Ihr bleibt immer nur die Einsamkeit, die sie durch fremde Gedanken zu beleben sucht: sie greift nach den Büchern, nicht nach den Dramen oder Versen, die sie wieder mit ihrer Kunst verbinden können. Meist liest sie Romane, gute und schlechte, und zuweilen versucht sie auch, die schwerverhüllten Philosopheme in den Büchern ihres Mannes zu erfassen.

Sie hört seine Schritte über ihrem Zimmer, das Abrücken des Schreibtischsessels, wenn er zu den Regalen geht, um einen jener dicken alten Bände zu holen, die er für seine Arbeit braucht.

Da schafft er, denkt, schreibt und lehrt. Er ist eine geachtete und fertige Persönlichkeit, die den Ruhm nicht mehr zu erobern, sondern nur noch zu halten hat.

„Nur?" sagt die einsame Frau bitter vor sich hin. Sie weiß, daß das Festhalten schwieriger ist, weil es nicht mehr mit Emphase geschieht, sondern kühl, berechnend, in unermüdlicher Kleinarbeit.

Wohin sind die Stunden des gemeinsamen Strebens und Ringens um die Anerkennung, um den Erfolg?

Wann begann es damit, daß sie keine Zeit mehr hatte, Bruchstücke aus seinen Büchern zu hören, die er im noch nicht verebbten Schaffensrausch so gern und dabei recht unvorteilhaft las? Wie kam es, daß er sie nicht mehr von der Vorstellung abholte, daß sie schließlich das Nachtmahl zu verschiedenen Zeiten einnahmen und einander an ihren Spielabenden kaum noch sahen?

Plötzlich glaubt sie, durch eine ganz neue Erkenntnis hinter äußere Zusammenhänge zu gelangen. Vernahm sie nicht eben einen leichten Schritt neben seinem schweren, langsamen über ihrem Zimmer? Sollte sich nicht vieles gewandelt haben, seitdem Claudia, ihre Nichte, im Hause weilt?

Da spielt sie die Hedda Gabler, verbrennt Ejlert Lövborgs und Frau Elvsteds geistiges Kind in jener großartigen Szene vor dem Kamin, und daheim hilft Claudia vielleicht ihrem Mann bei der Arbeit. Die Vorgänge der Bühne übertragen sich, gewandelt, auf das Leben, und es bleibt ihr überlassen, ob sie den Schlußakt unverändert mitspielen will.

Sie hebt die Schultern. Nein, es ist ihr nicht gegeben, die großen pathetischen Gesten im Privatleben anzuwenden. Entschlossen steht sie auf und wendet sich zur Tür.

Ihr Blick fällt in den Spiegel: Das Gesicht ist grau und erschlafft. Sie nahm sich — wie so oft in letzter Zeit — nach dem Abschminken nicht die Zeit, Puder über die Haut zu stäuben, die Linie der Brauen zu verstärken. Für wen?

Aber nun holt sie die kleinen Verbesserungen nach, ohne sich darüber klar zu werden, ob sie dazu durch Claudia oder ihren Mann veranlaßt wird. Sie ist mit dem Ergebnis zufrieden: Energie strafft ihre Züge, die klugen Augen beleben scharf, imponierend das große Gesicht.

Sie geht mit elastischen Schritten die Stufen empor und freut sich auf den Kampf, obgleich sie sich überlegen fühlt.

Zwar hat Claudia ihre unverbrauchte Jugendfrische, ihre ganze Person einzusetzen, der nicht durch den Beruf die besten Kräfte genommen sind. Sie aber stellt dem unbedeutenden jungen Mädchen ihre überragende Persönlichkeit gegenüber, den Glanz ihrer Kunst, ihres Ruhmes.

Die Füße sinken auf dem Läufer ein, unvermittelt öffnet sie die Tür.

Ihr Mann ist, unter dem Schein der Schreibtischlampe, dicht über die Manuskriptblätter gebeugt, allein im Raum. Er richtet den kurzsichtigen Blick auf und scheint verärgert über die Störung.

„Ist Claudia nicht hier?" fragt die Schauspielerin, die in der Überraschung über die unerwartete Situation den Gruß vergißt.

„Claudia?" fragt er zerstreut. „Sie ist sicherlich in ihrem Zimmer."

„Aber ist sie nicht vor einigen Minuten noch hier gewesen? Ich hörte doch ihre Schritte."

„Ja, sie holte sich ein Buch. Verzeih, daß ich etwas ungeduldig bin. Aber ich stecke mitten in der Arbeit, und das ist die zweite Störung heute abend. Ich verliere noch den Zusammenhang."

Er versucht bei diesen Worten, ein höfliches Lächeln in sein blasses, vergeistigtes Gesicht zu zwingen, aber es bleibt ein hilfloses, kläglich gescheitertes Unterfangen. Da gibt er es auf und wendet sich wieder zum Lichtkreis seiner Schreibtischlampe.

Wie die Schauspielerin seinen nach innen gerichteten Blick, den zerquälten Ausdruck in den ernsten Zügen sieht, hat sie nicht mehr den törichten Gedanken, daß er die Störung Claudias freundlicher hingenommen habe.

Aber das Wort „Zusammenhang" bleibt in ihren Ohren hangen.

Ja, wir verlieren über unserer Arbeit den Zusammenhang mit dem Leben! denkt sie bitter, als sie sieht, daß ihr Mann über sie hinweg nur nach der Fortführung seiner Arbeit strebt.

Für ihn hätte sie der Toilettenkünste nicht bedurft. Sie geht zu Claudia hinüber.

Das junge Mädchen ist bei ihrem plötzlichen Erscheinen einen Augenblick verlegen. Aber sie hat sofort ihre flotte Sicherheit wiedergewonnen.

Sie legt den angefangenen Brief ganz unauffällig zur Seite, so daß er einen geschlossenen Umschlag verdeckt, und geht ihrer Tante entgegen.

„Ich schreibe gerade an Mama, und es trifft sich eigentlich sehr gut, daß ich dich heute noch sehe, damit ich auch dir meinen Entschluß mitteilen kann."

Sie spricht in einem leichten Ton, der ihre Ansicht von der Selbstverständlichkeit dieser kategorischen Worte verrät.

„So, du hast Entschlüsse gefaßt?" fragt die Schauspielerin mit bewußter Ironie.

„Allerdings", erwidert Claudia spitz. „Dein Ton will mir sagen, daß i h r gefragt sein wollt, ehe ich entscheide. Aber es handelt sich um eine Angelegenheit, die mich ganz allein betrifft. Ihr gestattet wohl, daß ich in dieser Frage selbständig handle, zumal ich weiß, was ich unternehme."

Sie hat sich in einen Sessel geworfen und bietet ihrer Tante eine Zigarette an.

Die Schauspielerin dankt. „Wir brauchen uns nicht zu ereifern, liebe Claudia", sagt sie in ruhig überlegenem Ton. „Wenn meine Schwester mit deiner Selbständigkeit einverstanden ist, so habe ich nichts einzuwenden. Du bist lediglich Gast in meinem Hause und nicht meine Pflegebefohlene. So war es doch wohl abgemacht? Ich fühlte mich zwar einmal verpflichtet, deiner Mutter mitzuteilen, daß du deine Musikstudien nicht sehr intensiv betreibst, aber du hast mich ja dann darüber aufgeklärt, daß du dich ihnen lediglich zu deinem Vergnügen widmest."

„Ja, das ist richtig. Meine Ziele sind anderer Art.“ Claudia hat die Beine übereinandergeschlagen und betont ein wenig Langeweile, während sie den Rauch ihrer Zigarette in die Höhe bläst.

Das fordert ihre Tante von neuem zu einem Vorwurf in höflichster Form heraus. Sie denkt: Wenn sie meine Tochter wäre, würde ich ganz anders mit ihr sprechen; aber ich habe ja nicht das Recht dazu. So sagt sie:

„Ich hatte mich auch als junges Mädchen selbständig gemacht. Die Ansichten der Älteren waren damals so, daß man mich deswegen aus der Familie ausstoßen wollte, obgleich sie doch alle wissen mußten, daß ich nur der Arbeit und nicht der Freiheit wegen hierherkam. Aber eine Schauspielerin galt noch als etwas Zigeunerhaftes, oder sagen wir, Unmoralisches.“

„Liebe Tante, ich bitte dich: diese veralteten Anschauungen! Außerdem hast du doch einen berühmten Professor geheiratet.“

„Du wolltest mir deinen Entschluß mitteilen.“

„Ja so. Also, ich werde Herrn von Friedberg heiraten!“

Die Schauspielerin ist aufgestanden.

Auch Claudia erhebt sich aus ihrem Sessel und geht zum Schreibtisch. Sie setzt sich mit beabsichtigter Burschikosität auf die Kante des Tisches und stützt einen Fuß auf den Polsterstuhl.

„Du bist sicherlich etwas erstaunt. Er ist keine blendende Erscheinung, gewiß. Und Geist? Ja, mein Gott, ich werde schon die mir genehmen geistreichen Persönlichkeiten in mein Haus laden, wenn wir erst verheiratet sind. Jedenfalls ist er reich genug, um mir das Leben zu bieten, das ich für mich verlange.“

„Du verlangst!“ Die Schauspielerin umfaßt mit kurzem Blick die ganze äußere Erscheinung dieser jungen Lebenskünstlerin, vom kniefreien Rock bis zur knapp geschnittenen Etonfrisur.

„Wie du siehst: mit Erfolg. Wir haben beschlossen, daß Mama mit mir nach Baden-Baden fährt, und daß wir uns dort offiziell verloben.“

Die Schauspielerin hat plötzlich einen Einfall. Sie hebt den angefangenen Brief hoch und blickt auf die Aufschrift des darunterliegenden Umschlags.

Obgleich sie einen männlichen Namen erwartet hat, zuckt sie doch leicht zusammen: es ist die Adresse jenes Schauspielers, der heute abend den Ejlert Lövborg spielte.

„Du korrespondierst mit ihm?“ fragt sie.

„Ja, wie du siehst“, erwidert Claudia, während sie sich eine neue Zigarette ansteckt.

Die Schauspielerin denkt: Wenn ich als junges Mädchen auf der Bühne Trotz darzustellen hatte, habe ich den Kopf eben trotzig gehoben. Nun wird alles durch leichte Gesten verdeckt. Auch im Leben.

Sie legt den Brief wieder hin. „Man liebt den einen und heiratet den anderen —“ sagt sie ohne jeden Vorwurf leise, während sie langsam zur Tür geht.

„Liebe —“ sagt Claudia mit geradeaus gerichtetem Blick, ohne jeden Ausdruck im Gesicht oder in der Stimme. „Jedenfalls trage ich die Verantwortung.“

Die Schauspielerin dreht sich heftig um. „Verantwortung nennst du es auch noch! Nein, ihr tragt eben keine Verantwortung! Ihr greift nach dem Bequemsten, weil ihr die Freude an der Arbeit nicht kennt.“

Sie verläßt rasch das Zimmer, denn sie will keine dieser flinken, ironischen Antworten mehr hören.

Vor der Tür ihres Mannes bleibt sie einen Augenblick stehen. Wie lächerlich erscheinen ihr nun die Gedanken, die sie bei dem leichten Schritt in seinem Zimmer an die Vorgänge auf der Bühne anknüpfte.

Sie wird nicht ihrem Impuls folgen und hineingehen, um ein Lächeln in seinem ernsten Gesicht durch irgendein gutes und zartes Wort zu wecken. Sie wird ihn nicht in seinem Schaffen stören.

Aber sie denkt, daß sie beide doch ihren Zusammenhang haben: die Arbeit.

Warum der Wein sauer war

VON FRIEDRICH FREKSA

Wieder setzte mir die Zenzi den roten Tiroler vor, der nicht zu trinken war. Ich roch, winkte ab und sagte:

„Gebt's mir den weißen Pfälzer, den Roten mag i net!“ Indem verabschiedete sich mein Wirt von einem großgewachsenen Mann, der sich militärisch stramm hielt, und kam auf meinen Tisch zu. „Von wem haben Sie nur den Wein?“ fragte ich. „Der brennt ja noch drei Tage nach dem Trinken Löcher in den Magen!“

„O mei!“ sagte der Heindl, kratzte sich hinterm Ohr, wandte sich um und sagte: „Haben 'S den g'sehn, der grad furt ist? Von dem kauf i den Wein, den rot'n!“

„So,“ sagte ich, „und immer denselben grausligen Tropfen!“

„Mei,“ sagte der Heindl, „sell scho! Muß wohl so sein.“ Dann sah er mich aus seinen grauen Augen groß an und erzählte: „Schauen S', Herr, dös geht so z'samm! Mit dem Bruder von dem bin i als junger Mensch zum Wildern gangen. Hinten san mer nauf an der Hochalm, und grad wie wir einen zentnerschweren Hirschen g'streckt ham, spannen uns d' Jager. I nehm das Stück, wie's ist, auf d' Schultern, wir laufen davon, springen auf a'n Riesen und fahren mit 'm G'röll ab. Mei Freind, der Tiroler Jackel, kriegt zu scharf' Fahrt, wirft sich naus auf a Grasband, und sei Fuß is kaputt. I pack ihn, schlepp ihn nunter auf'n Weg, nehm ihm sei Büchs und Messer furt und sag: ‚Bleibst liegen bis auf morgen, und wenn's di finden, tust recht arm.‘ I aber spring mit mei Hirschen weiter. O Herr, dös war a G'schicht! Nicht z'wegen dem oan Zentner, da hab i schon mehr dakraftet, aber z'wegen die rappligen Läus von dem Tier, die, wo's gemerkt ham, wann's der Nährvater kalt worden ist, zu mir überschlupfen taten. Grauslig hat das g'juckt, und i durft doch koa Halt mache. I mußt doch weiter, aus'm G'biet naus. Na, i war froh, als i 's Wildpret in a'n Heihütten hab neintun kinna, und dann hab i mi ausgezogen und hab mir die Läus abgerieben vom Leib. Ah, grauslig, was die für Blaasen g'zogen ham. Hernach gegen Morgen bin i mit a paar Holzschläger nauf auf'n Berg, da haben wir den Jackel g'holt. Die Jager san an ihm vorbei, und er hat sich denkt, er bleibt besser d' Nacht über liegen, als daß er sich dumm anſprechen läßt.

Nach acht Täg hat er laufe kinna, und die G'schicht is g'wen. Dös war Anno vierzehn im März. Und nachher, dös war im achtzehner Joar, wo so hart hergangen ist mit dem Fleisch, da hat i oan Urlaub im Februari vor der Offensiven in Frankreich. Da war's schlimm bei unsern Leuten hier innen. Drum bin i Tag um Tag nüber über d' Grenz mit a Zent Mehl, was die im Tirol net g'habt ham. Drüben ham mir schwarz g'schlacht, und i bin mit 'm Zent Fleisch im Rucksack zurück. Dös hab i ganz gut könnt, damals war i gut beieinand, Herr. Es war scho a weng viel zu laufen, acht Stund nein und acht Stund naus. Das schwierigste Stickel war, über den Grenzkamm kimma, hinterm Häherwald. Wie i da auch wieder naus kimm aus 'm Tirol, leg i mi vor'm Kamm in die Latschen nein und pirsch nach vorn. Und i denk scho, i hab's Spiel g'wonna und richt mi auf, und da richt sich hinter de Latschen auch oaner auf und hat schon 's Gewehr vorn, und ist a Grenzer g'wen. Wissen S', Herr, in oaner Latschenhitten hat er g'legen, dös ham 's g'lernt in dem Isonzokrieg. I hab mei Hut ins G'sicht g'zogen und hab mir denkt: Durch mußt! Aber der andere hat nicht locker g'lassen, hat sein G'wehr gegen mei Bauch g'halten und mir g'sagt: ‚Birschel, du kimmst mir net aus!‘ — ‚Durch mußt mi lassen, Kam'rad‘, hab i g'sagt, ‚durch mußt mi lassen. Schaug an, i hab a kloanes Rucksäckel bei mir!‘ Hat er's Säckel anfaßt und g'sagt: ‚Ja, a Säckel, dös sagst gut, Kam'rad. A Zent hast drin zum wenigsten!‘ Und schaugt mi an, und i schaug ihn a an und hab mi denkt, was Schreckliches muß kimme. Hat er g'sagt: ‚Du bist der Bader-Heindl! I weiß B'scheid. Bist der Freind von mei Bruder, dem Tiroler Jackel!‘ — Da hab i ihn wiederkennt und ist mir leichter worden, und hab i g'sagt: ‚Laß mi aus, z'wegen dem bissel Fleisch werden wir uns net zerkrieg'n.‘ Und da schaugt er mi so von der Seiten an und sagt: ‚Z'wegen dem Fleischerl net, Heindl, aber wenn i di durchlaß, dann ist's um mei Amt g'schehen!‘

‚O,‘ hab i g'sagt, ‚i verrat di g'wiß net. Laß mi aus, am sechsundzwanzigsten is mei Urlaub gar, und i muß wieder z'rück zum Bataillon nach Flandern.‘

‚So,‘ hat er g'sagt, ‚nach Flandern mußt, da hast nix zu lachen. Na, da gehst besser scho mit mi!‘

‚Na,‘ sag i, ‚laß mi aus! Koaner von der Kompanie glaabt, du könnt'st mi derwische, wenn i net dazu helf!‘

Da schaut er mi an, nickt a weng und sagt: ‚Wannst denn durchaus und durchum in dös Flandern mußt, dann fahr ab, um meines Bruders willen, zu dem du a guter Kam'rad g'wen bist. Und schaugst, daß d' weiterkimmst, gleich ist mei Ablösung da!‘

I hab mir dös net zwoamal sagen lass'n und bin abgefahren durch die Latschen. Das Rucksäckerl hab i hinter mir nachg'schleift!

Und aufkommen ist nix. Jetzt, nach sieben Jahren, ist der Kam'rad mit Pension zu uns über d' Grenzen kimma und hat a Wittib g'heuert mit oaner Weinhandelschaft. Und nun kommt er pfeilgrad her alle vier Wochen und verkauft mir den Roten. Kann i da nein sagen, Herr?“



Besuch in der Josephinenhütte (Schreiberhau, Riesengebirge), einer Stätte deutschen Glas-Kunstgewerbes: Glasbläser bei der Arbeit. Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost.

Die Josephinenhütte, genannt nach der Gattin ihres Gründers, des Grafen Leopold v. Schaffgotsch, wurde im Jahre 1842 eröffnet und ist heute ein Teilbetrieb der Josephinenhütte Aktiengesellschaft, Kristallglaswerke, Sitz Petersdorf. Der Besucher des Riesengebirges hat hier Gelegenheit, die auf alter handwerklicher Überlieferung beruhende Kunstglasherstellung zu verfolgen und die Arbeiter bei ihrer Tätigkeit zu beobachten.

Japanische Läden

So lange ich auch in Japan gelebt habe, nie wurde ich es müde, vor den Läden stehen zu bleiben. Es gibt deren genug, denn fast jedes Haus ist einer. Da bei solcher Konkurrenz der Verdienst nicht ausreicht, die Familie zu ernähren, hat der Mann meist einen Nebenberuf. Das Personal stellen die Kinder und Verwandte, an denen in Japan nie Mangel ist. Darum gibt es auch keine Geschäftsstunden; die Hauptgeschäftszeit ist der Abend, und selten kommt der Besitzer vor 11 Uhr dazu, seinen Laden zu schließen. Warenhäuser sind letzte Errungenschaft einiger Großstädte; aber sonst herrscht das Spezialgeschäft, und zwar geht die Spezialisierung viel weiter als bei uns.

Am lustigsten sind die Tuch-, Porzellan- und Spielwarenläden. Einfach und unveränderlich ist die Form des Kimonos, aber verwirrend die Fülle der Stoffe und Muster. Eines unserer Bilder zeigt einen Laden für Kimonostoffe zur Sommerzeit, wo der Yukata, das ist ein gedruckter Kattun, getragen wird. Was braucht ein japanisches Mädchen im Sommer? Ein Stück Stoff zum Kimono, 4 Mark, einen sogenannten Eri, der als Halseinsatz dient, 1,40 Mark, den Gürtel (Obi) aus Musselin, das kostbarste Teil der Kleidung, 4 bis 6 Mark, die Unterkleidung, Hemd und Rock aus Musselin, nochmals 3 bis 4 Mark, die Sandalen (Getas), 3 Mark, und das niedlichste japanische Püppchen ist fertig. (Die Staatskleidung einer japanischen Dame kostet allerdings bedeutend mehr!) Wenn man aber meint, daß der Kauf dieser Herrlichkeiten schneller erledigt wäre als die Auswahl einer Toilette bei uns, täuscht man sich sehr. Nie wird ein Kauf allein gemacht; den unvermeidlichen Säugling auf dem Rücken, die älteren Kinder hinterher, dann einige sachverständige Freundinnen, so betritt man unter tiefen Bücklingen den Laden, der in seiner ganzen Breite nach der Straße offen ist. Dann wird Stück nach Stück vorgelegt, bis fast der ganze Ladenbestand auf die halbe Straße hinausquillt. Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, einen japanischen Verkäufer zu einem Zeichen der Ungeduld zu bringen. Zieht nach einer Stunde des Aussuchens die ganze Gesellschaft wieder ab, ohne ein Stück gekauft zu haben, möglichst auch noch, nachdem einige Tassen Tee angeboten worden sind, so geht der Abschied erst recht mit allen Höflichkeitsbezeigungen von beiden Seiten vor sich. Von nicht geringerer Wichtigkeit ist der Kauf einer Teekanne für 1 Mark oder eines der puppenhaften Eßgeschirre, die übrigens auch in der einfachsten Ausführung immer geschmackvoll in Farben und Mustern sind.

Bei den Spielläden ist es gewöhnlich das Kind, das die Führung übernimmt. Sticht dem Kind ein Spielwarenladen ins Auge, so gibt es keine Macht der Erde, die es daran vorbeibringt, ohne daß es etwas gekauft bekommt. Auch auf diesem Gebiet gibt es noch besondere Spezialitäten; so zeigt unser Bild einen Laden, der nur die Geschenke zu dem jedes Jahr veranstalteten Puppenfest der Mädchen feilhält.

In manchen Fällen ist Fabrikant und Ladeninhaber identisch, so meist bei den Schirm- und Laternengeschäften. Die Geschwindigkeit, mit der vor unseren Augen ein entzückender Schirm entsteht, und die Geschicklichkeit der Hände, die ihn hervorzaubern, sind für uns unbegreiflich. Auf den fertigen Schirm und die Lampe wird dem Käufer noch gratis sein Name in schönen japanischen Schriftzeichen gemalt.

Ein Gang durch die abendlichen Ladenstraßen zeigt einem am schnellsten, was das Leben in Japan so reizvoll macht: das Fehlen jeder Hast, der heitere Ausdruck auf allen Gesichtern, die Liebenswürdigkeit und gegenseitige Rücksichtnahme.

Doris Hennecke.



Ein Schirm- und Laternengeschäft.



In der Lampen-Werkstatt: Fertigen und Bemalen der Lampen.



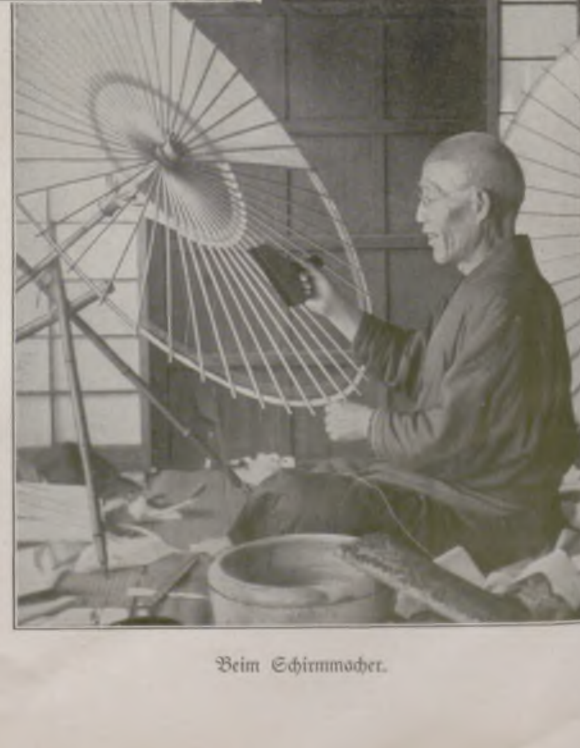
Vorsicht — Porzellan!



Verkaufsstand für Geschenke zu dem alljährlich stattfindenden Puppenfest.



Der Tuchladen, ein Dorado der Farbe.



Beim Schirmmacher.

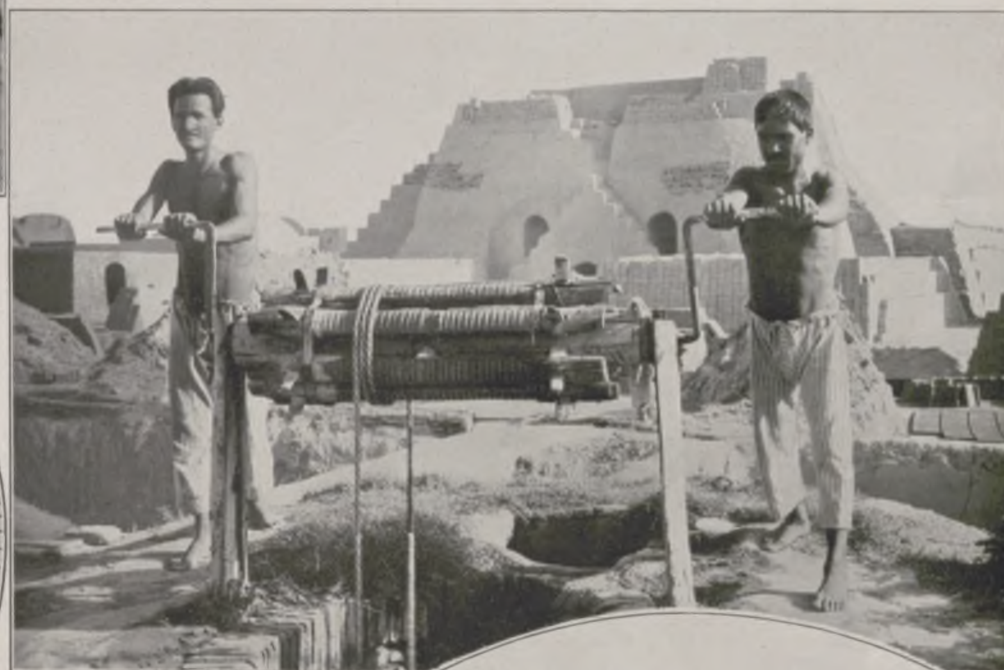
Persisches Ziegelwerk





Winden zum Heraufholen des Lehmschlammes aus der Grube. — Links nebenstehend: Bei der Arbeit in der mit Regenwasser gefüllten Lehmgrube: Heraufholen des Lehmschlammes in Ledereimern.





Aufwinden des Lehms zum Ziegelformplatz.

Im Kreis: Formen des Lehms zum Ziegelstein in der aus Jahrtausenden übernommenen Art.





Aufschichten der Ziegelsteine auf dem Brennofen, wobei in alter Weise die Ziegel von Hand zu Hand emporgereicht werden. — Links nebenstehend: Heranschaffen des Brennmaterials zum Brennofen mit Hilfe von Eseln.

Aus der Vogelschau betrachtet, machen die persischen Städte durchaus keinen vorteilhaften Eindruck. Von architektonischer Schönheit erblickt das Auge keine Spur. Überall Flachdächer, Lehmhütten, die in Farbe dem Erdboden gleichen. Die Bauweise ist sehr einfach; so, wie vor 1000 Jahren, ist auch heute noch „Lehm“ der Hauptbestandteil eines jeden Hauses. Mit den an der Sonne getrockneten oder im einfachen Ofen gedörrten Lehmziegeln werden die meist einstöckigen Häuser erbaut. Das erforderliche Material findet sich überall in nächster Nähe der Ortschaften. — Während der Regenzeit füllen sich die oft mehrere Meter tiefen Lehmgruben mit Wasser; aus ihnen wird der weiche Schlamm in Ledereimern durch einfache, von ein bis zwei Männern bediente Winden zutage gefördert. Die Haufen dieser breiartigen Masse werden reichlich mit Häcksel überschüttet und von Männern zwecks besserer Mischung tüchtig mit den Füßen durchgetreten. Hat diese Masse durch Verdunsten des Wassers die richtige Zähigkeit zum Formen erreicht, wird sie klumpenweise in viereckige, 10 Zentimeter hohe Holzrahmen gedrückt, glatt gestrichen, und bald reiht sich Ziegel an Ziegel. Menschenhände wenden, stellen sie aufrecht, und die heiße Sonne beendet die Arbeit des Trocknens. Derartige Lehmziegel werden von der Durchschnittsbevölkerung zum Hüttenbau verwendet; bei besseren Häusern werden diese „Kah-Gill“-Ziegel (Lehm-Häcksel-Ziegel) vor allem zum Verstärken des Innenbaues gebraucht. Die bessere Sorte, die in den Ofen gebrannten Ziegelsteine, formt man ohne Häcksel, und wenn ihre Lufttrocknung beendet ist, werden sie um den einfachen Ofen schichtenweise, treppenförmig, von Menschenhand und mit vielen Luftschächten dazwischen, aufgestapelt und dann von außen mit einer dicken Lehmschicht überzogen. In den frei gelassenen, mächtigen Heizlöchern werden gewaltige Hitze verbreitende Distelbrände entfacht, um die Ziegelpyramide zu backen. Die kleinen mausgrauen Langohren (Esel) schleppen von allen Seiten aus der Steppe viele Hunderte von Distel-Ladungen herbei. Tag und Nacht steigt der Rauch gen Himmel, und die heiße Luft im Innern härtet nun langsam die Ziegel, bis sie die zitronengelbe Farbe angenommen haben. Ist nach einigen Wochen die Ziegelpyramide gebrannt, dann wird die Außenwand zertrümmert, und nach dem Auskühlen werden die Steine auf Eselrücken zum Bauplatz befördert.

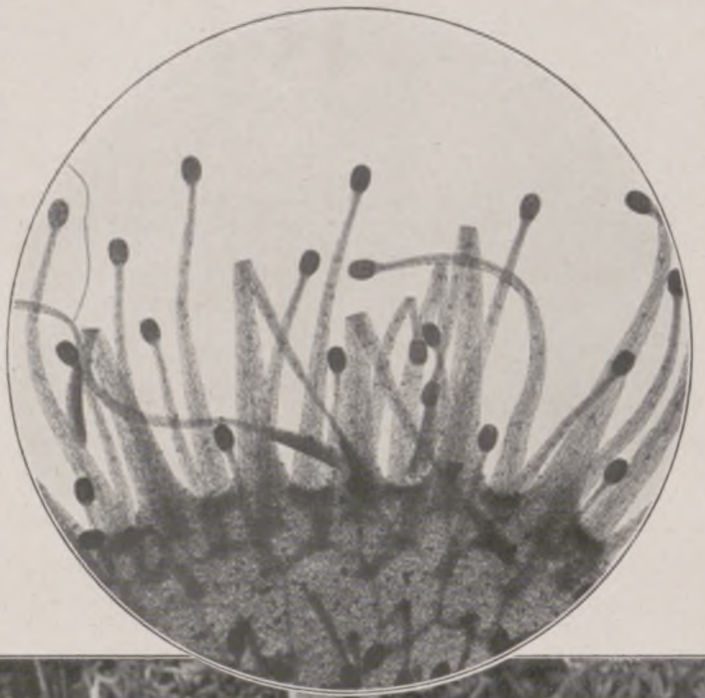
Alfred Heinicke.

WISSEN UND LEBEN

Der Einfluß der Erdschwere auf sportliche Leistungen. Die Anziehungskraft der Erde ist, da sie nicht genau eine Kugel darstellt, für unseren Planeten keine konstante Größe; sie ist größer an den beiden Polen, kleiner am Äquator. Der Unterschied beträgt im Maximum etwa $\frac{1}{2}$ Proz. Das Gewicht eines Körpers, das durch die Anziehungskraft bedingt ist, ändert sich auf der Erde in entsprechendem Maße. Diese Änderungen spielen im praktischen Leben keine Rolle, in der messenden Wissenschaft werden sie jedoch berücksichtigt. Die folgenden Überlegungen zeigen, daß diese Änderungen im Sport zu Unrecht vernachlässigt werden. Es sei darauf hingewiesen, daß der Unterschied der sogenannten Schwerebeschleunigung zwischen Stockholm und dem Äquator $4\frac{1}{2}$ Promille beträgt, zwischen Stockholm und einem Ort auf dem 30. Breitengrade (Kapstadt, Sidney, südliche Vereinigte Staaten von Amerika) $2\frac{1}{4}$ Promille und zwischen Königsberg und München immer noch $\frac{3}{4}$ Promille. Ein Gewicht, das am Äquator 100 kg wiegt, ist also auf dem 30. Grad schon um ca. 225 g schwerer, in Stockholm fast um 1 Pfund. Das wäre bei schwerathletischen Leistungen zu berücksichtigen. Der Unterschied fällt hier indessen vielleicht nicht so auf wie bei leichtathletischen Leistungen. Wurf- und Sprungübungen sind, physikalisch betrachtet, „schräge Würfe" oder „Schüsse"; ob dabei ein Objekt geworfen wird oder der menschliche Körper selbst, spielt keine Rolle. In die Formeln für die Wurfweite und Wurfhöhe (Hochsprung) geht nun die Schwerebeschleunigung ein, und zwar so, daß ihre Vergrößerung entsprechend eine Verkleinerung der Weite oder Höhe hervorruft. Eine beliebte Schulaufgabe ist die Berechnung der Sprunghöhe eines Springers auf dem Monde. Da dort die Schwerebeschleunigung sechsmal geringer ist als auf der Erde, wird die Sprunghöhe sechsmal so groß sein. Ein Leichtathlet, der in Stockholm den Speer 67 m weit wirft, wird unter sonst gleichen Umständen am Äquator 30 cm weiter werfen, unter 30° Breite 15 cm. Selbst innerhalb Deutschlands wird er in München 5 cm weiter werfen als in Königsberg. So wenig wie ein Lauf als Rekord anerkannt wird, der durch günstigen Wind unterstützt wurde, ebensowenig kann eine Vergünstigung infolge der geographischen Lage des Ortes unberücksichtigt bleiben! Noch einige andere Beispiele: Der Weltrekord im Hochsprung ist etwa 200 cm; die Vergünstigung am Äquator wäre also 0,9 cm, unter 30° Breite 0,4 cm, zwischen Königsberg und München 0,15 cm. Entsprechend für den Weitsprung: etwa 780 cm — 3,5 cm bzw. 1,7 cm, 0,6 cm; für Kugelstoßen: 1550 cm — 7 cm bzw. 3,5 cm, 1,2 cm; für Diskuswurf 4800 cm — 21,6 cm bzw. 10,8 cm, 3,6 cm. Es ergibt sich also z. B., daß Unterschiede von 1 cm beim Hochsprung keine Rolle spielen sollten; die Angabe von Millimetern, die bei Weltrekordsprüngen üblich ist, hat keinen Sinn, da ein Weltrekord doch für die ganze Erde Geltung haben soll. Man sieht sogar, daß innerhalb Deutschlands die Angabe der Millimeter verfehlt ist. Ebenso sinnlos wäre aber die Angabe der Verbesserung eines Weltrekords im Diskuswurf um weniger als 20 cm. Interessant ist, daß selbst innerhalb Deutschlands eine Verbesserung im Diskuswurf von weniger als 3,6 cm, im Speerwurf von weniger als 5 cm keine Bedeutung hat: die Münchener Sportler werden den Speer immer um 5 cm weiter werfen — in München. Aus diesen Betrachtungen ergibt sich die Forderung, daß Weltrekorde immer nur anerkannt werden sollten, wenn die Verbesserung einen gewissen Betrag überschreitet: im Hochsprung 1 cm, im Weitsprung 3 cm, im Speerwurf 30 cm. Das wäre gar nichts so Neues, auch beim 100-m-Lauf werden ja nur Verbesserungen um $\frac{1}{5}$ Sekunde anerkannt. Eine andere Möglichkeit wäre — man würde es wissenschaftlich so machen — alle Leistungen auf eine Normalbreite, etwa 45°, umzurechnen. Das würde zwar keine Schwierigkeiten bieten, jeder Ort bekäme seinen Schwerefaktor, mit dem alle wichtigen Leistungen multipliziert würden, jedoch würde die erste Methode wohl den Vorzug verdienen. Es sei noch erwähnt, daß die Verhältnisse beim Lauf nicht ganz so einfach liegen. Zwar ändern sich die einzelnen Laufsprünge auch mit der Schwerebeschleunigung, doch wird die Sprungzeit ebenfalls verkürzt. Andererseits wird die Arbeitsleistung verschieden.

Dr. Döge.

Sonnentau. Fleischfressende Pflanzen — zahlreiche Arbeiten von Forschern sind seit Darwins Untersuchungen über das Problem der Lebenstätigkeit dieser Pflanzengruppe vorhanden, aber der Allgemeinheit ist über diese äußerlich unscheinbaren Kinder der heimischen Flora sehr wenig bekannt. Viele sind gar der Meinung, daß es sich nur um bizarre Schöpfungen des tropischen Waldes handeln könne. Wir brauchen uns aber nicht in den feuchtigkeitsschwangeren Tropenwald zu versetzen, um etwa das Wunder der Kannenpflanze (Nepenthes) anzustaunen, sondern finden auf feuchten Bergwiesen und in den Mooren unserer Heimat eine Reihe von Pflanzen, die mit besonderen Organen Insekten fangen und festhalten, um dann durch ausgeschiedene Drüsensäfte die tote Beute zu verdauen und als einen Teil ihrer Nahrung in sich aufzunehmen. Einer von diesen Pflanzensonderlingen, der gemeine, rundblätterige Sonnentau (Drosera rotundifolia), findet sich in den schwellenden Teppich der Torfmoose eingebettet. Das kleine, unauffällige Pflänzchen, gewöhnlich aus vier bis sieben horizontal ausgestreckten, gestielten, scheibenförmigen Blättern bestehend, ist an seinen feuchten Standort gebunden und vermag aus dem armen Torfboden mit den dürftigen Haarwurzeln eigentlich nur Wasser aufzusaugen. Die Stickstoffzufuhr wäre ganz ungenügend, wenn nicht dieser notwendige Stoff durch die Verdauungsdrüsen der Blätter den gelösten Bestandteilen der getöteten Insekten entnommen werden könnte. Die Blätter des Sonnentaues unterscheiden sich aber im übrigen nicht wesentlich von gewöhnlichen Laubblättern, d. h. sie enthalten trotz ihrer scheinbar rötlichen Färbung, die von den Drüsen tragenden Fangorganen herrührt, grünen Blattfarbstoff (Chlorophyll), so daß auch sie aus der Luft Kohlensäure aufzunehmen und organische Substanz zu bilden vermögen. Die Blattrosetten des Sonnentaues tragen auf der Oberseite und am Rande langgestielte, schneckenfühlerähnliche Haarbildungen (keine echten Haare!), die Tentakeln mit den Drüsen. Diese von einem Leitbündel durchzogenen Tentakeln scheiden an ihren Köpfchen eine klebrige Substanz in Form von silberglänzenden Tröpfchen aus, von denen die Pflanze ihren poetischen Namen hat. Die Drüsenorgane, in der Mitte der Blattscheibe kurz und aufrecht stehend, grün, werden nach dem Blattrand zu länger, biegen sich nach außen und nehmen rötliche Färbung an, die im Verein mit den wasserklaren, glänzenden Sekrettröpfchen kleine Insekten zu Rast und Labung anlockt — um die arglosen Besucher nicht wieder zu entlassen. Wie an Leimruten wird die Beute festgehalten, von den randständigen Tentakeln auf die kurzgestielten, mittleren gebracht, die ihrerseits nun wieder den Reiz fortleiten, so daß bald alle Drüsenhaare, auch wenn sie nicht direkt berührt waren, sich nach einwärts über das Opfer zusammenschlagen. Bei stärkerer Reizung nimmt auch das Blatt selbst an dieser Einkrümmungsbewegung teil, und das Ganze schließt sich wie eine Hand um das Insekt. Diese mechanischen Reizungsvorgänge sind der Tragödie erster Teil. Den Drüsenzellen kommt aber noch eine weitere Aufgabe zu. Tropfen um Tropfen des verdauenden, pepsinähnlichen Saftes quillt aus den Tentakelköpfchen, der vermeintliche Nektar erstickt den gefangenen Gast, und gleich der verdauenden Wirkung des Magensaftes höherer Tiere, löst das Ferment im Sekret der Drosera Eiweiß, Fibrin usw. der betörten Opfer auf. An der Absorption der gelösten Substanzen beteiligen sich neben den Drüsenzellen auch kleine, auf der ganzen Blattoberfläche vorhandene Papillen. Nach oft geraumer Zeit, einer Woche und darüber, öffnet sich das Blatt wieder, die Mahlzeit ist beendet, die unverdaulichen Reste fallen ab — wieder glitzert und lockt der „Sonnentau", und die Pflanze wartet auf neue Beute. Wem würde diese überraschende Empfindlichkeit für Reize, deren Fortleitung und der darauffolgende Verdauungsvorgang nicht einen Vergleich mit dem Tier aufdrängen? Wir wissen heute, daß zwischen Tier und Pflanze keine unüberbrückbaren Gegensätze bestehen, und daß sich dieser Ernährung „nach tierischer Manier" noch andere Gegenstücke im Leben der Pflanze an die Seite stellen lassen. Hermann Schoepf.





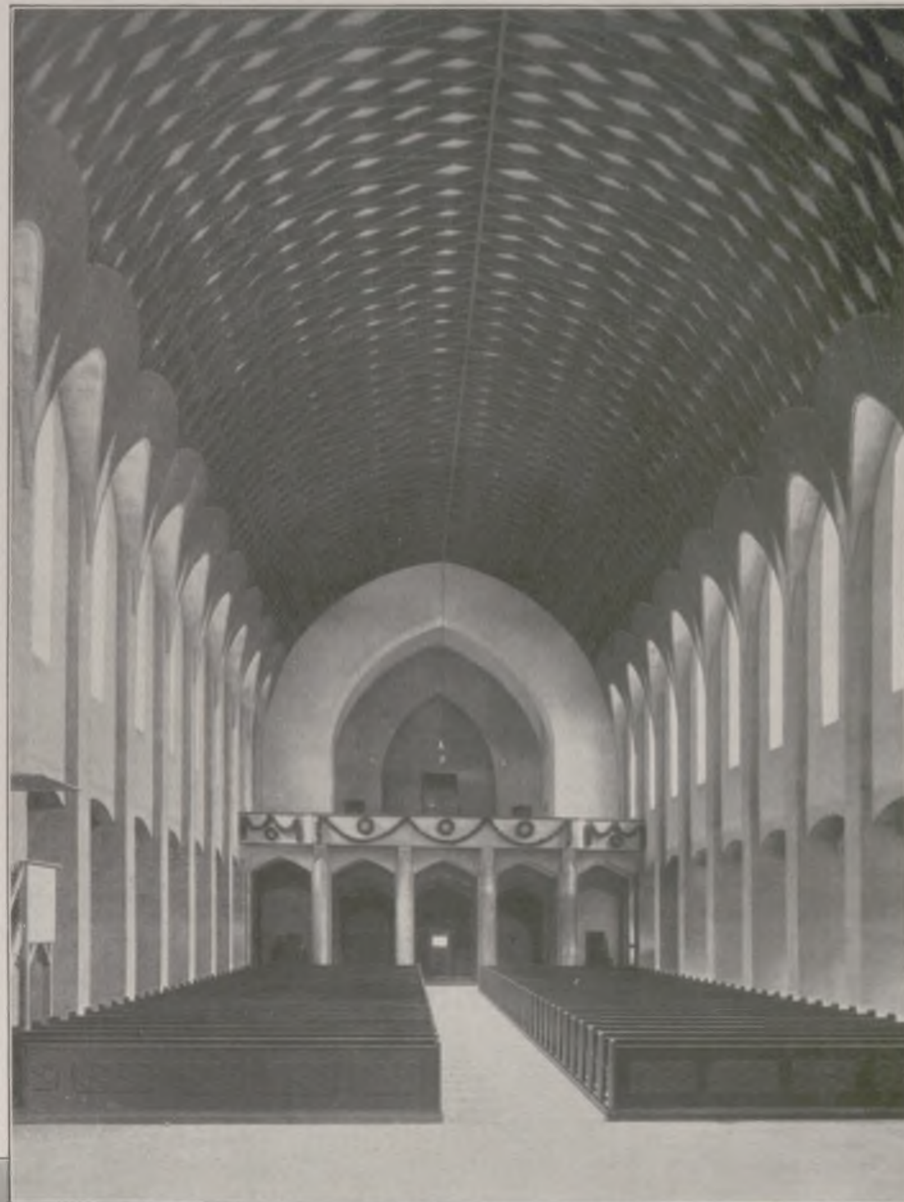
Zum Kampf in der Natur: „Fleischfressender", rundblättriger Sonnentau im Torfmoos. — Im Kreis: Teil der Blattoberfläche des Sonnentaues mit Tentakeln und Papillenöffnungen.

(Vgl. hierzu den nebenstehenden Beitrag „Sonnentau".)

Die „dritte Mandel". Im Hals befindet sich auf beiden Seiten je eine Gaumenmandel oder Tonsille. Wenn sie geschwollen, gerötet oder mit grau-gelblichweißen Auflagerungen belegt sind, spricht man von einer Mandelentzündung. Außer diesen beiden Mandeln gibt es nun noch eine weitere Mandel, die nach ihrem Sitz als Rachenmandel oder „dritte Mandel" bezeichnet wird. Sie sitzt in dem rückwärtigen Raum zwischen Rachen und Nase, am Rachendach. Man kann sie nur mit Hilfe von Spiegeln vom Mund aus sehen. Die dritte Mandel macht sich für gewöhnlich nicht bemerkbar, denn in der Mehrzahl der Fälle hat sie sich im Laufe der Jahre von ihrer größeren Entwicklung in der Kinderzeit zu einem unbedeutenden Rest zurückgebildet. Ist sie aber vergrößert oder entzündet, dann tritt ihre Anwesenheit sehr unangenehm fühlbar zutage. Meistens leiden Kinder unter den Folgen einer vergrößerten dritten Mandel. Durch ihre Vergrößerung, die oft starke Absonderung oder Ansammlung von Schleimmassen im Gefolge hat, behindert sie die Atmung durch die Nase oft außerordentlich. Die Folge ist die Notwendigkeit der Atmung durch den Mund, was lästige und für die Gesundheit nicht gleichgültige Austrocknung der Mundschleimhaut im Gefolge hat. Solche Kinder kommen immer mit offenem Munde daher, sie schnarchen in der Nacht oder schlafen mit weitgeöffnetem Mund, weil sie eben durch die Nase nicht genug Luft bekommen können. Auch bei Erwachsenen, die durch Schnarchen ihre Zimmergenossen stören, ist häufig eine vergrößerte dritte Mandel die Ursache der lästigen Angewohnheit. Die durch Vergrößerung der Rachenmandel bedingte reine Mundatmung ist von großem Nachteil für den in der Entwicklung begriffenen kindlichen Organismus. Brustkorb und Lunge

Neuzeitlicher Kirchenbau





Die Eingangshalle. — Rechts: Blick in das Mittelschiff. — Unten: Gesamtansicht.



DIE NEUE ST.-ANTONIUS-KIRCHE IN AUGSBURG.

In Augsburg ist in der katholischen St.-Antonius-Kirche, die vor kurzem eingeweiht wurde, ein Bauwerk entstanden, das als glänzend gelungener Versuch im Sinne einer neuzeitlichen Kirchenarchitektur weiteste Beachtung verdient. Der Architekt, Professor Kurz, hat eine Anlehnung an historische Stile vermieden und die Baugestaltung dem strengen, sachlichen Zuge der modernen weltlichen Bauten angepaßt. So bietet die wundervoll ins Stadtbild sich einfügende Kirche einen ernsten, edlen und bei aller Schlichtheit feierlichen Eindruck, ohne nüchtern und kalt zu wirken. (Phot. vom Atelier F. Hösle, Inh. M. Lang, Augsburg.)



Das etwa 500 Jahre alte Gildehaus in Schönkirchen bei Kiel, das nachweislich älteste Niedersachsenhaus Schleswig-Holsteins. Das Gebäude ist gründlich wiederhergestellt worden und wird als Baudenkmal niedersächsischer Kultur erhalten werden.



Der Schäferskotten bei Wald im Rheinland, die älteste der einst für die rheinische Eisenindustrie so charakteristischen Schleifmühlen (Schleifkotten) für Degen- und Messerklingen. Dieser Kotten ist jetzt als Heimatmuseum eingerichtet worden.

Vor der Zerstörung geschützte Stätten alter deutscher Kultur.

vor allem können sich nicht in der richtigen Weise entwickeln, der wachsende Oberkiefer erleidet allmählich ganz beträchtliche Veränderungen, die Ernährung leidet, die Kinder magern vielfach ab und sehen schlecht aus. Sie schlafen unruhig und werden von beängstigenden Träumen gequält. Ein gewisses Gedunsensein läßt das Gesicht eines derartigen Kindes oft auf den ersten Blick als Gesicht eines an Rachenmandelvergrößerung leidenden Kindes erkennen. Auch nervöse Störungen verschiedenster Art, Bettnässen, Zurückbleiben in der Schule hängen oft nur mit der Vergrößerung der Rachenmandel zusammen. Alle diese Anzeichen schwinden meist überraschend schnell nach der operativen Entfernung der Rachenmandelwucherung — einem rasch und ohne weitere Beschwerden auszuführenden Eingriff. In manchen Fällen tritt auch mit zunehmendem Alter von selbst eine Rückbildung der Vergrößerung ein. Wenn diese aber nicht weit genug geht, dann bildet die dritte Mandel nach wie vor eine Stelle verminderter Widerstandsfähigkeit, häufiger Entzündungen und muß schließlich doch entfernt werden.

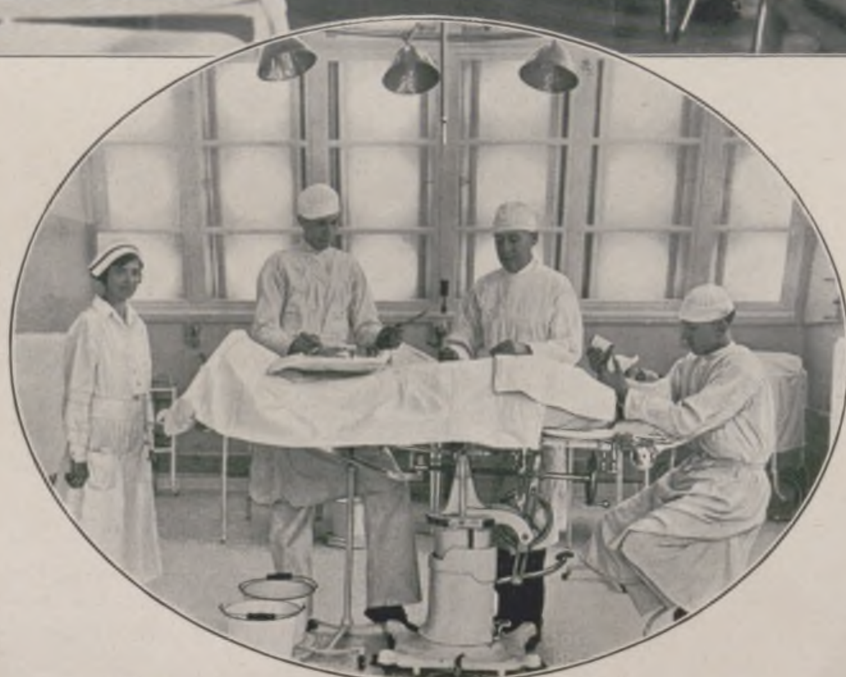
Dr. W. Schweisheimer.

Ungiftige Giftschlangen. Jeder kennt wohl giftige und ungiftige Schlangen, aber der Begriff „ungiftige Giftschlangen" wird manchem unglaublich erscheinen. Und doch gibt es auch solche. Die Wissenschaft kennt eine ganze Reihe ungiftiger Giftschlangen, die sie zur großen Familie der Colubriden (Nattern) und in der Unterteilung zu den opisthoglyphen Colubriden (Trugnattern) rechnet. Einige dieser Schlangen bewohnen das südliche Europa, der weitaus größere Teil aber tropische Gegenden. Zur Familie der Colubriden gehört, außer den Trugnattern, auch noch eine große Anzahl völlig ungiftiger, aber auch eine stattliche Zahl sehr giftiger und gefährlicher Formen. Die Trugnattern besitzen einen, teilweise auch mehrere gefurchte Zähne rückwärts im Oberkiefer, die — und das ist das Charakteristische an der Sache — mit Giftdrüsen in Verbindung stehen, welche, wie bei den echten Giftschlangen, auf Druck mit Abgabe eines giftigen Sekrets reagieren. Nur haben die Zähne wegen ihrer abnormalen Lagerung meistens überhaupt keine Gelegenheit, in Funktion zu treten. Aus diesem Grunde ist es auch ganz leicht erklärlich, warum die Bisse, speziell kleinerer Arten, sowohl für den Menschen als auch für die meisten Wirbeltiere unschädlich sind. Der Biß dieser Schlangen hat für den Gebissenen in der Mehrzahl der Fälle kaum andere Folgen als der irgendeiner anderen ungiftigen Art. Freilich gibt es auch stattliche Formen, die entsprechend große Giftdrüsen und -zähne besitzen und in der Lage sind, den Menschen durch ihren Biß gesundheitlich zu gefährden. Diese können das an und für sich große Maul eben so weit öffnen, daß beim Zubeißen die Gifthaken reichlich Gelegenheit haben, in Funktion zu treten. So lebt beispielsweise in den Wäldern Javas Dipsadomorphus dendrophilus, eine äußerst farbenprächtige Trugnatter, von den Eingeborenen „Ular burung" oder „Ular tjintjin mas" genannt, die bis zu 2 Meter Länge erreicht. Die Leute fürchten sich merkwürdigerweise vor dieser Schlange nicht im geringsten, obwohl einwandfrei festgestellt ist, daß die Tiere imstande sind, den Menschen mit ihren Giftzähnen zu verletzen und gesundheitlich zu schädigen. Aber auch Europa beherbergt, wie bereits gesagt, einige Trugnattern, so die Katzenschlange (Tarbophis fallax) und die Eidechsennatter (Coelopeltis monspessulana). Erstere kommt in Istrien und auf den istrianischen Inseln, ferner in Dalmatien und auf den dazugehörigen Inseln vor, letztere dagegen trifft man in Istrien nur vereinzelt (Pola), in Dalmatien aber um so häufiger an. Aber auch in Kleinasien, Syrien, Persien, Ägypten bzw. Unterägypten (Katzenschlange) haben beide ständig Wohnsitz genommen. Das Gift der Eidechsennatter soll, nach Peracca und Deregibus, imstande sein, kleinere Tiere, wie Vögel, Eidechsen, Mäuse usw., zu lähmen, ja selbst zu töten. Für den Menschen sind beide Arten völlig ungiftig.

Karl Kroneker.

Einfluß von Lärm auf die Arbeitsleistung. Das psychologische Laboratorium der Colgate-Universität in Hamilton (Vereinigte Staaten von Amerika) hat Untersuchungen über die Beeinflussung der Arbeitsleistung durch störenden Lärm gemacht. Die Frage war: Inwiefern wird die Leistung einer Schreibmaschinenschreiberin durch Lärm beeinträchtigt, namentlich dann, wenn die Wände keine Lärm absorbierende Holz- oder Papierverkleidung tragen? Man fand, daß der Energieverbrauch pro Person in einem Raume, dessen Wände den Lärm der Straße oder des Bureaus selbst dämpften, 1 Kalorie in der Minute betrug, wenn der Energieverbrauch bei völliger Ruhe der gleichen Person 0,82 Kalorie in der Minute war. Hatten aber die Wände keine Lärm absorbierende Verkleidung, handelte es sich also um nackte Steinwände, so war der Energieverbrauch 1,33 Kalorien in der Minute. Beim Briefschreiben im Lärm dämpfenden Raum ergab sich weiter eine Zeitersparnis von 12 Proz. beim Schreiben selbst und von 33 Proz. beim Einführen des Papiers in die Maschine, und außerdem wurden sehr viel weniger Fehler gemacht. Dr. H. Lufft.





Moderne Krankenpflege in der Kriegsmarine der Vereinigten Staaten von Amerika: Einer der Schlafsäle (oben) und Operationsraum des Hospitalschiffes „Relief".

Das kürzlich in Betrieb genommene Hospitalschiff „Relief" ist mit den neuzeitlichsten Einrichtungen versehen und vermag einer sehr großen Zahl kranker und verwundeter Matrosen sachgemäße Behandlung und Unterkunft zu bieten. Der Operationsraum ist so abgefedert, daß die Schiffsvibrationen völlig ausgeschaltet sind.


Elida
Haarpflege
Zum frischen, sportlichen, triumphierenden Bilde des jungen
Mädchens von heute fügt Elida Shampoo das seidenweiche
lockere Haar als entzückenden Rahmen.
ELIDA SHAMPOO
macht das Haar seidenweich und locker.

Der Mord an der Nymphe-Emale

NOVELLE VON HEINRICH ZERKAULEN

„Wenn man nemlich den Barth öfters abputzet, so benimmt, zertrübet und dämpfet derselbe, indem er täglich wieder hervorwächst, dem Cörper allzuviel innerliche Feuchtigkeit und natürliche Hitze, wenn nun diese beyde zu Unterhaltung des menschlichen Cörpers sehr nöthige Dinge nach und nach verzehret werden, so verliehret der gantze Leib seine Kräffte. Wie aber solches zugehe, weiset das Microscopium; denn wenn man ein Haar ausräufft, so kan man durch dasselbe klährlich sehen, daß ein Tröpffgen an dessen Stelle stehet, woraus man, was biß anher gesagt worden, mehr als gewiß schließen und urtheilen kan.“

Knirschend fuhr der Gänsekiel über die losen Blätter. Die einzelnen Buchstaben tanzten und hüpften, als wären sie leicht angetrunken. Manche strebten hoch hinaus, daß die nachfolgenden sie nur noch an einem Zipfelchen erwischen konnten. Andere wiederum humpelten schwerfällig hinterdrein, trugen verstauchte Haken und zittrige Schleifen. Aber auch diese selbst schienen irgendwie lächeln zu wollen, wenn auch halb grimmig und verbissen, als hätten sie Zahnweh, oder als plage sie das abscheuliche Podagra. Auch hatte es die Hand, die das niederschrieb, keineswegs eilig. Die mächtige Tatze hielt den Gänsekiel umklammert wie eine Faust das Schlachtschwert.

Jetzt hielt der Schreiber inne, kraute mit der freien Linken den struppigen, kohlrabenschwarzen Bart zart und beinahe innig.

Die halb herniedergebrannte Kerze auf dem mächtigen Arbeitstisch des in seine Gedanken vertieften Mannes vertrieb sich die Zeit auf ihre Weise. Da stand eine Reihe von Figuren im schweigenden Raum: gewaltige, muskulöse Herren, pfiffige, vorlaute Putten, ein schlanker, geschmeidiger Hellenenknabe, an einen steinernen Hirtenstab geschmiegt. Der Lichtschein der lustigen Kerze tastete ihre Formen ab, sprang hoch zum Gesicht, duckte sich im gleichen Augenblick tief an die Schenkel, um große, sonderbare Schattenbilder an die Wand zu werfen. Jetzt irrlichterte der Schein gerade um die Brüste einer üppigen nackten Frau.

Der Mann an dem mächtigen Tisch, der dies beobachtete, lachte laut und gesund. Einen Augenblick lang holte er weit aus mit den Armen, daß seine eng verschnürte Husarenjacke in den Nähten krachte. Noch um einen Grad dunkler färbte sich die Röte seines vollen Gesichtes, als er sich dann niederbeugte und weiterschrieb: „Auch kan man von ferne nicht für einen Castraten gehalten werden, als bey welchen der Barth, die männliche Zierde, nicht beherbergen will.“

Niemand, der den rüstigen, beweglichen, vor Kraft strotzenden Alten so gesehen hätte, wäre auf die Vermutung gekommen, daß es sich um den gerade 63 Jahre alt gewordenen Hofbildhauer Seiner Kurfürstlichen und Königlichen Hoheit Augusts des Starken handelte, den Meister Balthasar Permoser, den Kurfürst Johann Georg III. Anno 1689 an den Hof nach Dresden gebracht hatte, und der jetzt noch Zeit und Muße fand, mitten in all den Plänen zu jenem Wunderbau des Zwingers, ein Buch über seinen vielgeliebten Bart zu schreiben.

Er und sein Freund, der Maler Gabriel Ambrosius Donath, war die einzigen in Dresden, die unter den bepuderten und seidenen Kavalieren des Hofes im prächtigen Schmuck ihres Bartes einhergehen durften, bestaunt und bewundert von manchen Damen, gehänselt und ein klein wenig auch beneidet von den Männern.

Und noch einmal setzte der Federkiel an: „Insonderheit lässet sich durch Hülffe seines Barthes gleich erkennen, was thörichte oder kluge Leuthe sind; denn wer nicht ein Narr ist, lässet mich und meinen Barth ungeschoren.“

Die Kerze flackerte nur noch. Balthasar Permoser aber raffte die Blätter zusammen und hob den eisenbeschlagenen Deckel einer schweren Truhe, sie dort zu verschließen. Im Luftzug des niedersausenden Deckels verlosch das Licht vollends. Aber durch die hohen Fenster des hohen Reithauses, in dem während des Zwingerbaues Permosers Werkstatt untergebracht war, flutete jetzt das weiße Licht einer köstlich lauen Vollmondnacht. Vom benachbarten Schlosse her hörte man den gleichmäßigen Schritt der Wache gehenden Hellebardiere. Sonst schlief die Stadt, Mondlicht überflutet, unter einer Krone silberner Sterne.

Der Alte atmete einmal tief auf und öffnete den Mund, als wolle er etwas laut sagen. Ihm war, als fühle er körperlich die Feierlichkeit dieser Nacht. War das weiße Licht des Mondes nicht ein Wehen weicher Tücher? Still war die Nacht. Und schwang nicht doch ein einziger Ton in der Luft, ganz hell und mahnend, der ihn rief, während alle anderen schlafen durften? Und hörte er recht, dann wurden aus dem Ton ganze Worte, und sie klangen wider in seinem Blut, und etwas griff an sein Herz, daß dem starken Manne ängstlich und wehmütig zugleich wurde. Die Worte aber vernahm er jetzt ganz deutlich: „Wie lange noch, Balthasar Permoser, wie lange noch?“

Er hatte geschafft und gewirkt, Elfenbein geschnitzt und Sandstein geformt, große Herren abkonterfeit und um den Lohn gefeilscht. Da drinnen in der Lade lag seine selbstverfaßte Grabinschrift, worin er ausführt, daß er gearbeitet habe in „Marmlstein, Wachs, Holtz, Metal und Helfenbein“. Und hat er sich nicht gar schon einen Totenkopf geschnitzt für den eigenen Sarg?

Der Meister schüttelt sich, als wolle er sich aus einer unsichtbaren Umklammerung befreien. Er reckt sich. Kühn ragt seine hohe freie Stirn. Pah, was will man von ihm, wer will etwas von ihm! Da sind seine Figuren, riesig, aus Stein, unvergänglich. Hier steht er, gesund, voller Kraft, unangetastet. Genau so stolz wie früher, als man ihn einst wegen dieses unerhörten Stolzes mit dem grimmigen Karl XII., dem unerbittlichen Gegner Augusts des Starken, auf eine Stufe gestellt und er zu sagen wagte: „Allerdings, denn er ist König und ich bin Künstler!“ Was ist heute anders geworden?

Keine Antwort. Der Ton ist fort. Weiß flimmert der Mond. Eng und dumpf ist es geworden im Raum, in dem noch der beizende Rauch der Kerze wie eine dunkle Wolke liegt. Balthasar Permoser greift nach seinem Degen und dem roten Mantel.

Da, als er sich gerade umwendet zur Tür hin, löst sich lautlos ein Schatten von dem Fenster ab. Balthasar sieht es nicht. Ohne die Tür zu verschließen, eilt er hastig rechts am Reithaus vorbei, der Elbe zu. (Fortsetzung auf Seite 72.)

„Meister!“ ruft es beinahe ängstlich hinter ihm her. Und noch einmal dringender, fast flehentlich: „Meister!“

Ist das nicht wieder der Ton, dieser hell singende, mahnende? Teufel, ich bin krank, denkt Balthasar. Aber da greift eine Hand nach seinem Mantel, und vor ihm steht ein Mädchen, ein Tuch um die Schultern geschlagen, offenes Haar, zwei funkelnd schwarze Augen brennen in dem wachsbleichen Gesicht.

„Aber Dirn, was willst du in der Nacht von mir?“

„Meister, ich hab' vor Eurem Haus gestanden und Euch gerufen, leise, damit die Posten es nicht hören sollten.“

Balthasar blickt sich um. Er steht allein auf dem weiten Platz. Das Mädchen ist unter seinen Mantel geschlüpft, und er fühlt den stoßweise atmenden Körper warm an seinem Leib.

„Was willst du eigentlich, Mädchen?“

„Ich weiß nicht“, klingt es wie ein Hauch. „Bei Euch sein! Ich heiße Emale.“

„Du bist eine Zigeunerin, wie? Ich mache mir nichts aus Weibern, erst recht nicht aus so jungen“, lacht der Meister verächtlich.

„Ich heiße Emale, der Valentin Schwarzenberger aus Leipzig ist mein Schatz. Aber Ihr dürft ihm nichts verraten“, bettelt das Mädchen.

„Der Schwarzenberger?“

„Ja, Euer Schüler, der mit dem Paulus Egell, dem Gesellen vom Rhein, zusammen wohnt. Ich diene im Hause dort und habe immerzu von Euch gehört. Daß Ihr ein Künstler seid und aus Steinen Götter macht. Und daß Ihr keinen Menschen um Euch habt, der für Euch sorgt. Daß Ihr in der Nacht nicht schlafen könnt und glaubt, alle Welt sei Euch feindlich. Daß Ihr nicht lacht noch trinkt und zu einem Totenkopf betet anstatt zur heiligen Madonna.“

„Mädchen, bin ich aber schlimm!“ mußte Balthasar da lachen und streichelte ganz unbewußt das kleine Gesichtchen dicht unter seinem Herzen.

„Nein, deshalb komme ich ja. Ihr seid besser als die anderen. Ich weiß es, sie lachen über Euch und Euern Bart und nennen Euch einen Narren.“

„Das ist richtig, Emale, jeder Künstler ist ein Narr.“

„Ich will bei Euch sein, Meister.“

Da nahm der große, ungeschlachte Mann das Mädchen wie ein Vögelchen auf seinen Arm und trug es behutsam in seine Werkstatt.

Die gewaltigen Hermen, die vorlauten Putten und der graziöse Hellenenknabe aber blickten stumm auf die beiden hinab. Da saß das Mädchen nun und machte starre, große Augen, während Balthasar Degen und Mantel wieder ablegte und immerfort in seinen Bart hineinlächeln mußte. Kommt da ein junges Ding, schutzlos und gläubig, mitten in der Nacht in die Höhle des Löwen. Süß war die kleine schwarze Katze! Die Augen funkelten noch immer wie zwei Speere, und die kleine Schwinge der roten Lippen wartete auf den Pfeil, der sie auseinanderbog. Arme, weiß wie Alabaster, ringelten sich aus ihrem armseligen Kleid, und unter dem Rock zeichnete sich die herbe Form der schmalen, keuschen Schenkel ab.

War das nicht ein Geschenk des Himmels, geschaffen zum Jubel einer langen, nie enden wollenden Nacht? Und er hatte Totenköpfe geschnitzt und Grabinschriften verfaßt! Vergeudete die Zeit und sein Leben an bissigen Einfällen, um die Menschen zu ärgern, die sich mit seinem kostbaren Bart nicht befreunden konnten. Ach, guter Valentin Schwarzenberger, du bist nicht ohne Talent, sofern du ein solches Mädchen küssen kannst. Ich an deiner Stelle ...

Da ist Emale leise um den Tisch geschlichen, legt ihm von hinten beide Arme um den Hals, reißt den dunklen Bartkopf zu sich herab und küßt ihn stürmisch, herrlich frisch und warm mitten auf den Mund!

„So, das wollte ich und weiter nichts“, sagt die kleine Hexe, greift nach ihrem Tuch und ist im nächsten Augenblick verschwunden.

„Emale!“ ruft Balthasar noch, wie aus einem tiefen Traum heraus. Doch niemand hört auf ihn. Emale ist fort, der hohe Ton ist fort. Einsam, den Kopf in die Hand gestützt, verharrt der Meister vor seinem mächtigen Arbeitstisch.

Der Meister lauscht. — Das war lustig wie in Venedig. Da nannten sie ihn Baldassare Fiammingo, ihn, den einsamen Hirtenjungen aus dem kleinen Alpendorfe. Baldassare Fiammingo! Laß sehen und rechnen. Oh, es ist entsetzlich lange her! Und wo sind die Jahre geblieben?

In seinen Gedanken formt sich ein Bild. Ein Lächeln, rührend und zart, wie man es an diesem schweren Manne gar nicht gewöhnt ist, verjüngt sein Gesicht. Er horcht nach innen. Traum und Sehnsucht, Abschied und Bescheiden ringen nach einem Ausdruck. Frühling ist noch einmal kommen in der Nacht, aber die Knospen erblühen nicht mehr. „Emale“, sagt innig der Meister noch einmal, während seine Hände schon an der Elfenbeinmasse schnitzeln. Er selber kann und darf nur gehorchen. Sein Gefühl allein diktiert ihm die Form. Es ist ein seliges Arbeiten, unabläßig, stundenlang.

Erst als die Sonne schon mit hochgeschürzten Röcken leichtsinnig über den Platz läuft, ist Balthasar fertig geworden. Behutsam stellt er das kostbare Gebilde vor sich auf, streichelt es mit den Händen, liebkost es mit den Augen. Er schmunzelt und wiegt den Kopf. Die ihn kennen, wissen dann allemal, der Balthasar Permoser ist zufrieden mit seinem neuen Werk.

Nun aber einen Schuß kühle Morgenluft hineingetrunken in den übernächtigen Körper! Nachher, wenn die Schüler kommen, heißt es klaren Blick und ruhige Nerven haben. Wieder greift er nach Mantel und Degen, wieder geht sein Weg der Elbe zu. Aber mitten auf dem Platz, da, wo heute nacht Emale unter seinen Mantel geschlüpft ist, hält der Meister einen Augenblick, ertappt sich aber gleich darauf selber, macht mit der Hand eine unbestimmte Bewegung und schreitet weiter.

Bald darauf kommen sie an, die jungen Scholaren der edlen Steinmetzkunst, der elegante Alfang aus Wien mit seinem Freund, dem nicht minder kecken Georg Raphael Donner. Da tänzelt auch Louis François Roubillas um die Ecke, der zur Arbeit geht wie zu einem Stelldichein, immer kokett, immer den Kopf voller Leichtsinnigkeiten. Benjamin Thomae kommt zu spät, wie stets. Auf den rechnen die anderen schon gar nicht. Er kann nicht aus dem Bett heraus, obgleich der Meister über alles die Pünktlichkeit liebt. Und im Sturmschritt naht Valentin Schwarzenberger, der aufgeschossene Junge mit seiner kühnen Stirn und dem langen, dunklen Haar. Paulus Egell, der Geselle aus Mannheim, redet dauernd auf ihn ein, doch Valentin Schwarzenberger darf nicht zu spät kommen.

Fast gleichzeitig betreten sie alle zusammen die Werkstatt, auf den Lippen schon den Morgengruß für den vergötterten Meister. Doch das Nest ist ausgeflogen. Stumm grüßen nur die steinernen Figuren. Ein Barett fliegt zwischen ihnen durch, sie rühren sich nicht. Man nimmt sich also Zeit, nach Meißel und Hammer zu suchen, die Zeichnungen zu holen, Zirkel und Brett.

Und Louis François Roubillas stößt plötzlich einen Schrei der Bewunderung aus. Auf dem Arbeitstisch des Meisters hat er ein kleines Wunder entdeckt.

Darum also ist er fort! Er hat gearbeitet die ganze Nacht. Ehrfürchtig hält Roubillas die kleine Elfenbeinschnitzerei in der Hand. Eine Nymphe ist es, mit zierlich schmalem Gesichtchen, wundervoll die kleinen Lippen wie Halbmonde geschwungen.

„Zum Küssen! Wirklich zum Küssen!" ereifert sich Georg Raphael Donner.

Die hohen, schlanken Schenkel schimmern lockend durch ein dünnes, hauchfeines Gespinst, das den biegsamen Körper umflattert, wie die Rosenblätter eine Knospe.

Und der begeisterte Benjamin Thomae ruft den Gesellen herzu. Paulus Egell ist Autorität. Und er weiß es. Bedächtigen Schrittes kommt er aus der Ecke heraus, wo ihm Valentin Schwarzenberger eben ein neues Modell vorgezeichnet hat.

„Holla, ihr tut ja so, als sei über Nacht Permosers Meisterwerk entstanden!"

„Ja, schau' nur, schau'!"

Und Paulus Egell erbleicht. Narrte ihn eine lächerliche Vorstellung? Das war doch — das ist doch — — — Er will die Figur verbergen, er lenkt ab: „Der Meister kommt!"

Aber Valentin Schwarzenberger ist schon herzugetreten. Ein Blick, dieses Gesichtchen! Fassungslos starrt er den Gesellen an.

Der aber hat sich umgewandt, den Meister zu grüßen, der eben wohlgelaunt, frisch und aufgeräumt die Werkstatt betritt. Balthasar sieht den Valentin Schwarzenberger seine Figur in der Hand halten, blickt aber durch ihn hindurch, als sei er Luft.

„Guten Morgen, Freunde! Noch nicht in der Arbeit? Der Tag ist zu Ende, ehe er noch begonnen hat, wenn man ihn verträumt!"

Alfang hat Mantel und Degen aufgefangen. Nur Schwarzenberger steht immer noch da, die herrliche Elfenbeinnymphe in der Hand. Ihm ist, als müsse er ersticken. Seine langen Haare kleben plötzlich. Er stammelt heiser und Antwort heischend: „Meister?"

Der aber, sorglos und fröhlich: „Kennt Er die Emale wieder?"

Da, keiner weiß zu sagen, wie rasch das alles gekommen, springt Valentin Schwarzenberger zwei Schritte vor, ergreift einen Hammer und schlägt wortlos auf die Figur ein, immerzu, daß die Stücke in winzigen Teilchen im ganzen Raum umherspringen.

Balthasar Permosers Hände beben. Jähes Überraschen malt sich auf den Gesichtern der erschrockenen Schüler. Halblaut ruft Egell: „Valentin!" Der Meister ist unberechenbar. Egell sieht, wie auf dessen Gesicht die Zornader anspringt. Der Meister ist jähzornig wie kaum einer. Noch einmal: „Valentin!"

Aber der hört nicht. Schlägt zu, schlägt immer noch in sinnloser Wut auf den kleinen Marmorsockel ein, auf dem die zierliche Nymphe gestanden hatte.

Da fällt ihm der Meister in die Arme. Knirschend springt ein Wort aus seinem Munde:

„Mörder!"

„Verführer!" gellt es zurück.

Valentin Schwarzenberger ist in diesem Augenblick ein Mann geworden. Flammend sehen die beiden sich in die Augen. Schön wie der steinerne Jüngling aus Hellas steht Valentin Schwarzenberger da, ein junger Mars, ein kleiner Gott der Rache.

Aber es geschieht das Wunder, daß der Meister wie geistesabwesend zu lächeln beginnt.

Was geht ihn noch die kleine Emale an, aus Elfenbein geschnitzt und nun tot? Der so vor ihm steht, trägt ihre Gestalt wie einen Altar in seinem Herzen und kämpft wie ein Held um sie, er, der eben noch ein Junge war.

Etwas ganz ungewohnt Mildes liegt in Balthasars Stimme: „Gut so, mein Sohn! Ausgezeichnet, mein Sohn! Aber ich habe Ihm doch etwas zu beichten, Schwarzenberger. Was sonst nicht in meiner Art liegt, nämlich das, was Er da vom Verführen erzählt hat, das nämlich hab' ich Ihm selber überlassen. Versteht Er? Aber mit Recht und Gewissen, wenn ich es mir ausbitten darf! Versteht Er? Er kann Sein Gesellenstück machen, wenn Er Lust hat zum Heiraten. Und ich stelle Ihm die Aufgabe, die Nymphe Emale zu modellieren. Hat Er verstanden?"

Langsam senkt sich der Arm des Jünglings da vor ihm, langsam entspannt sich Valentin Schwarzenbergers Gesicht. Eine neue Röte brennt ihm die Wangen hinauf, aber es ist nicht die Glut des Zornes. Er senkt den Kopf immer tiefer, und plötzlich liegt er auf den Knien vor dem verehrten Meister und küßt seine Hand, ehe der es ihm wehren kann: „Schon gut, mein Sohn!"

Aber im gleichen Augenblick zu den anderen gewandt: „Na, was glotzt ihr da in den Tag hinein? Hammer und Meißel her, Ihr Windhunde! Balthasar Permoser hat zu arbeiten."

Und nach einer Pause: „Noch anderes als kleine Nymphen, nicht wahr, Schwarzenberger?"

Aber von dem kommt keine Antwort. Nur ein Hämmern dröhnt durch den Raum, denn Valentin Schwarzenberger, der Mörder, wird bald schon ein Geselle sein.

ZUM NACHDENKEN

Magisches Quadrat.

A	A	A	H	Frauenname
L	L	L	N	Sauerstoff
N	N	N	O	Verdienst
O	O	O	Z	Frauenname

Buchstaben-Suchrätsel.

. s . u a n
. r . p s t
. u . v e r
. p . c h e
. a . t e r
. ä . l e r
. d . a r d
. ä . c h e
. o . d o n

Werden nebenstehende Wortteile richtig ergänzt, so ergeben die Punktzeilen, von oben nach unten, zwei Gebietsteile eines europäischen Staates.

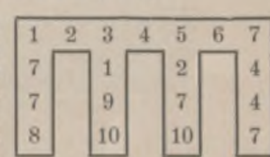
Ersatzrätsel.

Elbe — Sturm — Kegel — Korn — Haus — Havel — Eule — Essen — Wald.

Vorstehende Wörter sind durch Änderung je eines Buchstabens in Wörter mit anderer Bedeutung zu verwandeln. Die neuen Buchstaben bezeichnen aneinandergereiht eine Oper von Richard Wagner.

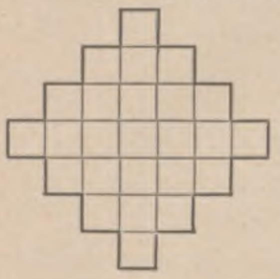
Kammrätsel.

Statt der Zahlen sind Buchstaben zu setzen, so daß der Rücken des Kammes einen berühmten Philosophen bezeichnet und die Zähne:



1. Mosel-Nebenfluß, 2. Berg bei Innsbruck, 3. Halbedelstein, 4. Mädchenname.

Magisches Diamanträtsel.



Die Buchstaben:
a a d d e e e e e e g l l l l l l o
o o o p s s t
sind so in die Felder der Figur einzustellen, daß die entsprechenden wagerechten und senkrechten Reihen ergeben: 1 Konsonant, 2 Gewässer, 3 antikes Frauengewand, 4 männlicher Vorname, 5 Lobrede, 6 Bier, 7 Konsonant.

Homonym.

Es ist ein Tier und stets galant,
Fließt aber auch im deutschen Land.

Steinkreis.



Pyramidenrätsel.

Die Felder sind so durch je einen Buchstaben zu ersetzen, daß die sechs wagerechten Reihen bekannte Wörter ergeben, wobei jedes folgende Wort aus den Buchstaben des vorangehenden Wortes durch Hinzufügen eines neuen Buchstabens entsteht. Es bedeutet: 1 Konsonant, 2 Spielkarte, 3 Teil des Baumes, 4 Vorbedingung zur Ernte, 5 Kartensammlung, 6 vulkanisches Gestein, 7 religiöser Ort.



Der Krawattenfanatiker.

Herr Schlips besitzt 73 Krawatten und 3 Krawattennadeln, außerdem 5 Anzüge, alle untereinander verschieden. Er will mit Bezug auf die genannten Dinge jeden Tag in einer anderen Aufmachung erscheinen, ehe er sich etwas Neues anschafft. — Wie lange ist es nun Herrn Schlips möglich, aus seinem Vorrat ohne Wiederholung jeden Tag eine andere Zusammenstellung von Anzug, Krawatte und Nadel zu wählen?

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in der nächsten Nummer.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4295.

Silbenrätsel: 1 Daniel, 2 Erika, 3 Rachitis, 4 Wagehals, 5 Offiziant, 6 Rotterdam, 7 Tivoli, 8 Eparch, 9 Sahara, 10 Ilmenau, 11 Norwich, 12 Dogge, 13 Gratulation, 14 Eberhard, 15 Nagel, 16 Ubangi, 17 Gulasch, 18 Generalität, 19 Erna, 20 Walstatt, 21 Egge, 22 Champignon, 23 Spiritus, 24 Enschede, 25 Lithograph, 26 Tataren. — „Der Worte sind genug gewechselt, laßt mich auch endlich Taten sehn!“

Leiterrätsel: Senkrecht: 1 Betrug, 2 Elegie, 3 Hellas, 4 Vulkan, 5 Nassau; wagerecht: 6 Beethoven, 7 Gneisenau.

Kreuzworträtsel „Turm“: Wagerecht: 7 Udine, 8 Prior, 9 Mississippi, 12 Kap, 13 Tee, 14 Ra, 16 ah, 17 Amur, 18 Mär, 21 Achenbach, 25 As, 28 Ai, 29 Ei, 30 Helgoland, 33 du, 34 Tor, 38 Ger, 40 Lot, 41 Ale, 43 Alp, 44 nie, 45 Lie, 46 rar, 47 der; senkrecht: 1 Turm, 2 Riesa, 3 Reni, 4 Apis, 5 Lippe, 6 Brei, 10 Spruch, 11 Ithaka, 15 Ar, 17 Ada, 19 Reh, 20 in, 22 Essig, 23 Babel, 24 Fehde, 25 Aal, 26 Asa, 27 Anden, 31 Euterpe, 32 niemand, 34 Talar, 35 Rotor, 36 egal, 37 Meer, 39 Eli, 42 Lie.

Zifferblatträtsel: Gas, As, Ast, Gast, Stein, Gastein, ein, eins, einst, Ei, in, Einstein.



Pfauenauge auf Distel.
Ausschnitt in Originalgröße aus einer 9 × 12 Momentaufnahme aus ca. 40 cm Entfernung mit Zeiss Tessar f = 15 cm und Proxarlinse 2/IV.



Unbekannte Nordseebäder.

Ein guter Kenner der Nordseeküste schreibt der Reichszentrale für deutsche Verkehrswerbung (Berlin W 35, Potsdamerstraße 121 B): Zuerst sei eines reizenden, ganz ursprünglichen Friesendorfes gedacht: **Nebel** auf der nordfriesischen Insel Amrum, das Kirchdorf der großen Frieseninsel, unmittelbar am Ostrand gelegen. Seine kleinen, wohnlichen Häuser von friesischer Bauart und sprichwörtlicher Sauberkeit sind überschattet von hohen Bäumen. Aus der Mitte des Dorfes ragt die ehrwürdige gotische Kirche aus dem 11. Jahrhundert empor. Die Bewohner sprechen noch das Altfriesisch ihrer Ahnen, der einst berühmten Seefahrer, und die Frauen tragen noch die alte bunte Heimattracht, unverändert seit Jahrhunderten. Landwirtschaft und Fischerei schaffen frische Lebensmittel. Unterkunft kostet 1 bis 1.50 RM. für Tag und Bett. Kurtaxe wird nicht erhoben; nur 10 Pfg. den Tag für Verbesserung der Badeeinrichtungen. Ein Nordsee-Sanatorium liegt inmitten des Dorfes. Wer nicht an dem sanften Oststrand baden will, kann sich auf **Kniepsand**, dem Strand der offenen Nordsee, den Fluten anvertrauen; dorthin führt ein idyllischer Weg durch Heide, Kiefernforst und tiefe Dünentäler. Zahlreiche prähistorische und altgermanische Naturdenkmäler bestehen noch in Nebels Nähe, darunter der einzige, erhaltene Wiking-Friedhof. Nordseebad Nebel ist bequem zu erreichen, entweder auf dem direkten Landweg Hamburg — Niebüll — Dagebüll, und von dort mit dem Dampfer über das Stille Watt nach der Insel Amrum, oder über den Sylter Damm bzw. zu Schiff über Helgoland nach Sylt, von dort mit Fährdampfer nach Amrum. — Amrum besitzt noch ein zweites kleines, unbekanntes Bad: **Süddorf**, das mitten auf der Insel als älteste Siedlung liegt. Das im 9. Jahrhundert gegründete Dorf hat sich erst 1926 als Bad eingerichtet. Süddorf liegt dem Ost- und Weststrand der Insel gleich nahe. Wohl bietet es nur bescheidene, doch reinliche Unterkunft, aber seine tiefe Ruhe, sein eigenartiger, von der Patina des Alters schimmernder Charakter wird manchem, der Ruhe und Frieden am Nordseestrand sucht, sicher sehr reizvoll scheinen. Süddorf hat keine Kurtaxe, freies Bad, hübsche Zimmer in freundlichen strohgedeckten Friesenhäusern und Pensionsmittagstisch. Reise wie nach Nebel. — Ein anderes Reiseziel für Ruhe und Ländlichkeit Suchende ist **Nieblum** auf Föhr, ein Nachbarort des Nordseebades Wyk auf Föhr, mit dem es durch eine Autobuslinie verbunden ist. Seit drei Jahren ist auch Nieblum Nordseebad. Hohe Bäume, Äcker und Wiesen lassen kaum ahnen, daß man auf einer der mit Unrecht sogenannten „kahlen und baumlosen" Nordseeinseln ist. Nieblum ist sehr still und infolge seines sanften Klimas besonders für den Aufenthalt von zarten Naturen und Kindern geeignet. — Auch **Sylt** besitzt mehrere solcher kleinen idyllischen, unbekannten Orte, die heute alle zur Aufnahme von Kurgästen eingerichtet sind. Sehr reizvoll ist das alte Dorf **Braderup** zwischen Wenningstedt und Munkmarsch. Der Ort liegt hoch auf blühender Heide und gewährt schöne Aussicht auf Meer und Insel. Keine Kurtaxe. Bequem ist der Badestrand von Westerland zu erreichen — eine willkommene Abwechslung in der tiefen ländlichen Ruhe Braderups. — Wenige Reisende nach Sylt wissen, daß der Landeplatz der Seedampfer **Hörnum** auch ein Kurort ist. Die Hapag hat hier schöne Logierhäuser errichtet, die beste Verpflegung bieten. Hörnum hat herrliche Dünen und weiten Badestrand. — Auch **Ostfriesland** und **Oldenburg** haben wie die nordfriesische Inselwelt eine Reihe kleiner Orte, Bäder, die im Schatten der großen Bäder mit bekannten Namen ein verborgenes Dasein führen, obgleich ihre schöne Lage sie dies gewiß nicht verdienen läßt. Z. B. **Eckwarden**, bequem von Wilhelmshaven in 20 Minuten Dampferfahrt oder mit der Kleinbahn von Nordenham zu erreichen, wird von Süden, Westen und Norden von der Nordsee bespült, seine Luft ist daher besonders ozonhaltig. Schöne Spaziergänge bietet das reizende „**Butjadinger Land**", in dem Eckwarden liegt, diesem fruchtbaren Marschland zwischen Weser und Jade. Im Mittelalter bildete dies Ländchen einen eigenen friesischen Staat, war eins der berühmten „sieben Seelande". An diese ferne, große Zeit erinnert noch die alte, ehrwürdige Kirche. — Unweit von Eckwarden liegt **Tossens**. Auch dieser Ort hat hübsche Hotels, Pensionen und Privathäuser mit möblierten Zimmern. Eine kleine Kurabgabe berechtigt zu freien Bädern. Es ist ein freundliches, charakteristisches Marschendorf von altfriesischer Bauart. — Auch **Burhave** gehört zum Kranz dieser hübschen kleinen Nordseebäder. Es hat bequeme Verbindung über Bremen und Nordenham mit der Butjadinger Kleinbahn, oder von Bremerhaven mit dem Dampfer über Nordenham. Eine kleine, gestaffelte Kurabgabe wird erhoben. Burhave ist ein junges, rasch aufblühendes Nordseebad. Es liegt in der Nähe der Wesermündung an der oldenburgischen Nordseeküste. Vom Dorf führt eine schattige, gepflasterte Straße in 15 Minuten zum Strand. Von allen drei genannten Bädern hat man die beste Gelegenheit zu Ausflügen zur See, wie nach Helgoland und den Ostfrieseninseln. — An der Strecke Bremen — Oldenburg — Wilhelmshaven liegt das Dangaster Moor, die Bahnstation des halbinsular gelegenen Nordseebades **Dangast**. Seine Brandung ist stark, da es gegen Westen liegt und im Nordseegebiet Westwinde vorherrschen. Dangast hat neben einem Konversationshaus auch ein Seewasser-Warmbad. Hohe, schattenspendende Bäume umstehen die bequemen Logierhäuser. In Dangasts Hinterland liegt der interessante oldenburgische Urwald. — Schließlich seien noch zwei fast unbekannte Nordseebäder genannt: Hooksiel und Greetsiel. **Hooksiel** ist mit Wilhelmshaven und Jever (Ostfriesland) durch eine Autobuslinie verbunden. Das kleine Nordseebad liegt in landschaftlich schönster Gegend des Jeverlandes, direkt am Jadebusen. Der Badestrand wird von den außerhalb des Deiches sich erstreckenden Wiesen gebildet, an die das Meer zur Flutzeit herantritt. Kurabgabe wird nicht erhoben. Beliebt sind in Hooksiel Fahrten zur See, zum Fischfang und zur Wasserjagd. — **Greetsiel** ist ostfriesisch und von dem altertümlichen Emden in einer Stunde Bahnfahrt zu erreichen. Ein echt friesischer Ort, der das Gepräge eines Fischer- und Schifferhafens hat. Nicht weit entfernt liegen die großen Knyphausenschen Wälder. — In allen genannten Orten ist volle Pension schon von 5 RM. an zu haben. Überall ist Postamt, Telegraph, Badearzt, Apotheke usw., zum größten Teil direkt am Ort, sonst alles dies in unmittelbarer Nähe. W. N.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Bario, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris, 26 Avenue de l'Opéra.

Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber Leipzig

NR. 4297. 169. BAND EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 21. JULI 1927

DER SCHÖNSTE TAFELSCHMUCK



BERNDORFER BESTECKE

ART. KRUPP · BERNDORF

Erhältlich in allen Fachgeschäften und in den Niederlagen: Berlin W., Leipzigerstraße 6, München, Weinstraße 4, Wien, I. Wollzeile 12, I. Graben 12, VI. Mariahilferstraße 19/21, Prag, Ulice 28 rijna 11, Budapest, IV. Vaci utca 4. Zweigfabriken: Eßlingen a. N., Luzern, Murbacherstraße 1, Mailand, Via Pergolesi 8-10, Bukarest, Strada C. A. Rosetti 3.

Berndorfer Metallwarenfabrik Arthur Krupp A. G. Berndorf, N.-Oest.



Sehr praktisch, dabei einfach zu handhaben.

Vorzüglich geeignet für Picknicks, Autoausflüge, Gartenfeste und Bootfahrten.

Geringer Anschaffungspreis.

In allen guten Fachgeschäften zu haben. Wo nicht erhältlich wende man sich direkt an die Hersteller:

Gebr. Arndt, Metallwarenfabrik, Quedlinburg.

Schottenhaml

Café am Tiergarten Berlin

Terrassen an der Siegesallee

DIE KONTINENTALE SEHENSWÜRDIGKEIT

ALTBERLINER PORZELLANKABINETT
aus der staatl. Porzellanmanufaktur Berlin

SEIDENSAAL · BAR · ALABASTER-TANZSAAL

HOTEL-, PENSIONS- UND SANATORIEN-NACHWEIS

BÄDER UND LUFTKURORTE

DEUTSCHE KURBÄDER

BAD ALTHEIDE KUR-PENSION VIKTORIA. Erstkl., best. Lage.

BADEN-BADEN. HOTEL SCHWARZWALDHOF. Gutbürgerl., fließend. kalt. u. warm. Wasser.

HOTEL DARMSTÄDTER HOF. Kur- u. Badhaus, gute Verpflegung, auch Diät, mäßige Preise.

HOTEL-RESTAURANT SCHWEIZERHOF. Gutbürgerlich, mäß. Preise.

BAD KISSINGEN. HOTEL BÜDEL. Altrenom., gegenüber d. neuerbaut. staatlich. Kurhausbad.

HOTELPENSION VILLA ELSA. Jeglich. moderner Komfort, beste Lage.

HOTEL KURHAUS AEGIR. Gegenüber den neuerbauten Staatsbädern. Jeder moderne Komfort.

KURHAUS PALATIA. Beste Lage, günst. Pensionspr., vorzügl. Küche.

KURPENSION MOSER. Schönste Lage, erstkl. Verpfl. Mäß. Pensionspr.

BAD KUDOWA KURPENSION SAN REMO. Gemütlicher Aufenthalt, mäßige Preise.

BAD LANDECK. SANATORIUM THALHEIM, f. innere u. Nervenleid. Tagessatz M. 7.- inkl. Arzt.

KURHOTEL „SCHLÖSSEL", I. Rang., 45 Zimmer. Vornehm. Familienh.

HOTEL MONOPOL. Sonnige Waldlage, erstklassige Verpflegung.

BAD LANGENAU KUR-PENSION FORTUNA. Direkt im Kurpark. Vorzügliche Verpflegung.

BAD-NAUHEIM. DER KAISERHOF. Allererst. Rang., gegenüb. Bädern u. Kurpark. Fließ. Wasser.

SANATORIUM KURHAUS DR. WALZER. Modern. Neu- u. Erweiterungsbau. Fließend. Wasser. Mäßige Preise.

HOTEL MALEPARTUS. Vorn. Famil.-Hotel, erstkl. Rest. Fließ. Wasser.

VILLA HUBERTUS. Beste Lage, fließ. Wasser, mäßige Preise. Zentralheizung. Jahresbetrieb.

BAD OEYNHAUSEN. HOHENZOLLERNHOF A.-G. I. Rang. Beste Lage. Fließ. k. u. w. Wasser.

HERBER'S KURHOTEL. Vorn. Haus. Südlage. Fließ. k. u. w. Wasser.

VILLA GLÜCKSBURG. Mod. Pension. Günstige Lage. Jahresbetrieb.

HAUS WITTEKIND. Vornehme Pens., schönste Lage. Jahresbetrieb.

BAD REICHENHALL. PENSION VILLA VICTORIA. Erstkl., modernster Komfort, beste Lage.

BAD REINERZ. VILLA EBENEZER. I. Rang. Sonn. Lage. Jahresbetr.

BAD SALZUFLEN. HOTEL OSNABRÜCKER HOF. Familienhotel, mod. Komf., Jahresbetrieb.

BAD STEBEN. STAATLICH. KUR- UND SCHLOSS-HOTEL. Beste Lage, erstes Haus, modern. Komf.

WIESBADEN. TAUNUS-HOTEL. Modern. Komf., erstklass. Restaurant, Pens. ab M. 7.50, Garagen.

HOTEL-PENSION ESPLANADE. Vornehm. Familienpens., Fließ. Wasser.

HOTEL KRONPRINZ. (Rituell). Fließ. Wasser, erstklassiges Restaurant.

BAD WILDBAD. Weltber. Kur- und Badeort im Schwarzwald gegen Gicht, Ischias, Rheuma und andere Nervenleiden.

HOTEL POST. I. Ranges, a. Kurplatz. Zentralheiz., Garag., Jahresbetr.

HOTEL „CONCORDIA". Vorn. Familienhotel, beste Lage, Garage, Lift.

HOTEL PFEIFFER. Vorn. bürgerl., best. Lage. Vorzügl. Küche und Keller.

HOTELPENSION „KÜHLER BRUNNEN". Gutbürgerl., ruhige Lage, beste Verpfl.

DEUTSCHE SEEBÄDER

BORKUM. HOTEL-PENSION IRENE. Das ideale Familienhotel am Strand. Pension ab M. 7.50.

KURHAUS ROSELIUS. Führend. Haus. Zentrale Lage. Jahresbetrieb.

HOTEL SEESTERN. Haus I. Ranges. Zwei Minuten vom Bahnhof.

HOTEL-PENSION WALDERSEE. Das vornehme ruhige Haus.

BRUNSHAUPTEN. HOTEL RUSCH. Gegenüber Kurpark und Familienbad. Mäßige Preise.

HOTEL-PENSION RHEINLAND. Altbek. vorzügl. Verpflg. An Wald u. See.

HERINGSDORF. KURHOTEL QUISISANA. Modern. Komf. Beste Lage an Kurpark u. Strand. Prosp.

SWINEMÜNDE. HOTEL BALTISCHER HOF. Erstkl. Fam.- u. Reisehotel. Modern. Komf. Jahresbetr.

HOTEL DRESDENER HOF, erstklassig und solid.

HOTEL-PENSION ST. HUBERTUS. Modern. Komfort. Jahresbetrieb.

DEUTSCHE LUFTKURORTE

DONAUESCHINGEN. (SCHWARZWALD). HOTEL ZUM LAMM. Altrenomm., feinbürgerl., Zentralheizung. Garagen, beste Lage.

DRESDEN. HOTEL TROMPETERSCHLÖSSCHEN. Altrenommiert, modern. Komfort, zentrale Lage.

WEISSER HIRSCH BEI DRESDEN. Sanatorium Dr. Teuscher. Streng individuelle Pflege.

GARMISCH-PARTENKIRCHEN. HOTEL GIBSON und HOTEL SCHÖNBLICK, vorn. Häus., alle neuzeitl. Annehmlichkeiten.

LANDECK (TIROL). HOTEL POST. Führendes Haus, moderner Komfort.

BRUGGEN BEI LANDECK. PENSION EDELWEISS. Ruhige Lage, mäßige Preise.

KÖNIGSFELD (SCHWARZWALD). GASTHOF DER BRÜDERGEMEINE. Vollst. ren. 100 Bett. Zentralheiz.

LINDAU (BODENSEE). HOTEL BAYRISCHER HOF. Ersten Ranges. Fließend warm. u. kalt. Wasser.

SCHREIBERHAU. HOTEL ZUM SCHENKENSTEIN (645 Meter über dem Meere). Fritz Franke.

THÜRINGEN

FRIEDRICHRODA. CENTRAL-HOTEL. Gutbürgerlich.

HOTEL LANGE. Vornehmes Kurhotel, Pension ab Mk. 8.—.

BAD KÖSEN. PARK-HOTEL. Bestbekannt. Günstige Preise.

BAD LIEBENSTEIN. SANATORIUM LIEBENSTEIN. Klin. Kuranstalt. Allemod. Heilbehelfe.

EIGENHEIM-EDELWEISS. Ärztlich geleitet. Moderner Komfort.

BAD SALZUNGEN. Solbad mit großem Inhalatorium. Asthma, Katarrhe, Frauenleiden.

TABARZ. Im Thüringer Wald, am Fuße des Inselberges.

KURHAUS TABARZ direkt am Hochwald. Moderner Komfort.

HARZ

STAHLBAD ALEXISBAD. KURHAUS ALEXISBAD. Eig. Stahlquelle u. Stahlbäder für Blutarme.

HOTEL FÖRSTERLING. Eigene Stahlquelle und Badehaus. Besitzer H. Frommann, Hfl.

ALTENBRAK (IM BODETAL). HOTEL „WEISSES ROSS" unmittelbar am Walde. Neuzeitlich.

KURHOTEL und HOTEL BODEHEIM. Bestempfohlene erste Häuser.

HOTEL und PENSION „BRAUNER HIRSCH", verbunden mit „Haus Bodeblick". Bestempfohl. Haus.

HOTEL „SCHÖNEBURG", direkt a. d. Bode gelegen. Bes. Herm. Steffen.

ALTENAU (OBERHARZ). 500—600 m! Mittelstandspreise.

KURHAUS WALDGARTEN mit VILLA MARGARETE. Eigene Oekonomie.

HOTELPENSION „VILLA ANNENHÖH" 600 m. Am Rothenberg. Gr. Liegewiese.

HAUS MECKLENBURG. Hotel-Pens. Restaur. Das ganze Jahr geöffnet.

ST. ANDREASBERG im Oberharz. KURHOTEL SCHÜTZENHAUS. Bürgerliche Gaststätte.

HOTEL RATHAUS. Zwei Minuten vom Stadtbahnhof.

HOTEL DEUTSCHER HOF, im Mittelp. d. Stadt. Langj. Bes. W. Schlimgen.

BENNECKENSTEIN 600 m ü. M. im sonnigen Südhochharz. Für Überarbeitete. Die Kurverwaltung.

KURHAUS TANNENWALD. Führend. Haus a. Platze. Bes. Horeska G. m. b. H.

HOTEL „KRONPRINZ". Ältestes Haus für Reisende und Touristen.

ELEND BEI SCHIERKE I. OBERHARZ. (520 m) Pensionshaus Waldschlößchen.

GERNRODE WIRD **MODE.** HOTEL BRAUNER HIRSCH.

HAHNENKLEE (OBERHARZ). 600 m. SCHWENZELS HOTEL. Vornehm. Haus am Platze.

GEBIRGS-HOTEL, nahe am Walde. Das ganze Jahr geöffnet.

HOHEGEISS (HOCHHARZ) Der höchstgelegene alpine Luftkurort. Prosp. d. d. Kurverwaltg.

HOTEL ZUM EBERSBERG. Bes. R. Brettschneider.

HOTEL UND PENSION WOLFSBACHMÜHLE. Liege-Hallen und Liege-Wiesen.

HOTEL „DICKE TANNEN". Herrliche Lage a. d. berühmt. dick. Tannen.

ILSENBURG-HARZ. Der Luftkurort a. Brocken. Mäß. Preise. Prosp. d. d. Kurverwaltg. Tel. 42.

„ZU DEN ROTEN FORELLEN". Hotel u. Pens. „Prinzeß Ilse" / „Ilsestein".

BAD LAUTERBERG (SÜDHARZ). Alt. Luft- u. Wasserheilbad. Kneipp-Kurort. Gegr. 1839.

HOTEL UND PENSION „KURHAUS". Führendes Haus am Platze.

RÜBELAND. BAUMANNS'-HÖHLE. Selten schöne Tropfsteinhöhle, feenhaft beleuchtet. Sommer und Winter geöffnet.

BAD SACHSA (Glanzpunkt des Südharzes). KURHOTEL SCHÜTZENHAUS m. Lindenhaus u. Parkhaus.

„BERGHOTEL ZUM KATZENSTEIN" 400 m ü. d. M., mitten im Walde.

HOTEL UND PENSION LINDENHOF. Vorzügliche Küche. Solide Preise.

„BERGHOTEL PFAFFENBERG". Neuzeitl. eingericht. Volle Pens. M. 5.50.

DREGER'S PENSION. Telefon 154. Volle Pension und Zimmer.

SCHIERKE, d. alpine Luftkurort i. Harz, 650—1142 m, a. Brocken. Werbeschrift d. d. Kurverwaltung.

SÜLZHAYN (SÜDHARZ). SANATORIUM „KURHAUS" für Leicht-Lungenkranke. Sommer- und Winterkuren.

SANATORIUM „HOHENTANNECK" für Leicht-Lungenkranke. Erhöhte Lage am Tannenwald.

SANATORIUM „GLÜCK AUF" für Leicht-Lungenkranke, das ganze Jahr geöffnet.

STOLBERG (SÜDHARZ). HOTEL PREUSSISCHER HOF.

TRESEBURG. Das beliebte Reiseziel. Pension von M. 5.— an. Prospekt T d. d. Kurverwaltung.

Vereinigte Hotels FORELLE / WEISSER HIRSCH / WILHELMSBLICK / RÜBEZAHL. Besitzer H. Rost.

MÜLLER'S HOTEL ZUR TRESEBURG Bestempfohlenes Touristenhaus.

WERNIGERODE. „WIENER HOF". Neben der Post. Beste Verpflegung. Mäßige Preise.

BÖHMISCHE KURBÄDER

FRANZENSBAD. Erstes Moorbad d. Welt, Frauen- u. Herzheilbad. Überrasch. Heilerf. Prosp.

HOTEL KÖNIGSVILLA. Das führende Hotel mit jed. modern. Komfort.

KARLSBAD. HOTEL ANGER. I. Rang. mod. Komfort, beste Lage.

KÜNZELS CENTRALHOTEL LOIB. Ersten Rang. Kurzentrum. Jahresbetrieb, moderner Komfort.

MARIENBAD. „BELLEVUE". Sonnige Waldlage, günst. Pension.

HOTEL RAUSCHER. Fließ. Wasser, Warmwasserheiz. Erstkl. Restaur.

GABLONZ. HOTEL KRONE. Restaurant u. Café. Autogaragen.

REICHENBERG. HOTEL GOLDENER LÖWE. 100 Zimmer, moderner Komfort.

„SCHIENHOF", Hotel, Café, I. Rang.

BAD SCHLAG. SANATORIUM BAD SCHLAG. Im Isergebirge. Jahresbetrieb. Prospekte.

ITALIEN

ABBAZIA. HOTEL-PENSION „EUROPA", VORM. QUITTA. I. Rang., neu renoviert, prachtvolle Lage.

MERAN. SANATORIUM HUNGARIA, für sämtl. Erkrankungen der Atmungsorgane. Therapie.

ORTISEI (ST. ULRICH) Grödnertal. HOTEL AQUILA. 220 Betten, modernster Komfort, mäßige Preise.

WELSBERG Monguelfo (Dolomit.) HOTEL WALDBRUNN. 80 Betten, prächtige Lage.

SCHWEIZ

AROSA. EXCELSIOR. Familienhotel mit allem Komfort.

HOTEL DES ALPES. Gediegenes Familienhaus, beste Lage.

HOTEL RHÄTIA u. VILLA GERMANIA. Erstklassig, moderner Komfort.

SPORTHOTEL MARAN. Ruhig, staubfrei. 25 Min. ob. Arosa.

CELERINA BEI ST. MORITZ. HOTEL CRESTA-PALACE. Komfort. Familienhotel. 200 Betten.

CHUR (GRAUBÜNDEN) HOTEL STERN. Bestempfohlenes Reisehotel. Zentralheiz. Jahresbetrieb.

DAVOS. PRIVATSANATORIUM DR. VÖCHTING. Sonnigste Lage. Fließendes Wasser.

PLATZSANATORIUM f. Leichtkranke. Pension ab 17.- Frs.

NEUES SANATORIUM für alle Formen der Tuberkulose.

SANATORIUM SOLSANA. Modern, sonnig, bequem.

PENSION MEROLA. Sonnige Lage am Wald.

EDEN HOTEL, modern. Haus, prachtvolle Lage.

DAVOS-DORF. PENSION PAUL. Ganzjährig geöffnet. Beste Verpflegung.

PENSION VILLA SONNENBERG. Beste Lage. Pension ab Fr. 10.—.

GRINDELWALD (BERNER OBERLAND). ZENTRAL-HOTEL. Gutbürgerlich, beste Lage, vorzügliche Verpflegung.

LOCARNO (TESSIN). GRAND HOTEL PALACE. Das Haus der vornehm. Familien. Mod. Komfort.

MONTREUX-TERRITET. HOTEL BRISTOL. Herrlich am See. Moderner Komfort.

PONTRESINA. HOTEL PONTRESINA. I. Rang., sonn. fr. Lage.

BAD RAGAZ (GRAUBÜNDEN). HOTEL KRONE UND VILLA LUISE. Bürgerl. Haus nächst Bädern u. Kuranlagen.

KURHAUS WARTENSTEIN. 750 m üb. d. Meer. Prachtvolle Lage. Günstige Pension.

SAMADEN. HOTEL BERNINA. Ersten Ranges. Prospekt Nr. 10.

HOTEL DES ALPES. Feinbürgerlich. Familienhotel.

ST. MORITZ. HOTEL ENGADINER HOF. Erstklassiges Familienhotel. Schönste Lage.

HOTEL METROPOL. Von Deutschen bevorzugt. Pension Fr. 12.50.

HOTEL VIKTORIA. Familienhotel ersten Ranges. 250 Betten.

ST. MORITZ-CAMPFER. JULIERHOF. Vorn. Familienhotel.

ST. MORITZ-SILVAPLANA. HOTEL ENGADINER HOF. Erstklassiges Familienhaus.

TARASP & VULPERA. Das ideale Kurbad im Engadin. Weltbek. Mineralquellen. Höhenluft u. Sonne. Prospekt Nr. 29 gratis.

WALZENHAUSEN (STATION RHEINECK). HOTEL KURHAUS WALZENHAUSEN. Idealer Sommeraufenthalt. Prächtige Lage. Prospekt.

ERZIEHUNG

MONTREUX. INSTITUT DES ESSARTS. Komfortables Erziehungsinstitut und Pensionat für junge Mädchen.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4297. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 21. Juli 1927.



Der Brunnen ist wohlschmeckend und erfrischend



Der Brunnen ist wohlschmeckend und erfrischend







Internationales Tanzturnier in Bad-Nauheim. Zu dem Internationalen Tanzturnier, das sich am 25. Juni im Kurhaus Bad-Nauheim abspielte, hatten sich namhafte Amateurpaare eingefunden, die dem zahlreich erschienenen Publikum das fesselnde Schauspiel ausgezeichneter tänzerischer Begabung und -Bildung boten. Die Siegerpaare sind folgende: Bäderklasse: 1. Preis: Herr Lohr—Frl. Köhler-München. 2. Preis: Herr Dr. Scheel—Frau Boelsen-Frankfurt a. M. 3. Preis: Herr Staatssekretär Dr. Euler—Frl. Schickel-Frankfurt a. M. B-Klasse: 1. Preis: Herr Kienz—Frl. von Chrustschoff, Schwarz-Weiß-Klub, Karlsruhe. 2. Preis: Herr Jacoby—Frl. Brinitzer, Rot-Weiß-Klub, Frankfurt a. M. 3. Preis: Herr Müller—Frl. John, Rot-Weiß-Klub, Bad-Nauheim. A-Klasse: 1. Preis: Herr Ali Bey—Frl. Gutmann, Türkei-Deutschland. 2. Preis: Herr Dannenberg—Frl. Röltner, Rot-Weiß-Klub, Frankfurt a. M. 3. Preis: Herr Kienz—Frl. von Chrustschoff, Schwarz-Weiß-Klub, Karlsruhe. Sonderklasse: Meisterschaft von Hessen und Bad-Nauheim: Herr Grünberg—Frl. Jurmann, Rußland-Deutschland. 2. Preis: Herr Leichsenring—Frl. Berthold, Blau-Gold-Klub, Dresden. 3. Preis: Herr Dr. Neuroth—Frl. Koeppel, Gelb-Schwarz-Kasino, München. 4. Preis: Herr Dr. Term Bunnag—Frl. Avruschenko, Siam-Schweiz. Die technische Durchführung des Tanzturniers, die unter der Oberleitung von Herrn A. P. Hartmann-Emersen stand, fand den lebhaften Beifall aller Teilnehmer.

Allgemeine Notizen.

Die Vierhundertjahrfeier der Universität Marburg ist jetzt im einzelnen festgesetzt: Am 29. d. Mts. wird ein Denkmal für die gefallenen Marburger Dozenten und Studenten enthüllt; abends Fackelzug und Schloßbeleuchtung. Tags darauf findet die feierliche Begrüßung durch die Behörden und die Vertreter der Hochschulen statt. Der Nachmittag ist der Übergabe dreier neuer Institute gewidmet: der Kunsthalle, der Kinderklinik und der Ohrenklinik. Abends: Festessen und Konzert. Am 31. Juli vormittags Ehrenpromotionen. An den historischen Festzug am Nachmittag schließt sich ein von der Stadt Marburg dargebotenes Volksfest an. Mit einem großen Kommers endet die Jubiläumsfeier.

Eine internationale Vereinigung für Lautwesen ist unter dem Vorsitz von Professor Wilhelm Doegen, dem Schöpfer und Direktor der Berliner Laut-Bibliothek, ins Leben gerufen worden; sie erstrebt den Zusammenschluß aller an den Problemen des Lautwesens interessierten Kreise und erblickt ihre Aufgabe in der Förderung des Lautwesens auf dem Gebiet der Sprachwissenschaft, der Medizin, Kriminalistik, Unterricht, Musik usw. auch in kultureller und volksbildnerischer Beziehung.

Das Germanische Museum in Nürnberg wird am 17. und 18. August d. J. das Fest seines fünfundsiebzigjährigen Bestehens feiern. Es hat sich mit seinen nahezu 200 Ausstellungsräumen, die sich um mehr als ein Dutzend größerer und kleinerer Höfe gruppieren, zu dem größten und reichhaltigsten aller historischen Museen der Länder deutscher Zunge entwickelt. Und das ist um so staunenswerter, als es nicht etwa aus einer jener reichen fürstlichen Kunst- und Altertümer-Sammlungen, wie sie seit dem 16. Jahrhundert entstanden, erwachsen ist, sondern als eine freie Stiftung allezeit und bis zur Stunde seine sämtlichen Erwerbungen und alle Um- und Neubauten aus freiwillig gewährten Spenden und Stiftungen bestritten hat. Eben auf dieser Organisation aber, auf diesen zu Pflegschaften zusammengeschlossenen Mitgliedschaften beruht vornehmlich die hohe Volkstümlichkeit des Germanischen Museums, und es ist zu hoffen — und diese Hoffnung hat sich zum Teil auch bereits erfüllt — daß die Liebe des deutschen Volkes zu seiner ureigensten Schöpfung sich in diesem Jubiläumsjahr mit erneuter Kraft fruchtbar erweisen und sich in opferfreu-

BEI BEZUG UNSERER ZEITUNG DURCH DIE POST

bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir, die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen.

GESCHÄFTSSTELLE DER ILLUSTRIRTEN ZEITUNG (J. J. WEBER), LEIPZIG C 1.

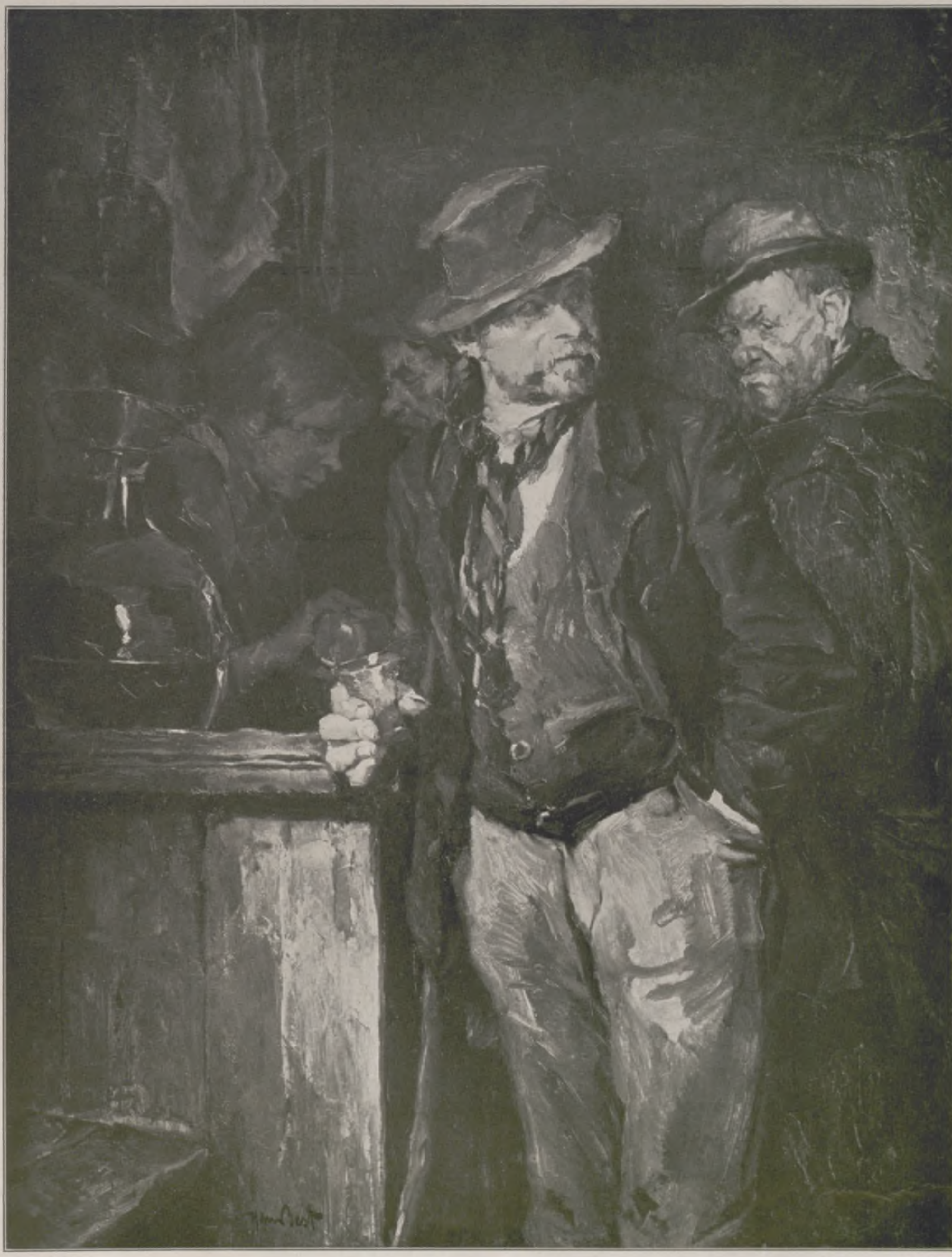
digen Stiftungen zur Ehre des deutschen Namens und der großen deutschen Vergangenheit betätigen werde.

Die Institute für Pflanzenbau der deutschen Hochschulen bzw. Universitäten Berlin, Bonn, Breslau, Gießen, Göttingen, Halle, Hohenheim, Jena, Kiel, Königsberg, Leipzig, München haben sich zu einer „Reichsarbeitsgemeinschaft der Pflanzenbauinstitute an Deutschen Hochschulen" zusammengeschlossen, um Doppelarbeit zu vermeiden und wichtige Ackerbaufragen rasch zu lösen.

Von unschätzbarem Wert für die Gesundheit ist eine Brunnen-Trinkkur zu Hause mit dem altberühmten heilkräftigen Lauchstädter Brunnen. Die hervorragenden Erfolge mit diesem heilsamen Brunnen stützen sich auf eine mehr als 200jährige Erfahrung. Wer sich nicht wohl fühlt, besonders wer an Rheumatismus, Gicht, schlechter und fehlerhafter Blutbeschaffenheit, Blutarmut, Mattigkeit oder Nervosität leidet, sollte zu Hause eine Trinkkur mit Lauchstädter Brunnen machen. Bei Zucker- und Nierenleiden ist dieser ausgezeichnete Brunnen als Kurgetränk ebenfalls sehr zu empfehlen. Eine Haustrinkkur mit Lauchstädter Brunnen ist vor allem auch für die zahllosen halbkranken, nervösen und überanstrengten Menschen von besonderem Nutzen. Auf einfache, billige und bequeme Art und ohne Berufsstörung kann jeder den Lauchstädter Brunnen mit seiner Familie zu Hause trinken, zur Förderung der Gesundheit, zur Auffrischung des Blutes, zur Stählung des Körpers und zur wirksamen Vorbeugung gegen mancherlei Krankheiten. Auch Gesunde tun gut, zeitweise eine Trinkkur mit Lauchstädter Brunnen zu gebrauchen, da hierdurch das Blut verbessert und der Körper widerstandsfähig gegen gewisse Krankheiten wird. Lauchstädter Brunnen ist zu beziehen durch Apotheken, Drogenhandlungen, Mineralbrunnen-Geschäfte oder direkt durch den Brunnenversand der Heilquelle zu Lauchstädt (Thüringen), von dem auch Brunnen- und Heilberichte kostenlos erhältlich sind.

Der Blaue Harzführer, offizieller Wegweiser des Harzer Verkehrsverbandes, ist das einzige Harzwanderbuch, das auch die sehenswertesten Punkte des Harzes in schönen Bildern (130) zeigt, alljährlich in neuer, durchgesehener Auflage erscheint und besonderen Wert auf zuverlässige Hotelpreise legt. Die 50 guten Routenkärtchen erhöhen den Wert dieses praktischen Harzführers, der für 1.20 RM. durch alle Buchhandlungen und vom Verlag E. Appelhans & Comp. in Braunschweig zu beziehen ist.

Illustrirte Zeitung



IN DER KNEIPE

GEMÄLDE VON HANS BEST





Auf der Trümmerstätte eines zerstörten Hauses in Berggießhübel: Ortseinwohner beim Wäschewaschen in dem auf der Straße fließenden Wasser. Links: Ein von der Hochflutwelle verwüstetes Haus in der Stadt Berggießhübel, in dem allein neun Todesopfer zu beklagen sind.





Links: Blick auf eine vom Unwetter schwer betroffene Straße in Berggießhübel. Rechts: Aufräumungs- und Bergungsarbeiten in der Stadt Gottleuba, die gleichfalls unter der Katastrophe arg zu leiden hatte: Nach dem Unglücksgebiet entsandte Reichswehrmannschaften bei der Hilfeleistung.





Links: Ein augenfälliges Beispiel für die ungeheuere Gewalt des Hochwassers: Fortgeschwemmte und verbogene Eisenbahngleise. Rechts: Die Beisetzung der Katastrophenopfer in Berggießhübel.

Von der über das östliche Erzgebirge hereingebrochenen Wolkenbruchkatastrophe: Die furchtbare Wirkung des Unwetters.

ÜBER PSYCHISCHE HYGIENE

VON PROFESSOR DR. PHIL. ET MED. ERICH STERN, GIESSEN

Aufgabe der Medizin ist es nicht nur, Krankheiten zu heilen, sondern auch, ihnen vorzubeugen, ihnen gleichsam den Boden, die Möglichkeit zu entziehen. Das kann auf doppeltem Wege geschehen: einmal dadurch, daß man die Menschen widerstandsfähiger zu machen sucht, ihre Kräfte und Abwehrkräfte ausbildet, zum andern aber dadurch, daß man die äußeren Verhältnisse umzustimmen sich bemüht, günstigere Lebensbedingungen schafft. Beide Wege werden im allgemeinen miteinander verbunden werden müssen; allein dadurch werden Erfolge zu erreichen sein. Während sich der Heilarzt fast immer an den einzelnen Menschen wendet, ihm Gesundheit bringen will, wendet sich der Vorsorgearzt, der Hygieniker, an die Massen; ihnen gilt seine Arbeit. Überblicken wir die Entwicklung in den letzten hundert Jahren, so wird man zugeben müssen, daß die Hygiene Großes geleistet hat. Zahlreiche Seuchen, die in früheren Jahrhunderten wüteten und die Bevölkerung dezimierten, sind fast ganz verschwunden und vielen von uns kaum noch dem Namen nach bekannt; andere sind seltener und weniger verheerend geworden. Aber noch immer bleibt genug zu tun: man denke etwa an die Bekämpfung der Tuberkulose oder der Geschlechtskrankheiten, die in der Kriegs- und Nachkriegszeit eine ungeheure Zunahme erfahren haben.

Hat sich die Hygiene vorwiegend mit der körperlichen Gesundheit und mit der Bekämpfung der körperlichen Erkrankungen beschäftigt, so heißt es doch, festzuhalten, daß auch das Seelenleben der Pflege, der Hygiene bedarf, daß es auch hier gilt, Störungen vorzubeugen, Krankheiten zu vermeiden, Abwehrkräfte ins Spiel zu setzen, den Menschen kräftig und widerstandsfähig zu machen, ihn für das Leben zu ertüchtigen; mit anderen Worten, wir brauchen auch eine psychische Hygiene, die sich die Frage nach den Ursachen seelischen Versagens vorlegt, und die den Kampf gegen diese Ursachen aufnimmt.

Sehen wir hier von den schweren Geistesstörungen ab, die jede Schaffensmöglichkeit aufheben, und die zum größten Teil dauernde Anstaltspflege erforderlich machen, so müssen wir unsere Aufmerksamkeit vor allem auf die nervösen Störungen — worunter man, es wird noch darauf zurückzukommen sein, ganz Verschiedenes versteht — und auf die Verwahrlosungserscheinungen richten; diesen beiden vielfach miteinander in Beziehung stehenden Gruppen gilt in erster Linie die Arbeit, die eine psychische Hygiene zu leisten hat; außerdem aber kommt es ihr ganz allgemein auf die Erhöhung der geistigen Leistungsfähigkeit und Widerstandsfähigkeit an.

Es ist häufig die Frage aufgeworfen worden, ob die „Nervosität", die psychisch-nervösen Störungen eine Erscheinung unserer Zeit seien, oder ob sie nicht zum mindesten in ihr eine große Häufung erfahren haben. Die Ansichten schwanken. Daß es nervöse Zustände immer gegeben hat, ist gewiß, wenn sie früher auch andere Bilder zeigten, anders aufgefaßt und behandelt wurden. Daß aber in unserer Zeit manches liegt, was nervöse Störungen begünstigt, wird nicht verkannt werden dürfen. Die innere Unruhe, die dauernde Spannung und Erregung, in der wir heute leben, der scharfe Kampf um das tägliche Brot, das Anstrengen aller Kräfte, der Verkehr, das Hasten und Treiben auf den Straßen müssen den Menschen „nervös" machen. Aber anderes kommt hinzu: die Richtungslosigkeit unserer Zeit, der Mangel einer festen Weltanschauung, das Fehlen großer verpflichtender sittlicher Ideen, das Schwinden religiöser Bindungen müssen in der gleichen Richtung wirken. Da finden wir die Menschen, deren Leben jedes Sinnes entbehrt, die an nichts mehr Freude haben; da sind die Überanstrengten und Übermüdeten, die es trotz höchster Kraftanstrengung doch nicht vorwärtsbringen, oder die Überempfindlichen, die den Reizen des täglichen Lebens nicht gewachsen sind, die vor dem Leben fliehen, die sich zurückziehen und scheu und in vornehmer Weltabgewandtheit ihre Tage verbringen, oder die Verbitterten, die nur sehen, was andere haben und erreichen, und die damit ihre kärglichen Erfolge vergleichen; da sind die Haltlosen, die hin und her geworfen werden und nirgends bleiben können, da die Massen Arbeitsloser, die sich in Sorgen verzehren, da die Anspruchsvollen, denen nichts genügt, die nach Abwechslung und Zerstreuung, nach immer neuen Reizen verlangen — und manche andere Typen.

Die zweite Gruppe bilden die Verwahrlosten. Vielfach handelt es sich bei ihnen um psychisch nicht normale Individuen; zum Teil sind es Schwachsinnige, Imbezille und Debile, zum Teil Psychopathen, die in die Verwahrlosung hinabsinken, von den Geisteskranken oder den Epileptikern abgesehen. Sieht man einmal die Zahlen an, die über die Verteilung Kranker und Gesunder innerhalb der Verwahrlosten berichten, so wird man erstaunt sein, wie wenige als gesund, als normal bezeichnet werden können. Zu den Verwahrlosten gehören die Schulschwänzer, die jugendlichen Diebe und Vagabunden, die Arbeitsscheuen und Aufsässigen, die Betrüger und Bettler, die Rohen, die Tierquäler, die Alkoholiker, die Herumtreiber usw.: von den einfachen Erscheinungen bis zur schwersten Kriminalität eine Linie.

Und was soll die psychische Hygiene hier leisten? Sie soll nicht allein den nervösen Störungen vorbeugen und das soziale Abgleiten verhüten, sie soll nicht allein Hemmungen und Widerstände schaffen, sondern zugleich auch positiv wirken, Kräfte frei machen, zur Leistung erziehen, den Menschen lebensfroh und lebenstüchtig machen, sie soll ihn ermutigen, seine Freude an allem Schönen und Reinen entfalten.

Suchen wir die wesentlichsten Momente, die hemmend und störend in das Leben eingreifen, zu beschreiben. Zwei Reihen müssen wir unterscheiden: die im Menschen selbst liegende Veranlagung und die Fülle der Außenweltreize. Die Anlage bekommt der Mensch mit auf die Welt, sie stellt das Erbe seiner Eltern und, darüber hinaus, seiner Vorfahren dar. So wird auch in vielen die Anlage zu psychisch-nervösen Störungen liegen, und wir finden ja in der Tat nicht allzuselten, daß sich bei den Kindern ähnliche Symptome wiederfinden, wie die Eltern sie bereits zeigen. Allerdings muß man hier sehr vorsichtig sein in der Beurteilung. Kinder nervöser Eltern haben nicht nur eine schlechte Anlage mitbekommen, sie leben auch in einem ungünstigen Milieu, sie sehen die „Nervosität" der Eltern ständig vor sich. Das darf indessen nicht hindern, die Bedeutung der Veranlagung in vollem Umfange zuzugeben: über das Schicksal eines Menschen ist weitgehend schon vor seiner Geburt bestimmt. Auf die Anlagen selbst können wir nur schwer einwirken, und so bleiben nur zwei Möglichkeiten: die eine, die Änderung des Milieus, wird noch zu besprechen sein; die andere besteht in der Vorsorge vor der Geburt, vor Beginn der Entwicklung, also in dem, was man heute als „Rassenhygiene" bezeichnet, der Ausschaltung belasteter und schlecht veranlagter Individuen von der Fortpflanzung. Daß diese auch psychische Hygiene sein und der Geburt nervöser und zur Verwahrlosung disponierter Individuen vorbeugen kann, dürfte nicht zweifelhaft sein, wenn man gegen die Vorschläge, die für die Durchführung der Rassenhygiene gemacht werden, auch schwere Bedenken nicht unterdrücken kann.

Für uns sehr viel wichtiger ist die Berücksichtigung der Milieuverhältnisse; denn auf diese können wir tatsächlich in weitem Umfange einwirken. Drei Gruppen von Umweltfaktoren müssen wir unterscheiden: auf den Menschen wirkt die ihn umgebende Natur, auf ihn wirken die Menschen, mit denen das Leben ihn in Berührung bringt, und mit denen gemeinsam er es führt, und auf ihn wirkt endlich die Kultur, deren Geist er atmet. Der moderne Mensch, vor allem der Großstädter, hat zur Natur keine engen Beziehungen mehr, die Natur ist ihm fremd geworden, und damit hat er sich eines wesentlichen Mittels beraubt, das erholend, beruhigend und ausgleichend zu wirken imstande ist; vor allem bleiben gefühlsmäßige Einstellungen, die für die gesamte Lebenshaltung von größter Bedeutung sind, unentwickelt. Hier liegen für die psychische Hygiene wichtige Aufgaben: den Menschen wieder in Beziehung zur Natur zu bringen, ihm Naturerlebnisse zu vermitteln, ihn zu diesen zu befähigen. Hier ist an das Wandern zu erinnern, das nicht allein körperlich, sondern auch seelisch erholend wirkt. Es ist durchaus kein Zufall, daß gerade vom Wandervogel wesentliche Antriebe für eine Erneuerung des Lebens ausgingen. Aber weit darüber hinaus ist an die Bedeutung der naturalen Umwelt für die psychische Hygiene zu erinnern. Man denke nur daran, wie verstimmend und lähmend anhaltend schlechtes Wetter wirken kann, und wie belebend dann der erste schöne Tag ist! Oder man denke an den Einfluß des Klimas und der Landschaft: das Höhenklima wirkt bei psychischen Erschöpfungszuständen oft in überraschend kurzer Zeit erholend; die landschaftlichen Reize sind von gewaltigem Einfluß, wobei sich weitgehende individuelle Unterschiede zeigen.

Aber die Einflüsse der naturalen Umwelt treten doch an Bedeutung hinter denen der menschlichen und kulturellen Umwelt zurück. Wir können hier nur das Wesentliche kurz besprechen. Die wichtigste Gemeinschaft, in welcher der Mensch lebt, ist zweifellos die Familie. In sie wird das Kind hineingeboren; ihren Einflüssen ist es in den ersten Lebensjahren ausschließlich, in den späteren vorwiegend unterworfen; sie spielt auch für den Erwachsenen noch immer eine recht erhebliche Rolle. Wie nun, wenn die Familie fehlt, oder wenn die Familie ihre Aufgaben nicht voll zu erfüllen imstande ist; wie, wenn dauernde Kämpfe und Gegensätze die Menschen aufreiben und zermürben? Kein Zweifel, daß viele seelische Störungen in der Lockerung des Familienlebens ihre Wurzeln haben, in Ehezwistigkeiten, in die vielfach auch schon die Kinder hineingezogen werden. Die Neubelebung der Familie, die Weckung des Familiensinnes scheint mir daher für die psychische Hygiene von ganz besonderer Tragweite zu sein.

Wichtig ist vor allem auch die richtige Behandlung und Eingliederung der Kinder in die Familie. Damit streifen wir das Gebiet der Erziehung und der Erziehungsfehler. Wir wissen heute, von welcher Bedeutung die Eindrücke und Erlebnisse der frühesten Kindheit für die Gestaltung des gesamten Lebens des Menschen sind; auch wenn wir uns ihrer nicht erinnern, so sind sie doch in uns lebendig und wirksam. Gerade deshalb ist eine richtige Erziehung vom ersten Lebenstage an notwendig, eine Erziehung, die den Bedürfnissen des Kindes voll und ganz Rechnung trägt, die sich von einer falschen Verzärtelung ebenso fern hält wie von einer übermäßigen Strenge; in den Eindrücken der frühen Kindheit, besonders in der eigentümlichen Stellung des Kindes innerhalb der Familiengemeinschaft haben viele psychisch-nervöse Erkrankungen ihre letzte Wurzel. In der richtigen Behandlung des Kindes liegen daher wesentliche Aufgaben für eine psychische Hygiene; diese sind von besonderer Bedeutung in den kritischen Pubertätsjahren, der Zeit der Umwälzung, der Bildung der Persönlichkeit.

Das Kind soll so erzogen werden, daß es immer und unter allen Umständen das Vertrauen zu den Eltern bewahrt. Ist dies der Fall, dann wird es sich über seine Sorgen und Bedenken auch offen mit den Eltern aussprechen, es wird sich, wenn es irgendwelche Auskünfte haben möchte, in erster Linie an die Eltern wenden, die sie ihm besser geben werden als die Freunde der Straße. Das gilt vor allem hinsichtlich der geschlechtlichen Vorgänge, für die das Kind schon früh ein Interesse gewinnt. Gerade hier ist Offenheit unbedingt erforderlich, eine Aussprache, welche die Wahrheit in einer dem Kinde faßlichen Form gibt. Das Lügen über sexuelle Dinge, das Ausweichen, das Schelten des Kindes, das Fragen nach dieser Richtung stellt, gibt nicht selten den ersten Anlaß zu einem Zwiespalt zwischen Kind und Eltern und damit zu einer Erschütterung des Vertrauens. Im übrigen ist aber auch sonst die Einstellung zu den sexuellen Dingen für die psychische Hygiene nicht gleichgültig; das Kind soll von Jugend auf in allem Geschlechtlichen etwas durchaus Natürliches sehen lernen, das zwar nicht verachtet werden muß, dem man aber auch nicht ohne weiteres nachgeben darf. Seine Phantasie soll abgelenkt werden, die geschlechtliche Entwicklung ist nach Möglichkeit hinauszuzögern. Nie darf das Kind dahin gebracht werden, das Geschlechtliche einfach auszuschalten und zu „verdrängen", da in der Verdrängung eine der wesentlichsten Wurzeln der nervösen Erkrankungen zu suchen ist.

Werden auf dem Gebiete des sexuellen Lebens besonders häufig schwere Erziehungsfehler begangen, so trifft dies doch auch für andere Gebiete zu. Nur auf einiges sei hier kurz hingewiesen: das Kind sollte nie geschreckt werden, nie sollte man ihm Angst machen, ihm mit dem schwarzen Mann, mit dem Schutzmann, der Schule, dem Arzt und ähnlichem drohen; es können auf diese Weise schwere Angstzustände erzeugt werden, die lange Jahre hindurch anhalten. Es kommt hinzu, daß die Arbeit der Schule oder die Aufgabe des Arztes durch ein derartiges Verhalten ungemein erschwert wird. Weiter: dem Kinde tut Freiheit not, damit es sich entfalten kann; es darf nicht allzuviel an ihm herumerzogen werden, es darf nicht unter einem steten Druck stehen, immer die Autorität der Erwachsenen über sich fühlen; die Strafe ist soweit wie möglich zu vermeiden; bei richtiger Behandlung des Kindes kommt man meist ohne sie aus. Man hat daher nicht mit Unrecht „Abbau der Autorität in der Erziehung" gefordert, jener Autorität, die sich nur auf Druck und Zwang und Strafe stützt; nicht gemeint ist damit jene innere Überlegenheit der Erzieherpersönlichkeit, ohne die es eine echte Erziehung überhaupt nicht geben kann.

Eine besondere Gefahr für die Entwicklung des Kindes ist da gegeben, wo sehr nervöse Eltern alle ihre Sorgen und Ängste auf das Kind übertragen. Es ist kein Wunder, wenn das so beeinflußbare Kind unter solchen Bedingungen auch ängstlich, überempfindlich, „nervös" wird. Schwer geschädigt wird das Kind ferner, wenn die Erzieher die einzelnen Kinder verschieden behandeln, eines dem anderen vorziehen, und zwar gilt dies in gleicher Weise für die Erziehung im Elternhaus wie in der Schule; es entstehen leicht Minderwertigkeitsgefühle, die nach einem Ausgleich streben, und die zu nervöser Erkrankung, aber auch zur Auflehnung und zu asozialem Verhalten führen können.

Vom Kinde soll keine Leistung verlangt werden, die es nicht zu vollbringen imstande ist; hiergegen wird nicht selten gefehlt: Eltern verlangen in falschem Ehrgeiz, daß ihre Kinder auch dann die höhere Schule besuchen sollen, wenn die Begabung nicht ausreicht; Nachhilfestunden sollen dann ersetzen, was an Begabung fehlt. Wie-

viel Schweres dem Kinde dadurch aufgebürdet wird, ist nicht immer leicht abzuschätzen; die Überbürdung hat ihre Wurzeln zweifellos sehr viel häufiger in der mangelnden Fähigkeit des Schülers als in dem Zuviel der Aufgaben. Aber immerhin mag doch hier deutlich ausgesprochen werden, daß die Anforderungen, die an den Zögling gestellt werden, nicht zu hoch sein dürfen, daß ihm insbesondere immer noch ausreichend Zeit bleiben muß, damit er seinen eigenen Interessen nachgehen und sich ausreichend in frischer Luft bewegen, spielen kann.

Für den Erwachsenen muß hier auf etwas anderes hingewiesen werden: auf die dauernden Spannungen, die aus der Unbefriedigtheit durch die Arbeit stammen. Es ist wohl kaum ein Zweifel darüber möglich, daß die weitaus überwiegende Mehrzahl der Menschen heute in einem Beruf steht und zu einer Arbeit gezwungen ist, die ihr wenig zu bieten imstande ist; die Arbeit wird um des Erwerbs willen geleistet, aber sie vermag nicht zu befriedigen; hinzu kommt, daß sie den Menschen zu dauernder Anstrengung und Anspannung zwingt, wie dies in höchstem Maße etwa von der Arbeit am laufenden Bande gilt. Diese Anspannung wird aber um so erhöhter sein, je weniger der einzelne seiner ganzen psychophysischen Konstitution nach für die betreffende Arbeit geeignet ist; daher gehört eine rationelle Berufsberatung zu den unbedingten Erfordernissen; sie wird gewiß nicht das Berufsproblem restlos zu lösen imstande sein; aber manche Auswüchse und Schäden wird sie doch zu beseitigen vermögen.

Von Wichtigkeit ist eine ausreichende Freizeit. Allerdings muß sie richtig verwandt werden, sonst stiftet sie nur Unheil; nicht nur daß sie keine Erholung schafft, sie bringt direkt Schaden. Hier ist vor allem darauf hinzuweisen, daß die Erholung nie und nimmer in rauchigen Bierlokalen zu suchen ist; der Kampf gegen den Alkohol und auch gegen das Nikotin gehören zu den wichtigsten Aufgaben der psychischen Hygiene; der Alkohol ist eine der häufigsten Ursachen der Verwahrlosung, der Ehezerrüttung, wirtschaftlichen Verfalls, geistiger Störungen, er schädigt die Nachkommenschaft aufs schwerste; er ist der große Verführer, tötet die Bedenken, schaltet die Hemmungen aus. Zwischen Unfall und Alkohol, Alkohol und Arbeitsleistung, Alkohol und Geschlechtskrankheiten bestehen eindeutige Beziehungen. Die Zigarette erzeugt in dem Jugendlichen vor allem das Gefühl des Erwachsenseins, und er meint dann, es den Erwachsenen in jeder Hinsicht gleichtun zu müssen. Ich bemerke hier, daß auch vor allem bei dem weiblichen Geschlecht das Rauchen außerordentlich nachteilig wirkt.



Die Trauerfeier für den verunglückten Prinzen Friedrich Sigismund von Preußen in der Peter-Pauls-Kirche zu Nikolskoe bei Potsdam am 12. Juli.
Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Adolf Dahle.
Am Sarge: Prinz Eitel Friedrich und Prinz August Wilhelm von Preußen (vorn), Prinz Oskar von Preußen und Fürst zu Bentheim, der Schwager der Witwe (hinten).

Körperliche Übungen, Spiel und Sport sind für die psychische Hygiene auch bedeutsam; sie dienen nicht nur der Erziehung des Körpers. Man bedenke allein schon, wie sehr sie von vielem ablenken, wie sehr sie den Willen bilden, und daß sie den Jugendlichen vom Wirtshaus und vom Tanzsaal fernhalten, daß sie ihn zur Enthaltsamkeit zwingen; sie bringen aber auch, vor allem das Wandern, in Berührung mit der Natur, rufen Freude wach, erzeugen Lustgefühle, das Gefühl des Wohlbehagens und der Kraft und beleben dadurch den Menschen.

Ungemein schädigend wirken Schundliteratur und Schundfilm, aber auch die seichten Darbietungen vieler Theater. Und auch hier liegen für die psychische Hygiene wichtige Aufgaben; so sehr ein gutes Buch bildet und erholt, so sehr es unseren Gedanken Richtung zu geben und sie von allem Gemeinen abzulenken imstande ist, so gefährlich ist die Schundliteratur; sie erzeugt Spannungen, die irgendwie einen Ausgleich suchen; und wenn auch Verbrechen nach dem Vorbilde von Kriminalromanen nicht häufig begangen werden dürften, so reizen sie doch ganz allgemein das Sensationsbedürfnis, die Sehnsucht nach dem Außergewöhnlichen, nach Abenteuern. Der Film wirkt durch das unmittelbare Sehen und Miterleben noch viel mehr schädigend als das Buch. Gerade für psychisch so leicht aus dem Gleichgewicht zu bringende Menschen sind die Gefahren ungeheuer groß. Und auch die Ring- und Boxkämpfe, die Wettkämpfe, zu denen sich Tausende zusammenfinden, bedeuten eine nicht zu unterschätzende Gefahr: denn was all die Menschen dort suchen, sind Spannungen, die aufreizen, und die über die Monotonie des Alltags hinwegheben sollen, und die dann doch nach irgendeiner Seite hin sich entladen müssen.

Überhaupt muß auf eines recht eindringlich hingewiesen werden: so wichtig körperliche Ertüchtigung und ausreichende Pflege von Sport und Spiel sind, so muß doch vor jeder Überschätzung gewarnt werden. Wenn man heute die Zeitungen verfolgt und sieht, wie große geistige Ereignisse vielfach kurz abgetan werden, wie aber spaltenlang über Sport und Spiel berichtet wird, dann kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß wir hier entschieden nicht auf dem rechten Wege sind. Nur dann hat körperliche Erziehung einen Sinn, wenn sie wirklich Erziehung ist, und wenn unter ihr nicht die geistige Erziehung leidet; sie soll nicht zu einer Vernachlässigung höherer Werte führen, sondern gerade deren Verwirklichung dienen und fördern.

Daß körperliche und seelische Hygiene gelegentlich in Widerspruch zueinander geraten können, darf nicht ganz übersehen werden; manche Schriften empfehlen etwa den Eltern, ihr Kind genau zu beobachten und ihm täglich in den Mund zu sehen, damit ja keine Halsentzündung übersehen werde; das Kind soll gleichsam chemisch gereinigt werden, wenn es aus der Schule kommt, damit alle Keime, die es einschleppen kann, abgetötet werden, es soll nicht im Sand spielen, weil dort Keime leben usw. All diese Vorschriften vernachlässigen die elementarsten Forderungen der psychischen Hygiene, die Angst und Furcht vor Erkrankungen vermeiden und sich vor jedem Suggerieren von Erkrankungen fernhalten muß. Damit soll nichts gegen die Bedeutung von Reinlichkeit und Ordnung, die im Gegenteil von höchster Wichtigkeit sind, gesagt sein; nur gibt es auch hier eine Grenze, die ohne Gefahr nicht überschritten werden darf. Die Regelmäßigkeit des Lebens ist zweifellos von größter Bedeutung, aber auch hier darf eine kleine Störung den Menschen nicht vollkommen aus dem Gleichgewicht bringen.

Mit vielen anderen Problemen ist die Frage der psychischen Hygiene aufs engste verknüpft, so mit der Wohnungsfrage, mit dem Problem der Ehe und Familie, mit den Berufs- und Arbeitsproblemen und mit allgemeinen Kulturproblemen. Nur einige wenige Fragen aus dem Gesamtgebiet der psychischen Hygiene konnten hier kurz erörtert werden; sie zeigen aber bereits deutlich, wie wichtig sie überhaupt ist.



Dr. Alberto Pirelli,
italienischer Großindustrieller, der auf dem Internationalen Handelskammer-Kongreß in Stockholm (27. Juni—2. Juli) zum Präsidenten der Internationalen Handelskammer gewählt wurde.



Domänenrat Adolf Kirsche,
Seniorchef der Saatgutzüchterei A. Kirsche-Pfiffelbach G. m. b. H., Leipzig, verdienstvoller Förderer der deutschen Landwirtschaft, insbesondere der Saatzucht, feierte am 18. Juli seinen 70. Geburtstag.



Die Beerdigung des Prinzen Friedrich Sigismund von Preußen in Nikolskoe bei Potsdam am 12. Juli: Während der Feier an der Gruft.

Im Vordergrunde die Witwe Prinzessin Sigismund mit ihren beiden Kindern; rechts davon Kronprinz Wilhelm; links hinter der Witwe Kronprinzessin Cecilie; links von ihr der Bruder des Verunglückten, Prinz Friedrich Leopold, mit seiner Mutter, Prinzessin Marie Luise; daneben Prinz Oskar von Preußen; rechts hinter der Kronprinzessin General v. Mackensen und Prinz Eitel Friedrich von Preußen.



Generalmajor a. D. Max Hoffmann,
geboren am 25. Januar 1869, zeichnete sich während des Weltkrieges an der Ostfront aus und beeinflußte stark die Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk mit Rußland, † am 8. Juli in Reichenhall.



Nebenstehend: Von der Bestattung General Hoffmanns auf dem Invalidenfriedhof am 13. Juli: Aufheben des Sarges auf die Lafette. Im Trauergefolge Reichspräsident v. Hindenburg und (links daneben) General Heye, Chef der Heeresleitung.

Zum Tode des Generals Max Hoffmann, eines hervorragenden Militärs des Weltkrieges.





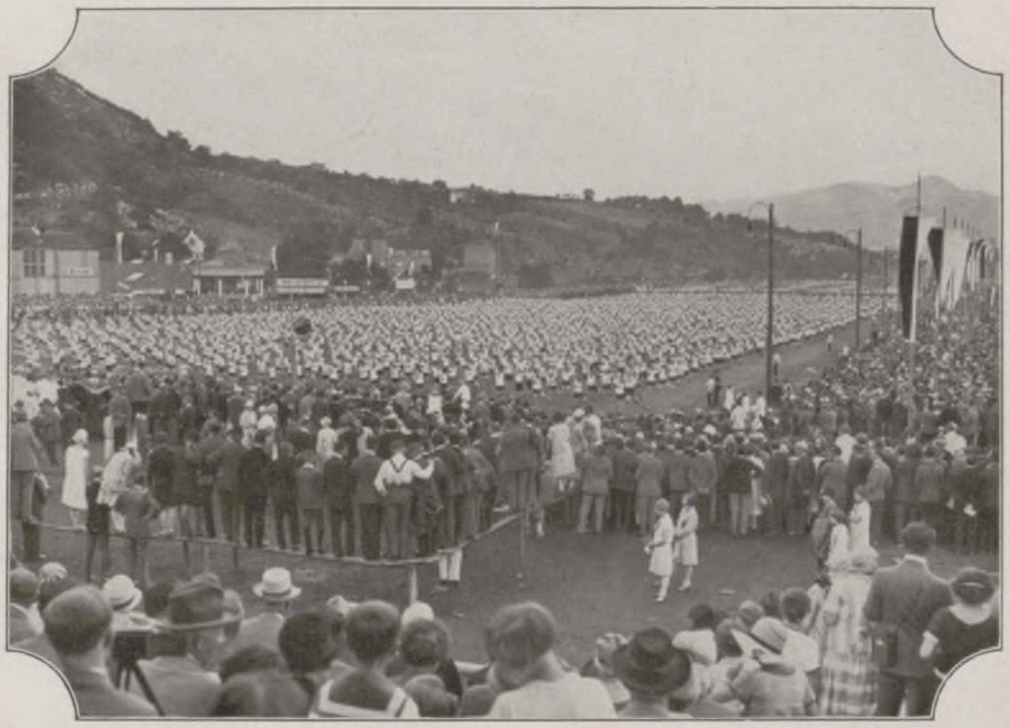
Links: Vom Rennen um den Großen Preis von Berlin auf der Grunewaldbahn in Berlin am 10. Juli: Ein packendes Bild von der Strecke. Sieger des Rennens wurde Mah-Jong, der Derbysieger (Stall Oppenheim). — Rechts: Die Internationalen Polowettkämpfe auf dem Platze des Berliner Poloklubs in Frohnau, die am 7. Juli begannen: Während des Stadt-Wettspiels zwischen Wien und Berlin, das von Wien mit 10 : 4½ gewonnen wurde; ein Berliner Spieler sucht den Angriff zweier Wiener (in kariertem Hemd) zu vereiteln.

Tagesgeschichte.

Von einer furchtbaren Unwetterkatastrophe wurde in Sachsen das Gebiet des östlichen Erzgebirges in der Nacht zum 9. Juli heimgesucht. Besonders wüst hauste das Unwetter in der Umgebung von Pirna (bei Dresden), im Tale der Müglitz und Gottleuba. Schwere Wolkenbrüche ließen die kleinen Flüsse zu reißenden Strömen anschwellen, die nun ihren verheerenden Weg durch die anliegenden Ortschaften nahmen. Vor allem wurden die Städte Berggießhübel, Gottleuba und die Uhrenstadt Glashütte betroffen. Im ganzen wurden bei der Katastrophe 145 Personen getötet. Der Sachschaden beträgt etwa 50 bis 60 Millionen. Umfangreiche Hilfsmaßnahmen wurden sofort von Reich, Land und privaten Seiten unternommen.

Der bei einem Übungsritt tödlich verunglückte Prinz Friedrich Sigismund von Preußen wurde am 12. Juli nach einer Andacht in der Peter-Pauls-Kirche zu Nikolskoe bei Potsdam feierlich im Waldfriedhof beigesetzt. Außer Verwandten des Prinzen nahmen zahlreiche andere, auch ausländische Fürstlichkeiten, ferner Reichspräsident v. Hindenburg, Generalfeldmarschall v. Mackensen, Generaloberst v. Kluck und General Heye, Chef der Heeresleitung, teil.

Im Alter von 58 Jahren starb am 8. Juli Generalmajor a. D. Max Hoffmann. Als junger Generalstabsoffizier weilte er studienhalber in Rußland und während des Russisch-Japanischen Krieges als Beobachter bei der japanischen Armee. Zu Beginn des Weltkrieges kam er an die Ostfront, wurde dann Oberquartiermeister beim Oberkommando Ost und im Jahre 1916 Generalstabschef beim Oberbefehlshaber Ost. Weitbekannt wurde sein Name durch die bedeutsame Rolle, die er im Oktober 1917 bei den Friedensverhandlungen mit der Ukraine und mit Sowjetrußland spielte. Nach dem Kriege ist er noch als Verfasser von Schriften über den Weltkrieg hervorgetreten.



Vom 2. Deutschen Verbandsturnfest in Außig (Böhmen) am 10. Juli: Blick in das neuerbaute Stadion während der Massenfreiübungen der Frauen.

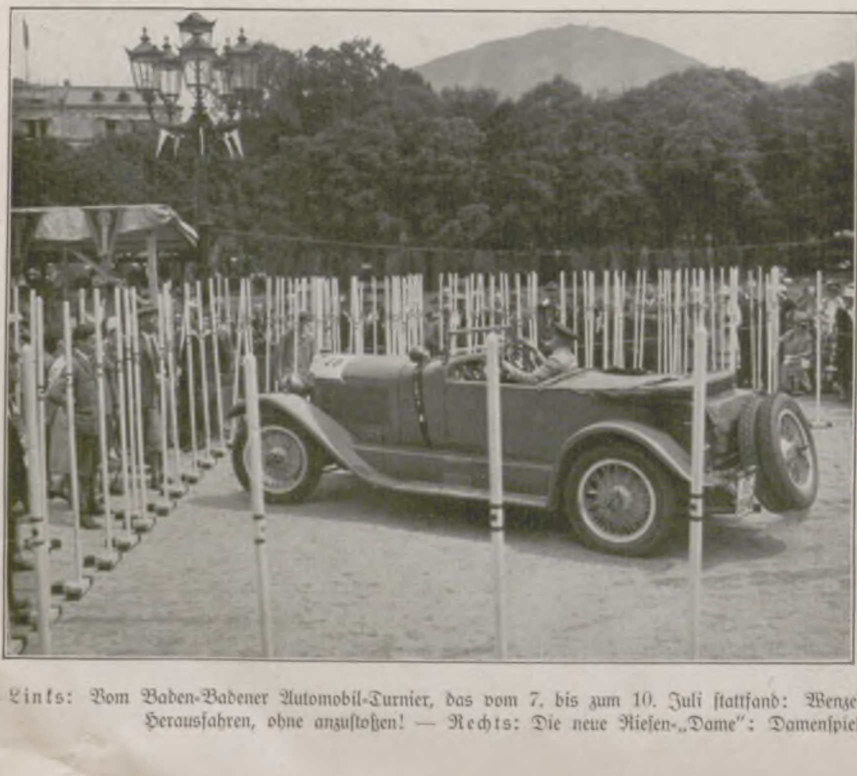
Mit einem Festakt wurde in München am 9. Juli das 18. Deutsche Bundesschießen, das erste nach dem Kriege, eröffnet. Oberbürgermeister Dr. Scharnagl übernahm den Festplatz vor der Bavaria im Namen der Stadtverwaltung.

Auf der Grunewaldbahn in Berlin gewann der deutsche Derbysieger Mah-Jong vor sechs Konkurrenten den Großen Preis von Berlin. Das 2600 m lange Rennen wurde von dem Dreijährigen in der guten Zeit von 2 : 56,9 gelaufen.

Die Internationalen Polowettkämpfe begannen am 7. Juli auf dem Platz des Berliner Poloklubs in Frohnau. Sportlich wie gesellschaftlich bedeuteten die Spiele ein glänzendes Ereignis und eine starke Werbung für diesen 2000 Jahre alten, vornehmen Sport.

Vom 2. bis zum 10. Juli fand in Leipzig das 1. Gauturnfest des Leipziger Großturngaues der Deutschen Turnerschaft statt, das seinen Höhepunkt in dem Fackelzug am 9. Juli und den Massenübungen der Turner am 10. Juli erreichte.

Beim Baden-Badener Automobil-Turnier erzielte der bekannte Rennfahrer Alfred Caracciola, der schon 1925 den Baden-Badener Wettbewerb gewonnen hatte, auf Mercedes-Benz das beste Gesamtergebnis.





Links: Vom Baden-Badener Automobil-Turnier, das vom 7. bis zum 10. Juli stattfand: Wenzel, Mosau, auf Mercedes-Benz im Lanzenquadrat bei der Geschicklichkeitsprüfung: Wenden und Rückwärts-Herausfahren, ohne anzustoßen! — Rechts: Die neue Riesen-„Dame": Damenspiel mit Riesensteinen, eine in England mit viel Beifall aufgenommene Freiluft-Unterhaltung.





Von der Tagung der Vertreter deutscher Minderheiten Europas in Riga am 7. Juli: Die Teilnehmer des Kongresses. 1 Naumann, Polen; 2 Utta, Polen; 3 Graebe, Polen; 4 Keller, Lettland; 5 Hasselblatt, Estland; 6 Hasbach, Polen; 7 Dr. Ewald Ammende; 8 Dr. Schönbeck; 9 Rozumek, Oberschlesien; 10 Schmidt-Wodder, Dänemark; 11 Dr. Paul, Oberschlesien; 12 Dr. v. Luschka, Tschechoslowakei; 13 Ulitz, Oberschlesien; 14 Steinacker; 15 Dr. Brunar, Tschechoslowakei; 16 Dr. Schiemann, Lettland; 17 Dr. Bruns; 18 Baumgartel, Litauen; 19 Hahn, Lettland.

Im Oval: Vom 18. Deutschen Bundesschießen in München (9. bis 24. Juli): Die feierliche Übergabe des Festplatzes vor der Bavaria durch den Künstler- und Festbautenausschuß an den Hauptausschuß am 9. Juli, der Auftakt des Festes.





Hundertjahrfeier der Mundharmonika-Industrie in Trossingen (Württemberg): Eine Gruppe aus dem Festzuge. Mitte rechts: Von der 3. Reichsjugendtagung des Bundes der Kaufmannsjugend im Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verband am 10. Juli in Hamburg: Die Kundgebung der Jungmannen auf der Eulenburgwiese im Zoologischen Garten. (Phot. Jos. Schorer.)





Vom Amtsantritt des neuen Präsidenten der Saarregierung am 10. Juli: Sir Ernest Wilton bei der Abnahme des Vorbeimarsches der „Bahnschutz"-Truppen in Saarbrücken. Hinter ihm englische und belgische Offiziere, die den Formationen des exterritorialen Bahnschutzes angehören. — Nebenstehend: Kemal-Paschas Besuch in Konstantinopel, der alten türkischen Hauptstadt: Empfang des Präsidenten der türkischen Republik bei seiner Ankunft am 1. Juli.

Singvögel unserer Heimat



Singdrossel.

Wenn man die Frage stellt, welcher unserer gefiederten Sänger es wohl in seiner edlen Kunst, wenigstens nach menschlichem Geschmack, am weitesten gebracht hat, so werden die meisten darauf ohne Bedenken antworten: die Nachtigall. Bei der Beschränkung auf die einheimische Vogelwelt verdient dieses schlicht graubraune Vögelchen in der Tat die Sängerkrone, denn von solch wundervollem Melodienreichtum, von solcher Kraft und Fülle der Töne, von solchem Wohllaut und Schmelz der einzelnen Strophen und von so innigem, gewissermaßen seelenvollem Ausdruck ist schwerlich ein anderes Vogellied. Wer etwas besser in der Vogelkunde Bescheid weiß, der kann freilich entgegenhalten, daß der Sprosser noch über der Nachtigall stehe, und er hat damit nicht unrecht. Der Laie freilich wird den Sprosser kaum von der Nachtigall unterscheiden können, weder äußerlich noch seinem Gesange nach, denn der Sprosser ist nichts anderes als der Vertreter der Nachtigall im Osten. Sein Gesang klingt noch voller, majestätischer, lauter und schmetternder als der der Nachtigall, wofür ihm aber manche der süß schluchzenden Strophen des Nachtigallenliedes abgehen. Da, wo die Nachtigall, die eigentlich ein Auenvogel ist, fehlt, also etwa in den ernsten Gebirgswaldungen, tritt die Singdrossel an ihre Stelle mit ihren markigen, durch Zäsuren unterbrochenen Strophen und ihrem wonnigen Pfeiflied. Der Singdrossel sehr nahe steht die kohlschwarze Amsel, die ja auch zur Drosselgattung gehört, mit ihrem etwas wehmütigen, wunderbar süß pfeifenden Lied. — Ein sehr häufiger Sänger, der seine besonderen Verehrer unter den Vogelliebhabern hat, ist das Schwarzplättchen, ein in parkartigem Gelände heimischer Vogel mit mausgrauer Körperfärbung und schwarzer Kopfplatte. Sein Gesang besteht aus zwei scharf getrennten Teilen, nämlich aus einem anmutigen Zwitschervorspiel und dem sich daran anschließenden laut aufjauchzenden und flötenden „Überschlag". — Das Rotkehlchen können wir wohl auch zu unseren guten Sängern rechnen. Sein bald zart lispelndes, bald melancholisch flötendes Lied hat etwas ungemein Gemütliches und Heimliches an sich. — Sein Vetter, das noch zierlicher gebaute Blaukehlchen, das auf der Kehle mit einem schönen azurblauen Fleck geschmückt ist, hat einen etwas sonderbaren Gesang, der so klingt, als ob zwei Vögel gleichzeitig sängen, der aber oft noch dadurch verschönt wird, daß allerlei Nachahmungen fremder Vogellieder mit in die eigenen Strophen verwebt werden.



Schwarzplättchen.



Dorndreher.

Während Nachtigall und Blaukehlchen zu den sogenannten „dichtenden" Vögeln gehören, die durch immer neue Wendungen überraschen, haben andere Vogelarten ein festgegliedertes, unveränderliches Lied, das aber gerade deshalb von sehr markanter Wirkung ist. Hierher gehört der Buchfink mit seiner schmetternden Strophe, die wie eine flotte Marschmelodie oder Kampffanfare ans Ohr schlägt. Der Buchfink gehört zu den Körnerfressern, die im allgemeinen gesanglich den Wurmfressern nachstehen. Trotzdem gibt es aber auch unter ihnen noch einige, die dem Buchfinken wenig nachgeben oder ihn gar übertreffen. Da ist vor allem der Hänfling, dessen Lied viele nett pfeifende Strophen enthält. Auch der buntgefiederte Stieglitz muß den guten Sängern beigezählt werden. Manche Vögel haben eine ganz kurze Strophe, die aber dafür von unvergleichlichem Wohllaut ist, so der Pirol, dessen ganze Kunst auf einen wundervoll verschlungenen Pfiff sich beschränkt.

Einen ganz eigenartigen Charakter haben die Lerchenlieder durch ihre trillernden Strophen. Namentlich ist es die Feldlerche, die Frühlingsverkünderin, die dem Volke ans Herz gewachsen ist. Im Gebirgswald und in Heidegegenden hat sie eine ebenbürtige Nebenbuhlerin in ihrem Mühmchen, der niedlichen Heidelerche. Die kann's ebenso gut, wenn auch auf andere Manier! Auch der muntere Zaunkönig ist trotz seiner Zwerghaftigkeit gar kein übler Sänger und verfügt über eine überraschend laute Stimme.

Eine besondere Gruppe gefiederter Sangeskünstler bilden die Arten, deren Eigengesang nicht sonderlich viel wert ist, die sich aber darauf verstehen, die Lieder anderer Vogelarten in die eigenen Strophen hineinzuverweben und so ein kleines Potpourri zu gestalten. Obenan steht hier vielleicht der Dorndreher oder rotrückige Würger; als Imitator leistet er Großartiges. Ich selbst besaß einmal einen solchen Vogel, der nicht weniger als 36 verschiedene Vögel tadellos nachahmte, darunter so schwierige wie Nachtigall, Sprosser, Heidelerche, Feldlerche, Fink usw. Dr. Curt Floericke.

Die Abbildungen sind Wiedergaben nach Aquarellen und Zeichnungen von Curt Bessiger.



Zaunkönig.



Heidelerche.







Sänger unserer heimischen Vogelwelt.

(Hierzu nebenstehender Beitrag.)

Oben links:
Pirol.

Oben rechts:
Rotkehlchen.

Mitte links:
Stieglitz.

Mitte rechts:
Nachtigall.

Unten links:
Buchfink.

Unten rechts:
Weißsterniges und rotsterniges Blaukehlchen.

Aquarelle von
Curt Bessiger.







Menschen im Föhn

ROMAN VON ROLAND BETSCH

(10. Fortsetzung.)

Da scharrte Buccalini den Neuschnee fort, wühlte ein Loch und grub eine kleine Höhle. Sie ließen sich nieder und kauerten sich zu einem Klumpen zusammen. Nebel und Schnee nahmen kein Ende. Den Kopf gegen seinen Leib gepreßt, schlief sie ein, während er halb aufgerichtet saß und die Augen offen hielt, als müßte er wach bleiben über diesem trostlosen Ereignis, das Nacht und Föhn geboren hatten. Halb zugeweht wurden sie vom Schnee. Gegen Morgen öffnete sich der Himmel. Sterne blinkten. Die Ruhe der Landschaft, die langsam erstand, war endlos.

Immer noch war der Italiener wach und wartete auf das Grau des Morgens. Die Frau schlief. Vielleicht, daß sie weit ab war von diesem Gestade der Verlassenheit. Vielleicht, daß Gott sie segnete. Schau auf! sprach er zu sich selbst, das Kreuz erwacht. Er blickte hinauf, wo das Kreuz auf dem Sifantagipfel sich wie ein dunstig verschwommener Schatten in den Himmel schob.

„La croce!“ flüsterte er, „vedi solo, la croce!“ Er sank tief in sich zusammen und betete. —

Als die Frühschicht antrat, fehlten die beiden Italiener. Man suchte nach ihnen, ohne eine Spur zu finden. Ein Arbeiter trat in den Raum des Oberingenieurs und meldete den Fall. Werner Golm lag noch auf dem Feldbett und schlief. Erst gegen Morgen war der Schlaf gekommen, und als er jetzt aufwachte, schmerzten ihn die Augen, und die Glieder waren schwer und zerschlagen. Er sah den Arbeiter, einen jungen Welschen, vor sich stehen mit der Mütze in der Hand.

„Was wollen Sie?“ Er quälte sich vom Lager hoch und trat auf den Mann zu.

„Es fehlen swei Leute vom Sprengkommando, Signore!“

„Wer fehlt?“ Er verstand nicht, was der Mann eigentlich wollte.

„Swei Mann, Signore! Giacomelli und Buccalini. Luigi Buccalini, Signore!“

Über Werner Golm kam eine Dämmerung.

„Wo ist die Frau?“ fragte er unwillkürlich und wußte selbst nicht, warum sein erster Gedanke auf sie gefallen war. Aber nach der Frau hatten sie noch nicht geschaut.

Werner Golm verließ den Raum und trat ins Freie. Der Morgen war strahlend hereingebrochen. Der Berg lag oben im Neuschnee.

Die Frau war verschwunden.

Golm war es wie eine Spiegelung; die Geschehnisse der verflossenen Nacht verschwammen vor seinem Urteilsvermögen. Wo war die Frau? Die Vorstellung, dieses verscheuchte Wesen mit der gesetzlosen Glut ihrer Sinne könne irgendeine unsinnige Tat unternommen haben, ließ ihm keine Ruhe. Er ging und suchte nach ihr, ohne Überlegung, wohin er sich zu wenden habe. Etwas brannte in seinem Innern und wollte nicht verlöschen. Er suchte und konnte keine Spur und keine Erklärung finden.

Auf einem Felsvorsprung blieb er stehen und plötzlich, wie befehlsmäßig, wurde sein Blick nach dem Joch gezogen. Da sah er zwei Gestalten auf dem Eishang, wie sie langsam nach oben strebten. Er nahm das Glas und schaute hindurch. Erkannte deutlich die Frau und einen seiner Arbeiter mit der roten Schärpe. Das war der Buccalini, am wehenden schwarzen Haar zu erkennen.

Sie hingen in der alten Trasse, die Job gehauen hatte. Höher und höher mühten sie sich über den glitzernden Hang. Jetzt blieben sie stehen, unschlüssig fast und ohne Ausweg. Da packte der Mann die müde Frau und trug sie auf den Armen hinauf. Langsam und zäh, Schritt für Schritt sich vorwärts tastend, vollbrachte der Mensch diese hünenhafte Tat und gewann die Höhe. Wieviel Zeit war verflossen, Golm wußte es nicht; aber jetzt waren sie oben im Joch. Er ließ sie nieder, und dann standen sie Seite an Seite und waren vom Silber des Morgens überströmt. Schrankenlos blau lag der Himmel über ihnen. Von irgendeiner jagenden Freude durchpulst, umarmten sie sich in wildem Ungestüm. Hoch oben stehend, zwischen Eis und Fels, Tal und Tiefe weit versunken, wurde Kreatur mit Kreatur einsam und unheilvoll beglückend verkettet. Und sie warf den wilden Kopf nach hinten und bog den Rücken unter seinem Griff.

Ein Wort, das Svend Olsen gesprochen hatte, schoß Golm durch den Kopf. Er ließ das Glas sinken und rief es wie ein Irrer in die Welt, die ihn erdrücken wollte: „Wo leben wir? Was sind wir!“

Da warf der Italiener oben beide Arme mit geballten Fäusten in die Luft und schickte einen aufgellenden, tierhaften Ruf herab, in dem alle Gespensterhaftigkeit des Lebens vereinigt schien. Nur Laut war es, hervorgepreßt aus ungestümer Kehle, Aufschrei, vom Blut befohlen, und trug doch etwas Gewaltiges in sich: die Tragödie Mensch.

Maßloses Licht floß über das Gebirge, als die beiden, eng beisammen, jenseits hinabtauchten. —

Giacomelli wurde nicht gefunden. Sie suchten mehrere Tage nach ihm. Irgendein Schacht des Gletschers, an jener Stelle wild zerklüftet, hatte ihn heimgenommen.

XIV.

Unterdessen schob sich der Angriff des Eisens immer weiter vor. Von den siebzehn Stützträgern, die bis zum Gipfel benötigt wurden, waren bereits acht fest im Gestein verankert, und man kam jetzt zur Isla Silva heran. Aus der Felsinsel, die mitten im Gletscher lag, mußte ein Verankerungsplateau für einen Hauptträger herausgesprengt werden. Es war Ende August, als die ersten Dynamitpatronen den greisen Stein zerstörten. Mittlerweile war auch der Tunnel beim Silberkamm siegreich durchstoßen worden. Mit einer Abweichung von nur 18 Zentimeter drang die Stollenmitte oben ins Freie zum Plateau III, dem letzten großen Stützpunkt vor der Höhe. Der Tod des Berges war besiegelt. Langsam gingen Geologen und Ingenieure an die schwierigste und verantwortungsvollste Aufgabe heran. Es war die Sprengung zwischen Isla Silva und der Höhe Sifanta-Hütte, ein geplantes Dynamitattentat, wie es in diesem Ausmaß noch nie durchgeführt worden war. Eine riesige Felswand, mächtig vorspringend und selbst ein kleiner Berg aus Urgestein, sollte mit einer einzigen Sprengung beseitigt werden, um den Berg nach Plateau II freizubekommen.

Der Gedanke dieser Sprengung war außerordentlich und von einem waghalsigen Ingenieur der Gesellschaft ersonnen. Die Umgehung der überragenden Felswand würde große Summen verschlungen haben, die erspart wurden, wenn man diesen monströsen Plan zur Ausführung brachte.

Wie jeder große Gedanke, so hatte auch dieser seine Gegner. Sämtliche Geologen, die man zu Rate gezogen hatte, und die das Gelände eingehend überprüft hatten, warnten vor dem Beginnen. Die Sprengung dieser Bergmasse konnte tiefgreifende Folgen haben. Spannungen ungeahnter Art mußten frei werden und sich auslösen, und damit war die Gefahr eines Bergrutsches in unmittelbare Nähe gerückt. Es wurde erinnert an die große Sprengung im Uralgebirge beim Bau einer Erzförderbahn, die eine wahre Bergkatastrophe zur Folge gehabt hatte. Eine einzige Sprengung hatte dort den Bankerott der ganzen Firma herbeigeführt.

Die Geologen warnten. Aber das Kapital war daran, die Oberhand zu behalten. Jetzt stand man auf dem Punkt, wo endgültig etwas unternommen, wo die Frage entschieden werden mußte. —

Werner Golm reiste in die Stadt zu einer Sitzung. Er saß im Zug und studierte Baupläne und Profilkarten. Er war dafür, daß die Sprengung ausgeführt würde, schon allein von dem Wunsche beseelt, es möchte bald etwas Außergewöhnliches sich ereignen, um ihn aus dem Zwiespalt seiner Stimmungen zu reißen. Einmal genehmigt, konnte der Plan noch vor Eintritt des Winters zur Ausführung kommen. Er dachte darüber nach, malte sich alle Möglichkeiten aus und wurde dann plötzlich wieder von einem Ekel gepackt vor allem, was um ihn war. Vielleicht wäre es doch ein Segen, wenn die Bahn mit ihrem Schmutz durch eine einzige gigantische Tat vernichtet würde. Man wäre alle Grübelei und alle seelischen Kämpfe mit einem Schlage los.

Von Zahlen und Zeichnungen, von Profilen und Diagrammen umgeben, fühlte er sich mit einem Male wieder wohl, wurde ganz Ingenieur und Berufsmensch, und je weiter der Zug das Gebirge verließ und in die Ebene hinausstrebte, um so stärker trat die zweite Seele in ihm hervor, die im Beruf stand, ganz darinnen aufging und Freude fühlte, wenn Hämmer klangen und die Schwungräder sich drehten. Nur schwach noch klopfte der Berg an seine Brust. Er vergaß ihn fast im Gewirr der Formeln und Zahlen und im rhythmischen Geräusch der rollenden Räder.

Nur einmal tauchte er noch auf, gespenstisch und unmittelbar: als Golm, über eine Blaupause hinausblickend, an Maria dachte. Der Gedanke umschlang ihn und gab ihm eine Dämmerung, daß alles sich wiederholen würde; daß dieser Augenblick jetzt, die kommende Zeit in der Stadt nur ein Untertauchen seien, und daß der alte Kampf von selbst wiederkommen müsse, unangemeldet und wie eine Krankheit, die sich für eine kurze Weile verkrochen hatte. Er wurde unruhig bei dieser Vorstellung, fühlte eine blitzhaft kurze Wiederkehr jenes furchtbaren Kreisens, das ihn, auf dem Grat liegend, gepackt hatte, und wußte deutlich, daß er seinem Schicksal nicht entrinnen konnte, und daß es ihn zurückrufen würde in die alte Arena.

Gepeinigt von diesen Gedanken, zwang er sich, mathematische Gleichungen zu lösen und Berechnungen nachzuprüfen. Aber sein Geist irrte ab und fing an, ins Planlose zu schweifen. Da dachte er an Cornelie und malte sich allerlei Bilder voll beschaulicher Anmut aus, machte Pläne, was er wohl alles mit ihr beginnen, welche Theater und Konzerte, welche Festlichkeiten sie besuchen würden, und wie sein Zusammensein mit ihr sich heiter und beglückend gestalten müsse. Als er sich aber, dergestalt auf einer geistigen Flucht begriffen, das Alleinsein mit ihr zurechtlegte und an ihr Wesen und ihre Art dachte, die im Grunde



Badeleben in Bansin.



Am Strande von Heringsdorf.

FERIEN AN DER OSTSEE

GEMÄLDE VON HANS KLATT

seines Herzens ihm fremd waren; als er sie gleichsam sprechen hörte mit jenem überlegenen weltstädtischen Ton, der so leicht spöttisch und unbehaglich werden konnte, da überkam ihn ein bitter schmerzliches Gefühl, als ob alles verlogen sei und geheuchelt, was zwischen dieser Liebe die Fäden spann. Vielleicht, so dachte er, liebe ich diese Frau nicht, ich bilde mir das nur ein und betrüge mich selbst. Liebe ich sie denn? Er zwang sich mit quälerischer Beschaulichkeit zu einer Prüfung, konnte aber zu keinem Ergebnis kommen, weil, je mehr er dachte, seine Bilder um so verworrener wurden.

Als er aus dem Zuge stieg und durch die geräuschvolle Bahnhofshalle schritt, wurde er benommen; das Hasten der Menschen, das Schreien der Gepäckträger und das sausende Geräusch zischenden Dampfes, der aus den Bremspumpen der Lokomotiven stieß, machten ihn nervös. Er fühlte zum erstenmal, daß er so etwas wie ein Herz hatte; denn an dieser Stelle wurde es ihm nun plötzlich schwer und unruhig.

Er lief durch die Straßen nach dem Werk und war von Unbehagen erfüllt. — — —

Sie hatten eine lange Sitzung. Die Pläne der Sprengung wurden in allen Einzelheiten nochmals erläutert, Gutachten der Geologen in Erwägung gezogen und die Kosten einer Umgehung ausgerechnet und in Vergleich gesetzt. Die Summe, die gespart werden konnte, war riesengroß; man mußte nur den Mut zu dieser technischen Tat aufbringen. Direktor Achstetter war unter allen Umständen für eine Ausführung des Planes. Der Stab seiner Ingenieure unterstützte ihn, und auch Werner Golm stand hartnäckig auf seiner Seite. Die Geologen warnten. Die Sprengung wäre ein Wagnis seltener Art, und es könne kein Ausgang vorausgesagt werden; hier würden alle Berechnungen versagen. „Vermeiden Sie diese Waghalsigkeit, Herr Direktor Achstetter!“ sprach voll Eindringlichkeit einer der Geologen. „Das ist Seiltänzerei, was Sie zu tun im Begriff sind. Keiner von uns kann diese Sprengung verantworten!“ Es war der älteste Berater dieses Werkes. Sie schlugen aber seine Stimme in den Wind. Das Geld siegte. Der Plan wurde zum Schluß genehmigt.

„Alles Beginnen ist ein Wagen!“ sprach Golm, der sich mit einem wahren Heißhunger auf die Durchführung des Planes geworfen hatte. Der Geologe wandte sich ihm zu.

„Diese Sprengung ist Lotteriespiel!“ meinte er lächelnd und zeigte die flachen Hände, als wolle er ausdrücken, daß er nun den Lauf der Geschehnisse nicht mehr beeinflussen könne.

Ein Ingenieur, der Schöpfer dieses Gedankens, legte genaue Berechnungen vor. Sein Gesicht war hart. Dieser Mensch war nur Hirn. — Unterminierung. Sechsundneunzig Bohrstellen. 270 Kilogramm Schießbaumwolle.

Golm verließ den Sitzungssaal. Es drängte ihn, Cornelie aufzusuchen. Als er in der Wohnung nach ihr fragte, war sie nicht zu Hause. Merkwürdig, dachte er, sie wußte doch, daß ich komme! Ein Mädchen mit weißer Haube mutmaßte, sie sei auf den Tennisplätzen im Vorstadtwald. „Unbegreiflich“, murmelte er, als er über die breiten Steintreppen nach unten ging und auf die menschendurchflutete Straße trat.

Mit einer Straßenbahn fuhr er hinaus in den Vorstadtwald. Während der Fahrt überlegte er, ob es nicht besser sei, einfach wieder abzureisen, ohne Cornelie gesehen zu haben. Tief verletzt ob ihrer Gleichgültigkeit, wußte er keine Erklärung für solches Verhalten. Vielleicht hatte sie doch nichts von seiner Ankunft gewußt und war ahnungslos; er tat ihr unrecht, und es wäre somit besser, doch nach den Tennisplätzen zu fahren.

Er ging durch den Park dünner Bäume und hatte dabei eine unerklärliche Angst, er könne nun plötzlich vor ihr stehen und hilflos sein bei diesem sonderbaren Wiedersehen. Er suchte die Tennisplätze ab und fand Cornelie nicht.

Verstimmt und niedergeschlagen ging er einen Pfad weiter, der dichter ins Gehölz führte und von einer wohltuend kühlen Dämmerung erfüllt war. Da glaubte er sie plötzlich zu sehen, ganz in der Ferne noch. Das war ihre Art, zu laufen und die Arme nachlässig kokett zu schlenkern. Sie war in Begleitung eines Herrn in weißen Flanellhosen. Beide trugen Tennisschläger.

Werner Golm fühlte einen Stich, obwohl doch dieser Anblick sorglos war und schuldlos. Aber es griff unsichtbar nach ihm, und er konnte dem jähen Unbehagen nicht wehren. Gewiß weiß sie nicht, daß ich gekommen bin, dachte er verzweifelt, biß sich auf die Lippen und trat, wie um sie zu überraschen, hinter das Buschwerk.

Da kamen sie auf ihn zu. Cornelie hatte gerötete Wangen und war ungemein heiter angeregt. Von was sprachen sie eigentlich? Golm verstand es nicht; er hörte nur ihr klingendes Lachen, das so betörend glückselig, ja, fast verliebt klang. Ihr Begleiter mußte gewiß etwas recht amüsant Drolliges gesagt haben, denn sie schlug ihm jetzt mit einem kleinen Buchenzweig ins Gesicht und wollte sich ausschütten vor Lachen.

Jetzt gingen sie vorüber, und Golm fand nicht den Mut, hinter dem Buschwerk vorzutreten. Er stand wie festgewachsen und fühlte, wie es heiß nach seinem Herzen strömte. War dies Schuld, was er hier sah? War dies Betrug? Töricht, solches zu denken, überlegte er, während er immer noch auf dem gleichen Fleck stand und sich nicht regte. Töricht! Es war doch kein Verbrechen, wenn sie hier am hellen Tage mit einem Sportfreund plaudernd spazierenging. Warum denn immer gleich an Schlimmes und Schlechtes denken! Aber das saß hier in der Kehle und wollte nicht weichen.

Er streifte eine Stunde einsam durch den Wald und fuhr dann zum Werk zurück. Da traf er Cornelie im Arbeitszimmer ihres Vaters.

„Hallo!“ rief Achstetter, „da bist du ja! Cornelie hat dich die ganze Zeit gesucht.“ Golm war maßlos erstaunt.

Sie kam verstört lächelnd auf ihn zu und war befremdet von seiner Kälte und Verstimmung.

„Du bist bleich im Gesicht. Was ist dir?“ Sie schaute ihn besorgt an.

„Mir ist nichts, Corni! Ich bin nur ein wenig müde. Wo warst du denn?“

„Na, gesucht habe ich dich.“

„Gesucht!“ Er sann über diese Worte nach. Was wollte sie denn damit sagen? Hatte sie ihm diesen harmlosen Spaziergang zu verheimlichen? Was sie hier sagte, war doch — Werner Golm erschrak — was sie hier sagte, war doch gelogen! Warum log sie ihn denn an? Achstetter, der Diplomat auch in solchen Dingen, verließ das Zimmer.

„Was hast du nur?“ sprach sie und wurde verwirrt.

„Du hast mich gesucht? Aber warst du denn nicht beim Tennisspielen?“

„Heute doch nicht!“ log sie und blickte zerfahren im Zimmer umher. „Heute doch nicht, wo ich weiß, daß du — daß du kommst! Du denkst doch nicht, daß ich lüge!“

Sie schaute ihn von der Seite an, und als sie sah, daß er schweigend stand und den Kopf gesenkt hatte wie unter einer plötzlichen Traurigkeit, kamen ihr die Tränen. Sie wollte alles sagen und diese alberne Lüge verjagen; aber es ging nicht. Sie brachte das Geständnis nicht über die Lippen. Er ahnte solchen Kampf, schaute sie an und sah, wie die Tränen aus ihren Augen brachen. Warum denn diese bittere Szene? dachte er und wurde von Ungewißheit gequält. Dann wurde er von einer verborgenen Mutlosigkeit erfaßt, und ihm war, als würde irgendwo etwas versinken.

„Warum heulst du denn?“

Sie fiel ihm stürmisch um den Hals, und er hatte die Gewißheit, daß dieses Gefühl soeben ehrlich sei und ohne Lüge. Aber er verstand sie nicht. Er nahm den Zweifel mit in seine Gedanken.

„Komm, laß uns nach Hause gehen!“ sprach er abwesend und fuhr ihr mit der Hand über den Scheitel.

XV.

Als Olsen eintrat, saß Klaus Dieffenbronner an der Werkbank und arbeitete. Er schnitzte jene kleinen Holzfiguren, die, karikaturhaft verzerrt, mancherlei komische Gestalten darstellten und ein beliebter Fremdenartikel waren. Bergbauern mit langen Nasen und steckenhaft dürren Beinen, das Gesicht zu einer lustigen Grimasse verzerrt; oder einen Hirtenbub mit kleinem Hut und breit grinsendem Gesicht, die Hände unternehmungslustig in den Taschen der kurzen Hosen; auch alte Weiblein mit weiten Faltenkleidern und verschrumpftem Mienenspiel, humpelnd und gebückt und doch von einer ungemein heiteren Komik durchflutet; selbst Hochwürden den Herrn Pfarrer, aus rundem Apfelgesicht schmunzelnd und mit einem respektvollen Bäuchlein gesegnet.

„Ich habe es mir in den Kopf gesetzt, Sie einmal in Ihrer Werkstätte aufzusuchen, um zu sehen, wie diese Kunst entsteht.“

„Es ist mal recht bescheiden, was Sie sehen werden, Herr Olsen!“ Dieffenbronner hielt in der Arbeit inne und streckte dem Fremden die Hand hin.

„Nie habe ich einen Bildschnitzer bei der Arbeit gesehen. Es ist eine seltene Kunst und ein wenig abseits.“ Olsen setzte sich auf einen Holzschemel und betrachtete mit erstaunter Freude die kleinen Männlein und Weiblein, die in Reih' und Glied auf der Werkbank standen und sich ihrer Komik kaum bewußt waren. Denn sie machten, so beisammenstehend, einen fast ernsten Eindruck, schienen in ihren vergnüglichen Grimassen gleichsam erstaunt und warteten nur darauf, daß jedes von ihnen allein zur Geltung käme.

„Wie überaus meisterhaft!“ sprach Olsen, im Anschauen versunken, und ohne irgendein Lob spenden zu wollen. Nahm ein Mütterlein in die Hand und betrachtete es liebevoll von allen Seiten. Dann blickte er sich in dem Raum um, sah die größeren Bildwerke und auch die sitzende Madonna, deren Oberkörper vorgebeugt war, und die mit weit offenen Augen über alles Irdische hinausschaute. „Eine seltsame Gestalt!“ sprach er. „Man weiß nicht, wohin sie schaut. Sie ist fern von uns.“

Dieffenbronner sank ganz in seine Arbeit und antwortete halblaut: „Eine Madonna!“

„Eine Madonna, ja! Und doch nicht fern! Wieder ein Mensch, der uns nahe scheint, der um uns ist.“

Der Bildschnitzer hob den Kopf und schaute den Sprecher fragend verwirrt an: „Wie meinen Sie das? Ich verstehe nicht.“

Die Sonne warf ein breites Lichtband durch das geöffnete Fenster. Draußen geigten die Zikaden.

Olsen sprach es ganz aus sich heraus, einem plötzlichen Gedanken nachhangend: „Diese Frau ist keine Madonna. Diese Frau steht Ihnen nahe. Die Züge ihres Gesichts sind Ihr eigenes Blut. Wenn ich sie lange anschaue und die Augen nicht wende, wird das Gesicht lebendig, und dann tritt mir Ihre Tochter Maria entgegen.“ (Fortsetzung folgt.)

Der Sonnenschirm





Links: Zwölfteiliger Sonnenschirm aus rosa Crêpe Georgette mit einer reichen Garnitur von blaßrosa Straußfedern.
Rechts: Sechzehnteiliger Sonnenschirm mit ganz kurzem Griff aus lila Seide, mit bunten Blumen bemalt und mit Tuffs aus lila Stiefmütterchen, getragen auf dem Rennen von Ascot.



Sonnenschirm mit rosa und braunen Malereien auf weißem Grunde.
Modell: Irfé, Berlin-Paris.



Vierundzwanzigteiliger Schirm aus bemalter Bastseide.
(Phot. Atelier Balázs, Berlin.)





Links unten:

Sonnenschirm aus weißer Seide, mit bunten Blumenmustern bemalt und bestickt. Modell: Irfé, Berlin-Paris.

Nebenstehend:

Sonnenschirm für den Strand aus gelber Seide, mit leuchtend grünen Fischen bestickt.
Modell: Irfé, Berlin-Paris.

Blauholz ein wertvolles Ausfuhrgut der Insel Jamaika.

Von Franz Otto Koch. Mit Aufnahmen des Verfassers

Unter den Hölzern, die einen zum Färben verwendbaren Farbstoff enthalten, nimmt das des Blauholzbaumes, kurz Blauholz genannt, eine hervorragende Stelle ein.

Einer der schönsten und nützlichsten Bäume Westindiens, ist er besonders über ganz Jamaika verbreitet, wo er als „Logwood“ bezeichnet wird. Die herrlichen gelben Blüten des Blauholzbaumes (Haematoxylon Campechianum), mit denen er sich über und über bedeckt, sind die ersten Boten des tropischen Frühlings, und schon allein diese Blütenpracht würde es verlohnen, den Baum anzupflanzen. Dazu kommt noch, daß er mit zu den hervorragendsten Honigproduzenten gehört. Dies ist so zu verstehen, daß die wilden Bienen, die in Jamaika alljährlich tausende Pfund Honig liefern,





Blauholzwald.

Im Oval: Bearbeiten des Blauholzes für den Schiffsversand.

diesen Baum zum Befestigen ihrer Nester vor allen anderen Bäumen und Sträuchern bevorzugen, da die zuckerreichen Blüten ihnen recht bequem einzuholende Nahrung und Rohstoff bieten. Außerdem liefert das Holz die feinste bisher entdeckte blaue Farbe, gegen welche die Anilinfarbe noch bis heute nicht hat aufkommen können. Die meisten Bäume kultivieren sich aus „selbstgesäter Saat“, nur Ödländereien, die für andere Kulturzwecke nicht in Frage kommen, werden mit diesen Bäumen, aus Saat gezogen, bepflanzt. In Jamaika z. B. besteht eine wahre Industrie darin, die Logwoodwurzeln, die beim Fällen der Bäume im Boden geblieben sind, auszugraben und zu verkaufen.

Das Blauholz ist auch als Kampesche-Holz bekannt; diesen Namen hat es von der Kampesche-Bai in Mexiko, aus der es zuerst ausgeführt wurde. Es wird in großen, von Rinde und Splint befreiten Stücken gehandelt. Auf der stark gefurchten Außenseite violett bis blauschwarz, ist es auf frischer Schnittfläche im Innern dunkelgelbbraun und sehr hart (bei einem spezifischen Gewicht von 0,913 bis 1,057). Das Holz selbst nimmt, wenn es bearbeitet wird, eine außerordentlich schöne und prächtig wirkende Politur an. Es hat süßen Geschmack und wirkt adstringierend und färbt den Speichel rot. Da es der Veilchenwurzel ähnlich riecht, wird es von den Eingeborenen gelegentlich zur Herstellung von Wohlgerüchen verwendet. Aber auch als Arzneimittel gegen Durchfall spielt es in manchen Ländern eine Rolle.

Der Wert des in den westindischen und mittelamerikanischen Ländern gewonnenen Blauholzes ist sehr verschieden. Als bestes gilt das von der Westküste Yukatans an der Kampesche-Bai, das als spanisches Blauholz bezeichnet wird; doch ist dessen Ausfuhr bedeutend zurückgegangen. Dann folgt das Blauholz aus Honduras (englisches Blauholz), Jamaika und Martinique. Ein sehr vorzügliches Holz kommt auch aus San Domingo.

Das unbearbeitete Holz weist Haematoxylin auf, das mit Hilfe von wasserhaltigem Äther entzogen werden kann. Es geht in feuchter Luft bei Gegenwart von Ammoniak in dunkelrotes Haematein über. Daher wird das Färbevermögen des Kampesche-Holzes dadurch bedeutend erhöht, daß man das Holz raspelt, befeuchtet und in dünner Schicht sechs bis acht Wochen liegen läßt, wobei es öfters umgeschaufelt wird. Die Färbereien verwenden direkt den mit Wasser bereiteten Auszug oder ein Extrakt, das dunkelschwarzbraune, glänzende Stücke bildet, die sich bei völliger Trockenheit leicht zerstoßen lassen. Mit dem Kampesche- oder Blauholz werden hauptsächlich und meist in Verbindung mit anderen Farbstoffen Baumwolle, Wolle, Seide und Leder gefärbt. Man erhält auf diese Weise, mit Tonerde beizend, ziemlich intensive grauviolette Farben, mit Kupfersalzen Blau, mit Eisenbeize Schwarz oder Grau, mit Chromoxyd nach vorhergegangener Oxydation mit Chromsäure Schwarz. Eine Abkochung mit chromsaurem Kali ergibt eine gute und sehr billige schwarze Tinte, die besonders in den amerikanischen Ländern verwendet wird.



Zur Verschiffung aufgestapeltes Blauholz. Rechts die Wage, auf der das nach Gewicht gehandelte Farbholz gewogen wird.

Aus Bad Kissingens Biedermeierzeit.

VON ADELE WEBER, MIT ABBILDUNGEN NACH ALTEN STICHEN.

Als Ludwig I. von Bayern Bad Kissingen zum erstenmal besuchte, erkannte sein scharfer Blick sofort, was hier vonnöten war. Die für jene Zeit fabelhafte Neuschöpfung des Arkadenbaues entstand. Was noch fabelhafter ist: Er besteht heute noch in unveränderter Wirksamkeit und Vornehmheit seines baulichen Ausdrucks neben den Littmannschen Neuanlagen des Regentenbaues und der Wandelhalle. Er überdachte vor allem die Quellen des Rakoczy und Pandur mit einer eisernen Brunnenhalle, welche die Chronisten unisono als wahres Wunderwerk von Zierlichkeit und Eleganz preisen. Die Höhe des Mittelbaues, dessen Hauptdach auf 10 Bogen ruhte, war 24 Fuß. Der ganze Bau wurde von 56 Säulen getragen und hatte ein gemütvoll blau-weiß gestreiftes Dach aus Eisenblech. Im Konversationssaal ritt der König sein Steckenpferd, indem er die Wände mit Malereien in pompejanischem Stil schmückte. Der ganze Zeitcharakter spricht aus diesen Bauten: Gemütvoll bis zur Spießigkeit auf der einen Seite, geistig interessiert bis zu revolutionären Neuerungen auf der anderen. Wie die Ideenwelt der Bauten, so war das Badeleben. War diese Zeit einerseits sozusagen immer in Frack und Zylinder, so liebte sie auf der anderen Seite Florentiner Winker und batistene Busentücher. Rissen sich die Fürstlichkeiten im Kurgarten Varnhagen van Ense gegenseitig förmlich aus der Hand, so schätzte man doch über alles das Vergnügen der Landpartien, die nichts weiter als heiter und friedlich sein wollten, und deren Abschluß und Höhepunkt Feldblumensträuße und Gugelhupf bildeten. Und zu diesen allgemeinen Stimmungselementen gesellte sich im Bad ein ganz neues Element, unter dessen Zeichen die Bäder künftig sogar eine ganze Epoche hindurch stehen sollten: das Mondäne.



Blick auf Bad Kissingen zur Zeit des Biedermeiers.

Den Grundstock der Gesellschaft von Bad Kissingen bildeten die Fürstlichkeiten, die dort richtig Hof hielten, und der hohe Landes- und Auslandsadel. Man entfaltete ungeheueren Luxus, und Medizinalrat Dr. Pfeuffer aus Bamberg scheint von bangen Ahnungen ergriffen, wenn er sich sorgt, Kissingen könnte in den Ruf eines Modebades kommen. Allerdings hatte die Königin von Württemberg allein für drei Wochen 82 Kleider mitgebracht — eine respektable Leistung für jene Zeit — sehr zum Ärger einer reichen Holländerin, welche die reinsten Toilettenduelle bei der Brunnenpromenade mit ihr ausfocht, wobei der württembergische Staatsrechtslehrer Professor Mohl aber befriedigt feststellte, daß „Ihre Majestät sich habe nicht herunterstechen lassen von der Holländerin in Mänteln". Mohl teilt seiner Frau aber auch im allgemeinen mit: „Auf der Abendpromenade sind sehr schöne und kostbare Toiletten zu sehen." Dafür schreibt er allerdings im kalten Juli 1843: „Die Badegesellschaft sieht, namentlich morgens, einem Haufen Bären ähnlicher als der sonst so eleganten, vornehmen Welt bei schönem Wetter. Namentlich die russischen Damen tragen nicht selten Pelz. Mittags kommen freilich die Federn und Samtmantillen zum Vorschein." Russische Fürstinnen und Fürsten — Großfürst Michael an ihrer Spitze — schneite es in dieser Zeit in Bad Kissingen. Tonangebend aber waren in jenen Jahren die Engländer, deren Anzug Mohl „possierlich" findet. „Und die Kinder sind oft wie die Affen aufgedonnert, die auf der Straße tanzen. Nur allerdings nicht schmutzig, sondern blendend weiß." Sie kamen zum Teil mit drei- bis vierspännigen Wagen, brachten außer ihrem Riesenpersonal ihren Spleen mit und ließen sich diesen etwas kosten. Die Kissinger konnten damals schmunzeln. Die Frau des Engländers Wentworth de Beaumont lag lediglich zu ihrem Vergnügen jede Nacht in drei verschiedenen Betten, die alle Tage neu bezogen werden mußten. Und die Kinder zerschnitten mit der Schere die Samtmöbel. Das mußte natürlich bezahlt werden. Nicht nur der Schaden, sondern auch das Vergnügen — und es wurde auch bezahlt.

Am einfachsten gab sich nach übereinstimmenden Beschreibungen der bayerische Hof, der sich inmitten der vielen ausländischen hohen Tiere mit ihrem glänzenden Gefieder wie ein wackerer häuslicher Hühnerhof ausnahm. Aber wenn Baron Reischach von Ludwig I. auch sagt: „Der König ist ein solcher Knorzer, daß er immer noch den gleichen Zylinder trägt, den er schon als Kronprinz getragen", so wurde doch gerade an diesem trotz aller Schäbigkeit königlichen Zylinder das scharfe Biedermeierwort von der „Verlängerung des hohlen Raums" zuschanden.



Das Konversationsgebäude.

Diät und Kur waren streng geregelt in jener Zeit, und man aß — nach Professor Mohl — „einfach und teuer". Dafür stand zum Ausgleich ein Lesekabinett zur Verfügung, oder man ging nachmittags nach Tivoli zum Karussell und Ringspiel oder fuhr im Landauer nach Klaushof, hinaus in die liebliche Natur um Kissingen. Abends aber hatten die Modedamen von Bad Kissingen glücklicherweise noch einmal Gelegenheit, bei Konzert und Bällen ihre Toiletten zu entfalten. Jene Zeit kannte keinen Sport, dafür liebte sie die Konversation. Und was sich in ihr trotz aller Äußerlichkeit dokumentiert, ist die Herrschaft des Geistes. Gerade dieses Moment aber hat dem heutigen Weltbad Kissingen Stil und Siegel aufgedrückt und es zu dem gemacht, was es heute noch ist: zu einem Bad vornehmster Tradition.



Der eiserne Pavillon über den Quellen Rakoczy und Pandur.



Promenade vor dem Arkadenbau.



STILLENDE MUTTER

GEMÄLDE VON PAUL OBERHOFF

VERKÜNDIGUNG

EINE EL-GRECO-ERZÄHLUNG VON FRANZ FRIEDRICH OBERHAUSER

Mitten in der Nacht schlug ein Mann den großen Türhammer heftig an ein schweres, eichenes Tor. Lang hinhallend dröhnte der Lärm durch den Palast; er schwang sich wie dunkle Paukenschläge durch die weiten Gemächer.

„Doña Jeronima! Doña Jeronima!" erscholl eine tiefe Stimme.

Der Ruf flog über den kleinen Platz. Die frei hangenden Glocken von Santo Tomé schlugen im Winde an. Die Klänge wehten wie geheimnisvolle Nachtvögel über die Gassenschluchten Toledos. Gedämpft rauschte das Wasser des Tajos aus der Ebene herauf. Sternketten faßten den Himmel.

Der Lärm des Türhammers setzte wieder ein.

Und die Männerstimme rief lauter: „Doña Jeronima!"

Hohe Hauswände warfen die Stimme zurück; sie zerflatterte und verlor sich in den engen Callen (Gassen). Der Mann horchte in die Stille hinein; die Paläste und einförmigen leeren Häuser standen in einem blauen, gläsernen Mondlicht. Wenn ihn die Inquisitionsgarde hörte! Aber die saß munter zechend in der Posada des Señor Gregorio. Der Mann lief in die Mitte des Platzes; er sah zu den dunklen, schwervergitterten Fenstern empor.

„Um des Herrn willen, Doña Jeronima! Hört mich doch!"

Ein zaghafter Lichtschimmer blühte hinter zwei Fenstern auf.

„Sie ist erwacht!" flüsterte der Rufer und sah unbeweglich und ohne Unterlaß auf das unruhige Licht, als wollte er durch seinen zwingenden Blick die Gesuchte aneifern.

Doña Jeronima de las Cuebas, die jungen schönen Glieder kaum bekleidet, stand zitternd in ihrem Gemach und wagte sich nicht an das Fenster. Seidene Decken und schwerverzierte Polster lagen bunt über das breite hohe Bett geworfen.

„Teresa! Teresa!" rief Doña Jeronima mit verhaltener Stimme durch einen Spalt der Tür in das nächste Zimmer. Die alte Dienerin kam keuchend, aufgeschreckt durch den wilden, stürmischen Lärm, und hing sich vor allem hastig ein kleines silbernes Kreuz an einer schwergliedrigen Kette um den Hals.

„Verfolgt Euch ein Traum, Herrin? Ein Tropfen Lavendel …"

„Ein Mann steht unten und ruft meinen Namen. Sieh nach, Teresa!"

Die Dienerin überlegte ein Weilchen. „Wer soll Euch wohl rufen? Ist nicht der Tag lang genug? Den Mann will ich sehen!" Sie trat, die Fassung wiedergewonnen, rasch an das Fenster und öffnete es behutsam. Sie spähte hinab, dann wandte sie sich erleichtert um. „Es ist Francesco, Herrin! Der Dummkopf, die Leute so zu erschrecken!"

Doña Jeronima schob die alte Dienerin zur Seite, ließ sich einen schweren türkischen Schal um die blanken, weißen Schultern legen, verdeckte die halb entblößte Brust und neigte sich ein wenig über den Bord, dem wonnig geschwungenen Gitter zu. Die schwarzen vollen Haare fielen wie schwere Wellen seitwärts nieder.

„Bist du es, Francesco?"

„Dem Herrn sei Dank! Herrin!"

„Was willst du? Was treibt dich her?"

„Mein Meister, Herrin! Ich erkenne ihn nicht wieder! Er ist so rätselhaft. Tut mir den Gefallen, es wird Euch nicht gereuen! Aber kommt gleich. Ich warte auf Euch!"

Doña Jeronima trat zurück. Die Dienerin schloß das Fenster.

„Reich' mir ein Kleid, Teresa! Beeil' dich!"

Die Dienerin öffnete die Schränke und hob die Kleider heraus.

Indessen starrte Francesco de Prebeste, der Gehilfe und Diener El Grecos, ungeduldig und unentwegt auf den Palast der schönen jungen Frau Jeronima. Manchmal horchte er wieder den Gassenmündungen zu, ob er etwas von der Garde vernähme. Durch die Stille dieser unbeschreiblichen andalusischen Nacht hörte er von fernher das Singen derber Männerkehlen. „Der Tarragona ist ein verlockender Gesell, wohl dem, der sich in seiner munteren Gesellschaft befinden kann!" brummte er vor sich hin. Er zupfte erregt an den überbreiten pompösen Kniemaschen, drückte den mächtigen, breitkrempigen Calabreser aus der Stirn über die vollen, dichten Haare und war im hellen Licht wie ein phantastischer, einfältiger und eitler Kobold anzusehen.

„Vier Monate kennt nun mein edler, unvergleichlicher Meister diese Frau, dieses seltsame Mädchen, und schon ist es mit seiner Ruhe vorbei. Alle Aufträge der wohledlen Herren verwahrlosen, der König selber hatte Gefallen an ihm und seiner Kunst, und er … und er … O Jammer, o Jammer!"

Francesco begann, erst langsam, dann immer rascher über den nächtlichen Platz zu laufen. Er hüpfte über große Steinfliesen und versuchte, es recht elegant zu machen; als ihm aber dieses Beginnen zu langweilig wurde, übersprang er erst immer eine, dann immer zwei der großen Fliesen, nicht ohne fortwährend einen Blick auf die Fenster des Palasts zu werfen.

„Wie langweilig doch die Frauen sind! Wieviel Zeit sie brauchen, um sich anzukleiden!" Er blieb stehen und horchte in die enge Alcalá hinein, die zum Palast der Inquisition führte. Er hörte einen schweren Schritt und sprang sogleich in den tiefen Schatten eines Hauses.

„Francesco!" redete ihn plötzlich eine weibliche Stimme an.

„Ach, Doña Jeronima! Ach, hohe Frau, ich vergehe vor Ungeduld. Daß Ihr endlich da seid!"

Jeronima drängte ihn in eine enge hohe Gassenschlucht.

„Erzähl', Francesco, rasch. Was gibt es?" Sie zog das schwarze Manteltuch wie eine Kapuze weit in die Stirn.

„Mein Meister verlangt nach Euch!"

„Jetzt, mitten in der Nacht?"

„Das ist das Merkwürdige daran!"

„Ist etwas geschehen?"

„Ihr fragt zuviel, Doña Jeronima. Ich weiß es nicht. Aber laßt Euch berichten. Ich stand bei ihm, rieb die Farben und sang. Ich sang mein Lieblingslied, Ihr kennt es doch! Ich habe es selbst gedichtet:

> ‚Mein Mund,
> Dich zu besingen.
> Meine Lippen,
> Dich zu küssen.
> Mein Herz,
> Dich zu lieben.
> Mein Messer,
> Dich zu schützen …'"

„Rede doch endlich vernünftig!" fiel ihm Jeronima in das halblaute Gebrumme.

„Ich rieb also die Farben, richtete Palette und Pinsel und war ganz begeistert von dem Porträt …"

„Welches Porträt?"

„Es ist wohl kein Porträt … verzeiht … eine weibliche Figur ist es, eine wunderbare Figur …"

„Weiter, weiter, Francesco! Sei Manns genug, um rechtschaffen erzählen zu können! Bist doch kein altes Weib!"

„Bei den Wunden Christi, nein, Doña Jeronima!"

Sie eilten durch enge Gassen. Mondlicht schnitt die blaue Nacht. Die Sterne fielen funkelnd auf die Felsenstadt. Manchmal rauschte der Tajo den beiden entgegen.

„Plötzlich wirft mir der Meister die Palette an den Kopf. Ihr findet das herrlichste Venezianerblau in meinen Haaren. Dann sieht er mich mit großen Augen an und sagt: ‚Sie ist es nicht! Nimmermehr! Gott steh' mir bei! Hab' ich plötzlich all meine Kunst verlernt? Ist plötzlich alles fort, in das unbeschreibliche Nichts, so wie es aus diesem ewigen Nichts kommt? Wie es die Gnade des Schöpfers will? Er gibt, und er vermag zu nehmen!' So sprach er." Francesco schwieg, aber Jeronima drängte ihn.

„‚Warum redet Ihr so, Meister?' frage ich und begreife ihn nicht. ‚Was ist der Künstler ohne Schaffenskraft?' erwidert er. ‚Ein Fluß ohne Wasser, ein Baum ohne Blüten, eine Frucht ohne Kern!' Er sieht wieder das schöne Bildnis an, dann, Doña Jeronima, schrie er mir zu: ‚Hol' sie mir, jetzt, sofort, auf der Stelle!' Ich wende ein: ‚Meister, es ist spät, Mitternacht …' Er stürzt auf mich los: ‚Was gilt Zeit! Was gilt Stunde und Minute, wenn es sich um den Wert eines Menschen handelt? Fort, sag' ich!' Und ich ging, Doña Jeronima, ich holte Euch!"

In Doña Jeronimas Gesicht zuckte es. Francesco bemerkte es nicht. Der schwarze Schatten der Kapuze fiel über die weichen Wangen.

„Er liebt Euch, Herrin. Kein Mann liebte ein Weib mehr und tiefer als er Euch. Er verzweifelt an seiner Kunst; an Eurem Körper. Regungslos starrt er auf Euer Bildnis. Denn es ist Euer Bildnis! Was es wohl sein mag? Ihr müßt es selbst erfahren!"

Die beiden waren bei der Kirche Santo Tomé angekommen. Francesco öffnete in einem unscheinbaren, einfachen Haus daneben eine kleine Pforte. Er ließ Jeronima eintreten.

Gärten schwelten über Terrassen. Dunkles Laub flüsterte im Nachtwind. Auf dem weiten Balkon lag ein dunkler, matter Lichtschimmer, der aus dem Atelier El Grecos kam.

„Laß mich allein!" sagte Doña Jeronima.

Sie ging mit leichten Schritten über die Treppe, eilte durch eine Flucht von Gemächern, an deren Wänden neue Gemälde des Griechen hingen. Im großen Saale standen noch Schüsseln und Becher. Aufsätze mit auserlesenen Früchten, Krüge mit schwerem südlichen Wein, in dem die Glut der andalusischen Sonne flammt und lockt. Hohe, vielarmige Kerzenleuchter prunkten zwischen dem Geschirr. Die Kerzen waren bis auf wenige verlöscht.

Jeronima öffnete eine Tür.

Auf den Stufen saß El Greco, den Kopf in die Hände gestützt. Er sah mit schweren, verdunkelten Augen in die endlose blaue Nacht. Die Türen auf die Terrassen standen offen. Ein schimmernder Sternregen

fiel tief herein. Ein leiser, flüchtiger Wind sang heimlich in den Gärten. Die Nacht klang verworren herauf.

Jeronima warf einen Blick auf das große Gemälde, das mitten im Zimmer stand.

Das mußte die reifste und wunderbarste Frau Spaniens sein! Das war sie selbst: entblößt, eine Göttin in wunderbarer Leichtigkeit und doch erdbehaftet. Duftend nach Gewährung, herb und doch erregend, die Arme gehoben, als würde sie etwas Kostbares empfangen wollen, als würde ihr ein gnadenreicher Gott das Kostbarste schenken.

Dieser Kopf! Und dieser Ausdruck des schmalen Gesichtes! Jeronima erschauerte. Eine glühende Welle Blut trieb in das blasse Gesicht. Die vollen Lippen bebten.

Wo hatte sie dieses Gesicht, den Ausdruck dieses Antlitzes schon einmal gesehen? Es mußte erst einige Tage her sein. Vielleicht in einer Nacht; es konnte gestern gewesen sein... ehegestern. Oder war es in dieser Nacht?

Langsam schritt sie weiter und blieb hinter dem Manne stehen. Sie legte die Hände auf den Kopf des Malers.

„Ich bin es!" sagte sie leise.

El Greco sprang auf und starrte sie an.

„Wie kommst du hierher?"

„Du riefst mich!"

„Ja... ich rief dich!" El Greco faßte sie mit wilden Händen. „Stehe mir bei, Jeronima! Ich kann nicht weiter!"

Ihre Hände strichen sanft über das zerrüttete Haar.

„Es gibt kein Ende!" sprach sie, den Blick über ihn hinweg in diese rätselhafte blaue Nacht gerichtet. Ein matter Wind lief von der glühenden gelben Ebene herauf.

„Kein Ende?" wiederholte er tonlos und doch hoffend.

„Es gibt kein Ende, El Greco! Es gibt nur schwere Stunden; es gibt Hindernisse. Sie müssen überwunden werden!"

„Wär' es so! Jeronima, um deinetwillen!" Er sah in ihre großen Augen.

„Zweifelst du an mir? Gehört nicht alles dir? Bin ich nicht dein?"

Er senkte den Blick.

Er, ein Meister, ein Schaffender; er, der in Abenteuern Großgewordene, aus der leichtbeschwingten, venezianischen Schule kommend, wo er das Atelier Tizians verließ, um über Rom nach Toledo zu wandern; er, der Visionen liebte, von dem Balkon seines Hauses aus in prunkhaften Visionen schwelgte — er stand da und zweifelte.

„Dein Ruhm wächst!" begann wieder Jeronima mit ihrer weichen, begütigenden Stimme zu reden. „König Philipp, so hörte ich, hat ein Werk bei dir bestellt, El Greco — und du?"

El Greco richtete sich mühsam empor.

„Sieh hin, Jeronima", sagte er und zeigte mit bebenden Händen auf das Bildnis. „Bist du dies? Oder ist es ein Phantom?" Er wurde erregt. „Gib mir Antwort, nur ein Wort sage mir, ein einziges Wort!"

Jeronima sah schweigend auf das Gemälde.

„Ich liebe dich!"

„Und dennoch mißlingt mir alles!"

„Der an seiner Liebe zweifelt, verliert das Höchste seines Lebens!"

Er konnte den Blick nicht von dem Bildnis wenden. Er starrte in ein Nichts. Dann warf er plötzlich die Hände hoch und schrie: „Es lebt! Das Bildnis lebt! Es ändert sich von Tag zu Tag! Oh, meine Hände, mein Geist!"

Jeronima lächelte.

Dann begann sie langsam den Mantel abzulegen; sie öffnete ihr Kleid; sie entblößte die Brust und stand da, wie er sie gemalt: nackt und bloß...

„Sieh mich an, El Greco!"

El Greco sah sie an. Seine Hände bebten nicht mehr; sein Auge wurde starr. Seine Blicke glitten vom Bildnis zu Jeronima. Er griff nach den Pinseln, nach der Palette.

„Alles ist gut", begann er langsam zu sprechen. „Alles stimmt in den Formen, Gesicht und Hals, Brust und Schultern, aber dann... Jeronima, sieh selbst!"

Die Palette entsank seinen Händen; die Pinsel fielen zur Erde. Die Augen schlossen sich; den Körper schüttelte es.

Schweigen lastete im Raum.

Jeronima hatte den Mantel wieder umgenommen, die Nachtkühle griff nach ihrem Körper. Die vollen Haare gelöst, stand sie vor dem Bildnis.

„Bin ich noch El Greco? Was werde ich noch schaffen, wenn dieser Frauenleib schon nicht zu fassen ist? Was sind mir diese Hände noch, losgelöst vom Willen, von der Kraft der künstlerischen Arbeit? Verstehst du das, Jeronima?"

El Greco schluchzte. Seine Hände griffen bebend nach ihr.

„Du hast recht, El Greco: dieses Bildnis bin nicht ich!"

„Du siehst es, du siehst es auch?" Er sah sie erschrocken an.

„Dies ist eine andere, El Greco. Ich kenne sie wohl. So *war* ich, ehedem. Aber *heute*? *Das* ist Vergangenheit! Aber *ich* bin Gegenwart!"

„Was sollen diese Worte? Zeigen sie mir einen Weg aus der Verzweiflung? Aus der Verwirrung? Welche Macht spielt mit mir? Bist dies du und deine Liebe? War Ähnliches jemals schon da? Kennst du dieses Grauen? Ich sehe, daß ich zu schaffen fähig bin; ich sehe, daß ich malen kann, daß die Finger wie ehedem meinem Willen folgen... und... trotzdem kommt alles anders! Die Maße stimmen nicht mehr! Tag um Tag sind neue Schatten da! Und neue Linien, die ich gestern nicht gesehen!"

„Du wirst müde sein, überarbeitet! Bist abgelenkt! Du solltest rasten! Ich gehe jetzt, El Greco, ich komme morgen vormittag wieder!"

Da griff er jäh nach ihr.

„Bleib, Jeronima! Bleib, heute, diese Nacht, laß mich nicht allein!"

Aber Jeronima schloß den Mantel, warf die Kapuze über die Haare. Sie faßte langsam nach El Greco.

„Heute nicht! Warte noch eine kurze Zeit, und ich werde immer bei dir sein! Hab' eine gute Nacht!"

Sie sprach. Ihre Stimme hatte einen festen Klang. Er hörte es und schwieg. Jeronima ging. Auf der obersten Stufe wandte sie sich, hob die kleine weiße, schöne Hand und winkte. El Greco hörte den leisen flüchtigen Schritt der geliebten Frau: dann lag die Stille der Einsamkeit um ihn.

Vor den Fenstern verlor sich die Nacht. Es war spät. Die Sterne verlöschten. Der Morgen stieg über die Silberwelle des fernen Gebirges.

Einsam geworden, fast ohne Hoffnung, nahe der Verzweiflung, verlor sich der Meister in einer rätselhaften Verlassenheit.

*

„Es ist vergeblich!" sagte El Greco tonlos. Er legte nach stundenlanger Arbeit, Qual und Enttäuschung die Pinsel und Farben fort.

Mittag war längst vorüber. Draußen stand die Sonne steil und glühend über Toledo. In der heißen tiefen Ebene flirrte das Widerlicht des gelben Sandes.

„El Greco!" mahnte Jeronima.

„Die Farben versagen, die Schatten wandern, die Formen ändern sich."

Um Jeronimas blanken Körper schwang die Sonne einen berauschenden Mantel. Jeronima ließ die Hände sinken.

„Ein Rätsel..." flüsterte El Greco, und seine Blicke folgten aufs neue rastlos den Körperlinien der Frau und verglichen damit die Maße seines Bildnisses und suchten wieder und forschten und prüften. Verzweiflung dämpfte seine Kraft, verdunkelte den Glauben an sein Können und vertrieb das Bewußtsein schöpferischer Tätigkeit und Sicherheit. Er sank nieder und schlug die Hände vor das Gesicht. Jeronima warf sich einen kostbaren indischen Schleier um.

„Jedes Rätsel findet seine Lösung! El Greco! Dein Verzagen macht dich wirr. Deine Sinne verlieren die klare Kraft. Sammle deine Kräfte! Fasse dich in Geduld! Es gibt noch einen Tag; es gibt noch viele Tage..."

Über die Stiegen herauf, durch die hallenden Zimmer polterte der schwere Gang eines starken Mannes.

„Das ist der Bildhauer Martinez de Castañada!" sagte Jeronima, nahm die vielen Kleider auf den Arm und verließ rasch das Atelier.

De Castañada stand breit vor El Greco.

„Hat dich der Tarragona von gestern noch am Kopf? Was sinnierst du? He!"

El Greco schwieg; er hatte noch immer die Hände vor dem Gesicht.

Der Bildhauer sah auf ihn herab; dann warf er einen flüchtigen Blick auf die Leinwand. Ein leises Lächeln öffnete die vollen wilden Lippen. Er legte die tatzigen Hände auf den Rücken El Grecos.

„Was ist mit dir? Was beschwert dich? Die Arbeit? Süße Qual! Was macht Doña Jeronima?"

El Greco stand müde und langsam auf.

„Es ist zu Ende, Martinez!"

„Zu Ende? Ein Spaß, wie —?"

„Laß mich allein, Martinez!"

„Wär' ein miserabler Freundschaftsdienst! Torheiten!" Martinez hub an zu lachen; sein lautes Lachen schwang sich schallend durch die Zimmer, bis auf die Straße. „Wenn Martinez lacht, dann muß es ganz Spanien hören", sagte man. „Ein gesundes, braves Lachen muß die ganze Welt zu hören bekommen", erwiderte darauf immer der Bildhauer.

„Seit wann, El Greco, gehörst du zu den lächerlichen Zweiflern? Gebührt dir nicht der Titel eines Großen in unserem Lande? Rennt nicht alles, was halbwegs Rang und Namen hat, zu dir? Hat nicht der Dian der Toledaner Kathedrale Altarbilder bei dir bestellt? Sieh an! Der erste Kirchenfürst von Spanien! Wie die Hunde um einen fleischigen Knochen, raufen und balgen sich die Nichtskönner um den geringsten Auftrag eines Niemands! Und du bist auserlesen von den Mächtigsten der Herzöge und Fürsten! He! Der König selbst schrieb einen langen Brief an dich, was schert es dich..."

El Greco lächelte schmerzhaft und winkte ab.

„Nichts von alldem, Martinez! Aber sieh dort, ein Rätsel, wahrhaft! Seit Tagen arbeite ich an diesem Bildnis. Es sollte das beste werden, das ich jemals geschaffen! Ist nicht der göttliche Schwung der Liebe darin? Flammen nicht die Farben; Lust und Inbrunst funkeln aus dem Glanz, und doch!" El Greco dämpfte seine Stimme. „Irgendeine Macht hindert mich weiterzuarbeiten. Es gelingt mir nicht, das Werk zu vollenden! Dieses Bildnis lebt, verstehst du? Diese tote Leinwand lebt! Jeden Tag, wenn ich den wunderbaren Körper mit dem wirklichen der Jeronima vergleiche, stimmt nichts mehr überein! Die Maße ändern sich; die Figur zeigt andere Schatten! Die Formen wandeln sich! Wie erklärst du dir dies Geheimnis?" (Schluß f. S. 108)



Vom 1. Gauturnfest des Großturngaues des Leipziger Schlachtfeldes in Leipzig vom 2. bis zum 10. Juli: Abendfeier der in vier Fackelzügen auf dem Marktplatz eingetroffenen Turner vor dem festlich erleuchteten Alten Rathaus am 9. Juli. Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Rudolf Lipus.

Tübingen und seine Universität.

Zur Feier des 450 jährigen Bestehens der Universität vom 24. bis zum 26. Juli 1927.



Graf Eberhard im Bart, der Gründer der Universität (1477). Erzstandbild auf der Neckarbrücke in Tübingen.

Die Eberhard-Karls-Universität in Tübingen, die in wenigen Tagen das Fest ihres 450jährigen Bestehens feiert, rühmt sich, unter den deutschen Hochschulen einen bevorzugten Platz einzunehmen. Der Nichtwürttemberger, der Tübingen und seine Universität nicht näher kennt, wird vielleicht geneigt sein, dies auf den Lokalpatriotismus des Württembergers zurückzuführen. Diese Vermutung mag in früheren Zeiten, als die Freizügigkeit der Studenten noch nicht in dem Maße wie seit der Reichsgründung möglich war und das württembergische Element an ihr vorherrschte, nicht ganz unberechtigt gewesen sein, heute wird sie schon dadurch widerlegt, daß mindestens in den Sommersemestern nahezu die Hälfte der Studierenden nicht in Württemberg beheimatet ist. Im freien Wettbewerb der deutschen Hochschulen entscheidet in erster Linie der Eigenwert der einzelnen, das, was sie durch ihre wissenschaftliche Bedeutung, ihre Einrichtungen und ihre Lage an besonderen Vorzügen bieten kann. Wenn eine ausgesprochene Kleinstadtuniversität wie Tübingen heute der Besucherzahl nach an achter Stelle steht, so muß sie solche besondere Werte aufweisen können. Schon im Stiftungsbrief ihres Gründers, des Grafen Eberhard im Bart, vom 9. Oktober 1477 werden die Anmut und Fruchtbarkeit der Gegend und die gesunde Luft als in die Augen springende Vorzüge erwähnt; sie sind in der Tat auch heute noch vorhanden. Wer in Tübingen einmal geweilt hat, vergißt die unvergleichlich schöne, über dem Neckar sich aufbauende Stadt mit ihrem wuchtigen Schloß und ihrer hochragenden Kirche nicht wieder.

Mit päpstlicher Zustimmung 1477 vom Landesherrn gestiftet, tritt die Universität als bevorrechtete, mit erheblichen Privilegien ausgestattete Korporation und mit vier Fakultäten, der theologischen, juristischen, medizinischen und Artisten-Fakultät, ins Leben und versteht es, sich von Anfang an eine geachtete Stellung zu verschaffen. Nach der Reformation, die schon von 1535 ab an der Universität eingeführt wird, erhält sie als wichtigsten Zuwachs das evangelisch-theologische „Stift", bis in die Gegenwart der Mittelpunkt der evangelisch-theologischen Fakultät. Auf Anregung des Herzogs Christoph wird gegen Ende des 16. Jahrhunderts eine ähnliche Anstalt für Staatsdiener, das Collegium Illustre, gegründet. Seit 1818, nach seiner Auflösung und der Verlegung der katholisch-theologischen Universität Ellwangen und ihrer Angliederung an die Landesuniversität als katholisch-theologische Fakultät ist in dem Collegium Illustre das katholische Konvikt, die Parallelanstalt zum evangelischen „Stift", untergebracht. Im Jahre 1817 wird die Universität außerdem durch die neuerrichtete staatswissenschaftliche Fakultät weiterausgebaut, die 1923 mit der juristischen zur rechts- und wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät vereinigt wird. Als jüngste Fakultät erhält die Universität im Jahre 1863 die naturwissenschaftliche. Auf die interessante Entwicklung ihrer Verfassung und die damit verbundenen Kämpfe kann wegen des beschränkten zur Verfügung stehenden Raumes ebensowenig eingegangen werden wie auf das vielseitige wissenschaftliche Leben, die glänzenden Vertreter ihres Fachs in allen Fakultäten, die Entwicklung ihrer Institute, das Leben und Treiben der Studierenden. Den größten Aufschwung nimmt die Universität in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch den Bau und die musterhafte Einrichtung großer Institute und Kliniken. Seit 1910 überschreitet die Zahl der Studierenden 2000, sie beträgt im Sommerhalbjahr 1927 3001.

Universitätsrat Dr. Knapp.



Prof. Dr. Wilhelm Trendelenburg, Rektor der Universität Tübingen.



Grabstein eines Tübinger Studenten aus dem Jahre 1606 an der Südmauer der Stiftskirche in Tübingen.



Das alte, 1877 renovierte Universitätsgebäude.



Das heutige Hauptgebäude der Universität, die sog. Aula. Errichtet 1842.



Eingang zu der 1912 vollendeten Universitätsbibliothek.





Blick auf das äußere Portal von Schloß Hohentübingen und die Stadt. Im Hintergrund der Kaiser-Wilhelm-Turm auf dem Österberg. — Rechts nebenstehend: Winkel in der Jakobsgasse.





Alt-Tübingen mit Schloß Hohentübingen. Rechts hinten das Ammertal. — Im Oval: Der Turm der Stiftskirche, von der Langengasse aus gesehen. Rechts der Eckturm des heutigen katholisch-theologischen Konvikts, das bis 1816 die Fürstenschule, das sog. Collegium Illustre, beherbergte.





Das Rathaus. Erbaut 1435. — Rechts nebenstehend: Grabstätte des schwäbischen Dichters Ludwig Uhland und seiner Gattin auf dem Tübinger Friedhof.

GUSTAV SCHAFFER



Selbstbildnis.

Der Chemnitzer Maler Gustav Schaffer, der Bergmannssohn aus dem Plauenschen Grunde bei Dresden, ist vom Kunstgewerbe her zur Kunst gekommen. Die Dresdener Kunstgewerbeschule war es, die dem technischen Können des begierig Strebenden die Grundlage gab, eine Grundlage von unschätzbarer Zuverlässigkeit. Als der Zwanzigjährige, den der Drang, zu wirken und zu schaffen, schon ein paar Jahre zuvor einmal auf kurze Zeit ins praktische Leben hinausgetrieben hatte, den Zwang der Schule und des Handwerks ungeduldig von sich streifte und sich mit einer fast wütenden Leidenschaft auf das warf, was seiner künstlerischen Sehnsucht lockende Befriedigung verhieß, wußte er selbst noch nicht, was für einen Schatz an Können und sittlichem Ernst er aus diesen Lehrjahren in sein ferneres Leben hinübernahm. Es ist ihm das erst in späterer Zeit zum Bewußtsein gekommen, als er begann, sich mit technischen Problemen seiner Kunst zu beschäftigen, und nun fand, wie mühelos er sie meisterte.

Damals, in den hoffnungsvollen Sturmjahren des Jünglings, gab Schaffer die Anwartschaft auf eine bürgerlich gesicherte Existenz zum Pfande. Er hat zäh ausgehalten, allen Widernissen zum Trotz, und hat dafür die Wohlgegründetheit seines künstlerischen Wesens eingetauscht.



Frauenbildnis.

Das wahrhaft riesige Gesamtwerk des 46jährigen zeigt heute freilich mit aller Deutlichkeit, wie auch seine künstlerische Entwicklung ein ewiger Kampf war und ein Kampf bis in die jüngsten Tage hinein geblieben ist, ein Kampf aber, der zwar gelegentlich einmal zu zornigem Frontwechsel führt, der jedoch im allgemeinen mit Zähigkeit, trotz aller inbrünstigen Hingabe fast mit Gelassenheit und jedenfalls mit eiserner Folgerichtigkeit und Zielstrebigkeit ausgefochten wird. Dem Ringen mit den ersten großen eigenen Seeleneindrücken, seinem biblischen Werk, dem er sich, höchste Konsequenz, mit dem Holzschnitt zuwandte, in einer eigenen Technik übrigens von hauchartiger Keuschheit, folgte die Ergründung fremder Seelen: eine reiche Tätigkeit im Bildnis, dieses ganz im altmeisterlichen Stil der deutschen Renaissance erfaßt und demgemäß mehr gezeichnet als gemalt, jedes einzelne aber im Ausdruck seltsam in sich zurückgedämmt, ohne Beziehung zur Welt. Eine Explosion unterbricht diese Phase. Der strenge Stil, die aszetische Verschlossenheit wird gesprengt durch Gesichte, seelische und malerische. Gestalten geduckter Menschen, Bettler, Greise, Lebensmüde, Lebensarme, Lebenssatte, geistern durch merkwürdig zerzitterte, zerknitterte, zerflossene Landschaften, nervöse Wandlungen der immer gleichen braunen oder erdgrünen Grundfarbe spuken über das Bildviereck.



Die Blinden.

Aber wie nach einem Gewitter der Regenbogen, entsteht nach dieser kurzen Entladung nächtiger Seelenbezirke eine lange Folge von neuen Bildnissen, abgeklärt im Geistigen, von einer gelösten Schönheit in Form und Bewegung, geläutert, ja, edel in der Technik. Dieser Entwicklungsabschnitt ist heute noch nicht abgeschlossen. Er ist durchsetzt von neuem Kampf um den Ausdruck religiöser Erlebnisse, nun aber mit einem ungleich höheren Erfolg, und mündet aus in das längst fällige Zwiegespräch des Malers mit der Farbe, die bei Schaffer bis dahin noch nicht zu ihrem vollen Recht gekommen war.

Schaffer ist weit davon entfernt, ein Fertiger zu sein. Die Möglichkeiten, die in ihm selber liegen, hat er noch lange nicht erschöpft. Die Folgerichtigkeit seiner Entwicklung läßt eine immer weiter führende Abklärung seiner Persönlichkeit erwarten.

Hub. Maushagen.





Links: Schweinehirt.
Rechts: Das Gleichnis.

Idylle im Garten

Nach photographischen Aufnahmen der „Gartenschönheit"







Oben rechts:

Kletterrosen über blütendurchsproßtem Grün.

Oben links:

Blütenrausch auf Steinen.

Im Oval:

Rittersporn am Taubenschlag.



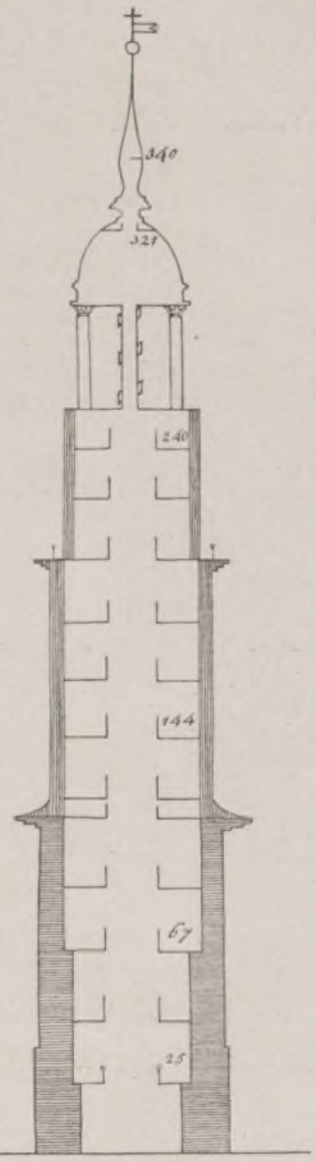


Blühende Glyzine an sonniger Hauswand.

Rechts nebenstehend: Margareten im Steingarten.

Wissen und Leben

Dreht sich die Erde? Vor 125 Jahren, am 9. Juli 1802, begann der Physiker Johann Friedrich Benzenberg auf dem Michaelis-Kirchturm in Hamburg seine Versuche, die Achsendrehung der Erde durch die östliche Abweichung frei fallender Körper nachzuweisen. Zwar ist jedermann überzeugt, in der täglichen Drehung des Fixsternhimmels die Erdrotation wahrzunehmen, aber der tägliche Auf- und Untergang der Gestirne kann nicht als Beweis für solche Drehung betrachtet werden. Es ist bekannt, daß jahrhundertelang diese heute für Schein gehaltene Bewegung als Wirklichkeit angesehen wurde, namentlich weil man von der Drehung der Erde nichts „spürte". Spürt man von der Erdrotation wirklich nichts? Läßt sie sich nicht an den Körpern auf der Erde selbst sichtbar machen? Es war Newton, der im Jahre 1679 in der Royal Society in London darauf aufmerksam machte, daß auf einer von Westen nach Osten rotierenden Erde ein frei fallender Körper eine östliche Abweichung von der Lotlinie zeigen müsse. Da alle Körper auf der Erde und in ihrer Atmosphäre an der Rotation teilnehmen, hat ein Körper, der durch eine größere Höhe fällt, im Zeitpunkt, wo er losgelassen wird, eine größere Rotationsgeschwindigkeit nach Osten als der Punkt der Auftrefffläche, der lotrecht unter seiner Ausgangsstelle liegt, weil dieser der Erdachse näher ist. Da der Körper infolge des Beharrungsvermögens diese größere Geschwindigkeit beibehält, muß er seinem Lotpunkt vorauseilen und östlich von diesem die Aufschlagfläche treffen. Man berechnet, wieviel die östliche Abweichung am Ort des Versuchs und bei der benutzten Fallstrecke betragen muß, falls sich die Erde mit der Geschwindigkeit, die der Fixsternhimmel zeigt, um ihre Achse dreht, und vergleicht mit diesem berechneten Wert den im Versuch beobachteten Wert der Abweichung; die Übereinstimmung beider ist ein befriedigender Nachweis der Erdrotation. — Versuche Robert Hookes, des berühmten Experimentators der Royal Society, die östliche Abweichung nachzuweisen, mußten mißlingen, da die von ihm benutzte Fallstrecke von 27 Fuß zu gering war. Auch Guglielminis Fallversuche 1791/92 im Turm Asinelli in Bologna mit der beträchtlichen Fallhöhe von 78,3 m führten nicht zu dem von der Theorie geforderten Ergebnis, hauptsächlich weil die Ermittlung des Lotpunktes der Ausgangsstelle erst sechs Monate später, nachdem die Versuche gemacht waren, erfolgt war. Erst zehn Jahre darauf gelang es Benzenberg, der sich die Erfahrungen seiner Vorgänger zunutze machen konnte, den Nachweis wirklich zu bringen. Ihm stand in Hamburg eine Fallstrecke von 76,34 m zur Verfügung, an der er in 31 Versuchen eine östliche Abweichung mit Sicherheit feststellte; sie betrug im Mittel 9 mm. Eine Wiederholung der Versuche in einem Kohlenschacht zu Schlebusch 1804, wo eine Strecke von 85,1 m benutzt wurde, bestätigte von neuem die Richtigkeit der von Newton gefolgerten Abweichung. Aus 29 Versuchen ergab sich im Mittel eine Abweichung von 11,5 mm, was mit dem von der Theorie geforderten Betrag innerhalb der unvermeidlichen Fehlergrenzen gut übereinstimmt. Damit war es Benzenberg als erstem gelungen, die Achsendrehung der Erde an Körpern auf der Erde selbst sichtbar zu machen. Benzenberg wurde am 5. Mai 1777 zu Schöller bei Elberfeld als einziger Sohn eines Landpredigers geboren und studierte zuerst in Marburg Theologie, widmete sich aber bald ganz dem Studium der Physik und Mathematik in Göttingen unter Lichtenberg und Kästner. Im Jahre 1805 wurde er Professor der Physik und Astronomie am Lyzeum zu Düsseldorf. Aber schon 1810 gab Benzenberg sein Amt wegen seiner Gegnerschaft gegen Napoleon und die Franzosen auf und begab sich nach der Schweiz, wo er als Privatgelehrter lebte. Nach dem Frieden kehrte er zurück und verfaßte außer wissenschaftlichen Arbeiten aus den Gebieten der Physik und Astronomie eine Reihe politischer Werke. Er starb am 8. Juni 1846 auf seiner kleinen Besitzung in Bilk bei Düsseldorf, wo er sich 1844 eine Sternwarte mit zum Teil recht wertvollen Instrumenten eingerichtet hatte. W—r.



Zum Nachweis der Drehung der Erde durch den deutschen Physiker Johann Friedrich Benzenberg vor 125 Jahren: Durchschnitt des Turmes der St-Michaelis-Kirche in Hamburg, in dessen Innerem Benzenberg am 9. Juli 1802 die ersten gelungenen Versuche zu diesem Nachweis machte. Die Achse des Turmes ist völlig frei, so daß Benzenberg die Versuche mit rund 76 m Fallhöhe anstellen konnte. Die Zahlen in der Zeichnung aus 1804 bedeuten Pariser Fuß. (Vgl. den Beitrag „Dreht sich die Erde?")

Vom Feldblumenstrauß zum Kunstwerk. Es gibt Leute, die keine Landschaftsgemälde lieben; sie sagen, sie sehen sich die Natur lieber so an, wie sie der liebe Gott geschaffen hat. Wer so spricht, hat entweder nur schlechte Bilder gesehen, oder er hat überhaupt kein Kunstverständnis. Denn Menschen, denen es gegeben ist, die Natur mit Künstleraugen zu sehen, wissen auch den Wert eines Kunstwerkes zu schätzen. Es gibt auch Leute, die kein Verhältnis zur Gartenkunst haben; sie verkennen ebenfalls das Wesen der Kunst, wenn sie glauben, das Ideal eines Gartens sei ein Stück Gemüseland mit ein paar Blumen zur „Verzierung". Und schließlich ist die Zahl derer Legion, die noch nicht begriffen haben, daß die Blumenbinderei ein Kunstgewerbe sein kann, wenn sie von einem Künstler ausgeübt wird. „Die Kunst liegt in der Natur, wer sie heraus kann reißen, der hat sie." Dieses Wort Albrecht Dürers ist der Schlüssel zum Verständnis jeder Kunst und läßt sich am leichtesten begreifen, wenn wir das Wesen der Kunst an der Landschaftsmalerei oder der schönen Gartenkunst zu zeigen versuchen. Man braucht nur an die Worpsweder Maler zu erinnern, denen wir es verdanken, daß wir jetzt früher verachtete und als langweilig verschriene Landschaften mit ihren Augen anzusehen gelernt haben. — Was Gartenkunst ist, wie sie sich entwickelt hat, und wie gerade sie aus der Natur „herausgerissen" werden kann, ist dem größten Teil der gebildeten Menschheit erst durch das unvergleichliche Werk des berühmten Gartenkünstlers Willy Lange „Gartengestaltung der Neuzeit" (J. J. Weber, Leipzig) zum Bewußtsein gekommen. Und nun unternimmt es der gleiche Künstler, Ästhet und Philosoph, uns zu zeigen, daß auch die „Blumenkunst" mehr ist oder sein kann als eine Angelegenheit des bloßen Geschmacks, daß sie ausgebaut werden kann zu einem Kunstgewerbe edelster Art, dazu angetan, gleichermaßen unsere Sinne, unser Herz und Gemüt zu erfreuen und zu veredeln. Wie aus der Enge des Bauerngartens und den Blumentöpfen am Fenster allmählich der Garten als Kunstwerk entstand, so kann aus dem naiven Feldblumen- oder Bauernstrauß, den Abbildern der Landschaft oder des Bauerngartens, ein entzückendes kunstgewerbliches Kleinod entstehen, wenn man mit künstlerischem Empfinden seinem Material Form und Farbe verleiht. Besteht doch der Unterschied zwischen schablonenhaftem Handwerk und Kunsthandwerk im wesentlichen darin, daß Material, Form und Farbe in künstlerisch wirksamer Beziehung zueinander gesetzt werden. Daneben vermag durch Veredelung des Materials dieses in seiner künstlerischen Wirkung gesteigert zu werden, und das Ganze kann durch symbolische oder allegorische Momente über die rein ästhetisch-künstlerische Wirkung hinaus in Einklang gebracht werden mit dem Gemütsleben dessen, dem die Blumen „geopfert" werden. Willy Lange versteht es, wie selten ein bildender Künstler, in seinem neuesten Werk „Blumen im Hause" (J. J. Weber, Leipzig) die Gesetze, nach denen er als Künstler unbewußt schafft, aus dem Kunstwerk zu abstrahieren, wodurch in dem Leser Saiten anklingen von ganz besonderem Wohllaut. Auch diese Gesetze „reißt" Willy Lange aus der Natur „heraus", die ihm den Weg weist, die Farben seines Straußes, Kranzes oder Gewindes harmonisch zu komponieren. Aber auch die Formgesetze entwickelt er aus der Betrachtung natürlicher Formen, wie z. B. des Ahornblattes, das ihn zur Formulierung des geistvollen „Pentagrammgesetzes" anregt. Wie alle Werke Willy Langes, wenden sich auch die „Blumen im Hause" keineswegs nur an die Fachleute, sondern an alle, die Freude an Blumen haben; die Fachleute aber werden dem Verfasser besonders dankbar sein müssen, daß ihnen die Augen geöffnet werden, denn die „Blumenkunst" ist ein Kunsthandwerk, das niemals durch Maschinenbetrieb verflacht werden kann. Sie wird stets im wahrsten Sinne des Wortes ein Kunst-„Handwerk" bleiben. Dr. W. Wächter.

Lebensalter der Tiere. Es ist eine bekannte Tatsache, daß eine jede Tier- und Pflanzenart ein bestimmtes mittleres Alter erreicht, das nie wesentlich überschritten werden kann. Diese mittlere Altersgrenze ist für eine jede Art verschieden und differiert auch sehr stark bei ganz nahe verwandten Gruppen. Man hat oft versucht, eine Erklärung für diese Verschiedenheit zu geben; alle bis jetzt aufgestellten Theorien haben sich jedoch nicht als stichhaltig erwiesen, und die Beantwortung der Frage steht nach wie vor aus. Als Ursache für die Erreichung eines hohen Lebensalters kann man z. B. eine träge Lebensweise und einen langsamen Ablauf der Stoffwechselvorgänge annehmen. Lebhafte, immer in Bewegung befindliche Tiere brauchen sich vielleicht schneller auf und leben infolgedessen kürzer als solche, die ein beschauliches Dasein führen. Die Anschauung trifft jedoch nicht zu, da die so außerordenlich lebhaften Vögel ein sehr hohes Alter erreichen können. Auch langsames Wachstum vermag nicht größere Lebensdauer zu bedingen, da z. B. eine Kröte, die einige Jahre zur Erlangung der vollen Körperreife braucht, ebensolange lebt wie der Kuckuck, der schon in einem Jahre reif wird. Daß große Tiere länger leben als kleine, trifft ebenfalls nicht zu, obwohl bei den Säugetieren viele Beispiele dafür zu sprechen scheinen. Ebensowenig kann die Theorie akzeptiert werden, daß Tiere mit spärlicher Nachkommenschaft besonders langlebig sind; der Karpfen, der etwa 500000 Eier legt, und der Adler mit 2—3 Eiern erreichen ungefähr das gleiche Alter. Wie man aus diesen Beispielen ersehen kann, ist das Problem noch nicht gelöst, doch ist ein Vergleich der Lebensdauer verschiedener Tierarten sehr interessant. So leben z. B. Regenwurm 10 Jahre, Flußkrebs 20, Bienenkönigin 2—5 Jahre, Arbeiterin der Bienen 6 Wochen, Wegschnecke 2—3 Jahre, Gartenschnecke 9, Teichmuschel 12—14 und Perlmuschel 100 Jahre. Karpfen, Hechte, Welse leben etwa 100 Jahre, Schildkröten angeblich 300, Haushahn 15—20, Storch 70 Jahre, Schwan, Rabe, Papagei 100, Geier 115, Hund 28, Pferd 40—60, Esel 100 Jahre, Elefant 150—200 und Wal 200 Jahre. Dr. J. Seide.



Ein neuer Riesenbuddha in Japan: Die Buddhafigur in den Anlagen von Shurakuen südlich von Nagoja. Der 18 m hohe Buddha übertrifft an Größe die Buddha-Standbilder von Nara und Kamakura. Während aber diese aus Bronze gegossen wurden, ist die vor kurzem vollendete Figur in Shurakuen aus Stein und Zement.

(Schluß der Erzählung „Verkündigung".)

Martinez hatte aufgemuntert zugehört. Seine Lider kniffen sich zusammen. Es wurde still. Da neigte sich Martinez El Greco zu. Er zögerte, zu sprechen, als könnte er keinen Entschluß fassen, das Gedachte mitzuteilen. Dann dämpfte er seine Stimme.

„El Greco, Freund meiner Kunst, Freund meiner Jahre, verstehe mich recht. Jeronima ist eine Frau. Eine allseits begehrte Frau. Kann sie nicht auch Weib sein; kann nicht Lust und Begierde in ihr lodern, jäh, unerwartet und verlockend? Es gibt viele Speisen, nach denen es uns gelüstet, und viel süffiges Getränk, nach dem es uns dürstet — muß man deshalb ein Prasser sein?"

El Greco sah ihn verständnislos an.

„Ich vermag dich nicht zu verstehen! Was soll das heißen? Sprich deutlich!"

„Deutlicher! Nun denn, El Greco, weißt du bestimmt, ob Doña Jeronima dir die Treue hält?"

Ein Zucken lief über die Lider El Grecos; seine Hände griffen rasch und hart nach den Armen Martinez'. Sie rissen ihn ganz heran.

„Hast du Beweise?"

„Nicht so meine ich es", wich der andere aus.

„Wie sonst?"

„Die Liebe ändert eine Frau. Warum nicht auch die Untreue? Das Seelische drückt sich körperlich aus. Ich habe das mitgemacht. Du kennst doch meine ‚Eva'?"

El Greco hörte nicht mehr auf seine Worte. „Das ist die Sprache des Teufels!" Sein Blick umfaßte das Gemälde, als könnte er darin entdecken, was er nicht entdecken wollte.

„Laß mich allein, Martinez! Habe keine Lust für Menschen!"

„Ich meinte nur!" sagte Martinez, während er den Sevillaner Calabreser nahm, die seidenen Kniebänder überprüfte, das taillierte Jackett mit einem Knopfe schloß, nach seinem mit Elfenbein verzierten Stocke griff und die Stiege empor, fort durch die Zimmer polterte.

„Jeronima!" wollte El Greco rufen. Aber er hielt an sich. Untreu? Diese Frau mir untreu? Das ist unmöglich!

Aber die Worte des Nächsten, die Meinung eines fremden Mundes verfolgen mitunter die schmerzbereiten Menschen wie Phantome bei lichtem Tag, wie Wölfe in der Nacht.

Bis in den Abend hinein wurde El Greco verfolgt von diesen Phantomen. Eine Horde hungriger Wölfe waren sie und stürzten sich auf ihn, weil er wehrlos war.

Weil sein Herz ganz dieser Frau gehörte. Und weil seine Liebe elend selig war.

*

Hohe Armleuchter standen zwischen Schüsseln und Tischgerät. Die Kerzen flackerten mit hohen Flammen. Die lange Tafel im weiten Saal war an diesem Abend dichtgefüllt mit vielen Persönlichkeiten, Exzellenzen und Notabilii der Stadt Toledo und des Landes.

Die Festlichkeiten nahmen im gastfreien Hause El Grecos kein Ende. Die Honorare für die bestellten Bilder und Werke wurden gern und rasch in großen ledernen Beuteln gebracht; aber lieber noch und flinker wieder ausgegeben.

An den Wänden des großen Zimmers blinkten in frischer Farbe die neuesten Schöpfungen El Grecos. Die Gäste sahen die „Geburt Christi", die der Meister zum viertenmal vollendet hatte. Nebenan fanden sie den „Franz von Assisi". Es ging ein eigenartiger Zauber von diesen Bildern aus.

Die beiden Werke gaben dem Dichtermönch Fray Felix Hortensio Paravicino Anlaß, einige glühende Sentenzen zu verfassen.

Wein aus Jerez und Malaga füllte die silbernen Krüge, Wein aus Tarragona und Valdepeñas schäumte in den funkelnden Bechern.

Durch die Verandatüren schimmerte die Nacht herein. Das Mondlicht spielte mit dem tiefen Lande.

An diesem Abend war auch Seine Herrlichkeit der Inquisitor Don Niño de Guevara erschienen und thronte verschlossen und finster am oberen Ende zwischen dem Künstler Pedro de Orvente und dem Miniaturenmaler Julio Clovio.

Der Bildhauer Martinez de Castañada war nicht zu sprechen. Er saß wuchtig und festgewachsen am unteren Ende der Tafel, wo noch prachtvolle Hühner und knusprig gebratene Wachteln auf den Tassen lagen und die Krüge voll Wein vor ihm standen. Manchmal warf er einen raschen Blick zu Jeronima, die mit etwas blassem Gesicht und dichtgeknotetem Haar in der Mitte saß.

In dem Augenblick, da der Inquisitor die neuesten Abenteuer des Herzogs Alba und König Philipps mit den Ketzern und Ungläubigen zum besten gab, ausführlich und getreu berichtete — er sprach langsam, hart und hatte die Hand geballt zu eiserner Faust, obwohl von seinem im Grunde genommen weichen Herzen viel die Rede ging — in dem Augenblick, da der Mönch Hortensio ein funkelndes Sonett auf die Herrlichkeit Doña Jeronimas verfaßte und auf eine im weiten Habit stets mitgetragene Rolle Pergaments schrieb, öffnete sich die Tür, und Francesco geleitete unter tiefen Bücklingen, eine Erhabenheit nicht ganz verbergend, den Dian der Toledaner Kathedrale in den Raum.

Es wurde mit einem Male still.

Spaniens erster Dompropst setzte sich langsam, mit einem feinen Lächeln um den glatten, wohlgeformten Mund, neben Doña Jeronima,

hob die Hand, und der große römische Rubin des mattgoldenen Zeigefingerringes schimmerte lodernd auf.

„Laßt Euch nicht stören, Herrschaften, in der guten Unterhaltung,“ begann er mit klingender Stimme zu reden, „ich will noch den Meister in der Gott wohlgefälligen Malerkunst, unseren El Greco, begrüßen, geziemend, wie es einem Großen gebührt!“

El Greco kam um die Tafel herum, verbeugte sich und küßte den lodernden römischen Rubin an der kirchenfürstlichen Hand.

„So es Gott wohlgefällt, Euch in meinem bescheidenen Haus empfangen zu dürfen, hoher Herr, ich dank' Euch, wir alle freuen uns ...“

El Greco vergaß, als er von seinem „bescheidenen“ Hause sprach, die vierundzwanzig Gemächer des weitläufigen Palasts, die ihm der Marquis de Villano zur Verfügung gestellt hatte.

Der Dian ließ die Hand El Grecos nicht los. Seine Augen prüften das Gesicht des Meisters; sie faßten scharf und schnell den unsteten, unruhigen Blick der großen dunklen Augen.

„Es ist Euch, El Greco, ein Schatten über die Seele gefallen! Was gibt es?“ fragte er leiser werdend.

Doña Jeronima aber hörte es; sie horchte auf. Ihre Augen standen weit offen.

„Nur eine Kleinigkeit, hoher Herr. Hoff', es wird bald in Ordnung sein!“

„Redet mir nicht von Kleinigkeiten, Meister! Ich kenne keine! Bedrückt Euch der Auftrag unseres Königs, das Werk für den Escorial? Drücken Euch andere Sorgen?“ Der Dian zwinkerte mit einem Auge.

„Nichts von alldem“, wich El Greco aus.

„Ich will Euch an die Hand gehen. Ich rate Euch, laßt Euch von der Art unseres Königs nicht beeinflussen. Sein unseliger Aberglaube wird stärker von Tag zu Tag. Er macht ihn zum Tyrannen über sich selbst! Bedenkt dies, Meister!“

„Ich fürchte,“ sagte Pedro de Orvente, „Ihr werdet kein Glück haben. Unser königlicher Herr wird Euch das Werk zurückschicken!“

„Veronese und Tintoretto haben den königlichen Auftrag abgelehnt, der Weg nach Spanien ist ihnen zu weit und zu gefährlich!“ meinte Clovio.

„Und Tizian fühlt sich zu alt!“ fiel Orvente ein.

„Was übrigbleibt,“ brummte Martinez vor sich hin, „sind die gleichgültigen, faden Klassizisten Zuccari, Romulo, Tibaldi, ohne Individualität, blaß und arm, Schatten statt Licht, goldglühende Orangen, trocken, ohne Saft ...“

„Kennt Ihr den neuesten Ausspruch des Königs?“ drang der Inquisitor Niño de Guevara in die Wechselrede. „Lieber gar nicht herrschen als über Ketzer.“

„Gut gesagt!“ flüsterte Hortensio dem reichen Herrn Gregorio de Angelo zu. „Gut gesagt, wenn man königlicher Handwerker im Verurteilen und Aufhängen ist!“

„He, El Greco!“ rief plötzlich mit Stentorstimme der sattgegessene Martinez über die Tafel hinweg seinem Freunde zu, „hast du vor allem schon einen Entwurf, eine Idee für dieses Prachtgemälde?“

El Greco hatte die Tafel verlassen. Er stand unter den Türen am Balkon. Unter ihm rauschten die Mandelhaine. Zypressen schossen wie dunkle Fontänen empor. Im Weinlaub sang ein Nachtvogel. Ein schweres unbeschreibliches Blau lag über dem Tieflande.

Plötzlich baute sich ein Fels in dieser blauen Dämmerung auf, unweit und doch in einer Ferne, umspült vom bläulichen Licht des Mondes. Häuser und Paläste wuchsen empor. Die Erde öffnete sich. Gräber klafften. Eine Legion phantastischer Gestalten strömte zur Erde hoch, wallte über sie hin. Eine Wallfahrt, die kein Traum erfinden konnte.

„Seht Ihr es?“ rief El Greco begeistert aus. „Da, schaut es Euch an! Dort drüben: die spanische Kaiserstadt, der Fels zwiefach gespalten, Scharen von Mönchen, quellend aus offenen Gräbern, zerfetzt die Erde, zerrissen der Fels, von einer Macht, von der Gewalt eines Schöpfers, der Himmel tief gesenkt und nun ein Kreuz! Lächelnd neigt sich Christus, blutfunkelnd die Wundmale! Und da — König Philipp, der Tyrann der Ungläubigen, der Ketzer. Seht doch, wie er sie zu Scharen treibt, hordenweise, und wie sie sich neigen, zähneknirschend unter der Drohung eines riesengroßen Galgens! Tot! Verdammnis! Und Erlöser im Glauben, im Namen Christi. Und dennoch geht ein wundersames Licht über dies alles, ein Licht der Verzeihung und der Güte ...“

El Greco schwieg und starrte gedankenverloren in die Nacht. Die Gäste schwiegen. Die Blicke hingen an dem Maler.

Nur Martinez war nicht ergriffen und brummte vor sich hin: „Ein frevler Narr, dieser König!“

Der Dian machte ein Zeichen. „Er hat eine Vision!“ flüsterte er. „Vielleicht hat er den Entwurf für dieses Werk gefunden! Viel zu rein für die Ideen dieses Königs, zuviel Idealismus. Ich fürchte, Orvente wird recht behalten. Er wird das Werk zurückbekommen. Am Aberglauben zerschellt das ganze Leben dieses Königs!“

El Greco stand schweigend, seine Augen leuchteten. Da faßte Martinez ihn am Arm. „Wie blaß Jeronima ist!“ flüsterte er ihm zu.

„Was faselst du?“ fuhr ihn El Greco an, aus den Höhen zur Erde niedergerissen.

„Ist sie krank?“ redete Martinez weiter. „Es wird gut sein, du kümmerst dich mehr um sie als um den Narren Philipp.“

El Grecos flammender Eifer sank zusammen. Qual ergriff sein Herz.

„Willst du mich wankend machen?" knirschte er.

Aber Martinez hörte nichts mehr; er saß wieder an der Tafel und setzte den Krug an den Mund. Die Lichter flackerten ruhelos. Lächelnd und still, in seine göttlich beglückte Armut hinein versunken, sah Franziskus auf die festliche, nächtliche Tafel. Saiten erklangen. Das Lautenspiel war fröhlich. Die Becher kreisten langsamer; es wurde spät.

Die Gäste gingen.

„Laßt die Lichter verglühen!" rief El Greco den Mägden zu.

Francesco schloß die Türen des Hauses.

„Jeronima, komm!"

Im Atelier stand die helle Nacht. El Greco machte Licht.

„Ich will's zum letztenmal prüfen!" sagte er.

Jeronima schwieg. Sie löste das Kleid und stellte sich neben das Bildnis. Und abermals verglichen die Blicke El Grecos das Gemälde mit dem wirklichen Körper.

Und abermals stimmten die Maße nicht mehr; selbst jetzt im Schein der vielen Kerzen erkannte er, was er an jedem lichtvollen Tage sah. Grauen erfaßte ihn.

Ihr Leib blinkte weiß und hell. Die Hüften dehnten sich, als fühlten sie eine schwere kommende Last. Das Gesicht war blaß und die Haut von durchsichtiger, seltsamer Farbe. El Greco richtete sich auf und sah sie an. „Jeronima ... betrügst du mich?"

Jeronima lächelte. Schmerz drang in ihre Brust; aber das Lächeln verhüllte ihn seinen Blicken.

„Wenn du an mir zweifelst, ist alle Antwort unnütz."

„Nur ein einziges Wort!" bettelte er.

Aber Jeronima schwieg. Sie hob die Arme und stand erwartend.

„Deine Kraft, El Greco, ist dieselbe geblieben! Nur dein Blick, El Greco ist verdunkelt. Wer hieß dich zweifeln?"

„Du siehst es selbst!" sagte er tonlos.

Um Jeronimas zuckende Lippen spielte wieder ein Lächeln. In der Stille der Nacht pfiff ein Vogel. Glockenschläge wehten über die Dächer.

Nach einem Weilchen sagte Jeronima leise: „Ich werde Schmerzen um dich tragen, El Greco."

Der Ehrgeiz peitschte ihn.

„Nicht ärger als die Qual um mein Können werden sie sein!"

„Und dennoch werden es nicht dieselben sein! Sieh mich doch an, El Greco, sieh mich an!"

„Es ist vergeblich. Ich kann mir dieses Rätsel nicht erklären. Ich finde die Lösung nicht!"

„Vor einiger Zeit noch," begann Jeronima zu reden, mit einer seltsamen Wonne in der Stimme, mit einem Gefühl, das sich selig in ihre Worte schwang, auf ihre Lippen; sie sah weit und verloren in die Nacht, „vor einiger Zeit, El Greco, hattest du einen Wunsch. Es war dein glühendster, es war dein schönster, er erfüllte ganz dein Denken. Erinnerst du dich noch?"

Er schüttelte den Kopf.

„Die Granatäpfelgesträuche blühten. Die Mandelhaine dufteten. Wir standen im Garten. Du sprachst von einem Kinde, El Greco, du sprachst von einem Sohn!"

„Jeronima!" rief El Greco, und sein Blut erglühte. Er starrte sie fassungslos an. Seine Hände griffen bebend nach ihr. Sie lagen zart und unsicher auf ihren Armen.

„Du wirst ein Kind bekommen, El Greco", fuhr sie fort, ohne ihn anzusehen.

Seine Lippen bewegten sich kaum. Sein Blick glitt tastend ihren Körper entlang. Sein Herz schlug wild. Seine Augen sprühten, sein Blut sang. Langsam drehte das Glück ihn im Kreise. Und die Seligkeit trieb ihn, daß er auf der Erde kaum Fuß fassen konnte.

„Ein Kind, Jeronima! Sage es noch einmal!"

Jeronima hob die Hände, als würde sie ein kostbares Geschenk entgegennehmen wollen. Zweifel, Hoffnungslosigkeit stürzten ein, ein berauschendes Glück stieg auf. Nun sah er es, nun fand er des Rätsels Lösung.

„Jeronima!" schluchzte er und sah sie an, „meine Geliebte, mein Alles, du Einzige!"

Und er begriff jäh das Wunder der Natur. Er empfand die Wandlung der Form. Er wußte nun, beseligt voll Inbrunst, um das Geheimnis ihres Körpers.

„Das Kind! Das Kind!" sang es stürmisch und nachhallend in El Greco.

Die selige Gebenedeitheit des Lebens, des heiligen Blühens drückte ihn nieder und hob ihn hoch. In Höhen wandelnd, ergeben und verzückt, faßte die Seligkeit nach ihm, nach seinem Herzen. Und vor seinen Augen enthüllte sich neuerlich eine Vision. Er sah ein Bild, er sah sein Werk: „Verkündigung."

El Greco fiel vor Jeronima nieder.

„Ich habe dich wieder! Jeronima, ich habe dich wieder!" redete er mit von Tränen verdunkelter Stimme.

Jeronima lächelte. Sie neigte sich still und voll Liebe auf den Mann, der ihr zu Füßen lag und die Hände um sie geschlungen hielt. Es war Jeronimas abenteuerliche Nacht.

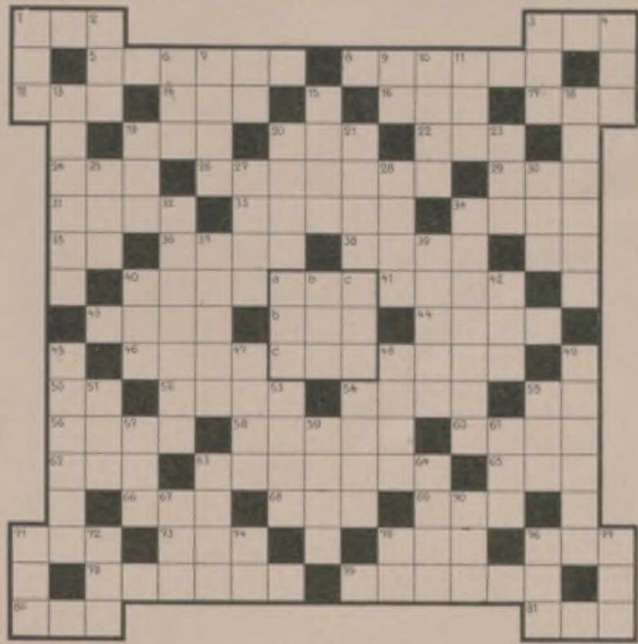
Über dem flachen Lande zerstäubten die Nebel. Flammte der junge Tag auf, und ein kostbarer Morgenstern prangte hell und freundlich über dem Silberkamm der fernen Sierren.

ZUM NACHDENKEN

Kreuzworträtsel mit magischem Quadrat.

Die Wörter bedeuten von links nach rechts: 1 Nachtvogel, 3 Richtblei, 5 Verschluß, 8 jüdischer König, 12 Ufer, 14 Stadt in Preußen, 16 adverbiale Verneinung, 17 Sportgerät, 19 jüdischer König, 20 Bekräftigungsformel, 22 Molchart, 24 Fisch, 26 päpstlicher Palast in Rom, 29 Raubvogel, 31 Gewebe, 33 Grasfläche, 34 inneres Organ, 35 Ton, 36 deutscher Philosoph, 38 alter peruanischer Volksstamm, 40 griechischer Philosoph, 41 Rohmessing, 43 Lichthof um den Mond, 44 Baum, 46 menschliche Fähigkeit, 48 Urteilchen, 50 Flächenmaß, 52 dickbreiige Masse, 54 Land in Asien, 55 Faultier, 56 männlicher Haarwuchs, 58 Getränk, 60 Begeisterung, 62 ersonnene Sprache, 63 Pflanze, 65 Getränk, 66 Naturerscheinung, 68 Märchengestalt, 69 Rennschlitten (Kurzform), 71 Papstname, 73 Gottheit, 75 Wild, 76 Zahlwort, 78 Wortgefecht, 79 Oper von Bizet, 80 Besitzung, 81 Herrschertitel; von oben nach unten: 1 Art Witz, 2 Schweizer Kanton, 3 Gewinnmöglichkeit, 4 Vogel, 6 Göttin der Morgenröte, 7 sagenhafte heilige Schüssel, 9 Präposition, 10 Stadt in Frankreich, 11 fettige Flüssigkeit, 13 Berg in Armenien, 15 Papiermaß, 18 Schulstrafe, 19 Beklemmung, 20 Voranschlag, 21 Zahlwort, 23 Monat, 25 Ton, 27 Fluß in Italien, 28 weiblicher Vorname, 30 Singstimme, 32 Knochengerüst, 34 Gebäck 37 Stromzuführer, 39 griechische Insel, 40 Herrschertitel, 42 Molchart, 45 Schiffsraum, 47 Baum, 48 Kriegsgott, 49 Zeichengerät, 51 Teil des Wagens, 53 Ballspiel, 54 Fluß im Harz, 55 Fisch, 57 Farbe, 59 europäische Hauptstadt, 61 Ferment zur Käsebereitung, 63 Göttin, 64 männliches Wild, 67 Raubvogel, 70 elektrische Maßeinheit, 71 Fahrtmesser, 72 Himmelsrichtung, 74 Nahrungsmittel, 76 Nebenfluß des Neckars, 77 Präposition.

Magisches Quadrat: a Einsenkung, b finnische Stadt, c Anerkennung.



Telegrammrätsel.

— . — — .	Farbstoff
. — — . — .	niederländischer Maler
. — — — . . .	Lotterievorgang
. — . — — . . .	Teil der Feuerwehr
. — — . . — .	Gebiet an der Adria
. — . — . —	griechische Gottheit
. . — . — — . . .	Sternbild
— — . . —	Baum

Striche und Punkte sind dergestalt durch Buchstaben zu ersetzen, daß sich jeweils das Nebenstehende ergibt. Die auf die Striche entfallenden Zeichen nennen in ihrer Gesamtheit alsdann ein geflügeltes Wort Glaßbrenners.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nummer 4298.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4296.

Magisches Quadrat: Lola, Ozon, Lohn, Anna.

Buchstaben-Suchrätsel: Assuan, Propst, Pulver, Epoche, Natter, Zähler, Eduard, Lärche, London. — Appenzell, Solothurn.

Ersatzrätsel: Elle, Storm, Hegel, Kern, Hans, Hagel, Erle, Eisen, Wand. — Lohengrin.

Kammrätsel: Spinoza, Saar, Isel, Opal, Anna.

Magisches Diamanträtsel: 1 l, 2 See, 3 Stola, 4 Leopold, 5 Eloge, 6 Ale, 7 d.

Homonym: Tauber.

Steinkreis: Der Edelstein, den man in Staub begräbt — bleibt Edelstein. — (Man liest zuerst die Gruppen der schwarzen Felder, dann die der punktierten usw.)

Pyramidenrätsel: 1 S, 2 As, 3 Ast, 4 Saat, 5 Atlas, 6 Basalt, 7 Betsaal.

Der Krawattenfanatiker: Herr Schlips hat sich, um jede Wiederholung zu vermeiden, ein Schema zurechtgelegt. Er trägt seinen ersten Anzug so lange, bis er alle seine 73 Krawatten durch ist, das sind 73 Tage. Dann legt er seinen zweiten Anzug an und trägt auch diesen, jeden Tag mit einer anderen Krawatte, 73 Tage. Da er 5 Anzüge besitzt, so braucht er also 5 mal 73 Tage = 365 Tage, also genau 1 Jahr, um alle Kombinationen von Anzug und Krawatte zu erschöpfen. Während dieses ersten Jahres hat er nun stets ein und dieselbe Krawattennadel getragen. Da er aber deren 3 besitzt, so vergehen 2 weitere, im ganzen also 3 Jahre zu 365 Tagen, bis alle denkbaren Zusammenstellungsmöglichkeiten von Anzug, Krawatte und Nadel erschöpft sind.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris, 26 Avenue de l'Opéra.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG I. I. WEBER, LEIPZIG

NR. 4298. 169. BAND EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 28. JULI 1927


Die Marburger Universität.

400 Jahrfeier der Universität Marburg

29. Juli bis 1. August 1927.

Freitag, 29. Juli: unter anderm Fackelzug der Studentenschaft, **Illumination der Stadt.**
Sonnabend, 30. Juli: 1. Festakt, Übergabe der Jubiläumsbauten, musikalische Darbietungen.
Sonntag, 31. Juli: 2. Festakt, **historischer Festzug,** großes Schloßfest mit Schloßbeleuchtung und Beleuchtung der Elisabethkirche.
Montag, 1. August: Abschiedstrunk auf dem Schloßberg. Dauernd Rundflüge über der Stadt. Extrazüge. Extraposten. Autounterstände.

Marburg (Lahn): Einzigartig seine herrliche Lage, berühmt als Universitätsstadt, weltbekannt durch mittelalterliche Bauten, geschätzt als Sommerfrische und Stadt der Pensionate. Auskunft und Wohnungsbeschaffung durch den Verkehrsverein.

N. G. ELWERTSCHE Universitäts- und Verlagsbuchhandlung, G. Braun, Marburg

versendet für nur 1.30 RM. portofrei die **offizielle,** über 100 Seiten starke, mit zahlreichen Abbildungen versehene

FESTZEITUNG DER UNIVERSITÄT

herausgegeben von Geh. Rat Prof. Dr. Elster.

Ferner erschienen:

Marburger Studentenleben 1527—1927 von G. Heer, mit zahlreichen Abbild. gebd. 12 RM.
Geschichte der Universität Marburg von Hermelink und Kæhler, etwa 900 S. gebd. 30 RM.
Marburger Licht- und Schattenbilder, Erinnerungen von Theodor Birt . . . . . 1.50 RM.

An Interessenten auf Wunsch ausführl. Verzeichnis der Jubiläumsveröffentlichungen.

Europäischer Hof

Hotel Pfeiffer
Besitzer: Richard Leukroth
Marburg a. d. Lahn

Haus ersten Ranges
5 Minuten vom Bahnhof
Sämtliche Zimmer mit fliessendem warmen und kalten Wasser
Zimmer mit Privatbad / Abschliessbare Autoboxen / Konferenzzimmer

Fernruf Nr. 12
Postscheckkonto: Frankfurt-Main Nr. 10675

Dr. J. Müllers

höh. Privatlehranstalt m. Schülerheim · Marburg

Alle Real- und realgymnasialen Klassen von Sexta bis Abitur, für Schüler und Schülerinnen jeder Vorbildung.

Nur staatlich geprüfte Lehrkräfte. 12 Lehrer und 4 Erzieher. Alle Einrichtungen der öffentlichen Schule. Ganz neuzeitliche Physik- und Chemie-Einrichtung, Musik- und Turnsaal. Gleichmässige geistige und körperliche Ausbildung. Getrennt von der Schule, in bevorzugtester Lage am Fusse des Spiegelslustberges am Waldrande gelegenes, mustergültiges, neuerbautes Schülerheim nur für Knaben. Einrichtung auf Behaglichkeit und Hygiene, Erziehung zu Pflichtbewusstsein und nationaler Gesinnung. Spiel, Sport, Wanderungen, Werkunterricht usw. Näheres durch illustrierte Prospekte. Direktor **Dr. J. Müller,** Universitätsstrasse 30—32.



TÖCHTERHEIM WALDHAUS
MARBURG A. D. LAHN
Pension von Frau M. Berdux
Gegründet 1907
Auf Wunsch illustr. Prospekt
Telefon 1033

Schloßtöchterheim Wittmack
Marburg a. d. Lahn



Illustrierte Prospekte

TÖCHTERHEIM WEYAND
MARBURG A. D. LAHN

Ausführliche illustrierte Prospekte.
Beste Referenzen.

Halle/S. **Dr. Harangs Höh. Lehranstalt**
Gegr. 1804. Fernruf 1115.
Vorbereitung für alle Prüfungen und Klassen. Vorschule — Oberprima. Umschulung. Halbjahrsklassen. Eintritt jederzeit. **Schülerheim.**

Bad Blankenburg
Thüringerwald
Sanatorium für Nervenkranke
Sanitätsrat Dr. Warda

Schottenhaml
Café am Tiergarten Berlin
Terrassen an der Siegesallee
DIE KONTINENTALE SEHENSWÜRDIGKEIT
ALTBERLINER PORZELLANKABINETT
aus der staatl. Porzellanmanufaktur Berlin
SEIDENSAAL · BAR · ALABASTER-TANZSAAL



Dr. Köhler's Sanatorium Bad Elster

Sämtl. physik.-diät. Heilmittel und die Kurmittel des Bades (Moorbäder im Hause) Höchster Komfort.

Herz-, Nerven- und Stoffwechselleiden. **Rheumatismus, Gelenkleiden, Lähmungen.** **Frauenleiden.**

Man verlange Prospekt.

Thüringer Waldsanatorium
Schwarzeck



WinterKuren · SommerKuren

Bad Blankenburg Thüringerwald
für nervöse und innere Kranke
Grosser Waldpark, alle Kurmittel u. Bequemlichkeiten. Fachärzte. Das ganze Jahr besucht.
Prospekte durch die Verwaltung.

KURHAUS
für Nervenkranke
Tannenfeld
bei Nöbdenitz, Thüringen.
Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.



Sanatorium Am Goldberg
Bad Blankenburg, Thür. Wald. Tel. 44.



Jahresschau DRESDEN
1. Juni - 30. September 1927

Ausserordentlich preiswerte

MITTELMEER-REISE

mit dem 15000 Tons grossen Nordamerika-Dampfer „**Polonia**" der **Baltic-America-Linie** laut Prospekt Nr. 204 nach

NORDAFRIKA u. SPANIEN

21. August bis 11. September Venedig — Ragusa — **Malta** — **Palermo** — **Tunis** — Philippeville **(Constantine)** — **Algier** — **Balearen** — Alicante — Malaga **(Granada)** — Cadix **(Sevilla)** — **Oporto** — Isle of Wight — Amsterdam — Hamburg.
Fahrpreis von RM. 395 an inkl. vorzüglicher Verpflegung.

MITTELMEER-REISEBUREAU
Berlin W 8, Kronenstr. 3 — Hamburg 36, Esplanade 22
und alle anderen bedeutenderen Reisebureaus.

Nervosität
Von Dr. P. J. Möbius.
Dritte Auflage. 1 RM.
Verlag J. J. Weber, Leipzig C 1.

DER NEUE WEG

WESTERLAND

Im D-Zug über die Nordsee
auf dem Sylter Dammbau.
Man verlange den interessanten illustrierten Prospekt von der **BADEVERWALTUNG.**

DAVOS-Dorf 3: Sanatorium Seehof. Prosp. Preise ab M. 13.-
DAVOS-Platz 3: Platzsanatorium. Prosp. Preise ab M. 14.-

Ingenieur-Akademie Wismar/Ostsee

Schulvorbildung: „Einjähriges" / Studienbeginn am 1. Oktober
Anrechnung ausw. techn. Stud. / Jll. Programm kostenlos

Kauft Bücher. Verlagsverzeichnis kostenlos. J. J. Weber, Leipzig C 1.

Erziehungs- und Bildungsinstitute der Schweiz.

Clarens-Montreux, Villa Rurik,
Töchterpensionat.
Mr. et Mme. Scheerer-Schnewlin.

Lausanne Institut de Werra
Pensionat für junge Mädchen
Manoir-Signal **Haushaltungsschule**
Prospekte. Beste Referenzen. Madame de Werra, Dir.

Polytechnikum Friedberg i/H
MASCHINENBAU · HOCH- u. TIEFBAU · ELEKTROTECHNIK
Semesterbeginn Anfang April u. Oktober
Drucksachen durch das Sekretariat

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4298. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 28. Juli 1927.

Rheinische Bäder

BAD AACHEN

heilt: Rheuma, Gicht, Haut- und Nervenleiden, Ischias.

Wochenende im Palast-Hotel „Der Quellenhof“.

Badehaus mit Thermalschwimmbad.
Zimmer ab ℳ 5,—; Pension v. ℳ 13,— an.
Täglich Kurkonzerte.

BAD BERTRICH

(Mildes Karlsbad)

Bez. Koblenz — Station Bullay — Autoverbindung

Trink- und Badekuren

Magen-, Darm-, Leber-, Gallenleiden, Gicht, Rheuma, Frauenkrankheiten

Prospekte durch die Badeverwaltung.

BAD DÜRKHEIM

Arsensolbad

Spezialbad für Blut-, Nerven- und Frauenkrankheiten, Rheumatismus

Maxquelle, stärkste Arsenquelle Deutschlands

Täglich Kurkonzerte

Neues Kurmittelhaus / Schöne Ausflüge
Schwimmbad. **Städt. Kurverwaltung.**

B A D E M S

Seit Jahrhunderten empfohlen

bei allen Katarrhen, Asthma, Emphysem, Grippefolgen, Rückständen von Lungen- u. Rippenfellentzündung, bei Herz- und Gefäßerkrankungen, Harnsäureüberschuß. **Natürliche kohlensaure Bäder. — Die besteingerichteten u. vielseitigsten Inhalatorien. Pneumatische Kammern.** Unterhaltungen und Sport aller Art. Vorzügliche Gaststätten.

Auskunft: Reisebüros und Kurverwaltung.

BAD GODESBERG

„Die Gartenstadt am Rhein“

Berühmt wegen seiner herrlichen Lage

Draitschbrunnen als Trink- und Badekur für Herzkranke, Blutarme und Bleichsüchtige, Nervenleidende, Ruhe- und Erholungsbedürftige.

Auskunft und Prospekte kostenlos durch das Verkehrsamt.

BAD HONNEF

mit Rhöndorf am Fuße des Siebengebirges

seiner geschützten Lage wegen bevorzugter Luftkurort.

Alkalisch-muriatische, radioaktive Drachenquelle zu Trink- u. Badekuren. Waldreiche Umgebung. Elektrische Bahn Bonn-Köln. Dampferanlegestelle Auto- und Motorbootverbindungen.
Auskunft und Prospekte durch das **Verkehrsamt.**

Radium-Solbad KREUZNACH

15 Schnellz.-Min. v. **Bingen am Rhein.**

Das Heilbad bei Frauenleiden, Kinderkrankheiten, Gicht, Rheuma, Alter. Herrlicher Erholungs-Aufenthalt. Pension von M. 6, im Kurhaus Palasthotel von 12 M. an. 27.—29. Aug. Automobil-Wettbewerb (Sternfahrt, Geschicklichkeitsprüfung, Schönheitskonkurrenz). 3. Sept. Tanz-Turnier, veranstaltet v. Reichsverband zur Pflege des Gesellschaftstanzes. Kurschriften m. Preis- u. Hotelverzeichn. durch alle Reise- u. Verkehrsbüros u. d. Kurverwaltung Bad Kreuznach.



BAD MÜNSTER

am Stein.

Deutschlands einziges und stärkstes natürliches Thermal-Sol-Radium-Bad, 20 Minuten von Bingerbrück am Rhein entfernt. Das ganze Jahr geöffnet. Romantisch hervorragend schöne Lage. Ausgezeichnete Heilerfolge bei: Rheuma, Gicht, Ischias, Herzneurose, Scrofulose, Rachitis, Frauenkrankheiten, Hals-, Nasen- und Ohrenleiden.
Prospekt kostenlos durch die Kurdirektion.

BAD NEUENAHR

Am Hauptzufahrtswege zum Nürburg-Ring, eine Stunde entfernt

Einzige alkalische Thermen Deutschlands gegen **Zucker, Gallensteine, Magen-, Darm-, Leber-, Nieren- und Blasenleiden, Gicht und Katarrhe.**

Vielseitige Unterhaltungen — jegliche Art Sport Wohnung im **Kurhotel** — Einziges Haus mit Bädern aus den Heilquellen und in vielen anderen Hotels, Pensionen u. Privathäusern. — Für **Hauskuren** Versand des Neuenahrer Sprudels. Rein natürl. Füllung.

BAD SALZIG am Rhein

Kohlensäurereiche Thermalquellen

Heilanzeige: **Gicht, Rheumatismus**
Erkrankungen des Herzens
Alle Stoffwechselleiden
Bade- und Trinkkur

Luft- u. Sonnenbad, Kurmusik, Geringe Kurtaxe, Waldreiche Umgeb. Rheinpartien. Zahlr. Gaststätten im Bad u. am Rhein, volle Pens. M. 6,— bis M. 8,—. Prosp. frei durch d. Badeverwaltung.

WILDBAD SCHLANGENBAD

Höhen- und Waldlage

heilt Nerven-, Herz- und Frauenleiden.

Kleinbahnverbindung mit **Eltville a. Rh.**
Autobusverbindung mit Wiesbaden.
Auskunft d. Verkehrsbüro u. Badeverwaltung.

BAD SCHWALBACH

Stahl- und Moorbad

Blutarmut, Frauenleiden, Herzleiden.

BAD SODEN

(TAUNUS) HEILT

Katarrhe, Asthma, Herzleiden, 26 Heilquellen

Thermal-Sprudel
Größtes Inhalatorium Europas
Dauernd geöffnet. Neues Kurhaus.

Prospekte durch **Kurverwaltung Bad Soden a. T.**

WIESBADEN

Deutschlands größtes Heilbad.

Weltberühmte Kochsalzthermen 65,7° C. Unvergleichliche Heilerfolge bei Gicht, Rheumatismus, Nervenkrankheiten, Stoffwechselleiden und Erkrankung der Atmungs- und Verdauungsorgane.

Gute Unterkunft bei äuß. mäß. Preisen. 8000 Fremdenbett. Hotelverzeichnisse mit Preisen und Auskünfte durch das **Städtische Verkehrsbüro.**

Auskunft u. Werbeschriften durch den Rheinischen Verkehrsverband e. V. - Bad Godesberg, die Kurverwaltungen und durch alle Reise- und Verkehrsbüros.

REISE- UND BÄDERANZEIGER

Die Reihenfolge gibt keinerlei Anhalt über Rang oder Größe. ⁎ Fortsetzung auf nächster Seite.

KUR- UND MINERALBÄDER

Baden-Baden

Hotel Atlantic. Gegenüber dem Kurhaus und Theater.

Hotel Augustabad. Gutbürgerliches Haus.

Badhotel Badischer Hof. D. führend. Bade- u. Kurhot. Gr. Park.

Hotel Darmstädter Hof. Bek. gute Verpflegung, diäte Küche.

Hotel Drei Könige. Familienhotel mit jedem modernen Komf.

Kurhotel Früh. Das erstklassige u. moderne Höhenhotel.

Hotel Café Gretel. Feinbürgerl. Haus. Vorzügliche Verpflegung.

Holland Hotel. Das erstklassige Familienhotel. Jahresbetrieb.

Pension Luisenhöhe. Großes Haus in schönster Lage.

Hotel Messmer. Haus ersten Ranges gegenüber dem Kurhaus.

Hotel Müller. Nächst Kurhaus. Fließ. Wasser in den Zimmern.

Hotel Regina. Vornehmes Familienhotel mit fließ. Wasser.

Hotel-Restaurant Schweizerhof. Gutbürgerliches Haus.

Hotel Stadt Straßburg und der Quellenhof. Alle modern. Einrichtung. Terrassen. Groß. Park.

Hotel Terminus. Am Bahnhof links. Zimmer mit fließ. Wasser.

St. Blasien

800 m ü. d. M. Klimatischer Jahreskurort. Auskünfte erteilt Städtische Kurverwaltung.

Hotel Hirschen. Gutbürgerliches Haus. Anerkannt gute Küche.

Donaueschingen

Solbad und Höhenluftkurort.

Bad Elster

Moor, Stahl, Kohlensäure, Radium-Bäder, Trinkkuren. Das ganze Jahr geöffnet.

Kurländerhaus. Ganzjährig geöffnet.

Staatliches Kurhaus-Hotel. 100 Betten. Zentralheizung.

Hotel zur Post. Sonnige Lage. Großer Park. Liegewiesen. Vorzügliche Verpflegung.

Hotel Reichsverweser. Zentralheizung. Jahresbetrieb.

Kur-Pension Sachsenhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Palast-Hotel Wettiner Hof. Führendes Haus allerersten Ranges. Pension von Mk. 9.— an.

Bad Ems

heilt Katarrhe, Asthma, Krippefolge, Herz- u. Gefäßerkrankungen. Unterhaltung und Sport aller Art.

Kurhotel Villa Balzer. Neuzeitlich eingerichtet, erstkl. Verpfl.

Hotel Staatl. Kurhaus. Erstes Haus a. Kurgarten, Autogaragen.

Hotel zum Löwen. Am Kurgart. n. Kurh. u. Brunn., erstkl. Verpfl.

Parkhotel. Mit allem neuzeitlichen Komfort.

Promenaden-Hotel. In allerbest. Lage, dir. bei d. Kurgarten geleg.

Staatl. Hotel und Bäder „Das Römerbad". I. Ranges, schöne, freie Lage, neuerbaut 1926.

Kurhotel Rheingold. Gutbürgerliches Kur- und Passantenhotel.

Kiefers Hotel, Schützenhof und Rhenania. Am Kurpark. Prospekt gratis.

Hotel Vier Jahreszeiten und Europäischer Hof. Familienh. I. R., heiß- u. kaltfl. Wass. in all. Z.

Dellers Hotel Stadt Wiesbaden. Herrl. freie Lage am Kursaal, 1926 vollständ. modernisiert.

Freudenstadt

im Schwarzwald.

Hotel Adler. Vorzügliche Verpflegung. Zimmer m. fließ. Wasser.

Konditorei u. Café Sackmann. Eigene Konditorei. Im Zentrum des Kurlebens.

Wald- u. Kurhotel Stokinger. Feinbürgerliches Haus. Prächtig am Hochwald gelegen.

Schwarzwald-Hotel Waldlust. Das schönstgelegene Hotel im Schwarzwald. Vorzügl. Verpfleg.

Herrenalb

Posthotel. Haus I. Ranges. Großer schattiger Garten.

Kurhotel Sonne. Bekannt für Küche und Keller.

Bad Homburg v. d. H.

Villa Meteor. Familien- und Kurpension. Gute Verpflegung.

Bad Kissingen

Magen-, Darm-, Herz-, Entfettungskur und Verkalkung. Kurzeit März–Nov., jegl. Sport u. Komfort d. Weltbades. Ausk. durch den Kurverein.

Kurhaus Villa Altenberg. Gegenüber d. Bädern, erstkl. Verpfl.

Hotel u. Villa Bristol. Vorn. erst. Pens. (i. Rosenviertel) v. 10 M. an.

Hotel Büdel. Gegenüber dem neuerbauten staatl. Kurhausbad.

Villa Elsa. Gut empfohlenes Familienhaus. Zentralheizung.

Staatl. Kurhaus-Hotel. Einziges Hotel mit Mineralbädern.

Haus Marquardsen. 3 Minuten von Bädern und Kurgärten.

Hotel Metropol u. Bismarckhaus. Tel. 42. Häuser I. R. m. Gar.

Kurhaus Rieger. In nächster Nähe der Quellen.

Palast-Hotel Sanner. Das moderne Haus mit allem Komfort.

Hotel Vier Jahreszeiten u. Kurhaus Parkhotel. Flie. W. 100 B.

Das Weiße Haus, Kurhausstr. 11a. Nahe den Bädern.

Hotel Wittelsbacher Hof. I. R., j. m. Komf. b. mäß. Pr. fl. W. in Z.

Bad Lausick hilft Dir

gegen Gicht, Rheuma, Ischias, Nerven-, Herz-, Frauenleiden. Luftkurort. Eisentrinkkuren. Jahresbetrieb.

Bad-Nauheim

Eleonoren-Hospiz. Vornehmes Familienh. Das ganze Jahr geöff.

Bad Pyrmont

Haus Damköhler. Nahe der Trinkquellen u. Kurpark gelegen.

Großes Badehotel Fürstenhof. Garagen, Rest. dir. an Bädern.

Haus Habig. Gutbürgerl. Haus, kurgemäße Verpflegung.

Bad Reichenhall

Hotel Vötterl. Großgmain. Bevorzugte Höhenlage.

Bad Salzuflen

Hotel Fürstenhof A.-G. Haus allerersten Ranges. Direkt am Kurpark.

Bad Schmiedeberg, Bez. Halle

Sanatorium Kaiserbad, Spezialanstalt für Gicht, Rheuma.

Schönwald

Hotel Villa Sommerberg. Altbekanntes Familienhotel.

Titisee

Wolfs „Hotel Titisee". Erstkl. Familienhaus. Günst. Lage a. See.

Triberg

Hotel und Pension Sonne. Das Haus der guten Küche.

Schwarzwald-Hotel und Kurhaus Waldlust. Schönste, ruhigste und staubfreieste Lage.

Bad Warmbrunn

Hotel Preußischer Hof. Erstes und grösstes Hotel am Platze.

Wiesbaden

Eden-Hotel. Schönstes Hotel Wiesbadens. Prächtige Lage. 150 Betten.

Hotel Engl. Hess. Hof. Kochbrunnen-Badehaus. Pension von Mk. 9.— an.

Palast-Hotel. 200 Zimmer. 60 Kochbrunnenbäder. Zimmer einschließl. Thermalbäder ab M. 12.—.

Hotel Regina. Direkt am Kurhaus und Theater gelegen.

Kur-Hotel Römerbad. Kochbrunnen-Badehaus. Garagen.

Hotel und Badhaus Schwarzer Bock. 260 Betten. Fließ. Wasser.

Hotel- und Badehaus Zwei Böcke. Eigene Thermalquellen.

OBERBAYERN

Berchtesgaden

mit dem Königssee. Bayrisches Hochgebirge.

Hotel Pension Bahnhof. Gegenüber Bahnhof und Hauptpost.

Pension Hohe Warte. Gemütliches Heim. Zentralheizung.

Leubners Hotel. Vornehmste Hotelpension mit allem Komfort.

Park-Hotel. Aufenthalt zu jeder Jahreszeit.

Sole-Kurbad Rückert & Co. Alle med. u. elek. Bäder. Einziges Badehaus a. Platze. Fremdenzim. m. fließ. Wasser u. Zentralheizg.

Pension Schönfeldspitze. Idealer Erholungsaufenthalt.

Gasthof Vordereck „Zum Türken". 1000 m Höhe. Zentralheizung.

Garmisch-Partenkirchen

Hotel Drei Mohren. Gutbürgerliches Haus in zentraler Lage.

Kainzenbad. Mineralbad und Kurheim. Schwefel- und Moorbad.

Riessersee

Hotel u. Kurhaus Riessersee. Jed. mod. Komf., Pens. 8-12 M. Jahresb.

Mittenwald

Pension Hoffmann. Bestbekanntes Haus. Sehr schöne Zimmer.

Hotel und Pension Karwendel. Vornehm., erstkl. empfohl. Haus, fließ. Wasser. Pens. ab Mk. 7.—.

Murnau

Café und Konditorei Andreas Herrschmann. Erstklass. Konditoreiwaren. Gemütl. Aufenthalt.

Prien

Bade- u. Luftkurort. Am Chiemsee. Oberbayern. Am Fuße der Alpen.

Hotel Bayrischer Hof. Bestbekanntes Haus.

Kurhotel Kampenwand. Erstes Haus, schönste Lage.

Hotel Kronprinz. Gutbürgerliches Haus. Zentralheizung.

HARZ

Alexisbad

Hotel Försterling. Erstes Haus am Platze. Sportgeräte.

Ballenstedt

Die Perle des Ostharzes. (Kügelgenstadt). Idyllische Sommerfrische. Alter berühmter Schloßgarten. Auskunft d. die Kurverwaltung.

Hotel Stadt Bernburg. Feinbürgerlich. Zentralheizung.

Hotel Dessauer Hof. Behaglich eingerichtet. Gasträume.

Hotel Großer Gasthof. Altrenommiertes Haus.

Sanatorium Dr. Rosell. In schönster Waldgebirgslage.

Blankenburg am Harz

Hotel Pension Kaiser Wilhelm. Größtes Haus am Platze.

Hotel Weißer Adler. Vornehmstes Haus am Platze.

Braunlage

Im sonnigsten Gebirgstal des Brockengebietes.

Hotel zum Achtermann. Haus ersten Ranges.

Haus Dümling. Preise 8–10 Mark.

Haus Hütteberg. Pension Mk. 8–10.—. Übergangszeit: Ermäß.

Clausthal-Zellerfeld

Hotel Voigtslust. Vornehmes Familienhaus i. geschützter staubfreier Lage im Wald.

Elbingerode

Luftkurort im Brockengebiet, Stat. d. Halberstadt-Blankenburg. Eisenbahn. ständ. Autover. z. Reichsbahnhof Wernigerode. Ausk. d. d. Magistr.

Elend bei Schierke

Witte's Hotel Waldmühle. Gute Unterkunft und Verpflegung.

Gernrode (Harz)

Klimatischer Kurort in prachtvoller Lage in 280—300 m ü. d. M. Auskunft durch den Magistrat.

Hotel brauner Hirsch. Haus ersten Ranges. Eig. Landwirtsch.

Ottobad „Das Seebad i. Harz". Einziges Mineralfreischwimmbad in Deutschland. Eigen. Restaurant.

Hahnenklee

Herrlicher Kurort im Oberharz. 600 m. Ständige Autoverbindung, mit D Zug Station Goslar. Prospekt durch die Kurverwaltung.

Sanatorium Hahnenklee. Für Nerven- und innere Krankheiten.

Hotel und Kurhaus. Hotel I. Ranges. Neuester Komfort.

Villa Marie. Altbekannt ruhiges, vornehmes Pensionshaus.

Bad Harzburg

Kurverwaltung. Gebirgsluftkurort und Solbad, mit Kochsalztrinkquelle „Krodo". Idealer Wochenendplatz. Für Nerven- u. Stoffwechselkranke.

Bodes Hotel. Fließendes Wasser. Haus ersten Ranges.

Hotel Braunschweiger Hof. Das führende bürgerliche Haus.

Kurhotel Juliushall. Nächst den Bädern, inmitten großen Parkes.

Palast-Hotel Kaiserhof. Fließendes Wasser. Appartements.

Löhrs-Hotel (im Park). Zimmer v. M. 2.50, Pens. v. M. 7an. 20 Gar.

Hotel Radau. Mit allem Komfort.

Haus Schlemm. Fließendes Wasser. Privatbäder.

Hotel Südekum. Ganzjährig. Jeglicher Komfort.

Hotel Viktoria. Zimmer mit Bad und fließendem Wasser.

Luftkurort Lautenthal

Im schönsten Teil des Oberharzes. Große sonnige Liegewiese. (Sol- und Fichtennadelbad.)

Bad Lauterberg

Hotel und Pensionshaus Wiesenbekerteich. Ruhige ideale Lage. Großer Gebirgssee.

Bad Sachsa

Glanzpunkt des Südharzes. Sommerfrische und klimatischer Kurort, Wintersport- u. Winterkurort.

Kurcafé u. Konditorei. Einziges Café am Platze mit groß. Garten.

Hotel Ratskeller. Alte deutsche Zimmer. Gute u. reichl. Verpfl.

Hotel Schröder. Gutbürgerliches Haus. Das ganze Jahr geöffnet.

Berghotel Ravensberg. Pensionshaus mitten im Walde.

Schierke

Pension Assmann. Zentralheizg.

Hotel Fürst zu Stolberg. Zimmer mit voller bester Verpflegung Mk. 9.—. Eigentümer Georg Schwarz.

Hoppes Hotel und Pension. Das Heim der gutbürgerl. Gesellsch.

Hotel Waldfrieden. Fließendes Wasser.

Suderode

Grauns Hotel und Pension. Altbekannt gutbürgerliches Haus.

Kurhaus Suderode. Vornehmes bestempfohlenes Haus. Pension nach Vereinbarung.

Torfhaus (Oberharz)

Hotel Wendt u. Wulferts Hotel. Idealer Wintersportplatz. Beste Unterkunft und Verpflegung.

Wernigerode

Kurhotel Lindenberg. Beste staubfreie Lage am Walde.

Hotel Weißer Hirsch am Markt. Erstes u. ältestes Haus am Platze.

ERZGEBIRGE

Dresden

Hotel Stadt Weimar am Zentral-Theater. Küche von Ruf.

Weißer Hirsch b. Dresden

beliebtest. klimatischer Kurort Sachsens. Jahresbetrieb. Wintersport.

Kipsdorf (Osterzgebirge)

Hotel Fürstenhof, fließ. Wasser.

Hotel Halali. Zentralheizung.

Oberbärenburg

Berghotel und Kurhaus Friedrichshöhe.

Oberwiesenthal

Café und Restaurant Friedrich. Gute Fremdenzimmer.

THÜRINGEN

Eisenach

Der schönste Thüringer Fremdenort am Fuße der weltberühmt. Wartburg. Kurpark. Volle Pens. ab Mk. 6.-

Kurhaus Hotel Fürstenhof. I. Ranges. Gegenüber Wartburg.

Friedrichroda

Beliebtester klimatischer Sommer- und Winterkurort Thüringens.

Hotel Gerth. Altbekanntes Haus. Zeitgem. eingerich. Zim. m. Bad.

Hotel Herzog Alfred. Haus I. R. Tel. 12. Direktor: Kurt Wagner.

Hotel Herzog Ernst. I. Ranges. Fernsprecher Nr. 11.

Herzoglich. Schloßpark-Hotel. Ruhiges vorn. Fam.-Hotel u. Pens.

Stadthotel Kurhaus. Haus I. Ranges mit allen neuzeitl. Einricht.

Städt. Hotel Kurhaus.

Sanatorium Tannenhof. Sanitätsrat Dr. Bieling. Klin. Behdlg.

Inselsberg

Hotel Gotha. Großer Inselsberg. 916 m ü. M. 120 Betten. 12 Garag.

Bad Liebenstein

Perle des Thüringer Waldes. Heilbad bei Herz- u. Nervenl. Blutarmut.

Konditorei und Café Aschenbach. Nahe Kuranlage, modern eingerichtet.

Hotel Herzog Bernhard und Hotel Königin Olga. Die führ. Häuser. I. Ranges a. d. Esplanade.

Hotel Herzogin Charlotte. Bestbekanntes vornehmes Haus.

Eigenheim Edelweiß. Ärztlich geleitetes Kurheim a. d. Kurprom.

Kurhaus Hotel der Kaiserhof. Das führende Haus am Platze.

Hotel Schneider Pension. Jahresbetrieb. Haus allererst. Ranges.

Oberhof i. Th.

800—1000 m ü. d. M., bedeutender Höhenluftkurort und Wintersportplatz.

Haus in der Sonne. Pension I. R. Zimmer mit fließ. Wasser.

Parkhotel Sanssouci, erstklass. Jahresbetrieb.

Schillings Hotel und Pension. Gut bürgerliches Haus. Tel. 17.

Schloßhotel. Erstklassig. Haus mit großzügig. Gesellschaftsräumen.

Wünschers Parkhotel, herrliche Südlage am Hochwald.

Bad Salzungen

bei Eisenach. Solbad mit großem Inhalatorium. Asthma, Katarrhe.

Kurhotel Waeltz am Bahnhof. Kurhaus mit Villen am See.

Tabarz

Vielbesucht. Erholungsort in gesch. Lage. 100 Vill. Neues Schwimmbad.

Kurhotel Deutscher Hof. Restaur. u. Café. Konzert. 5 Uhr-Tee.

Kurhotel Schießhaus mit Beihäusern. Eigene Konditorei.

RIESENGEBIRGE

Brückenberg

Kurverwaltung. 800—1250 m ü. M. Höchstgel. Wintersportpl. Preußens.

Pension Brunhilde. Bestempf. Haus. Direkt im Walde.

Hotel Franzenshöh, schöne Aussicht, mäßige Preise.

Hotel Germania, 100 moderne Zimmer.

Pension Hubertus. Bestempf. Haus. Direkt am Walde.

Pension Villa Most. Schöne staubfreie Lage, großer Garten.

Hotel Sanssouci, solides Haus ersten Ranges.

Schweizerhaus. Bestempfohlenes Haus. Zentralheizung.

Berghotel Teichmannsbaude A. G., das führende Hotel des Riesengebirges.

Hotel Waldhaus Weimar. 35 neuzeitliche Zimmer.

Hermsdorf (Kynast)

Tietzes Hotel, gut bürgerlich, zentrale Gebirgslage.

Hirschberg (Schlesien)

Hotel der braune Hirsch, im Zentrum gelegen, mit allem Komf.

Krummhübel

Pension und Konditorei Concordia. Zentral gelegen.

Dreihaupt's Hotel an der Hauptsportbahn gelegen.

Hotel-Pension Preussischer Hof, altrenommiertes Haus.

Schreiberhau

Riesengebirge, 500—900 m ü. d. M.

Dr. Haedickes Sanatorium Kurpark. Heilanstalt für innerliche Krankheiten.

Sanatorium Hochstein. Individuelle klinische Behandlung. Das ganze Jahr geöffnet.

Hotel Josephinenhütte. Treffpunkt der vornehmen Welt.

Hotel u. Pension Lindenhof, jeder Komfort, 10 Autohallen. Altbek. besteingerich. Waldhotel.

Lucasmühle, altschles. Gaststätte, sehenswerte Bauart.

Hotel Marienthal, gutbürgerl. Haus, neue Bewirtschaftung.

Haus Vierlinden. Am Kurpark, schönste Lage.

Hotel zum Zackenfall. Gutbürgerliches Haus. Altdeutsche Bierstube. Zackenfall-Lichtspiele.

Seidorf (Riesengebirge)

Hotel und Pension Hainbergshöh. Im eigenen Wald gelegen.

NORDSEEBÄDER

Norderney

Borkum

Bahnhofshotel. Vorzügliche Verpflegung. Mäßige Preise.

Köhler's Strandhotel. Pens. ab M. 8.—. Fernsprecher 318, 349.

Wangerooge

Ruhiges Familienbad. Prospekte durch die Badeverwaltung.

Strandhotel Gerken. Direkt am Strande, das ganze Jahr geöffnet.

Strandhotel Germania. I. R. Tel. 30. Besitzer I. U. Jürgens.

Strandhotel Kaiserhof. I. R. Tel. 2. Besitzer Th. Jürgens.

Strandhotel Monopol. Haus ersten Ranges, am Strande.

Zandvoort (Holland)

Pension De Uitkyk. Fließendes Wasser, direkt am See.

OSTSEEBÄDER

Ahlbeck

Hotel u. Rest. Ahlbecker Hof. Am Strande. Bequ. Bad. v. Haus aus.

Bansin

Das deutsche Familienbad.

Haus Aegier. Christl. Pension. Strandpromenade. Ecke Seestraße.

Haus Kehrwieder. Haus I. Rang. 1 Min. v. Str. Das ganze Jahr geöff.

Hotel Laetitia. Pension I. R. Auto im Hause. Tel. Heringsdorf 473.

Hotel Reichskanzler und Villa Reichshof. Altbekanntes Familienhotel. Fernruf 384.

Pension Runge. Direkt an der Strandprom. Das ganze Jahr geöff.

Binz auf Rügen

Badeprospekte d. d. Kurverwaltung.

Boltenhagen

Prachtvoll idyllisch gelegen. Prospekte durch die Kurverwaltung.

Kurhaus Großherzog v. Mecklenburg. Prachtvoll im Zentrum.

Pension Ramm. Vornehme Familienpension, beste Verpflegung.

Roloffs Kurhotel. Direkt am Meer. Vorzügliche Verpflegung.

Pension W. Westphal. Gute Familienpension, vorzügl. Küche.

Brunshaupten und Arendsee

Meckl. größte und schönste Zwillingsbäder. Herrliche Waldungen. Alle neuzeitlich. Badeeinrichtungen. 1926: 27 000 Kurgäste. Prospekte durch die Badeverwaltung von Brunshaupten und die Badeverwaltung von Arendsee.

Arendsee

Kurhaus mit Sieglinde. Erstklass., dir. v. d. Landungsbrücke.

Auskünfte des Verkehrsvereins Brunshaupten. Fernr. 46. Empfehlenswerte Häuser

in Brunshaupten

Hotel Chr. Kreins. Tel. 26. Autogaragen. (Bitte auf Firma achten.)

Hotel Krone und Pension Alt-Heidelberg. Fernruf 46.

Hotel Lindengarten. Staubfreie Lage. Mäß. Preise. dir. am Wald.

Pension Minerva. Bevorzugte staubfreie Lage am sog. Dreieck.

Hotel und Pension Rheinland. Altbek. Haus dir. am Walde u. See.

Hotel Rusch mit Nebenhäuser Westphalia u. Weidmannsruh.

Schloßhotel. Beste Lage am Strande. Aller Komfort.

Hotel Westphal. Prachtvolle Lage am Park. Das ganze Jahr geöff.

Graal

Hotel und Fremdenheim Haus Grahl. Bestempfohlene Häuser.

Heringsdorf

Kurverwaltung. Sol- u. Seebad. Ausk. d. Badedir. Klim. Luft-, See- u. Waldkurort. Staubfrei, feinsand. Strand.

Lindemanns Hotel. Haus I. R. Das ganze Jahr geöffnet.

Kurhotel Quisisana. Beste Lage a. Str. 85 Zimmer. Fließ. Wasser.

Lübeck

Hotel International. Dem Bahnhof gegenüber, neues Haus.

Sellin auf Rügen

Ostseefreibad und klimatischer Kurort. Prospekte d. d. Kurdirektion.

Hotel Kaiserhof. bestbesuchtes Haus, prachtvoll a. Meer gelegen.

Timmendorfer Strand

Timmendorfer Strand — Niendorf — Scharbeutz — Haffkrug direkte Bahnverbindung. Prospekte durch die Kurverwaltung.

Travemünde

Vornehmstes Ostseebad, internationaler Flughafen. Prospekte durch die Badeverwaltung.

Warnemünde

Hotel Pavillon. Volle Pension Mk. 9.50. Badegel. v. Hotel aus.

Hotel Reichshof. Feinbürgerlich. Haus. Gr. schöne Zimm. m. Balk.

Stralendorfs Hotel. Dir. a. Meer u. Strandprom. Winter geöffnet.

Fortsetzung von vorhergehender Seite.

TSCHECHO-SLOVAKEI

Franzensbad

Das erste Moorbad der Welt. Auskunft über Kuraufenthalt durch die Kurverwaltung. Badeeröffnung 18. April.

Hotel Belvedere-Bellevue. Modernes vornehmes Familienhaus.

Hotel Königsvilla. Modernster Hotelbau. 120 Zimmer.

Hotel Post. I. Ranges. Zentral gelegen. Zentralheizung.

Savoy-Hotel, St. Leipzig. Gegenüber dem Kurpark. Pension von 50 Kr. aufwärts.

Spiegl's Hotel Atlantis. Restaurant rituell. Fernsprecher 114.

Karlsbad

Hotel Imperial. Das führende Etablissement am Platze.

Hotel Kroh. Haus I. Ranges. Neben dem Kurhaus und Quellen.

Grand Hotel Pupp. Zentrale des Kurlebens.

Marienbad

Etablissement Bellevue. Bekanntes Café-Restaurant.

Hotel Egerländer. I. Ranges. Bäder und fließendes Wasser.

Hotel Esplanade. Führendes Haus. Alle Zimmer fließendes Wasser.

Palast-Hotel Fürstenhof. Hotel New York. Fließ. Wasser.

Höhencafé und Hotel Rübezahl. Großes Café. Herrl. Höhenl.

Grand-Hotel Klinger. An der Hauptpromenade mit den dazu gehörigen Häusern: **Schloß Miramare und Helvetia.**

Hotel Leipzig. Fließendes Warm- und Kaltwasser. Zentralheizung.

Hotel Stern. Erstklassiges Haus. Bekanntes vorzüglich. Restaurant.

Hotel Wagner. Bestbekanntes Haus. Fließendes Wasser.

ÖSTERREICH

Bad Gastein

Parkhotel Bellevue, vornehm, ganzjährig. Zentralheizung.

Grand-Hotel „Gasteiner Hof". I. Ranges. Thermalbäder. Café.

Hotel Mozart, jeder Komfort. Jahresbetrieb. Zentralheizung.

Kurhaus Villa Regina. Thermalbäder. Fließendes Wasser.

Hotel Savoy. Ganzjährig. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Kurhaus-Café „Sponfeldner". Am Wasserfall.

Hotel Straubinger u. Austria. 220 Zimmer. Thermalbäder.

Innsbruck

Hotel „Goldene Sonne". Jeder Komfort.

Pörtschach am Wörthersee

Europas wärmstes Alpenseebad und klimatischer Kurort. Auskünfte durch die Kurkommission.

SCHWEIZ

Adelboden

Kulm-Hotel (Kurhaus). Familienhotel I. Ranges.

Arosa

Hotel des Alpes. Altbekanntes Familienhaus.

Grand Hotel Arosa. Sanatorium für Mittelstand.

Hotel-Pension Hof Arosa. Erstes vorzügl. geleg. Ferienhaus.

Hotel Arosa-Kulm. Fließendes Wasser. Bäder. Tennisplatz.

Hotel Bellevue. Bestempfohlen. Ideale Lage.

Eden-Hotel. Erstklassiger Jahresbetrieb. Orchester.

Sanatorium Villa Dr. Herwig. Für Leichtlungenkranke.

Hotel Seehof. Bestbekanntes Familien- und Sporthotel.

Kurhaus Surley. Idealer Aufenth.

Sporthotel Valsana. Haus I. Ranges. Moderner Komfort.

Basel

Grand Hotel und Hotel Euler. Familienhotel I. Ranges. Fließendes Wasser.

Hotel St. Gotthard-Terminus, Modernes Haus II. Ranges.

Hotel Kraft am Rhein. Moderner Komfort.

Hotel-Metropole-Monopole. Feinbürgerl. Haus. Prima Küche.

Hotel Royal. Familienhaus I. Ranges. Zimmer mit Bad.

Savoy Hotel Univers. Das modernste Haus I. Ranges am Zentralbahnhof. Alle Zimmer mit fließend. Wasser. Gartenterrasse.

Hotel Schweizerhof. Führendes Haus I. Ranges.

Grand Hotel Victoria und National. Zimmer von Frs. 6.— an. Fließendes Wasser.

Chur

Hotel Steinbock. Das ganze Jahr geöffnet.

Davos

Hotel Kurhaus Davos. 250 Betten. 100 Südzimmer.

Neues Sanatorium. Für Tuberkulose.

Park-Sanatorium. Eigener Kurpark und Wald.

Sans-Souci. Fließendes Wasser. Südzimmer.

Stolzenfels. Pension erst. Ranges. Längste Sonnenscheindauer.

Engelberg

Hotel Belvedere-Edelweiss. Vorzügliche Verpflegung.

Hotel Hess. 130 Betten. Bekannt für vorzügliche Küche.

Interlaken

Hotel Beau-Rivage. Letzter Komfort. Ruhige, schöne Lage.

Hotel Schweizer Hof. Bestbekanntes deutsches Familienhotel.

Hotel Weißes Kreuz. Altbekanntes von Deutschen bevorzugtes Familienhotel.

Lausanne

Palace-Beau Site, Familienhotel allerersten Ranges. Im Zentrum.

Lausanne-Ouchy

Beau-Rivage Palace-Hotel. Idealer Aufenthalt.

Savoy-Hotel. Ganz erstklassiges Familienhaus. Groß. Park am See.

Locarno

(Lago Maggiore, Schweiz).

Hotel Esplanade. Sitz der Deutschen Delegation der Konferenz.

Hotel Metropol. Mittlere Preislage. Moderner Komfort.

Grand Hotel Palace. Erstes u. grösstes Haus mit allem Komfort.

Parkhotel. Beste Südlage. Das ganze Jahr geöffnet.

Hotel Reber. Einziges Haus in grossem Park am See.

Hotel Regina. Schönste Lage direkt am See.

Lugano

Adler-Hotel u. Erika-Schweizerhof. Fließendes Wasser.

Hotel Pension Boldt. Bekannt für prima Küche.

Cademario-Kurhaus. Nach Lahmann. Jahresbetrieb.

Continental-Hotel. Erhöhte Lage. Freie Rundsicht.

Hotel Esplanade-Ceresio. Schönste Lage.

Hotel Fédéral. Fließendes Wasser. Bäder.

Hotel Gerber. Ruhige Lage. Garten. 50 Betten.

Hotel St. Gotthard-Terminus Bestbekanntes Fam. u. Pass. Hotel.

Grand- und Palasthotel allerersten Ranges.

Hotel Meister. Ruhige Lage. Fließendes Wasser.

Hotel Pension Minerva. Neu renoviert. Prima Küche.

Sanatorium Monte Brè. (System Dr. Lahmann). Jahresbetrieb.

Park Hotel am See, erstkl., das ganze Jahr geöffnet. Prosp. durch Ad. Zähringer & Sohn, Besitzer.

Hotel du Lac Seehof. Direkt am See.

Grand Hotel Splendide. Am See. Das ganze Jahr offen.

Hotel Walter. Am See. Komfortabel.

Hotel Washington. Nahe dem Bahnhof. Herrliche Aussicht.

Hotel Weißes Kreuz. Neubau. 100 Betten. Aussichtsreiche Lage. Aller Komfort. Mäßige Preise.

Hotel Pension Zweifel am Bahnh.

Lugano-Gastagnola

Schloßhotel Riviera. Sonnige und prachtvolle Lage. Vorzügl. Küche.

Luzern

Hotel Beau-Rivage. I. Ranges am See. Fließendes Wasser in allen Zimmern. Prima Küche.

Hotel St. Gotthard-Terminus. Privatbad, fließendes Wasser.

Montreux

Hotel de Londres. Beliebter Familienaufenthalt für Deutsche.

Montreux-Glion

Grand-Hotel et Righi Vaudvis. Familienhotel I. Ranges.

Parkhotel. Erstklassiges Familienhotel. Vorzügliche Küche.

Hotel Viktoria. Anerkannt vorzügl. Küche.

Montreux-Territet

Hotel Bristol. Herrlich am See gelegen. Moderner Komfort.

St. Moritz

Hotel Caspar Badrutt. Vornehmes Haus.

Hotel Colonder. Schöne Lage.

Savoy-Hotel. Das moderne mittelgroße Familienhotel.

Hotel Stefanie. Vollständ. renov. Behagl. Familienh. Mäß. Preise.

Pontresina

Palace-Hotel. Inmitten einer Hochalpenwelt. Freie sonn. Lage.

Rosatsch Hotel. Modern eingerichtetes Haus.

Hotel Schweizerhof. Sommer- und Winterbetrieb.

Tarasp-Vulpera Engadin.

Das bedeutendste Bad der Schweiz. 1250 m ü. d. M. Weltbekannte Mineralquellen mit Engadiner Höhenluft und Sonne.

ITALIEN

Abbazia

Winterkurort I. Rang. Vorzügl. klimat. Lage. Hotels ganzjähr. geöffnet.

Hotel Atlantica und Hotel Esplanade. Moderner Komfort.

Hotel Auguszt. Wiener Küche. Zentrale Lage, neben Kurpark, Strandbad und Schiffsstation.

Hotel Continental e Marino. Aller Komfort.

Pension Lederer, gutbürgerliche Pension am Kurpark.

Kurhaus Dr. Mahler. Sonnen- und Sportanstalt. Ganzjährig.

Palast-Hotel. Feinste Wiener Küche.

Hotel Quisisana, Hotel Eden. Moderner Komfort. Zimmer mit fließendem Wasser.

Laurana bei Abbazia

Iris. Neu eingericht. Fließ. Wasser.

Grand-Hotel Laurana. Vornehm. Ruhig. Direkt am Meer.

Hotel Pension Vittoria. Prachtvolle Lage. Vorzügl. Wiener Küche.

Bordighera

die Perle der italienischen Riviera, die Stadt der Palmen und Blumen. Tennis. Golf.

Grand-Hotel Cap-Ampeglio. Erstklassig. Moderner Komfort. Herrliche Lage.

Hotel Belvedere-Lombardi. I. Ranges. Herrliche Aussicht auf das Meer. Wundervoller Park.

Hotel Continental. Erstklassiges Familienhaus. Mäßige Preise. Vorzügliche Küche.

Hotel Miramare, Hotel Esperia. Beide Hotels in herrlicher Lage. Mäßige Preise.

Hotel Royal. I. Ranges. Herrl. Lage. Mod. Komf. Mäß. Preise.

Dolomiten-Strasse

Karersee (Carezza al lago) Canazei.

Karersee-Hotel. Führ. Haus d. Dolomiten. Ideale Höhenstationen in romantischer herrlicher Lage. 480 Betten. Zimmer m. Privatbad.

Hotel Latemar. In schönster waldreicher Lage. Mod. Komfort.

Gries bei Bozen.

Pension Astoria. Familienhaus in herrlicher Lage mit Park.

Hotel und Pension Austria. I. Ranges. Moderner Komfort.

Hotel Badl. Eigenbauweine. Fließendes Wasser.

Sanatorium Grieserhof. Jahresbetrieb. Erholungsbedürftige und Augenkranke.

Pension Quisisana. Pension von 35 L. an. Herrlich gelegen.

Savoy-Hotel. Haus ersten Ranges. Pension von Mk. 7—10.

Meran

Pension Aders. Familienhaus ersten Ranges. Mit grossem Park.

Bavaria-Hotel. In großem Palmengarten. Fließendes Wasser.

Hotel Bristol. Erstkl. Familienhotel. Pension 80—90 Lire.

Hotel Frau Emma. Das Haus von Weltruf.

Hotel Esplanade. im Mittelpunkt des Meraner Kurlebens.

Hotel Finstermünz. Vornehmes Familienhaus.

Gilmhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Pension Hampl. Altrenommiert.

Pension Helvetia. Gutbürgerl. Haus. Mässige Preise.

Sanatorium Hungaria. Für Tuberkulose. Therapie.

Schloß Labers. Schloßhotel am Walde.

Hotel Maendl. Herrliche Lage. Alle Zimmer mit Balkon.

Sanatorium Martinsbrunn. Mod. Heilbehelfe. Großer Park.

Grand Hotel u. Meraner Hof. Beste Lage. Mod. Komf. Mäß. Preise.

Park-Hotel. Das ruhige vornehme Haus mit 180 Betten.

Hotel Ritz und Pension. Fließendes Wasser.

Savoy-Hotel. Erstkl. Schweizer Hotel an der Promenade.

Sanatorium u. Diätkuranstalt „Stefani". Alle mod. Kurmittel. Dr. Binder.

Hotel und Pension Windsor. I. Ranges.

Meran-Obermais

Kurhaus Waldpark. Für innere Krankheiten.

Gardone-Riviera

Gardasee

Grand-Hotel. Haus ersten Ranges. Direkt am See.

Malcesine

Hotel Italia. Bäder. Fließendes Wasser.

Grand Hotel Malcesine. Ruhige Lage.

Nervi bei Genua

Hotel Pension Bonera. Erstklassiges Deutsches Haus.

Rapallo

Gross. Kur- u. Badeort a. d. Riviera in der Nähe v. Genua, Sommer- u. Winteraufenth., erstkl. Hotels u. Pens.

Riva

die Perle des Gardasee. Bade-Saison Mai – Oktober.

Hotel Bellevue. Erstkl. Familienhotel mit jedem mod. Komfort.

Hotel Central. Grosses Kaffee-Restaurant. Garagen.

Hainzls Hotel Seevilla. Altbekannte Familienpension.

Grand-Hotel Riva. Das moderne Haus am Platze.

See- u. Parkhotel. Angenehmster, beliebtester Aufenthalt.

San Martino di Castrozza.

Palace Hotel Sass Maor. Familienhotel in schönster Lage am Walde. 250 Betten.

Riviera-Levante, Santa Margherita

27 Minuten von Genua, erstkl. Kur- u. Badeort, in sonniger geschützter Lage. Das ganze Jahr geöffnet.

Hotel Imperial Palace, führend. Haus, schöne Lage, grosser Park.

Stresa

Grand Hotel et des Iles Borromees. Luxus. Haus direkt am See. Mittelpunkt der Eleganz und Sportwelt.

Lido-Venedig

Der schönste Strand der Welt!

Grand-Hotel des Bains. Allerersten Ranges.

Hotel Eden, einziges deutsches Familien-Hotel. Fließ. Wasser.

Excelsior Palace-Hotel. Luxushaus.

Grand Hotel Lido. Aussicht auf Venedig.

Hotel Villa Regina. Erstklass. Eigenheim.

Venedig

Hotel Bristol-Britannia am Canale Grande. Einziges Deutsches Haus I. Ranges.

⟶ In allen diesen Hotels und Pensionen liegt die Leipziger „Illustrirte Zeitung" zur Lektüre auf. ⟵

Allgemeine Notizen.

Münchener Kunstausstellung 1927 im Glaspalast. Aus staatlichen Mitteln wurden folgende Werke erworben: Bechstein, Lothar: Badende Männer. Bloem, Wolf: Moseltal. Bürgers, Felix: Straße in Murnau. Burkert, Albert: Kinder. Großmann, Ludwig: Rheinebene. Herrmann-Wallburg, Paul: Holzarbeiter. Hertling, Wilhelm Jakob: Weiden am Bach. Hiller, Anton: Porträtmaske Frau H. Hofmann, Oswald: Fürchtender. Hummel, Theodor: Perlhuhn. Kálmán, Peter: Zigeunerin. Kolbe, Georg: Knieende. Krieger, Wilhelm: Bussard, stehend. Kurz, Erwin: Reliefbildnis. Moor, Henrik: Motiv aus Bern. Obermaier, Ottmar: Kolkrabe. Rauh, Max: Ernte. Schmidt, Werner: Bildnis Prof. Dr. H. Steinmetz. Schmoll von Eisenwerth, Fritz: ein Rahmen mit Plaketten. Schröder, Heinrich: Landschaft (Südfrankreich). Stangl, Hans: Porträt Gräfin Pappenheim. Steppes, Edmund: Zug der Hirsche. Thalheimer, Paul: Berufung der ersten Jünger. Urschbach, Fritz: Landschaft aus Dachau. Die Ausstellung ist bis zum 3. Oktober geöffnet.

Wertvolle Gemälde alter und neuer Meister, möglichst geschlossene Sammlungen und möglichst von Besitzern direkt, erwirbt für Gemäldegalerie und erbittet Angebote die rühmlich bekannte Kunstschau A. Blumenreich G. m. b. H., Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 27.

Eine gediegene technische Ausbildung zu vermitteln, darf das Polytechnikum Friedberg (Hessen) mit an erster Stelle genannt werden. Es nimmt eine Mittelstellung zwischen den Technischen Hochschulen und den technischen Mittelschulen ein und besitzt akademischen Charakter. Staatskommissar ist ein Professor der Technischen Hochschule in Darmstadt. Näheres enthalten die Drucksachen der Anstalt, die vom Sekretariat kostenlos erhältlich sind.

Eine ganz besonders reizvolle Erholungsfahrt, die nach allen Glanzpunkten des westlichen Mittelmeers führt, wird in der Zeit vom 21. August bis zum 11. September d. J. von der Baltic-America Linie mit ihrem 15000 Tons großen Amerikadampfer „Polonia“ veranstaltet. Die „Polonia“ ist für die Mittelmeer-Reisen ganz neu hergerichtet worden und erstrahlt in größter Sauberkeit; alle Kabinen sind sehr bequem und luftig, so daß man sich gleich vom ersten Tag an überaus wohl fühlt. Die Beköstigung ist ausgezeichnet; für gutes Bier und billige Preise ist gesorgt, mit einem Wort: Diese Reise ist der







Clou der Reisesaison 1927. Einen Unterschied an Bord gibt es nicht, alle Passagiere sind gleich berechtigt und die verschiedenen Preise beziehen sich nur auf die Lage, Größe und Ausstattung der Kabinen. Für nur 395 RM. kann man diese herrliche Reise bereits mitmachen. In fünf Abstufungen erhöhen sich die Preise bis auf 800 RM., für die beste und schönste Kabine auf dem Brücken- oder Promenadendeck. Interessenten erhalten alle näheren Auskünfte und Prospekte von der General-Vertretung der Baltic-America Linie, dem Mittelmeer-Reisebureau in Berlin W 8, Kronenstraße 3, und Hamburg 36, Esplanade 22, die alle näheren Fragen bezüglich Landtouren-Arrangements, Paßvisa usw. bereitwilligst beantworten. Ungesäumte Anmeldung ist erforderlich. Hierzu die Anzeige auf Seite 114 vorliegender Nummer.

Das Meßabzeichen der Leipziger Herbstmesse 1927 (28. August bis 3. September) ist, wie die früheren, von Künstlerhand entworfen, zum erstenmal aber aus Textilstoff hergestellt, wodurch eine eigenartige, ansprechende Wirkung erzielt worden ist. Die Vorderseite des Abzeichens zeigt auf schimmernder blauer Seide in Golddruck ein Doppel-M, das Zeichen der Leipziger Messe, mit der Umschrift: Leipziger Herbstmesse 1927. Die Rückseite ist eine Metallplatte mit dem Hinweis auf den Beginn der Leipziger Frühjahrsmesse 1928 (4. März).

Die Salubra-Werke schreiben 400 Preise aus unter allen denjenigen, die in nächster Zukunft ohnehin einen Raum mit den lichtechten, waschbaren Tekko- oder Salubra-Tapeten bekleiden lassen. Die beste Leistung in harmonischer, zweckmäßiger Tapezierung krönen die Werke mit 4000 RM. Weitere Preise von 3000, 2000, 1200, 800, 200 RM. usw. sollen die nächstbesten Leistungen erhalten. Die Bedingungen dieses Preisausschreibens sind in erstklassigen Tapetengeschäften oder auch kostenlos von der Salubra-A. G. in Grenzach (Baden) zu erhalten.

Der stark zunehmende Verkehr nach Kanada hat die Verwaltung der Skandinavien-Amerika-Linien, Kopenhagen veranlaßt, ab Anfang 1928 alle ihre Schiffe in regelmäßiger Fahrt — mit verkürztem Aufenthalt sowohl in Neuyork (5 Tage), als auch in Kopenhagen (wo sich „Frederik VIII“ acht, und die übrigen drei Schiffe je sechs Tage aufhalten werden) — einzusetzen. Die Reederei wird dadurch im nächsten Jahr mit ihren vier schnellfahrenden Passagierschiffen 36 Rundreisen ausführen können, gegen 27 in jedem der letzten Jahre.


Ahlers
PROTOS
PROTOS BOHNER
BOHNERT, POLIERT UND ZIEHT AB

Illustrirte Zeitung



Von der Eröffnung der Festwoche des 18. Deutschen Bundesschießens in München: Der am 17. Juli veranstaltete Festzug mit dem „Glückhaften Schiff" als Spitzengruppe.

Für die „Illustrirte Zeitung" gezeichnet von A. Reich.

Vom 18. Deutschen Bundesschießen in München.

In der Schützenfeststadt.

TEXT UND ZEICHNUNGEN VON HERMANN EBERS.



Die fesche Theres im Weinhaus.



Ein wackerer Jungschütze: Schon wieder ein Zwölfer!

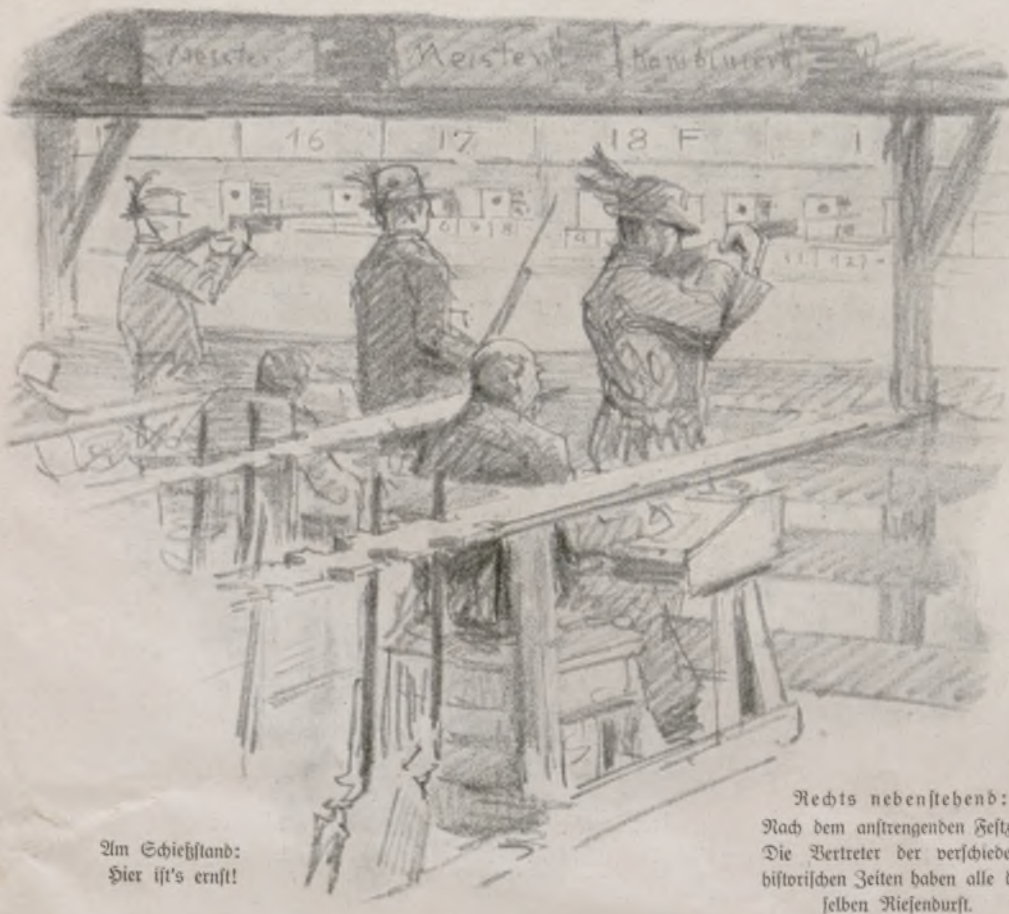
Die Münchner haben in diesem Jahr zweimal Oktoberfest, denn so ziemlich alles, was dazu gehört, ist draußen auf der Theresienwiese aufgebaut. Aber wir schreiben erst Juli, und das bunte Leben, das sich jetzt da abspielt, ist etwas Besonderes, es gilt nicht nur Bayern, es gilt ganz Deutschland, denn München ist in diesem Jahr Feststadt des Deutschen Schützenbundes. Gütig und gleichmäßig lächelt die Bavaria mit fenstergroßen Augen hinunter auf die Budenstadt. Sie ist's zufrieden, daß Altdeutschlands Stämme sich einmal wieder zu ihren Füßen versammeln, verdankt sie doch ihr ehernes Riesenleben dem „teutschen" Bayernkönig Ludwig I.

Links von der Straße, die zu der Bavaria führt, spielt der ernste Teil des Festes. Da sind in endloser Reihe die Schießstände unter langem Zeltdach angelegt, musterhaft praktisch und sauber, nach altbewährtem Schema, aber nüchtern und des Schmuckes bar. Hier wird ernste Arbeit getan und Auge und Hand geübt. Hier treten die besten Schützen Deutschlands in scharfen Wettstreit. Rechts von der Straße aber leuchten Farben, flattert ein bunter Wald von Fahnen und rauscht hunderterlei Musik eines großen Jahrmarktsdurcheinander. Wie beim altgewohnten Oktoberfest. Und doch anders.

Künstlerhand hat ein einheitliches Bild geschaffen. Die Mehrzahl der Verkaufsbuden sind in einem Riesenkreis vereint. Lustig blau-weiß gewürfelt, umschließt diesen Zirkel eine Wand, in der offene Verkaufsläden alles feilbieten, was zur Wiese gehört. Mitten im Kreis aber erhebt sich der Tanzboden, orangefarben eingeplankt und überhöht von einem Turm, den der Schützenadler krönt; der leuchtet des Nachts elektrisch. Bunte kubische Lampions erhellen dann Tanzboden und Turm. In der Achse des großen blau-weißen Kreises, ihm nach Süden vorgelagert, steht der gelb-weiß gestreifte Gabentempel als heiterer Abschluß. Er enthält all das Wertvolle, was Schützenkunst sich ersiegen kann. Nördlich und westlich des großen Kreises bauen sich die riesigen Bierburgen auf, das Weinhaus und all die Karussells, Schiffsschaukeln und Achterbahnen nebst den verwandten dudelnden und kreischenden neueren technischen Errungenschaften, die dem Binnenländer das Vergnügen von Seekrankheitsgenüssen übermitteln. Dazu andere herrliche Sehenswürdigkeiten, vom zersägten Mädchen bis zum Flohzirkus, vom eleganten Hippodrom bis zu der Bude mit den „gelehrtesten Hunden der Welt". Den Abschluß bildet die Riesenanlage des Zirkus Krone mit seinen wilden Tieren. All dieses ist eingeplankt, und famose dekorative Tore stehen an den Ein-



„Ja, Leni, dreißig Jahr', wann i' halt jünger war'!"



Am Schießstand: Hier ist's ernst!

Rechts nebenstehend: Nach dem anstrengenden Festzug: Die Vertreter der verschiedenen historischen Zeiten haben alle denselben Riesendurst.





Im Hippodrom auf der Festwiese: Man sieht, Schießen und Reiten ist doch zweierlei.



In staunender Bewunderung vor dem Gabentempel.



Der Dünne: „Ob ich's wohl mal mit dem Schießen versuche, vielleicht könnt' ich da auch so stattlich werden?"



Auf dem Tanzboden, der Ausarbeitungsstätte für jung und alt.

gängen. Das Haupttor, besonders originell, ist überhöht von gelbroten Obelisken, die goldene Hirsche tragen. Hoch ragen sie in den heiteren oberbayrischen Himmel mit seinen ewig dekorativen Wolkenmassen. Und durch diese Tore strömt es nun herein, und es ist ein Gewimmel von grünen Hüten und von Federschmuck, man sitzt beim Bier, bei der herrlich frischen, tausendfach besungenen „Wiesenmaß", man genießt das berühmte „Händel am Spieß" oder den „Steckelfisch" oder das Spanferkel oder ein Stück von jenem Ochsen, der am Riesenspieß im ganzen gebraten wird. Der treffliche Rettich (sprich „Radi") darf nicht fehlen. Jede Bierburg, das Weinhaus, das große Wiesencafé, alles hat seinen Stab draller Kellnerinnen, einheitlich immer in andere kleidsame Tracht gekleidet, überall schneidige Musik, teils Oberländler, teils andere Kapellen, bunt kostümiert. Alle deutschen Mundarten kann man hören, Freude und Behagen auf allen Gesichtern sehen. Und wenn die vielen tausend Schützen aller deutschen Lande das edle Schützenhandwerk eint — hier eint sie noch etwas anderes: jener alte freiheitliche Geist, der so gar nichts mit der parteiverbissenen Demokratie unserer Tage zu tun hat, und den man längst hatte, als man noch gut königlich war, dies Leben und Lebenlassen, das München zur Lieblingsstadt der Künstler machte und zu der Feststadt ohnegleichen, die es noch heute ist und bleiben möge bis in ferne Zeiten.



Nebenstehend:

Die fidelen Amerika-Vertreter: Jenseits von Wolkenkratzern und Alkoholverbot.

* * *

Mit der feierlichen Übergabe des Bundesbanners an die Stadt München am Abend des 16. Juli nahm die eigentliche Festwoche des 18. Deutschen Bundesschießens ihren Anfang. Der Sonntag sah dann die Straßen, durch die sich der Festzug bewegte, in hellem Schmuck. Diese prachtvolle Veranstaltung stand unter dem Leitsatz „Deutsche Heimat — Jagd und Waffen aller Zeiten — umrahmt vom Schönheitskranze deutscher Volkstrachten" und umfaßte 60 Gruppen und etwa 11 000 Teilnehmer.



Geheimrat Ludwig Hoffmann, früherer Berliner Stadtbaurat, bekannter Architekt, Erbauer des Reichsgerichts in Leipzig, kann am 31. Juli seinen 75. Geburtstag feiern.



Vom 18. Deutschen Bundesschießen in München: Der deutsche Aar mit den Bundeswappen, der Schlußwagen aus dem großen Festzug am 17. Juli, vor dem Karlstor.



Otto v. Brentano di Tremezzo, seit 1919 hessischer Minister des Innern und der Rechtspflege, Angehöriger der Zentrumspartei, Bevollmächtigter zum Reichsrat, † am 21. Juli im 72. Lebensjahre.

Tagesgeschichte.

Eine furchtbare **Revolte** hat **Wien** heimgesucht: 100 Personen wurden getötet, mehrere hundert verletzt. Als Vorwand für den Aufruhr diente das Urteil im Schattendorfer Prozeß, der wegen eines Zusammenstoßes zwischen Frontkämpfern und Mitgliedern des republikanischen Schutzbundes in Schattendorf (Burgenland) geführt wurde. Am Morgen des 15. Juli streikten zuerst zum Protest die Straßenbahner, dann veranstalteten die städtischen Angestellten einen Demonstrationszug. Mit dem Versuch der Polizei, die Menge zu zerstreuen, setzten die ersten Kämpfe ein. Immer mehr wurde die Polizei bedrängt. Ein Teil der Menge stürmte das Gebäude der christlich-sozialen Zeitung „Reichspost“ und setzte es in Brand, ein anderer drang in die Räume der großdeutschen „Wiener Neuesten Nachrichten“ ein. Am schlimmsten waren die Vorgänge, die sich beim Justizpalast abspielten. Das große schöne Gebäude wurde verwüstet und in Brand gesteckt; der Mob hinderte die Feuerwehr an den Löscharbeiten. — Die Wiener Mannschaften der Wehrmacht sind nicht ausgerückt, auch der Einsatz der Polizeitruppe erfolgte anfangs sehr zögernd. Endlich gelang es, die Unruhen niederzuschlagen. Auch der General- und Verkehrsstreik wurde dank der festen Haltung der Regierung unter Dr. Seipel bald aufgegeben. Zum Abblasen des Aufstandes mögen auch stark die Verhältnisse in der Provinz, vor allem in Tirol und Vorarlberg, beigetragen haben, wo die Generalstreikparole wenig Anklang fand und Militär, Polizei und Heimatwehr die Macht fest in die Hände nahmen.

In seinem Sommerschloß Sinaia ist am 20. Juli **König Ferdinand von Rumänien gestorben.** Gebürtiger Prinz von Hohenzollern-Sigmaringen wurde er von seinem Onkel, König Carol, dessen Ehe mit der Prinzessin von Wied, bekannt unter dem Dichternamen Carmen Sylva, kinderlos geblieben war, zum Thronerben bestimmt. Am 11. Oktober 1914 kam er zur Regierung. Er verstand es, unter seine Vergangenheit als Deutscher einen Strich zu machen, und entschied sich für den Krieg gegen die Mittelmächte. Nach deren Zusammenbruch bekam Rumänien einen gewaltigen Gebietszuwachs, und am 15. Oktober 1922 wurde Ferdinand in Karlsburg (Siebenbürgen) zum Herrscher aller Rumänen gekrönt. Auf diese Erfolge fiel als Schatten die politische und Familientragödie der Verstoßung seines Sohnes, des Kronprinzen Carol. Bald wurde auch seine schwere, schon zu weit vorgeschrittene Krankheit erkannt, die seinem Leben ein Ziel setzte. — Ein Grund zur Besorgnis schien nun die Frage der Thronfolge zu sein. Die Ausrufung des erst fünf Jahre alten Michael zum König hat jedoch bisher keine Zwischenfälle gebracht. Bis zu seiner Großjährigkeit ist ein dreigliedriger Regentschaftsrat eingesetzt, der aus dem einzigen, um zehn Jahre jüngeren Bruder Carols, Prinzen Nikolaus, dem Patriarchen Dr. Miron Cristea und dem Präsidenten des Kassationshofes, Budzugan, besteht.



Die Feier zu Max Liebermanns 80. Geburtstag am 20. Juli: Überreichung der vom preußischen Staat neu gestifteten Goldenen Staatsmedaille an Liebermann (links) durch Kultusminister Dr. Becker (rechts vorn).

Bedeutende **sportliche Kämpfe** gelangten zum Austrag. Das Rennen um den „Großen Preis von Deutschland für Sportwagen“, das Ereignis für den Automobilisten in Deutschland, wurde auf dem Nürburgring entschieden. Sieger wurde Otto Merz auf Mercedes-Benz; seine Zeit mit 102-Stundenkilometer stellt in Anbetracht der schwierigen Strecke eine hervorragende Leistung dar. — Günstige Ergebnisse zeigten auch die Deutschen Leichtathletik-Meisterschaften in Berlin auf. Das gesamte Leistungsniveau war ausgezeichnet, auch konnten sechs neue deutsche Rekorde aufgestellt werden. — In Köln fanden die Rad-Weltmeisterschaften statt.







Von den Unruhen in Wien am 15. Juli: **Links:** Pöbel hält Automobile an und belästigt die Insassen. — **Rechts:** Das geplünderte und ausgebrannte Gebäude der christlich-sozialen Zeitung „Reichspost“. **Im Oval:** Straßenszene auf dem Schmerlingplatz: Die Polizei im Gedränge.



Vor dem brennenden Justizpalast in Wien am 15. Juli. Für die „Illustrirte Zeitung" gezeichnet von Adalbert Sipos.

Unser Bild zeigt eine Szene vor dem Justizpalast, der der Zeichner zufällig beiwohnte: Riesige Feuer- und Rauchsäulen steigen aus den Fenstern empor, von innen werden Bureaugegenstände und Millionen von Akten, die wie riesenhafte Schneeflocken in der Luft schweben, herabgeschleudert. Der Wahn und Taumel der Menge steigert sich bis zum Paroxysmus; Geschrei, Schüsse von allen Seiten. Die Polizei gibt eine Salve ab und versucht dann mit gezogenem Säbel die Menge zurückzudrängen. Von panischer Furcht ergriffen, retten sich Tausende in alle Richtungen, einige schießen noch auf die Polizei, andere drücken sich beiseite, um auf neuerliche Gelegenheit zu einem Angriff zu warten.



Königin Maria von Rumänien, die Gattin des verstorbenen Königs, eine geborene Prinzessin von Großbritannien und Irland.



König Ferdinand von Rumänien, geboren am 24. August 1865 als Prinz von Hohenzollern-Sigmaringen.



Der erst fünfjährige neue König Michael I., Sohn des früheren Kronprinzen Carol.



Der ehemalige Kronprinz Carol, der am 4. Januar 1926 auf die Thronfolge verzichten und außer Landes gehen mußte.

Zum Tode des Königs Ferdinand von Rumänien am 20. Juli.





Links: Vom Deutschen Kammermusikfest in Baden-Baden (15.—17. Juli): Bedeutende Köpfe der Veranstaltung. Von links nach rechts: Musikdirektor H. Burkard, Baden-Baden; Frau Hoppenot, Textdichter Henri Hoppenot, Paris; Komponist Darius Milhaud und Frau, Paris; Generalmusikdirektor Otto Klemperer und Frau, Berlin; Komponist Paul Hindemith und Frau, Frankfurt-Berlin; Prof. Joseph Haas, München. — Rechts: Enthüllung des Denkmals für die im Weltkrieg gefallenen Studenten anläßlich des deutschen Studententages in Würzburg am 17. Juli: Während der Ansprache des bayerischen Kultusministers Dr. Goldenberger.





Zum Tode des hervorragenden Fliegers Bäumer am 15. Juli: Links: Aufbahrung der Leiche des Fliegers in der Flughalle des Hamburger Flughafens in Fuhlsbüttel. — Rechts: Paul Bäumer, bekannter Sportflieger, während des Krieges als Jagdflieger mit dem Orden Pour le mérite ausgezeichnet, stürzte bei einem Flug über den Öresund bei Kopenhagen tödlich ab.

Menschen im Föhn

ROMAN VON ROLAND BETSCH

(11. Fortsetzung.)

Klaus Dieffenbronner erschrak und schnitzte eifrig, aber die Figur mißlang ihm. Er machte grobe Fehlschnitte, drehte das halbfertige Werk in den Händen und warf es unter den Tisch zu den Spänen. Dann sprach er kurz und ohne aufzuschauen: „Es ist Magdalena. Meine Frau!"

Svend Olsen war betroffen, als er diese wenigen Worte vernahm. Die Ähnlichkeit mit Maria wurde ihm jetzt noch deutlicher offenbar. „Verzeihen Sie, wenn ich vielleicht an etwas gerührt habe, was Sie verstimmt oder Ihnen schmerzlich ist."

Dieffenbronner schüttelte den Kopf und griff nach einem Stück Holz, das er prüfend betrachtete. „O nein, das ist kein Geheimnis mehr. Verwehtes Schauspiel!"

Olsen verstand den versteckten Sinn seiner Worte.

„Jedes Schauspiel ist einmalig und kann sich in seiner Art nicht mehr wiederholen. Wir alle gehen durch das gleiche Dasein, durch die gleichen Bedingungen und wissen, daß einmal irgendwann ein Ende ist. Auf diesem Wege hängt sich das Erleben an uns. Wir können ihm nicht entrinnen. Die Flut von Ereignissen, aus dem All geboren, wird unter uns verteilt. Schmerz und Freude bleiben an uns haften wie fliegender Sommer, und wir sind ewig schuldlos in uns selbst. Zu wissen aber, daß alles ein Ende nimmt, daß alles sich einmal wieder von uns löst, zu wissen, daß wir selbst keiner immerwährenden Ungewißheit, sondern einem Ende, einem traumlosen Schlaf zusteuern, ist ungemein beglückend, und wir gehen dem Glanz des Tages um so froher und den Schatten der Nacht um so trostreicher entgegen, weil wir wissen, daß uns die furchtbare Klarheit über alles Seiende erspart bleibt. Der Tod sollte uns nicht traurig machen, denn er ist das letzte Geschenk des Lebens." Er schaute nochmals nach dem Bild hinüber und fuhr fort: „Ich habe an Düsteres in Ihnen gerührt, Dieffenbronner. Ihre Frau — lebt nicht mehr?"

„Meine Frau liegt im Gletscher!"

Olsen war erschüttert, als er diese Worte vernahm, denn er hatte sie in dieser Art nicht erwartet. Der Mensch, der hier vor ihm saß, derb und kernig, gebräunt von der Sonne und vom Schnee, ein Bergsteiger, dessen Name in der ganzen Welt genannt wurde, er stand mit einem Male so nahe seinem Herzen.

Draußen blaute der Tag, und die weißen Gipfel glänzten. Ein Übermaß von Glück schien über der Landschaft zu liegen. Die Wiese sang. Baumkronen rauschten.

„Wunderliche Figuren! Und nur alles Holz. Von zwei Händen gefertigt. Alle Hände sind einander gleich, und nur ein einziges Paar vermag dieses hervorzubringen." Olsen versank in die Betrachtung, und seine Gedanken wurden sprunghaft, schnellten wie Zikaden von einer Vorstellung in die andere, weil er im Innern tief bewegt war durch diese besinnliche Stunde.

„Golm war Ihr Freund?" sprach er plötzlich und ohne Überlegung.

„Warum sprechen Sie von Golm? Wie kommen Sie gerade auf ihn?"

„Es fiel mir so ein."

„Golm war mein Freund? Was soll ich Ihnen antworten? Ich bin viele Jahre älter als er. Nennen Sie es Freund, ich weiß es nicht. Golm war ein braver Bergsteiger. Ich hatte große Hoffnungen auf ihn gesetzt."

„Aber Sie meiden ihn; Sie wenden sich von ihm ab. Sie können ihm den Bahnbau nicht verzeihen, obwohl er daran schuldlos ist. Sie strafen ihn für die Zeit, in der er steht."

„Ich strafe ihn nicht. Er ist gestraft. Wir sind doch Männer, Svend Olsen. Wir sollten uns nicht mit Sentimentalitäten abgeben. Lassen wir Golm aus dem Spiel!" Dieffenbronner erhob sich ein wenig unwillig vom Schemel, trat ans Fenster und schaute in den stillen Mittag.

„Ich weiß, daß dies nicht ihr letztes Wort ist, Dieffenbronner."

Da kam der schwere, breitschulterige Mann auf den Norweger zu und blieb hart vor ihm stehen.

„Ich will Ihnen einmal etwas sagen. Dieses Land dort droben am Sifantagletscher ist für mich ein Friedhof; denn dort liegt meine Frau begraben. Manchmal sehe ich sie nachts, wie sie lang ausgestreckt liegt, unversehrt und fast wie lebend, mit einer kindlich erstaunten Gebärde, die in sich selbst erstarrt ist. Manchmal sehe ich sie nachts, eingeschmolzen in grünes Eis. Verstehen Sie, was es für mich bedeutet, wenn man meinen Friedhof verschandelt? Dreiundzwanzig Jahre sind es her, daß meine Frau vor meinen Augen versank. In diesem Augenblick sehe ich es so deutlich wie damals: wie sie auf den Gletscher hinaufging, als ob sie jemand gerufen hätte, und plötzlich steil aufgerichtet, ohne Laut, vor mir versank. Dreiundzwanzig Jahre ging ich in diese Berge wie in eine Kirche. Können Sie es begreifen, Svend Olsen, was man mir antut mit diesem Bahnbau, der mir die heilige Erde zerstört? Glauben Sie, daß ich diesem Mann noch einmal die Hand drücken kann, der dieses Zerstörungswerk leitet? Wenn er ein Fremder wäre, gut! Es würde mich nicht so tief schmerzen. Aber daß er kommt, gerade er! Hören Sie mich mal an! Sie waren doch oben! Sie kennen den Magdalenenkamin. Er ist nach meiner Frau benannt, weil wir die ersten waren, die durch seine zerklüftete Schlucht einen Weg auf den Gipfel erzwangen an jenem Unglückstag. Hart am Magdalenenkamin führt die Bahn vorüber. Vielleicht werden sie ihn zuschanden sprengen. Ich kann es nicht ändern."

Dieffenbronner lief unruhig im Zimmer auf und ab, nahm wahllos Figuren in die Hände, betrachtete sie teilnahmlos und ohne zu wissen, welcher Art sie waren. Olsen fühlte, er müsse das Gespräch beenden und diesen Mann nun verlassen, um seine Unruhe und Erregung nicht zu steigern. Er kam sich vor wie der Abgesandte schwarzer Gedanken, der ins Zimmer getreten war, um die arbeitsame Stille und den blühenden Frieden zu zerstören.

„Ich wollte mit Ihnen plaudern und habe Ihnen die Laune verdorben. Ich fühle mich Ihnen irgendwie verwandt, durch düsteres Schicksal verkettet, und habe nichts getan, als Ihnen den Mittag gestohlen. Und ehrlich: Ich wollte ein Wort einlegen für Golm, der einen schweren Kampf austrägt. Ich weiß nicht, wie dieser Kampf endet. Golm ist mein Freund, denn ich kenne ihn und weiß, daß man ihn auf einen Schauplatz gestellt hat, der ihn zermürbt. Denken Sie nicht schlecht von ihm!"

Dieffenbronner sprach es leise und mit veränderter Stimme, als er jetzt dem Norweger die Hand reichte: „Wir sind Männer, Svend Olsen! Wir dürfen nicht an der Narrheit verzweifeln. Golm steht mir näher, als Sie denken."

„Warum? Ich weiß es nicht, aber ich habe eine Ahnung, die mir alle Zusammenhänge verrät. Warum?"

„Weil meine Tochter ihn liebt."

Da war das Wort gesprochen. Es kam wie Erleichterung über den Mann. Er setzte sich auf den Schemel, griff nach Messer und Holz und fing zu schnitzen an. Und sprach kein Wort weiter. Schaute nicht auf von seiner Arbeit und hörte nur halb hin, als Olsen den Raum verließ und die Tür geräuschlos hinter sich schloß.

Draußen warf sich Olsen der hohe Mittag entgegen. Er ging durch den kleinen Vorgarten, wo halbstämmige Korallenfuchsien blühten, und kam auf die summenden Wiesen hinaus. Dort traf er auf Maria, die im Grase lag und sein Näherkommen nicht hörte. Als er vor ihr stand, erschrak sie und richtete sich auf.

„Bleiben Sie ruhig liegen, ich habe nicht die Absicht, Sie zu stören. Es ist nur Zufall, und es muß wohl so eine Art Sendung sein, daß ich immer in die Ruhe anderer Menschen hineinplatze. Dieser Tag heute ist ein rechter Träumer, wie mir scheint."

„Wollen Sie sich nicht zu mir setzen? Wollen wir nicht ein wenig plaudern? Oh, der Tag ist so schön. Sehen Sie nur die Berge!"

Er schaute hinauf und sah den Silberglanz des Firns. Dann setzte er sich an ihre Seite und war bewegt von der offenen Schönheit dieser Stunde. Maria legte sich wieder zurück, kreuzte die Hände unterm Kopf und schwamm in einem Strom von Wünschen und Vorstellungen.

„Sie müssen sich auf den Rücken legen und über alles hinwegschauen; dann werden alle Farben um so leuchtender."

Er lag zwischen den Gräsern und sah tausendfältiges Blühen nahe seinem Auge.

„Gesegnet sei auch der Schlendrian, der uns umgibt. Es geht nichts über eine Stunde schweifender Gedankenlosigkeit. Schweifen! Immerfort schweifen! So empfinden wir das Übermaß des Schöpfergedankens."

Er sah nicht die Gestalt, die an seiner Seite lag, fühlte nur diese blühende Nähe und hatte ein Gefühl, als müsse ein dunkles Augenpaar auf ihn gerichtet sein.

„Gott streift meine Stirn", hörte er sie sprechen. „Man begreift nicht, daß es wieder düster um uns werden kann."

„Nie wird dieser Tag ein Ende nehmen."

„Sie sind ein Phantast."

„Ich bin ein Vagabund!"

„Wie kommt es, daß Sie manchmal so verletzend trocken und zynisch sein können. Dann mag ich Sie nicht, denn das ist nicht Ihr wahres Gesicht."

„Maskerade! Maskerade!" Sie liebt Werner Golm, dachte er; sie denkt in diesem Augenblick an ihn. Vielleicht stellt sie sich vor, er würde an ihrer Seite liegen. Es ist ein Jammer. „Maskerade, Fräulein Maria! Torheit, zu denken! Man muß sich dem großen Spiel überlassen!"

„Was denkt man, wenn man uns hier in der Wiese liegen sieht! Man wird Schlechtes von uns denken."

„Ja, das wird man. Um so schöner ist dieses friedliche Lügenstrafen. Ich kann mir vorstellen, daß Menschen in Raserei kämen, wenn sie uns so zusammen beobachten würden."

Sie schnellte hoch. Haare hingen wirr um ihre Schläfen. „Wen meinen Sie?" Aus den Augen kam eine unruhige Besorgnis.

„Ich meine niemand. Ich dachte nur so."

„Manchmal werden Sie häßlich, und dann möchte ich fort von Ihnen. Mein Vater ist Ihr stiller Freund, das wissen Sie vielleicht noch nicht. Vater liebt solche Menschen wie Sie. Ich kann mir so deutlich vorstellen, daß auch ich Sie lieben könnte."

Olsen fühlte, wie ein Strom lebendigen Blutes zu seinem Herzen floß, als sie mit solch schlichter Selbstverständlichkeit diese Worte sprach. Er lachte gezwungen und war ein wenig verwirrt.

„Das wäre ein böser Fehlgriff, Maria. Wissen Sie nicht, daß ich ein alter Mann bin, auch wenn mir äußerlich die Jugend in den Knochen steckt. Ich bin von Geburt an eine greisenhafte Natur."

Sie lachte ihn aus, und ihr Lachen tat ihm wohl, weil es so hell und klingend im Mittag stand.

„Das lügen Sie! Ich glaube Ihnen kein Wort! Sie wissen selbst oft nicht um Ihre Verlogenheiten. Oh, ich kenne Sie! Svend Olsen!"

Er ging auf in dieser Stunde. Gibt es irgendwo Kampf? dachte er und wollte es nicht begreifen. Ist es möglich, daß anderswo grauenhaftes Geschehen ist, während ich hier liege und vom Glanz glückseligen Friedens überschüttet werde?

Taten vollbringen, ach! einmal Taten vollbringen mit ihr, die so still und innerlich und doch wieder so voll Mut und ungehemmter Zügellosigkeit war.

„Welches ist der schwierigste Weg nach oben?" fragte er und streckte seinen Arm aus nach den Viertausendern, die über ihnen lagen.

„Über die Ostwand nach dem Schlafenden Gott."

„Sie kennen den Anstieg?"

„Ich war mit Vater oben. Man muß durch den Magdalenenkamin. Ich fürchte mich nicht vor diesem Kamin. Er ist mein stillster Freund geworden."

Svend Olsen verstand sie. Er fragte nicht weiter, blieb still und wanderte mit den Augen über das blaue Licht des Himmels, der tief gesättigt war von der Farbe des kreisenden Äthers.

„Ich war dreimal im Kamin. Es ist der Todesweg meiner Mutter. Ich habe das lange nicht gewußt. Aber mir war, als ob ich ihre Nähe ahnte, wenn ich im Fels hing."

„Wir wollen von frohen Dingen reden, Maria!"

„Der Tod hat nichts Schreckliches. Er ist kein Gespenst. Nur das Sterben muß überwunden werden. Darüber habe ich oft nachgedacht, warum es ein Sterben gibt."

„Wie viele solch kleiner drolliger Figürlein mag Ihr Vater schon geschnitzt haben in seinem Leben?"

„Sie werden wieder häßlich. Wie kommen Sie eigentlich zu uns in dieses Land? Haben Sie keine Sehnsucht nach Ihrer Heimat?"

Er lachte und riß spielerisch schwankende Gräser aus, die er zwischen den Zähnen zerkaute. „Heimweh, meinen Sie? Heimweh? Ist dies nicht ein Gefühl, das Gott den Schwachen geschenkt hat? Welt in mir selbst, allem, was außerhalb, fremd und ohne Brücke gegenüberstehend, kommend und gehend: was ist Heimweh? Sucht nach Hafen, nach Geborgensein, nach Kampflosigkeit, nach Beistand und Stütze. Heimweh ist Schwäche. Heimweh ist Ohnmacht. Ich will kein Heimweh haben!" Er richtete sich auf, stand hoch und schlank in den Wellen der Gräser und schüttelte ein Gedenken von sich ab, das unerwartet über ihn gekommen war. „Aber Fernweh! Fernweh! Glauben Sie mir, Maria, unsere Einsamkeit ist endlos. Wir alle, die wir Mensch sind, sollten Freunde untereinander sein. Wir sollten uns die Hände reichen, auf daß wir weniger verlassen sind."

„Ich werde innerlich froh, wenn ich Sie reden höre. Und doch ist es so traurig, was Sie sagen."

„Nicht traurig; etwas anderes. Wie soll ich es sagen! Wir haben doch so viel Schönheit und Lust und Taumel in der Welt. Jede Kreatur und jedes Ding hat einen Schuß Komik und Groteske. Und doch steht ein Schatten im Hintergrund, der uns nie verläßt. Immer, auch hier in Sonne und Sommer, in Blüte und Käferbrummen, immer steht der Schatten hinter uns."

„Aber warum ist das so? Sie haben darüber schon nachgedacht?"

„Weil von e i n e m Geist erschaffen, von e i n e m Blut durchströmt. Gott war Melancholiker, als er die Welt erschuf."

Ihr wurde schwer, als er so sprach, und sie wünschte, er wäre nie zu ihr gekommen; denn er nahm ihr den Gesang und die frohe Inbrunst dieses Sommertages. „Ich mag nicht mehr darüber reden! Ich will andere Dinge hören. Sprechen Sie von Käfern und Blumen. Oder von Ihren Reisen! Von Affen und Papageien. Die Welt ist doch so bunt und lebendig. Man soll keinen Friedhof aus ihr machen!"

Da kam wieder sein sprudelndes Lachen. Er tauchte wie aus einem Schacht, und seine hellen, wasserblauen Augen glänzten: „Welches ist der schwierigste Anstieg, Maria?"

„Über die Ostwand, durch den Kamin."

„Wollen wir hinauf? Zögern Sie nicht! Morgen, übermorgen? Bestimmen Sie einen Tag!"

Maria sprang auf. Blut schoß in ihre Wangen. Ihr junger Körper, so urplötzlich aufgerüttelt, zitterte in allen Nerven: „Sie wollen mit mir über —?"

„— die Ostwand! Durch den Kamin! Geben Sie mir Ihre Hand! Schlagen Sie ein!"

Während sie ihm zögernd die Hand gab, sprach sie, noch ganz benommen von diesem spontanen Einfall: „Ich muß mit Vater darüber sprechen."

„Ihr Vater wird einwilligen, das weiß ich. Ich kenne Ihren Vater!"

Sie standen einander gegenüber, und ihre Blicke, von Frohsinn gesättigt, trafen sich ohne Wunsch und Begierde, nur durchwärmt vom hohen Feiertag ihrer Seelen.

Er ging von ihr, und sie sah ihm nach, wie er durch die Wiesen schritt, aufrecht und schlank und wie getragen von seiner sorglosen Kühnheit. Lange stand sie und wandte die Augen nicht von seiner Gestalt, die kleiner und kleiner wurde und immer plastischer sich aus der Umgebung hervorzuheben schien.

Olsen ging talaufwärts und wandte sich nicht um. Hoch aufrecht, den grauen Bergsteigerhut in der Hand zerknüllt, stieg er das beleuchtete Tal hoch, und ihr Bild schien vor ihm in der flimmernden Luft zu stehen. Und während der Wind in seine gelben Haare stieß, daß sie wie Flämmlein wehten, sprach er, von Bangnis und Frucht schleichend durchsetzt, vor sich hin: „Alles Glück ist um mich, Gott. Tausendfältig bunt ist deine Welt. Du bist Übermaß und ohne Grenze. Bewahre mich davor, daß ich dieses Kind der Berge liebe!"

XVI.

Am gleichen Tage versuchte Zacharias Job zwei Engländer durch den Magdalenenkamin hochzuseilen. Der erste Versuch mißglückte; sie konnten den Anstieg nicht bezwingen. In halber Höhe vor der exponierten Stelle riet Job zur Umkehr. Dies war ein harter Schlag für den alten Bergführer. Er war in seinem bisherigen Bergsteigerleben nur umgekehrt, wenn das Wetter ihn gezwungen hatte, und das war recht selten vorgekommen. Die Engländer wollten weiter und drängten auf Fortsetzung der Tour.

Zacharias Job konnte nicht. Das Klettern im Kamin erschöpfte seine Kraft. Die Brust hämmerte, und er mußte nach Luft ringen. Er hing am Fels und kämpfte mit seinem eigenen Körper, der ihn schmählich im Stiche ließ. Schweiß trat aus allen Poren, und dann fühlte er eine unsagbar matte Übelkeit. Seine Lage war verzweifelt. Als er so in den Stein gekrallt war und gegen die furchtbare Heimtücke seines Körpers anzugehen versuchte, als er sah, wie die beiden Begleiter frisch waren und voll Tatendrang und seine Warnung nicht begreifen wollten, da war ihm, als griffe eine Hand ohne Mitleid nach seinem Herzen, und er hatte für einen Augenblick den Wunsch, ein Steinschlag, durch den Kamin prasselnd, möchte ihn auslöschen und ihn von diesem Schauplatz seiner Niederlage ohne Bewußtsein fortnehmen.

„Ich bin alt!" zischte er vor sich hin. „So wird es mit uns, wenn wir alt werden! Dann wird uns übel, wenn wir im Kamin hängen, und das rostige Herz will zerspringen."

Er gab auf. Die beiden Engländer stiegen allein durch den Kamin. Er blieb zurück, und sein Atem ging jagend. Er kauerte sich hinter einen Vorsprung, rollte den Körper zusammen und lauschte den beiden nach; mit halb offenem Mund und mattem Glanz in den Augen hörte er zu, wie sie sich langsam hocharbeiteten, vernahm den fremden Tonfall ihrer Stimmen und wollte das Furchtbare seiner Demütigung nicht fassen. Er legte die flache Hand auf die nackte Brust und spürte dem Klopfen seines Herzens nach. Aber es war still in ihm und fast so, als ob das Herz tot sei oder eingeschlafen. Er blieb lauschend und hatte keinerlei Vorstellung, wie lange er nun hier bleiben und was fürderhin mit ihm werden müsse. Fast vergaß er sein Leben und die gigantische Landschaft, die ihm zweiundsechzig Jahre Heimat gewesen war und ihn jetzt verlassen wollte. Sein Zustand war abseits aller Begriffe und für ihn so unfaßlich, daß er sekundenlang an der Wahrheit zweifelte und wie ein schnüffelndes Tier vorsichtig tastend Umschau hielt, wo er eigentlich sei, und was Grausames sich mit ihm ereignet habe.

Da kam die Klarheit. So war es: das Alter fraß ihn auf. Er, Zacharias Job, war zu Ende. „Torheit, darüber nachzudenken. Das Alter frißt uns ja alle, soll es mich verschonen? Jeden Menschen frißt das Alter. Soll es an mir vorübergehen? Das beste, sich hinzulegen und zu sterben." Er raffte sich auf und lauschte wieder in den Kamin hinauf. Es war Stille. Kein Laut drang an sein Ohr. Aber es blies ihn feucht und kühl an; und ganz fern ein Rauschen, wie stürzender Wasserfall.

Ich gehe nicht mehr fort von hier, überlegte Job und lehnte den Kopf gegen das Gestein. Mit der zitternden Hand fuhr er durch das dünne Gewirr der Haare. Sie waren merkwürdig feucht und fühlten sich so fremd an, daß er tief erschrak. Immer rauschte von weitem her der Wasserfall, und dieses Summen wurde ihm fast zur Pein. Er schloß die Augen und versuchte, zu denken; wollte nach einem Ausweg spionieren und fiel in ein ruheloses Grübeln.

Ich gehe nicht mehr fort von hier, überlegte er und wurde von seiner Qual immer mehr umsponnen.

Da fiel ihm die Bahn ein. Er sah die schwarzen Eisenvögel, die in der Luft hingen. Er hörte die Niethämmer bellen und sah das Gitterwerk der Stützträger.

(Fortsetzung folgt.)



Im Chinesenviertel von Singapore. Aquarell von Prof. Franz Kienmayer.

DAS GOLD DES MEERES

GEWINNUNG UND VERARBEITUNG DES BERNSTEINS



Geologisches Profil der Bernsteinlager an der ostpreußischen Küste.



Bernsteingrubenfeld in Palmnicken (Ostpreußen.)

Unter den Mineralien, die wegen ihrer edlen Eigenschaften geschätzt und entsprechend gewertet werden, nimmt der Bernstein, als Halbedelstein, eine ganz besondere Stellung ein. Die Natur schuf in ihm ein Produkt, das in viel größeren Stücken als andere Edel- und Halbedelsteine vorkommt, wodurch seine Verwendbarkeit in der Drechslerwarenindustrie bedeutend vielseitiger ist; sie stattete ihn auch mit eigenartigen Färbungen und chemischer Widerstandsfähigkeit aus, so daß er zu zahlreichen Schmuck- und Gebrauchsgegenständen verarbeitet wird.

Früh schon kannte man den Bernstein. In den Königsgräbern von Mykenä hat er sich gefunden, ebenso unter anderm in Pfahlbauten und in Gräbern aus der ältesten Eisenzeit. Im klassischen Altertum erfreute sich dieses Mineral großer Beliebtheit, die Römer verschafften es sich in lebhaftem Tauschhandel aus Nordgermanien.

Lange Zeit gingen die Meinungen über die Entstehung des Bernsteins weit auseinander. Aristoteles hielt ihn allerdings schon für einen Stoff, der aus Bäumen geflossen sei. Später wurde er für tierische Ausscheidungen, für erhärteten wilden Honig, ja, sogar für verdichteten Sonnenäther erklärt.

Jetzt hat die Wissenschaft den Bernstein als das Harz mehrerer Nadelhölzer aus dem älteren Tertiär erkannt. Es bestanden ausgedehnte Wälder, in denen die Bäume durch die Tätigkeit zahlloser Insekten und durch die Einflüsse der Witterung vielfach verletzt und so zu ungewöhnlich reicher Harzabsonderung veranlaßt wurden. Das Harz tropfte von den Bäumen auf den Waldboden herab (bisweilen finden sich Insekten- und Pflanzenstücke darin eingeschlossen) und wurde zum Teil durch die Sonnenwärme wiederholt umgeschmolzen, woraus sich die Verschiedenheit der Färbung und der Klarheit des Bernsteins erklären läßt. Auf diese Weise sammelten sich im Laufe der Jahrtausende große Vorräte von Harz an. Meere und Gletscher der Eiszeit verwüsteten dann in einer späteren Periode die Waldungen, während das Harz unzersetzt ausgewaschen, mit den übrigen Bestandteilen des Waldbodens fortgeführt und an anderen Stellen als eine bernsteinführende tonige Sandschicht abgesetzt wurde, die als „blaue Erde" bezeichnet wird.

Diese Schicht bildet heute den Gegenstand der bergmännischen Gewinnung und erstreckt sich, von einem 30 bis 40 m mächtigen Deckgebirge jüngerer Schichten überlagert, in annähernd söhliger (horizontaler) Lagerung und mit bis zu 6 bis 8 m Mächtigkeit über einen großen Teil des westlichen Samlandes, jener Landschaft, die zwischen Königsberg, Pillau, dem Vorgebirge Brüsterort und dem Seebade Cranz eine vom Frischen Haff und der Ostsee umspülte Halbinsel bildet. Bisher ist sie das einzige bekannte Bernsteinvorkommen der Welt, dessen Nachhaltigkeit die bergmännische Ausbeute mit wirtschaftlichem Vorteil gestattet. Kleinere Bernsteinmengen wirft die See — namentlich nach heftigen Stürmen — an den Strand, wo sie aus dem Seetang aufgelesen oder mit Netzen „geschöpft" werden. Sie stammen hauptsächlich aus dem am Grunde des Meeres liegenden Ausstrich der blauen Erde.

Die Gewinnung des Landbernsteins wie auch die des Seebernsteins betreibt der preußische Staat durch die von ihm gegründete „Preußische Bergwerks- und Hütten-Aktiengesellschaft", Zweigniederlassung Bernsteinwerke Königsberg; letztere besitzt durch gesetzliche Bestimmungen das alleinige Gewinnungsrecht.

Der bis zum Jahre 1923 noch übliche Grubenbetrieb bzw. Tiefbau (Grube „Anna" bei Kraxtepellen), der in ähnlicher Weise erfolgte, wie heute noch zahlreiche Braunkohlenlagerstätten abgebaut werden, wurde eingestellt, weil die über der blauen Erde liegenden, stark wasserführenden Sandschichten dem Bergbau solche Schwierigkeiten bereiteten, daß der obere Teil der Lagerstätte zum Schutz gegen Wassereinbrüche stehen bleiben mußte und somit ein erheblicher Teil des Bernsteins der Gewinnung entzogen wurde.

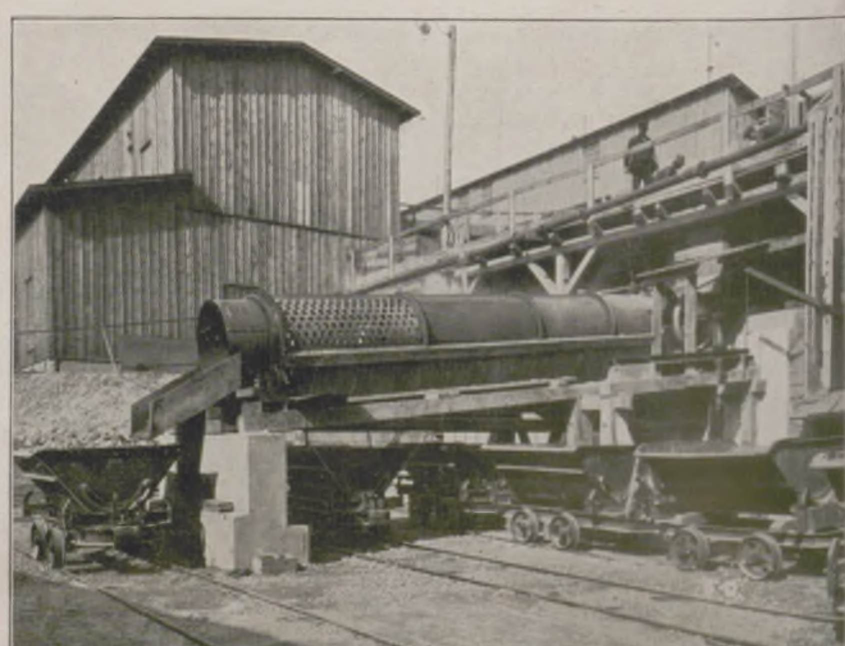
Man ist daher heute bei der bergmännischen Gewinnung restlos zum Tagebau übergegangen, der nach Vor-



Bernsteinfischer am Strande der Ostsee beim „Schöpfen" mit Netzen.



Ausschütten der bernsteinhaltigen „blauen Erde".



Die „blaue Erde" wandert zur Loslösung der Bernsteinbrocken durch Drehtrommeln und Siebe.



Bekratzen und Formen des Bernsteins.



Sortieren der Bernsteinstücke.

bildern großer Braunkohlengruben Mitteldeutschlands und des Rheinlandes angelegt worden ist, so daß bei der Anlage des Tagebaues in Palmnicken die neuzeitlichsten Einrichtungen zur Anwendung kommen. Große elektrisch angetriebene Eimerbagger mit einer täglichen Leistung von je 4000 cbm, die jeweils als Hoch- bzw. Tiefbagger arbeiten, dienen zur Gewinnung und Förderung der Deckgebirgsschichten. Der Abraum wird in eiserne Wagen gestürzt und von elektrischen Lokomotiven nach einer in der Nähe der See liegenden Sturzeinrichtung gefahren. Das auf eiserne Roste gestürzte Baggergut wird durch Druckwasser gelöst und in die See gespült. Um den im Deckgebirge vorkommenden Bernstein zu gewinnen, durchfließt die Trübe, ähnlich wie bei der Verarbeitung der blauen Erde, eine Reihe offener geneigter Rinnen, in denen Roste und Siebe die Bernsteinstücke zurückhalten.



Facettierung (Flächenschliff) der Bernsteinperlen.

Die nach Beseitigung der Abraumschichten zutage tretende blaue Erde wird dann durch Bagger von 2 cbm Inhalt abgebaut. Der Gehalt der blauen Erde an Bernstein schwankt sowohl in den einzelnen Flözbänken als auch in den Feldesteilen. Bei einer bestimmten Verteilung der Betriebspunkte enthält ein 300 l Inhalt bzw. 500 kg Nutzlast fassender Wagen geförderter blauer Erde oft ein halbes Kilogramm Bernstein. Die maschinelle Gewinnung hat gegenüber der früheren, im unterirdischen Betrieb angewandten Handarbeit mit Spitzhacke und Schaufel den nicht zu unterschätzenden Vorteil, daß die Bernsteinstücke mehr geschont werden. Die nun in eiserne Wagen verladene bernsteinhaltige blaue Erde wird einem Schrägaufzug zugeführt, der sie nach der Tagesoberfläche fördert, wo der Bernstein in der Wäscherei auf vorbeschriebene Weise ausgesiebt wird. — Der ganze maschinelle Betrieb sowohl der Bagger als auch der Lokomotiven geschieht mit Hilfe elektrischen Stromes, zu welchem Zweck das Bernsteinwerk eine eigene große Zentrale besitzt.

Die Anlage des Tagebaues gab die Möglichkeit, die Vorkriegsproduktion von 430 000 kg Rohbernstein (1914) wesentlich zu erhöhen. Die im Bernsteinbergbau und seinen Nebenbetrieben tätige Arbeiterzahl beträgt etwa 1000 ständige Arbeiter und 200 Hausgewerbetreibende. Letztere sind mit der Zurichtung der Bernsteinstücke beschäftigt.

Ist nun der Rohbernstein von der anhaftenden blauen Erde befreit worden, so wird er in der „Reinwäsche" vermittels rotierender Trommeln durch Wasser und Sand von einem Teil der den Erdstein umschließenden Verwitterungsrinde befreit, um dann mit Hackmessern und Hobeleisen bearbeitet zu werden, die alle noch anhaftenden Fremdkörper beseitigen. (Der aus der See gewonnene Stein weist dagegen keine Kruste oder dergleichen auf; Wasser und Sand haben hier einen natürlichen Schleifprozeß vollzogen.) Hiernach gelangen die Stücke in die Sortiererei, wo man sie nach Größe, Form und Farbe in etwa 250 Handelssorten zerlegt. Während ein Fünftel der vorbereiteten Stücke an die in- und ausländische Drechslerwarenindustrie zur Fabrikation von Bernsteinwaren (Perlen, Halsketten, Broschen, Zigarren-, Zigaretten-, Pfeifenspitzen usw.) abgesetzt wird, kommen die restlichen, teils unreinen, teils kleinstückigen Sorten in die Schmelzfabrik, wo sie zu Bernsteinsäure und Bernsteinöl (für chemische und medizinische Zwecke) oder zu Bernsteinkolophon (für die Herstellung der Bernsteinlacke) verarbeitet werden. Ganz kleinstückige, aber durchaus reine Bernsteinsorten werden zu Preßbernstein in Blöcken, Platten oder anderen Darstellungen geformt, um in den Drechslereien Verwendung zu finden.

Otto Behrens.



Im Bernsteinharz eingeschlossenes Insekt.



Ein Bernsteinpokal.



Bernsteinbrocken verschiedener Größe.



Chinesisches Götzenbild aus Bernstein.

Im Fels

Was versteht der Fachmann, das heißt der Alpinist, eigentlich unter dem Begriff „Klettern“? „Heut' sind wir aber tüchtig herumgeklettert“, so sagt der in den Bergen weilende Flachlandsbewohner zu seinem Begleiter, indessen traversierten, das heißt überschritten sie ihren Gipfel auf einem wohlangelegten Wege! In Wirklichkeit beginnt das „Klettern“ erst, wenn sich die Auf- oder Abwärtsbewegung in unwegsamem Gelände ohne Zuhilfenahme der Hände nicht mehr ausführen läßt. Und tatsächlich, aus dieser Inanspruchnahme der Hände läßt sich entscheidend auf das Können des Kletterers schließen, gleichgültig ob er nun Anfänger oder bereits gewohnheitsmäßiger „Mauerrassler“ ist. Wo beispielsweise sich der Anfänger bereits ängstlich in den Fels verkrallt, da genügt dem abgefeimten Felsenmann noch ein unbelastetes Handauflegen. Wie schon Altmeister Dülfer sagt, ist das Klettern nur eine veränderte Art des Gehens; deshalb wird der Könner, um die viel, viel weniger leistenden Armmuskeln zu schonen, möglichst mit den Füßen klettern. (Kniebenutzung ist theoretisch verpönt!)

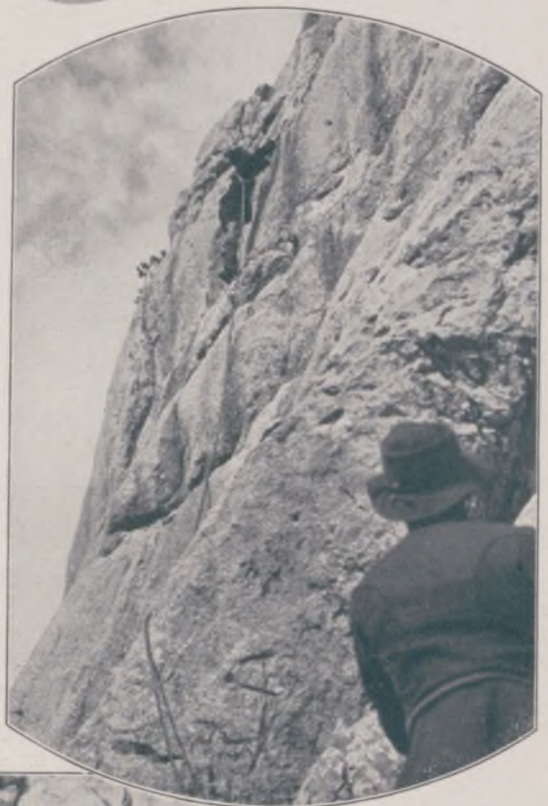
Sehr schleierhaft erscheint meist dem Laien das Arbeiten mit dem Seil. „Ich verstehe nur nicht, wie das Seil die Wand hinaufkommt, daß man dran emporklettern kann“ — solch eine Frage kann man überaus häufig hören. Nun, Grundgesetz beim „Begehen“ von schwerem Gelände ist: Es klettert immer nur eine Person, während die andere so gut wie möglich sichert. Der gute „Zweite“ wird dabei den „Führenden“ solange wie möglich im Auge zu behalten suchen, um bei dessen etwaigem Sturze vorbereitet zu sein, und um möglichst viel Seil einzuziehen; denn der Vorauskletternde stürzt ja dann nicht nur bis zu der Höhe ab, wo der Sichernde steht, sondern so weit unter ihn, bis sich eben das Seil gespannt hat. Sollte keine natürliche Sicherungsmöglichkeit vorhanden sein, so wird in eine Felsritze ein mit einer Öse versehener Eisenhaken geschlagen. Nun wird ein starker ovaler Karabiner eingehängt, durch den man dann das Seil laufen läßt. Wenn es abgelaufen ist bzw. der „Führende“ guten Stand gefunden hat, zieht er es ein; durch das gespannte Seil sehr gut gesichert, klettert nun der Gefährte nach. Am Strick selbst also emporzuklettern, kommt praktisch nicht in Frage. Die modernen, äußerst schwierigen Klettereien sind außer mit Hilfe raffiniertester Technik und ungewöhnlicher, optimistischer Einstellung nur durch die sinnreiche Anwendung des Mauerhakens, dieses vielgeschmähten Hilfsmittels, möglich geworden.

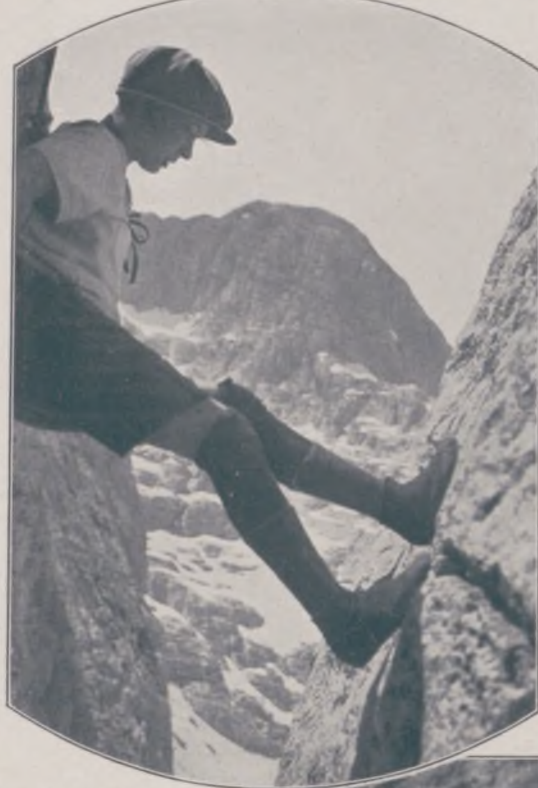
Beim Abstieg muß man sich manchmal einer überhangenden Wandstufe wegen abseilen. Am einfachsten geht das vonstatten, wenn man das Seil um ein Felsköpferl schlingen kann. Auch Latschenäste (eine verkümmerte Kiefernart) sind an Abseilstellen viel gesucht. Wenn es aber an beiden mangeln sollte, so muß ein Haken in den Fels getrieben werden, durch dessen Öse dann das Seil gezogen wird, und zwar so lange, bis beide Enden gleich weit hinabreichen. Nach dem Abseilen gelangt man durch kräftiges Ziehen an einem Ende wieder in den Besitz des Strickes. Für eine 15 m hohe Abseilstelle ist also ein doppelt so langes Seil vonnöten.

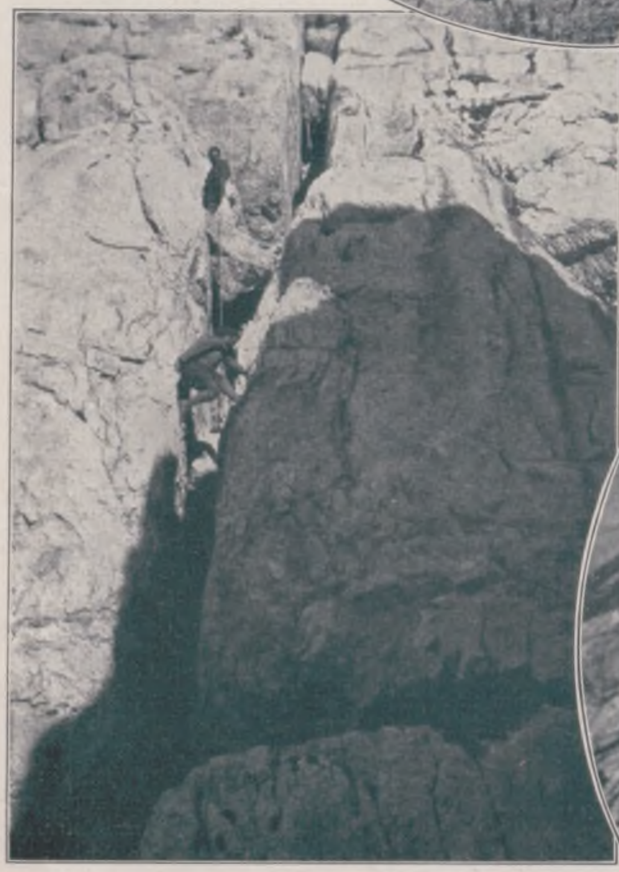
Vielleicht geben diese Zeilen dem Nichtfachmann einen Begriff von den Grundlagen der Klettertechnik und helfen so mit für die schwierige, aber schöne Kunst der Felskletterei werben!

Die Bilder, aufgenommen vom Verfasser, stammen aus den Berchtesgadener Alpen bzw. aus den Salzburger Kalkalpen.

K. Rieser, Reichenhall.









Oben links: Am Grundübelturm: In die Wand hinaus.
Oben rechts: Im Stemmkamin.
Links nebenstehend: Nordkamine des Grundübelturms.
Rechts nebenstehend: Randkluft in der Watzmann-Ostwand. (Höchste erstiegene Wand der Ostalpen; relative Wandhöhe 1800 m.)
Im Oval: Schwieriger Quergang am Schärtenspitz-Westgrat.





Randkluft in der Alpelhorn-Nordostwand.







Die Deutschen Leichtathletik-Meisterschaften im Deutschen Stadion in Grunewald bei Berlin am 16. und 17. Juli: **Oben links:** Molles (V. f. K., Königsberg), der beste Speerwerfer; bestarmig: 56,15 m; beidarmig: 98,01 m. **Oben Mitte:** Brechenmacher (Eintracht, Frankfurt), der Sieger im Kugelstoßen; bestarmig: 14,22 m; beidarmig: 26,05 m (Rekord). **Oben rechts:** Dr. Peltzer (Preußen, Stettin), der im 400-m-Hürdenlaufen mit 54,8 siegte (Rekord), während seines glänzenden Laufes.

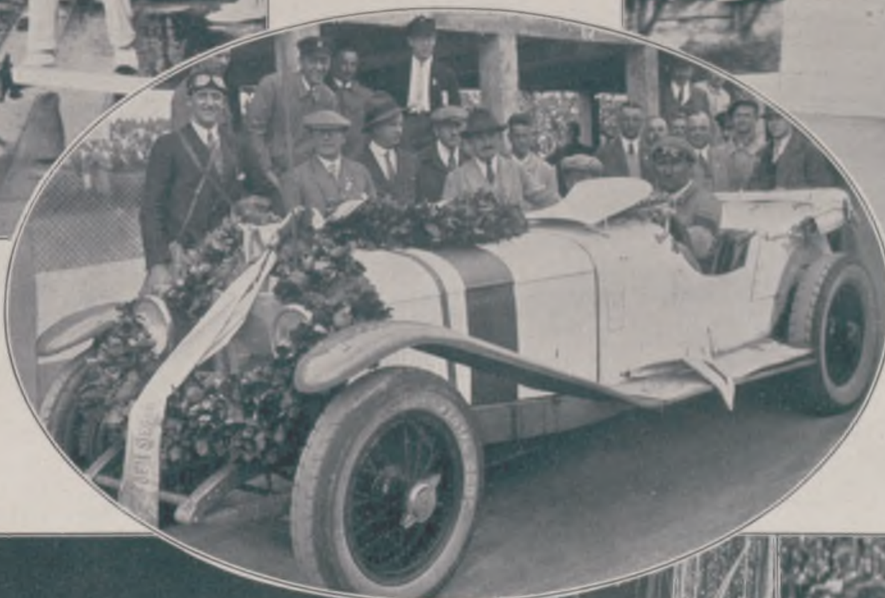
Im Oval: Vom Rennen um den „Großen Preis von Deutschland für Sportwagen“ auf dem Nürburgring am 17. Juli: Der Sieger Otto Merz auf seinem Mercedes-Benz-Wagen, der die über 500 km lange Strecke in der kürzesten Zeit (4 : 59 : 35) zurücklegte.



Deutscher Rudersieg auf der Internationalen Ruderregatta in Kopenhagen am 17. Juli: König Christian von Dänemark beglückwünscht die siegreiche deutsche Mannschaft (Berliner Ruderklub).



Das springende Automobil: Ein kühner Fahrer während des Sprunges mit seiner Maschine auf einer Pariser Autorennbahn, wobei er eine Höhe von 1,50 m und eine Weite von 10 m erreichte.



Unten: Köln in prächtigem Licht-Feierkleide: Festbeleuchtung und Riesenfeuerwerk anläßlich der Rad-Weltmeisterschaftswoche (16.—20. Juli), die auf der Stadion-Rennbahn in Köln veranstaltet wurde.

Unten: Der Kölner Amateurfahrer und deutsche Meister Matthias Engel, der am 17. Juli in Köln die Meisterschaft der Welt für Herrenfahrer über 1000 m gewann, wird vom Altmeister Rütt beglückwünscht.





HERVORRAGENDE SPORTEREIGNISSE

50 Jahre Bayreuth

BÜHNENFESTSPIELE 1927





Bedeutende Mitwirkende der diesjährigen Festspiele in Bayreuth:

Von links nach rechts: Josef Correck, Chemnitz (Wotan, Gunther); Lauritz Melchior, Kopenhagen (Siegfried); Carl Braun, Berlin (Fasolt, Hunding, Hagen); Eva Liebenberg, Berlin (Erda, Erste Norne) und Walter Eckard, Berlin (Fafner, Zweiter Ritter). — Im Kreis: Henny Trundt, Köln (Sieglinde, Kundry); Carl Braun, Berlin (Fasolt, Hunding, Hagen) und Emmy Krüger, München (Isolde).





Eine Erinnerungsstätte großen Schaffens in Bayreuth: Das Musikzimmer Richard Wagners im Hause Wahnfried.

Links Mitte:

Siegfried Wagner (Mitte) mit Emmy Krüger (Isolde) und Gunnar Graarud, Hamburg (Tristan).

Unten links:

Die Kinder Siegfried und Winifred Wagners: Friedelind, Wolfgang, Wieland und Verena (von links nach rechts).

Unten rechts:

Siegfried Wagner mit seiner 89jährigen Mutter Cosima bei einem Spaziergang in Bayreuth.

Sämtliche Abbildungen nach Aufnahmen von S. Sammet, Bayreuth.





Venediger Männer

ERZÄHLUNG VON HANS WATZLIK

In schwüler Frühlingsnacht pochte es an eine Baude, die auf einer Matte lagerte, mitten in dem wunderhohen Gebirge. Der Weber Siebenschuh leuchtete mit der brennenden Kienschleiße in die Finsternis hinaus und gewahrte einen zarten, etwas ältlichen Mann mit grell zerfurchter Stirn, den Samtmantel mit Grauwerk verbrämt, einen Stichdegen zur Linken und auf dem Kopf ein Barett, wie es sonst nur die Geistlichen trugen. Ein schwer bepacktes Maultier stand mit allen Zeichen der Müdheit hinter ihm.

Der Fremdling trug ein feines, schlafendes Mägdlein in die Stube, blickte den Weber mit schwarzen, flackernden Augen an und bat ihn mit Worten, die deutsch waren, aber eine fremde Weise in sich zu tragen schienen, man möge ihn hier beherbergen und hausen lassen, und er legte dabei eine Reihe roter Gulden auf den Tisch. Die Kleine sei sein Töchterlein, ihre Mutter sei erst kürzlich gestorben, eine giftige Spinne habe sie gestochen.

Der alte Siebenschuh und sein schüchternes Weib hießen den Fremden willkommen, ob ihnen auch vor seiner zerrissenen Stirn und seinem beweglichen, überhastigen und dennoch verschlossenen Wesen seltsam graute, und sie betteten das Mägdlein lind auf die Bank, die den mitten in der Stube errichteten Ofen aus grünen Napfkacheln umsäumte.

Der Fremde bewohnte fortab eine düstere Kammer. Dort hielt er in einer mit Ziersäulchen und Simsen ausgestatteten Truhe ängstlich die geringe, fernländische Habe verwahrt, die er mitgebracht hatte. Dort entfaltete er sein unverständliches Treiben.

Er suchte keinen Vertrauten, keinen Genossen und sprach mit niemandem, außer mit sich selber. Er aß fast gar nichts. Zuweilen nur holte er aus der Truhe ein feinstieliges Glas, füllte es mit Friauler Wein, tauchte ein Stück Brot darein und aß den durchfeuchteten Bissen.

Stundenlang beugte er sich über ein breites Buch, das mit drei künstlichen Silberschlössern zu schließen war, und las darin halblaut in seiner welschen, tollen Sprache die fast erloschene, mönchisch ebenmäßige Schrift, folgte brütend mit dem Finger den drudenfüßig wirr durcheinanderlaufenden Zügen rätselhafter Pläne und bannte sich selber so tief in den dämmernden Sinn dieser Zeichnungen, daß er nicht fühlte, wie Tag und Nacht um ihn verstrich, und er nur manchmal aus seinem Grübeln geweckt wurde, wenn das Öllicht neben ihm erlosch. Dann hakte er wohl eifrig das Buch zu, sperrte es in die Truhe und schlich davon. Kam er dann nach Tagen wieder zurück, so schlug er mürrisch wieder in dem Buch nach und verwahrte sich mit finsteren Brauen gegen das eigene Kind, wenn es ihn mit Liebkosungen störte.

Den Webersleuten log er vor, er sein ein Wurzelstecher. Aber da er niemals ein Heilkräutlein mit heimbrachte, obgleich in aller Nähe der Baude es nicht an Otterwurz, Enzian und Baldrian, Hirschzunge und Tormentill gebrach, und da man ihn einmal in benachbarter Wildnis über das Moos hatte schreiten sehen, die Augen verschlossen und den linken Arm mit gespreizten, zuckenden Fingern wagrecht vor sich gereckt, so merkten sie wohl, daß er verbotene Kunst treibe, und ahnten in ihm einen jener welschen Satansfrager, die das Gebirge aufschließen und das wilde Bergerz suchen und jene grause Formel kennen, die den Teufel aus der untersten Hölle reißt.

Besessen von seiner Gier, kümmerte er sich wenig um sein Mägdlein. Desto mehr hätschelten es der alte Siebenschuh und sein Weib und warben um so mehr um die Zärtlichkeiten der Kleinen, als ihnen der Kindersegen versagt geblieben war, und sie lehrten sie die heimische Rede und spielten und scherzten mit der Vereinsamten.

Einmal am Tage Johannis des Täufers kam der Fremde nach langer Abwesenheit aus dem Gebirge zurück, mit störrischem, wirrem Haar, die Augen trunken und voll unheimlichen Feuers, als habe er einen wilden, ungeheuern Blick ins Reich der Geister getan. Unter sinnlosen, stockfinsteren Reden, darin sich niemand auskannte, riß er mit dem Messer in das von Kienrauch verrußte Deckengebälk ein Wort, das hier keiner verstand, weil hier keiner lesen konnte, und neben das Wort schnitt er ein Kreuz, das wie ein Hammer geformt war, drückte hernach sein Mägdlein an sich und sprach zu ihr: „Venezia!" Dann nahm er sein breites Buch, holte das Maultier aus dem Stall, ritt in den Wald und kam niemals wieder heim.

*

Die kleine Gemma wuchs in der Einöde auf, wo die Menschen so lange lebten wie die Krähen ihrer Wälder und hundert Jahre alt wurden und noch mehr. Sie wuchs heran wie eine grüne Staude, eigenwillig und für sich, da die Webersleute fassungslos den Launen ihres fremdländischen Blutes gegenüberstanden und sie fast mit scheuer Ehrfurcht behandelten.

Sie wiegte eine winzige, elfenbeinerne Docke, lernte vogelstellen und Meisen locken und hauste unter einem Dach mit einer rundlichen Kuh und einer wackelbärtigen Ziege, welche beide sie gern hütete.

Allmählich vergaß sie ihrer Muttersprache, und sie wußte davon nur noch das Wort Venezia, und das trällerte und zwitscherte sie nach welscher Art und behielt es im Gedächtnis, ob auch sein Sinn ihr fremd war.

Aber als sie einmal auf der Wiese der braunen Kuh das Wort vorsang, stieß sie mit der Zehe an einen Stein und schrie „Ach!", und seither hatte sie es vergessen. Sie spürte wohl, wie ihr der weiche, süße Name im Zungenspitzlein zitterte, aber er fiel ihr nimmer ein, und der Kopf tat ihr zum erstenmal im Leben weh vor lauter Nachdenken. Sie fragte die zwei Alten um das Wort, doch diese hatten dessen nie geachtet und wußten es auch nicht, und so war ihr, sie habe etwas unbeschreiblich Köstliches verloren.

Einmal im Sommer saß sie mit der Mutter Siebenschuh in der Vorlaube, deren Säulen das Dach stützten, das wie ein weitkrempiger Hut über die Hauswände hinausragte, und Gemma begann mit ihrem klug gewordenen Mund auf einmal nach dem verschollenen Vater zu fragen, warum er nimmer heimkomme zu ihr.

Das Webersweib wich ihrer Neugier aus und erzählte von dem Geist Dominus Johannes, der durch die Wildnis streift und den längsten Baum im Wald als Stecken führt, und sie schwätzte von den grauen Wichten, die das Silber schnitzen tief im Berg, und von klunsigen Felsen, drin das edle Erz sein Nest hat, und vom Goldbaum, dessen riesiger Stumpf noch im Gebirge steckt und seine Wurzeln überallhin schickt. Dann redete sie von Spiegeln, womit man verborgene Schätze findet, und von den fremden Männern, die auf geheimen Wegen gehen und in Schläuchen den goldenen Sand und in Krügen das flüssige Gold davontragen, das von den Wänden verwunschener Höhlen niedersickert.

Als hernach der alte Siebenschuh eine Reisigbürde aus dem Busch heimbrachte, wühlte Gemma in dem Bündel, ob nicht ein goldener Prügel darin stecke. Der Weber bot ihr lachend ein Stücklein Kuchen. „Den schickt dir der Has'. Er hat ihn gebacken. Hast du den Rauch nicht fliegen sehen aus dem Wald?" Und er ließ sich müde auf der Schwelle nieder und murrte: „Für uns arme Leute wächst das Gold nicht. Uns taugen nur hagebuchene Groschen."

Er begann von einem abenteuerlichen Mann zu fabeln, der zu Urgroßvaters Zeiten ins Haus geraten sei mit einem Sack voll landwährigen Goldes, lauter guter und gangbarer Münze, die er bei der Abendburg gehoben und nun auf den Tisch hingezählt habe, und weil der Tisch nicht groß genug war, so auf die Bänke, und weil diese auch nicht reichten, so auf den Fußboden.

Die Weberin nickte. „Ja, dazumal hat man bei uns so viel Gold gefunden, daß es seinen Wert nimmer hat halten können und man drei Pfund Gold für ein Pfund Eisen gezahlt hat."

„Dein Vater, Gemma," meinte der alte Siebenschuh, „der hat auch so eine Geiernase gehabt und hat das Gold im Stein riechen können. In Klüften und Gruben hat er es gesucht, bis er schließlich den Weg aus der Wildnis nimmer gefunden und verhungern hat müssen. Gott tröste ihn, wenn er zu trösten ist!"

Da weinte Gemma plötzlich hell auf. „Ich will heim. Woher bin ich?"

„Du bist aus dem Pomeranzenland", erwiderte der Weber. „Aber das welsche Wörtlein hättest du dir merken sollen, das hätte dich heimgeführt. Jetzt mußt du bei uns bleiben."

Von nun an lockte es das Mädchen in die unergründeten, erzträchtigen Schluchten, die Totenbeine des Vaters zu suchen und zu bestatten. Doch fürchtete sie sich vor dem Bergunhold Dominus Johannes, der ihr Unglimpf antun könne, und vor den Krummholzwichten und Fahlmännlein und vor den ungeheuren Tieren der Wildnis, und der verschlossene Wald galt ihr als eine Stätte des Grauens.

*

Gemmas Augen wurden immer schwärzer, ihre Lippen immer röter, zart wölbte sich ihre Brust, und um ihren Nacken rankte ganz feines dunkles Haar. Aber sie war ruhelos wie das kristallene Glas, das ihr

Vater hinterlassen hatte, und das infolge seines kühnen, allzu langen, allzu schlanken Stieles und seines dünnen Fußes nicht an seinem Ort beharren konnte und bei aller Stille im Haus dennoch sich bewegte, bis man es auf eine Wollflocke stellte, damit es ruhe und nicht vom Kasten stürze und zerschelle.

Gemma konnte nicht beim Spinnrad sitzen wie andere Mädchen. Sie lief türein und türaus, sie tanzte aus dem Stegreif, sang im Schlaf und beunruhigte mit den vielen und lebendigen Gebärden, womit sie ihr Geplauder begleitete, die wortkargen Alten, die nur mit hangenden Armen reden konnten.

Oft schlich sie im Finstern auf die Wiese hinaus, lauschte, wie die Nachtblumen sich auftaten, leuchtete sie wohl auch mit dem Laternlein an und flüsterte: „Schlaft nur, Lieblinge! Erschreckt nicht! Ich will euch nur noch einmal sehen. Träumt hübsch!"

Ihre Unrast schaffte den alternden Webersleuten manche Sorge und Unbequemlichkeit; sie staunten ihr immer unwirscher nach und betrachteten sie wie ein peinliches Rätsel und wünschten schließlich, sie wäre ihnen nie ins Haus geschneit.

Gemma wußte, daß sie schön war, ob es ihr hier auch niemand sagen konnte. Oft hob sie ein blitzblankes Spieglein aus der Truhe, besah darin ihre eitlen Augen und küßte sich selber.

Des Nachbarn Bursch, der flachsköpfige, läppische Laurenz, renkte sich fast den Hals nach ihr aus. Er war in sie verliebt, weil sie ihm so fremd war. Und sie lockte ihn, tat aber spröd, wenn er nach ihr tappen wollte.

Als sie einmal in ihrer wilden Zierlichkeit auf der Wiese tanzte, stand er am Rain, tölpisch wie ein junger Uhu, den der Tag blendet, und schmeichelte ihr mit ungelenker Rede: „Potz Schwebel, du brauchst einen Tanzgesellen!"

Da lief sie davon und schalt: „Was schaust du mich an mit deinen groben Augen?"

Und als der Spängleinkrämer mit seiner Hucke ins Gebirge kam und Löffel, Nadeln, Fingerhüte und allerlei billigen Zierat feilhielt, kaufte der Laurenz ihm ein Ringlein ab und schenkte es ihr.

Sie steckte es an und verglich es mit dem Goldreif, den sie trug, aus einer Natter geformt mit zwei sich suchenden Mäulern, dazwischen ein pfirsichblütenfarbener Kristall glomm. „Laurenz, dein Ringlein hat der Blechschmied gezimmert", sagte sie schnippisch und warf es weg.

Er wurde böse. „Da fahr der Kuckuck drein!" polterte er. „So laß dich in ein Glas tun und hoch droben in den Baum hängen, daß keiner zu dir kann!"

Manchmal aber saß Gemma still und traurig, als wäre ihre Seele entwurzelt. Sie lehnte an der Fensterschwelle und starrte auf den schmalen Steig hin, der die entlegene Baude an die Welt knüpfte.

Wenn sie sich von dem kärglichen, rohen Hausrat umgeben sah, die stickige Luft um sich spürte und über sich das finstere Gebälk, die rußende Öllampe, dann erwachte es wie ahnende Erinnerung in ihr. Ihre Seele funkelte, und sie wußte nicht, glänzte es aus einem andern, längst vergangenen Leben ihr nach, oder war es ihre äußerste Kindheit gewesen, da sie mit hohen, silbernen, kostbaren Spiegeln umgeben gewesen und es ihr zu Häupten geblitzt und gestrahlt gleich versteinertem Tau. Und in ihrem Traum spiegelte sich eine Stadt, deren Gassen das Meer füllte, und zuweilen kräuselte sich eine endlose Bläue über die Grenzen des Traumes hinaus bis tief in die schmerzliche Wirklichkeit hinein, und die Stimmen ferner, ferner Wellen riefen. Das Vergangene, Verwischte lebte in ihrem Leben, und sie empfand, daß sie nimmer daheim war unter diesen grämlichen, alternden Menschen, neben den dämmernden Tieren, in der wenig wohnlichen Gegend dieses kalten Gebirges.

*

Einmal kam der Weber nach Hause und erzählte, als er gestern Leinwand getragen übers Gebirge nach Schlesien, habe er einen Walen belauscht, der mit rotflatterndem Mantel wie ein Rabe aus den Lüften niedergeflogen sei zu einem Brunnen und hernach dort Steine gewaschen habe.

Als Gemma solches hörte, wurde sie von einer fiebrigen Unruhe erfaßt. Sie tat, als müsse jeden Augenblick ein vornehmer Gast zusprechen in dem armen Weberhaus: sie bürstete immer wieder den Estrich blank, scheuerte den Tisch mit Sand schneeweiß, legte ein Sträußlein darauf und machte die Stube festlich. Und immer wieder wartete sie an der Schwelle und sang welsche Weisen, dazu ihr die Worte abhanden gekommen, in den Wind.

Und eines Tages trat ein zierlicher Mann hastig ins Haus, angetan mit rotscharlachenem Mantel und goldene Borten auf dem spitzen Hut, und redete die Sängerin in fremder, weicher Sprache an, die sie wie Geigenlaut berührte. Sie lächelte und reichte ihm die Hand.

Er spähte in der Stube umher, bemerkte das feine Zierglas und zuckte zusammen. Und plötzlich ließ er die Hand Gemmas fallen, stierte den Trambalken an der Decke an, darein der Verschollene die Schrift geschnitten, und rief heiser: „Rubiasco!"

Und er rüttelte das Mädchen an den Armen und keuchte sie an in stockendem, fremd klingendem Deutsch: „Du gehörst zu ihm. Führ' mich zu ihm. Sag', hat Rubiasco schon den Stollen gefunden? Das Gold?"

Sie fragte betreten: „Meinst du meinen Vater?"

„Rubiasco, der ein Zauberer gewesen und darum vertrieben worden ist aus Venezia!" murmelte der Wale.

„Venezia! Venezia!" sang das Mädchen, berauscht von dem Glück, das edle, geheimnisvolle Wort wieder zu besitzen, daran sie ihr Schicksal gebunden glaubte.

Aber der Wale drängte aufs neue: „Wo ist Rubiasco?" Er fuchtelte mit den Händen in der Luft herum, er rief, fahl vor Gier: „Wo ist sein schwarzes Buch? Bringt es mir! Laßt mich drin lesen! Ich mache euch reich!"

Gemma erwiderte: „Sein Buch ist mit ihm verschollen." Sie faßte den Fremden bei den Fingern, tanzte um ihn herum und jauchzte: „Venezia!" und kniete vor ihm hin: „Nimm mich heim nach Venezia!"

Er klopfte ihr mit dem Fingerknöchel auf die Stirn. „Da drin blüht das Kraut Lolium, zu deutsch Unsinn", sagte er. „Gern nähme ich dich mit nach Italia. Aber erst muß ich das Gold gewältigen in dem Gebirge. Ich kann es nicht finden, Rubiasco hat es verwunschen. Er gönnt es mir nicht."

„Geh nicht ins Gebirge!" bat Gemma. „Es wohnen nur Raben und Geier drin. Und du kommst um."

„In den Schluchten sind uralte Schätze versteckt, und Gold wächst dort wie Moos. Ich weiß es", flüsterte er. Er hob die dürre Hand und krallte die Finger ins Leere. Sein Gesicht verwandelte sich, hagerte und alterte jäh und ähnelte auf einmal erschreckend dem Verschollenen.

„Gib mir zu trinken, Mädchen!" stammelte er, als dörre ihm der Durst nach Gold die Zunge.

Sie brachte ihm das kühle Wasser, das draußen vor der Baude aus dem Berg schlug.

Er zog die Nasenlöcher zusammen, roch an dem Krug und kostete. „Das Wasser ist durch Erzadern geronnen", sagte er. „Ich schmecke es."

„Liebst du das Gold so sehr?" fragte sie.

Er raunte: „Ich werde es nimmer satt."

„Warum begehrst du so ungestüm danach? Willst du das Meer kaufen, darauf Venezia schwimmt?"

„Nein! Ich will das Gold nur haben! Ich will mich nimmer davon trennen! In meinen Kellern soll es ruhen und gleißen. Mehr will ich nicht von ihm."

„Warum ist dir das Gold so wert?"

„Ich weiß es nicht", ächzte er. „Blei ist schwerer, der Demant härter, Tau funkelt schöner, und Gestein gibt es, das seltener zu finden ist als Gold. Der Teufel hat mein Herz so geschaffen, daß es sich immer nach dem Gold kehrt, wie die Nadel nach dem Meerstern."

Der Fremde redete, als stünde er in brennendem Feuer. Und er entwich mit einem Fluch, der um so sündhafter klang, da ihn niemand verstand.

*

Der Venedigermann suchte nun oft die Baude heim, und wenn er Gemma allein traf, finsterte er sie mit seinen stechenden Augen an und forderte, sie solle ihm das schwarze Buch ausliefern, sie kenne das Versteck wohl, wo es verborgen sei. Und wenn sie ihm schwur, daß sie davon nichts wisse, spielte er gefährlich mit dem silbernen Dolch, womit sein Gurt versehen war, und zischte, er glaube ihr nicht, und sie wolle die Kenntnis der Wege für sich behalten, die zu den Erdschründen leiten, darin die Felsen aus Gold seien, und wo die Kristalle wüchsen, Amethyst, Topas, Smaragd und Saphir. Und wenn seine Drohungen nicht verfingen, hub er an, ihr zu versprechen, er wolle sie heimbringen in den himmlischen Garten Italia, an das venedische Meer, wo das Leben voll und selig sei, nur müsse sie ihm die Goldhöhle verraten und das Schatzlager, das seit Jahrhunderten von Walen zusammengetragen worden sei, die hernach in den Wildnissen verendet seien.

Sie konnte ihm nichts erwidern, und während er sie beschwor und bedrohte, betete sie heftig, als könne ihr Gebet seine Gier nach dem argen gelben Stein zerstören, den sie haßte, weil er sie ihrer Heimat entrissen hatte und ihr den Weg zurück wieder verschloß.

„Das Gold verwest im Berg, und niemand hebt es", klagte der Wale. In höchstem Grimm verließ er nach solchen Gesprächen immer das Mädchen.

Dann hielt er sich lange fern, und Kräutleinsucher belauschten ihn auf felsigen, umwaldeten Abwegen, wie er das Moos aufgrub und suchte oder Goldflitterchen in einer Mulde am Bach wusch oder in den Nächten, da der Mond schwarz war, Wünschelruten schnitt.



FRAUENKOPF

FARBIGE ZEICHNUNG VON EGON FRIEDR. MARIA ADERS

Indes saß Gemma auf einem Violstein der Mauer, die die Wiese umringte. Sie schmückte sich mit Blumen, um den Walen zu bezaubern, wenn er käme, und wartete, und das fiel ihr schwer, denn sie konnte nicht warten. Und wenn der alte Siebenschuh sie vor dem Landstreicher warnte, der mit dem Teufel unter einer Decke spiele, da stocherte sie mit ihren spitzen Schühlein unwillig ins Gras.

Ach, sie wollte fort aus diesem düsteren Land, fort von den zwei alten Leuten, die den ganzen Tag nichts mehr sprachen, als mürrisch das Wetter zu tadeln, mochte es kalt oder sonnig, hübsch oder regnerisch sein. Nach Venezia wollte sie, dort war sie daheim. Am liebsten hätte sie sich in einen behenden, glitzernden Fisch verzaubert, um mit den stürzenden Wassern zu reisen, deren Mündung sie sich in dem lauen südlichen Meer träumte.

*

Es war wiederum Johannistag, da trat der Wale wieder einmal in das Haus. Sein Auge war des Grauens und der Geheimnisse voll, seine Brust keuchte, als wäre er lange und hitzig gelaufen. Er betrachtete das Hammerkreuz, das in den Trambaum geschnitten war, und jagte wieder davon.

Gemma eilte ihm nach. Erfüllt von böser Ahnung, bat sie ihn bei den Gliedern des Heilands, heute nicht in die Wildnis zu gehen. Er hörte nicht auf sie. „Wenn Gott stumm ist, soll mir der Teufel das Gold offenbaren!“ höhnte er und entschwand im Tann.

Die Blumen verklärten die Wiese, und das Mädchen kauerte mitten darin und harrte Tag für Tag vergeblich und sang holdselig ihr Heimatswort und weinte dann wieder, außer sich vor Schmerz, denn sie wähnte, der Wale sei mit rotscharlachenen Flügeln davongeflogen gegen die Meerstadt und habe sie in der Öde zurückgelassen.

In der ersten Frühe des siebenten Tages lag sie in den Blumen und horchte gen den Wald.

Da trollte des Nachbars flachsköpfiger Bursch daher. „Was tust du da am frischen Morgen?“ fragte er sie.

Sie erhob sich, von jähem Entschluß getrieben, und sprach zu ihm: „Komm mit in den Wald!“

Er mißtraute der Launischen. „Geh in die Elbmühle, wenn du einen Narren begehrst! Dort mahlen sie ihn dir.“

„Was schaust du so drein wie die grüne Sieben?“ schalt sie, nahm ihn bei der Hand und zog ihn mit sich in den Tann. Und er folgte ihr willig und freute sich auf die Stunde der vollen Einsamkeit.

Mit gezierten Schrittlein ging Gemma voraus. In ihrem Haar hing aller Duft, alle Frische des Morgens, der zarte Brand der Bewegung haftete ihr an den Wangen.

Weil jedoch das Neunstimmlein gar zu eindringlich sang, blieb der Bursch mit befangener Gebärde stehen, und als sie sich nach ihm umwandte, spitzte er seine roten, derben Lippen, sie zu küssen.

Sie entschlüpfte ihm. „Es ist zu früh“, warnte sie. „Die Leute könnten uns ertappen.“

Er geduldete sich und ließ sich weiter in die Wildnis hänseln. Und wenn er wieder ihres Kusses begehrte, wußte sie ihn zu vertrösten mit neuer kluger Ausrede, oder sie hob die Hände wie eine Zauberin gegen ihn und sang und verwirrte ihn ganz und gar.

Als er aber trotzte, er wolle stracks umkehren und sie in der schauervollen Einsamkeit allein lassen, wenn sie ihn nicht lohne, wie er es wolle, da kicherte sie: „Übermorgen sollst du mich heiraten. Ich kriege drei Gröschlein und einen Rosenmund als Brautsteuer.“ Und ihre Augen gewannen in ihrer samtenen Pracht solche Gewalt über ihn, daß er sich wieder fügte.

Stundenlang gingen sie dahin. In einem wilden Tannentobel aber riß ihm die letzte Geduld, und er griff nach ihr.

Sie legte den Finger wortlos an den Mund und blickte ihn streng und groß an.

Es herrschte hochmittägliche Stille. Die Welt lag erschöpft von der Sonne. Unheimlich lastete es. Die Luft hielt still, geistisch lauschten die hohen, alten Bäume herab. Ein Vogel gellte.

Da graute dem Burschen vor dieser Ödung, die einem bösen Geist verschrieben zu sein schien. Und er empfand die Fremdheit des Mädchens aufs tiefste, und jedes Verlangen nach ihr verging ihm. Er schauderte vor ihr zurück und stammelte: „Warum hast du mich hierhergeführt?“

Sie winkte ihm, und er taumelte willenlos hinter ihr her.

Sie folgten einem rasigen Steig, der, kaum kenntlich getreten, in launischen Windungen emporstrebte, bald über eine öde Matte, bald an hohlen Buchen vorbeileitete und an Tannen mit gebrochenen Wipfeln und Stämmen, durch die auf einmal ein kühler Brodem wehte. Wolken bedrohten und hüllten die Höhen.

Gemma blieb stehen. „Laurenz,“ sagte sie, „du mußt mir helfen den Walen suchen!“

Ungefähr einen Steinwurf weit schwadmete ein Sumpf. Ein langer, hagerer Nebelfetzen stieg daraus und flog träg an den beiden Menschen vorüber. Der Bursch riß den Hut vor ihm herab, duckte sich und flüsterte: „Der Dominus Johannes!“

Ein Wiedhopf lachte, eine moosige, verworrene Buche hub an im Wind zu quarren, heimtückisch wispelten die Stauden. Ein verhohlener Brunn sauste. Neben dem Steig bleichten die zerstreuten Knochen eines großen Tieres.

Entsetzt schnellte der Bursch empor und wandte sich und floh, als triebe ihn der Hagel.

Das Mädchen stand beklommen. Nebel drang an. Der Wald hüllte sich darein und rang sich wieder frei und schaute bang hernieder.

Gemma irrte in einer Schlucht aufwärts, die ein Felsbach ausgewühlt hatte. Der blinde Nebel umflog sie. Ein dürrer Baum, der nur noch einen einzigen Ast trug, wies ihr damit wie mit Geisterarm befehlend die Richtung.

Ihr Kittel zerriß, sie steckte ihn mit Dörnern flüchtig wieder zusammen. An einem Moosquell wusch sie sich die zerschundenen Hände. Kalt wie Gift, feindlich war das Wasser.

Als sie sich von dem Brünnlein aufrichtete, zuckte ihr der Schrecken ins Mark. In einen der sie umdrohenden Felsen war ein Hammerkreuz gemeißelt, genau so wie es daheim der Tram trug als seltsame Zier. Gemma fühlte, hier war eine Spur.

Im selben Augenblick spellte ein Strahl den Nebel. In der feuchten Schlucht brannte noch der Tau.

In den Stein vor ihr waren enge Stufen gehauen. Gemma kletterte sie behend empor. Vom überhangenden Fels träufelte es ihr eisig in den Nacken. Auf einem Sims kümmerte eine Staude, daran hing ein Flecklein scharlachenen Tuches. Und eine rostige Brechstange lag daneben.

Da schwindelte dem Mädchen, als müsse die schroffe Wand vor ihr sich von unten nach oben aufreißen und in der Höhle das lautere Gold in Zöpfen geflochten von der Wölbung niederhangen.

Ein finsteres Loch öffnete sich vor ihr. Wie modriger Atem wehte es daraus. Da drinnen mochte der Kern eines Geheimnisses glühen, mochte des Teufels Bergküche sein. Angst rieselte Gemma über das Genick herab.

Doch sie bewältigte sich und drang ein in die Dunkelwelt.

Bald fand sie sich in einer geräumigen Höhle, deren Grenzen in der Dunkelheit nicht zu ermessen waren. Irgendwo brach ein scharfer, verirrter Strahl des Tages ein, und in dem Dämmer, das er verbreitete, leuchtete im Fels eine mächtige goldene Zickzackader auf und verstärkte das Licht.

Aus der Dunkelheit tauchten die Umrisse eines Menschen. Er saß auf einem Block und schien zu schlafen, in trauervoller Haltung stützte er die Stirn in die Hand. Wie ein Schatzbeschwörer war er, der etwas in seiner Kunst mochte versehen haben und nun für immer im hohlen Fels gebannt bleiben mußte.

Gemmas Blick ward in dem gewohnten Zwielicht kräftiger, und das Goldband brannte auf einmal zauberhaft stark auf, als habe es der Strahl der Außenwelt berührt und es aus glimmender Ruhe zu grellem Glanz erweckt.

Aufgetan vor dem dunkeln Mann lag ein Buch, darein stierte er mit toten Augen. Es war, er sei über den Sinn des Buches in also tiefe Gedanken versunken, daß er darüber starb und versteinerte. Seine Brauen waren übergroß, sie schienen an dem Toten fortzuwuchern. Neben ihm stand eine versiegte Lampe.

Als Gemma ihm fester ins Gesicht schaute, schrie sie furchtbar auf. Es war ihr Vater.

Auf zerschürften Händen, auf entkräfteten Knien, wie ein wundes Tier kroch sie davon. Das Grauen griff ihr nach.

Draußen am Felsensims richtete sie sich auf. Eintönig klangen die fallenden Tropfen. Am Himmel hing der schwermütige Flug des Raben. Die Sonne lauerte wie ein Gespenst.

Gemmas Blick sank schwer in die Tiefe.

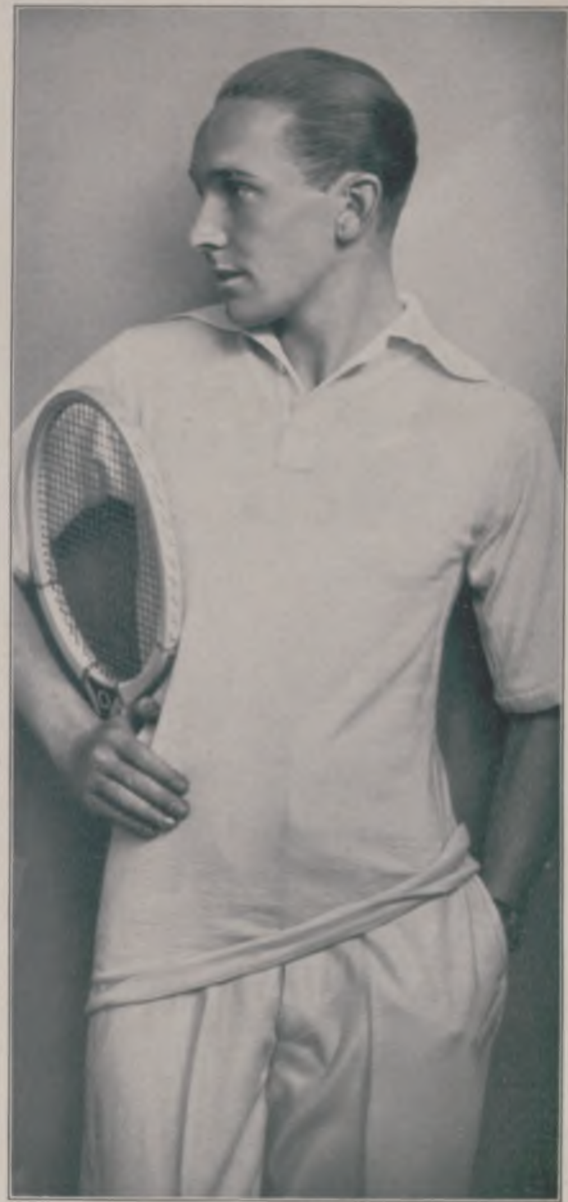
Da heulte sie auf, und aller Trost verging ihr.

Drunten lag der Wale mit verzerrtem Mund, zerschmettert, in den Fäusten das flammichte Gold.

Der Herr im Sportdress







Der kleidsame, praktische Anzug für den Tennissport: Der bekannte Meisterschaftsspieler Artens in einem weißen Sportpullover mit kurzen Ärmeln und dazu passender Hose.



Weißer Pullover und Strümpfe mit gleichen schottischen Streifen. Träger: Wolf Albach vom Wiener Burgtheater.

Oben links:

Der Wiener Burgtheater-Schauspieler Fred Hennings in weißem Pullover mit eingestickten Streifen und Krawatte in den Klubfarben.

Links nebenstehend:

Baron G. v. Burian in einem ärmellosen einfarbigen Pullover.

Rechts nebenstehend:

Der Schauspieler Ferdinand Mussi vom Wiener Burgtheater zeigt einen gemusterten Lumberjack. Modell: Körner.

Sämtliche Aufnahmen von Franz Xaver Setzer, Wien.



Zur 400-Jahr-Feier der Universität Marburg.

Von Dr. F. Budde.

Mit Abbildungen nach Aufnahmen von Eberth, Cassel.



Der Steinweg in Marburg.



Am Marktplatz.



Das Portal der Elisabethkirche.

Die großen Zurüstungen zur Feier des 400-jährigen Bestehens der Marburger Universität gehen ihrer Vollendung entgegen. An die 20000 Gäste — Marburgs gesamte Einwohnerschaft zählt etwa 24000 Köpfe — werden für die Zeit vom 29. Juli bis zum 1. August erwartet.

Universität und Stadt wollen zeigen, daß sie jung und lebensfrisch sind und würdig ihrer Überlieferung. Schon vor der Universitätsgründung war Marburg eine berühmte und vielbesuchte Stadt — dank der heiligen Elisabeth, der deutschen Heiligen, die hier ihren Witwensitz nahm, ihr Hospital baute, die wenigen Tage ihres kurzen Lebens in verzückter Liebe zu Leidenden hinbrachte. Über ihrem Grabe wurde der erste deutsche gotische Tempel, das Wunderwerk der Elisabethkirche, erbaut, von den Deutsch-Ordensrittern behütet und von Scharen von Pilgern besucht.

Zur Zeit der Religionsspaltung wurde von einem Nachfahren der Heiligen die Universität gegründet. Die Dominikaner und die „Brüder des gemeinsamen Lebens“ (die Kugelherren) gaben ihre Klöster, ihre Güter und Bücher freiwillig dazu her, der Franziskaner Haus und Kirche wurde hinzugenommen, und schließlich fanden die Reste der Deutsch-Ordenssiedlung auch Verwendung für die Universität, zuletzt, vor wenigen Wochen erst, ein alter Bauernhof, der noch den Namen Deutsch-Ordensgut trug, als neues Universitäts-Reitinstitut.

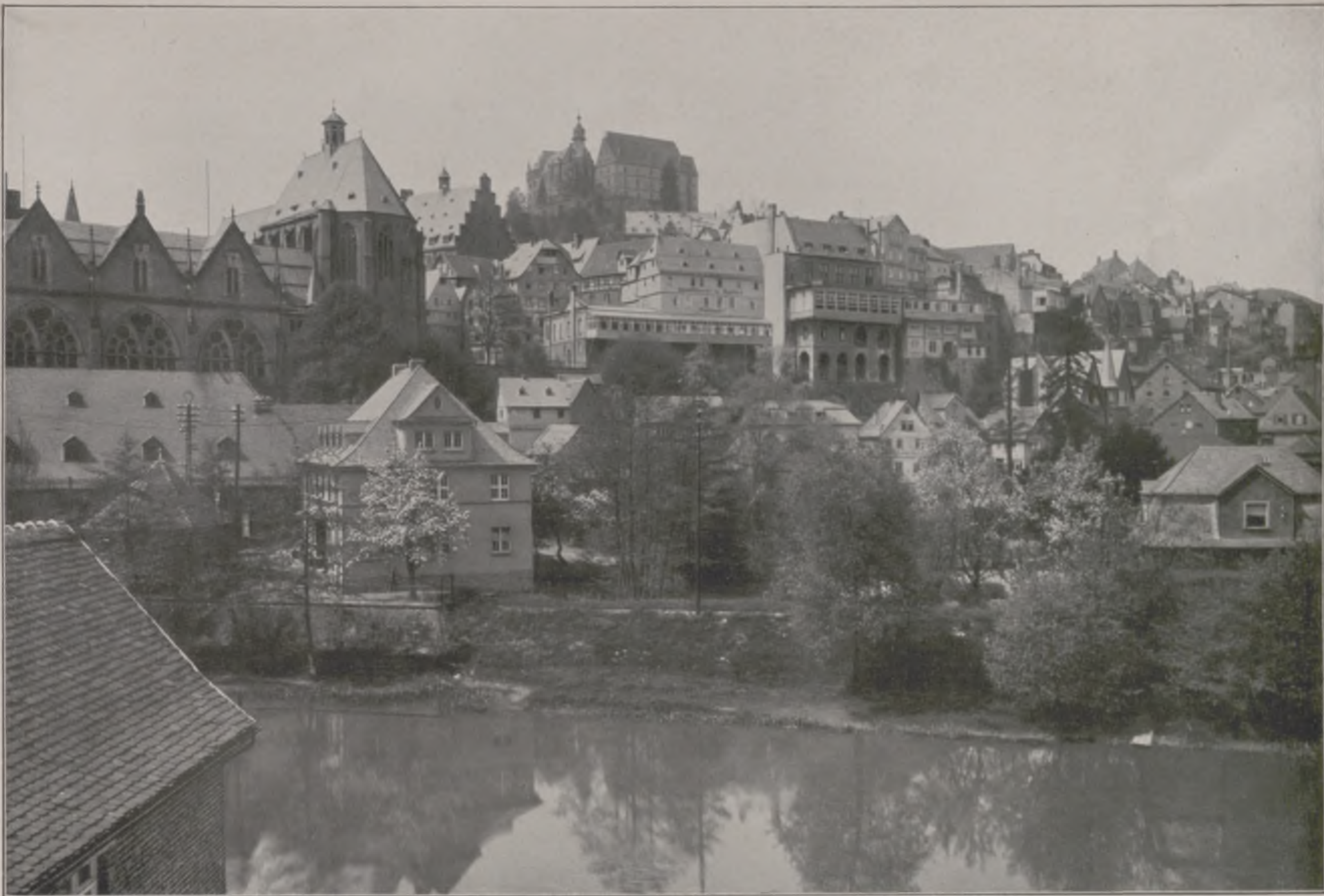
Die Marburger Hochschule nennt sich die erste protestantische Universität Deutschlands, und durch eine Stipendiatenanstalt wurde schon seitens des Universitätsgründers, des Landgrafen Philipp, der Grund gelegt zur Marburger Theologenschule. Zum Jubiläum haben die Landeskirchen Kassel, Frankfurt, Wiesbaden jene Stiftung ergänzt, indem sie gemeinsam mit dem Studentenheim den „Forsthof“, das noch aus der Ritterzeit stammende, romantische Haus am Schloßberg, kauften, herrichteten und vornehmlich Theologiestudenten zum prächtigen Asyl überwiesen. Als ihren ersten Vertreter zählt die Fakultät Adam Kraft, den Reformator Hessens, zu den Ihrigen, und heute gehört ihr u. a. Rudolf Otto, der Verfasser des über alle Welt verbreiteten Buches „Das Heilige“, an. Dennoch ist gerade nach neuen Forschungen und Mitteilungen hervorzuheben, daß die Gründung Philipps in erster Linie nicht vom theologischen, sondern vom Staatsinteresse veranlaßt und geleitet war. Sie ist also in erster Linie ein Wahrzeichen des sich verselbständigenden und selbstbewußt aufstrebenden Territorialfürstentums, das sich hier seine Beamten heranbilden wollte und darum auch z. B. zum ersten Rektor einen Juristen von dem 1500 errichteten Hofgericht, Johann Eisermann, nicht den Theologen Adam Kraft, ernannte. Aus der Reihe der sieben ersten Universitätslehrer ist der trinkfeste Humanist Eobanus Hessus weitbekannt. Obwohl mit der Universität gleichzeitig auch die Vorbereitungsanstalt, das heutige Gymnasium Philippinum, verbunden war, wurde es anfangs nicht leicht, der neuen Schule Geltung, Zuzug und — Frieden zu verschaffen. Die Studentenzahl bewegte sich um 80. Noch war kein ganzes Jahrhundert verflossen, da ging die fürstliche Herrschaft an eine andere Linie über; Bilderstürme und Trennung von Lutheranern und Reformierten waren zu überstehen, die Universität wurde reformiert, und im benachbarten Gießen tat sich eine Konkurrenz auf.

Aber alles konnte den Bestand nicht mehr erschüttern — der Dreißigjährige Krieg ebensowenig wie der Siebenjährige Krieg, der Marburg arg mitnahm, auch nicht der Weltkrieg unserer Zeit, in dessen Folge hier und da ein Wort umging von Auflösung. Das Wachstum blieb stetig. Vor der Verpreußung zählte die Hochschule etwa 400 Studenten und heute annähernd 3000. Sie bildet wohl unbestritten den vornehmsten und reinsten Typ der „kleinen“ Universität in Deutschland — „klein“ bezieht sich in dieser Redensart auf die Stadt, die gerade durch diese Eigenschaft und durch ihre ungemein reizvolle, romantische Architektur und landschaftliche Umgebung der Universität den unübertrefflichen Vorzug verleiht.

Marburg hat die Eigentümlichkeit deutschen akademischen Lebens sich voll entfalten lassen. Über das Studentenleben in den



Das Universitätsgebäude mit der Universitätskirche.



Blick auf die Stadt Marburg a. d. Lahn:
Links die Universität, daneben das Rathaus und auf der Höhe das Schloß.





Die berühmte St.-Elisabeth-Kirche. — Links nebenstehend: Vor der Universität.

AUS DER SCHÖNEN UNIVERSITÄTSSTADT MARBURG





Aus dem Marburger Studentenleben vergangener Zeiten: Links: „Hospiz mit Landesvater" um 1770, eine Budenkneipe, bei der die Studenten eben ein Hoch auf den Landesherrn ausbringen. (Aquarell im Besitz von Dr. Brauneck in Sulzbach.) — Rechts: „Weiße" Burschenschaft beim Wirt Estor in der Untergasse, 1829. (Aquarell von Balth. Hoffmann; Original im Besitz von Bürgermeister Wachsmuth in Rinteln.)

vergangenen 400 Jahren berichtet jetzt Georg Heer in einem höchst interessanten Buch „Marburger Studentenleben" (Verlag N. G. Elwert, Marburg), dem die beiden oben wiedergegebenen Abbildungen entstammen. Zur Gelehrtengeschichte liefert Marburg fast für alle Zeitabschnitte rühmliche Beiträge, besonders seitdem im 18. Jahrhundert unter anderen der Philosoph Christian Wolff hier einzog. Am bekanntesten ist das Kapitel aus der Romantikerzeit durch die Studenten Jakob und Wilhelm Grimm und ihren Lehrer Savigny, durch Jung-Stilling und durch den Besuch von Clemens und Bettina Brentano. Noch wandelt lebendige Erinnerung an den Theologen Ranke und seinen großen Bruder, den Historiker, in der äußerst aparten Erscheinung einer ihnen verwandten betagten Professorenwitwe durch Marburgs Gassen. Natorp, mit seinem Freunde Cohen der Begründer der „Marburger Philosophenschule", hat leider wenige Jahre vor dem Jubelfeste der Universität Abschied vom Leben genommen, aber der greise Jurist Enneccerus liest noch Kolleg, und der glänzende Darsteller römischer Charakterköpfe, der Emeritus Theodor Birt, erzählt in einem kleinen Büchlein Anekdoten aus seiner Privatdozentenzeit von dem Mediziner Roser und manchem andern. Der Erfinder des Diphterieserums, der Mediziner Behring, hat in Marburg das einzige „industrielle" Werk begründet, zur Erzeugung seiner Produkte, die Segen in alle Welt bringen.

Derart sind die Voraussetzungen für die Jubiläumsfeier. Neben altem Besitz aber will sich bei dieser Gelegenheit moderne Betriebsamkeit, neue Bereicherung dokumentieren. Da wird nicht nur dem derzeitigen Rektor Busch eine güldene Amtskette von den Professorendamen überreicht, den im Weltkrieg gefallenen Angehörigen ein Denkmal enthüllt, es wird nicht nur begrüßt, geredet, gegessen und getrunken, es werden nicht nur Festschriften, Gedenkmünzen und Ehrentitel umgereicht, Fackel- und Festzüge, Kommerse, Illuminationen, Volksfeste und Leibesübungen veranstaltet, sondern es werden drei große neue wissenschaftliche Institute und zwei neue prächtige Häuser des Studentenheims den Gästen vorgestellt — Geschenke des Staates, der Provinz, der Landeskirchen, eines Amerikaners und eines deutschen Großindustriellen. Also bringt das Jubiläum der Universität einen ganz außerordentlichen Zuwachs und noch eine ganz besondere, neuartige und großzügige Einrichtung in dem Kunstinstitut, das Archäologie, Kunstgeschichte, Musikwissenschaft, bildende Kunst, Vortragskunst und Theaterkunde in einem Hause ansiedelt und überdies ein Museum, eine Ausstellung und Arbeitsräume für auswärtige Gelehrte enthält.

Der Hessenmaler Carl Bantzer.

Zu seinem 70. Geburtstag am 6. August.

Der frühere Kasseler Akademiedirektor Geheimrat Professor Dr. Carl Bantzer begeht am 6. August seinen 70. Geburtstag. Es ist ein eigener Zufall, daß die im hessischen Schwalmgrund gelegene alte Feste Ziegenhain der Kasseler Akademie zwei ihrer Direktoren geschenkt hat, einmal den zierlichen Historien- und Porträtmaler des ausgehenden Rokokos Wilhelm Böttner, und mehr als ein Jahrhundert später Carl Bantzer. In der Universitätsstadt Marburg besuchte er das Gymnasium und siedelte dann nach des Vaters Tode mit der Mutter nach Dresden über. Hier und in Berlin war er Schüler der Kunstakademie; hinzu kam ein für seinen Freilicht-Impressionismus wichtiger zweimaliger Studienaufenthalt in Paris. So sehr ihn aber auch die landschaftlichen Reize der Dresdener Umgebung fesselten, so zog es ihn doch früh wieder in seine hessische Heimat. Es sind in diesem Jahr gerade 40 Jahre verflossen, seit Bantzer ständiger Gast in der neben Dachau und Worpswede bekanntesten deutschen Malerkolonie Willingshausen in der hessischen Schwalm wurde. Im Jahre 1918 erhielt Bantzer einen Ruf als Direktor der Kasseler Akademie, die er bis zur Erreichung der Altersgrenze leitete. Dann siedelte er nach Marburg über, wo er in seinem reizenden neuen Landheim ungestört seinem Schaffen obliegt. Von seinen bekanntesten Bildern sind der „Hessische Bauerntanz", „Junge Mädchen", „Waldinneres" in Privatbesitz. Die Dresdener Galerie besitzt die „Hessische Bäuerin" und die „Wallfahrt zum Grabe der heiligen Elisabeth", die Berliner Nationalgalerie das „Abendmahl", das Hannoversche Provinzialmuseum den berühmten „Hessischen Bauern", das Breslauer Museum den „Hochzeitsschmaus" und das „Familienbild", das Darmstädter Landesmuseum die „Hessischen Bauern vor der Kirche" und die „Hessische Bauernbraut", das Zwickauer Museum die „Abendruhe" und das Städtische Museum zu Kassel den wuchtigen „Erntearbeiter", „Sonntag in der Schwalm" und das „Bildnis des Bauern Rupp". Sein bekanntes „Hindenburg-Bildnis" von 1919 hängt im Kasseler Rathaus. Augenblicklich arbeitet Professor Bantzer an einem großen Wandgemälde für die Stadt Marburg.

Paul Heidelbach.



Zum 70. Geburtstag des Malers Carl Bantzer: Der Künstler in seinem Willingshäuser Atelier.



Blick auf die Malerkolonie Willingshausen in Hessen, deren künstlerischer Mittelpunkt Carl Bantzer ist. (Phot. Eberth, Kassel.)



Abendmahlsfeier in Hessen.

(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)



Hochzeitsschmaus in Hessen.

(Mit Genehmigung der N. G. Elwertschen Verlagsbuchhandlung in Marburg.)

ZUM 70. GEBURTSTAG DES MALERS CARL BANTZER AM 6. AUGUST: BEZEICHNENDE WERKE DES KÜNSTLERS

Wissen und Leben







Weibergruppe vom Stamme der Apinages.
Links: Apinage-Jüngling. — Rechts: Apinage-Knaben mit ihrer Großmutter.

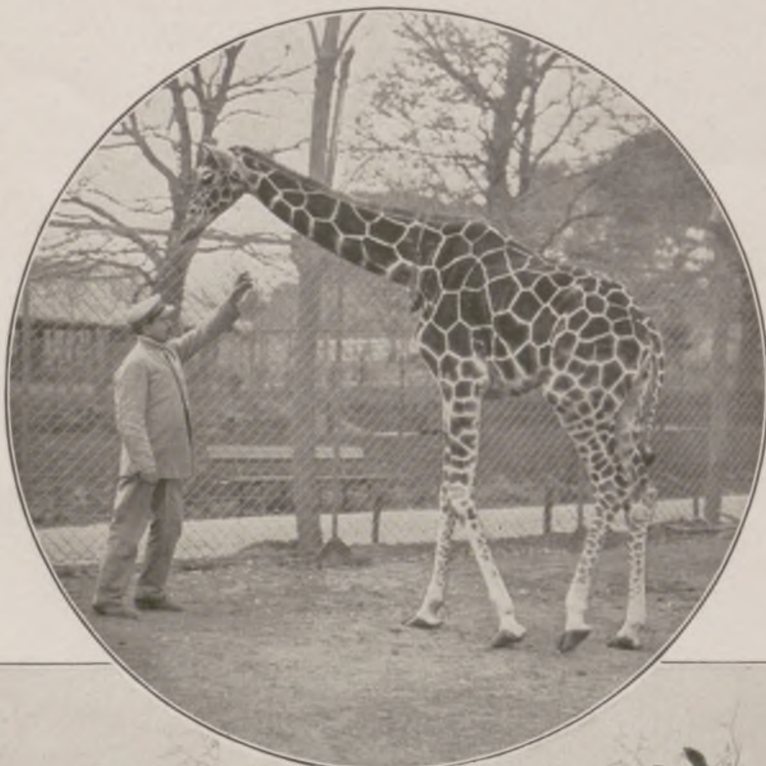
Ein wenig bekannter Indianerstamm in Nordbrasilien.

Bei den Indianern des nordostbrasilianischen Hochlandes. Auch in Südamerika sind an der Küste und in einigen dichter besiedelten Gegenden Kultur und Technik so weit fortgeschritten wie bei uns in Deutschland. Aber es gibt Strecken Landes von riesiger Ausdehnung, die noch primitiv lebenden Völkern Existenzmöglichkeiten gewähren. So habe ich auf meinen Reisen durch Nordostbrasilien Indianerstämme des Hochlandes angetroffen — darunter die Apinages — die noch von kaum einem Europäer gesehen worden sind. Sie laufen fast nackend umher und ernähren sich vorwiegend von Jagdbeute und den mit Speeren erlegten Fischen. Nach unseren Begriffen sehen diese Indianer vielleicht nicht schön aus, sie besitzen aber kräftigen Körperbau. Muß doch der Jüngling, bevor er heiraten darf, einen schweren Holzklotz auf den Schultern etwa 3 km weit aus dem Walde ins Dorf tragen, laufend und ohne auszuruhen. Dabei findet die „Hochzeit" schon in sehr frühem Alter statt, bei Mädchen meist schon im elften oder zwölften Lebensjahre. Sehr bald verwelken sie daher; einige Frauen erreichen aber trotzdem ein recht hohes Alter. Die Greise werden, wenn sie nicht mehr arbeiten können, augenscheinlich von ihren eigenen Kindern umgebracht. Das „Schmuckbedürfnis" äußert sich sehr sonderbar. Neben Federbändern und Körperbemalung lieben sie es besonders, wie die bekannten Botokuden, sich Ohrläppchen und Unterlippe zu durchbohren und recht ansehnliche Holzstücke darin zu tragen. So bleiben sie, unbekümmert um die immer mehr eindringende Zivilisation, den Sitten und Gebräuchen ihrer Väter treu. Dr. Snethlage.

Seltene Giraffen. Giraffen waren immer seltene Schaustücke in unseren Tiergärten, schon vor dem Kriege, und auch jetzt befinden sich nur wenige Stücke dieser so hochinteressanten Tiergattung in den deutschen Gärten. Früher kam nur die hellgelb gefleckte Sudangiraffe zu uns, später auch solche aus Deutsch-Ostafrika, wie die Tippelskirchgiraffe, von der jetzt ein junges Tier im Berliner Garten lebt. Im Jahre 1902 wurde aus Portugiesisch-Ostafrika ein Exemplar einer bisher unbekannten Art von sonderbarer verwaschener, rauchgrauer Färbung eingeführt. Der Braunschweiger Zoologe Professor Dr. Noack gab diesem von der Firma Reiche in Alfeld eingeführten Tier, das nach Amerika verkauft wurde, den wissenschaftlichen Namen Giraffa infumata (infumata = angeräuchert). Eine andere sehr schöne, neue Art kam 1910 zu Hagenbeck, und zwar aus dem Borangalla-Land im südlichen Abessinien. Es war ein großes schönes Stück mit sehr heller Netzzeichnung und wunderbar schöner kakaobrauner Färbung der großen Flecke. Ich erwarb sie für den Zoologischen Garten in Rom, den ich zehn Jahre lang leitete, beschrieb sie als neue Art und benannte sie zu Ehren des alten Herrn Hagenbeck Giraffa hagenbecki. Neuerdings ist auch die Angolagiraffe, die in der Färbung an die Hagenbeck-Giraffe erinnert, aber viel kleinere Flecke als diese hat, zu uns gekommen. Das erste lebende Tier dieser Art sah ich im Jahre 1925 im Zoologischen Garten zu Lissabon. Das vorgenannte gehört dem Zirkus Krone an und teilt sein Gehege und einen mit allem Komfort ausgestatteten Reisewagen mit einem ebenfalls sehr schönen Stück der rauchgrauen Giraffe, die auch die erste ihrer Art in einem deutschen Tierpark ist. Beide Tiere dürften wohl zur Zeit die einzigen Giraffen auf Reisen sein. — Die Wissenschaft kennt heute ein gutes Dutzend in Zeichnung und Färbung stark verschiedener Giraffenarten, während Linné nur die Sudangiraffe kannte, die er als Giraffa camelopardalis beschrieb. Die Giraffen der ehemaligen deutschen Schutzgebiete durchforscht zu haben, ist ein Verdienst des im vorigen Jahre verstorbenen Säugetierforschers Professor Matschie vom Berliner Zoologischen Museum. — Die Haltung der Giraffen in den Tiergärten ist nicht leicht. Die durch ihren Körperbau schon ungeschickten Tiere sind nur zu leicht Unglücksfällen ausgesetzt. Dazu verlangen Giraffen viel Laubfütterung, da sie ja in der Freiheit Laubfresser, nicht Grasfresser sind. Ihre Gestalt bestimmt sie zu dieser Lebensweise. In der Freiheit äsen sie vor allem Laub und Zweige der Mimosen, bei uns bevorzugen sie Zweige der Akazien (Robinia), nehmen aber auch gern Eichen und, in Italien, Steineichen. Dagegen schälen sie die Rinde der Eichenzweige, weil zu bitter, nur selten, während Akazienzweige rein abgeschält werden. Im Winter kann man rechtzeitig geschnittene Zweige mit mehr oder minder grün bleibenden Blättern geben, besonders von Eichen, deren Laub sich besser hält als das der Akazien. Alle blattfressenden Tiere, im Gegensatze zu den Heufressern, sind aber für uns Tiergärtner immer wahre Sorgen- und Schmerzenskinder, die ganz besonderer Pflege bedürfen. Giraffen haben sich in der Gefangenschaft auch wiederholt fortgepflanzt, so in Deutschland in den Tiergärten zu Berlin, Köln, Hamburg. Die Aufzucht ist aber nicht leicht. Daß so seltene, empfindliche Tiere, bei denen man auch den schwierigen Transport aus dem Inneren Afrikas zur Küste und die häufig vorkommenden Verluste auf der langen Reise bis Hamburg in Rechnung stellen muß, hoch im Preise stehen und stehen müssen, ist begreiflich. Im allgemeinen schwanken heute die Preise zwischen 16000 und 25000 Mark das Stück. Besonders freuen muß es uns Deutsche, daß auch nach dem verlorenen Krieg der deutsche Tiergroßhandel es war, der die ersten Giraffen wieder in den Handel, auch nach Amerika, brachte.

Dr. Th. Knottnerus-Meyer.

(Fortsetzung des redaktionellen Teiles S. 146.)





Südostafrikanische Giraffe (vorn) und Angolagiraffe aus Krones Tierpark.
Im Kreis: Hagenbeck-Giraffe im Zoologischen Garten zu Rom.

Seltene Giraffen.

Buntes vom Schachbrett. Das Schachspiel, das um die Zeit der Kreuzzüge nach Deutschland gekommen ist, war eine Zeitlang den Mönchen zu spielen verboten; jedoch galt dies Verbot nicht für die Ordensritter. Es scheint aber, als dies Verbot aufgehoben worden war, Geistliche gegeben zu haben, die das „königlche Spiel" wohl zu meistern wußten. So hat der italienische Dominikanermönch Jakobus de Cessolis um das Jahr 1300 seine sehr bekannt gewordenen Schachpredigten gehalten. Er verknüpfte darin die einzelnen Figuren des Schachspiels mit frommen Betrachtungen, die auch in lateinischer Sprache gesammelt erschienen und zum Teil in deutscher Sprache versifiziert worden sind. Einer von den Bearbeitern, die hier in Frage kommen, war der Schulmeister Stefan, vermutlich ein Karmelitermönch aus einer Rigaer Kaufmannsfamilie. Sein Buch ist, wie Wolfgang Stammler in seiner „Geschichte der niederdeutschen Literatur" angibt, eine Sittenlehre, „welche unter dem Bilde des Schachspiels und seiner Figuren die Pflichten des einzelnen Menschen beschreibt und die Tugenden vorführt, die er in seinem Beruf oder Handwerk zu beobachten hat ... Aus den Regeln des Schachs, aus den Zügen der Figuren gestaltet der Autor eine tiefsinnige Symbolik des menschlichen Lebens, eine philosophische Betrachtung, auf welche Weise ein geregeltes Zusammensein der Menschen sich überhaupt ermöglichen läßt." — Über das Verhältnis des Philosophen Moses Mendelssohn zum Schachspiel wird folgende Anekdote berichtet: Als Mendelssohn in der Gesellschaft zu verkehren begann, wurde allerorten eifrig Schach gespielt. Mendelssohn weigerte sich, diese Mode mitzumachen. Nach dem Grunde dieser Ablehnung befragt, gab er zur Antwort: „Schach ist für den Verstand zuviel Spiel, als Spiel erfordert es zuviel Verstand!" ... Von einem Schachspielautomaten weiß die „Vossische Zeitung" im Jahre 1777 folgende sensationelle Angaben zu machen: „Zu Wien erregt die Maschine oder der Schachspieler des Herrn von Kempele, Königlichen Rats bei der Kammer zu Preßburg, Jedermanns Bewunderung; sie erreicht alles, wozu der menschliche Geist gelangen konnte. Sein Schachspieler, die größte Erfindung unseres Jahrhunderts, ist bekannt. Er erschien damit im Jahr 1768. Sie besteht aus einem Tische, woran eine menschliche Figur sitzt, welche mit jedem, der Lust hat, im Schachbrett spielt, das auf dem Tisch steht. Man hat noch kein Beispiel, daß die Figur eine Partie verloren hätte. Sie hat auch die berühmtesten Schachspieler zur Verzweiflung gebracht. Die Figur, welche von Menschenhöhe ist, scheint nachdenkend mit dem rechten Arm auf den Tisch gelehnt zu sitzen. Sie läßt den Spieler so lange nachsinnen, als er will. Sobald er gezogen hat, erhebt sie ihren linken Arm und ergreift einen ihrer Steine. Ist sie im Fall, zu schlagen, so berührt sie den Stein, welchen es trifft, zum Zeichen, daß man ihn wegtun solle. Tut der Mitspieler einen Zug, der wider die Regel des Schachspiels ist, so nickt sie mit dem Kopfe und ruht nicht, bis der Fehler verbessert und die Ordnung des Spiels hergestellt ist. Diese Maschine wirkt gänzlich durch sich selbst. Sie erhält nicht den mindesten äußern Einfluß. Niemand steckt darin verborgen." Es scheint, daß der Gewährsmann der Zeitung einem großen Aufschneider aufgesessen ist; oder man hat hier, maßlos übertreibend, eine ganz fette Zeitungsente ausgebrütet. Ein spaßiges Mißverständnis beim Schachspiel wird um die Wende des 18. Jahrhunderts aus Hamburg berichtet: An einem öffentlichen Vergnügungsorte spielten zwei Herren Schach. In einem Winkel saß unbemerkt ein Bauersmann aus dem Holsteinischen. Plötzlich machte er ein sehr verkniffenes Gesicht, sprang auf und fragte nach seiner Schuldigkeit. Indem er sich entfernen wollte, sagte der Wirt nach seiner Gewohnheit: „Guten Tag, kommen Sie bald wieder!" Darauf drehte sich der Bauersmann auf dem Absatz um und rief ärgerlich: „Dann soll man aber nicht auf die Bauern räsonieren!" Wirt und Gäste waren sehr verwundert, während der Landmann die Tür mit einem Knall hinter sich zuwarf. Niemand konnte sich dies Benehmen erklären. Schließlich erinnerte sich einer der Schachspieler, daß er im Laufe des Spieles geäußert hatte: „Der Bauer ist mir recht im Wege; er muß auf alle Fälle verschwinden!" Der gute Landmann hatte diese Äußerung irrtümlich auf sich bezogen und deshalb das Feld geräumt ... Bei einer Bauernhochzeit in der Harzresidenz Blankenburg fiel dem Herzog Ludwig Rudolf ein junger Bursche namens Söllig auf, der aus dem Schachdorf Ströbeck stammte. Söllig war ein aufgeweckter, munterer Bursche und außerdem ein ganz vorzüglicher Schachspieler. In seinem Heimatdorf lernen bekanntlich nach uralter Tradition die Kinder in der Schule bis auf den heutigen Tag das Schachspiel. Besagtem Söllig gelang es regelmäßig, den Herzog matt zu setzen. Dieser behielt den Jungen schließlich bei sich und ließ ihn auf seine Kosten studieren. Söllig ist später Hofprediger geworden, und man berichtet von ihm als Merkwürdigkeit, daß er auch eine gefangene Türkin, die bei der Herzogin als Kammerzofe diente, zum Christentum bekehrt hat. Die Türkin ist später die Frau des Heimburger Predigers Grimm geworden. — Söllig hat also seinem Lebensschicksal durch seine Spielgeschicklichkeit eine ganz andere Wendung geben können. — André Dunican-Philidor war nicht nur ein berühmter Musiker, sondern auch einer der besten Schachspieler seines Jahrhunderts. Als Mitglied des Londoner Schachklubs war er vertragsmäßig verpflichtet, jedes Jahr in London zum Schachturnier zu erscheinen. Im Jahre 1750 brachte er es fertig, in Berlin gleichzeitig drei Partien gegen sehr namhafte Spieler mit verbundenen Augen zu spielen. Er gewann sämtliche Partien. Noch als fast 70 jähriger Greis spielte er zwei schwere Partien zugleich und gewann auch diese.

Schlangen in der Heilkunde. In den Religionen, in der Sage und Poesie der Völker spielen die Schlangen, denen die menschliche Phantasie gute oder schlechte Eigenschaften andichtet, seit jeher eine viel größere Rolle als andere Tiere. Jeder Reisende, der in Indien war, weiß davon zu berichten. Ich erinnere nur an Erwin Drinnebergs Reisebuch „Von Ceylon zum Himalaja", in dem dem Schlangenfang und der Schlangenbeschwörung ein recht interessantes Kapitel gewidmet ist. Nach Drinneberg ist es wohl das Dämonische des Tieres selbst, sein unheimlich nächtlich schleichendes Wesen und seine heimtückische Gefährlichkeit, weswegen die Brillenschlange in die Mystik der religiösen Gedankenwelt Indiens aufgenommen worden ist. Heißt es doch bei Shakespeare: „Schmeichelnd kitzelt die Schlange, wo sie sticht." So bedeuten diese Tiere das Sinnbild der Schlauheit, der Weisheit, der Sanftmut, der Falschheit und der ärztlichen Kunst. Trägt doch Asklepios, der Gott der Heilkunde, einen Stab in der Hand, um den sich die sog. Äskulapschlange windet. Auch wird Hygiea, die Tochter des Äskulap, die Göttin der Gesundheit, mit einer Schlange dargestellt, der sie zu trinken gibt. R. Kraus, der in seinem Buche „Zehn Jahre Südamerika" den dortigen Giftschlangen und der Serumbehandlung ihrer Bisse einen lehrreichen Abschnitt gewidmet hat, dem wir hier teilweise folgen, hält es für sehr wohl möglich, daß die Schlangenbeschwörer eine gewisse Immunität gegen diese Tiere besitzen dürften, da es bekannt ist, daß sie sich häufig von jungen Schlangen beißen lassen oder von Zeit zu Zeit Gift trinken, um auf diese Weise eine Giftresistenz zu erlangen. Es ist daher verständlich, daß die Schlange im Wandel der Jahrtausende auch zur Heilung von Krankheiten verwendet wurde. So haben Römer und Griechen aus Vipern Arzneien bereitet. Plinius empfiehlt als bestes Mittel gegen ihren Biß das Auflegen des Vipernkopfes auf die Bißstelle. Nach Dioscurides kann man durch den Genuß von Schlangenfleisch ein hohes Alter erreichen. Die Galle nennt Marco Polo (13. Jahrhundert) als ein Mittel gegen den Biß toller Hunde. Noch im vergangenen Jahrhundert verfertigte man in Venedig eigene Vipernschnüre, die angeblich bei Halsschwindsucht vorzügliche Dienste leisteten. Der berühmte Theriak, der nach dem Bericht von Prosper Alpinus (gestorben 1617) in einem Tempel in Kairo in Gegenwart der Ärzte zu den „Pastillen de Vipera" verarbeitet wurde, wird noch heute in abgeschwächter Form in Italien zur Reinigung des Blutes bei Kropf und bei allerlei Vergiftungen in Likörform verordnet und genossen. In England tranken Frauen, um ihre Schönheit zu verbessern, einen Wein, der über lebende Ottern gegossen wurde. Was die geographische

Verbreitung der Schlangen anbelangt, so kommen sie im Orient am häufigsten vor, aber auch in Nord- und Südamerika, worüber Kraus zuverlässige Angaben macht. Die meisten Bisse der Schlangen — bis zu 75 Proz. — finden sich bei Erwachsenen an den unteren Extremitäten. Das Gift, schon im Altertum bekannt, ist ein Sekret der beiderseits im Oberkiefer paarig gelegenen Giftdrüsen und ergießt sich während des Bißaktes durch Muskeldruck aus der Drüse in den Giftzahn. Die Giftgewöhnung, der Mithridatismus, die Immunität der Psyller und der Tod der Kleopatra weisen schon darauf hin. Man nimmt an, daß alle Schlangen das Gift, dessen wahre Natur noch nicht erkannt ist, zur Verdauung benötigen, da sie ganze Tiere verschlingen, die — bei den sehr stark Eiweiß verdauenden Eigenschaften — restlos bis auf Haare und Federn verdaut werden. In Indien sollen heute noch — nach den amtlichen Ausweisen — jährlich 20 000 Todesopfer den Giftschlangen zuzuschreiben sein, während in Brasilien bei 19 200 Gebissenen etwa 5000 sterben. Seit vierzig Jahren beschäftigt man sich mit Erfolg mit der antitoxischen Heilserumbehandlung der Schlangengifte. Diese erzielt — frühzeitig angewandt — ausgezeichnete Resultate und hat die Sterblichkeit von 25 auf 3 Proz. herabgedrückt. Wahrlich ein großer Erfolg! Eine Schutzimpfung, wie wir sie beim Starrkrampf und bei der Diphtherie kennen, und die längeren Schutz verleiht, steht noch aus. Bis dahin empfiehlt sich in erster Linie mechanischer Schutz durch hohe Stiefel. Dr. Erich Ebstein.

Künstliche Umwandlung von Inseln in Halbinseln. Mit der am 1. Juni erfolgten Inbetriebnahme der ununterbrochenen Eisenbahnverbindung vom Festland bis nach Westerland auf Sylt ist das Siegel gesetzt worden unter eine große und grundsätzliche Änderung in der Küstengestaltung Deutschlands: der vom schleswigschen Küstenort Klanxbüll nach Morsum auf Sylt hinüberführende Eisenbahndamm hat die größte und nördlichste der deutschen friesischen Inseln in eine weit ins Meer vorspringende Halbinsel umgewandelt. Das Hauptmotiv für den großartigen Dammbau war das Streben, die Erreichung der Insel Sylt für den besonders starken Verkehr der dortigen Badegäste zu beschleunigen und von dem „dänischen Korridor" unabhängig zu machen, der die altübliche Bahn- und Schiffsreise über das 1920 leider dänisch gewordene, deutschsprachige Hoyerschleuse beschwerlich machte. Auf deutschem Boden ist dieser Damm durchs Wattenmeer der erste Versuch, eine Insel künstlich in eine Halbinsel zu verwandeln, denn Brücken über trennende Sunde hinweg, so die zwischen Sonderburg auf Alsen und dem Festland, gewähren nicht so eindringlich wie ein breiter Damm das Bild einer „künstlichen Entinselung". Man erhofft vom Sylter Damm, daß er, zumal auf der Nordseite, Anlaß zu einer sich allmählich weiter ausbreitenden Verlandung und zur Bildung eines ausgedehnten, fruchtbaren Marschbodens geben wird, so daß im Laufe der Zeit die neue „Halbinsel Sylt" durch eine immer breitere Landbrücke mit dem Festland Verbindung erhalten wird. Sollte diese Hoffnung sich erfüllen, so wäre es leicht denkbar, daß man später auch andere friesische Inseln zu Halbinseln macht. In erster Linie kämen hier Föhr und Nordstrand, vielleicht auch Norderney in Betracht, während in der Ostsee wohl Fehmarn vor allen anderen darauf rechnen kann, in Zukunft einmal „entinselt" zu werden. Am einfachsten und lohnendsten dürfte die Aufgabe bei Nordstrand sein, das der Storm-Stadt Husum vorgelagert ist und samt Pellworm, Südfall usw. noch bis zum Jahre 1240 mit dem Festland zusammengehangen hat. Zunächst wird, wie es heißt, die Insel Langeneß (südlich Föhr) landfest gemacht werden, die bereits 1928 durch einen über Oland hinwegführenden Schutzdamm mit dem Festland verbunden sein wird. Auch Amrum und Föhr sollen, zunächst nur unter sich, zu einer einzigen Insel vereinigt werden. — Wenn wir uns im Ausland nach ähnlichen Anlagen umsehen, wie sie jetzt im Wattenmeer bei Sylt geschaffen worden sind, so brauchen wir gar nicht weit zu suchen. In Holland ist seit wenigen Jahren die dem Eingang zur Zuidersee vorgelagerte „Kronprinzen-Insel" Wieringen in ähnlicher Weise künstlich zur Halbinsel gemacht worden, und zwar durch einen breiten Damm, der sie westwärts mit Nordholland verbindet. Bei Wieringen ist aber sogar der Halbinselcharakter im Verschwinden begriffen, denn auch nach Ostnordosten hin wird ein Damm gebaut, der sie mit Friesland in festen und dauernden Zusammenhang bringt. Diese ganz großartigen Arbeiten sind die Einleitung zu dem gewaltigen Plan, etwa zwei Drittel der Zuidersee trockenzulegen. Zur Ausführung derartiger Arbeiten sind die deutschen, holländischen und allenfalls dänischen Wattenmeere hervorragend geeignet, da sie sämtlich ertrunkenes Land darstellen und demgemäß ausnehmend seicht sind. Es gibt nicht viele Stellen auf der Erde, wo ähnlich günstige Voraussetzungen vorliegen, denn in dieser Größe und Eigenart sind die Nordsee-Wattenmeere ja überhaupt nirgends sonstwo wiederzufinden. Dafür gibt es aber einige ganz wenige andere Stellen auf der Erde, wo seichte Küstengewässer in Verbindung mit zahlreichen Inseln oder Riffen ähnliche Deichbauten zu Entinselungszwecken möglich gemacht haben. Die merkwürdigste Anlage dieser Art haben die Amerikaner geschaffen: sie haben die inmitten der Floridastraße gelegene Insel Key West, ein beliebtes Luxusbad der amerikanischen Milliardäre, zur Halbinsel und damit für die Börsenkönige schneller erreichbar gemacht. Über 42 kleinere Inseln hinweg sausen die Schnellzüge und Automobile von der Südküste Floridas durch volle 175 km ihrem Ziele Key West entgegen. Der dorthin führende Damm in sehr seichtem Wasser steht auf insgesamt 45 km Länge geradezu im Meer; der längste Viadukt zwischen zwei Inseln ist 11¹/₄ km lang und weist 186 Bogen auf. Trotzdem stehen die Fundamente nirgends in größerer Tiefe als 8 m unter dem Meeresspiegel. Der Bau dieser längsten aller Eisenbahnen durchs Meer ist 1904—1909 erfolgt. Eine Verbreiterung des Dammes zur gleichzeitigen Benutzung für Automobile ist erst in den letzten Jahren vorgenommen worden. Eisenbahntechnisch zur Halbinsel gemacht ist ja seit langen Jahren auch Venedig, wo die Lagunen wattenmeerähnliche Verhältnisse aufweisen. Schon in österreichischer Zeit, 1845, wurde der 3,6 km lange Eisenbahndamm gebaut, der Venedig mit dem Festland verbindet. Vergleichsweise sei bemerkt, daß der neue Sylter Damm, der obendrein gegen die Wut der Sturmfluten ganz anders gesichert werden mußte, 11 km lang ist. Eine ungleich eigenartigere, in Europa wenig bekannte Anlage ähnlicher Art hat auch Ceylon seit Jahren seines Inselcharakters weitgehend beraubt. Hier besteht zwischen der Insel und dem indischen Festland die sogenannte „Adams-Brücke", eine Kette von Riffen, die einen großen Teil der wenig tiefen und vom Verkehr fast ganz gemiedenen Palk-Straße ausfüllen. Diese ist 50 km breit. Die Riff-Inseln gestatteten aber, wie bei den Florida-Keys, die Anlage eines Eisenbahnviadukts, der nur im Pambam-Paß zwischen dem Pambam-Riff und der Wallfahrtsinsel Rameswaram durch eine Klappbrücke ersetzt wurde. Zwischen den beiden Inseln Rameswaram und Manar hat allerdings ein Fährdienst eingerichtet werden müssen, um die Züge von Madura in Indien nach Anuradhapura auf Ceylon gelangen zu lassen. Die „Entinselung" ist also hier nicht völlig geglückt, da der das Meer durchquerende Bahndamm noch eine größere Lücke aufweist. Prof. Dr. R. Hennig.

Bayreuth 1927. (Vgl. hierzu die Abbildungen auf S. 134.) Da im vorigen Jahre keine Festspiele stattfanden, feiert heuer Bayreuth sein 50jähriges Jubiläum als Festspielstadt. Das Jahr 1876 war das Geburtsjahr der Festspiele; 22 mal hat das Festspielhaus in dem verflossenen Zeitraum seine Pforten geöffnet. Was diese fünfzig Jahre für das Musikleben der Welt bedeuten, welch große Aufgabe Bayreuth während dieser Ära erfüllt hat, braucht nicht mehr hervorgehoben zu werden. In der heurigen Festspielzeit (19. Juli—20. August) gelangen außer dem „Ring des Nibelungen" „Parsifal" und „Tristan und Isolde" zur Aufführung. Als bewährter Führer für die Festspielbesucher bietet sich wieder das im 33. Jahre erscheinende Handbuch von Friedrich Wild (Const. Wild's Verlag, Leipzig), das neben einer Reihe einführender Aufsätze eine hervorragende Übersicht über das in Bayreuth Gebotene gibt.

ZUM NACHDENKEN

Verschmelzungsrätsel.

Aus den Buchstaben jeder Wortgruppe bilde man ein Hauptwort von angegebener Bedeutung. Die Anfangsbuchstaben dieser neuen Wörter nennen — von oben nach unten gelesen — ein Sprichwort.

1	Name—Kur	ehemaliges deutsches Schutzgebiet in Afrika
2	Rede—Rebe	Gartenfrucht
3	Ski—Tenne	Tierklasse
4	China—Talg	deutscher Afrika-Forscher
5	Onkel—Jon	Siedlungen in fremden Ländern
6	Dom—Pate	deutscher Schriftsteller
7	Gin—Herold	Oper von Richard Wagner
8	Main—Heu	Bad am Taunus
9	Schere—Tor	Musikkapelle
10	Nerv-Noah	preußische Provinz und Stadt
11	Scheit—Enz	deutscher Philosoph
12	Hans—Beine	Verkehrsmittel
13	Trier—Maske	österreichisches Bundesland
14	Maid—Ypern	altägyptische Bauwerke
15	Tat—Bar	Preisnachlaß
16	Peru—Tee	Muse
17	Rune—Kai	russische Bundesrepublik.

Silbenrätsel.

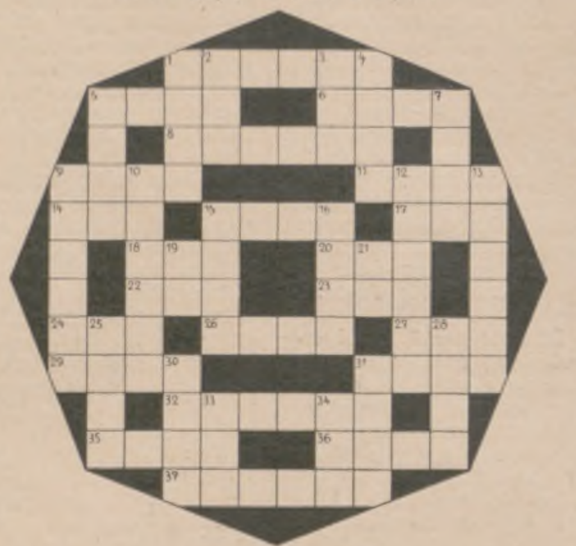
Die nachfolgenden Silben

a — a — al — bat — bend — bo — bo — de — de — de — de — di — dor — e — e — e — e — e — e — en — en — gar — gie — hu — hu — i — ja — ka — ka — ki — kua — lan — le — li — lo — me — mi — mi — mie — mond — mus — na — na — na — ne — ne — ni — nim — o — pal — pe — pi — po — rah — ras — rauh — re — reif — ri — ri — rod — rung — ry — sa — sab — se — so — ta — ta — tes — thrä — to — tor — u — vi — wa — xa

sind zu 24 Wörtern zusammenzusetzen, die bezeichnen: 1 Italienische Kolonie in Afrika, 2 Musterbild, 3 Maharadscha-Reich im Himalaja, 4 Seuche, 5 Stadt in Griechenland, 6 Königreich in Vorderasien, 7 Tageszeit, 8 biblische Gestalt, 9 Quellgöttin, 10 männlicher Vorname, 11 jüdischer Feiertag, 12 Wirrwarr, 13 Lanzenreiter, 14 Schriftgattung, 15 Salatpflanze, 16 eifriger Jäger, 17 Feinkost, 18 südamerikanischer Freistaat, 19 Staatsleitung, 20 Umhang, 21 Naturerscheinung, 22 tönernes Blasinstrument, 23 amerikanischer Senator, 24 Abschätzer.

Sind alle Wörter richtig gebildet, so ergeben ihre Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus Schillers „Maria Stuart".

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1 Musikstück, 5 Pflanze, 6 Musikinstrument, 8 keltischer Priester, 9 deutscher Fluß, 11 Roman von Zola, 14 Gewässer, 15 Lebenszeichen, 17 Fürwort, 18 afrikanischer Strom, 20 deutscher Badeort, 22 Donaunebenfluß, 23 seemännischer Ausdruck, 24 Europäer, 26 biblische Gestalt, 27 abgekürzter Mädchenname, 29 Sicherheitspolizei, 31 Nebenfluß der Elbe, 32 Baum, 35 Kartenspiel, 36 Mädchenname, 37 berühmter französischer Maler; senkrecht: 1 Natrium, 2 schwedische Münze, 3 Gegensatz zum Leben, 4 flach, 5 Fluß in der Schweiz, 7 Mädchenname, 9 ägyptischer Gott, 10 rheinische Industriestadt, 12 bayerische Stadt, 13 Apostel des Nordens, 15 spanischer Feldherr, 16 musikalische Bezeichnung, 19 Zustimmung, 21 italienische Tonstufe, 25 Gewebe, 28 deutsche Universitätsstadt, 30 Edelstein, 31 Hirschgattung, 33 Göttin, 34 straußartiger Vogel.

Überirdisch.

Das Erste bezeichnet hehre Gestalten,
Die übten einst allerhöchste Gewalten.
Das Zweite kommt täglich und verschwindet;
Das Ganze in einem Ring man findet.

Verwandlungsrätsel.

1 2 3 4 5 6 7 8	Zugvogel
6 9 8 10	Gesangsstück
11 9 12 1 2 3 8	Baumfrucht
8 12 7 1 8	Hülsenfrucht
4 8 9 2 3 1 8 6	europäischer Strom
4 5 13 14 8	Gesichtsteil
6 5 14 15 13 8	sumpfige Küstenniederung

Es sind statt der Zahlen entsprechende Buchstaben zu setzen, so daß die sieben wagerechten Zifferreihen Wörter von der nebenstehenden Bedeutung geben. Dann streiche man aus jedem Wort einen Buchstaben, doch so, daß die übrigbleibenden Buchstaben in derselben Folge wieder je ein Wort von bekannter Bedeutung zeigen. Die gestrichenen Buchstaben, der Reihe nach miteinander verbunden, nennen einen hochverdienten deutschen Mann.

Verkapptes Rechenexempel.

Wieviel ist anderthalb Drittel von Hundert?

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in der nächsten Nummer.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4297.

Kreuzworträtsel mit magischem Quadrat: von links nach rechts: 1 Uhu, 3 Lot, 5 Riegel, 8 Salomo, 12 Kai, 14 Orb, 16 nie, 17 Ski, 19 Asa, 20 Eid, 22 Olm, 24 Aal, 26 Lateran, 29 Aar, 31 Rips, 33 Rasen, 34 Milz, 35 As, 36 Kant, 38 Inka, 40 Zeno, 41 Arko, 43 Halo, 44 Erle, 46 Rede, 48 Atom, 50 Ar, 52 Teig, 54 Iran, 55 Ai, 56 Bart, 58 Bowle, 60 Elan, 62 Ido, 63 Melisse, 65 Ale, 66 Tau, 68 Fee, 69 Bob, 71 Leo, 73 Ase, 75 Reh, 76 elf, 78 Streit, 79 Carmen, 80 Gut, 81 Zar; von oben nach unten: 1 Ulk, 2 Uri, 3 Los, 4 Tui, 6 Eos, 7 Gral, 9 an, 10 Lion, 11 Öl, 13 Ararat, 15 Ries, 18 Karzer, 19 Alp, 20 Etat, 21 drei, 23 Mai, 25 Ais, 27 Arno, 28 Anna, 30 Alt, 32 Skelett, 34 Makrone, 37 Anode, 39 Kreta, 40 Zar, 42 Olm, 45 Kabine, 47 Eibe, 48 Ares, 49 Lineal, 51 Rad, 53 Golf, 54 Ilse, 55 Aal, 57 Rot, 59 Wien, 61 Lab, 63 Muse, 64 Eber, 67 Aar, 70 Ohm, 71 Log, 72 Ost, 74 Ei, 76 Enz, 77 für. — a Tal, b Abo, c Lob.

Telegrammrätsel: Cosin, Ostade, Ziehung, Löschzug, Istrien, Helios, Steinbock, Ahorn. — Es ist die höchste Eisenbahn.

ANEKDOTEN

Graf von Suwaroff, der berühmte Feldmarschall der russischen Armee, ließ sich oft durch die Heftigkeit seines Temperaments zu Handlungen hinreißen, die er später bereute. Deshalb mußten seine Adjutanten ihm, auf seinen besonderen Befehl, eine Ermahnung geben, wenn er sich zuweilen vergaß. Einmal prügelte er einen Soldaten wegen eines geringfügigen Fehlers im Dienste auf das furchtbarste. Ein Adjutant sprang hinzu und rief: „Der Feldmarschall Suwaroff hat befohlen, daß man sich nicht von seinem Zorne beherrschen lassen soll.“ — „Wenn er das befohlen hat, so muß ich gehorchen“, erwiderte Suwaroff und ließ den Soldaten laufen.

* * *

Ein „Adept“ kam zu Papst Innozenz X. und bot ihm den Stein der Weisen an, durch den er Gold machen könne. Der Papst, dessen beständige Finanznöte ein offenes Geheimnis waren, schien an dem Vorschlag großes Interesse zu nehmen. Als der Schwarzkünstler im Laufe der Unterredung nach seiner Belohnung fragte, ging der Pontifex in ein Nebenzimmer und kehrte mit einem großen Beutel zurück, den er dem Goldmacher in die Hand drückte. „Aber, Eure Heiligkeit, es ist ja nichts drin“, erwiderte dieser mit Erstaunen. — „Nun, mein Sohn,“ sagte Innozenz mit feinem Lächeln, „da du, wie du behauptest, die Kunst verstehst, Gold zu machen, so fehlt dir offenbar weiter nichts als etwas, es hineinzutun. Gestatte mir daher, deiner Bedrängnis mit diesem Beutel zu Hilfe zu kommen, den zu füllen deiner Geschicklichkeit leicht sein wird.“

* * *

Als ein vornehmer Herr, der aber nicht viel gelernt hatte, den Cartesius einstmals eine köstliche Mahlzeit halten sah, rief er ihm zu: „Ei was? Sind die Philosophen solche Leckermäuler?“ Cartesius antwortete ihm: „Bilden Sie sich denn ein, mein Herr, daß die Natur die guten Sachen nur für die Ignoranten hervorbringe?“

Der Sommer in Wiesbaden ist nicht mehr die stille Zeit wie früher seitdem die meteorologisch-wissenschaftliche Forschung mit dem Märchen endgültig aufgeräumt hat, daß es im Sommer in der Kurstadt besonders heiß ist. Schon die Lage Wiesbadens an der Ausmündung eines Gebirgstales bewerkstelligt immer die wohltuende Erfrischung der von der Sonne durchstrahlten Sommerluft mit denjenigen kühlen Luftschichten, die die weiten Buchenwälder des Gebirges durchzogen haben. So kommt es hier täglich zu der angenehmen nächtlichen Abkühlung, außerdem sorgt der nahe Rhein für Durchfeuchtung und Erfrischung der Luft. Wiesbadens Sommerwärme ist daher geringer, als die seiner Umgebung. Der Sommeraufenthalt wird in Wiesbaden jetzt gern genommen, weil die Kurstadt als billiger Badeort bekannt ist, der durch seine Waldumgebung, sein ausgeglichenes Klima, seine reizvolle Lage am Rhein und durch sein reiches Unterhaltungsprogramm den Gästen die denkbar größten Vorteile bietet. Der Unterstützung einer Kur dienen in dieser Zeit besonders die Luft- und Sonnenbäder in der modernsten Parkanlage und die Strandbäder am Rhein. An warmen Tagen bringen die Autofahrten in die Umgebung, in den Taunus, zur Bergstraße, in den Odenwald die angenehmste Erfrischung. Die Ausflüge auf dem Rhein führen durch den schönsten Teil des Rheintales. Gerade diese vielgerühmte Umgebung, die an sich schon durch die Lebhaftigkeit ihres Kurlebens so anziehend wirkt, macht Wiesbaden zu einem nach jeder Richtung hin wirklich idealen Sommeraufenthalt.

Großer Preis von Europa.

In diesem bedeutendsten Motorradrennen der Welt, welches am 2. und 3. Juli auf dem jungen Nürburgring von der Fédération Internationale des Clubs Motorcyclistes veranstaltet worden ist, erzielte NSU in der 250-ccm-Klasse unter 17 Konkurrenten den größten Regelmäßigkeitserfolg. Hintereinander an 4. bis 7. Stelle passierten sämtliche gestarteten NSU-Fahrer Glöckler, Rüttgen, Scherrer und Islinger nach fünfstündiger, ununterbrochener Fahrt das Ziel. Wenn man berücksichtigt, daß die besten Fahrer auf den erprobtesten in- und ausländischen Motorrädern gestartet sind, daß insgesamt 425 km mit 2580 Kurven zu durchfahren waren, daß die durchschnittlichen Steigungsverhältnisse zwischen 9 und 11 v. H. betragen, so zeugen diese Resultate nicht nur von glänzenden, sportlichen Leistungen der Fahrer, sondern auch von höchster Qualität und unbedingter Zuverlässigkeit der NSU-Motorräder, ja noch mehr, sie sind ein unerschütterlicher Gradmesser für die tägliche Gebrauchstüchtigkeit dieser unübertrefflich langlebigen Fahrzeuge.

BEI BEZUG UNSERER ZEITUNG DURCH DIE POST

bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir, die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen.

GESCHÄFTSSTELLE DER ILLUSTRIRTEN ZEITUNG (J. J. WEBER), LEIPZIG C1.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinb, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Teréskörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris. 36 Avenue de l'Opéra.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG ★ J. J. WEBER ★ LEIPZIG

NR. 4299. 169. BAND EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 4. AUGUST 1927

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4299. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 4. August 1927.

Allgemeine Notizen.

Eine juryfreie Kunstausstellung in Leipzig veranstaltet die große Organisation der Leipziger bildenden Künstler, der „Wirtschaftliche Verband bildender Künstler Leipzigs", mit Unterstützung der Stadt vom 1. Oktober bis zum 15. November d. J. im Neuen Grassimuseum. Im Kunstleben der Stadt Leipzig dürfte diese Ausstellung der dort schaffenden Künstler das seit 1914 bedeutendste Ereignis sein. Die Ausstellungsleitung rechnet denn auch mit etwa 600 Werken der Malerei, Plastik und Graphik.

Ein Institut für Kulturpflanzen-Züchtung unter Leitung des bekannten Vererbungsforschers Professor Dr. Erwin Baur in Berlin-Dahlem hat die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Osten von Berlin zu errichten beschlossen. Das Institut soll die heute so außerordentlich wichtige wissenschaftliche Vorarbeit für die Verbesserung unserer Kulturpflanzen leisten. Damit fügt die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zu ihren bisherigen Instituten zum erstenmal ein solches aus dem Gebiet der Landwirtschaft hinzu.

Deutschlands Anteil an der Elektroeinfuhr Hollands hat sich im abgelaufenen Jahr noch weiter erhöht. Deutschland steht in fast allen Positionen bei weitem an erster Stelle. Die Gesamteinfuhr an Generatoren, Motoren und Transformatoren betrug voriges Jahr 7763000 Gulden, der deutsche Anteil 4488000 Gulden. In großem Abstand folgen England mit 1008000 Gulden, die Schweiz mit 1006000 Gulden. Auch an Telegraphen- und Telephonapparaten lieferte Deutschland mehr als 50 v. H., und zwar für 2682000 Gulden bei einer Gesamteinfuhr in Höhe von 4263000 Gulden. Der Import anderer elektrischer Apparate und Instrumente stellte sich auf 6554000 Gulden, wovon auf Deutschland 4719000 Gulden entfielen. Außerordentlich stark ist die Stellung Deutschlands auf dem holländischen Kabelmarkt. Bei einer Gesamteinfuhr von 8013000 Gulden stellte sich der deutsche Anteil auf 7004000 Gulden. An Dampfmaschinen und Turbinen wurden aus Deutschland für 1232000 Gulden bei einem Gesamtimport von 2867000 Gulden eingeführt.

Eine Elektrizitätsausstellung in Mannheim ist für 1929 geplant. Der Entwurf des Bauprojektes der Ausstellung stammt von dem bekannten Architekten Prof. Dr. Bonatz-Stuttgart. Erster Bürgermeister Ritter, der schon die Mannheimer Jubiläumsausstellung von 1907 leitete und auch die neue Ausstellung leiten wird, be-

HOTEL-, PENSIONS- UND SANATORIEN-NACHWEIS

BÄDER UND LUFTKURORTE

DEUTSCHE KURBÄDER

BADEN-BADEN. HOTEL SCHWARZWALDHOF. Gutbürgerl., fließend. kalt. u. warm. Wasser.

HOTEL DARMSTÄDTER HOF. Kur- u. Badhaus, gute Verpflegung, auch Diät, mäßige Preise.

HOTEL-RESTAURANT SCHWEIZERHOF. Gutbürgerlich, mäß. Preise.

BAD KISSINGEN. HOTEL BÜDEL. Altrenom., gegenüber d. neuerbaut. staatlich. Kurhausbad.

HOTELPENSION VILLA ELSA. Jeglich. moderner Komfort, beste Lage.

HOTEL KURHAUS AEGIR. Gegenüber den neuerbauten Staatsbädern. Jeder moderne Komfort.

KURHAUS PALATIA. Beste Lage, günst. Pensionspr., vorzügl. Küche.

KURPENSION MOSER. Schönste Lage, erstkl. Verpfl. Mäß. Pensionspr.

BAD KUDOWA KURPENSION SAN REMO. Gemütlicher Aufenthalt, mäßige Preise.

BAD LANDECK. SANATORIUM THALHEIM, f. innere u. Nervenleid. Tagessatz M. 7.- inkl. Arzt.

KURHOTEL „SCHLÖSSEL". I. Rang., 45 Zimmer. Vornehm. Familienh.

HOTEL MONOPOL. Sonnige Waldlage, erstklassige Verpflegung.

BAD LANGENAU KUR-PENSION FORTUNA. Direkt im Kurpark. Vorzügliche Verpflegung.

BAD-NAUHEIM. DER KAISERHOF. Allererst. Rang., gegenüb. Bädern u. Kurpark. Fließ. Wasser.

SANATORIUM KURHAUS DR. WALZER. Modern. Neu- u. Erweiterungsbau. Fließend. Wasser. Mäßige Preise.

HOTEL MALEPARTUS. Vorn. Famil.-Hotel, erstkl. Rest. Fließ. Wasser.

VILLA HUBERTUS. Beste Lage, fließ. Wasser, mäßige Preise. Zentralheizung. Jahresbetrieb.

BAD OEYNHAUSEN. HOHENZOLLERNHOF A.-G. I. Rang. Beste Lage. Fließ. k. u. w. Wasser.

HERBER'S KURHOTEL. Vorn. Haus. Südlage. Fließ. k. u. w. Wasser.

VILLA GLÜCKSBURG. Mod. Pension. Günstige Lage. Jahresbetrieb.

HAUS WITTEKIND. Vornehme Pens., schönste Lage. Jahresbetrieb.

BAD REICHENHALL. PENSION VILLA VICTORIA. Erstkl., modernster Komfort, beste Lage.

BAD REINERZ. VILLA EBENEZER. I. Rang. Sonn. Lage. Jahresbetr.

BAD SALZUFLEN. HOTEL OSNABRÜCKER HOF. Familienhotel, mod. Komf., Jahresbetrieb.

BAD STEBEN. STAATLICH. KUR- UND SCHLOSS-HOTEL. Beste Lage, erstes Haus, modern. Komf.

WIESBADEN. TAUNUS-HOTEL. Modern. Komf., erstklass. Restaurant, Pens. ab M. 7.50, Garagen.

HOTEL-PENSION ESPLANADE. Vornehm. Familienpens.. Fließ. Wasser.

HOTEL KRONPRINZ. (Rituell). Fließ. Wasser, erstklassiges Restaurant.

BAD WILDBAD. Weltber. Kur- und Badeort im Schwarzwald gegen Gicht, Ischias, Rheuma und andere Nervenleiden.

HOTEL POST. I. Ranges, a. Kurplatz, Zentralheiz., Garag., Jahresbetr.

HOTEL „CONCORDIA". Vorn. Familienhotel, beste Lage, Garage, Lift.

HOTEL PFEIFFER. Vorn. bürgerl., best. Lage. Vorzügl. Küche und Keller.

HOTELPENSION „KÜHLER BRUNNEN". Gutbürgerl., ruhige Lage, beste Verpfl.

DEUTSCHE SEEBÄDER

BORKUM. HOTEL-PENSION IRENE. Das ideale Familienhotel am Strand. Pension ab M. 7.50.

KURHAUS ROSELIUS. Führend. Haus. Zentrale Lage. Jahresbetrieb.

HOTEL SEESTERN. Haus I. Ranges. Zwei Minuten vom Bahnhof.

HOTEL-PENSION WALDERSEE. Das vornehme ruhige Haus.

BRUNSHAUPTEN. HOTEL RUSCH. Gegenüber Kurpark und Familienbad. Mäßige Preise.

HOTEL-PENSION RHEINLAND. Altbek. vorzügl. Verpflg. An Wald u. See.

HERINGSDORF. KURHOTEL QUISISANA. Modern. Komf. Beste Lage an Kurpark u. Strand. Prosp.

SWINEMÜNDE. HOTEL BALTISCHER HOF. Erstkl. Fam.- u. Reisehotel. Modern. Komf. Jahresbetr.

HOTEL DRESDENER HOF, erstklassig und solid.

HOTEL-PENSION ST. HUBERTUS. Modern. Komfort. Jahresbetrieb.

DEUTSCHE LUFTKURORTE

DONAUESCHINGEN. (SCHWARZWALD). HOTEL ZUM LAMM. Altrenomm., feinbürgerl., Zentralheizung, Garagen, beste Lage.

DRESDEN. HOTEL TROMPETERSCHLÖSSCHEN. Altrenommiert, modern. Komfort, zentrale Lage.

WEISSER HIRSCH BEI DRESDEN. Sanatorium Dr. Teuscher. Streng individuelle Pflege.

GARMISCH-PARTENKIRCHEN. HOTEL GIBSON und HOTEL SCHÖNBLICK, vorn. Häus., alle neuzeitl. Annehmlichkeiten.

LANDECK (TIROL). HOTEL POST. Führendes Haus, moderner Komfort.

BRUGGEN BEI LANDECK. PENSION EDELWEISS. Ruhige Lage, mäßige Preise.

KÖNIGSFELD (SCHWARZWALD). GASTHOF DER BRÜDERGEMEINE. Vollst. ren. 100 Bett. Zentralheiz.

LINDAU (BODENSEE). HOTEL BAYRISCHER HOF. Ersten Ranges. Fließend warm. u. kalt. Wasser.

SCHREIBERHAU. HOTEL ZUM SCHENKENSTEIN (645 Meter über dem Meere). Fritz Franke.

THÜRINGEN

FRIEDRICHRODA. CENTRAL-HOTEL. Gutbürgerlich.

HOTEL LANGE. Vornehmes Kurhotel, Pension ab Mk. 8.—.

BAD KÖSEN. PARK-HOTEL. Bestbekannt. Günstige Preise.

BAD LIEBENSTEIN. SANATORIUM LIEBENSTEIN. Klin. Kuranstalt. Alle mod. Heilbehelfe.

EIGENHEIM-EDELWEISS. Ärztlich geleitet. Moderner Komfort.

BAD SALZUNGEN. Solbad mit großem Inhalatorium. Asthma, Katarrhe, Frauenleiden.

TABARZ. Im Thüringer Wald, am Fuße des Inselberges.

KURHAUS TABARZ direkt am Hochwald. Moderner Komfort.

HARZ

STAHLBAD ALEXISBAD. KURHAUS ALEXISBAD. Eig. Stahlquelle u. Stahlbäder für Blutarme.

HOTEL FÖRSTERLING. Eigene Stahlquelle und Badehaus. Besitzer H. Frommann, Hfl.

ALTENBRAK (IM BODETAL). HOTEL „WEISSES ROSS" unmittelbar am Walde. Neuzeitlich.

KURHOTEL und HOTEL BODEHEIM. Bestempfohlene erste Häuser.

HOTEL und PENSION „BRAUNER HIRSCH", verbunden mit „Haus Bodeblick". Bestempfohl. Haus.

HOTEL „SCHÖNEBURG", direkt a. d. Bode gelegen. Bes. Herm. Steffen.

ALTENAU (OBERHARZ). 500—600 m! Mittelstandspreise.

KURHAUS WALDGARTEN mit VILLA MARGARETE. Eigene Oekonomie.

HOTELPENSION „VILLA ANNENHÖH" 600 m. Am Rothenberg. Gr. Liegewiese.

HAUS MECKLENBURG. Hotel-Pens. Restaur. Das ganze Jahr geöffnet.

ST. ANDREASBERG im Oberharz. KURHOTEL SCHÜTZENHAUS. Bürgerliche Gaststätte.

HOTEL RATHAUS. Zwei Minuten vom Stadtbahnhof.

HOTEL DEUTSCHER HOF, im Mittelp. d. Stadt. Langj. Bes. W. Schlimgen.

BENNECKENSTEIN 600 m ü. M. im sonnigen Südhochharz. Für Überarbeitete. Die Kurverwaltung.

KURHAUS TANNENWALD. Führend. Haus a. Platze. Bes. Horeska G. m. b. H.

HOTEL „KRONPRINZ". Ältestes Haus für Reisende und Touristen.

ELEND BEI SCHIERKE I. OBERHARZ. (520 m). Pensionshaus Waldschlößchen.

GERNRODE WIRD **MODE.** HOTEL BRAUNER HIRSCH.

HAHNENKLEE (OBERHARZ). 600 m. SCHWENZELS HOTEL. Vornehm. Haus am Platze.

GEBIRGS-HOTEL, nahe am Walde. Das ganze Jahr geöffnet.

HOHEGEISS (HOCHHARZ). Der höchstgelegene alpine Luftkurort. Prosp. d. d. Kurverwaltg.

HOTEL ZUM EBERSBERG. Bes. R. Brettschneider.

HOTEL UND PENSION WOLFSBACHMÜHLE. Liege-Hallen und Liege-Wiesen.

HOTEL „DICKE TANNEN". Herrliche Lage a. d. berühmt. dick. Tannen.

ILSENBURG-HARZ. Der Luftkurort a. Brocken. Mäß. Preise. Prosp. d. d. Kurverwaltg. Tel. 42.

„ZU DEN ROTEN FORELLEN". Hotel u. Pens. „Prinzeß Ilse" / „Ilsestein".

BAD LAUTERBERG (SÜDHARZ). Alt. Luft- u. Wasserheilbad. Kneipp-Kurort. Gegr. 1839.

HOTEL UND PENSION „KURHAUS". Führendes Haus am Platze.

RÜBELAND. BAUMANNS'-HÖHLE. Selten schöne Tropfsteinhöhle, feenhaft beleuchtet. Sommer und Winter geöffnet.

BAD SACHSA (Glanzpunkt des Südharzes). KURHOTEL SCHÜTZENHAUS m. Lindenhaus u. Parkhaus.

„BERGHOTEL ZUM KATZENSTEIN" 400 m ü. d. M., mitten im Walde.

HOTEL UND PENSION LINDENHOF. Vorzügliche Küche. Solide Preise.

„BERGHOTEL PFAFFENBERG". Neuzeitl. eingericht. Volle Pens. M. 5.50.

DREGER'S PENSION. Telefon 154. Volle Pension und Zimmer.

SCHIERKE, d. alpine Luftkurort i. Harz, 650—1142 m, a. Brocken. Werbeschrift d. d. Kurverwaltung.

SÜLZHAYN (SÜDHARZ). SANATORIUM „KURHAUS" für Leicht-Lungenkranke. Sommer- und Winterkuren.

SANATORIUM „HOHENTANNECK" für Leicht-Lungenkranke. Erhöhte Lage am Tannenwald.

SANATORIUM „GLÜCK AUF" für Leicht-Lungenkranke, das ganze Jahr geöffnet.

STOLBERG (SÜDHARZ). HOTEL PREUSSISCHER HOF.

TRESEBURG. Das beliebte Reiseziel. Pension von M. 5.— an. Prospekt T d. d. Kurverwaltung.

Vereinigte Hotels FORELLE / WEISSER HIRSCH / WILHELMSBLICK / RÜBEZAHL. Besitzer H. Rost.

MÜLLER'S HOTEL ZUR TRESEBURG Bestempfohlenes Touristenhaus.

WERNIGERODE. „WIENER HOF". Neben der Post. Beste Verpflegung. Mäßige Preise.

BÖHMISCHE KURBÄDER

FRANZENSBAD. Erstes Moorbad d. Welt, Frauen- u. Herzheilbad. Überrasch. Heilerf. Prosp.

HOTEL KÖNIGSVILLA. Das führende Hotel mit jed. modern. Komfort.

KARLSBAD. HOTEL ANGER. I. Rang. mod. Komfort, beste Lage.

KÜNZELS CENTRALHOTEL LOIB. Ersten Rang. Kurzentrum. Jahresbetrieb, moderner Komfort.

MARIENBAD. „BELLEVUE". Sonnige Waldlage, günst. Pension.

HOTEL RAUSCHER. Fließ. Wasser, Warmwasserheiz. Erstkl. Restaur.

GABLONZ. HOTEL KRONE. Restaurant u. Café. Autogaragen.

REICHENBERG. HOTEL GOLDENER LÖWE. 100 Zimmer, moderner Komfort.

„SCHIENHOF", Hotel, Café. I. Rang

BAD SCHLAG. SANATORIUM BAD SCHLAG. Im Isergebirge. Jahresbetrieb. Prospekte.

ITALIEN

ABBAZIA. HOTEL-PENSION „EUROPA", VORM. QUITTA. I. Rang., neu renoviert, prachtvolle Lage.

MERAN. SANATORIUM HUNGARIA, für sämtl. Erkrankungen der Atmungsorgane. Therapie.

ORTISEI (ST. ULRICH) Grödnertal. HOTEL AQUILA. 220 Betten, modernster Komfort, mäßige Preise.

WELSBERG Monguelfo (Dolomit.) HOTEL WALDBRUNN. 80 Betten, prächtige Lage.

SCHWEIZ

AROSA. EXCELSIOR. Familienhotel mit allem Komfort.

HOTEL DES ALPES. Gediegenes Familienhaus, beste Lage.

HOTEL RHÄTIA u. VILLA GERMANIA. Erstklassig, moderner Komfort.

SPORTHOTEL MARAN. Ruhig, staubfrei. 25 Min. ob. Arosa

CELERINA BEI ST. MORITZ. HOTEL CRESTA-PALACE. Komfort. Familienhotel. 200 Betten.

CHUR (GRAUBÜNDEN) HOTEL STERN. Bestempfohlenes Reisehotel. Zentralheiz. Jahresbetrieb.

DAVOS. EDEN HOTEL, modern. Haus, prachtvolle Lage.

PENSION MEROLA. Sonnige Lage am Wald.

PLATZSANATORIUM f. Leichtkranke. Pension ab 17.- Frs.

SANATORIUM SOLSANA. Modern, sonnig, bequem.

PRIVATSANATORIUM DR. VÖCHTING. Sonnigste Lage. Fließend. Wasser.

DAVOS-DORF. PENSION PAUL. Ganzjährig geöffnet. Beste Verpflegung.

SANATORIUM SEEHOF. Pension inkl. Arzt ab Mk. 13.-.

PENSION VILLA SONNENBERG. Beste Lage. Pension ab Fr. 10.—.

GRINDELWALD (BERNER OBERLAND). ZENTRAL-HOTEL. Gutbürgerlich, beste Lage, vorzügliche Verpflegung.

LOCARNO (TESSIN). GRAND HOTEL PALACE. Das Haus der vornehm. Familien. Mod. Komfort.

LUGANO. KURHAUS MONTE BRÉ, phys. diät. (Syst. Dr. Lahmann) Deutsches Haus.

MONTREUX-TERRITET. HOTEL BRISTOL. Herrlich am See. Moderner Komfort.

PONTRESINA. HOTEL PONTRESINA. I. Rang., sonn. fr. Lage.

BAD RAGAZ (GRAUBÜNDEN). HOTEL KRONE UND VILLA LUISE. Bürgerl. Haus nächst Bädern u. Kuranlagen.

KURHAUS WARTENSTEIN. 750 m üb. d. Meer. Prachtvolle Lage. Günstige Pension.

SAMADEN. HOTEL BERNINA. Ersten Ranges. Prospekt Nr. 10.

HOTEL DES ALPES. Feinbürgerlich, Familienhotel.

ST. MORITZ. HOTEL ENGADINER HOF. Erstklassiges Familienhotel. Schönste Lage.

HOTEL METROPOL. Von Deutschen bevorzugt. Pension Fr. 12.50.

HOTEL VIKTORIA. Familienhotel ersten Ranges. 250 Betten.

ST. MORITZ-CAMPFER. JULIERHOF. Vorn. Familienhotel.

ST. MORITZ-SILVAPLANA. HOTEL ENGADINER HOF. Erstklassiges Familienhaus.

TARASP & VULPERA. Das ideale Kurbad im Engadin. Weltbek. Mineralquellen, Höhenluft u. Sonne. Prospekt Nr. 29 gratis.

WALZENHAUSEN (STATION RHEINECK). HOTEL KURHAUS WALZENHAUSEN. Idealer Sommeraufenthalt. Prächtige Lage. Prospekt.

ERZIEHUNG

MONTREUX. INSTITUT DES ESSARTS. Komfortables Erziehungsinstitut und Pensionat für junge Mädchen.

gründete die Zweckmäßigkeit einer solchen Ausstellung mit der bedeutenden elektrotechnischen Industrie in Mannheim und mit dem, zusammen mit dem Badenwerk, der Neckar-A.-G. und den Pfalzwerken errichteten Großkraftwerk Mannheim, das im Stromaustausch mit den Wasserkraftwerken der Murg, des Oberrheins, des Neckarkanals und neuerdings auch mit dem Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerk in Verbindung steht. Die Ausstellung soll nicht die Produktion, sondern die so überaus mannigfaltige Verwendung des Stroms zur Anschauung bringen.

Deutsche Ortsbezeichnungen auf Spitzbergen. Spitzbergen, das heutige norwegische Svalbard, das seinen ursprünglichen, von den vielen spitzen Bergkuppen herrührenden Namen der Entdeckung durch die Holländer im Jahre 1596 verdankt, weist fast keinen einzigen norwegischen Namen auf, dagegen findet man sehr viele, deren Ursprung holländisch, englisch, dänisch und französisch ist. Als in der Mitte des 17. Jahrhunderts die Hamburger sich mit 50 bis 80 Schiffen jährlich an dem Walfischfang in den reichen Jagdgründen von West- und Nordspitzbergen beteiligten, hatte man auch den hamburgischen Schiffen einen eigenen Hafen zugewiesen. Es war die zwischen Kreuzbucht und Magdalenenbucht gelegene „Hamburger Bai", die heute allgemein auf den Karten und in den Segelanweisungen als „Hamburger Hafen" bezeichnet wird. Dem „Hamburger Hafen" gesellte sich 1910 der „Zeppelinhafen" in der Königsbucht hinzu, als der greise Luftgraf in Spitzbergen weilte, um die Verhältnisse für eine Entdeckung des Nordpols mit Hilfe zweier Luftschiffe von Spitzbergen aus zu erforschen. Die im Vorjahr unter Führung des Dr. Grotewohl in Spitzbergen gewesene deutsche wissenschaftliche Expedition hat auf einer Schneeschuhtour von der Magdalenenbucht aus durch das bisher unbetretene Inlandeis folgende Bezeichnungen geprägt: Die Penckhöhe, den Miethegletscher, den München- und den Berlin-Paß; außerdem benannte sie den inneren Teil der Magdalenenbucht als Dank für die Hilfe durch den deutschen Fischereikreuzer „Ziethen", der die Expedition abholte, Ziethenbucht. Diese sowohl wie den Zeppelinhafen und im Vorbeifahren den Hamburger Hafen werden alle die deutschen Touristen kennenlernen, die mit den bekannten Schnellmotorschiffen „Monte Sarmiento" und „Monte Olivia" der Hamburg-Süd die August-Vergnügungsfahrten über Norwegen nach Spitzbergen unternehmen.

Hotel Balmoral, Paris. Im elegantesten Viertel, in unmittelbarer Nähe des Etoile und des Bois-de-Boulogne, wurde vor einigen Tagen das vollständig neu eingerichtete Hotel Balmoral (Nr. 23 Rue de Montenotte) wieder eröffnet. Der Besitzer u. Direktor des Hotels, Herr Hunebelle, ein langjähriger Praktiker auf dem Gebiet des Hotelwesens, hat mit vollem Sachverständnis dafür Sorge getragen, daß jedwede anheimelnde Bequemlichkeit in seinem neueröffneten Hotel zu finden ist: Große, luftige und hohe Zimmer, mit und ohne Bad, in jedem Zimmer Stadt- und Fern-Telephon, Toilettenraum mit separatem W. C., fließendem Wasser, luxuriöse Einrichtung und als Hauptprinzip mäßige Preise.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



LETZTE ZUFLUCHT

ZEICHNUNG VON PROF. CARL KAPPSTEIN

Beim Graben des Fuchsbaues haben sich die Jungfüchse im letzten Kessel des Baues „verklüftet“; nach dem Durchschlagen der Röhren dringen jetzt die Teckelhunde vor — der letzte Akt beginnt!





Der Festzug auf dem Marktplatz. — Rechts nebenstehend: Nach dem Festakt in der Stiftskirche am 25. Juli. 1 Rektor Prof. Dr. Trendelenburg; 2 Kanzler Prof. Dr. v Rümelin; 3 der württembergische Staatspräsident Bazille.





Ein Jubiläumsgeschenk für die Universität: Das stattliche Gebäude der neuen Kinderklinik.
Links nebenstehend: Totenehrung vor dem Denkmal der im Weltkrieg gefallenen Kommilitonen auf der Eberhardshöhe.



Die Stadt-Festbeleuchtung anläßlich der Jubiläumsfeier.



Frühschoppen im Hofe des Schlosses Hohentübingen.

VON DER 450-JAHRFEIER DER UNIVERSITÄT TÜBINGEN (24.–26. JULI)

DIE SPRACHE DER KINDER

VON PROFESSOR DR. GERHARD BUDDE

Die Sprache ist das wichtigste Hilfsmittel für die höhere geistige Entwicklung des Menschen. Deshalb hat sich auch stets die psychologische Forschung mit besonderem Interesse und Eifer mit der Frage befaßt, wie der Mensch in den Besitz der Sprache gelangte, und so steht denn auch in der Kinderpsychologie die „Kindersprache“ im Mittelpunkt der Erörterungen. Wertvolles neues Material für dieses Gebiet hat uns in den letzten Jahrzehnten auch die moderne experimentelle Pädagogik geliefert, wenngleich diese bei ihren Forschungen sich im wesentlichen auf das schulpflichtige Kind beschränkt, während für die kindliche Sprachentwicklung gerade das noch nicht schulpflichtige Kind besonders viel des Interessanten bietet.

Was die Entstehung der kindlichen Sprache anbelangt, so stehen sich seit längerer Zeit zwei Grundanschauungen gegenüber, die man als „Nativismus“ und „Empirismus“ bezeichnet. Der Nativismus vertritt den Standpunkt, daß bei der Erwerbung der Sprache die Erfindungskraft des Kindes bedeutungsvoll sei und vieles, was das Kind sage, völlig freier, schöpferischer Tätigkeit entspringe. Nach der Meinung des Empirismus dagegen lernt das Kind alles, was es spricht, ursprünglich von der Umgebung und entsteht die kindliche Sprache allein durch Nachahmung. Eine dritte, zwischen diesen beiden Anschauungen vermittelnde Richtung sagt: „Gewiß spielt eine ursprüngliche, unwillkürliche, instinktiv vererbte Tätigkeit (Sprachtrieb) bei der Entstehung der kindlichen Sprache eine Rolle, denn ohne diese Tätigkeit könnte eine Nachahmung gar nicht entstehen; allein fast alles, was das Kind inhaltlich an Sprachäußerungen vorbringt, ist doch durch Nachahmung bedingt. Bei dieser aber spielt die Spontaneität insofern doch wieder eine Rolle, als ja nicht wahllos alles nachgeahmt wird, vielmehr eine Auswahl stattfindet.“

In der kindlichen Sprachentwicklung kann man rein äußerlich drei Stufen unterscheiden, nämlich das Schreien, das Lallen und das eigentliche Sprechen. Das neugeborene Kind kennt nur das Schreien, durch das es seine Unlust und seinen Hunger zu erkennen gibt. Nach etwa zwei Monaten fangen einige „Urlaute“ an aufzutreten, so das Grunzen, das Quieken, das Krähen, das Schmatzen, das Schnalzen und dann, etwas später, das Lallen. Bei den Lallversuchen merkt man erst etwa im siebenten oder achten Monat, daß Gehörtes nachgeahmt wird, wenn auch noch auf sehr unvollkommene Weise. Nach etwa neun Monaten werden einfache vorgesprochene Wörter: Dada, Papa, Mama usw. leidlich richtig nachgesprochen, aber noch ohne Verständnis für den Sinn des Gesprochenen. Das Kind steht auf der Stufe des Papageis. Es spricht in diesem Alter meist nur solche Wörter nach, die leicht zu lernen sind, und die meistens aus Verdoppelungen einfacher Silben bestehen. In diesem Stadium spricht das Kind, ohne zu verstehen, was es spricht. Es fehlt noch jede Verbindung zwischen dem Wort und dem Vorstellungsinhalt. Diese macht sich erst in dem zweiten Stadium bemerkbar. Für dieses ist besonders charakteristisch, daß das Verstehen gesprochener Wörter immer dem eigentlichen Sprechen vorangeht und rascher als dieses fortschreitet. Kinder verstehen schon vieles, was man zu ihnen sagt, ehe sie selbst auch nur ein Wort sinngemäß sprechen. Sie befolgen Aufträge, beantworten Fragen mit Gebärden, Äußerungen der Lust und der Unlust, geben die Hand usw. „Am Ende des ersten Lebensjahres unterscheidet das Kind seine Wahrnehmungen schon ganz leidlich, ahmt ziemlich richtig nach, hat einige Übung im Hervorbringen von Lauten. Es versteht bereits manches und fängt nunmehr an, dieses Verständnis durch sprachliche und andere Ausdrucksbewegungen darzutun. Sachvorstellung und Wortvorstellung sind nunmehr verknüpft.“ Wenn man das Kind fragt: „Wo ist Mama?“ „Wo ist Ticktack?“ dann blickt es lachend und mit anderen Zeichen des Interesses oder der Freude nach dem Genannten.

Im 10. bis 14. Monat kommt zu dem Nachsprechen das spontane Sprechen hinzu. Dabei bedeuten die ersten Worte des Kindes vorwiegend Wünsche und drücken Gefühle und Begehrungen aus. Es bezeichnet mit seinen Worten nicht den Gegenstand, sondern einen Wunsch oder ein Gefühl, das dieser in ihm erweckt. Meumann bringt in seinen Vorlesungen über experimentelle Pädagogik diese Tatsache dadurch zum Ausdruck, daß er sagt, das Kind bezeichne mit seinen Worten die volitionale Seite der Gegenstände. „Tul“ heißt nicht: Das ist der Stuhl, sondern: Ich will den Stuhl haben; „Huta“ besagt: Ich will den Hut haben.

Erst ganz allmählich macht diese „Stufe der Wunschwörter“ einer höheren Platz, auf der die wahrgenommene Welt auch gegenständlich bezeichnet wird. „Das Kind fängt an, die Dinge genauer zu betrachten; seine Aufmerksamkeit wird leistungsfähiger, es sieht und merkt sich die Einzelheiten der Gegenstände, lernt Gesehenes spontan zu benennen. Es begreift allmählich, daß jedes Ding einen Namen hat, und übt sich in Benennung ihm vertrauter Dinge.“ Wenn es z. B. im Bilderbuch den Hund sieht, sagt es: wau, wau. Es bedeutet für die Sprachentwicklung des Kindes einen großen und bedeutsamen Fortschritt, wenn es beim Anschauen von Personen und Dingen zu fragen beginnt. Es geschieht dies etwa im Alter von 18 bis 24 Monaten. Was ist das? Wo ist das? sind meist die zuerst auftretenden Fragen.

Bis zu zwei und zweieinhalb Jahren nennt das Kind sich mit seinem Namen oder Kosenamen, wenn es von sich selbst spricht; es vermeidet bis dahin das Wort „ich“. Man hat früher gemeint, daß, wenn das Kind statt des Namens „ich“ sagt, dadurch zum Ausdruck komme, daß es sich jetzt seiner Individualität bewußt werde und sein Ich von der Außenwelt zu unterscheiden beginne. Gegen diese Auffassung wandte sich schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der 1864 zu Rudolstadt gestorbene Arzt und Pädagoge Berthold Sigismund in einer kleinen Abhandlung über „Das Ich in der Kindersprache“. „Versteht man unter dem Begriff des Ich das reine, klare Selbstbewußtsein, das Wissen vom Ich schlechthin an sich, wie es die Philosophen nennen,“ bemerkt er, „so muß man natürlich zugeben, daß diesen Begriff das Kind nicht habe.... Aber das, was wir Nichtphilosophen als Selbstbewußtsein passieren lassen, dieses Selbstbewußtsein oder Selbstgefühl haben die Kinder schon lange zuvor erworben, ehe sie zur Anwendung des Ich-Fürwortes greifen. Schon in den ersten Wochen seines Lebens lernt das Kind ahnen, daß ein Nicht-Ich außer ihm sei ... Gibt nicht der Umstand, daß Kinder so früh um das Mein und Dein hadern, den sicheren Beweis, daß das Kind seine eigene Person anderen Personen schroff entgegensetzt?“ Woher kommt es denn nun, daß das Kind statt des leicht zu sprechenden Fürwortes „ich“ den oft schwierigen Namen wählt? Sigismund antwortet: „Lediglich daher, daß es sich immer mit jenem Namen genannt hört, während die Personen, die „ich“ sagen, eben andere sind. Das „Ich“, welches andere aussprechen, scheint dem Kinde etwas ihm ganz Fremdes zu bedeuten, und es nimmt deshalb von jenem dunklen Wort keine Notiz. Denn während im Anfange das Kind aus reiner Freude an der Bewegung seiner Sprachwerkzeuge auch die ihm unverständlichen Laute nachahmt, spricht der heranreifende Sprachschüler freiwillig nur die Wörter nach, deren Sinn ihm einleuchtet. Hört sich ein Kind von seinen Eltern gewöhnlich „der Junge“ oder „der Kleine“ genannt, so wendet es diese Substantiva als „Ich“-Surrogat an.“ Ähnlicher Meinung sind auch die Vertreter moderner Kinderpsychologie. Auch sie vertreten den Standpunkt, daß die Gewohnheit vieler Erwachsener, mit dem Kinde in der dritten Person zu sprechen (Was macht denn mein Herzchen? Was will denn der Bubi? usw.) zweifellos auf den Termin, an dem das „Ich“ in der Kindessprache zuerst auftritt, einen großen Einfluß hat, und daß man deshalb dem erstmaligen Gebrauch des Wortes „ich“ nicht die große Bedeutung beilegen dürfe, die man ihm früher beigemessen hat, indem man ihn als ein Zeichen des Erwachens des individuellen Bewußtseins des Kindes hingestellt hat.

Die kindliche spontane Sprachentwicklung beginnt also mit dem affektiv Willensmäßigen und schreitet dann fort zum objektiv Gegenständlichen. Den Abschluß bildet die logisch-begriffliche Stufe, auf der die Sprache zum Ausdruck richtigen Denkens wird. Die Art und das Tempo, in dem die einzelnen Kinder von der einen Stufe zur anderen fortschreiten, ist sehr verschieden. Meistens vollzieht sich die Entwicklung zwischen anderthalb und vier Jahren. Je weiter die sprachliche Entwicklung des Kindes fortschreitet, desto mehr wächst die Bedeutung des Verstehens und Sprechens für die allgemeine geistige Entwicklung, vor allem für das logische Denken. „Man kann den Grad der geistigen Entwicklung eines Kindes zwischen drei und sechs Jahren nach der Art beurteilen, wie es sich ausdrückt. Das lange Beharren auf der Stufe des Sprechens in Infinitivsätzen weist im allgemeinen auf eine verzögerte geistige Entwicklung hin. Das stürmische Hereinbrechen des Fragealters, in dem die Kleinen mit ihrem unermüdlichen „Warum?“ und „Wo?“ und „Wie?“ ihren Eltern lästig werden können, weist auf eine rasche und lebhafte geistige Reifung der kleinen Persönlichkeit hin.“

Mit dem vierten bis fünften Jahre ist die sprachliche Entwicklung so weit gediehen, daß das Kind allen seinen Gefühlen und Gedanken einen dem Erwachsenen verständlichen Ausdruck geben kann, und die fernere sprachliche Entwicklung geht weiter in engem Zusammenhang mit dem allgemeinen geistigen Fortschritt. Sie vollzieht sich dann vom sechsten Jahre an fast ganz innerhalb der Schulzeit. Wie sie hier erfolgt, soll hier nicht näher erörtert werden, weil dazu der Raum fehlt; dagegen möchte ich noch einiges Wichtige über die typischen Sprachfehler des Kindes erwähnen.

Man unterscheidet gewöhnlich vier Hauptsprachfehler der Kinder, nämlich Stammeln, Stottern, Poltern und Hörstummheit. Unter Stammeln versteht man jeden Fehler der Aussprache; das Stottern ist die zeitweilig auftretende Unfähigkeit, ein Wort oder eine Silbe zu beginnen. Mit Poltern bezeichnet man das überhastete Sprechen, mit Hörstummheit das Ausbleiben des spontanen Sprechens; bei der Hörstummheit kann das Sprachverständnis normal oder nahezu normal entwickelt sein. Für alle diese vier Sprachfehler ist von größter Bedeutung die allgemeine psychische Behandlung der mit einem von ihnen behafteten Kinder. Der Stammler bedarf nur eines einfachen Unterrichts im richtigen Sprechen. „Langsam und deutlich spricht man ihm das Wort in der rechten Aussprache vor und veranlaßt ihn, öfter mit lauter Stimme zuerst langsam, dann allmählich mit normaler Sprachgeschwindigkeit das Gehörte nachzusprechen. Wenn das nicht ausreicht, empfiehlt es sich, daß man das Kind über die rechten Stellungen und Bewegungen des Sprechens belehrt.“

Auch für den Stotterer ist eine richtige psychische Behandlung erforderlich. Falsche Behandlung wird das Übel stets verschlimmern, unter Umständen sogar ganz unheilbar machen. Gar oft geschieht es, daß ein stotterndes Kind das Ziel der Witze und des Spottes seiner Kameraden wird. Wenn dann zu diesem Spott der Altersgenossen auch noch eine einschüchternde Behandlung von seiten erwachsener Personen hinzukommt, entwickelt sich bei dem Kinde die typische „Wortangst“. „Sobald dem unglücklichen Stotterer sein Fehler zum Bewußtsein kommt, entsteht bei ihm ein angstvoller, unnatürlich gespannter Geisteszustand, der eine geordnete Ausführung seiner Sprechbewegungen behindert; das Stottern bewirkt dann die Schüchternheit und Wortangst, und diese wirkt wieder vermehrend auf das Stottern zurück. Die Bedrohung oder Einschüchterung des Kindes ist daher geradezu ein Mittel, das Stottern zu steigern und fest einzuwurzeln.“ Es kommt deshalb vor allem darauf an, das Selbstvertrauen des Stotterers zu wecken und seine Schüchternheit zu beseitigen. Auch dazu ist wieder ein empfehlenswertes Mittel die Einübung des richtigen Sprechens, denn je mehr und je besser dem Kinde seine Sprechbewegungen gelingen, desto mehr wächst bei ihm auch das Vertrauen in seine Sprechkunst und sein Mut, sie zu betätigen. Bei nervösen und schwächlichen Kindern vermag auch oft eine allgemeine Übung der Muskulatur, der Geschicklichkeit und Kraft der Bewegungen einen wohltätigen indirekten Einfluß auf das Sprachvermögen auszuüben. Was die mannigfachen Ursachen des Stotterns anbetrifft, so weist Meumann darauf hin, daß bei vielen und oft gerade intelligenten Kindern ein Mißverhältnis zwischen ihrer Lust zum Sprechen und ihrer Sprechgeschicklichkeit besteht, und daß in diesem Mißverhältnis nicht selten die Ursache oder wenigstens die Mitursache ihres Stotterns zu suchen ist. Auch das Mißverhältnis zwischen der Anzahl der verstandenen Wörter, welche die Erwachsenen dem Kinde vorsprechen, und der von ihm gesprochenen Wörter kann nach Meumann seine ruhige und geordnete Aussprache ungünstig beeinflussen. Es sei noch erwähnt, daß auf das Stottern die Gewöhnung einen sehr großen Einfluß hat, und daß es daher in den ersten Anfängen leichter zu unterdrücken ist, als wenn es schon durch Gewöhnung eingewurzelt ist.

Das Poltern, d. h. das überhastete Sprechen, findet man bei zerstreuten und zerfahrenen, aber oft auch bei intelligenten Kindern. Bei den ersteren kommt es darauf an, die Aufmerksamkeit zur Konzentration zu erziehen. Für alle Polterer ist das Vorsprechen, Einüben und der Zwang zu langsamer, silbenweiser, deutlicher Aussprache ein sehr günstig wirkendes Mittel.

Schwieriger ist die Hörstummheit zu behandeln, d. h. das jahrelange Ausbleiben des spontanen, aktiven Sprechens bei durchaus normalem Sprachverständnis, weil sie nicht selten auf einem tieferen psychischen Defekt beruht. Doch tritt sie auch bei sonst ganz normalen Kindern auf; bei diesen ist sie vielfach verursacht durch scheues Wesen und depressive Gemütszustände; dann ist sie nichts anderes als eine Scheu des Kindes, das Sprechen zu versuchen. In diesem Falle kann wieder nur eine richtige psychische Behandlung, eine allgemeine Einwirkung auf das Gemütsleben des Kindes als Heilmittel in Frage kommen.

Hiermit habe ich aus dem reichen Material, das die moderne experimentelle Kinderpsychologie und Pädagogik über die Sprache der Kinder erarbeitet hat, nur einen kleinen Teil herausgestellt. Aber ich hoffe, bei meiner Auswahl gerade solche Fragen berücksichtigt zu haben, die eines allgemeinen Interesses sicher sein dürfen.





Vom 8. Nordwestdeutschen Handwerkertag in Lüneburg am 23. und 24. Juli: Links: Reichswirtschaftsminister Dr. Curtius bei seiner Ansprache in der Turnhalle zur großen öffentlichen Kundgebung. Rechts: Der Wagen des Handwerkerbundes an der Spitze des Festzuges, der zum Teil der einstmals in Lüneburg alljährlich um Fastnacht veranstalteten „Kopefahrt" nachgebildet war.

TAGESGESCHICHTE

Die Feier des 450jährigen Jubiläums der württembergischen Landesuniversität Tübingen nahm einen überaus festlichen Verlauf. Sie begann am 24. Juli mit Gottesdiensten in der Stiftskirche. Daran schloß sich eine Gedächtnisfeier am Gefallenendenkmal auf der Eberhardshöhe an. Nachmittags wurde die neue Kinderklinik mit einem festlichen Akt der Universität übergeben. Ein Begrüßungsabend vereinigte dann die Tübinger und ihre Gäste im „Museum". Der 25. Juli war der Hauptfesttag. Nach dem Festzug von der Universität zur altehrwürdigen Stiftskirche fand hier der eigentliche Festakt des Jubiläums statt, bei dem Rektor Prof. Dr. Trendelenburg die Festrede hielt und die zahlreichen Glückwünsche ausgesprochen wurden. Das Festmahl der Ehrengäste im Rittersaal des Schlosses Hohentübingen, eine Festvorstellung der „Räuber" und ein Fackelzug der Studentenschaft beschlossen den Tag. Der Morgen des nächsten Tages war der Besichtigung der Universitätsinstitute gewidmet. Dann folgte ein Frühschoppen der Gäste, Dozenten und Studenten auf dem Schlosse, am Nachmittag hatte der württembergische Staatspräsident Bazille zu einem Festessen geladen, und am Abend gaben ein großer Festkommers im Freien und eine prächtige Stadtbeleuchtung der Feier einen würdigen Abschluß.

Einer Einladung des Rennvereins entsprechend, stattete Reichspräsident v. Hindenburg am 24. Juli in Doberan (Mecklenburg) dem ältesten deutschen Rennen einen Besuch ab. Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg begrüßte den Gast im Namen des Rennvereins. Darauf begab sich v. Hindenburg zum Rennplatz und überreichte hier nach dem fünften Rennen den Siegern die Ehrenpreise. Dann fuhr er über Rostock, wo er eine kurze Fahrt durch die Stadt unternahm, nach Berlin zurück.

Am 23. und 24. Juli fanden sich die nordwestdeutschen Handwerker in Lüneburg zu ihrer 8. Tagung ein. Den ersten Tag füllten Besprechungen, während am zweiten eine große öffentliche Kundgebung stattfand, bei der Reichswirtschaftsminister Dr. Curtius über die wirtschaftliche Bedeutung des Mittelstandes sprach. Der Nachmittag brachte dann einen wirkungsvollen Festzug durch die Straßen der mit der Geschichte des Handwerks eng verbundenen Stadt.



Vom Bergwerksunglück auf der Zeche „Auguste Viktoria" in Hüls (Rheinland) am 24. Juli: Der bei dem Unglück entstandene 25 m tiefe Krater, unter dem der Förderturm und die Maschinenanlage versunken sind.

Durch Wassereinbruch wurde am 24. Juli die Zeche „Auguste Viktoria" in Hüls (Rheinland), eine der modernsten Kohlenförderungsanlagen des Ruhrgebiets, völlig vernichtet. Der Förderturm und ein Teil des Maschinenhauses sind versackt, und an ihrer Stelle hat sich ein 200 m breiter, 25 m tiefer Krater gebildet. Die gesamte Belegschaft konnte sich bis auf fünf Bergarbeiter retten.

In München ging am 24. Juli das 18. Deutsche Bundesschießen zu Ende. Sieger wurde der Traunsteiner Meisterschütze Emil Pachmayr. Er hat über 100 Meisterschaften sich in seiner Laufbahn bereits sichern können.

Als Feierkundgebung für den musikalischen Genius fand am 23. Juli im Wald von Vincennes bei Paris die Enthüllung eines Beethoven-Denkmals statt. Es ist ein Werk des verstorbenen Bildhauers José de Charmoy, das jahrelang als Torso in Kellern gelegen hat.



Dr. Aloys Schulte,
Geheimer Regierungsrat, Professor für mittlere und neue Geschichte an der Universität Bonn, bekannter Historiker, wurde am 2. August 70 Jahre alt.



Vom Aufenthalt des Reichspräsidenten in Mecklenburg zum Besuch des Rennens in Doberan am 24. Juli: v. Hindenburg auf der Tribüne im Gespräch mit Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg (rechts); links die großherzogliche Familie.



Kardinal D. J. Csernoch,
Fürsterzbischof und Fürstprimas von Ungarn, einflußreiche Persönlichkeit auch im politischen Leben, † im Alter von 66 Jahren am 24. Juli.



Von der Tagung der Präsidial- und Vorstandsmitglieder des Reichsverbandes der Deutschen Industrie in Königsberg i. Pr.: Die Teilnehmer bei einem auf der Fahrt zur Tagung unternommenen Besuch im Marienburger Schloß am 28. Juli.



Rechts: Vom Schwimm-Länderkampf Schweden—Deutschland in Stockholm (22. bis 24. Juli), bei dem Deutschland siegte: Hanni Rehborn, Siegerin im Kunstspringen für Damen, während eines Sprunges.



Zur Beendigung des 18. Deutschen Bundesschießens in München am 24. Juli: Empfang des Siegers, Emil Pachmayrs (Traunstein), bei seiner Rückkehr nach Traunstein.



Ein Schachspiel mit lebenden Figuren: Vorführung des Spiels auf dem Marktplatz im Schachdorf Ströbeck (Bezirk Magdeburg) am 23. Juli anläßlich des Besuches der Teilnehmer am Jubiläumskongreß des Deutschen Schachbundes in Magdeburg. Hinter den Figuren, auf Stühlen, die beiden Leiter des Spiels.





Von der kürzlich veranstalteten Sportwoche im Seebad Zoppot (Freistaat Danzig): Kunstfahren des Danziger Radfahrerklubs auf dem Seesteg. — Rechts: Vom Internationalen Poloturnier in Frankfurt a. M., das in der Woche vom 24. Juli stattfand: Das Schweinestechen, ein besonders reizvolles Gymkhanaspiel. Die Teilnehmer müssen im Galopp das ausgestopfte Ebenbild eines Wildschweins mit dem Speer durchbohren.





Eine Modeschau am Strande des französischen Seebades Deauville: **Links:** Die Mannequins beim Vorführen der neuesten Badekostüme. — **Mitte und rechts:** Zwei der schönsten Modelle: (Links) Badekostüm aus alt-rosa Jersey mit gleichfarbigen Motiven und Fransen in Muschelarbeit, dazu passende Mütze. — (Rechts) Badeanzug aus mandelfarbigem Jersey mit ebensolchem Schal und schmalem weißen Gürtel.




Links: Eine deutsche Kirchenglocken-Weihe im südbrasilianischen Urwald: Die Gemeinde bei der Feier vor dem Schul- und Gotteshause ihrer jungen Siedlung Arroio do Meio (Rio Grande do Sul).

Rechts: Die am 23. Juli erfolgte Enthüllung eines Beethoven-Denkmals in Paris-Vincennes: Während der Feier.




Zum Thronwechsel in Rumänien: **Links:** Die feierliche Eidesleistung des neuen rumänischen Regentschaftsrates in Gegenwart der Abgeordnetenkammer und des Senats: Prinz Nikolaus (vorn), der Bruder des früheren Kronprinzen Carol, neben ihm die beiden anderen Mitglieder des Regentschaftsrates, Patriarch Miron Cristea und Budzdugan, Erster Präsident des Kassationshofes, bei der Verpflichtung auf die Verfassung. Hinten an der Wand, links, König Michael. — **Rechts:** Von der Beisetzung König Ferdinands von Rumänien am 24. Juli in Curtea-de-Arges nach einer Trauerfeier in Cotroceni bei Bukarest. Hohe Offiziere erweisen dem Toten die letzte Ehre. Hinter dem Sarg König Alexander von Serbien (><).

Menschen im Föhn

ROMAN VON ROLAND BETSCH

(12. Fortsetzung.)

An allem ist diese Bahn schuld, an allem! Sie hat uns verpestet und vergiftet. Wir können nicht mehr leben, weil die Bahn leben muß. Sie ist schuld, daß ich hier hänge, und daß meine Hände zittern. Sie ist schuld, daß mich das Alter frißt. Ich bin alt geworden durch die Bahn. Sie hat mir Knochen und Herz gebrochen. Ich bin tot, weil die Bahn leben muß." Zacharias Job rollte sich zusammen wie ein Igel, grub den Kopf in die Hände und wurde vom Weinen würgend überfallen. „Ich gehe nicht mehr fort von hier!"

Er kam gegen Abend über den Gletscher. Trottete wie ein Bär und sah nichts vom Farbenspiel des verglühenden Tages. Die Nacht lag zwischen den Stämmen, als er den Hochwald erreichte. Er war tot und ohne Stimme. Teufelsbart hing strähnig an Ästen. Horch, eine Drossel!

Job stolperte abwärts, nichts als Dumpfheit um sich und in sich. Job war leergesogen, müde gegrübelt und abgespannt vom Haß. Einmal blieb er stehen und drehte sich langsam im Kreise; hatte den Kopf eingezogen und pliente Baum und Berg und Himmel an mit eingesunkenen Augen, die ohne Verständnis waren für die Dumpfheit, die schläfrig drückend um ihn lungerte. Drüben lag sein Haus; eingerollt in das grüblerische Dunkel, ohne Tür und Fenster, wie ihm schien. Nur schwarzer, schlafender, brütender Klumpen. Zweiundsechzig Jahre, dachte er und starrte auf das Haus. Ihm war, als müßte es urplötzlich lebendig werden und mit glimmenden Augen davonkriechen wie eine Schildkröte.

Er ging nicht hinüber; er fürchtete sich vor seinem Haus, fühlte Qual, wenn er an Zimmer und Wände dachte und an Licht, das sein Heim beleuchten würde. Aus Ecken und Winkeln würde es ihm entgegengrinsen: Job, du kannst nicht mehr! Oh, ihr Gedanken, ihr Quälgeister; verfluchtes Gespinst! Er blieb unter den Stämmen und wußte nicht, wohin er sich wenden müsse. Als er an Dieffenbronner dachte, ging ein Schneiden durch seine Brust; Dieffenbronner durfte es nicht wissen! Nun galt es, zu verheimlichen.

Schließlich gab es ja noch einen Ausweg; schließlich konnte er ja hinauf und irgendwo im Firn einschlafen, um nicht mehr aufzuwachen. Dieser Weg blieb ihm doch. War es nötig, sich so zu quälen? Irgendwo hinauf und sich verkriechen wie ein Tier, das sein Ende fühlt und einen stillen Winkel sucht, um maßlos einsam zu verlöschen. Letzter Weg, der ihm offen blieb. Halleluja!

Da kam jemand zwischen den Stämmen daher. Stolperte pruschend aufwärts und stieß pfeifende Atemzüge von sich. Da kam jemand aus der Nacht, rannte die Füße gegen Baumwurzeln und brummte voll Unmut. Der Wald spuckte ein Wesen aus. Job schaute näher hin und erkannte bald die Umrisse eines Menschen.

„Holla!" rief er, und die eigene Stimme war ihm fremd. Ein Fluch, zwischen den Zähnen zerkaut, war die Antwort. Dann standen sie einander gegenüber, sinnlos glotzend und einer in des andern Fremdheit lauernd. „Das ist ja der Breitenmoser!" stieß Job endlich hervor, als er den Monteur erkannt hatte. Der stand immer noch und starrte den Sprecher an und war bösartig in Blick und Gebärde. „Wo willst du denn hin, Mensch, in der Nacht? Was suchst du hier?"

Da regte sich die schwarze Gestalt, ein Arm hob sich drohend, und dann kam es stotternd und mühselig gepreßt über die Lippen: „Das Mensch holen! Verstanden? Hinauf und das Mensch holen!" Der Mann gurgelte vor Grimm.

„Du bist ja betrunken! Du stinkst nach Schnaps, daß mir übel wird."

„Schnaps! Ich, Schnaps! Soll ich dir den Schädel einschlagen?" Er wankte und hob wieder die Faust. Speichel lief aus den Mundwinkeln, und die Augen wurden kugelig und quollen aus den Höhlen. Er brüllte den andern an: „Das Mensch holen! Verstehst du denn nicht? Mach' doch deine verfluchten Löffel auf! Wie weit ist's denn noch bis hinauf, hee? Du kennst doch diese Gegend, du trauriger Waldaffe!" Er schluckte und hielt sich an einem Stamm fest.

„Du bist ja von Sinnen; deinen letzten Verstand hast du im Alkohol ersäuft. Oh, über eure Bahn, über eure fürchterliche Bahn! Solche Lumpen wie du macht sie aus den Menschen. Solche Lumpen wie du schleppt sie uns in die Berge. Wo willst du denn hin? Hinauf? Weißt du, wie weit das ist? Sieben Stunden für einen Nüchternen. Aber du bist am Jüngsten Tag noch nicht oben."

„Wa — was für'n Geschwätz; mit deiner Gosche! Und wenn ich die ganze Nacht steige, aber ich muß sie zwischen den Fingern haben. Das Mensch, verstehst du, das Mensch! Jedes Haar muß ich ihr einzeln ausreißen."

„Da kommst du lange zu spät. Glaubst du, sie wartet hier, bis du Schnapsbruder hinaufkommst und sie einfängst wie ein Karnickel! Dummkopf! Sie ist mit dem andern längst über alle Berge. Das solltest du doch wissen." Job, dem selbst der Grimm in die Knochen fuhr, packte den Monteur am Arm und zog ihn vom Stamme los. „Hier setz' dich her, ich will —" Breitenmoser, schäumend und aufgewirbelt, wollte sich losreißen, aber der Bergführer hielt ihn fest und zwang ihn auf die Erde. „Hier sollst du dich hersetzen, sag' ich dir! Ich will mit dir plaudern, verstehst du mich? Der Zufall hat dich mir gerade so in den Weg gespien. Ich will mit dir plaudern, weil's mir jetzt so einfällt."

Job nahm den Rucksack ab, warf Seil und Pickel fort und setzte sich zu Breitenmoser auf die Erde. Der glotzte ihn dumm-hinterlistig an und verzog den Mund zu einem widerlichen Grinsen.

„Was hast du denn da bei dir? Strick und Hacke und Rucksack! Oha! Willst du Hasen fangen und Füchse ausgraben, hee? Mir soll's gleich sein; ich verpetze dich nicht. Aber — da — da paß' mal auf, daß sie dir — hupp! — nicht eins auf den verlausten Pelz brennen!"

Job hörte nicht auf das Geschwätz. Er stieß ihm hart vor die Brust und sprach eindringlich: „Weißt du denn nicht, wo deine Frau ist? Haben sie dir nicht erzählt, daß sie mit dem jungen Italiener über das Joch ist?"

„Jungen Italiener? Jungen I—talie—ner?" Er drehte den Kopf. „Den Giacomelli meinst du doch, was? Was flunkerst du mir denn da alles für 'n Gedussel vor."

„Nicht Giacomelli! Buccalini! Kanntest du nicht den Buccalini, den jungen schwarzen Kerl mit den Ohrringen? Er ist mit ihr davon, und niemand holt sie zurück. Sie sind längst über die Grenze. Und der Giacomelli, weißt du, wo —?"

„Giacomelli!" unterbrach der Monteur den andern. „Ja, Giacomelli. Der ist's. Den muß ich haben. Der muß mir her, verstanden!" Er rieb die Finger und schüttelte die Arme.

„Den kannst du dir suchen! Der ist vom Erdboden verschwunden, und kein Mensch weiß, wohin. Ist einfach fort. Verschluckt. Irgendwo eingesackt. Was ist ein Menschenleben bei eurer Bahn! Mag der Kerl doch verreckt sein. Ha, ha, Teufel noch mal, man versündigt sich noch. Also hör' zu: Der Buccalini ist mit deiner Frau davon, und der Giacomelli ist verdunstet. Man hat allerlei Ahnungen, wenn man so 'n alter Kerl ist wie ich; man hat Vermutungen. Vielleicht hat der eine den andern verschwinden lassen. Na!"

Breitenmoser verstand ihn nur halb. Ihm ging jetzt auf einmal die Gewißheit auf, daß Lilla fort und für ihn verloren war. Es war sinnlos, sich noch weiter hinauf zu bemühen. Sie war fort, und ihn würde der Zorn fressen. Es kam wie Nüchternheit über ihn, als er dies überdachte. Er ließ den Kopf hängen und brütete.

„Fort!" lallte er, „fort!" Er wurde rührselig und fing zu jammern an. „Fort! Das hab' ich jetzt. Was soll ich denn anfangen? Ich kann doch nicht so herumstolpern und immer daran denken. Wo ist sie denn? Ich — muß sie — doch wiederfinden. Das — das — Mensch — die Lilla ist doch mein Eigentum. Man kann sie mir doch nicht einfach weg — nehmen? Hee, Job! Spitzmaus, alte, red' doch mal ein Wort."

„Kerl, fängst noch das Heulen an? Wenn so ein altes Trampeltier wie du ein junges Weib hat, dann hält er sie fest und warm und schlägt ihr nicht die Knochen aus dem Leib, wie du es gemacht hast, wenn du besoffen warst."

Breitenmoser wurde von seinen Vorstellungen überwältigt; er sah sie in den Armen eines andern liegen. Das Blut schoß ihm in den Kopf; er wollte aufspringen, aber Job hielt ihn zurück und stieß ihn auf die Erde. „Ich muß sie wiederhaben; ich muß mir — sie holen — ich habe sie — nicht geprügelt. Sag' noch mal, daß ich sie geprügelt hab', und ich hau' dir die Faust ins Gesicht, du scheeler Waldkauz!" Er wälzte sich auf der Erde, wühlte den Kopf ins Moos und gab heulende, schluchzende Töne von sich, die wie furchtbare Schläge durch seinen Körper zuckten.

Elender Anblick, dachte Job und wandte sich ab. Ein betrunkener Kerl, voll Schmutz und Gestank, wälzt sich hier auf der Erde und heult wie ein kranker Hund. „Mich ekelt's vor euch allen, ihr Lumpengesindel!"

Breitenmoser hob den Kopf; Haare hingen über die Stirn.

„Was sagst du? Ich — hab' dich nicht — verstanden."

„Nichts hab' ich gesagt! Nichts! Zum Ausspucken, wenn ein Kerl wie du das Heulen anfängt! Setz' dich mal, so! Ich muß dir da was erklären; ich muß dir da erst die Nase auf etwas stoßen. Wer ist denn schuld, daß du säufst? Soll ich dir's sagen? Die Bahn ist schuld! Wenn du den ganzen Tag Dreck und Öl und Eisen schlucken und atmen mußt, dann kommst du von selbst zum Saufen. Und wer ist schuld, daß deine Frau in die Binsen ist? Nur diese unselige Bahn! Wenn du zu Hause geblieben wärst mit deiner Lilla und müßtest nicht hier in den verwanzten Baracken lungern, dann hätte sie dir kein Teufel nehmen können. Aber den Tag über in der Hölle schuften und schaffen und nachts auf verdreckten Holzpritschen liegen: da soll ein

Mensch nicht verkommen und verludern! Hab' ich recht, oder hab' ich nicht recht?"

„Holzpritschen, ja! Und Dreck und Staub und Wanzen, ja! Ja, recht hast du! Aber, da muß ich schon sagen, daß ich keiner von den Schauflern bin; daß ich Obermonteur bin, jawohl, muß ich mir ausgebeten haben! Schau dir nur mal die Dinger an, die ich hingestellt habe."

„Jetzt steigt ihm noch der Bettelmannsgrößenwahn ins Hirn."

„Aber du hast recht! Die Bahn ist schuld an allem Unglück. Die feinen Herren, die oben sitzen und das alles so verpucht niederträchtig einrichten, sie saugen uns das Blut aus den Adern, und wenn wir morsch sind, dann können wir gehen!"

Job sah, daß der andere im rechten Fahrwasser war, und schürte das Feuer. „Ich bring's nicht in meinen Schädel, daß ihr euch so was bieten laßt. Und bei den traurigen Löhnen! Bei den Löhnen! Es geht, beim Henker, nicht in meinen Hirnkasten."

„Was sollen wir machen? Aber es rumort, sage ich dir! Es rumort schon lange. Sie haben's alle satt. Vielleicht, daß es doch bald mal losgeht."

„Man muß die Leute aufklären. Viele wissen's nicht, daß sie in der Hölle hängen. Man muß sie mit der Nase draufdrücken. Du bist doch der geeignetste Mann, Breitenmoser, um den Dummköpfen die Bretter vorm Schädel wegzunehmen. Du bist doch der Mann! Haben sie dir nicht alles genommen? Stehst du nicht da wie einer, dem kaum noch sein Hemd bleibt?"

Breitenmoser ließ den schweren Kopf auf die Brust baumeln und grübelte. Da wurde etwas wach in seinem Innern; eine Stimme regte sich. Die Worte des Führers schlugen Wurzel; aber ihm dämmerte auch irgendwie eine Erkenntnis, als ob der Fuchs, der an seiner Seite saß, ihn nur als Werkzeug gebrauche, um seinem eigenen Haß nachzugeben.

„Dir macht sie auch das Leben sauer, die Seilbahn, hee? Was sollen wir denn anfangen mit ihr, mit der verdammten Bahn? Was meinst du denn? In die Luft sprengen, was? Das würde dir so passen, hinterlistige Spitzmaus. Aber du hast recht; mich soll der Affe kratzen, wenn du nicht recht hast. Laß mich mal aufstehen! Du sollst mich mal aufstehen lassen!" Er richtete sich mühsam vom Boden auf und stand wankend auf beiden Füßen, halb noch in den Knien zusammengesunken, die Haare im Gesicht und den Blick stier geradeaus gerichtet. „Das kommt mir alles so schwindelhaft vor. Wo bin ich denn eigentlich? Da steckt doch irgendeine Gaunerei dahinter."

Zacharias Job sah die brennende Flamme und wollte sie nicht verlöschen lassen. „Alles in die Luft sprengen, ja! Das wäre eine Tat, die unserm Herrgott noch Spaß abgewänne. Komm, wir gehen hinunter. Ich habe keine Lust, nach Hause zu gehen. Mich juckt's, daß ich heute mal mit dir einen hinter die Gurgel jage. Komm, wir gehen in die Kantine. Was für Kalbsaugen du machst! Kerl wie du und läßt sich wie ein Ochse einspannen. Komm, sonst wird mir übel, wenn ich dich weiter anschaue." Er nahm ihn beim Arm und brachte ihn stoßend in Gang. Zwischen den alten Hochwaldtannen stiegen sie schwerfällig über die Steinerne Halde hinunter nach der Gletscher-Talstation.

In der Kantine hing der Tabakqualm wie stickiger Nebel. Lampen baumelten schwelend im Dunst, und der fade Geruch abgestandener Spirituosen mischte sich mit den Schweißausdünstungen schmutziger Kleider. Job hielt die Luft an. „Ääh! Hier stinkt's nach armen Leuten. Ich halt's nicht aus!"

An den roh gezimmerten Bänken saßen sie und tranken. Das Gewirr ihrer Stimmen verschmolz zu einem einzigen Brausen. Einige grölten auf, als sie den Obermonteur in Begleitung des Bergführers eintreten sahen.

„Komm, hau' dich hin!" rief Breitenmoser und schob sich plump in eine Bank. Job folgte und wurde angewidert von diesem Treiben. Am langen Tisch saßen ein Dutzend Arbeiter. Sie tranken Bier und Schnaps. Auch die anderen Tische waren besetzt. Sie schrien einander an im hitzigen Gefecht ihrer primitiven Meinungen. Viele spielten mit schmutzigen Karten; andere würfelten.

„Der da hat mir ein Licht aufgesteckt!" rief Breitenmoser und schlug Job derb auf die Schulter.

„Du hältst das Maul!" antwortete dieser und griff zitternd nach dem Bierglas.

Am Tisch sprachen sie über die große Sprengung und über die Gefahren, die damit verbunden waren. Ihre Köpfe waren rot erhitzt, und sie stießen mit den gebogenen Zeigefingern auf die Tischplatte.

„Wir gehen alle mal kaputt dran, sage ich. Es bricht uns über den Schädeln zusammen. Es schlägt den ganzen Schwindel in Scherben. Aber wir dürfen wieder vorne dran sein; die Herren sind außer Schußweite und warten ab, ob's uns die Knochen zerschlägt. Die Sprengung ist ein Frevel, ja! Sage ich! Wir sollten uns weigern."

„Wenn wir Männer wären!" rief ein anderer dazwischen. „Aber wir sind keine Männer. Wir sind vertrottelt. Wenn wir alle einig wären, würde diese Sprengung nicht gemacht."

Job hörte aufmerksam zu. Hier waren sie im rechten Fahrwasser. „Welche Sprengung meint ihr denn?" fragte er und schob den Oberkörper neugierig über den Tisch.

„Der Golm will den ganzen Berg beim Teufelstobel in die Luft sprengen!"

„Eine einzige Sprengung! Ausgemachter Irrsinn! Dem ist was in den Kopf gestiegen! Er ist närrisch!"

Ein junger Bursche sprach es und tippte den Finger auf die Stirn. Er hatte rötliche Haare, eine stumpfe Nase, und sein Gesicht war mit Sommersprossen bedeckt.

„Mußt du immer die Nase vorn haben, Lausbub! Kratz' dir erst mal die Schalen hinter den Ohren fort!" Ein Schmied, derb und grob, mit verwildertem Bart und grauen Kopfhaaren, rief es dem Jungen zu und hieb mit der Faust auf den Tisch. „Immer die Lausejungen! Nichts arbeiten und das ungewaschene Maul aufreißen! Ich sag' euch bloß das eine: Was der Golm in seinem Hirnkasten drin hat, das führt er auch aus. Und er sprengt euch auch den Berg weg, sage ich! Wenn er's im Schädel hat, sprengt er ihn weg, da könnt ihr krakeelen, soviel ihr wollt."

Sie schauten ihn grimmig an und waren angefüllt mit Zorn, da er nicht auf ihrer Flöte blies.

„Halt du's nur mit den Herren, du Schubiack. Sie werden dich dafür noch vergolden lassen. Oder sie setzen dir ein Denkmal, weil du so nach ihrem Gaumen bist. Wir aber lassen uns nicht unterkriegen. Wir stellen unseren Mann, wenn's sein muß."

„Wenn gesprengt wird," höhnte ein Arbeiter, der an Jobs Seite saß und die gelben Zähne zeigte, „wenn gesprengt wird, dann kann er sich ja vor die Sprenglöcher stellen und hurra rufen. Wir aber wollen unsere Knochen behalten."

„Einmal wird's zuviel! Einmal hat's ein Ende! Mensch bleibt Mensch und wird kein Tier! Sage ich."

„Kommt, weil wir uns die Zeit her alles haben gefallen lassen. Sie haben gemacht mit uns, was sie wollten. Was sind wir denn? Verdrecktes Viehzeug! Sage ich!"

„Was du schon sagst! Rennt euch nur die Köpfe gegeneinander! Es nützt ja doch nichts, und zuletzt habt ihr den Schaden."

Job mischte sich ein. Er fand keinen Anschluß an diese Menschen, die krakeelend um ihn saßen und die groben Hände um die Gläser gespannt hielten. „Wenn ich schon was sagen soll," sprach er vorsichtig tastend und Fühlung suchend, „wenn ich reden müßte, vom Anschauen natürlich, nur vom Anschauen: eine Hölle ist's! Ihr steht allzusammen in der Hölle. Und der Berg wird euch fressen, wie ihr hier sitzt. Er wird euch eines Tages alle fressen!"

„Das hat er uns schon hundertmal vorgekaut. Man kann nur drüber lachen."

„Aber eine Hölle ist's, da hat er recht! Und der Golm wird immer verrückter mit seinen Plänen."

„Und wo ist denn der Italiener? Irgendwo hängt er zwischen Steinen oder im Eis. Oder ist er verschüttet? Wer weiß! Die Bahn hat ihn geschluckt, wir wissen's nicht. Uns geht's auch noch so, wenn wir uns nicht wehren!"

Wieder hieb der Schmied auf den Tisch, daß die Gläser schwankten. „Dann wehrt euch doch, ihr Maulhelden! Aber ihr tut's ja nicht. Hockt nur immer ums Glas und kaut den alten Unsinn, den man schon tausendmal gehört hat, und der einem ellenlang zur Gurgel heraushängt. Immer das alte, dumme Geschwätz. Kommt noch mit Gleichheit und Brüderlichkeit, hää! Und quasselt vom Hungerlohn und vom Fluch des Kapitals! Und daß man sich organisieren muß und Front machen gegen den Kapitalismus. Wie viele Jahre plappert ihr schon davon? Zum Kotzen!"

„Ihm wird eine Extrawurst gebraten von den Herren. Sie schmieren ihm Spinnen aufs Butterbrot. Er ist gegen uns; wir sollten ihn hinauswerfen!"

Da lachte der Schmied dröhnend. Die Barthaare schoben sich auseinander, und zwei Reihen wuchtiger Zähne wurden sichtbar. „Kerl, dich nehm' ich in eine Hand und werf' dich durch die Türfüllung. Du Großmaul!"

Sie ereiferten sich mehr und mehr. Ihre Gesichter wurden aufgedunsen vor Erregung. Breitenmoser, von ihrer schreienden Runde wohltätig aufgesaugt, führte das große Wort und schimpfte auf die Bahn und ihre Leitung. Sie scharten sich um ihn und hörten ihm zu, wobei sie ihn schreiend und kreischend unterbrachen und Pest und Hölle auf alles herabwünschten. Die älteren Arbeiter waren besonnen und ruhig. Viele lachten über das Gerede und hielten sich zuletzt abseits; spielten Karten und würfelten.

„Wir haben Frau und Kinder. Was soll uns der Krawall! Was sollen uns Streik und Auflehnung! Dummheit. Lausbubendummheit."

„Wir sind eben mal Arbeiter! Kreuzteufel, wie sollen wir das denn ändern?"

Job, des Trinkens ungewohnt, war in Hitze geraten. Er freute sich, daß sie auf ihn hörten, und malte das Unglück aus, das die Bahn über Land und Menschen bringen würde. Sprach von den Toten, die der Bau schon gekostet hatte; von Lawinen, Hitze und Steinschlag. „Wo ist der Giacomelli?" fragte er und schaute sie der Reihe nach an. „Sucht ihn, wenn ihr Lust habt. Und wenn's euch packt. Wer fragt danach?"

„Er hat mir ein Licht aufgesteckt!" grölte Breitenmoser. „Er hat mir eins aufgesteckt. Wir werden ihnen schon eins drehen, daß sie alle zusammen die Maulsperre kriegen. Nur aufgepaßt, wenn alles in die Luft fliegt. Krumm bumm! Was, Job?"

Der Krakeel wuchs. Branntwein schürte. (Fortsetzung folgt.)



Blick auf den Hafen von Riga. Gemälde von Leo Michelson.

DAS FESTSPIELHAUS IN SALZBURG

Zur Eröffnung der diesjährigen Festspielzeit (30. Juli – 28 August)



Die zum Festsaal umgestaltete kleine Winterreitschule mit dem wiederhergestellten Deckengemälde von Rottmayer im Festspielhaus zu Salzburg.

„Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen!“ — so sagte vor nunmehr zehn Jahren eine Gruppe von österreichischen Kunstfreunden, die sich in Salzburg, der schönen, traditionsreichen Bischofsresidenz und Musikstadt zur Gründung einer „Festspielhausgemeinde“ zusammengefunden hatten. Namen von Klang waren darunter: Richard Strauß, Max Reinhardt, Franz Schalk, Alfred Roller, Hugo v. Hofmannsthal.

Aber es hat lange genug gedauert, bis aus dem Planen Wirklichkeit wurde. Zwar begann man bereits 1920 mit den Festspielen, bediente sich einstweilen der von des Erzbischofs kunstsinnigem Entgegenkommen gern aufgetanen Kollegienkirche und des weiten Domplatzes als Spielstatt, aber erst weitere fünf Jahre danach konnte man mit Stolz und Befriedigung im eigenen Hause die Welt zum Theater laden, der Welt das „Welttheater“ vorspielen, so wie es Hofmannsthal scharf umrissen und Reinhardt mit seiner treffsicheren Darstellerschar ergreifend nachgeschaffen hatte.

Das neue Festspielhaus fand seinen Ort dicht unter dem hangenden Abfall des Mönchsberges, wo seit Jahrhunderten der Komplex der alten Reitschule thront. Ein riesiger flacher Hallenraum, mehrere kleinere Säle, dann ein weiter offener Hof mit rings den Fels durchsetzenden Galerien, alles aber in schon einigermaßen desolatem Bauzustand, das war das gegebene Rohmaterial — was die Bilder auf diesen Seiten zeigen, das ist daraus geschaffen worden. Auf des Architekten Hütter wertvollen Vorarbeiten weiterbauend, hat Professor Clemens Holzmeister ein harmonisch gefügtes Ganzes hingestellt, ein Festspielhaus, wie es in der Welt seinesgleichen sucht. Vom bühnentechnischen Standpunkt aus zwar noch nicht ideal eingerichtet — man wird erst allmählich allen diesbezüglichen Wünschen Rechnung tragen können — ist es jedoch in seiner räumlichen Anordnung und in der Gliederung seiner Architektur ein Meisterwerk geworden.

Durch Vorbauten und Erker, durch kraftvolle Portalgefüge wurde der nüchternen Außenfront Leben und Individualität verliehen, mit Hilfe einer kassettenartig wirkenden neuen Decke und diskret zurücktretender Galerien erhielt der Zuschauerraum Intimität und Konzentration. Foyers und Vorräume wurden in bewußtem Gegensatz leuchtend und frei gestaltet, und aus der kleinen Winterreitschule schuf man einen repräsentativen Festsaal von seltenem Glanze. Täfelungen und Balustraden, Treppen und Kronleuchter geben ihm ein solennes Gepränge und gipfeln in dem herrlichen, durch geschickte Restauration vor dem Verfall bewahrten Deckengemälde von Rottmayer. Es bildet den einzigen bildmäßigen Schmuck aus alter Zeit, der das Haus ziert, denn man hat für das übrige im weitesten Umfange zeitgenössische Künstler Österreichs herangezogen. Und man kann gern feststellen, daß sie alle es feinfühlig verstanden haben, den richtigen Ton zu treffen, der die Verbindung zwischen dem Heute und dem Einstmals herstellt, der weder vor den Kopf stößt noch altbacken wirkt.

Vor Anton Faistauers Wandfresken rings um die große quadratische Vorhalle möchte man stundenlang verweilen, um alle sinnvollen Einzelheiten darin auf den Grund zu studieren. Gobelins von Anton Kolig und Robin Andersen zeigen eine eigenartige Technik, denn sie sind nicht gewebt, sondern gemalt, wirken aber als Behang der Galerien und Saalwände prachtvoll dekorativ. Nicht zu vergessen sind auch Koligs farbenprächtige Mosaiks in der Vorhalle und die vielen kleineren kunstgewerblichen Einzelarbeiten.

Blickt man dann noch hinaus in die grandiose offene Sommerreitschule, die als gewaltiges Freiluftfoyer und als stimmungsvollstes Freilichttheater dienen kann, dann wird man es verstehen, warum jedes Jahr in den Festwochen des Augustmonats aus nah und fern, aus zwei Kontinenten die Freunde gediegener Kunst sich nach der Mozartstadt an der Salzach drängen.

Dr. Hans Böhm.



Nebenstehend: Ein Teil der neugestalteten Straßenfassade mit dem jetzt angefügten Vorbau.



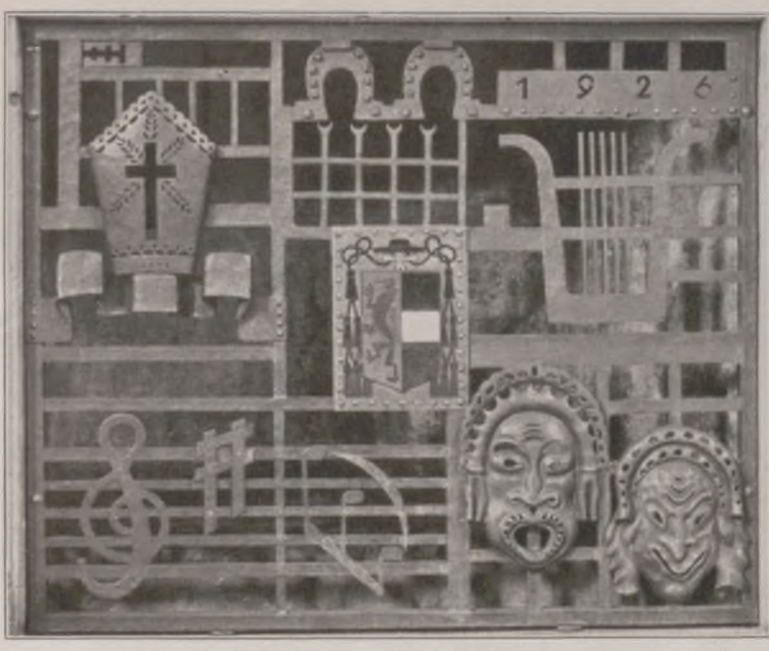


Links: Der Zuschauerraum des Festspielhauses — Rechts: Blick von den Felsgalerien der offenen Sommerreitschule auf den großen Hof und die Hinterfront des Festspielhauses.





Links: Aus dem künstlerischen Schmuck des Salzburger Festspielhauses: Holzplastik „Zorn" von Roland Bohr. — Rechts: Eine der Wände des großen Foyers mit den allegorischen Fresken von Anton Faistauer.





Anton Faistauer (in der Mitte stehend) mit seinen Mitarbeitern Kern, Bachmayer und Sturm-Skola beim Malen seiner Wandfresken im Foyer. (Phot. Ellinger, Salzburg.) — Nebenstehend: Schmiedeeisernes Gitter von Clemens Holzmeister aus dem Stadtsaal mit Emblemen des Theaters, der Musik und des Bischofstums.



„Kartenspiel." Gemalter Gobelin von Anton Kolig.



„Kain und Abel." Gemalter Gobelin von Anton Kolig.



„Friede." Holzplastik von Anton Podnigbauer.

(Sämtliche Abbildungen, außer Mitte rechts auf dieser Seite, nach Aufnahmen von Reiffenstein, Wien.)

Seltsame Erzeugnisse mittelalterlichen Kunstgewerbes: AQUAMANILEN



Aquamanile in Hirschform. 15. Jahrhundert. (Germanisches Nationalmuseum in Nürnberg.)



Reiterfigur als Gefäß. 15. Jahrhundert. (Germanisches Nationalmuseum in Nürnberg.)

Die figürlichen Gießgefäße oder „Aquamanilen" gehören zu den „Kuriositäten" des Mittelalters. Sie erscheinen dem ersten Blick so ausgefallen, so grotesk, daß man sie anstatt einer christlichen Kultur lieber dem entlegensten Heidentum zuschreiben möchte. Wie verwundert es uns, zu erfahren, daß sie der höfischen Gesellschaft bei den Mahlzeiten, aber auch den Geistlichen in der Kirche bei rituellen Handwaschungen dienten. Sie waren ein notwendiges Meßgerät. Da ist denn so ganz das fabelfrohe, bei aller himmelstürmenden Religion naturfreudige Mittelalter.

Sie kommen von weit her, die Aquamanilen. Vielleicht haben erst die Kreuzzüge sie endgültig aus dem Orient dem Abendlande zugeführt. Auf die orientalische Herkunft weist neben geschichtlichen Belegen ja auch die ganze Art der Stilisierung, der Ornamentik, der Motive; z. B. die einander zerfleischenden Tiere, Drachen auf den Rücken von Löwen usw. Aber was im Orient noch zuweilen Magie und dunkle Symbolik sein mochte, das wird bei den kindlicheren Völkern des Westens zum märchenhaften Spiel. Welche Freudigkeit, welch übermütige Phantastik beherrscht das Mittelalter! Nur zu oft überflutet und überwuchert sie die Ordnungen, wie uns der Anblick der Wasserspeier und zahlloser Pflanzen- und Tierornamente in gotischen Domen — und eben unserer Aquamanilen lehrt. Da sind die naturfernen, aber mächtig eindrucksvollen Formen der romanischen Epoche, da spannt die expressionistische Gotik die Tierleiber, um schließlich in eine, wenn nicht affektierte, so doch graziöselegante Manier einzumünden. Das Zeitalter des Turniers spiegelt sich in den großartigen Aquamanilen des Florentiner Museums. Die Gotik des 15. Jahrhunderts ist wiederum von einem unbekümmerten Naturalismus; das bedeutet in diesem Fall keineswegs photographische Naturähnlichkeit, sondern ein Herausarbeiten des Charakteristischen auf Kosten der schönen Form.



Aquamanilen-Fabeltier. 12. bis 13. Jahrhundert. (Germanisches Nationalmuseum in Nürnberg.)

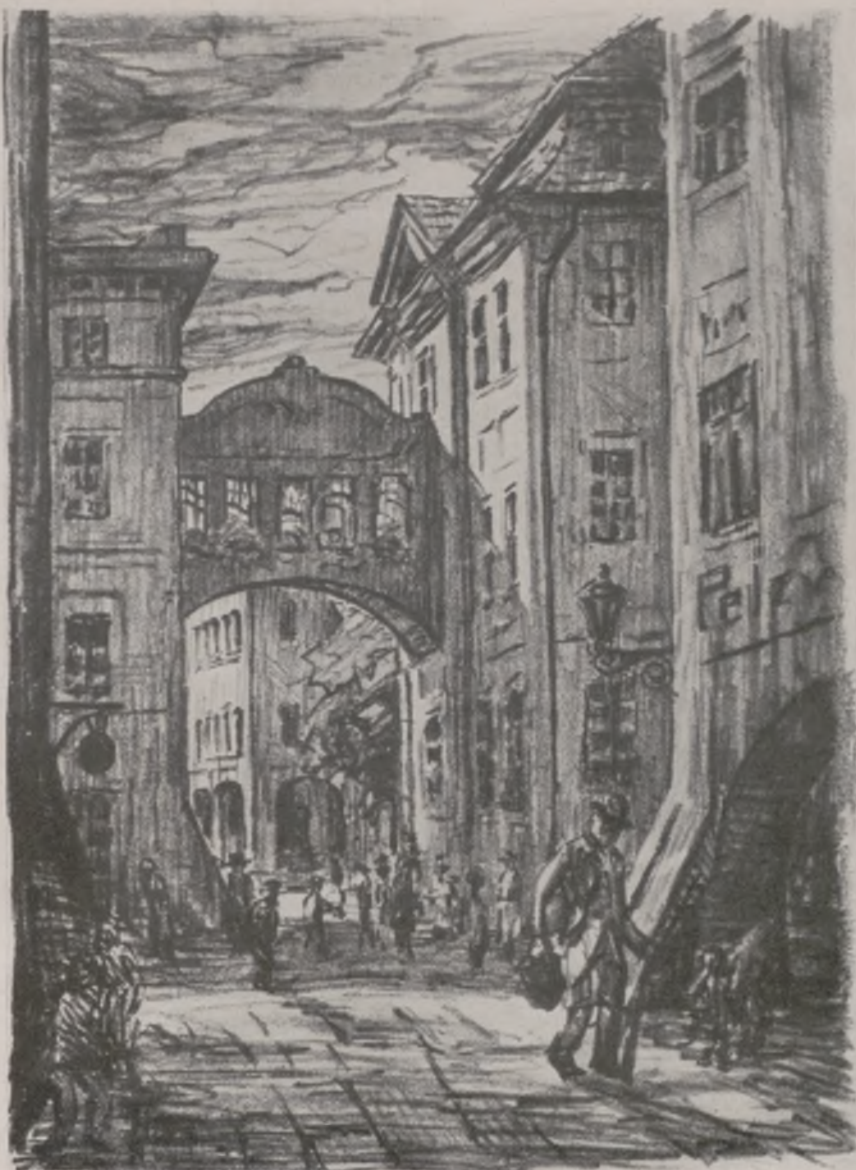




Löwen-Aquamanile. 15. Jahrhundert. (Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg.)
Links: Der Ritter. 14. Jahrhundert. (Königliches Nationalmuseum in Florenz.)

Es ist seltsam, wie noch in diesen scheinbar so entlegenen „Kuriositäten" sich die ganze Kunstgeschichte des Mittelalters spiegelt. Aber wir wollen nicht mit gelehrtem Auge auf ihnen verweilen; lachen wir über die grotesken Löwen und Hähne, Pferde, Hirsche und Reiter! Geben wir uns mit ungekünsteltem Vergnügen hin; sie sind nicht in gelehrten Studierstuben, sondern aus Übermut und Fabelfreude in den Werkstätten des Volkes geschaffen.

R.



Der Rathausbogen.



Marktbrunnen.



Blick auf den Marktplatz.

AUS HIRSCHBERG IN SCHLESIEN. NACH ALGRAPHIEN VON DORA SCHOLZ

Japans zukünftige Millionenstadt NAGOYA

Von A. Maecke, Lektor an der Handelshochschule zu Nagoya *



Die Neuzeit nach abendländischem Muster unmittelbar neben Gebäuden alten Stils: Das Warenhaus „Matsuzakaya" mit Dachgarten und Aussichtsturm, der Riesenbau neben den kleinen Geschäftshäusern.

In rasender Fahrt führt uns der Expreß von Kobe über Osaka, Kioto durch das Gebirge, den berühmten Biwa-See entlang in ungefähr fünf Stunden nach der größten Stadt Zentraljapans, nach Nagoya. Über 770000 Einwohner ergab die letzte Volkszählung, und noch immer wächst diese Stadt, die schon in alten Zeiten durch ihren Gewerbefleiß und ihren Handel bekannt und berühmt war. Wir nähern uns der Stadt von Norden. Soweit das Auge reicht, ein ödes, graues Meer von Ziegeldächern, hier und da von einzelnen Turmbauten überragt. In der Sonne glänzen die vergoldeten Delphine des alten Schlosses herüber; eine Unzahl von Fabrikschornsteinen zeugt von der lebhaften Industrietätigkeit der Stadt. Auf der Station herrscht ein reger Verkehr, ist doch Nagoya der Kreuzungspunkt mehrerer Eisenbahnlinien, von denen eine direkt zum Hafen hinunterläuft, um den hier immer mehr anwachsenden Verkehr zu bewältigen. In den Hauptverkehrsstraßen reiht sich Laden an Laden, Geschäft an Geschäft. Alle diese Häuser sind meistens ein-, höchstens zweistöckig. Dazwischen schieben sich einzelne Riesenbauten, Warenhäuser, Bankgebäude und sonstige Geschäftshäuser. Von der gesamten Stadtfläche sind ungefähr 50 Proz. mit Wohnhäusern bedeckt, 10 Proz. nehmen die Geschäftsviertel ein, 33 Proz. die Industrie, und der Rest harrt noch der Bebauung, die an den Stadtgrenzen mit ungeheuerer Schnelligkeit vor sich geht; schießen doch die Häuser bei ihrer leichten Bauart wie Pilze aus der Erde. Der Holzverbrauch steigt demnach von Jahr zu Jahr, und Nagoya ist Hauptstapelplatz für Bretter und Bauhölzer, die zum größten Teil aus Amerika kommen. Die Elektrische bringt uns in einer guten halben Stunde zum Hafen, der durch große Molen gegen Versandung geschützt ist. Beständig wird an seiner Verbesserung gearbeitet, und bis 1929 soll Platz für 55 Fahrzeuge geschaffen werden und Lademöglichkeit sogar für 15000-Tonnen-Dampfer. Auch hier weist die Statistik eine andauernde Steigerung des Verkehrs nach, und in gar nicht zu langer Zeit wird Nagoya, dessen Handel an fünfter Stelle steht, Osaka überflügelt haben. Im Export spielen Porzellan- und Tonwaren eine Hauptrolle, dann folgen Baumwollfabrikate und Garne. Für die geistige Bildung der Bewohner sind Schulen aller Art errichtet, von der Volksschule bis zu der Handelshochschule und Koto Gakko, die ungefähr unserem Gymnasium entspricht und zur Universität vorbereitet. Nagoyas Ehrgeiz geht dahin, selbst Universitätsstadt zu werden. Augenblicklich befinden sich etwa über 115 Europäer in Nagoya, von denen sehr viele den Missionen angehören. Deutsche Landsleute gibt es mit Frauen insgesamt 11. — In der Nähe Nagoyas liegen die größten Kraftwerke Japans. Daher kommt es, daß auch die kleinste Hütte mit elektrischem Licht versehen ist und in den Fabriken und größeren Werkstätten der Motor eine große Rolle spielt. So bietet Nagoya ein augenfälliges Beispiel für die erfolgreich vorwärtsstrebende Energie des gesamten japanischen Volkes.



Die alte, bodenständige Architektur: Einer der vielen buddhistischen Tempel, wo sich beständig Hunderte von zahmen Tauben aufhalten.



Das Mutsuda-Haus, eins der zahlreichen modernen Gebäude Nagoyas.





Das Industrieviertel im Norden der Stadt. — Rechts: Blick auf die Stadt nach Norden hin.

Hinaus in die Ferne

Wandernde Jugend zur Ferienzeit





Ein Morgen in den Bergen.
Links nebenstehend: In der Frühe schallt der Weckruf über das Zeltlager.





Die Wandergruppe zum Weitermarsch bereit.

Im Kreis:

Erste Atzung im Zeltlager.





Wir fahren über die See.
Links nebenstehend: Rast auf der Wanderung.



Schwarzköpfl und Kleiner Bärenkopf, vom Karlinger Kees aus gesehen



Im Naßfeld, einem Zweig-Hochtal des Gasteiner Tals



Blick von der Ramseider Scharte auf die Tauern

DIE HOCHGEBIRGSWELT DER HOHEN TAUERN

AQUARELLE VON BRUNO RICHTER

Das Geheimnis des Sich-Findens

SKIZZE VON RODA RODA

I.

Herr Heimann rief Paul, seinen Neffen, zu sich und sprach:

„Ich kann dir nicht länger verschweigen, lieber Junge, daß ich recht unzufrieden mit dir bin. Wie kann man nur so ohne Ziel und Zweck dahinleben?"

„Ich verstehe dich nicht, Onkel."

„Man muß doch irgendwohin streben, etwas schaffen; neben Beruf und Körpersport noch eine geistige Richtung. Sieh zum Beispiel mich an: ich habe doch meine Forschungen."

„Hm," machte der Neffe frech, „deine Forschungen! Bist eben ein alter Herr. Ich aber fühle mich nicht reif genug für derlei Liebhabereien. Man will Jugend, Schönheit, Kraft genießen, meinetwegen auch Wein, Weib und Gesang. Hast du's seinerzeit etwa anders gehalten?"

„Da muß ich bitten! In deinen Jahren habe ich vor allem gearbeitet."

„Die Tanten berichten anders, Onkel Andreas. Aber zugegeben: du hättest gearbeitet, bist immer älter und reicher geworden. Wo bleibt da die ‚geistige Richtung'?"

„Gemach, mein Junge! Ich habe damals Marken gesammelt. — Da gibt es nichts zu lachen. Briefmarken sind Dokumente der Zeitgeschichte ..."

„... die man bequemer und noch falscher aus den politischen Wochenschriften lernen kann ..."

„Ich habe das auch eingesehen. Darum ließ ich das Sammeln, als mir nur noch eine graublaue Walachei zu 81 Parale fehlte — und wurde Brieftaubenzüchter. — Ich bitte, da gibt es nichts zu lachen. Die Brieftaube ist sehr wichtig für den Meldedienst."

„Aber leicht durch Briefkasten zu ersetzen."

„Verzeihung — im Krieg nicht."

„Vielleicht — aber wir haben keinen Krieg mehr."

„Ich habe das ebensoschnell eingesehen wie du, lieber Paul, und einen Weg eingeschlagen, um der ganzen Menschheit zu dienen. Ich habe den Verein zur Unterstützung von Invaliden gegründet ..."

„Ich weiß es, weiß alles. Den Verein zur Hebung des heimischen Handwerks, einen dritten zur Förderung des Fremdenverkehrs, zur Verschönerung der Stadt, zur Wiederbelebung Scheintoter ..."

„Witze verbitte ich mir. Einen solchen Verein habe ich nie gegründet."

„Schade, Onkel; er hätte ebensoviel erreicht wie die anderen."

„Du hast einigermaßen recht, Paul. Warum habe ich aber nichts erreicht? Weil meine Mitbürger zu dumm sind. Daher arbeite ich jetzt an der Aufklärung der Menschheit. Ich bin ein Mann der Wissenschaft geworden."

„Ah! Onkel Andreas — ein Mann der Wissenschaft!"

„Natürlich ist an ein Beherrschen aller Fächer nicht zu denken. Ich habe also ein bestimmtes gewählt — eben das interessanteste. — Sagte ich vorhin, ich hätte ein Fach ‚gewählt'? Halte mich nicht für hochmütig, wenn ich behaupte, ich habe eine Wissenschaft gegründet: die Lehre von der Seelengravitation. Und ich kann dir versichern: Ich bin einem ‚Gesetz des Passens' auf der Spur, das eine Umwälzung der Soziologie bedeutet, der Psychologie — vielleicht der Naturwissenschaften überhaupt."

„Donnerwetter, Onkel!"

„Ob du dein ‚Donnerwetter' nun im Spott oder im Ernst ausgestoßen hast, mir ist meine Sache verdammt wichtig. Laß auch du, Paul, mal ernst mit dir reden. — Sieh, Liebster, ich bin alt. Ich bin — leider Gottes — einsam mit meinen Gedanken ... — fern sei es von mir, bitter gegen deine Tante zu werden — doch meine nächste Umgebung versteht mich nicht. Ich habe wohl vermocht, die Lehre der Seelengravitation zu entdecken — doch, kurz gesagt, deine Tante — und mein Alter — hindern mich, den Gesetzen der neuen Wissenschaft weit genug nachzugehen. — Ich bin nicht ehrgeizig, Paul; für die paar Jahre, die ich noch zu leben habe, begnüge ich mich mit dem Ruhm des Begründers. Die Lehre auszubauen, überlasse ich einer jüngeren Kraft: dir."

In diesem Augenblick ging Anna vorüber, Onkel Heimanns Tochter. —

„Verzeihung, Onkel — eine Sekunde", sagte Paul — und weg war er.

II.

James Watt sah, daß sich die Klappe eines Teekessels durch die Kraft des Dampfes hob, und baute die Dampfmaschine. Galvani hängte ohne große Absicht Froschschenkel an einen Kupferdraht und wurde so Vater der Elektrizitätslehre. Senefelder schrieb ein Wäscheverzeichnis mit Seife auf eine Steinplatte und erfand die Lithographie. — Das waren reine Zufälle.

Onkel Heimanns Entdeckung aber ist das Ergebnis gezielter Überlegung. —

Herr Heimann hatte oft genug gehört und selbst beobachtet, daß zwei Menschen, die zum erstenmal zusammentrafen, einander entschieden anzogen oder abstießen.

Wenn alle Welt die Tatsache hinnahm, ohne nach einer Erklärung zu suchen — Herr Heimann gab sich nicht so leicht zufrieden. Er war begierig, den Dingen auf den Grund zu sehen. Warum haben sich die zwei ineinander verliebt, fragte er — und keine wissenschaftliche Lehre konnte ihm Auskunft darüber geben. Das eiferte ihn zur Forschung an. Warum hat sich Berta in Theodor vernarrt, der doch so häßlich ist? Alma in Peter, diesen Dummkopf? Selma in den Feigling Dolfi?

Herr Heimann grübelte und grübelte. Es war kein leichtes Thema. Zunächst betrachtete er die verschiedenen Fälle von Liebe im Familienkreis. Sollten hier seelische Werte wirken? Sie schieden vorweg aus: wo doch gegenseitige Sehnsucht oder Abneigung beim ersten Anblick des Paars entstanden war, ehe die Seele noch Zeit gehabt hatte, sich auch nur auf das leiseste zu regen.

Nein, der äußere Eindruck, der Menschenleib mußte gesprochen haben.

Und Andreas Heimann ging daran, die leibliche Erscheinung auf mathematische Formeln zu bringen. Er stellte Tafeln auf für Haar- und Augenfarben, Gesichtsformen; Nasentabellen; Verzeichnisse der Körpergröße, Muskelkraft, der Taillenumfänge. — Er ging in die Glacisalleen, wo sich die Liebespaare Stelldichein zu geben pflegten, notierte sich die Paare und erfuhr durch umständliches Ausfragen der Betroffenen, ihrer Schneider und Schneiderinnen die erforderlichen Maße.

Vergebens. Die Wirrnis schien undurchdringlich. Herr Heimann kam nicht weiter. Er wurde bloß einmal vom Theaterkassierer für ein altes Grautier erklärt, weil er angeblich die Braut des Kassierers zudringlich fixiert hatte, und Doktor Saller, der Zahnarzt, versprach ihm einen ewigen Denkzettel, wenn er Sallers Zusammenkünften mit Fräulein Nelli fernerhin noch nachspüren würde.

Wochen- und monatelang saß Herr Heimann über seinen Tabellen. Da, in der Nacht vom 23. zum 24. kam ihm die Erleuchtung — eben durch den Fall Saller-Nelli.

Drei Summanden sind es, die das gegenseitige „Finden", die Anziehung zweier Liebender bestimmen: erstens die beiden Massen — nicht anders als in der physischen Welt; zweitens das Lebensalter, drittens die Gemütsanlage, ausgedrückt durch das Pigment a) des Haars, b) der Augen.

Ein Muster:

Dr. Saller:	Haar Nr. 2 (aschblond) . . .	2
	2 Augen Nr. 1 (grau) . . .	2
	Alter	30 Jahre
	Gewicht	84 Kilo
Nelli:	Haar Nr. 2 (aschblond) . . .	2
	2 Augen Nr. 5 (schwarz) . . .	10
	Alter	20 Jahre
	Gewicht	72 Kilo
	Zusammen	222

Herr Heimann ließ sich die Mühe nicht verdrießen, sprang aus dem Bett und untersuchte weiter:

Der Theaterkassierer (der ihn ein altes Grautier genannt hatte):

	Haar Nr. 1 (hellblond) . . .	1
	2 Augen Nr. 2 (hellblau) . . .	4
	Alter	31 Jahre
	Gewicht	75 Kilo
Seine dicke Braut:	Haar Nr. 3 (dunkelblond) . .	3
	2 Augen Nr. 3 (dunkelblau) . .	6
	Alter	20 Jahre
	Gewicht	82 Kilo
	Zusammen	222

Der Feigling Dolfi, der Einäugige:

	Haar Nr. 4 (braun)	4
	1 Auge Nr. 4 (braun)	4
	Alter	32 Jahre
	Gewicht	76 Kilo
Selma:	Haar Nr. 5 (schwarz)	5
	2 Augen Nr. 5 (schwarz) . . .	10
	Alter	25 Jahre
	Gewicht	66 Kilo
	Zusammen	222

Herr Heimann sah sich einem Naturgesetz gegenüber, einer Erkenntnis, die er gefunden hatte. Die Wonnen des Triumphes durchschauerten ihn in dieser großen Minute.

Herr Heimann blieb nicht auf der Schwelle stehen. Er schritt fort. Ins Innerste der Naturgeheimnisse; er maß, schrieb und suchte. Als er die Angelegenheit Peter-Alma nachrechnete, wurde er einen Augenblick schwankend. Er fand:

Peter:	Haar Nr. 5 (schwarz)	5
	2 Augen Nr. 5 (schwarz)	10
	Alter	54 Jahre
	Gewicht	73 Kilo
Alma:	Haar Nr. 1 (hellblond)	1
	2 Augen Nr. 1 (grau)	2
	Alter	19 Jahre
	Gewicht	63 Kilo
	Zusammen	227

Herr Heimann sah die mühsam aufgebaute Lehre zusammenstürzen. Alle Liebespaare hatten bisher die „goldene Zahl des Passens“ 222 ergeben — woher auf einmal hier 227 Einheiten? — Doch Herrn Heimanns Wissensdurst blieb nichts verborgen: Hatte dieser Racker von Peter sein weißes Haar (Nr. 0) schwarz (Nr. 5) gefärbt! — Das Gesetz des Passens war gründlich erwiesen.

Herr Heimann beschloß, hundert Fälle zu beobachten und dann ein Buch zu schreiben. Die Leute im Ort waren so verliebter Natur, daß er in einem halben Jahr soweit zu sein hoffte.

Es war ein mühseliges Stück Arbeit. Einen der verwickeltsten Knoten hatte er in dem Fall des Ingenieurs Wolf mit Fräulein Krause zu lösen. Folgende Zahlen lagen vor:

Der Ingenieur:	Haar Nr. 3 (dunkelblond)	3
	2 Augen Nr. 3 (dunkelblau)	6
	Alter	31 Jahre
	Gewicht	79 Kilo
Edit Krause:	Haar Nr. 4 (braun)	4
	2 Augen Nr. 4 (braun)	8
	Alter	23 Jahre
	Gewicht	65 Kilo
	Zusammen	219

Wiederum nicht 222. Herr Heimann zerbrach sich lange den Kopf. Endlich verriet ihm eine Freundin Edits die Wahrheit: Die Braut hatte drei Sommer ihres Lebens verschwiegen.

Bei Theodor und Berta ging es nicht zusammen — da hatte Theodor knapp vor dem Wägen — am frühen Morgen! — sechs halbe Bier getrunken. Eine Fehlerquelle, die Herrn Heimann nicht lange verborgen blieb. — Desto rätselhafter ließ sich der Fall Xaver Hinterhuber-Rosa Cohn an. Ihre Summen ergaben 207, und dabei blieb es, trotz den gründlichsten Nachprüfungen. Einige Tage darauf ließ Hinterhuber Fräulein Rosa sitzen, weil sie nicht zu ihm passe. — Herr Heimann beschloß, diesem kleinen Roman ein Kapitel seines Buches zu widmen.

Der Kirchenvorsteher stand in Briefwechsel mit einer ihm persönlich unbekannten Dame, die ein Heiratsgesuch ins Tageblatt gerückt hatte. Er hörte von Heimanns „goldenem Gesetz“ und fragte den Entdecker im Vertrauen um Rat. Onkel Andreas rechnete nach den vorgelegten Daten aus, daß dem Glück des Werbers nichts im Wege stünde, wenn die Dame nicht zwei, sondern nur ein Auge Nr. 3 (dunkelblau) hätte. Richtig gestand die Dame ihr Glasauge ein, und der Herr Kirchenvorsteher lebt nun in friedlichster Ehe mit ihr.

III.

Die Amseln sangen im Gartengrün, vorwitzige Bienen umsummten ein Honigbrot, das Frau Katharina ihrem Andreas zum zweiten Frühstück bereitet hatte — Onkel Andreas sah und hörte nichts; er rechnete immerzu an der „goldenen Zahl des Passens“.

Verrucht und verflucht! In sieben Fällen hatte alles wundervoll geklappt — seither wollte das Ding um keinen Preis mehr stimmen.

In seinen Nöten hatte Herr Heimann einen gewagten Schritt getan. Er hatte alle Bedenken niedergekämpft und im Gefühl der eigenen Ohnmacht die Tabelle an Dr. Theiner geschickt, den berühmten Soziologen und Eugenetiker — mit der Bitte, der Gelehrte möchte sein Urteil abgeben über das Rätsel, wieso 93 Paare entgegen dem Heimannschen Gesetz der Seelengravitation in glücklicher Ehe leben.

Daß ein Gesetz in diesen Dingen waltet, ist sonnenklar. Nichts auf Erden geschieht willkürlich. Daß Onkel Andreas das Gesetz gefunden hatte oder doch nahe daran war, es zu finden — das zu bezweifeln, verboten die sieben ersten zutreffenden Fälle.

„Ach, ich werde noch wahnsinnig“, rief er und raufte sich das Haar.

Tante Katharina war ungehört in die Laube getreten und stemmte die Fäuste in die Hüften.

„Du wirst wahnsinnig? Wenn du es nicht schon bist, mein Lieber! Iß dein Honigbrot und laß die hirnlosen Berechnungen! Ich fange an zu glauben, was die ganze Stadt offen spricht: daß du ein ausgemachter Narr bist.“

„Weib! Respekt vor der Wissenschaft!“

„Wissenschaft!“ höhnte Frau Katharina. „Den jungen Damen nachspionieren — nennt er ‚Wissenschaft‘. Kümmere dich lieber um deine Frau und dein Kind!“

„Sie sind versorgt.“

„Oh, gewiß, Anna ist versorgt. Dein sauberer Neffe Paul...“

„Was sagst du?“

„Na, daß die zwei dem Beispiel ihres Vaters und Onkels folgen und ebenso wie er in den Alleen rumschleichen.“

„Paul? — Anna?“ fragte Herr Heimann mit ungläubigem Lächeln. „Warte einmal! Die zwei, sagst du, sind verliebt ineinander?“

Paul:	Haar Nr. 5 (schwarz)	5
	2 Augen Nr. 5 (schwarz)	10
	Alter	25 Jahre
	Gewicht	81 Kilo
Anna:	Haar Nr. 4 (braun)	4
	2 Augen Nr. 4 (braun)	8
	Alter	18 Jahre
	Gewicht	67 Kilo
	Zusammen	218

„Käthchen, hier hast du es schwarz auf weiß — es ist nicht möglich.“

Frau Katharina brummte etwas von Albernheiten und schritt dem Wohnhaus zu. — Eben näherte sich Paul der Laube des Onkels und pfiff sich eins; er bekam ein so zorniges Augenfunkeln von Tante ab, daß ihm die Lust zum Pfeifen allsogleich verging.

Kaum war aber die Tür des Hauses hinter Tante ins Schloß gefallen, als Paul das Signal „Attacke“ anstimmte und auf die Laube Sturm lief. Erst knapp vor dem Onkel hielt er, setzte ein diplomatisches Lächeln auf und begann:

„He, Onkelchen, guten Morgen Onkelchen! Immer bei den Forschungen?“

Onkelchen knurrte.

„Fleißig früh und spät? Ja, die Männer der Wissenschaft!“ fuhr Paul fort, mit unbeirrbarer Freundlichkeit.

Onkel Andreas setzte sich mit einem Ruck gerade, nahm seine Brille und blickte dem Neffen bohrend in die Augen.

„Hör' einmal, Paul, du hast am allerwenigsten Grund, mich zu uzen. Verstanden?“

„Uzen, Onkel? Ich?“ rief der Junge entrüstet. „Ganz im Gegenteil. Ich habe über deine Worte von unlängst viel nachgedacht. Wie konnt' ich nur bisher so ohne Zweck und Ziel dahinleben? Ohne Streben, etwas zu schaffen, was nicht rein auf Erwerb gerichtet ist?“

„Zunächst muß man doch wohl auf Erwerb bedacht sein, lieber Paul. Den hast du aber noch nicht“, entgegnete Onkel Andreas gereizt.

„Bitte, ist nicht meine Schuld. Wenn ich ein Stück Land hätte, solltest du sehn, daß ich wirtschaften kann. Gelernt hab' ich es ja — aber was nützt mir alle Weisheit, wenn ich das Feld nicht habe, sie zu verwerten? Darum habe ich beschlossen, ein Fach zu wählen, auf dem man ohne Kapital Großes leisten kann: ich will Conubiologie treiben.“

„Wie, bitte? Conu...?“ stammelte der Onkel fassungslos.

„Jawohl, Conubiologie. Kommt vom lateinischen „conubium“, die Ehe. Die Wissenschaft vom Zustandekommen glücklicher Ehen. Die Lehre von der Seelengravitation, der ‚goldenen Zahl des Passens‘.“

„Bist du bei Trost, Paul? Verstehst du denn etwas davon?“

„Bewahre! Du sollst mich eben einweihen.“

Als Onkel Andreas drei Stunden damit verbracht hatte, seinem Neffen das „Gesetz des Passens“ zu erklären und die „goldene Zahl“, mußte Paul gestehen, daß er sich die Geschichte so einfach gar nicht vorgestellt hatte.

Der Onkel lächelte. „Alle großen Wahrheiten sind einfach — wie das Ei des Columbus.“

„Meiner Treu, Onkel Andreas, du bist ein überragender Geist. Ich bin stolz darauf, dein Neffe zu sein und dir bei Ausbau des Gesetzes Handlangerdienste leisten zu dürfen.“

Onkels Stirn zog sich in Falten. Mit dem Ausbau hatte es seine guten Wege. Eine dünne Scheidewand, die Herrn Andreas von der Erkenntnis trennte, hatte allen Mauerbrechern widerstanden. Wenn es Dr. Theiner ebensowenig gelang — dann... Was dann?

Paul war hoffnungsfreudiger.

„Die Schwierigkeit ist nur scheinbar, Onkel. Sieh, die meisten Menschen, sicherlich 90 von den 93, die nicht stimmen wollen, sind nicht in ihrem natürlichen Ernährungszustand. Untersuchen wir einmal dich und Tantchen:

Du:	Haar Nr. 0	0
	2 Augen Nr. 1 (grau)	2
	Alter	60 Jahre
	Gewicht	56 Kilo
Tante:	Haar Nr. 1 (hellblond)	1
	2 Augen Nr. 1 (grau)	2
	Alter	43 Jahre
	Gewicht	55 Kilo
	Zusammen	219



Die Piazzetta di S. Marco in Venedig. Radierung von Paul v. Schlippenbach.
(Aus dem Kunstantiquariat Arthur Merkel, Berlin.)

Ihr seid aber doch unbestritten ein glückliches Ehepaar. Nun härmst du dich zuviel wegen deiner Lehre — das kostet dich 2 Kilogramm, und Tante ärgert sich darüber 1 Kilogramm weg. Ich wette, wenn du dein Rätsel gelöst hast, wiegst du 58 Kilo, sie 56, und die ‚goldene 222‘ ist da."

„Es mag etwas daran sein", sprach der Onkel sinnend. — Er rechnete nach und fand, daß die allermeisten Menschen zu dick oder zu mager sind, um glücklich zu werden. Bei einigen, die viel zu leicht wiegen — je nun, da wird das Glück erst in drei, vier Jahren einziehen, wenn sie älter geworden sind.

„Das nennen die denkfaulen Leute dann: sich aneinander gewöhnen", rief Paul begeistert. „In Wahrheit ist es nichts als die Annäherung an die ‚goldene Zahl‘."

„Paul — du bist ein Prachtjunge!" schrie der Onkel. Es war wie eine Offenbarung über ihn gekommen. „So ist es. Die ‚goldene Zahl‘ besteht, doch die Leute sind zu alt und zu jung, zu mager und zu dick dazu!"

„Wir wollen gleich eine Probe darauf machen, Onkel. Da ist zum Beispiel Anna: Haar Nr. 4, ich: Haar Nr. 5."

„Laß das", unterbrach der Onkel. „Ich habe schon nachgerechnet. Summe: nur 218."

„Onkelchen, du irrst offenbar. Wo gibt es einen, der zu Anna so gut paßt wie ich?"

„Schlag dir's aus dem Kopf, Paul; es geht nicht."

„Sieh, Onkel — ich habe was gelernt, ich gäbe einen tüchtigen Landwirt ab — Anna ist deine einzige Tochter... Wenn du ihr etwa deine Meierei überließest — du bist alt genug zum Ausrasten — eh, zum wissenschaftlichen Streben wollt' ich sagen. Wer weiß, was du noch alles erreichst, wenn du dich ganz der Seelengravitation widmest."

„Es geht nicht", sagte Herr Andreas unbeugsam. „Die goldene Zahl, lieber Neffe!"

„O doch! Sehen wir die Sache nochmals an: Anna: Haar 4, Augen 8, Alter 18, Gewicht 67..."

„Schon gut, das macht 97. Aber du, Paul: Haar 5, Augen 10, Alter 25, Gewicht 81 — zusammen 218."

„Oho, Onkel! Ich wiege nicht 81, sondern 85 Kilogramm, und es sind zusammen 222."

„Nein — 81."

„Nein — 85."

„Auf die Wage!"

„Ja, auf die Wage, Onkel!"

„84", las der Onkel ab.

Anna war herangeschlichen.

„Denkt keinesfalls daran, Kinder, es geht nicht. Ein Kilogramm fehlt."

Paul zwinkerte Anna an. Sie verstand ihn sogleich — wahrscheinlich lag eine tückische Verabredung vor. — „Papa, lieber Papa", rief sie — „Onkel, teuerster Onkel", rief er — und beide hängten sich Herrn Heimann an den Hals, bis ihm der Atem ausging.

„Ich habe sie so lieb!" — „Er ist so brav und gut!" — „Wir sterben, wenn wir einander nicht gehören können."

Da machte sich Herr Andreas frei, keuchend, und entschied: „Es gibt zusammen 221. Ihr müßt ein halbes Jahr warten — und damit basta."

Sie küßten einander ab, sie küßten Herrn Andreas, sie lachten und weinten und umarmten einander stürmisch.

„Au!" schrie Anna plötzlich, „was hast du denn da?"

„Pst!" machte Paul.

Onkel Andreas war davongegangen. — Paul zog einen Bügelstahl hervor und sagte: „Siehst du — hätte ich vor dem Wägen statt dieses kleinen Dings von drei Kilogramm — einen größeren Bügelstahl in die Tasche gesteckt — von vier Kilogramm — wir hätten nicht einmal dieses eine Halbjahr zu warten brauchen."

Onkel Andreas kam sogleich zurück. Er hatte einen Brief von Dr. Theiner in der Hand, der das „Gesetz des Passens" für baren Unsinn erklärte.

„Sag', Paul, bist du derselben Ansicht?"

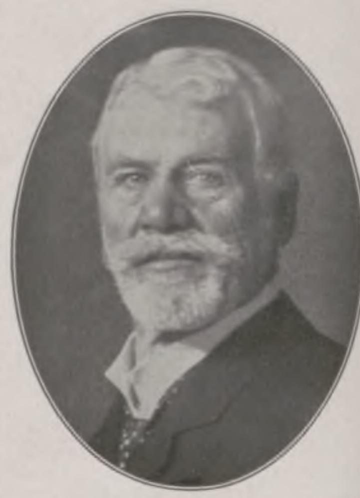
Paul klopfte dem Onkel auf die Schulter.

„Gelehrtenneid, Papa, Gelehrtenneid — nichts weiter. Laß dich dadurch keinen Augenblick beirren."

ZWEI MÜNCHENER MALERN ZUM GEDÄCHTNIS



Bei der Waldfrau.



Prof. Josef Wopfner.



Prof. Karl Hartmann.

Zwei Münchener Maler, beide den Lesern dieser Zeitschrift aus manchem wertvollen Beitrag wohlbekannt, sind in München am gleichen Tage, am 23. Juli, verstorben: Professor Josef Wopfner und Professor Karl Hartmann. Sie haben im Leben nicht viel mehr gemeinsam gehabt, als daß beide seit vielen Jahren gleichermaßen die bildsame Atmosphäre der Kunststadt München umgab, daß beide der gleichen Vereinigung, nämlich der Münchener Künstlergenossenschaft, angehörten, und daß man beide mit ihren Werken im Kunstverein und im Glaspalast anzutreffen pflegte.

Josef Wopfner, der im 85. Lebensjahr stand, war ein gebürtiger Tiroler; das schöne Schwaz im Inntal, das Wopfner später zum Ehrenbürger ernannte, war seine Heimat. In viel höherem Sinne aber war eine andere Landschaft, ein anderer Fleck Erde seine Heimat: das wunderselige Eiland im bayerischen Chiemsee, die Fraueninsel. Ehe Josef Wopfner hier die Lieblingsstätte seines Verweilens und seiner Motive fand, hatte er sich überall im bayerischen Alpenland und im Vorland der Berge umgetan. Er war am Walchensee daheim, ist auf Berge gestiegen und in den weiten Mooren der Schönheit intimer Landschaft nachgegangen; er hat viel illustriert und auch dem Schwarz-Weiß malerische Wirkungen abgewonnen. Daß er, einst ein Landschafts- und Staffagemaler von der Art Adolf Liers, des Begründers des Paysage, intim werden würde, hatte er nicht gedacht, als er an der Münchener Akademie seine Studien begann. Denn da hatte er in Karl Pilotys Atelier gestanden, auch er geblendet von der Großartigkeit der Historie und von dem Pathos der ausladenden Gebärde dieses Meisters. Aber er fand sich bald. Es läßt sich nicht feststellen, wie weit bei dieser Einkehr in sein eigenes Wesen sein Freund Wilhelm Leibl durch Vorbild und Zuspruch mitwirkte. Es war Wopfner nämlich vergönnt, diesem größten deutschen Maler seiner Zeit während dessen Akademiestudien nahezutreten. Zu dem berühmten „Kreis“ um Leibl gehört Wopfner also nicht; seine Beziehungen zu ihm datieren aus früherer Zeit, ehe Leibl nach Paris ging.

Der spätere, greise Wopfner war der Chiemsee-Maler schlechthin. Er hat „seine“ Insel und ihre Menschen in allen Stimmungen gemalt. Aber er war nicht nur der Chimsee-Maler, nicht nur der Jahreszeiten- und Stimmungschronist der Insel, sondern war ihr auch menschlich aufs innigste verbunden. Eigentlich hätte man ihm auf dem Friedhof der Insel das Grab bereiten müssen, dort, wo die getreuen „Insulaner“ Max Haushofer, Lugo und Wilhelm Jensen, der Dichter, einer fröhlichen Urständ entgegenharren. Indessen kamen die Frauenwörther wenigstens nach München herein, um ihrem Wopfner die letzte Ehre zu erweisen, und der Fähnrich der Fischerzunft senkte über dem Grab auf dem südlichen Friedhof die umflorte Fahne, deren Bild Wopfner, der Ehrenbürger von Frauenwörth, gemalt hatte als Zeichen der unauflösbaren Verbundenheit mit den Inselmenschen, die ihm mehr waren als „Modelle“.

Hartmanns, des wesentlich jüngeren Künstlers, Leben und Wirksamkeit standen weniger in Licht und Sonne, in Glanz und Ruhm als Wopfners Tag, obschon er sich in München herzlicher, echter Wertschätzung erfreute, gute Freunde und Bewunderer besaß und auch jener äußeren Erfolge und Auszeichnungen teilhaft wurde, die ihm diese Wertschätzung bestätigten: Der Titel eines bayerischen Professors wurde ihm verliehen, und der bayerische Staat und auch außerbayerische öffentliche Galerien erwarben Gemälde von ihm. Erschien eine seiner Kollektionen im Münchener Kunstverein, so war es immer ein Vergnügen, man durfte eine malerische Delikatesse erwarten. Vor das Grün des landschaftlichen Fonds oder eines Gartens setzte er Gestalten in gehaltener Farbigkeit. Der koloristische Klang Grün-Rot-Blau sagte ihm besonders zu, ihm gewann er schönste Nuancen ab. Kinder und ländliche Gestalten bevorzugte er. Überall mußte die Sonne hereinblitzen. Und dies geschah nicht etwa allein eines malerischen Effekts willen, sondern war sozusagen Ausdruck seiner Weltanschauung, die heiter und bejahend gewesen.

Georg Jacob Wolf.



Durstig.



Nebenstehend: Ernte.

BEISPIELE AUS DEM SCHAFFEN DES MÜNCHENER GENREMALERS PROF. KARL HARTMANN †



Spätsommer am Chiemsee.



Heuernte am Chiemsee.

ZUM TODE DES CHIEMSEE-MALERS PROF. JOSEF WOPFNER: BEZEICHNENDE WERKE DES KÜNSTLERS

Wissen und Leben



Ein Stahlelefant geht über das Wasser: Englische Tanktruppen beim Überqueren eines Flusses auf eigens dazu hergestellten Übergängen während eines Manövers.



Jeder Automobilist sein eigener Fährmann: Überfahrt im Neuyorker Hafen auf einer Mietfähre, die mit Hilfe eines einfachen Verfahrens gleich durch den Automobilmotor angetrieben wird.

Film und Mode. (Hierzu die Bildertafel auf nebenstehender Seite.) Zu allen Zeiten und bei jedem Volke ist das Kleidungsstück das Spiegelbild einer bestimmten Kultur und Sittenperiode gewesen. Betrachten wir nur einmal die Frauenbildnisse früherer Epochen! Sie lassen erkennen, daß die damaligen Künstler jede Einzelheit des Kostüms im Porträt wiedergegeben haben, und zwar mit einer Sorgfalt, die mitunter den Eindruck erweckt, als wäre dieses oder jenes Bild nur der Kleidung wegen gemalt worden. In der Regel sind diese Gemälde nun von einer Starrheit umfangen, daß erst die Bewegung die Eigenart der Trachten zur Geltung bringt. Da ist es der Film, der die verschiedenen Modetypen vergangener Jahrhunderte wieder zu neuem Leben erweckt und sie uns im bewegten Bild vor Augen führt. Gerade im Film spielt die Mode eine außerordentlich große Rolle, und der Filmfabrikant weiß sehr wohl, welche Bedeutung er ihr beizumessen hat. Wie hier überhaupt alles das, was Frauen gern haben, von Erfolg gekrönt ist; denn drei Viertel der Kinobesucher entfallen auf das weibliche Geschlecht. Dieser Tatsache muß also Rechnung getragen werden. Ein Film, der außer einer spannenden Handlung auch das Ästhetische, das „Gut-Angezogen-Sein“ der darin auftretenden Personen betont, wird volle Kassen bringen, denn er trifft den Geschmack der Frau, die überdies für modische Dinge immer Geld zum Ausgeben hat. Mag auch der Inhalt des Stücks bedeutungslos sein, schon ein paar elegante Toiletten können mitunter genügen, den Film „sehenswert“ zu machen. Kein Wunder daher, wenn die meisten Regisseure, die Gesellschaftsfilme inszenieren, an einer Modenschau nicht glauben vorbeikommen zu können. Eine der wichtigsten Eigenarten der Mode ist ja nun, daß sie sehr rasch wechselt. Diese fortwährende Änderung des Geschmacks zeigt uns schon heute der Film, wenn wir mal ein paar ältere Stücke zu sehen bekommen. Die Mode, die Art der Kleidung, ist zum Zeitmesser für das Alter eines Films geworden. Filme, die in der Vorkriegszeit gedreht wurden, werden heute vom Großstadtpublikum belächelt, weil die langen Kleider und ihre Form in unseren Tagen schon „komisch“ wirken. Für den Fabrikanten entsteht nun die Frage, ob es eine Möglichkeit gibt, der Kleidung im Film etwas Zeitloses zu geben, damit der Film unabhängiger von den Launen der Tyrannin Mode wird und nicht zu schnell veraltet. Die Antworten dürften die Künstlerinnen vielleicht dahingehend zusammenfassen, daß das Kleid jeweils der individuellen Einstellung der Trägerin zu entsprechen hat. Rein praktische Gesichtspunkte können auf dem Gebiete der Mode niemals eine brauchbare Lösung erzielen. Deswegen muß es mehrere Grundformen und Varianten geben, die Gelegenheit bieten, sich, ganz nach Wahl, so am besten zur Geltung zu bringen, wie es der Bereicherung der Ausdrucksform entspricht. Der kurze Rock ist schließlich nichts anderes als eine Begleiterscheinung der sportlichen Betätigung der Frau. Mag er am Abend auch der Bewegungsfreiheit, die die gegenwärtigen Modetänze beanspruchen, dienlich sein, braucht er doch deswegen nicht ebenfalls bei der großen Toilette, beim Abendkleid Verwendung zu finden. Besucht denn der Herr eine Abendgesellschaft in Knickerbockers? Selbst das extravagante Amerika ist bereits zur besseren Einsicht gelangt: Der kurze Rock behält sein Recht am Tage, beim Sport und auf der Straße, doch bei der Abend- und Gesellschaftstoilette ist man zum längeren Kleid zurückgekehrt. Diese Tatsache lassen auch die neueren amerikanischen Filme ausnahmslos erkennen. Otto Behrens.



Württembergs erstes Hochhaus: Das neue, elfstöckige Gebäude des Hauptpaketpostamts in Stuttgart, das im Oktober dem Verkehr übergeben wird.



Hausanstrich in amerikanischem Eiltempo: Flächenbemalung mittels eines neuen Spritzverfahrens, das die Vorteile der Geschwindigkeit, Gleichmäßigkeit und Wirtschaftlichkeit verbindet. Dieses das Handmalen ersetzende Spritzsystem kann auf beliebigem Grunde bei Gebäuden, Eisenbauten, Schiffen usw. angewendet werden.

Mond und Saturn. Seit dem frühesten Altertum hat man den Zusammenkünften der Wandelsterne besonderes Interesse entgegengebracht, und noch heute verfolgt der Liebhaber des Stern-

Film u. Mode







Bebe Daniels, beliebter amerikanischer Filmstar, trägt ein Stilkleid aus weißem Tüll; dazu einen Fächer aus weißen Straußfedern.

Links nebenstehend:

Greta Garbo, eine bekannte amerikanische Filmschauspielerin, mit einem Cape aus Hermelin-Kanin mit Chinchilla-Kanin.

Rechts nebenstehend:

Pola Negri, die bedeutende Filmdarstellerin, bevorzugt lange Gesellschaftskleider: Abendkleid und Hermelinmantel mit Weißfuchskragen.

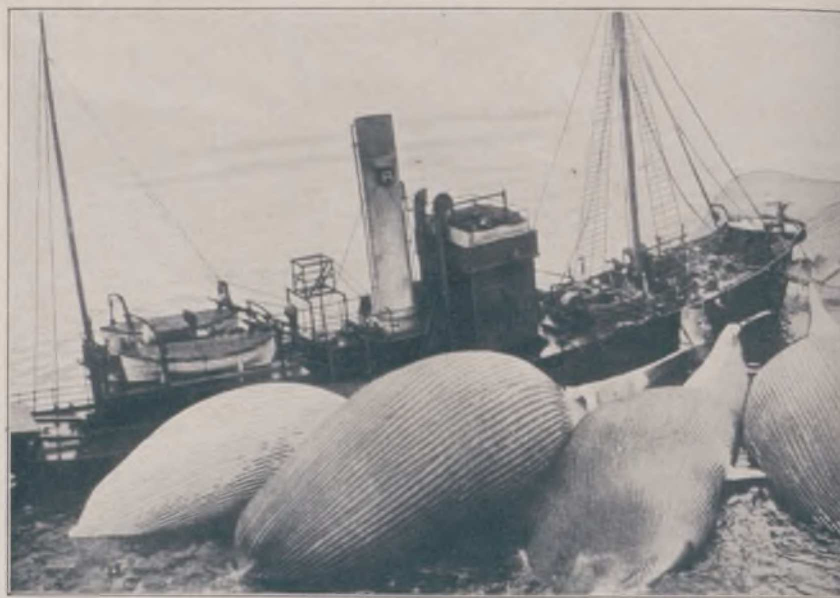
(Phot. Parufamet.)





Links: Blanche Sweet, ein neuerer Stern von Hollywood, in einem duftigen langen Abendkleid. (Phot. Parufamet). — Rechts: Auch Olga Tschechowa, die terngesehene deutsche Filmkünstlerin, liebt lange Gesellschaftskleider: Oben anliegendes, unten glockenförmiges Taftkleid. (Phot. Greenbaum-Film.)

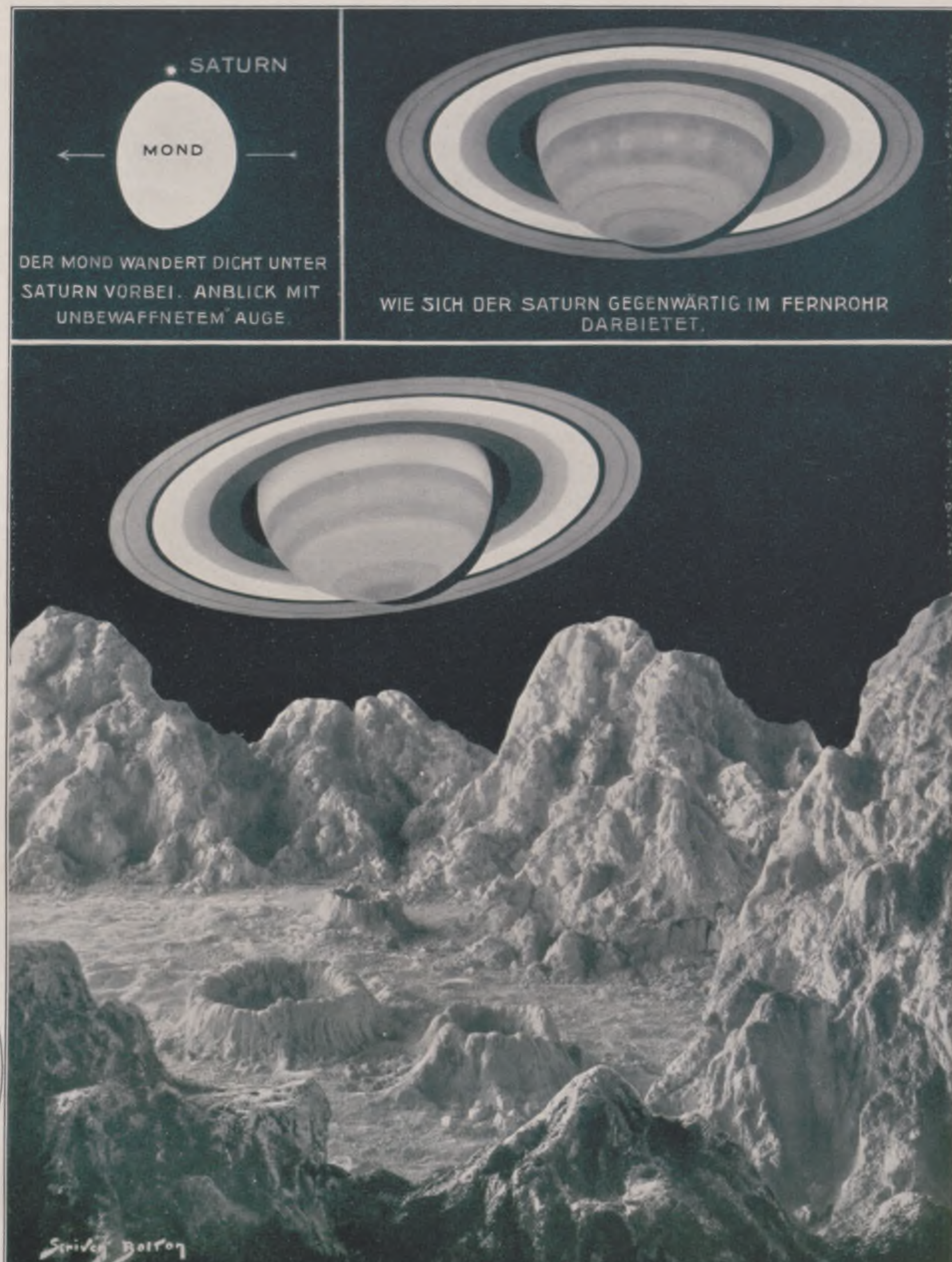




Links: Die künftige Riesen-Sonnenuhr in Drontheim (Norwegen): Entwurf zu dieser größten Sonnenuhr der Welt, bei der eine auf dem Marktplatz stehende hohe Säule als Schattenwerfer dient; das Zifferblatt soll in Form von Metallplatten in das Pflaster eingelegt werden. — Rechts: Zur Hochsaison des Walfangs: Ein kleinerer Fänger, der als Zubringer gefangene Wale an das Mutterschiff abliefert.

himmels diese Ereignisse mit großem Eifer. In seinen Gesprächen mit Eckermann hebt Goethe in Dornburg 1828 einmal hervor, wie er oft vor Tagesanbruch wach sei und im offenen Fenster liege, um sich an der Pracht der zusammenstehenden drei Planeten zu weiden und an dem wachsenden Glanz der Morgenröte zu erquicken. Besonders enge Zusammenkünfte oder Konjunktionen der Wandler untereinander sind verhältnismäßig selten. In einer stark astrologisch orientierten Zeit erwartete man von ihnen mitunter gefährliche Auswirkungen. Ein lehrreiches Beispiel dafür bildet die Zusammenkunft von Mars, Jupiter und Saturn im Zeichen der Fische, während Venus dem Dreigestirn auch nicht fern stand, am 5. Februar 1524. Man fürchtete damals das Hereinbrechen einer neuen Sintflut. Heute erquickt uns die Schönheit dieses kosmischen Schauspiels, in besonders hohem Maße, wenn es sich um die interessantesten Gestirne handelt, die das bewaffnete Auge im Kosmos überhaupt erforschen kann. Jeden Freund des Sternhimmels interessiert es bei einem Sternwartenbesuch gewiß hauptsächlich, den Planeten Saturn mit seinem großen Ringsystem zu sehen und, wenn auch nur im Geiste, eine Wanderung über die Gefilde des Mondes zu unternehmen. Am 10. Juli dieses Jahres bot sich nun die ungewöhnlich seltene Himmelserscheinung: Saturn und Mond gleichzeitig im Gesichtsfelde des Teleskops. Auf seinem Laufe durch den Tierkreis zog der Mond mit etwa dreiviertel gefüllter Scheibe an dem Planeten Saturn dicht vorüber. Für das unbewaffnete Auge kam der Mond dem Saturnstern dabei so nahe, daß die Lichtkränze beider zusammenzufließen drohten. Welch gewaltigen Kontrast bilden diese beiden Welten, wenn wir sie ihrem Wesen und ihrer Geschichte nach vergleichen! Der ringumkränzte Saturn, ein noch werdender Wandler, der in seinem Aufbau dem lockeren Gefüge des Tagesgestirns verwandt ist, wenn er auch nicht mehr eigenes Licht auszusenden vermag. Und unmittelbar neben ihm der Erdbegleiter, der „Kirchhof“ der Astronomen, wie man ihn scherzweise genannt hat, eine Welt am Ende ihrer Entwicklung, ungeeignet, noch irgendwelchem Leben eine Wohnstätte zu bieten. Die Ringe des Saturn haben seit der Erfindung des Fernrohrs die Sternforscher mit ihrer rätselhaften Gestaltänderung beschäftigt. Erst der Holländer Huygens erkannte um die Mitte des 17. Jahrhunderts, daß der Saturn von einem ganz schmalen Ring um-

(Fortsetzung auf S. 182.)



Eine seltene Himmelserscheinung: Saturn und Mond (mit seiner charakteristischen Gebirgs- und Kraterlandschaft) in ungewöhnlich enger Konjunktion in der Nacht vom 10. Juli. Nach Beobachtungen des englischen Astronomen Scriven Bolton. (Vgl. hierzu den Beitrag „Mond und Saturn“.)



Hans Christian Orsted, dänischer Naturforscher, der Entdecker des Elektromagnetismus, wurde vor 150 Jahren am 14. August geboren. (Siehe den Artikel auf Seite 182.)



Wilhelm Rein, 1886—1922 Professor der Pädagogik an der Universität Jena, bedeutender Pädagog, wird am 10. August 80 Jahre alt. (Siehe den Artikel auf Seite 182.)


DIE
LOCKENDE
LINIE
Florence
PIXAVON

geben ist, der gegen die Saturnbahn eine gewisse Neigung aufweist. Das Ringsystem ist nicht, wie man zunächst annehmen möchte, fest, sondern aus zahllosen kleinsten Teilchen zusammengesetzt, die mit verschiedenen Geschwindigkeiten die Saturnkugel umkreisen. Es haben sich Lücken in dem Ringsystem gebildet, von denen die breite Cassini-Spalte schon in kleinen Fernrohren gesehen werden kann. Welche Veränderungen dieses Ringsystem im Laufe der Saturnentwicklung durchmachen wird, läßt sich wohl ungefähr berechnen, wir müssen jedoch den Astronomen der Zukunft die Erforschung dieser Vorgänge überlassen. Ähnliche Rätsel wie diese bietet unser Mond nicht. Überall sehen wir die Einsturzkrater kosmischer Bomben, denen er mangels eines Luftpanzers schutzlos preisgegeben ist. Noch einige Zeit entfernt er sich von der Erde. Dann wird sich seine Bahn wieder verengen, bis schließlich sein Einsturz auf die Erde das Dasein dieses Himmelskörpers auslöscht.

Dr. H. H. Kritzinger.

Zum 80. Geburtstage Wilhelm Reins. Am 10. August dieses Jahres feiert der in Deutschland ebenso wie im Ausland als großer Pädagoge bekannte Professor Litt. D. Dr. Wilhelm Rein in Jena seinen 80. Geburtstag. Sein Heimathaus stand in der Stadt Eisenach, in die um die Mitte des 16. Jahrhunderts seine Vorfahren aus der freien Reichsstadt Ulm eingewandert sind. Ostern 1866 verließ er mit dem Zeugnis der Reife das alte Dominikanerkloster, um in Jena und Heidelberg Theologie zu studieren. Durch Volkmar Stoy in Heidelberg angeregt, wandte er sich der Pädagogik zu und setzte nach seiner theologischen Prüfung in Leipzig unter Dobrisch seine philosophischen, unter Ziller seine pädagogischen Studien fort. Nach einer kurzen Lehrtätigkeit am Realgymnasium zu Barmen-Wupperfeld wurde er Ostern 1872 als Oberlehrer an das Lehrerseminar zu Weimar berufen. Ein Jahr darauf promovierte er in Jena mit der Arbeit „Herbarts Regierung, Unterricht und Zucht". Im Jahre 1876 wurde er als Direktor des Lehrerseminars nach Eisenach berufen, wo er zehn Jahre wirkte, bis er 1886 der ehrenvollen Berufung als Honorarprofessor der Pädagogik an die Universität Jena folgte, an der er bis zum Jahre 1922 lehrte, von 1912 ab als erster ordentlicher öffentlicher Professor für Pädagogik in Deutschland. — Wilhelm Rein ist ein Schüler Herbarts. Sein pädagogisches Lehrgebäude erhebt sich auf dem Boden der absoluten Ethik, wie sie in Herbarts praktischer Philosophie begründet liegt. Ihr letztes Ziel ist die Erziehung eines sittlichen Charakters auf nationaler, christlicher Grundlage. Dieser Zielstellung blieb Rein bis zum heutigen Tage treu. Besonders segensreich war die Verbindung seiner theoretischen pädagogischen Unterweisung mit der Praxis durch die Universitätsübungsschule, die er als Nachfolger Stoys neu gründete und ausbaute. In der allgemeinen Volksbildungsbewegung nimmt Wilhelm Rein eine bedeutsame Stellung als Begründer und langjähriger Leiter der „Volkshochschule Thüringen" ein. Seit 1888 finden unter seiner Leitung die Jenaer „Ferienkurse zur Weiterbildung von Lehrern" statt, die im In- und Ausland besondere Beachtung gefunden haben. Neben vielen kleineren Schriften und Aufsätzen sind seine bedeutendsten Werke: „Die Pädagogik im Grundriß", „Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik", „Pädagogik in systematischer Darstellung" und „Grundriß der Ethik". Seine Wirksamkeit stand unter dem Wahlspruch seiner Universitätsübungsschule: „Im Notwendigen die Einheit, im Zweifel die Freiheit, in allem aber die Liebe."

Hans Christian Orsted. (Zum 150. Geburtstag des Entdeckers des Elektromagnetismus am 14. August.) Hans Christian Orsted, der am 14. August 1777 als Sohn eines Apothekers zu Rudkjöbing auf der dänischen Insel Langeland geboren wurde, war ursprünglich ebenfalls dazu bestimmt, Apotheker zu werden. Er studierte an der Universität zu Kopenhagen, übernahm auch eine Zeitlang die Verwaltung einer Apotheke. Nach größeren Auslandsreisen wurde er zum Professor der Physik an der Universität zu Kopenhagen ernannt. Schon seit geraumer Zeit ahnten die Gelehrten, daß ein Zusammenhang zwischen den Erscheinungen des Magnetismus und der Elektrizität bestehen müsse. Es handelte sich aber stets nur um eine Vermutung, der jede wissenschaftliche Begründung, jeder Beweis fehlte. Orsted beschäftigte sich lange Jahre hindurch mit Versuchen, die sich in dieser Richtung bewegten. Der 21. Juli 1820 ist der ewig denkwürdige Tag, an dem es Orsted in einer Vorlesung gelang, unter Verwendung eines feinen Platindrahts, der mit den beiden Polen einer voltaischen Batterie verbunden, also vom elektrischen Strom durchflossen war, eine Ablenkung der Magnetnadel zu erzielen. Der Beweis für die Beeinflussung von Magneten durch den elektrischen Strom war erbracht, der Elektromagnetismus entdeckt. Die Entwicklung der modernen Elektrotechnik, des Elektromotors unserer riesigen Generatoren und vieles andere gründet sich auf diese Entdeckung. Orsted war sich der großen Bedeutung seiner Beobachtung auch bewußt, denn noch im gleichen Monat veröffentlichte er darüber eine lateinische Abhandlung: „Experimenta circa effectum conflictus electrici in acum magneticam." Seine grundlegende Entdeckung wurde sowohl in seinem Vaterland als auch im ganzen Ausland nach Gebühr gewürdigt. Die Pariser Akademie und die Londoner Royal Society zeichneten ihn aus. Er wurde Direktor des Polytechnischen Instituts in Kopenhagen. Reiche Ehrungen wurden ihm insbesondere aus Anlaß seines goldenen Doktorjubiläums im Jahre 1850 zuteil. Bald darauf starb er, am 9. März 1851.

Dr. Albert Neuburger.

Justifizierte und dekorierte Tiere. Holländische Blätter erzählen, daß ein Amsterdamer Student sich für seine Doktorarbeit das Thema der „Verurteilung und Hinrichtung verbrecherischer Tiere im Mittelalter" ausgesucht habe. Angeführt werden besonders folgende Fälle: Im Jahre 1480 zu Amsterdam: Verurteilung eines Schweines, das ein Kind gebissen hatte, zum Tode durch Henkershand; 1571 in Meddelbourg: Hinrichtung eines Stieres, der ein Mädchen auf seine Hörner aufgespießt hatte, durch den Henker und Ausstellung des Kopfes des Delinquenten zur Warnung; 1476 in Longueville: feierliche Hängung einer Katze, die den Tod eines Säuglings auf dem Gewissen hatte; und endlich Hinrichtung eines Mutterschweines in Falaise, wobei der Richter zu Pferde mit allen Zeichen seiner Würde erschien und die Verbrecherin eigens zu ihrem letzten Gange angekleidet wurde mit Wams, Strümpfen, Handschuhen und Spitzenmanschetten. — Das Thema ist interessant, aber vom Amsterdamer Studenten lange nicht erschöpft. So hat der Zar Iwan der Schreckliche einen Elefanten, der vor dem Herrscher nicht niederknien wollte, wegen Majestätsbeleidigung vor Gericht stellen und auf dem Roten Platz im Kreml unter grausamen Martern hinrichten lassen. Auch in Deutschland hat es Justifizierungen von verbrecherischen Tieren gegeben! Im Jahre 1590 kam aus Venedig der berühmte Goldmacher Marko Bragadinos, ein Grieche aus Famagusta auf der Insel Zypern, der sich in Europa besonders der Gunst Kaiser Rudolphs II. erfreute, mit einem stattlichen Gefolge von dreißig Dienern nach München, um mit Hilfe der teuflischen Goldmacherkunst die Kassen des geldbedürftigen Bayernherzogs Wilhelm V. aufzufüllen. Zur Beglaubigung seiner Macht über die Geister der Hölle brachte der Adept zwei kohlschwarze Bullenbeißer mit, die er wegen ihres furchtbaren Aussehens als Diener des Satans vorstellte, die Bragadinos in seinen Bann gezwungen. Der Münchner Hof empfing den Griechen mit großen Ehren und stellte ihm für seine Proben alle Mittel zur Verfügung. Schnell genug jedoch kam man darauf, daß der Schlaue nicht daran dachte, die herzoglichen Kassen zu füllen, sondern nur darauf ausging, sie ganz zu leeren. Nun wird ihm von dem Getäuschten ein harter Prozeß gemacht. Sein Gefolge wird begnadigt, er selbst aber gehängt. Mit ihm wurden seine beiden Höllendiener, die zwei pechschwarzen Bullenbeißer, von Henkershand feierlich aus dem Leben zum Tode befördert. Eine Elefantenhinrichtung hat auch in der jüngsten Zeit erst in Paris stattgefunden. Der Dickhäuter Gaspard hatte in

einem Zornesausbruch eine schwere Eisentür aus den Angeln gehoben und damit seinem Wärter den Arm zerschmettert. Die Tiergartendirektion verurteilte das Tier zum Tode durch giftige Gase. Dies kann man allerdings nicht als eine gerichtliche Exekution bezeichnen. Etwas Derartiges hat man sich in unseren Tagen nur in Amerika, im Staate Kentucky, geleistet, wo vor einigen Monaten der Hund Bill, der eine Dame in den Fuß gebissen hatte, in aller Form vor die Jury des Ortes Pikeville gestellt wurde. Das Urteil lautete: Tod durch den elektrischen Stuhl — in Amerika herrscht die Gleichheit für alle, für Menschen wie für Hunde. Daß Tiere, besonders Hunde und Affen, Verbrecher sein können, ist ja nicht neu. Ein rumänischer Artist hatte seinen Hund abgerichtet, in den Eisenbahnwaggons Juwelen zu stehlen und zu verschlucken; in Paris wurde ein Herr von einem Hunde angerannt, und gleich darauf waren Uhr und Brieftasche des Angefallenen verschwunden, und in Brüssel überführte ein belgischer Sherlock Holmes eine Dame des Juwelendiebstahls in einem Laden, indem er den kleinen Hund der Dame beobachtete und herausfand, daß er von seiner Herrin mit den gestohlenen Juwelen gefüttert worden war. — Aber nicht nur bestrafte, sondern auch dekorierte Tiere gibt es. Man wird sich dabei gewiß gleich des kleinen Hundes Titina erinnern, der den General Nobile auf seinem Nordpolflug begleitete und dafür feierlich mit einer goldenen Medaille ausgezeichnet wurde. Der Mailänder Tierschutzverein gab der Titina sogar ein Bankett, bei dem der Ehrengast durch ein Spalier von Nachtwächtern in Galauniform zum Ehrenplatz an der Tafel geleitet wurde. Der faschistische Abgeordnete Capa hielt eine feierliche Ansprache an das gefeierte Hündchen, dem eine Dame schließlich ein Paar genagelte Stiefelchen als Geschenk des Tierschutzvereins überreichte. Die Italiener haben aber auch ihren Vorgänger in dem Sultan Abd ul Asis, der die Gewohnheit hatte, nach Beendigung seiner Lieblingsschauspiele, der Hahnenkämpfe, dem siegreichen Hahn den Medschidijeorden am Bande des Kommandeurs um den Hals zu hängen. Daß man Lieblingshunde durch Grabdenkmäler ehrt, ist eine alte Sache. So erschien nach der Erzählung in einer Zeitschrift von 1839 eine junge Dame auf dem Pariser Friedhof Père Lachaise eines Tages mit einem Kästchen unter dem Arm und erklärte, sie bringe die Überreste eines geliebten Wesens, um sie in geweihter Erde zu bestatten. Hundert Jahre später gab es in Chicago eine ähnliche Szene. Paderewski, Expräsident der polnischen Republik, ließ im April 1924 sein verstorbenes chinesisches Palasthündchen Pinglung im Krematorium einäschern. Die Asche brachte der Künstler in einer kostbaren Urne zur endgültigen Beisetzung nach seiner Besitzung in Morges in der Schweiz. Im Garten von Zarskoje Selo erhob sich inmitten einer künstlichen römischen Ruine die Kopie des berühmten Grabmals des Cajus Cestius; unter der Pyramide dieses Grabmals „ruhten“ die Lieblingshunde der russischen Kaiserin Katharina II., und an marmornen Tafeln prangten die Inschriften, in denen die Tugenden eines Windspiels oder einer Bulldogge besungen waren. Das Beispiel Katharinas II. offenbar nachgeahmt hat die aus Rußland vor den Bolschewiken geflohene Fürstin Lobanow-Rostowsky. Als sie im Jahre 1919 in Genf im Sterben lag, vermachte sie ihr Schoßhündchen der Freundin Fürstin Katharina Dolgorucky-Jurjewsky in Nizza nebst der Summe von 100000 Frank für die Errichtung eines Grabmals für das Hündchen auf einem Pariser Grundstück. Am Anfang des Jahres 1924 verstarb das Hündchen, und der Zivilgerichtshof in Paris ordnete die Durchführung des Legats an. In Wien war man im Jahre 1848 bei Gericht nicht so loyal gewesen. In einer Wiener Vorstadt war damals eine alte Frau gestorben, die als Bettlerin gelebt hatte; sie hinterließ 5000 Gulden testamentarisch für die Erhaltung ihrer fünf Hunde. Das Gericht erklärte das Testament für ungültig und setzte eine Nichte der Hundefreundin, eine arme Waise, als Universalerbin ein. Als man das Testament Theodore Roosevelts, des im Jahre 1919 verstorbenen Expräsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, eröffnete, erfuhr man, daß nicht nur die treuen Menschen, sondern auch die treuen Tiere bedacht waren. Eine lebenslängliche Pension erhielt ein altes Shetlandpony, das der Spielgenosse aller Rooseveltschen Kinder gewesen war. Als Roosevelt einmal im Weißen Hause einen Ministerrat abhielt, kam Qentin, sein kleiner Junge (er ist als Offizier im Weltkrieg gefallen) auf dem Shetlandpony die Treppen heraufgeritten, direkt in das Konferenzzimmer. Das war des Ponys großer Tag, ganz Amerika sprach von dem Ereignis. Und nun zum Schluß die Geschichte vom Baron Haager v. Altensteig und dem Grabmal für seinen treuen Hund Delfin. Oberst Sigmund Haager war zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts einer der abenteuerlichsten Menschen jener Zeit. Schon als Knabe mußte er seiner Wildheit wegen von seinen Eltern nach Böhmen verschickt werden. Er ging durch. Immer Kämpfe suchend, durchzog er alle Länder, von Ferdinand II. und von Philipp II. wurde er für vogelfrei erklärt. Bald stand er in Diensten des Oraniers im Norden, bald war er im Lager Hovards in Cadix zu finden; bald focht er zu Lande, bald zur See. Eines Tages aber kehrte er heim, begleitet von einem Hunde, dem Gefährten auf allen seinen Fahrten. Als das Tier starb, ließ ihm sein dankbarer Herr an der Gartenmauer des Schloßbrauhauses zu St. Veit bei Linz ein Denkmal setzen. Im Jahre 1811 hat eine Feuersbrunst den Platz samt Grabstein zerstört. Geblieben aber bis auf unsere Zeit als volkstümliche Redensart sind die Worte, die Haager gesagt haben soll, wenn Gäste zu ihm kamen: „Da liegt der Hund begraben.“ Bernhard Szana.

Künstliche Reifung von Obst und Gemüsen. Häufig ergibt sich heute die Notwendigkeit, Früchte und Gemüse, die von Übersee oder aus den Tropen zur Vermeidung des Verderbens und Faulens in grünem, unreifem Zustand verschifft werden, zum raschen Reifen zu bringen. Wohl kann bekanntlich durch längeres Lagern dieser Zweck erreicht werden; in vielen Fällen aber wird es wünschenswert sein, den Reifeprozeß in einer kurz gesetzten Frist durchzuführen. Deshalb hat sich das pflanzenphysiologische Institut der Universität Minnesota unter der Leitung von Professor Harvey mit dem Problem der künstlichen Reifung befaßt und eine Reihe von Versuchen angestellt, deren Ergebnisse einen überraschenden Erfolg hatten. Es wurde gefunden, daß mit verschiedenen Gasen, die chemisch zu der Gruppe der ungesättigten Kohlenwasserstoffe gehören, wie Äthylen, Propylen, Azetylen, sich der Reifungsprozeß von Früchten und Gemüsen in wesentlich kürzerer Zeit erzielen läßt, als es bei gewöhnlicher Lagerung der Fall ist. Vor allem ist Äthylen für eine derartige Behandlung geeignet, ein geruchloses, farbloses und völlig ungiftiges Gas, das auf Tier und Mensch keinerlei schädigende Wirkung ausübt. Die Reifung wird in der Weise vorgenommen, daß in die Reifekammern (z. B. einen gasdichten Keller) so viel Äthylen eingeleitet wird, daß der Äthylengehalt ein Liter auf 1000 Liter Luft beträgt. Die Früchte oder Gemüse werden in nicht zu dichter Packung bei Temperaturen von 18—20° C. der Einwirkung des Äthylens ausgesetzt. Nach ein bis zwei Tagen bereits ist der Zustand der Reife erreicht, während das Selbstreifen einen viel längeren Zeitraum in Anspruch nimmt. Das bietet vor allem den Vorteil, daß man die grünen Früchte und Gemüse beliebig lange auf Lager halten kann, ohne ein Verderben befürchten zu müssen, und daß jederzeit nach Bedarf die angeforderte Menge rasch zum Reifen gebracht werden kann. Prof. Harvey hat seine Versuche auf die verschiedensten Früchte und Gemüse ausgedehnt. Grüner Sellerie, Endiviensalat u. a. erhalten in 20—30 Stunden die gewünschte gelbe Farbe. Bananen, Tomaten, Melonen usw. haben den Reifungsprozeß in 40—50 Stunden beendet. Dazu kommt noch, daß das Äthylen bei grüngepflückten Früchten den übermäßigen Säuregehalt verringert und bittere Substanzen (wie Tannin) unschädlich macht. Die Behandlung mit Äthylen stellt auch in finanzieller Hinsicht keine unmöglichen Anforderungen. Ein Kubikmeter Äthylen kostet etwa 25 Mark und reicht aus, 20 bis 40 Waggons Früchte oder Gemüse zum Reifen zu bringen. Es bleibt zu hoffen, daß dieses neue einfache und verhältnismäßig billige Verfahren seiner großen volkswirtschaftlichen Bedeutung wegen sich umfangreiche Anwendung, besonders für tropische Früchte, verschafft. Theo Kühlein.

KLEINIGKEITEN AUS DER EISENBAHNWIRTSCHAFT

Nachdem durch den Dawesplan der Reichsbahngesellschaft die Aufgabe zugefallen ist, jährlich 660 Millionen Reichsmark Reparationen und 290 Millionen Verkehrssteuern, zusammen also 950 Millionen Reichsmark, aus dem Eisenbahnverkehr herauszuwirtschaften, betrachten es die leitenden Männer der Gesellschaft als ihre Hauptaufgabe, durch fortgesetzte Verbesserungen auf allen Gebieten Mittel zu finden, die nicht allein dem Verkehr dienen, sondern auch die Kosten hierfür herabsetzen und so das Verkehrsunternehmen möglichst günstig gestalten.

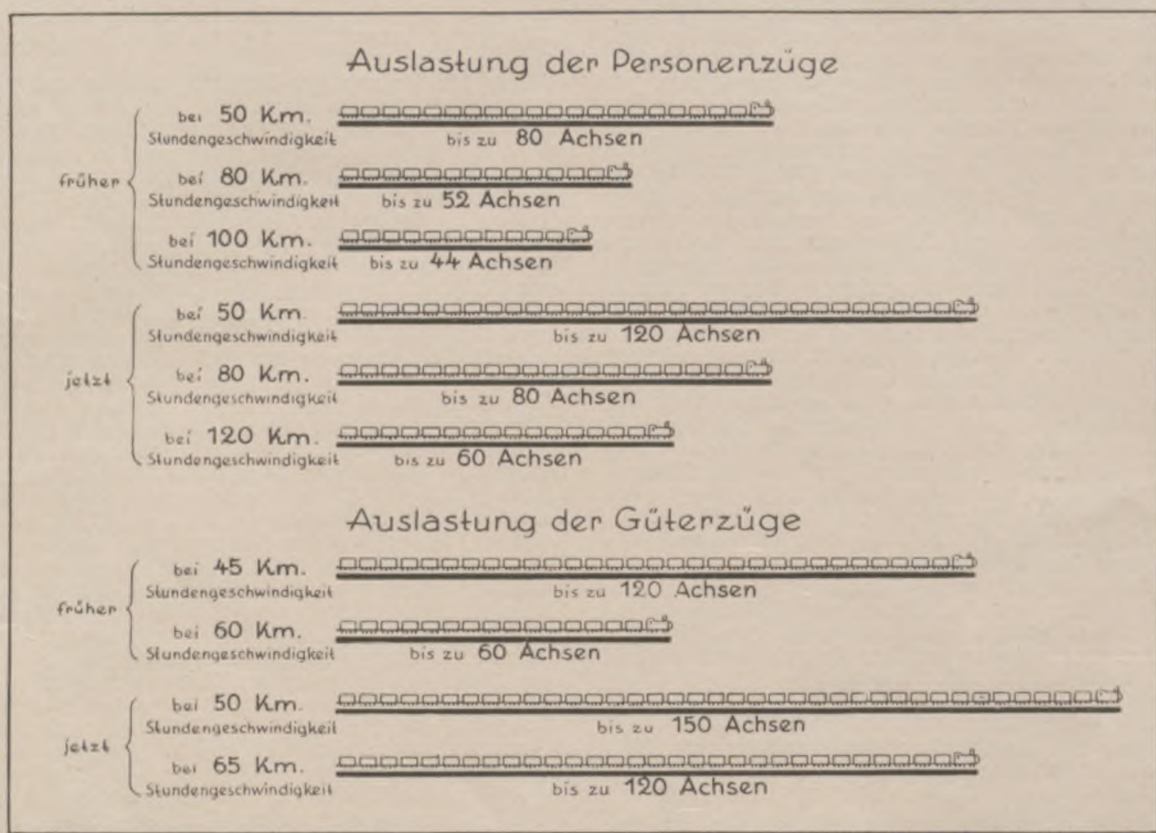
Eins der wichtigsten Mittel hierzu ist die Einführung der Güterzugbremse, der sog. Kunze-Knorr-Bremse, mit der innerhalb weniger Jahre fast der ganze Wagenpark der Reichsbahngesellschaft ausgerüstet worden ist. Durch die Einführung dieser Bremse wird nicht nur die Betriebssicherheit bedeutend erhöht, sondern es ist auch möglich geworden, die Schnelligkeit der Züge zu erhöhen, dadurch wiederum Ersparnisse an Zugbegleit- und Werkstattpersonal eintreten zu lassen. Rund 20000 Mann sind in Fortfall gekommen. Welche Wirkung die Erhöhung der Geschwindigkeit auf das öffentliche Wirtschaftsleben ausübt, läßt sich am besten aus den nachstehenden Angaben erkennen. Ein Eilgüterzug fuhr früher Berlin–Köln 29 Stunden, jetzt 15 Stunden; Köln–Hamburg 28 bzw. 12; Hamburg–Basel 45 bzw. 37; Berlin–Basel 36 bzw. 28 Stunden. Die Beförderung eines Frachtgutwagens von der Südgrenze Deutschlands bis zur Nordgrenze erfolgt jetzt in 26 Stunden kürzerer Zeit als noch vor kurzem.

Ein Eilgüterzug hat jetzt fast dieselbe Geschwindigkeit wie ein Personenzug.

In gleicher Weise ist ununterbrochen an der Verbesserung des Personenzugfahrplans gearbeitet werden. Während vor dem Kriege der Fahrplan so starr war, daß an den Fahrplänen der einzelnen Züge beim Fahrplanwechsel nur wenige Minuten aus irgendeinem Grunde verändert wurden, machte nach dem Kriege das schwankende Wirtschaftsleben fortgesetzt einschneidende Änderungen erforderlich. Da Sparsamkeit ein leitender Grundsatz der Reichsbahngesellschaft sein muß, Anpassen ans Wirtschaftsleben wiederum eine wichtige Stütze des geschäftlichen Lebens ist, mußte der Fahrplan viel mehr als früher den Verhältnissen entsprechend behandelt werden.

Während 1913 die durchschnittliche Reisegeschwindigkeit eines Schnellzuges 85 bis 90 km, die eines Personenzuges 70 bis 75 km in der Stunde betrugen, soll sie sich (nach einem Heruntersinken auf 75 bzw. 60 km in der Stunde für 1926) bis auf 100 km für Fernschnellzüge, bis auf 90 km für Schnellzüge, bis auf 75 km für Eilzüge, bis auf 70 km für beschleunigte Personenzüge und bis auf 65 km für Personenzüge erhöhen. Und trotz der Steigerung der Fahrgeschwindigkeit werden die Lokomotiven eine größere Last befördern können als bisher. Die erste Aufstellung unserer Zeichnung läßt ersehen, in welchem Verhältnis Fahrgeschwindigkeit und Zugstärke vor und nach dem 15. Mai 1926 stehen.

Die Erhöhung der Achsenzahl eines Zuges trotz Steigerung der Fahrgeschwindigkeit war nur durch die Einführung der Kunze-Knorr-Bremse möglich. Trotz dem langen Wege, den die von der Luftpumpe der Lokomotive aufgesaugte Luft von der Spitze des 120 Achsen starken Personenzuges (bei Güterzügen sogar 150 Achsen) bis zum letzten Wagen durchlaufen muß, wirkt die Bremse derart vorzüglich, daß ein gleichmäßiges Anlegen der Bremsklötzer im ganzen Zuge erfolgt. Und dabei ist die Betriebssicherheit mehr als bisher gewahrt. Die Erhöhung der Ge-



Die technischen Fortschritte der Reichseisenbahn.

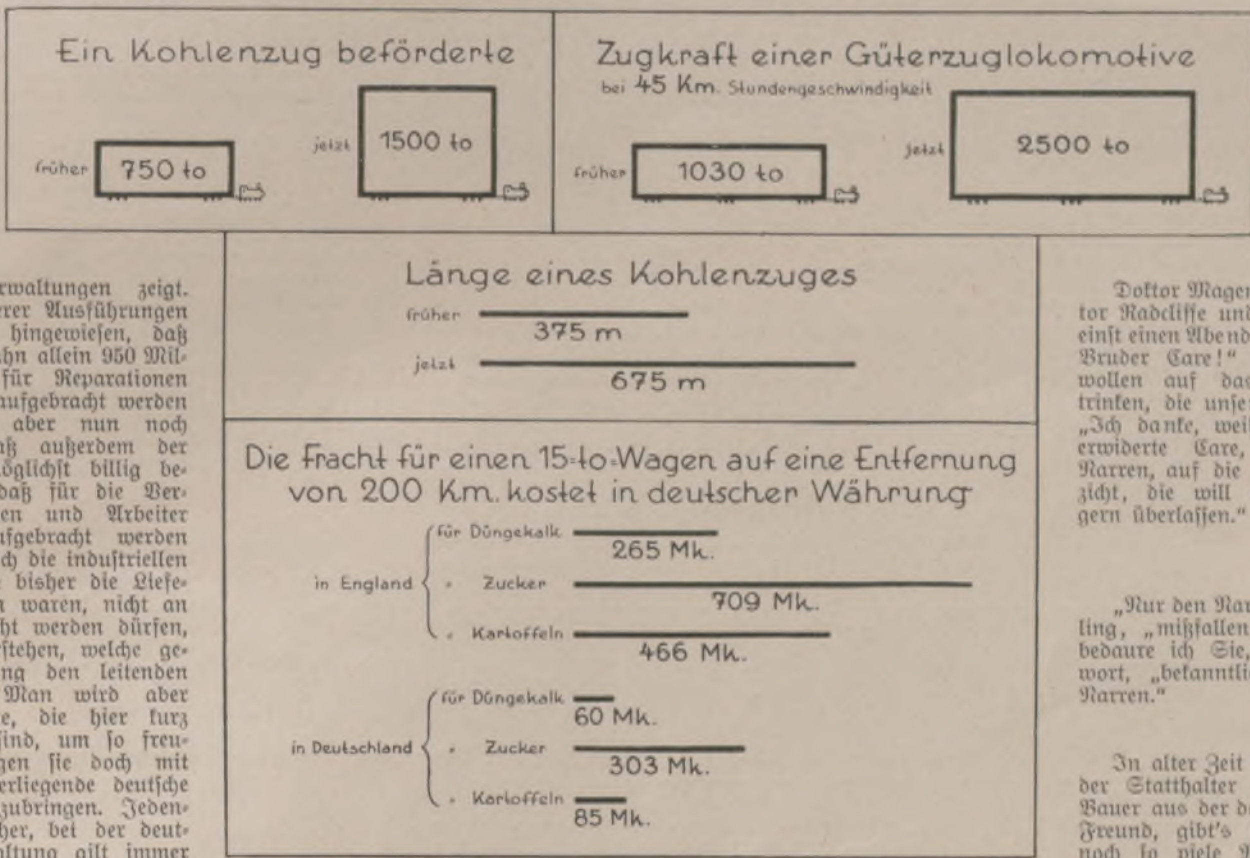
schwindigkeit und der Achsenzahl wirkt natürlich auf die Wirtschaftlichkeit des Unternehmens, denn einmal wird die Zugkraft der Lokomotiven besser ausgenutzt, und dann kann das Wagenmaterial nach beendeter Fahrt früher wieder dem Verkehr übergeben werden. Besonders im Güterverkehr wird sich dies günstig auswirken.

Die Zusammenstellung Auslastung der Güterzüge unserer Zeichnung führt uns vor, wie einst und jetzt Fahrgeschwindigkeit und Zugstärke sich gegeneinander auswirken. Die beiden folgenden Darstellungen zeigen die mit einem Zuge einst und jetzt beförderte Kohlenmenge und die Zugkraft einer Lokomotive bei einer Stundengeschwindigkeit von 45 km auf normaler Strecke. Während früher etwa 1030 t befördert wurden, befördert jetzt eine Güterzuglokomotive der neuesten Bauart unter den gleichen Verhältnissen über das Doppelte, nämlich 2500 t.

Noch ein Wort zu den Frachttarifen. Hier hat die Eisenbahn-Verwaltung sich mit Erfolg bestrebt, den Bedürfnissen des Volkes in Wirtschaft und Industrie entgegenzukommen, wie auch ein Vergleich der Tarife der deutschen Eisenbahngesellschaft mit denen fremder Verwaltungen zeigt.

Am Anfang unserer Ausführungen hatten wir darauf hingewiesen, daß von der Reichseisenbahn allein 950 Millionen Reichsmark für Reparationen und Verkehrssteuern aufgebracht werden sollen. Wenn wir aber nun noch weiter bedenken, daß außerdem der Verkehr gut und möglichst billig bedient werden soll, daß für die Versorgung der Beamten und Arbeiter große Summen aufgebracht werden müssen, und daß endlich die industriellen Unternehmungen, die bisher die Lieferanten der Eisenbahn waren, nicht an den Bettelstab gebracht werden dürfen, dann wird man verstehen, welche gewaltige Verantwortung den leitenden Männern obliegt. Man wird aber auch die Fortschritte, die hier kurz ausgeführt worden sind, um so freudiger begrüßen, tragen sie doch mit dazu bei, die daniederliegende deutsche Wirtschaft wiederhochzubringen. Jedenfalls ist das eine sicher, bei der deutschen Eisenbahnverwaltung gilt immer noch der alte Wahlspruch „Volldampf voraus!“

Hüffen.



Technische Fortschritte und Frachtsätze der Reichseisenbahn.

NARREN

ANEKDOTEN UND AUSSPRÜCHE

Friedrich IV., Kurfürst von der Pfalz, sagte einmal im Zorn zu seinem Hof- und Schalksnarren, dem sogenannten Pritschen-Peter: „Grobian, du mußt mir sofort den Hof räumen!“ — „Sehr wohl,“ erwiderte der Narr, „laßt mich nur gleich bei der Silberkammer anfangen.“

*

Kaiser Maximilian I. pflegte zu sagen, jeder junge Gelehrte müsse sieben Jahre lang das Narrenseil ziehen, und wenn er in diesen sieben Jahren eine Stunde seiner Narrheit versäume, müsse er wieder von vorn anfangen.

*

Der Kerl ist zu dumm, um ein Narr zu werden.

(Engl. Sprichwort.)

*

Doktor Magendi zu Canterbury, Doktor Radcliffe und Doktor Care brachten einst einen Abend recht fröhlich zu. „Höre, Bruder Care!“ sprach Radcliffe, „wir wollen auf das Wohl aller Narren trinken, die unsere Patienten sind.“ — „Ich danke, weiser Bruder Radcliffe!“ erwiderte Care, „überlasse mir alle Narren, auf die übrigen leiste ich Verzicht, die will ich dir als Patienten gern überlassen.“

*

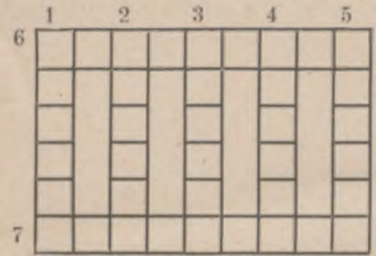
„Nur den Narren“, sagte ein Dichterling, „mißfallen meine Verse.“ — Da bedaure ich Sie,“ erhielt er zur Antwort, „bekanntlich ist die Welt voller Narren.“

*

In alter Zeit fragte ein Herr von X., der Statthalter in Y. gewesen, einen Bauer aus der dortigen Gegend: „Mein Freund, gibt's bei Euch denn immer noch so viele Narren?“ — „Gottlob, nicht mehr so viele, als da Sie bei uns waren“, lautete die Antwort.

ZUM NACHDENKEN

Leiterrätsel.



Richtig geordnet, ergeben die Buchstaben:

a a a a d d d e e e e h i i i i i i m m m n n n o o o o r r r r s t t t t u

senkrecht: 1 Stadt in Spanien, 2 Bezeichnung für Salpeter, 3 Bezeichnung für neuzeitlich, 4 Insel im Stillen Ozean, 5 abgeteiltes Maß; wagerecht: 6 Vorrichtung zum Messen des Dampf- oder Gasdrucks, 7 Ausdehnung eines Körpers nach Länge, Breite und Höhe.

Kryptogramm.

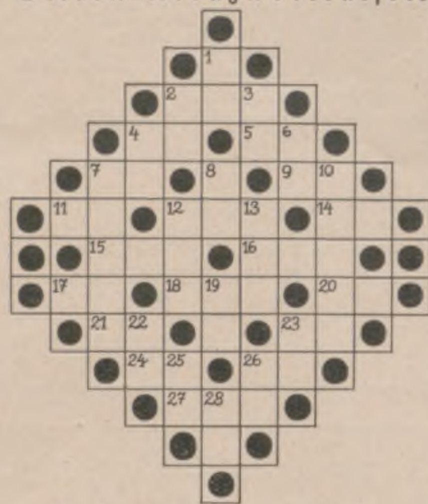
Jedem der nachstehenden Wörter sind 3 zusammenhängende Buchstaben zu entnehmen, die, aneinandergereiht, ein Sprichwort ergeben: 1 Seewasser, 2 Kleid, 3 Fichte, 4 Werwolf, 5 Lorbeer, 6 Fenster, 7 Drachen, 8 Flinte, 9 Kranich, 10 Zuchttier, 11 Scheuer, 12 Narwal, 13 Passau, 14 Brauerei, 15 Landwirt, 16 Gardist, 17 Rotdorn, 18 Pappel, 19 Walter, 20 Heuernte.

Zusammensetzrätsel.

— li — Volk des Altertums
— li — Gerichtsbegriff
— li — Salzwerk
— li — Frucht
— li — Zahl
— li — weiblicher Vorname
— li — Muse
— li — Prophet
— li — Hochbild.

Jeder Strich ist durch eine der folgenden Silben zu ersetzen: a — a — as — bi — e — e — ef — er — gal — mil — ne — o — on — re — sa — se — tha — ve. Die Anfangsbuchstaben der sich ergebenden Wörter nennen, von oben nach unten gelesen, einen wichtigen Behälter.

Silben-Kreuzworträtsel.

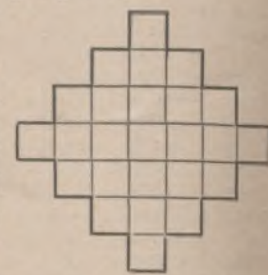


Aus den Silben:

a — a — al — am — be — bel — ber — der — do — el — ge — gen — gie — go — kel — le — le — lei — li — lo — lü — ma — mus — na — ne — ne — ni — nis — o — on — ra — re — re — re — ro — se — se — si — ta — ta — ter — ti — ti — var — ve — zin

sind 34 Wörter zu bilden und so in die freien Felder der obenstehenden Zeichnung einzutragen, daß jedes freie Feld von einer Silbe besetzt wird. Bei jeder Ziffer beginnt ein neues Wort, das so viele Silben hat, wie freie Felder bis zum nächsten schwarzen Block vorhanden sind. Die Wörter bedeuten: Wagerecht: 2 Insekt, 4 Wirtschaftsgerät, 5 weiblicher Vorname, 7 Blutgefäß, 9 weiblicher Vorname, 11 Laster, 12 italienischer Geigenbauer, 14 Verwaltung, 15 indischer Dichter, 16 Figur aus der griechischen Sage, 17 französischer Schriftsteller, 18 Landschaft in Spanien, 20 Land in Asien, 21 Verwandter, 23 Mitgründer Roms, 24 Weinernte, 26 Fischeier, 27 Figur aus der griechischen Sage; senkrecht: 1 Naturerscheinung, 2 Hohlmaß, 3 Körperorgan, 4 Fluß in Hannover, 6 chinesische Münze, 7 Pflanzenwuchs, 8 weiblicher Vorname, 10 Ehrentitel regierender Fürsten, 12 Teil des Zirkus, 13 Papstkrone, 19 Besitzung des Fürsten Bismarck in Pommern, 22 Handwerkszeug, 23 Naturerscheinung, 25 Figur aus Wallenstein, 26 Amtskleid, 28 deutscher Fluß.

Magische Figur.



Bei richtiger Einordnung der Buchstaben

a a a b b e e e e e e f f g g n n r r s t t t t t

in die Felder nebenstehender Figur ergeben sich wagerecht und senkrecht gleichlautende Wörter von folgender Bedeutung: 1 Mitlaut, 2 türkischer Titel, 3 Teil des ehemaligen Ungarns, 4 Teil des Hauses, 5 Ehehälfte, 6 Getränk, 7 Mitlaut.

Tauschrätsel.

Du bekommst eine Frucht für ein Gebäck,
Nimmst du von diesem ein „l“ nur weg.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in der nächsten Nummer.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4298.

Verschmelzungsrätsel: 1 **K**amerun, 2 **E**rdbeere, 3 **I**nsekten, 4 **N**achtigal, 5 **K**olonien, 6 **O**mpteda, 7 **R**heingold, 8 **N**auheim, 9 **O**rchester, 10 **H**annover, 11 **N**ietzsche, 12 **E**isenbahn, 13 **S**teiermark, 14 **P**yramiden, 15 **R**abatt, 16 **E**uterpe, 16 **U**kraine: Kein Korn ohne Spreu.

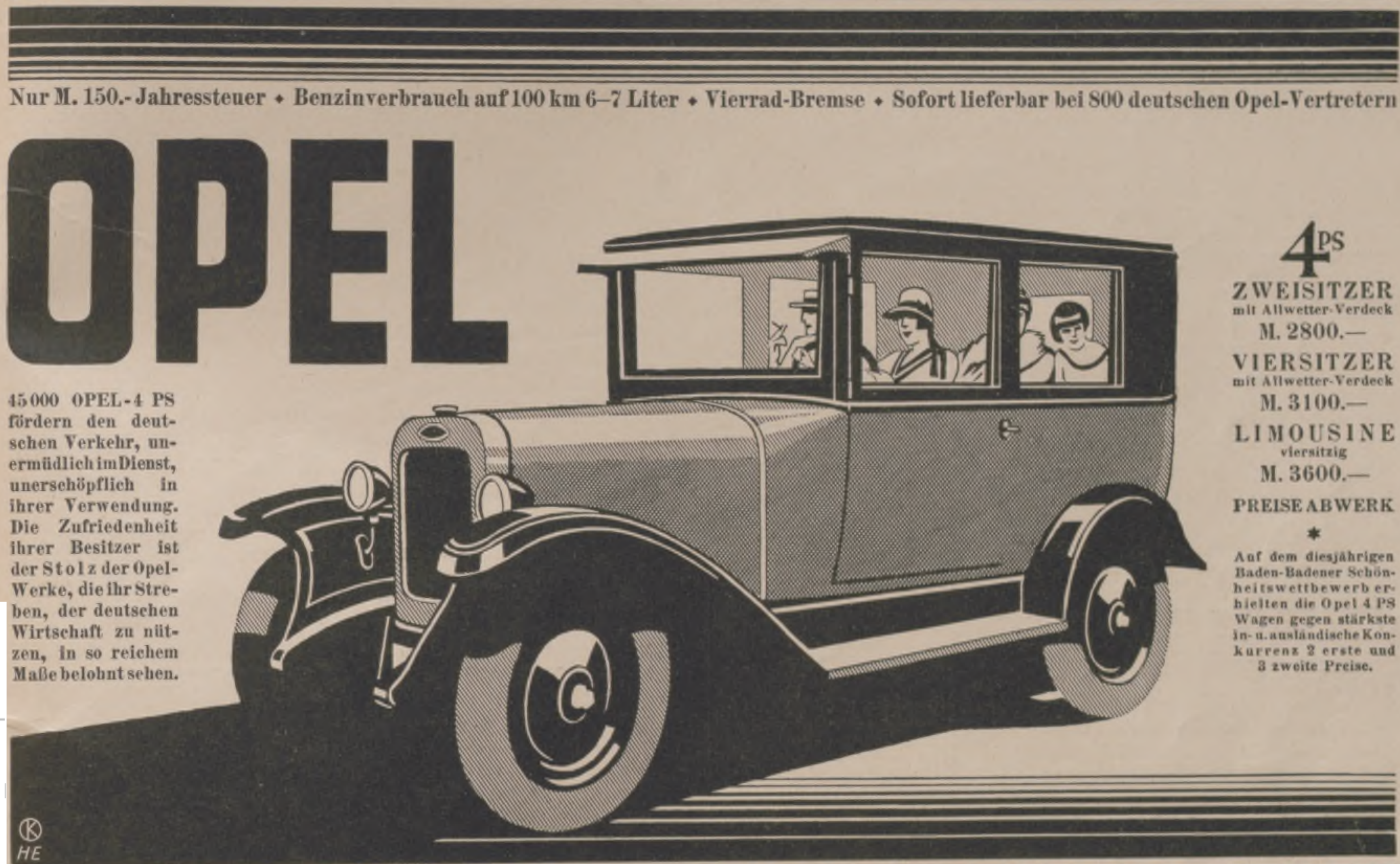
Verwandlungsrätsel: Man erhält zunächst die Worte: Schwalbe, Lied, Kirsche, Erbse, Weichsel, Wange, Lagune. Streicht man l, e, s, s, i, n, g aus den einzelnen Wörtern, so bleiben: Schwabe, Lid, Kirche, Erbe, Wechsel, Wage, Laune. Die gestrichenen Buchstaben ergeben, der Reihe nach gelesen: Lessing.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Sonate, 5 Aloe, 6 Oboe, 8 Druide, 9 Orla, 11 Nana, 14 See, 15 Atem, 17 man, 18 Nil, 20 Orb, 22 Nab, 23 Lee, 24 Ire, 26 Abel, 27 Ria, 29 Sipo, 31 Eger, 32 Pappel, 35 Skat, 36 Meta, 37 Lebrun; senkrecht: 1 Soda, 2 Oer, 3 Tod, 4 eben, 5 Aare, 7 Erna, 9 Osiris, 10 Lennep, 12 Amberg, 13 Ansgar, 15 Alba, 16 Moll, 19 ja, 21 re, 25 Rips, 28 Jena, 30 Opal, 31 Elen, 33 Ate, 34 Emu.

Silbenrätsel: 1 Erythräa, 2 Ideal, 3 Nepal, 4 Epidemie, 5 Saloniki, 6 Mesopotamien, 7 Abend, 8 Naemi, 9 Najade, 10 Erasmus, 11 Sabbat, 12 Tohuwabohu, 13 Ulan, 14 Garmond, 15 Endivie, 16 Nimrod, 17 Delikatesse, 18 Ekuador, 19 Regierung, 20 Pelerine, 21 Rauhreif, 22 Okarina, 23 Borah, 24 Taxator. — „Eines Mannes Tugend erprobt allein die Stunde der Gefahr!"

Überirdisch: Götterdämmerung.

Verkapptes Rechenexempel: Anderthalb Drittel von Hundert ist genau so viel wie die Hälfte von Hundert, also gleich 50. Denn $\frac{1^1/_2}{3} = \frac{^3/_2}{3} = \frac{3}{6} = \frac{1}{2}$.





Über den Bubikopf hat der König der Pariser Haarkünstler, Antoine, in einer Pariser Zeitschrift bemerkenswerte Auslassungen veröffentlicht. Danach wird Einfachheit die Grundnote der weiblichen Haartracht im neuen Jahre sein. „Die Frauen von heute", so schreibt Antoine, „sind zu praktisch und zu verwöhnt, um sich kunstvolle und beschwerliche Haartrachten aufdrängen zu lassen. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß lange Haare noch unbeliebter als bisher sein werden. Die Frau, die endlich einen Stil der Frisur gefunden hat, den sie beim Tennis und beim Reiten, bei der Arbeit und beim Vergnügen, bei Tag und bei Nacht innehält, wird sich diesen Vorteil nicht aus der Hand winden lassen. Der Bubikopf wird während des Tages einfach und schlicht getragen, während man ihn für den Abend in Wellen legt. Wie kurz das Haar getragen wird, das hängt vom persönlichen Geschmack ab; aber die Mehrzahl der Damen wird den Herrenschnitt besser vermeiden." Diese Auslassungen des führenden Pariser Friseurs entsprechen durchaus der in deutschen Fachkreisen herrschenden Meinung über die weitere Entwicklung der Bubikopf-Frisur. Aber selbst die einfachste Form des Bubikopfes bedarf, um stets gepflegt und kleidsam zu wirken, vor allem der regelmäßigen Pixavon-Haarwäsche, die das Haar geschmeidig und leicht frisierbar macht. Der schimmernde Glanz des Haares nach dieser Kopfwäsche wirkt entschieden anziehender und pikanter, als manche anspruchsvolle Frisur, der das Wichtigste fehlt: die durchgreifende Pflege des Haares durch das unübertreffliche Pixavon.

„Le coup de Fusil."

Das Wort Flintenschuß — coup de Fusil — hat im Französischen auch einen bildlichen Sinn: es bedeutet eine stark gepfefferte Rechnung, die im allgemeinen nicht weniger erschreckend wirkt, als ein Schuß. Ein Restaurant jedoch, das schon durch seine Benennung seine Gäste vor allerlei Überraschungen peinlicher Art warnt, mag sicherlich nicht etwas Böses und noch weniger ein Nepplokal sein. Das Pariser Restaurant „Le coup de Fusil" (Avenue Victor Emanuel 28) ist durch seine vorzügliche Küche, seine ausgezeichneten Weine berühmt. Für wirkliche Feinschmecker bestimmt, dient der „Flintenschuß" wahrscheinlich nur dazu, um jene abzuschrecken, die nicht wahre und überzeugte Freunde lukullischer Genüsse sind. „Le coup de Fusil" ist Treffpunkt zahlreicher Künstler.

„Le Rat Mort."

Die Benennung allein — Restaurant zur toten Ratte — genügt, damit ein jeder errate: hier ist man inmitten des Herzens von Montmartre in Paris. Ein Nachtlokal voller Lust und guter Laune, mit Jazz und mit Tanz, als wollte diese muntere, elegante Menge von Herren und Damen die am Schild verkündete tote Ratte feiern. „Le rat est mort, vive le rat"... Von Ratten bekommt man nichts zu sehen, dagegen Ballettratten als Tänzerinnen. Außerdem findet man in diesem Restaurant äußerst sorgfältige und preiswerte Küche. Man pflegt zu sagen: Wer das Wort „Rat Mort" nicht kennt, hat Paris-Montmartre eben nicht gesehen.







Die Saison in Deauville

hat am 10. Juli unter Teilnahme vornehmster Persönlichkeiten mit dem Fest „Die Damen-Eleganz am Strand" die fast unerschöpfliche Reihe ihrer Feste begonnen. Was dabei die ersten Modehäuser Redfern, Lanvin, Patou, Jenny, Philipp & Gastone usw. geboten haben, übertraf jede Erwartung. Die schaumgeborene Aphrodite hätte nur schwer die Palme erhalten, wenn sie mit den in Deauville in die Wellen steigenden Schönheiten darum gerungen hätte. Und wie hätte die Göttin dem mit Edelsteinen besäten Badekostüm von Patou widerstehen können, einem Kostüm, das trotz dem Spottpreis von 5000 M. sofort eine Abnehmerin fand. Im Mittelpunkt aller dieser Veranstaltungen steht ein Mann, dessen unermüdlicher Geist und Scharm seit Jahren die Stelle des ungekrönten Herrschers des Landes der Vergnügungen sichert: Herr André, der für den Sommer Deauville, für den Herbst La Baule und für den Winter Cannes durch seine wunderbaren Eigenschaften zur beherrschenden Stätte des Vornehmen und Eleganten gemacht hat. Der Auftakt zur Deauviller Saison ist gegeben: in bunter Reihe folgen die Feste, die alle hervorragend zu werden versprechen und deren Glanzpunkt der Blau-Weiße-Regatta-Ball und der Grand-Prix von Bad Deauville sein werden.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris, 26 Avenue de l'Opéra.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG I. I. WEBER, LEIPZIG

NR. 4300. 169. BAND EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 11. AUGUST 1927

DER SCHÖNSTE TAFELSCHMUCK



BERNDORFER BESTECKE

ART. KRUPP BERNDORF

Erhältlich in allen Fachgeschäften und in den Niederlagen: Berlin W., Leipzigerstraße 6, München, Weinstraße 4, Wien, I. Wollzeile 12, I. Graben 12, VI. Mariahilferstraße 19/21, Prag, Ulice 28 rijna 11, Budapest, IV. Vaci utca 4. Zweigfabriken: Eßlingen a. N., Luzern, Murbacherstraße 1, Mailand, Via Pergolesi 8-10, Bukarest, Strada C. A. Rosetti 3.
Berndorfer Metallwarenfabrik Arthur Krupp A. G. Berndorf, N.-Oest.



Herz-, Nerven- und Stoffwechselleiden. | Rheumatismus, Gelenkleiden, Lähmungen.

Dr. Köhler's Sanatorium Bad Elster

Sämtl. physik.-diät. Heilmittel und die Kurmittel des Bades (Moorbäder im Hause) Höchster Komfort.

Frauenleiden.

Man verlange Prospekt

Schottenhaml

Café am Tiergarten Berlin
Terrassen an der Siegesallee
DIE KONTINENTALE SEHENSWÜRDIGKEIT

ALTBERLINER PORZELLANKABINETT
aus der staatl. Porzellanmanufaktur Berlin
SEIDENSAAL · BAR · ALABASTER-TANZSAAL

Bad Salzungen in Thür.

Solbad mit grossem Inhalatorium.
Gradierhäuser mit 27% Solezerstäubung. Pneumatische Kammern. Moorbäder und Kohlensäurebäder. — Heilerfolge bei Katarrhen der Atmungsorgane, Asthma, Emphysem, Skrofulose, Rachitis, Rheumatismus und Herz- und Frauenleiden. — Wald. Kurkonzerte, Kurtheater usw.
Prospekte durch die Badedirektion.

KURHAUS für Nervenkranke **Tannenfeld** bei Nöbdenitz, Thüringen. Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.

DAVOS-Dorf 3: Sanatorium Seehof. Prosp. Preise ab M. 13.-
DAVOS-Platz 3: Platzsanatorium. Prosp. Preise ab M. 14.-

Bad Blankenburg Thüringerwald
Sanatorium für Nervenkranke
Sanitätsrat Dr. Warda

„Le Coup de fusil" 28 Avenue Victor Emanuel ✻ *„Chez Marianne" am Montmartre. Bd. Clichy*
Zwei gute Pariser Restaurants



Sanatorium Am Goldberg
Bad Blankenburg, Thür. Wald. Tel. 44

HOTEL PRIMAVERA 147-ter Rue D'Alésia **Paris.**
Deutsch sprechendes Personal. — Fließendes Wasser. — Garage. — Lift. — Jeglicher Komfort. — Mässige Preise.

San.-Rat Dr. Bielings Waldsanatorium
Tannenhof Friedrichroda in Thür.
zu klin. Behandlung u. Spezialdiät. Kuren bei Nerven-, Herz-, Magen-, Darm- u. Stoffwechselkrankheiten, speziell Basedow u. Fettleibigkeit.

Béchoff
COUTURE · FOURRURES · MODES
9, Faubourg St Honoré · Paris.

Kauft Bücher. Verlagsverzeichnis kostenlos. J. J. Weber, Leipzig C 1.



KOH-I-NOOR
L. & C. HARDTMUTH

Polytechnikum Friedberg i/H
MASCHINENBAU · HOCH- u. TIEFBAU · ELEKTROTECHNIK
Semesterbeginn: Anfang April u. Oktober. Drucksachen durch das Sekretariat

Erziehungs- und Bildungsinstitute der Schweiz.

Clarens-Montreux, Villa Rurik, Töchterpensionat. Mr. et Mme. Scheerer-Schnewlin.

Lausanne Institut de Werra Pensionat für junge Mädchen. Manoir-Signal **Haushaltungsschule** Prospekte. Beste Referenzen. Madame de Werra, Dir.

Englisch in 30 Stunden geläufig sprechen lernt man nach interessanter u. leichtfaßlicher Methode durch briefl. Fernunterricht. Erfolg garantiert. 500 Referenzen. Prosp. geg. Rückp. **Spezialschule für Englisch „Rapid", Luzern 72** (Schweiz).

Pensionat Johnston, Chailly-Lausanne für junge Mädchen von 16-18 Jahren. Gründl. Erlernung der französ. u. englisch. Sprache. Musik, Sport, Familienleben. Beschränkte Schülerzahl.

Universität Halle.
Das Verzeichnis der Vorlesungen für das Wintersemester 1927/28 ist im Verlage von Max Niemeyer in Halle a. S. erschienen und von dort sowie durch jede Buchhandlung für eine Reichsmark zu beziehen.

Ingenieur-Akademie Wismar/Ostsee
Schulvorbildung: „Einjähriges" / Studienbeginn am 1. Oktober
Anrechnung ausw. techn. Stud. / Jll. Programm kostenlos

Chr. Tauber Photo-Haus Wiesbaden L. 1.



Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfacher bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel. Illustr. Preisliste Nr. 1 Direkter Versand nach allen Weltteilen

Halle/S. Dr. Harangs Höh. Lehranstalt Gegr. 1864. Fernruf 1115. Vorbereitung für alle Prüfungen und Klassen. Vorschule — Oberprima. Umschulung. Halbjahrsklassen. Eintritt jederzeit. **Schülerheim.**

Nervosität Von Dr. P. J. Möbius. Dritte Auflage. 1 RM. Verlag J. J. Weber, Leipzig C 1.

Zur Tilgung von Säurebildung im Magen wird „Staatl. Fachingen" unter allen natürlichen Brunnen in erster Linie erwähnt.

Der Wunsch aller Kinder.
Bubi-Auto sehr beliebtes Fahrzeug für die Kleinen von 2-4 Jahren.



Räder: mit Gummi, **Antrieb:** durch Pedale, **Lenkung:** bequem durch Steuerrad, **Lackierung:** hübsch hellgrün mit roten u. schwarzen Verzierungslinien. **Kleine Hupe. Preis p. St. Mk. 15.- ab Lager.** Auf Wunsch Zahlungserleichterung: 1/3 Anzahlg. od. Nachn., Rest in 2 Monatsrat. Ill. Katal. üb. größ. Kinderautos von einfach. bis zur Luxusausführ. grat.
Gebr. Pomeranz Abtlg. Versand, Hannover 2. Heinrich-Heinestrasse 60. Postscheckkonto Hannover 30685.

DER DEUTSCHE EDELSECT
Meunier
MEUNIER & Co HOCHHEIM A/M

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4300. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 11. August 1927.

ZU HINDENBURGS 80. GEBURTSTAG!

In einer seiner Sitzungen hat sich das Reichskabinett auch mit der Feier des

80. Geburtstages des Herrn Reichspräsidenten von Hindenburg am 2. Oktober d. Js.

beschäftigt. Es ging dabei von der Auffassung aus, daß das deutsche Volk es sich nicht nehmen lassen wird, dem Herrn Reichspräsidenten anläßlich seines Ehrentages erneut seine Anhänglichkeit und Verehrung zu bezeigen. Andererseits ist die Reichsregierung aber überzeugt, im Sinne des Herrn Reichspräsidenten zu handeln, wenn sie von kostspieligen allgemeinen Feiern aus diesem Anlaß Abstand nimmt und den guten Wünschen zu dem Geburtstag eine Form gibt, die dem Ernst der Zeit und der Not unseres Volkes Rechnung trägt. Um jedem Deutschen daheim und draußen die Möglichkeit zu geben, seiner dankbaren Verehrung für die Person des Herrn Reichspräsidenten Ausdruck zu verleihen, haben die Reichsregierung und die Regierungen der deutschen Länder beschlossen, eine

„HINDENBURG-SPENDE“

zu veranstalten, die dem Herrn Reichspräsidenten an seinem 80. Geburtstag übergeben werden soll. Sie sind gewiß, den Wünschen des Herrn Reichspräsidenten entgegenzukommen, wenn sie ihm vorschlagen werden, die aufgekommenen Mittel in erster Linie dem Personenkreis zugute kommen zu lassen, der ihm besonders nahesteht, nämlich den Kriegsbeschädigten und Kriegshinterbliebenen. Neben der Sammlung von Spenden, die in Verbindung mit den großen Spitzenorganisationen des Wirtschaftslebens usw. durchgeführt werden soll, ist die Ausgabe einer **HINDENBURG-BRIEFMARKE** in Aussicht genommen. Sie soll weiteren Kreisen die Möglichkeit der Beteiligung an dem Geburtstagsgeschenk für den Reichspräsidenten geben. Ihr Erlös ist vorzugsweise für schwer notleidende Mittelstandsangehörige, Sozialrentner usw. bestimmt.

Die Geschäftsstelle der Hindenburg-Spende, Leitung: Ministerialrat Dr. Karstedt, befindet sich Berlin NW. 40, Scharnhorststr. 35, Amt Norden 2831.
Beiträge werden vom Reichsbankgirokonto und folgenden Postscheckkonten der Hindenburg-Spende entgegengenommen: Berlin Nr. 73 800, Breslau Nr. 54 000, Dortmund Nr. 11 000, Erfurt Nr. 29 000, Essen Nr. 8 000, Frankfurt/Main Nr. 67 000, Hamburg Nr. 83 000, Hannover Nr. 7 000, Karlsruhe/Baden Nr. 6 600, Köln Nr. 107 000, Königsberg (Pr.) Nr. 900, Magdeburg Nr. 1 300, Stettin Nr. 5 700.
Weiterhin werden Spenden entgegengenommen bei sämtlichen Postanstalten, Fahrkartenschaltern, Stations- und Güterkassen, allen Reichsbanknebenstellen, Banken, Sparkassen, den Kassen der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften, der Raiffeisenorganisationen usw.
Für Bayern, Sachsen und Württemberg sind besondere Landesgeschäftsstellen der Hindenburg-Spende errichtet worden: a) Bayerische Landesgeschäftsstelle der Hindenburg-Spende, München, Theatinerstr. 3 (Postscheckkonten: München 9000, Nürnberg 43 000, Ludwigshafen/Rhein 17 700); b) Sächsische Landesgeschäftsstelle der Hindenburg-Spende, Dresden-A., Waisenhausstr. 27 (Postscheckkonten: Dresden 37 000, Leipzig 6 800); c) Württembergische Landesgeschäftsstelle der Hindenburg-Spende, Stuttgart, Falkertstraße (Postscheckkonto: Stuttgart 23 000).

Pfirsiche in flüssigem Gold. Buntgemischte Bowlen von Wein, Zucker und Kräutern, dazu Selterswasser und womöglich noch Kognak sind nicht jedermanns Sache. Aber ein gut zubereitetes Getränk während der heißen Jahreszeit möchten wir Ihnen verraten: „Pfirsiche in flüssigem Gold!“ Nachdem man einen mit silberner Gabel angestochenen Pfirsich in ein leeres Sektglas gelegt hat, gieße man gut geeisten „Kupferberg Gold“ darüber und lasse ein wenig „ziehen“. Der Duft des Pfirsichs wird sich mit dem Wohlgeschmack dieser vorzüglichen Sektmarke rasch zu einem wundervoll aromatischen Getränk verbinden.

Allgemeine Notizen.

Einigungsbestrebungen im deutschen Schrifttum. Der Schutzverband deutscher Schriftsteller (Berlin) hat dem Verband deutscher Bühnenschriftsteller und Bühnenkomponisten, dem Verband deutscher Erzähler und dem Kartell lyrischer Autoren vorgeschlagen, sich zu einem Reichsverband des deutschen Schrifttums zusammenzuschließen.

Der „Sommer der Musik" in Frankfurt a. M. erweckt in allen Kulturländern Bewunderung und wird allgemein als Weltausstellung der Musik bezeichnet. Bis jetzt hat diese Kulturgemeinschaft Europas zu Konzerten und Veranstaltungen nach Frankfurt a. M. geführt: das „Orchestre des Concerts du Conservatoire" aus Paris, die Wiener Philharmoniker, den Kölner Domchor, den Salzburger Domchor, den Münchener Domchor, den Chor der Römischen Basiliken unter Monsgr. Casimiri, den Engelbrechts-Chor aus Stockholm, die Thomaner aus Leipzig, den Michaelischor aus Hamburg, den Kirchenchor von St. Jacobi-Chemnitz, tschechoslowakische, jugoslawische, englische, schweizerische Chöre, die Banda municipale aus Venedig, das Ballett der Großen Oper aus Paris, führende Synagogenchöre. Die Richard-Wagner-Woche des Frankfurter Opernhauses fand stürmischen Beifall. Zum Musikfest der Internationalen Gesellschaft für neue Musik waren die hervorragendsten Musiker der Gegenwart aus aller Herren Ländern zusammengeströmt. Zahlreiche deutsche Vereine haben gesungen und sind noch angemeldet. Kurz, die Erwartungen, die auf den „Sommer der Musik" gesetzt worden sind, haben sich bis jetzt in vollem Umfang erfüllt. Es kommt dem künstlerischen Schaffen Deutschlands und der Welt zugute, was in Frankfurt a. M. in diesem Sommer an großzügiger kultureller Arbeit geleistet wird.

Zur Reinigung der englischen Sprache fand in London eine Konferenz statt, in der Bernard Shaw erklärte, daß es nach seinen Erfahrungen 42767500 verschiedene englische Dialekte gäbe, soweit er sie festgestellt habe. Naturgemäß betrachte jeder einzelne dieser Dialektsprecher alle andern als minderwertig, und so sei die Unsicherheit und Unklarheit nur zu leicht zu erklären, da leider keine Zentralstelle bestände, die kategorisch erklären könne: Das ist richtig und das ist falsch. Er erinnere nur an den Besuch Wilsons und die Erregung, als dieser in einer seiner Reden an Stelle des Wortes

„oblige“ das Wort „obligate“ gebraucht habe. Allgemein sei damals wohl der Gedanke in England aufgetaucht: wie ist so etwas bei einem Präsidenten, einem Professor möglich? Und könne wohl jemals in England jemand König werden, der „obligate“ an Stelle „oblige“ (verpflichten, verbinden) gebrauchen würde. Deshalb gehe er wohl nicht zu weit, wenn er, Shaw, jetzt behaupte, daß allein die Dialektfrage noch vielfach befähigte Leute von gewissen Posten und Würden ausschließe. Im Augenblick behaupte er, daß es in der ganzen Welt noch kein korrektes Englisch gibt, denn jeder der 42 767 500 Personen und Dialektsprecher wird jederzeit bereit sein, im Gespräch mit einem Amerikaner z. B. zu versuchen, sich dem Dialekt anzupassen und so wieder einen Dialekt zur Welt zu bringen, den noch keiner jemals vorher hörte. Der Mann des Volkes aber muß zu uns kommen können mit der Frage: Was ist richtiges Englisch. Wir müssen dahin kommen, ihm sagen zu können: Das ist richtig, das ist falsch. Dieser in Amerika vor längerer Zeit gemachte Vorschlag von Richtlinien ist in England freudig aufgenommen worden.

Der Neubau des Deutschen Hygiene-Museums. Nachdem der sächsische Staat und die Stadt Dresden die Mittel für den Museumsbau genehmigt haben und auch begründete Aussicht besteht, daß das Reich einen Teil der Baukosten übernimmt, hat der Vorstand des Deutschen Hygiene-Museums die Baupläne nach dem Entwurf von Professor Dr. Wilhelm Kreis, Dresden genehmigt. Es wurde nunmehr ein Bauausschuß gebildet, dem folgende Herren angehören: Ministerialrat Dr. Kramer als Vertreter der sächsischen Staatsregierung; Baurat Wolf als Vertreter des Rates zu Dresden; Baurat Wahl für die technischen Fragen, ebenfalls vom Rat zu Dresden; Professor Dr. W. Kreis für die Bauleitung, Reg.-Rat Seiring als Vertreter des Bauherrn.

Eine Vogelwarte auf der Mettnau. Auf der Bodensee-Halbinsel Mettnau bei Radolfzell, wo noch das Landhaus steht, in dem Viktor v. Scheffel in vorgeschrittenen Lebensjahren auszuruhen pflegte, soll eine Vogelwarte errichtet werden. Das Jagdrecht auf der Insel ist vom Bund für Vogelschutz gepachtet worden, um jeden Eingriff in das Tierleben auf der Insel zu verhindern. Dieser ornithologische Schutzpark wird der erste im deutschen Binnenland sein; bisher gibt es nur zwei an der deutschen See: auf Helgoland und in Rossitten (Kurische Nehrung).

Illustrirte Zeitung



Schutz eines alten Baudenkmals vor der Zerstörung: Restaurierungsarbeiten am Zwinger in Dresden.

Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Walter Zeising.

Der nach seiner Lage in einem ehemaligen Zwingergarten genannte Zwinger in Dresden (1711—1722 unter Augusts des Starken Regierung von Pöppelmann erbaut) zeigte immer deutlichere und augenfälligere Spuren des Verfalls. Um das Zerstörungswerk der Zeit an diesem einzigartigen Barock-Prachtbau aufzuhalten, arbeitet man seit einiger Zeit eifrig an der Ausbesserung der entstandenen Schäden und an der Erneuerung des bereits Vernichteten. So gleicht der sonst so festlich-heitere Ort jetzt einer Stätte lebhafter Arbeit, wo der Meißel des Bildhauers regiert.



Die Enthüllung des Gefallenendenkmals an der Universität am 29. Juli.



Der preußische Kultusminister Dr. Becker (links), der Jubiläumsrektor Geheimrat Dr. W. Busch (Mitte) und Oberbürgermeister Müller auf dem Wege zum Festaktus.





Vizekanzler und Reichsjustizminister Dr. Hergt (×) beim Verlesen des Glückwunschschreibens des Reichspräsidenten v. Hindenburg während des Festaktes am 30. Juli. — Nebenstehend: Der feierliche Zug der Studentenschaft nach dem Festzelt.





Links: Aus dem historischen Festzug am 31. Juli, der den Einzug des Landgrafen Philipp zur Gründung der Universität im Jahre 1527 darstellte: Landgraf Philipp mit seiner Gemahlin und dem Hofstaat. Rechts: Der große Festkommers der Burschenschafter auf dem Marktplatz.

DIE 400-JAHRFEIER DER UNIVERSITAT MARBURG ‹29.–31. JULI›.

WELTKOALITIONEN

VON DR. ALBRECHT WIRTH

Die Wörter Imperialismus und Weltpolitik sind erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts aufgekommen, allein die Sache selbst war schon seit Jahrtausenden im Schwange. Wenn zwar die alten Könige Babylons sich die Herren der vier Weltgegenden nannten, und wenn die Pharaonen in schwülstigen Hofberichten ihre Siege über alle Völker des Erdkreises feierten, so weiß man, daß die damals bekannte Erde nur ein kleiner Ausschnitt unseres Globus war. Wenn dagegen die Römer mit den Parthern und sogar den Chinesen im Gesandtschaftsverkehr standen, wenn es im 5. Jahrhundert und danach öfters vorkam, daß die Sassaniden sich mit China und Byzanz, mit Großkhanen der Türken verbündeten und die Höfe von Sienfu, Ktesiphon und Konstantinopel sich gegenseitig zum Heimgang ihrer Herrscher Beileid aussprachen und die Thronbesteigungen neuer Herrscher ankündigten, wenn die Heere des Kalifen Welid zu gleicher Zeit in Spanien und am Indus kämpften, wenn später arabische Streithaufen in chinesische Thronwirren in Schensi eingriffen, und wenn die Tang-Kaiser bis zum Aralsee, bis Nordindien und Sibirien herrschten und Huldigungen aus Java und Malakka empfingen: so konnte man das füglich Weltpolitik nennen, die an Ausdehnung und Art ihrer Betätigung nicht allzuweit hinter der heutigen zurückstand. Das Mongolenreich erreichte vollends einen Umfang (schätzungsweise 30 Millionen qkm), den erst in allerjüngster Zeit das britische Imperium übertroffen hat. Der Siebenjährige Krieg spielte bis nach Südasien und Nordamerika hinüber; Voltaire erklärte, „für die schönen Augen des Königs von Preußen“ — ein Ausdruck, der dann zu einem geflügelten Wort erwachsen ist — fochten damals die Indianer am Ohio und die Hindus am Ganges. Noch breiter waren die Wellen, die die Napoleonische Erschütterung schlug. Die Weltpolitik des Korsen erstreckte sich im Osten auf Indien, Siam und Formosa, auf Vorderasien, Ägypten und Nubien, im Westen auf Louisiana und die La-Plata-Länder, auf Westindien und Mexiko. Hatte schon der Unabhängigkeitskrieg der Vereinigten Staaten Europa, Amerika, West- und Südafrika und mit seinen äußersten Spritzern sogar Alaska und Ostasien in seinen Bereich gezogen, so dämmerte vollends mit dem Japanisch-Chinesischen Kriege, mit der Yankee-Eroberung Kubas und der Philippinen, mit den Wirren auf Samoa, dem Burenkrieg und dem Japanisch-Russischen Krieg ein Zeitalter der Weltpolitik herauf, das keinen einzigen Erdteil mehr unberührt ließ.

Wir leben im Zeitalter der Zusammenschlüsse. Wir sehen das im wirtschaftlichen und im staatlichen Leben. Seit reichlich einem Menschenalter kennt die Wirtschaft Bankenkonzentrationen, Industriesyndikate und Interessengemeinschaften, kennt Zusammenschlüsse der Unternehmer, also der Arbeitgeber, und solche der Arbeitnehmer, die Gewerkschaften. Die Kleinstaaten aber sind im Laufe der Jahrhunderte zu Großstaaten erwachsen und von diesen mehrere zu Weltstaaten. Jedoch den immer schwerer und gefährlicher werdenden Kampf ums Dasein getrauen sich heutzutage selbst die Weltstaaten nicht mehr allein zu unternehmen. Sie schließen sich daher zu noch größeren Gruppen, zu ganzen Staatenkonzernen, zusammen. Die erste derartige Gruppierung von Belang war die gegen Napoleon gegründete, die zweite war die Entente Cordiale zwischen Frankreich und England, die von rund 1840 bis 1860 dauerte, und der sich zum Behufe des Krimkrieges die Türkei und Italien anfügten. Die mächtigste Koalition aber haben wir in, vor und nach dem Weltkrieg erlebt! Der Vielverband stritt da gegen die Mittelmächte. Nun aber besteht seit mehreren Jahren der Vielverband nicht mehr. Zu Washington hat sich Ende 1921 Japan abgetrennt. Italien ging unter Mussolini eigene Wege und sucht einen neuen Konzern zu schaffen. Vollkommen andere Bahnen beschritten ferner die Russen und die Vorderasiaten und in neuester Zeit die Chinesen.

Wenn man die jüngste Gruppierung der Weltmächte, wie sie mehr oder weniger deutlich am politischen Horizont sich abzuzeichnen beginnt, auf ihren kürzesten Ausdruck bringen will, so wird man sagen: Gegenüber den maßgebenden Seemächten Weltbritannien und den Vereinigten Staaten von Amerika erhebt sich ein transkontinentaler Bund, der die Länder vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean zusammenzufassen, der ein geschlossenes Eurasien zu errichten trachtet. Sicherlich, das Riesengemälde ist noch keineswegs vollendet, und die Dinge der Politik sind — wir betonen das ausdrücklich — stets im Fluß. Wie schnell sich eine Konstellation ändern kann, hat der Balkankrieg bewiesen, der vom Juni bis zum Juli 1913 die balkanischen Freunde zu erbitterten Feinden umwandelte, hat das stets schwankende Verhältnis von Italien zu Südslawien gezeigt und wird vermutlich eine künftige Spaltung Frankreichs und Spaniens über Marokko dartun. Auch darf man keinen Augenblick vergessen, daß die Diplomaten und Staatsmänner des einen Konzerns denen anderer Gruppen beständig das Wasser abzugraben bemüht sind. Die Engländer verstanden es von jeher, mit den Hunden zu jagen und mit den Hasen zu laufen; die Diplomaten der Russen sind drauf und dran, auf diesem ihrem eigensten Gebiete die Engländer zu schlagen. Ebensowenig darf man die Biegsamkeit und Anschmiegsamkeit der französischen Politik unterschätzen. Ungeachtet aller dieser Einwände wird es von Nutzen sein, die stete Linie zu verfolgen, die der Entwicklung der jüngsten Konzerne zugrunde liegt. Diese Linie scheint aber in einen Gegensatz zwischen eurasischen Weltmächten und ozeanischen Weltstaaten auszumünden.

Zweierlei hat den Vielverband auseinandergesprengt: der Nationalismus, der allerorten sein Haupt erhebt, und die Wühltätigkeit Moskaus. Wir haben rassenhafte, nationalistische und in ihrer Zuspitzung faschistische Bewegungen bei Iren, Türken, Italienern, Spaniern, Amerikanern und den Völkern Osteuropas; bei Negern, Arabern, Malaien und Ostasiaten. Der Bolschewismus der Moskowiter sucht überall die niederen Gesellschaftsschichten gegen die höheren zu erregen. Indem er sich der unterdrückten Völker annimmt, verbindet er sich auch mit dem Nationalismus. Den größten Vorteil von diesem Bündnis wird der Nationalismus ziehen und hat ihn auch bereits vielfach gezogen. Bei Türken, Persern, Arabern und Afghanen ist der Vorgang schon einigermaßen vollendet. Er hat zu einer spürbaren Abkehrung von Moskau geführt. In China ist der Prozeß noch im Werden, wird aber zweifellos ähnliche Bahnen einschlagen. Der Schlüssel zur ganzen künftigen Entwicklung liegt in China. Die Frage ist hier nur, wann der chinesische Faschismus seine Bindung mit Moskau lösen wird, und ob es nicht vorher Moskau gelingt, den ganzen ostasiatischen Bezirk in eine gemeinsame Einheitsfront gegenüber den angelsächsischen Mächten zu pressen. Die Lage in Ostasien verquickt sich mit einem ausgesprochenen, jährlich, ja, monatlich wachsenden Hasse gegen die Weißen; gegen alle Weißen, zu denen schließlich auch die Russen gehören. Weiterhin versucht Moskau, für seine Zwecke auch die Deutschen einzuspannen, wozu es durch Rapallo den Grund gelegt hat. Unentschieden und undurchsichtig, aber gerade entscheidend ist bei allen diesen Verwicklungen und Wechselwirkungen die Haltung Frankreichs. Man kann schon von einer traditionellen Freundschaft sprechen, die zwischen Franzosen und Russen waltete. So ging Paris schon zu Zeiten der Pompadour mit der Kaiserin Elisabeth gegen Friedrich den Großen. Daher auch nicht minder die sentimentale Freundschaft zwischen Napoleon und Alexander I., dem der Korse seine utopische Begeisterung einzuflößen wußte, mit dem er die Herrschaft der Welt zu teilen versprach. Hierauf trat allerdings eine recht lange Pause in der gegenseitigen Freundschaft ein. Wenn sich schon 1870 russische Stimmen für die Rettung Frankreichs aus preußischen Krallen erhoben, wenn 1881 Skobelew, der chauvinistische Heißsporn, und der „Vater der Lüge“, Ignatjew, eine Verständigung zwischen Paris und Petersburg zu vermitteln suchten, von früheren Anstrengungen Gortschakows ganz zu schweigen, so ist alles dies an der entschlossenen und besonnenen Haltung Bismarcks gescheitert. Zwei Jahre nach dem Sturz des Eisernen Kanzlers, 1892, kam endlich wieder ein Bündnis zwischen Franzosen und Russen zustande. Das dauerte recht geraume Zeit, bis 1917. Seit zehn Jahren befindet sich Paris wiederum in Spannung mit Moskau. In letzter Zeit sind jedoch verschiedene Annäherungsversuche zu verzeichnen; Briand ging jüngst nach Petersburg. Der Zwang dazu ergibt sich aus der Gesamtlage, wie wir sie vorhin schilderten. In den gleichen Zusammenhang transkontinentaler Mächte-Politik gehört die Sonderstellung, die die Franzosen in China einnehmen, daß sie namentlich geflissentlich von den Engländern und einigermaßen auch von den Amerikanern sich loszulösen beginnen. Zum Teil tun sie das im Hinblick auf die gefährdete Lage der französischen Kolonie in Indo-China. Man übt Vorsorge, um sich schon jetzt mit dem starken China der Zukunft gut zu stellen. In Vorderasien war bis vor kurzem die Lage folgendermaßen: Angora, Teheran und Kabul standen in enger Fühlung, und der vorderasiatische Dreibund, aus Türkei, Persien und Afghanistan bestehend, stützte sich seinerseits auf die Macht Sowjetrußlands. Nun schickte 1920 der Quay d'Orsay Herrn Franklin Bouillon nach Angora, um einen Vertrag abzuschließen. Was auch geschah. Dadurch kamen von selbst die Franzosen in ein Verhältnis zu dem ganzen Block und auf Umwegen auch zu Moskau.

Seit einem Jahre hat sich die Lage im vorderen Orient gänzlich verschoben. Die Engländer haben die Türken auf ihre Seite gebracht oder zum mindesten neutralisiert. Im Grunde kann ja auch die Kluft zwischen Türken und Russen, die seit den Zeiten Attilas vorhanden ist, gar nicht überbrückt werden. Der Pan-Turanismus wünscht, die 18 bis 20 Millionen Turanier, als da wären Tataren, Kirgisen, Sarten, Turkmenen, Karatschai, und vereinzelte Mongolenstämme, wie die Kalmüken und Burjaten, aus dem ehemaligen Zarenreich in ein osmanisches Großreich hinüberzwingen. Bei ihren vorderasiatischen Unternehmungen konnten sich die Franzosen auf den Vorgang Napoleons berufen, der nicht nur 1799 selbst in Syrien eindrang, sondern 1807 den General Gardanne nach Teheran schickte und 1812 durch seine Agenten Anhänger in Syrien, Nordarabien, Mesopotamien und sogar in Belutschistan warb und mit Hilfe der Beduinen die Heere der Großtürken dämpfte. Heute nimmt Paris die napoleonische Politik wieder auf. Es hat sich mit Raschid ibn Saud in Erriad in Verbindung gesetzt, einem Manne, der ein Gebiet beherrscht, dreimal so groß wie Deutschland, und hat zeitweise die Briten schachmatt gesetzt. Der Wahhabiten-Emir war nämlich vor drei Jahren damit einverstanden, daß seine auswärtige Politik von Paris aus geleitet würde. Um diesen französischen Einfluß lahmzulegen, sind jüngst die Italiener in Südwestarabien eingedrungen und haben mit einem Nachfahren des Propheten Jahja sich verbrüdert. Weiterhin haben die Franzosen ein Glacis ihrer weltumspannenden Stellung in der Kleinen Entente errichtet. Diese bestand aus Südslawien, Tschechoslowakei und Rumänien. Dazu kam eine besonders innige Freundschaft mit Polen. Seit kurzer Zeit jedoch ist die Kleine Entente zerbrochen. Und Polen ist allem Anschein nach ins englische Lager hinübergegangen.

Zu diesen grundstürzenden Umwandlungen der letzten Zeit hat Italien ein gerüttelt Maß beigetragen. Mussolini möchte gar zu gern eine starke Politik treiben. Ja, er möchte das Imperium Romanum wiederaufrichten. Das ist natürlich eine Utopie, insbesondere soweit der Plan die alleinige Herrschaft über das Mittelmeer vorsieht. Das Leitmotiv Mussolinis ist in jüngster Zeit der Gegensatz gegen Frankreich, dem man Savoyen, Korsika und Tunis nehmen möchte. Sodann spitzt sich die Reibung mit Südslawien zu. Drittens wälzt Mussolini ostafrikanische, viertens arabische Entwürfe. Er hat Konventionen oder geradezu Bündnisse mit Rumänien, Ungarn und Spanien und wünscht, diese Gruppe durch Bulgarien, Griechenland, Österreich, Deutschland und Latein-Amerika zu erweitern. Seine weitschauenden Absichten mit Südamerika hat er schon vor zwei Jahren öffentlich verkündet, hat auch jüngst mit mehreren Republiken daselbst Verträge abgeschlossen, die für Italien besonders günstig sind, und die aus den italienischen Kolonien Latein-Amerikas beinahe Staaten im Staate machen. Mussolini bekämpft auch in Amerika, besonders in Brasilien, den französischen Einfluß. Wichtig ist bei diesem Vorgehen des Diktators, daß er im Sinne und vielfach mit der ausdrücklichen Unterstützung Englands handelt. Mit Hilfe der italienischen Machtgruppe ebenso wie der Polens wollen die Seemächte belangreiche Stücke aus dem Transkontinental-Block herausnehmen. Wenn es nach den Wünschen der Briten gehen soll, müßte auch Deutschland als Brecheisen dienen.

Eine besondere Untersuchung verdienen die Seemächte. Ihr Verhältnis ist ganz locker und schwankend. In Zeiten der Not wird es jedoch ohne Frage wieder fester werden.

TAGESGESCHICHTE

Die Feier anläßlich des 400jährigen Bestehens der Universität Marburg wurde mit der Enthüllung eines Denkmals für die im Weltkrieg gefallenen Kommilitonen, eines Werkes des Essener Bildhauers Lammers, am 29. Juli eingeleitet, dann weihte man die beiden neu gestifteten, dicht am Schloß gelegenen Wohnheime für Studenten ein, und nach einem Begrüßungsabend der Gäste in einem für die Festtage errichteten Riesenzelt veranstaltete die Studentenschaft einen Fackelzug durch die Stadt. Festgottesdienste der Konfessionen gingen dem ersten Festakt voraus, auf dem Jubiläumsrektor Geheimrat Dr. Busch die Gäste begrüßte, der preußische Kultusminister Dr. Becker die Grüße der preußischen Regierung überbrachte und Vizekanzler Dr. Hergt als Vertreter des Reichspräsidenten und der Reichsregierung ein Glückwunsch-Handschreiben Hindenburgs verlas. Auch wurden der Jubilarin als Geschenk das neue Kunstinstitut, die neue Ohrenklinik und Kinderklinik übergeben. Am dritten Festtag fand in der Festhalle



Der Stundenanzeiger auf dem Flugplatz in Dessau, ein großes Transparent, das den Fliegern die Flugdauer kundgab. Im Hintergrund eine dreimotorige Junkers-Verkehrsmaschine.



Die letzte Runde des Rekordflugzeuges über dem Flugplatz in Dessau.
Vom Weltrekordflug der Junkers-Piloten Risticz und Edzard.



Der freudige Empfang der Piloten nach der Landung: 1 Pilot Risticz, 2 Pilot Edzard, 3 der anhaltische Ministerpräsident Deist, 4 Prof. Junkers.

der zweite offizielle Festakt statt. Nach einem Vortrag von Prof. Dr. R. Otto über „Sinn und Aufgabe der modernen Universität" erfolgte die Verkündigung der neuen Ehrensenatoren und Ehrendoktoren. Den Abschluß der Feier bildeten der historische Festzug, das von Geheimrat Dr. Th. Birt verfaßte Festspiel und ein großer Festkommers.

Die beiden Junkers-Piloten Risticz und Edzard stiegen am 3. August in Dessau mit einer Junkers-Landflugmaschine zu einem Versuchsflug für die Ozeanüberquerung auf und landeten nach regelmäßigem Pendelflug zwischen Dessau und Leipzig am 5. August, nachdem sie 52 Stunden 22 Minuten in der Luft geblieben waren und eine Strecke von 4627 km zurückgelegt hatten. Damit ist einmal der von Chamberlin aufgestellte Dauerrekord von 51 Stunden 11 Minuten und dann auch der von den französischen Fliegern Drouhin und Landry im August 1925 aufgestellte Streckenrekord von 4400 km gebrochen worden und in deutsche Hände übergegangen. Außerdem wurde durch diese Rekordleistung bewiesen, daß die Maschine für einen Flug nach Amerika leistungsfähig genug ist. (Vgl. den Beitrag S. 218.)

Beim Kolberger Bäderrennen konnten die deutschen Motorradmarken gute Erfolge buchen. In der 750-ccm-Klasse erzielte Henne (auf B. M. W.) die beste Zeit und gewann den Wanderpreis von Deutschland.

Im Düsseldorfer Rhein-Stadion standen sich am 31. Juli die Auswahlmannschaften Deutschlands und der Schweiz im Leichtathletik-Länderkampf gegenüber. Dabei unterlag die Schweiz mit $90\frac{1}{2}:45\frac{1}{2}$ Punkten. Den einzigen schweizerischen Sieg konnte Gerspach im Stabhochsprung einbringen. Bei der 4×100 m-Staffel erreichten die Deutschen die Welthöchstleistung der amerikanischen Ländermannschaft.

Bei dem in Wünsdorf bei Berlin ausgetragenen deutsch-schwedischen Offiziers-Fünfkampf (Pistolenschießen, 300-m-Schwimmen, Degenfechten, Geländeritt und 4000-m-Geländelauf) siegten die Schweden.



Links nebenstehend:

John Galsworthy,
bedeutender englischer Schriftsteller, Verfasser von erfolgreichen Romanen und Dramen, kann am 14. August seinen 60. Geburtstag feiern.





Links: „Ein Stein des Anstoßes": Lehmbrucks Plastik „Die Kniende" im Garten der Tonhalle in Duisburg, die in der Nacht zum 29. Juli von Bubenhand zerstört wurde. Ein Teil der Bürgerschaft billigte die Figur aus moralischen und ästhetischen Gründen nicht; auf Beschluß der Stadtverordnetenversammlung soll aber das Kunstwerk neu aufgestellt werden. — Rechts: Szenenbild von der Erstaufführung des Schauspiels „König Nicolo" von Frank Wedekind im Münchener Künstler-Theater im Ausstellungspark am 27. Juli: Hochgericht (7. Bild). Hinten, oben, von links nach rechts: W. v. Strobl als Schauspieler; Pamela Wedekind, die Tochter des Dichters, als Prinzessin Alma; G. Waldau als König Nicolo.





Der erste Fernspruch von Deutschland nach Argentinien: Die Teilnehmer an der Generalprobe am 3. August im Vorhaus zu Berlin, von wo aus die „Übersprechung" der 12500 km betragenden Entfernung bis Buenos Aires gelang. Von links nach rechts sitzend: Dr. v. Bredow; Staatssekr. Feyerabend; Staatssekr. Santher; Legationsrat L. F. Racedo (Argentinien; Generaldirektor Dr. Francke; stehend: Fregattenkapitän Moneta; Ministerialrat Arendt; Dr. Schapira; Graf v. Arco.

Links oben: Prinzessin Hermine zu Schönaich-Carolath, die Gattin Wilhelms II., und ihre Töchter Henriette (links) und Hermine Karoline auf einem Spaziergang in Bad Kissingen, wo sie zur Kur weilen.





Vom 19. Internationalen Esperanto-Kongreß in Danzig: Pflanzen einer Gedenk-Eiche in Zoppot am 2. August zur Erinnerung an den Jubiläumskongreß (40 Jahre); eine schwedische Esperantistin schüttet Erde ihres Vaterlandes auf die Wurzeln des Baumes. — Links: Vom Winzerfest in Vevey (Westschweiz), einer der ältesten Volksfeiern des Kontinents, das schon auf einem Dokument aus dem Jahre 1680 erwähnt wird: Der Tanz der Winzer in dem großen Freilichttheater am 1. August. (Phot. Teichmann, Basel.)





Links: Der Besuch König Fuads von Ägypten in Rom: König Fuad mit König Viktor Emanuel III. von Italien (im Wagen) nach der Ankunft am 2. August. — Rechts: Die feierliche Beisetzung des Sultans von Langkat (an der Nordküste von Sumatra), des bedeutendsten Sultans der Insel: Die Menge in weißer Trauerkleidung vor dem Palast, auf dessen Treppe der Sarg heruntergetragen wird.





Links: Das neue Strandbad von Lausanne-Ouchy am Genfer See. Die moderne Anlage bietet mit ihren Tennis- und Golfplätzen, dem Stadion, dem Wassersportbetrieb und der reizvollen Umgebung ein geeignetes Feld für Erholungsbedürftige und Sportfreunde. — **Rechts:** Besuch deutscher Pfadfinder in Dänemark: Prinz Knud von Dänemark (links) begrüßt die deutsche Gruppe auf der Internationalen Pfadfindertagung in Kopenhagen am 31. Juli.





Vom Leichtathletik-Länderkampf Deutschland—Schweiz im Rhein-Stadion in Düsseldorf am 31. Juli: Cohn (links) gewinnt überlegen den Lauf über 5000 m und überrundet dabei gleichzeitig den letzten Schweizer Teilnehmer. — **Nebenstehend:** Das Internationale Motorradrennen in Kolberg am 30. und 31. Juli: Start der Maschinen der Kategorie A (250 ccm).





Links: Von den Meisterschaften des Reichsheeres und der Reichsmarine, um die vom 4. bis zum 7. August in Berlin gekämpft wurde: Mannschaften beim „Heben und Tragen schwerer Lasten" (Pionierübung). — **Rechts:** Vom deutsch-schwedischen Offiziers-Fünfkampf, der in Wünsdorf bei Zossen (Berlin) zum Austrag kam und am 4. August zu Ende ging: Blick auf den Pistolenschießstand; ein schwedischer Offizier im Anschlag. Im Hintergrund, auf der Bank links, General Heye, Chef der deutschen Heeresleitung, mit Major Bade, dem Leiter der Veranstaltung.

Menschen im Föhn

ROMAN VON ROLAND BETSCH

(13. Fortsetzung.)

Job, dessen klares Denken verwischt war, zahlte eine Runde Doppelschnäpse. Sie gossen das Gift durch die Kehlen, und die Augen wuchsen ihnen aus den Höhlen. Breitenmoser klopfte dem Führer wieder derb auf die Schulter. „Er kennt sich aus; er ist ein alter Affe, er kann Fratzen schneiden, hol' mich der Neungeschwänzte!" Langsam und plump wie ein Nilpferd quälte er sich von der Bank hoch und trommelte mit beiden Fäusten auf der Tischplatte. „Krumm bumm!" schrie er und wurde krebsrot im Gesicht, „rumm bumm! Wer mit uns hält, soll mit mir aufstehen! Kampf und Rache! Wir wollen — uns — neu — hupp — organisieren — wir wollen — hupp — aufstehen, wer mit uns ist!"

Grölend erhoben sie sich von den Bänken. Der Alkohol hatte ihre Sinne verwirrt. Breitenmoser gab das Zeichen zum Trommeln. Da hieben sie auf die Tische und brüllten sinnlos: „Krumm bumm! Immer rumm bumm!" Die Szene artete in Tumult aus. Gläser fielen von den Tischen; Bänke stürzten um, und eine Fensterscheibe flog klirrend in Stücke.

„Besoffenes, trauriges Lumpenpack!" rief der Schmied mit donnernder Stimme und schickte sich an, den Raum zu verlassen. „Schämt euch in Grund und Boden hinein, daß ihr euch aufführt hier wie die Indianer. Glaubt ihr, etwas zu erreichen, wenn ihr euch wie die Wilden benehmt. Lumpen! Lumpen, sag' ich!"

Da gingen sie gegen ihn an. Sie drängten ihn nach dem Ausgang. Er streckte beide Arme aus und straffte die Muskeln. Es juckte ihn, sie durcheinanderzuwerfen wie Maikäfer. Mit gespreizten Beinen und kampfbereiten Armen stand er da und erwartete ihren Angriff. Breitenmoser, pruschend, mit Speichel vorm Mund, torkelte auf ihn zu.

„Ich — w — w — will — d — dir die — Ba — Ba — Backzähne schon — ziehn." Er wollte vorstoßen. Da öffnete sich die Tür, und Werner Golm trat in den dunsterfüllten Raum. Der Lärm versank wie in einem Schacht.

„Was geht denn hier vor?" sprach er und stand immer noch am Eingang. Hart vor ihm, die tränenden Augen weit aufgerissen, hielt wie ein wankender Pfahl der Obermonteur.

„Krumm, bumm!" murmelte er, halb betäubt. Dann schwoll es in ihm auf, daß ja der Widersacher hier vor ihm sei, und daß es nun die gegebene Zeit wäre, gegen ihn vorzugehen. Eine sinnlose Verwirrung hatte sich seiner bemächtigt; er war ohne Ziel und Verstand, als er sich jetzt ein wenig duckte und die flachen Hände auf die Knie stemmte. „Du? Was willst du hier unter uns? Verfluchte Herrenfratze! Das ist jetzt zu Ende, verstanden! Es hat sich ausgeschunden. Wo hast du — meine — Frau? Meine — Frau — hast — du mir gestohlen! Herrenfratze! Hast du sie — nicht gestohlen? Jetzt geht's dir an — den Kragen — jetzt!"

Alle Besinnung wich von ihm; er wußte nicht mehr, was er tat, als er sich jetzt wutschnaubend auf den Ingenieur stürzte. „Jetzt — halten — wir — Abrechnung — Genossen! Krumm bumm!"

Aber sie ließen ihn im Stiche. Scheu geduckt und zitternd standen sie umher, als Breitenmoser seinen Angriff machte. Golm, dergestalt unerwartet überfallen, stieß ihm die Faust ins Gesicht, daß er zurücktaumelte. Da zog er das Messer und machte, vor Grimm aufheulend, einen zweiten Angriff. Aber der Schmied hatte ihn schon gepackt. Seine Arme umklammerten ihn wie Schraubstöcke. Stöhnend hing er unter dem würgenden Druck dieser Muskeln.

„Job!" rief der Monteur, „Job, wo bist du denn? Ah, die Kanaille hat sich davongemacht."

Job war verschwunden.

Breitenmoser, apathisch in sich zusammengesunken, hing auf der Bank und ließ die Arme baumeln. Alles Denken war von ihm gewichen; er hatte nur die Vorstellung irgendeiner Ungeheuerlichkeit, die er selbst nicht mehr verstand. Zwischen den Haaren hindurch, die über seinen Augen hingen, sah er Gestalten und Tische und brennende Lampen. Jede Gestalt und jedes Ding verdoppelte sich und fing an, sich wie rasend zu drehen. Er lallte vor sich hin und schluckte ohne Unterlaß. Zittern lief über seinen Körper. Dann hörte er, durch Mauern hindurch, eine Stimme. Golms Stimme.

„Ich schenke jedem unter euch ein offenes Ohr. Aber für Radauszenen bin ich nicht zu haben. Ich bin bereit, morgen eure Vorschläge zu hören. Und wer sich zu beklagen hat, der soll sich bei mir melden!"

Dann kam wieder Rauschen und Brausen. Eine Tür fiel krachend ins Schloß.

„Meine Frau — haben sie mir — gestohlen", lallte Breitenmoser. Etwas fiel ihm aus der Hand. Er suchte auf dem Fußboden und sah, daß es ein offenes Messer war.

Ich mag nicht mehr leben, dachte er verschwommen und wankte durch die Tür ins Freie. — An einem der riesigen Stützträger knüpfte er sich auf. Sie fanden ihn morgens, als sie zur Arbeit gingen.

XVII.

In der Talstation wuchs die eiserne Kultur langsam aus der Erde. Ein Gebäude, aus Zyklopenmauerwerk erstellt, war unter Dach und Fach gebracht worden. Von einem bekannten Architekten dem Charakter der Landschaft trefflich angepaßt, stand es in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs und des großen Hotels der Fernlinie. Der Bau, grau und wuchtig in der Linienführung, enthielt die Talstation selbst mit der geräumigen Halle, einem Führerraum und dem großen Maschinensaal, in dem sich die Elektromotoren und die Dampfreserve befanden. Außerdem einen Umformerraum und den Raum für die gewaltigen Spannvorrichtungen. In den angehängten Nebenbauten befanden sich unten die Warte- und Wirtschaftsräume und oben mehrere Beamtenwohnungen. Ein Stockwerk war für Fremdenzimmer vorbehalten. Das Hauptgebäude war nun ziemlich fertiggestellt, und Golm hatte vor kurzem eines der Fremdenzimmer bezogen, für das eine notdürftige Einrichtung beschafft worden war. Er wohnte so in unmittelbarer Nähe der Baustellen, und wenn er durchs Fenster schaute, reichte sein Blick bis zum oberen Gletscherbruch, wo jetzt Isla Silva gesprengt wurde. Er sah sämtliche Stützträger, die bis jetzt aufgestellt waren, und konnte die Trasse der provisorischen Materialseilbahn bis hinauf zum Plateau II verfolgen. Sechs Wagen waren unablässig in Betrieb, das Material nach den Baustellen zu schaffen. Gleich nach der großen Sprengung sollte die provisorische Bahn bis zum Silberkamm hinaufgeführt werden. Die waghalsige Sprengung beim Teufelstobel bildete den Mittelpunkt des Geschehens; man sah ihr wie einem Naturereignis entgegen. Die Leiter der Bahn wurden langsam nervös, denn sie wußten das Ende nicht. Man stand einer dumpfen Ungewißheit gegenüber, und Werner Golm, auf dessen Schultern die Verantwortung lastete, bewahrte zwar äußerlich seine Ruhe, fühlte aber, wie innerlich die Kräfte schwanden. Der Kampf, den er ganz im stillen zu bestehen hatte, zermürbte ihn langsam und schleichend. Sein Gesicht wurde in dieser Zeit fast hager, die Augen sanken ein, und seine Lippen waren bläulich überlaufen und trocken.

Er saß am Tisch und prüfte die großen Berechnungen zur Sprengung. Blaupausen häuften sich. Geologische Profilkarten beschäftigten ihn, und dann saß er lange brütend über einer Formel, die ihm nicht klar und eindeutig schien. Er rechnete verschiedene Werte aus, trug sie in Koordinaten auf und überblickte die entstehende Kurve mit einem kritischen Stirnrunzeln. Etwas gefiel ihm nicht. Er hielt den Bleistift in der Hand und sah, daß diese Hand und dieser Bleistift zitterten. Meine Nerven, dachte er, meine Nerven! Es fiel ihm ein, daß er in der verflossenen Nacht aus dem Schlaf hochgeschreckt war und für kurze Augenblicke, halb noch vom Traum und Schlaf umfangen, nach Luft gerungen hatte. Da war etwas gewesen, das ihm Brust und Kehle abschneiden wollte. Was war mit ihm?

Er legte den Bleistift fort und schaute durchs Fenster hinaus in den Himmel. „Ich sollte etwas für meine Nerven tun!"

Jegliches Ungemach und aller Zwiespalt strichen an ihm vorüber, und er sah sie dumpf schattenhaft und gehäuft, wie Gespenster. Maria! dachte er und erschrak vor dem Gedanken. Maria, wo geht der Weg? Cornelie! dachte er und wurde gequält von dem letzten Vorkommnis in der Stadt. Warum hatte sie ihn belogen? Warum dieses Gift in ihn hineingepflanzt? Das beste, sie fallen zu lassen; sie zu vergessen. Liebte er sie denn, oder war seine Zuneigung nur Täuschung? Ich liebe sie nicht, denn mein Gefühl ist nicht rein und unaussprechlich genug. Ich müßte viel mehr versinken, untertauchen in dieser Liebe; ich dürfte sie aber nicht mathematisch zerklügeln und zerlegen. Liebe ist ohne Gedanken, ohne Formel, ohne Überlegung. Liebe ist schrankenlos, allumfassend. Liebe ist ohne Hirn! Aber Maria! Er stützte beide Arme auf und dachte an Maria. Sie wurde ihm so nahe und so deutlich. Umgebung versank; fernes Licht kam zu ihm herein. Ich liebe Maria, dachte er dunkel und ungewiß, denn der Gedanke an sie ist kreisendes All, ist Strom, der immerfort fließt und ohne Ende ist. Aber ich stehe ja im Räderwerk und kann nicht vor und nicht zurück. Mein Handeln ist zwangläufig diktiert von einem unbekannten Widersacher. Ich bin ohne Ausweg.

Er zwang das Grübeln aus seinem Hirn und griff zu den Diagrammen. Rechnete und prüfte und hatte eine Ahnung, als ob alles zwecklos sei und ohne tieferen Sinn; daß es gleichgültig sei, was mit ihm sich ereigne, und er nichts vermöchte gegen das widerwärtige Spiel der Geschehnisse.

Es klopfte kurz an, und dann trat Achstetter zu ihm herein. „Guten Tag, Golm! Warum hat sich denn der Breitenmoser aufgehängt? Wieder so 'n Skandal, der in allen Zeitungen herumgeschmiert wird."

Golm zuckte die Achseln. „Ich weiß nicht! Er ist mit dem Messer auf mich los, als er sinnlos betrunken war. Ich hätte keine Haupt- und Staatsaktion aus der Geschichte gemacht."

„Aber wie ist das alles möglich?"

„Ich will dir mal was sagen: Der Mann war steuerlos. Ein tüchtiger Arbeiter, aber nach der Arbeit betrunken und ein Umstürzler. Er wollte im Rausch die Welt verbessern. Mit Blut das Arbeiterevangelium predigen."

„Bekannte Sorte. Man kann sie auf Flaschen ziehen."

„Vielleicht nicht der Schlechteste! Aber steuerlos. Seine Frau, die ihn verlassen hat, gab ihm den Rest. Sie war ein Satan!"

„Woher weißt du das?"

Golm wurde ein wenig verwirrt. Er dachte an die Nacht, die er oben verbracht hatte. Er sah sie vor sich stehen, geduckt und doch lauernd und immer auf dem Sprung. „Herr", hatte sie gesagt, „Herr!" Und war auf ihn zugesprungen, glühend, bettelnd. Aber ganz Weib, bis in die letzte Faser getriebenes Weib.

„Ich habe, na, ich habe das beobachtet!"

„Mhm!" Achstetter trat ans Fenster. „Na, egal! Auf jeden Fall sollten wir etwas in die Zeitungen bringen, was den Fall erklärt. Sonst heißt es wieder, er habe sich aus Hunger und Elend das Leben genommen."

Golm schob die flachen Hände vor sich hin. „Schade um ihn, möchte ich fast sagen. Er war ein notorischer Säufer, gewiß. Aber er hatte so etwas Gerades. Und war wie ein Stier. Ihm muß plötzlich der Ekel gekommen sein; vielleicht war sein Selbstmord nur in dieser Minute möglich. Ich begreife manchmal solch einen spontanen Tod."

Achstetter drehte sich um. „Was redest du für Zeug? Laß gut sein. Übrigens, da fällt mir gerade ein; nur so nebenbei, Werner: du und Cornelie, ihr macht mir, offen gestanden, nicht den Eindruck, als ob ihr so sonderlich ineinander verliebt wäret. Das kommt mir so 'n bissel trocken vor. Nur nebenbei! Es fällt mir gerade ein."

„Wie meinst du das?"

„Ich meine überhaupt nichts. Es fällt mir nur auf. Nun aber Schwamm drüber!"

Golm war ruhig am Tisch sitzen geblieben. Er überlegte, ob er das Vorkommnis in der Stadt erzählen sollte. Nein, er durfte nicht darüber reden; das mußte er selbst mit ihr ins reine bringen. Kinderei, derartige Unstimmigkeiten auszuklatschen. Er rückte den Stuhl fort und trat zu Achstetter ans Fenster. „Das ist ein Irrtum!" sprach er oberflächlich und versuchte zu lachen. „Ich bin kein Gymnasiast, und Cornelie ist kein Backfisch."

„Vernunft, was?" antwortete Achstetter ironisch und zwinkerte mit den Augen. „Vernunft, ich verstehe schon. Wenn diese Vernunft nur kein Betrug ist. Ich will das Beste, Golm! Für meine Tochter und für dich. Wenn ihr jetzt schon wie Puddings auf dem Eis steht, dann hau' ich euch nach Strich und Faden auseinander. Mach' nur keine Augen! Ich red' das nur so nebenbei. Wie weit bist du denn mit den Berechnungen?"

„Ich stecke mittendrin!"

„Herrgott, das macht mich noch nervös! Das ewige Für und Wider geht mir langsam an die Nieren."

„Es gibt kein Für und Wider mehr für uns. Wir sprengen!"

„Weiß ich, weiß ich! Aber man kann nachts nicht mehr schlafen, weil einem immer die Brocken um den dösigen Schädel fliegen. Ich werde nervös, sage ich dir. Sieh zu, daß du mit den Berechnungen fertig wirst."

„Wir können übermorgen mit den Bohrungen beginnen!"

„Ist das dein Ernst?"

„Mein Wort darauf!" Er ging mit dem Direktor zum Tisch und zeigte ihm die Berechnungen und Profilkarten.

„Hier kommen verfluchte Werte heraus!"

Golm schaute ihn an und lachte. „Erschrick nicht vor den Zahlen! Wir müssen vorwärtsgehen. Es gibt hier nichts mehr zu überlegen!"

„Richtig! Richtig!" Achstetter schlug ihm auf die Achseln. „Aber ich bin nervös, hol' mich der Teufel, ich bin nervös." Er nahm eine Mexiko aus dem Etui, zündete sie an und trat paffend ans Fenster. „Da unten kommt ja der Norweger! Was hat denn der für 'n Mädel bei sich? Aha! Seil und Pickel! Verrücktes Volk!"

Golm kaute am Bleistift und schaute über die Zahlen hinweg zum Fenster. „Was meinst du?"

Achstetter lehnte sich zum Fenster hinaus. „Das ist doch die Tochter vom — Golm, wie heißt der Bildschnitzer unten in Ponthilara?"

Golm stockte das Blut. Eine Blaupause in der Hand, trat er zum Fenster und sah Svend Olsen mit Maria Dieffenbronner unten vorübergehen. „Es ist Maria!" sprach er tonlos, und die Zeichnung in seiner Hand zitterte.

„Ein prachtvolles Mädel! Ganz prachtvolles Mädel! Wird sich jetzt an den Norweger hängen. Wie heißt doch der Bildschnitzer, Golm?"

„Dieffenbronner, Klaus Dieffenbronner!"

Golms Augen blieben an den beiden Berggängern haften. Er war ohne Fassung, und ein schneidendes Weh stieg ihm in die Kehle. Achstetter schaute sich um und sah in ein bleiches, entstelltes Antlitz.

„Was machst du denn für 'n Gesicht?"

Werner Golm, halb gelähmt, starrte auf die Zeichnung und sah dort die Zahlen tanzen. „Sinus vierzehn Grad zwölf Minuten", las er. Und: „Querschnittsprofil bei Punkt 3261."

„Was ist denn los mit dir?"

„Nichts! Nichts! Was meinst du? Nichts! Ich habe gerade den — den — Sinus — nachgeprüft! Was willst du?"

„So! Seit wann rechnest du denn den Sinus im Kopf aus? Dir ist etwas in die Knochen gefahren."

Golm griff sich an die Stirn und fuhr dann immerfort mit der flachen Hand über die Haare bis zum Hinterkopf. „Ich bin vielleicht doch etwas überarbeitet."

„Die Sprengung zottelt auch an deinen Nerven, häa?" Achstetter lachte und zog dicke Wolken aus der Mexiko. „Du solltest dich ausruhen. Du brauchst Ruhe! Ja, ja! Du bist ganz grün im Gesicht." Er kam nahe auf ihn zu und schaute ihn durchdringend an. „Richtig grün, sage ich dir! Dich hat doch nicht etwa das Mädel so aus der Fassung gebracht? Oder der norwegische Philosophenvagabund. Na! So red' doch ein Wort!"

„Ich weiß nicht, was du meinst. Du solltest mich allein lassen."

„Oder ist dir übel geworden?" Er griff mit beiden Händen nach Golms Oberarm und rüttelte ihn.

„Mir ist nicht — ganz — wohl."

„Na also! Sag's halt! Ich kann ja auch jetzt gehen. Mach' mir doch keine Dummheiten. Servus!" Er streckte ihm die Hand hin und ging brummend zur Tür. „Nervenbündel! Weibergeschichten!"

Golm stand noch am Fenster. Er sah das Paar nach dem Hochwald gehen. Aufrecht, mit wehenden Haaren. Dort ging sein Freund und an seiner Seite Maria. Seltsam stilles Bild. Ohne Laut, nur Bewegung und Licht. Viel Licht. Da gehen sie nun aufwärts, und mir zerreißt es die Brust. Nur Schlaf oder Tod kann die Qual dieses Anblicks in mir auslöschen. Er sann verzweifelt darüber nach, wie er diese Szene, diesen qualvollen Vorübergang vor seinem Blickfeld ungeschehen machen könne. Wie solches Ereignis auszutilgen sei, und was man tun müsse, um, hier als Zuschauer am Fenster stehend, nicht zu verzweifeln.

Ihnen nachrufen; nachbrüllen; sie anhalten; zurückhalten? Unsinnig! Krankhaft unsinnig!

Oder alles beiseitewerfen und ihnen nacheilen; mitgehen, damit das Alleinsein der beiden zerstört sei; damit die große Einsamkeit, die um sie sein würde, nicht mehr so bestrickend und verlockend sie umgeben dürfe? Auch das war nicht möglich. Er war zu schwach. Seine Nerven! Vielleicht würde ihn oben wieder jener kreisende Schwindel packen. Er würde nicht weiterkönnen; nicht über den Grat, nicht durch die Wildheit des Kamins. Sie würden ihn zurücklassen und weit über ihn hinaussteigen bis in die Höhe ihrer Einsamkeit, die endlos hoch über ihm lag. Schrecklich, solches zu denken! Er unten, krampfhaft in Fels gekrallt oder die Augen verbergend vor dem Übermaß des Lichtes, und sie weiter und höher über seine Schwäche hinaussteigend bis auf den höchsten Grat; zwischen Himmel und Tiefe hangend, den freien Blick bewahren, während er am Ende war und ihnen nicht zu folgen vermochte.

Golm stützte den Kopf gegen die Wand und wurde verzehrt von diesen Vorstellungen. Es schlug wie schwarzer Vorhang über ihm zusammen. — Das beste vielleicht, zu arbeiten; immerfort arbeiten und die Gedanken nicht abirren lassen. Tag und Nacht rechnen und die Zahlen wie Regimenter um sich sammeln. Er wankte zum Tisch und griff nach den Zeichnungen. Beide Arme stützte er auf, grub das Kinn in die hohlen Hände und starrte auf das Gewirr der Linien. Aber der Schatten wich nicht von ihm. Er war hart und tief und schob sich mit aufdringlicher Gewalt in seine Gedanken. Er stand wieder auf, blickte sich ratlos um und lief dann im Zimmer umher, von Unruhe getrieben und so, als ob er hier gefangen säße und nicht mehr gegen das Unheil angehen könne.

An Cornelie denken! fiel ihm ein, als er nach Ausweg und Zuflucht suchte. Aber das Bild Corneliens war blaß und matt und stand fast umrißlos in verwischter Ferne. Was sollte ihm Cornelie in der Schwere solcher Stunde! Sie rückte immer weiter fort und versank. Er vergaß sie in diesem Augenblick. Gab es überhaupt ein Band zwischen ihr und ihm? Bestand eine Gemeinsamkeit? Nein, sie konnte ihm nicht beistehen. Sie stand zu weit abseits; sie war zu klein für die Größe seines Schmerzes.

„Ich habe Cornelie nie geliebt; es ist alles Betrug um mich und sie. Ich habe nur immer dich — nur immer dich — Maria!"

Er ging wieder zum Fenster und schaute nach dem Gletscher. Sein Blick blieb unverwandt. Er suchte ein Paar, das hinauf wollte und ihn zurückließ. Jenseits des Hochwaldes tauchten sie auf, und er sah sie, nur noch winzig klein, wie sie die Steinhänge hochgingen und langsam und zäh an Höhe gewannen. Das Bild hing wie Gewicht an ihm. So ist Eifersucht, dachte er blitzschnell während des Ringkampfes. Der Gedanke war Klarheit und schien ihm einen Weg weisen zu wollen. Das Gefühl verlachen! Nur nicht der Sklave seiner Gefühle werden! Jedes Gefühl ist trügerisch.

Das Gefühl verlachen! Aber es gelang nicht. Es kam nur noch ein Stöhnen auf und der Gedanke, nicht mehr zu sein. Schlafen, schlafen oder wohltätig umnachtet. Tot.

Unheimlich lautlos schoben sich plötzlich die schwarzen Eisenvögel in sein Blickfeld. Er sah sie fast gespenstisch nahe gerückt. Sie waren lebendig und bewegten groteske Flügel. Öffneten die Rachen und spien Dreck und Staub aus. Und Blut. Stützträger wuchsen gewaltig aus dem Fels. Nie hatte Golm so deutlich das Gitterwerk dieser eisernen Kolosse gesehen. Sie standen in der Landschaft, schwarz und düster und wie Fremdlinge, die eingedrungen waren kraft ihrer vernieteten Stärke und ihrer geschmiedeten Brutalität.

(Fortsetzung folgt.)



Finkensteiner Singwoche. Gemälde von Hermann Heide.

Erneuerung deutschen Volkstums und Veredlung des Gemeinschaftslebens bilden das höchste Ziel des „Finkensteiner Bundes", der mit einer Singwoche zu Finkenstein in Deutsch-Mähren im Juli 1923 verheißungsvoll begann. Solche Singwochen werden in den unter fremdstämmiger Herrschaft stehenden deutschen Grenzmarken sowie in Deutschland selbst abgehalten. Wenn nun auch bei den Zusammenkünften gemeinsame Feiern am Morgen und Abend erfolgen und ryhthmische Übungen zur Ertüchtigung des ganzen Menschen abgehalten werden, so steht doch als gemeinschaftbildende Kraft die Pflege der Musik in freiwilligen Singgruppen und in größeren Vereinigungen zur Erringung eines neuen Lebensstils im Vordergrund.

ALT-ROM UND NEUZEIT IM MAGHREB (NORDAFRIKA)



1. Ruine der Moschee von Agadir bei Tlemcen.

Langsam dampfen wir durch den Kanal, der das alte Seeräubernest zum modernen Hafen gemacht hat. Müde neigt sich die Abendsonne den Fluten des Okeanos. Ihre letzten Strahlen umspielen das Kreuz der Kathedrale von Karthago — und den Halbmond auf der Felsenhöhe von Sidi-Bou-Said.

Wo in phönizischer Vorzeit Moloch Menschenopfer heischte und Tanit, die karthagische Venus, in orgiastischem Taumel verehrt wurde, da ragt heute, inmitten friedvoller Rebenhügel, eine christliche Kirche. Sie birgt das Grab des Kardinals Lavigerie. Seit den Tagen Augustins hat sich kein Kirchenfürst größere Verdienste um Nordafrika erworben.

Tunis Stadt hat sich sehr verändert — nicht eben zum Vorteil: vor wenigen Monaten hat sich ein protziges neues Hotel aufgetan mit dem nichtssagenden Namen Carlton. In den Souks billigster Trödel und anilingefärbte Seiden, deren Fabrikant nicht mit dem bleichenden Licht des Südens gerechnet hat. — Ich fliehe. Nach vierstündiger Fahrt westwärts hält mein kleiner Motorwagen inmitten eines ehrwürdigen Olivenhains. Durchs silbrige Grau der abenteuerlich geformten Stämme schimmern Römersäulen (Abbild. 7). Hier verehrte man unter dem Namen einer Dea Caelestis die alte Himmelskönigin der Punier. Soll das Halbrund des heiligen Bezirks an das Himmelsgewölbe erinnern?

Im Hafen von Susa heult ein großer Italiener. Er ist tadellos gehalten, wie sich das für ein Schiff des Duce gehört. Sei mir gegrüßt; ich habe dich oft gesehen, als du noch unter deutscher und Woermann-Flagge auf Hamburg fuhrst!

In unmittelbarster Nähe des modernen Hafens von Sousse herrscht unverfälschter Orient. Die Honigkringel, die Meister Zuckerbäcker soeben aus dem brodelnden Öle zieht, sind in der Tat nicht übel. Der zweihenklige Ölkrug hat seine Form nicht geändert seit den Zeiten Homers (Abbild. 4).

170 km Eisenbahnfahrt durch schaurige Öde, da — welch herrliches Bild! Nie habe ich etwas Ähnliches gesehen, soweit ich alten Römerstätten nachgegangen bin in Europa, Asien, Afrika. Nur die weltentrückte Lage hat die Ruinen (Abbild. 11) gerettet vor christlichen Architekten und islamitischen Baukünstlern, die beide eine Vorliebe hatten für behauene Steine.

In der schlichten Kubba des Heiligen, die fromme Hände unter den Palmen der Oase errichteten (Abbild. 2), wie im kunstvollen Minar, fern an der marokkanischen Grenze (Abbild. 1), kann der archäologisch Geschulte römische Kapitelle und Quadern finden.

Wenn Sbeïtla durch seine abgeschiedene Lage wundersam der Zerstörung entging, so wurde Timgad, dies römische Kleinod, gerettet durch den Sand. Stolz ragen Römersäulen ins Blau des Himmels (Abbild. 10) und legen Zeugnis ab von römischer Tatkraft, römischem Können. Einem modernen Heizungsfachmann wäre es ein leichtes, die wohlerhaltenen Hypokausten (Abb. 9) in den zahlreichen Bädern wieder in Betrieb zu setzen. Prächtige Fußböden aus dauerhaftem Mosaik (Abbild. 8), soeben erst dem Boden abgewonnen, reden deutlich von Wohlstand und erlesenem Geschmack.

Die Römer wußten es, daß man das Tor der Wüste bei Kantara sperren mußte, wollte man dem Fruchtland des Nordens den Frieden wahren. Die Franzosen gingen einen Schritt weiter. In der Sahara sei der Friede mit den Eingeborenen zu schließen, pflegte General Bugeaud zu sagen. Im Jahre 1904 wurde das an der marokkanischen Grenze gelegene Figuig (Abbild. 3) französisch — nach schweren Kämpfen. Auch die Sahara-Republik der Mozabiten mit ihrer Hauptstadt Ghardaïa (Abbild. 5) ist fest in französischer Hand. Wo sich noch vor kurzem kaum der Forscher hintraute, reist man heute bequem im Auto. Nirgends in der Welt fand ich modernste Gegenwart und biblisch-patriarchalisches Treiben so dicht beieinander wie hier, im Herzen der Wüste (Abbild. 6).

Dr. Alfred Nawrath, Bremen.



2. Die Heiligenkapelle des Sidi Bou-Ali in der Oase Nefta.



3. Ein Wasserschöpfer (Schaduf) in der Oase Figuig (Süd-Marokko).



4. Tunesischer Kringelbäcker in Sousse.



5. Inneres der uralten Berg-Moschee in Ghardaïa.



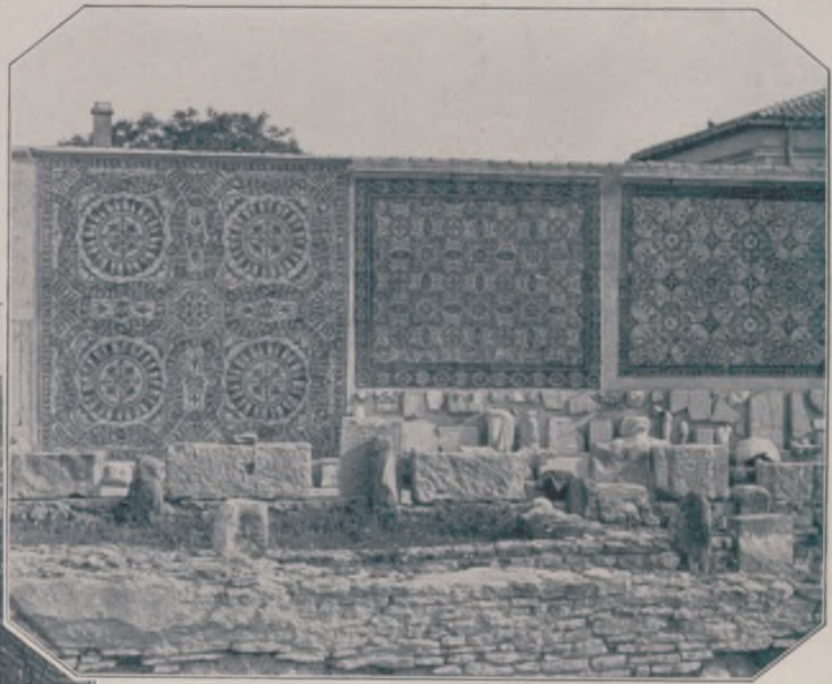


6. Beduinen-Markt im Herzen der Sahara (Ghardaïa).

Im Oval:

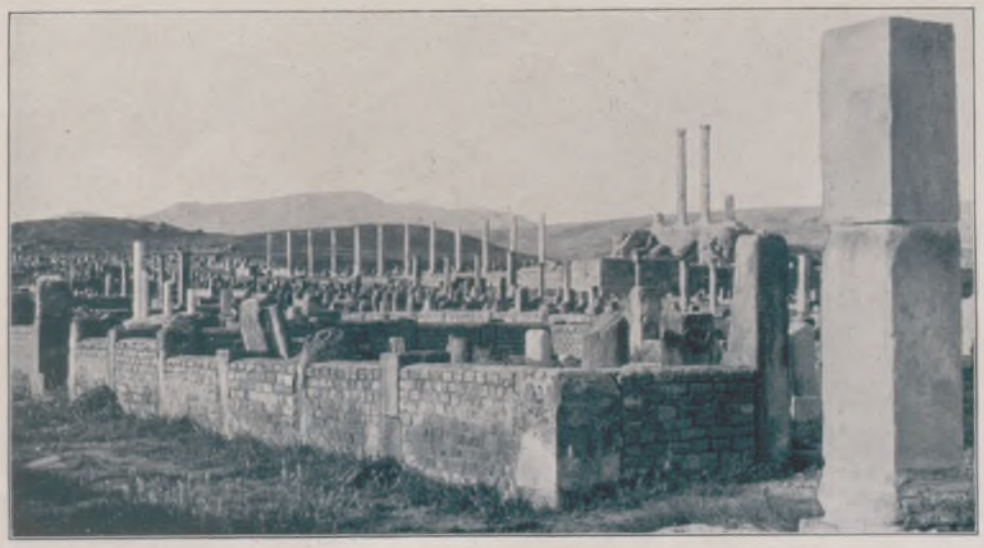
7. Tempel der Göttin Caelestis in Dougga.

Rechts nebenstehend: 8. Rückwand des Museums mit neugefundenen römischen Mosaik-Fußböden in Timgad.





9. Altrömische Heizungsanlage der Süd-Thermen in Timgad.



10. Blick auf das antike Kapitol in Timgad.

Rechts nebenstehend:

11. Altrom in Sbeitla: Blick durchs Propylaion auf das Kapitol.



Seekadettenleben

EIN TAG AUF SCHULKREUZER „HAMBURG“



„Freut Euch des Lebens!“ Fünf Uhr dreißig früh. Trommler und Pfeifer ziehen durchs Schiff, selbst noch etwas verschlafen, und spielen zum allgemeinen Wecken. „Alle Mann zurrt Hängematten.“ Und bald sind diese verstaut, ein lustiges Waschen an Oberdeck in der wärmenden Tropenmorgensonne, auf langer Seefahrt auch einmal ein kleiner Kampf um Wasser, das ein wenig knapp geworden ist, ein kräftiges Frühstück, das den letzten Rest von Müdigkeit verscheuchen soll, dann kann der Tagesdienst beginnen. „Reinschiff überall.“ Kadetten und Mannschaften wetteifern mit Wasser, Sand und Putzzeug an Oberdeck und in den Räumen, dem Schiff ein blitzblankes Aussehen zu geben. Acht Uhr ist's inzwischen geworden. „Oberdeck stillgestanden, heiß' Flagge.“ Für kurze Zeit ruht die Arbeit, während am Flaggenstock unter den Klängen des Präsentiermarsches, des Deutschlandliedes und zu Ehren des Gastlandes auch seiner Nationalhymne des Reiches Kriegsflagge langsam emporsteigt und sich entfaltet. Vielseitig ist der Dienst des Vormittags. Auf der Back wird an den Geschützen exerziert, die Schießübungen stehen ja vor der Tür. Signal- und Bootsdienst stehen für heute auf dem Plan. Die Gruppen wechseln, und schnell vergeht die Zeit. „Klar Deck“ pfeift um zehn Uhr dreißig zu allgemeiner Freude der Bootsmaat der Wache, denn die heiße Mittagszeit bis 2 Uhr bleibt frei vom Dienst. Nur die Sicherheitswache, die Ehrenwache für den Kommandanten und die fremden Würdenträger bei offiziellem Anbordkommen und Vonbordgehen, hat's nicht leicht, denn heute erwidern all die fremden Befehlshaber und hohen Beamten die Besuche des Kommandanten, die er ihnen gestern beim Einlaufen abstattete. „Backen und Banken, alle Mann Mittag.“ Der frische Dienst des Vormittags macht Hunger. Man stärkt sich für den Unterricht des Nachmittags, den heute vormittag die andre Wache hatte. Nach der Kaffeepause heißt es Zeugdienst, Zeugwäsche für die Wache. Ja, der Kadett muß alles lernen. Und neben aller Theorie steht hier auf dem Schulschiff die Praxis stets voran. Nun ist das Werk getan. Er schmunzelt, denkt an morgen, an Landgang, Autofahrt und Ausflug, an das Fest, das uns die Deutschen abends geben, denkt an die schwüle Schönheit der Natur, an all das Neue, das die Reise ihm gebracht, bis ihn aus seinen Träumen der Kamerad zur Wache ruft. „Ruh im Schiff“ ist längst vorüber. Er wacht mit anderen für des Schiffes Sicherheit. Warm ist die Tropennacht und kurz der Schlaf, bis dann am nächsten Morgen der Trommler und der Pfeifer die „Hamburg“ zu neuem Dienst und Leben wecken. R. K.

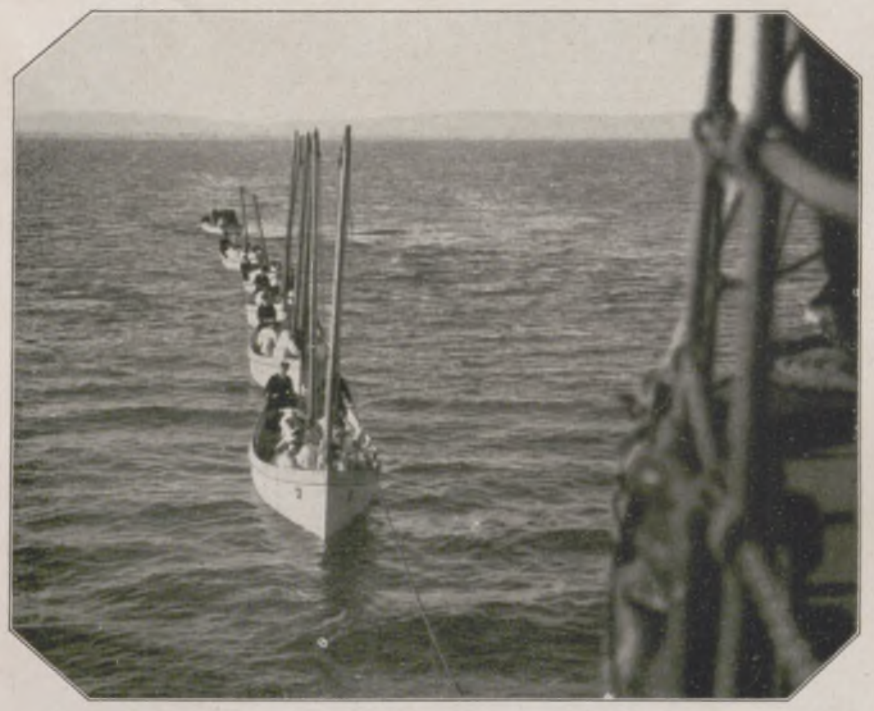


Flaggenparade um 8 Uhr vormittags: „Deutschland, Deutschland über alles.“



Klarmachen zum Geschützexerzieren auf der Back.
Oben links: Das morgendliche Wecken durch Trommler und Pfeifer: „Freut euch des Lebens.“





Bootsdienst in den Ruderbooten. — Rechts im Oval: Aufstellung der Sicherheitswache beim Anbordkommen eines ausländischen Würdenträgers. — Rechts unten: Bei der Zeugwäsche.





Am Badestrand eines Ostseebades: Nach der Rückkehr der Fischer von reichem Flundernfang.

Für die „Illustrirte Zeitung" gezeichnet von Martin Frost.

Ein unterhaltendes Schauspiel und eine angenehme Abwechslung bedeutet für den Badegast die Rückkehr der Fischer vom Fang: Zu beobachten, wie sie die Fische aus den Netzen befreien, sortieren und zur Ablieferung fertigmachen, lockt immer wieder zahlreiche Zuschauer herbei.

Das Gesicht der Frau.

PHYSIOGNOMISCHE STUDIEN VON HELGE EVERS-MILNER.







Links: (2.) Männlicher, sehr intellektueller Frauentypus (die Schriftstellerin Sophie Hoechstetter). — Mitte: (1.) Eine ausgesprochen mütterliche Frau. — Rechts: (3.) Die in sozialem Wirken aufgehende Frau.



4. Malerin und Kunstgewerblerin.

Nicht nur beim Manne, auch bei der Frau können wir aus ihrer äußeren Erscheinung auf ihren Beruf, ihre Lebens- und Wesensart schließen. In Gestalt, Formbildung und Mienenspiel, in Haltung und Bewegung, in den Händen, in der Kleidung, in Sprache und Haartracht drückt sich die Besonderheit jeder Persönlichkeit aus. Abbildung 1 zeigt ausgeprägt den mütterlichen Typus. Nach der Huterschen Naturelltypenlehre liegen sie meist im harmonischen Naturell, das heißt, die drei Gesichtspartien, von der oberen Stirngrenze bis zu den Augen, von den Augen bis zum Mund und vom Mund bis zur unteren Kinngrenze, stehen in gleichen Längenverhältnissen zueinander. Solche Gesichtsgestaltung ist stets friedlichen Naturen eigen, die behaglich und nicht streitliebend sind. — In krassem Gegensatz zur mütterlichen Frau steht die rein männliche Frau (Abbild. 2). Sie hat häufig starken, zähen Muskelbau, Hüftenlosigkeit (dies aber nicht immer), eine zu tiefe oder zu hohe Stimme (meist ersteres), männlichen Gang und männliche Gesten. Bei Abbildung 2 ist physiognomisch noch eine vorzügliche schriftstellerische Begabung zu erkennen, geistige Beweglichkeit in der intellektuellen Stirn, gute Ausdrucksfähigkeit. — Ganz anders die für die Tätigkeit in einem sozialen Wirkungskreis bestimmte Frau (Abbild. 3). Hier zeigt die Nasenform in Verbindung mit der logisch intellektuellen Stirn Organisationstalent, die obere Stirnpartie Wohlwollen, der Querdurchmesser des Mittelkopfes, verbunden mit der Nasenpartie, Objektivität, Lust zum Plänemachen und Organisieren, die mittlere Gesichtslänge geistige und körperliche Beweglichkeit, die Form des Mundes die Fähigkeit, sich auszudrücken, alles Eigenschaften, die für soziales Wirken günstig sind. — Bei der Kunstgewerblerin finden wir häufig einen runden Hinterkopf (Geschicklichkeit der Hände); Augen und Augenbrauen drücken Farbensinn aus, Stirnpartie und Haar Phantasie. Das Bild zeigt eine Kunstgewerblerin mit starker Aktivität (Nasenpartie), großer Beweglichkeit, der Fähigkeit, die Zeit auszunutzen und rasch und viel zu arbeiten (Abbild. 4). — Die schriftstellerisch und dichterisch begabte Frau unterscheidet sich von der manuell künstlerisch Veranlagten, der Malerin, Bildhauerin, in ihrer ganzen Erscheinung, ihrem Augenausdruck und gewöhnlich auch in ihren Bewegungen. Sie kann zwar starke mütterliche und pädagogische Eigenschaften besitzen, aber sobald sie ganz in ihrer geistigen Arbeit aufgeht, wird sich dies auch in ihrer äußeren Erscheinung ausprägen. Die schöpferische Begabung verrät sich in Blick und Stirn. Die Stirn zeigt künstlerischen Schwung (Abbild. 5). — Die für den Tanz besonders geborene Frau wird stets eine lange mittlere Gesichtspartie haben, meist auch eine gut ausgeprägte Nase, einen nicht zu flachen Hinterkopf. Man braucht die Figur einer Tänzerin gar nicht zu sehen, um ihre tänzerische Begabung zu erkennen. Sie kommt genügend in der Gesichtsgestaltung und im Kopf zum Ausdruck (Abbild. 6). — Das schauspielerische Talent zeigt sich wiederum in der ganzen Kopfbildung, dem Augenausdruck, der Mimik. Schauspieler, die ein besonders starkes Nachahmungsvermögen haben, besitzen stets eine lange Oberlippe. Das gute Gedächtnis erkennt man im Spiel zwischen Augen und Stirn (Abbild. 7). — Vom künstlerischen Frauentypus am meisten abweichend ist der der geschäftlichen Frau (Abbild. 8). Eine Frau, deren Hauptlebensinhalt Erwerbssinn und Geschäftstrieb sind, zeigt stets in der mittleren Gesichtspartie den breitesten Durchmesser. Die seitliche Kopffläche vom Augenwinkel bis zum Ohr ist sehr lang. Die Stirn ist nicht geschwungen, oft sehr eckig. — Besonders eigenartig manifestiert sich die Sportsdame (Abbild. 9). Der eigentliche Sportsmensch, der in seiner Liebhaberei nichts mit Zeitsitte zu tun hat, ist stets ein Bewegungsnaturell, so weit es sich, wie besonders in der Gegenwart, um Bewegungssport handelt. — Alles Lebendige offenbart sich in Formen, unterliegt bestimmten Formgesetzen. Aus der Art der Formen und des Ausdrucks eines Menschen auf sein inneres Wesen zu schließen und es zu erkennen, ist die Aufgabe der Physiognomik, des schwierigsten und wichtigsten Studienzweiges der Charakterologie.



5. Dichterischer Typus.



6. Frau mit Begabung für Bewegung und Tanz.



7. Schauspielerinnen-Physiognomie (El. Duse).





Links: (8.) Das Gesicht der geschäftlich begabten Frau. — Rechts: (9.) Die typische Sportsdame (die Kanalschwimmerin Gertrud Ederle).

Erntezeit

Aufnahmen von Johs. Mühler





Auf den Feldern liegen in langen Reihen die Schwaben des gemähten Getreides.
Im Kreis: In des Weizens goldene Flut dringt der Schnitter mit scharfer Sense ein.





Hochbeladene Erntewagen bringen die Garben in die Scheune. — Links: Ernte in kleinem Stil. — Links unten: Grumternte in der Mark. — Rechts unten: Ährenleserinnen, die Nachhut der Ernte.







Großer Tintenfisch oder Seepolyp



Drachenkopf oder Meersau



Merkwürdige Farbabänderungen des Flußkrebses

UNTERWASSERLEBEN HINTER GLAS: SEHENSWÜRDIGKEITEN AUS DEM AQUARIUM IN BERLIN

Nach Aquarellen von Paul Neumann, Karlsberg. (Siehe hierzu den Beitrag „Merkwürdiges aus dem Berliner Aquarium“ in „Wissen und Leben“)

DER HELD

NOVELLE VON P. KRASNOPOLSKI

I.

Im Frühjahr 1643, als sich der große Krieg fast schon selbst erschlagen und der Hunger seine eigene Qual fraß, zog ein schwedischer Haufe in eine Gegend, die als friedliche Insel im roten Meer von Tod und Plünderung bisher von Kampf und Not verschont gewesen. Furcht schnellte die Pfeile von wilden Gerüchten ab, die zitternd in jedem Orte steckenblieben. Der Bericht eines fahrenden Krämers, der vom Osten her vor dem Feind floh, trug das Geschoß nach Amerbach und bohrte es zunächst in das Herz des Bürgermeisters. Wie der als kundiger Kaufmann gewohnt, wollte er mit dem unwillkommenen Boten um seine Angst handeln. Aber jener blieb fest. Da ließ denn Herr Niklas Stahel die Ratsherren zu eiliger Sitzung laden. Die Fenster des Saales wurden geschlossen, damit die Straße nichts von den Reden vernähme, dann wiederholte der Fremde seine Erzählung, schilderte, was er gesehen und gehört, und wie des Gegners und seiner gezwungenen Führer Ziel die Stadt sei.

Als er geendet, warf die Aufregung die Stimmen schreiend gegeneinander. Keiner wußte etwas, aber jeder es besser als der andere, und statt klarer Meinung hatten alle bloß Widerspruch. Wollte einer die Verteidigung, riet der nächste selbstverständlich zur Flucht, wer verhandeln wollte, sollte sich lieber auf Gnade und Ungnade ergeben.

Von der verstörten Miene des Unbekannten und seinen hastigen Fragen nach dem Bürgermeister beunruhigt, waren Leute ihm zu seinem Ziele gefolgt. Nun ballte die Erwartung allmählich das Volk zusammen, daß es gleich einer dunklen Gewitterwolke auf dem hellen Grau des Marktplatzes stand. Der Schrecken wetterleuchtete schon mit flackernden Rufen über seinen Köpfen, leise begann die Ungewißheit zu grollen.

Da stieß einer an den Wächtern vorbei die Tür des Beratungszimmers auf. Der Hauptmann Hanns Schönsperger klirrte herein. Er hatte den Kettenpanzer angelegt, den er zuletzt in der Schlacht bei Lützen getragen. Nur das Schwert mußte er jetzt in der Linken halten. Das schnitt alle Reden ab, als es krachend auf den Tisch niederfuhr.

„Die Stadt wird verteidigt. In einer Stunde versammeln sich alle Bürger mit ihren Waffen auf dem Marktplatz zur Musterung."

Als dumpfes Echo rasselten draußen schon die Trommeln der Ratsdiener.

In den Gassen, den dünnen Adern des Ortes, durch die vordem gemächlich das Leben floß, stockte es jetzt oder jagte in ängstlichen Stößen. Die Häuser rissen die Augen der Fenster in neugierigem Entsetzen weit auf oder schlossen die Lider der Läden, um nichts sehen zu müssen, versperrten die Tore, um nichts zu hören. Die Zinnengiebel glichen plötzlich schartigen Schwertern, von den Erkern über spitzen Dächern gekreuzt, in den Schnecken schienen sich jetzt Arme mit derben Fäusten erwartungsvoll zu krümmen. Die Kreuzgewölbe der Einfahrten spannten sich wie Rippen einer ängstlich eingezogenen Brust, und die Lauben wurden zur steinernen Brandung, in der sich die sonst stille Fläche des Platzes unter den eiligen Tritten der Menschen an den Häuserufern brach.

In seiner Stube arbeitete der Magister Clemens Schwartzbruck, der Stadtschulmeister. Die Fenster hatte er sorglich zugemacht, in seliger Entrücktheit saß er unter seinen Büchern. Sehr unsanft riß ihn der Bote aus seiner Welt, in der holzgeschnittene Figuren, lebendig geworden durch seine Phantasie, auf den dunklen Pfaden der Buchstaben an buntem Rankenwerke vorbeischritten und die Blüten der Initialen pflückten, stets neue Seiten ihrer Schicksale sich vor ihm aufblätterten. Aus der Stille mußte er jählings fort in einen Lärm, mit dem die Angst sich selbst überschrie.

Inter arma silent musae, dachte er betrübt, und straflos grinsten seine Buben, wenn er unter den Flüchen des alten Wachtmeisters diesem das Gleichmaß der Tritte verdarb. Die meisten seiner gleichaltrigen Genossen hatten sich zu einem Mädchen gefunden, manche schon eine Frau zu Hause, die als teilnahmsvolle Zuschauerin künftige Taten des Mannes freigebig pries und die gute Freundin schon jetzt wegen eines Verlustes tröstete, dessen Möglichkeit sie für sich selbst ausschloß. Der Magister sah die Gefühle freigebig werden und kam sich in seiner Einsamkeit immer ärmer vor. Ungeschickte Schüchternheit ließ ihn selbst in dieser Zeit nicht bei dem einen Herzen anklopfen, das ihm vielleicht offen stand oder von dem kunstlosen Schlüssel des Mitleids und der Bewunderung mühelos geöffnet werden konnte.

Mit anderen wurde Schwartzbruck schließlich in die Glockenstube geschickt. Dort mußte er in die Ferne spähen, sollte Verdächtiges melden. An sich gefiel ihm der Aufenthalt da oben nicht schlecht. Hier gab es kein Getöse, mit den Menschen schwieg die Glocke und die Weite ringsum. Als ihr warmer Atem strich die Luft durch die offenen Fenster, manchmal nur klang eine Bewegung der Wächter in einem Wort, in leisem Knarren des hölzernen Stuhlwerks, in grünem Aufrauschen des Metalls wider.

Tief unten war die Stadt. Der Schall einer Trompete stieg zuweilend tönend zu dem Magister empor und zerging in der heißen Stille. Weiter draußen umglänzte der Ring des Wassergrabens die Mauern, und als wäre der Reif in der Sonne geschmolzen, sickerte der funkelnde Streif eines Baches über den Wiesengrund nach Osten. Neben ihm schlief jetzt die Straße. Manchmal riß ihr ein Windstoß die Staubdecke von dem wegmüden Leib mit den tiefen Striemen der Räderspuren. Auf einem Höhenzuge fiel dann ihr schmales Haupt unter der blauen Klinge des Himmels den Hang herab. Ein paar Hütten lagen als gelbliche Blüten mit den sonnengespiegelten Blättern der Fenster neben verdurstenden Äckern. Auf den anderen drei Seiten des Blicks standen nahe Berge, in den dichten Mantel des Waldes gewickelt, der in losen Falten zur Ebene sank. Matten schauten als runzlige Gesichter aus der dunklen Kapuze der Bäume, auf steinigen Hälsen saßen kahle Spitzen.

Drei Tage und Nächte warteten vergeblich.

Sein Auge und Ohr wurde allmählich müde vom Suchen, die Angst ungeduldig. Öfter und öfter sprang Schwartzbruck von der Fensterbrüstung auf, hetzte ihn die Unruhe durch den kleinen Raum, schlug er mit den Fäusten die wartende Glocke. Bist du stumm geworden, schrien seine Gedanken dabei, hängt dir die Zunge gelähmt im grünen Maule, daß du so hartnäckig schweigst? Wann wirst du endlich sprechen, endlich der Augenblick dich rufen und du ihm antworten: jetzt? Aber nichts zeigte sich, nirgends steckte der Schwede eine Rauchfahne auf, rötete nachts ein Widerschein von Feuer und Glut den klaren Himmel.

Da beschloß der Hauptmann, Kundschafter auszusenden. Freiwillige sollten sich melden, der Gang sei gefährlich. Als erster trat der Magister vor, bat, gegen Osten geschickt zu werden. Aber von dort, aus der Gegend von Rothenberg, würden die Schweden gewiß kommen. Das sei für einen größeren Haufen der einzig mögliche Weg, und Schönsperger hatte sichere Nachricht. Ebendeshalb wollte Clemens in die Richtung ziehen. Mißtrauisch betrachtete ihn der Soldat: Da war einer, der sich unter seinen Büchern fast schon einen Buckel angelesen, den Degen wie eine Kielfeder hielt, ungeschickt und unlustig zum Kriegshandwerk war, und der drängte sich plötzlich zu einer Aufgabe, die einen wirklichen Mann erforderte, einen ganzen Kerl, mutig und vorsichtig zugleich. Hatte der Bursche etwa gar geheime Absichten? Freilich, was konnte er schon verraten? Vom Geschütz verstand er nichts, vermochte nicht eine Kolubrine von einer Kartaune zu unterscheiden, von den Vorräten wußten nur Führer und Rat. So sagte Hanns Schönsperger denn: „Geht und macht Eure Sache gut! Ihr seid ein Neuling, deshalb vielleicht unvorsichtig. Der Schwede macht kurzen Prozeß. Von manchen meiner alten Leute, die in seine Hände gefallen, weiß ich, daß sie am nächsten Baum endeten."

Drei andere wollten auf Schleichpfaden die Berggipfel besteigen und von dort Umschau halten.

Am folgenden Morgen standen die vier gerüstet. Volk hatte sich versammelt, schwieg fröstelnd in der Kühle, die blasses Rot färbte. Die Ausfallpforte beim Osttor wurde geöffnet. Der rasselnde Fall der Zugbrücke erschlug jedes Zaudern.

Drei nahmen Abschied. Blumen verirrten sich zu den Waffen, Freunde grüßten die anderen, der Magister fühlte seine Verwaisung. Der Pfarrer hob das Kruzifix. Gleich einem milden Stern glänzte es über den dunkel sich neigenden Köpfen. Hierauf räusperte sich der Befehlshaber zu einer Rede. Kaum hatte er begonnen, da sprang der Magister in großen Sätzen auf die Brücke. Ein Abschiedswort warf er den übrigen zu, das klang wie ein Schluchzen.

Dann lief er nach links durch die Wiesen gegen den Wald hin. Die rasche Bewegung tat ihm wohl, mußte er auch bald, der Eile ungewohnt, sie mäßigen. Endlich war er frei vom Zwang ständiger Befehle, konnte wieder selbständig handeln. Die Gefahr dünkte ihn jetzt weniger schreckhaft, da er auf sie zukam und sie suchte, nicht mehr sie ihn, den Gefangenen des Wartens, aus unbekanntem Schlupfwinkel tückisch beschlich. Unter den Stämmen rastete er, bis ihm der Atem wieder ruhig strömte. Der Morgenwind schickte vor ihm schimmernde Wellen durch das Gras, von der Spitze des Kirchturms holte nun die Sonne rötliches Glänzen. Ganz leise rollte das verhaßte Wirbeln der Trommel durch die Stille.

Dort lag die Stadt. Sie nannte sich seine Heimat und war doch nur eine Unterkunft. Dort sein Zuhause, in dem er als Angehörige bloß die Bücher, als Freundin seine alte Stube verließ. Es wäre wohl schön, jetzt an jemand anderen denken zu dürfen als nur an sich selbst. Achselzuckend stand er auf, ging am Rande der Bäume gegen Osten. Lauernd, wie ihm schien, schwieg heute der Wald. In seiner Einsamkeit faßte Clemens nach dem Degen. Der harte Griff hatte etwas Beruhigendes für ihn. Er zog die Klinge aus der Scheide. Ein Funkeln lief gleich einem flüchtigen Lächeln über den Stahl. Und als er ihn schwang, hörte er zum erstenmal in dem pfeifenden Zischen die Stimme

der Waffe. Noch war sie ihm fremd. „Vielleicht gewöhnen wir uns aneinander", dachte er laut zu seinem unfreiwilligen Begleiter.

An einer kleinen Wiese kam er vorbei. In dem dunklen Rand der Tannen war sie ein voller Becher, der mit den dicken, gelben Blasen der Löwenzahnköpfe aufperlte und die Blüten eines wilden Apfelbaums als herb riechenden Schaum trug, während die Zweige eines andern mit spitzen Fingern einen zartrosa Duft in die grünschimmernde Kühle schütteten. Der Magister atmete, stehen bleibend, tief den farbigen Trank ein, dann wanderte er weiter.

Durch den Forst schnitt schmal, allmählich sich senkend, ein Hohlweg. Er folgte ihm. Kahler Fels wuchs zu beiden Seiten empor, Zweige siebten über seinem Haupt das erstarkte Licht und ließen es in dünnen Strahlen auf den steinigen Boden fallen. Bei einer Biegung schaute er zurück. Durch den baumumfaßten Eingang des Pfades zog die Sonne wie durch ein braunes Öhr einen blendenden Streifen. Dann schritt der Magister vorwärts. In gerader Schräge spannte sich vor ihm die Straße. Allmählich zögerte der Mann. Zwischen den hohen Wänden war er gefangen, der Ausgang noch fern. Sollte er nicht lieber umkehren, einen anderen Weg einschlagen? Wenn er hier auf den Feind stieß, gab es kein Ausweichen. Schließlich begann er, um sich nicht selbst mutlos heißen zu müssen, doch bergab zu laufen.

Da, plötzlich sah er sie. In dem Zwielicht nicht weit vor ihm: Bewaffnete. Dichte Reihen, die vorsichtig und leise ihm entgegenmarschierten. Noch mehr an die Wand geduckt, rannte er zurück. Niemand hatte ihn bemerkt, denn kein Ruf, kein Schuß verfolgte ihn. Sein Pulverhorn verlor er vom Gürtel, achtete nicht darauf, stürmte weiter. Da, links, ein paar Absätze im Gestein. Er versuchte die Wand zu erklettern. Es gelang. Faßte einen überhangenden Felsen, schwang sich mit verzweifelnder Kraft hinauf, griff nach Wurzeln, fühlte ein Schwanken, der Block löste sich, stürzte mit splitterndem Krachen hinab. Clemens' erschreckte Hände verloren den Halt, er fiel. Mit schwindelndem Kopf richtete er sich langsam auf, einen Schrei noch in den Ohren. In entsetztes Gebrüll rollte unaufhaltsam der mächtige Stein den Hohlweg hinab, zermalmte mit flammendem Knall das Pulver. Dann war es dem Magister, als wickelte sich ein schwarzes Tuch um seine Augen, und zöge ihm jemand den Boden unter den Füßen fort.

II.

Schönsperger an der Spitze, eilte dessen Schar im Laufschritt zum Wald. Einige Männer schleppten zwei Falkonette, andere Hakenbüchsen, die übrigen waren mit Musketen und Degen bewaffnet. Neben dem Hauptmann ritt der Magister als Führer. Er sah blaß und erschreckt aus, kämpfte bei jedem rascheren Schritt des Pferdes mit Mähne und Sattel um seinen Platz. Argwöhnisch schaute sein Nachbar ihn an. Es war ganz sicher, daß der Schulmeister auf die Schweden gestoßen. Die standen ja schon nahe vor der Stadt im Osten. Ein Flüchtling hatte noch gestern dies bestätigt. Sonst hätte Schönsperger nicht den unerfahrenen Magister gehen lassen. Nur über Stärke und Weg des Feindes wollte er noch Näheres erfahren. Das schien freilich nicht völlig gelungen. Mit verwirrtem Bericht war Schwartzbruck auf das Rathaus gekommen, hatte atemlos von einem großen Haufen gestammelt und von dessen Flucht vor einem Stein, und dann, während der Hauptmann Alarm blasen ließ und seine Leute sammelte, mußte der Feldscher den völlig Erschöpften laben und ihm ein paar blutende Risse verbinden. Er war offenbar gestürzt. Und jetzt, während des Rittes, ließ sich auch nichts Vernünftiges aus ihm herausbringen. Der Mensch schien ganz verstört. Ein schöner Held, dachte der Soldat. Verliert den Kopf, wenn er den Feind bloß sieht. Aber nun kam der Hohlweg, da konnte man sich endlich selbst überzeugen.

Bei der Biegung ließ er seine Schar halten, stieg ab und schlich vorsichtig weiter. Und als Schönsperger die frische Lücke oben im Felsen gewahrte, die Toten sah, die verstümmelten Verwundeten — —

„Magister, Ihr habt Euch brav gehalten. Jetzt endlich verstehe ich Euch. Habt den Stein zum Absturz gebracht und so den Schweden in die Flucht geschlagen. Ganz allein habt Ihr es mit dem Haufen aufgenommen und Amerbach gerettet. Ihr wart tapfer und vorsichtig, Magister" — er senkte den Degen — „Ihr seid in Wahrheit ein Held."

Schwartzbrucks Gesicht war dunkle Röte.

„Ich bin eigentlich vom Stein...", begann er verwirrt.

„... und dem guten Einfall selbst überrascht, wollt Ihr sagen! Aber jetzt ist keine Zeit für Reden. Wir müssen erkunden, was der Schwede macht."

Der stand immer noch ein Stück vor dem Ausgang, schien unschlüssig zu beratschlagen. Schönsperger ließ rasch das Geschütz in Stellung bringen. Der erste Schuß krachte mit der eisernen Vollkugel. Der Feind wich, der Magister hielt sich die Ohren zu. Der Hauptmann stürmte mit seinen Leuten den Fliehenden nach; der Sieg war leicht, vollständig die Vernichtung des Gegners. Inzwischen bewachte Clemens die beiden Feldschlangen.

Ein Bote ritt auf des Magisters Gaul zur Stadt. Den ermatteten Schulmeister zwang der Hauptmann auf sein eigenes Pferd, ging zu Fuß zu seiner Linken. Der kurze Rückmarsch war lärmende Fröhlichkeit. Man hatte Beute gemacht, führte den feindlichen Befehlshaber mit zweien seiner Offiziere als Gefangene heim. Solch ein lebendes Faustpfand kann vielleicht nützlich werden, meinte Schönsperger.

Der fand den Reiter neben sich erstaunlich schweigsam. Er saß auf dem Roß wie gedrückt von einem Panzer schwerer Gedanken, durch den des Hauptmanns Fragen nicht zu dringen vermochten, und sein Gesicht, das bartlos und sonst ruhig in der Gegenwart nur die Vergangenheit zu suchen schien, es lag heute im Schatten des Visiers streitender Erwägungen. Der Soldat gab es endlich auf, aus diesem tauben Block den Funken einer Antwort schlagen zu wollen, und verstummte gleichfalls.

Plötzlich sagte Schwartzbruck:

„Ich muß Euch doch ein Geständnis machen. Ihr überschätzt mich. Ich habe wirklich nichts getan, denn..."

„Bescheidenheit ist eine schöne Tugend, Magister. Lehrt sie Eure Buben. Das ist Eure Pflicht. Aber glaubt mir, so bringt Ihr es nie zu etwas. Ihr habt nichts getan? Junger Freund, Eure Bescheidenheit wird beinahe anmaßend. Ist das nichts, wenn einer allein einen ganzen Haufen in die Flucht schlägt? Ich bitte Euch, unterbrecht mich nicht. Ich kann das besser beurteilen als Ihr. Noch bin ich Euer Vorgesetzter, und als solcher befehle ich Euch: Ihr schweigt, und ich rede. Sonst seid Ihr noch imstande zu behaupten, der Stein sei von selbst auf die Schweden gefallen und Ihr wäret vor dem Feind davongelaufen. Und jetzt reitet Ihr allein an der Spitze weiter, wie es Euch geziemt, und ich werde Ordnung in meine Leute bringen."

Dämmerung saugte das Grün aus dem Rasen, als der Rand des Waldes erreicht wurde. Das Licht in dem Wassergraben war eingeschlafen, aus dunklem Grau mit breiten Flächen, Giebelzacken und Turmspitze das Bild der Stadt geschnitten und auf roten Hintergrund geklebt. An den schlaffen Händen der Ketten, müde vom freudigen Warten, hielt das Tor die Zugbrücke den Heimkehrenden entgegen. Und als diese den Wiesengrund betraten, da grüßten sie Geschütz und Glocken, und gleich einem Arm, der aus der endlich geöffneten Tür eines Gefängnisses sich in die Freiheit streckt, stieß das Volk aus der Stadt auf sie zu. Ein Schrei flammte in dem Halbdunkel auf, entzündete die Stimmen zu lodernden Rufen: Schwartzbruck, Held, Retter! Jubel und Hände faßten nach ihm, unbeholfen kletterte er vom Pferde, kämpfte sich mit Bitten und Stößen aus dem Gedränge und lief durch leere Gassen zu seinem Hause. Einer folgte ihm. Schönsperger hatte den Mann nachgeschickt; er wollte wissen, wo der Schulmeister zu finden sei.

In seiner Stube verriegelte Clemens die Tür. Endlich allein. Die plötzliche Stille schüttelte ihn mit einem Schluchzen. Es ist nicht mein Werk, schrie er fast. Der Stein hat sich ja von selbst gelöst, er hat die Schweden geschlagen, ich bin vor ihnen davongelaufen. Bin kein Held, bin ein Feigling. Niemand will auf mich hören, und so werde ich noch zum Lügner eines Verdienstes des Zufalls. Was soll ich tun? Er blickte sich um. Aber sein Zimmer schien nichts von ihm wissen zu wollen. In fremder Ordnung lagen die Papiere auf dem Tisch, die Bücher standen in kühlen Reihen. Abweisend kehrten sie ihm den Rücken zu oder preßten, sorglich aufeinandergeschichtet, die Lippen der Deckel zusammen, die sonst offen über der Zunge der Seiten standen.

Es klopfte.

„Ich habe schon aufgeräumt, Herr Magister, und will Euch nicht stören. Aber jemand schickt Euch einen Strauß."

Es war seine Wirtin. Er antwortete nicht, öffnete, nahm gedankenlos die Blumen.

Auch ihr wendet euch von mir ab, meinte er zu den Büchern. Ihr habt recht, ich bin ein Lügner, da ich zu lange geschwiegen habe. Inzwischen erzählt der Hauptmann, und wenn ich jetzt die Wahrheit sagen möchte, wird niemand sie hören wollen. Und wenn man sie mir doch glaubt? Dann werde ich verhöhnt und bin lächerlich und ein Spott für alle hier bis an das Ende meiner Tage. Was soll ich beginnen? Es gibt nur einen Ausweg: heimlich sich aus der Stadt zu schleichen. Bis Rothenberg komme ich wohl und könnte dort fürs erste ein Obdach finden.

Aus einem Wandschränkchen holte er einen schmalen Beutel, steckte ihn hastig zu sich. Den Degen hatte er noch umgeschnallt. Daß du einmal mein einziger Begleiter sein würdest...! Denkt nicht zu schlecht von mir, wandte er sich an seine Bücher. Dann öffnete er leise die Tür.

Draußen standen zwei Ratsdiener. Einer gab ihm einen Brief. Verschnörkelt, wie seine Unterschrift, waren die Worte des Bürgermeisters. Er lud den Wohlweisen und Ehrenfesten für morgen im Namen der Stadt zum festlichen Dankgottesdienst und hernach zur feierlichen Versammlung des Rates. In einem zweiten Schreiben bat Niklas Stahel seinen hoch- und wertgeschätzten Freund, als liebwerter Gast in sein Haus zu kommen und dort zu wohnen. Die Boten hatten Auftrag, ihn alsogleich in seine neue Behausung zu geleiten.

„Der Herr Bürgermeister befahl streng, seinen Willen pünktlich auszuführen." Da gab es kein Zurück mehr. Achselzuckend folgte Schwartzbruck den beiden. Bat dann Herrn Stahel um Urlaub von Familie, Bankett und Gästen und bloß um ein wenig Speise und Trank in seinem Gemache. Schloß sich dort ein und begab sich gleich zu Bett in einem schweren Nachsinnen, das bald der Schlaf löste.

III.

Mit Glanz und Kette lag die Würde des Stadtoberhauptes auf Gesicht und Brust Niklas Stahels. Ihm folgte der gesamte Rat. Feierlich schritten alle einher, erhobenen Antlitzes, ihrer Stellung und des Augenblicks sich wohl bewußt. Und darum verdroß es den Bürgermeister, daß die wichtigste Person des Tages gleich einem armen Sünder zu seiner Rechten schlich, Kopf und Blick tief gesenkt, während

Neue Hüte Neue Kleider.







Die Schauspielerin Maria Paudler in einem flotten Filzhut mit Falten und durchgezogenem Ripsband. (Modell: Hoherz.)

Links nebenstehend: Maria Paudler trägt einen modernen Filzhut in Glockenform. (Modell: Hoherz.)



Einfaches Nachmittagskleid mit plissiertem Rock und Jumper aus stumpfer Seide mit glänzendem Gürtel und Blenden. (Modell: Glaser & Goetz.)

Im Kreis: Einfacher heller Filzhut mit eingelegtem dunklen Band. Trägerin: Die Tänzerin Eugenie Nicolaiewa. (Modell: Altmann.)





Die Filmschauspielerin Anita Dorris zeigt einen Filzhut mit schmalem gesteppten Rand, Ripsband und Schmucknadeln. (Modell: Altmann.)

Nebenstehend: Die Filmschauspielerin Lilly Feindt in einem Tanzkleid aus Tüll mit weitem Rock und bestickter Taille mit Blumengirlande. (Modell: Max Becker.)

ringsum Rufe und Blumen aus den Fenstern auf ihn niedersanken, sein Anblick aus den dichten Reihen zu beiden Seiten des Weges, der Lunte eines Geschützes ähnlich, das helle Aufblitzen von Stimmen löste.

Als der Zug auf den Marktplatz kam, schüttete der Kelch der Glocke sein Läuten über ihn. Lügner, Lügner, hörte Clemens das wiegende Läuten. Nun standen sie vor den Stufen der Kirche. Da schlugen brausend die Töne der Orgel aus dem Portal, in goldenem Glanz trat der Bischof mit der Geistlichkeit vor das Tor und segnete den Streiter Gottes. Vergib mir meine Schuld, sank der in die Knie.

Später, im großen Saale des Rathauses, der einem kunstvoll geschnitzten Schrein mit dem schweren Schloß der Tür und dem flachen Deckel der Täfelung glich, in dem Raum, der mit den dunklen Augen der Bilder unter den Brauen der Rahmen auf die Menschen niederschaute, legte Stahel dem Gefeierten eine Kette um. Im Kranze bunter Steine hing eine Schaumünze an ihr, sie trug das Wappen Amerbachs und auf der Rückseite die Worte: Clementi Nigropontio filio suo fortissimo ac salvatori grata patria. Wohlgefällig betrachtete der Goldschmied Jörg Voltz sein Werk. Es hatte ihn und seine Gesellen eine schlaflose Nacht gekostet.

„Und wie Ihr, Herr Magister," fuhr der Bürgermeister fort, „die ruhmvollste Tat in die Geschichte unserer Stadt gesetzt, so ist es von jetzt an Euer Amt, die Historia Amerbachs aufzuzeichnen, auf daß auch künftige Geschlechter von dem Manne erfahren, der, ein zweiter David, mit dem Stein den schwedischen Riesen erschlug."

Da riß sich Schwartzbruck aus seinem Schweigen.

„Ihr Herren, ich bin soviel Huld nicht wert. Was geschehen, ist eine Fügung des Himmels..."

„Und Ihr sein würdiges Werkzeug. Wohl Euch, daß Ihr so denkt. Wer demütig ist, der kniet und kann nicht fallen."

Der Pfarrer, der gestern des Magisters Auszug miterlebt, sagte es. Andere folgten mit Sprüchen und Betrachtungen. Im Lobe des Helden und seiner Bescheidenheit verstummte dessen Abwehr.

Nochmals erhob sich Stahel:

„Unbillig wäre es, Hannsen Schönspergers heute nicht zu gedenken. Er hat siegreich vollendet, was glücklich begonnen, und dem Schweden den Gnadenstoß versetzt. Nehmt, Herr Hauptmann, den Dank der Stadt."

Schwer und golden klirrte es in dem silbernen Becher, den er dem Angeredeten reichte. Dankbar neigte sich der, trat dann zu Schwartzbruck.

„Könnt Ihr mir vergeben? Ich hatte schlimmen Argwohn, als Ihr Euch zum Kundschaftergange meldetet. Aber kaum ist je noch ein Verdacht stärker beschämt worden, hat sich die Tapferkeit rascher und glänzender bewährt als bei Euch."

Unbeholfen gab ihm der Magister die Hand.

Eigentlich, dachte er, als er sich zu Hause zum Festmahle rüstete, eigentlich hat der Hauptmann recht. Ich war ja wirklich als erster zu einem Unternehmen bereit, das er selbst als gefährlich erklärte. Daß ich aus der Stadt fortgelaufen bin, weil ich nicht mehr zu warten vermochte, daß ich lieber die Gefahr suchte, ehe sie mich fand — das geht niemanden etwas an. Und die anerkennenden Worte der Trinksprüche bei der Ratstafel trafen ihn nicht mehr wie Steine, die verletzten und schmerzten. Allmählich glätteten sie sich, wurden zur Brücke, die von seiner bescheidenen Vergangenheit zu einer glänzenden Gegenwart und Zukunft führte. Zögernd nur wagte er sie zu betreten.

Doch der Nachmittag trieb ihn weiter. Da kamen die Abordnungen der Zünfte, priesen den Retter des Handwerks und häuften Ehrengeschenke vor ihm auf, daß aus Tuch und Samt, Pelzwerk und Seide ein neuer Mensch sich nachher im Spiegel seines Zimmers erblickte. Clemens nahm die Gaben bereits mit ruhiger Selbstverständlichkeit. Daß er die Stadt vor dem Feinde beschützt, den reichen Ort vor Plünderung bewahrt, den Wohlstand der Bürger gesichert — dies war gleichfalls richtig. Der Stein hatte ja wirklich die Schweden geschlagen; wieso er ins Rollen geraten, war für den Erfolg gleichgültig. Den allein sahen die Leute ringsum, nur auf ihn kam es an. Empfing vielleicht der Arzt, der einen Kranken gerettet, keine Belohnung, ward er nicht bedankt? Fragte man bei ihm etwa, ob seine Kunst oder nicht in Wahrheit die Natur dies bewirkt? Der Feind war vernichtet, die Heimat frei, Clemens hatte das zuwege gebracht. Und entschlossen warf er seine früheren Zweifel fort, in den Winkel gewollten Vergessens, wo auch der alte Degen lag, und band mit dem neuen Schwert, das ihm die Plattner überreicht, die Rüstung des Selbstbewußtseins um, die fester und fester sich um ihn legte, und deren lückenlose Sicherheit kein Argwohn des wirklichen Geschehens zu ritzen vermochte.

IV.

So hörte er schließlich noch die Abordnung der Frauen. Die Sprecherin dankte ihm, daß er Väter und Söhne, Brüder und Gatten den Ihren erhalten, das Glück der Bräute beschirmt. Sie stand dicht vor dem Gefeierten, jung und schlank, die Erregung rötete ihr Antlitz. Aufmerksam sah es der Mann; noch nie hatte er ihr Gesicht so nahe schauen dürfen. Veilchenduft atmete ihre Brust und mit ihm plötzlich die Erinnerung an einen Strauß, den er gestern achtlos empfangen. Sein Blick wagte sich zu ihrem Auge, ein Lächeln verbarg sich vor ihm unter rasch gesenkten Lidern. Ich habe mich wohl getäuscht, und es ist so wie früher, fühlte Clemens betrübt.

Als die Ansprache zu Ende, nahm die Rednerin von einem samtenen Kissen, das ein kleines Mädchen hielt, einen Kranz und setzte ihn dem Magister auf. Der neigte sich. Es war Dank und Huldigung zugleich, nicht bloß die Bewegung des Größeren. Und als sie ihm die Blumen ins Haar drückte, streiften es leise ihre Hände. Hastig, wie vorher der Blick, flohen sie dann von ihm. Er glaubte noch an Zufall und traute sich nicht, an Absicht zu denken.

Immerhin hatte er für den Abend Mut gefaßt und war dann beim Tanze kühner als je zuvor. Die Kette gab ihm Sicherheit. Der Schulmeister Clemens Schwartzbruck hätte sonst unbeachtet und unbekannt in einer Ecke gestanden, wo jetzt der Retter der Stadt als Hauptperson des Festes von Freunden begrüßt wurde, denen er noch vorgestern fremd gewesen. Das ließ ihn Worte und Bitten um einen Tanz wagen, die ihn noch kurz vorher vermessen gedünkt. Heute schienen sie ihm und den Frauen selbstverständlich. Er empfing Dank, wo sonst kühle Abweisung seiner Ungewandtheit geantwortet, ahnte Erfüllungen, wie er sie nie zu hoffen sich erlaubt hätte.

Immer weiter schritt heiß und lärmend der Abend durch Bewegung, Fröhlichkeit, Wein. Nur die eine blieb abseits und ihr Auge stumm. Er warf den Köder eines Blickes aus, nichts fing sich an ihm. Da habe ich mich wohl geirrt, dachte er. Sie hat mich nie gemocht, deshalb darf ich nicht einmal enttäuscht sein. Und vielleicht ist es besser so, als wenn sie der heutige Tag zu einem Versprechen verführen möchte, das sie später nicht halten könnte. Jetzt bin ich der Held, morgen schon war ich es, und schließlich werde ich zum Schaustück, das sie an der rostigen Kette vergessener Erinnerungen durch ihr Leben mit sich schleppen müßte. Aber daß sie gerade heute mir zeigt, wie gleichgültig ich ihr bin, das kränkt mich doch. Alle hatten ein gutes Wort für mich, auch ganz fremde, nur sie weiß mir nichts zu sagen. Was soll ich tun? Schweigen? Mir durch eine Aussprache Gewißheit holen? Unschlüssig stand er neben ihr.

„Es scheint, daß der Herr Schulmeister Schwartzbruck, seitdem er ein Held geworden, seine Bekannten nicht mehr kennen will."

Er war erfreut und empört zugleich. Froh, weil sie ihn Bekannten hieß, empört, da sie ihn als Helden offenbar nicht sonderlich ernst nahm. Er erwog eine schlagfertige Antwort. Sie sollte spitz und fein werden, ein Dolch in Blumen sein. Aber je kräftiger er überlegte, desto weniger fiel ihm ein. Und flatterte schon, mühsam durch sein Nachsinnen angelockt, ein Gedanke herbei, dann war er längst wieder entflogen, ehe die plump heranhinkenden Worte ihn eingefangen. Höhnisch grinste das Schweigen ihn an. Wenn er noch länger so stumm dastand in seiner roten Verlegenheit — mußte sie ihn da nicht für einen Tölpel halten, der nicht einmal fähig war, einem Mädchen auf eine Frage Bescheid zu geben?

„Es scheint, daß der Jungfer Eva Fockin nicht viel an mir gelegen ist, wenn sie erst so spät das Wort an mich richtet."

Befangenheit hing sich an den Satz. Als Zeichen seiner bescheidenen Schüchternheit und Neigung wollte er ihn traurig und hoffnungsvoll zugleich und vernahm selbst nur groben Trotz.

„Ach, Clemens, was seid Ihr schwerfällig! Lehrt Eure Buben rechnen und vermöget nicht bis zwei zu zählen, unterweist sie in der Grammatik und kennt nur Eure Einzahl und die erste Person, die Ihr für Euch geworden seid, unterrichtet im Lesen und der Redekunst und seid selbst blind und könnt nicht für Euch sprechen."

Sie hatte sich halb abgewendet, der Mann starrte sie an. Aus ihren Worten schoß heiß und blendend das Glück für ihn auf, sein Mißtrauen suchte es noch zu dämpfen.

„Und wenn ich mich nach der zweiten Person sehnte, von der Ihr sprecht, nicht so blind wäre, wie Ihr meint und es scheint — glaubt Ihr mir, wenn ich Euch schwöre: Eva, ich liebe Euch schon lange, möchtet Ihr mir vertrauen, auch wenn ich nicht der Retter Amerbachs bin?"

„Ja."

Das kleine Wort war wie der Druck einer zuversichtlichen Hand.

„Ach, Eva, warum hast du so spät erst gesprochen, mich so lange warten lassen?"

„Clemens," lächelte sie, „es ist wohl im allgemeinen nicht Brauch, daß ein Mädchen um den Mann wirbt."

„Warum hast du dann überhaupt gesprochen?"

„Der Herr Schulmeister dünkt mich reichlich neugierig. Nun denn, ich war froh, als ich gestern bei meiner Rückkehr hörte, Ihr wäret — du seiest glücklich von dem Kundschaftsgange zurückgekommen."

„Bei deiner Rückkehr? Du warst fort?"

„Ich war mit meiner Mutter in Rothenberg. Ich ließ sie dort bei meinem Bruder."

„Und warum bist du in dieser Zeit nicht bei ihr geblieben?"

„Würde ich antworten, dann hätte der Herr Magister bereits zwei Liebeserklärungen, während ich mich bisher recht bescheiden mußte."

„Gestern erst bist du heimgekehrt? Um Christi willen, wie leicht hättest du auf die Schweden stoßen können! Wer begleitete dich?"

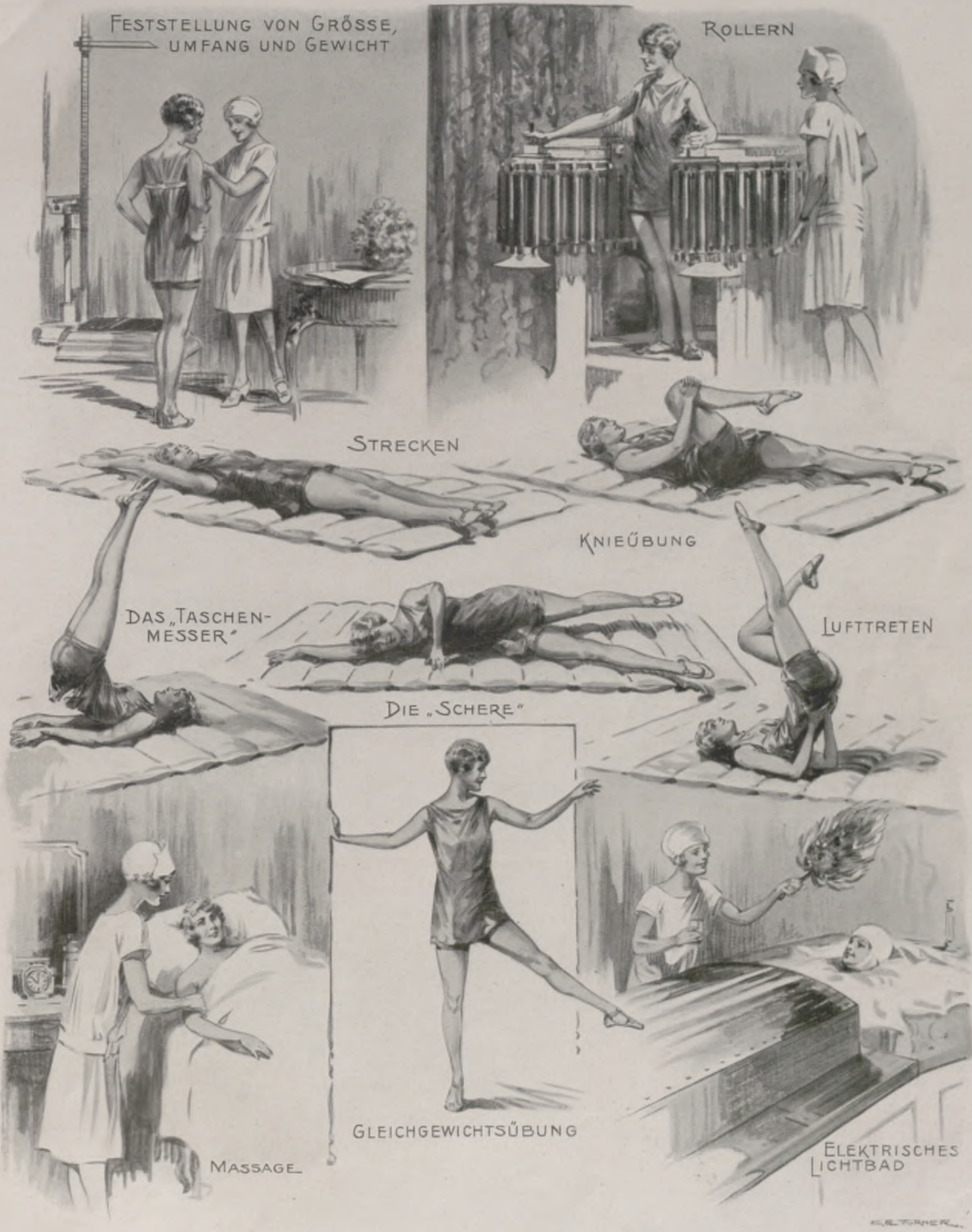
„Niemand. Ich bin allein und heimlich von Rothenberg fort und durch den Wald gegangen. Ich kenne die Gegend ja gut, und der Weg ist nicht allzu weit."

„Aber dir ist niemand begegnet?"

„Doch, ich traf die Schweden. Aber ich verbarg mich gut, und da konnten sie mich nicht sehen."

„Arme Eva, bist du sehr erschrocken?"

„Lange nicht so, als wie ich dich mit dem Stein in den Hohlweg stürzen sah!"

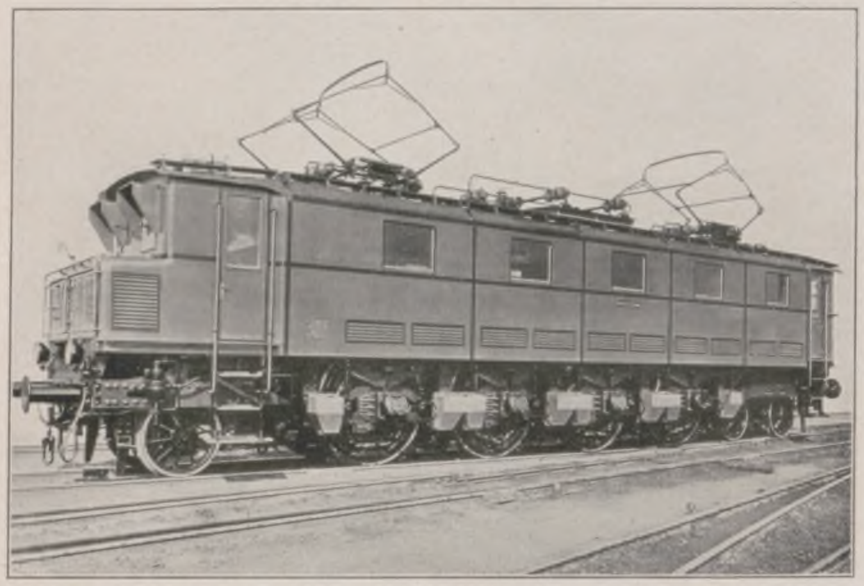


WIE DIE MODERNE FRAU IHREN KÖRPER PFLEGT UND STÄHLT

NACH ZEICHNUNGEN VON C. E. TURNER

Das griechische Ideal eines schönen, gesunden Körpers tritt in der Gegenwart besonders stark wieder in die Erscheinung. Die mannigfachsten gymnastischen übungen machen den Körper elastisch und gewandt und erhalten ihm seine jugendliche Frische. Weitere Maßnahmen, wie Massage und Lichtbad, üben ihre heilkräftigen Wirkungen aus. Die Frau aber, die täglich eine Viertelstunde opfert, wird auch zugleich ein hohes Maß weiblicher Anmut erwerben.

Wissen und Leben



Die stärkste Lokomotive Deutschlands: Eine neue Riesenlokomotive der Reichsbahn für elektrischen Antrieb.

Die neue elektrische Gebirgs-Schnellzugslokomotive der Deutschen Reichsbahn-Gesellschaft zieht einen Wagenzug von 700 t auf geringen Steigungen mit einer Geschwindigkeit von 110 km in der Stunde und mit der (im Dampfbetrieb unmöglichen) Geschwindigkeit von 85 km in der Stunde auf langen Steigungen von 1 : 100. Somit ist diese Lokomotive, die 4000 Pferdekräfte repräsentiert, die weitaus stärkste und leistungsfähigste der Deutschen Reichsbahn.



Für den Ozeanflug von Deutschland nach Amerika: Das Junkers-Landflugzeug „J 33“, das bei dem ersten Rekordversuchsflug der Junkers-Werke verwendet wurde. (Hierzu ein Beitrag auf Seite 218.)

Neue Unterkunftsstätten für die Hochtouristik: Die Compton- und die Sulzenauhütte. Gegenüber der Maria-Schnee-Kapelle hinter Mauthen und die alte, buchenumschattete Römerstraße weiter ansteigend, sieht man den Reißkofel als wolkenweiße, schräge Felspyramide über dunklere Kuppen getürmt. Der Reißkofel der Weißenseer Alpen (Kärnten) ist noch wenig bekannt. Die Rundschau von seinem Gipfel ist überwältigend. An seinem Fuße das Drau-, Gail- und Weißenseer Tal mit dem schönsten Hochsee Kärntens. Ringsum die julischen und karnischen Felsburgen mit dem Roßkofel, Gartnerkofel, Polinik, Cellon, der Kellerwand und dem Collinkofel, die „Unholden“ mit ihrem König Hochstadl in den Lienzer Dolomiten und die schimmernden Tauernriesen. Aus dem Drautale von der Bahnstation Greifenburg, vom Reißkofelbad im Gailtal und vom Weißensee führen gute Wege zur E.-T.-Compton-Hütte; anschließend ein vom Alpenverein gebauter Ostgratweg zum Gipfel. Die Hütte steht nächst der blendend weißen Felskrone, unweit einer Quelle. Auf Beschluß ihrer Gründerin, der Alpenvereinssektion „Kärntner Oberland“, erhielt sie den Namen des gefeierten Malers, des frohen, unerschrockenen Bergsteigers, der den Glockner und die „Unholden“ so geliebt und verherrlicht hat. Seit Jahren bemühte sich der alpine Schriftsteller Leopold Reichenwallner, der Freund Comptons, in Aufsätzen und Eingaben um die erschließerische Mitwirkung des Alpenvereins in den Weißenseer Alpen und betonte die Notwendigkeit einer Reißkofelhütte. Immer wurde er mit Rücksicht auf die strengen finanziellen Hüttenbauvorschriften abgewiesen. Im Jahre 1925, statt 1911, konnte der Bau mit dem Hauptvereinsbeitrag und zumeist gesammelten Mitteln der Sektion „Kärntner Oberland“ endlich ausgeführt werden. Vollendet hat ihn die ausreichende Hilfe des großen, tatbereiten Alpenvereinszweiges „Austria“. Den Plan der Hütte zeichnete noch Johann Stüdl, der älteste Gründer des Alpenvereins. Leider hat weder er noch Compton den Ehrungsbau erlebt, der nun zu Beginn der Wanderzeit Alpenfreunde gastlich willkommen heißt. — Die alte, im Jahre 1869 gegründete Sektion Leipzig des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins hatte durch den Krieg ihren gesamten Besitz, sechs stattliche Schutzhäuser in den südlichen Ostalpen, und ein weites Arbeitsgebiet verloren. Nach vielen Bemühungen und Anstrengungen ist es der Sektion gelungen, im Gebiete des Wilden Freiger, Zuckerhütl und Wilden Pfaff ein neues, wenn auch nur kleines Arbeitsfeld zu erhalten. Hier ist sie bereits während der letzten zwei Sommer mit Wegebau und der Einrichtung eines Unterkunftshauses tätig gewesen. In der oberen Sulzenaualpe, dicht unterhalb des mächtigen Abbruchs des Sulzenauferners, in etwa 2200 m Höhe entstand die neue Sulzenauhütte. Sie schaut hinweg über Neustift, Fulpmes und Mieders hinaus ins Unterbergtal, das nach Nordosten gerichtete Hauptal des Stubai, bis der mächtige Rücken des Büttelwurfes in über 50 km Entfernung den Weiterblick verschließt. Der Schöpfer der schmucken Baute, die, wie unser Bild zeigt, in ihrer Schlichtheit ein überaus warmes, freundliches, sich in den Rahmen der Hochnatur stimmungsvoll einfügendes Gepräge trägt, ist der Leipziger Architekt Curt Einert, der als langjähriges Mitglied der Sektion schon vor dem Kriege sich um den Hüttenbau — so



Die neue E.-T.-Compton-Hütte, eine Ehrung für den verstorbenen Maler und Bergsteiger Compton, am Reißkofel der Weißenseer Alpen (Kärnten). Zeichnung von E. Manbart.



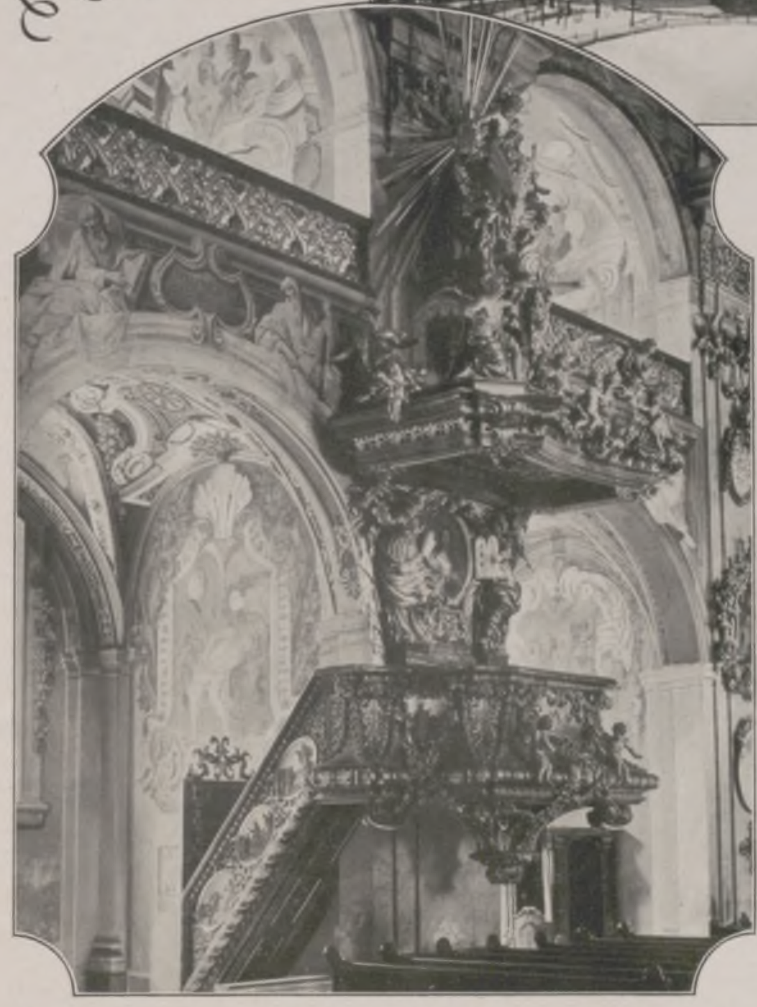
Die Sulzenauhütte der Sektion Leipzig des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins in den Stubaier Bergen (Tirol).

Neue Unterkunftsstätten für die Hochtouristik.

(Vgl. den gleichnamigen Beitrag auf dieser Seite.)

Berühmte steirische Stifte und Klöster









Inneres der romanischen Domkirche des Klosters Seckau.

Oben:

Blick auf das Stift St. Lambrecht unweit Judenburgs von Nordosten aus.

Mitte links:

Kanzel in der Kirche des Augustiner-Chorherren-Stiftes von Vorau.

Nebenstehend:

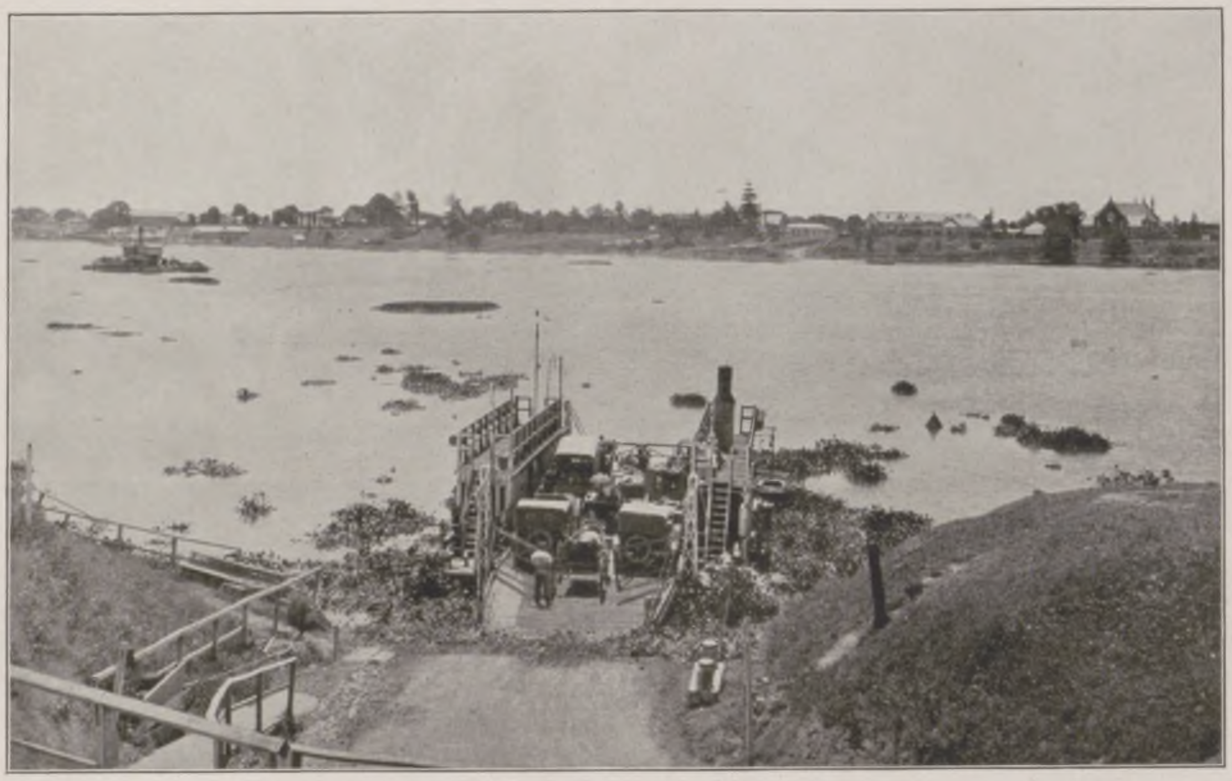
Inneres der Stiftskirche von St. Lambrecht.

(Vergleiche zu dieser Bildertafel den gleichnamigen Beitrag in der Rubrik „Wissen und Leben“.)

als Gestalter der Grasleitenhütte im Rosengartengebiet — große Verdienste erworben hat. Daß die Sektion Leipzig wieder zu diesem schönen, mitten in eisgegürteter Hochwelt gelegenen Arbeitsgebiet und zu dem neuen stattlichen Schutzhause gelangte — es können etwa 40 Personen gute Unterkunft finden — ist der zielbewußten Sektionsleitung zu danken.

Der bevorstehende deutsche Ozeanflug Dessau—Neuyork. Während eine ganze Reihe deutscher Verkehrspiloten und Kunstflieger letzthin genannt worden ist, die nach dem Vorgang der Amerikaner den Flug über den Atlantik nach Neuyork unternehmen wollen, haben die Junkers-Werke in Dessau die Öffentlichkeit damit überrascht, daß sie am Freitag den 22. Juli ihre Maschine „J 33“ mit dem Piloten Loose und seinem Begleiter Risticz auf der Pendelstrecke Dessau—Leipzig einen Dauerflug beginnen ließen, der auf rund 60 Stunden berechnet war, und dessen Gesamtlänge noch erheblich größer gewesen wäre als die Entfernung Dessau—Neuyork. Dieser Rekordflug mußte vorzeitig abgebrochen werden, da nach der 23. Runde eine Störung in der Benzinzuführung zum Motor eintrat, weshalb die Piloten um Mitternacht mit ihrer Maschine in der Nähe des Leipziger Lufthafens eine Notlandung vornehmen mußten, bei der sich die Konstruktion der Junkers-Maschinen wieder aufs beste bewährt hat. Jedem anderen Flugzeug wäre eine nächtliche Landung in einem Kornfelde, die ein Pilot sorgsam zu vermeiden sucht, verhängnisvoll geworden, weil sich die Getreidehalme sofort um die Räder des Fahrgestells wickeln und bremsend wirken, während der Rumpf des Flugzeugs noch starke Fahrt hat und daher meist einen Kopfstand macht oder sich gar überschlägt. Bei der Junkers-Maschine hat das Fahrgestell sogenannte „Sollbruchstellen“, an denen es seitwärts wegknickt, worauf der Rumpf nur noch ein Stück vorwärts rutscht, seine Tragflächen außerdem den Piloten und den Fluggästen einen großen Schutz bieten, selbst bei einem harten Aufsetzen auf den Boden. Die Maschine „J 33“ hat denn auch nur ganz geringe Beschädigungen erlitten. Am 3. August nahmen die Piloten Risticz und Edzard die Probeflüge wieder auf, wobei der Sicherheitsrekord Chamberlins von 51 Stunden um mehr als 1 Stunde übertroffen wurde. (Vgl. hierzu die Abbildungen im aktuellen Bilderteil auf S. 198.) Die „J 33“, die auf unserem Bilde (S. 216) schon die laufende Nummer der deutschen Flugzeuge trägt, ist eine Maschine für die Post- und Frachtbeförderung. In den Frachtraum — der zweite, hintere Sitz fällt für den Ozeanflug aus und ist verdeckt — sind die mehrere Kubikmeter Brennstoff enthaltenden Benzintanks eingebaut, und auch in den aus Aluminium-Wellblech bestehenden Tragflächen befinden sich kleinere Tanks. Vorn sind die beiden Führersitze nebeneinander sichtbar. Hinter ihnen können in einem kleinen Raum, der durch eine Tür zwischen den Sitzen zugänglich ist, die Piloten abwechselnd in einer Hängematte ruhen, denn nichts ist so unerträglich, wie einen Tag lang in sitzender Stellung ausharren zu müssen. Der Führersitz hat vorn eine Schutzscheibe und kann bei Regenwetter durch ein bewegliches Verdeck, wie das eines Kraftwagens, nach oben abgeschlossen werden. Selbstverständlich sind die besten und modernsten Instrumente, Kompasse, Peilvorrichtungen, ein Radioapparat usw. an Bord. Bisher neigte man vielfach der Ansicht zu, daß der Ozeanflug über die kürzeste Entfernung zwischen Europa und Amerika, die Strecke zwischen der irischen Küste und Neufundland, nur mit einem Wasserflugzeug unternommen werden könne. Mit der „J 33“ hat man aber ein Landflugzeug gewählt, und zwar aus gutem Grunde. Die metallenen Schwimmkörper eines Wasserflugzeugs sind nicht nur ziemlich schwer, sondern bieten auch mit ihren Streben und Verkreuzungen, die sie mit dem Rumpf verbinden, einen erheblichen Luftwiderstand, der die Fahrt verlangsamt. Auch kann sich ein Wasserflugzeug nur bei ruhiger See längere Zeit schwimmend erhalten, wenn es wegen eines Motordefektes heruntergehen muß. Unterschneiden aber bei Seegang die Tragflächen einmal die Wellen, so ist die Gefahr des Kenterns fast unvermeidlich. Außerdem kommt ein schwerer belastetes Wasserflugzeug kaum wieder hoch. Das leichtere Landflugzeug hat dagegen die Aussicht, daß es sich, je länger die Fahrt dauert, und je mehr Benzintanks leer sind, auf ihnen und auf seinen Tragflächen um so länger schwimmend erhalten kann. So sind ja auch die leeren Benzintanks dem Amerikaner Byrd bei seiner Landung an der französischen Küste zur Rettung geworden. Wenn, wie man annimmt, die deutschen Ozeanflieger die noch mondhellen Nächte um die Mitte des August zu ihrem Ozeanflug benutzen wollen, so haben sie die Aussicht, bei den Neufundlandbänken keinen Nebel und keine böigen Winde mehr anzutreffen, denn die Eisberge treiben dann nicht mehr so weit nach Süden, und die Dampferlinien haben deshalb vom August ab eine mehr nördliche Route. So werden sie unterwegs auch mehr Schiffe sehen als die amerikanischen Flieger. Die bisherigen Ozeanflüge und auch der mit der „J 33“ geplante sind lediglich als sportliche Spitzenleistungen zu bewerten. Von einem Luftverkehr über den Ozean kann noch keine Rede sein. Der wird sich erst ermöglichen lassen, wenn das Großflugzeug mit Rohölmotoren fertig sein wird, die Brände und Betriebsstörungen fast ausschließen. Die Unterbrechungen des Rekordflugs am 22. Juli beruhten darauf, daß die „J 33“ auf dem regennassen Flugplatz in Dessau gestartet war, bevor die im Bau befindliche betonierte Startbahn fertig war. Dabei hat die mit Brennstoff schwer beladene Maschine noch zweimal auf den Boden aufgesetzt, und durch den Stoß war die Rohrleitung aus den Benzintanks zum Motor um ein geringes verbogen worden. Sobald die Betonbahn dem Flugzeug einen glatten Abflug ermöglicht, kann der Ozeanflug jeden Tag unternommen werden. Eine Förderung dieser Absicht bedeutet noch das deutsche Preisausschreiben, das einen Preis von 50 000 Mark für den auf dem Flug nach Amerika zurückgelegten größten Weg und einen Preis von 25 000 Mark für die Überbietung des Chamberlinschen Dauerrekords bestimmt. Der außerdem ausgesetzte Preis von 100 000 Mark für das erste deutsche einmotorige Wasser- oder mehrmotorige Landflugzeug, das den Ozeanflug durchführt, kommt allerdings für das Junkersflugzeug „J 33“ als nur einmotoriges Landflugzeug nicht in Frage.

Dr. F. Grautoff.



Eine Pflanze als Verkehrshindernis: Eine von den Ranken der Wasserhyazinthe gehemmte Fähre mitten im Clarence-Fluß, während an der Landungsbrücke eine große Anzahl Wagen vergeblich auf Überfahrt warten. (Vgl. den Artikel „Wechsel des Lebensraumes“ auf dieser Seite.)

Von Südamerika nach Neusüdwales eingeführt, setzte man die Wasserhyazinthe in Flüsse und Süßwasserbuchten ein wegen der Schönheit ihrer weit auslangenden Ranken mit den lotusähnlichen Blättern und den großen, malvenartigen Blüten. Ranken und Blätter sind außerdem ein vom Weidevieh bevorzugtes Futter. Aber die Vermehrung und Ausbreitung der Pflanzen sind so außerordentlich groß, daß der Schaden bei weitem den Nutzen übertrifft. Ähnlich wie die Wasserpest (Elodea) in unseren Gewässern, wuchern sie derart, daß die Wasserwege nach und nach unpassierbar werden, so daß Dampffähren, durch die langen Ranken und Wurzeln festgehalten, tagelang im Flusse liegen müssen.



Üppig wuchernde Opuntienpflanzen, die zähen Feinde des australischen Farmers.

Aus Südafrika verpflanzte man die Opuntien nach den australischen Staaten und freute sich anfangs der Üppigkeit ihres Wuchses als natürlichen Schutzes der Farmen. Die stacheligen, birnförmigen Früchte dienen auch als vortreffliche Nahrung der Ziegen. Aber im Laufe der Zeit ist die Pflanze zur Landplage geworden. Sie breitet sich heute ganz bedenklich aus, bedeckt jetzt schon eine Bodenfläche von etwa 100 000 qkm und vermehrt sich so, daß jährlich weitere 4000 qkm dem Farmer verlorengehen. Durch Ansetzen von Koschenille-Schildläusen, die sich vom Safte der Opuntien nähren, und durch Bespritzen mit scharfen chemischen Lösungen versucht man, diesen lästigen Schmarotzer zu bekämpfen, sein Wachstum zu hemmen und ihm ein Dasein nur in bescheidenen Grenzen zu gewähren.

Pestartige Vermehrung zweier Pflanzen in Australien.

Wechsel des Lebensraumes. Pflanzen und Tiere sind das Produkt einer großen Anzahl von Faktoren, die im Kampf ums Dasein und durch die gegenseitige Hilfe in einem bestimmten Lebensraum die Organismen zur gegenwärtigen Entwicklungshöhe führten. Sie sind im Laufe der Jahrhunderttausende durch An- und Ein-

(Fortsetzung auf Seite 220.)





Wie man in einer Stunde eine reine, zarte Haut erhält

Die Pflege der Haut mit Creme Mouson erfordert – jeder weiß es – täglich nur wenige Minuten. Infolge ihrer eigenartigen Zusammensetzung heilt Creme Mouson rauhe, rissige Haut fast augenblicklich und schafft einen gleichmäßig schönen, zarten Teint. – Von Zeit zu Zeit – etwa allwöchentlich – empfiehlt sich neben der täglichen Hautpflege eine systematische Anwendung von Creme Mouson nach folgender

Anweisung:

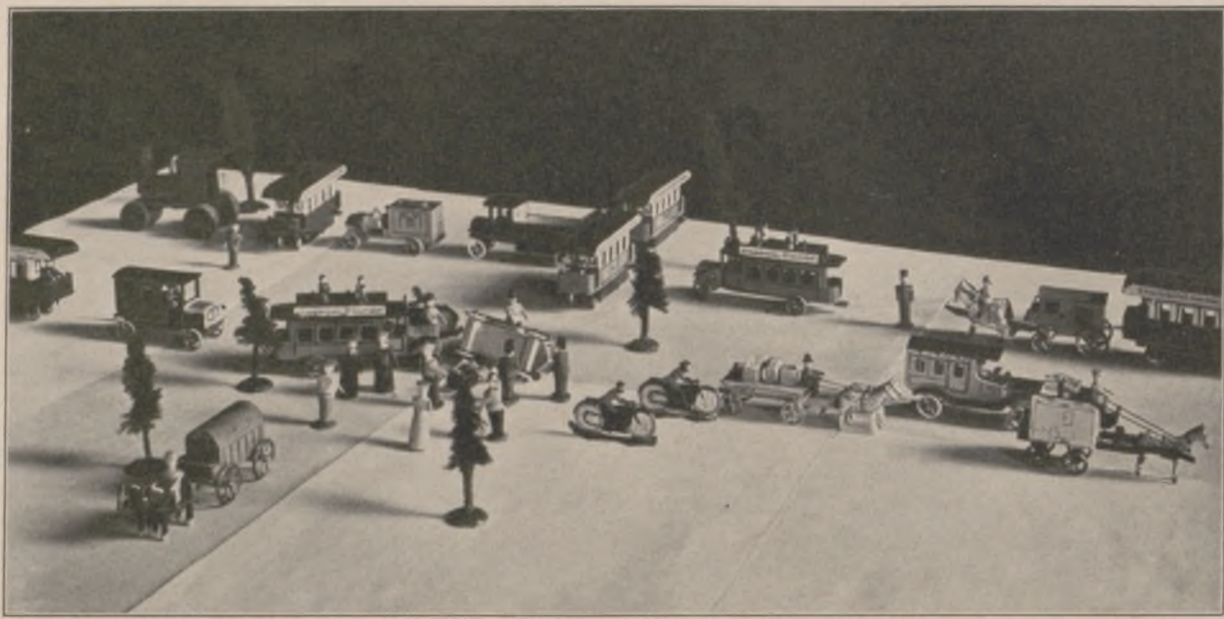


Zunächst Gesicht und Hände gründlich mit lauwarmem Wasser und Creme Mouson-Seife waschen; dann leicht abtrocknen und, solange die Haut noch etwas feucht ist, mit Creme Mouson einreiben. Besonders empfindliche Stellen werden zweckmäßigerweise leicht massiert. Nach fünfzehn Minuten abermaliges Einreiben mit Creme Mouson und die empfindlichen und geröteten Hautstellen mit einer zirka 1 mm dicken Schicht bestreichen. Hierauf eine Viertelstunde einziehen lassen und die dann noch auf der Haut befindliche Creme gründlich verreiben. Nach Verlauf weiterer 10 Minuten wiederum abwaschen mit lauwarmem Wasser u. Creme Mouson-Seife und dann vorsichtig abtrocknen. – Darauf in Abständen von 10 zu 10 Minuten wiederholte gründliche Einreibungen mit Creme Mouson, bis die Haut glatt und geschmeidig geworden ist.

CREME MOUSON

passung an und in alle die eigenartigen Existenzbedingungen, die ihnen ihr Lebensraum bot, entstanden. Ein plötzlicher Wechsel der Heimat hat Änderungen und Abweichungen vom äußeren Habitus und von den Lebensgewohnheiten zur Folge. Nicht immer degenerieren sie wie die Haushunde in Südamerika, manche Insekten auf einsamen Inseln durch Rückbildung der Flügel, wie tropische Pflanzen in der gemäßigten Zone oder Hochgebirgspflanzen in der Tiefebene. Sie sterben auch nach einiger Zeit aus, z. B. der Koloradokäfer in Europa. Doch kann auch, weil Feinde im neuen Lebensbezirk fehlen, eine ganz außerordentliche Fruchtbarkeit und Vermehrung eintreten: Wanderratte und Bisamratte in Europa, Schwammspinner (Lymantria dispar) in Nordamerika, die Blutlaus (Schizoneura lanigera), die Reblaus (Phylloxera vastatrix), das Franzosenkraut (Galinsoga), Polygonum sachalinense in Europa, Kaninchen und Fuchs in Australien. Auch die beigegebenen Bilder von der pestartigen Vermehrung der Wasserhyazinthe und der Opuntie in Australien illustrieren sehr anschaulich diese Erscheinung.

Rudolph Schiffel.



Spielzeug als Anschauungs-Hilfsmittel für gerichtliche Entscheidungen über die Schuldfrage bei Verkehrsunfällen: Darstellung der Situation bei einem Verkehrsunfall mittels kleiner Figuren und allerhand Fahrzeugmodelle, wie sie das Landgericht II in Berlin angeschafft hat.

Berühmte steirische Stifte und Klöster. (Hierzu die gleichnamige Bildertafel.) Die steirischen Stifte waren im Mittelalter nicht nur Heimstätten deutscher Kunst und Gelehrsamkeit, sie waren hier auch die Retter und Erhalter heimischer Kunst, denn an ihren Mauern prallten die Stürme türkischer und ungarischer Horden ab, die das Land heimsuchten und brandschatzten. Leider hat im 18. Jahrhundert, nachdem die Klöster ihre Kulturmission erfüllt hatten, mancher Federstrich Kaiser Josephs II. zerstört, was Jahrhunderte geschaffen hatten. Vieles ist für immer zugrunde gegangen, wie z. B. das älteste Kloster Steiermarks, die Benediktinerinnenabtei Göß bei Leoben. Ein furchtbarer Brand hat am 27. April 1865 die größte und zweitälteste Stiftsanlage des Landes, Kloster Admont, in Schutt und Asche gelegt. Kaum konnte die kostbare Bibliothek, eine Sehenswürdigkeit des Landes, dabei gerettet werden. War Admont eine Gründung des Salzburger Erzbischofs, so war St. Lambrecht unweit Judenburgs eine Schöpfung des letzten Kärntnerherzogs, des Eppensteiners Heinrich III. Damals lag dieses Gebiet noch außerhalb der steirischen Landesgrenze. Aus St. Blasien im Schwarzwald kamen wahrscheinlich die ersten Mönche. Von der ehemaligen Bibliothek blieb nicht viel übrig, da bei der Aufhebung die kostbarsten Stücke an die Grazer Universität kamen. Im Jahre 1802 gestattete Kaiser Franz die Wiederbesiedlung. Die große gotische Hallenkirche stammt aus den Jahren 1320—1420. In ihr finden sich die schönsten Chorgestühle des Landes. Das Stift, stilistisch der reinste Klosterbau Österreichs, ist eine Schöpfung Domenico Sciassias aus dem 17. Jahrhundert, der auch die zu diesem Kloster gehörige Wallfahrtskirche Mariazell umgebaut hat. Das Heimatmuseum P. Romuald Prambergers hat dieses Stift in den letzten Jahren sehr bekannt gemacht. Ebenso abseits von der großen Handelsstraße erhebt sich das seit 1883 von deutschen Beuronern wiederbesiedelte Kloster Seckau, das einst Adelram von Waldeck-Feistritz inmitten romantischer Tauernschönheit für die Augustiner Chorherren gestiftet hatte, und das Joseph II. 1782 aufhob. In kurzer Zeit verfielen ganze Gebäudeflügel. In strengster Stilbeachtung restaurierten dann die deutschen Benediktiner. Die Stiftskirche, die am besten erhalten blieb, ist die größte Basilika des Landes. Schwere romanische Säulen, gut erhaltene romanische Malereien, gewaltige Leuchterreifen, alte Grabsteine verbreiten eine ernste, feierliche Stimmung, die plötzlich abbricht, sobald man sich dem Mausoleum Erzherzog Karls II. nähert, dessen heiteres italienisches Barock mit der Fülle seiner Pracht und Ornamentik in einem einzigartigen Gegensatz zu der Feierlichkeit, Einfachheit und Würde des romanischen Stils steht. Einem freudigen Familienereignis im Hause der Traungauer verdankte Vorau seine Gründung. Ottokar III., der an der Südgrenze seiner Mark die erste deutsche Kartause errichtet hatte, stiftete Vorau aus Freude über den erwarteten Thronerben, der beinahe ausgeblieben wäre. Die überreiche Barockausstellung macht diese Stiftskirche zu einer der schönsten des Landes. In ihr wie in der Sakristei sind die wichtigsten Werke des einstigen Stiftsmalers Cyriak Hackhofer. Eine ganz besondere Sehenswürdigkeit bildet die prachtvolle Bibliothek mit ihren herrlichen Handschriften, einer Kaiserchronik, Bruchstücken des Wigalois, einer Evangeliensammlung aus dem 12. Jahrhundert usw. Die steirischen Stifte, zu denen noch Rein zu zählen ist, bieten nicht nur dem Historiker, Kunstfreund und Handschriftenforscher Wertvolles,

ERGEBNIS UNSERER PREISFRAGE IN DER „PAPIER“-NUMMER 4294:

Sind die beiden wiedergegebenen Redaktionszuschriften echt oder erdichtet?

Um die Geduld der Teilnehmer an unserer Preisfrage nicht auf die Probe zu stellen, sei es gleich vorweggenommen: Der obere Brief (Reformvorschläge für die deutsche Rechtschreibung) ist nur ein Phantasiegebilde eines unserer Redaktionsmitglieder; der untere Brief (Erfindung einer Denkschreibmaschine) ging wirklich so bei uns ein und ist noch in unserm Besitz.

Den Preis für die richtige Beantwortung unserer Frage (im Betrage von 200 Mark für eine Besuchsreise zur Dresdener Jahresschau deutscher Arbeit „Das Papier“) hat das Los Dr. med. Dorothea Dillner, Zwickau i. S., Schlobigplatz 22, zuerkannt.

Wie es nicht anders zu erwarten war, sind alle vier möglichen Fragebeantwortungen ausgesprochen worden. Also: Beide Briefe sind erdichtet; beide sind echt; der obere Brief ist erdichtet, aber der untere ist echt; der obere ist echt, aber der untere ist erdichtet. Viele Einsender begnügen sich mit einer kategorischen Kundgebung ihrer Ansicht, nicht wenige aber hat die Aufgabe gereizt, ihrer Meinung ausführlicher Ausdruck zu verleihen und allgemeine Betrachtungen anzuknüpfen.

Über den Brief mit der Erfindung der Denkschreibmaschine sind nun besonders zahlreiche Erörterungen angestellt worden, vor allem psychiatrisch-psychologischer Natur. Von manchen wird hinter dem Verfasser des Briefes gleich ein Geisteskranker vermutet, ein armer Irrer, ein übergeschnappter Kauz oder ein zügelloser Phantast. Die meisten, man kann sagen, 75 Proz. der Falschlöser, sehen aber in dem Brief ein Redaktionsprodukt, nehmen ihn für einen Aprilscherz, einen Fastnachtswitz oder eine Hundstags-Redakteursphantasie. — Bezeichnenderweise glauben zahlreiche Einsender, der obere Brief, der die Rechtschreibungsreform vorschlägt, sei echt. Ein Beweis dafür, wie viele Menschen doch irgendwie eine Reform der deutschen Rechtschreibung herbeisehnen. Weniger Anklang als die Kleinschreibung findet freilich die Weglassung der Vokale (außer dem O!!). Die Mehrzahl ist zu der Ansicht, der Brief sei echt, wohl dadurch verführt worden, daß dessen Inhalt, im Vergleich zu dem des anderen, verhältnismäßig glaubhaft und plausibel erscheint. Indes gerade dies war ja unsere Absicht. Wir glaubten übrigens, unseren Lesern dadurch einen kleinen Wink zu geben, daß wir unter den Brief als ein Beispiel der neuen Rechtschreibungsmethode das Wort „rgbsts“ (= ergebenst) mit einem überflüssigen Schluß-S setzten. Viele haben den Wink gefühlt und sind durch ihn auf den richtigen Weg gewiesen worden. — Der glücklichen Gewinnerin des Hauptpreises wünschen wir nun eine genußreiche Fahrt nach Dresden; allen übrigen, die eine richtige Lösung einsandten, mögen die ihnen dafür zugedachten Bücher ein willkommenes Geschenk sein. Wer aber nicht das Richtige getroffen und ohne Preis ausgehen mußte, der hoffe auf ein andermal.

Die Schriftleitung der „Illustrirten Zeitung“.

auch der Naturfreund kehrt befriedigt heim, denn sie liegen zu Füßen hoher Berge, deren Spitzen die scheidende Sonne vergoldet. Dr. Bruno Binder.

Merkwürdiges aus dem Berliner Aquarium. Man sollte es kaum für möglich halten, daß es so blaue, rote und weiße Krebse gibt, wie sie auf Seite 210 ganz naturgetreu wiedergegeben werden. Sie sind nicht etwa der Einbildungskraft eines Malers entsprungen. Die Besucher des Berliner Aquariums zerbrechen sich denn auch gewöhnlich den Kopf darüber, ob sie bei den roten nicht etwa gekochte Krebse vor sich haben, aber schließlich können doch die blitzblauen nicht künstlich hergestellt sein, und so kommen sie allmählich doch dahinter, daß all diese bunten Wesen wirklich lebendig sind. Es handelt sich nicht etwa um verschiedene Arten oder, wie der Laie gewöhnlich recht unwissenschaftlich sagt, Abarten, sondern es sind ganz einfach Farbabänderungen einzelner Stücke. Der Grund, weshalb gerade diese blau, grünlich, rot oder weiß aussehen, ist unbekannt, und man weiß auch nicht, ob sich diese Farben vererben. Solch bunte Krebse sind nämlich ungemein selten; das Aquarium verdankt sie der Aufmerksamkeit der größten Berliner Krebsfirmen, durch deren Hände viele Zehntausende von Krebsen gehen; nur höchst selten aber ist einmal ein so abweichend gefärbter dabei. — Auf der Seewasserseite spielen die sogenannten Tintenfische eine Hauptrolle. Leider haben sie die dumme Gewohnheit, Steinnester zu bauen und sich dahinein zu verstecken, so daß man sie oftmals am Tage gewaltsam hervorholen muß, um sie sichtbar zu machen. Immer wieder erregen die langen, überallhin beweglichen, mit einer doppelten Reihe von Saugnäpfen gespickten Arme allgemeines Erstaunen. Vergeblich sucht der Beschauer nach der Mundöffnung, die in Gestalt eines papageischnabelähnlichen Horngebildes tief versteckt unten zwischen den Armen liegt. Die großen, oben auf dem Kopfe stehenden Augen erinnern in ihrem Ausdruck geradezu an die mancher Säugetiere. Die warzige Haut kann ihre Farbe blitzschnell von dunklem Rotbraun zu heller Sandfarbe verändern, je nachdem das Tier beunruhigt wird oder sich auf dunklem oder hellem Grunde bewegt. Leider ist der Name Tintenfisch recht irreführend, denn gerade diese Art, die manchmal in Stücken von etwa 6 Kilo hier vorhanden ist, macht im Gegensatze zu den kleineren Formen, wie z. B. der Sepia, von ihrem Tintenbeutel so gut wie nie Gebrauch; außerdem ist das sonderbare Geschöpf kein Fisch, sondern eine körperlich und geistig sehr hochentwickelte Schnecke oder wenigstens ein Weichtier. Man bekommt diese Seepolypen oder Kraken, wie der Oktopus auch heißt, vom Mittelmeer; leider halten sie meist nur wenige Monate aus, obgleich sie gut fressen. — Geradezu abenteuerlich wirkt der Drachenkopf oder die Meersau, ein dickköpfiger, plump gestalteter, mit zum Teil giftigen Stacheln und allerlei sonderbaren Anhängen bedeckter Fisch, dessen Farbe vielfach wechselt, der aber für gewöhnlich rot aussieht, denn draußen lebt er gern zwischen Rotalgen. Sehr bezeichnend ist, daß die Pupille nicht schwarz, wie bei den meisten anderen Tieren, erscheint, sondern unheimlich rot leuchtet. Als Grundfisch liegt dieser Geselle für gewöhnlich still auf dem Boden oder auf einem Stein und wird wegen seines ungestalten Aussehens von anderen Meeresbewohnern wohl nicht als Feind erkannt. Plötzlich aber schießt der Drachenkopf hervor und begräbt das ahnungslose Opfer in seinem mächtigen Rachen. Das Fleisch wird übrigens recht geschätzt, nur muß man bei der Zubereitung mit den Stacheln vorsichtig sein. Dr. O. Heinroth.

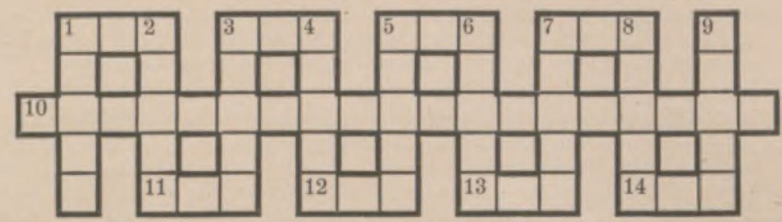
ZUM NACHDENKEN

Versteckrätsel.

Leimwasser — Mantille — Eigenlob — Wiegenlied — Nachtdienst — Seeschlacht — Huldigung — Vernichtung — Hattingen — Wilderer — Station.

Jedem der vorstehenden Wörter sind drei nebeneinanderstehende Buchstaben zu entnehmen, die im Zusammenhang einen Spruch von Raupach ergeben. (ch = 1 Buchstabe).

Mäander-Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1 Geographischer Punkt, 3 Fluß in Polen, 5 Hafenanlage, 7 Sportgerät, 10 deutsches Gesetz, 11 Bund, 12 Reformator, 13 unbestimmtes Fürwort, 14 Tiernahrung; senkrecht: 1 Mädchenname, 2 Schlingpflanze, 3 Milcherzeugnis, 4 Stadt in Serbien, 5 geometrische Figur, 6 Mädchenname, 7 primitive Waffe, 8 Strauchwerk, 9 baltische Stadt.

Unanfechtbar. Hohe Preise, schlimme Zeit.
Be davor: ein halber Eid.

Für den Krankheitsfall eine Unterstützungskasse zu haben, ist unter den heutigen Verhältnissen auch für Nichtversicherungspflichtige der freien Berufe zwingende Notwendigkeit. Zu empfehlen ist der Deutschnationale Krankenversicherungsverein a. G., Hamburg 36, Holstenwall 3/5, der für den geringen Monatsbeitrag von 6 RM. einen ziemlich einzigartigen Versicherungsschutz gewährt. Hierzu die bezügliche Anzeige auf Seite 223 vorliegender Nummer.

Die eleganten Kayser-Nähmaschinen und -Fahrräder wurden auf der großen Ausstellung für das Gastwirtgewerbe in Heidelberg mit der Goldenen Medaille ausgezeichnet; eine verdiente Anerkennung für diese durch ihre Qualität seit Jahrzehnten bekannten Fabrikate. Die Ausstellung wurde von über 80000 Personen besucht.

Fred. T. Steinway, Neuyork †.

In Neuyork verschied am 17. Juli d. J. Herr Fred. T. Steinway, der Präsident der weltberühmten Pianofortefirma Steinway & Sons, an deren Spitze er seit dem Jahre 1919 stand. Mit welchem beispiellosen Erfolg Herr Fred. T. Steinway seiner ebenso schweren wie verantwortungsvollen Aufgabe gerecht wurde, beweist der riesige Aufschwung, den die Neuyorker Unternehmungen der Firma Steinway & Sons mit ihren beiden deutschen Zweigfabriken in Hamburg genommen haben. Unter seiner genialen Führung erreichte der Absatz der Steinway-Flügel und -Pianinos die enorme Zahl von 250000, die über den ganzen Erdball verbreitet sind und das uneingeschränkte Lob ihrer Erbauer verkünden.

Magisches Quadrat.

Nach richtiger Einordnung der Buchstaben a a a a e m n n o o o o r r r r s s s s s t t t t in das Quadrat ergeben sich folgende senkrecht und wagerecht gleichlautende Wörter: 1 berühmter Dichter, 2 amerikan. Multimillionär, 3 Himmelskörper, 4 Bühnensängerin, 5 Amtstracht.

Wandlung. Mit „ol" ist es ein Instrument,
Mit „ar" eine Frucht, die jeder kennt.

Magie.

Ein König der Juden hatte zuviel
Der Laute in seinem Namen gezählt,
Da ließ er zwei weg, gleich war er ein Held;
Und als dann von diesem der Kopf entfiel,
Da blieb nur ein Liebesgott noch im Spiel;
Von dem bloß die Laute anders gestellt,
So duftet die Blume, die man erhält.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4301.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4299.

Leiterrätsel: Senkrecht: 1 Madrid, 2 Nitrum, 3 modern, 4 Tahiti, 5 Nation; wagerecht: 6 Manometer, 7 Dimension.

Kryptogramm: 1 Seewasser, 2 Kleid, 3 Fichte, 4 Werwolf, 5 Lorbeer, 6 Fenster, 7 Drachen, 8 Flinte, 9 Kranich, 10 Zuchttier, 11 Scheuer, 12 Narwal, 13 Passau, 14 Brauerei, 15 Landwirt, 16 Gardist, 17 Rotdorn, 18 Pappel, 19 Walter, 20 Heuernte: Was leicht erworben, scheint nicht teuer, was sauer wird, ist doppelt euer.

Zusammensetzrätsel: Gallier, Alibi, Saline, Olive, Million, Elise, Thalia, Elias, Relief: Gasometer.

Silben-Kreuzworträtsel: Wagerecht: 2 Libelle, 4 Leiter, 5 Berta, 7 Bene, 9 Else, 11 Lüge, 12 Amati, 14 Regie, 15 Tagore, 16 Adonis, 17 Loti, 18 Navarra, 20 Siam, 21 Onkel, 23 Remus, 24 Lese, 26 Rogen, 27 Niobe; senkrecht: 1 Nebel, 2 Liter, 3 Leber, 4 Leine, 6 Tael, 7 Vegetation, 8 Alma, 10 Serenissimus, 12 Arena, 13 Tiara, 19 Varzin, 22 Kelle, 23 Regen, 25 Seni, 26 Robe, 28 Oder.

Magische Figur: 1 f, 2 Weg, 3 Banat, 4 Fenster, 5 Gatte, 6 Tee, 7 r.

Tauschrätsel: Marone — Makrone.

Etwas vom deutschen Sekt.

Das deutsche Publikum hat sich erfreulicher Weise, wie die Statistik beweist, nahezu vollkommen von den französischen Schaumweinen freigemacht. Die Ursache für diese im volkswirtschaftlichen Interesse sehr wichtige Erscheinung ist die Tatsache, daß die deutsche Sektindustrie den Liebhabern eines guten Glases Sektes Erzeugnisse zu bieten hat, die nicht nur die französischen Schaumweine erreichen, sondern sie in vielfacher Beziehung noch übertreffen. Die wundervolle Blume der deutschen Weine, ihr rassiger Charakter können von den französischen Weinen nicht erreicht, die Kellerpflege vom Ausland nicht übertroffen werden. Eines der führenden Häuser der deutschen Schaumweinbranche ist die Sektkellerei „Schultz Grünlack" in Rüdesheim am Rhein, deren mustergültigen, weit ausgedehnten Kelleranlagen die Freude jedes Besuchers sind. Die Besichtigung ist allen Rheinreisenden gern gestattet. Die Erzeugnisse dieses großen Hauses sind in der ganzen Welt bekannt und beliebt. Im „Schultz Grünlack" erhält das sektliebende deutsche Publikum einen Schaumwein von fabelhafter Feinheit und unübertrefflicher Wohlbekömmlichkeit und zu einem im Verhältnis zu seiner Qualität ungewöhnlich mäßigen Preis.



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris, 26 Avenue de l'Opéra.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG J · J · WEBER LEIPZIG

NR. 4301. 169. BAND EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 18. AUGUST 1927

DER SCHÖNSTE TAFELSCHMUCK



BERNDORFER BESTECKE

ART. KRUPP BERNDORF

Erhältlich in allen Fachgeschäften und in den Niederlagen: Berlin W., Leipzigerstraße 6, München, Weinstraße 4, Wien, I. Wollzeile 12, I. Graben 12, VI. Mariahilferstraße 19/21, Prag, Ulice 28 rijna 11, Budapest, IV. Vaci utca 4. Zweigfabriken: Eßlingen a. N., Luzern, Murbacherstraße 1, Mailand, Via Pergolesi 8-10, Bukarest, Strada C. A. Rosetti 3.

Berndorfer Metallwarenfabrik Arthur Krupp A. G. Berndorf, N.-Oest.



Bewunderung und Neid
erwecken Sie mit einer flotten Badeausrüstung!

Soll Ihre farbige Badekleidung den Einwirkungen von Sonne, Luft und Wasser widerstehen und trotz täglichem Gebrauch nichts von ihrer Schönheit verlieren, dann muß sie

indanthrenfarbig

sein; die indanthrenfarbigen Stoffe und Garne aus Baumwolle, Leinen und Kunstseide sind billiger als minderwertig gefärbte Waren, weil sie dank ihrer Farbechtheit viel länger getragen werden können.

Indanthren

Zuverlässige Bezugsquellen sind:
Indanthren-Haus Johannes Lauersen, Berlin W 9, Potsdamer Str. 10-11
Filialen in Steglitz, Schloßstraße 24 und
Charlottenburg, Wilmersdorfer Straße 32
Indanthren-Haus Frankfurt, G. m. b. H., Frankfurt a. M., Kaiserstraße 19
Indanthren-Haus Hamburg, G. m. b. H., Hamburg 36, Jungfernstieg 11-12
Indanthren-Haus Köln, G. m. b. H., Köln a. Rhein, Hohestraße 156
Indanthren-Haus Leipzig, G. m. b. H., Leipzig, Rathausring 13
Indanthren-Haus München, G. m. b. H., München, Maximilianstr. 35-56
Indanthren-Haus Stuttgart, G. m. b. H., Stuttgart, Königstraße 12
Indanthren-Haus Wien, Ges. m. b. H., Wien VII. Mariahilferstraße 74b



CREPE-SOHLEN

NICHT KAPUTT ZU KRIEGEN

billig, chic, gesund, angenehm, praktisch, modern

Seid sparsam und klug, verlangt nur die echten
auf der Plantage selbst fertig hergestellten

ORIGINAL-CREPE-SOHLEN

The Rubber Growers' Association — 2,3 & 4 Idol Lane, London, E. C. 3.

GENERALLEUTNANT A. D. VON EBEN

Das Jagdreiten

Erfahrungen u. Erlebnisse eines alten Masters

Mit 83 Abbildungen. Mit farbigem Umschlag von A. Stöcke. Gebunden 15 RM.

Der Verfasser hat in seiner bevorzugten Stellung als ehemaliger Master der Meute in Hannover Gelegenheit gehabt, auf dem Gebiete des Jagdreitens die reichsten Kenntnisse und Beobachtungen zu sammeln. Diesen wertvollen Besitz vermittelt er in diesem Buche der Allgemeinheit. Vieles Neue in bezug auf Veranlagung und Ausführung von Reitjagden, über Führung, Zucht und Schulung der Hunde ist in diesem Buche zu finden. Es zeigt auch, wie man sich durch die Einkoppelmeute mit außerordentlich geringen Mitteln den Sport einer Reitjagd verschaffen kann. Es verbreitet sich aber über das Gesagte hinaus auch über die Ausbildung des Reiters wie die des Pferdes im allgemeinen. Jeder, der die Kunst des Reitens mit Nachdenken betreibt, muß zu diesem Buche greifen. Da der Verfasser seine Belehrungen nicht in trockenem Tone gibt, sondern uns seine Kenntnisse auch durch Einflechtung von Erzählungen und Erlebnissen wiedergibt, ist sein Buch außerordentlich unterhaltsam zu lesen. Auch ist es von echtem Reitergeist durchdrungen. Man fühlt, von welcher Liebe zu der alten Reiterwaffe der Verfasser beseelt ist. Die zahlreichen reizvollen und anschaulichen Abbildungen, teils nach Originalen namhafter Künstler, teils nach vorzüglich gelungenen photographischen Aufnahmen, erhöhen den Wert des glänzend ausgestatteten Buches beträchtlich.

FRANZ KRICHLER

Katechismus für Jäger und Jagdfreunde

2. Auflage, durchgesehen von G. Knapp. Mit 57 in den Text gedruckten Abbildungen. Gebunden 2 RM.

„Das . . . vorliegende Werk ist eines der wenigen, welche mit gutem Gewissen empfohlen werden können. Es bringt auf knapp 200 Seiten das Hauptsächlichste, was der Jäger wissen muß . . .“ Österr. Forst- u. Jagdzeitung.

ERNST VON JAGOW
Oberpräsident a. D.

Grüne Brüche aus meinem Weidmannsleben

Mit 37 Abbildungen. Auf Kunstdruckpapier gedruckt. Gebunden 3 RM.

„Ein frisch und fesselnd geschriebenes Buch, das jeder weidgerechte Jäger befriedigt aus der Hand legen wird. . . . Es sei besonders allen hirschgerechten Jägern zur Lektüre warm empfohlen“. Allgemeine Forst- und Jagdzeitung.

GEORG GRAF ZU MÜNSTER

Der Hirschruf

Erfahrungen und Erlebnisse auf der Rufjagd. Mit 17 Abbildungen und 4 Kunstblättern in Tiefdruck. Mit einem musikalisch-phonetischen Anhang von Professor Dr. Martin Seydel. Gebunden 4.50 RM.

Selbst in Revieren, wo der Geweihte nicht jederzeit als Standwild angetroffen wird, hat das Studium dieses Buches dem Jäger unerwartetes Weidmannsheil gebracht!

„Ein Jäger hat hier für Jäger geschrieben. Nirgends schulmeisterhaft trocken, pulsiert echtes Weidmannsblut in dem ganzen Buch, das wohl das beste ist, das über diesen Gegenstand verfaßt worden ist . . . .“. Der deutsche Jäger.

„. . . dieses meisterhaft geschriebene und vornehm ausgestattete Buch . . .“. Deutsche Jäger-Zeitung.

Die Geheimnisse der Blattkunst

Erfahrungen und Erlebnisse auf der Rehjagd. Mit einer Tafel Abbildungen. Gebunden 2 RM.

„Von pedantischer Lehrhaftigkeit frei, klar und gemeinverständlich, dabei in einem Deutsch geschrieben, das ich fast klassisch nennen möchte, erschöpft das nach Art wissenschaftlicher Werke vornehm ausgestattete Buch sein Thema nach jeder Richtung und entspricht als das beste seiner Art geradezu einem Bedürfnis der Jägerwelt. Besonders für den Neuling, der die darin gegebenen Ratschläge und Fingerzeige gewissenhaft befolgt, dürfte sich die Anschaffung rasch bezahlt machen“. Hege und Jagd.

WALTHER L. FOUNIER / DER WILDE JÄGER

Von schönen Frauen, starken Hirschen und anderem jagdbaren Wild

Episoden. 5. Auflage. Gebunden 3 RM.

Inhalt: Ein Achtzehnender als Verlobungshirsch oder das Inkognito der Grenznachbarn / Schonung den Basthirschen, und ein Wort zum Kampf um die Trophäen / Eine Feistzeitepisode / Ein Zwölfer und ein Vierzehnender / Vorbrunft des Hochgeweihten / An der Suhle / Lappjagd / Der Wandertrieb zur Brunft nach Ungarn / Schlecht Wetter — gute Jagd / Hurra, die Enten!

Ein Vierteljahrhundert auf der Hirschfährte

Mit 18 Abbildungen. 2. Auflage. Gebunden 3.25 RM.

Die Brunfthexe

Ein Jagdhistörchen aus den Karpathen. Mit 18 Abbildungen. Gebunden 2.50 RM.

Vom Jagen, Trinken und Lieben

Erinnerungen aus meinem Jägerleben. 4. Auflage. Gebunden 3.80 RM.

Inhalt: Wie ich Weidmann wurde / Erinnerungen aus der Blattzeit / Wie mein Freund Grenzmarder eine Wette gewann / Gut Weidwerk im Zarenreich: I. Zur Auerhahnbalz nach Kurland; II. Der Dekorationshahn; III. Mit der „Rehlocke“ beim Oberförster „Brathahn“ / Erinnerungen aus der Feist- und Brunftzeit.

„Bücher des ‚Wilden Jägers‘ werden immer gern gelesen, enthalten sie doch eine Fülle jagdlicher Erfahrungen, viel Humor und tiefe Liebe zu Wild und Wald“. Deutsche Jäger-Zeitung.

VERLAGSBUCHHANDLUNG VON J. J. WEBER IN LEIPZIG C 1.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4301. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 18. August 1927.

HOTEL-, PENSIONS- UND SANATORIEN-NACHWEIS

BÄDER UND LUFTKURORTE

DEUTSCHE KURBÄDER

BADEN-BADEN. HOTEL SCHWARZWALDHOF. Gutbürgerl., fließend. kalt. u. warm. Wasser.

HOTEL DARMSTÄDTER HOF. Kur- u. Badhaus, gute Verpflegung, auch Diät, mäßige Preise

HOTEL-RESTAURANT SCHWEIZERHOF. Gutbürgerlich, mäß. Preise.

BAD KISSINGEN. HOTEL BÜDEL. Altrenom., gegenüber d. neuerbaut. staatlich. Kurhausbad.

HOTELPENSION VILLA ELSA. Jeglich. moderner Komfort, beste Lage.

HOTEL KURHAUS AEGIR. Gegenüber den neuerbauten Staatsbädern. Jeder moderne Komfort.

KURHAUS PALATIA. Beste Lage, günst. Pensionspr., vorzügl. Küche.

KURPENSION MOSER. Schönste Lage, erstkl. Verpfl. Mäß. Pensionspr.

BAD LANDECK. SANATORIUM THALHEIM, f. innere u. Nervenleid. Tagessatz M. 7.- inkl. Arzt.

KURHOTEL „SCHLÖSSEL". I. Rang., 45 Zimmer. Vornehm. Familienh.

HOTEL MONOPOL. Sonnige Waldlage, erstklassige Verpflegung.

BAD LANGENAU KUR-PENSION FORTUNA. Direkt im Kurpark. Vorzügliche Verpflegung.

BAD-NAUHEIM. DER KAISERHOF. Allererst. Rang., gegenüb. Bädern u. Kurpark. Fließ. Wasser.

SANATORIUM KURHAUS DR. WALZER. Modern. Neu- u. Erweiterungsbau. Fließend. Wasser. Mäßige Preise.

HOTEL MALEPARTUS. Vorn. Famil.-Hotel, erstkl. Rest. Fließ. Wasser.

VILLA HUBERTUS. Beste Lage, fließ. Wasser, mäßige Preise. Zentralheizung. Jahresbetrieb.

BAD OEYNHAUSEN. HOHENZOLLERNHOF A.-G. I. Rang Beste Lage. Fließ. k. u. w. Wasser.

HERBER'S KURHOTEL. Vorn. Haus. Südlage. Fließ. k. u. w. Wasser.

VILLA GLÜCKSBURG. Mod. Pension. Günstige Lage. Jahresbetrieb.

HAUS WITTEKIND. Vornehme Pens., schönste Lage. Jahresbetrieb.

BAD REICHENHALL. PENSION VILLA VICTORIA. Erstkl., modernster Komfort, beste Lage.

BAD REINERZ. VILLA EBENEZER. I. Rang. Sonn. Lage. Jahresbetr.

BAD SALZUFLEN. HOTEL OSNABRÜCKER HOF. Familienhotel, mod. Komf., Jahresbetrieb.

BAD STEBEN. STAATLICH. KUR- UND SCHLOSS-HOTEL. Beste Lage, erstes Haus, modern. Komf.

WIESBADEN. TAUNUS-HOTEL. Modern. Komf., erstklass. Restaurant, Pens. ab M. 7.50. Garagen.

HOTEL-PENSION ESPLANADE. Vornehm. Familienpens., Fließ. Wasser.

HOTEL KRONPRINZ. (Rituell). Fließ. Wasser, erstklassiges Restaurant.

BAD WILDBAD. Weltber. Kur- und Badeort im Schwarzwald gegen Gicht, Ischias, Rheuma und andere Nervenleiden.

HOTEL POST. I. Ranges, a. Kurplatz, Zentralheiz., Garag., Jahresbetr.

HOTEL „CONCORDIA". Vorn. Familienhotel, beste Lage, Garage, Lift.

HOTEL PFEIFFER. Vorn. bürgerl., best. Lage. Vorzügl. Küche und Keller.

HOTELPENSION „KÜHLER BRUNNEN", Gutbürgerl., ruhige Lage, beste Verpfl.

DEUTSCHE SEEBÄDER

BORKUM. HOTEL-PENSION IRENE. Das ideale Familienhotel am Strand. Pension ab M. 7.50.

KURHAUS ROSELIUS. Führend. Haus. Zentrale Lage. Jahresbetrieb.

HOTEL SEESTERN. Haus I. Ranges. Zwei Minuten vom Bahnhof.

HOTEL-PENSION WALDERSEE. Das vornehme ruhige Haus.

BRUNSHAUPTEN. HOTEL-PENSION RHEINLAND. Altbek. vorzügl. Verpflg. An Wald u. See.

HERINGSDORF. KURHOTEL QUISISANA. Modern. Komf. Beste Lage an Kurpark u. Strand. Prosp.

SWINEMÜNDE. HOTEL BALTISCHER HOF. Erstkl. Fam.- u. Reisehotel. Modern. Komf. Jahresbetr.

HOTEL DRESDENER HOF, erstklassig und solid.

HOTEL-PENSION ST. HUBERTUS. Modern. Komfort. Jahresbetrieb.

DEUTSCHE LUFTKURORTE

DONAUESCHINGEN. (SCHWARZWALD). HOTEL ZUM LAMM. Altrenomm., feinbürgerl., Zentralheizung. Garagen, beste Lage.

DRESDEN. HOTEL TROMPETERSCHLÖSSCHEN. Altrenommiert, modern. Komfort, zentrale Lage.

WEISSER HIRSCH BEI DRESDEN. Sanatorium Dr. Teuscher. Streng individuelle Pflege.

GARMISCH-PARTENKIRCHEN. HOTEL GIBSON und HOTEL SCHÖNBLICK, vorn. Häus.

LANDECK (TIROL). HOTEL POST. Führendes Haus.

BRUGGEN BEI LANDECK. PENSION EDELWEISS. Ruhige Lage, mäßige Preise.

KÖNIGSFELD (SCHWARZWALD). GASTHOF DER BRÜDERGEMEINE. Vollst. ren. 100 Bett. Zentralheiz.

LINDAU (BODENSEE). HOTEL BAYRISCHER HOF. Ersten Ranges

SCHREIBERHAU. HOTEL ZUM SCHENKENSTEIN (645 Meter über dem Meere). Fritz Franke.

THÜRINGEN

FRIEDRICHRODA (Thür. Wald), 430-710 m ü. d. M. Klimat. Sommer- u. Winter-Kurort. Gute Heilerfolge. Prospekte.

CENTRAL-HOTEL. Gutbürgerlich.

HOTEL LANGE. Vornehmes Kurhotel, Pension ab Mk. 8.—.

BAD KÖSEN. PARK-HOTEL. Bestbekannt. Günstige Preise.

BAD LIEBENSTEIN. SANATORIUM LIEBENSTEIN. Klin. Kuranstalt. Alle mod. Heilbehelfe.

EIGENHEIM-EDELWEISS. Ärztlich geleitet. Moderner Komfort.

BAD SALZUNGEN. Solbad mit großem Inhalatorium. Asthma, Katarrhe, Frauenleiden.

TABARZ. Im Thüringer Wald, am Fuße des Inselberges.

KURHAUS TABARZ direkt am Hochwald. Moderner Komfort.

HARZ

STAHLBAD ALEXISBAD. KURHAUS ALEXISBAD. Eig. Stahlquelle u. Stahlbäder für Blutarme.

HOTEL FÖRSTERLING. Eigene Stahlquelle und Badehaus. Besitzer H. Frommann, Hfl.

ALTENBRAK (IM BODETAL). HOTEL „WEISSES ROSS" unmittelbar am Walde. Neuzeitlich.

KURHOTEL und HOTEL BODEHEIM. Bestempfohlene erste Häuser.

HOTEL und PENSION „BRAUNER HIRSCH", verbunden mit „Haus Bodeblick". Bestempfohl. Haus.

HOTEL „SCHÖNEBURG", direkt a. d. Bode gelegen. Bes. Herm. Steffen.

ALTENAU (OBERHARZ). 500—600 m. Mittelstandspreise.

KURHAUS WALDGARTEN mit VILLA MARGARETE. Eigene Oekonomie.

HOTELPENSION „VILLA ANNENHÖH" 600 m. Am Rothenberg. Gr. Liegewiese.

HAUS MECKLENBURG. Hotel-Pens. Restaur. Das ganze Jahr geöffnet.

ST. ANDREASBERG im Oberharz. KURHOTEL SCHÜTZENHAUS. Bürgerliche Gaststätte.

HOTEL RATHAUS. Zwei Minuten vom Stadtbahnhof.

HOTEL DEUTSCHER HOF, im Mittelp. d. Stadt. Langj. Bes. W. Schlimgen.

BENNECKENSTEIN 600 m ü. M. im sonnigen Südhochharz. Für Überarbeitete. Die Kurverwaltung.

KURHAUS TANNENWALD. Führend. Haus a. Platze. Bes. Horeska G. m. b. H.

HOTEL „KRONPRINZ". Ältestes Haus für Reisende und Touristen.

ELEND BEI SCHIERKE I. OBERHARZ. (520 m) Pensionshaus Waldschlößchen.

GERNRODE WIRD **MODE.** HOTEL BRAUNER HIRSCH.

HAHNENKLEE (OBERHARZ). 600 m. SCHWENZELS HOTEL. Vornehm. Haus am Platze.

GEBIRGS-HOTEL, nahe am Walde. Das ganze Jahr geöffnet.

HOHEGEISS (HOCHHARZ). Der höchstgelegene alpine Luftkurort. Prosp. d. d. Kurverwaltg.

HOTEL ZUM EBERSBERG. Bes. R. Brettschneider.

HOTEL UND PENSION WOLFSBACHMÜHLE. Liege-Hallen und Liege-Wiesen.

HOTEL „DICKE TANNEN". Herrliche Lage a. d. berühmt. dick. Tannen.

ILSENBURG-HARZ. Der Luftkurort a. Brocken. Mäß. Preise. Prosp. d. d. Kurverwaltg. Tel. 42.

„ZU DEN ROTEN FORELLEN". Hotel u. Pens. „Prinzeß Ilse" / „Ilsestein".

BAD LAUTERBERG (SÜDHARZ). Alt. Luft- u. Wasserheilbad. Kneipp-Kurort. Gegr. 1839.

HOTEL UND PENSION „KURHAUS". Führendes Haus am Platze.

RÜBELAND. BAUMANNS'-HÖHLE. Selten schöne Tropfsteinhöhle, feenhaft beleuchtet. Sommer und Winter geöffnet.

BAD SACHSA (Glanzpunkt des Südharzes). KURHOTEL SCHÜTZENHAUS m. Lindenhaus u. Parkhaus.

„BERGHOTEL ZUM KATZENSTEIN" 400 m ü. d. M., mitten im Walde.

HOTEL UND PENSION LINDENHOF. Vorzügliche Küche. Solide Preise.

„BERGHOTEL PFAFFENBERG". Neuzeitl. eingericht. Volle Pens. M. 5.50.

DREGER'S PENSION. Telefon 154. Volle Pension und Zimmer.

SCHIERKE, d. alpine Luftkurort i. Harz, 650—1142 m, a. Brocken. Werbeschrift d. d. Kurverwaltung.

SÜLZHAYN (SÜDHARZ). SANATORIUM „KURHAUS" für Leicht-Lungenkranke. Sommer- und Winterkuren.

SANATORIUM „HOHENTANNECK" für Leicht-Lungenkranke. Erhöhte Lage am Tannenwald.

SANATORIUM „GLÜCK AUF" für Leicht-Lungenkranke, das ganze Jahr geöffnet.

STOLBERG (SÜDHARZ). HOTEL PREUSSISCHER HOF.

TRESEBURG. Das beliebte Reiseziel. Pension von M. 5.— an. Prospekt T d. d. Kurverwaltung.

Vereinigte Hotels FORELLE / WEISSER HIRSCH / WILHELMSBLICK / RÜBEZAHL. Besitzer H. Rost.

MÜLLER'S HOTEL ZUR TRESEBURG. Bestempfohlenes Touristenhaus.

WERNIGERODE. „WIENER HOF". Neben der Post. Beste Verpflegung. Mäßige Preise.

BÖHMISCHE KURBÄDER

FRANZENSBAD. Erstes Moorbad d. Welt. Frauen- u. Herzheilbad. Überrasch. Heilerf. Prosp.

HOTEL KÖNIGSVILLA. Das führende Hotel mit jed. modern. Komfort.

KARLSBAD. HOTEL ANGER. I. Rang. mod. Komfort, beste Lage.

KÜNZELS CENTRALHOTEL LOIB. Ersten Rang. Kurzentrum. Jahresbetrieb, moderner Komfort

MARIENBAD. „BELLEVUE". Sonnige Waldlage, günst. Pension.

HOTEL RAUSCHER. Fließ. Wasser, Warmwasserheiz. Erstkl. Restaur.

DEUTSCH-BÖHMEN

BODENBACH. HOTEL POST am Landungsplatz und Bahnhof. Feinbürgerlich.

FRIEDLAND. HOTEL HERRMANN. Vornehm, behaglich, aller Komfort.

GABLONZ. HOTEL KRONE Restaurant u. Café. Autogaragen.

HIRSCHBERG, böhmisch, am See. Gr. Seebad d. Republik.

STRAND-RESTAURANT, gutbürgerl. Konzert, direkt am Strand.

BÖHM. LEIPA. HOTEL HIMMEL. Reisenden-Hotel. Anerkannte Küche.

HOTEL KNOBLOCH, vorm. Kronprinz, gutbürgerlich.

RING-CAFÉ, vornehm. Konzertlokal.

BAD LIEBWERDA. Herzheil- und Moorbad.

HOTEL KURHAUS m. allem Komfort.

REICHENBERG. HOTEL GOLDENER LÖWE. 100 Zimmer, moderner Komfort.

„SCHIENHOF", Hotel, Café, I. Rang.

HOTEL TERMINUS. 30 elegante Zimmer, mod. Komfort.

WALHALLA HANICHEN. Vornehmes und größtes Vergnügungslokal.

BAD SCHLAG. SANATORIUM BAD SCHLAG. Im Isergebirge.

THAMMÜHL, böhmisch, am See. HOTEL PETELKA, direkt an See und Bahn, feinbürgerlich.

ITALIEN

ABBAZIA. HOTEL-PENSION „EUROPA", VORM. QUITTA. I. Rang., neu renoviert, prachtvolle Lage.

MERAN. SANATORIUM HUNGARIA, für sämtl. Erkrankungen der Atmungsorgane. Therapie.

ORTISEI (ST. ULRICH) Grödnertal. HOTEL AQUILA. 220 Betten, modernster Komfort, mäßige Preise.

WELSBERG Monguelfo (Dolomit.) HOTEL WALDBRUNN. 80 Betten.

SCHWEIZ

AROSA. EXCELSIOR. Familienhotel mit allem Komfort.

HOTEL DES ALPES. Gediegenes Familienhaus, beste Lage.

HOTEL RHÄTIA u. VILLA GERMANIA. Erstklassig, moderner Komfort.

SPORTHOTEL MARAN. Ruhig staubfrei. 25 Min. ob. Arosa.

CELERINA BEI ST. MORITZ. HOTEL CRESTA-PALACE. Komfort. Familienhotel. 200 Betten.

CHUR (GRAUBÜNDEN) HOTEL STERN. Bestempfohlenes Reisehotel. Zentralheiz. Jahresbetrieb.

DAVOS. EDEN HOTEL, modern. Haus, prachtvolle Lage.

PENSION MEROLA. Sonnige Lage am Wald.

PLATZSANATORIUM f. Leichtkranke. Pension ab 17.- Frs.

SANATORIUM SOLSANA. Modern, sonnig, bequem.

PRIVATSANATORIUM DR. VÖCHTING. Sonnigste Lage. Fließend. Wasser.

DAVOS-DORF. PENSION PAUL. Ganzjährig geöffnet. Beste Verpflegung.

SANATORIUM SEEHOF, Pension inkl. Arzt ab Mk. 13.-.

PENSION VILLA SONNENBERG. Beste Lage. Pension ab Fr. 10.—.

GRINDELWALD (BERNER OBERLAND). ZENTRAL-HOTEL. Gutbürgerlich, beste Lage, vorzügliche Verpflegung.

LOCARNO (TESSIN). GRAND HOTEL PALACE. Das Haus der vornehm. Familien. Mod. Komfort.

LUGANO. KURHAUS MONTE BRÉ, phys. diät. (Syst. Dr. Lahmann) Deutsches Haus.

MONTREUX-TERRITET. HOTEL BRISTOL. Herrlich am See. Moderner Komfort.

PONTRESINA. HOTEL PONTRESINA. I. Rang., sonn. fr. Lage.

BAD RAGAZ (GRAUBÜNDEN). HOTEL KRONE UND VILLA LUISE. Bürgerl. Haus nächst Bädern u. Kuranlagen.

KURHAUS WARTENSTEIN. 750 m üb. d. Meer. Prachtvolle Lage. Günstige Pension.

SAMADEN. HOTEL BERNINA. Ersten Ranges. Prospekt Nr. 10.

HOTEL DES ALPES. Feinbürgerlich. Familienhotel.

ST. MORITZ. HOTEL ENGADINER HOF. Erstklassiges Familienhotel. Schönste Lage.

HOTEL METROPOL. Von Deutschen bevorzugt. Pension Fr. 12.50.

HOTEL VIKTORIA. Familienhotel ersten Ranges. 250 Betten.

ST. MORITZ-CAMPFER. JULIERHOF. Vorn. Familienhotel.

ST. MORITZ-SILVAPLANA. HOTEL ENGADINER HOF. Erstklassiges Familienhaus.

TARASP & VULPERA. Das ideale Kurbad im Engadin. Weltbek. Mineralquellen, Höhenluft u. Sonne. Prospekt Nr. 29 gratis.

WALZENHAUSEN (STATION RHEINECK). HOTEL KURHAUS WALZENHAUSEN. Idealer Sommeraufenthalt. Prächtige Lage. Prospekt.

ERZIEHUNG

MONTREUX. INSTITUT DES ESSARTS. Komfortables Erziehungsinstitut und Pensionat für junge Mädchen.

Allgemeine Notizen.

Zur Hindenburg-Spende hat deren Geschäftsstelle (Berlin NW 40, Scharnhorststraße 35) Anlaß folgendes zu erklären: Daß sich in der Vergangenheit bei privaten Sammlungen Unzuträglichkeiten ergeben haben, ist der Hindenburg-Spende um so besser bekannt, als ihr Leiter jahrelang an führender Stelle den Wohlfahrtsschwindel amtlich bekämpft hat. Bei der Hindenburg-Spende dürfte die Gefahr der Wiederholung solcher Mißstände ausgeschlossen sein. Abgesehen davon, daß ihre Leitung in den Händen von Beamten liegt, ist erfreulicherweise auch allenthalben eine lebhafte Mitwirkung der Behörden festzustellen. Werber, die bei früheren privaten Sammlungen gegen das Versprechen von Provisionen angestellt waren, beschäftigt die Hindenburg-Spende selbstverständlich nicht. Die Geschäftsstelle erklärt ferner schon jetzt, daß sie nach Abschluß der Sammlung der Öffentlichkeit einen ins einzelne gehenden Rechenschaftsbericht vorlegen wird. Die Verwendung der Mittel liegt im übrigen in der Hand des Herrn Reichspräsidenten. Die Öffentlichkeit dürfte damit jede nur mögliche Gewähr für die zweckmäßige Verwaltung und Verwendung der Mittel der Hindenburg-Spende haben. Die Annahmestellen für Beiträge haben wir auf Seite 191 unserer Nummer 4300 vom 11. d. M. bekanntgegeben.

Aus Anlaß der 50-Jahrfeier des Reichspatentamtes hatte der Verband beratender Patentingenieure seine Mitglieder zu einer größeren Tagung nach München zusammengerufen. Neben inneren Verbandsangelegenheiten nahmen die Besprechungen der das öffentliche Interesse berührenden Fragen die Hauptzeit in Anspruch. Das langjährige Mitglied des Reichspatentamtes Senatspräsident des Reichswirtschaftsgerichts a. D. Geheimrat Jungmann-München gab in einem Vortrag „50 Jahre Reichspatentamt" inhaltreichen Aufschluß über die Entstehung, die Entwicklung und die jetzige Bedeutung des Reichspatentamts. Rechtsanwalt Dr. d'Oleire (Berlin) unternahm sodann interessante „Streifzüge auf dem Gebiet des gewerblichen Rechtsschutzes", worauf Patentingenieur Scheinberger (Hamburg) abschließend drängende Fragen der Neuregelung des Patentwesens beleuchtete.

Einen internationalen Wettbewerb hat die Freihafenverwaltung von Barcelona zur Erlangung von Entwürfen für einen spanischen Freihafen von Barcelona ausgeschrie-

In dem berühmten französischen Seebad La Baule (Dep. Loire-Inférieure) ist die bis Oktober andauernde Saison mit prachtvollen Festen in vollem Glanz. Die besten Bühnengrößen werden bis Ende September in La Baule tätig sein. Die prächtigsten Kunst- und Sportdarbietungen folgen ohne Unterbrechung. Das Luxushotel „L'Hermitage", das Kasino Municipal usw. sind Treffpunkte der Elite der Badegäste. Anfragen wolle man an Herrn Generaldirektor M. Boileau richten oder sich Prospekte kommen lassen von der Kasinodirektion in La Baule (France Loire Inf.) oder von der Agence de Publicité de l'Europe Centrale in Paris, 26 Avenue de l'Opéra.

ben, an dem sich Fachmänner aus aller Welt beteiligen können und für den ein erster Preis von 100000 Pesetas, ein zweiter Preis von 25000 Pesetas ausgesetzt sind. Die Bewerbungen sind in deutscher, spanischer, französischer, englischer, italienischer oder portugiesischer Sprache abzufassen, verschlossen und mit einem Kennwort versehen bis spätestens 9. Dezember d. J. an das Comisario Regio del Consorcio del Puerto Franco in Barcelona einzureichen. Ausländische Bewerber können ihre Arbeit bis zu diesem Zeitpunkt an die diplomatischen oder konsularischen Vertretungen ihres Landes in Spanien mit entsprechendem Vermerk einsenden.

Neue Dampferverbindung Kiel–Finnland. Die finnische Reederei „Finska Aengfartygs Aktienbolaget" hat auf ihrer internationalen Dampferlinie England—Finnland eine neue Anlaufstation, und zwar Kiel (Nordhafen) eingerichtet. Die Linie dient dem Passagier- und Frachtverkehr und bietet Gelegenheit zu einer etwa $2^1/_2$ Tage dauernden Fahrt durch die ganze Ostsee. Der finnische Dampfer verläßt Kiel an jedem Freitagvormittag 10 Uhr.

Der beliebte Thüringer Kurort Friedrichroda veranstaltete jüngst aus Anlaß seines 90jährigen Bestehens ein festliches Gedenken derer, die sich um die Entwicklung des Ortes die größten Verdienste erworben haben. Damit verbunden war ein großes Kinderfest mit Trachtenumzug. Welchen gewaltigen Aufschwung Friedrichroda in den letzten Jahren genommen hat, zeigt eine Gegenüberstellung der ersten und letzten Jahreskurliste. 1852 wurden 333 Kurgäste, 1926 dagegen 12860 gezählt.

Bad Kreuznach läßt im Anschluß an das überaus glänzend verlaufene Reit- und Fahrturnier nunmehr für seine dem Automobilsport freundlich gesinnten Kurgäste einen Automobil-Wettbewerb vom 27. bis zum 29. August folgen. Die technische Leitung hat der Nahetal-Automobil-Klub e. V., Sektion des Wiesbadener Automobil-Klubs e. V., übernommen. Der Wettbewerb ist von der Obersten nationalen Sportkommission für den Automobilsport in Deutschland genehmigt. Anfragen sind an den Organisationsausschuß des Automobil-Wettbewerbes in Bad Kreuznach, Kurhaus zu richten.

Eine große deutsche Bauausstellung plant die Stadt Berlin. Die Ausstellung soll 1930 eröffnet werden und als Dauerausstellung zehn Jahre bestehen. Es soll der Bauwirtschaft dazu ein ausgedehntes Gelände mit eigenen Eisenbahnanlagen in der Nähe der Ausstellungshallen am Kaiserdamm zur Verfügung gestellt werden.







Rheinische Bäder

BAD AACHEN

heilt:
Rheuma, Gicht, Haut- und Nervenleiden, Ischias.

Wochenende im Palast-Hotel „Der Quellenhof".

Badehaus mit Thermalschwimmbad.
Zimmer ab M. 5.—; Pension von M. 13.— an.
Täglich Kurkonzerte.

BAD BERTRICH

(Mildes Karlsbad)

Bezirk Koblenz — Station Bullay — Autoverbindung

Trink- und Badekuren

Magen-, Darm-, Leber-, Gallenleiden, Gicht, Rheuma, Frauenkrankheiten

Prospekte durch die Badeverwaltung.

BAD DÜRKHEIM

Arsensolbad

Spezialbad für Blut-, Nerven- und Frauenkrankheiten, Rheumatismus

Maxquelle, stärkste Arsenquelle Deutschlands

Täglich Kurkonzerte.

Neues Kurmittelhaus / Schöne Ausflüge Schwimmbad. **Städt. Kurverwaltung.**

BAD EMS

Seit Jahrhunderten empfohlen

bei allen Katarrhen, Asthma, Emphysem, Grippefolgen, Rückständen von Lungen- und Rippenfellentzündung, bei Herz- und Gefäßerkrankungen, Harnsäureüberschuß. **Natürliche kohlensaure Bäder. — Die besteingerichteten und vielseitigsten Inhalatorien. Pneumatische Kammern.** Unterhaltungen und Sport aller Art. Vorzügliche Gaststätten.

Auskunft: Reisebüros und Kurverwaltung.

BAD GODESBERG

„Die Gartenstadt am Rhein"
Berühmt wegen seiner herrlichen Lage.

Draitschbrunnen als Trink- und Badekur für Herzkranke, Blutarme und Bleichsüchtige, Nervenleidende, Ruhe- und Erholungsbedürftige.

Auskunft und Prospekte kostenlos durch das Verkehrsamt.

BAD HONNEF

mit Rhöndorf am Fuße des Siebengebirges

seiner geschützten Lage wegen bevorzugter Luftkurort.

Alkalisch-muriatische, radioaktive Drachenquelle zu Trink- und Badekuren. Waldreiche Umgebung. Elektrische Bahn Bonn—Köln. Dampferanlegestelle Auto- und Motorbootverbindungen.

Auskunft und Prospekte durch das **Verkehrsamt.**

Radium-Solbad KREUZNACH

15 Schnellz.-Min. von **Bingen am Rhein.**

Das Heilbad bei Frauenleiden, Kinderkrankheiten, Gicht, Rheuma, Alter. Herrlicher Erholungs-Aufenthalt.

Pension von **6** M., im Kurhaus Palasthotel von **12** M. an. **27.—29.** August Automobil-Wettbewerb (Sternfahrt, Geschicklichkeitsprüfung, Schönheitskonkurrenz). **3.** September Tanz-Turnier, veranstaltet vom Reichsverband zur Pflege des Gesellschaftstanzes. Kurschriften mit Preis- und Hotelverzeichnis durch alle Reise- und Verkehrsbüros und die Kurverwaltung Bad Kreuznach.



BAD MÜNSTER

am Stein.

Deutschlands einziges und stärkstes natürliches Thermal-Sol-Radium-Bad, 20 Minuten von Bingerbrück am Rhein entfernt. Das ganze Jahr geöffnet. Romantisch hervorragend schöne Lage.

Ausgezeichnete Heilerfolge bei: Rheuma, Gicht, Ischias, Herzneurose, Skrofulose, Rachitis, Frauenkrankheiten, Hals-, Nasen- und Ohrenleiden.

Prospekt kostenlos durch die Kurdirektion.

BAD NEUENAHR

Am Hauptzufahrtswege zum Nürburg-Ring, eine Stunde entfernt.

Einzige alkalische Thermen Deutschlands gegen
Zucker, Gallensteine, Magen-, Darm-, Leber-, Nieren- und Blasenleiden, Gicht und Katarrhe.

Vielseitige Unterhaltungen — jegliche Art Sport
Wohnung im **Kurhotel** — Einziges Haus mit Bädern aus den Heilquellen und in vielen anderen Hotels, Pensionen und Privathäusern. — Für **Hauskuren** Versand des Neuenahrer Sprudels. Rein natürliche Füllung.

BAD SALZIG am Rhein

Kohlensäurereiche Thermalquellen
Heilanzeige: **Gicht, Rheumatismus**
Erkrankungen des Herzens
Alle Stoffwechselleiden
Bade- und Trinkkur

Luft- und Sonnenbad. Kurmusik. Geringe Kurtaxe. Waldreiche Umgebung. Rheinpartien. Zahlreiche Gaststätten im Bad und am Rhein, volle Pension M. 6.— bis M. 8.—. Prospekt frei durch die Badeverwaltung.

WILDBAD SCHLANGENBAD

Höhen- und Waldlage
heilt Nerven-, Herz- und Frauenleiden.

Kleinbahnverbindung mit **Eltville am Rhein**
Autobusverbindung mit Wiesbaden.
Auskunft d. Verkehrsbüro u. Badeverwaltung.

BAD SCHWALBACH

Stahl- und Moorbad

Blutarmut, Frauenleiden, Herzleiden.

BAD SODEN

(TAUNUS) HEILT

Katarrhe, Asthma, Herzleiden. 26 Heilquellen

Thermal-Sprudel
Größtes Inhalatorium Europas
Dauernd geöffnet. Neues Kurhaus.

Prospekte durch **Kurverwaltung Bad Soden a. T.**

WIESBADEN

Deutschlands größtes Heilbad.

Weltberühmte Kochsalzthermen 65,7° C. Unvergleichliche Heilerfolge bei Gicht, Rheumatismus, Nervenkrankheiten, Stoffwechselleiden und Erkrankung der Atmungs- und Verdauungsorgane.

Gute Unterkunft bei äußerst mäßigen Preisen. 8000 Fremdenbett. Hotelverzeichnisse mit Preisen und Auskünfte durch das **Städtische Verkehrsbüro.**

Auskunft u. Werbeschriften durch den Rheinischen Verkehrsverband e. V. - Bad Godesberg, die Kurverwaltungen und durch alle Reise- und Verkehrsbüros.

Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post

bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir, die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen.

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber), Leipzig C 1, Reudnitzer Strasse 1—7.

Illustrirte Zeitung



KINDERBILDNIS

GEMÄLDE VON HEINRICH BOESE

DIE RUSSISCHE SEELE

VON DR. KURT PIEPER

Unter den vielen erstaunlichen Schauspielen, die die Weltgeschichte der letzten zehn Jahre den Zeitgenossen geboten hat, ist die Umwandlung Rußlands aus einer rein autokratischen Monarchie in eine der Theorie nach extrem freiheitliche sozialistische Republik und die damit zugleich eingetretene Zersetzung des festgefügten Zarenreiches in eine Reihe von Nachfolgestaaten zweiten Ranges wohl das wunderbarste. Und diese Veränderung gewinnt an Tiefe und Bedeutung noch durch die Tatsache, daß diese Umwandlung Rußlands nicht durch den Zwang eines Friedensvertrages bedingt war, wie die Auflösung Österreichs, sondern daß es sich um einen freiwilligen, von innen heraus gewachsenen Transformationsprozeß des größten slawischen Reiches handelt.

Man kann diesen scheinbar unbegreiflichen Übergang von einem Extrem zum anderen gar nicht anders erklären als durch Eigentümlichkeiten des russischen Wesens, der russischen Seele, die dem Abendland zu wenig bekannt waren. Das Problem der russischen Seele hat zwar in den letzten Jahrzehnten mit dem zunehmenden Interesse für die russische Literatur und der wachsenden Verehrung so großer Künstler wie Dostojewskis und Tolstois die westeuropäische Geisteswelt lebhaft beschäftigt — aber man wird darum mit nicht weniger Interesse die Berichte von Zeugen zur Kenntnis nehmen, die als Nicht-Russen die kritischen Jahre 1914—1917 in Rußland verlebten, und die die Abkehr Rußlands von seiner westeuropäischen Großmachtpolitik und sein Versinken in den „Socialismus asiaticus" der Sowjets miterlebten. Einer dieser Zeugen ist der französische Botschafter in Petersburg 1914—1917, Paléologue, der in seinem dreibändigen Memoirenwerk einen höchst interessanten Kommentar zum Weltkrieg gibt. Aber es sind weniger die historischen, militärischen und diplomatischen Tatsachen, die diesen Erinnerungen ihren Wert verleihen, als vielmehr die erstaunliche psychologische Beobachtungsgabe des Franzosen. Hierdurch beanspruchen seine Aufzeichnungen einen sehr hohen Rang in der neueren Memoirenliteratur: es finden sich Seiten über die Seelenwelt und die Gesellschaft Rußlands darin, die die Erinnerungen dieses klarblickenden Lateiners neben die unbestechlich tiefen zeitgeschichtlichen Zeugnisse eines Herzogs von Saint-Simon rücken.

Man kann als Quintessenz der Erkenntnisse Paléologues über die russische Seele etwa zusammenfassen, daß der Russe keinen Sinn für Realitäten hat, keine klare Vorstellungen von Raum und Zeit, daß er absolut unbeständig und destruktiv ist, daß er sich in unberechenbaren Gegensätzen bewegt und dabei im Grunde doch absolut willenlos ist. Kurzum, sehr treffend wird einmal der russische Mensch als Antipode des heute in irdischen Dingen so erfolgreichen angelsächsischen Menschentypus, speziell des Amerikaners, bezeichnet.

Die anscheinend so intensive Religiosität des Russen, die sich in den immer wiederkehrenden Anrufungen der göttlichen Barmherzigkeit bei dem Russen ebenso dokumentiert wie in der gewaltigen politischen Rolle des Klerus im Zarenreich, wird von Paléologue bezweifelt, und er erklärt, daß der Russe weniger religiös als mystisch veranlagt sei. Und zwar ist der Russe nicht nur in seinem religiösen, sondern auch in seinem sozialen, politischen und Gefühlsleben mystisch. Der tiefste Grund aller seiner Anschauungen ist ein Glaube, eine Überzeugung von der Leitung durch metaphysische Kräfte. Dieser russische Glaube ist beschaulich, träumerisch, visionär — er geht Hand in Hand mit einer verhängnisvollen Vorliebe für okkulte Wissenschaften. Das Gebet des Russen erfleht, seiner passiven Natur entsprechend, weniger die Kraft zur Handlung als die Kraft zur Duldung und Entsagung. — Die russische Kirche in ihrer starren Form als Staatskirche war nicht imstande, den Strom mystischer Religiosität, der in den Nationalitäten Rußlands floß, aufzunehmen, und wie auf allen Gebieten russischen Lebens bildete sich auch auf religiösem das anarchische Gegenspiel in den Sekten. Diese russischen Sekten sind für das Abendland fast ganz unbegreiflich: z. B. die Sekte der Selbstverbrenner, die seit Jahrhunderten besteht und noch 1860 sich fast epidemisch in Olonez ausbreitete. Ebenso unbegreiflich sind uns religiöse Gemeinschaften, die sich auf gemeinsamen Geruchshalluzinationen aufbauen, oder Sekten, deren Dogma die Heiligung durch Selbstentmannung ist. Dieses eigentümliche, natürlich bis zum Fanatismus gesteigerte und in heftigstem Gegensatz zu der Staatsgewalt stehende Unwesen läßt sich wohl nur dadurch erklären, daß die slawisch-asiatischen Bevölkerungsmassen Rußlands in ganz abnorm hohem Maße Suggestionen unterworfen sind, zu geistigen Epidemien geradezu neigen und daher seelischen Ansteckungen, so sinnlos sie auch sein mögen, keinen Widerstand entgegensetzen können. Die anarchische Widerspruchsfülle der russischen Seele läßt neben der höchsten Entfaltung christlichen Mitleids auch das Auftreten blutigster Greuel zu, deren Urheber sich nachher nichtsdestoweniger mit dem immer wiederholten „Gospodjin pomilui" (Herr, erbarme dich!) bekreuzigen. Nirgends sind Gottesdienst und religiöse Reue so tief empfunden und zugleich so theatralisch wie in Rußland. — Auch der Kommunismus findet seine religiöse Begründung im russischen Geistesleben: Tolstoi, der „russischste" Erklärer des Evangeliums, bezeichnet das Privateigentum als unvereinbar mit der Lehre Christi, und seiner Auffassung entsprach zweifellos der Instinkt von Millionen russischer Bauern. —

Vieles in dem politischen Zustand Rußlands — vor allem wohl die eigentümliche militärische Unzulänglichkeit Rußlands nach außen — wird erklärlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß „Rußland" ein aus den verschiedensten Völker- und Rassenelementen gewaltsam zusammengepreßtes Konglomerat war. Es war die Rolle des vielgeschmähten Zarismus, als ein gewissermaßen neutral vereinheitlichendes Band die auseinanderstrebenden Elemente des Riesenreiches mit Gewalt zu umfassen und andererseits die in den rein slawischen Bevölkerungsteilen so verhängnisvoll starke Neigung zum Anarchismus zu unterdrücken. Beides — zentrifugale Tendenzen und Anarchismus — entfaltete sich in dem Augenblick im höchsten Maße, in dem der Zarismus zerschlagen wurde. Und es war kein Zufall, daß eine der Hauptstützen des Zarismus deutsch-baltischer Adel war: denn der Russe selbst mit seiner Fortschrittsfeindlichkeit, seinem mangelnden Realitätssinn, seiner Unfähigkeit zur Selbstregierung war nicht imstande, das Riesenreich zu lenken — sondern er entwickelt nach Turgenjew eine außerordentliche Meisterschaft darin, alle seine Unternehmungen scheitern zu lassen. —

Jede Schilderung der russischen Gesellschaft aller Schichten wird charakterisiert durch endlose — meist nächtliche — Diskussionen über Fragen der Psychologie, Metaphysik und Gesellschaftsreform. Es macht, wenn man russische Romane liest, den Eindruck, als ob die ganze russische Bourgeoisie niemals geschlafen und niemals gearbeitet hätte. Die Quintessenz der negativen Eigenschaften der russischen Gesellschaft ist der Nihilismus — ein Begriff, der genau so einzigartig und unübertragbar ist wie „cant" oder „gloire". Der Russe, der gläubigste Mensch, hat zugleich das Bedürfnis, zu verneinen, und zwar alles zu verneinen, auch die heiligsten Empfindungen und Ideale. Unter dem Einfluß des Zornes, des Alkohols, der Liebe, des Stolzes zeigt er sich mit erschreckender Raschheit bereit, die heiligsten Bande zu zerreißen. Er geht bis zur brüskesten Selbstvernichtung — aber er entwickelt auch die gleiche Raserei, „seine Seele zu retten", wenn er keinen Ausweg mehr weiß. Dostojewski faßt diese dämonische Verneinungssucht der russischen Seele einmal in den Worten zusammen: „Der Nihilismus hat sich nur deswegen bei uns entwickelt, weil wir alle Nihilisten sind."

Diese Bemerkung des größten russischen Seelenbeobachters rührt an die Psychologie des einzelnen Russen und damit an die Urzelle der russischen Gesellschaft und des russischen Staates. Mystisch, unklar, wollüstig, grausam, unkriegerisch, mitfühlend, unbeständig, theatralisch, anarchisch, beeinflußbar, resigniert, willenlos — so ungefähr zeigt sich der Russe in den Augen des unparteiischen Beobachters. Die fast unbegreiflichen Gegensätze des russischen Wesens, die jede nachhaltige Wirkung nach außen lähmen, finden sich symbolisch verkörpert in dem Gegensatz zwischen den Hauptstädten Petersburg und Moskau oder in den Baulichkeiten des Kreml, dieser „Mischung von gelehrter Zivilisation und barbarischem Archaismus". Neben intensiver Sinnlichkeit findet sich bei dem Russen eine hemmungslose Neigung zu okkulten Dingen; besonders durchdringt das Interesse an Totenbeschwörungen alle Gesellschaftsklassen gleichmäßig. Neben fatalistischer Entsagungslust birgt die russische Seele nicht revolutionäre, sondern geradezu anarchische Züge und pathologische Zerstörungssucht — und merkwürdigerweise scheint die russische Frau in politischen Verschwörungen erheblich willensstärker zu sein als der Mann. Unbeständig in seinen Wünschen, von unsinniger Reisewut gepeinigt, ist der Russe überaus leicht Verstimmungen unterworfen und vermeidet doch angstvoll die Einsamkeit — aber auch seine lärmenden Räusche und Vergnügungen können nicht über die geheime Gebrochenheit der russischen Seele hinwegtäuschen: „Ihr (der Russen) Mißvergnügen ist viel weniger intellektuell als organisch: es ist ein Zustand unbestimmter Unruhe, verborgener und leerer Traurigkeit."

VOM KRANKSEIN UND VOM HEILEN

VON DR. JULIAN MARCUSE, MÜNCHEN

Kein Begriff deucht uns in unserer Vorstellung so klar und einfach wie der der Gesundheit, und ebenso eindeutig will uns der gegenteilige Zustand, das Kranksein, erscheinen. Und doch gibt es für beide Begriffe keinen sicheren Grenzstein, nur zahllose Übergänge, denn die Gesundheit des einzelnen und die Auswirkungen dieses Zustandes stehen in ununterbrochener Wechselwirkung zu den Erscheinungen des Lebens an sich, zur Natur, Umgebung wie zu den zahllosen Einflüssen körperlicher und seelischer Art, die das Dasein des einzelnen mit der Welt verknüpfen. In diesem Chaos steter Veränderungen unseres körperlichen Seins und unserer geistigen Stimmungsatmosphäre liegt das Rätsel der Problemstellung und die Unmöglichkeit, die Frage zu beantworten: Was ist Gesundheit, was Krankheit? Wir behelfen uns mit einer mehr zweckdienlichen als sachgemäßen Vorstellung, wenn wir Gesundheit als einen andauernden Zustand von Schmerzlosigkeit und Wohlbefinden definieren und in dem Kranksein das Gegenteil davon zu erblicken suchen. Diese notdürftige Erklärung trennt zwar den gesunden Menschen von dem, der von einer deutlich wahrnehmbaren Krankheit befallen ist, aber sie läßt die mannigfachen Zustände außer acht, in denen ohne deutlichen Ausdruck krankhafter Gebreste Wohlbefinden und Kraftgefühl dem Körper und der Seele ermangeln. Schieben sich schon im täglichen Lebensablauf Empfindungen von Schmerz und Unbehagen — Müdigkeit, Hunger- und Durstgefühle, Unlust und Versagen der Spannkräfte — ein, so liegen hinter diesen kurz währenden Veränderungen viel tiefere und weiterreichende, die Übergänge vom Kind zum Erwachsenen, vom Erwachsenen zum Greis bis zum Abschluß des Lebens, so fließend und umfassend, daß jeder Versuch einer festen Umgrenzung der Begriffe Gesundheit und Krankheit von vornherein scheitern muß. Wie das Leben selbst keine restlose Erklärung finden kann, so auch dessen Erscheinungen, denn, so bitter dies auch dem Menschengeschlecht klingen mag, das Kranksein gehört nun einmal im Wechsel der Lebenszustände zu dessen unlösbaren Bestandteilen. Und zwar einmal bedingt durch Anlage und Vererbung — daher der tiefgreifende Einschlag der elterlichen Konstitution — und weiterhin durch die Einflüsse der Umwelt und aller in ihnen liegenden gesundheitsschädigenden und abträglichen Faktoren. In diesem steten Wechselspiel zwischen biologischen Triebkräften einerseits und Hemmungsprozessen andererseits steht der menschliche Organismus, und je nach der Vormachtstellung des einen oder anderen ist das Ergebnis Erhaltung oder Auflösung, das heißt Kranksein! Unmerkbar selbst für den eigenen Träger spielen sich diese allerfeinsten, jeder sinnlichen Wahrnehmung entrückten Vorgänge in den Gewebszellen ab, und Blutstrom und Drüsensubstanz — letztere in ihrer Bedeutung hierfür erst als Erkenntnis der Neuzeit — sind die entscheidenden Mittler der Gesunderhaltung oder der schleichenden Zersetzung. Und weil in diesem ewig verschlossen bleibenden Kreislauf des Lebens die Stärke der einander begegnenden Kräfte durch keine willkürliche Strategie bestimmt und geleitet werden kann, ist der Sieg geknüpft an Aufbau und Anpassung; ererbte Konstitution und erworbene Widerstandskraft entscheiden. Daher die unermeßliche Bedeutung von Stamm und Art, ob von gesunden, blutfrischen Eltern stammend, ohne Keimschädigungen und Siechtumsbelastung, und weiterhin der hohe Wert der eigenen Lebenseinstellung durch vernunftgemäße Anlehnung an die Naturgebote. Das bedeutet Einfachheit und Maßhalten, Übung und Gymnastik, Abhärtung und Körperpflege! In diesen Rahmen spannen sich die elementaren Grundbegriffe der Gesundheit ein, ihre Verwirklichung begegnet am stärksten dem Einbruch krankhafter Schädigungen. Wo aber von letzteren eine Bresche geschlagen ist, wo die dauernde Vernachlässigung der Lebensgesetze zu einer Unterhöhlung geführt hat, da entsteht mit dem verzerrenden Ausdruck des Krankseins der Ruf nach Hilfe, nach Rettung und Heilung. Die Antwort hierauf zeigt in der Menschheitsgeschichte ein Kaleidoskop von Bildern, je nach Weltauffassung und Wissensstand lauten die Heilmittel und -methoden: Gebete, Verwünschungen, Zauberformeln, der Gang der Himmelskörper, Luft und Erde, Edelsteine und Metalle, Sympathie und Antipathie, Kräuter und Drogen, die Natur selbst, der eigene Wille des Kranken, kurzum, ein unerschöpfliches Arsenal in buntestem Durcheinander! Der Volksglaube hat sie bis auf den heutigen Tag erhalten, und neben der Wissenschaft, und oft genug diese zurücktreten lassend, schreiten sie, von tausendjähriger Verehrung bewahrt, im Gewande heilbringenden Schutzes einher. Auch in diesen oft in den tollsten Vorstellungen sich bewegenden Auffassungen tritt immer wieder das sehnsuchtsvolle Bemühen nach einem Heilkraut gegen Krankheiten und Siechtum, Altern und Sterben hervor, eine Empfindung, die selbst heute noch tief in der Volksseele schlummert und von Zeit zu Zeit durch die Hand eines mit diesen Künsten vertrauten „Wunderarztes" ihre Auferstehung feiert. Der Seiten- und Hinterwege um die wissenschaftliche Heilkunde und ihre Vertreter herum sind und bleiben genug, denn nicht nur stehen durch die allmähliche, schleichende Entwicklung vieler Krankheiten und ihrer Zellschädigung einer Heilung unüberwindliche Hindernisse entgegen, das Heilen und Helfen selbst ist nicht nur Wissen, sondern auch Kunst, und echte Künstler müssen geboren werden! In diesem so dringend erforderlichen Zusammenspiel beider Kräfte liegt das Geheimnis ärztlichen Könnens, liegen Erfolg und im anderen Falle Mißlingen! Die Schar der von Arzt zu Arzt wandernden und oft genug bei dem „Schäfer" oder der „Wasenmeisterswitwe" landenden Kranken ist nicht nur der Ausdruck abergläubischen Wahnes, sondern auch der des Versagens erkenntnistheoretischer Praktiken. Zu lange





Links: Von der Grundsteinlegung eines Denkmals für die Toten der deutschen Marine in Laboe bei Kiel im Anschluß an die Tagung des Bundes Deutscher Marinevereine in Hamburg (5.—7. August): Während der Ansprache des Admirals Scheer, des Führers der deutschen Flotte in der Schlacht am Skagerrak, am 8. August. — **Rechts:** Von dem Deutschen Pfadfindertreffen in der Grenzmark Niederschlesien (30. Juli bis 2. August): Die Grenzlandkundgebung auf dem Marktplatz in Schlawa.



Der Deutsche Reichsrat auf der Ausstellung „Der Rhein, sein Werden und Wirken" in Koblenz am 26. Juli. (Phot. Photographen-Innung, Koblenz.)

1 Dr. v. Preger, bayerischer Gesandter; 2 Reichsminister a. D. Dr. Gradnauer, sächsischer Gesandter; 3 Wirklicher Geheimer Rat Boden, mecklenburgischer Gesandter; 4 Ministerialdirektor Dr. Robis, Berlin; 5 Oberbürgermeister Dr. Russell, Koblenz; 6 Ministerialdirektor Arnoldi; 7 Ausstellungsdezernent Beigeordneter Ochs, Koblenz; 8 Ministerialdirektor Jaques, Berlin; 9 Staatssekretär Zweigert vom Reichsministerium des Innern; 10 Bürgermeister Scholtz, Berlin; 11 Staatssekretär Schmid vom Reichsministerium für die besetzten Gebiete; 12 Bürgermeister Dr. Schramm, Hamburg; 13 Ministerialdirektor Badt, Berlin; 14 Direktor Freiherr v. Gayl, Königsberg; 15 Ministerialdirektor Schick, Stuttgart; 16 Senator Dr. Strandes, hamburgischer Gesandter; 17 Ministerialdirektor Dr. Poetzsch-Heffter, Dresden; 18 Abt Dr. Ildefons Herwegen; 19 Reichsrat Dr. Hamacher, Köln.



Besuch amerikanischer Marineoffiziere von dem in Hamburg eingetroffenen Flaggschiff „Detroit", das sich auf einer Europafahrt befindet, in Berlin am 8. August. Von links nach rechts: Commander D. W. Bagley, Vizeadmiral Beverage, Commander A. Mac Comb.





Links: Die Beisetzung von Hindenburgs einstigem Kompaniechef beim 3. Garde-Regiment zu Fuß in Berlin, Major v. Sell, am 9. August: Der Reichspräsident in Generalfeldmarschalls-Uniform neben den Hinterbliebenen am Grabe. — **Rechts:** Von der Explosionskatastrophe auf dem ehemaligen Festungsfort 10 in Magdeburg, wo sich die Materialniederlage einer Feuerwerksfabrik befand, am 9. August: Die vollständig zerstörten starken Zementdecken des Forts, das einen Trümmerhaufen bildet.



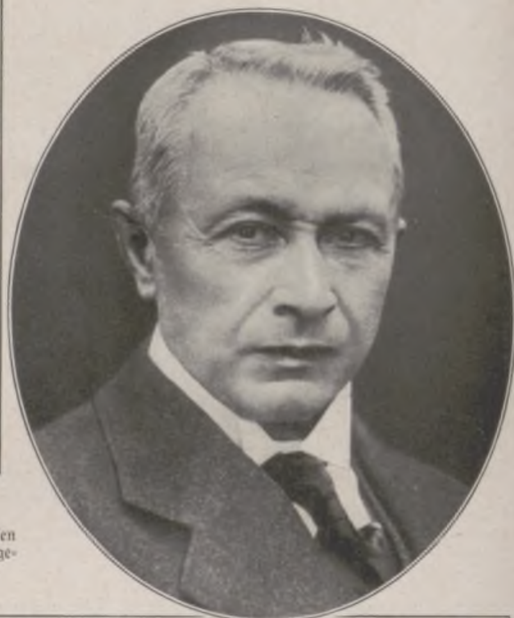
Die Flieger beim Studieren der Flugroute. Von links nach rechts: Rekordflieger Risticz, Pilot Loose, dessen Begleiter v. Köhl, der amerikanische Journalist Knickerbocker (Fluggast), Rekordflieger Edzard, Baron v. Hübnefeld vom Norddeutschen Lloyd (Fluggast).



Risticz und Edzard während des Überholens ihrer Maschine durch die Monteure.



Die Amerikaflieger mit ihren Frauen vor einem Ozeanflugzeug. Von links nach rechts: Pilot Loose, Frau und Herr v. Köhl, Fluggast v. Hübnefeld, Pilot Risticz mit Frau und Kindern, Pilot Edzard und Frau, Frau und Herr Knickerbocker.



Im Oval: Professor Junkers, der Leiter der Junkers-Werke in Dessau, dessen Konstruktionen das Flugwesen außerordentlich gefördert haben.



Einsetzen der Benzintanks ins Flugzeug.



Ein Amerikaflugzeug beim Probeflug über dem Dessauer Flugplatz.

VORBEREITUNGEN ZUM AMERIKA-FLUG BEI DEN JUNKERS-WERKEN IN DESSAU.



Vom Start der deutschen Ozeanflieger auf dem Flugplatz der Junkers-Werke in Dessau am 14. August: Flugzeug „Bremen“ unter Looses Führung startet als erstes der beiden Amerika-Flugzeuge. Zeichnung unseres Sonderzeichners Rudolf Lipus.

Der Abflug der beiden Junkersflugzeuge nach Amerika erfolgte am 14. August abends in der siebenten Stunde. Flugzeug „Bremen“ mit Loose, Köhl und Baron v. Hühnefeld startete 18 Uhr 20 Minuten. Fünf Minuten später folgte das Flugzeug „Europa“ mit Ristícz, Edzard und Knickerbocker. Das Flugzeug „Europa“ geriet an der Nordseeküste in schwere Gewitter, und Ristícz entschloß sich, infolge einer eingetretenen Motorstörung, zu einer Zwischenlandung auf dem Flugplatz in Bremen, wo das Flugzeug 21 Uhr 55 Minuten niederging. Infolge der starken Belastung der Maschine mit Betriebsstoffen kamen dabei das Fahrgestell und der Propeller zum Bruch. Die Insassen sind unverletzt geblieben.



Charles de Coster, bedeutender belgischer Schriftsteller († am 7. Mai 1879 zu Brüssel), dessen 100 jähriger Geburtstag auf den 20. August fällt. (Vgl. hierzu den Artikel auf S. 259.)



Von den Festspielen in Salzburg: Die große Schlußszene aus Hugo v. Hofmannsthals „Jedermann" bei der Aufführung auf dem Domplatz in Salzburg.



Professor Dr. Richard Heinze, Geheimer Hofrat, Vertreter der Alt-Philologie an der Universität Leipzig, konnte am 11. August seinen 60. Geburtstag feiern.

haben Forschung und die in ihrem Dienste stehende Klinik über den kranken Menschen das Krankheitsgebilde gestellt und dieser rein doktrinären Form der Erkenntnis den Behandlungszweck untergeordnet. Diese Entfremdung zwischen Kranken und Arzt — nur als Objekt betrachtete man jenen — sucht die neuere Richtung der Heilkunde, die in der psychologischen Erfassung vieler Krankheitszustände und in der dadurch veranlaßten seelischen Beeinflussung ein weitumfassendes Tätigkeitsfeld erblickt, zu beseitigen; der kranke Mensch allein in allen seinen Äußerungen und Seelenstimmungen ist ihr Gegenstand, und jede Einzelerscheinung seines krankhaften Wesens dient der tastenden Erkenntnis. Die Grundlagen dieser Heilkunst finden sich schon in den ältesten Zeiten; die antiken Meister lehrten sie bereits, sie waren aber unter den umwälzenden Einflüssen der Weltgestaltung verlorengegangen. Die Drangsale neuzeitlicher Verhältnisse mit ihrer Schwächung des Volkskörpers, ihrer Herabsetzung der Widerstandskraft, ihrer Unnatur der Lebenshaltung haben schärfer als je den Blick in die Richtung der Abwehr und des Schutzes spannen lassen, und so kam erneut die Erkenntnis von der überragenden Seelenkomponente, die allen krankhaften Veränderungen beigesellschaftet ist. Ihre Berücksichtigung ist mittelbar von unschätzbarem Einfluß bei jeder Behandlung, und darin spiegelt sich am meisten die Kunst des Arztes, wenn er es versteht, bei aller von angeeignetem Wissen getragenen Erforschung von Krankheit und Krankheitssitz doch nie die seelische Reaktion des Kranken selbst außer acht zu lassen. Den Inbegriff dieser Seelenbehandlung hat Ernst Schweninger in seinen an Geist und Feinsinn so reichen Betrachtungen „Der Arzt" einst in folgenden Gedanken niedergelegt: In einem Dialog zwischen einem älteren und einem jüngeren Arzt sagt der erstere: „Schließlich sind wir doch für das Publikum da!" Und der jüngere antwortet: „Für das Publikum? Ich bin nur für meinen Kranken da, gut für viele Kranke, aber immer nur für einen zur Zeit, und während dieser Zeit verschwinden für mich nicht nur alle übrigen Kranken, es verschwindet für mich auch die ganze übrige Welt. Ich bin ein Mensch, der mit einem zweiten Menschen allein ist, mitten in der großen Stadt allein wie auf einer einsamen Insel."



Szenenbild von der Uraufführung des Lustspiels „Du wirst mich heiraten" von Louis Verneuil im Deutschen Künstlertheater zu Berlin am 30. Juli.



Von den Probeflügen Könneckes für seine Fahrt über den Ozean: Der einmotorige Caspar-Doppeldecker „Germania", mit dem der Pilot und sein Begleiter, Graf Solms, am 13. August vom Tempelhofer Felde in Berlin nach Köln a. Rh. flogen, von wo aus der Start stattfinden soll.

Tagesgeschichte.

In Hamburg tagten vom 5. bis zum 8. August der Bund Deutscher Marinevereine. Im Anschluß daran wurde am 8. August die Grundsteinlegung zum Ehrenmal für die 40000 Gefallenen der ehemaligen deutschen Flotte am Eingang der Kieler Förde bei Laboe vollzogen. Das 80 m hohe Ehrenmal wird sich auf dem Gelände eines alten Panzerturmes erheben.

Am 26. Juli stattete der Reichsrat der Ausstellung „Der Rhein, sein Werden und Wirken" in Koblenz einen Besuch ab. Nach der Besichtigung unternahmen die Gäste eine Dampferfahrt auf dem Rhein; am folgenden Tage besuchten sie dann nach Marialach und den Nürburgring.

Nach 17 jähriger Vorbereitung wurde am 3. August im Dom von Lausanne die Weltkirchenkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung eröffnet. Die Delegierten der Kirchen (mit Ausnahme der römisch-katholischen) hielten ihre Sitzungen im Palais de Rumine in der Aula der dort untergebrachten Universität ab. Im Gegensatz zu der Stockholmer Konferenz, die sich vor allem mit Fragen des praktischen Christentums befaßte, beschäftigte sich die Lausanner Tagung mit dem Problem einer Annäherung der Kirchen auch in den Fragen der Lehre und der Kirchenverfassung.

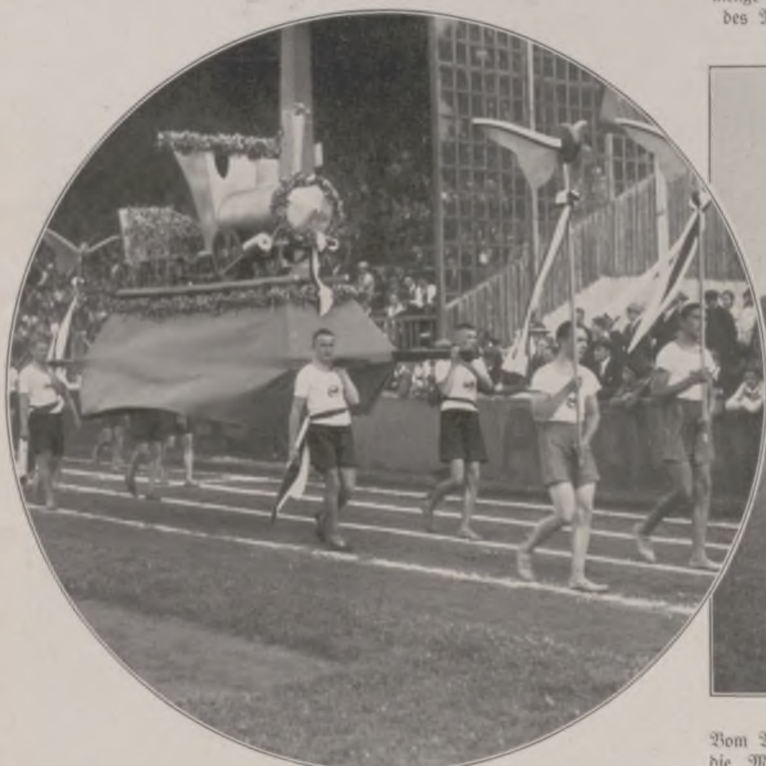
Große Aufregung hat in der Alten wie in der Neuen Welt die Ablehnung des Gnadengesuches der beiden zum Tode verurteilten Italiener Sacco und Vanzetti ausgelöst. Bei der bereits am 14. Juli 1921 ausgesprochenen Verurteilung handelt es sich um einen Raubmord an zwei Fabrikangestellten im April 1920 in Massachusetts (Nordamerika); sie gründete sich auf einen Indizienbeweis, den man von vielen Seiten anzweifelt und zu entkräften versucht. Im Zusammenhang damit fanden in Amerika Bombenattentate und Sympathiestreiks, ferner selbst in London und Paris Demonstrationen für die Verurteilten statt. Die Hinrichtung ist vorläufig auf den 22. August verschoben worden.

Die Uraufführung von Verneuils Lustspiel „Du wirst mich heiraten" im Deutschen Künstlertheater zu Berlin fand beim Publikum freundliche Aufnahme, obwohl diese Sommerpremiere einen ziemlich abgegriffenen Inhalt hat. Eine verliebte Frauensperson versteht es, sich in ein Herzogsschloß einzuschwindeln und mit allen Tricks den Sohn des Hauses zur Mesalliance zu bewegen.



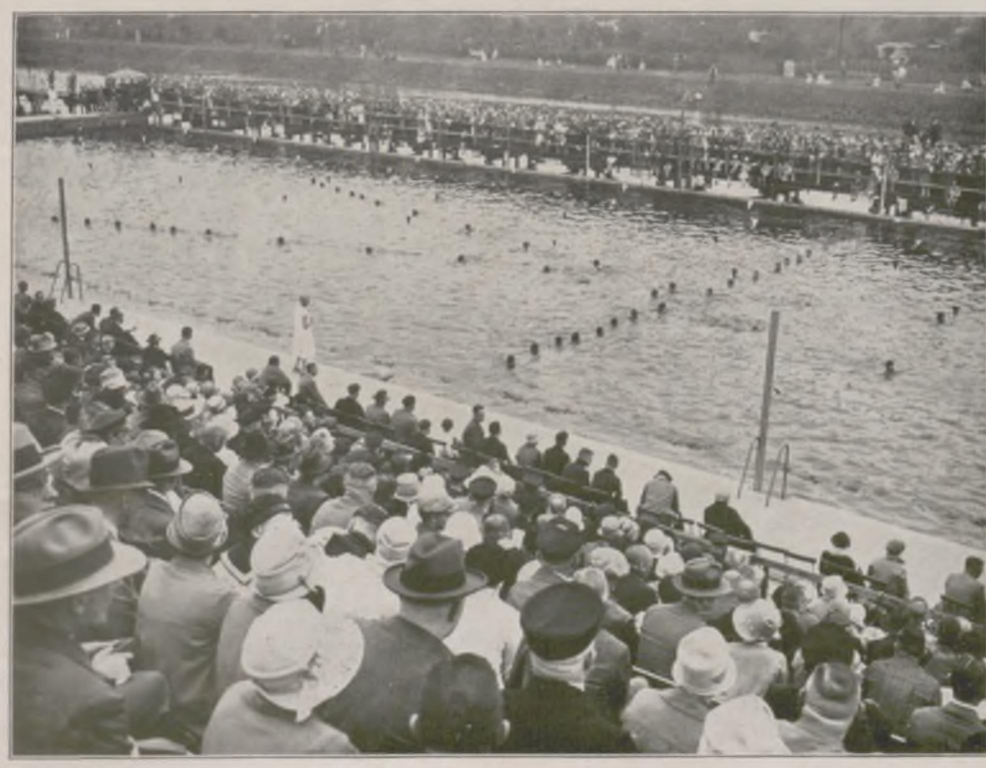


Von den deutschen Frauenmeisterschaften, die am 6. und 7. August in Breslau zum Austrag gelangten: Start zum 800-m-Laufen. — **Rechts:** Vom Bergrekordrennen in Freiburg i. Br., veranstaltet vom Allgemeinen Deutschen Automobil-Club, am 6. und 7. August: An einer Kurve mit der Zuschauermenge während des Rennens.





Vom Abschluß der Wettkämpfe um die Meisterschaften des Deutschen Reichsheeres und der Reichsmarine: Reichspräsident v. Hindenburg in Feldmarschallsuniform bei der Preisverteilung an die Sieger der Heeresmeisterschaften und zugleich an die Sieger des deutsch-schwedischen Offiziers-Fünfkampfes. — **Links:** Vom 1. Werbe-Turn- und Sportfest der Turn- und Sportverbände der Deutschen Reichsbahn in München am 7. August: Einmarsch der Festteilnehmer, denen ein vergoldetes Lokomotivmodell vorausgetragen wird.





Links: Von den deutschen Schwimmeisterschaften, ausgetragen in Hannover am 6. und 7. August: Blick auf die Schwimmbahn des neuen Sportbades während der Vorführung eines Reigens durch die Damenabteilung des Hannoverschen Schwimm-Vereins. — **Rechts:** Von den schweizerischen Schwimmeisterschaften in Arosa am 6. und 7. August: Der Schweizer Meister 1927, Arthur Bischoff (St. Gallen), bei einem Sprung.





Aufräumungsarbeiten in dem bei den Juli-Unruhen in Brand gesteckten Justizpalast zu Wien: Mannschaften des österreichischen Bundesheeres bei der Bergung der wenigen erhaltenen Schriftstücke des Staatsarchivs des Innern und der Justiz. — Im Kreis: Vom Abschluß des deutsch-japanischen Handelsvertrags in Tokio am 20. Juli: Der deutsche Botschafter Dr. Solf (vorn links) und der japanische Ministerpräsident Tanaka (rechts) bei der Unterzeichnung des Abkommens.





Oberammergau in Amerika: Einzugsszene Christi in Jerusalem, dargestellt bei den in diesem Jahre zum siebenten Male wiederholten Passionsspielen auf den Hügeln von Hollywood bei Los Angeles. — Links nebenstehend: Ein Hinrichtungsbeschluß, der die ganze Welt bewegt: Die beiden wegen Mordverdachts in Boston (Vereinigte Staaten von Amerika) zum Tode verurteilten Italiener Sacco und Vanzetti (zusammengefesselt).



Von der Weltkonferenz der christlichen Kirchen (mit Ausnahme der römisch-katholischen) in Lausanne (3.—19. August): Die Teilnehmer der Tagung vor der Universität, wo die Sitzungen stattfanden.



Ferienfahrten im norwegischen Küstengebiet: Nordlandreisende auf dem Wege zu dem Orte Gudvangen nach Ankunft des Dampfers im Sognefjord. Zeichnung von Hanns Langenberg.

DER KAMPF UMS TÄGLICHE BROT UNTER DEN INSEKTEN

Mit Abbildungen nach Zeichnungen und photographischen Aufnahmen des Verfassers.



Ein heimtückischer Wegelagerer: Ein Ameisenlöwe, die Larve der Ameisenjungfer, packt mit seinen Saugzangen eine in seinen Sandtrichter gefallene Ameise.



Die kannibalische Geliebte: Weibliche Gottesanbeterin, nach vollzogener Hochzeit das Männchen auffressend.

Man braucht nicht gerade einen der leider wenig beachteten biologischen Kulturfilme gesehen zu haben, um nicht mit Erschauern bei Ausflügen in Mutter Natur oder im eigenen Garten, ja selbst im Hause den Kampf der Insektenwelt zur Befriedigung ihres Hungers beobachten zu können. Es soll nicht an die Vertreter der Schmetterlinge und Käfer gedacht werden, die als Raupe die Obstbäume ihres Laubes zu berauben vermögen, oder an die Larven, die heimlich, unheimlich unter der Erde die Pflanzenwurzeln benagen, hier mag von den Insekten die Rede sein, die mit List oder Gewalt lauernd sich ihr tägliches Brot zu erobern wissen.

Ein Faden spinnt sich von einer Ecke zur andern, und ein achtbeiniges Tier mit einem dicken Hinterleib turnt geschickt wie eine geübte Seiltänzerin auf dem dünnen und schaukelnden Wege wie auf sicherer Straße entlang. So fest ist dieses unscheinbare Etwas des Fädchens, daß es selbst zwei Trauringe zu tragen vermag, wie man interessanterweise festgestellt hat. Mit erstaunlichem Instinkt oder vielleicht auch mit Überlegung vollendet die Kreuzspinne ihr Netzwerk, das so genau in allen einzelnen Winkeln und Längen berechnet erscheint, daß Ingenieure die Regeln der hohen Mathematik und der Physik mit ihrer Lehre von der inneren Körperfestigkeit verwenden müssen, um Ähnliches zu schaffen, was hier die Praxis der Spinne so einfach, so simpel und augenscheinlich jedermann zur Schau bringt. Doch dieses Wunder der Technik baut die Achtbeinige nicht ihres Vergnügens halber, wie man bekanntlich weiß, sondern zu einem höchst nüchternen Zweck: der Broterwerbung. Dieses Netzwerk ist fast unsichtbar, und gar bald hat sich eine Fliege wie ein Fisch im Garn darin gefangen. Sofort eilt die Räuberin aus ihrer gesponnenen Wohnung herbei, um die Beute blitzschnell wie ein Paket aus ein paar abgebissenen Fäden zusammenzuschnüren. Dann trägt sie die eingewickelte Fliege fort, sie später in Ruhe verzehrend oder vielmehr aussaugend. Die Spinnen haben sich nicht nur die Luft, sondern auch den Erdboden und selbst das Wasser erobert. Welche Mannigfaltigkeit in den Bauten der Spinnentiere kann man in dieser Skala beobachten! Der merkwürdigste ist von ihnen ohne Zweifel die berühmte Taucherglocke der Argyroneta, der silberumwobenen Wasserspinne. Unter einem flachen, aber gut in den Wasserpflanzen vertauten Gespinst sammelt diese Spinne Luft an, die sie wie eine glänzende Quecksilberkugel von der Wasseroberfläche aus herunterträgt. Allmählich vergrößert sich dieser Bau zu einem regelrechten Unterwasserluftschloß, in dem die Spinne ihre Eier legt und ihre Nahrung verzehrt. Diese besteht aus allerlei Wassergetier, das sich in dem Tauwerk verstrickt.



Kreuzspinne mit eingesponnener Beute.



Wasserkäfer bei einer Fischmahlzeit.

Ein Baukünstler des lockeren Sandbodens ist der sogenannte Ameisenlöwe, die Larve der leichtbeschwingten Jungfer. Wie ein geschickter Erdarbeiter wirft er den Sand, allerdings nicht mit einem Spaten, wohl aber mit seinem kräftigen Nacken aus einem allmählich entstehenden Trichter nach dem Rande zu. So kräftig bewehrt sein Vorderleib ist, so zart und allen Schutzes bar ist der Hinterleib. Diese Schwäche seines Körpers verbirgt daher der Ameisenlöwe stets im Sande. Seine vornehmliche Beute stellen die fleißigen Arbeiterinnen der Ameisenstaaten dar, die dem Unersättlichen in seinem Sandloch ahnungslos in die fürchterlichen Saugzangen gleiten. Geht es dem Löwen im Grunde des Trichters mit dem Herabgleiten der Ameise nicht schnell genug, so bombardiert er sein Opfer mit einer Ladung Sand, die ihm die Beute rasch vor seine Freßwerkzeuge befördert. Hat der Löwe der Ameise gehörig von allen Seiten den Leib ausgesogen, dann wirft er die nunmehr saftlose Mumie in hohem Bogen aus seinem Sandloch wieder heraus.

Ähnliche Saugzangen findet man im Insektenreich noch sehr häufig vor, Zangen, die sich nadelspitz in den Leib des Opfers bohren und dabei hohl sind, um die Säfte in den eigenen Körper zu führen, da die Beute unfreiwilligerweise zur Sättigung des anderen beitragen muß. Die Larve des Gelbrandkäfers ist ein Beispiel für viele solcher bewaffneten Insekten. Den Hinterleib hoch emporgestreckt, sitzt sie zwischen dem Blattwerk der Unterwasserpflanzen, und wehe dem Fischchen, das die unheimliche Gefahr nicht rechtzeitig erkannt hat! Die fürchterlichen Nadeln bohren sich in seinen Rücken. Nur wenig ist es dem Laien bekannt, daß viele Insekten ihre Nahrung außerhalb ihres eigenen Körpers verdauen. Sie stoßen bei der Mahlzeit ihre Magensäfte heraus und zersetzen so schon rein äußerlich die Bestandteile des Beutetieres zu einem erheblichen Teil. Auch die Larve des Gelbrandkäfers gehört zu dieser Art der verdauenden Insekten. Nicht minder räuberisch als sie selbst ist der fertige Käfer, der nach einer längeren Puppenruhe aus ihr entsteht. Gemeinsam machen sie Jagd auf Fische, und nur selten gelingt es dem Opfer, die unheimlichen Reiter, die sich auf seinem Leibe festgesetzt haben, wieder von sich abzuschütteln.

Zangen, Wurfgeschosse und Schleuderwerkzeuge sind neben Fangnetzen die Hilfsmittel, mit denen Insekten ihre Nahrung zu erbeuten bestreben. Die Libellenlarve, die im Wasser ihre Maske zur Erfassung eines vorbeirudernden Wasserflohs hervorschleudert, besitzt mit ihrem Fangapparat ein auf der gleichen Grundidee aufgebauten Erreichungszweck wie z. B. die Gottesanbeterin-Heuschrecke. Wer dieses Tier lebend oder im Film zu sehen bekam, ist überrascht, wie geschickt die Gottesanbeterin eine sich nähernde Fliege oder Raupe und schließlich auch ihresgleichen mit den Vorderfußklauen festzuhalten versteht. Fast wie Hohn klingt der Name dieser Heuschrecke, und doch erscheinen die gebeugten Klauen wie die hoch zum Gebet erhobenen Arme.

Wir Menschen aber müssen uns frei machen, die Natur nach unseren Begriffen zu beurteilen; denn nicht grausam, sondern allschaffend ist ihr Wirken. Joach. Arnold.



Ein Räuber im Wasser: Die Larve des Gelbrandkäfers auf einem erbeuteten Fischchen.



Das „Luftschloß" unter Wasser: Wasserspinne mit Taucherglocke als Heim und Eiablage.

Volksleben in den Abruzzen



Eines der Straßentore von Aquila degli Abruzzi.







Marktszene in Sulmona: Beim Einkauf von Wirtschaftsgegenständen.

Oben rechts: Ein typisches Abruzzendorf, das auf einem Berggipfel gelegene Villalago mit dem im Bilde gezeigten einzigen Zugang.

Links: Mit der „Droschke“ auf dem Wege nach Scanno (links auf dem Berggipfel).

Im Kreis: Jugendlicher Eseltreiber am Dom in Aquila.







Wäscherinnen im Bache bei Scanno. — Links nebenstehend: Holzsammlerinnen auf der Heimkehr.



Auf der Strandpromenade.



Spaziergang am Strand.

SOMMER AN DER SEE

NACH AQUARELLEN VON RICHARD DUSCHEK

Menschen im Föhn

ROMAN VON ROLAND BETSCH

(14. Fortsetzung.)

Die Henker des Berges! kam es Golm in den Sinn. Trugen sie nicht Schuld daran, daß ihm das Herz leerbrannte? Waren sie nicht Ursache seiner Zerrissenheit? Das beste, alles Eisenwerk würde über Nacht versinken, die Landschaft wieder rein und unbefleckt erstehen. Dann käme auch seine alte Kraft und Stärke wieder zurück. Job hatte recht: Die Bahn brachte Unglück und Schmutz und Verderben. Die Bahn war Krankheit.

„Ich ekle mich selbst vor diesem Machwerk!"

So keimte Haß auf in dieser Stunde, und er empfand Ekel vor seinem eigenen Werk. Diesen Widersinn erkennend, grub er sich mit eisernem Willen in die Arbeit, die ihm verhaßt war im gleichen Augenblick. Er saß bis zum Abend über den Berechnungen und war von Bitterkeit erfüllt. Einmal würde alles zu Ende sein. Als es dämmerig im Zimmer wurde, erhob er sich vom Tisch und blieb eine Weile unschlüssig stehen. Das Gespenst stand an seiner Seite. Es trieb ihn hinauf. Er kleidete sich um und verließ das Haus.

„Ich fahre nach den Sprengstellen hinauf!" sprach er unten im Bureau. Mit der Seilbahn fuhr er bis zum Plateau. Die letzten Arbeiter wurden zu Tal gebracht. Er sah die Wagen über den Abgrund rollen. Unendlich fremd war ihm das Bild und wie Schattenspiel.

Der Abend flutete in die Täler. Golm stieg langsam hoch, und es war müde und leer in ihm. Aber das Gespenst trieb ihn hinauf. Er wußte nicht, warum er jetzt über die Felsen stieg und den Armen der Nacht entgegenlief.

XVIII.

Am andern Tag, nachmittags gegen zwei Uhr, brach der große Sturm über das Gebirge. Die streifigen, auseinandergezerrten Wolkenfahnen, die schon am Morgen über den Himmel sich spannten, waren seine Vorboten.

In Ponthilara standen drei Männer beisammen. Zwei Bergführer und Klaus Dieffenbronner.

„Meine Tochter ist mit dem Norweger oben."

„Wohin?"

„Sie sind über die Ostwand nach dem Schlafenden Gott."

Die Bergführer schauten sich an, und ihre Mienen waren ernst.

„Uber die Ostwand allein?"

„Durch — den — Magdalenenkamin?"

Dieffenbronner nickte. Er sah die Besorgnis in den Gesichtern stehen. Einen Augenblick griff es selbst nach ihm, dann wurde er wieder ruhig. Ein Bergführer wandte sich ihm zu.

„Es wäre vielleicht gut, Klaus, wenn wir nach der Talstation hinaufgingen. Man weiß nicht, was das Wetter —!"

„Ja, es wäre gut!" meinte der andere und zog an der kalten Pfeife. Dieffenbronner überlegte und rechnete die Zeiten nach.

„Sie sind gestern bis zur Hütte. Am Morgen um vier Uhr von dort aufgebrochen und waren um zehn Uhr oben. Eine Stunde Rast. Rückweg über den Firn nach der Hütte. Nach meiner Schätzung müßten sie auf der Sifantahütte sein."

„Ist der Norweger gut?"

„Er ist zwischen Fels und Fjord geboren. Olsen hat keinen Führer nötig."

Sie nickten und verzogen ein wenig spöttisch die Mundwinkel.

„Wir sollten doch nach der Talstation hinaufgehen!"

„Einverstanden! Ich bin in zehn Minuten fertig." Er ging auf sein Haus zu.

Die beiden blieben stehen und sprachen kein Wort. Sie schauten nur hinauf, wo es schwarz und rötlich durchflammt über die Gipfel schwoll und jeden Blick versperrte. Manchmal, für Sekunden, wurde eine Zinne frei, und dann sah man die Schneefahnen, die über Grat und Scharten geblasen wurden.

Dieffenbronner, mit allem ausgerüstet, trat aus dem Hause. Da gingen sie zusammen das Tal hoch. Der Sturm fuhr pfeifend in die Tannen. Von oben kam ab und zu das Krachen niederstürzender Stämme.

„Sie müssen auf der Hütte sein!" sprach Dieffenbronner und kämpfte gegen Unruhe und Besorgnis.

Das Wetter nahm an Stärke zu. Es brach wütend in die Täler. Die Bäume stöhnten. Der letzte Ausblick wurde verschluckt.

„Heute gibt's Windbruch", meinte ein Führer. „Viel Windbruch!"

Dieffenbronner rechnete. Er verfolgte in Gedanken den Weg. Olsen war gut, und Maria würde ihm nicht nachstehen. „Zehn Uhr oben. Stunde Rast. Abstieg über Wand eine Stunde. Uber den Firn zum Gletscherbruch — Anstieg — Sie müssen auf der Hütte sein! Sie müssen bestimmt auf der Sifantahütte sein."

„Man müßte nach den Bohrstellen am Silberkamm telephonieren. Da könnte jemand zur Hütte hinübergehen."

„Ich habe gehört, daß Golm gestern abend noch hinauf ist."

„Golm? Wohin? Wohinauf?"

„Nach den Bohrstellen!"

Schräg gepeitschter Regen rauschte nieder. Der Hochwald tobte. — Dieffenbronners Rechnung stimmte nicht.

Maria und Svend Olsen hingen am Firnhang und kämpften gegen die Besessenheit des Sturmes. Zuerst kam Schnee, dann fegten Eisnadeln durch die Luft. Das Blickfeld war gelöscht. Es gab nichts als Heulen und eine jagende Fläche, die wie ein strichartiges Band vorübergerissen wurde. Olsen ging voraus, den Kompaß in der Hand. Schritt vor Schritt. Er wußte um die Gefahr, aber er blieb ruhig und still und war ohne Furcht.

„Wir haben zwei Stunden zur Hütte", hörte er ihre Stimme ganz aus der Ferne. Er wandte sich um und sah sie dicht hinter sich.

„Ihr Gesicht ist voll Blut!"

„Die Eisnadeln!" Er lachte, und sein Lachen war halb verzerrt und fast fratzenhaft. „Halten Sie sich hinter meinem Rücken, sonst läuft Ihnen das Blut aus allen Poren."

Der Tanz wurde zum Wahnwitz. Die Natur war ein einziger Schrei. Olsen, von flackernder Wildheit und ungebändigtem Trotz erfüllt, hielt das Gesicht dem Ozean der Eisnadeln entgegen. Wenn schon untergehen, dachte er, dann aber im Chaos und in der Orgie. „Stärker als alle Macht ist die Furchtlosigkeit." Er sprach es laut vor sich hin, aber die Stimme wurde aufgesogen, bevor sie über die Lippen kam.

Eine Weile stemmten sie sich vorwärts, Kopf und Oberkörper gebeugt und nur vom Willen nach Sieg getrieben. Es wurde immer raumloser, das Band rasender. Weit, weit jenseits dieser Fläche gab es Farbe und Raum, gab es Baum und Haus und lebendes Getier; irgendwo waren Menschen, aber sie waren unerreichbar fern.

Unmöglich, daß dies aufhören könne, zu rasen; daß Vorhänge zerreißen könnten und Gletscher und Berg und Wald sich den gequälten Pupillen erschließen würden. Unfaßbar, solcher Gedanke.

Wie wird mir, dachte Maria und fühlte, wie es von der Brust nach ihrem Kopf stieg und in die Glieder strömte. Immer ging sie dem Schatten nach, der grau vor ihr schwebte und manchmal zu zerfließen schien. Dieser Schatten war kein Gespenst; er war lebendes Wesen, warm strömendes Blut und Gemeinsamkeit. Sie klammerte sich an den Schatten, und ihr war, als wäre sie verknüpft mit ihm. Richtig, natürlich! Sie hing ja am Seil und war mit ihm verbunden. Der Schatten und sie waren ein einziges Wesen, seltsam lebendig zusammengekoppelt.

Sie tastete nach dem Seil, denn ihr schien mit einem Male, sie habe gewankt. Olsen fühlte den Ruck und wandte sich zurück; Lippen und Wangen waren aufgedunsen. Er sah in ihr Gesicht und erschrak.

„Sie dürfen nicht müde werden, Maria!"

„Mir ist so merkwürdig bange."

Er sah, daß ihr Körper zitterte. „Sie müssen durchhalten. Warum ist Ihnen bange?"

„Ich — weiß — es nicht. Das sitzt mir hier im Hals und in den Gliedern."

„Kommen Sie nahe hinter mich, und denken Sie nichts! Denken ist gefährlich jetzt."

„Ich habe keine Furcht. Auch wenn wir hier untergehen."

„Wir gehen nicht unter, weil wir nicht wollen."

Sie rangen um den Boden. Maria pumpte die letzte Kraft aus ihrem Körper. Nach einer weiteren Stunde war sie zu Ende. „Olsen!" rief sie matt, und ihr Atem ging pfeifend.

Wieder drehte er sich um und sah, wie sie in den Schnee sank. „Aufstehen! Sofort aufstehen!" brüllte er laut und befehlend. Aber sie blieb reglos liegen. Als er an ihrer Seite war, hatte sie schon die Augen geschlossen, und er hörte sie zwischen weißlichblauen Lippen hervor sagen: „Oh, schlafen! Nur fünf Minuten schlafen, Olsen."

Dies ist das Ende, dachte er und kniete ratlos an ihrer Seite. Er hob ihren Oberkörper und legte ihren Kopf auf seinen Schoß. Sie war sofort eingeschlafen.

Sein Denken wurde merkwürdig ruhig. Er war still und ohne Furcht, als er so in der grauen Öde kauerte und den schlafenden Körper in den Armen hielt. Und als er sich zu ihr niederbeugte und die Wärme ihres Atems fühlte, als er die geschlossenen Augen sah und die weichen Wangen, auf denen die Blutstropfen wie Korallen standen, da ging ein berückender Schauer durch seine Brust, und er wünschte fast, dies möchte so bleiben und kein Ende nehmen. Welch tiefe Inbrunst brannte in diesem Zusammensein! Wie unaussprechlich kostbar wäre solcher Tod!

„Gott soll mich vernichten, dich und mich," sprach er in das Toben des Wetters, „aber vorher, kurz vor dem letzten Verlöschen will ich sagen dürfen, daß ich dich liebe, du Kind, du fremdes, schlafendes Kind, das einem andern gehört, und an dem ich keinen Teil haben

darf." Mit der Hand fuhr er über ihren Scheitel und war dankbar für die Gnade dieser Stunde. „Fürchte dich nicht vor meiner Liebe, Maria! Sie wird dir nie offenbar werden. Ich bin kein Wegelagerer." Der Gedanke kam ihm, sie zu küssen, wie sie hier vor ihm lag. Wehrlos und allem preisgegeben. Niemand würde wissen um diese brennende Liebkosung als er. Aber er wandte sich schaudernd ab vor solchem Verbrechen. „Ich bin kein Wegelagerer!" Er rüttelte sie heftig. „Maria!" rief er. Sie schlug die Augen auf und lächelte. Versuchte, sich hochzurichten. Dann sank sie wieder zurück.

Olsen überlegte. Die Hütte konnte nicht mehr weit sein. Er warf Pickel und Seil weg und ließ die Rucksäcke im Schnee. Von einer unerhörten Kraft geschwellt, nahm er das erschöpfte Weib in die Arme und trug sie durch die Brandung des Sturmes.

„Gott segnet mich! Gott schenkt mir das große Erleben!"

In einer Art träumerischer Ekstase, dem Leben schon halb abgewandt, schleppte er seine Last durch die graue Hölle. Irgendwo, von einer plötzlichen Schwäche wie von einem Schlag getroffen, sank er mit ihr in den Schnee, hielt sie fest umklammert und sah die verwehte Maske des weißen Todes durch Jagd und Nebel hindurch. Wach bleiben! zuckte es durch sein Denken, als er hinüberdämmern wollte. Wach bleiben und leben! Schnee und Eis fuhren ihm in Mund und Nase. Er raffte sich wieder auf. Tier, schon nahe am Verenden, saugte er die letzte Kraft aus den Muskeln, sammelte er Blut und Herzschlag, um nicht zu vergehen. Denn sie mußte leben. Ihm mußte unnennbare Kraft kommen, damit sie lebte. Als er beinahe vor der Erschöpfung stand, die Kehle völlig ausgedörrt und die Augen brennend, brach plötzlich ein röchelnder Laut wie Kampfgeschrei aus seiner Brust. „Nicht zu Ende!" schrie er. „Ich bleibe stehen! Ich sinke nicht um! Ich stehe fest!"

Aber das Wetter schien sich in die Ewigkeit zu fressen. Wie viele Monde schon, wie viele Jahre schon hielt er das Weib in den Armen und schlug sich gegen den Sturm! War es Frühling, war es Herbst? Wo war Sonne, Erde? Wo war menschlicher Laut?

Schatten wuchs riesenhaft hoch; noch verweht und verwischt. Ungetüm, im Sturm und Eis aufrecht stehend. Urzeitwesen, still, lautlos, lauernd. Was wollte es hier? Olsen blieb stehen, halb geduckt und die Last auf seinen Armen schützend. Sein Atem gurgelte. „Ich bin von Sinnen. Was willst du?" Der Schatten blieb unbeweglich, wurde nur gewaltiger und starrer und war von Heimtücke erfüllt. „Was stellst du dich mir in den Weg? Ich gehe über dich! Ich fürchte nichts, und wenn sich die Hölle vor mir öffnet. Helgard! Helgard!" Er wankte vor, stampfend durch Neuschnee und Eiskörner. Grimmig lachend ging er gegen den Schatten an. Da stand er vor der Hütte. Von Grauen geschüttelt, da er hier ein Trugbild des Todes glaubte, stieß er einen gequälten Ruf aus.

Aber es war die Hütte. Es waren Stein und Holz und Fenster. Sturm jaulte pfeifend um die Ecken. Weit öffnete sich die Tür, wurde gegen die Kraft des Wetters gestemmt, und im summenden Grau der Hüttendämmerung stand Golm, hochgereckt und mit stieren, weitgeöffneten Augen.

Svend Olsen taumelte über die Schwelle, und dann standen sie im Hüttenraum einander gegenüber. Er, Maria in den Armen haltend, weiß verweht mit Schnee und Eis, die Beine gespreizt und halb in den Knien hangend, und Golm, von der Eifersucht geblendet und vernunftlos. So standen sie und sprachen kein Wort. Golm wollte sich auf ihn stürzen, denn er war fessellos. Aber er fand keine Kraft. Er war festgewachsen auf diesen Holzbrettern; er brachte die Füße nicht los vom Boden.

Dann mit einem Male: zwei Schritte ging er auf den andern zu, blieb hart vor ihm stehen, und es rang sich aus seiner Kehle: „Sie ist tot! Du hast sie mir — getötet! Du hast sie —" Er stockte, und das Entsetzen entstellte widerlich seine Züge. Er wußte nicht, was er sprach. „Du — hast sie — besessen! Ich sehe es deinem Gesicht an, daß du sie besessen hast!"

Olsen hörte nicht mehr, was der andere sprach. Kreise drehten sich vor seinen Augen. Jetzt würde das Herz aufhören zu schlagen, dachte er und war fast neugierig auf dieses Ereignis. „Golm!" rief er, nach Hilfe suchend. „Golm!" Dann schlug es ihn mit seiner Last auf den Hüttenboden.

Maria, durch den Aufprall hochgerüttelt, öffnete die Augen. „Wo bin ich denn, Vater?" Sie sah Golm stehen und war maßlos erstaunt. Ihre Augen blieben eine Weile an ihm haften, dann wanderten sie angstvoll erstaunt durch den Raum, hefteten sich auf jeden kleinen Gegenstand mit eindringlicher Schärfe und kehrten zu Golm zurück. Dieser beugte sich, half ihr hoch und legte sie auf eine Matratze im angrenzenden Schlafraum.

„Maria! Daß du lebst! Daß du nur lebst!"

Ihr kam plötzlich ein Fetzen Erinnerung. Vorhänge schlugen auseinander. „Wo ist — Olsen?"

Er wollte antworten; sinnlose Worte reden. Aber sie war schon wieder eingeschlafen. Da warf er Decken über sie und kniete vor ihrem Lager. Sah immerfort in ihr Antlitz, in dem die roten Perlen trockenen Blutes hingen. Er wußte es nicht, wie lange er so saß. Zeit war nicht mehr zu bemessen.

Das Wetter draußen ließ nach; es kam wie Ohnmacht über den Sturm. Nebelfetzen zogen vorüber. Manchmal noch rauschte es auf und sank matt zurück.

Golm rührte sich nicht von der Stelle. Jeden Atemzug der Schlafenden beobachtete er. Wenn ich wüßte, daß du den andern liebst, würde ich ihn töten, zuckte es durch sein Hirn. Wenn ich wüßte, daß er dich — daß er — diese Lippen —!

Olsen stand hinter ihm unter der Tür. Golm erschrak wie vor einem Gespenst.

„Golm, du solltest hinübergehen nach dem Silberkamm und telephonieren. Ich fürchte, sie werden eine Rettungskolonne ausschicken. Du solltest telephonieren, daß wir auf der Hütte sind."

Er sprach alles mit einer dumpfen Ruhe. Golm erhob sich wie unter einem Befehl und griff nach Mütze und Windjacke. Er sprach nichts, als er zur Tür ging, aber er wandte sich noch einmal zurück und schaute mit verschwommenen Augen nach dem Norweger. Der war ans Fenster getreten und sprach, durch die verwehten Scheiben spähend: „Wir wollen sie noch eine Stunde schlafen lassen und ihr dann Tee und Kognak geben!"

Ich muß ihn töten, dachte Golm und blieb immer noch stehen. Hatte ein Gefühl, als ob noch etwas geschehen müßte.

„Warum gehst du nicht? Sie werden auf eine Nachricht warten. Du solltest dich beeilen, Golm! Törichter Freund!"

Das traf ihn. Er kam noch einmal zurück und trat zum Fenster, wo Olsen unbeweglich stand.

„Schwöre mir, daß — du — sie nicht — berührt hast! Schwöre mir, daß sie dich nicht liebt! Einer von uns kann sonst nicht weiterleben!"

Olsen schüttelte wehmütig lächelnd den Kopf.

„Ich habe sie für dich aus dem Kessel des Todes geschleppt. Narr, der du bist! Geh und telephoniere!"

XIX.

Golm ging nicht mehr zur Hütte zurück. Er hatte ein Gefühl von Scham und Demütigung, das ihn förmlich überschwemmte, so daß er keinen Mut fand, den Raum nochmals zu betreten, wo er nicht Herr seiner Sinne gewesen war. Er blieb bei den Baracken, setzte sich dort auf einen Fels und stützte den Kopf auf. Ohne eigentliche Gedanken, nur von einem vernebelten Spintisieren erfaßt, hielt er die Augen unverwandt auf die Hütte gerichtet und wartete darauf, daß die beiden heraustreten und zu Tal steigen würden. War von einer Starre umgeben und sah nicht die Arbeiter, die ab und zu vorüberkamen und ihn neugierig-erstaunt betrachteten. Saß mehrere Stunden so, ein wunderliches Bildwerk fast, und schaute nach der kleinen Hütte, als ob er in Erwartung sei eines seltsamen Spieles, das dort sich bald gestalten müsse.

Zweimal in dieser Zeit öffnete sich unten die Hüttentür, und ein Mann trat heraus in das scharfe Licht der Höhe; wandte sich nach allen Seiten und hielt die flache Hand ausschauend über die Augen und blickte lange nach dem Silberkamm herauf.

Gegen sieben Uhr verließen sie die Hütte, auf der Felsplatte stehen bleibend und sich langsam umschauend. Golms Blut schlug höher, als er sie sah und das lautlose Spiel der Bewegung verfolgte. Sie stiegen ins Tal, hell und klar beleuchtet und aus der Landschaft fast herausgehoben. Plötzlich waren sie verschwunden. Hinabgetaucht, ohne Spur und Odem ihres Vorhandenseins zurückzulassen.

Vielleicht nur Traum, vielleicht nur Spiegelung, ging es Werner Golm durch den Sinn. Das Land lag weit und still; unsagbar einsam. Felsen wurden groß und greisenhaft; Schneefeld und Joch und Himmel verschmolzen und wurden abgewandte Fremdheit. Kreuz stand über ihm. Aber unerreichbar, in anderer Welt. Sprühend im Licht des scheidenden Zentralgestirns.

„Wo leben wir? Was sind wir?"

Golm erhob sich und ging durch den Sprengtunnel. Glitzerndes Gestein umgab ihn stumm. Mit den Händen befühlte er die nackten, kantigen Wunden. Einzelne Stellen waren häßlich geschwärzt von Hitze und Pulvergasen. Wasser hing in glitzernden Perlen an Fugen und Rissen. Vor ihm leuchtete weiß der obere Ausgang; es war, als würde er haltlos in den freien Himmel hinausführen. Schwer und ohne Trost war diese Verlassenheit, die ringsum schlief. Kein Laut, nur der harte Klang seiner Schritte; fast klingend, als träte er auf Metall.

Die Welt ist tot, dachte er. Auch ich bin gestorben. Mein Geist, verwirrt noch vom Sterben, irrt durch unerforschtes Land. Ich wandere und weiß nicht, wohin der Fuß mich trägt. Aber einmal lebte ich; einmal war ich auf der Erde, und es geschah viel Buntes und Rätselhaftes um mich, in das ich verstrickt war ohne meine Schuld. Einmal war Leben in mir und Wunsch und großes Geschehen. Aber jetzt bin ich tot und habe nur den Wunsch, zu schlafen und nicht mehr zu wissen, nicht mehr zu denken.

Er lehnte sich gegen den Felsen und schloß die Augen. Müdigkeit, von einer Art, wie er sie nie gekannt, überfiel ihn. Ihm war, er müsse jetzt hier umsinken und mit dem Stein zerfließen. Als er so eine Weile geruht hatte, kamen Klarheit und Vernunft wie streichelnde Hände über ihn. Er sah auf und erkannte seine unselige Zerrissenheit. Mit festen Schritten ging er dem Ausgang zu. Alles erschien ihm mit einem Male nüchtern und trocken. Vergangene Ereignisse wurden blaß und abgezehrt und schienen von ihm abgewandt, so daß sie nicht mehr an seine Gedanken rührten. Selbst verwundert ob dieser plötzlichen Wandelung, ging er nach den Baracken, betrat seinen kahlen Dienstraum und vertiefte sich in die Zeichnung einer Gebläsemaschine. (Fortsetzung folgt.)

Fransen, ein wiederaufgenommenes Modeattribut

Unten links:

Die Primaballerina Gusti Pichler von der Wiener Staatsoper trägt ein Abendkleid mit schilfartig wirkenden Gummifransen. Das grüne Crêpe-de-Chine-Kleid ist reich mit Brillantstickerei versehen. Modell: Kuschnitzky & Gerstl. (Phot. Zimbler.)







Links oben: Wie man sich den hübschen Schal, wie ihn schon die Urgroßmutter trug, drapieren kann, zeigt die Schauspielerin Evera. (Phot. Helene Zimmermann.)

Rechts oben: Die Tänzerin Else Eberto im Nachmittagskleid mit schwarzen Fransen. (Phot. Zimbler.)





Straußfedernfransen garnieren das Dekolleté bei der Tänzerin Edith Zeisler. (Phot. Kitty Hoffmann.)

Links nebenstehend:

Seidenfransen an einem modernen farbig gestickten Umschlagtuch. Trägerin: Die Filmschauspielerin Gritta Bland. (Phot. Kitty Hoffmann.)

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

MODERNE DEUTSCHE KUNST IN DER TSCHECHOSLOWAKEI



Erwin Müller: Im Kramladen.

Böhmen, Mähren und Schlesien, die alten Kronlande des früheren Habsburgischen Reiches, haben der deutschen Kunst so manchen namhaften Künstler geschenkt, den unsere Geschichte schon ganz zu den unseren rechnet. Denken wir nur an die letzten Zeiten: die Metzner, Lederer, Max, Hegenbarth und viele andere. Sie sind ins Reich ausgewandert, weil sich ihnen im weiteren Kunstleben Deutschland ganz andere künstlerische Möglichkeiten boten als in den engen heimischen Verhältnissen. Und damit haben wir schon das Problem genannt, das auch den heutigen Künstlern dieser Lande die Entwicklung erschwert: sie haben kein kunstfreudiges Publikum hinter sich, das ihnen Zuspruch und Absatz böte. Und sie haben kein eindrucksvolles Zentrum, in dem sie ihre Kräfte sammeln, von dem aus sie ausstrahlen könnten ins Land. Denn Prag ist der deutschen Kultur entrissen. Gewiß: in den deutschen Lehrklassen der Prager Kunstakademie haben die deutschen Künstler einen Ausgangspunkt. Die erst in diesen Jahren verstorbenen Professoren Brömse und Kratner und vor allem der noch tätige Thiele haben in weitherziger Weise ihre Sorge dem jungen Nachwuchs geschenkt und manches Talent heraufgeholt. Aber nach den Akademiejahren kommt für die meisten eine schwere Zeit des Kampfes ums Brot. Es fehlt im deutschen Publikum an Resonanz für die modernen Bestrebungen: auch die jungen Talente sind zur Abwanderung gedrängt. Hinzu kommt, daß viele dieser jungen Künstler draußen in der Provinz leben, und daß es an einer sie alle umfassenden und in ein gesammeltes Kunstleben hereinholenden Künstlervereinigung fehlt. So bleiben diese Kräfte zersplittert und kommen nicht zu der Wirkung und auch nicht zu der eigenen Entfaltung, die man ihnen im Interesse der deutschen modernen Kultur in der Tschechoslowakei wünschen möchte.

In Mähren besteht noch eher ein solcher Zusammenschluß der lebendigen Kräfte: die Brünner Kunstvereinigung „die Scholle“ verfügt über einen schönen Bestand jüngerer Künstler. Sie ist durch Gustav Böhm, einen auf vielen Reisen malerisch durchgebildeten Künstler, vertreten. Seine Palästinalandschaften aus dem vorigen



Richard Schrötter: Landschaft mit Badenden. (Nod-Galerie, Prag.)



Karl Wagner: Damenbildnis.

Jahre zeigen seine farbig frohe Art von der besten Seite. Etwas vom typisch Mährischen, das Breite, Erdenfrohe, klingt hier an.

Die Böhmen sind anders: lebhafteren Temperaments und zum Pathos neigend. Das kann man von je in der deutsch-böhmischen Kunst verfolgen. In unserer Epoche bekam dieser Grundzug einen wesentlichen Zuschuß durch die beiden Jahrzehnte des europäischen Expressionismus. Hier in Böhmen ganz besonders wurden die starken Gefühle kultiviert, ihr Ausdruck in einer eigenwilligen, oft naturfernen Form. Der verstorbene Brömse hat in dieser Richtung führend gewirkt. Aber bei allen Jüngeren ist auch heute noch dieser Einschlag zu spüren. So bei Fritz Kausek, einem Prager Maler, dessen Pathos allmählich abklingt zu einer innigen und leichten Naturanschauung, die er hauptsächlich im Aquarell, in der augenblicklichen Erfassung einer Stimmung, glücklich gestaltet. Auch Richard Schrötter begann mit pathetisch gefühlten Kompositionen, Landschaften und Figuren. Bis er jüngst zu breiter malerischer Formgebung gedrungen ist, die ihn heute zum stärksten deutschen Künstler in der Tschechoslowakei erhebt. In Berlin und Hamburg werden seine Bilder noch in diesem Sommer das Urteil des Reiches herausfordern. Fritz Feigl gehörte zu den temperamentvollsten Malern des expressionistischen Prags. Er ist nach Berlin gezogen, wo ihm breitere Wirkungsmöglichkeiten winken. Auch Willi Novak hat Prag verlassen. Er baut heute seine starken Jugendeindrücke wirkungsvoll aus. Als Porträtmaler wird Karl Wagner in Prag hochgeschätzt. Man sollte darüber seine Landschaften nicht vergessen, die er in reizvollen Skizzen von seinen weiten Reisen mit heimbringt. In Charlotte Radnitz-Schrötter regen sich zarte weibliche Empfindungen zu einer formalen Kraft und zu einer Malkultur, wie sie nur selten im Bereiche weiblichen Schöpfertums angetroffen werden. Sie bringt die feine dekorative Note in diesen Kreis stark gefühlsgebundener Künstler. Erwin Müller in Reichenberg bringt die veristische Note hinzu, in der der Expressionismus notwendig ausklingen mußte. Von Plastikern zeigen wir einen Porträtkopf von Fritz Vogel, ehrlich und fest gegeben, und eine Plastik des Karlsbader Bildhauers Erb-Schloßbauer, der den ihm fruchtbaren Weg angewandter Plastik beschritten hat. Dr. Oskar Schürer.

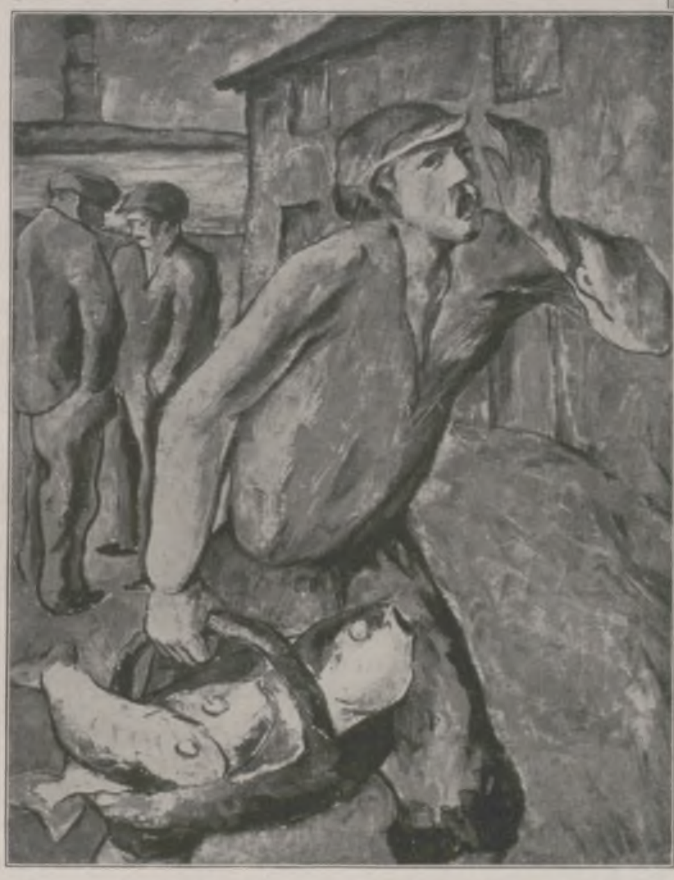


Willi Novak: Nach dem Bad.





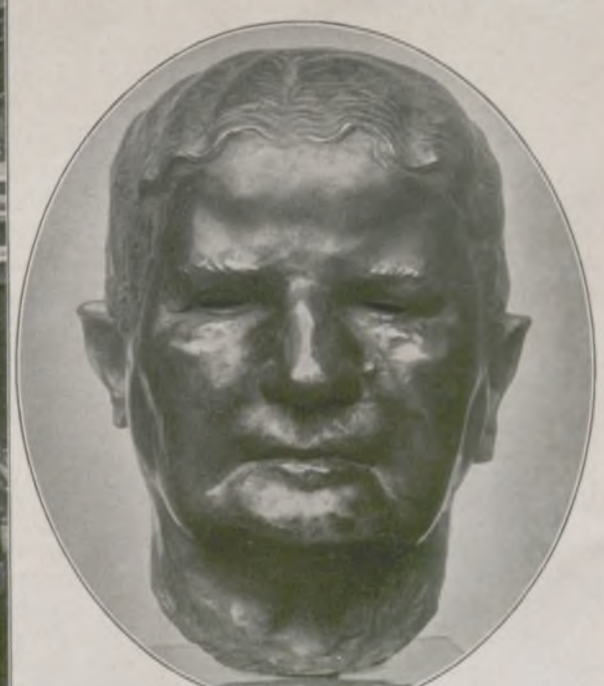
Wilh. Erb-Schloßbauer: Plastik. — Rechts: Gustav Böhm: Palmen in Haifa.





Fritz Feigl: Im Sudan. — Links Mitte: Fritz Kausek: Der Fischer.





Fritz Vogel: Frauenkopf (Bronze).

Links nebenstehend: Charlotte Radnitz-Schrötter: Pescheria (Fischmarkt) in Venedig. (Privatbesitz, Prag.)

Ikarus-Flug

VON HANS LERCH

Senta Witt runzelt die Stirn.

„Also liebt Herr Varnholz wirklich die Pose?"

Dr. Mertig kann lächeln, wie er will, bei seiner Korpulenz wirkt es in dem feisten Gesicht immer etwas spöttisch, zumal er ein Einglas trägt.

„Wenn Sie, meine Allergnädigste, das mit solchem Stirnrunzeln sagen, so kann ich ein gewisses Bedauern Ihrerseits darüber nur feststellen —"

Um Sentas Mund zuckt etwas.

„Vielleicht stimmt's. Dafür sind Sie doch der weitbekannte Psycholog und Seelenarzt."

Mertig rückt das Einglas zurecht und blickt zu Boden. Ihm wird das reizvolle Bild von Sentas Brokatschuhchen, die sich goldfarben von dem tiefen Rot des Teppichs abheben, von zwei schlanken Füßen, übereinandergeschlagen, cremefarben bestrumpft, in köstlich anschwellender Feinheit. Dahinter das sanfte Braun des Klubsessels.

Senta blickt ins Leere, daß ihre Augen taubengrau erscheinen.

„Sie sagen aber so oft, Doktor, Sie wären Varnholz' Freund —"

Sie blickt auf einmal den Arzt voll an. Dessen Stirn furcht sich. Komisch, denkt Senta, haargenau parallel stehen diese vier Stirnfalten.

„Freund," meint der Doktor bedächtig, „gewiß."

Senta wird lebhafter.

„Varnholz erzählte mir von gesundheitlichen Störungen. Er sprach von einem Herzleiden. Sind Sie sein Arzt?"

„Ja."

„Steht es so gefährlich um ihn?"

Mertig hält die Zigarette ein wenig manieriert in der Rechten.

„Sie wissen ja, meine Allergnädigste, daß wir Ärzte ein sogenanntes Berufsgeheimnis streng beachten müssen."

Aus dem Nebensaal flattern mitten aus Helligkeit und Leben Geige, Saxophon, Banjo und Klavier im Foxtrott.

„Da ist Varnholz, Doktor, ich versprach ihm den nächsten Tanz."

Sie erhebt sich. Mertig schaut der Blondine nach. Sie geht weit schöner als andere schlanke Frauen, denkt er im stillen. Dann sieht er Varnholz an ihrer Seite.

„Er macht eine elegante Figur, der Herr Fliegerhauptmann", brummt er vor sich hin und sieht dem Paar nach, bis es zwischen den Tanzenden verschwunden ist.

Sie tanzen auch gut zusammen, spinnt er den Gedanken fort und wendet sich zu einem älteren Herrn, der am Nebentische sitzt.

„Herr Professor, Sie sind doch ein großer Philosoph?"

Professor Näglein läßt unter den dichten schneeweißen Brauen zwei Fuchsäuglein aufblitzen und erkennt die ärztliche Berühmtheit, die ihn angesprochen hat.

„Was wollen Sie denn wissen, Sie Seelenchemiker?"

Mertig legt die Zigarette weg.

„Ob die alte Volkswahrheit zutrifft, daß ein verlobtes Paar, ehe es heiratet, ausprobieren soll, ob es auch gut miteinander tanzt."

Der Professor schiebt das gewaltige Kinn vor.

„Oder", fährt Mertig fort, „daß der Mann die Frau in der Ehe nur oder auch so gut wie beim Tanzen führen könne, und daß sich die Frau in demselben Maße von ihm leiten ließe."

„Hören Sie auf," ruft die Fistelstimme des Professors, sein Gesicht wird faltiges Pergament, „die Ehe und die Frau liegen jenseits aller menschlichen Philosophie. Sonst wäre ich vielleicht auch verheiratet und hätte meine philosophischen Werke nie schreiben können. Prost, Doktor." — — —

„Du verbirgst etwas, Fritz", flüstert Senta Varnholz zu.

Er schweigt. Erst nach einer ganzen Weile, mitten im Tanz, sieht er sie an:

„Du saßt bei Dr. Mertig. Hat er geplaudert?"

„Er sagte nur —" Sie stockt.

„Ich will es wissen, Senta."

„Er äußerte, du hättest ihn konsultiert, indes sein Berufsgeheimnis —" Sie schweigt wiederum.

„Ja..."

Auf einmal krallt sich ihre Linke in seine Hand.

„Du, ich will wissen, was mit dir ist!"

Er lacht trocken.

„Herzfehler, nichts weiter. Man ist draußen im Felde Flieger gewesen und hat nicht umsonst die Sprengstücke um die Ohren sausen hören. Hei, die Sekunde Gegenwart war das Leben. Wußten wir, ob wir morgen noch lachen konnten? Nun, wir lachten eben heute. Wir rauchten und tranken und flogen und schwärmten. Was tat's, wenn das Herz kaputt ging, den Verstand brauchten wir und einen tollkühnen Leichtsinn. Können wir dafür, wenn die heutige Welt nicht mehr lachen und leichtsinnig sein kann?"

Sentas Augen verlieren sich in ferne Unwirklichkeiten. — — —

„Tanzte denn Herr Varnholz gut?" fragte Dr. Mertig.

„Gut und leicht", sagte Senta betont, dann blitzt sie ihn an. „Also Sie haben Varnholz sozusagen das Todesurteil bestätigt?"

Das war auf den Busch geklopft. Doch Senta sieht sehr gut, daß die Augen des sonst sehr beherrschten Arztes aufflackern.

Doch nur in Bruchteilen von Sekunden. Im übrigen fragt er leise: „Interessiert Sie die Antwort auf diese Frage als Bekannte oder mitfühlende Freundin?"

„Nein, als Braut", sitzt ihm die Antwort mitten im Gesicht.

Diesmal ist Dr. Mertig vorsichtig und blickt zu Boden.

Doch Varnholz ist an den Tisch getreten und muß die letzten Worte gehört haben.

„Keine Unruhe, Doktor, vorläufig geht die Klapper in meiner Brust ja noch." Er wendet sich zu Senta. „Der Doktor sagt, die geringste Aufregung könnte das Lämpchen auslöschen. Sicher ein sinnreicher Vergleich. Aber ich weiß einen besseren: Halten die Vasen, die einen Sprung haben, nicht am längsten?"

Sentas Augen fliegen wie Vögel vor dem Sturm. Varnholz sieht es wohl.

„Senta, ich würde meinen schönen Körper nie einer alten Pappschachtel mit einem guten Motor anvertrauen, aber gesunden Tragflächen, auch wenn bei dem Motor die Zündung einmal aussetzt. Mach' dir deinen Reim selbst — den meinen weiß ich. — Doktor, bitte, haben Sie eine Zigarette?"

Alles ist Pose an ihm, denkt Senta schwer. Dennoch sind seine Worte Ernst. Aber er liebt ein Mitwissen und Mitfühlen. Es ist ihm eine Befriedigung, zu sehen, daß seine scheinbar leicht hingeworfenen Redensarten mich quälen. Er zerrt und wühlt in den Seelen anderer.

„Die Ehe ist kein Märchen", sagt auf einmal der Doktor. „Eher lasse ich den landläufigen Begriff von dem ‚Hafen der Ehe' gelten. Ein Hafen jedoch muß ruhiges, tragfähiges Wasser haben, sonst kentert das Schiff oder sitzt auf dem Grunde fest."

Senta beugt sich stumm weit vor.

Dort drüben in der kleinen Likörstube hockt Varnholz auf einem stelzbeinigen Barstuhl und lacht laut. Er dreht sich herum, wippt mit den Füßen. Die Kapelle spielt einen Tango Milonga. Er wird sie gleich wieder zum Tanz bitten. — — —

Ein Gedanke ist der winzige Ursprung mancher Lawine, die, immer mehr anschwellend, zu Tale rast und in ihrer hagelnden Wucht und Schwere alles zerschmettert.

„Meinst du nicht, daß es für jeden Menschen ein Recht auf das Glück gibt — Senta, für jeden?" sagt Varnholz auf dem Heimweg und deutet auf das dunkle Häusergewirr der Stadt. Müde blinzeln Lichtpunkte aus den schlafenden schwarzen Vierecken, und die Straßen scheinen von der Anhöhe aus wie matt erleuchtete Streifen.

Senta schmiegt sich an ihn und preßt seinen rechten Arm fester.

„Auch die Stadt sieht von dieser Anhöhe weit anders aus, als wenn du zwischen den Häusern schrittest."

Varnholz' Stimme schmilzt zu Zärtlichkeit.

„So laß uns unser Leben auch von der Höhe aus betrachten und nicht in den schweren Dünsten der Niederungen ersticken. Höhenflug für unsere Liebe! Auch wenn es ein Ikarus-Flug ist!"

Und wieder kriecht durch Senta eins von den Schlänglein, die Dr. Mertig in bewußter oder unbewußter Rede heimlich in ihr Hirn setzte. Wieder muß sie denken: Ist das, was da Varnholz sagt, nicht übertrieben, liebt er wiederum nicht nur die Pose?

Ihre Stimme wird ganz leise.

„Du quälst mich, Fritz. Glaube mir, nicht vor einer Ehe mit dir habe ich Angst. Mich selber fürchte ich und meine Angst, entfesselt von dem Gedanken, du könntest mir zu bald genommen werden."

„Und deine Liebe, die alles besiegen muß?" fährt Varnholz leidenschaftlich auf.

„Du, denke dran," bäumt sich Sentas Stimme auf, „was es heißt, von dem Gedanken angesprungen zu werden, daß dir etwas

Persische Nomaden







Überschreiten eines durch Regen angeschwollenen Flusses über eine zerstörte Brücke. — Oben links: Lämmchen und Zicklein auf dem Marsch. — Oben rechts: Verpacken der Lämmer, die nicht laufen können, in Manteltaschen.









Nomaden mit Kindern auf dem Marsch. — Im Kreis: Rast am Wege. Die Wasserpfeife macht hierbei die Runde. — Mitte rechts: Der Ilchani (Stammesoberhaupt) im Kreise seiner Getreuen. Vor ihm sitzen seine drei Söhne. — Rechts nebenstehend: Auf dem Marsche zu den Sommerweiden. (Vgl. Beitrag S. 259.)

zustoßen könne, in jeder Minute, in der ich dich nicht bei mir habe. Ich habe wohl den Mut, auch das zu ertragen. Aber wird mich schließlich der Gedanke nicht auch aushöhlen? Ich bin Weib, viel mehr Erdgeschöpf als du. Wir Frauen bewundern gern den Höhenflug des Mannes. Freuen uns aber noch mehr, wenn wir ihn liebend in unsere irdischen Arme schließen können."

Varnholz reckt den Kopf steil empor.

„Und eins sagtest du, Senta, noch immer nicht. Kein Wort von der Liebe sprichst du als Weib, von der Liebe, die alles besiegt."

Da weiß sie keine Antwort.

Varnholz bleibt plötzlich stehen.

„Ist es nicht das Größte für eine Frau, von der Liebe ganz erfüllt zu sein? Laß das Sorgen uns Männern. Wir haben das dicke Fell dazu vom Schöpfer bekommen."

„Und wenn ich dann wieder ganz allein wäre," flüstert Senta kaum hörbar, „was ist dann?"

Durch Varnholz zuckt etwas Ungebändigtes.

„Ich weiß genug. Dr. Mertig scheint dir ein trefflicher Seelenarzt gewesen zu sein. Vor allem war er ein trefflicher Psychologe. Ich werde dir beweisen, wie gesund mein Herz ist."

„Was willst du tun, Fritz?"

„Mir die Narrenkappe herunterreißen, die mir jener aufgesetzt hat, mit einem Ruck, einem Ruck, so gewaltig, daß du, daß ihr mir alle glauben müßt." — — —

Als bei der Ankündigung des großen Herbstflugwettbewerbs auch Fritz Varnholz' Name auf der Teilnehmerliste steht, weiß Senta erst, was gemeint war.

Doch wo steckt Varnholz?

In seiner Wohnung ist er nicht zu finden, er meidet Senta seit jenem Nachhauseweg. Der Doktor hat ihn auch seit einigen Wochen nicht gesehen.

Die Flugplatzleitung läßt durch den Fernsprecher sagen, Herr Varnholz wäre nicht zu erreichen, er „schulte".

Nun, der neue Eindecker schwebt schlank über der herbstlichen Flur, der Motor knattert und dröhnt. Das Führerrad aber halten Varnholz' Fäuste. Die Herbstluft saust um seine Schläfen, und die Welt, die Häuser, die Menschen werden zu Riesenspielzeug. Entrückt fühlt er sich, und um seine Mundwinkel legen sich Spottfalten.

Groß sind diese Menschen dort unten nur, denkt er, wenn man mitten unter ihnen steht. Wie klein sind sie, schon vom Fenster im dritten Stock aus gesehen! Liegen aber zwischen unsereinem und den Schollenklebern tausend Meter Luft, dann sind sie Staubkörner, die irgendein boshafter Wind zu launischem Arbeitswirbel emporpeitscht.

— — — — — —

Wochen später verkünden es große bunte Plakate an den Litfaßsäulen: „Kampfflieger Fritz Varnholz ... Sturz- und Kunstflüge."

Varnholz liest es lächelnd und denkt, sie sollen beim Zuschauen kopfstehen, wie meine Maschine.

Da tippt ihm jemand auf die Schulter.

„Wollen Sie's wirklich riskieren, Varnholz?"

Es ist Dr. Mertig.

An den Schläfen des Fliegers zuckt Röte auf.

„Doktor, wenn ich zum Deubel gehen muß, dann nicht, wie Sie's mir prophezeien. Ich brauche zum Sterben kein Bett —"

Er wendet sich ab.

Gern hätte der Doktor „Wiederum Pose" gedacht, aber in den Augen war etwas gewesen, was schlecht zu irgendwelcher Psychologie paßt. — — —

Da noch so ein wagehalsiger Bursche versprach, mit dem Fallschirm in fünfhundert Meter Höhe aus dem Flugzeug zu springen, waren es der Sensationen genug, um eine bunte, elegant gekleidete Menge den weiten Weg zum Flugpatz hinaus sich nicht verdrießen zu lassen.

Der Herbsttag hat sich ein milde und seidig glänzendes Sonnenkleid gesponnen. Weiße Wolkenflocken sind über das helle Blau des Himmels verstreut. Die schlanken Flügel und Rümpfe der Flugzeuge glänzen silbern. Von irgendwoher ertönen die Klänge einer Militärkapelle.

Geschwaderflug, elegante Wendungen, ein lustiges Jagen nach großen bunten Kinderballonen. Dann ein Signalschuß. Der Fallschirmspringer wird mit dröhnendem Motorlied hinauf zum Himmel getragen. Tausend Ferngläser sehen ihn auf der Tragfläche, dann saust etwas durch die Luft, und eine goldgelbe Halbkugel bläht sich auf. Sie trägt ihn sacht zur Erde hinab.

Und jetzt knattert der Motor des schlanken Eindeckers, den Varnholz steuert.

Senta steht neben Dr. Mertig.

Varnholz fliegt, schraubt sich durch engste Kurven, daß die Flügel seiner Schwalbe fast senkrecht stehen. Mit unnachahmlicher Eleganz durchkreist er die Herbstluft, die Metallteile des Flugzeugs glänzen hell auf, wenn ein Sonnenstrahl sie trifft, und der Himmel scheint ein mit weißen Wolkenmustern geschmückter blauer Teppich.

Da umkrampft Senta den Arm des Doktors und schreit leicht auf.

Steil, fast senkrecht hinauf reißt Varnholz die Maschine, überschlägt sich, nein, er fängt sie sicher ab, der Motor summt getreu sein Arbeitslied.

Immer verwegener werden die Spiralen des Piloten.

„Ist das Wagnis, oder ist das Ernst?" stammelt Senta.

Varnholz steuert senkrecht zum Himmel empor, läßt sich hinabfallen, um erst im allerletzten Augenblick den Motor wiederanspringen zu lassen.

Begeistert folgen tausend Augenpaare der tollkühnen Sicherheit des Flugmeisters.

Da, in etwa 100 Meter, eine Schleife, der sich eine zweite anreiht.

Nein, nein! Varnholz hat die Entfernung zu kurz berechnet. Wohl brummt der Motor, aber fast senkrecht rast das Flugzeug mit 120 Kilometer Geschwindigkeit der Erde zu.

Ein dumpfer Krach — eine grauschwarze Rauchwolke. Eine Tragfläche zuckt gebrochen empor. Der Flieger scheint ein schwarzer Schemen in der Luft. Im Instinkt zur Kugel zusammengerollt.

Wie ein lähmendes Schweigen liegt's über den vielen Tausenden, jäh verstummt die Blechmusik.

Senta sinkt bewußtlos in die Arme des Doktors.

Der murmelt mit schlotternden Gliedern: „Donnerwetter, Donnerwetter!"

Und wären dort nicht die Trümmer der „Schwalbe", so könnte man meinen, alles sei nur eine aberwitzig-schreckliche Fata Morgana. Aber nein, da eilen Sanitäter herbei.

Mertig bemüht sich um Senta.

Und jetzt ein Wunder! Bewegung, freudige Rufe.

Lag dort nicht die Gestalt des Fliegers leblos auf der Wiese? Nein, seine Glieder bewegen sich! Er will sich mühsam erheben. U n d s t e h t a u f!

Ein Arzt ist bei ihm.

„Nichts, Doktor, als ein paar Schrammen und Beulen. Glück gehabt. Bitte, geben Sie mir etwas Feuer für meine Zigarette."

Da dröhnt der Beifall nur so auf.

Sentas erste Frage gilt Varnholz.

„Unverletzt", stammelt Dr. Mertig.

Da läßt sie sich nicht halten.

„Du", sagt sie in unendlichem Jubel und schlingt die Arme um seinen Nacken. Dann fragt sie mit mütterlicher Stimme: „Hast du dir weh getan?"

Varnholz kann nicht antworten.

Da sieht er Dr. Mertig.

Um seine Mundwinkel wettert es.

„Doktor, glauben Sie nun, daß mein Herzfehler nicht allzu ernst ist?"

Der senkt die Augen, um nicht sein Schuldbewußtsein verraten zu müssen, und geht.

Irgendeine Stimme hinter Varnholz sagt: „Da ist ein Wunder geschehen!"

Varnholz hört's und hebt Sentas Kopf sacht auf, daß sie in seine Augen sehen muß.

„Weshalb", ruft er laut, „sollen denn auch in unserer Zeit keine Wunder geschehen? Wir müssen nur an Wunder glauben, dann geschehen ihrer genug."

Nein, er sagt es ganz lächelnd, befreit und ganz ohne Pose.

Das Wort schien mit Dr. Mertig verschwunden zu sein.

Reiche Nacht.

Einsam glühenden Firnen
Hat sich die Nacht vermählt,
Die, ein Meer von Gestirnen,
Wunder des Herrn erzählt.

Wie die Blume zum Licht
Ringt sich das dürstende Leben,
Und ich fühle mich schweben
Droben, wo Er nur spricht.

Max Bittrich.



Schloß Neuschwanstein, 1869—1886 für König Ludwig II. als mittelalterliche Ritterburg erbaut.



Blick von Neuschwanstein auf das 1832 von König Maximilian II. an der Stelle einer Burgruine errichtete Schloß Hohenschwangau und den Alpsee.

BAYERISCHE KÖNIGSSCHLÖSSER

(Nach photographischen Aufnahmen von Dr. Lossen & Co., Feuerbach-Stuttgart.)

Römische Wein-Altertümer in Deutschland.

Aus der neueröffneten römischen Abteilung im Deutschen Weinmuseum zu Trier. Von Abteilungsleiter Prof. Dr. Siegfried Loeschke, Provinzialmuseum in Trier.



Treberis, die Stadtgöttin von Trier, einen Germanen niederhaltend, mit vier verschiedenen Trinkgefäßen (Kalenderbild aus dem Jahre 354).

Trier, unter dessen Boden wohl an 30000 Fuder, d. h. an 30 Millionen Liter Wein lagern, ist eine Großstadt deutschen Weinbaues und deutschen Weinhandels. Die köstlichste Perle am herrlichen weinumrankten Silberbande der Mosel ist diese unvergleichliche Stadt an Deutschlands Westgrenze. Trotz des schon so großen Reichtums an Sehenswürdigkeiten hat Trier ein neues, ganz eigenartiges Schaustück erhalten: ein Weinmuseum. Die römische Abteilung in der langen Flucht der Säle dieser städtischen Anstalt verdankt ihr Entstehen einer Sonderbewilligung des Landeshauptmanns der Rheinprovinz, der den Abteilungsleiter mit ihrer Einrichtung und weiteren Ausgestaltung betraute.

Jetzt zählt die römische Abteilung fast schon 200 Ausstellungsstücke: naturfarbig getönte Abgüsse reliefverzierter Steindenkmäler, Weingefäße in Bronze, Glas und Ton, die teils Originale, teils Nachbildungen sind, und eingerahmte Bilder auf den römischen Weinbau sich beziehender Denkmäler. Jetzt schon ist eine eine Sammlung geschaffen, die in einzig dastehender reichhaltiger Weise illustriert, daß Weinbau uud Weinhandel zu Römerzeiten vor allem an der Mosel geblüht haben, und daß die Römer den Grund dazu gelegt haben, daß deutscher Wein sich heute mit Fug und Recht neben den Weinen anderer Länder behaupten darf.

Welch besondere Bedeutung schon in römischer Zeit dem Weinbau im Trevererlande zukam, kennzeichnet sehr anschaulich ein Kalenderbild des Chronographen von 354 nach Christi Geburt. Es zeigt die Schutzgöttin von Trier, die Treberis, wie sie einen Germanen niederhält. Im Bildgrund sind zur Charakterisierung der Stadt viererlei Trinkgeräte dargestellt, wie sie von Römern, Griechen, Galliern und Germanen auf dem fast internationalen Boden der kaiserlichen Residenz benutzt wurden. — Da Trier schon zur Römerzeit als Weinstadt so bedeutend war, ist es nicht überraschend, daß kein Museum nördlich der Alpen solch eine Fülle von Denkmälern zur Veranschaulichung des römischen Weinbaues und -handels stellen kann wie gerade das Provinzialmuseum in Trier, dessen Sammelbereich der Regierungsbezirk Trier ist. Die Steindenkmäler sind meist Reste mächtiger Familiengrabmäler. Sie zeugen heute noch vom einstigen Wohlstand und Reichtum der moselländischen Winzer und Weinhändler: eine mächtige Steinpyramide aus strohumflochtenen Weinkrügen, gleichgeformte, auf Schiffen verfrachtete Gefäße und vor allem die mit nordischen Fässern beladenen Moselschiffe mit ihren Drachenköpfen. Eines der Schiffe wurde neu rekonstruiert, da der vorn aufgesetzte Tierkopf als zugehörig erkannt wurde. Unvergeßlich bleibt jedem bei einem anderen Schiff der Steuermann, dem man es ansieht, welch inneres Verständnis ihn mit der kostbaren Fracht seines Schiffes verbindet.

Mahnend weist heute der Bestand der römischen Abteilung des Deutschen Weinmuseums darauf hin, daß Weinbau und Moselland schon seit Jahrtausenden untrennbare Begriffe sind!



Rekonstruktion eines Marmortisches mit Weinornament.



Rekonstruktion eines Reliefs mit Schenktisch.



Ein ergänztes Moselschiff.



Blick in den Hauptsaal der Sammlung.

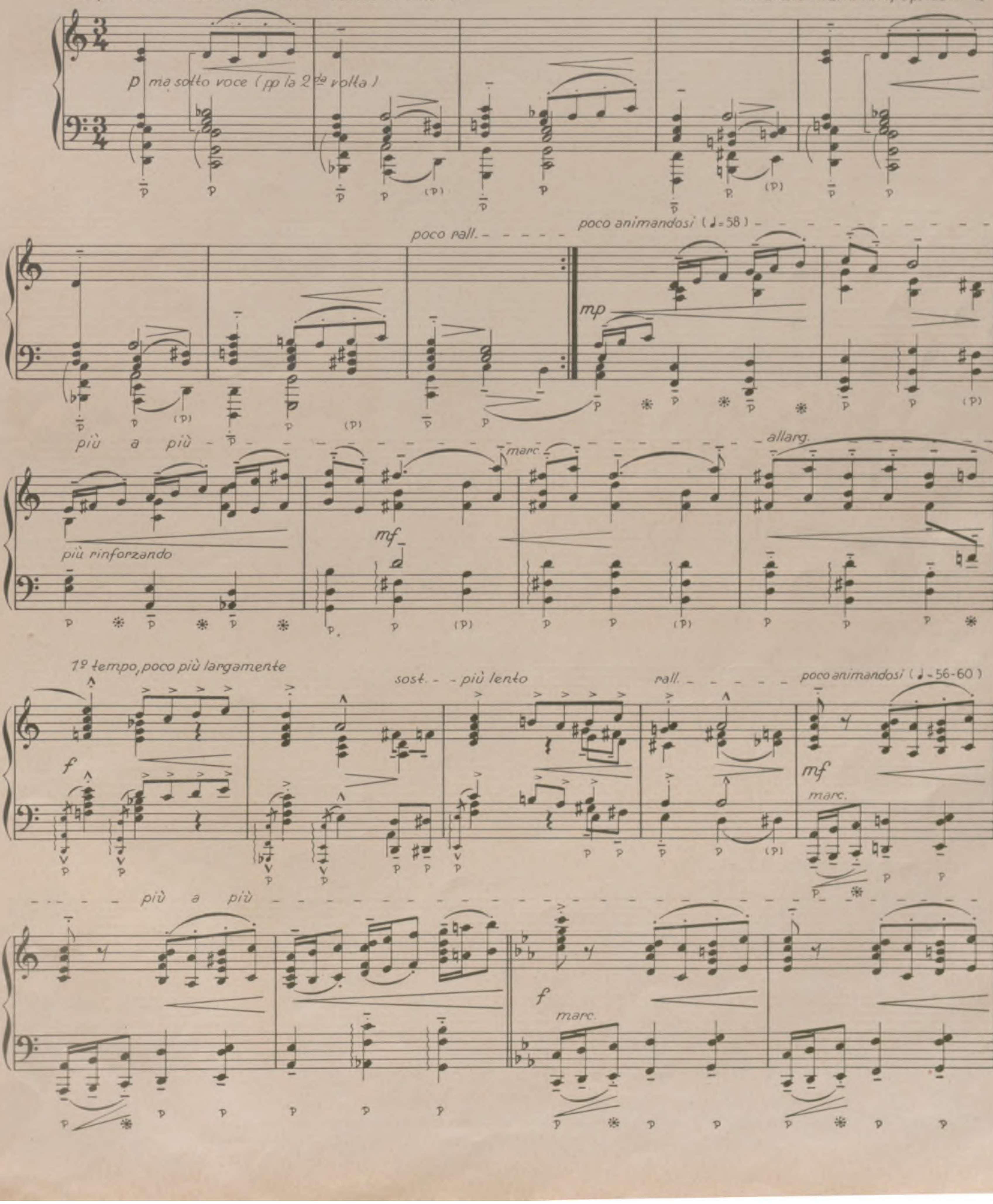


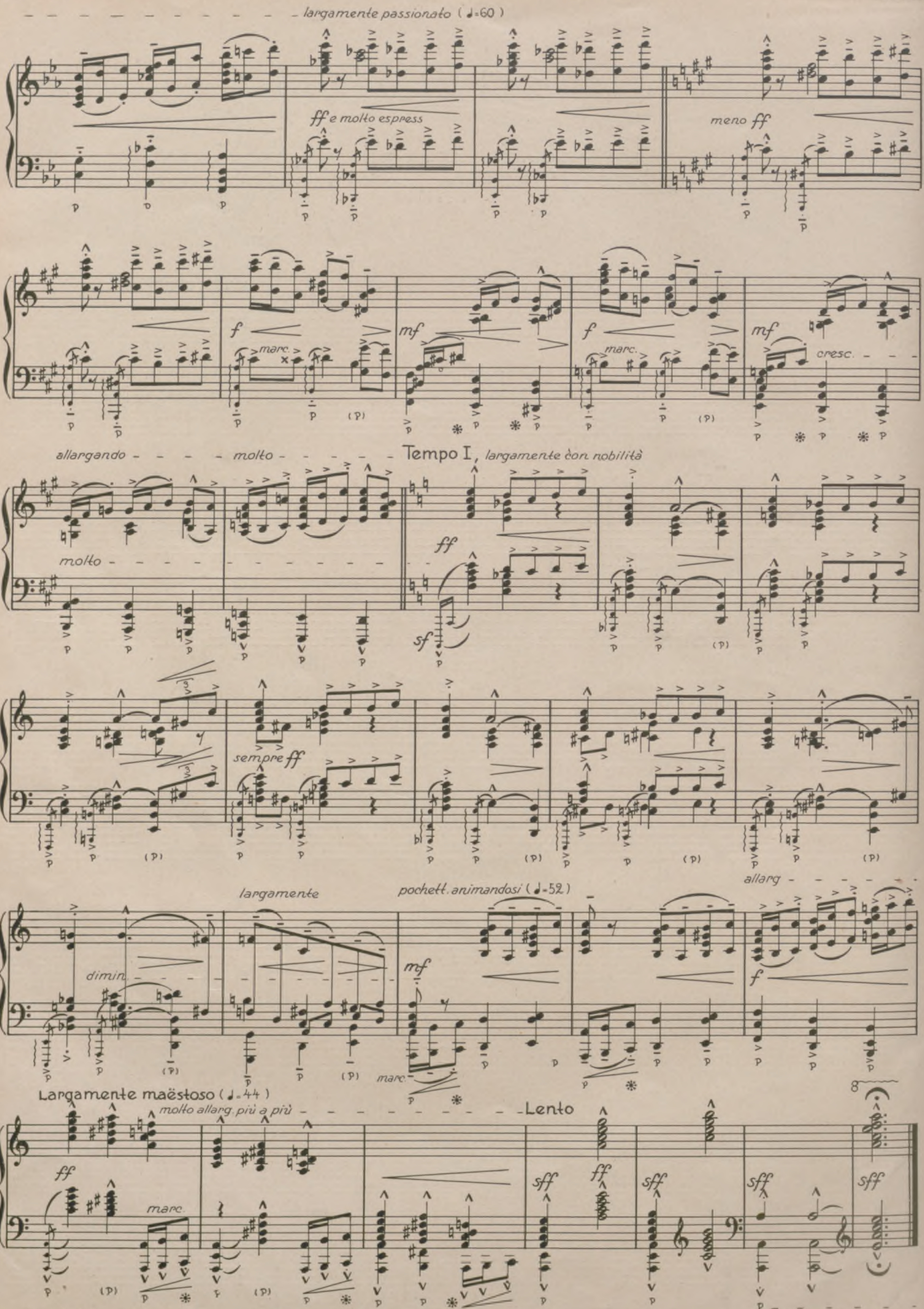
Bildnis eines Moselschiff-Steuermanns.

Sarabande
für Piano

Tempo lento e solenne della Sarabanda (M.M. ♩=48)

WALTER NIEMANN, Op. 109 Nº 2*)





Der »Illustrirten Zeitung« in Leipzig vom Komponisten überlassener Urdruck aus »Eine galante Musik« für Klavier Op. 109. — Sarabande: altspanischer, feierlich-gravitätischer Tanz im Tripeltakt.



Das Mysterium der Hände

Die Hand ist der Spiegel des Charakters. Der Kenner kann alles aus ihr lesen, nur eines nicht: das Alter! Vorausgesetzt, daß die Hand gepflegt ist.

Mit Elida Cremes gepflegte Hände bleiben immer zart und jugendlich, denn:

Elida Cremes ernähren die Haut von außen. Sehen Sie Damen, die trotz ihrer Schlankheit weiche, volle Hände haben, dann können Sie sicher sein: »Elida Jede Stunde Creme ist das Geheimnis ihrer Schönheit.«



Die Tube 1.– Mark

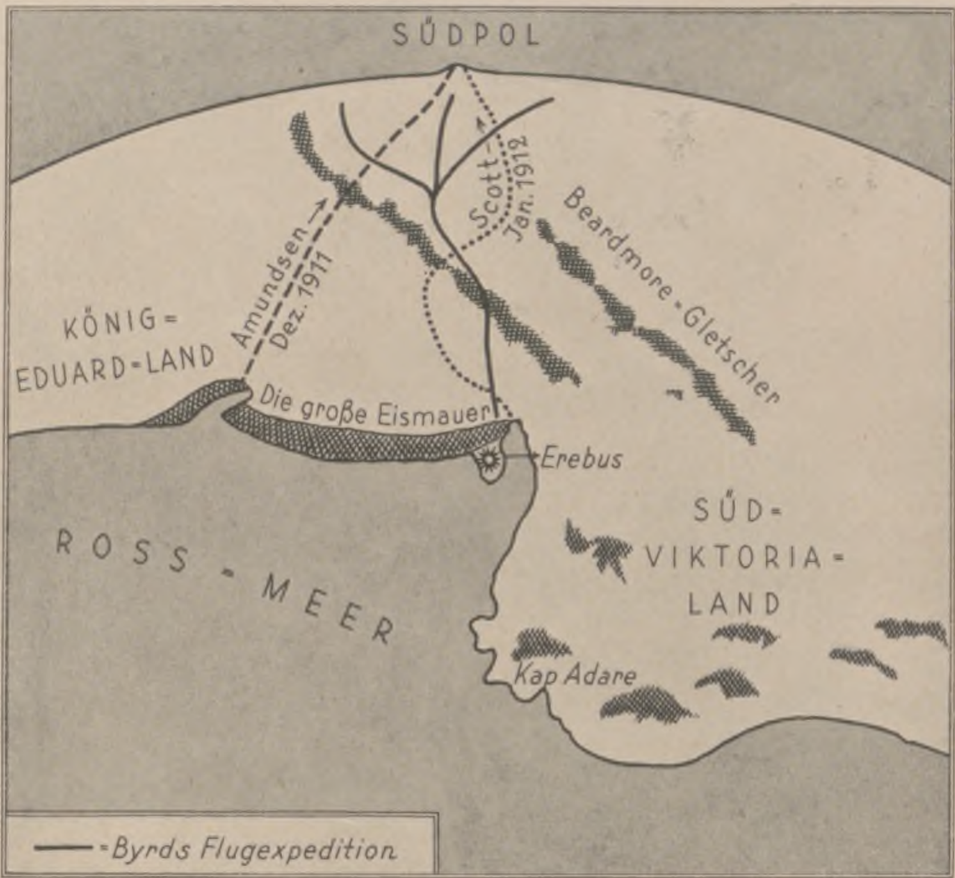
Elida Jede Stunde Creme zu jeder Stunde angenehm! Sie verschwindet schneller und vollkommener in der Haut wie jede andere Creme, gibt dem Teint das vielbewunderte alabastergleiche Aussehen und nimmt der Haut jeden unerwünschten Glanz.

Elida Cold Cream bewacht über Nacht Ihren Teint! Sie reinigt nicht nur die Haut, sondern auch die Poren, so daß sie unsichtbar werden. Ihre Haut braucht zwei Cremes. Versuchen Sie die beiden Elida Cremes – Sie werden entzückt sein.

ELIDA JEDE STUNDE CREME

Wissen und Leben

Vor der neuen Erforschung des Südpols mit Flugzeugen. Nachdem die im Jahre 1926 unternommenen Nordpolexpeditionen — Byrd mit Flugzeug und Amundsen mit Luftschiff — die Brauchbarkeit der Luftfahrzeuge für Forschungszwecke im Polargebiet erwiesen, lag es nahe, im Südpolgebiet ebenfalls mit Flugzeugen vorzugehen, wie es nun also auch geschehen wird. Der Amerikaner Byrd nimmt das südlich von Australien am Roßmeer gelegene Gebiet zum Ausgangspunkt, und eine argentinische Flugexpedition unter dem Flieger Pauly hat das südlich von Amerika liegende Grahamland als Station ausersehen, von der aus im Flugzeug Flüge ins Innere des antarktischen Festlandes ausgeführt werden sollen. Noch immer ist dieses Südpolfestland — größer als die Vereinigten Staaten — auf dem Felde der Geographie ein so gut wie unbeschriebenes Blatt. Zwar gelang es dem Norweger Amundsen im Dezember 1911 und dem Engländer Scott einen Monat später, den Südpol zu erreichen — in angestrengten Schlittenreisen und ohne Zeit zu wissenschaftlichen Forschungen — aber was wollen solche Reisen in einem hunderttausende Quadratkilometer umfassenden Kontinent bedeuten! Selbst der große Abschnitt der Südpolforschung von 1901 bis 1904, bei dem die deutsche Südpolexpedition mit der „Gauß“ unter v. Drygalski südlich von der Kerguelengruppe, die englische „Discovery“-Expedition unter Scott beim Süd-Viktorialand und die schwedische Expedition unter Otto Nordenskjöld, mit der „Antarctic“ ausgerüstet, im Grahamland wirkte, hat die Südpolkarte nicht wesentlich verändert. Während das Nordpolgebiet ein weites Meer darstellt, das beständig von mächtigen, in fortwährender langsamer Bewegung befindlichen Eismassen bedeckt ist, die sich längs Ostgrönland einen Abfluß suchen, liegt rings um den Südpol ein ungeheueres und anscheinend zusammenhängendes Landgebiet — das antarktische Festland. Hier haben also die Forschungsexpeditionen festen Grund unter sich, und die kommenden Flugzeugexpeditionen brauchen nicht zu fürchten, ins Meer zu fallen. Aber gleichwohl drohen hier große Gefahren. Selbst in der günstigsten Jahreszeit, in dem von Dezember bis März währenden antarktischen „Sommer“, rasen häufig fürchterliche Schneestürme, denen auch Scott und seine Begleiter 1912 bei der Rückkehr vom Südpol zum Opfer gefallen waren. Landexpeditionen sind bei solchen Stürmen mitunter tagelang ans Zelt gefesselt, aber für ein Flugzeug würde ein plötzlicher antarktischer Sturm wahrscheinlich den Untergang bedeuten. Byrds Expedition, die etwa ein halbes Hundert Teilnehmer umfassen soll, wird daher auch mehrere Meteorologen enthalten, da die Wetterbeobachtung bei einer derartigen Expedition von größter Wichtigkeit ist. Byrds Aufgabe besteht nicht in einer bloßen Reise zum Pol allein, sondern in einer Überfliegung des Festlandes nach verschiedenen Richtungen hin, wenn er dazu imstande ist. Auf diese Art könnte somit bei dieser ersten Erkundungsfahrt mit Flugzeug ein Bild von der Beschaffenheit großer Teile der Antarktis gewonnen werden, auch würde sich zeigen, ob Byrds Annahme, daß die inneren, tiefer liegenden Teile des Festlandes frei von Schnee und Eis seien, zutrifft. Nach den bisherigen Erfahrungen, die bei den Schlittenexpeditionen vom Süd-Viktorialand und von der Eismauer am Roßmeer aus gemacht wurden, weiß man nur, daß das Festland nach dem Pol zu ansteigt und bis zu etwa 3000 m geht. Überall breitet sich eine Eisdecke aus, von deren Mächtigkeit eben die berühmte Eismauer Zeugnis ablegt, indem sie eine ungefähr 70 m hohe, steile Wand bildet, zu der die Forscher nur an einzelnen Stellen hinaufgelangen. Da die Expedition schon Mitte September mit der norwegischen schwimmenden Trankocherei „C. A. Larsen“ von Amerika abfährt, kann sie etwa im November im



Mit dem Flugzeug zum Südpol: Die geplante Flugzeugexpedition des Amerikaners Byrd über das Südpolfestland.
(S. nebenstehenden Artikel „Vor der neuen Erforschung des Südpols mit Flugzeugen“.)

Roßmeer und am antarktischen Festland sein, wo sich um diese Zeit auch die Pinguine, die charakteristischen Vertreter der antarktischen Vogelwelt, einzufinden pflegen. An Land gesetzt wird die Expedition im Discovery-Einlauf an der Mac Murdobucht, in deren Nähe die Vulkane Erebus und Terror liegen. Die Vogelwelt sowie die sonstigen Naturverhältnisse der Antarktis werden den Forschern der Byrdschen Expedition Gelegenheit zu lohnender Arbeit geben. Für die Ausflüge der einzelnen Forscher sowie für Anlegung von Depots für die Südpolreise versieht sich die Expedition mit einer großen Schar Hunde zum Ziehen der Schlitten, denn solche Depots, Lebensmittel usw. enthaltend, sollen in gewissen Abständen bis zum 83. Breitengrad niedergelegt werden, und erst von dort ab — gegen 800 km vom Südpol — beginnt die Reise der Flugzeuge, die übrigens ebenfalls Säcke mit Lebensmitteln abwerfen werden, damit diese als Stütze für eine eventuelle Rückkehr zu Fuß dienen können. An den Küsten wimmelt es von Tieren aller Art. In der Vogelwelt gibt es außer den Pinguinen Strandläufer, Scheidenschnäbler und andere Watvögel, dann Raubmöwen, Sturmschwalben und sonstige Flieger. Der Riesensturmvogel, der Geier der Antarktis, ist ein Tier, das mit seinen scharfen, gebogenen Krallen das starke Fell einer toten Robbe aufzureißen vermag. Robben verschiedener Art kommen in Massen vor. Die Botaniker jedoch finden im Südpolfestland kein dankbares Arbeitsfeld, denn niedere Kryptogamen, Flechten und Renntiermoos ist alles, was man bisher fand. Doch an den Küsten wächst im Meer ein Riesentang, dessen Stengel oft aus einer Tiefe von 18 m emporsteigen. Die nördlicher gelegenen Landgruppen, so z. B. Südgeorgien, zeigen dagegen eine reichere Flora. Die gewaltige Leistungsfähigkeit der Flugzeuge im Gegensatz zu Schlittenexpeditionen setzt Byrd in den Stand, sein Forschungsunternehmen innerhalb eines antarktischen Sommers durchzuführen, wenngleich er sich auch für eine eventuelle Überwinterung ausrüstet. Von besonderem Nutzen für die geographische Wissenschaft ist, daß Byrd einen großen Stab von Naturforschern mitnimmt, wodurch die Möglichkeit geboten wird, vielseitige Forschungen auszuführen. Das größte Interesse knüpft sich jedoch an die Flugfahrt über das Festland, die, wenn sie gelingt, die Kenntnis über das äußere Bild des Südpolfestlandes erheblich erweitern und Anlaß geben dürfte, durch Aussendung weiterer Flugzeugexpeditionen die Erforschung der Antarktis in ein schnelleres Tempo zu bringen. F. Mewius.

Charles de Coster. Zu seinem 100jährigen Geburtstag am 20. August. Ein großes Unrecht macht Belgien an Charles de Coster gut, wenn es seinen 100jährigen Geburtstag feiert, denn bei seinen Lebzeiten ist er wohl nur von wenigen seiner Landsleute als ein bedeutender Schriftsteller anerkannt worden, und die belgische Akademie hat ihm ausdrücklich den staatlichen Literaturpreis verweigert. Er hat deshalb wohl auch kaum geahnt, daß sein Hauptwerk einst einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Weltliteratur erhalten und in vielen Sprachen in hohen Auflagen verbreitet würde. Charles de Coster wurde am 20. August 1827 zu München von belgischen Eltern geboren. Sein Vater war dort Intendant des Bischofs und päpstlichen Nuntius Charles Mercy d'Argenteau, der bei ihm Patenstelle versah. Nach dem frühen Tode seines Vaters kam er nach Brüssel, wo er studierte, es aber zu keinem festen Beruf brachte. Eine bescheidene Stelle am Staatsarchiv, wo er Gelegenheit hatte, Sprach- und Geschichtsstudien zu treiben, gab er auf, um als Schriftsteller seinen Neigungen ungehindert leben zu können. Das war aber bei den damaligen Verhältnissen ein sehr kärgliches Brot, und er geriet so sehr in Schulden, daß man ihn als Professor an der Kriegsschule in Brüssel anstellte, um ihn vor der schlimmsten Not zu retten. Aber ähnlich wie Balzac kam er nicht aus den Schulden heraus. Arm und verkannt starb er am 7. Mai 1879 zu Brüssel. Er hatte zuerst die „Légendes flamandes" (1858) und die „Contes brabançons" (1861) veröffentlicht, Legenden und Erzählungen, in denen er den Charakter der Flamen und Brabanter realistisch, aber mit viel Phantasie und einem starken Anflug von derbem Humor schildert. Sein Hauptwerk erschien 1867: „La légende de Thyl Uylenspiegel et de Lamme Goedzak." Obschon der deutsche Eulenspiegel im 14. Jahrhundert gelebt hat, versetzte de Coster ihn in das 16. Jahrhundert; er glaubte sich dazu um so eher berechtigt, als das Volksbuch vom Eulenspiegel auch in einer flämischen Ausgabe erschienen und der Spaßvogel bei den Flamen so volkstümlich geworden war, daß man seinen Geburtsort sogar nach Damme verlegt hatte. Die Streifzüge Eulenspiegels durch die Niederlande (damals Holland und Belgien) boten de Coster eine günstige Gelegenheit, den Aufstand des Volkes gegen die spanische Zwangsherrschaft in einem aus Komik und Tragik gemischten Ton zu schildern. Im Gegensatz zu dem trübseligen Infanten, der als Philipp II. auf den Thron kam, war Eulenspiegel als ein lustiges Kind des flämischen Volkes aufgewachsen, aber er lernte den Ernst des Lebens kennen, als er sah, wie sein Vater und viele andere als Ketzer gefoltert und verbrannt wurden. Seither beseelte ihn nur noch der Haß gegen die Unterdrücker seines Volkes, und er zog umher, um überall den Widerstand gegen die spanischen Machthaber anzufachen. Man hat mit Recht dieses Werk als den flämischen Nationalroman bezeichnet, obschon er in französischer Sprache erschienen ist. Das war lediglich dem Umstand zuzuschreiben, daß de Coster, der in dieser Sprache erzogen worden war, sich von dem Gebrauch der französischen Sprache einen größeren äußeren Erfolg versprach, als wenn er sich des Flämischen bedient hätte. Hierin irrte er sich allerdings, denn die flämischen Romane Hendrik Consciences fanden einen viel stärkeren Absatz als der „Uylenspiegel", aber de Coster sagte selbst: „Ich gehöre zu denen, die zu warten wissen. Ich schätze mich für heute auf etwas ein, für die Zukunft aber auf viel." In dieser Zuversicht hat er sich nicht getäuscht; wenn auch lange nach seinem Tode, fing man doch in Belgien und besonders in Deutschland an, sein Meisterwerk zu lesen und zu würdigen. Tony Kellen.

Von den persischen Nomaden. (Vgl. hierzu unsere Bildertafel.) Von den zehn Millionen Einwohnern des großen Perserreiches sind nach neuesten Schätzungen nahezu zwei Millionen Nomaden, Iliat (arabischer Plural des Wortes „il" = Stamm). Von jeher waren diese an jeden Wechsel des Klimas und die größten Strapazen gewöhnten Wanderstämme der gesunde Kern des Iranischen Reiches. Viele dieser Nomaden sind türkischer Abstammung, aber es gibt auch persische und arabische Iliat, unter denen die bedeutendsten die Luren und Bachtiaren sind, die im Westen Mittelpersiens ihre Wechselweiden haben. Von türkischen Stämmen in Südpersien sind die zahlreichsten die Kaschghais, deren einzelne Clans (Familien) in der Provinz Farsistan ihre Zelte aufschlagen. Die vier mächtigen Zagrosketten, die von der Medischen Pforte durch Farsistan an Schiraz vorüber von Nordwesten nach Südosten sich hinziehen, und deren schneebedeckte Häupter im Frühling das herrliche Landschaftsbild verschönern helfen, bieten ideale Weidegründe. Weit abseits von den nach Norden über schwierige Pässe führenden Karawanenstraßen finden sich zahlreiche fruchtbare Längstäler und wasserreiche Talbecken, in deren herrlicher Einsamkeit die in einzelne Familien eingeteilten Nomaden leben. Knorrige Eichenbäume, wilde Mandelbüsche, hohe Astragalusstauden, schlanke Terebinthen, schattenspendende Ahorn- und Nußbäume, grüne Matten fesseln das Auge. Während eines großen Teils des Jahres befinden sich diese Iliat auf dem Marsch, um das nötige Futter für ihre stattlichen Herden zu beschaffen. Im heißen Sommer ziehen sie hinauf zu den höchsten Matten (Jailaq = Sommerweiden), und sobald die kalte, mit Regen und Schnee verbundene Jahreszeit einsetzt, strömt der gewaltige Menschen- und Tierstrom zurück auf die in den Tälern gelegenen Winterweiden (Kischlaq). Ein unvergeßliches Bild ist es, einem auf dem Marsche befindlichen Stamm zu begegnen. Voran reitet gewöhnlich ein Trupp wohlbewaffneter Männer, die Vornehmsten des Clans, auf ihren besten Stuten. Ihnen folgen die kunterbunt durcheinanderlaufenden, von Knaben, Mädchen und Frauen getriebenen Viehherden. Darunter erblickt man Hun-

derte von mausgrauen Eseln, Maultieren, Kühen, Ochsen, Kamelen, mit allerlei Hausrat beladen. Bauchige Manteltaschen, Zeltbahnen und Stangen sowie mächtige Kupferkessel bilden die Traglast der Tiere. Ab und zu folgt eine auf einem Maultier im Männersitz reitende Frau, die Tiere wachsam in Zug und Ordnung haltend. Das kleinste Kind an der Brust, das nächstälteste am eigenen Rücken festgebunden, treiben sie, mit Stöcken schlagend, die drängenden Tiermassen vorwärts. Das Los der Nomadin ist schwer. Hart, viel härter als der Mann muß sie arbeiten; dazu hat sie noch für die Kinder zu sorgen, bis diese dem Zelt entwachsen sind. Im Gegensatz zu ihren Stadtschwestern verhüllt die Nomadin ihr Gesicht nicht. Die Kleidung ist einfach und entspricht ihrer beweglichen Lebensweise. Der handbreit unter die Knie reichende, faltenreiche Rock, das kurze, auf der Brust offene Hemd, die bis zu den Hüften reichende Jacke, das karierte, mit einem Stirnband gehaltene Kopftuch über dem in viele dünne Zöpfe geflochtenen Haar, die schweren Baumwollschuhe (Maliki) an den nackten Füßen bilden die jahraus, jahrein übliche Tracht. Viel billiger Schmuck, bunte Glasarmbänder, große silberne Münzen, desgleichen Ohrgehänge und im durchlochten Nasenflügel der mit einer Perle oder Türkisen versehene Ehering vervollständigen das Äußere der Nomadin. Wirklich schön ist das zur Jungfrau heranreifende Mädchen. Geheiratet wird sehr jung. Kaum zehnjährig ist die Tochter des viele Herden besitzenden Zeltes eine gute Partie. Hat eine Frau das dreißigste Jahr erreicht, ist sie schon verblüht und gleicht mit ihrer Hakennase und ihren Runzeln einer Großmutter. Außer mit den häuslichen Arbeiten beschäftigen sich die meisten Mädchen und Frauen, auch die des Illchani (Chef des Stammes), mit dem Knüpfen von Teppichen. Herrliche, farbechte Stücke, die in der ganzen Welt als vornehmer Zierschmuck geschätzt sind, entstehen unter den schwarzen Zeltbahnen. — Die Männer, die Herren der Schöpfung — in Persien sind sie es wirklich! — sind durchweg gut gebaute, kräftige Gestalten.



Heimkehr vom Felde.
Aquarell von Kurd Albrecht.

Die Flinte ist ihr höchstes Gut, nur selten kommt sie von ihrer Seite. Die größte Sorgfalt lassen sie diesem Zeichen ihrer Macht angedeihen. Dicke, schwarze Schnurrbärte, mit dem hennagefärbten, struppigen Backenbart zusammengewachsen, verdecken den Mund und geben den wetterharten, braungebrannten Gesichtern etwas Wildes. Ihre Kleidung ist leicht und praktisch. Über dem kurzen Hemd wird der lange baumwollene, buntbedruckte Rock (Alcholak) getragen, und nach unten schließen sich die weiten indigoblauen Beinkleider an. In dem mehrmals um die Hüften geschlungenen Leibschal stecken Dolch und Pistole, und über diese Waffen wird der volle Patronengürtel geschnallt. Die wohlhabenden Männer tragen in der kalten Jahreszeit von den Hüften nach unten plissierte Tuchmäntel, die ärmeren dicke Filzmäntel mit fast bis zur Erde reichenden Ärmeln, durch die aber nie die Arme gesteckt werden. Konische oder runde, schwarze, weiße oder graue Filzkappen bedecken den geschorenen Kopf oder die schwarze Haarfülle, die bei der Morgenfrisur besonders sorgfältig nach oben gekämmt wird. Das fortwährende Wanderleben, der stete Kampf ums Dasein, anhaltende Streitigkeiten um die Weideplätze, dauernde Blutfehden haben den stürmischen, kriegerischen und jäh aufflammenden Charakter dieser Söhne der iranischen Ebenen und Berge geprägt. Das Stammesoberhaupt ist der „Illchani". Aus der reichsten und vornehmsten Familie erwählt, untersteht ihm der Stamm. Er schlichtet Streitfälle, sogar über Leben und Tod hat er die Macht; ferner zieht er die Steuern ein. Es ist für die persische Regierung immer schwer gewesen, diese kampfgeübten, jedem Zwange abholden Bergbewohner in Schach zu halten. Meist mit List und Verrat wurden die oft zu mächtig werdenden Illchanis ihrer Macht beraubt, sogar ums Leben gebracht, sofern sie nicht durch ihre eigenen Stammesverwandten ihrer Würde entsetzt und in die Verbannung geschickt wurden, wenn ihr fortgesetztes Auflehnen gegen die zentrale Regierung die Unsicherheit der Karawanenstraßen mit sich brachte.

Alfred Heinicke.

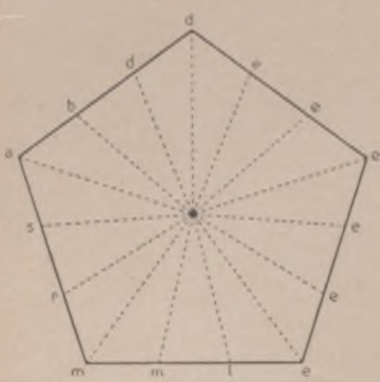
ZUM NACHDENKEN

Silbenrätsel.

an — ar — de — der — di — dorf — druck — e — e — e — eg — el — fant — fug — ge — gen — go — hay — i — in — le — le — len — ler — mit — mont — nar — nau — ni — ni — nie — nol — phi — rak — rau — re — ros — schil — se — si — ster — stet — te — tin — ton — un — zis.

Aus vorstehenden Silben sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Spruch ergeben (ck, sch, st = 1 Buchstabe). Die Wörter bedeuten: 1 Goethesche Dramengestalt, 2 technischer Begriff, 3 Dickhäuter, 4 Farbstoff, 5 böhmischer Schlachtort 1813, 6 Einsiedler, 7 Pflanze, 8 italienischer Opernkomponist, 9 männlicher Vorname, 10 törichtes Treiben, 11 Stadt in Niederschlesien, 12 Schauspiel von Goethe, 13 Blume, 14 deutscher Dichter, 15 alkoholisches Getränk, 16 Erzählungsart, 17 diebischer Vogel, 18 deutsche Hafenstadt.

Rechts und links.



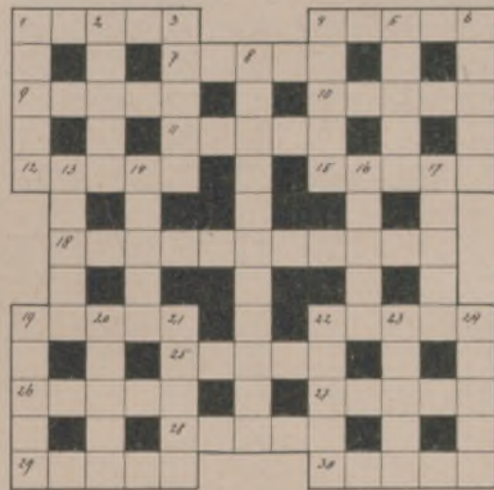
Die Zeichen sind so umzuordnen, daß jede Seite des Fünfecks ein Wort aus vier Buchstaben aufweist. Man muß rechts- und auch linksherum lesen können.

Gleichung.

$$(a - o) + (b - z) + (c - r) + d = x$$

a Männlicher Vorname, b Nebenfluß des Neckars, c Raubtier, d Konsonant, x Oper von Meyerbeer.

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1 Schmelzglas, 4 tropische Pflanze, 7 Schiffsgerät, 9 Strom in Europa, 10 Südfrucht, 11 Edelstein, 12 großzügige industrielle Veranstaltung, 15 Vermittler, 18 Gebirge im südwestlichen Deutschland, 19 Volksstamm in Asien, 22 Weltmeer, 25 sagenhafter Sänger des Altertums, 26 männlicher Vorname, 27 Stadt in Ägypten, 28 Brennmaterial, 29 Baum, 50 Unterweisung; **senkrecht:** 1 Schwiegersohn, 2 weiblicher Vorname, 3 Saiteninstrument, 4 Sprache in ungebundener Form, 5 Nebenfluß der Aller, 6 deutscher Dichter, 8 Kunstwerk, 13 Metall, 14 Aussöhnung, 16 Stadt an der Neiße, 17 Stadt und Fluß in Hessen, 19 Vorbild, 20 Waffe, 21 deutscher Geschichtschreiber, 22 Verwandter, 23 männlicher Vorname, 24 weibliche Gestalt aus der griechischen Sagenwelt.

Palindrom.

Lies mich von vorne, lies mich von hinten,
Du wirst mich stets im Abnehmen finden.

Einschalträtsel.

Oper — Stand — Liste — Leer — Aster — Karo — Tier — Taube — Rabe — Sand — Rum.

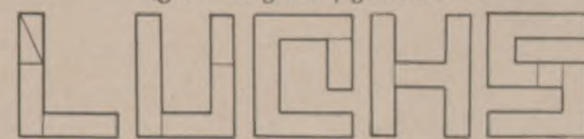
Durch Einfügen je eines bestimmten Buchstabens in die einzelnen Wörter sind Wörter mit anderer Bedeutung zu bilden. Die eingesetzten Buchstaben bezeichnen, nacheinander gelesen, einen deutschen Dichter.

Die Vereinsgründer.

Zur Gründung einer Gesellschaft für Kulturpflege fanden sich folgende Personen zusammen: Roder. Th. Kateiter — Er. Rud. Kate — Ant. Schalwert — Kurt Poris — Karl Beihobit — Rud. Bechhänl — Br. J. Auberer — H. Golopeli — Konr. Kabditer — E. Ralgen.

Beim Überblick über die Namen entdeckte der Schriftführer bei einem, daß die Umstellung der Buchstaben den Beruf bzw. Stand des betreffenden Herrn ergab. Zu seinem Erstaunen mußte er bemerken, daß dies bei allen Anwesenden der Fall war. — Was waren nun alle die Herren?

Zerlegaufgabe.



Aus den Buchstabenteilen von „Luchs" ist der Name eines Raubvogels zu bilden.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4302.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4300.

Versteckrätsel: Im Willen liegt die Schuld, nicht in der Tat.

Mäander-Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Pol, 2 San, 5 Kai, 7 Bob, 10 Zuwachssteuergesetz, 11 Ehe, 12 Hus, 13 ein, 14 Heu; senkrecht: 1 Paula, 2 Liane, 3 Sahne, 4 Nisch, 5 Kreis, 6 Irene, 7 Bogen, 8 Busch, 9 Mitau.

Unanfechtbar: Be — teuerung.

Magisches Quadrat: Tasso, Astor, Stern, Sorma, Ornat.

Wandlung: Mandoline — Mandarine.

Magie: Herodes, Heros, Eros, Rose.



Ernst Köthner.

Die Berliner Firma **J. F. Schwarzlose Söhne** wurde 1856 in der Markgrafenstr. 29 (jetzt 26) als Drogengeschäft gegründet und entwickelte sich nach und nach unter Leitung des damaligen Inhabers **Paul Köthner**, dem Vater des jetzigen Leiters des Hauses, zu einem angesehenen Parfümeriegeschäft. Anfang der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts wurde das Fabrikations- und Engrosgeschäft aufgenommen. Dieses entwickelte sich so schnell und umfangreich, daß schon kurze Zeit darauf das gesamte deutsche Gebiet durch mehrere Reisevertreter bearbeitet werden konnte. Ende der 90er Jahre wurde auch das Exportgeschäft aufgenommen. **Ernst Köthner** trat 1898 in die Firma als Teilhaber ein und wurde im Juli 1902, nach dem am 19. Juli 1902 erfolgten Ableben seines Vaters, alleiniger Inhaber. Anfang 1902 wurde das Fabrikations-, Engros- und Exportgeschäft nach der Dreysestr. 5 verlegt, nachdem die dortige Firma Treu & Nuglisch aufgekauft worden war. 1922 erfolgte die Umwandlung der Firma J. F. Schwarzlose Söhne in eine G. m. b. H. Unter umsichtiger Leitung des jetzigen Firmeninhabers **Ernst Köthner** hat sich das Geschäft in den 25 Jahren bis auf den heutigen Tag eines bedeutenden Aufschwunges zu erfreuen. Zweigniederlassungen bestehen in der Tschechoslowakei, in Ungarn und Jugoslawien. Als einziges Ladengeschäft besteht noch die Firma J. F. Schwarzlose Söhne, Berlin, Markgrafenstr. 26.

Wegen seiner großen Bekömmlichkeit und seiner Heilwirkung bei Störungen der Verdauungs- und Harnorgane sowie bei Stoffwechselkrankheiten wird das natürliche „Fachinger" Wasser allerseits hochgeschätzt. Es wird auch vom empfindlichen Magen gut vertragen.

Ortizon-Mundwasser-Kugeln sind für jedermann ein ausgezeichnetes Mittel, die Mund- und Zahnpflege auch auf Reisen oder großen Touren in der gewohnten Weise durchzuführen. Die Gefahr, daß trotz sorgfältigster Verpackung die Flasche ausläuft und den Inhalt des Koffers unansehnlich macht oder verdirbt, ist beseitigt durch die Ortizon-Mundwasser-Kugeln. Eine Sorge weniger ist auf Reisen eine Freude mehr. Die hygienischen Qualitäten der Ortizon-Mundwasser-Kugeln sind besonders hoch anzuschlagen. Sie desinfizieren die Mundhöhle gründlich und nachhaltend, entfernen mit starkem Schaum alle Speisereste, auch aus den verborgensten Winkeln der Mundhöhle, beseitigen üblen Mundgeruch, Blutungen und Entzündungen des Zahnfleisches und mißfarbenen Zahnbelag. Die Ortizon-Mundwasser-Kugeln sind außerdem angenehm im Geschmack, vollkommen unschädlich und sparsam im Gebrauch. Die Vorteile empfehlen das Präparat von selbst, so daß ein Versuch zum dauernden Gebrauch führt.



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris, 26 Avenue de l'Opéra.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



BUDAPEST

VERLAG * J · J · WEBER * LEIPZIG

NR. 4302. 169. BAND | EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK | 25. AUGUST 1927

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4302. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 25. August 1927.

REISE- UND BÄDERANZEIGER

Die Reihenfolge gibt keinerlei Anhalt über Rang oder Größe. ★ Fortsetzung auf nächster Seite.

KUR- UND MINERALBÄDER

Baden-Baden

Hotel Atlantic. Gegenüber dem Kurhaus und Theater.

Hotel Augustabad. Gutbürgerliches Haus.

Badhotel Badischer Hof. D. führend. Bade- u. Kurhot. Gr. Park.

Hotel Darmstädter Hof. Bek. gute Verpflegung, diäte Küche.

Hotel Drei Könige. Familienhotel mit jedem modernen Komf.

Kurhotel Früh. Das erstklassige u. moderne Höhenhotel.

Hotel Café Gretel. Feinbürgerl. Haus. Vorzügliche Verpflegung.

Holland Hotel. Das erstklassige Familienhotel. Jahresbetrieb.

Pension Luisenhöhe. Großes Haus in schönster Lage.

Hotel Messmer. Haus ersten Ranges gegenüber dem Kurhaus.

Hotel Müller. Nächst Kurhaus. Fließ. Wasser in den Zimmern.

Hotel Regina. Vornehmes Familienhotel mit fließ. Wasser.

Hotel-Restaurant Schweizerhof. Gutbürgerliches Haus.

Hotel Stadt Straßburg und der Quellenhof. Alle modern. Einrichtung. Terrassen. Groß. Park.

Hotel Terminus. Am Bahnhof links. Zimmer mit fließ. Wasser.

St. Blasien

800 m ü. d. M. Klimatischer Jahreskurort. Auskünfte erteilt Städtische Kurverwaltung.

Hotel Hirschen. Gutbürgerliches Haus. Anerkannt gute Küche.

Donaueschingen

Solbad und Höhenluftkurort.

Bad Elster

Moor, Stahl, Kohlensäure, Radium-Bäder, Trinkkuren. Das ganze Jahr geöffnet.

Kurländerhaus. Ganzjährig geöffnet.

Staatliches Kurhaus-Hotel. 100 Betten. Zentralheizung.

Hotel zur Post. Sonnige Lage. Großer Park. Liegewiesen. Vorzügliche Verpflegung.

Hotel Reichsverweser. Zentralheizung. Jahresbetrieb.

Kur-Pension Sachsenhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Palast-Hotel Wettiner Hof Führendes Haus allerersten Ranges. Pension von Mk. 9.— an.

Bad Ems

heilt Katarrhe, Asthma, Krippefolge, Herz- u. Gefäßerkrankungen. Unterhaltung und Sport aller Art.

Kurhotel Villa Balzer. Neuzeitlich eingerichtet, erstkl. Verpfl.

Hotel Staatl. Kurhaus. Erstes Haus a. Kurgarten, Autogaragen.

Hotel zum Löwen. Am Kurgart. n. Kurh. u. Brunn., erstkl. Verpfl.

Parkhotel. Mit allem neuzeitlichen Komfort.

Promenaden-Hotel. In allerbest. Lage, dir. bei d. Kurgarten geleg.

Staatl. Hotel und Bäder „Das Römerbad". I. Ranges, schöne, freie Lage, neuerbaut 1926.

Kurhotel Rheingold. Gutbürgerliches Kur- und Passantenhotel.

Kiefers Hotel, Schützenhof und Rhenania. Am Kurpark, Prospekt gratis.

Hotel Vier Jahreszeiten und Europäischer Hof. Familienh. I. R., heiß- u. kaltfl. Wass. in all. Z.

Dellers Hotel Stadt Wiesbaden. Herrl. freie Lage am Kursaal, 1926 vollständ. modernisiert.

Freudenstadt

im Schwarzwald.

Hotel Adler. Vorzügliche Verpflegung. Zimmer m. fließ. Wasser.

Konditorei u. Café Sackmann. Eigene Konditorei. Im Zentrum des Kurlebens.

Wald- u. Kurhotel Stokinger. Feinbürgerliches Haus. Prächtig am Hochwald gelegen.

Schwarzwald-Hotel Waldlust. Das schönstgelegene Hotel im Schwarzwald. Vorzügl. Verpfleg.

Herrenalb

Posthotel. Haus I. Ranges. Großer schattiger Garten.

Kurhotel Sonne. Bekannt für Küche und Keller.

Bad Homburg v. d. H.

Villa Meteor. Familien- und Kurpension. Gute Verpflegung.

Bad Kissingen

Magen-, Darm-, Herz-, Entfettungskur und Verkalkung. Kurzeit März-Nov., jegl. Sport u. Komfort d. Weltbades. Ausk. durch den Kurverein.

Kurhaus Villa Altenberg. Gegenüber d. Bädern, erstkl. Verpfl.

Hotel u. Villa Bristol. Vorn. erst. Pens. (i. Rosenviertel) v. 10 M. an.

Hotel Büdel. Gegenüber dem neuerbauten staatl. Kurhausbad.

Villa Elsa. Gut empfohlenes Familienhaus. Zentralheizung.

Staatl. Kurhaus-Hotel. Einziges Hotel mit Mineralbädern.

Haus Marquardsen. 3 Minuten von Bädern und Kurgärten.

Hotel Metropol u. Bismarckhaus. Tel. 42. Häuser I. R. m. Gar.

Kurhaus Rieger. In nächster Nähe der Quellen.

Palast-Hotel Sanner. Das moderne Haus mit allem Komfort.

Hotel Vier Jahreszeiten u. Kurhaus Parkhotel. Flie. W. 100 B.

Das Weiße Haus, Kurhausstr. 11a. Nahe den Bädern.

Hotel Wittelsbacher Hof. I. R., j. m. Komf. b. mäß. Pr. fl. W. in Z.

Bad Lausick hilft Dir

gegen Gicht, Rheuma, Ischias, Nerven-, Herz-, Frauenleiden. Luftkurort. Eisentrinkkuren. Jahresbetrieb.

Bad-Nauheim

Eleonoren-Hospiz. Vornehmes Familienh. Das ganze Jahr geöff.

Bad Pyrmont

Haus Damköhler. Nahe der Trinkquellen u. Kurpark gelegen.

Großes Badehotel Fürstenhof. Garagen, Rest. dir. an Bädern.

Haus Habig. Gutbürgerl. Haus, kurgemäße Verpflegung.

Bad Reichenhall

Hotel Vötterl. Großgmain. Bevorzugte Höhenlage.

Bad Salzuflen

Hotel Fürstenhof A.-G. Haus allerersten Ranges. Direkt am Kurpark.

Bad Schmiedeberg, Bez. Halle

Sanatorium Kaiserbad, Spezialanstalt für Gicht, Rheuma.

Schönwald

Hotel Villa Sommerberg. Altbekanntes Familienhotel.

Titisee

Wolfs „Hotel Titisee". Erstkl. Familienhaus. Günst. Lage a. See.

Triberg

Hotel und Pension Sonne. Das Haus der guten Küche.

Schwarzwald-Hotel und Kurhaus Waldlust. Schönste, ruhigste und staubfreieste Lage.

Bad Warmbrunn

Hotel Preußischer Hof. Erstes und grösstes Hotel am Platze.

Wiesbaden

Eden-Hotel. Schönstes Hotel Wiesbadens. Prächtige Lage. 150 Betten.

Hotel Engl. Hess. Hof. Kochbrunnen-Badehaus. Pension von Mk. 9.— an.

Palast-Hotel. 200 Zimmer. 60 Kochbrunnenbäder. Zimmer einschließl. Thermalbäder ab M. 12.—.

Hotel Regina. Direkt am Kurhaus und Theater gelegen.

Kur-Hotel Römerbad. Kochbrunnen-Badehaus. Garagen.

Hotel und Badhaus Schwarzer Bock. 260 Betten. Fließ. Wasser.

Hotel- und Badehaus Zwei Böcke. Eigene Thermalquellen.

OBERBAYERN

Berchtesgaden

mit dem Königssee. Bayrisches Hochgebirge.

Hotel Pension Bahnhof. Gegenüber Bahnhof und Hauptpost.

Pension Hohe Warte. Gemütliches Heim. Zentralheizung.

Leubners Hotel. Vornehmste Hotelpension mit allem Komfort.

Park-Hotel. Aufenthalt zu jeder Jahreszeit.

Sole-Kurbad Rückert & Co. Alle med. u. elek. Bäder. Einziges Badehaus a. Platze. Fremdenzim. m. fließ. Wasser u. Zentralheizg.

Pension Schönfeldspitze. Idealer Erholungsaufenthalt.

Gasthof Vordereck „Zum Türken". 1000 m Höhe. Zentralheizung.

Garmisch-Partenkirchen

Hotel Drei Mohren. Gutbürgerliches Haus in zentraler Lage.

Kainzenbad. Mineralbad und Kurheim. Schwefel- und Moorbad.

Riessersee

Hotel u. Kurhaus Riessersee. Jed. mod. Komf., Pens. 8-12 M. Jahresb.

Mittenwald

Pension Hoffmann. Bestbekanntes Haus. Sehr schöne Zimmer.

Hotel und Pension Karwendel. Vornehm., erstkl. empfohl. Haus, fließ. Wasser, Pens. ab Mk. 7.—.

Murnau

Café und Konditorei Andreas Herrschmann. Erstklass. Konditoreiwaren. Gemütl. Aufenthalt.

Prien

Bade- u. Luftkurort. Am Chiemsee. Oberbayern. Am Fuße der Alpen.

Hotel Bayrischer Hof. Bestbekanntes Haus.

Kurhotel Kampenwand. Erstes Haus, schönste Lage.

Hotel Kronprinz. Gutbürgerliches Haus. Zentralheizung.

HARZ

Alexisbad

Hotel Försterling. Erstes Haus am Platze. Sportgeräte.

Ballenstedt

Die Perle des Ostharzes. (Kügelgenstadt). Idyllische Sommerfrische. Alter berühmter Schloßgarten. Auskunft d. die Kurverwaltung.

Hotel Stadt Bernburg. Feinbürgerlich. Zentralheizung.

Hotel Großer Gasthof. Altrenommiertes Haus.

Blankenburg am Harz

Hotel Pension Kaiser Wilhelm. Größtes Haus am Platze.

Hotel Weißer Adler. Vornehmstes Haus am Platze.

Braunlage

Im sonnigsten Gebirgstal des Brockengebietes.

Hotel zum Achtermann. Haus ersten Ranges.

Haus Dümling. Preise 8–10 Mark.

Haus Hütteberg. Pension Mk. 8–10.—. Übergangszeit: Ermäß.

Clausthal-Zellerfeld

Hotel Voigtslust. Vornehmes Familienhaus i. geschützter staubfreier Lage im Wald.

Elbingerode

Luftkurort im Brockengebiet, Stat. d. Halberstadt-Blankenburg. Eisenbahn, ständ. Autover. z. Reichsbahnhof Wernigerode. Ausk. d. d. Magistr.

Elend bei Schierke

Witte's Hotel Waldmühle. Gute Unterkunft und Verpflegung.

Gernrode (Harz)

Klimatischer Kurort in prachtvoller Lage in 280—300 m ü. d. M. Auskunft durch den Magistrat.

Hotel brauner Hirsch. Haus ersten Ranges. Eig. Landwirtsch.

Ottobad „Das Seebad i. Harz". Einziges Mineralfreischwimmbad in Deutschland. Eigen. Restaurant.

Hahnenklee

Herrlicher Kurort im Oberharz. 600 m. Ständige Autoverbindung, mit D Zug Station Goslar. Prospekt durch die Kurverwaltung.

Sanatorium Hahnenklee. Für Nerven- und innere Krankheiten.

Hotel und Kurhaus. Hotel I. Ranges. Neuester Komfort.

Villa Marie. Altbekannt ruhiges, vornehmes Pensionshaus.

Bad Harzburg

Kurverwaltung. Gebirgsluftkurort und Solbad, mit Kochsalztrinkquelle „Krodo". Idealer Wochenendplatz. Für Nerven- u. Stoffwechselkranke.

Bodes Hotel. Fließendes Wasser. Haus ersten Ranges.

Hotel Braunschweiger Hof. Das führende bürgerliche Haus.

Kurhotel Juliushall. Nächst den Bädern, inmitten großen Parkes.

Palast-Hotel Kaiserhof. Fließendes Wasser. Appartements.

Löhrs-Hotel (am Park). Zimmer v. M. 2.50, Pens. v. M. 7 an, 20 Gar.

Hotel Radau. Mit allem Komfort.

Haus Schlemm. Fließendes Wasser. Privatbäder.

Hotel Südekum. Ganzjährig. Jeglicher Komfort.

Hotel Viktoria. Zimmer mit Bad und fließendem Wasser.

Luftkurort Lautenthal

Im schönsten Teil des Oberharzes. Große sonnige Liegewiese. (Sol- und Fichtennadelbad.)

Bad Lauterberg

Hotel und Pensionshaus Wiesenbekerteich. Ruhige ideale Lage. Großer Gebirgssee.

Bad Sachsa

Glanzpunkt des Südharzes. Sommerfrische und klimatischer Kurort, Wintersport- u. Winterkurort.

Kurcafé u. Konditorei. Einziges Café am Platze mit groß. Garten.

Hotel Ratskeller. Alte deutsche Zimmer. Gute u. reichl. Verpfl.

Hotel Schröder. Gutbürgerliches Haus. Das ganze Jahr geöffnet.

Berghotel Ravensberg. Pensionshaus mitten im Walde.

Schierke

Pension Assmann. Zentralheizg.

Hotel Fürst zu Stolberg. Zimmer mit voller bester Verpflegung Mk. 9.—. Eigentümer Georg Schwarz.

Hoppes Hotel und Pension. Das Heim der gutbürgerl. Gesellsch.

Hotel Waldfrieden. Fließendes Wasser.

Suderode

Grauns Hotel und Pension. Altbekannt gutbürgerliches Haus.

Kurhaus Suderode. Vornehmes bestempfohlenes Haus. Pension nach Vereinbarung.

Torfhaus (Oberharz)

Hotel Wendt u. Wulferts Hotel. Idealer Wintersportplatz. Beste Unterkunft und Verpflegung.

Wernigerode

Kurhotel Lindenberg. Beste staubfreie Lage am Walde.

Hotel Weißer Hirsch am Markt. Erstes u. ältestes Haus am Platze.

ERZGEBIRGE

Dresden

Hotel Stadt Weimar am Zentral-Theater. Küche von Ruf.

Weißer Hirsch b. Dresden

beliebtest. klimatischer Kurort Sachsens. Jahresbetrieb. Wintersport.

Kipsdorf (Osterzgebirge)

Hotel Fürstenhof, fließ. Wasser.

Hotel Halali. Zentralheizung.

Oberbärenburg

Berghotel und **Kurhaus Friedrichshöhe.**

Oberwiesenthal

Café und Restaurant Friedrich. Gute Fremdenzimmer.

THÜRINGEN

Eisenach

Der schönste Thüringer Fremdenort am Fuße der weltberühmt. Wartburg. Kurpark. Volle Pens. ab Mk. 6.-

Kurhaus Hotel Fürstenhof. I. Ranges. Gegenüber Wartburg.

Friedrichroda

Beliebtester klimatischer Sommer- und Winterkurort Thüringens.

Hotel Gerth. Altbekanntes Haus. Zeitgem. eingerich. Zim. m. Bad.

Hotel Herzog Alfred. Haus I. R. Tel. 12. Direktor: Kurt Wagner.

Hotel Herzog Ernst. I. Ranges. Fernsprecher Nr. 11.

Herzoglich. Schloßpark-Hotel. Ruhiges vorn. Fam.-Hotel u. Pens.

Stadthotel Kurhaus. Haus I. Ranges mit allen neuzeitl. Einricht.

Städt. Hotel Kurhaus.

Sanatorium Tannenhof. Sanitätsrat Dr. Bieling. Klin. Behdlg.

Inselsberg

Hotel Gotha. Großer Inselsberg. 916 m ü. M. 120 Betten. 12 Garag.

Bad Liebenstein

Perle des Thüringer Waldes. Heilbad bei Herz- u. Nervenl. Blutarmut.

Konditorei und Café Aschenbach. Nahe Kuranlage, modern eingerichtet.

Hotel Herzog Bernhard und Hotel Königin Olga. Die führ. Häuser. I. Ranges a. d. Esplanade.

Hotel Herzogin Charlotte. Bestbekanntes vornehmes Haus.

Eigenheim Edelweiß. Ärztlich geleitetes Kurheim a. d. Kurprom.

Kurhaus Hotel der Kaiserhof. Das führende Haus am Platze.

Hotel Schneider Pension. Jahresbetrieb. Haus allererst. Ranges.

Oberhof i. Th.

800—1000 m ü. d. M., bedeutender Höhenluftkurort und Wintersportplatz.

Haus in der Sonne. Pension I. R. Zimmer mit fließ. Wasser.

Parkhotel Sanssouci, erstklass. Jahresbetrieb.

Schillings Hotel und Pension. Gut bürgerliches Haus. Tel. 17.

Schloßhotel. Erstklassig. Haus mit großzügig. Gesellschaftsräumen.

Wünschers Parkhotel, herrliche Südlage am Hochwald.

Bad Salzungen

bei Eisenach. Solbad mit großem Inhalatorium. Asthma, Katarrhe.

Kurhotel Waeltz am Bahnhof. Kurhaus mit Villen am See.

Tabarz

Vielbesucht. Erholungsort in gesch. Lage. 100 Vill. Neues Schwimmbad.

Kurhotel Deutscher Hof. Restaur. u. Café. Konzert. 5 Uhr-Tee.

Kurhotel Schießhaus mit Beihäusern. Eigene Konditorei.

RIESENGEBIRGE

Brückenberg

Kurverwaltung. 800—1250 m ü. M. Höchstgel. Wintersportpl. Preußens.

Pension Brunhilde. Bestempf. Haus. Direkt im Walde.

Hotel Franzenshöh, schöne Aussicht, mäßige Preise.

Hotel Germania, 100 moderne Zimmer.

Pension Hubertus. Bestempf. Haus. Direkt am Walde.

Pension Villa Most. Schöne staubfreie Lage, großer Garten.

Hotel Sanssouci, solides Haus ersten Ranges.

Schweizerhaus. Bestempfohlenes Haus. Zentralheizung.

Berghotel Teichmannsbaude A. G., das führende Hotel des Riesengebirges.

Hotel Waldhaus Weimar. 35 neuzeitliche Zimmer.

Hermsdorf (Kynast)

Tietzes Hotel, gut bürgerlich, zentrale Gebirgslage.

Hirschberg (Schlesien)

Hotel der braune Hirsch, im Zentrum gelegen, mit allem Komf.

Krummhübel

Pension und Konditorei Concordia. Zentral gelegen.

Dreihaupt's Hotel an der Hauptsportbahn gelegen.

Hotel-Pension Preussischer Hof, altrenommiertes Haus.

Schreiberhau

Riesengebirge, 500—900 m ü. d. M.

Dr. Haedickes Sanatorium Kurpark. Heilanstalt für innerliche Krankheiten.

Sanatorium Hochstein. Individuelle klinische Behandlung. Das ganze Jahr geöffnet.

Hotel Josephinenhütte. Treffpunkt der vornehmen Welt.

Hotel u. Pension Lindenhof, jeder Komfort, 10 Autohallen. Altbek. besteingerich. Waldhotel.

Hotel Marienthal, gutbürgerl. Haus, neue Bewirtschaftung.

Haus Vierlinden. Am Kurpark, schönste Lage.

Hotel zum Zackenfall. Gutbürgerliches Haus. Altdeutsche Bierstube. Zackenfall-Lichtspiele.

Seidorf (Riesengebirge)

Hotel und Pension Hainbergshöh. Im eigenen Wald gelegen.

NORDSEEBÄDER

Norderney

Borkum

Bahnhofshotel. Vorzügliche Verpflegung. Mäßige Preise.

Köhler's Strandhotel. Pens. ab M. 8.—. Fernsprecher 318, 349.

Wangerooge

Ruhiges Familienbad. Prospekte durch die Badeverwaltung.

Zandvoort (Holland)

Pension De Uitkyk. Fließendes Wasser, direkt am See.

OSTSEEBÄDER

Ahlbeck

Hotel u. Rest. Ahlbecker Hof. Am Strande. Bequ. Bad. v. Haus aus.

Bansin

Das deutsche Familienbad.

Haus Aegier. Christl. Pension. Strandpromenade. Ecke Seestraße.

Haus Kehrwieder. Haus I. Rang. 1 Min. v. Str. Das ganze Jahr geöff.

Hotel Laetitia. Pension I. R. Auto im Hause. Tel. Heringsdorf 473.

Hotel Reichskanzler und **Villa Reichshof.** Altbekanntes Familienhotel. Fernruf 384.

Pension Runge. Direkt an der Strandprom. Das ganze Jahr geöff.

Binz auf Rügen

Badeprospekte d. d. Kurverwaltung.

Boltenhagen

Prachtvoll idyllisch gelegen. Prospekte durch die Kurverwaltung.

Pension Ramm. Vornehme Familienpension, beste Verpflegung.

Roloffs Kurhotel. Direkt am Meer. Vorzügliche Verpflegung.

Arendsee

Kurhaus mit Sieglinde. Erstklass., dir. v. d. Landungsbrücke.

Auskünfte des Verkehrsvereins Brunshaupten. Fernr. 46. Empfehlenswerte Häuser

in Brunshaupten

Hotel Chr. Kreins. Tel. 26. Autogaragen. (Bitte auf Firma achten.)

Hotel Krone und **Pension Alt-Heidelberg.** Fernruf 46.

Pension Minerva. Bevorzugte staubfreie Lage am sog. Dreieck.

Graal

Hotel und Fremdenheim Haus Grahl. Bestempfohlene Häuser.

Heringsdorf

Kurverwaltung. Sol- u. Seebad. Ausk. d. Badedir. Klim. Luft-, See- u. Waldkurort. Staubfrei, feinsand. Strand.

Lindemanns Hotel. Haus I. R. Das ganze Jahr geöffnet.

Kurhotel Quisisana. Beste Lage a. Str. 85 Zimmer. Fließ. Wasser.

Lübeck

Hotel International. Dem Bahnhof gegenüber, neues Haus.

Timmendorfer Strand

Timmendorfer Strand — Niedorf — Scharbeutz — Haffkrug direkte Bahnverbindung. Prospekte durch die Kurverwaltung.

Warnemünde

Hotel Pavillon. Volle Pension Mk. 9.50. Badegel. v. Hotel aus.

Stralendorfs Hotel. Dir. a. Meer u. Strandprom. Winter geöffnet.

TSCHECHO-SLOVAKEI

Franzensbad

Das erste Moorbad der Welt. Auskunft über Kuraufenthalt durch die Kurverwaltung. Badeeröffnung 18. April.

Hotel Belvedere-Bellevue. Modernes vornehmes Familienhaus.

Hotel Königsvilla. Modernster Hotelbau. 120 Zimmer.

Hotel Post. I. Ranges. Zentral gelegen. Zentralheizung.

Savoy-Hotel, St. Leipzig. Gegenüber dem Kurpark. Pension von 50 Kr. aufwärts.

Spiegl's Hotel Atlantis. Restaurant rituell. Fernsprecher 114.

Karlsbad

Hotel Imperial. Das führende Etablissement am Platze.

Hotel Kroh. Haus I. Ranges. Neben dem Kurhaus und Quellen.

Grand Hotel Pupp. Zentrale des Kurlebens.

Marienbad

Etablissement Bellevue. Bekanntes Café-Restaurant.

Hotel Egerländer. I. Ranges. Bäder und fließendes Wasser.

Hotel Esplanade. Führendes Haus. Alle Zimmer fließendes Wasser.

Palast-Hotel Fürstenhof. Hotel New York. Fließ. Wasser.

Höhencafé und Hotel Rübezahl. Großes Café. Herrl. Höhenl.

Grand-Hotel Klinger. An der Hauptpromenade mit den dazu gehörigen Häusern: **Schloß Miramare und Helvetia.**

Hotel Leipzig. Fließendes Warm- und Kaltwasser. Zentralheizung.

Hotel Stern. Erstklassiges Haus. Bekanntes vorzüglich. Restaurant.

Hotel Wagner. Bestbekanntes Haus. Fließendes Wasser.

Fortsetzung von vorhergehender Seite.

ÖSTERREICH

Bad Gastein

Parkhotel Bellevue, vornehm, ganzjährig. Zentralheizung.

Grand-Hotel „GasteinerHof". I. Ranges. Thermalbäder. Café.

Hotel Mozart, jeder Komfort. Jahresbetrieb. Zentralheizung.

Kurhaus Villa Regina. Thermalbäder. Fließendes Wasser.

Hotel Savoy. Ganzjährig. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Kurhaus-Café „Sponfeldner". Am Wasserfall.

Hotel Straubinger u. Austria. 220 Zimmer. Thermalbäder.

Innsbruck

Hotel „Goldene Sonne". Jeder Komfort.

SCHWEIZ

Adelboden

Kulm-Hotel (Kurhaus). Familienhotel I. Ranges.

Arosa

Hotel des Alpes. Altbekanntes Familienhaus.

Grand Hotel Arosa. Sanatorium für Mittelstand.

Hotel-Pension Hof Arosa. Erstes vorzügl. geleg. Ferienhaus.

Hotel Arosa-Kulm. Fließendes Wasser. Bäder. Tennisplatz.

Hotel Bellevue. Bestempfohlen. Ideale Lage.

Eden-Hotel. Erstklassiger Jahresbetrieb. Orchester.

Sanatorium Villa Dr. Herwig. Für Leichtlungenkranke.

Kurhaus Surley. IdealerAufenth.

Sporthotel Valsana. Haus I. Ranges. Moderner Komfort.

Basel

Grand Hotel und Hotel Euler. Familienhotel I. Ranges. Fließendes Wasser.

Hotel St. Gotthard-Terminus, Modernes Haus II. Ranges.

Hotel Kraft am Rhein. Moderner Komfort.

Hotel-Metropole-Monopole. Feinbürgerl. Haus. Prima Küche.

Hotel Royal. Familienhaus I. Ranges. Zimmer mit Bad.

Savoy Hotel Univers. Das modernste Haus I. Ranges am Zentralbahnhof. Alle Zimmer mit fließend. Wasser. Gartenterrasse.

Hotel Schweizerhof. Führendes Haus I. Ranges.

Grand Hotel Victoria und National. Zimmer von Frs. 6.— an. Fließendes Wasser.

Chur

Hotel Steinbock. Das ganze Jahr geöffnet.

Davos

Hotel Kurhaus Davos. 250 Betten. Alle Zimmer mit fließend. kalt. u. warm. Wasser. Tennis. Eisbahn. Das ganze Jahr geöffnet.

Neues Sanatorium. Für Tuberkulose.

Park-Sanatorium. Eigener Kurpark und Wald.

Sans-Souci. Fließendes Wasser. Südzimmer.

Stolzenfels. Pension erst. Ranges. Längste Sonnenscheindauer.

Engelberg

Hotel Belvedere-Edelweiss. Vorzügliche Verpflegung.

Hotel Hess. 130 Betten. Bekannt für vorzügliche Küche.

Interlaken

Hotel Beau-Rivage. Letzter Komfort. Ruhige, schöne Lage.

Hotel Schweizer Hof, Bestbekanntes deutsches Familienhotel.

Hotel Weißes Kreuz. Altbekanntes von Deutschen bevorzugtes Familienhotel.

Lausanne

Palace-Beau Site, Familienhotel allerersten Ranges. Im Zentrum.

Lausanne-Ouchy

Beau-Rivage Palace-Hotel. Idealer Aufenthalt.

Savoy-Hotel. Ganz erstklassiges Familienhaus. Groß. Park am See.

Locarno

(Lago Maggiore, Schweiz).

Hotel Esplanade. Sitz der Deutschen Delegation der Konferenz.

Hotel Metropol. Mittlere Preislage. Moderner Komfort.

Grand Hotel Palace. Erstes u. grösstes Haus mit allem Komfort.

Parkhotel. Beste Südlage. Das ganze Jahr geöffnet.

Hotel Reber. Einziges Haus in grossem Park am See.

Hotel Regina. Schönste Lage direkt am See.

Lugano

Adler-Hotel u. Erika-Schweizerhof. Fließendes Wasser.

Hotel Pension Boldt. Bekannt für prima Küche.

Cademario-Kurhaus. Nach Lahmann. Jahresbetrieb.

Continental-Hotel. Erhöhte Lage. Freie Rundsicht.

Hotel Esplanade-Ceresio. Schönste Lage.

Hotel Fédéral. Fließendes Wasser. Bäder.

Hotel Gerber. Ruhige Lage. Garten. 50 Betten.

Hotel St. Gotthard-Terminus Bestbekanntes Fam. u. Pass. Hotel.

Grand- und Palasthotel allerersten Ranges.

Hotel Meister. Ruhige Lage. Fließendes Wasser.

Hotel Pension Minerva. Neu renoviert. Prima Küche.

Sanatorium Monte Brè. (System Dr. Lahmann). Jahresbetrieb.

Park Hotel am See, erstkl., das ganze Jahr geöffnet. Prosp. durch Ad. Zähringer & Sohn, Besitzer.

Hotel du Lac Seehof. Direkt am See.

Grand Hotel Splendide. Am See. Das ganze Jahr offen.

Hotel Walter. Am See. Komfortabel.

Hotel Washington. Nahe dem Bahnhof. Herrliche Aussicht.

Hotel Weißes Kreuz. Neubau. 100 Betten. Aussichtsreiche Lage. Aller Komfort. Mäßige Preise.

Hotel Pension Zweifel am Bahnh.

Lugano-Gastagnola

Schloßhotel Riviera. Sonnige und prachtvolle Lage. Vorzügl. Küche.

Luzern

Hotel Beau-Rivage. I. Ranges am See. Fließendes Wasser in allen Zimmern. Prima Küche.

Hotel St. Gotthard-Terminus. Privatbad, fließendes Wasser.

Montreux-Glion

Parkhotel. Erstklassiges Familienhotel. Vorzügliche Küche.

Hotel Viktoria. Anerkannt vorzügl. Küche.

Montreux-Territet

Hotel Bristol. Herrlich am See gelegen. Moderner Komfort.

St. Moritz

Hotel Caspar Badrutt. Vornehmes Haus.

Hotel Colonder. Schöne Lage.

Savoy-Hotel. Das moderne mittelgroße Familienhotel.

Hotel Stefanie. Vollständ. renov. Behagl. Familienh. Mäß. Preise.

Pontresina

Palace-Hotel. Inmitten einer Hochalpenwelt. Freie sonn. Lage.

Rosatsch Hotel. Modern eingerichtetes Haus.

Hotel Schweizerhof. Sommer- und Winterbetrieb.

Tarasp-Vulpera Engadin.

Das bedeutendste Bad der Schweiz. 1250 m ü. d. M. Weltbekannte Mineralquellen mit Engadiner Höhenluft und Sonne.

ITALIEN

Abbazia

Winterkurort I. Rang. Vorzügl. klimat. Lage. Hotels ganzjähr. geöffnet.

Hotel Atlantica und Hotel Esplanade. Moderner Komfort.

Hotel Auguszt. Wiener Küche. Zentrale Lage, neben Kurpark, Strandbad und Schiffsstation.

Hotel Continental e Marino. Aller Komfort.

Pension Lederer, gutbürgerliche Pension am Kurpark.

Kurhaus Dr. Mahler. Sonnen- und Sportanstalt. Ganzjährig.

Palast-Hotel. Feinste Wiener Küche.

Hotel Quisisana. Hotel Eden. Moderner Komfort. Zimmer mit fließendem Wasser.

Laurana bei Abbazia

Iris. Neu eingericht. Fließ. Wasser.

Grand-Hotel Laurana. Vornehm. Ruhig. Direkt am Meer.

Hotel Pension Vittoria. Prachtvolle Lage. Vorzügl. Wiener Küche.

Bordighera

die Perle der italienischen Riviera, die Stadt der Palmen und Blumen. Tennis, Golf.

Grand-Hotel Cap-Ampeglio. Erstklassig. Moderner Komfort. Herrliche Lage.

Hotel Belvedere-Lombardi. I. Ranges. Herrliche Aussicht auf das Meer. Wundervoller Park.

Hotel Continental. Erstklassiges Familienhaus. Mäßige Preise. Vorzügliche Küche.

Hotel Miramare, Hotel Esperia. Beide Hotels in herrlicher Lage. Mäßige Preise.

Hotel Royal. I. Ranges. Herrl. Lage. Mod. Komf. Mäß. Preise.

Dolomiten-Strasse

Karersee (Carezza al lago) Canazei.

Karersee-Hotel. Führ. Haus d. Dolomiten. Ideale Höhenstationen in romantischer herrlicher Lage. 480 Betten. Zimmer m. Privatbad.

Hotel Latemar. In schönster waldreicher Lage. Mod. Komfort.

Gries bei Bozen.

Pension Astoria. Familienhaus in herrlicher Lage mit Park.

Hotel und Pension Austria. I. Ranges. Moderner Komfort.

Hotel Badl. Eigenbauweine. Fließendes Wasser.

Sanatorium Grieserhof. Jahresbetrieb. Erholungsbedürftige und Augenkranke.

Pension Quisisana. Pension von 35 L. an. Herrlich gelegen.

Savoy-Hotel. Haus ersten Ranges. Pension von Mk. 7—10.

Meran

Pension Aders. Familienhaus ersten Ranges. Mit grossem Park.

Bavaria-Hotel. In großem Palmengarten. Fließendes Wasser.

Hotel Bristol. Erstkl. Familienhotel. Pension 80—90 Lire.

Hotel Frau Emma. Das Haus von Weltruf.

Hotel Esplanade. Im Mittelpunkt des Meraner Kurlebens.

Hotel Finstermünz. Vornehmes Familienhaus.

Gilmhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Pension Hampl. Altrenommiert.

Pension Helvetia. Gutbürgerl. Haus. Mässige Preise.

Sanatorium Hungaria. Für Tuberkulose. Therapie.

Schloß Labers. Schloßhotel am Walde.

Hotel Maendl. Herrliche Lage. Alle Zimmer mit Balkon.

Sanatorium Martinsbrunn. Mod. Heilbehelfe. Großer Park.

Grand Hotel u. Meraner Hof. Beste Lage. Mod. Komf. Mäß. Preise.

Park-Hotel. Das ruhige vornehme Haus mit 180 Betten.

Hotel Ritz und Pension. Fließendes Wasser.

Savoy-Hotel. Erstkl. Schweizer Hotel an der Promenade.

Sanatorium u. Diätkuranstalt „Stefani". Alle mod. Kurmittel. Dr. Binder.

Hotel und Pension Windsor. I. Ranges.

Meran-Obermais

Kurhaus Waldpark. Für innere Krankheiten.

Gardone-Riviera

Gardasee

Grand-Hotel. Haus ersten Ranges. Direkt am See.

Nervi bei Genua

Hotel Pension Bonera. Erstklassiges Deutsches Haus.

Rapallo

Gross. Kur- u. Badeort a. d. Riviera in der Nähe v. Genua. Sommer- u. Winteraufenth., erstkl. Hotels u. Pens.

Riva

die Perle des Gardasee. Bade-Saison Mai—Oktober.

Hotel Bellevue. Erstkl. Familienhotel mit jedem mod. Komfort.

Hotel Central. Grosses Kaffee-Restaurant. Garagen.

Hainzls Hotel Seevilla. Altbekannte Familienpension.

Grand-Hotel Riva. Das moderne Haus am Platze.

See- u. Parkhotel. Angenehmster, beliebtester Aufenthalt.

San Martino di Castrozza.

Palace Hotel Sass Maor. Familienhotel in schönster Lage am Walde. 250 Betten.

Riviera-Levante, Santa Margherita

27 Minuten von Genua, erstkl. Kur- u. Badeort, in sonniger geschützter Lage. Das ganze Jahr geöffnet.

Hotel Imperial Palace, führend. Haus, schöne Lage, grosser Park.

Stresa

Grand Hotel et des Iles Borromees. Luxus. Haus direkt am See. Mittelpunkt der Eleganz und Sportwelt.

Lido-Venedig

Der schönste Strand der Welt!

Grand-Hotel des Bains. Allerersten Ranges.

Hotel Eden, einziges deutsches Familien-Hotel. Fließ. Wasser.

Excelsior Palace-Hotel. Luxushaus.

Grand Hotel Lido. Aussicht auf Venedig.

Hotel Villa Regina. Erstklass. Eigenheim.

Venedig

Hotel Bristol-Britannia am Canale Grande. Einziges Deutsches Haus I. Ranges.

→ In allen diesen Hotels und Pensionen liegt die Leipziger „Illustrirte Zeitung" zur Lektüre auf. ←

Staatl. Stahl- und Moorbad

Bad Steben im Frankenwald

581 m ü. d. M.

Vorzügliche Heilerfolge bei Blutarmut, Bleichsucht, Herz-, Nerven- und Frauenleiden, Gicht und Rheumatismus.

Waldreiche Lage / Neues Kurhaus / Park / Liegehalle.

Kurzeit bis 8. Oktober. Auskunft durch die staatl. Badverwaltung.

Ermäßigte Kurtaxen ab 20. August.

Bad Blankenburg Thüringerwald
Sanatorium für Nervenkranke
Sanitätsrat Dr. Warda

KURHAUS für Nervenkranke **Tannenfeld** bei Nöbdenitz, Thüringen. Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.

Kommen Sie auf 3 Tage nach Budapest

Kombiniertes Couponheft mit bedeutenden Ermässigungen und erstklassigen Dienstleistungen

Preis: 80 Pengö.

Erhältlich in jedem Reisebüro.

S Sanatorium Dr. Möller, Dresden-Loschwitz **M**
Diät-, Schroth-, Fastenkuren
Bei Rheuma, Blut-, Nerven-, Herz-, Magenkrankheiten

Franzensbad, Hotel Königsvilla.



Vornehmste und günstigste Lage für den Kurgebrauch. Haus I. Ranges mit allem der Neuzeit entsprechenden Komfort. Mit eigenen grossen Gartenanlagen. Tel.-Adresse: Königsvilla, // Franzensbad. //

Das Beste, was Paris bietet, ist das
HOTEL **AMBASSADOR**
das grösste Pariser Hotel am neuen Boulevard Haussmann
600 Zimmer mit Bad

Einzelzimmer mit Bad . . . . Fcs. 125.-
Doppelzimmer mit Bad . . . . Fcs. 175.-
Doppelzimmer (2 Betten) mit Bad Fcs. 200.-

COMMODORE
WAGRAM
SAVOY
TRÉMOÏLLE
GROSVENOR

DIREKTION: DUHAMEL

„Staatl. Fachingen" ist eines der besten Mittel zur Erhaltung der Gesundheit, namentlich auch bei Leuten mit sitzender Lebensweise und zu reichlicher Ernährung. Fachingen verjüngt gleichsam den Körper, indem es die Grundlage zu neuer Lebenskraft schafft.



Sanatorium Am Goldberg
Bad Blankenburg, Thür. Wald. Tel. 44.

Handbuch der Musik. von J. C. LOBE. 31. Auflage. Preis gebunden 2 RM. VERLAG VON J. J. WEBER IN LEIPZIG C 1. Reudnitzer Straße 1-7.

DAVOS-Dorf 3: Sanatorium Seehof. Prosp. Preise ab M. 13.-
DAVOS-Platz 3: Platzsanatorium. Prosp. Preise ab M. 14.-

PARIS HOTEL BALTIMORE
88 bis Avenue KLEBER (ETOILE).
Die mässigsten Preise. — HOCHMODERNER NEUBAU MIT JEDEM KOMFORT. RESTAURANT I. RANGES.

MERAN
Herrlicher Herbst. Traubenkuren
und alle anderen Kurmittel. Sportfeste, Vergnügen, Autotouren.
Grosser Preisabbau bei gleicher Güte.

HOTEL PRIMAVERA 147-ter Rue D'Alésia **Paris.**
Deutsch sprechendes Personal. — Fließendes Wasser. — Garage. — Lift. — Jeglicher Komfort. — Mässige Preise.

Hotel de Londres et New-York, Paris,
15 Place du Havre, gegenüb. Abfahrtsbahnhof f. Seebäder. — Gute Küche u. Keller. — Bürgerl. Preise. — Grosser Komfort. — Man spricht deutsch.

DAS KIND SEINE ENTWICKLUNG UND SEINE PFLEGE
Mit 39 Abbildungen. Von Dr. med. HANS RISEL. Gebunden 2.50 RM.

Es ist ein Buch, das jeder jungen Mutter zum Wohle ihres Kindes in die Hand gegeben werden soll.

Inhalt: Der gesunde Säugling :: Natürliche Ernährung :: Das Anlegen und die spätere Ernährung des gesunden Kindes Die angeblichen und die wirklichen Stillhindernisse :: Kranke Brustkinder, kranke Kinder an der Brust :: Die künstliche Ernährung :: Kuhmilch und künstliche Nahrungsgemische :: Säuglingsfürsorge :: Flaschen und Kochapparate :: Pflege des jungen Kindes und seine Kleidung, Zahnung :: Krankheitsverhütung :: Impfung :: Ausführung ärztlicher Anordnungen :: Pflege ansteckender Kranken :: Kind und Schule :: Abhärtung und Sport :: Psychische Erziehung.

VERLAGSBUCHHANDLUNG VON J. J. WEBER IN LEIPZIG C 1.

Allgemeine Notizen.

Internationale Presseausstellung Köln 1928. Der Arbeitsausschuß der Abteilung „Presse und Werbewesen“ bezeichnete in seiner ersten Sitzung unter Leitung seines Vorsitzenden Prof. Dr. Seyffert (Köln) die Darstellung der Presse als Werbeproduzent — Technik und Organisation der Inseratenreklame — und als Werbekonsument — die Werbung für Presseerzeugnisse — als Hauptaufgabe. Daneben soll eine Übersicht über die graphischen Werbemittel überhaupt und die Bedeutung und die Aufgaben der Werbelehre, insbesondere des werbewissenschaftlichen Unterrichts, gegeben werden. Die in der Sitzung bewiesene und für die weiteren Arbeiten zugesagte umfangreiche Mitwirkung der führenden Persönlichkeiten der Werbeverbände und hervorragender Praktiker und Wissenschaftler leisten Gewähr für eine wissenschaftlich und praktisch erfolgreiche Durchführung dieser Aufgaben. Es soll dem Laien erkennen lassen, welche wichtige wissenschaftliche Aufgabe die Reklame erfüllt, aber auch dem Fachmann zeigen, durch welche Hilfsmittel diese Aufgabe am vollkommensten zu lösen ist. In ausstellungstechnischer Hinsicht werden neuartige Mittel und Wege gebildet werden müssen, um den an sich sehr spröden Stoff in wirkungsvoller, anschaulicher Weise darzustellen.

Eine deutsche akademische Auslandsstelle ist auf Anregung des Verbandes der deutschen Hochschulen vor kurzem geschaffen worden. An der Arbeitsgemeinschaft nehmen neben dem Verband der deutschen Hochschulen die zuständigen Reichsministerien und die Unterrichtsministerien aller Hochschulländer teil. Es wurde ein Arbeitsausschuß gewählt, dem Prof. Dr. D. Scheel (Kiel), vom Vorstand des Verbandes der deutschen Hochschulen, sowie Prof. Dr. Schlink (Darmstadt), ferner Ministerialdirektor Prof. Dr. Richter (Berlin) und Assessor Dr. Schairer, Hauptgeschäftsführer der Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft (Dresden) angehören.

Den Großen Staatspreis hat die Preußische Akademie der Künste zu Berlin ausgeschrieben. Es können sich dieses Jahr um ihn Maler und Bildhauer bewerben. Vorbedingung ist, daß die Bewerber die preußische Staatsangehörigkeit besitzen und am 10. Dezember 1927 (am Tage der Einlieferung der Wettbewerbsarbeiten in Berlin) das 32. Lebensjahr nicht überschritten haben. Eine Zulassung zum Wettbewerb bei Über-

schreitung der Altersgrenze wird dieses Jahr nochmals bei den Bewerbern in Erwägung gezogen werden, die nachweislich durch den Heeresdienst in den Jahren 1914/18 in ihrer Berufsausbildung behindert waren.

Der sichtbare Herzschlag. Durch verschiedene Zeitungen ging kürzlich die Nachricht, daß der Pulsresonator, ein Apparat, der die Frequenz der Herzschläge und ihre Veränderung durch besondere Einflüsse (Schreck, Erregung, Krankheit usw.) aufzeichnet, als ein neuer amerikanischer Apparat bezeichnet wird. Wie wir von der Electricitäts-Gesellschaft „Sanitas", Berlin N. 24 erfahren, beruht diese Notiz auf einem Irrtum. Der betreffende Apparat, der Pulsresonator, ist keine amerikanische Erfindung, sondern ist von Prof. Dr.-Ing. Rudolf Goldschmidt erfunden und wird von der Sanitas-Gesellschaft hergestellt. Professor Goldschmidt ist der Erbauer der Radiogroßstation Tuckerton; er hat auch die Hochfrequenzmaschine erfunden, vermittels welcher kurz nach Ausbruch des Krieges, nachdem die deutschen Übersee-Kabel zerschnitten waren, die drahtlose Verständigung mit Amerika hergestellt wurde. Im Interesse der deutschen Wissenschaft und Technik sei also festgestellt, daß der Pulsresonator keine amerikanische, sondern eine rein deutsche Erfindung ist und in Deutschland hergestellt wird.

Reisen nach Ostpreußen hindert der sogenannte polnische Korridor nicht, wie vielfach irrtümlich angenommen wird. Die Züge zwischen Berlin und Königsberg i. Pr. werden durch den polnischen Korridor als geschlossene Durchgangszüge geführt. Seit Jahr und Tag erfolgt auch keine Kontrolle mehr in den Zügen. Der Reisende nach Ostpreußen braucht keinerlei polnisches Visum; es genügt vollkommen ein ordnungsgemäßer Paß. Die Fahrt nach Ostpreußen bietet also auch auf der Eisenbahn keinerlei Unbequemlichkeiten.

Der Sichtvermerkzwang ist zwischen Deutschland und einer Reihe von anderen Staaten im zwischenstaatlichen Reiseverkehr aufgehoben worden. Dadurch sind jedoch die Bestimmungen zum Schutz des einheimischen Arbeitsmarktes nicht berührt worden. So ist bei Besuchs-, Erholungs-, Studien- und Geschäftsreisen nach Dänemark, Finnland, Holland, Liechtenstein, Luxemburg, Österreich, Schweden und der Schweiz nur der deutsche Reisepaß notwendig. Erfolgt die Einreise jedoch arbeitsuchend oder wegen des Stellenantritts, so ist vorher eine besondere Genehmigung bei den betreffenden Generalkonsulaten einzuholen.

LEIBNIZ-KEKS

TET

DUVE KEKS

Pangani-Gebäck

H·BAHLSENS KEKS-FABRIK A·G· HANNOVER

HOTEL BRISTOL
BUDAPEST
DONAUQUAI

Modernes Haus allerersten Ranges.

Fließendes kaltes und warmes Wasser. / Appartements mit Privatbädern / Schönste Lage an der Donau. / Feinste französische und ungarische Küche. / Ermäßigte Preise.

ILLITS' HOTEL CARLTON
BUDAPEST—DONAUQUAI

Modernster Komfort – schönste und beste Lage.
Grosse Donau-Terrasse – ausgezeichnete Küche.

HOTEL JÄGERHORN / BUDAPEST
(VADÁSZKÜRT SZÁLLODA)

Erstklassiges Familienhaus in unmittelbarer Nähe der Donau
100 Zimmer. Billige Preise
Eigenes gutgeführtes erstklassiges Restaurant und Café.
Besitzer: Franz Kommer

GRAND HOTEL IMPERIAL · BUDAPEST
1 Minute vom Ostbahnhof

6 Etagen, 220 Zimmer mit fließendem Wasser und Privatbädern, Zentralheizung.
Telefon: József 326—19. Direktor: Andreas Keleti.

PENSION GRIMM
BUDAPEST V. VIGADÓ-UCCA 2
TELEPHON 106—46

HAUS ERSTEN RANGES
ZENTRALSTE, VORNEHME LAGE, FLIESSENDES WASSER.



Jos. Törley & Cie., Sektkellereien,
Budapest VIII, Esterházy utca 22.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



FERIENENDE: DIE HEIMKEHR DER SOMMERFRISCHLER

ZEICHNUNG VON RUDOLF LIPUS





Zur Erinnerung an die Opfer des Weltkrieges: Weihe des Denkmals für die Gefallenen des Infanterieregiments Nr. 52 und des Reserve-Infanterieregiments Nr. 269 in Cottbus am 14. August. — Im Oval: Die 400-Jahrfeier von Oberwiesenthal im Erzgebirge vom 13. bis zum 16. August: Auf dem Festplatz am Kreisturnheim. (Phot. Franz Landgraf, Zwickau i. S.). — Links: Chinesische Architektur als Vorbild neuzeitlichen Baustils: Der Wasserturm in Reichenbach im Vogtland (Sachsen), der wie eine chinesische Pagode anmutet.







Links: Fassadenreinigung mit Hilfe des Dampfes: Abdampfen der Wand eines Modehauses in Paris zur Entfernung des Staubes und Schmutzes. Der durch Schläuche von einem fahrbaren Dampfkessel herangeführte Dampf strömt in 2 cm Abstand von der Wand unter Druck aus einem schmalen Schlitz heraus. — Rechts: Von dem Jubiläum der Gründung des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg vor 75 Jahren am 17. und 18. August: Der Festakt im Raume der alten Kartäuserkirche des Germanischen Museums am 18. August. (Phot. K. Hofmann, Nürnberg.)

DEUTSCHLAND UND JAPAN

VON DR. PAUL OSTWALD

Der am 20. Juli abgeschlossene deutsch-japanische Handels- und Schiffahrtsvertrag, dessen Ratifikation im Laufe des September zu erwarten ist, hat die Frage nach dem Stand der gegenseitigen Beziehungen zwischen Deutschland und Japan wieder von aktuellerem Interesse werden lassen. Und das ist gut so, denn nur zu leicht laufen wir Gefahr, bei dem uns an Rhein und Weichsel aufgezwungenen Kampf um unsere nationale Existenz uns unseren politischen Blick verengen zu lassen und zu vergessen, daß wir in einer Zeit engster weltpolitischer und weltwirtschaftlicher Verflechtungen leben. Daß aber die politische Stellungnahme auch eines an sich geographisch von uns so entfernt liegenden Staates wie Japans für uns von entscheidender Bedeutung werden kann, das sollten wir aus dem Weltkriege zur Genüge gelernt haben, denn es hat sich bitter an uns gerächt, daß wir vor 1914 meinten, das Mikadoreich als eine Quantité négligeable behandeln zu können. Es gilt um unserer nationalen Zukunft willen, daß wir diesen Fehler nicht zum zweitenmal begehen, daß wir über den europäischen auch die weltpolitischen Zusammenhänge nicht vergessen, und in diesem Sinne verlangen eben auch die deutsch-japanischen Beziehungen und ihre Ausgestaltungsmöglichkeiten eine besondere Aufmerksamkeit.

Hier muß zunächst festgestellt werden, daß sich nach dem Weltkriege gute Beziehungen zwischen uns und dem Mikadoreich am leichtesten wieder auf dem kulturellen Gebiete knüpfen ließen. Die starke Abhängigkeit der Kultur des modernen Japans von Deutschland, zu der in der Restaurationsepoche des Mikadoreiches besonders auf den Gebieten der Staatsverwaltung, der Verfassung, des Heerwesens, der modernen Rechtspflege, der medizinischen Wissenschaft und deren Nebendisziplinen der Grund gelegt wurde, zwang die Japaner dazu, nach Kriegsende alles zu tun, um wieder mit uns in einen engeren geistigen Kontakt zu kommen. Es war erfreulich und soll auch heute noch dankbar anerkannt werden, daß diese Kreise der japanischen Intelligenz damals in den ersten Nachkriegsjahren durch wiederholte Pietätsakte an den Gräbern deutscher Gelehrter vor aller Welt die feindliche Propaganda vom deutschen Barbarenvolk Lüge straften, daß sie auf ihren Kongressen gegen die Versailler Vernichtungspolitik protestierten, daß sie Sammlungen für unsere damals notleidende Wissenschaft und Studentenschaft veranstalteten. Der Wunsch nach einer stärkeren kulturellen Zusammenarbeit mit Deutschland vertiefte sich aber in Japan um so mehr, als sich in der Nachkriegszeit eine gewisse Ähnlichkeit der geistigen Atmosphäre bei beiden Nationen ergeben mußte. Denn wie bei uns Neues mit Altem zu ringen begann, so steht auch das heutige Japan in einem immer stärker werdenden Kampf um einen neuen geistigen Lebensinhalt, da die schnelle Entwicklung zum modernen Industriestaat die alte, im schintoistischen Glauben festgegründete Welt- und Staatsanschauung mehr und mehr zerrinnen läßt. Dieses psychologische Moment muß man beachten, um begreifen zu können, welch große Gebiete geistiger und kultureller Beeinflussung sich uns in Japan dadurch für die Zukunft eröffnen. Das heutige Japan will von uns nicht nur auf den altüberlieferten Gebieten der Rechtswissenschaft und der Medizin lernen, es will eindringen in unsere Weltanschauung, unsere Literatur, unsere Kunst. Darum werden heute deutsche Gelehrte aller Gebiete zu Vortragsreisen nach Japan gebeten, darum werden deutsche Musiker dort so sehr gefeiert und werden deutsche Kunstausstellungen immer wieder verlangt. Dem allem entspricht dann auch die besondere Förderung der deutschen Sprache als Unterrichtsfaches auf den japanischen höheren Schulen, so daß der Kreis derer, die deutsche Sprachkenntnisse besitzen und wenigstens deutsche Schriften lesen können, sich nicht mehr beschränken wird auf die Mediziner und Juristen, für die schon immer deutsche Sprachkenntnisse obligatorisch waren. Aber auch auf deutscher Seite ist erkannt worden, daß Japan als eine der wichtigsten Mächte Ostasiens aus den Schätzen der alten fernöstlichen Kultur uns vieles zu bieten vermag, so daß wir bei einer solchen Pflege der kulturellen Beziehungen zwischen den beiden Nationen nicht nur Gebende, sondern auch Empfangende sein können. Aus dieser Idee heraus, daß es sich für beide Nationen lohnt, in einen stärkeren gegenseitigen Austausch ihrer geistigen und kulturellen Güter zu treten, konnten denn auch das Deutsch-Japanische Institut in Berlin und das Japanisch-Deutsche Institut in Tokio ins Leben gerufen werden, die eine engere Zusammenarbeit der beiderseitigen Gelehrten und Wissenschaftler gewährleisten und eine größere wechselseitige Kenntnis des geistigen Lebens und der öffentlichen Einrichtungen in Deutschland wie in Japan fördern werden. Zum erstenmal sind bei zwei Nationen derartige Institute zum Zwecke eines gegenseitigen Austausches ihrer Kulturgüter gegründet worden, und es berechtigt uns das zu der Hoffnung für die Zukunft, daß dadurch ganz besonders feste geistige Bande zwischen Deutschland und Japan geschaffen werden können.

Schwieriger dagegen gestalteten sich bisher die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Japan, da man in Tokio nicht den Mut fand, nach Kriegsende sofort mit uns in Verhandlungen über einen neuen Handelsvertrag zu treten, sondern aus Rücksicht auf Frankreich, dem man sich nach der Washingtoner Konferenz genähert hatte, fest auf Einhaltung der im Versailler Diktat für uns vorgesehenen fünfjährigen Karenzzeit bestand. Insofern unterschied sich allerdings Japan wesentlich von unseren früheren Feinden, als es sich in der Behandlung des liquidierten deutschen Eigentums entgegenkommender erwies und auch im allgemeinen dem deutschen Handel keine besonderen Schwierigkeiten machte, so daß wir sehr bald dem Werte nach unsere Vorkriegsziffern in der Ausfuhr nach Japan erreichten. Das Fehlen eines Handelsvertrages aber machte sich für uns dann doch recht ungünstig bemerkbar, da Japan dadurch die Möglichkeit erhielt, im Juni 1924 ein Einfuhrverbot für deutsche Farben zu erlassen, und damit gerade den Artikel traf, der in unserer Ausfuhr immer an erster Stelle gestanden hatte. Unser Kampf um die Aufhebung dieses Farbeneinfuhrverbotes hat dann auch bei den bereits von uns im Herbst 1924 mit Japan aufgenommenen Verhandlungen über einen neuen Handelsvertrag dessen Abschluß wesentlich erschwert. Erst im August 1926 sollte es uns gelingen, mit Japan über die Farbeneinfuhr zu einem Kompromiß zu kommen, nach dem Deutschland sich verpflichtet, nur die Farben einzuführen, die Japan selber nicht herzustellen vermag. Wir können mit diesem Kompromiß um so zufriedener sein, als es sich bei der deutschen Ausfuhr nach Japan in der Regel nur um die hochwertigen Farbenprodukte gehandelt hat, und die japanische Farbenindustrie ist noch lange nicht so weit, die deutsche Einfuhr ersetzen zu können. Mit dem Farbeneinfuhrverbot traf Japan nicht nur uns, sondern sich selbst, denn die für die japanische Textilindustrie unentbehrlichen wertvollen deutschen Farben mußten von dieser über andere Länder bezogen werden, aber zu einem teureren Preis. Einer solchen Diskriminierung deutscher Waren auf dem deutsch-japanischen Absatzmarkt ist nun durch den jetzt abgeschlossenen Handels- und Schiffahrtsvertrag, der 15 Tage nach Austausch der Ratifikationsurkunden zur Wirkung kommt, ein starker Riegel vorgebaut. Denn abgeschlossen ist der neue Handelsvertrag auf dem Boden der gegenseitigen Meistbegünstigung, so daß uns auch alle die wirtschaftlichen Vorteile zufallen, die Japan anderen Nationen eingeräumt hat. Automatisch muß sich darum der hohe autonome Zoll auf deutsches Kammgarn von 32,40 Jen für 100 Kin (ein Kin gleich 600 g) auf 24,40 Jen senken, da dieser niedrigere Zolltarif in anderen Handelsverträgen vorgesehen ist. Damit aber wird das deutsche Kammgarn, das noch bis 1923 beinahe die Hälfte der japanischen Einfuhr ausmachte, wieder auf dem japanischen Absatzmarkt konkurrenzfähig gegen französische, englische und tschechische Ware. Ebenso muß sich automatisch durch den Handelsvertrag der Zoll auf Automobile, Automobilteile, Parfüms, Seifen senken, und wenn diese Artikel auch im deutschen Außenhandel bisher keine große Rolle spielten, so ist ihre Ausfuhr jetzt doch entwicklungsfähig, besonders in bezug auf unsere hochentwickelte Automobilindustrie, die bei dem gesteigerten Bedarf Japans an Automobilen die englische und amerikanische Konkurrenz nicht zu scheuen braucht. Ob der Handelsvertrag auch Möglichkeiten und Aussichten bieten wird für eine Steigerung der anderen wichtigen deutschen Ausfuhrartikel, wie schwefelsaures Ammoniak, Eisenwaren, Maschinen, elektrotechnische Artikel, Bücher, medizinische Instrumente, wird abzuwarten sein. Hier hängt noch manches ab von den im Gange befindlichen Verhandlungen über einzelne Tarifpositionen. Wesentlich aber ist, daß durch den auf der Grundlage der gegenseitigen Meistbegünstigung abgeschlossenen Handels- und Schiffahrtsvertrag endlich auch die rechtliche Grundlage über das Aufenthalts- und Niederlassungsrecht der beiderseitigen Staatsuntertanen, über die konsularische Vertretung, die Handelsschiffahrt usw. geschaffen worden ist, wie sie der frühere im Jahre 1911 abgeschlossene Vertrag gab. Auch für Japan bringt der neue Handelsvertrag gewisse Vorteile, die nicht unbeachtet bleiben dürfen, wenn auch eingestanden werden muß, daß seine Ausfuhr nach Deutschland im Werte von etwa 12 Millionen Jen bei einer Gesamtausfuhr von mehr als 2 Milliarden Jen nicht wesentlich ins Gewicht fällt. Immerhin wird Japan seine Ausfuhr nach Deutschland um einige Millionen künftig steigern können, da wir uns als Gegengabe für das Farbstoffabkommen zu einer Herabsetzung des Zolls für Sojabohnenöl von 7,50 Mk. auf 2,50 Mk. bereit erklärt haben. Auch die japanische Seide wird auf dem deutschen Markt wieder konkurrenzfähig, und der Zeitpunkt ist jetzt gekommen, wo eine engere Zusammenarbeit zwischen dem deutschen Seidenhandel und der japanischen Seidenindustrie stattfinden kann, um damit Ideen praktisch werden zu lassen, wie sie bereits auf der Berliner großen Seidenausstellung 1925 von deutscher und japanischer Seite angeregt wurden. Auf jeden Fall schafft der neue Handels- und Schiffahrtsvertrag aber eine neue Basis für geregelte und gute wirtschaftliche Beziehungen und läßt erhoffen, daß er zusammen mit den starken kulturellen Bindungen zwischen den beiden Nationen auch nicht ohne günstige politische Auswirkungen bleiben wird.

Denn das soll und muß offen gesagt werden, daß Japan uns in den ersten Nachkriegsjahren in politischer Beziehung manche schwere Enttäuschung gebracht hat, indem es sich aus einer kurzsichtigen und reinen Opportunitätspolitik von Frankreich gegen uns mißbrauchen ließ. Erst nach dem im Januar 1925 erfolgten Abschluß des japanisch-russischen Vertrages setzte in Tokio eine gewisse Erkenntnis dafür ein, daß die allzu große Liebedienerei, die man Frankreich gegenüber an den Tag gelegt hatte, für das Mikadoreich verhängnisvoll zu werden begann. Die japanische Politik hat heute den Weg zu ihren eigentlichen Aufgaben, die in Ostasien und im Stillen Ozean liegen, zurückgefunden, und so sind denn auch politische Unerfreulichkeiten, wie sie die japanisch-französische Intimität mit sich brachte, in den letzten Jahren ausgeblieben. Japan ist aber weiter Mitglied des Völkerbundes und des Völkerbundsrates geblieben; es wird aus reinen Prestigegründen und Rasserücksichten auch nicht daran denken, aus der Genfer Institution auszutreten. Hier aber kann Japan ebenso wie wir politische Freunde gebrauchen, denn wenn auch die Genfer Abrüstungskonferenz einen gewissen Gegensatz zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und Großbritannien hat zutage treten lassen, gegen Japan werden beide angelsächsischen Mächte immer zusammenstehen. Dazu kommt, daß das Mikadoreich zu Rußland in einem ähnlichen Verhältnis steht wie Deutschland, und daß sich daraus, besonders bei dem Bemühen Englands um die Aufrichtung einer antirussischen Front, eine gewisse deutsch-japanische politische Schicksalsgemeinschaft ergibt, die sich auf naturgegebenen geopolitischen Bedingungen aufbaut. Solche Überlegungen lassen es aber doch wohl im Interesse beider Nationen wünschenswert erscheinen, daß zwischen ihnen auch in politischer Richtung Beziehungen Platz greifen, die mehr als nur korrekt bezeichnet werden müssen. Das Verständnis dafür zu verstärken, wird nicht nur Aufgabe der beiderseitigen Presseorgane sein müssen, sondern auch aller derer, die durch die kulturelle und wirtschaftliche Zusammenarbeit Gelegenheit und Möglichkeit haben, die öffentliche Meinung in beiden Nationen zu beeinflussen. Von ganz besonderem Wert aber für ein besseres Verständnis unserer eigenen schwierigen Lage im japanischen Volke würde es sein, wenn es endlich wieder gelingen würde, in Japan eine deutsche Zeitung ins Leben zu rufen, die wie die frühere „Deutsche Japanpost" in deutscher, englischer und japanischer Sprache erscheinen würde.

DREISSIG JAHRE DRAHTLOSE TELEGRAPHIE

VON DR. ARTHUR HAMM

Gerade 30 Jahre sind es jetzt her, daß Guglielmo Marconi, der italienische Ingenieur, die von dem deutschen Physiker Heinrich Hertz geschaffene Anordnung zur Erzeugung elektrischer Wellen dazu verwendete, Signale über eine gewisse Entfernung zu übertragen. Drei Nationen hatten zu dem Ergebnis, das damals das größte Aufsehen erregte, mit beigetragen. Der Engländer James Clark Maxwell hatte die theoretischen Grundlagen geschaffen, die der Deutsche Hertz dann durch eine Reihe glänzend durchgeführter Experimente bestätigte. In ihnen erblickte Marconi mit dem Blicke des genialen Ingenieurs das Mittel, der Übertragung von telegraphischen Zeichen durch den Draht eine solche ohne Drahtleitung an die Seite zu setzen, und der Versuch gelang. Slaby schilderte anschaulich, mit welcher Erregung die Teilnehmer an den Versuchen dem Klopfen lauschten, das das Eintreffen der Wellen aus der nur wenige hundert Meter entfernten Sendestation ankündigte; ein schmaler Meeresarm wurde damit überbrückt. Die Neuerungen, die Marconi damals anwendete, waren vor allem die Antenne, ein senkrecht in die Luft gehängter Draht und gewisse Verbesserungen am Kohärer. Mit jenem Tage begann ein Siegeslauf der neuen Technik, wie er seinesgleichen kaum hat, und wer heute drahtlos über den Ozean telegraphiert oder sich an den Darbietungen des Rundfunks freut, denkt wohl nicht so leicht daran, daß die ganze Technik erst 30 Jahre alt ist.

Marconis Anordnung war noch denkbar einfach; er schaltete die Funkenstrecke, die ihm zur Erzeugung der hochfrequenten Schwingungen diente, unmittelbar in die Antenne, die so in ihrer Eigenschwingung erregt wurde. Im folgenden Jahre erfanden gleichzeitig Braun in Straßburg und der Engländer Oliver Lodge das heute unentbehrlichste Requisit der „Drahtlosen", die Abstimmung durch Einfügung von Kapazitäten und Induktivitäten. Erst damit wurde die Anordnung wirklich leistungsfähig, vor allem konnte die zur Schwingungserzeugung verwendete Energie und damit die Reichweite vervielfacht werden. Als dann Marconi noch das erfand, was wir heute bei unseren Radio-Empfängern Sekundärschaltung nennen, da war eine gewisse technisch-industrielle Verwendbarkeit der Einrichtung gegeben, und tatsächlich gelang es Marconi bereits im Jahre 1901 mit dieser uns primitiv erscheinenden Anordnung, von Poldhu nach Neu-Fundland, das heißt über den Atlantischen Ozean in einer Breite von 2100 km hinweg zu telegraphieren. Kurz darauf konnte die Reichweite sogar bis auf über 3000 km gesteigert werden.



Von den Festspielen im Schlosse zu Heidelberg: Szene aus der Aufführung von Heinrich v. Kleists „Kätchen von Heilbronn" am 9. August. Von links nach rechts: Walter Werner als Ritter Flamberg, Carl Ebert als Graf vom Strahl und Fritta Brod als Kunigunde von Thurneck. (Phot. Nini und Carry Heß, Frankfurt a. M.)



Aus den 25-Jahr-Jubiläumsfestspielen im Harzer Bergtheater „Grüne Bühne" in Thale vom 9. Juli bis zum 28. August: Szenenbild aus „Prinz Friedrich von Homburg" von Heinrich v. Kleist. Frigga Braut als Kurfürstin, Marie Ewans als Prinzessin Natalie von Oranien, Dorothea Thieß und Alice Treff als Hofdamen, Franz Weilhammer als Wachtmeister.

Man hatte aber damals zum Abhören der ankommenden Signale noch immer kein anderes Mittel als das im Anfang vorhandene, den Kohärer mit einigen Verbesserungen und Abänderungen. Erst im Jahre 1906 trat der heute übliche Detektor in die drahtlose Telegraphie ein. Auch er wurde, wie übrigens merkwürdigerweise fast alle bedeutenden Fortschritte der drahtlosen Telegraphie, von mehreren Erfindern zu gleicher Zeit entdeckt, nämlich von Braun in Straßburg, dem die grundlegenden deutschen Patente gehörten, und Dunwoody, Pickard und anderen in Amerika. Der älteste Kristalldetektor war der mit Karborundum zusammengesetzte; bald darauf wurde die Verwendung der Pyrite entdeckt. Heute ist die Anzahl der Kombinationen Legion, obwohl die Verwendung von Bleiglanz mit irgendeiner Edelmetallspitze wohl die weitaus beliebteste ist. Vor kurzem entdeckte man in Deutschland die Möglichkeit, den Detektorkristall auf künstlichem Wege herzustellen. —



Von den im Laufe dieses Sommers stattfindenden Landesheimatspielen der Provinz Westfalen in dem Naturtheater im Stadtwald Hohenstein zu Witten-Ruhr: Szenenbild aus Goethes „Götz von Berlichingen".

Deutsche Klassiker auf der Freilichtbühne.

Noch vor der Erfindung des Detektors wurden indessen zwei Hilfsmittel für die drahtlose Telegraphie erfunden, die erst viel später zur Wirksamkeit kamen. Dem Dänen Valdemar Poulsen wurde die Verwendung des Lichtbogens zur Erzeugung hochfrequenter Schwingungen patentiert, womit ein Mittel gegeben war, weit größere Schwingungsenergien als bisher zu erzeugen und somit die Reichweite der Telegraphie abermals bedeutend zu vergrößern. Indessen dauerte es fast 10 Jahre, bis der Poulsenbogen wirklich angewendet wurde, erst kurz vor dem Kriege wurden die ersten Stationen mit Lichtbogensendern gebaut. Die zweite Erfindung, die eine noch unendlich viel größere Bedeutung als die des Poulsenbogens hatte, war die der Röhre. Im Jahre 1904 erhielt der Engländer Fleming das erste Patent darauf; seine Röhre, die lediglich als Detektor dienen sollte, hatte aber nur zwei Elektroden, während die dritte und vielleicht wichtigste, das Gitter, im Jahre 1908 von Lee de Forest hinzugefügt wurde. Es hat aber von Lee de Forests Erfindung ab noch fast ein Jahrzehnt gedauert, ehe die Röhre zu dem universell verwendbaren Instrument geworden ist, das sie heute darstellt, sowohl zur Schwingungserzeugung als auch zum Empfang. Dazu trug eine Erfindung bei, die man wohl zu den wichtigsten in der Hochfrequenztechnik rechnen kann, die auch wiederum von mehreren Seiten gleichzeitig gemacht wurde, nämlich die der Rückkopplung. Sie entstand im Winter 1912/13, und zwar in Amerika und Deutschland, dort von de Forest und Armstrong, hier von Dr. Meißner gemacht. Durch sie wurde es ermöglicht, die Röhre zur Schwingungserzeugung zu veranlassen, so daß sie als Sender von großer Konstanz der Wellenlänge brauchbar war. Gleichzeitig wurde damit die denkbar größte Empfindlichkeit des Empfanges erreicht.

Neben diesen grundlegenden Erfindungen treten die zahlreichen Schaltungspatente naturgemäß an Wichtigkeit etwas zurück. Das erste Patent dieser Art war das Marconische, das den von Braun und Lodge erfundenen abgestimmten Kreis auf den Empfänger anwandte, womit die Möglichkeit gegeben war, den Empfänger auf verschiedene Wellenlängen abzustimmen. Sehr viel später liegen alle die Empfangsschaltungen, die heute eine große Rolle in der Telegraphie und namentlich Telephonie spielen, die als abgestimmte Hochfrequenzverstärkung, Neutrodynschaltung und Superheterodynschaltung usw. jedem Funkfreunde bekannt sind.

Von den neueren Anwendungen der drahtlosen Telegraphie ist eine der interessantesten zweifellos die der drahtlosen Bildübertragung. Die bisherigen Erfolge sind sehr vielversprechend, obgleich die allgemeine Anwendung, ähnlich der des Rundfunks, noch nicht sichtbar ist. Aber die Übertragung von Wetterkarten und einzelnen Bildern, das heißt die Anwendung ähnlich der Telegraphie, wird jetzt schon praktisch ausgeführt.



Prof. Dr. Paul Zweifel,

Geheimer Rat, der berühmte ehemalige Ordinarius für Geburtshilfe und Gynäkologie an der Universität Leipzig und Direktor der Universitäts-Frauenklinik, starb in der Nacht zum 13. August, 79 Jahre alt.



Die Wiederbelebung eines gotischen Mysterienspiels: Schlußszene des 600jährigen „Eisenacher Spiels von den zehn Jungfrauen", das nach der Neubearbeitung von Konrad Höfer mit Musik von Ernst Fleischer in Eisenach vom 7. bis zum 15. August aufgeführt wurde. (Phot. Harder, Eisenach.)



Prof. Dr. Hermann Abert,

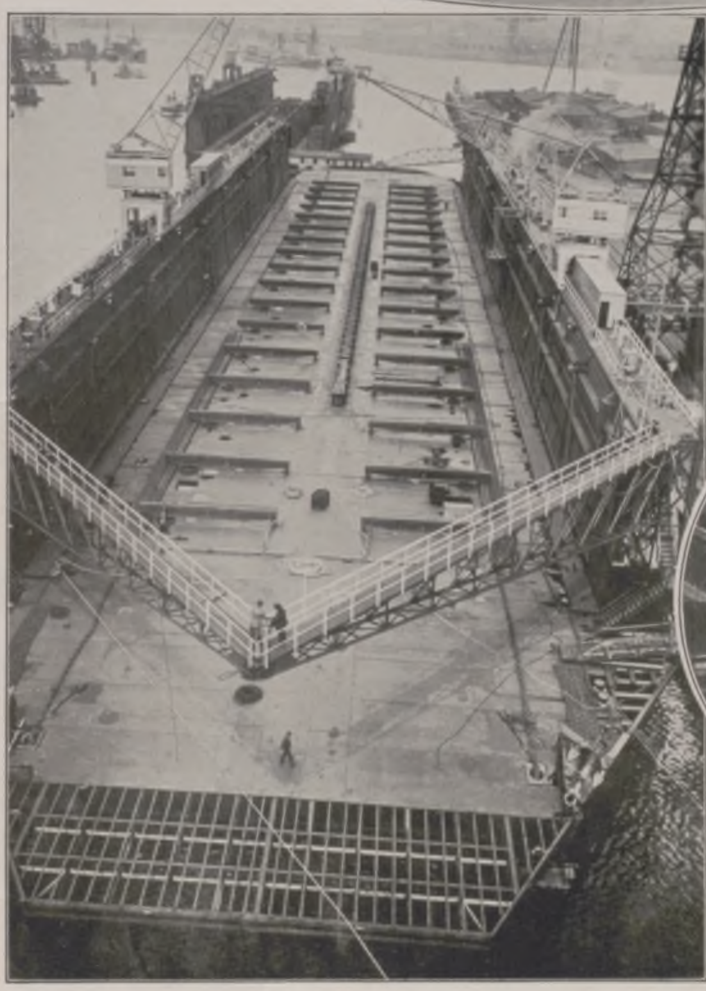
einer der Führer der deutschen Musikwissenschaft, Ordinarius an der Berliner Universität, Verfasser bedeutender musikgeschichtlicher Werke, starb am 13. August im Alter von 56 Jahren.





Aus dem vogtländischen Trachtenfest in Bad Elster am 14. August: Bademädchen von Bad Elster in ihrer früheren und heutigen Tracht.

Rechts nebenstehend:
Von dem kürzlich abgehaltenen Europäischen christlichen Kongreß in Budapest: Der Deutsche Schürmann bei seiner Ansprache, die von dem rechts neben ihm stehenden Missionar Dr. Baron Paul Podmaniczky ins Ungarische übertragen wurde.





Von dem folgenschweren Brandunglück in Holzau im Lechtal (Tirol) in der Nacht zum 6. August: Brandruinen des Hotels „Zum Hirschen". Dem Brande sind 4 Personen zum Opfer gefallen. (Phot. E. Resch, München.)

Mitte links:
Ein Riesenwerk deutscher Technik: Das von der Hamburger Werft der Deutschen Schiff- und Maschinenbau-Aktiengesellschaft soeben vollendete Schwimmdock von 25000 t für den Hafen von Bordeaux.





Links: Militärische Erziehung der Jugend in England: Jugendwehr auf dem Marsch zur Übung. Über 15000 Schüler der höheren englischen Knabenschulen gehören der Junior Division of the Officers' Training Corps an und werden von aktiven Unteroffizieren und Offizieren militärisch durchgebildet. Die Schüler tragen eine fast ganz der englischen Armee angepaßte Uniform. — Rechts: Zum Wettrüsten trotz aller Abrüstungskonferenzen: Das neueste amerikanische Küstenschutzgeschütz, das als das größte bewegliche Geschütz der Welt bezeichnet wird. Es vermag ein Gelände bis zu 32 km Entfernung zu bestreichen.





Rechts: Zum Fußball-Wettkampf der holländischen Meisterschaftsmannschaft Heracles-Amelo mit dem Fußballklub Tennis-Borussia in Berlin am 13. August anläßlich des 25jährigen Bestehens des Berliner Klubs. Die holländischen Gäste (gestreiftes Hemd) überreichen dem Jubilar einen Blumenkorb. Das Spiel selbst gewann der Jubilar mit 8:1.



Aus den Internationalen Tennismeisterschaften von Deutschland in Hamburg vom 10. bis zum 17. August: Im Oval: Hans Moldenhauer, der vorjährige Deutsche Meister im Einzelspiel, verteidigt siegreich seinen Titel gegen Hannemann, den er mit 6:2, 4:6, 6:4, 6:4 am 17. August schlug. Oben links: Cilly Außem, Köln, die durch ihren Sieg (6:3, 6:3) über Frau Friedleben, Frankfurt a. M., in der Endrunde den Titel Deutsche Meisterin erwarb.

TAGESGESCHICHTE

Die Festlichkeiten zur Feier der Gründung des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg vor 75 Jahren, die am 17. und 18. Januar stattfanden, verdienen bei der Bedeutung dieses Museums besondere Beachtung. Sie wurden am Abend des 17. August im Saalbau des Industrie- und Kulturvereins mit einem Empfangsabend eingeleitet. Am Tage darauf fand in der alten Kartäuserkirche des Museums der große Festakt statt, bei dem Dr. Graf v. Posadowsky-Wehner, der Vorsitzende des Verwaltungsrates, die Teilnehmer begrüßte. Die Glückwünsche der bayerischen Staatsregierung überbrachte Kultusminister Dr. Goldenberger, die der Reichsregierung Dr. Zweigert, Staatssekretär im Reichsministerium des Innern. Ein Festmahl im großen historischen Rathaussaal versammelte am Nachmittag die Festgäste, wobei Geheimrat v. Bezold, der bis 1920 an der Spitze des Germanischen Museums gestanden hatte, die Abschlußrede hielt.

Die Internationalen Tennismeisterschaften von Deutschland, die am 10. August in Hamburg begannen, wurden infolge der Störungen durch Regen über den als Schlußtag geplanten 15. August hinaus erst am 17. August beendigt. Sie brachten guten Sport. Eine Überraschung bildete der Sieg der jungen Kölnerin Cilly Außem über Frau Friedleben (Frankfurt a. M.). Der vorjährige Deutsche Meister im Einzelspiel vermochte wieder seinen Titel im Endkampf gegen Hannemann zu behaupten.

Deutsche Klassiker haben in diesem Sommer auf den Freilichttheatern starke Berücksichtigung gefunden. So wurde bei den Festspielen in Heidelberg, die in den Ruinen des Otto-Heinrich-Baues stattfanden, neben anderen Stücken auch H. v. Kleists hochromantisches „Kätchen von Heilbronn" zur Aufführung gebracht. Die szenischen Wald- und Wiesenstücke, für die der Schloßhof in seiner Weiträumigkeit die Möglichkeit breiter Spielfläche bot, fanden bei den Zuhörern beifällige Aufnahme. — Ebenfalls ein Drama von Kleist, „Prinz Friedrich von Homburg", wurde für die Festspiele im Harzer Bergtheater „Grüne Bühne" in Thale gewählt zu dessen Jubiläumsfeier seines 25 jährigen Bestehens. — Die Landesheimatspiele der Provinz Westfalen, die vom Mai bis zum Oktober auf dem Hohenstein bei Witten an der Ruhr stattfinden, haben mit ihren Aufführungen von Goethes „Götz von Berlichingen" sich bisher einen regen Zuspruch gesichert.

Das 600 jährige, gotische Mysterienspiel von den zehn Jungfrauen fand zu Eisenach in der Neubearbeitung von Dr. Konrad Höfer mit Musik von Ernst Fleischer unter der verständnisvollen Leitung des früheren Intendanten des Geraer Hoftheaters, Freiherrn v. d. Heyden-Rynsch, vom 7. bis zum 15. August glänzend gelungene Wiedergaben.



Von den Leichtathletikmeisterschaften der Deutschen Turnerschaft im Stadion zu Berlin-Grunewald am 14. August: Frl. Kapp, Frankfurt a. M., eine der besten Kunstspringerinnen, beim Kopfsprung.



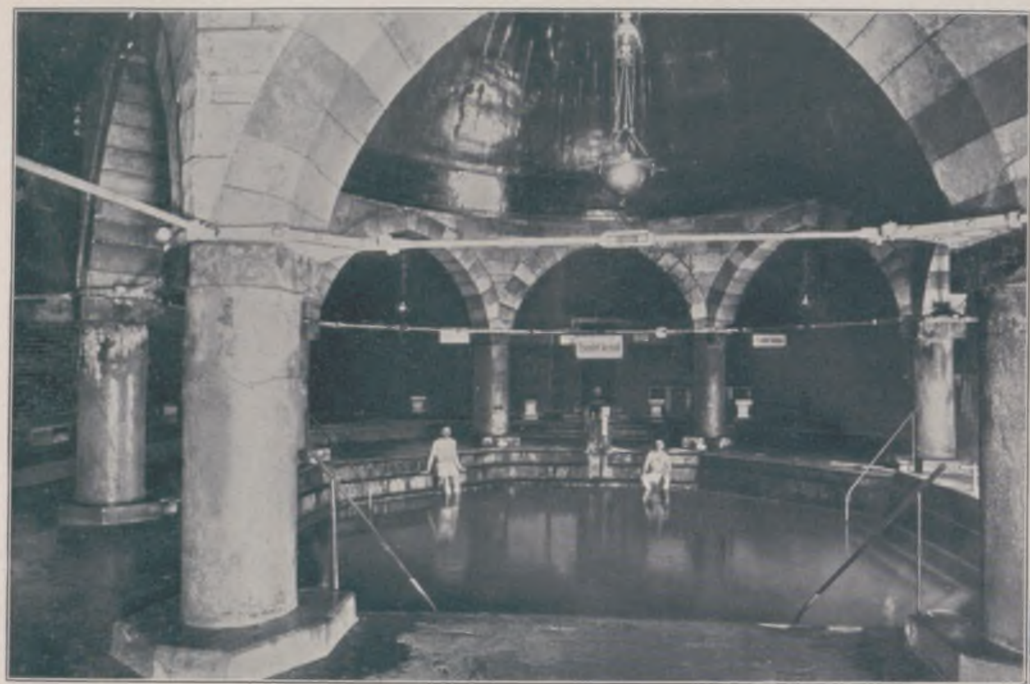
Nebenstehend:

Vom 16. Deutschen Meisterschafts-Rudern auf dem Medeweger See bei Schwerin am 14. August: Aus dem Rennen „Vierer ohne Steuermann", das der Berliner Ruder-Club erst nach scharfem Kampf mit $^{3}/_{4}$ Länge Vorsprung gegen den Dresdener Ruderverein gewinnen konnte.



Seglerleben an der Havel: Im Heim des ehemaligen Kaiserlichen Jachtklubs in Potsdam.
Zeichnung von Reinhold Koch-Zeuthen

B U D A P E S T



Im Rudasbad, einem Überbleibsel aus der Türkenzeit, in Budapest.

Die Bäderstadt Budapest und die Ausstellung für internationales Bäder- und Fremdenverkehrswesen.

Von Dr. Erzherzog Josef Franz.

Anläßlich des jüngst in Budapest veranstalteten Weltkongresses der Hoteliers bildeten vor allem die an malerischen Schönheiten überreiche Gegend von Budapest und der vor der Stadt dahinziehende mächtige Donaustrom eine besondere Anziehung. Der allgemeine Eindruck, der unter den nach Budapest kommenden Fremden herrscht, ist der, daß es neben Neapel kaum eine malerischer gelegene Stadt in Europa gäbe als Budapest, und daß diese Stadt vermöge ihres Reichtums an Naturschätzen und an wunderbaren Heilquellen in der ganzen Welt einzig dastehe; denn man kann mit Fug und Recht sagen, daß besonders keine einzige Stadt sich so groß angelegter und moderner Heilbäder erfreut wie die Stadt Budapest, deren viele Tausende von kranken und gesunden Personen jährlich dankbar gedenken. Die



Das Sanatorium auf dem Schwabenberg, dem schönsten der Berge bei Budapest, mit Ausblick vom Turm aus über die Hauptstadt und die angrenzende Tiefebene.

ungarische Hauptstadt hinterläßt mit ihren traditionellen und modernen Baulichkeiten und ihren großstädtischen Einrichtungen einen unauslöschlichen Eindruck bei allen, die sie gesehen haben. Der moderne Mensch findet hier ebenso seine Bequemlichkeit und seine Zerstreuung wie nur in irgendeiner Weltstadt. Allgemein bekannt ist es außerdem, daß die Fremden sich infolge der bei der ungarischen Nation üblichen, herkömmlichen Gastfreundschaft in Budapest gern heimisch fühlen.

Vor der Zerstückelung des Landes schickte Budapest sich eben an, ein großes Industriezentrum zu werden, und diese Bewegung ist nicht aufzuhalten. In Wahrheit aber stürmt jetzt Budapest mit großen Schritten vor, um eine Weltbäderstadt zu werden.

Die Schönheit Budapests und die mit allen modernen Mitteln ausgerüsteten großartigen Badeanstalten von wunderbarer Heilwirkung haben den Verein „Budapest-Bäderstadt“ bewogen, auf dem in malerischer Schönheit prangenden Budapester Gellértberg im Jahre 1929 eine internationale Ausstellung für Bäder- und Fremdenverkehrswesen und in Verbindung mit dieser unter dem Protektorat der Regierung und der Haupt- und Residenzstadt Budapest einen Balneologischen und einen Fremdenverkehrskongreß zu veranstalten.

Diese internationale Ausstellung und dieser Kongreß eröffnen die schönsten Aussichten. Der jüngst in Venedig veranstaltete Kongreß der internationalen Fremdenbureaus, der 600 Reisebureaus umfaßte, hat einhellig ausgesprochen, daß er an der im Jahre 1929 stattfindenden Budapester internationalen Ausstellung für Bäder- und Fremdenverkehrswesen nicht nur teilnehmen, sondern gleichzeitig auch seinen eigenen internationalen Kongreß in Budapest veranstalten werde.

Außerdem haben sich bereits die Fremdenverkehrsorganisationen mehrerer Länder für die Budapester internationale Ausstellung für Bäderwesen und den Kongreß für Fremdenverkehrswesen interessiert und die Leitung benachrichtigt, daß sie an der Ausstellung mit entsprechendem Material teilnehmen und auf dem Kongreß sich würdig vertreten lassen werden.

Für 1929 erwarten wir auch die feierliche Eröffnung des Budapester internationalen Handelshafens, der in der Nähe der internationalen Ausstellung für Bäder- und Verkehrswesen gebaut wird. Er soll der Aufgabe dienen, den friedlichen wirtschaftlichen Fortschritt der längs der Donau ansässigen, etwa 10 Millionen zählenden Bevölkerung zu fördern und zugleich der Welt die Lebensfähigkeit der ungarischen Nation, ihren friedlichen Kulturfortschritt und ihr reines traditionelles Bestreben zeigen, an dem Wettbewerb der europäischen Kultur ständig mitzuwirken.



Vor der Trinkhalle der Hungaria-Heilquelle in Budapest.

Die Heilbäder und Heilquellen Budapests.

Von Generaldirektor Géza v. Bánlaki.

Vermöge seiner glücklichen geologischen Verhältnisse ist Budapest geradezu prädestiniert, eine der namhaftesten Bäder-Metropolen der Welt zu sein. Nirgends vielleicht finden wir diesen unerhörten Reichtum und diesen großartigen Überfluß an Heilquellen, wie sie der ungarischen Hauptstadt dank der Freigebigkeit der Natur verliehen sind. Abgesehen von den Bitterwasserquellen in Buda und den lauwarmen Halbthermen, die sich stromweise in die Donau ergießen, liefern diese Quellen täglich an die 60000000 hl Heilwässer von 42 bis 74° C, die alle auf dem Gebiete der Budapester großen Heilbäder aus dem Boden sprudeln.

Schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung finden wir hier die Hauptstadt der römischen Provinz Pannonien.



Sankt Gellért-Bad und sein Hotel in Budapest.



DIE PERLE DER DONAU: DIE ST.-MARGARETHEN-INSEL IN BUDAPEST

AQUARELL VON ARPAD BARDOCZ

Aquincum, wo die vorgenommenen Ausgrabungen, die zahlreiche öffentliche Luxusbäder, allerdings in Ruinen, zutage förderten, den Beweis erbringen, daß die Warmwasserquellen von Buda schon den Römern bekannt und von ihnen hochgeschätzt waren. Und nicht ganz grundlos wird vorausgesetzt, daß die Benennung „Aquincum" in den gefundenen fünf Quellen („Aqua quinque") ihren Grund hat.

Laut historischer Angaben wurde das Wasser der Budaer Thermen schon zur Zeit der Könige aus dem Arpádenhause (1001—1301) als Heilmittel gegen die verschiedensten Krankheiten verwendet. Wir wissen, daß zur Zeit des Königs Matthias (1458—1490) die Budaer Partien unserer heutigen Hauptstadt auch im Auslande berechtigten Ruhm genossen. In seinem 1551 in Wien erschienenen Werk tut Dr. Georg Wernher „fürstlich eingerichteter Bäder" Erwähnung; der englische Arzt Brown aber nennt in seiner 1673 erschienenen Reisebeschreibung die Bäder von Buda „die vollendetsten Europas".

Die türkischen Eroberer (1526—1686) zerstörten die schönsten Kunstdenkmäler Budas, den Bädern aber gewährten sie Gnade, ja, bei ihrer entwickelten Bäderkultur vervollständigten sie sogar die Anlagen. Die Überbleibsel der türkischen Bäderbauten sind bis auf den heutigen Tag in den Hallen und Gewölben des Kaiserbades und des Bruckbades (Rudasfürdö) zu finden, desgleichen an den Quellen des Sankt-Gellért-Bades.

Budapest war aber nicht nur in der Vergangenheit die Stadt der Heilbäder: die Stadt ist es noch heute, und ihre zahlreichen tadellos geleiteten Heilbäder und ihre unvergleichlich schöne Lage am Donaustrand bestimmen sie gleichermaßen dazu, die Zuflucht der Rheumatiker und Gelenkkranken zu werden.

Ein überaus großer Vorteil der Budapester Heilbäder besteht darin, daß der Badegast hier allen Komfort, alle Kultur und Zerstreuung einer Millionenstadt findet, und daß die Badesaison sich nicht bloß auf die Sommerzeit beschränkt, sondern volle zwölf Monate währt.

Der Großteil der Budapester Heilbäder befindet sich im Besitz und in der Verwaltung der Hauptstadt. Das städtische „Sankt-Gellért-Heilbad" ist während des Weltkrieges mit einem Kostenaufwand von 10000000 Goldkronen erbaut worden. Es ist mit seiner vollkommenen balneotherapeutischen Einrichtung, seinem glanzvollen Palasthotel und seinem Thermal-Wellenbad eine Sehenswürdigkeit der Hauptstadt. Während seines kurzen Bestandes ist das Bad so volkstümlich geworden, daß bereits eine bedeutende Erweiterung notwendig wurde.

Das im Stadtwäldchen angelegte Széchenyi-Heilbad wird von einer 74° C heißen, aus 970 m Tiefe hervorbrechenden artesischen Quelle gespeist. Dieses groß angelegte, moderne Badepalais wird mit einem Aufwand von 50 Milliarden Kronen um neue Abteilungen und um ein gewaltiges Strandbad erweitert. Das städtische Bruckbad (Rudasfürdö) übt besonders vermöge seines alten türkischen Dampfbades große Anziehungskraft aus. Seine „Hungaria"-Lithiumquelle wird täglich von vielen Tausenden aufgesucht.

Die im Besitze des hauptstädtischen Fonds befindliche Sankt-Margarethen-Insel ist der schönste Smaragd im Ring des schillernden Donaustroms. Ihr fünfundachtzig Hektar großer, Jahrhunderte alter Park, ihr klassisch schönes Badehaus, ihre Hotels, Heilanstalten und Sportanlagen werden vom Publikum der Hauptstadt und von Fremden in großer Zahl aufgesucht. Das der Margarethen-Insel gegenüberliegende Kaiserbad und das Lukasbad am Donaustrand sowie das am Fuße des Gellértberges liegende alte Raitzenbad (Rátzfürdö) haben dank der Heilkraft ihrer Quellen ebenfalls ihr Stammpublikum. Die Budapester Heilbäder waren bisher in der weiten Welt nur wenig bekannt. Die Leitung der Hauptstadt aber bemüht sich in voller Erkenntnis der in diesen Bädern liegenden gewaltigen Werte und um den Preis größter Opfer, die erwähnten Thermen auszubauen und zu modernisieren.

Das Budapester Musikleben.

Von Nikolaus Radnai, Direktor des Königl. Ung. Opernhauses.

Das Kunstleben einer Hauptstadt, welchen Zweig der Künste es auch umfassen mag, ist bedeutungsvoll und kennzeichnend für das Land selbst, wie es auch die Bevölkerung seiner Großstädte charakterisiert und ein gedrungenes Bild dieses Charakteristik liefert.

Es ist nur natürlich, daß in Großstädten alter Kultur, wie etwa Wien, München oder Paris, das Kunstleben die systematische und ruhige Wellenlinie der Entwicklung aufzeigt, jüngere Städte dagegen von allerlei frischen Eindrücken und neuen Richtungen oft zu überraschend vielseitigen frischen und Interesse weckenden Zentren der Kultur des Landes gestempelt werden. Solch junge, empfängliche und für die Künste größten Fassungsraum bietende Hauptstadt ist die der Ungarn: Budapest.

Als an eine der östlichsten Großstädte Europas schlägt der Widerhall der großen künstlerischen Ereignisse des Westens brandend gegen die künstlerischen Bollwerke unserer Hauptstadt. Es ist also natürlich, daß sich Neues mit Altem kapriziöser vermengt, wiederum bietet sich ebendarum jedem reichlich Gelegenheit, zu finden, was seinen Fähigkeiten, seinen Interessen und seinem Geschmack entspricht.

Diesen lebhaften Drang weist auch das Musikleben der ungarischen Hauptstadt auf. Der Bogen, der das Königliche Opernhaus, die Hochschule für Musik und die auch im Ausland bekannten und berühmten Zigeunerkapellen Radics und Berkes verbindet, umspannt alles, was eine Großstadt musikalisch zu beschäftigen vermag. Die Opern- und philharmonischen Aufführungen reichen etwa 100 Jahre zurück. Anfänglich waren die Mitglieder beider Körperschaften fast ausschließlich Fremde, Ausländer: heute bringt unser bereits vollständig ungarisches Opernensemble die Meisterwerke der Weltmusikliteratur in ungarischer Sprache zu Wort. Ja, wir haben sogar ein paar berühmte Sänger und Sängerinnen dem Auslande geschenkt, so Marie Németh, Ann Roselle, Koloman Pataky u. a. Ebenso sind die hervorragenden ungarischen Dirigenten unserer Philharmoniker, wie Stefan Kerner oder Ernst Dohnányi, weit über die Grenzen des Landes hinaus bekannt, viele unserer jungen Kapellmeister aber wirken verdienstvoll in den großen Musikzentren der westlichen Länder. Von unseren vortragenden Künstlern sind Hubay und Dohnányi überall bekannt; hierzu kommen Vecsey, Telmányi, Szigeti, Stefi Geyer, Johann Koncz, die Durigo, Arnold Földesi und andere, deren Namen in Budapest den Schliff der Weltgeltung erhalten haben. Fast ein halbes Jahrhundert liegt auch hinter der ungarischen Kammermusik: zur Zeit sind die bekanntesten Quartette die von Waldbauer, von Lehner und von Melles, die die intime Kunst der Kammermusik auf hoher Stufe erhalten. Als zu einem begeisterten und sachkundigen Publikum kommen auswärtige Künstler mit Freuden nach Budapest, und es gibt kaum einen Träger eines Weltnamens, der nicht früher oder später in dem „Paris am Donaustrand", wie man Budapest bezeichnet hat, auf dem Podium erschienen wäre.

Es ist eine besondere Spezialität des einzigen Opernhauses und der einzigen philharmonischen Gesellschaft unseres Landes, daß hier jene bemerkenswerten ungarischen Premieren in Szene gehen, die dann mehr als einmal ihren Weg ins Ausland antreten. Es seien nur Hubay, Dohnányi, Bartók, Kodály, Poldini, Weiner und Theodor Szántó genannt, die den Weg beschreiten, den einst die Kunst eines Franz Liszt uns erschlossen hat. Die Musikfreunde unserer Hauptstadt kennen von den Ausländer die Klassiker ebenso wie die Modernen, und Mozart, Beethoven, Wagner oder Verdi haben genau so ihre andächtige und begeisterte Gemeinde in Budapest wie die neuartige Richtung von Puccini, Debussy, Strauß, Korngold, Honegger, Paul Hindemith oder Igor Strawinsky.

Wohlbekannte Namen unter den Förderern des leichten Musikgenres sind die der Verfasser von Operetten, die bereits die Reise um das Erdenrund gemacht haben: Lehár, Kálmán, Buttykay, Jacobi, Zerkowitz — lauter Tonsetzer, die ihre gefälligen, leichten Werke aus der reichen Quelle unserer Volksmusik schöpfen und zu modernen Tanzoperetten verarbeiten.

Im allgemeinen wird unser Musikleben durch das die kleineren Nationen kennzeichnenden, nach Höherem strebende Verlangen charakterisiert. Hier möchte man gleicherweise das hohe C eines Caruso oder Fleta oder die Aufführungen des Neuyorker Metropolitan-Opera-House, die Bayreuther Festspiele, die alten, die neuen und die neuesten Komponisten hören. Und wie in allem, so tritt auch hierin das Streben einer 1000jährigen Nation zutage, es den großen Völkern, die, eben weil sie glücklich sind, groß sind, nachzutun, von diesen aber auch in ihrem Streben erkannt und anerkannt zu werden.

Ungarn und Deutschland.

Von Kornel Tábori.

Zahlreich und stark sind die Bande, die Ungarn mit dem Deutschen Reiche verknüpfen. Es gibt da sehr viele bemerkenswerte Momente, über die jedoch bisher nur selten geschrieben worden ist.

Selbstverständlich hat dieser Aufsatz keineswegs die Absicht, eine Untersuchung alter geschichtlicher und wirtschaftlicher Verbindungen anzustellen. War doch seit König Stefan dem Heiligen, dem hauptsächlich deutsche Bekenner das Christentum brachten, tausend Jahre hindurch unsere gegenseitige Verbindung so eng und intensiv, daß es zu einer Besprechung dieser Konnexionen einer groß angelegten Studie bedürfte. Hauptsächlich in der Zeit, als Ungarn im Osten Europas das Bollwerk gegen die Heiden bildete, interessierte das Schicksal dieses Landes das Deutschtum ganz besonders. Später brachten deutsche Kolonisten das Land abermals zu hoher Blüte. Noch heute besuchen lernfreudige ungarische Jünglinge deutsche Hochschulen, und so manches Jahr betrug die Zahl der ungarischen Studenten an je einer deutschen Universität das Doppelte aller dort immatrikulierten fremdländischen Hörer. Ein deutsch-ungarisches Forschungsinstitut und ein „Collegium Hungaricum" blühen in Berlin; demgegenüber wird in Budapest auch heute noch außerordentlich großes Gewicht auf den Unterricht im Deutschen und überhaupt auf die Pflege der altehrwürdigen Beziehungen zu Deutschland gelegt.

Gelangt der deutsche Tourist beispielsweise nach Budapest, so kommt er nicht nur in der Hauptstadt, sondern in der ganzen Umgegend mit seinem Deutsch aus, ja, er begegnet allerorten seinen einstigen Landsleuten: Budakeszi ist heute noch eine deutschsprachige Gemeinde; in Törökbálint, Solymár, Pesthidegkut und in noch so manchen anderen schön gelegenen Ortschaften ringsum ist die Bevölkerung fast rein schwäbisch. Die vornehmste Sommerfrische Budapests liegt sogar inmitten von Weingärten und eleganten Villen, zwischen Wäldchen und Hainen, auf dem Schwabenberg (Svábhegy).

Auch in künstlerischer und überhaupt kultureller Hinsicht finden sich wertvolle Beziehungen. Den Palast der Ungarischen Akademie der Wissenschaften hat der Thüringer Friedrich August Stüler 1862—1864 erbaut, derselbe, der das Berliner Neue Museum, die Alte Frankfurter Börse, viele Berliner Kirchen und das Stockholmer Nationalmuseum entworfen und ausgeführt hat. Deutscher Abstammung war auch Alois Hausmann, der den Neu- und Umbau der Königlichen Burg von 1883 an zehn Jahre hindurch leitete. Aber schon die alte Königliche Burg wurde 1748—1777 von dem deutschen Baukünstler Hildebrandt geschaffen. Gar manches Werk deutschen Talents und deutscher Schaffenskraft vermag Pest aufzuweisen, aber auch zahlreiche Kunstdenkmäler zeugen davon, wie sehr die Ungarn deutsche Kunst und Wissenschaft werteten und noch werten. Einzig steht z. B. das Goethe-Zimmer in unserer Akademie der Wissenschaften da, das von Balthasar Elischer und dessen Sohn Julius gegründet wurde; es enthält 178 Handschriften, 2507 Drucke, 1063 Gemälde, 24 Denkmünzen, 370 Musikstücke, lauter auf den Olympier bezügliche Reliquien und Gedenkstücke.

Das Museum der Schönen Künste, dessen Grundlage im Jahre 1712 vom Fürsten Paul Esterházy gelegt wurde, enthält außer der Abteilung für ältere Kunstwerke mehr als 100 Bilder altbekannter deutscher Maler, von Hans Baldung Grien, Lukas Cranach d. Ä., Albrecht Dürer, den beiden Holbein bis Zeitblom, Donner und Angelika Kauffmann, nebst zahlreichen anderen herrlichen Stücken. Besonders berühmt sind die „Beweinung Christi" von Cranach und seine „Ehebrecherin", Holbeins „Tod Mariä", Cranachs d. Ä. „Maria, das Christuskind stillend", desselben Meisters „Churfürst Friedrich III.", Altdorfers „Golgatha" und ein Selbstporträt Albrecht Dürers — bekanntlich eines Künstlers ungarischen Ursprungs, der eigentlich Ajtós hieß, denn „ajtó" heißt auf ungarisch Tür (Türer).

Von den Modernen finden wir Lenbachs Selbstporträt mit seiner Tochter und auch sein Bismarck-Bildnis, Kaulbachs „Frau Michael Munkácsy" (die luxemburgische Gattin des berühmten ungarischen Künstlers), Böcklins „Kentaur in der Dorfschmiede" und „Frühjahrsabend", Max Liebermanns „Kaiser-Friedrich-Gedenkfeier", dann die berühmte „Sphinx" von Prof. Franz v. Stuck, Wilhelm Leibls „Mann mit Krug" u. a.

Im Nationalmuseum ist die Zahl der auf Deutschland bezüglichen Ausstellungsobjekte viel zahlreicher, doch sei hier statt einer wissenschaftlich aufgemachten Anführung der in Budapest angesammelten Schätze die Aufmerksamkeit des Lesers eher auf eine — sagen wir — Spezialität der Stadt gelenkt.

Budapest ist eine Bäderstadt, die größte Bädermetropole der Welt. Hier kann der Ausländer so recht je nach Wunsch und Bedürfnis zwischen Thermal- und Schlammbad, kohlensaurem und elektrischem Bad seine Wahl treffen, und nirgends hat er reichlicher Gelegenheit, seine Gicht, sein Rheuma, seine Gelenk-, Haut- und sonstigen Leiden gründlicher auszuheilen als hier.

Drei große Heißwasserquellen-Reviere speisen die Bäder der ungarischen Hauptstadt und liefern täglich 460000 Hektoliter Heilwasser. Mehrere dieser Quellen waren schon zu der Zeit im Gebrauch, als die Römer hier ihre Legionen in Garnison liegen hatten. Bedeutende Bäder haben auch schon die Türken errichtet. So besteht z. B. heute noch jenes seltsame Bad, das Mustapha Sokoli-Pascha einst erbaute. Seit Jahrhunderten sind von ausgezeichneter Heilwirkung: das Bruckbad (Rudasfürdö), das Kaiser- und das Lukasbad mit ihrem kalkhaltigen Heißwasser, ihrem Schlammbad und je einer Schwimmschule für Männer und je einer für Frauen. Zahllos sind die kleineren Bäder. Das neueste Bad Budapests aber ist das Sankt-Gellért-Bad, das über uralten Quellen im Rahmen eines herrlichen Kurpalastes erbaut ist. Hier kann der Kranke alle Arten der Hydro- und Mechanotherapie gebrauchen. In Buda, am rechten Donau-Ufer, befindet sich auch das Salzbad (Sósfürdö), auf das Bismarcks Hausarzt, Schweninger, die Aufmerksamkeit seiner deutschen Landsleute seinerzeit gelenkt hat.

Zwischen Buda und Pest erstreckt sich inmitten ihrer selten schönen Flora die Sankt-Margarethen-Insel mit ihrer Badanlage, ihren berühmten Quellen, ihrer Kuranstalt, ihren Sportanlagen und dem herrlichen Strandbad.

Hier sei noch erwähnt, daß in Budapest eine beispiellos lange Reihe von Freibädern dem Benutzer allsommerlich Gesundheit und Erfrischung bringt. Das laue und kalte Parkbad des alten Aquincum, das äußerst umfangreiche Strandbad auf dem Csillaghegy, das Neupester und sechs andere Donau-Flußbäder sind aber gewissermaßen eine Kleinigkeit im Vergleich mit dem neuen Wellenbad des Sankt-Gellért-Etablissements auf der Kelenhegyi ut und dem mit einer Schwimmschule verbundenen Stadtwäldchenbad mit Strand auf dem Gebiete





Die Kurie, der oberste Gerichtshof Ungarns, in Budapest.

Links nebenstehend: Reiterstandbild des Grafen Julius Andrássy in Budapest.





Das Széchenyibad in Budapest.

Rechts Mitte: Das Milleniumsdenkmal am Eingang zum Stadtwäldchen, dem „Prater“ Budapests.

Rechts nebenstehend: Burg Vajdahunyad (Landwirtschaftliches Museum) im Budapester Stadtwäldchen.



des Széchenyi-Bades. Im übrigen findet sich hier der tiefste artesische Brunnen der Welt, der bei 74 Grad Celsius Wärme aus einer Tiefe von 980,48 m hervorbricht.

Herrliche Boots- und Schiffstouren, Wald- und Bergausflüge bieten sich in reichem Maße jenen, die hier nicht gegen irgendein schwereres Leiden Heilung suchen. Solche Touristen können bis an die 1000 m hoch steigen, z. B. im Matragebirge, wo ihrer eine neue Schutzhütte auf dem sogenannten Gallyatetö harrt. Oder sie können innerhalb zwei Stunden den Balaton (Plattensee) erreichen, auf den wir unsere Besucher nicht eindringlich genug aufmerksam machen können. Denn solch einen See finden sie nirgends auf der Welt. Auf dem einen Ufer der vorzüglichste, samtige Sand und so angenehmes Wasser, daß selbst zweijährige Kinder 300 bis 400 m weit in den See hineinspazieren können. Ein glückliches Kinderparadies ist diese Südfront! Gegenüber lächelt das jenseitige Ufer mit seinen herrlichen Obstgärten und Weinbergen. Balatonfüred aber (das ungarische Nauheim,) ist das älteste und an Überlieferungen reichste Bad des Landes, dessen kohlensaure Wasser gewissermaßen das Mekka der Herzleidenden bilden.

Dieser größte Binnensee Mitteleuropas weist auch eine 220 km lange Autorundstrecke auf, deren letzter Frontabschnitt zur Zeit im Ausbau begriffen ist. Größer vielleicht noch ist aber das Vergnügen, das hier der Segelsport seinen Anhängern bietet.

Achtzehn Badeorte reihen sich längs des Balaton aneinander, darunter auch ganz einfache und wohlfeile, so daß auch der bescheidenere Tourist das seinen Wünschen Entsprechende findet.

Überall sieht man Bauen, Schaffen, Bessern und Vorwärtsstreben. Das Land Ungarn will den Beweis erbringen, daß es trotz der böswilligen Verstümmelung zu leben und sich zu entwickeln vermag. Aus dem Ausland aber erwartet es am liebsten jene, die es selber so gern und in so großem Maße aufsucht: die Deutschen.

Der Aufschwung Budapests.

Von Emanuel Barta.

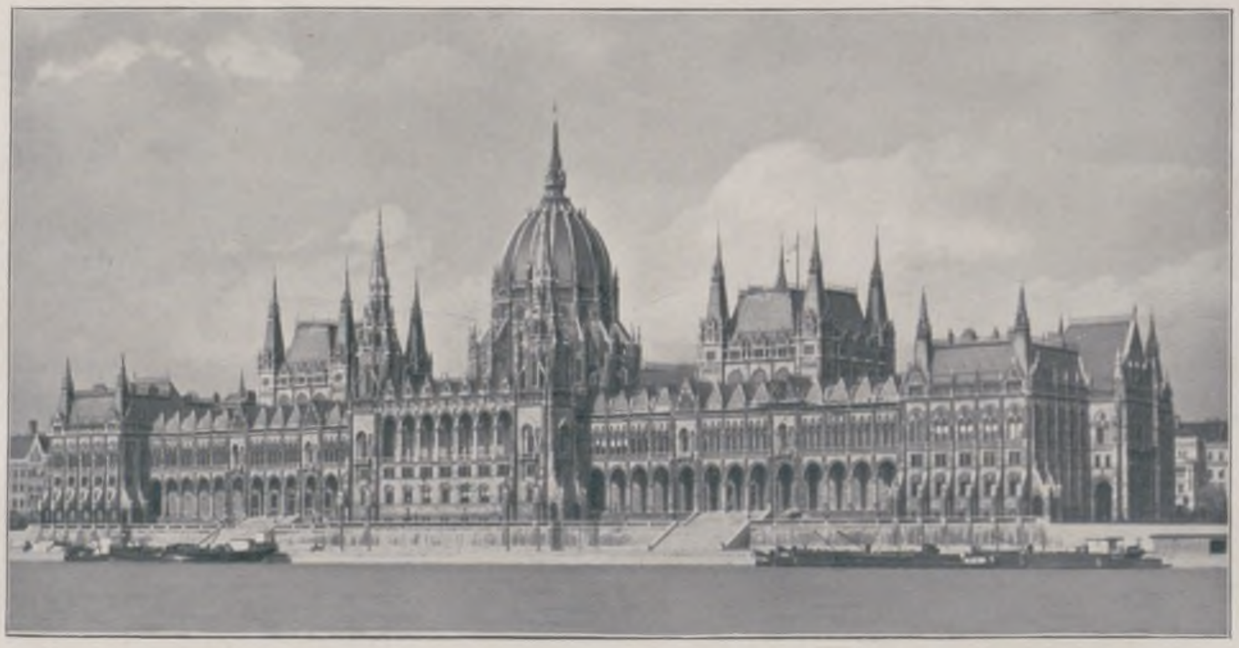
Budapest ist eigentlich eine junge Stadt; sie entstand erst durch die im Jahre 1873 erfolgte Vereinigung der Städte Pest, Buda und Ó-Buda. Auch in baulicher Hinsicht ist Budapest eine neue Stadt, denn bis zum Jahre 1867 war Pest mehr eine vernachlässigte Provinzstadt.

Die Machthaber des Absolutismus legten der Entwicklung der Stadt die größten Hindernisse in den Weg. Die Stadt entbehrte der notwendigsten sanitären Einrichtungen, hatte weder Wasserleitung noch Kanalisierung, und die Gasbeleuchtung erstreckte sich nur auf einen sehr kleinen Teil der Stadt.

Da kam der Ausgleich: Pest wurde die Hauptstadt des selbständigen Ungarns, und der erste Ministerpräsident der neuen Konstitution, Graf Julius Andrássy, dessen Denkmal den mächtigen Platz vor dem Parlamentsgebäude ziert, war der eigentliche Schöpfer des neuen Budapests.



Stadtbild von Pest aus dem Jahre 1617.



Das ungarische Parlamentsgebäude in Budapest.

Seiner tatkräftigen Initiative ist es zu danken, daß Budapest heute eine moderne Metropole ist, die sich würdig den größten Hauptstädten Europas zur Seite stellt.

Im Jahre 1870 kreierte Graf Andrássy den hauptstädtischen Baurat, dessen Aufgabe es war, Pest bzw. das spätere Budapest zu einer modernen Stadt zu gestalten.

Die nötigen Mittel hierzu beschaffte er durch eine Losanleihe. Vor allem wurde nach den Plänen und unter der Leitung des englischen Ingenieurs Lindley das Wasserleitungsnetz ausgebaut und gleichzeitig damit auch die Kanalisierung der ganzen Stadt durchgeführt. Dann wurde ein Plan zur Bauregulierung der Stadt ausgearbeitet, auf Grund dessen die Umgestaltung durchgeführt wurde. Zahlreiche Gassen und ganze Häuserreihen verschwanden und machten breit angelegten Straßen Platz. Es entstand vor allem die bis zum Stadtwäldchen führende, etwa 3 km lange Radialstraße, die später auf den Namen ihres Schöpfers, Andrássys, umgetauft wurde. Es entstand ferner die vom oberen bis zum unteren Donau-Ufer sich erstreckende und vier Stadtbezirke durchquerende innere Ringstraße.

In rascher Folge wurden auf den neuen Straßenzügen moderne Miethäuser, Palastbauten und in den äußeren Teilen Villen gebaut. Dies war der erste Anstoß zum Entstehen der modernen Stadt, und als im Jahre 1873 die drei Städte sich vereinigten, erstreckte sich die Neugestaltung auch auf die Stadtteile jenseits der Donau. Die Königliche Burg, die als unansehnliches zweistöckiges Gebäude auf dem Festungsberge stand, wurde durch die Freigebigkeit des verstorbenen Königs Franz Josef I. zu einem prächtigen Monumentalgebäude, das schon von weiter Ferne den Betrachter grüßt, umgestaltet. Das alte Pest besaß nur drei Monumentalgebäude: das im Freiheitskriege berühmt gewordene Museum mit seinem prächtigen und imposanten Säulenportal, die Akademie der Wissenschaften und die hauptstädtische Redoute. Das Parlament war im Jahre 1867 in einem unansehnlichen Gebäude neben dem Museumsgarten untergebracht.

Der Rahmen dieses Artikels ist zu eng, um all die prachtvollen Monumentalgebäude aufzuzählen, die später in einer kurzen Spanne Zeit entstanden sind. Wir wollen nur auf das von Meister Steindl erbaute Parlamentsgebäude hinweisen, das kaum seinesgleichen hat. Es wurden außerdem zahlreiche prachtvolle Kirchen erbaut, die zu den größten Sehenswürdigkeiten der Stadt zählen. Als im Jahre 1896, anläßlich der Millenniumsausstellung, der Deutsche Kaiser in Budapest weilte, war er von der Schönheit des Stadtbildes überrascht.

Der kulturelle Fortschritt ist sehr bedeutend, wofür die neu errichteten zahlreichen Museen und historischen Sammlungen zeugen. Besonders hervorzuheben ist das Museum der schönen Künste, welches Werke bedeutender in- und ausländischer Meister der alten und modernen Schule birgt. Im alten Pest wurde bloß in drei Theater der Muse gehuldigt, derzeit besitzt Budapest elf Theater und zahlreiche Vergnügungs-Etablissements.

Auf sanitärem Gebiete wurde überaus Imposantes geleistet. Pest besaß vor 1867 zwei primitiv eingerichtete Universitätskliniken, ein städtisches Spital und zwei konfessionelle Krankenhäuser. Zur Zeit bestehen 12 modern eingerichtete, in großem Stile ausgeführte Universitätskliniken. Die Hauptstadt Budapest errichtete sechs große Krankenhäuser, die auch teilweise als Kliniken benutzt werden, außerdem besitzen die verschiedenen Konfessionen und sozialen Institutionen für ihre Mitglieder große Krankenhäuser. Ferner besitzt Budapest zahlreiche Sanatorien. Zu den schönsten derselben gehört das jüngst auf dem Schwabenberg errichtete Sanatorium, welches, inmitten eines Urwaldes liegend, eine Sehenswürdigkeit bildet. Vom Aussichtsturm des Gebäudes bietet sich eine herrliche Fernsicht auf die Hauptstadt Budapest und auf die angrenzende Tiefebene. Ausländische Gelehrte, die Gelegenheit hatten, diese Anstalten zu besichtigen, waren voll des Lobes und der Anerkennung.

Auf dem Gebiete des Verkehrswesens ist gleichfalls eine gewaltige Entwicklung zu verzeichnen. Die beiden Ufer der Donau verband ehedem eine Kettenbrücke. Bald danach, 1876, wurde die Margarethenbrücke eröffnet, die durch einen Flügel auch die Margaretheninsel verbindet. Im Jahre 1896 übergab man die Franz-Josef-Brücke und 1903 die Elisabeth-Brücke dem Verkehr. Außerdem wurden zwei Eisenbahnbrücken gebaut.

Im Jahre 1866 verkehrte die erste Pferdebahn, deren Streckenlänge kaum einige Kilometer betrug. Durch weiteren Ausbau zählte die Strecke im Jahre 1873 bereits 23 km. Im Jahre 1888 erlangte die Berliner Firma Siemens und Halske die Konzession zum Bau einer elektrischen Probebahn auf der Strecke von einem Kilometer. Diese bewährte sich so gut, daß die Hauptstadt dieser Firma die Konzession zum Bau einer elektrischen Straßenbahn erteilte. Allmählich wurde auch die Pferdebahn elektrifiziert, und heute befindet sich die ganze Straßenbahn, deren Wagen eine Strecke von nahezu 180 km befahren, im Besitze der Hauptstadt. Außerdem gehört ihr noch eine Anzahl von Autobussen, die eine reibungslose Abwicklung des Verkehrs gewährleisten. Die 1896 eröffnete Untergrundbahn, die der Verbindung mit dem Stadtwäldchen dient, ist gleichfalls in den Besitz der Hauptstadt übergegangen. Der Telephonverkehr wurde im Jahre 1882 von Theodor Puskás eingerichtet und hatte damals 289 Teilnehmer; jetzt ist er im Staatsbetriebe und hat 33419 Teilnehmer.

Derselbe Fortschritt ist auf allen anderen Gebieten zu konstatieren. Es gibt wenige Städte in Europa, die einen solchen Aufschwung aufzuweisen haben wie Budapest. Auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1900 waren in der Abteilung für Statistik graphische Darstellungen ausgestellt, die die Entwicklung der europäischen Hauptstädte ersichtlich machten, und schon damals stand nach Berlin Budapest an zweiter Stelle.

Die Volkszählung im Jahre 1869 ergab für die drei Städte Pest, Buda und Ó-Buda eine Einwohnerzahl von 280349 Seelen. Schon im Jahre 1912 betrug die Einwohnerzahl — ohne Vororte, die, im Gegensatz zu den anderen Großstädten, in das Stadtgebiet nicht eingezogen wurden — über eine Million. Diese Zahlen sprechen am besten für die Entwicklung Budapests, und wäre der Krieg, der naturgemäß eine gewisse Stagnation hervorgerufen hat, nicht dazwischengetreten, würde Budapest bereits noch weiter gekommen sein.

Im Interesse der Hebung des Fremdenverkehrs errichtete die Hauptstadt Budapest das „Fremdenverkehrsamt“, das sehr große Erfolge aufzuweisen hat.





Das selbstgebaute Heim in der Dschungel: Der Lao Kru und seine Familie in ihrem Pfahlbau.

Im Oval:
Chantui, Krus Weib, mit ihren Gibbon-Äffchen.





Der Mutter Liebe und Rache: Die Elefantin befreit ihr von Kru gefangenes Junges und zerstört danach des Laomannes Haus.
Mitte links: Im Kampfe gegen den Feind: Kru beim Bau einer Tigerfalle.





Im Oval: Blutdürstig schleicht der König der Dschungel durch die Wirrnis zum Überfall heran. — Rechts: Gebändigte Naturgewalt: Die von Krus Stammesgenossen in der Falle gefangene Changherde.

„Chang“, ein mitten in der Dschungel Siams aufgenommener Naturfilm.

Dieser im Gebiete der Laos gedrehte Film, der in nächster Zeit der Öffentlichkeit vorgeführt wird, bietet durch seine naturwahren Bilder schwer zugänglicher Wildnis und harten Daseinskampfes des Menschen gegen feindliche Tiere ein überaus wertvolles Anschauungsmaterial. Weiteres siehe im Beitrag „Chang“ auf Seite 296.

Menschen im Föhn

ROMAN VON ROLAND BETSCH

(15. Fortsetzung.)

Später ging Golm nach der Hütte hinunter, betrat die verlassenen Räume und hielt spähend Umschau, ob noch Spuren des vergangenen Schauspiels zu erkennen wären. Aber die Zimmer waren ohne Laut und Stimme. Nur ein süßlicher Geruch, fast an welke Blumen erinnernd, lag in der Luft. Er sog diesen Duft ein, ging zum Lager und strich mit der Hand über die sorgsam gefalteten Decken; hatte eine Vorstellung, plötzlich müsse jemand vor ihm stehen, steil aufgerichtet, und ihn anschauen. Er wartete, daß die Erscheinung käme und den toten Raum beleben würde. Aber es blieb hohl und gespenstisch einsam. Nur die welken Blumen dufteten. Da verließ er die Hütte und stieg nach den Sprengstellen bei Isla Silva hinunter. Von dort fuhr er mit der Seilbahn ins Tal. — — —

Zwei Tage später begannen die großen Bohrungen. Nochmals hatte sich der Beginn der Arbeiten um zehn Tage verzögert. Es war wie ein großer Anlauf, ein letztes Zögern, das dann zu einem scharfen Angriff auslief. Die Bohrkolonne war grimmig bei der Arbeit. In engen, röhrenartigen Tunnels fraßen sie sich in den Berg, unterhöhlten ein steinernes Fundament und gruben sich wie Maden in das starre Urgestein. Die Kolonne bestand zum größten Teil aus Italienern; eine Gruppe von Arbeitern hatte sich geweigert, an diesem waghalsigen Unternehmen mitzuarbeiten, wenn ihre Löhne nicht um das Doppelte erhöht würden. Die Italiener willigten ein und stellten sich sofort zum Angriff. Golm gab ihnen freiwillig eine Lohnerhöhung. Da hingen sie sich in die Sielen wie Pferde.

Golm stand dabei, als die ersten Bohrmaschinen sangen. Der Klang weckte ihn auf und führte ihn eine andere Straße. Zwischen den schmutzigen Italienern stehend, deren durchdringender Arbeitsgeruch fast wohltätig auf ihn einwirkte, vergaß er für Stunden die verrauschten Ereignisse. Er kontrollierte genau jeden Bohrstollen, führte neue Messungen aus und kauerte Seite an Seite mit den schwitzenden Gesellen, so daß die braunen Gesichter in seiner unmittelbaren Nähe waren und er den dampfigen Atem spürte und den Schmutz und Staub sah, der in den Ohren hing und die Gesichter kalkig überzog.

Golm wich nicht von den Bohrstellen. Er schlief nachts in der einfachen Bretterbude, wo die Italiener nächtigten. Er kochte sein Essen mit ihnen und schlief auf der eisernen Feldbettstelle, auf dem Rücken liegend, so daß er die Holzbretter der Decke sah, deren Äste und Verwachsungen sich zu mancherlei Gesichtern formten, die ihn unverwandt anschauten und ihr Mienenspiel zu wechseln schienen. Er sank aber bald hinüber und wurde traumlos; denn die Müdigkeit und die fressende Hitze des Tages warfen ihn in einen unersättlichen Schlaf.

Grün war oft die Nacht und wie Gletscher. Bergspitzen wurden weit und schienen voll Sehnsucht nach Himmel und Unendlichkeit. Während er schon schlief, sprachen die Italiener noch von ihm, lobten ihn als einen guten Herrn, schlichen wohl einmal an seine Tür, um zu horchen, ob er auch schon schlafe, und waren fast wie Hunde, die seinen ersten Schlaf umlagerten.

„Buon compagno!" sprachen sie von ihm. „Nix viel Herr! Buon compagno!" Bald schliefen auch sie. Vierundfünfzig Menschen lagen hingestreckt, und die helle Nacht des Hochgebirges blies durch die offenen Fenster der Baracke.

Die Bohrstellen lagen 3120 Meter hoch. In unmittelbarer Nähe war Isla Silva. Aus ihrer Mitte wuchs Stützträger IV. Als gespenstische Silhouette ragte das Gitterwerk des eisernen Mastes in die webende Dämmerung der Nacht. Wenn Golm in seinem Bett den Kopf wandte und durchs Fenster schaute, dann sah er das eiserne Gespenst in seiner unerbittlichen Stummheit aus der Erde wachsen. Er schaute aber nicht hin; denn dieser Anblick war ihm quälend und verhaßt. Am Tag in der Arbeit ertrinkend, kamen vor dem Schlaf oft die Widersacher und umlagerten seine Müdigkeit. Sie wollten ihm den Schlaf nehmen, aber der Körper wehrte sich gegen die Quertreibereien des Hirns und der Gedanken.

Werner Golm schaute nicht durchs Fenster, wo der Stützträger unverrückbar stand. Wenn die Nacht kam, wenn er ausgespannt war, hatte er Furcht vor den vernieteten Walzeisen und vor dem schweren Gußstahlkabel. Er schaute nach der Decke, hielt die Augen krampfhaft offen, und die Müdigkeit wurde seine tiefste Freundin, weil der Schlaf aus ihr floß wie ein Quell.

Maria! Maria! Oft kam der Name wie ein Blendlicht. Und dann stand sie vor ihm; in der knappen Vorstellung einer Sekunde. Einen Herzschlag lang schien sie ihm ausgeliefert, mit hangenden Armen und einem Blick, der starr geradeaus gerichtet war. So verschwand sie wieder, und er wußte nicht, hatte er an sie gedacht, oder hatte er sie nur geträumt. Vielleicht war sie eine Begegnung von Gedanken, die sich im Gegenstandlosen trafen und eine kurze Zwiesprache hielten.

Golm sammelte Arbeit um sich, und sie war ihm wie ein Rausch. Es war wohltätige Befreiung, zwischen der Arbeiterherde zu liegen, in den Einzelheiten einer Betätigung aufzugehen und jede Stunde mit Leistung auszufüllen. Er begrenzte seinen Blick, wandte ihn ab von der Höhe und vergaß oft, daß hart an seiner Seite der Gletscher floß. Er mied den Berg, von dem er umgeben war, und dessen Eingeweide die Bohrmaschinen durchwühlten. Er schloß die Augen vor ihm, während er und seine dreiundfünfzig Maulwürfe in sein innerstes Leben drangen.

Am elften Tage stießen sie auf eine Wasserader. Mit knapper Not wurde ein Unglück abgewendet. Zwei Stollen stürzten ein, und aus einem klaffenden Spalt brach das Wasser in rauschendem Strahl wie Blut aus einer zerschnittenen Ader. Ein Italiener war gefangen wie in einer Mausefalle. Sie hieben ihn mit Steinaxt und Meißeln aus dem grauenhaften Gefängnis. Er war unversehrt und hatte heile Knochen. Ein wahres Wunder, daß der Fels ihn nicht zerquetscht hatte. Aber ein Nervenschock warf ihn zwei Tage später zusammen; er mußte ins Tal. Ein anderer trat an seine Stelle.

Das Wasser verströmte, aber im großen Stollen brachen noch die Felsen nach. Es war nachts, als Golm zum erstenmal wach lag und die Gefahr, der er entgangen war, doppelt drohend anwuchs. Da ging ein Grollen durch die Nacht, halb unterdrückt und aus dem Ungewissen. Golm richtete sich auf und spürte dem Klang nach. Er zitterte lange in der klaren Luft und war wie von fremdem Raubtier, das die Baracke umschlich. Golm graute es vor diesem Ton, weil er nicht zu fassen war und so einsam die Dunkelheit durchbrach.

Die Italiener wurden unruhig; sie gingen mit flackernden Augen an die Arbeit. Wenn sie in die Höhlen krochen, kam es wie Alpdruck über sie, und sie erwarteten, vom Fels zu Brei gequetscht zu werden. Sie waren stumm bei ihrer Arbeit, und bei den kleinen Minensprengungen gingen sie weitab vom Ort. „Es lauert wie Katzen auf uns!" sprach einer und wollte nicht weiterarbeiten in diesen Maulwurfsgängen, wo der Tod aus allen Ritzen grinste.

Golm gab mehr Lohn, da wurden sie angespornt. Ihre robusten Naturen vergaßen rasch. Nach wenigen Tagen war die Dumpfheit von ihnen genommen. Sie lachten wieder und sangen Lieder. Und würfelten. Golm war mitten unter ihnen und wich der Gefahr nicht aus. Das machte sie ruhig und besonnen.

„Sie müssen hierbleiben, Signore! Dann alles gutt! Nix zu fürchten, Signore!"

Sie hatten Freude an ihm. Ja, sie fingen an, ihn zu lieben in ihrer Derbheit; weil er wie ein Bruder unter ihnen war und nicht den feinen Herrn spielte. Oft würfelte er mit ihnen und freute sich, wenn sie gewannen und die Pfennige zusammenscharrten.

Ja, Golm wußte nichts von Tal und Höhe, wenn er in dieser Kleinheit aufging und das Doppelspiel seiner Seele vergaß. Aber nachts, bevor er die Augen schloß, kurz vorm Hinüberdämmern, trat die Wahrheit vor ihn hin und war wie ein Riese. „Ich will fliehen vor mir selbst und muß ewig zurückkehren!" sprach er zu sich und bettelte um die Wohltat des Schlafes.

Einmal brachten sie ihm einen Brief von Cornelie herauf. Er sah die Schriftzüge, und sie schienen ihm merkwürdig entrückt und wie aus einer grenzenlosen Weite kommend, die ihm schon lange nicht mehr zugänglich war. Er öffnete und las, aber das Geschriebene fand keinen Weg zu ihm. Es war wie fremder Odem, der ihn anblies. Was wollte sie von ihm? Er dachte darüber nach und wollte es nicht begreifen, daß sie ihm doch so nahe stand, und daß er Anteil hatte an ihrem Wesen und Schicksal; daß ihr Leben mit dem seinen irgendwie unsichtbar verknüpft war. Er hielt den Brief in der Hand und rang sich allmählich zur Bedeutung und zum Sinn der krassen Schriftzeichen durch. Sie wollte eine Nordlandreise machen, an einer jener Gesellschaftsreisen teilnehmen und fragte, ob es ihm recht wäre, und ob er nichts dagegen einzuwenden hätte. Er mußte lächeln, als er dieses las. Dann kamen noch verschiedene Albernheiten, die gut und ehrlich gemeint waren, gewiß: die aufrichtig schienen, aber was sollte er jetzt damit, wo er den Versuch machte, sich vorm Ertrinken zu retten! Was sollte ihm der Brief! Vielleicht ist sie zu jung, vielleicht bin ich zu alt, überlegte er. Besser für mich, hier oben zu bleiben und langsam zu verwildern.

Ach, wenn Maria nicht gewesen wäre! — — —

Die Minenstollen drangen weiter vor. Der Hauptkanal war vierundsechzig Meter vorgeschoben. Am siebzehnten Tage waren 72 Minengänge vollendet. An diesem Tage fiel Golm die starke Temperaturzunahme im Hauptkanal auf. Die Messungen ergaben ein Ansteigen der Wärme. Die Zahlen hielten sich zwar zu Anfang in mäßigen Grenzen, dann aber, und zwar zwischen dem 58. und 59. Meter, war es Golm aufgefallen, daß die Temperaturkurve erheblich anstieg. Hier war fast eine Hitze wie in einem Ringofen. Bei einer Außentemperatur von 29° C maß der Ingenieur vor Ort des Hauptstollens 38,4°. Die Warnungen der Geologen fielen Golm ein.



Die russische Tänzerin Mila Cirul.



Die Wiener Tänzerin Maria Ley.



Hindutänzer.



Albertine Rasch von der Neuyorker Oper.

TANZEXPRESSIONEN / NACH FARBIGEN RADIERUNGEN VON MAX POLLAK

Das Dynamit wurde hochgeschafft und bei Isla Silva in einem eigenen Schuppen untergebracht. Der Transport war ungemein schwierig und mit Gefahren verknüpft. Nach drei Tagen lag es wohlverwahrt vor den Sprengstellen.

Einmal kam Zacharias Job herauf nach Isla Silva. Es war am Morgen des einundzwanzigsten Tages. Er sah alt und müde aus; die grauen Haare schienen noch dünner geworden, und der Mund war eingefallen und von bläulich matten Lippen umrahmt.

Job sah niemand, als er oben ankam; sie hingen alle im Fels. Er schnüffelte bei den Baracken umher, schaute in offen stehende Fenster und stand gequält vor den großen Schutthaufen, die der Berg ausgespien hatte. Wüst sah es hier aus und elend. Überall Dreck und zernagtes Gestein. Isla Silva! Da stand ein widerliches Eisenungetüm. Er ging hinüber und schaute an dem Stützträger hinauf. 31,5 Meter hoch war dieser Eisenklumpen. Alles Land umher war verpestet von ihm. Zacharias Job ging wieder zu den Arbeitsstellen und setzte sich dort auf einen Felsblock. Sein Atem ging kurz, und jetzt rann es wie Schwindel durch seinen Kopf. Er lauschte in die Bohrstellen hinein und hörte das dumpfe Klopfen. Ab und zu ein schwacher Sprengschuß, der Gestein löste. Das alles schlug matt gegen seine Ohren, und er wurde niedergedrückt von der ohnmächtigen Geste, mit der er hier auf dem Schutt saß und nichts vermochte gegen den Sturm der Zeit.

Da kam einer aus dem Stollen; kroch heraus wie ein Bär aus der Höhle, mit grauem Staub überzogen, das Gesicht entstellt und die Augen eng und blinzelnd dem Tag zugekehrt. Er lachte und riß den breiten Mund auf, als er den Bergführer sitzen sah. Er kannte ihn vom Silberkamm her. „Buon giorno, Signore Job. Mach sich widder heiß, viel heiß.“ Job gab keine Antwort und brütete finster vor sich hin. Der Italiener lief nach einem Schuppen, um neues Werkzeug zu holen. Bohrer aus Wolframstahl. „Nix guter Laune, Signore!“ lachte er und kroch auf allen vieren in den Stollen zurück. Job lauschte dem Geräusch seiner schlürfenden Bewegungen nach.

Gut, wenn man sie alle einmauern könnte hier! Das Gesindel hineinkriechen lassen und die Eingänge vermauern!

Er blieb bis zur Mittagspause; aber er ging hinüber nach dem Gletscher, stieg in den Bruch und setzte sich dort auf einen Stein, den eine Sprengung ins Eis geschleudert hatte. Dort saß er zusammengeduckt, war von rastloser Unruhe erfaßt und blinzelte immerfort hinüber nach den Schutthalden und Höhlen, aus denen der verhaltene Lärm unterirdischer Arbeit drang. Sonne hing glühend über ihm, und er hörte das Eis schmelzen an den Seitenmoränen. So saß er und äugte, wie auf der Lauer liegend.

Der Berg wird sie schlucken, dachte er. Der Berg wehrt sich. — Er wartete darauf, daß etwas stürzen, daß etwas donnern und brausen würde. Aber es geschah nichts. Nur die Steinhämmer klangen, nur die Bohrer sangen. Und die schwarzen Eisenvögel hingen in der Luft.

Um zwölf Uhr quollen sie aus den Höhlen. Stimmenlärm kam auf, Gelächter. Sie gingen ans Essenkochen. Reis wurde aufgewärmt; Makkaroni wurden in quallendes Wasser geworfen. Sie kamen mit Schüsseln und Löffeln, klappernd und schwatzend und lachend. Einige auch müde und mürrisch und vom Staubhusten geplagt. Zuletzt saßen sie alle friedlich und löffelten schmatzend das Essen. Golm aß in seinem kleinen Bretterverschlag; er hatte nicht mal einen Tisch, sondern hockte auf der eisernen Bettstelle und schlang die Mahlzeit hinunter. Nach dem Essen ging er hinaus und trat in die Mittagsglut der Sonne. Er kam zum Gletscher und stieg in die Moräne. Hinter den alten Felsbrocken war es vielleicht kühl, dort konnte man eine Weile ruhen und die Augen schließen. Er setzte sich, lehnte den Rücken gegen heißen Stein und wäre beinahe eingeschlafen. Sein Blick fiel aber hinüber nach dem Bruch, und dort sah er ein Tier zwischen den Eisbrocken kauern, das hatte die glänzenden Lichter auf ihn gerichtet. Halb schläfrig versunken, richtete er sich auf und schaute nach dem Tier, das so still saß und nur den feuchten Glanz der Pupillen spielen ließ. Es war aber kein Tier, sondern Zacharias Job, der dort auf dem Sprengstück saß und den Ingenieur beobachtete.

„Job! Sie sind's! Warum hocken Sie hier im Gletscherbruch?“ rief er ihm zu, und als er keine Antwort bekam, erhob er sich und stieg hinüber zu dem alten Führer. „Liegt hier, als ob ihn die Erde ausgespien hätte.“

Job pliente ihn an. „Ich kann hier wohl sitzen, um meine Zeit totzuschlagen. Zu was bin ich sonst noch gut? Wir Führer haben ausgelebt. Wir sind unmoderne Einrichtungen. Altes Eisen sind wir!“ Er spuckte und stieß mit seinem Absatz gegen das Eis, daß kleine Splitter flogen. Dann schaute er Golm an und sah, daß er voll Schmutz hing und wirres, strähniges Haar hatte. „Sieht aus wie ein Wilder! Ich hab' Sie wochenlang nicht im Tal gesehen. Aber was liegt mir an Ihnen! Bleiben Sie in drei Teufels Namen, bis alles hier oben kultiviert ist.“

So schwätzte Zacharias Job und war voll Bosheit und angefüllt mit Gift. Golm betrachtete ihn, wie er in der brütenden Sonne saß und die verkniffenen Augen immerfort wandern ließ. Wie war dieser Mann alt geworden! Das Gesicht eingefallen und kalkig grau. Und kein Blut mehr in den Lippen. Ja, es half nichts: Zacharias Job war zu Ende. Die neue Zeit hatte keinen Platz mehr für ihn.

Er sprach jetzt mehr zu sich selbst gewandt und so, als brauche er eine Stütze für seine aufbrechende Schwäche: „Ich will noch einmal durch den Magdalenenkamin. Das ist keine Spucke, Golm. Und Dieffenbronner muß mit und Maria. Ich will noch einmal durch den Kamin mit den beiden. Dann mag alles die Kränke kriegen!“

Als er den Namen Marias aussprach, traf es Golm tief und so plötzlich, daß ein Zittern über seinen Körper lief. Bilder schossen in rasender Eile an ihm vorüber. Einen kurzen Augenblick sah er Maria, sah er den Norweger und Klaus Dieffenbronner. Mit der Hand fuhr er über die Stirn und wandte sich ab, um zu gehen, damit ein aufsteigendes Heer von Schatten nicht Besitz von ihm ergreife.

„Ich weiß, daß Sie nicht aus noch ein können!“ rief Job voll inbrünstiger Schadenfreude und stieß ein widerliches Lachen aus. „Ich weiß, daß Sie in Ihrem eigenen Werk noch ersticken werden. Für alles kommt einmal Vergeltung. Jetzt wühlen Sie sich hier oben in den Dreck. Wer schuftet, braucht nicht zu denken.“

Drüben kamen die Arbeiter aus den Baracken. Lärm wuchs auf; gläsern klangen die Schritte, und die Stimmen waren hart und weithin zu hören.

Da geschah etwas Unerwartetes. Job sah es zuerst und streckte maßlos erstaunt den Kopf vor. „Dort!“ sprach er, und die Kehle wurde ihm trocken. „Dort!“

Aus einem Felsspalt oberhalb der Bohrstellen kam ein feiner, taumelnder Dampfstrahl wie aus einem geöffneten Ventil.

Golm starrte die Erscheinung an und war eine Weile fassungslos. Der Strahl wurde stärker und färbte sich milchig weiß. Plötzlich wurde eine breite Wolke ausgestoßen, verbreitete sich qualmig und zerfloß. Von einem jähen Schrecken erfaßt, stürzte Golm hinüber, um die Stelle zu untersuchen. Als er an den Spalt kam, war alles vorüber, und ihm war nur, als bliese ein heißer Odem aus der schmalen Öffnung. Lange stand er und wartete, daß die Erscheinung sich wiederholen möge. Aber es geschah nichts; alles schien vorüber.

Da drang Golm in die Stollen ein und hielt genaue Umschau. Es konnte keine Veränderung festgestellt werden. Woher war der Dampf gekommen? —

Job stieg wie von Teufeln gehetzt ins Tal. „Der Berg!“ murmelte er immer wieder. „Der Berg! Er bricht mit Schwefel und Feuer aus. Der Berg wehrt sich!“ Frohlocken war in ihm, während er über die Felsen stieg.

Er verbreitete die Nachricht in der Gletscherstation, bis nach Ponthilara hinunter. „Der Berg!“ rief er. „Der Berg bricht mit Schwefel und Feuer aus. Der Berg brennt!“

Sie hörten ihn an und wußten nicht, was er meinte.

Wo er Menschen sah, rief er ihnen das Unerhörte zu, und seine Augen flackerten. „Der Berg!“ rief er und war halb irr vor Entsetzen und Jubel. „Der Berg ist voll Feuer und Rauch. Der Berg brennt!“

Sie lachten ihn aus und wußten nichts anzufangen mit seinen Worten. Er lief umher wie einer, der ein neues Evangelium verkündet; lief, bis ihm die Knie brachen.

„Der Berg brennt!“ rief er.

XX.

Die seltsame Naturerscheinung wurde von Golm absichtlich verschwiegen. Es wäre sinnlos, so dachte er, jetzt kurz vor dem Abschluß des Unternehmens noch einmal die Gemüter zu beunruhigen und die Meinungen aufeinanderzuhetzen. Die große Teilarbeit bei Isla Silva, das bedeutendste Ereignis beim Bahnbau, ging ihrer Vollendung entgegen, und so hätte eine geologische Untersuchung des Falles nur neue Verzögerungen und neue Mißstimmung heraufbeschwören müssen. Schließlich wären auch die Italiener stutzig geworden und hätten sich geweigert, weiterzuarbeiten an einem Beginnen, bei dem der Tod zwischen ihnen stand und in jeder Minute eine Katastrophe hereinbrechen konnte.

Nein, es war besser, die Erscheinung totzuschweigen. Wohl war das Tal erfüllt von dem Gerücht, das Job verbreitet hatte, aber man schenkte ihm keinen Glauben, weil man seinen Haß auf den Bahnbau kannte und in dem weißen Dampfstrahl, in dem brennenden Berg ein törichtes Gebilde seiner erregten Phantasie erblickte. Zuletzt verspotteten sie ihn; namentlich die Arbeiter ließen ihren derben und urwüchsigen Spaß an ihm aus.

„Job, der Berg brennt!“ riefen sie ihm zu. „Bist du nicht Feuerwehrhauptmann?“ — Ein anderer: „Job, dir schlagen die Flammen aus den Eselsohren! Oben brennt's! Geh hinauf, der Teufel kocht seiner Großmutter eine Wurstsuppe mit Grieben und Fettigkeit.“

Sie verspotteten ihn, und er mied es von diesem Tage an, unter die Menschen zu gehen. Er verkroch sich im Einödhof und wühlte sich in seinen Grimm, wurde umsponnen von Haß und Heimtücke. Zacharias Job sann darüber nach, wie er die Bahn vernichten könnte. Helfershelfer müßte man finden, grübelte er. Helfershelfer! Unerträglich, daß sie ihn verspottet hatten. —

Das Gerücht versickerte. Nach wenigen Tagen sprach kein Mensch mehr davon.

Oben gingen sie zum letzten Sturm vor. Golm verließ die Bohrstellen nicht. Am sechsundzwanzigsten Tag wurden die ersten Minen gelegt. Die Kunde von der bevorstehenden Sprengung lief durch alle Zeitungen. Wieder war ein Regiment von Zeitungsleuten, von Fachmännern und Photographen im Anmarsch, um Zeuge der technischen Großtat zu sein. — — —

(Fortsetzung folgt.)








Die Fliegerhaube als Hutmodenmotiv.

Oben links: Grauer Hut mit blauem Streifen. (Modell: Berteaux; Aufnahme: Kitty Hoffmann, Wien.) — Oben Mitte: Einer Fliegerkappe ähnelnder brauner Filzhut (Modell: Berteaux; Aufnahme: Kitty Hoffmann, Wien) — Oben rechts: Ombrierter roter Federhut. (Modell: Alice Wicht; Phot. Ernst Sandau, Berlin.) — Unten: Schmiegsamer seidenweicher Filzhut in Hellgrau mit Schwarz; der Kopf ist eng anpassend gearbeitet. Trägerin: Die Schauspielerin Marion Mill. (Modell: Berteaux; Aufnahme: Kitty Hoffmann, Wien.)

Im Brautschmuck.

Mitte links: Aparte Brauttoilette mit Schleppe und duftigem Schleier. Mitte rechts: Brautkleid mit Perlstickereien. Toqueartige Brautkrone aus Silberlamé mit beerenartigen Silberperlen.

(Beide Brauttoiletten: Phot. Paul O'Doye, Paris. — Die Abbildungen der Hüte sind bis auf das Bild oben rechts Wiedergaben nach Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.)

SASCHA SCHNEIDER

ZUM ABLEBEN DES KÜNSTLERS AM 18. AUGUST



Hohes Sinnen. (Gemälde.)



Das Gefühl der Abhängigkeit. (Karton.)



Sascha Schneider.
(Phot. Hugo Erfurth, Dresden.)

Ganz überraschend kommt die Nachricht, daß Professor Sascha Schneider 57jährig in Swinemünde gestorben ist. Im Anblick des Meeres, im Anblick der Unendlichkeit von Himmel und Wasser hat er seine schönheitstrunkenen Augen geschlossen. Heimat war ihm die Welt, Grab wurde ihm die See.

Obgleich es seinen Freunden längst bekannt war, daß der Künstler an einer zehrenden Zukkerkrankheit litt, obgleich er, nie ein Mensch der lauten Welt, in Zurückgezogenheit und fast aszetischer Bescheidenheit im Künstlerhaus zu Loschwitz still und unauffällig lebte, sein Tod bedeutet einen ebenso hohen wie unersetzlichen Verlust im Kreise der Dresdener Künstlerschaft.



Eine Vision. (Karton.)

Denkt man an Gotthardt Kuehl, den typischen Vertreter Alt-Dresdener Kunst, so hat Sascha Schneiders Werk freilich nichts mit ihm zu tun, obgleich dem Neunzehnjährigen die Dresdener Akademie erste Anregung und spätere Reife wurde. Nicht umsonst, daß ein Max Klinger sein Freund und Förderer sein durfte; beiden ist das Abseitige, das Monumentale, die große Komposition, einigermaßen auch das Problematische, zu eigen, auch ein Sascha Schneider kannte nur begeisterte Freunde und begeisterte Feinde. Seine erste Ausstellung rief eine kleine Revolution hervor; man tat alles, ihn sofort abzustempeln, ihn zu literarisieren. Ein wenig drückte es ihn; er floh aus Dresden nach Italien, kam aber bald zurück, nach Leipzig berufen. Und bezeichnend für ihn, daß er zum Entwurf der großen Fresken im eben gebauten Deutschen Buchgewerbehaus „Baldurs Sieg über die Finsternis“ wählte.



Judas Ischarioth. (Karton.)



Ein Wiedersehen (Christus und Ischarioth.) (Karton.)



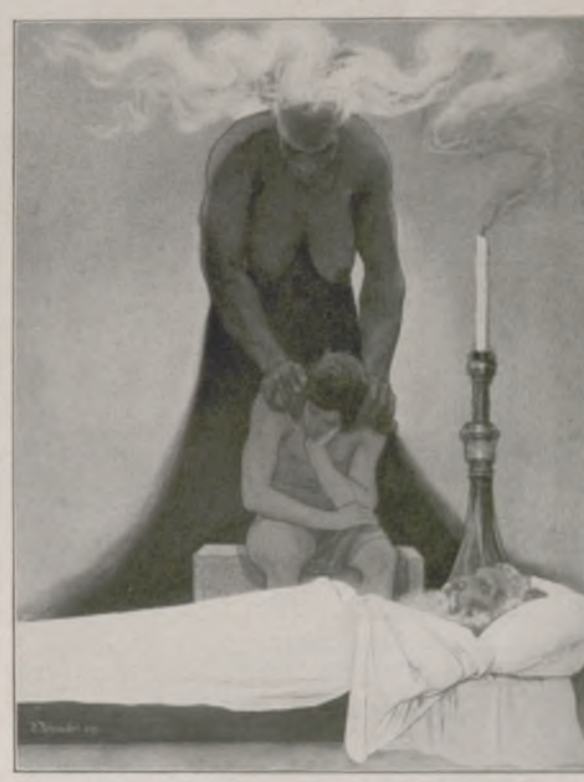
Christus in der Hölle. (Karton.)

Diese Sehnsucht nach der Überwindung, wie man es bezeichnen möchte, tritt in seinem gesamten Schaffen zutage. Ein ewiges Ringen mit den unheimlichen Mächten, den finsteren Gewalten und Dämonen. Deshalb vielleicht seine zahlreichen biblischen Stoffe, deshalb auch vielleicht sein Eintreten für Karl May, dem seinerzeit so Geächteten, dessen Werk er eine Reihe ganz vorzüglicher Bildtafeln widmete. Sascha Schneider, im besten Sinne Kosmopolit, erlebte unter dem gleichen Gesichtspunkte den großen Krieg. „Kriegergestalten und Todesgewalten" heißt die Folge von Zeichnungen, die deutlich von der inneren Unruhe und der seelischen Bedrängnis Sascha Schneiders über diese Weltkatastrophe Zeugnis ablegen.

Und dennoch ist Sascha Schneiders Kunst im tiefsten Sinne deutsch. Er war zwar in Petersburg geboren, seine Mutter war zwar eine Dänin, aber sein Vater entstammte einer alten Danziger Kapitänsfamilie, und mit zwölf Jahren kam der kleine Sascha (Alexander) nach Dresden auf die Kreuzschule. Er erlebte als Dresdner Akademiker manche Zurücksetzung, aber auch den wohlverdienten späteren Erfolg. Weimar berief ihn auf den Rat Klingers hin in leitende Stellung; er malte das dortige Stadttheater aus. Auch der Plastik wandte sich Sascha Schneiders Kunst zu, monumentale Grabdenkmäler sind so entstanden. Immer aber bedeutete seinen lichten, klaren Augen der menschliche Körper letztes und höchstes Ziel. Seinen griechischen Schönheitsidealen, wie es sich beinahe klassisch im „Antiken Krieger" präsentiert, widmete er Bild und Schrift, widmete er sogar eine eigene Schule. Und spät meldete sich endlich auch seine Wahlheimat Dresden; man übertrug ihm die Entwürfe zu Gemälden der neuen Dresdener Gemäldegalerie.



Mammon und sein Sklave. (Karton.)



Gram. (Karton.)

Nun hat ihn der Tod mitten aus seiner Arbeit gerissen. Seit Wochen trieb ihn seine Sehnsucht ans Meer. Es sollte seine letzte Lebensreise werden. Den Strapazen der Reise war sein geschwächter Körper nicht mehr gewachsen. Denen aber, die ihn kennenlernten, wird Sascha Schneider auch menschlich unvergessen bleiben. Die Farbigkeit und Klarheit seines Werkes war in seltener Harmonie dem Menschen selbst verliehen. Für die Dinge zwischen den Zeilen hatte er stets Ohr und Herz. Ein feiner Humor, eine leichte Ironie versteckten das Kind in ihm, das leicht reizbare, sensible und verwöhnte, das er blieb bis zu seinem letzten großen Wunsch: der Reise ans Meer, dem Tode entgegen. Heinrich Zerkaulen.

Des Meeres Stimme

AUS DEM FINNISCHEN ÜBERSETZT VON GRETHE SCHOEPPL

Fern, groß und still steht die alte Hütte im Walde. Niemand weiß, wie alt sie eigentlich ist, wer sie erbaut, und wer sie von Anfang an bewohnt hat. Vielleicht irgendein müder, wüstengleicher Friedenssucher. Oder hatte sie einmal für irgendein großes, stilles Andenken als Heiligtum gedient?

Vergessen war sie damals und unbewohnt, als Martta sie zur Wohnung nahm. Ein wildes Gewimmel lief auf den fremden Wänden umher, und innen jagten einander dicke Staubknäuel.

Als Martta kam, schlang sich buntes Seemannstuch hell um ihren Nacken, Latten trug sie in ihrer Schürze. Weil sie müde war, setzte sie sich eine Weile vor die Haustür und starrte vor sich hin. Der Blick war fremd, gefühllos, eisig kalt und funkelte in Erinnerung versunken. Aber nach einer Weile schon glänzte ihr Blick wie brennendes Feuer. „Verrückte Augen!" hatten die Menschen schon genug gesagt, aber sie war nicht verrückt gewesen, sondern ihr Blick war voll Freude, voll Wärme, voll Hoffnung und Erwartung gestorben. Nur die eine Glut war bisweilen sichtbar kräftig: der Haß. Sie haßte die Fischreuse, sie haßte sie ebenso grenzenlos, wie sie sie früher geliebt hatte.

Plötzlich flammte der dunkle Blick auf: „Das Meer nimmt Atem und Leben. Es nahm den Vater, beide Brüder und nun zuletzt Akseli, meinen Mann! Es hat mir in dir wenigstens seinen Körper zurückgegeben!" rief sie aus und preßte das Kind, das sie in ihren Armen hielt, fester an sich. „Es preßt aus den Menschen den letzten Tropfen Saft und Blut, greift nach Vernunft und Leben, nur dich soll es nie und nimmer erhalten!" Und die abgemagerten Hände preßten das Kind fest entschlossen gegen ihre Brust.

Martta war eine Schärenbewohnerin. Sie stammte von der Küste des Meeres, war am Sund aufgewachsen, wo sie mit ihrem Vater gewohnt hatte, als die Tochter eines Fischers, eines Fischers Weib und nun eines Fischers junge Witwe.

Als sie Akseli verloren hatte, nahm sie Niilo, ihr Kind, mit sich und flüchtete weg von dem tiefen Grab, worin ihr Mann den Tod gefunden hatte.

Noch hörte sie, wie sie rief, die Stimme des Meeres, wie sehnsüchtig es kochte, als hätte die Mutter sie gerufen; so kühl liebkosten die Wellen, als sie Martta einsam gemacht hatten, wild und durstig, jede einzelne war voll Jubel über ihre Beute.

Ungefähr so hatte das Meer auch damals gesungen, als Niilo geboren ward! — „Das Meer bewillkommt meinen Knaben!" hatte Akseli gesagt, und das Meer hatte hochmütig gejubelt. Nun begriff Martta. Des Meeres Freude war nur eine geizige gewesen, des Raubtiers habgieriger Jubel, das einst verschlingen wollte! — Und da feuerte der Haß aus ihren Augen, und Rache schrie in ihrer Brust: „Ich gebe Niilo dem Meere nicht! Niemals gebe ich ihn!" —

„Ich raube dir selbst deinen Plan! Ich fliehe weit. Niilo lernt nicht dich lieben, du grausiges, ungnädiges Raubtier, das die Menschen zu Sklaven macht und mit ihnen dann spielt!" Fast geistesverwirrt hatte sie das gerufen, mit verändertem Gesicht, die Hände zu Fäusten geballt, und war geflohen. Ihr Maß war voll. Vom Meere fortgesendet, wollte sie nur irgendwohin, weit, recht weit, wohin des Meeres Stimme nicht dringen konnte. Lange war sie gegangen. Halbtot, dem Verschmachten nahe, saß sie nun vor der Tür der alten Hütte. —

Die Sonne schien auf das Gesicht des Kindes, weckte es und weckte wahrhaftig auch Martta. —

„Bleib hier!" rauschten die hohen Bäume des Waldes. —

Und Martta blieb.

*

Ein Jahr, mehrere Jahre waren vergangen. Fast hatte Martta die übrige Welt vergessen. Nur der kalte Glanz ihrer Augen war nicht geschwunden; sie lachten nicht und weinten niemals. Aber nur selten blitzte in ihnen nun jener unergründliche Haß, bloß bisweilen dann, wenn Niilo Violine gespielt hatte.

Niilo war zum Jüngling herangewachsen, schlank und geschmeidig, wie auch Akseli gewesen war. Martta hatte ihn lesen gelehrt, ihn gelehrt, Gott zu dienen und Arbeiten zu verrichten. — Aber niemals hatte sie ihm etwas vom Meer erzählt, niemals etwas aus ihrem eigenen früheren Leben. Selbst hatte sich der Knabe gelehrt, Violine zu spielen, ihm war das Spiel eine angeborene Gabe. Er hatte niemals gehört gehabt, wie eine Tondichtung beschaffen sein solle, aber als er die Violine nahm und im Walde spielte, lauschend dem Rauschen der Bäume, dem sommerlichen Gezwitscher der Vögel, war in ihm die Stimmung entstanden, aus der er nun spielte. Er schöpfte den Gesang aus den Stürmen, die des Winters die alte Hütte umtosten, oder was immer es auch gewesen sein mochte: er spielte, wie eben nur ein Genie spielen kann.

Bisweilen spielte er ganz wunderliche Kompositionen, zum Gruseln wunderlich; sie waren nicht unvernünftig, aber zumindest unerforschlich. Von tief, tief waren sie hervorgeholt aus ihrem Versteck, hinreißend und erhebend, voll ungewöhnlicher Sehnsucht...

Im Anfang klang jener ängstliche Ton tappend, allmählich sich vergewissernd, klar werdend, um schließlich als volle, farbige Stimme der Geige zu entklingen.

Dann hörte Martta bezaubert zu. Im Spiele erlebte sie aufs neue ihre Jugend — ward sie wieder zum Kinde. —

Ein dämmeriger Abend am Sund. Vom Meer kam ein zarter, schwebender Nebel — ein solcher, wie er Martta gefiel. Um so gefährlicher für das Atemholen. Er schmerzte und brannte beim Hineinziehen, nur geizig in die geöffneten Nasenlöcher atmete Martta.

Die geheimnisvolle Stimme versprach so viel. Martta spiegelte sich vor, irgendeine andere zu sein als die arme Fischerstochter, irgendeine, die über alles Erwarten reich und mächtig ist. —

Die Ruder senkten sich in das Wasser, hoben und senkten sich im Takt. Der Laternenpfahl kam blitzschnell vorüber, rot und feurig; die Dampfer, die in der Nacht kamen, glänzten in der Dunkelheit. Geheimnisvolle, zauberhafte Nacht des Sundes! —

Einmal ruderte der Vater Martta im Mondenschein an die Fischreuse. Die Wellen plätscherten, spielten an der Spitze des Kahnes — weißer Schaum spritzte von Zeit zu Zeit in ihr Gesicht. Ein Sturm erhob sich, das Meer begann zu brausen, schäumte und heulte. Schrecklich hoch rollten die Wogen, schleuderten das Boot hin und her, als ob es bloß ein Span wäre.

Mit entblößtem Haupte ruderten sie. Wie Kupfer glänzte des Vaters braunes Haar im Mondenschein, und der Schweiß troff über sein von Wind und Sturm abgehärtetes, sonnenverbranntes, bärtiges Gesicht. Er sagte kein Wort. Es war ein Kämpfen um Leben und Tod. Das wußte auch Martta, aber sie fürchtete sich nicht. Sie sah, wie mit jedem Ruderschlag jede Muskel in des Vaters Händen sich spannte. Sein Gesichtsausdruck verschärfte sich, verriet nur Kampf, und im Augenblick ahnte Martta, warum die Insulaner immer ihren Vater zum Führer haben wollten, denn es war dies ein sehr gefährlicher Auftrag. — Von ihres Vaters gesunder Kraft, seiner rauhen, beherrschten Kraft waren sie ganz von Gehorsam und Bewunderung erfüllt, denn diese Kraft zwang zum Gehorsam! — Langsam näherte sich das Ufer. Das Meer war damals so wütend, aber sie waren zähe. Zusammen zogen sie den Kahn ans Land, durchnäßt von Schweiß, und wie Tautropfen hing das Wasser an ihnen. So gingen sie lachend nach Hause. —

Es war ein fremdes Aufjubeln in ihr. Sie hätte am liebsten im Geiste die Hände ausgestreckt, um ihr ganzes Vaterland zu umarmen. Martta durchfühlte zum erstenmal ihr Leben. —

Akseli und Martta gingen nach Ruona längs der Küste. Die Wellen glitten, das Schilf rauschte, die himmelblauen Vergißmeinnicht waren so niedlich! Martta bückte sich, um sie zu pflücken, ihr Fuß glitt aus. Akseli umschlang sie mit seinen Armen. Da wand sie sich empor. Akselis reiches, dichtes Haar spielte um ihr Gesicht. „Ich liebe dich, Martta!..."

Damals war Sommer gewesen — „Johannistag".

*

Wie von weit her drang die leise Stimme der Violine. Klagend zog sich noch einmal der Bogen über die Saiten zurück, und das Spiel war zu Ende.



Großer Gartenmohn

NACH EINEM GEMÄLDE VON ANNA GASTEIGER

Wie aus dem Schlafe geweckt, fragte Niilo verwundert: „Was war dies für eine wundervolle Sehnsucht, die meine Brust füllte? Was und woher ist jene Kraft, die mich zwingt, so zu spielen?"

Martta fragte nicht. Sie wußte es: der Knabe spielte sein Geschlecht, seine Generation hatte ihn dazu bestimmt, den uralten Gesang des Meeres wiederzugeben. Das war sein Erbe. —

*

Einmal nur hatte Niilo das Meer gesehen. Damals, vor acht Jahren, als Martta mit ihm auf den Friedhof gegangen war. Damals hatte sie jenes verhaßte Meer wiedergesehen, und auch Niilo sah es. Die Stimme des Blutes war zu kräftig in Martta, und sie unterwarf sich diesem Befehl.

Heftig klopfte Marttas Herz, als der Nebel in ihre Augen stieg, als jene kleinen, an der Bohle erbauten, bekannten Häuser sichtbar wurden, der rötliche, feuchte Sand der Küste, die bemalten und geteerten Kähne, die ganze regnerische, winderfüllte Dunkelheit und — das Meer! Das Meer funkelte im Sonnenschein; still und voll Frieden. Sie setzten sich auf einen Stein, denn sie waren sehr blaß, und von der Küste her kam jene sommerliche Luft, wie gewöhnlich. Der Tag war beinahe schon zur Neige gegangen, man hörte das Geräusch des Verladens von Holzware auf einer ausländischen Flotte.

Eine Weile vergaß Martta die Gegenwart. Sie war wieder des Meeres Kind, das es vergötterte, der Fischreuse diente; sie liebte mit ganzer Seele, die schöne, glänzende Fischreuse! —

„Mutter!" sagte Niilo, außer sich vor Begeisterung, und zerbrach Marttas Zauber: „Des Meeres schönes, glänzendes Haar verwirrte sich kürzlich wieder!" Und sie nahm den Knaben fest in ihre Arme, ihn immer fester drückend, so fest sie nur konnte. — —

Ein paar Tage bloß war Martta mit ihrem Knaben auf der Insel geblieben. Dort lag die Schwester, zu deren Bestattung sie gekommen waren, an einem Fels im Friedhof, wo die Wellen mächtig an die Küste schlugen. Spielend, tanzend kamen sie von weitem, von Osten her, unwissend, das Ende erwartend, belustigend, wie die zweiten der ersten folgten; uneben stürmten sie gegen die Steine, zerbarsten in unzählige kleine, leuchtende Perlen und schäumten wie eine sich überstürzende Dusche hoch auf.

Zuletzt war es, als sängen in den Wellen die Verstorbenen der Insel in die Umgebung ihr Totenlied. Einfach und anspruchslos waren die Grabsteine, die plumpen Schriftzüge meistenteils vom Regen wild verwaschen.

Marttas Schwester lag neben dem Vater. Ein neues, weißes Kreuz zeigte so einsam und bleich neben dem schwarzen Kreuz zur Höhe.

Was mochte Martta wohl gefühlt haben? Sie war bleicher als je vorher, als sie in die alte Hütte zurückgegangen war.

*

Der Frühling kam. Ah, was für ein Frühling! So wunderschön wie in einem Märchen. Der Himmel war blau, das Moos weich, die Blüten der Maiglöckchen groß und ihr Duft betäubend.

Niilo stand am Rande des Waldes und betrachtete die alte Hütte. Wie war sie doch so klein, niedrig und friedsam! Wie träumend stand sie da inmitten des hellen Tages! Ein Frosch sprang auf das Knie des Knaben und berührte mit seiner Kälte Niilos Körper am entblößten Fuße. Von weitem rief der Kuckuck. Niilo lächelte. Wie reich und glücklich fühlte er sich! Eine unbekannte Sehnsucht, die gewachsen und gewachsen war und zugenommen hatte, erfüllte in diesem Augenblicke mächtig seine Brust. Eine jähe Unruhe ergriff ihn, zu wandern, zu suchen und zu lauschen. Tagelang ging er wie ein Irrer, ging wie im Fieber umher, tappte wie ein Blinder im Lichte. Was war das für ein großes Brausen, das er nahen hörte? Wer rief, wer schrie nach ihm? —

Niilos Mutter erschien im Hofe, blickte für einen Augenblick in den Wald und ging dann wieder hinein.

Was für eine Bürde trägt Mutter insgeheim? dachte Niilo. Warum lächelt Mutter niemals? Ist's denn nicht Frühling?

Er erinnerte sich, seine Mutter niemals lächeln gesehen zu haben. Sie lächelte, ach, sie lächelte einmal! Damals, bei der Beerdigungsfeier, als sie jenes Fischerdorf sah und das Meer — das Meer!

Wie ein heller Blitz flammte es vor dem Knaben auf, die dunkel glänzende, offene See.

Guter Gott! Jenes Brausen, das er gesucht, das ihn drängte, zu erlauschen, es war — des Meeres Brausen, jene Stimme, des Meeres Stimme, die rief, ihn rief!

*

Wie ein Kranker ging der Knabe im Walde bis zum Abend umher. Dämmer schlich schon um die alte Hütte, als er hineintrat. Martta saß am offenen Fenster und strickte an einem Strumpf. Lautlos setzte sich der Knabe auf die Bank.

„Mutter," begann Niilo endlich, mit scheuer Stimme, die von Tränen widerhallte, „morgen gehe ich fort!"

Tief war die Stille um sie her. Marttas Hände hörten auf zu stricken, und sie schaute, schaute nur. — Endlich, nach langer, langer Zeit, die dem Knaben unermeßlich geschienen, brach Martta das Schweigen mit zitternder, zerbrochener Stimme: „Wohin — wirst — du — gehen?" —

„Zum Meer, Mutter! Ich komme zurück — als reicher Mann werde ich kommen — ich baue dir ein neues, großes Haus! Oder bauen wir es am Sund, an der Meeresküste? — — Warum sprichst du nicht, Mutter? Warum sagst du kein Wort?"

Niilo bedrängte diese lautlose, krampfhafte, erdrückende Stille, und leise wie ein Missetäter schlich er aus dem Zimmer. —

Martta saß, ohne sich zu rühren, wie ohnmächtig. Schwer war dieser letzte Schlag. Der Nachtwind brachte den süßen Duft der zarten Maiglöckchen durch das Fenster. Martta fühlte bloß immer das eine: Das unbändige, triumphierende, höhnende Meer, unheimlich lachend: „Wo ist deine Rache, Mensch? Ich bin das Meer: stark, gewaltig, groß! Vergeblich ist es, mich zu fliehen, überall hört man meine Stimme. Schon durch seine Abstammung ist er mein eigen, in seinem Blute liegt mein Gesang, und was mein ist, nehme ich — immer!"

Die Nacht kam, und immer saß Martta am selben Platze. —

Am Morgen ging Niilo. —

Ein paar Jahre waren vergangen. Langsam, so langsam waren sie dahingerollt, und die Schläfen der verlassenen Martta waren grau geworden.

Es war Frühling wie damals, als Niilo gegangen war. Abend war es, und wieder kamen die Dämmer geschlichen, als die Tür der alten Hütte sich leise öffnete und das helle, salzige Meer in das Zimmer flutete. —

„Niilo!"

„Mutter!"

Und der braune Sohn sank in die Arme der Mutter. —

Ein Fest war in der alten Hütte. Neben den Fenstern schlang sich der junge wilde Wein. Diesen Morgen war er aufgebrochen und erstreckte sich nun über das ganze Fensterbrett. Schlank, hellgrün waren die Blätter, mit denen die Strahlen des Tages spielten. Festesfreude lag in der Luft. Von Gefühlen des Glückes durchflossen, fing Martta an, die unbekannte, unerwartete Freude zu genießen, der sie teilhaftig geworden war. Welches Leben! dachte sie, denn jetzt erst erlebte sie den Tag, den hellen Frühlingstag!

— „Als du gingst, glaubte ich, du würdest dem Meere dein Leben zum Opfer reichen!" flüsterte die Mutter und streichelte mit den rauhen Händen die sonnenverbrannte Wange ihres Jungen.

„Das Meer gab dich mir zurück, obgleich es trotzte!" setzte sie fort, drückte den Knaben an ihre Brust wie früher, als er noch ein Kind gewesen, und in Marttas Augen, in denen so viel tiefes Leid wohnte, drang ein warmer Schimmer.

Als der Jüngling der Mutter von den Schönheiten und Schätzen der Welt erzählt hatte, sagte er: „Am Sund, am Meeresstrande, ist eine Hütte, ein kleines, graues, aus Planken erbautes Haus. Es wartet auf dich, Mutter!"

Martta lächelte. Der Sohn drückte sie an seine Brust, wie früher, als er noch ein Kind gewesen. —

*

Still und wieder unbewohnt steht die alte Hütte im Walde. Wilder Wein windet sich an ihren Wänden, und drinnen wehen dicke Staubknäuel umher. —

Die Hütte weiß, wie einmal Martta, freudlos, mit schleppendem Schritt, sie eiligst betreten hatte. —

Schon sind die Spitzen der Maste sichtbar — die ersten Häuser — und im Glanz der Sonne leuchten die blauen Wellen — das Meer! das Meer, das Meer! Blau, weit und glänzend.

In Marttas Augen schimmert eine Träne. Zum erstenmal in seinem Leben sieht Niilo in den Augen der Mutter Tränen.

„Niilo, ich kann die Fischreuse nur lieben — nicht hassen. Ich habe Sehnsucht — oh, solche Sehnsucht! Ich sehne mich nach der Fischreuse, obgleich ich sie auch hasse. — Ich habe mich selbst getäuscht und das Meer — ich habe nie Haß gefühlt, nur Liebe."

Und eine Träne rollt über ihre Wange. Der Wind, der vom Meer herstreift, trocknet sie liebkosend.

Eine Großstätte des deutschen Gurkenbaues







Auslegen der Samengurken zur Nachreife. — Rechts oben: Abfahren der gepflückten Gurken.
Im Oval: Beim Sortieren der Gurken.



Verladen der Gurken auf dem Gochsheimer Bahnhof.



Gurkensammelstelle in Gochsheim.

Gurkenernte in Gochsheim bei Schweinfurt am Main. Nach photographischen Aufnahmen von G. E. Arff.

Die Gegend von Schweinfurt am Main könnte als das große deutsche Gurkenland bezeichnet werden. Wohl in keinem anderen Gebiet liegen die Verhältnisse für den Gurkenbau so günstig wie hier. Der humusreiche Sand auf Muschelkalk-Untergrund verbindet Fruchtbarkeit mit Wärme. So ist der Boden wie geschaffen für die Anzucht stark zehrender wärmebedürftiger Gewächse, wozu wir in erster Linie die Gurke rechnen müssen. Die Bauern in der Umgebung von Schweinfurt haben diesen Vorzug ihres Bodens längst erkannt und sich zunutze gemacht. Das Dorf Gochsheim bei Schweinfurt ist als Gurkendorf weit und breit bekannt. Man muß einmal an einem Juli- oder Augusttage nach Gochsheim fahren, um einen Begriff davon zu bekommen, welch ungeheure Mengen hier bewältigt werden. Während der Haupterntezeit beträgt die Durchschnittsleistung an einem Tage wohl an die sieben Millionen Stück. Da ist denn oft der lange Sommertag zu kurz für die viele Arbeit. Alles was sich nur regen kann, muß mit zugreifen. Selbst die Kinder müssen fleißig mithelfen. Am Vormittag wird gepflückt und gepflückt. Ein Korbvoll nach dem andern wandert auf den Wagen und wird heimgefahren, um dann schleunigst wieder bereitzustehen. Der Nachmittag gehört der Arbeit im Hause. Da werden die Gurken zunächst sortiert. Kleine Früchte finden als Essiggurken Verwendung, größere verkauft man als Salzgurken, und die ganz großen erzielen als Senfgurken die besten Preise. Nach dem Sortieren geht es an die Wäsche. Die Gurken werden in große Steintröge geschüttet, mit Wasser übergossen, einigemal umgerührt und dann herausgenommen und zum Trocknen beiseitegelegt. Zweimal in der Woche ist Liefertag. Da kommen die Händler und nehmen die Ware ab. Der Bauer bringt seine Gurken an einen bestimmten Platz und erhält einen Gutschein. Alles weitere ist Sache des Händlers. Da ziehen denn schon am frühen Morgen die mit Kühen oder Ochsen bespannten Bauernwagen nach dem Bahnhof. Die Bahnverwaltung hat leere Wagen in genügender Zahl bereitgestellt. Im Handumdrehen ist ein Leiterwagen voll Gurken in dem Güterwagen verschwunden. Aber auch der Bahnwagen wird allmählich voll, und es geht an den nächsten. Zur Haupterntezeit werden an einem Tage oft 60 und mehr große Güterwagen voll Gurken aus dem Gochsheimer Bahnhof abgelassen. Sie gehen nach Berlin, München, Frankfurt, Nürnberg und anderen Großstädten. — Besondere Sorgfalt wenden die Bauern der Gewinnung des Gurkensamens zu. Die besten Gurken werden schon am Stocke ausgewählt und bis zur Vollreife belassen. Dann werden sie gepflückt und an eine sonnige Stelle in einem überdachten Schuppen gelegt, bis sie ganz weich geworden sind. Alsdann schneidet man sie der Länge nach auseinander, nimmt das Samenfleisch mit einem Löffel heraus und wäscht es gut aus, bis sich die Kerne von der fleischigen Masse absondern. Die Samen der Gurken werden dann noch sorgfältig getrocknet und aufbewahrt. G. S. U.

Virtuosen des Gleichgewichts

Von Dr. Alfred Lehmann, Leipzig.



1. Handstand auf dem hohen Seil, ausgeführt von den Brüdern Stey der Seiltänzergesellschaft „Adlertruppe“.

Im Jahre 160 v. Chr. hatte der römische Dramatiker Terenz bei der Uraufführung seiner „Schwiegermutter“ das Pech, daß gleichzeitig eine Seiltänzergesellschaft auftrat, die im Nu das ganze Publikum aus dem Theater fortlockte, so daß die Vorstellung abgebrochen werden mußte. Nichts spricht mehr für die Beliebtheit artistischer Darbietungen schon im Altertum, und gerade die Seiltänzer (von den Griechen schoinobates, von den Römern funambuli genannt) scheinen hier den Vogel abgeschossen zu haben.

Der Gleichgewichtssinn macht den Seiltänzer, welche Art des Seils er auch immer zu seinem schmalen “Podium“ erwählt haben mag. Es gibt da verschiedene Arten, und schon im Altertum machte man zwischen dicken und dünnen Seilen einen Unterschied. Die „Draht“seilkünstler laufen auf dünnem Draht und verwenden die schwere große Balancierstange nicht mehr, sondern bedienen sich, wenn überhaupt eines Gegenstandes zum Ausgleich der Balance, eines Schirmes oder Fächers. Auch bei der Art der Drahtseilbefestigung gibt es Unterschiede: man spricht von „schlappem“ und „gespanntem“ Draht. (Den Unterschied verdeutlichen die Abbildungen 3 und 4.) Hinzu kommt noch das von der Zirkuskuppel hoch oben schräg hinab zur Arena gespannte Seil, auf dem die Japaner Meister im Hinaufschreiten und plötzlichen Abrutschen sind.

Die sogenannten „Turmseilläufer“, die ihren Namen tragen, weil sie früher ihre dicken Taue einfach zwischen zwei Türmen oder Häusern ausspannten, bedienten und bedienen sich einer dicken Balancierstange (Abbild. 1 und 9). Sie sind nicht so häufig mehr anzutreffen. Die Technik des Seillaufes erfordert neben dem Gleichgewichtsgefühl in erster Linie einen ausgeprägten Tastsinn der Füße. Zunächst muß die Zehe als empfindlichster Teil des Fußes aufgesetzt werden, wobei besonders darauf zu achten ist, daß das Seil sich nicht zwischen den Zehen festklemmt. Der Name „Akrobat“ bedeutet eigentlich „Zehengänger“ und scheint tatsächlich zunächst im engeren Sinne für Seilläufer gebraucht worden zu sein, weil das Schreiten des Seilläufers wirklich wie ein Zehengang aussieht.

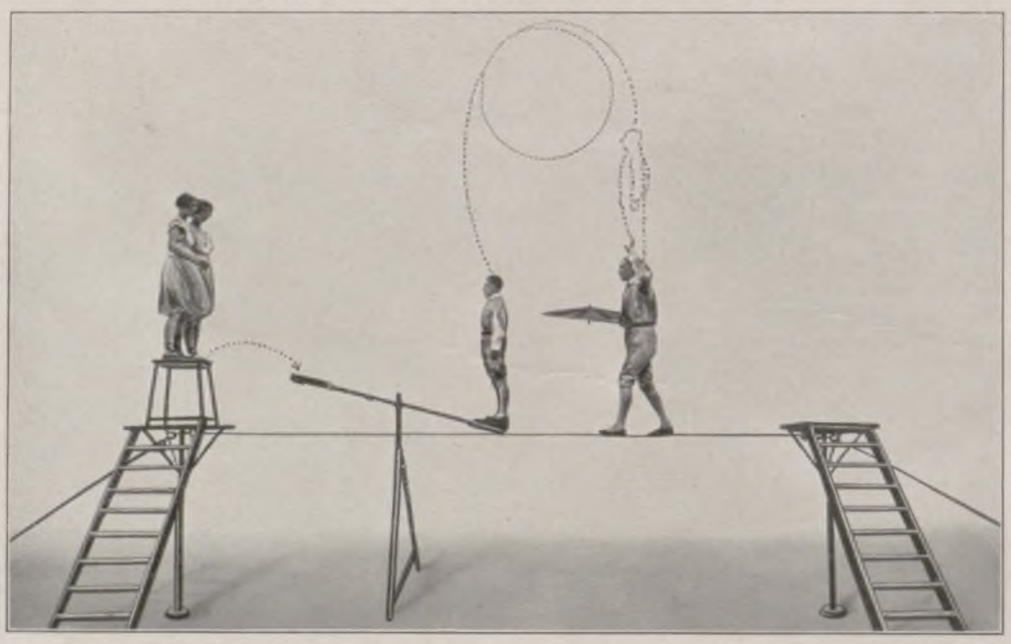
Die Tricks der Seiltänzer haben sich wenig geändert. Schon Plinius erzählt von dem fingierten Straucheln, das im Zuschauerraum stets ein Angstgeschrei des Publikums auslöste. Auch wurde der Gang über das Seil besonders erschwert, indem man sich Kothurne an den Füßen befestigte. Merkwürdig ist, daß trotz der Beliebtheit der Seiltänzer antike Darstellungen des Seillaufs außerordentlich selten sind.

Im Mittelalter gehörten die Seilläufer zu jedem Fest, gleichviel, ob eine höfische oder bürgerliche Gesellschaft Veranstalterin war. Bei einer fürstlichen Vermählung in Compiègne soll im Jahre 1237 ein Artist auf einem Pferd das Seil entlanggeschritten sein, ein etwas unwahrscheinliches, zum mindesten aber äußerst gefährliches Kunststück, das der Kunstreiter François Corradini bei der Nachahmung im Jahre 1889 in Göteborg mit dem Leben bezahlte.

Die großen Städte wurden besonders von Seiltänzern besucht, und die Magistrate ließen sich diese Schaustellungen, wenn auch in bescheidenstem Maße, etwas kosten. Der Rat der Stadt Leipzig gab z. B. im Jahre 1570 „einem Jungen gesellen so auf der Leynen gefahren, zu Verehrungk“ 2 Gulden und 18 Groschen. Was auf dem Seil produziert wurde, geht aus einer Chronik aus Frankfurt a. M. von 1588 hervor: „In diesem Jahre ist Heinrich Leynen ein Seil-Dantzer, gebürtig auss St. Gallen allhier gewesen, welcher von dem St. Nikolaus-Thurm an bis an die Leiter ein Seyl gespannt, so hundert und zwanzig Klaffter lang gewesen, darauff hat er viel Gauckelei getrieben, unter andern hat er einen Jungen ohnversehrt in einem Schubkarren auff dem Seyl herunter geführt, selbsten als ein Pfeil heruntergeschossen, und ein künstlich Feuerwerck darauff angesteckt.“



2. Ein tollkühnes Akrobatenstück: Der Artist Torge bei einem waghalsigen Jongliernkt auf dem Dache eines vielstöckigen Geschäftshauses in Berlin.



3. Technik einer Schleuderbrett- und Drahtseilkombination (Orig. 4 Fellers).



4. Meister auf dem „schlappen“ Draht (Janosky-Trio).

Der Franzose Blondin (eigentlich Emile Gravelet, geb. 1824) und der Deutsche Wilhelm Kolter (geb. 1795) sind die beiden klassischen Seilläufer des 19. Jahrhunderts. Blondin, der nach Amerika auswanderte, überschritt am 30. Juni 1859 zum ersten Male die Niagarafälle und wurde dadurch eine internationale Berühmtheit. Er drehte ferner Salti auf dem Seil, ging mit verbundenem Auge, fuhr mit einem Fahrrad und buk Eierkuchen auf dem Seil. Die Überschreitung des Niagarafalls ließ die 23 jährige Marie Spelterini, übrigens eine Berlinerin, am 19. Juli 1876 das gleiche wagen, was schon vorher Leslie, Jenkins, Beer u. a. versucht hatten. Das 300 m lange Seil war schwer und senkte sich in der Mitte. Die junge Artistin, mit einer 4 m langen Balancierstange ausgerüstet, ging mit verbundenen Augen, während das Seil leise schwankte. In 11 Minuten war der Übergang beendet. Aber dann überschritt sie nochmals, zwar ohne Augenbinde, aber rückwärts, das Seil. Das Experiment hat sie später noch öfter wiederholt.

Wilhelm Kolter hatte es zu ganz außergewöhnlichen Fertigkeiten gebracht, so daß sich an seine Person sogar Anekdoten und Sagen hefteten. Unter den letzteren gehört die vom Seillauf in Aachen, wo er vor König Friedrich Wilhelm III. den Engländer Jack Barres durch Überspringen (!) auf dem schiefen Turmseil ohne Balancierstange (!) geschlagen haben soll, ins Bereich der Märchen.

Die Schar der Seiltänzer des letzten Jahrhunderts ist Legion. Friedrich Knie, der Begründer



5. Anita Kellermanns Tanz auf dem Seil.



6. Ein schwieriger Drahtseilakt in schwindelnder Höhe ohne Netz und andere Schutzvorrichtungen.

einer berühmten Artistenfamilie, hatte in Innsbruck Medizin studiert, bis er sich in die Tochter eines Kunstreiters verliebte, mit der er durchging. Ein romantisches Leben erschloß sich ihm: bei den Schlachten von Jena und Auerstedt 1806 trat er bald bei den Deutschen, bald bei den Franzosen als Kunstreiter und Seiltänzer auf. Seine Kinder wurden sämtlich berühmte Seiltänzer.

Napoleon hatte eine Leidenschaft für die Seiltänzerin Madame Saqui (geb. 1777). Als der Kaiser einst ein Fest gab, ließ er sie wieder um ihre Mitwirkung bitten. Da es stürmisch und regnerisch wurde, sollte sie von ihrer Produktion absehen. Aber sie entgegnete dem Marschall Lannes, der des Kaisers Wunsch überbrachte, mit überlegener Geste: „Kommandieren Sie Ihre Soldaten, Marschall, aber nicht ein Weib!“ Und das vom Regen glatt gewordene Seil sah dennoch seine Meisterin. Napoleon hat ihr übrigens oft große Geldsummen zur Verfügung gestellt.

Es ist unmöglich, auf die großen Artisten der Gegenwart sämtlich einzugehen. Erwähnt seien hier vor allem noch die vier Fellers, die das Drahtseil mit dem Schleuderbrett kombinieren und dadurch neue nervenkitzelnde Möglichkeiten bieten (Abbild. 3). Ganz köstlich sind die Darbietungen der Brüder Miljares, zweier Amerikaner, deren einer einen Betrunkenen markiert. Auch das Janosky-Trio hat einen vorzüglichen Komiker (Abbild. 4), der auf dem schlappen Draht sein Mittagsschläfchen hält.

Heute ist die Wallenda-Truppe wohl die bekannteste Turmseilläufer-Familie, die in schwindelnder Höhe ihre erstaunlichen Kunststücke zeigt. Aber nicht allein das Seil gibt Gelegenheit, den Gleichgewichtssinn zu trainieren, nein, die Gegenwart mit ihrer immer lebendigen Sucht nach neuen Sensationen hat eigenartige Auswüchse gezeitigt, denen vor allem Paul Torge durch außerordentlich waghalsige Balancen die Krone aufsetzt (Abbild. 2). Einfaches Fassadenklettern genügt heute nicht mehr; man muß schon auf der äußersten Mauerkante des Berliner Doms radfahren (Abbild. 8) oder in den Dachrinnen von Wolkenkratzern promenieren können, wenn man seinen Namen auf diesem Gebiete durchsetzen will. Trotzdem wird in der Artistik nie etwas völlig veralten, weil — die Menschen durch die Jahrhunderte hindurch eben Menschen geblieben sind, d. h. Geschöpfe, denen Panis et circenses im Grunde genommen doch das einzig Erstrebenswerte bleiben.



7. Rechts nebenstehend: Die Waghalsigkeit ohne Grenzen: Wallenda bei der Ausführung der schwierigsten Evolutionen auf einem 30 m hohen Mast, der über dem Dach des Zirkus Busch in Berlin errichtet war.



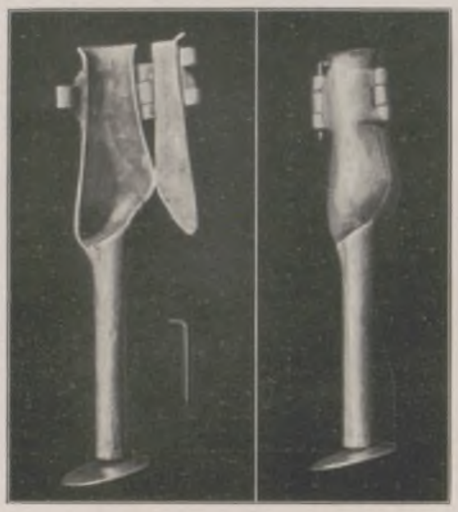


9. Der Wagemut eines Siebzigjährigen: Der Akrobat Djemalko zeigt sich auf der Place du Tertre im Montmartre (Paris) der schaulustigen Menge als Turmseilkünstler. Links nebenstehend: 8. Tollkühnheit im Dienste des Sensationsfilms: Der Filmdarsteller Kurt Kunau als Radfahrer auf dem Berliner Dom.

Wissen und Leben

Chang. (Hierzu die Bildertafel auf Seite 283.) Der Kulturfilm ist eines der wichtigsten Gebiete des Films überhaupt, und unter seinen zahlreichen verschiedenen Arbeitsgebieten steht das des Reisefilms, also der Naturaufnahmen aus fremden Ländern, an erster Stelle. Es ist grundfalsch, wenn von verschiedenen Seiten immer wieder behauptet wird, das Publikum wolle keine solchen Expeditionsfilme sehen. Ganz im Gegenteil. Und mit Recht, gibt doch gerade der Reisefilm dem Publikum die Erfüllung einer großen, unstillbaren Sehnsucht, der Sehnsucht nach der Ferne, des urewigen Wandertriebes aller Menschen. Gewiß ist es nicht leicht, einen guten Reisefilm zu schaffen. Es gehört viel Blick für das Wesentliche des betreffenden Landes dazu und Bildgefühl, filmisches Sehen. Ein wirklich guter Naturfilm ist ein Kunstwerk und erfordert Ausdauer, körperliche Anstrengungen und Strapazen und intensives Arbeiten. Aber dafür ist ihm dann auch der ganz große Erfolg sicher. Filme wie „Nanuk, der Eskimo", „Urwelt im Urwald", „Moana, der Sohn der Südsee", „Das Volk der schwarzen Zelte" und „Abu Markub", der wundervolle Vogelfilm des Schweden Bengt Berg, liefen nicht nur monatelang in den großen Filmpalästen Europas und Amerikas vor ausverkauften Häusern, sondern sie bedeuteten auch für jeden, der sie sah, ein unvergleichliches Erleben. Keine noch so gute Reisebeschreibung, kein Standphoto und keine Zeichnung, nicht einmal eine moderne Völkerschau mit all ihrem Drum-und-Dran kann die eindringliche Wirkung des Expeditionsfilms ersetzen. Nichts ist so geeignet, das Wesentliche eines Landes so plastisch wiederzugeben wie der Film. Ein Musterbeispiel des guten Expeditionsfilms ist der Film „Chang", der kürzlich in Berlin in einer Sondervorstellung der Fachwelt gezeigt wurde, und der im September von der Parufamet vor die Öffentlichkeit gebracht wird. Hergestellt wurde der Film von dem Amerikaner Schoedsack, dem wir schon manchen prächtigen Reisefilm verdanken. Schoedsack hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, mit Hilfe des Films die entlegensten und unbekanntesten Gegenden und Völker der Erde der Kulturwelt zugänglich zu machen. In dem Film „Chang", der in monatelanger Arbeit in den wilden Dschungeln des hintersten Siam gedreht wurde, gibt er uns ein packendes Lebensbild der dortigen Bevölkerung. Im äußersten Winkel Siams, dort, wo zwischen Birma, China und Tibet das Volk der Laos wohnt, spielt dieser Film. Ja, obgleich es ein Naturfilm ist, muß man sagen, „spielt", denn den äußeren Rahmen dieses Kulturfilms bildet eine Spielhandlung, und diese Spielhandlung ist das Leben des Lao-Mannes Kru und seiner Familie. Mitten im Urwald liegt das Dorf der Laos, die Reste der indischen Urbevölkerung sind. Urzeitlich muten auch ihre Hütten an, die aus Furcht vor wilden Tieren in Form hoher Pfahlbauten errichtet sind. Kru aber hat sein Haus weitab vom Dorf mitten in wilder Dschungel errichtet, um ihr neues Land zu entreißen. Chantui, sein Weib, und seine Kinder Nah und Ladah helfen ihm getreulich bei seiner Arbeit. Bannend plastisch erleben wir nun das Leben Krus, oder besser, wir leben es mit ihm. Da ist die mühsam angelegte Reispflanzung, die primitive Reismühle, und da ist sein bißchen Vieh, das über Nacht in den einem Kral ähnlichen Stall gesperrt wird. Mühsam müssen Kru und Chantui arbeiten, während die Kinder mit Bimbo, dem klugen Gibbon-Äffchen, spielen. Krus größter Reichtum ist sein Wasserbüffel, der ihm bei der Arbeit gute Dienste leistet. Nachts zieht Kru die Leiter zu seinem Pfahlbau in die Höhe, und während er sorglos dem neuen Tag entgegenschläft, erwacht die Dschungel. Tiger, Bären, Leoparden und riesige Schlangen gehen auf Beute aus. Auch für Kru wird es eine Schicksalsnacht. Ein Tiger zerreißt seinen Wasserbüffel, und ein Leopard dringt in den Ziegenstall ein. Das sind schwere Schläge für Kru. Kru aber nimmt den Kampf auf. Er holt sich einige Stammesgenossen zu Hilfe. Fallgruben und Schlagfallen werden gebaut, dann beginnen die Laos die Tigerjagd. In dramatisch bewegten Bildern erleben wir diesen Kampf mit dem König der Dschungel. Unvergeßliche Bilder, die unter ständiger Lebensgefahr der kühnen Kameramänner gewonnen wurden, zeigen uns dieses edle Raubwild in voller Freiheit aus nächster Nähe. Mehrere Tiger sind die Beute des Tages. Auch der Leopard geht am Ziegenstall in eine Falle und wird ein Opfer seiner Raublust. Doch schon naht neues Unheil. Am nächsten Morgen ist Krus Reisfeld verwüstet. Riesige Spuren verraten den Urheber: ein großer „Chang". „Chang" ist der Name der Laos für den wilden Elefanten Siams, der gezähmt ein Freund und Helfer der Laos, in Freiheit jedoch ihr furchtbarster Feind ist. Wieder werden riesige Fallen gebaut. Am nächsten Morgen findet Kru in einer Falle einen jungen „Chang" und führt ihn nach Hause. Groß geworden, soll er ihm bei der Arbeit helfen. Doch die Elefantenmutter spürt ihr Junges auf, befreit es und zerstört in rasender Wut Krus Haus. Mit knapper Not kann Kru mit seiner Familie dem wütenden Chang entfliehen. Der vergessene Bimbo, das Gibbon-Äffchen, rast, angstgepeitscht und von einem Leoparden verfolgt, hinter seinen menschlichen Freunden durch den Urwald. Auf seiner Flucht trifft Kru auf eine gewaltige Herde von mehreren Hunderten Changs. Mit fliegendem Atem erreicht Kru das Dorf seines Stammes und warnt vor der Changherde. Aber die Dorfältesten lachen ihn aus. Seit Menschengedenken sah man keine Changherde mehr. Doch schon bricht die Changherde aus dem Urwald hervor, wälzt sich wie eine Lawine gegen das Laodorf. Gellend ertönt hundertfach der Angstschrei „Chang". In wilder Flucht sucht alles im Dickicht des Urwalds und auf den Bäumen Rettung. Die Changs aber zerstören in wenigen Minuten das Laodorf in Grund und Boden. Nicht ein einziges Haus bleibt verschont. Und schon ist die Changherde wieder im Urwald verschwunden. Auf den Trümmern ihres Dorfes sammeln sich die Laos. Ihre Rache ist die Jagd. In tagelangen Märschen kreist der Stamm die Changherde ein. Nachts verhindert ein riesiger Kreis von Wachtfeuern das Ausbrechen der Herde. Eine gewaltige Falle von mächtigen Stämmen wird gebaut, und nach wenigen Tagen ist die ganze Herde gefangen. Ihre erste Arbeit im Dienste des Menschen ist, den Laos beim Wiederaufbau ihres Dorfes zu helfen. Wohl selten hat ein Kulturfilm die Zuschauer so vom ersten bis zum letzten Bild gebannt wie „Chang". Und das ist das Schöne an diesem Film, das er uns Land und Leute nicht im frisierten Sonntagsstaat, nicht überladen mit wissenschaftlichen

(Fortsetzung siehe Seite 298.)



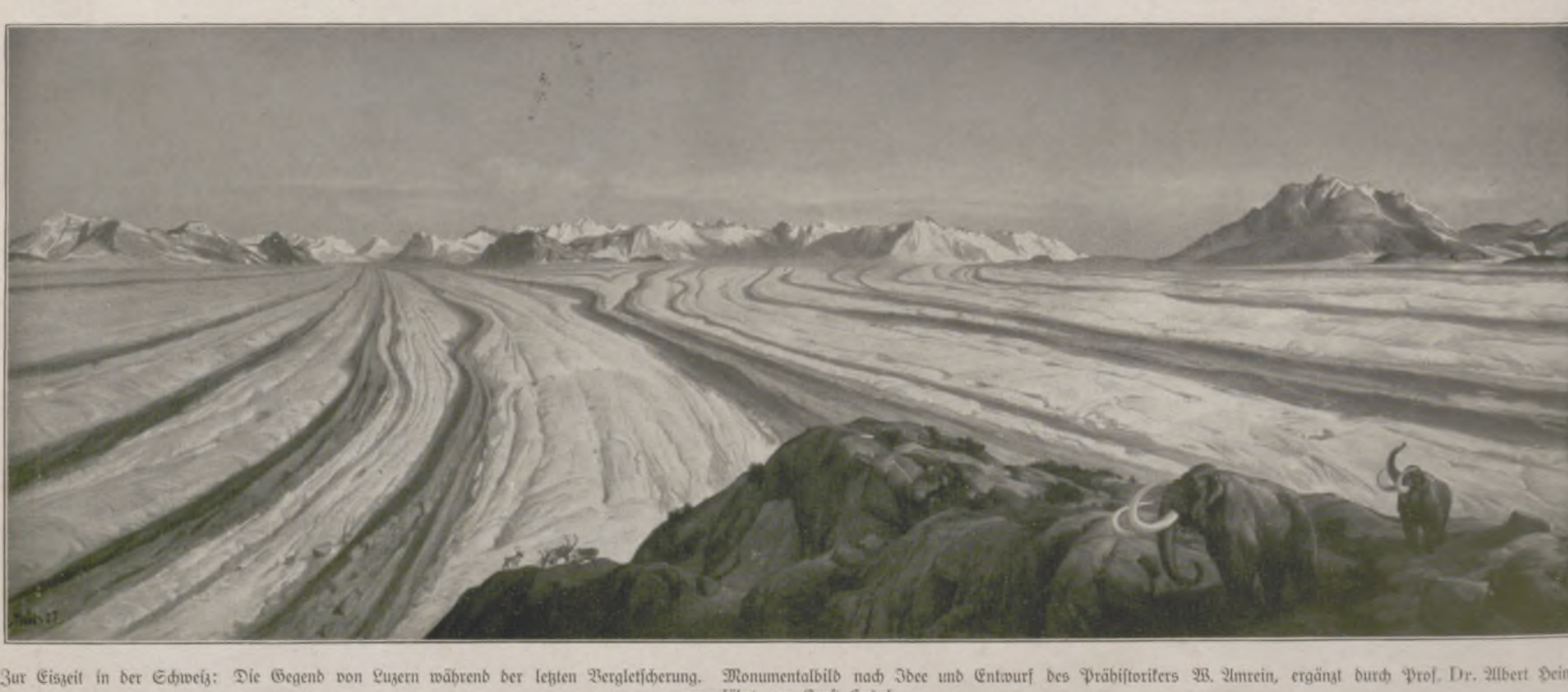
Das Aluminiumkunstbein. Links: geöffnet; rechts: geschlossen.



Der Kranich mit dem Beinstumpf (links) und nach Anlegung des Kunstbeins (rechts).

Die Anwendung der Prothese beim Tier: Der Kronenkranich des Zoologischen Gartens in Leipzig als Stelzfuß.

(Phot. Dr. Schneider, Leipzig.) (Vgl. hierzu den Beitrag auf Seite 298.)



Zur Eiszeit in der Schweiz: Die Gegend von Luzern während der letzten Vergletscherung. Monumentalbild nach Idee und Entwurf des Prähistorikers W. Amrein, ergänzt durch Prof. Dr. Albert Heim, ausgeführt von Ernst Hodel.

Das von Ernst Hodel 1926/27 gemalte, 5×2 m große Bild, das das Museum des Gletschergartens in Luzern ziert, versetzt uns in die Urzeit der Erde zurück, in der vor ungefähr 30000 Jahren die Gletschermühlen des Gletschergartens entstanden sind. Es zeigt in lehrreicher Weise einen Teil der Urschweiz mit den bekannten Bergen im Hintergrunde, flankiert von dem Rigi im Osten und dem Pilatus im Westen. Sie ragen Inseln gleich aus der gewaltigen Eismasse des mächtigen Reußgletschers heraus. Zur Haupteiszeit lastete nämlich über der Gegend von Luzern eine Eismasse von etwa 1000 m Mächtigkeit. Die tiefen Schründe, die langgestreckten imposanten Moränen, die jähen Abstürze dieser grandiosen Gletscherlandschaft veranschaulichen eine längst entschwundene Erdperiode. Im Vordergrunde des Bildes ist ein Nunatak (Felsinsel) mit Rundhöckern und Gletscherschliffen, der, einer Oase gleich, mit niedrigem Buschwerk, Gräsern bewachsen ist; auf ihm gewahren wir den Beherrscher der damaligen Tierwelt, das Mammut, weiter unten weidende Renntiere. Bei dem Gebirgshintergrund hat man sich fast ganz an die jetzigen Formen gehalten, da die Formveränderungen seit der letzten Vergletscherung zu klein sind, um an einem solchen Bilde sich deutlich zu zeigen.

Dingen, sondern bei der schlichten Alltagsarbeit, im Alltagsleben zeigt. Nichts Künstliches, nichts Gestelltes stört die prachtvolle Natürlichkeit dieses Films, dessen Bilder hervorragend photographiert sind. Einen ganz besonderen Reiz üben die vielen wundervollen Tierszenen aus, die oft mit lyrischen oder humorvollen Stimmungen erfüllt sind. „Chang" ist ein Naturdokument und zugleich eine Meisterleistung des Films. Hätten wir viele solcher Filme, dann würden wir weniger Kinogegner haben. Und noch eins zeigt dieser Film: Filmkunst wird nicht nur im Atelier geschaffen. In diesem Film ist mehr künstlerisches Empfinden und künstlerisches Wollen als in Hunderten von Spielfilmen. Zugleich aber löst dieser Film wieder einen Schleier von den vielen Geheimnissen der Wunderwelt Asien. Dr. Hermann Treuner.

Der Kranich mit dem Kunstbein. (Vgl. hierzu die Abbildungen auf der Seite 296.) Wenn ein Mensch körperlich verstümmelt wird, etwa ein Bein verliert, so ist es selbstverständlich, daß er in kurzer Zeit wieder auf zwei Leibesstützen wandelt. Aber das Tier? In der Freiheit kommt es im Daseinskampf am ehesten um — vorausgesetzt, daß es sich nicht um niedere Lebewesen, eine Echse, einen Molch, Krebs, Wurm u. dgl., handelt, die von Natur aus mit einer erstaunlichen Erneuerungskraft amputierter Gliedmaßen ausgestattet sind, und von denen einige zu ihrem Vorteil sogar über eine geradezu virtuose Fähigkeit verfügen, sich selbst zu verstümmeln. Haustiere werden bei schweren Unfällen allermeist getötet, weil sie nun für ihren Besitzer wertlos geworden sind, weil man sie von unnötigen Leiden erlösen will, weil ein Kunstglied oft schwer anzubringen ist bzw. vom Tier nicht gelitten wird, oder — weil man überhaupt nicht an diese Möglichkeit dachte. Zuweilen überließ man es allerdings dem Tier, sich auf Grund einer gewissen Wandlungsfähigkeit der Instinkte mit seiner neuen körperlichen Verfassung abzufinden. So erzählte mir Prof. Kirschmann von einem Hund, dem die beiden Beine einer Körperseite abgefahren worden waren, und der späterhin seinen Herrn auf dem übrigen Vorder- und Hinterbein wieder begleiten lernte. Im „Zoolog. Garten" (Bd. II, S. 60) wird von einem anderen Hund berichtet, der anscheinend von Geburt an nur die beiden Hinterbeine hatte und deshalb gezwungen war, aufrecht auf den Hinterfüßen zu gehen. — In einzelnen Fällen ist es aber schon früher mit gewissem Erfolg versucht worden, ein verunglücktes Tier mit Kunstgliedern wieder in den Dienst des Menschen zu stellen, z. B. einen wertvollen Hengst, wohl auch Rinder und Hühner. Mehr als solch ein Versuch ist es auch nicht, der gegenwärtig im Leipziger Zoologischen Garten mit einem Kronenkranich gemacht wird. Immerhin zeigt er, was bei einem Tier, das man wenigstens noch eine Zeitlang erhalten möchte, möglich ist. Jener „Pfauenkranich" lebt schon seit längerer Zeit im Leipziger Zoo. Man hatte ihm die volle Flugfähigkeit belassen. Das nutzte er weidlich aus. Frühmorgens flog er vom Teich, wo er sich mit einem einäugigen Jungfernkranich angefreundet hatte — ein Purpurreiher hat diesen um eines seiner schönen Augen gebracht — in die entfernt gelegenen Stelzvogelgehege, stattete hier seinen Verwandten Besuche ab, um nach einigen Stunden unter lauten Rufen wieder zu seiner Liebsten zurückzukehren. Als im vergangenen Herbst die empfindlicheren Tiere „eingewintert" werden sollten, entzog sich das gekrönte Haupt allen Nachstellungen. Schließlich wurde der Durchgänger von der plötzlich einsetzenden Kälte überrascht und verbrachte eine Nacht bei 7 Grad Kälte im Schnee. Am darauffolgenden Morgen konnte er endlich im Rosental gegriffen werden. Offenkundig hatten seine Füße dabei schwer gelitten. Sie schwollen an; namentlich an den Zehen des linken Beines verfiel die Muskulatur. Trotzdem nahm der afrikanische Gast im Frühjahr den „Freifliegerverkehr" wieder auf. Eines Tages aber brach der linke Fuß inmitten des Laufes ab. Wahrscheinlich war der spröde Knochen, als er beim Landen etwas scharf aufgesetzt wurde, zersplittert. Da das Tier allen Besuchern so viel Freude gemacht hatte, tauchte der Gedanke auf, ihm vielleicht mit einem Stelzfuß wieder auf die Beine zu helfen. In Herrn Wolf, dem Leiter einer orthopädischen Werkstätte in Leipzig, fand sich ein geschickter Helfer. Sobald der wohlabgesetzte Stumpf verheilt war, wurde ein Gipsabguß gemacht und danach eine Aluminiumprothese angefertigt. Das Hauptbedenken verursachte die Befestigung. Diese Schwierigkeit wurde auf die einfachste Weise beseitigt; das Kunstbein wurde derart gut passend hergestellt, daß es sich durch einen Scharnierverschluß selbst hält. Die Zehen sind durch eine kleine Platte mit abwärts geneigtem Rand ersetzt, so daß der Fuß nicht im Boden versinkt, andererseits aber auch nicht ausgleiten kann. Um keine Druckstelle entstehen zu lassen, wurde auch der Oberrand der Hülse auswärts gebogen. Der künstliche Lauf kann übrigens nach Bedarf verlängert oder verkürzt werden. Dies eigenartige Gehwerkzeug war fertig, als die Schreitmuskel des Vogels noch nicht kraftlos geworden waren. Kaum hatte das Tier den neuen „Knochen" am Stumpf, so ging es auch schon damit los, in einem Mut, den man manchem Amputierten wünschen möchte. Natürlich vergaß es auch nicht, an dem seltsamen glitzernden Ersatzstück mit dem Schnabel ordnend herumzupicken. Da der Kranich den Stelzfuß gleich voll belastete, konnte er seiner alten einäugigen Freundin wieder zugesellt werden. So steigt er nun als „Ritter mit dem eisernen Bein", wenn auch etwas hinkend, wieder durchs Gehege oder läßt sich, wie man das einem dienstbeschädigten Ruheständler nicht verargen kann, gelegentlich auf die Fersen nieder. Vor einigen Tagen mußten ihm sogar einige Schwingen beschnitten werden, weil er die Kontrolle seines Stumpfes für überflüssig fand und vor seinen Häschern zu einem Flug ans steile Pleißenufer startete. Obwohl der Aluminiumschaft noch nicht gepolstert ist, hat der Stumpf die Belastung bis jetzt gut vertragen. Er wird ab und zu gepudert. Vorläufig besteht nur die Gefahr, daß der unternehmungslustige Flieger einmal mit seinem „Metallstiel" an einem Maschengitter hangenbleibt. Wünschen wir ihm weiterhin guten Fortschritt, um nicht zu sagen: Hals- zum Beinbruch! Übrigens ist auch schon die orthopädische Behandlung zahmer, aus der freien Wildbahn stammender Hausgenossen dagewesen. Bereits im Jahre 1865 hat es einen Kranich, und zwar einen grauen, gegeben, dem ein zerschlagenes Bein mit Korkholz verlängert und mit Leder genäht wurde; rührend, wie zwei gesunde jüngere Artangehörige ihrem einbeinigen Kameraden immer folgten, wenn er zum „Riemer" wegen Ausbesserung der verbrauchten Lederteile gebracht wurde. Mindestens fünf Jahre lang ist der Kranich so gegangen; in einem Herbst soll er sogar mit in die südliche Winterherberge gezogen sein (vgl. darüber Graf Keyserling im „Zoolog. Garten" XV. 151 f.). — Von einem anderen Stelzvogel, einem Storch, erfahre ich eben noch, daß ihm in den siebziger Jahren der zur Hälfte abgebrochene Oberschnabel mit Blech ergänzt wurde. Freund Langbein, der auf lange Zeit im Hotel de Prusse in Leipzig abgestiegen war, soll mit seinem Blechschnabel nicht nur wieder fressen, sondern auch klappern gelernt haben — und zwar lauter als vorher. Kunststück! Dr. K. M. Schneider.

Die Leistungen der deutschen Binnenwasserstraßen sind trotz der wirtschaftlich außerordentlich schweren Zeit, die über das Binnenschiffahrtsgewerbe hereingebrochen ist, und trotz der ausnehmend schweren Konkurrenz der Eisenbahnen als sehr imposant zu bezeichnen. Man pflegt die Tonnenzahl der beförderten Gütermengen mit der Kilometerzahl, über welche die Güter befördert werden, zu multiplizieren und erhält dann den für die Statistik wichtigen Begriff der Tonnenkilometer (t/km). Im Jahre 1925 brachten es nun die deutschen Wasserstraßen auf eine Leistung von nicht weniger als 19 Milliarden t/km. Erheblich mehr als die Hälfte davon, nämlich 11 Milliarden t/km, entfiel allein auf den deutschen Rheinlauf mit seinen unmittelbaren Nebenflüssen. Bemerkenswerterweise ist damit die Rhein-Leistung des letzten Vorkriegsjahres 1913 schon übertroffen, denn diese stellte sich auf 10,4 Milliarden t/km. Dabei ist zu berücksichtigen, daß es sich nur um die Leistung

des 698 km langen deutschen Rheinlaufs und seiner Zuflüsse handelt; der holländische Rhein ist nicht einbegriffen. Da selbstverständlich gerade der Unterrhein von Duisburg-Ruhrort bis zur Mündung die absolut größte Verkehrsstärke aufweist, würde jene Zahl von 11 Milliarden t/km noch ganz bedeutend anschwellen, wenn der Verkehr des ganzen Rheinstroms erfaßt würde. Schon jetzt ist der Verkehr auf dem Rhein neunmal stärker als der Gesamtdurchschnitt aller deutschen Wasserstraßen. Der Wasserweg mit dem zweitdichtesten Verkehr ist die Elbe. Aber diese bringt es, obwohl ihre schiffbare Strecke in Deutschland die des deutschen Rheins um 62 km übertrifft, doch nur auf knapp 2³/₄ Milliarden t/km — allerdings natürlich ohne den sehr starken Seeschiffverkehr in der Mündung. Auch die Oder weist eine um 11 km längere Schiffahrtsstrecke als der deutsche Rhein auf; ihre Verkehrsleistung als drittwichtigste deutsche Wasserstraße stellt sich aber nur auf 2 Milliarden t/km. Die Oder hat den Verkehr der letzten Vorkriegszeit ungefähr wiedererreicht, dagegen ist die Elbe noch in erheblichem Rückstand. Auf alle übrigen deutschen Wasserstraßen, die 178 km lange Donau, die Weser, Ems usw. und alle Kanäle, entfallen zusammen nur 1,36 Milliarden t/km, wovon der größte Teil dem Dortmund-Ems-Kanal samt der Ems zukommt. Die Gesamtmenge der wirklich voll leistungsfähigen Wasserstraßen in Deutschland stellt sich übrigens nur auf etwa 4000 km Länge, wozu noch rund 8000 km beschränkt leistungsfähiger, vielfach veralteter Wasserwege kommen. Die Gesamtlänge von 12000 km macht übrigens immer erst ein Fünftel vom deutschen Eisenbahnnetz aus. Bekanntlich ziehen die Frachten, wenn sie auf weitere Entfernung transportiert werden sollen, grundsätzlich die billigere Wasserbeförderung der Schienenbeförderung vor. See- und Binnenschiffe zusammen befördern 6 bis 7 Zehntel aller Gütermengen der Erde. Auf den deutschen Binnenwasserstraßen wurden nun 1925 insgesamt 85,6 Mill. t Frachten befördert. Von ihnen entfielen auf den Rhein allein nicht weniger als 68 Proz. (58,4 Mill. t), auf die Elbe 11 Proz. (9,4 Mill. t), auf die Oder 7 Proz. (6,0 Mill. t) und auf alle anderen Wasserstraßen nur 14 Proz. (11,8 Mill. t).

Dr. R. Hennig.

Berichtigung. Die von uns im Rahmen des Beitrags „Das Festspielhaus in Salzburg“ in Nr. 4299 gebrachten beiden Holzplästiken stammen nicht, wie irrtümlich angegeben, von Roland Bohr und A. Podnigbauer, sondern von dem Bildhauer Hans Pontiller, Salzburg. Auch heißt die eine nicht „Friede“, sondern „Freude“.

Bücher, die man lesen sollte.

Spaziergänge durch die neuesten Erscheinungen der Belletristik von Dr. Egbert Delpy.

Unser moderner Erzähler-Nachwuchs wagt sich nur zögernd und ungern an die großen politischen Probleme der Gegenwart. Er stöbert zwar gern in den Sumpfgebieten des zeitgenössischen Gesellschaftslebens herum und wirft, des Kontrastes wegen, gelegentlich wohlwollende Lichter auf die dunklen Gegenspieler des Proletariats. Aber vom brennenden Kern der Dinge, dem großen politischen Schlachtfeld, wo um die Zukunft der Nationen wie der gesellschaftlichen Stände gleich erbittert, verschlagen, leidenschaftlich gerungen wird, hält er sich sorglich fern. Sehr einfach, weil dieses gigantische, halb unterirdische Kämpfen nicht aus spielerischem Handgelenk heraus darzustellen ist, weil es intensivstes Studium, genaueste Sachkenntnis und schließlich auch eine eigene potitische Weltanschauung verlangt, die irgendwie heiß und tief mit den dichterischen Herzschlägen verbunden sein muß. Solchen Einsatz zu leisten, sind nur wenige gewillt und in der Lage. Und so kommt es, daß das wichtigste und brennendste Thema der deutschen Gegenwart im Roman kaum hier und da gestreift, geschweige denn groß und ernsthaft angepackt wird. Welche gewaltigen, unheimlichen Entladungen aus überspannter politischer Lage jählings aufflammen können, alles überbietend an katastrophaler Gewalt, was Erzählerphantasie zu erfinden vermag, das hat soeben wieder die große Wiener Revolte mit ihren 100 Todesopfern und der schaurig leuchtenden Brandfackel des von rasenden Volksmassen angezündeten Justizpalastes dargetan. Welch ein Stoff für einen Dichter, welch ein Schlußbild für einen großen polischen Zeitroman!

Nun will es ein eigenartiger Zufall, daß gerade in diesen Tagen ein Roman erschien, in den dies wilde Schlußbild großartig hineinpassen würde! Da hat es ein Österreicher gewagt, das politische Problem des unter dem Doppeladler krampfig zusammengehaltenen österreichischen Völkergemisches auf der einen, des gegen das Bürgertum drohend anmarschierenden Proletariats auf der anderen Seite entschlossen anzufassen und damit die politische Vorgeschichte der großen Schlußkatastrophe im Weltkrieg in einem großen Wiener Kulturroman darzustellen. Es sind die Jahrzehnte des letzten großen bürgerlichen Aufschwunges in Wien unter seinem genialen Bürgermeister Dr. Karl Lueger, die Theodor Heinrich Mayer in seinem neuen Roman „Die letzten Bürger“ (L. Staackmann, Leipzig) eindringlich und mit lebendigster Anschaulichkeit vor uns hinstellt. Mit der Entwicklungsgeschichte seines Helden Brunner (Lueger!) rollt er das ganze innerpolitische Getriebe des Vorkriegs-Österreichs vor uns auf, zeigt im wildentfesselten Parlamentskampf den unaufhaltsam zur Katastrophe drängenden, riesenhaft aufflammenden Gegensatz Slawen—Deutsche, im Ringen um die Oberherrschaft in der Stadt das Werden, Heranwachsen, Emporsteigen der beiden großen, die soziale Erlösung der Massen auf diametral entgegengesetztem Wege suchenden Parteien: der Christlich-Sozialen und der Sozialdemokraten. Entrollt damit ein vielfarbiges, dramatisch zugespitztes Zeitbild, dem er in den den beiden feindlichen Parteiführergestalten Brunner und Dr. Geyer überragende, tragisch umwitterte, menschlich überaus fesselnde Träger gibt, in deren Kampf sich das besondere Thema vom Untergang des Bürgertums dunkel drohend spiegelt. Dem genialen Bürgerrepräsentanten Lueger setzt der Roman ein großes Denkmal. Es ist überaus eindrucksvoll, wie der glänzenden Spur dieses idealistischen Realpolitikers, der seiner geliebten Vaterstadt zum höchsten Aufschwung und dem Deutschtum im Parlamentskampf zum letzten großen Sieg verhilft, der dunkle Schatten des fanatischen Arbeiterführers folgt, der allem Bürgertum den Untergang geschworen hat. Erschütternd, wie dieser Schatten in Brunners eigener Brust Wurzel faßt und ihm die unaufhaltsam näherrückende Katastrophe zeigt. Wirkungsvoll stumm deutet das Buch Kommendes nur mit dem großen Demonstrationszug der Arbeitermassen für das allgemeine Wahlrecht an, dem der sterbende Bürgermeister vom Rathausturm aus hilflos zuschaut, und schließt lakonisch mit dem in allerhand behagliche Spießerhoffnungen hineingellenden Zeitungsverkäuferruf vom Juli 1914: „Extraausgabe!“ . . . Aus dem absichtsvoll zugespitzten Pessimismus des Romans flammen starke Warnungssignale für das Bürgertum überhaupt auf. Er ist darum ein durchaus aktuelles Buch, das aufmerksam gelesen werden sollte, zumal es der vielfarbig schillernden Besonderheit des Wienertums nicht nur in politischer, sondern auch in jeder menschlichen Hinsicht gerecht wird und eine Fülle reizvoller Bilder aus dem Gesellschafts-, Volks- und Kunstleben Wiens mit glänzender Erzählervirtuosität hinwirft. Ein gut Teil der großen Mög-

lichkeiten des politischen Romans ist in diesem vortrefflichen Buche ausgeschöpft, das der schwierigen Voraussetzung für künstlerische Wirkung: über den Parteien zu stehen und doch menschlich warm mit ihnen zu fühlen, erfreulich gerecht wird.

Ein charakteristisches Beispiel dafür, wie Frauen sich die großen Damen auf dem politischen Welttheater schriftstellerisch nutzbar zu machen verstehen, hat die bekannte Berliner Novellistin Olga Wohlbrück in ihrem spannenden Roman „Die Frau des Schullehrers Tarnów" (Verlag G. Hackebeil, Berlin) geliefert. Sie greift da kühn in das Wespennest der sowjetrussischen Zustände hinein und entwirft ohne sensationelle Überbetonung Bilder wilden Blutrausches, grauenvoller Willkür und Despotie, schauerlicher Volksverrohung, Verwahrlosung und Not, die die entfesselte Bestie Mensch in ihrer ganzen Furchtbarkeit zeigen. Man liest diese Schilderungen, die an das aufregende Schicksal der schönen Gräfin Skot-Streborn geknüpft sind, mit Herzklopfen und hat dabei doch das Gefühl, daß das Schlimmste hier eher verschleiert als enthüllt wird. Mit glänzender Technik wird das Martyrium einer vorbildlichen Frau und Mutter, die unter tausend Todesgefahren der Spur des verlorenen Gatten folgt, mitten im Hexenkessel des russischen Terrors geschildert und durch Bilder aus dem seltsamen Flüchtlingsleben der in Zürich und Berlin im Exil hausenden, heimatlos gewordenen Russen ergänzt. Man sieht die unerhörte Tragödie eines ins Chaos geschleuderten Volkes, aber man sieht auch — und das macht den tieferen Wert des Buches aus — wie aus der leidenschaftlichen Sehnsucht nach Frieden und seelischer wie geistiger Reinigung, die aus den Volkstiefen fern der Großstadt unaufhaltsam heranwächst, Keime eines neuen Lebens, einer neuen Entwicklung geboren werden. Daß Olga Wohlbrück ihre großen Erzählerfähigkeiten nebenher ausnutzt, um auch aus ihren auf nichtrussischem Boden stehenden Gestalten immer neue Spannungsmomente herauszupressen, mindert den künstlerischen Wert ihres Romans streckenweise beträchtlich. Im ganzen aber hat sie ein Zeitbild gegeben, das außerordentlich packend den Zuständen im Inneren Rußlands ins Herz leuchtet und darüber hinaus die Unsterblichkeit des menschlichen Drängens aus finstersten Tiefen zu neuem Licht mit echt weiblichem, liebenswertem Nachdruck hervorhebt.

Solch künstlerischer Ethik, die im wild vorwärtsgepeitschten Leben der Nationen das ewig Menschliche und Göttliche aufsucht, begegnet man, wie gesagt, im modernen Schrifttum selten genug. Dort interessiert man sich heftig für alles abseitig Ungewöhnliche und stellt es mit Fleiß und fabelhafter Einfühlung in abnorme psychische Verhältnisse dar. Aber man präsentiert es in kältester Reinkultur und filtriert es derart, daß auch nicht das kleinste Körnchen Ethos und natürliche warme Menschlichkeit in den Maschen des glitzernd ausgespannten magisch phosphoreszierenden Handlungsnetzes hangenbleibt! Gustav Meyrink, der „Golem"-Verfasser, ist raffinierter Meister auf diesem Gebiet. Sein neuer Roman „Der Engel am westlichen Fenster" (Grethlein & Co., Leipzig), ein wahres Kompendium phantastisch dunkler, unheimlich abseitiger, magischer Orgien, die schauerliche Abgründe aufreißen, in denen die Mysterien aller Geheimkulte der Welt zischend durcheinanderbrodeln. Mit fabelhafter Technik wird ein unausgesetztes Sichdurchdringen von Vergangenheit und Gegenwart in der Gestalt des Ich-Erzählers sichtbar gemacht, der alle Mysterien im Leben seines geheimnisvollen Urahns aus dem Zeitalter der englischen Königin Elisabeth noch einmal erlebt und in einem wahren Wust okkulter Beschwörungen und Sensationen untergeht. Selbst Liebhabern solcher wilder Abseitigkeiten dürfte die unausgesetzte Häufung gespenstisch phantastischer Details zu viel werden. Für normaleren Geschmack sind diese eiskalt ausgeklügelten Gehirnsensationen gar nichts.

Von d'esem raffinierten Modeautor hin zu der jungen, noch wenig bekannten Schriftstellerin Eva Thaer ist ein gewaltiger Sprung. Ihr bei Lehmann & Schüppel, Leipzig, erschienener Roman „Gral" zeigt den typischen Überschwang jugendlicher Idealisten, ist aber gerade darin beachtenswert und erfreulich. Hier sucht stürmisch vordringende Jugend Erlösung vom dunklen, tiefverwurzelten Erbteil der Sünde, sucht sie auf typischen Irrwegen, muß schwere seelische Not und heiße innere Kämpfe überstehen, ehe sie den rechten Weg zur erlösenden Erkenntnis findet. Die das Buch bekrönende These, daß nicht die Liebe des unwissenden, körperlich unbefleckten Weibes dem Manne die Erlösung bringt, sondern das reine, gütige, verstehende Menschentum des im Lebenssturm gereiften Weibes, atmet echte, gesunde Modernität, die dem Geschlechterproblem sympathisch frei und ernst ins Auge schaut. Der Darstellungsstil der jungen Hamburger Erzählerin ist bei gepflegter Sorgfalt der Sprache lebendig und farbig. Ihre Gestalten, darunter eine ganze Reihe eigenartig pointierter Charaktere, sind mit sicheren Strichen plastisch hingestellt. In der psychologischen Motivierung seelischer Umschwünge tut die Verfasserin manchmal des Guten zu viel. Hier würde ein Weniger an aufgewandter Begründung überzeugender wirken. Auch ist ihre Technik noch nicht frei von allerhand Splittern romantisch gefärbter Romankonvention, die zuweilen dicht neben überraschend scharf und klar gesehener Wirklichkeit hangen. Im ganzen aber steht doch so viel natürliche künstlerische Potenz neben der erfreulichen reifen Menschlichkeit dieses Romans, daß er es verdient, breiterer Aufmerksamkeit angelegentlich empfohlen zu werden.

Als heitere Sommerlektüre, mit behaglichem Schmunzeln zwischen Dünen oder am Wiesenhang zu lesen, möchte ich noch Max Dreyers niederdeutsche Geschichte „Das Sympathiemittel" (Staackmann, Leipzig) nennen. Famos, wie da auf dem rauhen Hintergrund des harten Seemannslebens an der deutschen Waterkant der listenreiche Kampf zwischen dem langen Hinrich und seiner blonden Mariet um das gräuliche „Supen", ausgefochten wird, in dem die schlaue Eva nach mancherlei Auf und Nieder doch zu guter Letzt auf köstlich humorvolle Art obsiegt. Hier ist mehr als Spaß. Echter deutscher Humor lacht über dunkler, gefahrdrohender Tiefe und enthüllt gerade deshalb unpathetisch und unsentimental funkelndes Leben. Die knappe Novelle zeigt Dreyers frisches Künstlertum von der besten Seite. Ja freilich — in der Politik der Ehe sind sie besser zu Hause als in der der Völker, unsere Erzähler!

ZUM NACHDENKEN

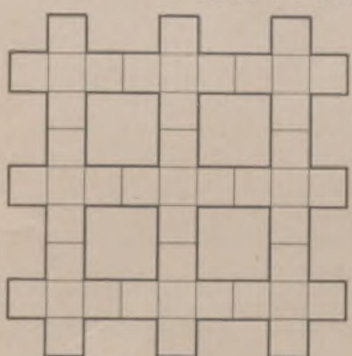
Silbenrätsel.

Aus den Silben

as — bal — be — beel — ben — bub — burg — chel — den — din — don — dy — e — e — e — e — ei — en — er — fe — fi — gel — holz — i — il — kon — la — lach — las — laub — lon — ma — me — mit — mouth — na — na — nau — ne — nef — neu — ni — now — ri — ro — ro — se — so — sta — stedt — stif — ter — tu — u — ul — ur — wal — wey — wind — ze

sind Wörter von folgender Bedeutung zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, letztere von unten nach oben gelesen, eine Lebensregel von Gellert ergeben (ch, st = 1 Buchstabe): 1 Stadt in England, 2 geographischer Begriff, 3 Teufelsname, 4 weibl. Vorname, 5 englische Hafenstadt, 6 Stadt in Thüringen, 7 Holzart, 8 Sprengstoff, 9 Ferien, 10 Teil des Schiffskompasses, 11 Frucht, 12 Verwandter, 13 Kanton in der Schweiz, 14 deutscher Dichter, 15 Bibelübersetzer, 16 bekannter Schriftsteller, 17 Gestalt aus „Wallenstein", 18 russisches Herrschergeschlecht, 19 Teil des Hauses, 20 Standbild, 21 Pferd, 22 biblische Gestalt, 23 Paradies.

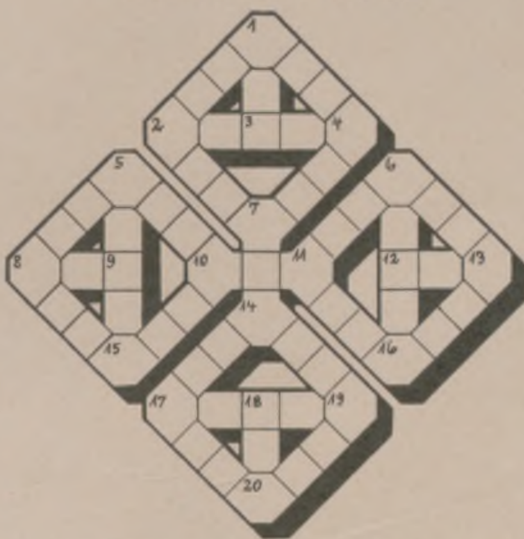
Gitterrätsel.



Die Buchstaben a a a a a a a c d d e e e e e e g g h h i i k k m m m m m m m n n n n n n n n r r r r z sind so in die leeren Felder einzuordnen, daß die senkrechten und wagerechten Reihen gleichlautend folgendes ergeben: 1 deutscher Dichter, 2 ostdeutsche Provinz, 3 Stadt am Rhein.

Gefahrvoll. Einszwei wird Pflanzen zum Verderben.
Zweieins führt oft zu Streit und Scherben.

Glückskleeblatt.



1—3 Nebenfluß der Donau, 1—4 heiliger Vogel in Altägypten, 2—1 Monat, 2—4 römischer Gott, 2—7 Küstenfluß an der Nordsee, 5—10 vulkanisches Gestein, 5—15 Waffe, 6—13 Vogel, 6—16 Grasfläche, 7—4 Landschaft in Griechenland, 7—14 Bergrücken in Braunschweig, 8—5 Stand, 8—9 Vorfahr, 8—15 Arzneipflanze, 10—11 Getränk, 11—6 Wild, 11—16 Paradies, 12—13 Gewässer, 14—19 Pflanze, 15—10 Insel im Mittelmeer, 16—13 Sinnesorgan, 17—14 Lebenshauch, 17—19 Sternbild, 17—20 Bühnenstück, 18—20 geisteskrank, 20—19 landwirtschaftlicher Grenzstreifen.

Unfreiwilliges Bad.

Du mußt das Lösungswort nur trennen
Wohinein es fiel, wird es dir nennen.

Verwandlungsrätsel.

Das Wort bezeichnet eine Speise,
Daran von je sich feine Zungen letzten,
Doch kopflos schmeckt es dir nicht gleicherweise,
Erhältst du es von einem Vorgesetzten.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4303.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4301.

Silbenrätsel: 1 Iphigenie, 2 Niederdruck, 3 Elefant, 4 Indigo, 5 Nollendorf, 6 Eremit, 7 Raute, 8 Rossini, 9 Anton, 10 Unfug, 11 Haynau, 12 Egmont, 13 Narzisse, 14 Schiller, 15 Arrak, 16 Legende, 17 Elster, 18 Stettin: In einer rauhen Schale steckt oft ein guter Kern.

Links und rechts: Nach rechts: Amme, Eber, Rede, Esel, Leda; nach links: Emma, Adel, Lese, Eder, Rebe.

Gleichung: a Hugo, b Enz, c Otter, d n = x: Hugenotten.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Email, 4 Palme, 7 Anker, 9 Donau, 10 Olive, 11 Topas, 12 Messe, 15 Agent, 18 Schwarzwald, 19 Inder, 22 Ozean, 25 Arion, 26 Eugen, 27 Kairo, 28 Kohle, 29 Linde, 30 Lehre; senkrecht: 1 Eidam, 2 Agnes, 3 Laute, 4 Prosa, 5 Leine, 6 Ebert, 8 Kupferstich, 13 Eisen, 14 Sühne, 16 Glatz, 17 Nidda, 19 Ideal, 20 Degen, 21 Ranke, 22 Onkel, 23 Erich, 24 Niobe.

Palindrom: Ebbe.

Einschalträtsel: Opfer, Strand, Leiste, Leier, Alster, Kairo, Tiger, Traube, Raabe, Stand, Ruhm. — Freiligrath.

Die Vereinsgründer: Theaterdirektor, Redakteur, Rechtsanwalt, Prokurist, Bibliothekar, Buchhändler, Bierbrauer, Philologe, Bankdirektor, General.

Zerlegaufgabe:



EIN FEENGARTEN IN DER MITTE EINER GROSSTADT.

(DIE ST.-MARGARETHEN-INSEL IN BUDAPEST.)



Das Strandbad
(Sonnen- und Luftbäder, ein Riesenbassin mit lauwarmem Thermalwasser).



Im Parke. — (Die große Wiese.)

Budapest, die Hauptstadt Ungarns, ist eine der anerkannt schönsten Städte Europas. Ein besonders schöner Punkt dieser gottgesegneten Stadt ist die St.-Margarethen-Insel. Ein Urpark durch die größte gärtnerische Kunst zu einem wahrhaften Feengarten gestaltet, in der Mitte des majestätischen Donauflusses. Kaum etliche Minuten vom Mittelpunkt der Stadt entfernt, und doch die stille, ungestörte, freie Natur.

Auf der Insel entspringt eine 43° C warme Schwefelquelle, deren heilkräftiges Wasser in glänzend eingerichteten Badeanstalten und in riesigen „Strandbädern" Verwendung findet. Die kohlensäurehaltigen Schwefelthermen eignen sich besonders zur Behandlung rheumatischer und gichtischer Erkrankungen, sowie inveterierter Entzündungen aller Art. Die physikotherapeutischen Einrichtungen, die tadellose diätetische Küche und das höchstmoderne Sanatorium ergänzen die Naturheilkräfte zum Wohle aller Kurgäste. Moderne Hotels und Sanatorien bieten den Badegästen, die aus aller Herren Ländern der wunderbaren Insel zuströmen, angenehme Unterkunft.

Theater, symphonische Konzerte unter Mitwirkung weltberühmter Künstler, Kasino, Tanzunterhaltungen sichern auf der Insel selbst die Zerstreuung. Und wir sind doch in einer Hauptstadt. Konzerte, Theater, Oper, Museen, sind leicht zu erreichen, und die an Naturschönheiten reiche Umgebung lockt zu unvergeßlichen Ausflügen, auf der Donau (Schiffs- und Motorfahrten) und in die Gebirge.

Für Sportsleute ist die St.-Margarethen-Insel das Land der Verheißung: Polo, Reitsport, Segelsport, Rudern, Schwimmen, Tennis, Taubenschießen, Golf und anderes können an mustergültig angelegten Sportplätzen ausgeübt werden. Hier liegt der Sportplatz des ungarischen Athletenklubs und hier werden die internationalen Regatten abgehalten.

Ein jeder, der die St.-Margarethen-Insel besucht, wird sich mit Entzücken auf die hier verbrachte Zeit erinnern.



Im Parke. — (Tannengruppe.)



Das Badehaus mit den Schwefel- und Kohlensäure-Bädern, rechts Hotel und Sanatorium.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris, 26 Avenue de l'Opéra.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG · J. J. WEBER · LEIPZIG

NR. 4303. 169. BAND | EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK | 1. SEPTEMBER 1927

DER SCHÖNSTE TAFELSCHMUCK



BERNDORFER BESTECKE

Erhältlich in allen Fachgeschäften und in den Niederlagen: Berlin W., Leipzigerstraße 6, München, Weinstraße 4, Wien, I. Wollzeile 12, I. Graben 12, VI. Mariahilferstraße 19/21, Prag, Ulice 28 rijna 11, Budapest, IV. Vaci utca 4. Zweigfabriken: Eßlingen a. N., Luzern, Murbacherstraße 1, Mailand, Via Pergolesi 8-10, Bukarest, Strada C. A. Rosetti 3.
Berndorfer Metallwarenfabrik Arthur Krupp A. G. Berndorf, N.-Oest.

Die Pelztierzucht

Internationale Monatsschrift für Hege, Haltung und Zucht von Pelztieren.

Herausgegeben unter ständiger Mitarbeit der Reichszentrale für Pelztier- und Rauchwaren-Forschung, Leipzig, der Forschungsstelle für Pelztierkunde, Tharandt, und vieler erfolgreicher und führender Züchter und Fachleute.

Erscheint im 3. Jahrgang.

Die Zeitschrift ist für jeden Tierzüchter und Tierheger unentbehrlich, da sie wertvolle Originalartikel aus dem gesamten Gebiet der Zucht und Hege von Pelztieren und aller damit verbundenen Fragen laufend erörtert. Zoologen und Tierärzte werden die Zeitschrift für ihre Handbibliothek anschaffen müssen, um sich über die Fortschritte der Wissenschaft, die sich ganz allgemein auf die Pelztiere überhaupt beziehen, auf dem Laufenden zu halten. – Es ist dafür Sorge getragen, dass alle Abhandlungen in bunter Reihenfolge erscheinen, sodass jedes Heft von neuem mit grossem Interesse gelesen wird. So wechseln z. B. miteinander ab Berichte über Seuchen und deren Bekämpfung, Notizen über Jagd und Hege von Pelztieren, Artikel über Erfahrungen bei der Zucht und über Krankheitsbehandlung, Beobachtungen über die Lebensweise der Tiere, Mitteilungen über die Ergebnisse von Kreuzungsversuchen, Arbeiten über Morphologie, Anatomie und Histologie, Behandlung von Vererbungsfragen, Berichte über wirtschaftliche Fragen usw.
Die Zeitschrift muss als das unentbehrliche Rüstzeug der Pelztierkunde bezeichnet werden; man wird in allen Fragen stets auf sie zurückgreifen müssen. Bei der Entwicklung des für Deutschland völlig neuen Erwerbszweiges der Edelpelztierzucht wird diese Zeitschrift allseitig begrüsst, da sie auch die Behandlung der Wirtschaftlichkeit der Zucht von Pelztieren in völlig unbeeinflusster Weise bearbeitet, sie dient als das vermittelnde Organ zwischen Wissenschaft und Praxis.

Preis vierteljährlich Rm. 3.—; Prospekt kostenlos.

Zu beziehen durch den
Verlag Arthur Heber & Co., Leipzig, Packhofstrasse 9
und durch jede Buchhandlung.



Man fordere Schrift Nr. 440.

HOTEL-, PENSIONS-, UND SANATORIEN-NACHWEIS

BÄDER UND LUFTKURORTE

DEUTSCHE KURBÄDER

BADEN-BADEN. HOTEL SCHWARZWALDHOF. Gutbürgerl., fließend. kalt. u. warm. Wasser.

HOTEL DARMSTÄDTER HOF. Kur- u. Badhaus, gute Verpflegung, auch Diät, mäßige Preise.

HOTEL-RESTAURANT SCHWEIZERHOF. Gutbürgerlich, mäß. Preise.

BAD KISSINGEN. HOTEL BÜDEL. Altrenom., gegenüber d. neuerbaut. staatlich. Kurhausbad.

HOTELPENSION VILLA ELSA. Jeglich. moderner Komfort, beste Lage.

HOTEL KURHAUS AEGIR. Gegenüber den neuerbauten Staatsbädern. Jeder moderne Komfort.

KURHAUS PALATIA. Beste Lage, günst. Pensionspr., vorzügl. Küche.

KURPENSION MOSER. Schönste Lage, erstkl. Verpfl. Mäß. Pensionspr.

BAD LANDECK. KURHOTEL „SCHLÖSSEL". I. Rang., 45 Zimmer. Vornehm. Familienh.

HOTEL MONOPOL. Sonnige Waldlage, erstklassige Verpflegung.

BAD LANGENAU KUR-PENSION FORTUNA. Direkt im Kurpark. Vorzügliche Verpflegung.

BAD-NAUHEIM. DER KAISERHOF. Allererst. Rang., gegenüb. Bädern u. Kurpark. Fließ. Wasser.

SANATORIUM KURHAUS DR. WALZER. Modern. Neu- u. Erweiterungsbau. Fließend. Wasser. Mäßige Preise.

HOTEL MALEPARTUS. Vorn. Famil.-Hotel, erstkl. Rest. Fließ. Wasser.

VILLA HUBERTUS. Beste Lage, fließ. Wasser, mäßige Preise. Zentralheizung. Jahresbetrieb.

BAD OEYNHAUSEN. HOHENZOLLERNHOF A.-G. I. Rang. Beste Lage. Fließ. k. u. w. Wasser.

HERBER'S KURHOTEL. Vorn. Haus. Südlage. Fließ. k. u. w. Wasser.

VILLA GLÜCKSBURG. Mod. Pension. Günstige Lage. Jahresbetrieb.

HAUS WITTEKIND. Vornehme Pens., schönste Lage. Jahresbetrieb.

BAD REICHENHALL. PENSION VILLA VICTORIA. Erstkl., modernster Komfort, beste Lage.

BAD REINERZ. VILLA EBENEZER. I. Rang. Sonn. Lage. Jahresbetr.

BAD SALZUFLEN. HOTEL OSNABRÜCKER HOF. Familienhotel, mod. Komf., Jahresbetrieb.

BAD STEBEN. STAATLICH. KUR- UND SCHLOSS-HOTEL. Beste Lage, erstes Haus, modern. Komf.

WIESBADEN. TAUNUS-HOTEL. Modern. Komf., erstklass. Restaurant, Pens. ab M. 7.50, Garagen.

HOTEL-PENSION ESPLANADE. Vornehm. Familienpens., Fließ. Wasser.

HOTEL KRONPRINZ. (Rituell). Fließ. Wasser, erstklassiges Restaurant.

BAD WILDBAD. Weltber. Kur- und Badeort im Schwarzwald gegen Gicht, Ischias, Rheuma.

HOTEL POST. I. Ranges, a. Kurplatz, Zentralheiz., Garag., Jahresbetr.

HOTEL „CONCORDIA". Vorn. Familienhotel, beste Lage, Garage, Lift.

HOTEL PFEIFFER. Vorn. bürgerl., best. Lage. Vorzügl. Küche und Keller.

HOTELPENSION „KÜHLER BRUNNEN". Gutbürgerl., ruhige Lage, beste Verpfl.

DEUTSCHE SEEBÄDER

BORKUM. HOTEL-PENSION IRENE. Das ideale Familienhotel am Strand. Pension ab M. 7.50.

KURHAUS ROSELIUS. Führend. Haus. Zentrale Lage. Jahresbetrieb.

HOTEL SEESTERN. Haus I. Ranges. Zwei Minuten vom Bahnhof.

HOTEL-PENSION WALDERSEE. Das vornehme ruhige Haus.

HERINGSDORF. KURHOTEL QUISISANA. Modern. Komf. Beste Lage an Kurpark u. Strand. Prosp.

SWINEMÜNDE. HOTEL BALTISCHER HOF. Erstkl. Fam.-u. Reisehotel. Modern. Komf. Jahresbetr.

HOTEL-PENSION ST. HUBERTUS. Modern. Komfort. Jahresbetrieb.

DEUTSCHE LUFTKURORTE

DONAUESCHINGEN. (SCHWARZWALD). HOTEL ZUM LAMM. Altrenomm., feinbürgerl., Zentralheizung, Garagen, beste Lage.

DRESDEN. HOTEL TROMPETERSCHLÖSSCHEN. Altrenommiert, modern. Komfort, zentrale Lage.

WEISSER HIRSCH BEI DRESDEN. Sanatorium Dr. Teuscher. Streng individuelle Pflege.

GARMISCH-PARTENKIRCHEN. HOTEL GIBSON und HOTEL SCHÖNBLICK, vorn. Häus.

LANDECK (TIROL). HOTEL POST. Führendes Haus.

BRUGGEN BEI LANDECK. PENSION EDELWEISS. Ruhige Lage, mäßige Preise.

KÖNIGSFELD (SCHWARZWALD). GASTHOF DER BRÜDERGEMEINE. Vollst. ren. 100 Bett. Zentralheiz.

LINDAU (BODENSEE). HOTEL BAYRISCHER HOF. Ersten Ranges.

SCHREIBERHAU. HOTEL ZUM SCHENKENSTEIN (645 Meter über dem Meere). Fritz Franke.

THÜRINGEN

FRIEDRICHRODA (Thür. Wald), 430-710 m ü. d. M. Klimat. Sommer- u. Winter-Kurort. Prosp.

BAD KÖSEN. ERHOLUNGSHEIM SAN.-RAT DR. LEHMANN.

BAD LIEBENSTEIN. SANATORIUM LIEBENSTEIN. Klin. Kuranstalt. Allemod. Heilbehelfe.

EIGENHEIM-EDELWEISS. Ärztlich geleitet. Moderner Komfort.

HARZ

STAHLBAD ALEXISBAD. KURHAUS ALEXISBAD. Eig. Stahlquelle u. Stahlbäder für Blutarme.

HOTEL FÖRSTERLING. Eigene Stahlquelle u. Badeh. Bes. H. Frommann, Hfl.

ALTENAU (OBERHARZ). 500—600 m! Mittelstandspreise.

KURHAUS WALDGARTEN mit VILLA MARGARETE. Eigene Oekonomie.

HOTELPENSION „VILLA ANNENHÖH" 600 m. Am Rothenberg. Gr. Liegewiese.

HAUS MECKLENBURG. Hotel-Pens. Restaur. Das ganze Jahr geöffnet.

ST. ANDREASBERG im Oberharz. KURHOTEL SCHÜTZENHAUS. Bürgerliche Gaststätte.

HOTEL RATHAUS. Zwei Minuten vom Stadtbahnhof.

HOTEL DEUTSCHER HOF, im Mittelp. d. Stadt. Langj. Bes. W. Schlimgen.

ELEND BEI SCHIERKE I. OBERHARZ. (520 m). Pensionshaus Waldschlößchen.

HAHNENKLEE (OBERHARZ). 600 m.

SCHWENZELS HOTEL. Vornehm. Haus am Platze.

GEBIRGS-HOTEL, nahe am Walde. Das ganze Jahr geöffnet.

ILSENBURG-HARZ. Der Luftkurort a. Brocken. Mäß. Preise. Prosp. d. d. Kurverwaltg. Tel. 42.

„ZU DEN ROTEN FORELLEN". Hotel u. Pens. „Prinzeß Ilse" / „Ilsestein".

RÜBELAND. BAUMANNS'-HÖHLE. Selten schöne Tropfsteinhöhle, feenhaft beleuchtet. Sommer und Winter geöffnet.

SCHIERKE, d. alpine Luftkurort i. Harz, 630–1142 m, a. Brocken. Werbeschrift d. d. Kurverwaltung.

TRESEBURG. Das beliebte Reiseziel. Pension von M. 5.— an. Prospekt T d. d. Kurverwaltung.

Vereinigte Hotels FORELLE / WEISSER HIRSCH / WILHELMSBLICK / RÜBEZAHL. Besitzer H. Rost.

WERNIGERODE. „WIENER HOF". Neben der Post. Beste Verpflegung. Mäßige Preise.

BÖHMISCHE KURBÄDER

FRANZENSBAD. Erstes Moorbad d. Welt, Frauen- u. Herzheilbad. Überrasch. Heilerf. Prosp.

HOTEL KÖNIGSVILLA. Das führende Hotel mit jed. modern. Komfort.

KARLSBAD. HOTEL ANGER. I. Rang. mod. Komfort, beste Lage.

KÜNZELS CENTRALHOTEL LOIB. Ersten Rang. Kurzentrum. Jahresbetrieb, moderner Komfort.

MARIENBAD. „BELLEVUE". Sonnige Waldlage, günst. Pension.

HOTEL RAUSCHER. Fließ. Wasser, Warmwasserheiz. Erstkl. Restaur.

DEUTSCH-BÖHMEN

BODENBACH. HOTEL POST am Landungsplatz und Bahnhof.

FRIEDLAND. HOTEL HERRMANN. Vornehm, behaglich.

GABLONZ. HOTEL KRONE. Restaurant u. Café. Autogaragen.

HIRSCHBERG, böhmisch, am See. Gr. Seebad d. Republik.

STRAND-RESTAURANT, gutbürgerl. Konzert, direkt am Strand.

BÖHM. LEIPA. HOTEL HIMMEL. Reisenden-Hotel.

HOTEL KNOBLOCH, vorm. Kronprinz, gutbürgerlich.

RING-CAFÉ, vornehm. Konzertlokal.

BAD LIEBWERDA. Herzheil- und Moorbad.

HOTEL KURHAUS m. allem Komfort.

HOHENELBE. HOTEL APPELT. Führendes Haus.

HOTEL BREMEN, am Bahnhof. Fließend. Wasser.

PRAG. GRAND HOTEL STEINER. I. Haus. Vornehmstes Hotel von Mitteleuropa.

CAFÉ ELEKTRA. Treffpunkt der Reichsdeutschen.

GROSSGASTHOF „GOLDENES KREUZL". Preiswert. Bewirtung.

RESTAURANT KONOPISCHT. Vorzügliche Küche.

GASTWIRTSCHAFT „DEUTSCHES HAUS". Küche von Ruf.

JOSEF LIPPERT. Beliebtes Weinrestaur. Größte Delikatessenhdlg.

REICHENBERG. HOTEL GOLDENER LÖWE. 100 Zimmer.

„SCHIENHOF", Hotel, Café, I. Rang.

HOTEL TERMINUS. 30 elegante Zimmer, mod. Komfort.

WALHALLA HANICHEN. Vornehmes und größtes Vergnügungslokal.

HABENDORF b. R. GASTHOF KRONE. Ausflugsort. Bestens empfohlen.

BAD SCHLAG. SANATORIUM BAD SCHLAG. Im Isergebirge.

THAMMÜHL, böhmisch, am See. HOTEL PETELKA.

TRAUTENAU (Riesengeb.). HOTEL ZIPPEL. Moderner Komfort.

GRAND-HOTEL-CAFE KLEIN. Erstes Haus. 70 Zimmer.

WEINHAUS FLESCH. Vornehmer Dielenbetrieb.

ITALIEN

ABBAZIA. HOTEL-PENSION „EUROPA", VORM. QUITTA. I. Rang., neu renoviert, prachtvolle Lage.

MERAN. SANATORIUM HUNGARIA, für sämtl. Erkrankungen der Atmungsorgane. Therapie.

ORTISEI (ST. ULRICH) Grödnertal. HOTEL AQUILA. 220 Betten, modernster Komfort, mäßige Preise.

WELSBERG Monguelfo (Dolomit.) HOTEL WALDBRUNN. 80 Betten.

SCHWEIZ

AROSA. EXCELSIOR. Familienhotel mit allem Komfort.

HOTEL DES ALPES. Gediegenes Familienhaus, beste Lage.

HOTEL RHÄTIA u. VILLA GERMANIA. Erstklassig, moderner Komfort.

SPORTHOTEL MARAN. Ruhig staubfrei. 25 Min. ob. Arosa.

CHUR (GRAUBÜNDEN) HOTEL STERN. Bestempfohlenes Reisehotel. Zentralheiz. Jahresbetrieb.

DAVOS. EDEN HOTEL, modern. Haus, prachtvolle Lage.

PENSION MEROLA. Sonnige Lage am Wald.

PLATZSANATORIUM f. Leichtkranke. Pension ab 17.- Frs.

SANATORIUM SOLSANA. Modern sonnig, bequem.

PRIVATSANATORIUM DR. VÖCHTING. Sonnigste Lage. Fließend. Wasser.

DAVOS-DORF. PENSION PAUL. Ganzjährig geöffnet. Beste Verpflegung.

SANATORIUM SEEHOF, Pension inkl. Arzt ab Mk. 13.-.

PENSION VILLA SONNENBERG. Beste Lage. Pension ab Fr. 10.—.

GRINDELWALD (BERNER OBERLAND). ZENTRAL-HOTEL. Gutbürgerlich, beste Lage, vorzügliche Verpflegung.

LUGANO. KURHAUS MONTE BRÉ, phys. diät. (Syst. Dr. Lahmann) Deutsches Haus.

MONTREUX-TERRITET. HOTEL BRISTOL. Herrlich am See. Moderner Komfort.

PONTRESINA. HOTEL PONTRESINA. I. Rang., sonn. fr. Lage.

BAD RAGAZ (GRAUBÜNDEN). HOTEL KRONE UND VILLA LUISE. Bürgerl. Haus nächst Bädern u. Kuranlagen.

KURHAUS WARTENSTEIN. 750 m üb. d. Meer. Prachtvolle Lage.

ST. MORITZ. HOTEL ENGADINER HOF. Erstklassiges Familienhotel. Schönste Lage.

HOTEL METROPOL. Von Deutschen bevorzugt. Pension Fr. 12.50.

ST. MORITZ-CAMPFER. JULIERHOF. Vorn. Familienhotel.

WALZENHAUSEN (STATION RHEINECK). HOTEL KURHAUS WALZENHAUSEN. Idealer Sommeraufenthalt. Prächt. Lage.

ERZIEHUNG

EISENACH. Richardstraße 2. GEBIRGS-TÖCHTERHEIM. Junge Mädch. werd. gründl. ausgebildet.

MONTREUX. INSTITUT DES ESSARTS. Komfortables Erziehungsinstitut und Pensionat für junge Mädchen.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4303. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 1. September 1927.

Allgemeine Notizen.

Die staatliche Biologische Anstalt auf Helgoland ist in ihrem fertigen Teil des imposanten Neubaues eröffnet worden. Das mehrstöckige, in modernen architektonischen Formen gehaltene Gebäude ist aus roten Klinkern erbaut und erhebt sich unmittelbar an dem felsigen Nordstrand des Unterlandes. Im ersten Stock ist das außerordentlich interessante Nordseeaquarium untergebracht. Es besitzt im ganzen etwa 50 Schaubecken; in der Mitte des ganz in dunkelblau gehaltenen Saales steht ein mächtiges, etwa 20 cbm Wasser fassendes Schwimmbecken für größere Seefische. Dieses Becken ist so gebaut, daß seine Bewohner, wie Haifische, Rochen, große Butten, Störe, Makrelen usw. sich nirgends an vorspringenden Ecken oder Felsen stoßen können; sämtliche Wasserzuleitungsröhren sind in durchsichtigem Zelluloid, das vom Seewasser nicht zersetzt werden kann, hergestellt. Das Aquarium bietet einen lückenlosen Überblick der gesamten Flora und Fauna der Nordsee und der Wattenmeere; sogar eine Seehundbank ist vorhanden. Der neuen Biologischen Anstalt steht neben kleineren Fahrzeugen auch ein großes seetüchtiges Motorschiff zur Verfügung, um Forschungs- und Fangfahrten unternehmen zu können, die zum Teil auch in die Ostsee führen werden.

Ideenwettbewerb für Bremer Kunstwerke. Für die Erlangung von Vorentwürfen für die bauliche Gestaltung eines Bremer Stadtteils und für die Errichtung einer Stadthalle und einiger anderer Bauten sind von der Bremer Deputation für die Stadterweiterung und Grundstücksverwaltung ein erster Preis von 12000 Rm., ein zweiter Preis von 9000 Rm., ein dritter Preis von 6000 Rm. und ein vierter Preis von 4000 Rm. ausgesetzt worden. Für den Ankauf von vier weiteren Entwürfen stehen 10000 Rm. zur Verfügung. Die Wettbewerbsentwürfe sind bis zum 2. April 1928 in der Kanzlei des Hochbauamtes in Bremen, Herrlichkeit 16 einzuliefern. Zur Teilnahme an dem Wettbewerb sind alle reichsdeutschen Architekten berechtigt, die aus dem Freistaat Bremen gebürtig sind oder dort am 1. Juni 1927 ihren Wohnsitz hatten. Außerdem sind zur Teilnahme an dem Wettbewerb unter den gleichen Bedingungen eingeladen worden: Prof. Dr. German Bestelmeyer (München), Prof. Paul Bonatz (Stuttgart), die Architekten









B. D. A. H. Diestel und A. Grubitz (Hamburg), Prof. E. Fahrenkamp (Düsseldorf), Architekt D. W. B. Höger (Hamburg), Prof. Hummel und Magistratsbaurat Rothe (Darmstadt—Kassel) sowie Prof. Heinrich Straumer (Berlin).

Die siebente Dresdner Jahresschau 1928 wird unter dem Namen „Die Technische Stadt" stattfinden. Sie behandelt in ihrer wissenschaftlichen Abteilung die Erziehung des Menschen durch die Technik und in ihrem industriellen Teil die modernen Errungenschaften der Technik für das menschliche Leben dort, wo sich seine Bedürfnisse am stärksten ausdrücken, nämlich in der Stadt. Das Thema ist eindrucksvoll genug, um in unserem Zeitalter der Technik das Interesse weitester Kreise hervorzurufen. Anläßlich der Jahrhundertfeier der Technischen Hochschule Dresden im Jahre 1928 dürfte die Jahresschau „Die Technische Stadt" noch besonders bedeutungsvoll sein. Die Vorbereitungen zu dieser Ausstellung sind bereits in Angriff genommen.

Die Steigerung der Diamantenproduktion in Südafrika und die in den letzten Monaten zahlreichen Entdeckungen neuer angeschwemmter Diamantenfelder hat die südafrikanische Regierung zu einem Gesetz der staatlichen Regelung der Diamantenproduktion veranlaßt, das für das ganze Gebiet Südafrikas Geltung hat. Die Regierung ist befugt, auf Grund dieses Gesetzes, das die Diamantenproduktion grundsätzlich als Staatseigentum anerkennt, durch den Generalgouverneur die Höhe der Menge der zu produzierenden und zu gewinnenden Steine festzusetzen und die Produktion auf diese Höchstziffer gesetzlich zu beschränken. Der Regierung steht ferner das Recht zu, „Diggers certificates" (Gräberzertifikate) auszugeben. Ausbeuteerlaubnisse für „claims" (Teilfelder), die in den drei letzten Monaten erteilt worden sind, können zurückgezogen werden. Die Regierung kann weiter die Ausbeutung neuer Felder verbieten und das Schürfrecht verweigern. Neue Diggerszertifikate und Claimslizenzen dürfen nicht mehr an Gesellschaften oder Vereinigungen, sondern nur noch an Einzelpersonen erteilt werden. Gesellschaften, die bereits vor dem 1. Juli 1926 Claims erhalten haben, können von diesen Bestimmungen durch die Regierung befreit werden. Die Höchstzahl der einer einzelnen Person zu erteilenden Claims (ein Claim ist 30 Quadratfuß groß) ist beschränkt. Von diesem Gesetz erwartet man sowohl in Diamantenproduzenten- wie in Diamantenhändlerkreisen eine Beruhigung und Stabilisierung des Diamantenmarktes.

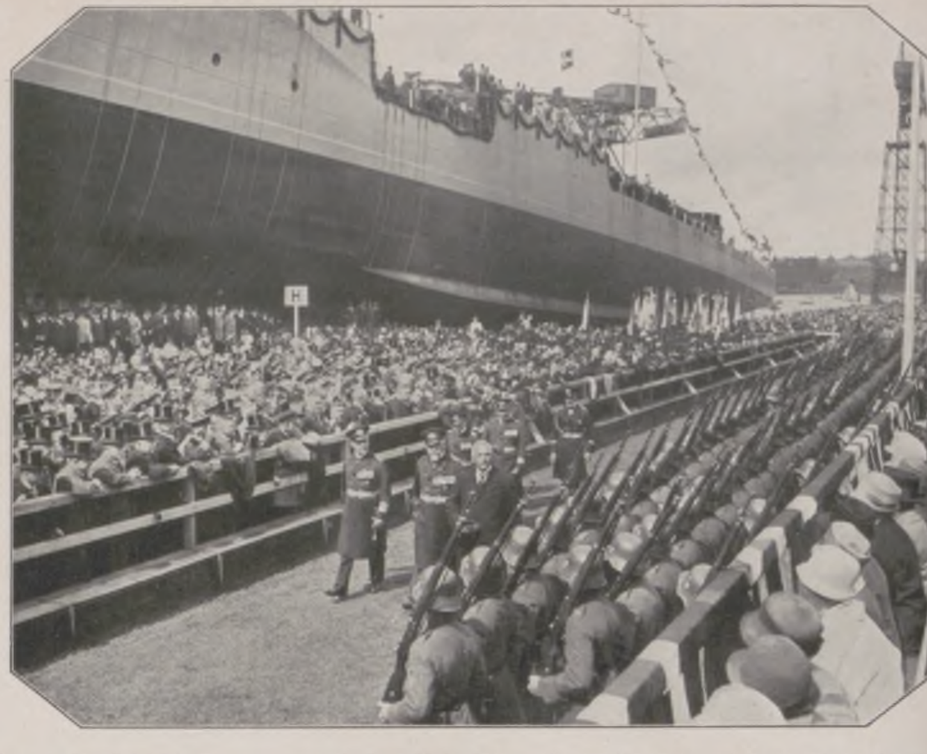
Illustrirte Zeitung



MESSE IN BIRKENSTEIN BEI MIESBACH IN OBERBAYERN

TEMPERAGEMÄLDE VON ALBERT REICH





Vom Stapellauf des neuen Kreuzers „Karlsruhe" in Kiel am 20. August: Reichswehrminister Dr. Geßler und Admiral Zenker beim Abschreiten der Front der Ehrenkompanie. Dahinter der auf Stapel liegende Kreuzer. Links: Ehrung der in Flandern gefallenen Angehörigen des ehemaligen Marinekorps Flandern: Einweihung des vom Bildhauer Theilmann entworfenen Flandern-Denkmals auf dem Flandern-Sportplatz in Kiel-Wik am 21. August. Vor dem Denkmal: Stationschef Vizeadmiral Raeder.





Links: Deutschlands größter Betonbrückenbau: Die ihrer Vollendung entgegengehende Betonbrücke in Pirmasens (Pfalz), die bei 40 m Höhe eine Bogenspannung von 80 m hat.

Rechts: Vom Besuch des Neuyorker Bürgermeisters Walker in Berlin: Bürgermeister Walker und seine Gemahlin kurz nach ihrer Ankunft am 24. August.





Schwedische Marineflieger in Lübeck: Landung einer Flugzeugstaffel der schwedischen Küstenflotte. Der Besuch erfolgte auf Einladung des Senats der Stadt Lübeck. — Rechts: Englands Interesse am deutschen Luftverkehrswesen: General Brancker, der Chef des englischen Luftfahrwesens, bei seinem Besuch des Flughafens auf dem Tempelhofer Feld in Berlin am 23. August. Von links nach rechts: Direktor Bentscher und Direktor Wronsky von der Lufthansa, General Brancker und Ministerialrat Wegert.

MODERNE VERKEHRSPROBLEME

VON ANTON LÜBKE (MÜNSTER I. W.)

Als die Dampfmaschine und die Elektrizität ihren Siegeszug durch die Völker nahmen und damit das schon senil werdende Zeitalter mit einer wunderbaren Jugendlichkeit anfeuerten, wurden Handel und Verkehr auf eine ganz neue Grundlage gestellt. Der rasende Lauf der Entwicklung im Verkehrsleben nahm im Laufe des 19. Jahrhunderts bis heute ohne Hemmung seinen Fortgang.

Wer etwa annehmen wollte, das Verkehrsleben habe den Höhepunkt seiner Entwicklung erreicht, der irrt sich. Man wird besonders bei der Eisenbahn in Zukunft sehen können, daß hier eine vollkommene Änderung eintreten wird. Am stiefmütterlichsten bei der Wandlung aller Dinge der Technik kam ja die Eisenbahn selbst weg. Abgesehen von den vielen Neuerungen an Fahrzeugen und dem inneren Mechanismus des Eisenbahnverkehrs, die dem Laien wenig in die Augen fallen, hat die Eisenbahn ihre Entwicklung bis auf den heutigen Tag auf den alten Grundlagen fortgesetzt. Die Lokomotive ist immer noch dieselbe Feuermaschine wie zu Stephensons Zeiten, da man die Kohle in ihr in rohem Zustande verbrannte. Auch die Weichen und Signale sind immer noch von derselben Konstruktion, wie sie vor Jahrzehnten eingeführt wurden. In all diesen veralteten Dingen wird in Zukunft eine bedeutende Änderung eintreten.

Die außerordentliche Bedeutung, welche die Umwandlung der Steinkohle und Braunkohle in Öl in den letzten Jahren bekam, läßt die Zeit nicht mehr allzu fern erscheinen, in der sich das gesamte Eisenbahnverkehrswesen auch dieser neuen, zukunftsverheißenden Erfindung anpassen muß. Die verschiedenen im Entstehen begriffenen Kohlenverölungsanlagen, Fernheiz- und Ferngaswerke lassen diese Entwicklungstendenz deutlich erkennen. Es liegt auch klar zutage, daß durch diese Entwidlung in Zukunft im Transportwesen der Eisenbahn, das heute noch in sehr großem Maße von der Kohle beansprucht wird, eine tiefgehende Wandlung sich vollziehen wird.

Doch nicht allein im Transportwesen der Eisenbahn wird diese Wandlung zu spüren sein, sondern auch dort, wo die Kohle noch in rohem Zustand verbrannt wird. Bekannt ist, daß neben unseren Stubenöfen und den Öfen der Eisenindustrie besonders die Lokomotiven große Kohlenfresser sind, welche die Kohlen, die in ihnen verbrannt werden, kaum zu 15 Proz. ausnutzen, während die anderen Werte durch den Schornstein gehen. Um diese großen Verluste zu beseitigen, arbeitet die Eisenbahn in den letzten Jahren in zwei Richtungen: einmal durch die Elektrifizierung der Bahnen, dann durch die Umstellung auf Dieselmotorenbetrieb.

Die Einstellung von elektrischen Lokomotiven ist aber nur in einem beschränkten Maße möglich, und zwar nur dort, wo genügend Wasserkräfte vorhanden sind. Die Unterhaltungskosten elektrischer Lokomotiven gegenüber Dampflokomotiven differiert um 15 Proz., an Personal werden 40 Proz. gespart. 70 elektrische Lokomotiven leisten dasselbe wie 100 der besten Schnellzugslokomotiven. Selbstverständlich ist auch der Betrieb einer elektrischen Lokomotive viel sauberer und einfacher, das Material wird mehr geschont, und ein solches Fahrzeug ist im gegebenen Augenblick auch immer fahrtbereit. Mehr noch als die Elektrizität wird voraussichtlich das Kohlenöl im Eisenbahnverkehr in Zukunft Verwendung finden und diesen vielleicht vollkommen umstellen. Wir sind auf dem besten Wege, bald eine leistungsfähige Diesellokomotive in den Dienst zu stellen, die mit Schweröl arbeitet und außerordentlich hohe Leistungen vollbringen kann. Ein vor einiger Zeit von der Hohenzollern-Aktien-Gesellschaft Düsseldorf für Rußland erbaute Diesellokomotive hatte eine Leistungsfähigkeit von 1200 P. S. Diese Diesellokomotive übertrifft die alten Dampflokomotiven nicht nur um 10 Proz. an Leistung, sondern sie ist auch imstande, die Kohle durch Verbrennen der aus ihr gewonnenen Schweröle um das Dreifache besser auszunutzen.

Neben der Umstellung der Wirtschaftlichkeit bei Lokomotiven wird auch der Mechanismus der Bahnhöfe in Zukunft eine große Wandlung durchmachen müssen. Die Rangierkosten auf den Bahnhöfen machen heute noch ein Drittel der Betriebskosten der Eisenbahn aus, wie ehedem der Bremsbetrieb. Man hat berechnet, daß die Schäden bei einem auf Laufziel rangierten Wagen bei einmaligem Ablauf 48 Pfennig betragen, was bei den vielen Millionen Wagen, die jährlich rangiert werden, eine ganz respektable Summe ausmacht. In sechzehn Jahre langer Arbeit gelang nun den Bauräten Dr.-Ing. Fröhlich und Wagner von der Reichsbahndirektion Essen die Erfindung einer gewichtsautomatischen Gleisbremse und eines Weichenstellautomaten. Durch diese Neueinrichtung wird es in Zukunft möglich sein, die gesamte Bremsarbeit und das Stellen der Weichen zu zentralisieren, wodurch naturgemäß ganz ungeheuere Kosten gespart werden können. Auf dem neuen großen Bahnhof in Hamm (Westfalen) wurden die Apparate zuerst erfolgreich erprobt. Unzulänglich waren auch schon lange die alten Signaleinrichtungen. Vor einem Jahre wurden auf deutschen Eisenbahnstrecken Versuche mit verschiedenen neuen Signaleinrichtungen angestellt. Die erprobten Systeme zielen darauf ab, entweder selbsttätig den Lauf der Lokomotive durch Ausschalten des Dampfes und Einschalten der Bremsen zu hemmen oder durch Signale, die auf der Lokomotive, sei es durch Aufleuchten bunten Lichtes oder durch Ertönen einer Hupe, den Lokomotivführer zu warnen, daß Gefahr im Anzuge ist. Von bekannten deutschen Firmen wird an der Vervollkommnung dieser Apparate gearbeitet.

Die umstürzlerischste Wandlung des Verkehrs ist zweifellos in den letzten Jahren durch das Automobil erfolgt. Durch die technische Vervollkommnung und die hohe Leistung der Motoren ist heute das Automobil aus seiner Kindheit herausgewachsen und zu einem allmächtigen Faktor des Verkehrs geworden. Noch zehn Jahre weiter, und Droschke und Pferd werden nur als Merkwürdigkeit in unseren Museen zu sehen sein. Wenn einmal die neue Erfindung, Öl aus Kohle zu gewinnen, wirksam geworden ist, dann wird es auch nicht ausbleiben, daß der Automobilverkehr in Deutschland und dem übrigen Europa einen noch viel größeren Umfang annehmen wird als heute.

Hinsichtlich der zukünftigen Entwicklung des Automobilverkehrs wird man auf zwei Perspektiven sein Augenmerk richten müssen: einmal auf die zahlenmäßige Ausdehnung, dann auf die Verbesserung und Vermehrung der von den Automobilen befahrenen Straßen. Konnte sich der Eisenbahnverkehr in einer steten Logik weiterentwickeln, so wurden die Landstraßen und die Straßen der Städte vom Automobil geradezu überrascht, und sie bilden für Staat und Gemeinden heute ein Problem, dessen Lösung nicht so leicht ist. Besonders das Problem der Stadtstraßen, die nicht so ohne weiteres verbreitert werden können, tritt von Jahr zu Jahr schärfer in den Vordergrund. Die Städte haben sich hier meist individuell geholfen, sei es durch Signaltürme, kreisförmige Mittelinseln, Kettenverschlüsse und Gehrichtweisern, Einbahnstraßen, Fahrdämme für Straßenbahnwagen u. a. Dem anwachsenden Verkehr Rechnung zu tragen, kann aber nicht mit alten Praktiken geschehen; nur der kühne, freie Blick in die Zukunft kann die Städte retten vor dem Verkehrsstrom und damit die Sicherheit garantieren, die notwendig ist, um Handel und Wandel in reibungsloser Bewegung zu erhalten.

Eng in Verbindung mit dem Stadtstraßenproblem steht das Problem der Landstraßen. Wenn wir in Deutschland und den anderen europäischen Staaten auch für die nächsten Jahre noch nicht erwarten können, daß, wie in Amerika, schon jeder fünfte Einwohner ein Automobil besitzen wird, so ist doch jetzt schon in Europa auch der Landstraßen-Verkehr zu einem Problem geworden. Im Hinblick darauf planen die verschiedenen europäischen Staaten die Anlage von Automobilstraßen. Die Betriebsvorteile für das Laufen eines Automobils auf einer glatten Autostraße sind sehr groß. Nach den diesjährigen französischen Ermittelungen betragen die Ersparnisse auf einer solchen Straße zwischen 8 und 32 Proz. Ein Wagen mittlerer Größe verbrauchte auf einer gewöhnlichen Landstraße bei einer Fahrtdauer von 130 km dieselbe Menge Benzin wie auf einer Strecke von 180 km auf einer Automobilstraße. Eine Garnitur Gummireifen hielt auf einer gewöhnlichen Landstraße nur 12000 km, dagegen auf einer Automobilstraße 20000 km. Die weiteren Vorteile bestehen in der Entlastung der anderen Straßen, Erhöhung der Sicherheit, schnellem Verkehr, Ersparung an Öl, Material u. a. So sehr diese Vorteile in die Augen springen, so groß sind auch die Schwierigkeiten, die dem Bau solcher Straßen entgegenstehen. Vor allem müssen die Kosten für Kauf von Gelände, die Zinsen, Amortisierungen, Instandhaltungs- und Betriebskosten von vornherein sichergestellt werden. Zu diesen Schwierigkeiten kommen noch die technischen Schwierigkeiten. Derartige Straßen müssen vor allem geradlienig und mit Kurven von großem Radius versehen sein. Steigungen, Breitenabmessungen, Kreuzungen sind vor allem zu beachten. Der schwierigste Punkt ist die Art der Befestigung und deren Instandhaltung. Die obere Decke soll vor allem keinen Schmutz und Staub aufweisen, keine Unebenheiten bilden, nicht blenden, Wasserabfluß besitzen, nicht glatt und schlüpfrig sein. Die Bestrebungen zum Bau von Automobilstraßen sind auch in Deutschland in neuester Zeit sehr ernst. Seit dem Jahre 1925 ist im Norden von Braunschweig eine kleine Probeautostraße in Betrieb, die der deutsche Straßenbauverband errichtete, um das Problem in jeder Richtung genau zu studieren. Schon wird auch ein Plan in Erwägung gezogen, von Hamburg aus über Hannover, Köln—Frankfurt—Karlsruhe—Offenburg—Freiburg—Basel—Zürich—Luzern—Pavia und Mailand eine solche Straße zu erbauen, die 15 Millionen Mark kosten soll. Es wurde zwecks Aufbringung der Kosten der Verwaltungsrat einer Gesellschaft (Hafraba) begründet, der bereits die Vorarbeiten und die Finanzierung in die Wege geleitet hat.

Neben dem Bau der Automobilstraßen gilt die Aufmerksamkeit den Wasserstraßen. Die Bedeutung der Wasserstraßen ist in Deutschland nicht immer gleich eingeschätzt worden. Als seinerzeit die Eisenbahnen erbaut wurden, glaubte man, die Bedeutung der Wasserstraßen sei zu Ende. Erst im Jahre 1870 trat in dieser Hinsicht ein Umschwung ein. Die Ansicht brach sich Bahn, daß auch die Wasserstraßen neben den Eisenbahnen ihre Daseinsberechtigung haben. Um die Jahrhundertwende setzten dann die berühmten Kanalkämpfe ein. Diese konnten aber der Entwidlung der Kanäle keinen Einhalt gebieten. Schon um 1914 war die Länge der deutschen Kanäle 10000 km, und im Jahre 1910 betrug der Zugangs- und Abgangsverkehr in den Kanälen 130 Mill. t, gleich $^1/_4$ des gesamten deutschen Güterverkehrs. Am 28. Juni 1926 unterbreitete der damalige Reichsverkehrsminister Dr. Krohne ein ausführliches Programm über den Ausbau der deutschen Wasserstraßen. Gegen diese Bestrebungen setzte ein harter Widerstand ein, bei dem die Reichsbahn die Führung hatte, die geltend machte, daß heute und in Zukunft die Bahn den Güterverkehr noch bewältigen könne und es nicht angängig sei, nutzlos wertvolles Volksvermögen zu verschleudern. So sehr dieser Standpunkt vom Interesse der Eisenbahn aus gerechtfertigt erscheint, so sehr ist im volkswirtschaftlichen Interesse zu wünschen, daß durch möglichst viele und verschiedene Transportmittel eine Frachttarif-Konkurrenz, die sich auf den gesamten Handel auswirkt, gegeben wird. Trotz aller Anfeindungen der Kanalbaubestrebungen werden in Zukunft im Rahmen des Arbeitsbeschaffungsprogramms eine ganze Anzahl Kanalbauprojekte zur Ausführung kommen, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann.

Auch die Schiffahrt, besonders die Ozeanschiffahrt, hat neben den vielen Neuerungen und Verbesserungen auch in der Zukunft noch manche Fortschritte zu erwarten. Beispielsweise bleibt die Schnelligkeit der Schiffahrt noch weit hinter der Schnelligkeit der Landfahrzeuge zurück. Bekannt sind die Bestrebungen, die Schnelligkeit der Schiffe durch verbesserte Maschinen und Neukonstruktion der Schiffsform, erinnert sei an die Versuche des Ingenieurs Boerner, zu erhöhen.

Nicht in letzter Linie wird in Zukunft das Verkehrsflugzeug den modernen Verkehr bestimmen. Wie einst bei Eisenbahn und Automobil, beginnt sich hier eine Entwicklung anzubahnen, deren Ausmaß für die Zukunft noch nicht ermessen werden kann. Heute sind Deutschland und die anderen europäischen Staaten mit einem dichten Netz von Flugstrecken durchzogen, die bei Tag und Nacht von Passagier- und Postflugzeugen durchfahren werden. Die Zeitung, die Post, der Nachrichtenverkehr, der Sport, die Polizei, das Sanitätswesen, der Geograph, ja selbst die religiösen Missionen benutzen heute neben dem Auto in ausgiebigem Maße das Flugzeug. Man plant Landesstützpunkte inmitten der Ozeane, um die vollbrachten kühnen Ozeanflüge amerikanischer Flieger auch für die Zukunft als wirtschaftliche Dauereinrichtung wirksam werden zu lassen.

Es ist unverkennbar, daß der Verkehr sich künftig in einem gewaltigen Maße auswirken und neue Formen annehmen wird, die man heute schon im Keime beobachten kann. Es bedarf keines Hinweises, daß die Führer des Wirtschaftslebens mit hellem Auge und kühner Hand dieser Entwicklung Rechnung tragen müssen, damit besonders Deutschland auch in dieser Hinsicht seine dominierende Stelle behalten wird.

TAGESGESCHICHTE

Der neue Kreuzer „Karlsruhe“, dessen Stapellauf auf der Werft der Deutschen Werke in Kiel am 20. August erfolgte, wird das dritte Schiff seines Namens im Verbande der deutschen Kriegsmarine bilden. Die erste „Karlsruhe“, die sich bei Ausbruch des Krieges auf der Ostamerikanischen Station befand, versank nach erfolgreich geführtem Handelskrieg infolge einer Explosion am 4. November 1914 im Südatlantik, seinen Kommandanten, Fregattenkapitän Köhler, und 261 Mann mit in die Tiefe reißend. Der zweite Kreuzer „Karlsruhe“ wurde von der eigenen Mannschaft in der Bucht von Scapa Flow versenkt. — Die neue „Karlsruhe“ erreicht mit 6000 t Wasserverdrängung die durch das Versailler Diktat für Kreuzer festgesetzte Höchstgrenze. Bei einer Länge von 169, einer Breite von 12,5 m hat das Schiff einen Tiefgang von 5,3 m. Die Besatzung wird 500 Mann betragen; als Armierung erhält es neun 15-cm-Geschütze, die in Drillingstürmen zusammengefaßt sind. Ein Turm steht auf der Back, zwei achtern, von denen der vordere überhöht aufgestellt ist; zur Fliegerabwehr dienen vier 8,8-cm-Geschütze. Die durch neuere Baumethoden erzielte Gewichtsersparnis am Schiffskörper und der Übergang zur reinen Ölfeuerung geben dem Schiff einen gegenüber den anderen deutschen Kriegsschiffen gleicher Klasse wesentlich erhöhten Gefechtswert. — Die Taufrede hielt der Karlsruher Oberbürgermeister Dr. Finter, worauf Frau Fregattenkapitän Köhler, die Gattin des Kommandanten der ersten „Karlsruhe“, die Taufe vollzog. Bei dem Imbiß nach dem Stapellauf ergriff neben anderen auch der Reichswehrminister Dr. Geßler das Wort zum Gedächtnis der ersten „Karlsruhe“ und zum Danke an die Erbauer des neuen Schiffes.

Das Römisch-Germanische Zentralmuseum zu Mainz feiert vom 1. bis zum 3. September das Jubiläum seines 75jährigen Bestehens. Als Schwesteranstalt des Germanischen Museums zu Nürnberg im Jahre 1852 vom



Vom Tanzturnier um die „Meisterschaft von Europa 1927“ auf der Internationalen Musikausstellung in Frankfurt a. M. am 21. August: Die Gruppe der Teilnehmer.



Die neueste Strumpfmode in England: Damen mit schottischen Strümpfen der Hochländer in lustiger Gesellschaft eines ihrer männlichen Vorbilder.

Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine gegründet, hat es die Aufgabe, die ur- und frühgeschichtlichen Altertümer der deutschen Erde bis zur Zeit Karls des Großen in naturgetreuen Nachbildungen zu vereinigen und derart eine möglichst lückenlose Sammlung der Bodenfunde, d. h. der Urkunden der ältesten deutschen Vergangenheit zu bilden. Es enthält heute rund 30000 solcher Nachbildungen nebst fast 13000 Originalen, die in 27 Räumen des Kurfürstlichen Schlosses aufgestellt sind.

Unter den sportlichen Ereignissen der letzten Zeit war der Länderkampf Deutschland—Frankreich, den deutsche Leichtathleten mit französischen am 21. August im Stadion zu Colombes bei Paris ausfochten, in Deutschland mit besonderer Spannung erwartet worden. Die auf unsere Leichtathleten gesetzten Hoffnungen wurden denn auch nicht getäuscht. Mit 89 Punkten bei 11 Siegen waren die Deutschen den Franzosen überlegen, die es nur auf 4 Siege mit 62 Punkten brachten. Im 5000-m-Lauf unterbot Kohn den deutschen Rekord mit 15 Minuten 13 Sekunden um $^1/_5$ Sekunde.

Auch in dem Tennis-Länderspiel Deutschland—Schweiz in Luzern am 20. und 21. August wurden die Hoffnungen auf die unter Dr. Schomburgks Führung stehende deutsche Mannschaft von dieser glänzend erfüllt, indem sie mit 21 : 3 Punkten gewann. Am ersten Tage gelang der Schweiz kein einziger Punkt, da die Deutschen am Vormittag alle acht Einzelspiele und am Nachmittag die vier Doppelspiele an sich rissen.

Das St.-Stephans-Fest, das, wie alljährlich, in Budapest am 20. August abgehalten wurde, bildet schon von jeher die größte Nationalfeier Ungarns. Seit der Zerstücklung dieses Landes hat es für seine Einwohner an Bedeutung außerordentlich gewonnen, wird es doch gefeiert zur Erinnerung an den ersten ungarischen König, Stephan I. (997 bis 1038), der 1001 von Papst Silvester II. die Königskrone (Stephanskrone) erhielt und 1087 heiliggesprochen wurde.



Zur 75-Jahrfeier des Römisch-Germanischen Zentralmuseums im Kurfürstlichen Schloß zu Mainz vom 1. bis zum 3. September: Blick in den Saal römischer Hausaltertümer mit Reliefbildern aus dem Alltagsleben und dem köstlichen Sarkophagteil mit Darstellungen von Germanen.



Prof. Dr. Ferdinand Hueppe,
1889—1912 Professor der Hygiene an der Carl-Ferdinand-Universität in Prag, der verdienstvolle Förderer des deutschen Fußballsports, feierte am 24. August in Dresden seinen 75. Geburtstag.



Oskar v. Hutier,
General d. Inf., verdienstvoller Heerführer im Weltkrieg an der Ost- und Westfront, langjähriger Präsident des Deutschen Offiziersbundes, wurde am 27. August 70 Jahre alt.
(Phot. Ernst Sandau, Berlin.)



Dr. Hans Bachwitz,
Rechtsanwalt in Leipzig, bekannter Verfasser von Lustspielen, heiteren Romanen und Humoresken, starb am 23. August in Berlin im Alter von 45 Jahren.
(Phot. E. Hoenisch, Leipzig.)

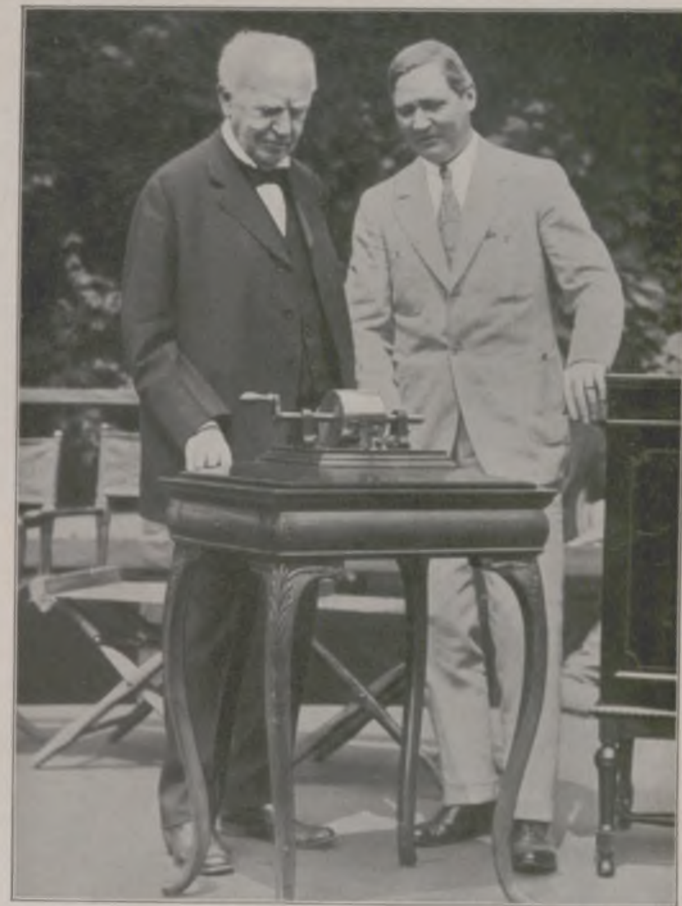


Von der kürzlich erfolgten Eröffnung des Deutsch-Japanischen Instituts in Tokio: Die Gruppe der Teilnehmer.
Hintere Reihe von rechts nach links: Dr. T. Uno, Professor der literarischen Fakultät der Universität Tokio; Dr. S. Mitsuma, Professor der juristischen Fakultät der Universität Tokio; Dr. W. Gundert, Professor am Gymnasium in Mito; Dr. K. Nasu, Professor der landwirtschaftlichen Fakultät, Tokio; Dr. S. Tamaru, Professor am Physikalisch-Chemischen Staatslaboratorium; T. Sakai, Syndikus der Mitsui Co.; K. Mori, Syndikus des Kommunalinstituts in Tokio; Dr. T. Tomoeda, Professor an der Universität Tokio; Dr. S. Kikuzawa, Regierungsrat im Kultusministerium. Vordere Reihe: Dr. K. Kanokogi, Professor an der Kyushiu-Universität; Dr. J. Takakusu, Professor der literarischen Fakultät in Tokio, Geschäftsführender Direktor des Instituts; Dr. H. Hayashi, Professor der medizinischen Fakultät in Tokio; Vicomte Dr. S. Goto, Minister a. D., Oberhausmitglied, Präsident des Instituts; Dr. W. Solf, deutscher Botschafter; Dr. S. Matsuura, Vizekultusminister a. D.; Baron K. Nakajima, Oberhausmitglied; Dr. K. Matsubara, Professor der naturwissenschaftlichen Fakultät in Tokio.



Saad Zaglul-Pascha,
eine der markantesten politischen Persönlichkeiten Ägyptens, Führer der ägyptischen Nationalisten im Kampfe um die Befreiung ihres Landes von der englischen Herrschaft, starb am 23. August, 77 Jahre alt.





Vom St.-Stephans-Fest, der größten Nationalfeier Ungarns, in Budapest am 20. August: Der goldene Kasten mit der Hand des ersten ungarischen Königs, St. Stephans, in der Prozession. — **Rechts oben:** Zur Erfindung des Phonographen durch Edison vor 50 Jahren: Thomas A. Edison (links) und Gouverneur A. Harry Moore an der ersten Sprechmaschine.





Zur Behebung der Schwierigkeiten im Großstadtverkehr: Bau einer neuen Untergrundbahn längs der 6. Avenue in Neuyork.

Rechts Mitte: Von dem vor kurzem erfolgten gewaltigen Erdbeben in der chinesischen Provinz Kansu: Pater Buddenbrock von der Steyler-Missionsgesellschaft mit einer seiner barmherzigen Schwestern auf den Trümmern seiner Missionskirche in Liang-tschu-fu, wohin er eine Anzahl verwaister Kinder gerettet hat. Durch Niederbrechen der steilen Lößwände an den dichtbesiedelten Flußufern sollen mehr als 100000 Menschen ums Leben gekommen sein.





Aus den großen englischen Tankmanövern in Salisbury:
Im Oval: Vorführung eines neuartigen, schwer armierten Tanks vor König Georg V. (ganz links). **Links:** Tankangriff auf ein Blockhaus.



Links nebenstehend:
Von dem für die Deutschen so erfolgreichen deutsch-französischen Länderkampf im Stadion zu Colombes bei Paris am 21. August: Der Aufmarsch der deutschen Leichtathleten auf dem Stadionplatz. An der Spitze der Krefelder Houben, der Sieger im 200-m-Laufen.

Unten:
Von den deutschen Kanu-Meisterschaften des Deutschen Kanuverbands auf der Außen-Alster in Hamburg am 21. August: Der Endkampf der Zweier-Kanadier, den die Mannschaft des St. Georg, Hamburg, gewann.





Links im Oval:
Aus der Internationalen Golfwoche in München vom 15. bis zum 21. August: Gruppe von hervorragenden Teilnehmern.
Von links nach rechts: Graf C. v. Leyden, Präsident des Münchener Golf-Clubs; Frau v. Szlávy (Budapest), vorjährige deutsche Golfmeisterin; Frl. Alice Weyhausen (Bremen), diesjährige deutsche Golfmeisterin; D. Lauber (Budapest), diesjähriger Sieger im Preis von München.

Rechts im Oval:
Von dem Tennis-Länderspiel Deutschland-Schweiz in Luzern am 20. und 21. August: Die deutsche Mannschaft, die mit 21 : 3 Punkten gewann.





Ein neuer englischer Geschicklichkeits-Sport: Stecken eines Balles auf eine Stange beim Vorbeireiten im Galopp.



Rechts nebenstehend:
Aus einem englischen Trainingsrennen von Windhunden hinter einem elektrischen Hasen: Start der Windhunde aus dem abgeteilten Bau heraus nach dem Heben der Klappe. Links der elektrische Hase.

Menschen im Föhn

Roman von Roland Betsch

(16. Fortsetzung.)

Am einundzwanzigsten September, morgens um 9 Uhr 15 Minuten, raste der elektrische Strom in zweihundertvierundzwanzig Zünder. Mehrere hundert optische Linsen lagen auf der Lauer, um diese Sekunden einzufangen. Die Spannung, die herrschte, war unbeschreiblich. Die Minen wurden vom Tal aus gezündet. Golm mit seiner Kolonne stand jenseits des unteren Sifantagletschers, etwa drei Kilometer von den Bohrstellen entfernt.

Um 9 Uhr 15 Minuten brach der Bergvorsprung zwischen Isla Silva und dem Silberkamm unter furchtbarem Brüllen zusammen. Was man zuerst sah, waren Rauch und Staubwolken, fliegendes Gestein, das fontänengleich in die Luft gewirbelt wurde; und lawinenartig rollende Felsblöcke. Dann kamen die Schreie, die Brülltöne, der rollende Donner, der in verbissenem Grimm an den Wänden zurückprallte und in vielfachem Echo sich zu einer Gewittersymphonie berstender Felsen und spontan vergasender Sprengstoffe entwickelte. Nie war solche Explosion gehört worden. Der Boden wankte bis in die Hochwälder hinab; in der Talstation sprangen die Fensterscheiben. Die letzte Zirbelkiefer, weit in den Fels vorgeschoben, wankte und stürzte mit aufgewühlten Felsen über die Steilwand auf den unteren Gletscher.

Golm stand fest, und alles Blut war aus seinem Gesicht gewichen. Der Todesschrei des Berges griff nach ihm. Golm stand fest und unbeweglich. Ein Schritt, und er wäre umgefallen; die Erregung dieser Sekunde hätte ihn niedergemäht. Golm stand, und seine Augen waren groß und weit nach Isla Silva gerichtet. Dort hingen immer noch Wolken von Staub und schwarzem Pulvergas; der Ausblick war gehemmt. Aber das Rollen stürzender Felsmassen wollte kein Ende nehmen. Wie lange schon währte dies fürchterliche Schauspiel? Waren es zwei Sekunden, waren es zwei Stunden?

Langsam verzog sich der Qualm; Blickfeld öffnete sich; Verwüstung wurde enthüllt. Die rauchenden Vorhänge wurden fortgezogen, und die Trümmerstätte lag da wie ein entblößter Körper, der seine gräßlichen Wunden zeigt.

Jetzt herrschte eine bange Stille. Kein Laut wagte sich aus dieser Stummheit. Einzelne Schwaden zogen.

Lähmende, totenhafte Stille. Nein, in diesem Augenblick stieß ein wahnwitziger Brüllton in die Luft, der an Stärke alles übertraf. Er schien aus der Brust eines urhaften Riesen zu brechen, dem die Eingeweide zerwühlt wurden.

Golm wankte, als dieser Schrei verwundeter Erde an seine Ohren prallte. Er griff in die Luft, um sich zu halten. Ein Italiener stützte ihn. Er starrte hinüber und sah, wie der Fels auseinanderbrach, wie eine Wand stürzte und ein breiter Spalt sich öffnete, aus dem jetzt, viele Meter hoch, ein kochender Wasserstrahl schoß, von weißem Dampf wirbelnd umhüllt. Wie aus zerrissener Herzkammer sprang das siedende Blut der Erde in die Luft.

Die Italiener standen völlig reglos, wie aus dem Stein gewachsen. „Il ghiaccaio!" rief plötzlich einer, und seine Lippen waren bleich. — „Il ghiacciaio!" ging es von Mund zu Mund. „Il ghiacciaio e staccato! Si e vive!"

Der Gletscher war geborsten. Von unten herauf hatte es ihn emporgerissen und aufgewühlt. Glitzernde Eisblöcke lagen im grünen Glanz, und neue Spalten hatten sich schluchtartig geöffnet. Der Geiser versank. Noch stieg Dampf auf. Auch er zerfloß, zuletzt fein und nebelartig sich kräuselnd. Die Landschaft war nicht wiederzuerkennen.

„Il ghiacciaio vive!" murmelte der Italiener wieder.

Golm schaute sich um. Wo war er? Was hatte sich ereignet? „Geht hinüber!" sprach er zu seinen Leuten. „Geht hinüber, ich komme später nach. Es ist keine Gefahr mehr. Geht hinüber nach dem Plateau I und fahrt mit der Seilbahn ins Tal! Es — ist — jetzt — vorüber! Heute — abend — sollt ihr's alle — gut haben! So wahr ich hier unter euch stehe!" Von einem seltsam weichen Gefühl übermannt, gab er jedem die Hand und wandte sich dann von ihnen ab.

Da gingen sie schweigend, und als er sich umschaute, sah er sie über den unteren Gletscher steigen, zusammengedrängt wie eine furchtsame Herde.

Er blieb zurück und war wie versunken. Vom Leben halb vergessen, stand er hier und schaute hinüber, wo es wie ein Schlachtfeld sich breitete. Tiefe Innigkeit lag über dem Land. Ich muß noch einmal durch den Magdalenenkamin! Wer hatte das gesagt? Wann war es gewesen? Wo war der Magdalenenkamin? Golm legte die Hand über beide Augen und spähte hinauf, ob der Kamin zu sehen wäre. Ja, er lag vor ihm in der blauen Weite und wurde vom Licht der mittägigen Sonne getroffen. Weiß glänzte das Gestein.

Il ghiacciaio! fiel ihm ein. Il ghiacciaio! Er wandte den Blick nach dem geborstenen Gletscher. Es rief ihn. Er machte sich auf und stieg über Geröll und Fels, über Moräne und Eis hinüber nach dem Schauplatz des erloschenen Kampfes.

XXI.

Als er sich der Stätte der Verwüstung näherte, sah er, daß die Wolken sich dichter zusammendrängten. Vom Süden her brach Wind über die Kämme. Der Himmel war von leuchtenden Farben durchspült, und über den Firn wanderten blau die fliehenden Wolkenschatten.

Golm fand nur mühsam einen Weg durch die Ruine der Bergwand. Drüben stand er dann und schaute sich um mit einem Gefühl namenloser Verlassenheit. Das Antlitz der Landschaft hatte sich verändert, war grauenhaft entstellt. Ringsum Bruch der Felsmassen, aufgewühlte Erde und chaotisches Gestein, von Pulvergasen düster geschwärzt. Der Blick nach dem Silberkamm lag frei, aber er wanderte über eine zerrissene Felsenwüste, über eine blutende Steinarena, frisch aufgebrochen und unvernarbt; noch nicht dem Lande ringsum angepaßt durch den Hauch der Jahre und ohne den Schmuck der grau wuchernden Flechten.

„Es ist Frevel, was ich tat!" Der trostlose Anblick schnitt ihm ins Herz. Nun die Tat vollbracht war, kamen Schwäche und Mutlosigkeit über ihn, und er mußte erkennen, daß er in einem Geschehen stand, das ihn tragisch verwirrte und ihm keinen Ausweg offen ließ. Von Arbeit umlärmt, hatte er sein Schicksal fast vergessen; jetzt klopfte es von neuem an und ließ sich nicht mehr abweisen. „Es ist Frevel, was ich tat!"

Eine Schlucht. Tief und ausgewühlt drang sie in den Berg. Fern schienen Wasser zu rauschen. Er wollte eindringen in die Dämmerung aufgebrochener Erde; er ging wenige Schritte, bis ihn der schwarz verräucherte Fels umschlang; da wollte es ihn erdrücken. Wände bewegten sich im Dehnen lebendig gewordener Muskeln, schoben sich zusammen und griffen nach ihm. Wie ein Maul wollte es ihn langsam schleichend und tückisch aufschnappen. Er floh ins Freie. Das Blut schlug in den Adern.

Es wäre gut für mich, ins Tal zu gehen, dachte er und blickte nach der Höhle, die unverändert lag. Ich müßte irgendwo am Meer immer allein sein und auf den Pulsschlag des Wassers hören. Oder in einem riesigen Kornfeld liegen, Halm und Himmel über mir; und viel Gesang von Heuschrecken und Bienen und summendem Käfergetier. Ich bin krank am Berg; krank an allem Geschehen hier. Ich stehe allein, abseits vom Getriebe, ich schleiche neben dem Leben her.

Aber ihm war, als habe er noch etwas zu erfüllen hier. Ein Unbekanntes hielt ihn unentrinnbar fest und wurde zugleich unterirdische Stimme. Il ghiacciaio! ging es wie Rauch durch seinen Sinn. Il ghiacciaio! Der Gletscher!

Ja, der Gletscher. Die Faust des Dynamits hatte auch ihn zertrümmert. Seht, die grünen Kristalle, flutend im Übermaß des Lichtes und vom Farbenspiel sich brechender Strahlen durchtränkt, haben sich getürmt. Schloß ist gewesen hier eines sagenhaften Kaisers, hochgerichtet aus der Fülle des grünen Eiswunders; jetzt aber zusammengestürzt und in sich zerfallen. Ausgelöscht. Wo ist der Kaiser? Jahrtausende haben ihn verweht. Zeit, grausam wie sonst kein Begriff, ist verrauscht. Zeitstrom ist ewig, unaufhaltsam, in sich geschlossener Ring. Und alles ist gespenstische Wiederkehr.

Il ghiacciaio! sann Werner Golm und stieg unter die aufgeworfenen Trümmer des Gletschers, als müsse dieser ein unerhörtes Erlebnis ausatmen. Wie urewiger Flügelschlag ging es über ihn hinweg, als er im zerfallenen Dom des Eises stand, das jetzt über ihn hinauswuchs, grün und glasartig und von wehender Kälte umzogen. Das Licht des Himmels, aufgesaugt von den wunderlichen Kristallen, war glimmendes Leuchten und wie starrer Glanz aus unbewegten Augen.

Golm kletterte über Blöcke und kam immer tiefer in das Labyrinth des Schweigens. Da stand er vor einer Höhle. Schlund der Erde war geöffnet und starrte ihm gähnend entgegen. Er stieg, immer auf der Suche, in die grüne Dämmerung des Eisrachens und befühlte mit beiden Händen die glitzernden Flächen, die von einer glatten Kälte waren und wie gesprungenes Glas. Unerhörtes Erlebnis, ging es fortwährend durch sein Sinnen. Dann traf es ihn plötzlich. Verkrampft stand er im Grauen, lautlos und ohne die Möglichkeit einer Bewegung. Ohne Schrei und Herzschlag. Festgewachsen an sein Erlebnis, geschmiedet an die Enthüllung dieser Stunde. So stand er und starrte nach der Eiswand, die vor ihm aufragte.

Und dieses sah Werner Golm: Von Eis fürchterlich umschlossen, ein Mensch! Eine Frau! Wie ein seltsamer Schmuck, eingegossen in grünes Glas, hing sie aufrecht in der gesprungenen Gletscherwand. Die Beine gekrümmt und die Arme nach oben geworfen, machte sie fast den Eindruck einer mitten in der Geste erstarrten Tänzerin. Ströme der Haare, halb gelöst, flossen breit nach hinten und waren wie Flammen in der Klarheit des Eises.

Golm, blutleer und ganz überfallen von diesem Mysterium, löste sich aus seiner Starrheit und kam zögernd auf die seltsame Enthüllung des Berges zu. Da sah er die Züge des Gesichtes, die wie von Leben

übergossen schienen. Sah angstvoll weite Augen und halb geöffneten Mund, in maßloses Staunen versunken.

„Maria!" Er schrie es in die Wildnis getürmter Eisblöcke und sank nach vorn gegen die gläserne Wand. — — —

Nach einer Weile kam die Klarheit über ihn. Das Rätsel der Stunde enthüllte sich. Dies war nicht Maria. Dies war Klaus Dieffenbronners Frau. Jahrzehnte vom Eis umschlossen, hing sie jetzt in den Wunden des Gletschers. Dreiundzwanzig Jahre, von der Zeit aufgesaugt, waren vorübergegangen, ohne ihre alternden Narben zu hinterlassen. Die Zeit hatte ihre Bedeutung verloren. Von Jugend umblüht, war ein Mensch im Eis versunken; unverändert, in dreiundzwanzig Jahren um keine Stunde älter geworden, nur leblos, gab ihn der Gletscher wieder frei, damit er nun zerfallen könne.

Erwachen kam über Werner Golm. Er richtete sich langsam auf und stand dem Wunder dieser Toten gegenüber. Trat näher und forschte in den verschlossenen Zügen des Wesens, das wie aus anderer Epoche war. Tänzerin im Eis, vom Hauch der Unvergänglichkeit umstreift, war sie verglastes Kristall in Kristallen, war sie Teil des Gletschers und Baustein der Welt. Zeitlos. Weit über allem Menschlichen stand die Gebärde, mit der sie festgeschmolzen war.

Golm stand dicht vor dem grünen Sarg und konnte die Augen nicht von der leidvollen Verklärung dieser Züge und von den Flammen der Haare wenden. — Maria, ich bin in deiner Nähe, sprach er in sich hinein und war gefesselt von der Ähnlichkeit. Wir stehen uns stumm gegenüber und ohne Vorwurf. Deine tänzerische Starrheit ist mir grauenvoll zugewandt. Ich habe schuld an allem, Maria. Ich habe schuld, daß du emporgerissen wurdest aus deinem unvergänglichen Friedhof. Ich habe den Berg gemordet. Verzeih es mir, und ich will mich abwenden von dem Frevel, dem ich meine Kräfte schenkte. Ich bin von allem verlassen, und nur du stehst vor mir, lebloses Symbol. Eingeschmolzene Materie. Ich will mich abwenden, Maria!

Dergestalt von Unwirklichkeit umfangen und halb verwirrt durch die Fülle der Geschehnisse, trat nun eine Vorstellung vor ihn hin, die Tote, aufgerüttelt aus dem Grab, würde sich regen. Es käme Leben in die Brust, und das Herz müsse aus dem Schlaf eines Vierteljahrhunderts angstvoll erwachen. Dann würden sich diese Glieder regen, Augen sich glanzvoll weiten und der sehnsüchtige Mund eine Sprache finden. So müsse sie durch die Grünheit des Eises ihm wie durch Wasser entgegentauchen und, wie von festem Ufer aus, in den Strom dieser Stunde hinübergleiten.

Nahe beugte er sich hinzu, seine Stirn fühlte die Kälte des Eises. Da sah er die Augen in ihren Höhlen schwimmen und wie Blendlichter sich drehen; die Pupillen öffneten sich wie schwarze Höhlen, darinnen ein übermäßiges Erstaunen lag. Ihm war, als müsse er eine Hand ausstrecken und ihr helfen, das Licht und die Gnade atmender Luft zu gewinnen. Es ist nur Wahnwitz, zuckte es durch sein Hirn. Er floh aus der Höhle.

Draußen lag Nebel. Er stieg mitten in die Arme des grauen Gespenstes. Er verlor sich. Alles Land war verändert; kein Steig mehr und kein vertrauter Anstieg. Überall Trümmer. Felsbrocken, aufgerissen und verstümmelt. Schlachtfeld des Dynamits und darüber der Würgel Nebel.

Er war ohne Sinn für die Landschaft, ohne Kenntnis seiner Umgebung. Durch eine Hölle ging er, ohne Laut und Ausblick. Er war blind. Genialisches Abenteuer, dachte er; tödliche Buntheit der Erlebnisse! Ich werde verschluckt vom Wahnsinn des Geschehens.

Golm setzte sich auf einen Fels, hing den Kopf in die Hände und grübelte. Ich habe Klaus Dieffenbronners Frau gefunden, sann er vor sich hin. Sie ist im Gletscher, im grünen Sarg. Sie ist eingeschmolzen wie in Glas. Und hat mich gerufen. Sie ist wie Maria. Nein, alles ist Traum. Ich bin irr, verwirrt. Ich will nicht mehr weiterleben in diesem Wirrwarr des Grauens.

Er weinte und wurde schwach wie ein Kind. Kampf und Qual und die Überanstrengung der letzten Wochen, sie griffen wie mit Fäusten nach ihm und würgten ihn nieder. Er schlief ein. Erschöpfung und Sucht nach Vergessen rissen ihn wohltätig in die Höhle des Schlafes, und das Leben jenseits des Bewußtseins nahm ihn auf in ein Paradies. Vom Felsen sank er nach hinten, streckte die Glieder wie im Tod und warf den Kopf in den Nacken, daß sein Gesicht, einer starren Maske gleich, dem Treiben des Nebels zugekehrt war.

Sein Schlaf war Ohnmacht. Er fiel in das Vergessen wie in einen schwarzen Schlund, der ohne Ausblick war und ohne Träume. In seiner Nähe klopfte das Wasser. Eis brach. Felsen, zum Sprung unheilvoll geduckt, sprangen in Abgründe. Steinschlag ging nieder. Der Berg schrie. Werner Golm lag wie ein Gestürzter unter den Trümmern seines Werkes, die Arme gebreitet und das müde Gesicht dem Spiel des Schlafes willenlos überlassen.

Am späten Mittag brach das Licht durch. Blau schmolz der Himmel in den treibenden Nebel. Dann wurde das Land von Sonne umarmt.

XXII.

Klaus Dieffenbronner kam mit Maria vom Geierkopf. Durch den Nebel waren sie bis zur Sifantahütte und von da durch den Tobel nach dem oberen Gletscher gestiegen. Vom Steilhang aus hatten sie die Sprengung beobachtet. Kein Wort war über ihre Lippen gekommen, als der Berg unterm Silberkamm in sich zusammengesunken war.

Sobald es klar wurde, stiegen sie weiter hinab und kamen in die Trümmer des zerrissenen Urgesteins. Liefen ohne Wort und ohne Staunen wie über ein Totenfeld, dessen Schicksal unabänderlich war.

„Der Gletscher! Vater, der Gletscher!" Sie fand die ersten Worte und deutete mit ausgestrecktem Arm nach dem neuen Bruch. Er schaute hinab und neigte langsam den Kopf.

„Der Gletscher ist gerissen!"

Sie gingen wie Samariter über die Stätte der Verwüstung. Waren, ohne es zu wissen, auf der Suche nach Dingen, die ihr Erbarmen heischten. Geschwister des Berges, hielten sie Umschau nach seinen Wunden, als ob es möglich wäre, maßlosen Schmerz zu stillen durch die Gebärde des Mitleids.

Zwischen geschwärzten Felsen fanden sie Werner Golm. Dieffenbronner sah ihn zuerst liegen, weit ausgestreckt und den Kopf im Geröll gebettet. Maria stand das Herz still, als sie ihn liegen sah.

„Er ist tot!" sprach Dieffenbronner, und seine Stimme klang hart und ohne Erbarmen. „Der Berg hat ihn getötet."

Maria hatte sich niedergebeugt und hörte die stillen Atemzüge. „Vater, er lebt! Er schläft!"

Da schlug Golm die Augen auf, als hätte diese Stimme ihn aus der tiefsten Umklammerung des Schlafes geweckt. Dem Klang nachspürend, richtete er sich langsam auf und sah das Weib, das vor ihm kniete und seinem Blick unruhvoll begegnete. „Maria!" sprach er grübelnd und suchte nach Zusammenhängen; stieß auf die Tote im grünen Sarg und fand dann kein Weiter mehr. Irgendwo war eine Brücke abgebrochen; es fehlte ein Zwischenstück, das er nicht fand in der Grübelei dieser plötzlichen Begegnung. „Maria!" Er stützte sich auf die Hände, ließ in Erschlaffung den Oberkörper hangen.

„Warum liegst du hier?" hörte er ihre Stimme. „Bist du verunglückt? Bist du verwundet? So sprich doch!"

Er schüttelte langsam und versonnen den Kopf, schaute wieder zu ihr auf und gewahrte Klaus Dieffenbronner, der abseits stand und nach dem Gletscher gewandt war. „Dein Vater!" sprach Golm leise und fühlte brennenden Durst. „Was ist mit mir? Warum — liege — ich hier, Maria?"

„Ich weiß es nicht! Wir haben dich gefunden. Wir kommen vom Geierkopf."

„Ich weiß nicht — warum ich hier — liege!"

„Du bist erschöpft."

„Warum wendet sich dein Vater ab? Wohin schaut dein Vater?" Er schwieg eine Weile und dachte nach; da fiel ihm die Tänzerin im Eis wieder ein. Frieren lief über seinen Körper. „Oh, ich habe euch etwas Fürchterliches zu sagen, Maria!"

„Der Berg ist gestürzt!"

„Das nicht, Maria, das nicht! Gib mir zu trinken, wenn du etwas hast."

Sie gab ihm kalten Tee aus der Feldflasche. Als er getrunken hatte, fühlte er, daß die Erinnerung wach wurde und ihn wie Licht durchdrang. Schwerfällig und immer noch von Müdigkeit überfallen, erhob er sich und stand an der Seite Marias. Er wußte nicht, wie er seinen grauenvollen Fund ihr begreiflich machen sollte, und fand keine Worte, als er so vor ihr stand und den Hauch ihrer blühenden Nähe genoß. Dann war es ihm unerträglich, daß Dieffenbronner abseits stand, wie eine Bildsäule, und nach dem neuen Gletscherbruch starrte. Ich muß es ihm sagen, dachte Golm und ging langsam hinüber zu dem Bildschnitzer.

„Dieffenbronner!" sprach er und wartete, daß dieser sich umwenden würde. Aber der Bergsteiger verharrte in seiner Stellung, und als er dann langsam den Kopf wandte, waren seine Züge starr und fast von Ekel und Abscheu durchsetzt. „Dieffenbronner, laß uns reden zusammen. Sieh, dies alles steht über mir. Ist wie Diktat. Ich bin nur Werkzeug. Ich bin nicht schuld, daß der Berg fällt."

Der Bildschnitzer wandte sich zu ihm, und sein Gesicht verlor von seiner Strenge. „Nein, du bist nicht schuld, Golm! Es ist unser Schicksal!"

„Komm mit mir!" sprach Golm. „Einmal muß es gesagt werden. Aber ich bringe es nicht über die Lippen; es klebt mir im Halse fest. Ich kann es dir nicht sagen! Komm mit mir in den Gletscher! Maria soll zurückbleiben."

In Klaus Dieffenbronner stieg es wie Ahnung auf. Seine Lippen verfärbten sich. „Was willst du?" sprach er trocken und folgte dem andern, als dieser durch die aufgerichteten Trümmer der Moräne in den geborstenen Gletscher stieg. Maria folgte ihnen langsam nach. Von einer dumpfen Furcht angeweht, hielt sie den Kopf geradeaus gerichtet und schritt der lauernden Ungewißheit entgegen.

Vor der Höhle blieb Werner Golm stehen. Er griff nach Dieffenbronners Händen, die schlaff herabhingen und ihm überlassen waren. Wie lange schon hatte er diese Hände nicht gedrückt! Gequält suchte er nach Worten, aber er war hilflos diesem stummen Ereignis gegenüber. „Geh hinein!" sprach er heiser und wußte nicht, was er weiter hätte sagen sollen. „Geh hinein und sei stark!"

Dieffenbronner schaute ihn an. Alles Blut war aus seinem Gesicht gewichen. War dies der Bergsteiger, der allein über den Eisgrat der Bellaviga gegangen war? Unmöglich! „Ich — gehe!" sprach er und stieg in die Höhle. Langsam und aufrecht. Mit starrer Geste, als würde er aus freiem Willen in die Spitze einer Klinge laufen. Er schaute sich nicht um. Der grüne Schlund schluckte ihn auf. (Fortsetzung folgt.)



Unter sonnigem Himmel: Im Stadtpark von Barcelona / Nach einem Gemälde von K. Zoneff

BLITZSCHLÄGE UND BLITZSCHÄDEN

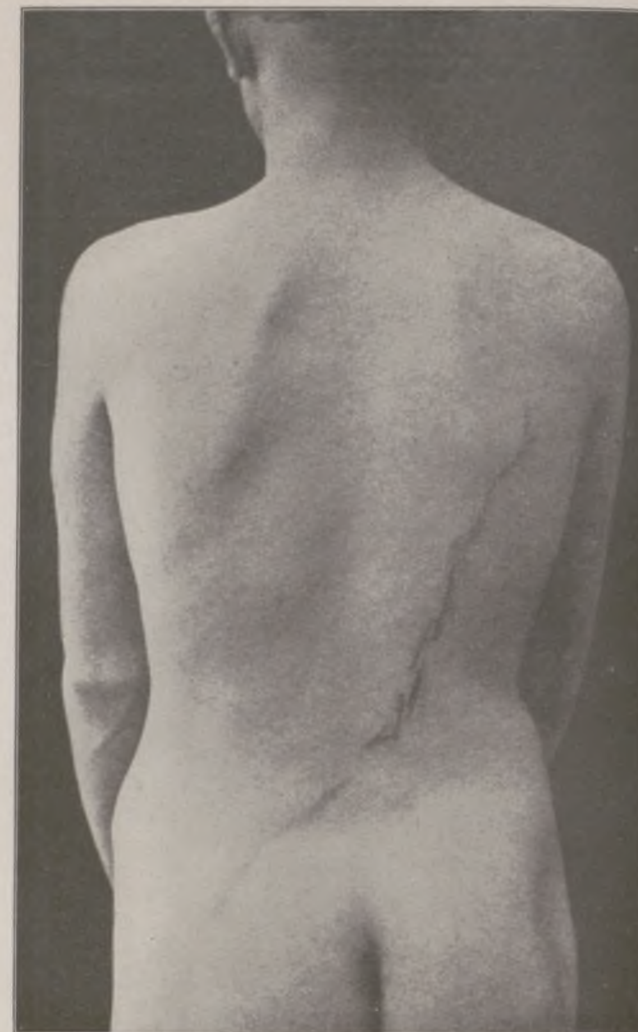


1. Ein interessantes Beispiel von der zerstörenden Macht des Blitzes: Durch die Wirkung des Blitzschlages in drei Teile zersplitterte Randtanne im Walde von Geyer (Erzgebirge). (Phot. Alfred Kemter.)

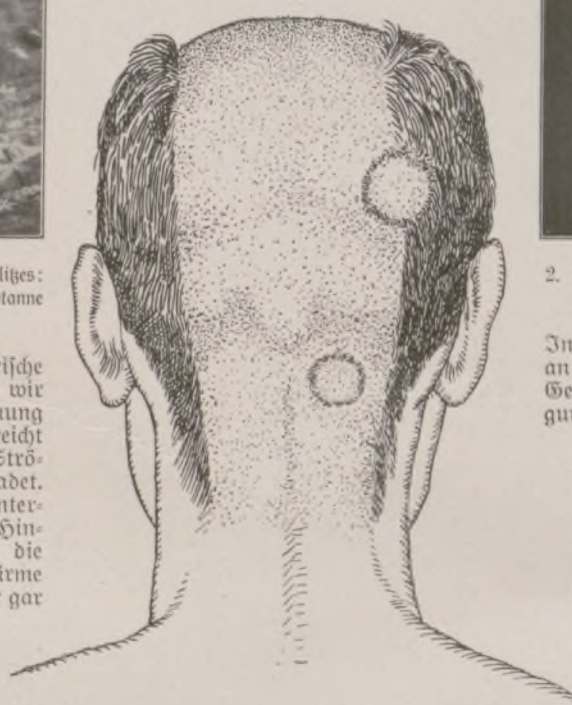
Der Blitz übt dieselbe Wirkung aus wie jeder elektrische Funke, nur daß sich in ihm Energien entladen, die wir im Laboratorium nicht nachbilden können. Die Spannung im Blitz zählt nach Millionen Volt, seine Stromstärke erreicht 100000 Ampere. Dabei stellt er nur eine einmalige Strömung dar, so daß alle Energie sich mit einem Schlag entladet.

Wir können drei Hauptwirkungen des Blitzes unterscheiden: 1. die mechanische Wirkung, durch die jedes Hindernis, so z. B. jeder Isolator, durchschlagen wird; 2. die Wärmewirkung, bei der ein Teil der Energie in Wärme verwandelt wird, viele Körper werden geschmolzen oder gar verdampft; 3. die physiologische Wirkung, die entsteht, wenn der Blitz auf seinem Wege auf Pflanzen, Tiere oder Menschen stößt. Diese verschiedenen Wirkungen lassen sich oft nicht streng trennen, sondern gehen stets mehr oder weniger nebeneinander her. Die volle Wucht des Hauptblitzstrahls kommt deswegen nur verhältnismäßig selten zur Geltung, weil sich der Blitz meistens stark verzweigt. Dazu kommt noch, daß der Blitz, wie jeder elektrische Strom, Induktionswirkungen in seiner Umgebung, vor allem in allen metallischen Leitern auslöst. Diese so erzeugten elektrischen Ströme haben wiederum ähnliche, aber schwächere Wirkungen als der eigentliche Blitz, so daß es oft schwer ist, zu sagen, ob eine Wirkung von der Haupt-, Neben- oder von der indirekten Entladung herrührt. So erklärt es sich, daß die Blitzschäden so vielseitig sind, daß sie sich graduell von ganz harmlosen, man könnte versucht sein, zu sagen, wohlwollenden Wirkungen bis zur schwersten Katastrophe steigern können.

Bekanntlich schlägt der Blitz am ehesten in Stellen ein, die über ihre Umgebung herausragen. Deswegen sieht man im Hochgebirge überall im Gestein Blitzspuren, die durch die Schmelzwirkung hervorgerufen werden. In der Ebene werden vor allem Kirchtürme, ferner Schornsteine und Windmühlen getroffen. Große Schornsteine können glatt durch Blitzschlag umgeworfen werden. Trotz der Blitzableiter kommen auch heute noch Schäden vor. Gefährdet sind auch alle Bäume, vor allem alleinstehende Pappeln und Eichen. Die Unterschiede, die bei verschiedenen Baumarten auftreten, rühren außer von der Lage und Art der Bäume her von den Grundwasserverhältnissen. Bisweilen fährt der Blitz am Baumstamm herunter und zerstört nur die Rinde, häufig zeigt er aber auch seine zerstörende Macht, wie sie Abbildung 1 veranschaulicht.



2. In gleichen Abständen ziehende Kerben und Marken auf dem Rücken eines vom Blitz getroffenen Mannes.



3. Rasur des Kopfhaares durch Blitzschlag in einer durch streng gerade und fast parallele Linien begrenzten Fläche.

Die Launen des Blitzes offenbaren sich am deutlichsten beim Einschlagen in Häuser. Der merkwürdige Weg, den er dabei oft nimmt, ist bedingt durch die Verteilung von Leitern (Metall) und Nichtleitern. Abbildungen 4, 5 und 6, alles Abbildungen aus dem Blitzschlag-Museum in Wien, geben Proben solcher Wirkungen. Oft ist im Gegensatz zu den hier dargestellten Proben die Wucht der Entladung so groß, daß schwere Balken, Fensterkreuze, Türen usw. wie Streichhölzer zerknickt werden. Dazu kommt noch die zündende Wirkung auf Strohdächer, auf das Heu und Korn der Scheunen usw.

Menschen sind stets dann gefährdet, wenn sie sich in erhöhter Lage im Freien befinden, so werden z. B. Reiter und Wagenlenker eher getroffen als Fußgänger, diese wiederum dann eher, wenn metallische Gegenstände, wie Sensen, Schaufeln über sie herausragen. Die Gefahr ist keineswegs geringer, wenn sich der Mensch unter einen Baum flüchtet oder in der Nähe von Drahtzäunen vor dem Gewitter Schutz sucht. Der Tod tritt bei Menschen und Tieren, die vom Blitz erschlagen werden, durch Lähmung des Nervensystems ein. Oft sind äußere Kennzeichen außer Schmelzwirkungen an Ketten, Ringen überhaupt nicht festzustellen. Bisweilen zeigen sich aber auf dem Körper der Erschlagenen blaurote oder scharlachrote Linien und Verästelungen, manchmal auch Kreise, die vom Blitz herrühren. Auch bei Leuten, die nur von Teilentladungen getroffen waren und sich rasch wiedererholten, sind solche Figuren festgestellt worden (Abbildung 2 aus dem Wiener Museum). Diese roten Linien verschwinden im allgemeinen wieder nach einigen Tagen. Abbildung 3 zeigt eine Blitzspur am Hinterkopf, in der sich physiologische und Wärmewirkung vereinigt haben.

Blitzschäden treten ferner ein in Hochspannungsleitungen. Bisweilen stürzt der Blitz einen oder mehrere Hochspannungsmasten um, dann wieder schlägt er sämtliche Teller der Kappen-Isolatoren ab. In den Leitungsnetzen selber richtet er den Hauptschaden an durch Wanderwellen, die er in ihnen erzeugt, so daß bei Gewittern dann für kürzere oder längere Zeit das Versorgungsgebiet ohne Strom und Licht bleibt. Dr. K. Kähler.



4. Stück eines Glasspiegels, dessen Amalgambelag nur in einer Ecke stehenblieb, mit feinverzweigten Blitzfiguren.



5. Elektrische Lampe mit spiralförmigen Zeichnungen auf der Innenseite der Birne und auf dem inneren Glasstab. Die Lampe ist trotz des Blitzschlags funktionsfähig geblieben.



6. Drahtstück aus der Rabitzdecke einer durch Blitzschlag eingeäscherten Bauernstube mit eingeschmolzenem Glaskristall.

BILDER AUS BOLIVIEN

ZU DEM AUFSTAND DER BOLIVIANISCHEN INDIANER



Indianer als Arbeiter in der Zuckerrohrplantage. — Nebenstehend: La Paz, die Hauptstadt Boliviens.



Bolivianische Hochgebirgslandschaft.





In einer Indianerhütte.



Bolivianisches Militär.
Links nebenstehend: Indianer beim Gottesdienst.



Bolivien, diese in Südamerika gelegene Republik von 1332808 qkm Größe (nach neueren amtlichen Angaben) mit einer 1923/24 auf 2155000 geschätzten Einwohnerzahl, ist augenblicklich der Schauplatz eines großen Indianeraufstands, der besonders den südlichen Teil des Landes durchstürmt. Die Indianer, die 54% der Bevölkerung ausmachen — 32% sind Mischlinge (Cholo), 1% Schwarze und nur 13% Weiße (Kreolen und Europäer) — bilden den ärmlichsten Teil der bolivianischen Einwohnerschaft, in dem schon lange ein tiefer Haß gegen die „Blancos“, die weißen Herren des Landes, grollt. 200000 Krieger sollen an dem Aufstand beteiligt sein; das Zentrum der Erhebung bildet die östlich von La Paz gelegene Provinz Cochabamba.



Touristenverkehr auf dem wegen seiner prachtvollen Rundsicht viel aufgesuchten Gornergrat (3136 m), dem Endziel der von Zermatt ausgehenden Bergbahn. Im Hintergrund links der Monte Rosa (4638 m) und rechts der Lyskamm (4538 m).

Nach einer Zeichnung von Rudolf Lipus.

DIE INTERNATIONALE BUCHKUNST-AUSSTELLUNG ZU LEIPZIG 1927

Von Prof. Dr. Julius Zeitler.

Dem schönen Buch und der Kunst des Buches ist in der Metropole des deutschen Buchhandels für den Verlauf des Sommers 1927 ein Tempel errichtet, der in erstaunlichem Umfang die großen Fortschritte auf diesem Gebiet, besonders seit der denkwürdigen Bugra von 1914, vor aller Augen stellt. Wir sehen, wie weit die Zeit hinter uns liegt, in der das Buch jeden Charakter verloren hatte, in der es ein häßlich und lieblos fabrizierter Massenartikel war, wie weit aber auch die Zeit, in der wir, nur teilweise unter englischem Einfluß, zu reformieren begannen. Heute haben wir wieder eine Kultur des Buches, die verlorengegangene Einheit des Buches, in der sich Geist und Form verschmelzen, in der sich edelste Werte der Seele verkörpern, ist wiedergewonnen. Die Grundsätze der Werkgerechtigkeit, des Materialsinnes und der Schönheit haben in der Durchdringung des ganzen Buchorganismus gesiegt. Diese Wendung verdanken wir, neben kunstsinnigen und idealen Verlegern und Druckern, vor allem den deutschen Buchkünstlern, die in hingebender unablässiger Tätigkeit sich der Arbeit am schönen Buche gewidmet haben, und von denen die gesamte Herstellung des künstlerischen Buches, in der Type und Schrift, in Satz und Druck, im Papier und im Einband, neugestaltet worden ist. Und mit den Buchkünstlern Deutschlands strebten auch die aller Nationen ähnlichen Zielen zu.



Albert Hoppler: Buchillustration. (Schweiz.)



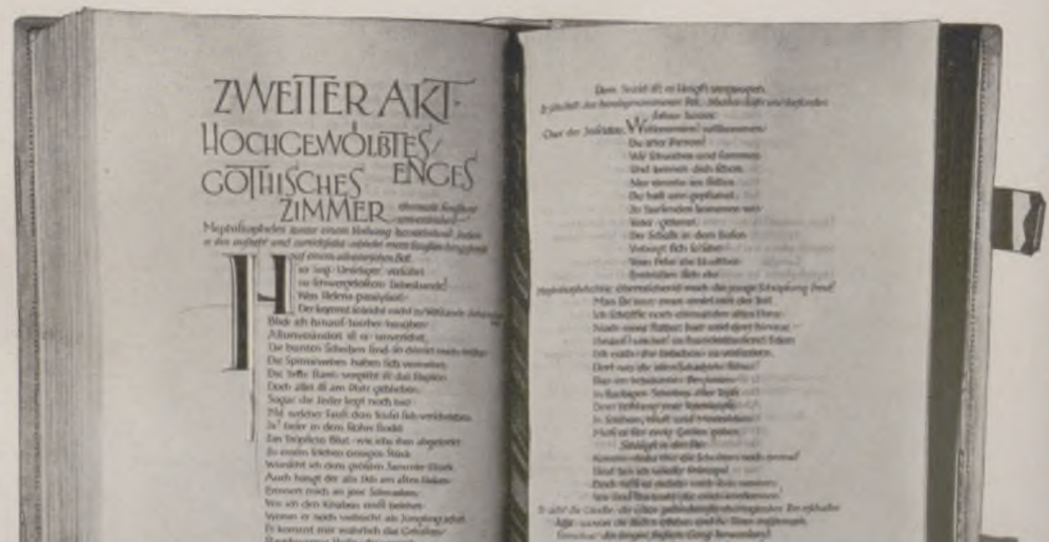
Bibliotheksraum eines Bibliophilen (Klingspor-Sammlung). Innenausstattung: Carl Müller & Co., Leipzig.

So war es ein fruchtbarer Gedanke, das buchkünstlerische Schaffen der Völker in einer Internationalen Ausstellung zur Schau zu bringen, und dem Rufe des „Vereins Deutscher Buchkünstler", dessen Vorsitzender, Prof. Hugo Steiner-Prag, zugleich Präsident der Ausstellung ist, folgten einschließlich Deutschlands nicht weniger als 20 Nationen. Nicht nur die Staaten mit alter Buchkultur, wie England, Frankreich, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden usw., finden wir beteiligt, sondern auch die seit 1918 neubegründeten Völker mit ihren jungen Buchkunstbestrebungen, daneben von außereuropäischen Ländern auch Japan und Amerika. Insgesamt 1200 Buchkünstler sind in dieser imposanten Schau mit etwa 20000 Werken vertreten, Büchern, Schriften, Graphiken, Illustrationen, Einbänden. — Die Ausstellung nimmt fast das ganze Erdgeschoß des Museums der bildenden Künste in Leipzig ein, in einer Folge von 39 Sälen, Kabinetten, Kojen, die nach den Entwürfen von Stadtbaurat Ritter eine reizvolle Ausgestaltung erhalten haben, und die in ihrer intim-festlichen farbigen Stimmung und in ihrer Ausstattung mit Vitrinen, Wandnischen, Bücherschränken Buch und Buchkunst zur vollen Wirkung kommen lassen. Neben geschmackvoll dekorierten Kabinetten ist besonders auf den in afrikanischem Rosenholz hergestellten Bibliotheksraum eines Bibliophilen hinzuweisen, der die kostbaren Drucke und Einbandpretiosen der berühmten Sammlung Klingspor enthält.

So findet sich das schöne Buch nach allen Seiten der künstlerischen Herstellung repräsentiert. In überraschender Fülle sehen wir vor allem die Vertreter unserer deutschen Buchkunst. In 20 Räumen gesammelt,



Ignaz Wiemeler: Liebhabereinband. (Deutschland.)

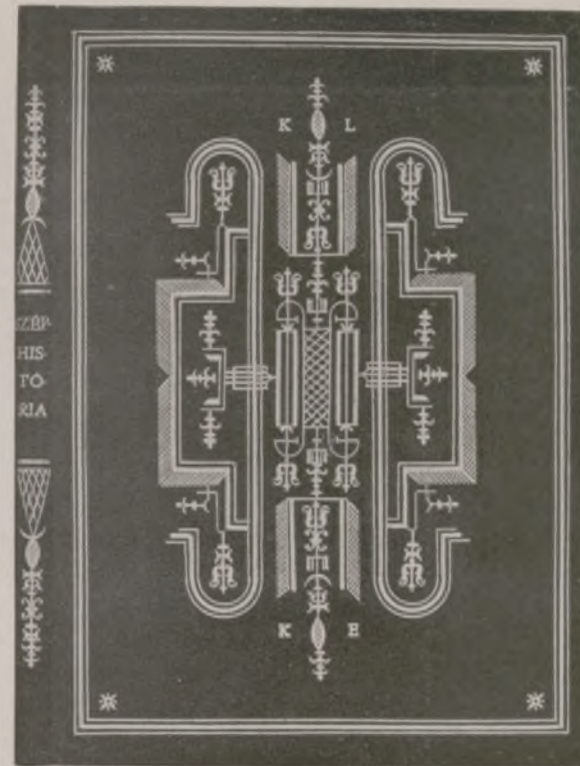


Hertha Ramsauer: Handgeschriebenes Buch, „Faust". (Österreich.)





Maurice Utrillo: Buchillustration, Lithographie. (Frankreich.)
Rechts im Oval:
Charles Guérin: Illustration zu Verlaines „Les Fêtes Galantes“. (Frankreich.)



Albert Kner (Entwurf) und Elisabeth Kner (Ausführung): Liebhabereinband. (Ungarn.)



Charles Rollins: Buchtitel. (Vereinigte Staaten von Amerika.)

zeigen sie, welchen Reichtum wir an schöpferischen Individualitäten im Buche haben. Wir sehen, was die Schriftkünstler unserer Zeit, was die Typographie, die Satzkunst und die Druckkunst heute leisten, und ebenso findet sich unsere Kunstbuchbinderei in einer großen Reihe geschmacklich vornehmer Verlegerbände wie Handeinbände gewürdigt. Alle Charaktere der Buchkünstler offenbaren sich: jene, die ihr Ideal in einer strengen architektonischen Form erblicken, und jene, die graphisch-illustrativ mittels der Techniken des Holzschnitts, des Kupferstichs, der Radierung und der Lithographie die Werke unserer Literatur mit einem lebendigen Phantasiestrom begleiten. Der „Saal der deutschen Illustratoren“ ist eine wahre Schatzkammer an Buchkleinodien. Überall ist aber auch dem geschmackvollen schlichten, billigen Buche sein Platz eingeräumt. Das deutsche Buch, getragen von einem künstlerisch beseelten Buchgewerbe, zeigt sich als durchdachter, stilstrenger und einheitlicher Organismus. Der Chor der ausländischen Buchkunst, die sich auf 19 Räume verteilt, reicht vom konservativen England bis zum expressionistischen und konstruktivistischen Rußland; alle Staaten bemühen sich, ihre Fortschritte, überwiegend in der Graphik, weniger deutlich in der Typographie, aufs beste darzustellen.

Auf zwei Hauptsehenswürdigkeiten ist noch hinzuweisen, auf die Gerhart-Hauptmann-Schau, die an den Werken des Dichters den Wandel des Buchgeschmacks in den letzten 40 Jahren demonstriert, und auf die unter der Fürsorge von Dr. Hobrecker entstandene Gruppe „Das Kinderbuch aller Völker“, in der die schönsten und wertvollsten Werke dieser Gattung von der Liebe der Völker zu ihren Kindern vieltönig und interessant zeugen. In ihrer Gesamtheit lehrt die Ausstellung, welch hohe sittliche und künstlerische Werte in den Leistungen der Buchkünstler enthalten sind; und wie das Buch und Buchschönheit etwas ist, das nicht allein den Bibliophilen und Fachkenner, sondern alle Menschen angeht, so macht sie in ihrer Kulturbedeutung auch mit den Freuden vertraut, die jedem Menschen in der Pflege geistiger und künstlerischer Beziehungen zum Buche erwachsen.



Jan Zrzavy: Buchillustration. (Tschechoslowakei.)



Sybel Pol: Liebhabereinband. (England.)



Bucheinbände von deutschen Buchkünstlern, Walter Tiemann, G. A. Mathey, Hugo Steiner-Prag, F. H. Ehmcke, E. Gruner.



Chor des Aachener Münsters

Nach einem Gemälde von Professor August v. Brandis

PIER 28

EINE NACHTTRAGÖDIE VON DER WASSERFRONT NEUYORKS / ERZÄHLT VON JOSEPH HEFTER

Weißt du, mein lieber Freund, was „broke" bedeutet? Nein? — Nun, wenn man seit Monaten arbeitslos ist, alles was irgendeinen Pfandwert hatte, versetzt hat und einem auch sonst der bewährteste Freund keinen Pfennig mehr pumpt — dann ist man broke.

Für diesen Fall hat jeder weitsichtige Mensch eine Khaki-Ausrüstung, bestehend aus Hemd, Hose — und einem wohlbewahrten Nickel, fünf Cent, für den Einkauf der „World". Diese riesige Tageszeitung führt nämlich einen ständigen mehrseitigen Stellennachweis, wo Tausende der verschiedensten Gelegenheitsarbeiter gesucht und angeworben werden.

Als ich eines Morgens besagter Umstände halber meine erprobte Khaki-Ausrüstung hervorholte und anlegte und wohlgemut dem großen Zeitungsstande am Fuße des halbfertigen Paramount-Gebäudes zuschlenderte, schien mir das Glück zu lächeln. Denn unmittelbar an mir vorbei raste ein verspäteter Geschäftsmann auf die dortselbst befindliche Untergrundbahn-Haltestelle zu, kaufte und zahlte mit einem einzigen wohlgeübten Griff die „World", schmiß ungeduldig und verachtungsvoll den Anzeigenteil weg und verschwand im unterirdischen Groß-Neuyork. —

Unverfroren — und nicht ohne Grandezza — griff ich den kostbaren Teil auf, lehnte mich gemütlich an den Paramount-Riesen und entfaltete die inhaltsvollen Seiten. Mein Nickel war gerettet. Man kann nie wissen, für was so eine Münze gut sein kann — besonders wenn es die letzte ist.

Um mich herum wirbelte und lärmte die gigantische Stadt. Endlose Autokolonnen, massige Lastwagen, Poltern, schrille Pfiffe der Verkehrspolizisten, Sturmwellen hastender Angestellter, die sich mit Todesverachtung in jede Bresche stürzten, um ja nicht ihre Zeitkarten eine Minute zu spät zu markieren. Glückliche Sklaven!

Ich aber hatte nur Augen für die kleingedruckten, zusammengepferchten Inserate.

A — A — Boys — Boys — ganze Spalten — billiges Arbeitermaterial. Ach, wie selig, ein Boy noch zu sein! — Weiter — Bricklayers, Maurer, 16 Dollar per Tag — für zweijährige Bauarbeit. Na ja, hätten wir eben was Anständiges lernen sollen! In alphabetischer Reihenfolge Beruf um Beruf — meistens typisch amerikanisch — aber noch immer nichts für mich. Da endlich:

> „Schwerarbeiter, 50 oder mehr, zur Entladung von Schiffen. Nachtschicht. 52 Cent per Stunde. Meldestelle: N. H. & C. Railroad Company. Pier 28. East River."

Ich ersparte mir weiteres Lesen und warf das Blatt mit derselben Verachtung fort, wie es mein Mäzen vordem tat. Und richtig! Als ich mich nach zehn Schritten umsah, da griff eben eine andere Khakigestalt die Blätter auf — unverfroren — und nicht ohne Grandezza. — — —

Der Ostfluß ist ein unheimlicher Geselle. Und der fast mathematisch regelmäßige Viereckausschnitt vom 20. bis zum 31. Pier wohl sein dunkelster Gewissenspunkt. Denn hier lehnt er sich an ein Hinterland des grimmigsten Großstadtelends, das vielleicht nur vom ostindischen Werftbezirk oder von den Spitalfields Londons, eventuell noch vom Griechenviertel Konstantinopels überboten wird.

Das Vorgelände des 28. Piers war schon ziemlich belebt, als ich nach fast zweistündigem Weg dort anlangte. Rund um den häßlichen kahlen Schuppen, der über den Emblemen der Gesellschaft die stolze Anschrift trug: „Free Employment Office" — Freie Arbeitsnachweisstelle — lungerten, lehnten oder hockten bereits verschiedene Individuen herum; und zwar war es eine gemischte Gesellschaft, als wäre sie von den Seiten von Gavarnis „Masques et Visages" heruntergeschüttelt und zusammengewürfelt worden. Da war der fleischgewordene Abschaum jener Masse, die im Neuyorker „Schmelztiegel" brodelt, bis sie bereit ist, in der Matrize des vorschriftsmäßigen Amerikaners zu erstarren. Manches brauchbare Material war noch darunter — das sah man auf den ersten Blick. Größtenteils aber war es bereits Ausschuß — Verlorene und Entgleiste einer Riesenmetropole.

Wie immer in solchen Fällen, fühlen sich die zufällig zusammengewürfelten und bald auf Nimmerwiedersehen zu scheidenden Existenzen sofort zu Hause, als wären sie jahrelange Bekannte. Untereinander erschließen sie gern ihre Lebensgeschichten und Ansichten.

Da standen alte, wetterharte Flußmänner von Beruf neben heruntergekommenen grünen Arbeitslosen — jung und alt. Ein junger Irländer, blöde grinsend, schäbig, neben ihm ein knabenhaftes Milchgesicht, Stutzer in Seidenhemd, bunter Krawatte und netten Halbschuhen. Ein anderes, rothaariges Individuum, unverkennbar ein berufsmäßiger Habenichts — „down and outer" — stolzierte herum und wollte sich mit Gewalt den Anschein geben, als wäre er ein verkappter Millionär, der die Sache nur aus Spaß mitmache. Abseits eine dürre, lange Gestalt in blauem Arbeiterdrilch und Schirmmütze, das spitze Vogelgesicht jedoch hohe Intelligenz verratend. Und — täuschte ich mich nur nicht? Nee — richtig, eine kunstgerechte Quart quer darüber. Ich machte mich unauffällig an ihn heran, aber er wich abweisend allen Fragen aus.

Ganz exklusiv eine Negergruppe. Unter ihnen machte sich besonders ein riesenhafter Bursche bemerkbar, der durch seine im drolligen Negeridiom geführten lauten Selbstgespräche bald eine wohlwirkende Abwechslung in die Wartezeit brachte.

Im Augenblick wurde er Mittelpunkt der Unterhaltung und „Bingham" getauft. Wie ein überlebensgroßes, täppisches Kind, erwies er sich unermüdlich in groben belustigenden Einfällen, die jedoch den einfachen Ansprüchen der allhier Versammelten vollauf genügten. Er neckte jeden und wurde wiederum von jedem geneckt — bis er auf einmal in ungelenken Blackbottom-Verrenkungen auf ein einsames, ganz abseits sich drückendes verschrumpftes Männchen zutanzte, es unter einen Arm klemmte und in die Mitte der Versammlung trug.

Schallendes Gelächter folgte.

„Attaboy!"

„Treat 'im rough, Chocolate!"

Doch unvermutet erstarrte das Lachen. Bingham ließ blitzschnell den auffallend schmächtigen Mann los und zuckte zurück, mit der Bewegung und dem Ausdruck eines Menschen, der einen merkwürdigen Zweig vom Grase aufzugreifen glaubte und mit Entsetzen bemerkt, daß es eine giftige Schlange ist. Und das wütende Zischen des Kleinen und seine tückisch blitzenden Augen verstärkten noch das Gleichnis.

Jetzt erst beobachteten wir, daß es ein Mongole war, oder nein — richtiger, ein Malaie — mit kleinem, verschrumpftem Rattengesicht und gebrechlich schmächtigen Gliedern, die in einem der schäbigsten Anzüge der Vereinigten Staaten steckten.

Das riesige und das kleine Gesicht starrten sich sekundenlang unter allgemeinem beklommenen Schweigen an. Entsetzen sprach aus den schwarzen Zügen — und unerbittlicher, tödlicher Haß aus den schmutziggelben ... da wurde die wackelige Bureautür aufgerissen, und eine große glimmende Zigarre, gefolgt von einer Bulldoggenvisage, tauchte auf.

Der „Boß" war da, um seine Heerscharen zu mustern, ein Verfahren, das verteufelt kurz dauerte. Jeder bekam eine metallene Platte mit Nummer und Kennzeichen sowie eine Zeitkarte. Nach dem Prinzip „No questions asked" wurde weder nach Namen noch anderen Umständen gefragt. Was kümmerte es auch ihn? Die Eisenbahngesellschaft benötigte für eine Spanne Zeit soundso viele Paare robuster Arme, und Schluß! Daß aus Vergnügen oder Muße niemand herkam, wußten die Herren ja auch so. —

Über Ballen und Kisten stiegen wir im Gänsemarsch den Leitern zu, die einen mächtigen südamerikanischen Frachtdampfer mit dem Pier verbanden. Der Kargo bestand aus Flachssamen, die aus dem Ballastraum herausgepumpt werden sollten. Unsere Sache war es, die Samen aus allen Ecken des Raumes der Pumpe zuzuschaufeln.

Auf Deck herrschte vollkommene Ruhe. Auch wir Tagelöhner verstummten. Die Fröhlichkeit war vorüber — der Ernst des Lebens begann.

Auf Achterdeck versammelten wir uns, rund um die gähnende Schachtöffnung, durch die wir nunmehr hinunter sollten in das Innere des Schiffes — um erst nach vierzehn Stunden wieder emporzutauchen.

Noch einmal schaute man sich um. Eine wunderbare, wehmütige Stille lag über dem abendlichen Flusse und den beiden häuserstarrenden Ufern. Weit aus dem Nirgendwo kam das schwache Knattern zweier verspäteter Preßlufthämmer. — Es roch nach Regen, und die gigantischen Strukturen der Brooklyner und Manhattan-Brücken verschwammen in einer unklaren Nebelluft. Nur oben, dicht über der Eingangsluke, brannte grell die rote Scheibe der Signallaterne unseres Schiffes.

Um die Ecke des Kajütenhauses schaufelten Tritte. Zwei Leute der Besatzung, typische Südländer, faulenzten heran — der Foreman und

der Maschinist. Nun ging es hinunter in den Schiffsbauch auf einer halsbrecherischen Leiter, bestehend aus in eine Eisenschiene getriebenen Haken.

Im ersten Zwischendeck hielten wir an. Jeder kriegte zwei Sackhälften und Schnüre, um eine Art unförmige Gamaschen um die Beine zu schlagen. Dann noch ein scharf geschliffenes Messer, einen spitzen Krummhaken und eine schwere, handfeste Schaufel. Einige elektrische Birnen beleuchteten düster die schweigsam vor sich gehende Verteilung.

Der Maschinist gähnte mächtig, spuckte in weitem Bogen in die unteren Etagen und ordnete den Abstieg an.

Ich sah noch, wie unser Malaie das erhaltene Messer bedächtig in seinen Gürtel steckte. — Bingham hielt sich ganz vorn im Zuge, möglichst weit von dem unheimlichen Gelben. Dann ging es die weiteren Stockwerke hinab. Es schien, als ob wir in einen trichterförmigen Krater hinunterstiegen, dessen Wände aus Myriaden der winzigen Samen bestanden.

Im Ausflußpunkte dieses Trichters steckte der fauchende Mund einer unendlich langen Saugpumpe, die den Samen bis hinauf auf den Pier beförderte. Ein mächtiger Scheinwerfer beleuchtete grell diesen Punkt, ließ aber die oberen Ränder des Kraters in voller Dunkelheit. Einige Leute krabbelten um die Pumpe herum, lächerlich klein und verunbildet aus unserer Vogelperspektive.

Endlich erreichten wir den „Boden" — und versanken sofort bis an die Hüften in dem losen Samenberg. Von nun an nahm jeder Schritt qualvolle Minuten in Anspruch. Denn jedes Bein mußte erst aus dieser Samenumarmung gewaltsam herausgeschraubt und herausgegraben werden, bis es einen kleinen Schritt fortbewegt werden konnte, um dann sofort wieder zu versinken.

Lange, lange dauerte es, bis der bequem auf einem Kurbelwellengehäuse stehende Foreman in schrecklich gebrochenem Englisch jeden auf seinen Platz dirigiert hatte. Wir bildeten jetzt einen Doppelkreis rund um den Trichterrand. Der obere Kreis schaufelte auf den unteren zu, und dieser beförderte die Massen dann nach dem Saugpunkte. Von Zeit zu Zeit stieß man auf Sackladungen, die als Stützen dienten. Daher Krummhaken und Messer, zum Ergreifen und Aufschlitzen.

„Go ahead!"

Gleichzeitig senkten sich die Schaufeln, tauchten in die Samenmassen, und die Arbeit begann.

Eine Stunde verging — zwei. Eine krampfhafte Agonie begann die überanstrengten Muskeln zu durchzucken. Halb im grundlosen Samenmeer begraben — die Luft stickig von Hitze und dickem Staub — und die jetzt schon bleischwere Schaufel gesenkt — gehoben — entleert, gesenkt — gehoben — entleert — in unendlicher Monotonie... Eine Schicht fettigen Staubes bedeckte Oberkörper und Gesicht, dick rinnender Schweiß brachte fortwährend den ekligen Leingeschmack in den Mund.

Aber unerbittlich und unersättlich fauchte die Pumpe, verschlang augenblicklich die Hügel, die wir unter stechenden Schmerzen hinabwarfen.

Die Bewegungen fingen an zu erlahmen. Und noch mehr Pein war es, den fettglänzenden, ranzigen Dickbauch hoch oben auf dem Gehäuse zu sehen, Hände in den Hosentaschen, Grinsen auf dem breiten Mischlingsgesicht — und sein fortwährendes Heulen zu hören:

„Hey — wot da hell — shovel — shovel!"

Ich schaute mich um. Es war schwer, meine Leidensgenossen zu unterscheiden — die dicke klebrige Schmutzkruste machte unsere Züge unkenntlich. Dicht neben mir focht das schmächtige Stutzerlein wie ein Löwe. Wie eine verregnete Fahne hing sein schönes Seidenhemd schweißgetränkt um den knabenhaften Körper. Sein Atem pfiff durch die verbissenen Zähne. Der stolze Millionär-Imitator sogar fiel aus seiner Rolle. Sein früher glänzend gescheiteltes Haar hing in wirren, schmutzigen Strähnen in das verzerrte Gesicht. Die Neger fluchten und fletschten die Zähne.

Der Malaie, im unteren Kreise, schaufelte gleichmütig, nur seine scharfen Kinnbacken bewegten sich krampfhaft bei jedem Wurfe.

Drei Stunden — vier. Wir arbeiteten nunmehr automatisch. Pein war nicht mehr Pein — und Müdigkeit nur bleierne Pendelbewegung. Vor den Augen tanzten prächtig gefärbte Feuerwürfel und Ringe in wilden Mustern, an denen ein Picasso seine Freude gehabt hätte.

„Shovel — shovel — wot da hell...!" krächzte der Bauchige und sprudelte Ströme von Kautabakspeichel.

Fünf Stunden — sechs. Oder sind es sechs Ewigkeiten?

Endlich — endlich wackelt der Südländer am Gehäuse entlang.

„All right — lunch hour!"

Gequältes Aufatmen. Im Nu sind die vergangenen Schrecken vergessen — steht uns ja eine Stunde absoluter Ruhe bevor. „Lunch hour!" heißt es — o Ironie! Hätte nur einer von uns allen Geld für einen Imbiß gehabt, er wäre sicher nicht hergekommen. Aber wer denkt an Essen? — Nur Ruhe, nur Ruhe von der Schwere der Schaufel, vom Glucksen und Fauchen der Pumpe. Völlig erschlafft sinkt jeder zusammen, wo er gerade eingebuddelt ist. Wild pocht das Herz, Blut saust an den Ohren vorbei. Die ekligen Samen kleben zu Tausenden am Körper — in mir erwecken sie eine schaudernde Erinnerung an die verlauste — oder soll ich sagen, glückliche? — Schützengrabenzeit.

Einige Blechkannen frischen Wassers kreisen von Hand zu Hand. Köstliche Labe! Wie das kühlt und belebt! Nun greifen sie alle gierig zu, lassen das Naß über Kinn, Arme und Brust rinnen — und trinken — trinken, mit weit aufgerissenen Augen — und zuckendem Schlunde.

Wo ist der Maler oder Schriftsteller, der ein zweites Inferno schaffen will? Hier ist Material genug für beide. 500 000 Jahre hat es gedauert, bis der Menschaffe sich zum Affenmenschen entwickelt hat, wie lange wird es wohl dauern, bis der Mensch, von allem Fluche des Tierischen befreit, der Sonne frei ins Antlitz schauen wird?

Und nun war es wieder der unverwüstliche Bingham — er vergaß anscheinend Arbeit und Malaien, lag wie ein riesiger glänzender Klotz auf dem Rücken und sang und pfiff, alte und neue Jazzlieder.

„Ah's got a new kind of gal,
Wif a new kind of love
Foh mee...!"

Erst jetzt bemerkten wir, daß es draußen regnete. Ein gewaltiger Wind raste und winselte um das Schiff, und fliegende Regenmassen klatschten an die Wände, rauschten gegen das Wasser. Durch die Eingangsluke kam zuweilen ein feiner Sprühregen bis zu uns in die Tiefe.

Plötzlich — ein heftiger Windstoß, gefolgt von einem Krachen und Klirren. Der rötliche Widerschein über der Luke erlosch. Anscheinend war die Signallaterne zertrümmert — eine ernste Geschichte, besonders in stürmischer Nacht. Der Foreman und der Maschinist berieten eine Weile in ihren Mutterlauten, doch die angeborene Faulheit siegte. Der erstere musterte die todmüden Gestalten — dann wies er auf den vorlauten Bingham:

„Hey — geh mal nauf — schau nach, was geschehen!"

Der Neger seufzte, erhob sich ächzend und begann die Leiter hinaufzuklettern. Die riesige Gestalt mit den unförmigen Lappenbeinen klomm langsam aufwärts. Als sie die Luke erreichte und aus derselben stieg, löste sich plötzlich aus den Kreisen eine magere Gestalt, ruderte auf die Leiter zu und begann mit Affengeschwindigkeit nachzuklettern.

Es war der Malaie!

Einen Augenblick herrschte schreckhafte Stille. Dann begann der Foreman zu wettern:

„Hey — come back, yuh — damn' yuh —!"

Heisere Stimmen folgten ihm:

„Wohin gehst du, he?" — „Hey — warte nur!"

Aber schon war der Gelbe weit oben, schon schwang er sich hinaus.

Und eine Sekunde darauf erscholl von Deck her ein furchtbarer Todesschrei — ein wildes Poltern und Stampfen — und noch ein Schrei, wild und langgezogen.

Wir richteten uns alle auf. Der Foreman stand leichenblaß und wie gelähmt. Trotz Mattigkeit stürzten einige von uns auf das Leitergerüst zu — begannen verzweifelt zu klimmen.

Der Ex-Burschenschafter war der erste, ich der zweite, der junge Irländer und der Gigerl folgten nach.

Als wir in den peitschenden Regen hinaustraten, sahen wir zuerst die zertrümmerte Signallaterne am Boden, unweit davon Binghams Kappe. Eine dunkle Blutspur führte bis an die glitschige Reling; und über Bord, an einem Kettenhaken, hing ein schmutzigweißer Leinwandfetzen von der Hose des Malaien.

Jetzt tauchten die schreckensbleichen Gesichter des Maschinisten und des Foreman auf. Sie betrachteten zitternd die Spuren, schauten sich und uns an.

Der Maschinist war der Gefaßtere. Er wischte die zerfließende Blutspur mit Binghams Kappe auf, warf diese und den Fetzen weit ins Wasser und besorgte bald ein neues Signallicht. Dann sagte er trocken:

„Kommt hinunter."

Wir kehrten zur Arbeit zurück.

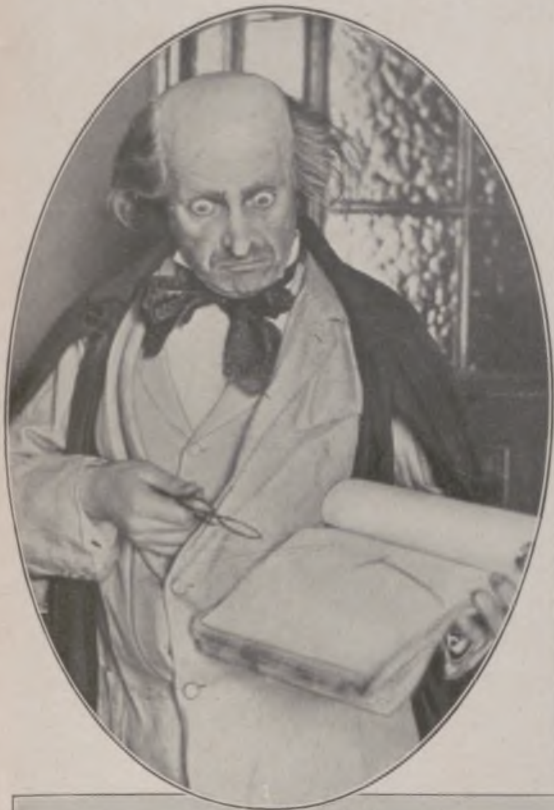
*

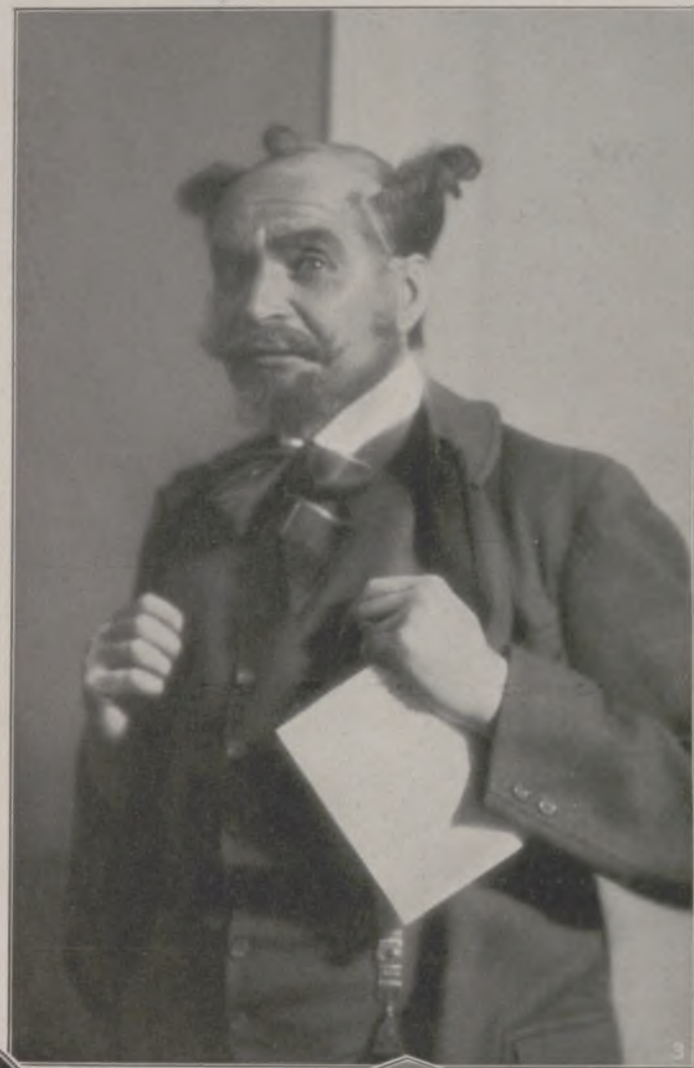
Der Morgen war fahl und kühl. Es hatte aufgehört, zu regnen. Wir verließen müde und schweigend das Piergelände, jeder seine 7 Dollar in der Tasche.

Ich schaute zurück auf den nunmehr ruhigen Fluß.

„Good bye, old Bingham, du glückliche Kindesseele. Hoffentlich wirst du deinen Humor auch im Himmel nicht verlieren. — Und auch du, verbissene Ratte, der du deine angeblich angetastete Ehre mit Mord und Selbstvernichtung ausmerzen zu müssen glaubtest! Es ist besser so. Zwei wie ihr, namenlos und broke, mehr oder weniger in einer gefühlsfremden Welt des Geschäfts zählen nicht. Ruhet sanft!"

ZUM 60. GEBURTSTAG ALBERT BASSERMANNS





1. Bassermann als Striese im „Raub der Sabinerinnen" von Franz v. Schönthan.
2. Als Mephisto in Goethes „Faust".
3. Als Stockmann in Ibsens „Volksfeind".
4. Als Hjalmar Ekdal in Ibsens „Wildente".
5. Albert Bassermann, geboren am 7. September 1867.







6. Als Biegler in Sudermanns „Stein unter Steinen".
7. Als Niemeyer in „Traumulus" von Arno Holz.
8. Als Diktator in dem gleichnamigen Schauspiel von Jules Romains.

(Vgl. hierzu den Beitrag auf S. 334.)

BASSERMANN IN EINIGEN SEINER GLANZROLLEN

(1, 2, 4, 6, 7 Photo-Verlag Hermann Leiser, Berlin-Wilmersdorf; 3, 8 Phot. Zander und Labisch, Berlin; 5 Phot. Alice Matzdorff, Berlin.)



„Der Meister von Nürnberg", ein Film aus dem Leben des Meistersängers Hans Sachs: Evchen, des Goldschmieds Pogner Tochter, vor den Richtern.

Hauptdarsteller: Maria Solveg (Evchen), Rudolf Rittner (Hans Sachs), Julius Falkenstein (Beckmesser), Max Gülstorff (Pogner).

Auf dem Untergrunde der Wahl des Bürgermeisters von Nürnberg, bei der der Goldschmied Pogner und Hans Sachs, der Schuster, als erste Anwärter gelten, spielt sich die Handlung dieses Films der Phoebus-Film A.-G. ab. Evchen, die Tochter Pogners, wird von Beckmesser begehrt. Lieber aber würde sie sich dem im reifen Mannesalter stehenden Hans Sachs vermählen, bis auf einmal Walther Stolzing unter ihre Augen tritt. Wie Beckmesser, der in der Johannisnacht Evchen ein Ständchen bringen will, schließlich von David, dem Gesellen Hans Sachsens, verprügelt wird und eine allgemeine Rauferei entsteht, wie endlich bei einem Wettdichten Stolzing, dem Hans Sachs, als Mönch verkleidet, ein von ihm verfaßtes Gedicht ins Gefängnis gebracht hat, Evchen erringt: das alles wickelt sich in Bildern voll wachsender Spannung zeitgetreu ab.

Schloß Moritzburg und seine Schätze.

Von Heinrich Zerkaulen. / Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Paul Wolff, Dresden-Zschachwitz.

Man muß es den alten sächsischen Kurfürsten schon lassen, daß sie sich ihre Ruheplätzchen superb auszusuchen und sie vor den Blicken profaner Gegenwart geschickt zu verstecken wußten. Erhaben und unnahbar zieht sich ein unendlich gelassener Weiher rings um Schloß Moritzburg. Dazu der prächtige Wald, kavaliermäßig zurechtgestutzte Alleen nach allen vier



Das Kursächsische Wappen aus der Waldschenke am Ausgang der Hirschzwinger.

Nebenstehend: Schloß Moritzburg.



Himmelsrichtungen und eine feenhaft üppige Sandsteinterrasse mit reizend dekorativen Treppenaufgängen.

Der geniale Pöppelmann schuf seinem großen Herrn, August dem Starken (1694—1733), dieses Schloß in seiner jetzigen Gestalt. Verliebte Schäfer, pausbackige Engel und Horn blasende Jäger empfangen einem beim Aufgang. In den vier Rundtürmen des Schlosses wohnten sie einst, die vornehmen Gäste der sächsischen Kurfürsten, zu Jagd und Wasserspielen geladen, der junge Friedrich der Große, die schöne Aurora von Königsmarck, immer renommierende polnische Barone und litauische Grafen. Jedem von ihnen stand ein „Quartier" zur Verfügung, bestehend aus vier Rundzimmern mit herrlichem Blick über Wasser und Wald.

Das Jagdschloß Moritzburg ist dem „Verein Haus Wettin" durch die Auseinandersetzung zum Eigentum überwiesen worden. Der junge, kunstliebende Prinz Ernst Heinrich lebt als Schloßherr dort und verwaltet das schöne Erbe in jenem verantwortungsvollen Sinne, wie es die Tradition seines Geschlechtes verlangt. Zusammen mit seinem Berater, Dr. Erwin Hensler, dem Direktor der Kunstsammlungen des Hauses Wettin, hat er jetzt in einem der Türme seines Schlosses ein Porzellan-Quartier eingerichtet, das genau wie die übrigen prächtigen Räume des Jagdschlosses der Öffentlichkeit zugänglich ist, und das in seiner ganzen Art und Zusammenstellung wohl mit zu den intimsten und gewähltesten Porzellansammlungen Deutschlands gerechnet werden muß.

Die Räume bieten Höhepunkte der künstlerischen sächsischen Kultur des 18. Jahrhunderts und illustrieren die Zeitfolge der Kunstperiode von August dem Starken bis zu König Friedrich August dem Gerechten. Es galt, dieser großen Kulturperiode ein würdiges Denkmal zu setzen, wobei gerade die Erzeugnisse der Meißner Porzellan-Manufaktur in den Vordergrund treten sollten. Aber man war dabei bestrebt, ein schloßgemäßes Repräsentations-Quartier einzurichten, in dem die Kunstwerke, geschmackvoll aufgestellt, den Besucher auch in ihrer Gesamtwirkung erfreuen sollten. So sind denn die Porzellane mit zeitgenössischen Kunstwerken



Fanfarenbläser an der Auffahrt zu Schloß Moritzburg.



Christus. Plastik von Balthasar Permoser (1650 bis 1732) in der Schloßkapelle von Moritzburg.



Krönungsservice Augusts des Starken im Porzellan-Quartier des Schlosses Moritzburg.

anderer Art, wie Möbeln, Bildern, Uhren, Spiegeln, Beleuchtungskörpern, in vollendeten Einklang gebracht worden. — Gleich im ersten Raume sind die frühen Porzellane vereinigt, Anfänge der Produktion. In einer Wandvitrine das bekannte rotbraune Böttger-Steinzeug, dessen Fabrikation der eigentlichen Porzellan-Erfindung vorausging. Ein weißes Modell von August dem Starken, ein kleines bemaltes Unikum seiner Art, den Fürsten als Imperator darstellend, des weiteren Modelle mit den ersten farbigen Streublumen, dann die großen weißen Tiere von Kirchner. August der Starke selbst, von Louis Sylvestre im prunkvollen Hofkleid gemalt, grüßt von der Wand herab.

Zum großen Repräsentationsraum ist dann ein anderer der vier Räume geworden. Als Paradestück eine Vitrine mit den farbenprächtigen Vasen Hörolds, kleinen und großen, in allen Formen, zum persönlichen Gebrauch Augusts des Starken angefertigt, darum auch mit seinem Zeichen versehen: A. R. (Augustus Rex). Sie wurden seinerzeit in der Hauptsache verwandt zu Geschenken an Gäste. Da steht auch auf altem, holzgeschnitztem, versilbertem Konsol eine ganz phantastisch bunte Vogelschar Meister Kändlers. Zwei Pariser Kommoden mit Goldbronzen von Caffiéri, mit einer pompösen goldenen Uhr, vielleicht die schönste Montierung für Meißner Porzellan, die es überhaupt in der Welt gibt, machen gerade diesen Raum zu einem festlichen Erlebnis. Wenn vom prunkvollen, silbernen Kronleuchter, der einstmals im Kurländer Palais zu Dresden hing, und den übrigen Augsburger Kronleuchtern herab die Kerzen erstrahlen im milden Glanz der Seidentapeten in Beige, ist alles wie ein klanggewordenes Menuett aus dem Barock.



Ecke im Porzellan-Quartier.

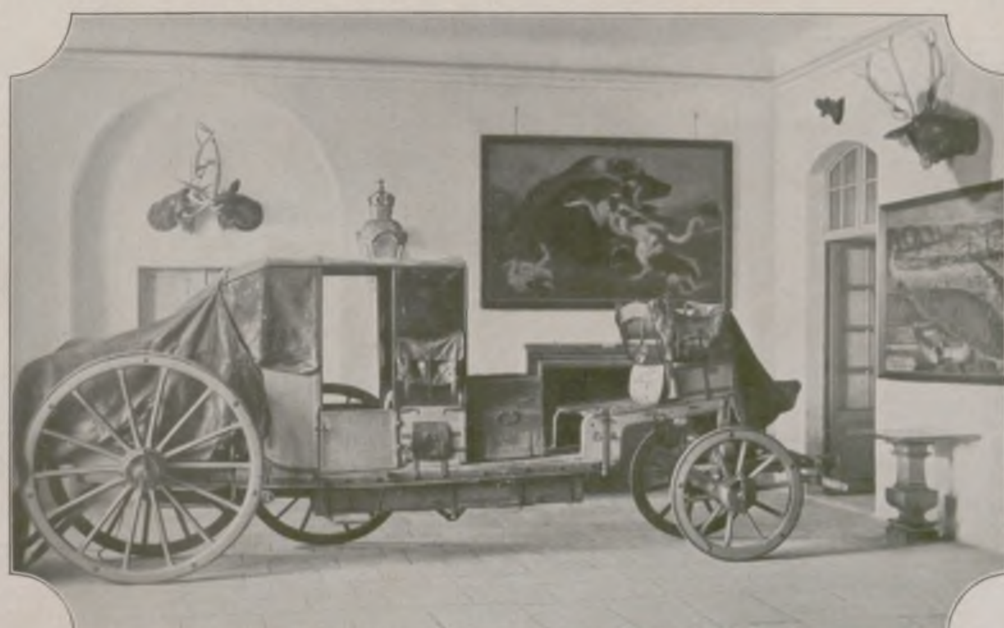
Im nächsten Raum entzückt das überaus prächtige Krönungsservice Augusts des Starken, ganz in Gold und Purpur gehalten, steht in einem Eckschrank der große Meißner Blumenstrauß, der laut Inschrift im Jahre 1767 von F. S. Bitterling gefertigt wurde, und eine der ganz seltenen Meißner Madonnen, von denen man nicht weiß, gehen sie auf Kirchner oder Kändler zurück.

Der vierte und letzte Raum endlich bringt dann weitere Proben von den berühmten Servicen des sächsischen Hofes: Roter Drache, Gelber Löwe, Watteau und Deutsche Blumen. Es sei hier nicht vergessen eine der hervorragendsten Plastiken Kändlers, ein tanzendes Bauernpaar, und als Ausstattungsgegenstand ein Alt-Dresdner Spinett von J. G. Wagner, datiert von 1787.

Schließlich ein kurzer Gang durch die übrigen Räume des Schlosses. Da steht noch die alte Reisekutsche Augusts des Starken. Da knarrt das Parkett nur noch unter den Schritten der Besucher von heute. Da glüht in der Sonne der Brokat von Ledertapeten, aber unbenutzt stehen die breiten Betten mit ihren nickenden Baldachinen. Zum Abschluß noch eine Viertelstunde in der Kurfürstlichen Waldschenke, herrlich am Ausgang der Hirschzwinger gelegen, unter hohen alten Bäumen, mitten im Walde. Aus dem ehemaligen Stallgebäude ist jetzt eine altdeutsche Jagdschenke geworden.



Der Speisesaal des Schlosses Moritzburg.

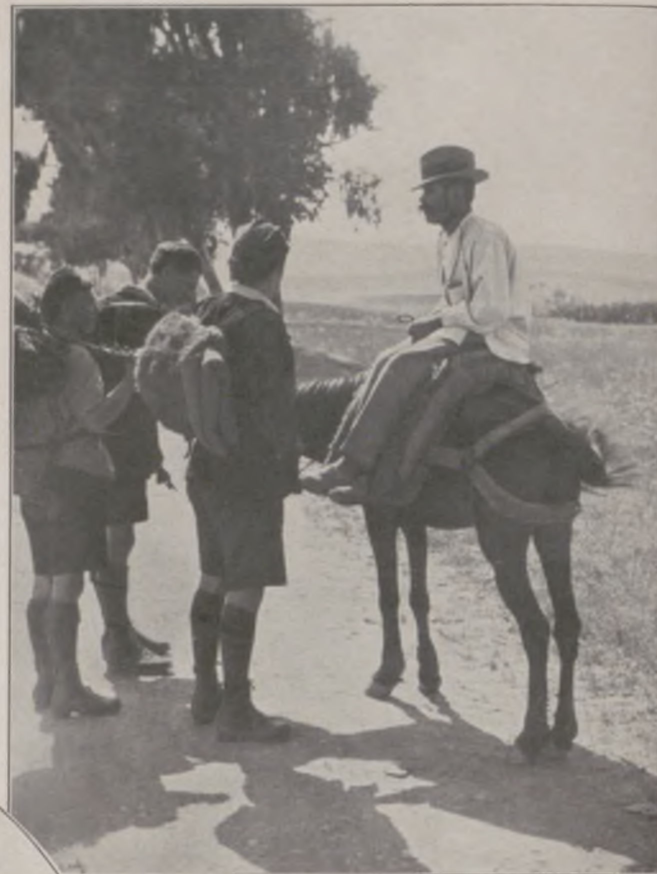


Reisekutsche Augusts des Starken.

Studentische Ferienfahrten,

Wieder haben die Akademiker „große Ferien“. Mehr als zwei Monate sind die Pforten der Alma mater geschlossen, und während dieser Zeit sind die Studierenden völlig frei von allen Fesseln und Pflichten des Universitätsbetriebs. Das empfinden sie auch alle sehr wohl, und von den bedauernswerten Geschöpfen abgesehen, die die köstliche Ferienzeit mit „Büffeln“ für das bevorstehende Examen verbringen müssen, sind sehr viele eifrig bestrebt, in dieser Zeit ihren Welthorizont zu erweitern und ein bißchen über die Grenzen der engeren Heimat hinauszuschauen.





Auf der Fahrt durch Hellas: Begegnung mit einem griechischen Bauern.

Dies kann man jedoch auf ganz verschiedene Weise tun. Man kann nämlich einmal mit dem löblichen Vorsatz, ja keine Sekunde der kostbaren Studienzeit zu verlieren, und zugleich mit wohlgefüllter Börse und zahlreicher Fachliteratur ins Ausland reisen, um dort „Studien“ zu betreiben. Dabei kommt dann wohl auch etwas mehr oder weniger Ersprießliches heraus, das sich gut zur Doktorarbeit oder zum Examen verwenden läßt, aber der Horizont, die Einstellung zur Welt und zu den Mitmenschen anderer Rassen und Nationen haben sich in den meisten Fällen kaum merklich geändert. Das Examen geht zwar glatt vonstatten, der Gesichtskreis jedoch blieb so eng,



Zur Ferienzeit in Finnlands schneebedeckten Gefilden: Mit Kindern scherzender Student. — Im Oval: Bad im Nil.

wie er war, und der Durchschnitts- und Alltagsmensch ist fertig.

Aber noch ist Leben in der deutschen Jugend. Noch ist sie nicht gewillt, dem sogenannten „Ernst des Lebens“ alle Fröhlichkeit und Freude zu opfern, solange sie sich der goldenen Freiheit erfreut. Sie ist lebensbejahend genug, um die ganze Welt in Licht und Sonne getaucht zu sehen. Ohne reifliche Überlegung schmiedet sie tollkühne Pläne und setzt sich mit dem ihr eigenen Feuer dafür ein.

So finden sich auch in der akademischen Jugend Jahr für Jahr in der Zeit der großen Ferien viele zusammen, die die Lasten des Studiums von sich werfen und in die weite Welt ziehen, um fremde Menschen und deren Gebräuche kennenzulernen. Sie wählen dazu nicht die bekannten Reiserouten, auf denen man Schlafwagenplätze und Hotelzimmer reserviert bekommt, sondern ziehen auf einsamen, stillen Wegen durchs Land und kehren wie in der Heimat am liebsten beim einfachen Bauern ein. Es liegt ihnen ja völlig fern, wie all die anderen „Reisenden“ nur das übertünchte, für die Fremden zurechtgemachte Äußere eines fremden Landes zu schauen. Ihr Ziel ist es, tiefer zu schürfen, das fremde Land zu erleben wie die eigene Heimat, die fremden Menschen zu sehen im alltäglichen gewöhnlichen Ablauf ihres Daseins. Darum ziehen sie auch meist nach deutscher Wandervogelsitte mit Rucksack und Laute zu Fuß durchs Land.

Die Studenten, die in dieser Art ihre Auslandfahrten unternehmen, haben wohl alle einmal in der Jugendbewegung gestanden. Daher steckt ihnen auch meist noch ein bißchen diese unbeschreibliche Abenteuerlust in den Gliedern, die sie nie rasten und ruhen läßt, und die sie immer wieder hinaus in die Ferne treibt, um das Romantische und Rätselvolle in unserer Welt zu suchen.

Nach dem höchsten Norden und dem fernsten Süden ziehen sie, denn für sie bietet jedes Land gleich viel. Sie verstehen die Sprache der Landschaft und vermögen in der Seele des Volkes zu lesen, und jedes Land und jedes Volk hat für sie Reize. Jedoch lieben sie die Gegensätze. Weilten sie in dem einen Jahr in der eisigen Wüste Finnlands und Lapplands, dann ziehen sie im nächsten zu der glühenden, sengenden des schwarzen Erdteils.

Mit klarem und weitsichtigem Blick, mit vollem Verständnis für das Leben und die Eigenart fremder Völker kehren sie gereift zurück. Sie selbst haben ja mit diesen mitgelebt und mit-





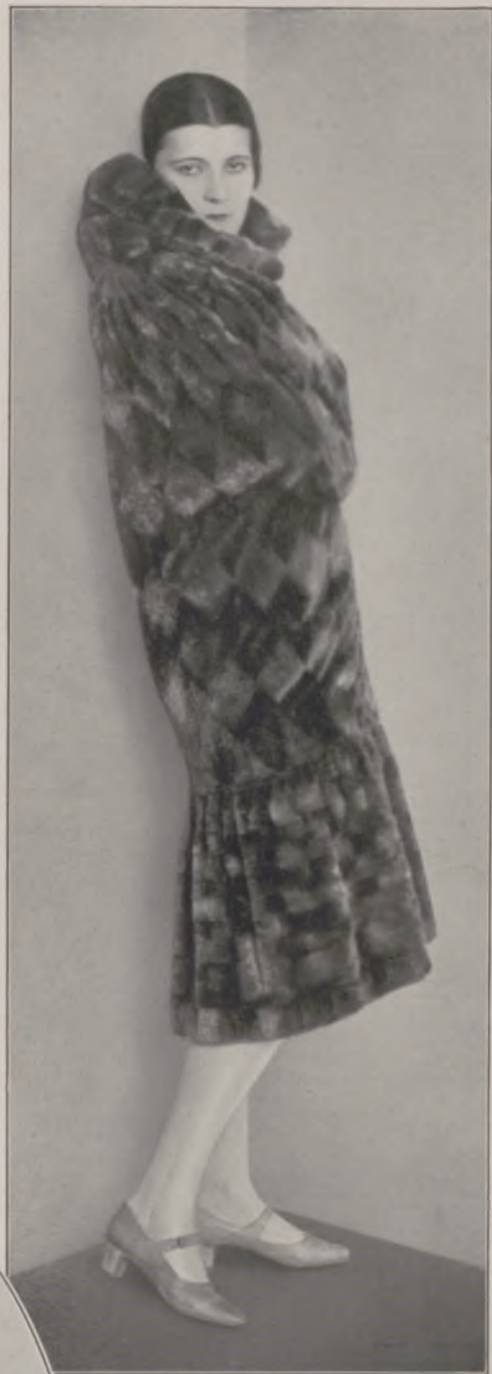
Ein Ritt in der Wüste. — Links: Im schwarzen Erdteil: Auf der Wanderung im Sudan.

gefühlt. Das Ausland erscheint ihnen nicht wie ein Museum voll wunderlicher Bauten und merkwürdiger Menschen, sondern wie eine fremde Gefühls- und Gedankenwelt, in die sie sich eingelebt haben. Zu freien Menschen, die mit beiden Füßen in der vollen Wirklichkeit des Lebens stehen, und die dennoch wie kaum einer Verständnis für das Romantische und Geheimnisvolle um uns haben, werden sie sich durch solche Ferienfahrten heranbilden.

Erich Brandt.



Die Schauspielerin Marion Mill in einem Pelz aus seehund-ähnlich gefärbtem Kanin. (Modell: Zwieback; Aufnahme: Kitty Hoffmann, Wien.)







Maulwurfcape in Glockenform mit hohem Stuartkragen, getragen von der Schauspielerin Marga Bernard. (Modell: Josef Toch, Wien.)

Obenrechts: Schwarzer Zibelinemantel mit Besatz von eingefärbtem Marderfuchs. Glocken und Stuartform nach der neuesten Mode. Trägerin: Frau v. Isopeschul. (Modell: Kuschnitzky & Gerstl, Wien.)

Im Oval: Solotänzerin Adele Krausenecker in gouffriertem Jumperkleid und handgesticktem Hut. (Modell: S. Steins Söhne; Aufnahme: Kitty Hoffmann, Wien.)

Rechts: Marion Mill in einem schicken einfachen Kleid aus hemdchenförmiger rosa Crêpe-de-Chine-Bluse und blauem plissierten Crêpe-de-Chine-Rock. Dazu dunkelblauer Filzhut mit rosa Filzeckchen. (Phot. Kitty Hoffmann, Wien.)

Kleider und Mäntel für den Herbst

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek







Am Ziel: Fertigmachen des Faltboots für die Fahrt auf dem See.
Im Kreis: Mit Faltboot, Tisch und Stüblen zum Wochenend.

Motorsportlers Wochenend



Das Regendach als Schutz für das Zelt bei drohendem Gewitter: Die Wochenendler beim Kaffeetrinken auf dem „Balkon".





Vom Motorrad aufs Faltboot.
Im Oval: Das praktische Autozelt als Wohn- und Schlafkabine für mehrere Personen.

WISSEN UND LEBEN

Zum 60. Geburtstag Albert Bassermanns. (Hierzu die Bildertafel auf S. 327.) In allen Dingen und im Kunsturteil besonders sind Superlative lebensgefährlich. Und doch, wenn man von Albert Bassermann, der am 7. September 60 Jahre alt wird, sprechen soll — man wird es wagen müssen, ihn den größten Schauspieler zu nennen, den Deutschland heute besitzt. Zwischen den verschiedenen Arten der schöpferischen Persönlichkeit gibt es gewiß keine Rangordnung. Und es ist töricht, den Künstler, dessen Art einem persönlich am nächsten steht, den größten zu nennen. Aber wo es sich nicht um die individuelle Note, sondern um die Ausdehnungsweite und die Wirkungstiefe, um die Mannigfaltigkeit und Stärke des künstlerischen Eindrucks handelt, da wird man doch auch unter Künstlern ersten Ranges noch wertend vergleichen dürfen. Man wird in einem solchen Sinne Rembrandt größer als Vermeer, Beethoven größer als Schubert nennen dürfen, und so auch Bassermann größer als irgendeinen jetzt lebenden deutschen Schauspieler. Bassermann besitzt heute den Ifflandring, der nach der Tradition seit hundert Jahren im Erbgang dem ersten deutschen Schauspieler zukommen soll. Er hat ihn von Friedrich Haase erhalten, der ihn aus Dörings Hand empfing. Der Stammbaum ist richtig. Denn obschon Bassermann keineswegs nur ein glänzender Virtuose ist, wie Haase, so ist er auch das — er hat noch die vollblütige Lust des alten Mimen an hundertfältiger Verwandlung und am täuschenden Treffen naturechter Nachahmungen. Und vom alten Döring hat er den herzensstarken Realismus, der erschütternd Großes aus der kleinen oder mittleren Tagesliteratur zu machen weiß, während er im Dienste klassisch großer Dichtergestalten nicht immer die stärksten Stunden seiner Kunst hat. Bassermann ist auch Lear gewesen und Shylock und Marinelli und Wallenstein und Nathan, und sicherlich haften bedeutende Augenblicke und merkwürdige Züge aus all diesen Rollen in der Erinnerung. Aber die großen Gestalten, in denen der ganze Bassermann ist, und die dauernd jeden begleiten, der sie erlebt hat, stammen aus minder heroischer Sphäre: Da ist Stockmann, der „Volksfeind“, dies kindlich aufbrausende Männerherz, und Hjalmar Ekdal, erschütternd komisch und tragisch in seiner selbstbetrügerischen Narrheit. Da ist der „College Crampton“, zwischen Genie und Wahnsinn, Verkommenheit und Kindlichkeit taumelnd, und Schnitzlers Herr von Sala, der stolze Ästhet, der mit so unvergeßlicher Haltung den „einsamen Weg“ zum Tode geht. Da ist „Traumulus“, diese verspottete Seele von Gymnasialdirektor, und Striese, der lächerlich erhabene Schmierant. Und sogar den Helden eines ganz nichtigen Stückes wie „Der große Bariton“ kann niemand vergessen, der hier den alternden Virtuosen sah, wie Bassermann ihn spielte: voll naiv übersprudelnder Eitelkeit und voll schmerzhafter Resignation. — So gegenwärtig wie diese modernen Gestalten sind uns aus Bassermanns klassischem Repertoire (neben dem tausendfarbig schillernden Mephisto) vielleicht nur zwei: König Philipp aus Schillers „Don Carlos“ und Goethes Egmont. Gerade diese Zweiheit ist aufschlußreich. Den König Philipp hat Bassermann, so melancholisch hintropfend, so furchtbar und gefährlich in grenzenloser Einsamkeit der Seele, gleichsam aus dem Nachlaß Friedrich Mitterwurzers übernommen, der hier einen seiner Höhepunkte hatte. Dieser große Österreicher war in seiner schrankenlosen Verwandlungskraft und Lust wohl Bassermanns unmittelbarer Vorgänger, der Vorletzte der großen Komödianten. Aber wenn es bei Mitterwurzer von der Melancholie dieses Philipp mit furchtbaren Sprüngen ins tierhaft Wilde und Gefährliche ging, so liegt Bassermanns eigenstes Gebiet in einer viel helleren, menschlicheren Sphäre. Etwas von dieser unvergleichlichen, schlechthin erschütternden Liebenswürdigkeit, dieser alles besiegenden Wärme und Anmut des Bassermannschen Egmont hätte wohl ganz außer Mitterwurzers Sphäre gelegen. — Dieser Bassermann, aus Mannheim gebürtig und noch in keiner Stunde seiner Schauspielerlaufbahn den einheimischen Dialekt verleugnend, entstammt einer Familie von alter südwestdeutscher Bürgerkultur. Er ist nahe verwandt mit den verschiedenen Bassermanns, die in der deutschen Politik eine erhebliche Rolle gespielt haben. Solche Abstammung ist, soviel ich sehen kann, in der Geschichte der Schauspielkunst ganz ohne Vorgang. Und sie erklärt vielleicht die tief humanen Kräfte, die hier in so merkwürdiger Weise sich bei Bassermann der glänzenden, stürmischen Bewegtheit des schauspielerischen Virtuosen gesellen. und die das Neue, das Einzige und Unvergleichbare im Wesen dieses Menschendarstellers bilden.

Julius Bab.

Das Hormon der Herzbewegung. Der Innsbrucker Physiologe, Prof. Haberlandt, der in letzter Zeit aufsehenerregende Erfolge auf dem Gebiete der Hormonforschung zu verzeichnen hat, tritt mit einer bemerkenswerten Mitteilung an die Öffentlichkeit. Folgender Versuch darf als Grundlage der neuen Entdeckung gelten. Wenn man einem Frosch auf operativem Wege das Herz entfernt und legt es in eine Salzlösung von ganz bestimmter Zusammensetzung (sogenannte Ringerlösung), dann fängt dieses wieder zu schlagen an. Dies kann stundenlang fortgesetzt werden, und das Herz schlägt je nach der Stärke des einwirkenden Reizes schneller oder langsamer. Diese Tatsache ist an sich der Physiologie seit langem bekannt und ein beliebter Vorlesungsversuch. Auf dieser einfachen Tatsache baut Prof. Haberlandt auf. Bringt man nämlich in eine solche Ringerlösung, in der das Herz eines Frosches längere Zeit geschlagen hat, nun ein Froschherz, das bereits drei Tage einem Frosch entnommen war und während dieser Zeit leblos und reglos aufbewahrt wurde, das also nach normalen Begriffen als tot zu betrachten ist, so fängt dieses Herz, was kaum glaubhaft ist, wieder an zu schlagen, aber nur in einer Ringerlösung, in der zuvor ein frisch entnommenes Froschherz geschlagen hat. Dieses frisch entnommene und in der Ringerlösung schlagende Herz hat also einen Stoff an die Ringerlösung abgegeben, der in der Lage ist, ein bereits als tot zu betrachtendes Froschherz wieder zur Tätigkeit anzuregen; man bezeichnet diesen eigenartigen, bisher in reiner Form noch nicht gewinnbaren Stoff als Hormon der Herzbewegung, da man ja bekanntlich unter Hormonen solche Stoffe zu verstehen hat, die von tierischen und menschlichen Organen direkt in die Blutbahn abgesondert werden. Das Hormon der Bauchspeicheldrüse, das man erst vor einigen Jahren entdeckte, heißt Insulin und hat in beispiellos kurzer Zeit seinen Siegeszug in der Medizin durchgeführt. Das Hormon, das den Blutdruck regelt und von den Nebennieren in die Blutbahn von Menschen und Tieren abgesondert wird, heißt Adrenalin, und es ist der Forschung sogar gelungen, dieses Hormon, wohl das einzige bis heute, synthetisch im Laboratorium herzustellen. Ebenso muß also nun, was durch die Versuche Haberlandts bewiesen erscheint, das Herz eine Drüse mit innerer Sekretion, wie man Drüsen nennt, die Hormone absondern, sein. Diesem Hormon, das sowohl von tierischen als auch von menschlichen Herzen abgesondert wird, und das, wie alle Hormone, nicht artspezifisch sein dürfte, reguliert die Herztätigkeit, und mittels dieses Hormons muß es möglich sein, ein nur schwach schlagendes Herz wieder in natürlicher Weise anzuregen. Für die Behandlung von Herzkrankheiten eröffnen sich hier ganz neue Wege. Der Ersatz der bisherigen starken Herzanregungsmittel, wie des Kampfers, Koffeins usw., durch das spezifische Hormon der Herzbewegung wird wohl nicht lange auf sich warten lassen, und zur Zeit sind die Arbeiten im Gange, das Herzhormon aus Warmblütlerherzen (Schlachttieren) zu gewinnen, wodurch der Arzneischatz um ein wertvolles Mittel bereichert würde. Dies Herzhormon wird, was

bereits nachgewiesen ist, nur an wenigen ganz bestimmten Stellen des Herzens erzeugt, vor allem an einer Stelle des rechten Herzvorhofes, dem sogenannten Sinus venosus. Zerstört man diese Stelle nämlich an einem frisch exstirpierten Froschherzen und bringt dieses in der beschriebenen Weise in Ringerlösung, dann erlangt diese nicht die Fähigkeit, ein bereits tagelang herausgeschnittenes, völlig regungsloses Herz wieder zum Schlagen zu bringen. Dr. Freitag.

Verbreitung des Baumsamens durch den Wind. Die Frage des Verbreitens von Baumsamen durch den Wind hat für die Waldwirtschaft eine große Bedeutung; doch liegen bisher darüber kaum brauchbare Versuche vor. Um so wertvoller sind die kürzlich im Nordwesten des Staates Oregon (Vereinigte Staaten von Amerika) angestellten Versuche der Pacific Northwest Forest Experiment Station unter Mithilfe eines kanadischen Forstmannes. Die Versuche wurden im Winter unternommen, als nämlich die Felder weit und breit eine gleichmäßige Schneedecke trugen, denn auf ihr war die Windstreuung des Samens klar zu beobachten. Gleichzeitig wurde auch die Windgeschwindigkeit gemessen. An einem mit Flügeln versehenen Kastendrachen wurden die Windmesser befestigt und der Drachen an einem 475 m langen Klaviersaitendraht mittels einer Rolle bis in die Höhe gelassen, in der die zu untersuchende Samensorte gewöhnlich am Baume sitzt. Am Drachen hing auch für den Samen ein Behälter so, daß man ihn durch eine Schnur in der Höhe zu öffnen vermochte, damit der Samen herausfallen konnte. Bei den Versuchen wurde nicht weniger als eine halbe Million Samen dem Winde ausgesetzt, und zwar von der westlichen roten Zeder, der Douglasfichte, der westlichen Hemlock- oder Schierlingstanne, der Edeltanne, der westlichen Weißfichte und der westlichen Gelbkiefer. Das Ergebnis war überraschend. Obwohl nämlich die Samen im Durchschnitt auf einen nur 11 m breiten Streifen fielen, verteilten sie sich doch bis auf $1^1/_4$ km Abstand. Als sie bei 10 m Windgeschwindigkeit in der Sekunde in 63 m Höhe ausgeworfen wurden, fiel die größte Menge bis zu 500 m Entfernung und im äußersten Maße bis zu 1100 m. Bei einem Winde von 3 Sekundenmeter waren die entsprechenden Werte 320 m und 570 m, also rund halb so groß. Die Flügelform des Samens scheint mehr als sein Gewicht die Entfernung zu bestimmen, bis zu welcher der Samen durch den Wind getragen wird, denn der schwere Samen der Westweißfichte machte fast den gleichen Flug wie der leichtere Hemlocksamen. Auch bei gleicher Größe und Schwere fielen die Samen nicht auf einen Fleck, sondern verteilten sich über eine beträchtliche Fläche. Die Zedernsamen zeigten die geringsten Schwankungen in der Tragweite, die Hemlocksamen, die leichtesten, dagegen die größten. Überdies erzielte der Hemlocksamen den Rekord von 1260 m, als er in einem Winde von 5,4 Sekundenmeter aus 63 m Höhe ausgeworfen wurde. Daß der leichtere Samen auf eine größere Fläche fiel als der schwerere, ist leicht begreiflich, da bei einem leichteren Gegenstande jede geringe Schwankung des Windes die Tragweite beeinflußt, wie wir das z. B. von den Rußteilchen im Fabrikrauch wissen. Prof. Dr. C. Kaßner.

Die Vogelfeder als Puderquaste. Je tiefer man in die Kenntnis von Bau und Bedeutung der Vogelfeder eingedrungen ist, desto mehr hat sich diese Bildung als ein wahres Kunst- und Wunderwerk der Natur erwiesen. Finden wir doch, wenn wir einen Blick auf die Mannigfaltigkeit der Gestaltung werfen, von der völlig kahlen, nur aus einem einfachen Schaft bestehenden Borstenfeder alle Übergänge bis zur samtartigen Schmuckfeder gewisser Paradiesvögel, bei der sich eine Unsumme zartester Strählchen in dichter Reihung zur üppigen Federfahne vereinigt. Unter der Zahl eigentümlicher Sonderbildungen, die sich daneben noch finden, sei hier nur die Puderfeder genannt. Federn dieser Art liefern im Lauf ihrer Entwicklung einen feinen Staub, auf Kosten der Federäste, die desto mehr zurücktreten und dünner werden, je stärker die Staub- oder Puderbildung ist. Die meisten Vögel lassen zur Zeit des Federwechsels einen solchen Staub auf ihrem Gefieder erkennen, wenigstens in geringem Umfang. In größerer Masse und in feinster Zergliederung wird Puder aber nur bei gewissen Vogelgruppen beobachtet, wie bei Reihern, Raubvögeln, Papageien, Spechten u. a., die wir hier nicht alle nennen wollen. Diese Eigenschaft starker Puderbildung kommt in vielen Fällen fast dem gesamten Gefieder zu, wie man leicht bei mausernden Tauben feststellen kann. Weiter kommt es aber vor, daß gewisse Federn sich auf die Puderlieferung spezialisieren und zu besonderen Puderdunen werden. Ihr anatomischer Bau kann sehr eigentümliche Formen annehmen und wird bestimmt durch die Vermehrung des Puder bildenden Gewebes und die entsprechende Verkümmerung des Astwerks. Das Wachstum solcher Federn kommt manchmal erst sehr spät zum Abschluß und wird nach einer kurzen Ruhepause wiederaufgenommen; in wenigen Fällen, wie bei den Puderdunen der Reiher, dauert das Wachstum ununterbrochen das ganze Leben des Vogels hindurch an, wobei die Federäste im Maße des Wachstums am Außenende abgebraucht werden und somit die Feder stets die gleiche Länge behält. Weiterhin können sich die spezialisierten Puderdunen zu sehr dichten Fluren oder Büscheln ansammeln. Man erkennt solche z. B. beim Graureiher als fellartig dichte, weißlichgraue Lagen beim Hochheben des Konturgefieders an den Bauch- und Beckenseiten und an den Gabelbeinen. Unter dem Mikroskop erscheint der Puder als eine dichte Masse winziger Hornstäubchen von Stäbchen- oder Kornform, mit einem Durchmesser von durchschnittlich etwa 1 Tausendstel Millimeter. Sie haften sehr leicht der Federoberfläche an und überziehen so bei reichlicher Ausbildung das ganze Gefieder. Das erkennt man z. B. wieder gut beim Fischreiher, der im Leben mit einem feinen blaugrauen Hauch oder Duft überzogen erscheint. Nach dem Tode aber, unter der Hand des Menschen, verliert sich dieser bald, so wie die frische Pflaume ihren „Reif“ verliert, wenn wir sie anfassen. Die Bedeutung des Puders liegt in zwei besonderen Eigenschaften. Die eine in ihrer Wirksamkeit als „trübes Medium“. Als solches erscheint er dem Auge unter bestimmten Umständen bläulich, obwohl er an und für sich nicht gefärbt ist. Dies Zurückwerfen der blauen Strahlen kommt nur dann zur Geltung, wenn der übrige Anteil des auffallenden weißen Lichtes nicht ebenfalls zurückgestrahlt, sondern wenigstens zum Teil verschluckt wird. Das ist der Fall, wenn in der Feder, auf der der Puder liegt, schwärzlicher Farbstoff zerstreut vorhanden, d. h. wenn sie grau gefärbt ist. Deshalb wirkt der Puder vor allem auf grauem Gefieder — man denke an Haustaube, Fischreiher, Wanderfalk, Graupapagei u. a. — und ruft hier den Eindruck eines bläulichen Duftes hervor. Er verliert sich, wenn der Puder nicht mehr nachgeliefert wird, was für Raubvögel, Tauben usw. mit dem Abschluß der Mauser eintritt, während der Fischreiher infolge des dauernden Wachstums seiner Puderdunen stets sein Schönheitsmittel zur Verfügung hat. Viel wichtiger ist aber eine andere Eigenschaft des Puders. Er ist nämlich nicht benetzbar und läßt das Wasser in Tropfenform abrinnen. Bekanntlich verwenden die Vögel einen Teil des Tages dazu, ihr Gefieder mit Hilfe der Bürzeldrüse einzufetten, ja, sogar oft fast Feder für Feder durch den eingefetteten Schnabel zu ziehen, denn ein durchnäßtes Gefieder kann dem Vogel leicht zum Verhängnis werden. Es ist wohl kein Zufall, daß gerade dann, wenn das lebenswichtige Organ, die Bürzeldrüse, verkümmert ist, in der Regel die Puderbildung besonderen Umfang aufweist. Ein Beispiel dafür sind Papageien und Reiher. Man hat auch schon an gefangenen Reihern festgestellt, daß sie beim Putzen ihren Schnabel nicht oder nur selten zur Bürzeldrüse, dagegen um so häufiger zu den Puderdunenfluren führen, um deren Abscheidung auf das ganze Gefieder zu übertragen. So dient der Puder der Vögel sowohl der Gesundheits- als auch der Schönheitspflege, und dazu wird er am eigenen Leib hervorgebracht. Dr. E. Schüz.

Aus der Geschichte der Rheumaforschung und die Ziele der Rheumabekämpfung. Die Knochenfunde aus der älteren und jüngeren Steinzeit haben erwiesen, (Ruffer: „Paläopathologie“), daß die Vorwohner der Kelten und Germanen an Krankheiten

litten, die Knochen und Gelenke zugleich betrafen. Diese waren so hartnäckig, daß die Leiden, wenn ihre Träger das erste Mannesalter überschritten hatten, früh hilfsbedürftig wurden. Diese deformierende Osteoarthritis war damals über die ganze bewohnte Erde stark verbreitet. In der Hippokratischen Schriftensammlung heißt z. B. Rheuma (von rhéo = fließen) alles Fluß, was eben abfließt, hingegen bedeutet der gewöhnliche sog. Katarrh (von katarrhéo = abfließen) das, was vom Kopf in die Lungen fließt. Außerdem faßte man unter dem Namen Arthritis = Gelenkentzündung eine Reihe von Leiden zusammen, unter die auch die echte Harnsäuregicht gerechnet wurde. Nach dem Wiedererwachen der Wissenschaften änderte sich der Sinn des Wortes Rheuma und Rheumatismus. Erst Baillou (Ballonius), der 1538—1616 lebte und in Paris wirkte, hat in guten Beobachtungen die herumziehenden Schmerzen der äußeren Körperteile, namentlich der Muskeln und Gelenke, von der Gicht unterschieden. Eine wesentliche Klärung erfuhr die Lehre vom Rheuma im 17. Jahrhundert durch Sydenham, der die Eigentümlichkeiten des hitzigen Gelenkrheumatismus in schärferen Umrissen als Baillou zeichnete. Das größte Verdienst erwarb sich aber im 18. Jahrhundert William Cullen (1712—1790), der als Professor in Edinburg zuerst die spezifischen Unterschiede zwischen akutem und chronischem Gelenkrheumatismus und Muskelrheumatismus nachwies. Er bekämpfte in seinen Schriften die „sog. rheumatische Schärfe" als Krankheitsursache und bezeichnete als das allen diesen Krankheiten ursächliche Moment die „Erkältung". So wurde Cullen der Begründer einer neuen Phase in der geschichtlichen Entwicklung der Rheumaforschung. Um dieselbe Zeit wiesen tüchtige Ärzte schon auf die Beteiligung des Herzens bei dem akuten Gelenkrheumatismus hin (Morgagni und Pitcairn). In Deutschland wurde dem anatomischen Verhalten beim Rheumatismus mehr Aufmerksamkeit zugewendet; 1843 glückte Froriep der Nachweis der „rheumatischen Schwiele". Erst vor einem Menschenalter (1894) wiesen Ärzte auf die klinisch wichtige Tatsache hin, daß einem akuten Gelenkrheumatismus nicht selten eine Halsentzündung vorausgegangen ist. Diese Beobachtungen führten dazu, in der Folge auf solche Eiterherde in den Mandeln und besonders in den Zähnen zu achten. Besonders eindringlich hat M. H. Fischer in Cincinnati darüber in einer 1921 erschienenen Schrift berichtet, die den Titel „Infektionen der Mundhöhle und Allgemeinerkrankungen" trägt. Schon diese letzten Tatsachen beweisen zur Genüge, von welch großer und unheilvoller Bedeutung in volksgesundheitlicher wie in volkswirtschaftlicher Beziehung das Heer der rheumatischen Erkrankungen ist. Es ist daher — auf internationaler Grundlage — am 2. August „Die Deutsche Gesellschaft für Rheumabekämpfung" gebildet worden. In den Richtlinien heißt es mit Recht, daß es sich darum handelt, all die Kranken frühzeitig zu erfassen, bei denen eine spätere Invalidität infolge ihres Leidens möglich erscheint. Hand in Hand mit einer sachgemäßen und frühzeitig einsetzenden Behandlung soll auch die Fürsorgebehandlung durch Erziehung der Kranken zur Arbeitswilligkeit und Erwerbsmöglichkeit weiter ausgebaut werden. Auf all diese wichtigen Dinge hat Arnold Zimmer aus der Bierschen chirurgischen Klinik in Berlin hingewiesen; auch aus Wien berichtet eben Ernst Freund von ähnlichen Maßnahmen, die vorerst ebenfalls die Schaffung der statistischen Grundlagen anstreben. Möge die neugegründete „Deutsche Gesellschaft für Rheumabekämpfung" in jeglicher Beziehung recht segensreich wirken und die letzten Rätsel, die die große Krankheitsgruppe aufgibt, möglichst restlos lösen. — Zum Schluß mag darauf hingewiesen werden, daß Goethe 1792 durch „ein gewaltiges rheumatisches Übel", das er sich durch Verkältung zugezogen hatte, „beinahe unbeweglich" im Bett festgehalten wurde. Der herbeigerufene Arzt „verfuhr sogleich mit Kampfer, welcher fast als Universalmedizin galt. Löschpapier, Kreide darauf gerieben, sodann mit Kampfer bestreut, ward äußerlich, Kampfer gleichfalls, in kleinen Dosen, innerlich angewandt. Dem sei nun, wie ihm wolle, ich war in einigen Tagen hergestellt." Der Rheumatiker Goethe hatte sich einen Hexenschuß geholt.

Dr. Erich Ebstein.

Zur Stummheit des Kleinkindes. Die ersten, von den Eltern meist schon mit Ungeduld erwarteten und freudig begrüßten Sprechversuche pflegt das sich normal entwickelnde Kind im Alter von 1 Jahre zu machen. Die hauptsächlichste Vorbedingung dafür ist eine ungestörte Hörfähigkeit, denn das gesunde Kind eignet sich ja seine Muttersprache durch Nachahmung der gehörten Laute an. Es ist demzufolge verständlich, daß die meisten Fälle der Stummheit durch Aufhebung oder Störung der Gehörfunktion verursacht werden — nicht, wie häufig angenommen wird, durch „ein zu kurzes Zungenbändchen". (Es gibt allerdings auch eine „Hörstummheit" bei kleinen Kindern; dabei handelt es sich um eine Hemmung der sprachlichen Entwicklung infolge Mangels an Sprechlust und Nachahmungstrieb, ohne daß die Hörfähigkeit nachweisbar gestört ist.) Die Taubheit der kleinen Kinder kann nun entweder angeboren oder erworben sein, und zwar kann das Kind seine Taubheit schon infolge fötaler Erkrankungen im Mutterleibe erwerben. Spätere Krankheiten, die zu beiderseitiger Ertaubung führen können, sind Hirnhautentzündung, Syphilis, Scharlach, Diphtherie u. a. Angeborene Taubheit, die nicht auf eine vor der Geburt überstandene Krankheit zurückgeführt zu werden vermag, sondern als „ererbt" zu betrachten ist, beruht auf einer Mißbildung, einer mangelhaften Entwicklung des Gehörgangs; sie findet sich besonders oft bei Kindern blutsverwandter Eltern. Die Unterscheidung von ererbter angeborener Taubheit und vor der Geburt erworbener, aber auch angeborener Taubheit ist von hoher praktischer Bedeutung. Die ererbte Taubheit ist nämlich gewöhnlich keine vollständige; einen gewissen Ausschnitt aus der Tonskala kann das scheinbar taube Ohr empfinden, und zwar meist gerade die Tonhöhen, deren sich die menschliche Sprache bedient (b1 bis g2), den in Frage kommenden Tönen vom eingestrichenen b bis zum zweigestrichenen g — also nicht ganz einer Oktave — entsprechen die Schwingungszahlen von etwa 450 (b') bis 820 (g'') in der Sekunde. Der Arzt wird also bei einem Kinde, das ihm mit der Angabe vorgestellt wird, daß es nicht sprechen könne (sehr selten fällt nämlich Eltern und Pflegepersonen das gestörte Hörvermögen auf!), und bei dem ihm der Verdacht auf ererbte „Taubheit" naheliegt, sorgfältig nach eventuell gebliebenen Resten der Hörfähigkeit suchen; denn wenn die Unterscheidungsmöglichkeit für die dem menschlichen Sprachgebiet entsprechenden Töne b1 bis g2 vorhanden ist, so besteht die Möglichkeit, das Kind durch geduldige Anleitung zum Sprechen zu bringen.

S. Hupfer.

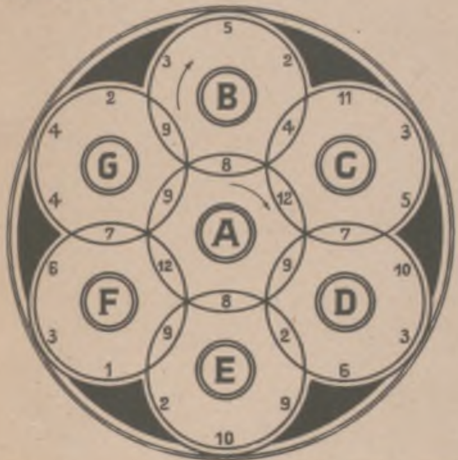
ZUM NACHDENKEN

Palindrom.

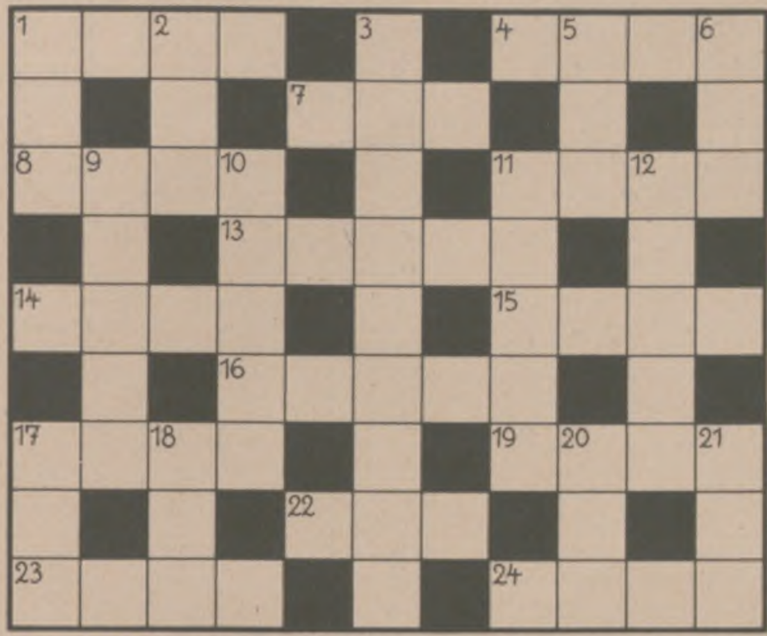
Ein guter Kaufmann muß „eins-zwei“
In großer Auswahl halten.
Auf „drei-vier“ stellt er allerlei,
Es muß dort Ordnung walten.
„Das Ganze“, wird es umgewandt,
Wird als das gleiche Wort erkannt.

Kreisarithmogriph.

Die Zahlen sind derart durch Buchstaben zu ersetzen, daß in den 7 Ringen Wörter folgender Bedeutung entstehen: A schöne Farbe, B Frühlingsblume, C Bezeichnung für Monatsende, D Figur aus Rossinis „Barbier von Sevilla“, E Angehöriger eines asiatischen Landes, F Geburtsort Raffaels, G Figur aus Schillers „Räubern“. Der innere Kreis enthält die Anfangsbuchstaben der Wörter der äußeren Kreise.



Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1 Figur aus einem Shakespeare-Drama, 4 Säugetier, 7 Figur aus der deutschen Heldensage, 8 Land in Asien, 11 Teil des Schiffes, 13 Muse, 14 Vogel, 15 Figur aus „Wallenstein“, 16 weiblicher Vorname, 17 nordische Götter, 19 Gesangsstück, 22 Nebenfluß des Rheins, 23 Planet, 24 Gleichklang; senkrecht: 1 Schicksal, 2 Papagei, 3 Oper von Flotow, 5 Pelzwerk, 6 Farbe, 9 Raubtier, 10 Kurort in Südtirol, 11 Nebenfluß des Rheins, 12 Himmelskörper, 17 Getränk, 18 Wahrheitsbekräftigung, 20 Bewohner Irlands, 21 kirchliches Gebäude.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4304.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4302.

Silbenrätsel: 1 London, 2 Ebene, 3 Beelzebub, 4 Erna, 5 Weymouth, 6 Ilmenau, 7 Ebenholz, 8 Dynamit, 9 Urlaub, 10 Windrose, 11 Eichel, 12 Neffe, 13 Neuenburg, 14 Dingelstedt, 15 Ulfilas, 16 Stifter, 17 Isolani, 18 Romanow, 19 Balkon, 20 Statue, 21 Wallach, 22 Urias, 23 Eden: Lebe wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst gelebt zu haben.

Gitterrätsel: 1 Immermann, 2 Grenzmark, 3 Andernach.

Gefahrvoll: Meltau — Taumel.

Unfreiwilliges Bad: Insekt (in Sekt).

Verwandlungsrätsel: Trüffel, Rüffel.

Glückskleeblatt:



Gewerbe-Hochschule
Cöthen (Anhalt).

Studienabteilungen:

1. ***Maschinenbau und Bauingenieurwesen.***
2. ***Elektrotechnik*** mit den Fachrichtungen: Allgemeine Elektrotechnik, Fernmeldetechnik.
3. ***Technische Chemie*** mit den Fachrichtungen: Allgemeine technische Chemie, Elektrochemie, Photochemie, Gastechnik, Zuckertechnik.
4. ***Technologie*** mit den Fachrichtungen: Hüttenwesen, Keramik, Zementtechnik, Glastechnik, Eisenemailliertechnik, Papiertechnik.

Aufnahmebedingungen:

Reifezeugnis einer Realschule, eines Lyzeums oder Obersekundareife eines Gymnasiums, Realgymnasiums, einer Oberrealschule, einer deutschen Oberschule.

Dauer des Studiums: 7 Semester.

Beginn des Wintersemesters: am 18. Oktober 1927.

Vorlesungsverzeichnis kostenlos.

NSU

500 ccm



für schlechte Wege!

Wenn Sie weit über bergiges Gelände fahren wollen, dann braucht Ihr Motorrad Kraftreserve. Sie müssen aber bequem und elastisch sitzen, wenn die Straßenverhältnisse ungünstig sind. Die ständige Erschütterung schadet jedem Fahrer. Darum greifen Sie zum **NSU Zweizylinder mit Rahmen- und Gabel-Federung.** Sie werden den guten Kauf erst dann schätzen, wenn Sie mit anderen Maschinen Vergleiche anstellen. Dieses Zweizylinder-Modell ist zudem nicht teurer, weil davon große Serien auf rationellste Weise hergestellt werden.

Touren-Modell **1225.— Mk.** Sport-Modell **1250.— Mk.**

NSU Vereinigte Fahrzeugwerke A.G.
Neckarsulm Württbg.

PUDER



Wundervoll im Gebrauch, sammetweich u. zart, auf der Haut fest haftend, in sieben dem Teint angepassten Tönen.
GROSSE ELEGANTE SCHACHTEL M 2,00 KLEINER M 1,25
Prachtvoll parfümiert mit „*Rosa Centifolia*" dem Duft der dunkelroten Gartenrose in wunderbarer Natürlichkeit.
– *Ferner parfümiert mit „Rosa Centifolia"*:

Parfüm: Flasche i. K.:	M. 4,50–7,00	Seife, Stück:	M 1,25
Probe im Karton:	" 2,15	3 Stück im Karton:	" 3,50
Haarwasser:	" 2,75–4,25	Flüss. Kopfwaschseife Fl.:	" 1,75

Letzte Schöpfung „Royalin" ein frischer belebender Duft von ausserordentlicher Nachhaltigkeit

Parfüm, Flasche i. K.	M 6–, 11–, 20–	Seife, Stück:	M .. 2,00
Gebrauchsflasche:	" 4,75	Karton:	" .. 5,50
Puder, Schachtel:	" 2,00	Kopfwasser:	" .. 4,25

J. F. SCHWARZLOSE SÖHNE
Fabrik: Dreysestr. 5 BERLIN Detailverkauf: Markgrafenstr. 26.
Puderproben, sowie parfümierte Karten v. Parfüm „*Rosa Centifolia*" u. „*Royalin*" stehen kostenlos zur Verfügung.
Generalvertretung für Österreich: Robert Schrauf, WIEN 1 Fleischmarkt 22

Beste Wirkung auf Blut und Nerven, bei Blutarmut und Bleichsucht erzielt man durch Krewel's altbekannte durchaus wohlbekömmliche, appetitanregende

Sanguinal-Pillen

Zu haben in allen Apotheken.
Prospekte kostenfrei.

Chem. Fabrik Krewel & Co. G. m. b. H., Köln a. Rhein

Naeher-Pumpen

J. E. NAEHER, A.-G.,
Pumpenfabrik, Eisen- u. Metallgießerei
CHEMNITZ, Beckerstraße 31
Fernruf 146 u. 5723

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris, 26 Avenue de l'Opéra.

Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber Leipzig

NR. 4304. 169. BAND EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 8. SEPTEMBER 1927

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4304. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 8. September 1927.



Ein bezaubernder Haarduft

ist die Nachwirkung einer Kopfwäsche mit dem neuen „Schwarzkopf-Schaumpon-Extra". Es hat eine Extra-Wirkung: außer der gründlichen Reinigung von Haaren und Kopfhaut verleiht „Schwarzkopf-Schaumpon-Extra" eine nachhaltige Parfümierung — extra! Die wirksamen kosmetischen Zusätze sind in ihrer Abstimmung bei der Sorte „hell" zur Pflege blonden, bei der Sorte „dunkel" zur Pflege dunklen Haares besonders geeignet. Also: individuelle Haarpflege und Parfümierung für 30 Pfennig.
Zur Einführung enthält jede Packung einen Probebeutel von „Schwarzkopf - Trocken-Schaumpon", der Haarwäsche ohne Wasser!

Schwarzkopf-Schaumpon „Extra" mit Dauer-Parfüm

Die übrigen Sorten „Schwarzkopf-Schaumpon" nach wie vor nur 20 Pfg.

MERAN

Herrlicher Herbst. Traubenkuren
und alle anderen Kurmittel. Sportfeste, Vergnügen, Autotouren.
Grosser Preisabbau bei gleicher Güte.

Erstklassig. Bes.: Familie Fuchs. **Bellevue** Renoviert. Fliess. Wasser. App. m. Bad.

Kurhaus Monte Brè-Lugano Süd-Schweiz
Mod. phys.-diät. Kuranst. u. Erholungsh. Ärztl. Leit. Deutsch. Haus, f. **Sommerkur** vorzügl. geeig. Luft- u. Sonnenbäder. Pens. v. Mk. 8.- an. Prosp. frei.

Sanatorium Dr. Gossmann Cassel-Wilhelmshöhe
Kuranstalt I. Ranges
für physikal.-diätet. Heilweise u. Psychotherapie.
Nerven-, Stoffwechsel-, Frauenleiden.
Das ganze Jahr geöffnet. Leitender Arzt: **Dr. med. W. Gossmann.**
Zweiganstalt in Constitucion (Chile).

DAVOS-Dorf 3: Sanatorium Seehof. Prosp. Preise ab M. 12.-
DAVOS-Platz 3: Platzsanatorium. Prosp. Preise ab M. 14.-

Das Beste, was Paris bietet, ist das
HOTEL
AMBASSADOR
das grösste Pariser Hotel
am neuen Boulevard Haussmann
600 Zimmer mit Bad
Einzelzimmer mit Bad . . . . Fcs. 125.-
Doppelzimmer mit Bad . . . . Fcs. 175.-
Doppelzimmer (2 Betten) mit Bad Fcs. 200.-
COMMODORE
WAGRAM
SAVOY
TRÉMOÏLLE
GROSVENOR
DIREKTION: DUHAMEL

PARIS HOTEL BALTIMORE
88 bis Avenue KLEBER (ETOILE).
Die mässigsten Preise. — HOCHMODERNER NEUBAU MIT JEDEM KOMFORT. RESTAURANT I. RANGES.

Hotel de Londres et New-York, Paris,
15 Place du Havre. Im Stadtzentrum. — Gute Küche und Keller. — Bürgerliche Preise. — Grosser Komfort. — Man spricht deutsch.

HOTEL MIRABEAU ∗ PARIS ∗
DAS VORNEHME HAUS **8, RUE DE LA PAIX**

PARIS HOTEL PENNSYLVANIA
45 Rue des Acacias. — Etoile —
Jetzt eröffnet. — Tel.-Adr.: PENNATEL 74. — Renommierter Keller und Küche. — Garage i. Hause u. gratis. — Spezielle Pensionspreise für Familien u. längeren Aufenthalt. — Mit deutschen Gästen erfahrene Direktion.

HOTEL PRIMAVERA 147-ter Rue D'Alésia Paris.
Deutsch sprechendes Personal. — Fließendes Wasser. — Garage. — Lift. — Jeglicher Komfort. — Mässige Preise.

Grand Hotel Nicaea, Nizza
58, Avenue de la Victoire. Der größte Komfort.



Herz-, Nerven- und Stoffwechselleiden, | Rheumatismus, Gelenkleiden, Lähmungen.

Dr. Köhler's Sanatorium Bad Elster
Sämtl. physik.-diät. Heilmittel und die Kurmittel des Bades (Moorbäder im Hause) Höchster Komfort.
Frauenleiden.
Man verlange Prospekt.



Sanatorium Am Goldberg
Bad Blankenburg, Thür. Wald. Tel. 44.

KURHAUS
für Nervenkranke
Tannenfeld
bei Nöbdenitz, Thüringen.
Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.

Béchoff
COUTURE · FOURRURES · MODES
9, Faubourg St. Honoré · Paris.

Allgemeine Notizen.

Der 400. Todestag Albrecht Dürers, des größten deutschen Malers im Mittelalter, wird nächstes Jahr in Deutschland feierlich begangen werden. Nürnberg, die Stadt, in der der Meister den größten Teil seines Lebens verbrachte und dort auch seine Ruhestätte fand, wird unter dem Wahlspruch „Dürerjahr 1928" nächstes Jahr eine Reihe von Festlichkeiten veranstalten. Ihren Mittelpunkt wird eine große Ausstellung von Originalwerken Dürers (sowohl Ölgemälde wie Aquarelle, Handzeichnungen, Holzschnitte usw.) im Germanischen National-Museum bilden, die am 8. April 1928 eröffnet, zunächst bis in den Juni durchgeführt und danach mit teilweiser Veränderung bis in den Herbst fortgesetzt wird. Die von vielen Galerien Deutschlands und des Auslandes vorliegenden Leihgabe-Zusagen lassen schon jetzt erkennen, daß die Werke Dürers in einer noch nie gezeigten Vollzähligkeit zusammenkommen werden. Für etwa die gleiche Zeit ist eine große deutsche Kunstausstellung in Vorbereitung, die einen Querschnitt durch das künstlerische Schaffen der neueren und neuesten Zeit geben soll. Daneben werden Festspiele in den Städtischen Theatern unter Zuziehung erster Kräfte stattfinden, weiterhin Vorträge, Ausstellungen des Nürnberger Stadtarchivs und der Stadtbibliothek, ferner denkt man an die Vornahme von Gedenkakten, die Aufführung volkstümlicher Hans-Sachs-Stücke und mittelalterlicher Spiele (Schömbartlaufen usw.) auf öffentlichen Plätzen, Sonderwochen u. a. m. Auch ist eine große Albrecht-Dürer-Stiftung in Aussicht genommen.

Die Weltkohlenförderung betrug nach den Ermittelungen des Reichskohlenrats im vorigen Jahr 1184,1 Mill. t. Gegenüber 1925 ergibt sich eine Abnahme um 3,7 Mill. t oder um 0,31 v. H., gegenüber 1913 um 32,7 Mill. t oder um 0,69 v. H. In der Nachkriegszeit hat die Weltsteinkohlenförderung das Ergebnis des Jahres 1913, in dem 1216,8 Mill. t gefördert wurden, noch niemals erreicht. Die Weltbraunkohlenförderung stellte sich 1926 auf 178,8 Mill. t gegenüber 177,3 Mill. t in 1925 und 124,8 Mill. t in 1913. Die Braunkohlenförderung der Welt ist in ständiger Zunahme begriffen. Die Steigerung gegenüber 1913 beträgt 43,2 v. H. Wenn die Steinkohlenförderung und Braunkohlenförderung zusammengezählt werden, beträgt die Weltkohlenförderung in 1926: 1362,9 Mill. t gegenüber 1365,1 Mill. t 1925

und 1331,7 Mill. t 1913. Voriges Jahr sind also 31,2 Mill. t oder 2,3 v. H. mehr Kohlen (Stein- und Braunkohlen zusammengerechnet) gefördert worden als in der Vorkriegszeit. Die Steinkohlenförderung der Welt verteilt sich auf die einzelnen Erdteile folgendermaßen (in Millionen t):

Länder:	1926	1925	1913
Europa	459,0	538,7	606,8
Amerika	615,0	541,6	532,1
Asien	75,7	71,7	54,7
Afrika	13,4	17,1	8,7
Ozeanien	21,0	18,7	14,5
	1184,1	1187,8	1216,8

Der Anteil Europas an der Weltförderung ist gegenüber 1925 um 6,59 v. H. gefallen und bleibt mit 11,11 v. H. hinter dem Vorkriegssatz von 1913 zurück. Amerikas Anteil dagegen stieg um 6,34 v. H. und übertrifft den Vorkriegssatz um 8,22 v. H. Die übrigen Erdteile haben ihren Anteil gegenüber 1925 unwesentlich verändert.

Anwachsen deutschsprachiger Bücher in der Schweiz. Der Schweizer Verlagsbuchhandel weist für voriges Jahr 1923 Veröffentlichungen gegen 1748 in 1925 auf. Diese Vermehrung ist fast ausschließlich den deutschsprachigen Veröffentlichungen zuzuschreiben, während die Zahl der französischen Werke einen erheblichen Rückgang erfahren hat.

Die teilweise Trockenlegung der Zuider-See ist an einem interessanten Punkt angelangt. Bei Andij wird bereits probeweise der erste Landstreifen vom Seewasser befreit, worauf die wissenschaftliche Untersuchung über die Brauchbarkeit des Bodens begonnen wird, auf Grund der die geologische Einteilung und spätere Verteilung des Landes erfolgen soll. Man hofft, diese Arbeit noch im kommenden Herbst fertigzustellen.

Ein neuer Schnellverkehr auf dem Rhein ist von der Stadt Frankfurt a. M. in die Wege geleitet worden. Die Beschleunigung auf fast die Hälfte der bisherigen Fahrzeit von 2¾ Stunden talwärts von Mainz bis Koblenz, bergwärts von 4 Stunden, ist durch einen neuen Schiffstyp der Gebrüder Flettner in Frankfurt a. M. vorgesehen. Die Eröffnung des regelmäßigen Verkehrs zwischen Mainz und Koblenz mit unmittelbaren Anschlüssen von und nach Frankfurt a. M. soll am 1. Mai 1928 mit täglich drei bis vier Fahrten in jeder Richtung erfolgen. Nach Vergrößerung der Schiffszahl ist alsdann für 1929 die Ausdehnung der Fahrten bis Köln vorgesehen.



Underberg

Wahlspruch:
SEMPER IDEM

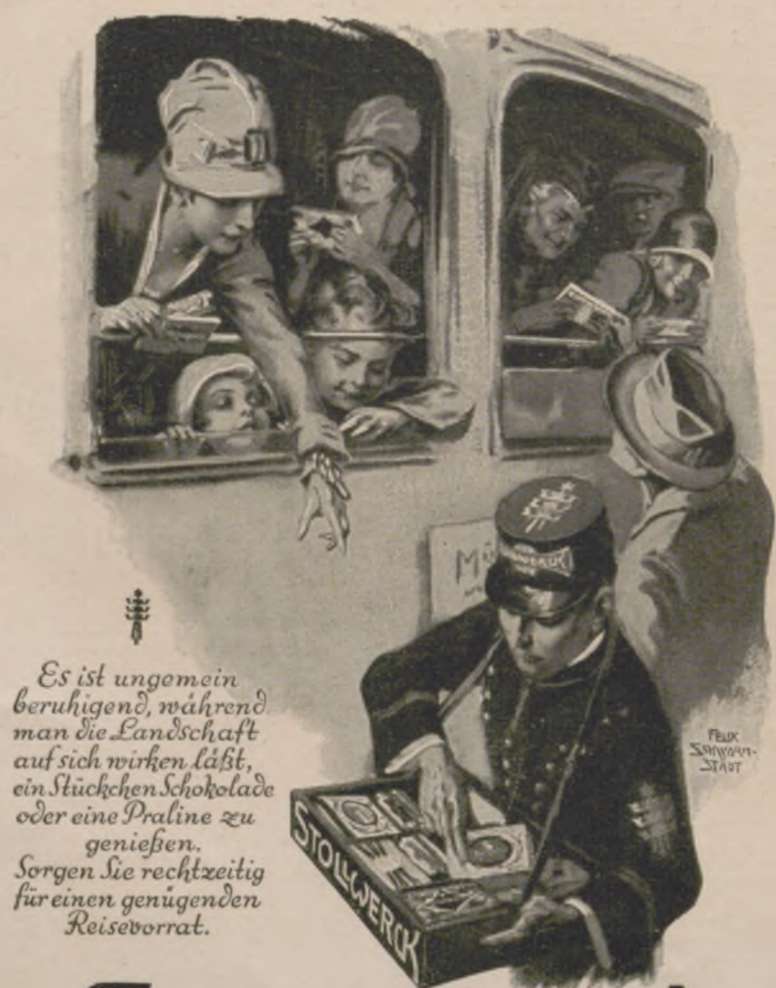
Sollte in keinem Haushalte fehlen.

Bei Magenverstimmungen und Verdauungsstörungen seit 80 Jahren als wirksamstes Hausmittel bewährt



Zu haben in ganzen, halben Flaschen und Flakons in allen einschlägigen Geschäften.

H. Underberg-Albrecht
RHEINBERG (Rhld.) • Gegründet 1846.



STOLLWERCK
SCHOKOLADE
PRALINEN



Regelmäßige Mund- und Zahnpflege

ist heute für jeden Menschen eine Notwendigkeit. Nur die Wahl des Mittels ist nicht leicht. Meist werden aus Unkenntnis Erzeugnisse gebraucht, die entweder ungenügend wirken oder Zahnschmelz und Schleimhäute schädigen.

In den Ortizon-Mundwasser-Kugeln liegt ein vollendetes Präparat vor, das höchste Wirksamkeit mit völliger Unschädlichkeit vereint. 1–2 Ortizon-Mundwasser-Kugeln genügen zum einmaligen Mundspülen und Gurgeln. Die fäulnisfähigen Speisereste und die Bakterien in der Mundhöhle werden unschädlich gemacht, von den Geweben gelöst, diese selbst aber nicht angegriffen. Ortizon beseitigt ferner Mundgeruch und Rauchgeschmack, bleicht die Zähne, wirkt blutstillend und heilend bei Wundsein des Gaumens, Bluten des Zahnfleisches usw.

Beginnen Sie noch heute mit der Ortizon-Mundpflege. Sie werden ein dauernder Anhänger dieses vorzüglichen Präparates. Original-Packung „Bayer" in allen einschlägigen Geschäften zu M. 2,25 erhältlich.

Ortizon
Mundwasser-Kugeln.

Illustrirte Zeitung



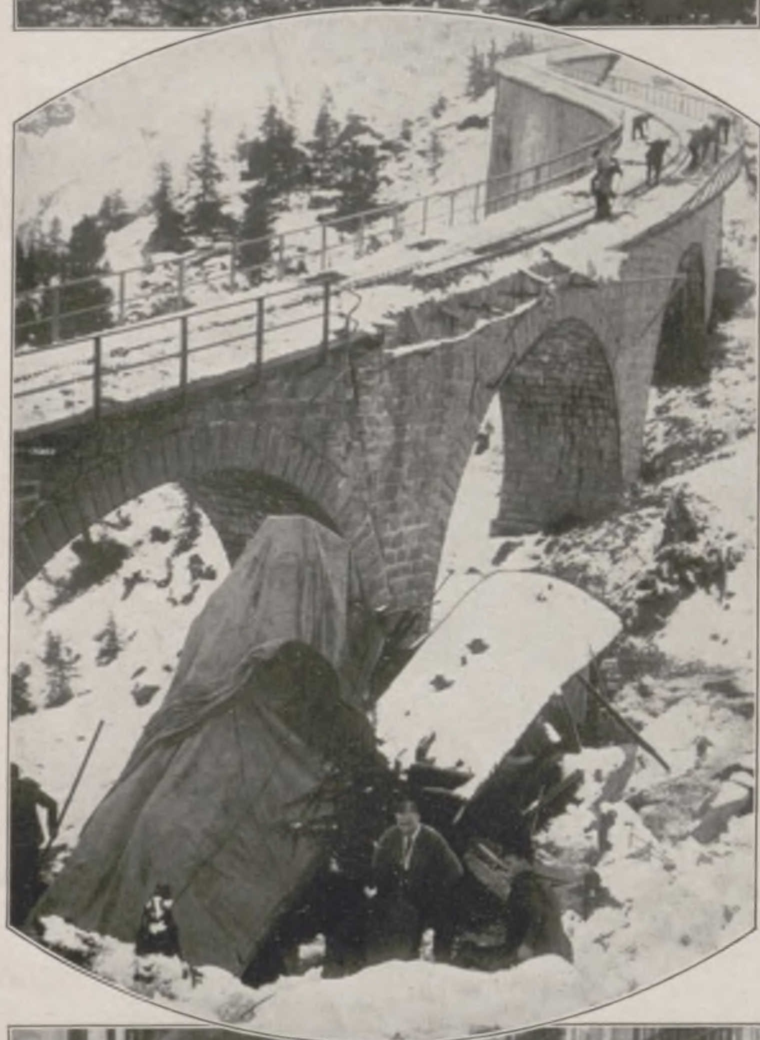
HERBSTGEDANKEN

NACH EINEM GEMÄLDE VON HERBERT ARNOLD





Von dem mißglückten englischen Ozeanflug: Links: Die Insassen des verschollenen Flugzeugs, Kapitän Hamilton, Prinzessin Löwenstein-Wertheim, Oberst Minchin (von links nach rechts). — Rechts: Der wegen der großen Belastung niedrig fliegende Eindecker „St. Raphael" über Irland nach dem Start in Upavon am 31. August.





Ein Denkmal für den berühmten nordischen Astronomen Tycho de Brahe (1546—1601) in der südwestschwedischen Hafenstadt Helsingborg: Der von einem mit phantastischen Figuren geschmückten Himmelsglobus gekrönte Gedächtnisbrunnen.

Links nebenstehend: Von der schweren Bergbahnkatastrophe bei Chamonix (Montblancgebiet) am 25. August, der 22 Menschenleben zum Opfer fielen: An der Unglücksstelle. Die abgestürzte Lokomotive ist zwecks späterer Untersuchung zum Schutz gegen den Schnee mit einer Hülle umgeben worden.





Von dem vor kurzem erfolgten Besuch des Präsidenten des westafrikanischen Negerfreistaats Liberien in Rom: Empfang des Präsidenten beim Papst. × Papst Pius XI., × × Präsident Charles Dunbar Burgeß King.

Im Oval: Ankunft der beiden amerikanischen Flieger Schlee und Brock, die mit dem Flugzeug „Pride of Detroit" eine Weltreise unternehmen und den Atlantischen Ozean glücklich überquerten, in München auf dem Flugfeld Oberwiesenfeld, wo sie am 29. August, von London kommend, eintrafen: Begrüßung durch den amerikanischen Konsul Curtis.

DIE SCHULERMÜDUNG

VON PROF. DR. GERHARD BUDDE

Unter den Gegenständen, die die moderne experimentelle Pädagogik ihren Forschungen zugrunde legt, ist ein besonders wichtiger die Geisteshygiene der Schularbeit, d. h. die Geisteshygiene der Arbeit für die Schule und in der Schule. Da alle geistige Arbeit zugleich körperliche ist und einen Kräfteverbrauch oder Ermüdung herbeiführt, so kommt es darauf an, diesen Kräfteverbrauch, der durch die normalen Bedingungen und durch die äußeren Umstände geistiger Arbeit herbeigeführt wird, kennenzulernen und durch Experimente zu messen, damit die Frage beantwortet werden kann, wie wir dazu gelangen können, das Schulkind unter solchen inneren und äußeren Bedingungen arbeiten zu lassen, daß sein seelisch-körperlicher Zustand während der einzelnen Arbeiten und während der Gesamtschularbeit der günstigste und zweckmäßigste ist. — Dabei ist vorweg zu beachten, daß das Wort „Ermüdung" in der Sprache des täglichen Lebens oft in einem anderen Sinne gebraucht wird als in der Wissenschaft. In der ersteren wird oft Müdigkeit mit Ermüdung verwechselt, obgleich sie Verschiedenes bezeichnen. Ermüdung ist ein objektiver Zustand unseres Körpers, namentlich des Gehirns, während Müdigkeit nur ein subjektives Gefühl ist. Man fühlt sich oft nach einer gut durchschlafenen Nacht morgens anfangs sehr müde, ohne wirklich ermüdet zu sein. Andererseits kann man hochgradig ermüdet sein, ohne sich müde zu fühlen. Nach starker Anstrengung, etwa nach vielstündigem Marschieren, können wir oft nicht einschlafen. Wir müssen also zwischen dem subjektiven Gefühl und dem objektiven Kräftezustand streng unterscheiden. Die wirkliche Ermüdung kann nur durch Ruhe und gute Ernährung beseitigt werden, die Müdigkeit können wir durch Willensanstrengung überwinden.

Man nimmt jetzt an, daß die Ermüdung durch Verbrauch der im Körper vorhandenen chemischen Kraftquellen und durch Bildung giftiger Stoffe bei der Arbeit zustande kommt. Die Folge der Ermüdung ist eine allgemeine Abnahme der Leistungsfähigkeit nach Menge und Güte der Arbeit. „Die Muskelkraft nimmt ab, die Sicherheit der Bewegungen leidet. Die Auffassung der äußeren Reize verschlechtert sich, illusionäre Vorgänge, z. B. Fehler beim Lesen, schleichen ein, der Gedankengang verflacht sich, die gewohnheitsmäßigen Gedankenfolgen werden häufiger, der Ermüdete bewegt sich gern in ausgetretenen Bahnen; die Aufmerksamkeitsspannung läßt nach, die Merkfähigkeit nimmt ab, alles Lernen ist vergeblich, es haftet nichts mehr im Gedächtnis, die Ablenkbarkeit wächst, es tritt Zerstreutheit auf; der Schüler ‚spielt' während des Unterrichts. Bei der fortlaufenden geistigen Arbeit nimmt die Geschwindigkeit und Güte der Leistung ab. Endlich leidet auch die Stimmung; der Ermüdete wird reizbar, übelgelaunt, neigt zu heftiger Reaktion im Ärger und ist weniger Herr seiner Ausdrucksbewegungen; eine gewisse ziellose Bewegungsunruhe tritt bisweilen infolge Wegfalls der zerebralen Hemmungen auf, die namentlich das Einschlafen sehr erschweren kann" (Meumann). Sehr unterschiedlich ist bei verschiedenen Menschen die Ermüdbarkeit. Wenn sie dauernd auffallend groß ist, dann muß auf eine abnorme Veranlagung geschlossen werden, die die normale geistige Entwicklung selbst bei guter intellektueller Begabung gefährdet. Schon daraus erkennt man die Wichtigkeit des Problems der Ermüdungsmessung.

Wie ist nun eine solche Messung möglich? Die experimentelle Pädagogik teilt die Methoden, deren sie sich dazu bedient, in direkte und indirekte ein. Bei den direkten Methoden wird die Ermüdung durch geistige Arbeit wieder durch geistige Arbeit, bei den indirekten wird sie durch irgendeine sekundäre körperliche Begleit- oder Folgeerscheinung gemessen.

Von den Versuchen, mit den direkten Methoden die geistige Ermüdung zu messen, ist wohl der älteste der von Sikorsky stammende. Dieser benutzte zur Prüfung der Ermüdung leichte Diktate aus der Muttersprache, und zwar wurde das erste Diktat vor der ersten Unterrichtsstunde niedergeschrieben, während das zweite um 3 Uhr nachmittags angefertigt wurde. Als Maß der Ermüdung galten die „unwillkürlichen Fehler". Burgerstein ließ zu demselben Zwecke Rechenaufgaben lösen und untersuchte, welche Einbuße die Qualität der Arbeit im Laufe einer Stunde erfuhr. Das Arbeitspensum, eine Reihe von Additions- und Multiplikationsaufgaben, zerfiel in vier Teile; jedes Teilstück nahm 10 Minuten in Anspruch. Zwischen je zwei Arbeitsstücken wurde eine Pause von 5 Minuten eingeschoben, in der die gerechneten Aufgaben gesammelt wurden. Ein ähnliches Verfahren schlug Holmes in Amerika ein. Die Verbindung von Diktatversuchen und Rechenversuchen führte Friedrich ein. Er teilte sowohl die Diktate als auch die Rechenaufgaben in Abschnitte ein, um zugleich ein Bild von dem Verlaufe der Ermüdung in der Prüfungsarbeit selbst zu gewinnen. Er will dabei festgestellt haben, daß die erste Arbeitsperiode die ungünstigste ist, weil die Kinder in ihr noch nicht die nötige Sammlung besitzen, ferner, daß schon in der zweiten Stunde eine Verminderung der Spannkraft der Kinder und eine Steigerung der Ermüdung zu erkennen ist, gleichviel, ob inzwischen eine Pause eingetreten ist oder nicht, und endlich, daß der Nachmittagsunterricht hochgradig ermüdend wirkt. In Amerika und England wird auch die Gedächtnismethode angewandt. Man spricht den Kindern kurze Reihen einsilbiger Zahlwörter mit bestimmter Geschwindigkeit vor und fordert sie auf, unmittelbar nach dem Anhören jeder Reihe nachzuschreiben, was sie behalten haben.

Große Verbreitung und Beliebtheit hat auch in Lehrerkreisen die sogenannte Kombinationsmethode gefunden, bei der die Aufgabe darin besteht, aus verschiedenen, zunächst zusammenhangslosen Satzteilen ein sinnvolles Ganzes herzustellen. In einem Prosatext werden hier und dort einzelne Wörter und Silben oder Buchstabengruppen ausgelassen, so daß also der Text gewissermaßen durchlöchert ist. Jede ausgelassene Silbe ist durch einen Strich angedeutet. Dafür sei hier folgendes Beispiel angeführt: „Nach langem Wand— in dem fremden Lande fühlte ich — so schwach, daß ich — — Ohn— nahe war. Bis — Tode —mattet, s— ich ins Gras nieder und — bald ein, fester als —mals in — — Leben. Als ich erw—, war der Tag längst —gebrochen; die S—strahlen schienen — ganz unerträglich und — —, da ich auf — Rücken —. Ich wollte auf— —, aber sonderbarerweise konnte ich — Glied rühren; ich f— — wie gelähmt. Verwundert bl— ich um mich, da entdeckte —, daß — — Arme und B—, ja selbst meine damals sehr l— und dicken Haare mit Schnüren und Bin— an Pflöcken — —stigt waren, welche fest in der Erde — — usw." Der Schüler hat nun die Aufgabe, in einer bestimmten Zeit, etwa in 5 Minuten, die Lücken möglichst schnell und sinnvoll zu ergänzen. Bei der Berechnung der Ermüdung dient die Anzahl der ergänzten Teile, die Zahl und Art der gemachten Fehler und der übersprungenen Schwierigkeiten als Maß. Unter dem Einfluß der Ermüdung sah man die Fehler zunehmen und die Gesamtleistung abnehmen. Diese Methode hat gegenüber anderen den Vorteil, daß sie interessanter ist, und daß auch die Schwierigkeiten besser abgestuft werden können.

Endlich seien hier von den direkten Methoden auch noch die Ermüdungsmessungen von Kraepelin und seiner Schule erwähnt. Kraepelin benutzt teils den Gang der fortlaufenden geistigen Arbeit selbst, um in dieser den Einfluß der Ermüdung zu erkennen, teils die Wirkung der Pausen auf die geistige Arbeit. Dabei bevorzugt er als fortlaufende Arbeit die Addiermethode. Er legt den Versuchspersonen besondere Rechenhefte vor, in denen in der Regel einstellige Zahlen zu addieren sind; die Arbeitszeit wird in bestimmten Intervallen, z. B. von 10 zu 10 Minuten, markiert, so daß man nach dem Versuch überblicken kann, wie in den einzelnen Abschnitten gearbeitet wurde. Zugleich kann man, da die erholende Wirkung der Pausen mit fortschreitender Ermüdung immer mehr abnimmt, auch diese Wirkung der Pausen auf die Arbeit als Maß für die fortschreitende Ermüdung benutzen.

Soviel über die direkten Methoden der Ermüdungsmessung. Die indirekten messen, wie schon erwähnt wurde, die Ermüdung nicht durch geistige Arbeit, sondern durch irgendwelche infolge geistiger Ermüdung auftretende körperliche Begleit- oder Folgeerscheinungen. Das kann ohne besondere Apparate geschehen, man kann sich dazu aber auch eigens dazu konstruierter Instrumente bedienen. Ohne besondere Apparate kann man z. B. die Zahl und Art der Pulsschläge und der Atemzüge feststellen, die sich unter der Einwirkung der Ermüdung verändern und somit auf diese einen Rückschluß erlauben.

Von den indirekten Methoden, die Instrumente verwenden, ist eine der ältesten die Ästhesiometermethode oder Tasterzirkelmethode oder Raumschwellenmethode. Sie stammt von Griesbach und geht von dem Satz aus, daß die Ermüdung des Gehirns die Empfindlichkeit der Haut herabsetzt. Raumschwelle bezeichnet die kleinste Entfernung zweier gleichzeitig die Haut treffenden punktförmigen Berührungen, die eben noch eine gesonderte Wahrnehmung der zwei Reize ermöglicht. Diese Entfernung erweist sich nun im allgemeinen um so kleiner, je schärfer die Aufmerksamkeit der Versuchsperson ist. Wird durch das Ästhesiometer — so heißt das dabei angewandte Instrument — eine Vergrößerung dieser Entfernung festgestellt, so ist dies ein Symptom einer eingetretenen Ermüdung, deren Maß sich aus der durch das Ästhesiometer zahlenmäßig zu bestimmenden Vergrößerung der Raumschwelle ergibt. — Eine zweite indirekte Methode bedient sich des Dynamometers, mit dem vor und nach einer geistigen Arbeit die Druckkraft der Hand gemessen wird. Er besteht aus einem einfachen ovalen Stahlbogen, der mit der geballten Hand zusammengedrückt wird, und der so geeicht ist, daß man von ihm den Druck, den die Hand ausgeübt hat, in Kilogramm ablesen und daraus auch auf den Grad der Ermüdung schließen kann. — Neben dem Dynamometer findet bei Ermüdungsmessungen auch der Ergograph Verwendung, der so konstruiert ist, daß ein Gewicht mit dem Mittelfinger gehoben werden muß. Der Ergograph stammt von dem Italiener Mosso in Turin. Er ist zur Messung der Herabsetzung körperlicher Arbeit unter dem Einfluß der Ermüdung wohl einer der handlichsten Apparate, die wir bis jetzt haben. — Vielfach wird auch zur Messung der Ermüdung das Sphygmomanometer verwandt, mit dem der Blutdruck gemessen wird. Es steht fest, daß der Blutdruck durch geistige Arbeit herabgesetzt wird; deshalb kann man die Messung des Blutdrucks als ein Mittel zur Feststellung der Ermüdung benutzen. Bei dem Sphygmomanometer, das von dem Italiener Riva Rocci konstruiert wurde, hebt durch Gegendruck komprimierte Luft den Blutdruck im Oberarm auf.

Die experimentellen Forschungen über das Ermüdungsproblem haben schon sehr beachtenswerte Ergebnisse und Winke für die Schulpraxis gezeitigt. Als allgemeines Ergebnis hat man nach Meumann feststellen können, daß wirklich schädliche Ermüdungsgrade durch die Schultätigkeit bei dem Durchschnitt der Kinder nur ausnahmsweise vorkommen. Allerdings gilt dies nur für die Volksschulen. An den höheren Schulen sind dagegen manchmal bei den Schülern Zustände einer gesundheitsschädlichen Ermüdung beobachtet worden. Was nun Einzelergebnisse angeht, so hat sich gezeigt, daß die ganze Organisation des Schulwesens von Einfluß auf die Ermüdung ist. Besonders kommt dafür der Stundenplan, d. h. die Verteilung der Schulfächer an den einzelnen Schultagen und die ganze Schulwoche hindurch in Betracht. Vor allem darf, wenn der Ermüdung vorgebeugt werden soll, der Schulunterricht nicht zu früh beginnen, damit durch ihn den Kindern nicht die Schlafdauer verkürzt wird, denn der Schlaf ist für Kinder das wichtigste, durch nichts zu ersetzende Erholungsmittel. Auch hat sich ergeben, daß die Reihenfolge der Schulfächer für die Ermüdung von Bedeutung ist. Fächer mit hohem Ermüdungswert müssen an den Anfang des Tages gelegt werden; die schwerste Arbeit darf dem Schüler nicht zugemutet werden, wenn er schon durch andere Arbeiten ermüdet ist. Turnen und Singen sind nicht als Erholungsfächer zu betrachten und dürfen deshalb nicht zwischen andere Fächer eingeschoben, sondern müssen an den Schluß des Unterrichts oder auf die freien Nachmittage verlegt werden. Meumann und die Kraepelinsche Schule halten den Ermüdungswert von Turnen, von gymnastischen Fächern und Singen für sehr hoch. In bezug auf die Dauer der Lehrstunden ist zu beachten, daß die volle Lehrstunde für die unterste Klassenstufe unbedingt zu lang ist. Zwischen den einzelnen Lehrstunden sind an allen Schulen zur Erholung der Kinder Pausen notwendig. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die erholende Wirkung der Pausen um so mehr abnimmt, je weiter die Ermüdung fortschreitet. Deshalb können die früheren Pausen kürzer sein, während die späteren länger sein müssen. In den Pausen erholen sich die Kinder am besten, wenn sie in frischer Luft der Ruhe oder einer nicht zu lebhaften Bewegung überlassen werden. Es ist nicht zu empfehlen, die Pausen mit Gymnastik auszufüllen, da durch diese ein neuer Kraftverbrauch eintritt. An den Nachmittagen ist eine starke Zunahme der Ermüdung bei dem Durchschnitt der Kinder festgestellt worden, deshalb ist ein Nachmittagsunterricht als gesundheitsschädlich zu verwerfen.

Dies möge genügen, um zu zeigen, daß die Ermüdungsforschungen für die Schulpraxis schon wichtige Ergebnisse zutage gefördert haben, denen sicherlich noch andere folgen werden. Deshalb haben die Schulverwaltungen und die Lehrer alle Veranlassung, diesen Forschungen ernste Beachtung zu schenken und ihre sicheren Resultate in der Schulpraxis zu verwerten. Damit dienen sie der körperlichen Ertüchtigung der heranwachsenden Jugend, die für diese nach den schweren und entbehrungsreichen Jahren, die hinter uns liegen und für viele noch fortdauern, heute von noch viel größerer Wichtigkeit ist als in normalen Zeiten.

TAGESGESCHICHTE

Immer neue Flieger reizt die Überquerung des Atlantischen Ozeans. So starteten in Detroit (U. S. A.) die beiden Piloten Brock und Schlee mit dem Flugzeug „Pride of Detroit" (Stolz von Detroit) zu ihrem Transozeanflug, dem sich eine Luftreise um die ganze Erde anschließen soll, und landeten am 28. August wohlbehalten auf dem Flugplatz Croydon bei London, nachdem sie lange über Irland gekreuzt hatten, ohne das Land richtig zu erkennen. Am folgenden Tage verließen sie England und langten nach fast achtstündiger Fahrt in München an. Hier wurde den Fliegern ein herzlicher Empfang zuteil. Tags darauf stiegen sie wieder zum Flug in Richtung Belgrad—Konstantinopel—Bagdad auf. — Einen Fokker-Eindecker, „St. Raphael", benutzten die englischen Flieger Minchin und Hamilton, die am 31. August in Begleitung der Prinzessin Löwenstein-Wertheim von Upavon (Südengland) abflogen, mit dem geplanten Ziel Ottawa in Kanada. Sie trafen aber über dem Meere die ungünstigsten Wetterverhältnisse an. Weitere Nachrichten über ihren Verbleib sind nachher ausgeblieben, und so ist anzunehmen, daß sie dem Unwetter zum Opfer gefallen sind.

Die Sachsengruppe des Deutschen Luftfahrt-Verbandes veranstaltete in der Zeit vom 31. August bis zum 4. September den Sachsenflug 1927, einen Wettbewerb der Kleinflugzeuge bis zu einem Gesamtleergewicht von 500 kg. Bevorzugt wurden aber Maschinen unter der 300-kg-Gewichtsgrenze; denn die Veranstaltung dient ja dem Gedanken, ein möglichst billiges Sportflugzeug zu schaffen. Zwanzig Leichtflugzeuge befanden sich am Anfangstage am Start; unter den Bewerbern sind die bekannten Segelflieger Martens, Nehring und Espenlaub. Die erste Prüfung bildete ein Gipfelhöhenflug, mit einer Messung des Brennstoffverbrauchs verbunden.



Ein neuer Versuch des deutschen Films: Das Spiel der Hände.

Linkes Bild: Die Hand eines Mannes (links), der sich von der seiner Frau (rechts unten) entfernt, um den Lockungen der Hand einer anderen Frau (rechts oben) zu folgen. — Rechtes Bild: Gruppenszene aus dem Vasentanz. Die Bewegungs- und Ausdrucksmöglichkeiten der Hand darzustellen, ist die Absicht eines neuen Films, der in Berlin unter der Regie von Miklos Bandy entstanden ist. Das Zueinander der Hände ergibt überaus anziehende Bilder und reizvolle rhythmisch-tänzerische Gruppen und wird von einer fesselnden dramatischen Handlung geleitet. So ist eine Bildfolge von überraschend eindringlicher Wirkung erreicht worden.

Dabei erzielte Petersen auf dem Bäumerschen „Sausewind“ mit 3630 m die größte Höhe. Es folgte darauf die Demontage- und Montageprüfung. Dieser hatte ein Flug vorauszugehen, dann mußten unmittelbar nach der Landung die Maschinen abmontiert und auf den Raum eines normalen Eisenbahnwaggons gebracht werden; nach dem Wiederaufrüsten war ein anschließender Flug von mindestens fünf Minuten Dauer vorgeschrieben. Bei dieser Prüfung durfte jeder Pilot noch drei weitere Hilfskräfte hinzunehmen. Hierauf starteten zwölf Bewerber zu dem Geschwindigkeitsflug, der über eine Strecke von 85 km führte.

In der Nähe von Chamonix (Montblancgebiet) ereignete sich unweit der Bergstation Montenvers auf der Zahnradbahn ein schweres Unglück. Auf nicht ganz geklärte Weise geriet der Zug bei der Talfahrt in eine rasende Geschwindigkeit, so daß die Lokomotive und der vorderste Wagen nach der ersten Talüberführung in eine 15 m tiefe Schlucht stürzten. Durch die Geistesgegenwart des Bremsers des zweiten Wagens, der diesen während der Fahrt vom ersten abkoppelte und zum Halten brachte, wurde ein noch schwereres Unglück vermieden. Die Zahl der Toten beläuft sich auf 22.

Englische und amerikanische Funksprüche brachten die Nachricht, daß der bekannte deutsche Geograph und Forschungsreisende Wilhelm Filchner bei einer Expedition an der tibetanischen Grenze von Lamas ermordet worden sei. Filchner unternahm im Jahre 1900 den berühmt gewordenen Ritt über das „Dach der Welt“, den Pamir. In den Jahren 1903 bis 1905 reiste er in Tibet. Auch auf der deutschen Südpolarexpedition konnte er 1911 bedeutsame wissenschaftliche Ergebnisse erzielen. Eine Reihe von Werken enthielt die Früchte seiner Forschungstätigkeit. Im Frühjahr 1926 hat er dann Deutschland zwecks einer zweiten Expedition nach Zentralasien verlassen.

Mehr als zweihundert Schwimmer beteiligten sich am 31. August in Toronto an dem Internationalen Marathonschwimmen im Ontariosee (Nordamerika). Dabei konnte der deutsche Meisterschwimmer Ernst Bierkötter, Köln, gegen schwerste Konkurrenz den 30000-Dollar-Siegerpreis gewinnen. Er bewältigte die 21 engl. Meilen (=33,79 km) lange Strecke in 11 Stunden 42 Min. 12 Sek.



Manöverleben an der Saale: Reichswehrsoldaten beim Übergang über den Fluß. Die Mannschaften benutzen Gummiboote, neben denen die Pferde schwimmen.



Ernst Bierkötter, Köln, mehrmaliger deutscher Strommeister, der am 31. August in Toronto gegen die Schwimm-Elite der Welt beim Internationalen Marathonschwimmen im Ontariosee überlegen den Sieg errang.



Die Schwimmerinnen begeben sich in ihr Element: Start der Damen bei den Deutschen Strom-Meisterschaften in Frankfurt a. d. Oder am 28. August.



Dr. Wilhelm Filchner, bekannter Geograph und Forschungsreisender, Verfasser zahlreicher bedeutender geographischer Werke, der nach englischen Meldungen bei einer Forschungsexpedition durch Zentralasien von Lamas ermordet wurde.





Vom Sachsenflug 1927 (31. August bis 4. September), dem Wettbewerb für Kleinflugzeuge bis zu 500 kg Leergewicht: Montage-Wettbewerb auf dem Flugplatz Leipzig-Mockau am 1. September: Die neue Demontierungsart eines Messerschmidt-Eindeckers; Abheben des Rumpfes von dem mit den Tragflächen vereinigten Fahrgestell. Rechts: Plombieren des Anzugs eines Piloten vor dem Aufstieg zur Verhinderung einer Gewichtsverringerung nach dem Wiegen.





Gebäudeabbruch mit Motorkraft: Niederreißen der Methodisten-Kirche in Knoxville (Nordamerika). Ein starkes Seil ist um den noch stehenden Gebäuderest geschlungen, ein starker Traktor vorgespannt, und schon stürzt die Herrlichkeit zusammen. — Links: Von der 800-Jahrfeier der Wiederauffindung der Gebeine des heiligen Matthias in Trier am 31. August: Überführung der Hauptes-Reliquie des Apostels Matthias vom Dom nach der im 12. Jahrhundert erbauten St.-Matthias-Kirche in feierlicher Prozession.





Auszeichnung von Wiener Polizeimannschaften für ihre anerkennenswerte Tätigkeit bei den letzten Unruhen: Polizeipräsident Schober beim Dekorieren von Polizisten. — Im Oval: Von der Weltreise des deutschen Kreuzers „Emden", der an der Pazifischen Küste der Vereinigten Staaten von Amerika den Hafen Seattle nahe der Grenze von Kanada anlief: Begrüßung der Besatzung durch eine Abordnung der Stadt Seattle unter Teilnahme zahlreicher Deutsch-Amerikaner.

Menschen im Föhn

ROMAN VON ROLAND BETSCH

(17. Fortsetzung.)

„Bleibe hier!" sprach Golm zu Maria. Sie standen Seite an Seite. Stumm und verwirrt von der Größe dieses seltsamen Spieles. Eine lange Zeit blieben sie so nebeneinander stehen, als ob sie ohne Sprache wären, bis zuletzt Maria sich anschickte, ihrem Vater nachzufolgen. Aber Golm faßte sie bei der Hand und hielt sie zurück. Sie wehrte sich nicht, als sie die Wärme seines Blutes fühlte, war eingeschüchtert von seiner Nähe, die ihr so absonderlich schien und wie unwirkliches Zusammentreffen.

„Geh nicht nach dem Gletscher, Maria!"

Sie hörte die Stimme, und der Klang war fern von ihr. „Was willst du von uns, Werner? Was für ein Leben ist das, in dem wir hier stehen! Mir ist so bange, ich kann es dir nicht sagen. So furchtbar bange ist mir. Warum ist Vater in die Eishöhle? Oh, ich fürchte mich so und weiß nicht, warum!" Beide Hände hielt sie gespreizt gegen den Kopf und schaute sich angstvoll um, als ob ein Verhängnis von irgendwo auf sie zukäme.

„Man soll weder Furcht noch Erstaunen haben, Maria. Das Leben bringt uns Ungeheuerlichkeiten, die unser Hirn nicht fassen und unser Gleichmut nicht ertragen will."

„Was willst du damit sagen? Was hat sich ereignet? Warum sagst du es nicht?"

„Du sollst keine Furcht haben vor dem, was um dich ist, Maria!"

„Oh, mir ist so bange. Vater! Ich will nach Vater sehen. Ich habe eine furchtbare Ahnung!" Sie wollte ihre Hand aus der seinen ziehen, da kam Klaus Dieffenbronner aus der Höhle.

Nein, dies war nicht Klaus Dieffenbronner. Dies war ein Toter, gespenstisch zur Bewegung und zum Schreiten erwacht. Grau wie Erde war sein Gesicht, die Züge eingefallen und die Haut welk. Die Augen weit und glasig aufgerissen, stierte er in das Licht, das ihn empfing, und ging langsam, Schritt vor Schritt, hager aufragend und ohne kreisendes Blut, auf die beiden zu. Nein, dies war nicht Klaus Dieffenbronner! Ein Toter, aufgerüttelt, kam über die Trümmer des Eises.

„Vater!" schrie Maria und warf sich ihm entgegen. Er wankte, als er die Arme um sie schlang. Das Grauen stieg ihm in die Haare. Er hatte ein Gefühl, nun müsse er irrsinnig werden. Zitternd tastete er ihren Körper ab und suchte nach Klarheit und Wachsein. „Wo bin ich?" sprach er und brachte nur ein heiseres Flüstern aus der Kehle. „Bist du es, Maria, die ich hier halte? Sag' mir, daß ich wach bin und nicht träume! Magdalena!"

„Was ist mit dir, Vater? Sag' es mir! Ich ersticke in dieser Ungewißheit!"

Er schüttelte den Kopf und wollte sprechen, aber die Stimme versagte ihm. Er sank förmlich in sich zusammen; wurde wie ein Greis, der in sich zerfällt. „Halte mich, Golm!" Er stieß die Arme hoch und rang nach Luft. Golm faßte zu und ließ ihn langsam auf den Fels gleiten. Dort lag er und schloß die Augen; preßte beide Fäuste gegen die Brust und hielt den Mund geöffnet.

So lag Klaus Dieffenbronner, der Mann, der allein über den Eisgrat der Bellaviga gegangen war. Diese Stunde hatte ihn gefällt. „Ist dies Gnade oder Teufelei?" flüsterte er, und sein Körper wurde schlaff, als ob er am Verlöschen wäre.

Golm hörte des Norwegers Stimme: Wo leben wir? Was sind wir? Er schaute sich nach Maria um; sie war fort. Maria ist in der Höhle, dachte er. Maria steht vor ihrem Spiegelbild. Er wollte sich aufraffen, da fühlte er Dieffenbronners Hand.

„Kein Haß mehr!" sprach der Bergsteiger. „Keine Feindschaft mehr! Gib mir deine Hand, Golm! Wir alle sind schuldlos, und das Land greift über uns hinaus. Einen Augenblick noch liegen, Golm. Nur einen Augenblick noch so liegen!"

Maria ist in der Höhle, zuckte es durch Werner Golms Gedanken. Warm und mit mattem Druck lag Dieffenbronners Hand in der seinen. — — —

Drinnen stand Maria vor der gläsernen Wand. Hochgereckt stand sie und festgesaugt von der mitleidlosen Schwere dieses Anblicks. Alle Umgebung, Wachsein und Leben vergessend, starrte sie in den Spiegel der Zeitlosigkeit. Meine Mutter! ging es wie rasendes Rad durch ihr Denken. Meine Mutter! Dann sank sie um, wie von schwerem Schlag gefällt. Ein Klumpen, tief in Ohnmacht, kauerte sie auf dem Eis. Der Kopf sank gegen die glitzernde Wand.

Da drang Golm in die Höhle. Nicht mehr Mensch, nein, schweifende Kreatur auf der Suche. Mit vorgehaltenem Kopf stieß er in die grün schillernde Dämmerung und hielt Umschau nach Maria. Zuerst sah er die Tote im Eis; verschwommen jetzt und wie zerfließend; streifig auseinandergerissen durch die Brechung der Strahlen.

Dort lag Maria. Er beugte sich nieder und hob sie in seine Arme. Ihr Kopf fiel wie lebloses Gewicht nach hinten, und aus dem Mund kam in schwachen Stößen der warme Atem. Das Gesicht war blutleer und trug die Male des Schmerzes. So hielt Golm sie in den Armen und blieb noch eine Weile stehen, als sei er unschlüssig, was nun mit der kostbaren Last geschehen solle. Fest hielt er sie und im tiefen Innern beglückt; wie Besitz, der ihm nicht mehr genommen werden dürfe. Aber sie hing als leblose Beute in seiner Umklammerung und war fern vom Schlag seines Herzens.

Golm trug sie aus der Höhle. Draußen warf sich ihm das scharfe Licht der Sonne entgegen, die sich dem Eiskamm bei der Parsennspitze näherte. Er legte Maria mitten ins Licht, setzte sich vor ihr nieder und wartete, daß sie erwachen möchte. Da hörte er Schritte im Fels und sah Klaus Dieffenbronner, der näher kam und aufrecht war und von einer unbegreiflichen Kraft durchglüht. Stark stand er da und verwurzelt mit dem Fels; alle Schwäche war mit einem Schlag von ihm gewichen. Riesenhafter Kampf mit sich selbst hatte diesen Menschen aufgerichtet. Er stand da wie ein Bär, breitbeinig und mit gestrafften Schenkeln. Den Rock hatte er von sich geworfen und hielt den Eispickel fest in der Faust.

Er sah seine Tochter, wie sie bewußtlos auf dem Fels lag. Eine Weile blieb er vor ihr stehen und senkte den Kopf, um sie grüblerisch zu betrachten. In diesem Augenblick war sie ihm ein Gebilde, das er nicht verstand. Heute, in dieser Stunde könnte sie der andern Schwester sein, dachte er, und die Vorstellung wuchs zu einem Schatten, der ihn quälte. Er straffte den Körper und sammelte Kraft und Anlauf zu seinem Vorhaben.

„Bleibe bei ihr!" sprach er zu Golm, der immer noch an Marias Seite saß und keinen Blick von der bleichen Starrheit ihres Gesichtes wandte. „Bleibe bei ihr, bis ich zurückkomme!"

„Wohin willst du?" Golm drehte langsam den Kopf.

„Ich habe etwas zu vollbringen, was keinen Aufschub duldet. Ich muß das allein vollbringen. Niemand darf mir helfen!" Er ging in die Höhle.

Golm lauschte scheu in die brütende Stille. Maria regte sich. Er dachte, sie müsse nun erwachen und die Augen aufschlagen. Aber der Segen dieser Ohnmacht war zu tief. Er beugte sich weit vor, brachte sein Gesicht nahe an das ihre und fühlte ihre schlafende Nähe wie eine Blüte.

Sie hört nicht, was ich zu ihr sage, überlegte er und flüsterte ihr die vergrabene Sehnsucht seines Herzens zu; war selbst verwirrt vom bunten Farbenspiel dieser Szene und wurde fast wie ein Kind in seinem törichten Stammeln. „Du darfst mich nicht mehr verlassen, Maria! Ich kann nicht weiterleben, wenn du dich von mir abwendest!" Mit der Hand fuhr er über ihre Stirn. Schläge drangen an seine Ohren. Welcher Klang? Pickel, der in das Eis fuhr. Vertrauter Klang. Schlug jemand eine Trasse in den glitzernden Hang? „Ein Band schlingt sich um uns beide, Maria. Du darfst mich nicht verlassen!" Torheit, was er sprach; sie hörte ihn nicht. Sinnlosigkeit. „O Maria! Ich will alle Schuld abtragen; ich habe nicht das Schlechte gewollt. Firn und Höhe und Gipfel sind mir heilig. Wende dich nicht ab von mir!"

Corneliens Bild zog wie zerrinnender Nebel in ihm auf. Ach, sie war fern. Oh, wie fern war Cornelie! Anderer Stern, auf dem sie lebte. Er tötete dies schattenhafte Gedenken.

Die Schläge erklangen unaufhaltsam. — Keine Trasse, durchfuhr es Golm, kein glitzernder Hang. Dieffenbronner in der Höhle. Er schlägt die Tote aus dem Eis. Grünes Glas zersplitternd, dringt er vor zu der Tänzerin.

„Maria, wenn du deine Augen öffnest, will ich dir sagen, daß ich dich immer geliebt habe. Aber ich bringe es nicht über die Lippen, wenn du mich anschaust. Ich will es dir sagen, wenn du schläfst: Maria, ich liebe dich! Ich liebe dich, Maria!"

Ohne Ende die hellen Klänge des Pickels. Er schlägt die Tote aus dem Gletscher! Golm sah das Bild. Der Mann, vor der Eiswand stehend und den Pickel in den Fäusten; langsam, mit wuchtigen Schlägen vordringend zu dem starren Gebilde. Dann würde sie ihm entgegensinken, kalt und spröde. Steinartige Materie von einer jugendlichen Anmut, die grauenhaft war. Leblosigkeit, die kein Hirn zu fassen vermochte.

Ich bin schuld, daß dies alles ist, ging es ihm durch den Sinn. Er versuchte, zurückzudenken, aber die Vergangenheit dehnte sich maßlos, denn die Gegenwart, in der er stand, fraß alle Erinnerung auf. Diese Stunde, so schien ihm, füllte fast sein Leben aus.

Horch, die Schläge!

„Nie, in tausend Jahren nicht, werde ich diese Schläge vergessen."

Jetzt erwachte Maria; sie wurde emporgerissen aus dem Strudel. Weit und von Angst erfüllt waren ihre Augen geöffnet. Er sank über sie und brachte ihren Namen stoßend über die Lippen.

„Maria! Maria!"



BÜCHERSTÄNDE AM SEINE-KAI BEI DER NOTRE-DAME IN PARIS

FARBIGE RADIERUNG VON MAX POLLAK

Sie wollte sich wehren gegen ihn, weil sie doch nachdenken mußte, was Fürchterliches vor ihrer Seele stand. Es zuckte auf in ihr, plötzlich und von jagender Angst verfolgt. Und es war ihr, als ob hier ein Geborgensein wäre, als ob diese Arme, die über ihr lagen, sie schützen könnten vor der Nacht, die sie umklammern wollte. So hing sie sich an ihn, wurde willenlos und voll Hingebung, und während sie seine Nähe fühlte, brach ihre Liebe wie ein Quell aus ihrem Innern. „Verlaß mich nicht, Werner! Es ist alles so entsetzlich um uns."

Ihre Küsse waren Brand, den die furchtbare Größe des Ereignisses entzündet hatte; sie waren Ausbruch glühender Masse; jagendes Blut, durch nichts mehr einzudämmen. Gespenst und Schatten, Todesangst und sinnloses Grübeln hatten dieser verschlossenen Liebe alle Pforten geöffnet. Jetzt stand die Welt in Flammen.

Die Dämmerung breitete die Flügel. Über Kämme und Grat brach es gelb leuchtend herein. Südwind kam auf. Der Firn färbte sich in der Glut des Abends, und im Gletscher wurden die Schattentiere wach. Hier aber stand die Welt in Flammen.

Maria schrak hoch. Sie sprang auf, die Haare wirr in der Stirn und die rote Blüte des kreisenden Blutes im Gesicht.

Golm noch an der Erde; niedergerissen und betäubt.

„Vater!"

Er kam aus der Höhle. Langsam und wie ein Traum am Tage.

Vom Schein des Abends umflossen, trat er vom Eis auf den nackten Fels. Starr noch und von blitzenden Kristallen überhaucht war die Tote, die er auf den Armen trug.

XXIII.

Das Land war in Aufruhr, die Sprengung in aller Munde. Unaufhörlich kamen Fremde angereist, um die Wirkung des Dynamitkampfes mit eigenen Augen zu sehen. Die Gletscherstation glich in diesen Tagen einem Heerlager. Sie übernachteten im Freien. Zelte waren aufgeschlagen und Baracken roh gezimmert. Aber die Baustellen waren abgesperrt; denn noch wußte man nicht, ob die Bewegung des Berges zum Stillstand gekommen war.

Bis in die späte Nacht hinein saßen die Ingenieure und Geologen zur Beratung zusammen. Wo war denn Werner Golm? Sie hielten Umschau nach ihm; sie fragten nach ihm. Werner Golm war nicht da. Einige Italiener waren bei ihm gewesen; sie wußten, daß ihm nichts zugestoßen sein konnte. Die Italiener hatten ihn gleich nach der Sprengung verlassen und waren ins Tal gegangen. Der Ingenieur war am Gletscher geblieben. Vielleicht hatten ihn interessante Beobachtungen bei den Sprengstellen noch aufgehalten. Man sprach über ihn; lobte seine mutige Tat und die zähe Ausdauer, mit der er das Werk durchgeführt hatte.

Die Fachleute hatten noch keinen Überblick über den Umfang der Minensprengung. Sie wußten nur, daß die Berechnungen weit übertroffen waren, und daß der Berg in seinen Tiefen erschüttert worden war. Im Hochwald bei der steinernen Halde hatte sich ein breiter Riß gebildet; dieser Spalt, harmlos ausschauend, drang bis ins Tal hinab. Er war nicht breit. Erde war gerissen, Gelände hatte sich gesenkt, und in einer Mulde unterhalb der Kraftstation waren Bäume aus den Wurzeln gehoben worden. Die Geologen schüttelten die Häupter. Es ließ sich noch nichts sagen, aber am kommenden Tag mußte das Gelände eingehend untersucht werden, wobei die Herren nicht zweifelten, daß man auf mancherlei Überraschungen stoßen könne.

Vor Schluß der Sitzung traf noch eine abenteuerliche Nachricht ein. Ein Arbeiter, jener junge rothaarige Sprenger mit den Sommersprossen im Gesicht, brachte sie ins Tal. Er kam spät abends noch vom Einödhof herunter und verkündete, oben im Wald habe sich ein regelrechter Tobel gebildet, und dort breche Wasser aus. Das Wasser sei warm und habe einen merkwürdig brenzligen Geschmack. Und es sei nun bald so weit, daß der Berg mit Feuer, Wasser und Dampf über das Großstadtgesindel käme und alle vernichten würde. Diese Ausdrücke schmeckten nach Zacharias Job. Es war dies ganz seine verbissene Art, zu reden.

Der unreife, rothaarige Bursche kam wohl von Zacharias Job? Was wollte er bei dem alten Bergführer im Einödhof?

Richtig, Job lag seit einigen Tagen im Bett. Es kroch ihm ans Herz; die Luft blieb ihm fort. Er hatte sich in seine Höhle verkrochen wie ein Murmeltier. Und wenn ihn jemand besuchte, dann wurden seine Augen glänzig, dann bauschte er das gewürfelte Deckbett und bildete, halb kindisch geworden, die Form der Berge in dem schmiegsamen Federmaterial. Baute Viertausender auf und fuhr mit dem Finger langsam und bedächtig die Anstiegrouten hinauf, bei jeder Traverse, bei jedem Stemmkamin und bei jedem Couloir verweilend und die Schwierigkeiten des Begehens umständlich erklärend. So weit war es mit Zacharias Job. Er lag auf dem Rücken, und um ihn lastete die Düsternis seines niedrigen Zimmers. Es kroch ihm ans Herz. Gott steh' ihm bei! Hatte er nun zuletzt noch Freundschaft mit dem rothaarigen Sprenger geschlossen? Unbegreifliche Marotte des Alten, den der Haß niedergerissen hatte. Vielleicht brach ihm das Herz. War er nicht töricht genug?

Der Rothaarige mit den Sommersprossen und mit der eingedrückten Nase brachte die Kunde vom neuen Quell ins Tal. Es wurde darüber eifrig gesprochen. Einige wollten in der Nacht noch hinauf. Hatte sich eine unterirdische Wasserader geöffnet? Waren Spannungen der Tiefe gelöst worden, und fraß sich die Sprengung weiter in die Erde, als man voraussehen konnte? Man stand vor Enthüllungen. Die Geologen hatten eine schlaflose Nacht.

Wo war Werner Golm? Direktor Achstetter wurde von Unruhe gepackt. Sonst nüchtern und von gesunder Stumpfheit der Nerven, zeigte er eine zerstreute Nervosität. Von einer kribbelnden Ruhelosigkeit getrieben, lief er umher wie auf der Suche nach etwas, das er selbst nicht kannte, das aber einen unerklärlichen Druck auf ihn ausübte. Interessant, diesen gesetzten, schwerblütigen Mann nervös zu sehen. Er ging in die Arbeiterbaracken, gab unverständliche und zwecklose Anweisungen; kontrollierte selbst die Posten bei den Sperrlinien und stieg dann zur Kraftstation hinauf. Dort trat er in den strahlend beleuchteten Maschinensaal und stellte sich vor das Messinggitter, hinter dem die Generatoren sangen. Beim Klang der tobenden Rotoren wurde ihm leichter. Er ging zu den Peltonrädern und hörte in das rauschende Arbeitsgeräusch hinein. Umgeben von summender Materie und vom rauschenden Chorgesang, aus dem die Leistung von zwanzigtausend Kilowatt geboren wurde, vergaß er halb die Zwecklosigkeit seines Hierseins und beobachtete interessiert die Schwankungen der Öldruckservomotoren. Gebändigte Wassermassen schossen durch Leiträder in die scharfen Peltonschaufeln; riesige Kegelräder drehten sich und warfen die urhafte Kraft des Wassers in die Generatoren. Organismus aus Stahl, bewegtes, rasendes Wundergebilde mathematischer Gesetzmäßigkeit. Das Tier Materie in Fesseln. Meisterdressur.

Wo war Werner Golm? Achstetter trat wieder in die Nacht und ging nach dem Stationsgebäude. Es war dunkel; kein Licht brannte. Das Fenster von Golms Zimmer war verschlossen, war wie eine Höhle, aus der die Ungewißheit gähnte. Er ging hinauf und klopfte. Als keine Antwort kam, drehte er den Schlüssel um und trat in den muffigen Raum. Hier war wochenlang kein Fenster offen gewesen. Es roch wie Gruft. Auf dem Schreibtisch lagen Briefschaften gehäuft. Auch eine Nachricht von Cornelie. Achstetter nahm den Brief in die Hand und schaute auf die schmalen, etwas langweiligen Schriftzüge. Der Brief war aus Tromsö. Was mochte er enthalten? Die Unsicherheit lastete schwer auf dem Mann, der sich sonst nicht mit psychologischen Spitzfindigkeiten abgab. War er selbst vielleicht die Ursache, daß dieser Brief hier lag? Hatte er nicht im stillen seine Tochter aufgereizt und veranlaßt, eine längere Reise anzutreten?

Trennung tötet! hatte einmal irgendein pessimistischer Philosoph gesagt. Achstetter wußte nur nicht, welcher. Dieser Ausspruch aber traf die Wahrheit. Trennung tötet. Cornelie und Golm waren ein Paar, das nicht recht zusammenpaßte.

Er holte tief Atem und legte den Brief zurück. Dann ging er zum Fenster, öffnete und schaute in die weite Nacht. Die Generatoren sangen; aber ihr Lied war jetzt fern und wie Nachtwind im Geäst.

Wo war Werner Golm? Vielleicht hatte ihn der Berg erschlagen!

XXIV.

Werner Golm schritt hinter der Bahre. Einsamer Zug kam über den Fels, aus dem Schlund der Nacht geboren. Sie brachten die Tote ins Tal. Maria trug eine Fackel, deren qualmende Flamme die düstere Gruppe beleuchtete. Fünf Stunden waren sie unterwegs über die Steilhänge. Geröll polterte in die Tiefe. Auf dem verwüsteten Kar rauschten Steinlawinen durch die Rinnen. Jedes Geräusch war doppelt laut und aufdringlich in der totenhaften Ruhe dieser Nacht.

Sie sprachen nicht, waren ganz von trauriger Einsamkeit umflossen. Jetzt lag der Hochwald unter ihnen; er war schwarz und undurchdringlich. Wie Hammerschläge klangen die Nagelschuhe auf dem Fels. Dann verstummten auch sie. Die oberen Matten kamen, mit ihrem strähnigen, ausgedörrten Gras. Latschenkiefern krochen am Boden hin. Die erste Zirbel stand schattenhaft auf Vorposten. Der Hochwald wuchs aus der Tiefe und war vollgesaugt mit Nacht und schlafender Düsternis.

Die Welt ist gestorben, dachte Werner Golm, aber sein Denken war unklar und krank von der Fülle unbegreiflicher Ereignisse. Die Welt ist tot. Wir sind die Überlebenden; wir tragen das Kainszeichen ewiger Ruhelosigkeit. Gott ist unendlich fern von uns.

Alte Tannen stiegen hoch, hoben sich immer gewaltiger vom Boden, als ob sie, bisher kniend, sich nun zu ihrer vollen Größe aufrichten würden, um den stillen Zug zu empfangen. Aber auch sie waren ohne Leuchten und blind von Schlaf und Traum. Gelbes Lichtauge stand plötzlich im Schwarz der Nacht, war kränklich und matt und von den zuckenden Flammenwellen der Fackel überstrahlt.

„Wir sind bald im Tal!" sprach Werner Golm und wunderte sich, weil seine Stimme so laut in die Nacht stieß.

Dieffenbronner schaute sich flüchtig um. „Der Einödhof! Laß uns dort einen Augenblick rasten, Golm! Job wird erstaunt sein, wenn er die späten Gäste sieht."

Im Hinübergehen sahen sie eine Gestalt über die Alm gehen und eilig im Wald verschwinden. Golm wollte rufen, aber er fürchtete sich vor seiner eigenen Stimme. Sie blieben stehen und lauschten eine Weile in die Stille. Im Wald knackten Äste. Jemand stieg über die Halde hinunter ins Tal.

„Er kam aus Jobs Haus!" sprach Dieffenbronner.

„Warum verbirgt er sich?" Golm dachte einen kurzen Augenblick darüber nach. Sie kamen zum Haus und setzten die Bahre ab.

Dieffenbronner griff die Klinke und öffnete langsam die Tür. „Wartet hier, bis ich zurückkomme." Er ging durch den dunklen Flur, sah den schmalen Lichtspalt und trat ins Zimmer. (Fortsetzung folgt.)

GEORG GELBKE
EIN MALER DES SPORTS

Nicht, weil heute Sport Trumpf ist, malt Georg Gelbke Sportbilder. Schon auf der Dresdner Akademie waren Gelbkes Modelle badende, kugelstoßende, tauziehende Jünglinge. In diesen Lernjahren gewann er die sichere Grundlage im Erfassen der ruhenden Form. Dann lockte Paris. Impressionistische Schulung lockerte die Hand und machte





Rugby-Gruppe.
Links: Handballszene.
Unten links: Moment aus einem Hockeyspiel.





Hockey-Torwart.



Reichswehr-Sportler.

das Auge treffsicher im Erhaschen des Augenblicklichen. Das Flüchtige der Erscheinungen zum Verweilen zu zwingen, ward fortan des Künstlers Hauptproblem. So führten innere Gründe zu den Sportdarstellungen. Die sehnigen und muskulösen, hart durchtrainierten Gestalten von Boxern, Ringern, Fußballern, Golfspielern, Ruderern, in Luft und Sonne gebadet, werden gemalt im Augenblick des Ausruhens, lieber noch in den mannigfachen Kampfphasen. „Abmalen" läßt sich das nicht. Dazu gehört blitzschnelles Erfassen und ein die wechselnden Eindrücke aufspeicherndes Formgedächtnis, ein nie irrendes Empfinden für den fruchtbaren Moment und die sichere Hand, die das flüchtig Erspähte und im eigenen Körpergefühl Nacherlebte festzuhalten vermag. Erstaunlich ist's, wie Gelbke schließlich das Zufällige und Zerflatternde der Kampfvorgänge zu bildmäßiger Komposition zu zwingen weiß. A. Grafe.



Bahrtuchschild der Regensburger Fischerzunft. Goldhochstickerei von 1630.

Bayerische Zunft=altertümer.

Aus der Ausstellung des „Bayerischen Handwerks" in München



Bahrtuchschild der Regensburger Schlosser-, Uhrmacher- und Büchsenschmiede-Zunft. (17. Jahrhundert.)

Von der Macht und der Bedeutung der Zünfte, dieser teils politisch, teils wirtschaftlich gerichteten Bündnisse der deutschen Handwerker alter Zeit, gibt eine Vorstellung ihr hartnäckiger Kampf mit den Patriziern um die soziale Vormachtstellung. Das Handwerk hat im mittleren und späteren Mittelalter und, wenigstens in beschränktem Maß, bis ins 18. Jahrhundert hinein geblüht, es hat, nachdem Deutschland ein Städteland geworden war und der Bauernstand immer mehr an Geltung und Bedeutung verloren hatte, zusammen mit dem Handel das alte Kulturbild Deutschlands bestimmt.

Wenn man durch die Bayerische Handwerks-Ausstellung, die gegenwärtig in München, in den schönen Ausstellungshallen droben auf der Theresienhöhe, stattfindet, bedachtsam schreitet und auch in die kleineren Kabinette eintritt, so sieht man sich plötzlich in einen Saal der Porträte versetzt: es sind weltberühmte deutsche Handwerker und Handwerkersöhne, eine wahrhaft stolze Phalanx des Standes, die klar und eindeutig bekundet, welch hohe sittliche und geistige Werte, wieviel Begabung und Talent der Handwerkerstand in seinen Reihen aufzuweisen hatte, welch hervorragende, über alles Maß prächtige und charaktervolle Menschen aus seinen Reihen hervorgegangen sind.

Aber noch ein anderes Zeugnis spricht für das Handwerk, für die Zunft, für die Innung: das sind die Handwerks- und Zunftaltertümer, die gleichfalls auf dieser Ausstellung, und zwar in ihren historischen Abteilungen, reich und anschaulich vertreten sind. Da stehen natürlich die alten Reichsstädte mit ihren bürgerstolzen und leistungsfähigen, wohlhabenden und kunstfreundlichen Zünften obenan, vor allem Nürnberg, das denn auch aus der Sammlung der Zunftaltertümer des Germanischen Museums die schönsten und



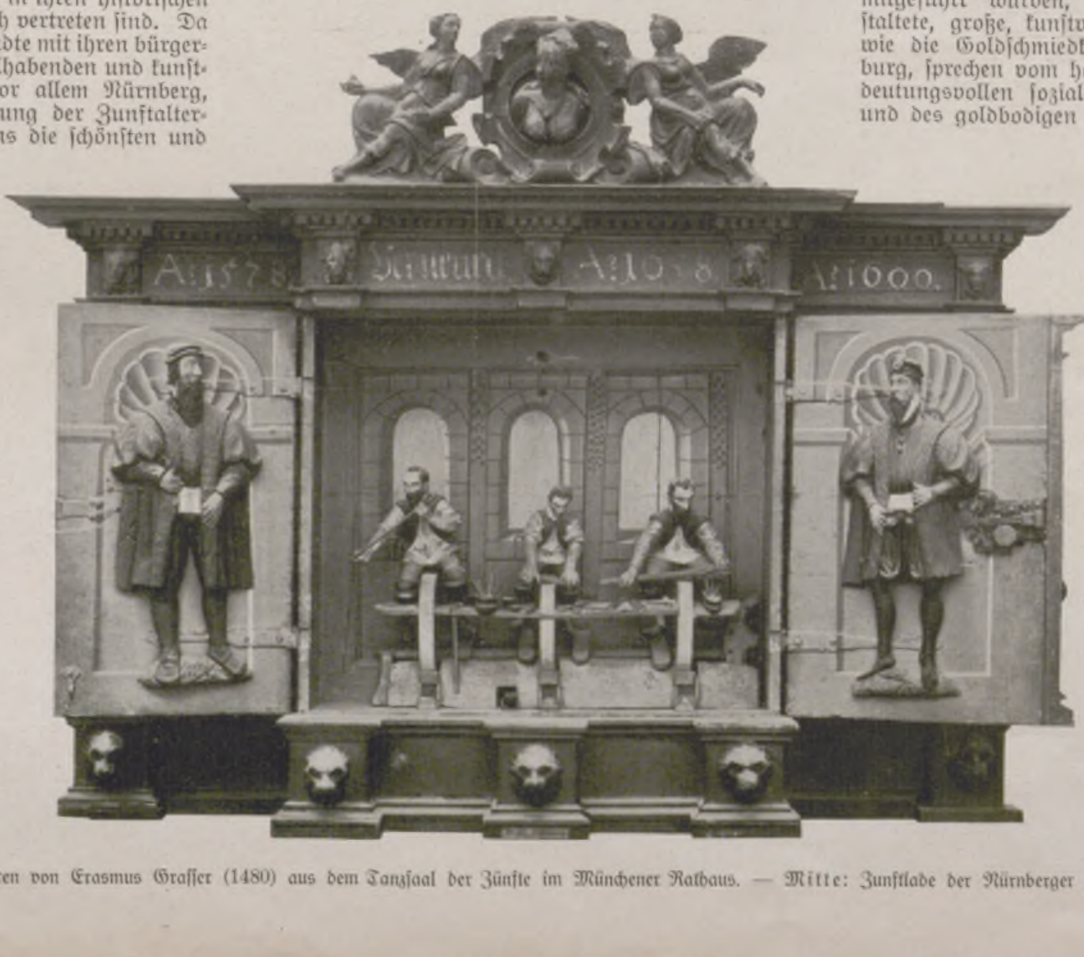
Flügellade der Nürnberger Meistersinger. (1623.)

interessantesten Beiträge zu dieser Ausstellung gegeben hat. „Verachtet mir die Meister nicht", so scheint jedes der Handwerksaltertümer zu sprechen, und damit ist auch Hans Sachsens Name ungerufen da, der uns aus dem ergreifenden Altersbildnis des Andreas Herneisen so lebensvoll anblickt, und dessen Geist weiterlebt in der gemütvollen Flügellade der Nürnberger Meistersinger, die der Schreiner Jakob Schneider und der Maler Franz Hain im Jahre 1623 schufen. Und solcher „Laden", der profanen Flügelaltäre der Zünfte, wie man sie benennen möchte, gibt es gar viele. Die Steinmetzen haben sich als biblische Episode den Turmbau zu Babel, die Zimmerleute die Arche und als Schutzpatron den heiligen Joseph erwählt, und so fehlt es bei diesen Gerätschaften nirgends an beziehungsreichen biblischen und weltlichen Anspielungen. Am liebsten zeigt man auf Zunftbechern in Gravierungen oder in plastischen Darstellungen, ebenso bei den Tischzeichen, die in der Zunftstube oder über dem Kneiptisch in dem Stammlokal der Zunft aufgehängt sind, die Werkzeuge, deren man sich bedient, den Hammer, das Beil, die Schere, das Bügeleisen, die Axt, das Weberschiffchen, oder die Gegenstände, deren Anfertigung Sache des betreffenden Handwerks ist; ja, man sieht sogar, wie bei dem Tischzeichen der Münchner Glaser oder der Lade der Nürnberger Schleifer, die Figuren der Werkleute selbst, im Fall des Münchener Glasers eine entzückende plastische Miniatur mit den Handwerksinsignien.

Und groß und ernsthaft steht dann wieder neben solchen Scherzstücken der Handwerkerstand da in seinen Beziehungen zur Kirche: nicht nur die Zunftembleme auf alten Bahrtüchern, wie sie die Regensburger Handwerker zeigen, nicht nur Zunft-Vortragsstangen, die bei den Prozessionen mitgeführt wurden, sondern auch meisterhaft gestaltete, große, kunstvolle Altäre und Zunftkapellen, wie die Goldschmiedkapelle bei St. Anna in Augsburg, sprechen vom hohen Kunstsinn und von der bedeutungsvollen sozialen Stellung der alten Zünfte und des goldbodigen Handwerks.

Georg Jacob Wolf.







Links und rechts: Maruskatänzer-Figuren von Erasmus Grasser (1480) aus dem Tanzsaal der Zünfte im Münchener Rathaus. — **Mitte:** Zunftlade der Nürnberger Messer- und Scherenschleifer. (1578.)





Vortragsstangen der Münchener Zünfte. (Rokoko.)

Links oben:

Zunftzeichen der Drechsler-, Kamm- und Schirmmacher von Landshut. (Biedermeierzeit.)



Tuchmacher und sein Geselle bei der Arbeit. Gemälde aus der Schule des Hans Schäufelin. (Nördlingen, um 1520.)



Flügellade der Nürnberger Steinmetzen aus dem 17. Jahrhundert.



Tischzeichen der Münchener Glaserinnung. (Anfang des 19. Jahrhunderts.)

Zunftzeichen aus der Ausstellung des Bayerischen Handwerks in München.



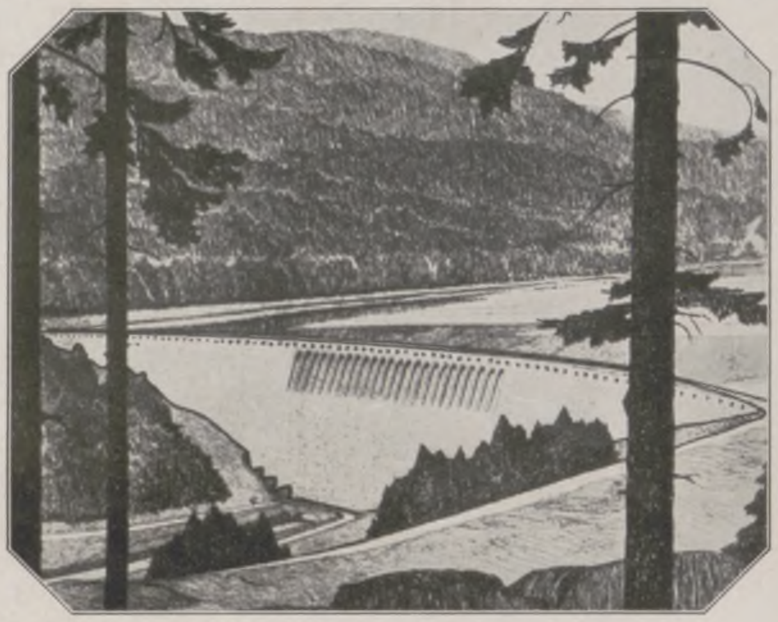




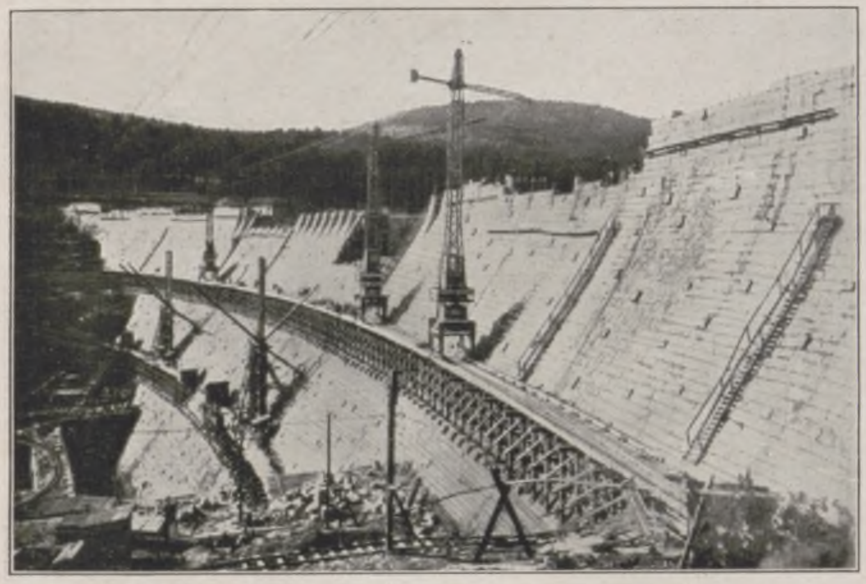
Links: Zunftstein der Metzger in Kaufbeuren. (1452.) — Mitte: Lederschuh des Bavaria-Riesenstandbilds. Meisterwerk von etwa 2 m Länge, angefertigt von der Münchener Schuhmacherzunft, 1850. Rechts: Zunftzeichen der Münchener Weber. (Anfang des 19. Jahrhunderts.)

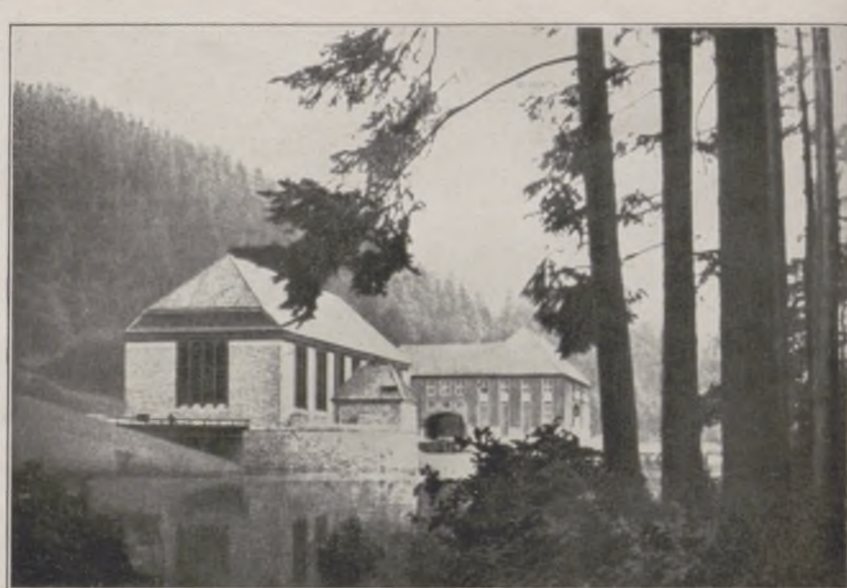
EINE GROSS-WASSERKRAFTANLAGE IM SCHWARZWALD
DIE SCHWARZENBACH-TALSPERRE UND DAS MURGWERK

Wenn die überall sich einnistende Industrie auch manchmal einen bösen Mißton in die Stimmung des Landschaftsbildes hineingetragen hat, so ist durch die Anlage des Schwarzenbachwerks dem wundersamen Schwarzwaldzauber mit seiner märchenhaften Romantik sicherlich nichts genommen worden. Von dunklen Tannen und hohen Buchen bewacht, liegt wie ein Diamant im Sonnenglanz der weite Stausee da, groß und erhaben, von dem man sich nur schwer loszureißen vermag. Es ist meisterhaft gelungen, der äußeren Erscheinung der neuen Bauwerke die Ausdrucksform zu geben, die ihrer Größe und Bedeutung entspricht und dabei in gutem Einklang mit dem landschaftlichen Charakter des Murgtales, einer der schönsten Gegenden Badens, steht. So fand der herrliche Schwarzwaldgranit bei der Herstellung der Bauwerke in weitestem Umfange Verwendung. Der dunkel gehaltene Mauerputz wird seiner Aufgabe, den Übergang zu der ernsten und monumentalen Natur zu finden, in bestem Maße gerecht. Wohl ist durch die Errichtung des Kraftwerkes der Verlust einer landschaftlichen Schönheit zu beklagen, nämlich der „Heiligensäge“, eines alten Sägewerks, dafür sind aber neue, nicht minder eindrucksvolle Werte entstanden.



Die Schwarzenbach-Talsperre, eine gewaltige Mauer von 380 Meter Länge und 67 Meter Höhe, wurde unter Verwendung neuester technischer Hilfsmittel als erste Anlage dieser Art in Gußbeton mit Felsblockeinlagen ausgeführt und in der außergewöhnlich kurzen Zeit von zwei Jahren fertiggestellt. Man bediente sich hier zum ersten Male der fahrbaren Turmdrehkrane, die bei wachsender Mauerhöhe auf besondere Fahrgerüste gestellt wurden und die zu verbauenden Felsblöcke aus dem Talgrund an die Verwendungsstelle brachten. Zwecks Gewinnung des Bausteinmaterials waren umfangreiche Sprengarbeiten erforderlich, die zum Teil mit festem Sprengstoff, zum Teil erstmalig mit flüssigem Sauerstoff, sog. Sprengluft, ausgeführt wurden. Die letztere Sprengart stellt ein gänzlich neues, bedeutend billigeres Verfahren dar, bei dem vor allem jegliche Sicherheitsmaßnahmen fortfallen, da der Sprengstoff erst an der Verwendungsstelle selbst hergestellt werden kann.







Oben:
Blick auf die Schwarzenbach-Talsperre

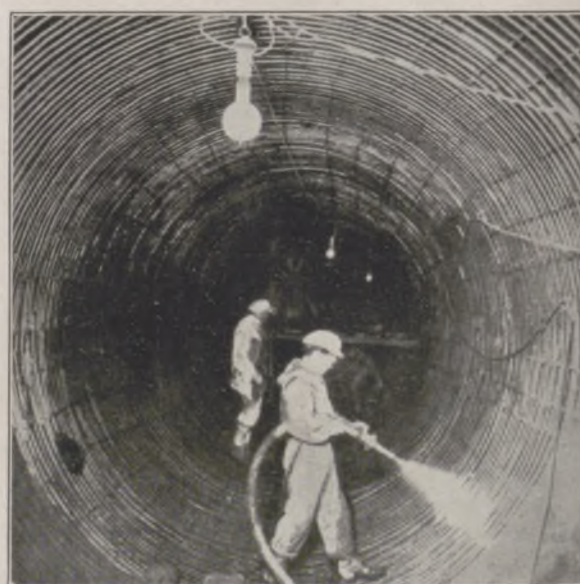
Mitte links:
Die Staumauer im Bau. Riesige fahrbare Turmdrehkrane heben die zu verbauenden Granitblöcke aus dem Talgrund auf die Mauer.

Mitte rechts:
Das Murgwerk, das Turbinenhaus der Schwarzenbach-Talsperre.

Links nebenstehend:
Durch Granitfelsen getriebener Stollen, der das Stauwasser ins Turbinenhaus leitet.

Rechts nebenstehend:
Aufspritzen einer Zementschicht auf die mit Eisenstäben verstärkten Tunnelwände zur Erhöhung der Wasserdichtigkeit.

Im Oval:
Wie das Steinmaterial gewonnen wurde: Bohren der Sprenglöcher für die Aufnahme der flüssigen Sprengluft.





Das Murgwerk, eines der größten Wasserkraft-Elektrizitätswerke Deutschlands, hat durch die unlängst vollendete Schwarzenbach-Talsperre und die zugehörige Kraftanlage eine außerordentlich wertvolle Ergänzung erfahren. Nicht weniger als 40 Städte und Gemeinden beziehen von diesem Unternehmen, dem Badenwerk, als Großabnehmer elektrische Kraft zur Belieferung weit ausgedehnter Bezirke. 120 Millionen Kilowattstunden können heute den Verbrauchskreisen zugeführt werden, was einer jährlichen Ersparnis von 9000 Eisenbahnwagen Kohlen entspricht.

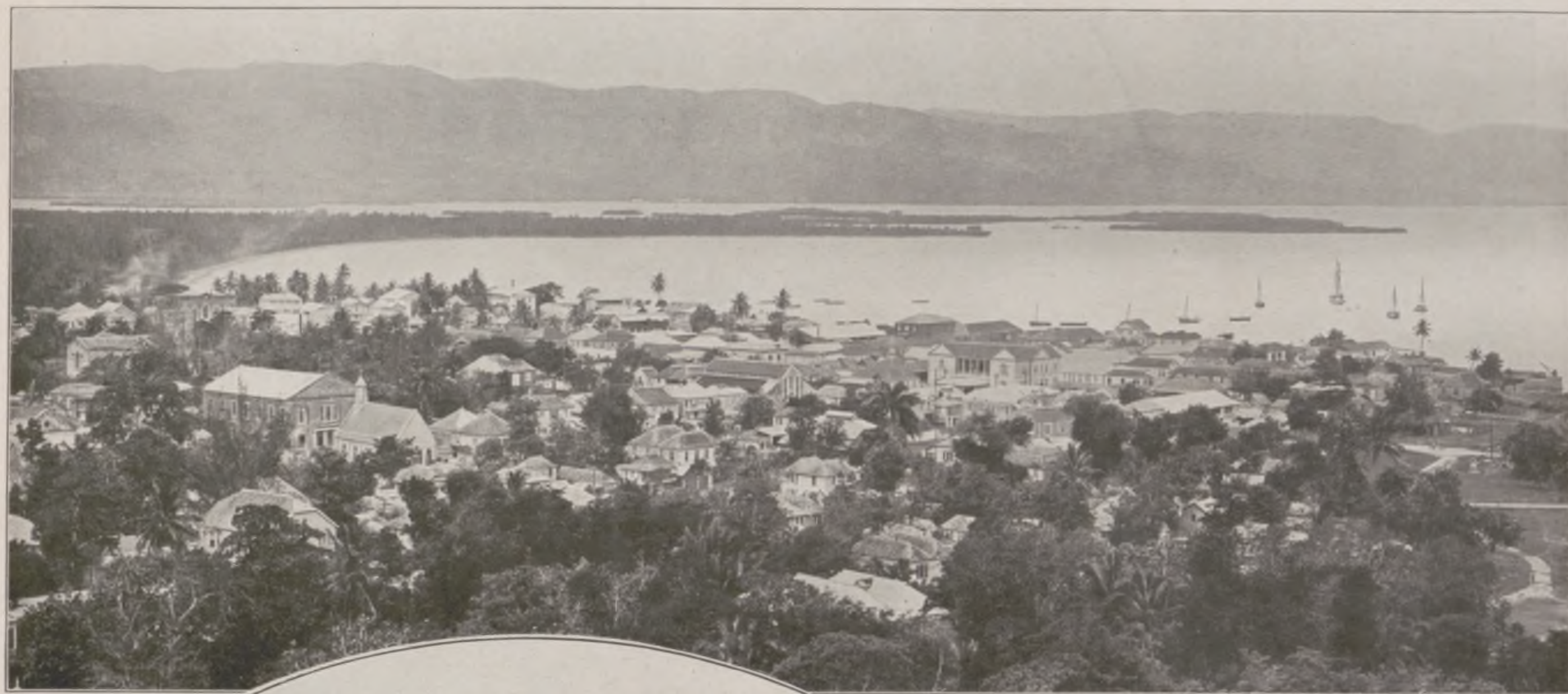
Um das Wasser der Schwarzenbach-Talsperre in das 350 Meter tiefer liegende Turbinenhaus leiten zu können, wurde tief unter der Erde durch Granitfelsen hindurch ein Tunnel getrieben. Die Seitenwände dieses unterirdischen Kanals kleidete man zur Abwehr schädlichen Wassereindrangs mit einem dicken Betonmantel aus und spritzte darauf noch eine wasserdichte Zementschicht.

Die beim Murgkraftwerk ausgenutzte Fallhöhe des Wassers ist die größte in Deutschland; ebenso stellen die Turbinen mit je 27000 PS unsere größten Wasserturbinen dar. Der im Turbinenhaus erzeugte Strom wird vom Schalthause aus durch eine 100000-Volt-Leitung in die Transformatorenstation bei Mannheim geleitet, kreuzt dann den Rhein und findet endlich Verbindung mit dem Leitungsnetz der Pfalzwerke. Fritz Nellißen.



Ruhe und Luft als Gesundungskräfte: Auf dem Liegeplatz im Kurpark zu Kissingen. Zeichnung von Rudolf Lipus.

Jamaika, die Rum- und Bananen-Insel



Montego an der gleichnamigen Bucht.



An der Nordküste Jamaikas: Typische, direkt am Ufer sich hinziehende Automobilstraße.

Die im Norden der Karibischen See 150 km südlich von Kuba gelegene, 11525 qkm große Insel Jamaika zählt etwa 900000 Einwohner. Bei einer Länge von 225 km variiert sie in der Breite zwischen 28 und 60 km. Sie wurde 1494 von Kolumbus auf seiner zweiten Reise entdeckt und blieb 160 Jahre in spanischen Händen, bis die noch heutigen Besitzer, die Engländer, in der Zeit von Cromwell „captured it“.

Die heute den weitaus größten Prozentsatz der Bevölkerung bildenden Neger waren schon in der Spanierzeit als Sklaven zur Bearbeitung der Zuckerplantagen importiert worden, zumal die Urbevölkerung der Insel bereits 1558 völlig ausgerottet worden war. Auch die wertvolle Zuckerpflanze wurde erst von den Spaniern eingeführt, und noch heute sind Zucker und Rum neben Bananen die Haupthandelsartikel Jamaikas.

Jamaika und Rum sind zwei kaum zu trennende Begriffe, kein Wunder, da der auf der Insel hergestellte Rum von geradezu hervorragender Qualität ist. Nur wer die beste Qualität hier selbst probierte, hat einen Begriff von seinem hervorragenden Aroma. Dieser 75- bis 80prozentige Rum ist in Europa fast unbezahlbar und so gut wie unbekannt. An Ort und Stelle kostet eine Flasche besten Rums etwa 8 Mk., Zoll in Deutschland etwa 10 bis 12 Mk., dazu kommen noch die Versand- und Transportspesen, so daß solch „erstklassiger Rum“ kaum unter 30 Mk. je Flasche zu haben sein wird.

Nachdem das Zuckerrohr durch Walzen gepreßt und so der Saft von dem Rückstand, der „Bagasse“, getrennt ist, wird er auskristallisiert. Was nicht auskristallisiert, wird von den Kristallen gesondert und zur Vergärung gebracht. Aus der vergorenen Masse wird durch Destillation der Rum gewonnen, dessen Aroma durch flüchtige, bei der Gärung aus Trubbestandteilen der Melasse erzeugte Stoffe bedingt wird. Besonders interessant ist jedoch diese Fabrikation für uns Deutsche noch dadurch, daß nach einem jahrelangen Studium des deutschen Zuckerrübensäfte-Prozesses das westindische Verfahren nach diesem zurechtgestutzt wurde, und zwar unter Zuhilfenahme besonderer Südweinhefen und gewisser Bakterienarten, die, wie bereits erwähnt, aus den Trubanteilen, dem sog. „Dunder“, das spezifische Rumaroma erzeugen.

Die Insel Jamaika, die größte britische Besitzung in Westindien, ist außerordentlich gebirgig, und man sagt, daß Kolumbus, als er der Königin Isabella die Insel beschrieb, ein Stück Papier in die Hand nahm und es zusammenknitterte. Den Hauptgebirgszug bilden die wildromantischen „Blue Montains“ (Blaue Berge) im Osten der Insel, von denen die höchste Erhebung 2243 m hoch ist. Jamaika hat eine große Zahl von Buchten und Häfen aufzuweisen, unter denen die bekanntesten Port Antonio auf dem östlichen Ende, die herrlich gelegene Montego-Bai auf dem westlichen Ende der Nordküste sowie Old Harbour und Kingston an der Südküste sind. Der letztgenannte ist der schönste Hafen Westindiens.

Unter den geernteten Früchten steht die Banane jährlich mit 15 bis 18 Millionen ausgeführten Bunches (Fruchttrauben), die hauptsächlich nach den Vereinigten



Blick auf die Kingstreet, die Hauptverkehrsstraße in Kingston.





Aufbereiten von Sisalhanf.
Aus der Sisalagave gewonnen, liefern diese Fasern ein festes Tauwerk.

An der Quelle des so vielbegehrten Jamaika-Rums: Destillation mit großen Lagerfässern.

Staaten von Amerika verschifft werden, an erster Stelle. Die nächstwichtige Frucht ist die Apfelsine mit einer jährlichen Ausfuhr von etwa 120000 bis 150000 Kisten. Dazu kommen noch einige 30 Millionen Kokusnüsse, große Mengen Grape Fruits, Zitronen, Kolanüsse und viele andere Früchte.

Einer ganz besonderen Berühmtheit in der ganzen Welt erfreut sich auch der sog. „weiße Jamaika-Ingwer“, der im Preise um 50 Proz. über allen anderen Ingwersorten steht. Kein Wunder, daß auch die daraus hergestellte Ingwer-Konserve reißenden Absatz findet. Der als knotiger Wurzelstock wachsende Ingwer wird, ähnlich wie die Kartoffel, durch den Wurzelstock fortgepflanzt, zu welchem Zweck dieser in kleine Stücke geschnitten wird. Sehr stark angebaut wird auch seit einiger Zeit die Sisalagave, aus deren fleischigen Blättern die außerordentlich feste Sisalfaser gewonnen wird, die bei der Herstellung von erstklassigem Tauwerk eine große Rolle spielt.

Das Klima auf der Insel ist sehr verschieden und variiert zwischen 3° bis zu 30° C, wobei die Temperatur im Gebirge, besonders in tropischen Winternächten oft auf —10° und darunter fällt. Ich war anfangs sehr erstaunt, in den Blue Mountains allenthalben Öfen zu



finden, deren Zweckmäßigkeit ich jedoch sehr bald erkannte.

Interessant ist es, daß das britische Gouvernement das in Kingston garnisonierte sogenannte westindische Regiment, das mit Ausnahme der englischen Offiziere aus Negern besteht, auflöst, um dieses durch weitere 1000 englische Soldaten zu ersetzen. Ob England das schwarze Regiment, das sich im Kriege nicht besonders ausgezeichnet haben soll und daher als Arbeitsbataillon in Ägypten Verwendung finden mußte, nur auflöst, um Geld zu sparen, oder ob es sich in dieser Kolonie nicht mehr sicher fühlt, konnte ich leider nicht erfahren. Immerhin hat die Auflösung unter den alten „schwarzen Kriegern“ viel böses Blut gemacht, denn für jeden einzelnen ist es schwer, anderweit zivile Beschäftigung zu finden, da nur die wenigsten Arbeitgeber gesonnen sind, diese arroganten Burschen einzustellen. Nach dem, was ich hier gesehen und erlebt habe, möchte ich eigentlich das letztere, Englands Befürchtungen, annehmen, um so mehr, als hier oft genug von den Engländern „Saturday afternoon riots“ genannte kleinere Aufstände unterdrückt werden mußten. —

Text und Abbildungen von Franz Otto Koch, Berlin.





Links: Bearbeitungsstätte des Ingwers, der zweiten „Berühmtheit“ Jamaikas nach dem Rum: Schälen der Ingwerwurzeln. — In der Mitte: Bei Lacovia: Ganz von Bambus beschattete Automobilstraße. — Rechts: Eine typische Erscheinung in einigen Teilen Jamaikas: Rattenfänger von St. Ann mit den eigenartigen, aus Bambusröhren hergestellten Fallen.

DER TAUSCH

★ NOVELLE VON HANS BETHGE ★

Sie war schlank und schmächtig, ihr Gang glich dem Gang des Rehes. Lugte sie in die Ferne, so dehnte sie den Hals auf eine gleitende Art. Ihre Arme waren fein und wogend; sie war wie ein wehender Zweig.

Antonie wanderte den Strand entlang. Ihr blondes Haar war gelöst; eine gewellte Fahne, flatterte es ihr den Rücken hinab. Die Sonne lag schimmernd darauf, es glänzte goldgelb, gleich sommerlichem Korn. Antonie sah aufs Meer, wo ein paar Segel glitten, rot beschienen von der Sonne des sinkenden Nachmittags.

Ihr Gesicht war nicht froh, sie blickte ernst und ruhig in die Ferne. Nun blieb sie stehen, sah einigen Möwen zu, die sich elegant durch die Luft wiegten, dann wendete sie um und schritt langsam dem Badestrand entgegen, von dem her sie gekommen war, und der sich fern mit bunten flatternden Fähnchen vor einer Wand dunklen Buchenwaldes abhob.

Ein feiner Wind legte sich gegen sie und drückte das weiße Kleid an ihre Glieder. Sie schritt hoch aufgerichtet, wehend, schmiegsam, mit frischen Wangen und gedämpftem Blick. Ihr Verlobter hatte versprochen, ihr am Strande entgegenzukommen. War dort vorn, hart am Wasser, seine Gestalt nicht schon zu erkennen? Ja, er war es. Sie reckte den Hals und äugte scharf durch die Luft. Das war sein Gang, das war das weiße Beinkleid und die kanariengelbe Wolljacke, das war Alfred! Nun hob er den Arm und winkte. Sie tat das gleiche, mit gemessener Bewegung, ein Lächeln um den feinen Mund. Dann kamen sie einander näher, winkten zuweilen, und nun standen sie voreinander und begrüßten sich. Er küßte ihre Hand, lachte und strich sein helles Haar zurück, in dem der Wind wühlte. Hierauf legte er seinen Arm in ihren, und nun wanderten sie und plauderten. Die Bewegungen seiner langen Glieder hatten etwas Schlenkriges, etwas von der täppischen Art junger Hunde; er war erst Anfang zwanzig. Antonie war einige Jahre älter als er.

Alfred erzählte, daß er soeben einen Brief von seinem Vater erhalten habe. Dieser würde am nächsten Abend mit dem Dampfer ankommen, um auf etwa vierzehn Tage von seiner anstrengenden Arbeit in der Großstadt auszuspannen. Er selbst, Alfred, gebe nun seinem Aufenthalt einige Tage zu, um mit Braut und Vater zusammen noch ein paar sonnige Ausflüge und Wasserfahrten zu unternehmen und dann endlich wieder zu seinen Arbeiten auf der süddeutschen Hochschule zurückzukehren.

Als die beiden sich dem Strande des Bades genähert hatten, dämmerte es. Sie schritten die lange Kurpromenade hinunter. Hier und da saßen Menschen plaudernd auf den Bänken oder wandelten in den von Rosen durchblühten Vorgärten der Villen — der große Strom der Gäste freilich war schon in die Städte zurückgeebbt, denn es war Anfang September.

Antonie und Alfred steuerten mit frischem Gang der Terrasse eines weißen Hotels zu, schritten die breite Treppe hinauf und traten in die Glasveranda, wo schon einige Leute an den weißgedeckten Tischen saßen, und wo sie selbst ihren gewohnten Platz vor der großen Glasscheibe einnahmen, mit dem Blick auf die Weite der See.

„Sieh," sagte Antonie hinausweisend, „wie herrlich!"

Die Sonne glitt gerade hinunter: eine riesige, orangefarbene Frucht an einem ganz kühlen, seidigen, stahlblauen Himmel. Eine schmale orangefarbene Bahn lief von der Sonne mit zahllosen flimmernden Klecksen bis vorn an den Strand, und auch hier, auf dem feuchten, wellenbespülten Sande schimmerte es noch orangefarben. Seeschwalben sausten hin und her, seltsam ruhelos, als rege der Sonnenuntergang sie auf. Draußen zog ein Dampfer seine Bahn, weiß, mit einigen hohen, schwarz in den Himmelsglanz ragenden Masten und eine zerwehende Rauchfahne hinter sich.

„Der Himmel ist schon herbstlich," sagte Antonie, „obwohl wir noch so sommerliche Tage haben."

„Ja," meinte Alfred, „bald wird es Herbst sein. Ich bin froh, daß Vater sich entschlossen hat, noch eine Weile herzukommen. Ihm tut ein Ausruhen not. Wir wollen Segelfahrten machen. Vater ist ein guter Segler."

Das Abendessen kam. Sie schmausten mit gutem Appetit, während draußen die Sonne unter den Horizont hinabsank und nur ein von Augenblick zu Augenblick sich verschiebendes, phantastisches Farbenspiel vom ernstesten Glutrot bis zum lieblichsten Rosa den Himmel überflutete.

Ein paarmal schob Alfred seine Hand hinüber und legte sie fest zugreifend auf die Antoniens und lachte sie dabei an, fröhlich, herzhaft, gerade und unbekümmert.

Ein Knabe, dachte sie mit einem kleinen Lächeln, ein langer, kindhafter Knabe. Ich komme mir vor, als wäre ich seine Mutter.

Ja, Alfred hatte ein Lachen wie ein Kind. Er zeigte den breiten Zaun seiner weißen Zähne dabei, und auch die unbefangene Art, wie er den Oberkörper reckte, wenn er hinaussah, und das zeitweilige, abgehackte Heben und Senken der Schultern hatten etwas Knabenhaftes.

Antonie aber hatte nichts mehr vom Kinde, und ihre schönen, schmalen, ziemlich großen Hände, an deren edel sich regenden Fingern kein schmückender Ring zu sehen war, schienen schon die Hände einer jungen Frau zu sein.

Nach dem Essen steckte er sich eine Zigarette an, half ihr in die himbeerfarbene Seidenjacke. Dann schlenderten sie Arm in Arm die Kurpromenade hinab durch die beginnende Dunkelheit, und ziemlich weit draußen, wo die Villen schon aufhörten, setzten sie sich auf eine einsame Bank. Er legte den Arm um sie, und nun erzählte er lachend allerlei von dem Treiben auf der Hochschule, das sie wenig interessierte, aber auch von seinen Zukunftsplänen. Sie hielt dabei seine große, derbe Hand, und ein paar Krähen riefen zuweilen unmelodisch hinter ihnen in den Fichten.

Nachher wanderten sie gemächlich zurück; sie wohnte in dem weißen Hotel, er in einem dazugehörigen Hause nebenan. Beim Abschied nahm er sie übermütig in den Arm, schleuderte sie einmal wirbelnd um sich herum, lachte ausgelassen und küßte sie. Dann ging jedes in sein Zimmer hinauf.

Antonie lehnte noch eine Weile am Fenster und sah sinnend in den besternten Abendhimmel. Endlich legte sie sich nieder. Vor dem Einschlafen meinte sie, noch einmal die Gestalt ihres Verlobten vor sich zu sehen, groß, sehnig, mit Armen wie Mühlenflügel, lachend und mit unbekümmertem Blick.

Merkwürdig, dachte sie, ich komme mir immer uralt vor neben ihm.

*

Am nächsten Vormittag ruderten sie. Die See war fast still, sie hatten ein schmales Boot genommen und trieben die Küste entlang. Er saß vor ihr, sehnig und hoch, und legte sich mit aller Macht in die Riemen. Er pflegte alles, was er unternahm, mit Hergabe seiner ganzen Kräfte zu tun, verschwenderisch, wie nur die Jugend ist. Sein Kopf flog lugend hin und her, gleich dem Kopf eines Vogels, bald die Küste, bald das Meer, bald den Aufschlag der Ruder prüfend. Einmal drehte er sich hastig zu Antonie um. „Wir sausen," sagte er glücklich, „es ist himmlisch!" —

Das Dampfschiff, mit dem Alfreds Vater kommen wollte, pflegte abends gegen sechs Uhr einzutreffen. Die Verlobten schlenderten die Landungsbrücke hinaus, da bog das Fahrzeug schon um die Ecke der waldbesetzten Landzunge und hielt auf die Brücke zu. Ein stattliches, schnell fahrendes Schiff, nur wenige Menschen an Bord. Antonie und Alfred lehnten am Geländer der Brücke und spähten aus. Jetzt kam das Wehen eines weißen Tuches von der Spitze des Bugs; Alfreds Vater schwang es. Ein lebhaftes Grüßen durch die Luft hub an, bis sich der Dampfer mit der Breitseite an die Brücke legte.

Der Ankommende sah müde aus, doch war er froher Stimmung, und seine großen, klugen Augen hatten einen lebhaften Glanz. Nachdem man einander begrüßt und das Gepäck einem Diener übergeben hatte, ging man die Brücke hinunter, drei große, blonde, schöne, aufrecht schreitende Menschen, in angeregtem Gespräch.

„Du siehst gut aus," sagte der Vater zu Antonie, „so braun, so schwebend, so leichten Schritts. Ich bin etwas abgearbeitet und freue mich auf die paar Tage der Muße. Wir wollen heiter und sorglos sein."

Zum Abendessen spendete der Vater eine Pfirsichbowle. Er trank auf das Wohl des jungen Paares, er trank auf die Zukunft und das Glück. Antonie hatte ein lichtgrünes Gewand an, das ihr bezaubernd stand. Der Vater war bei bester Laune. Es war etwas Sprühendes in seiner Unterhaltung, und dabei waren doch immer der klare Ernst und das gleichsam durchleuchtete innere Maß seines Daseins zu erkennen.

Antonie dachte: Ob Alfred auch einmal werden wird wie er? Ich glaube es nicht. Sicherlich wird er nie so weltgewandt sein und von so maßvollem, gefestigtem Wesen.

Nach der Bowle trat man auf die Terrasse und sah aufs Meer. Die Herren rauchten Zigarren, die in der Dunkelheit aufleuchteten. Es war frische Luft, es wehte ein wenig. Die Sichel des Mondes hing groß und silbern seitwärts über dem Wald.

„Morgen werden wir Westwind haben," sagte der Vater, „guten Segelwind, der uns hinaustragen soll mit üppig geschwellten Segeln. Und nun gute Nacht — und auf morgen!"

Sein Zimmer lag neben dem Alfreds im Nachbarhaus. Er begab sich sofort zur Ruhe. Das Brautpaar ging noch für einen Augenblick an den Strand hinab und setzte sich in einen Strandkorb, hart am Wasser.

„Dein Vater ist herrlich," sagte Antonie, „immer wieder bewundere ich ihn. Er ist so schlicht und so warm, so vornehm und gütig. So solltest du auch einmal werden."



MÄDCHEN MIT ROSE

AQUARELL VON KURT VOSS



Vorfrühling. Nach einer Radierung von Wolfgang Breuer.
(Mit Genehmigung des Kunstverlags Otto Gustav Zehrfeld A.-G., Leipzig)

Alfred lachte.

„Du schwärmst ja, Antonie,“ sagte er, „fast könnte ich eifersüchtig werden.“

„Vielleicht hast du ein wenig Grund dazu“, entgegnete sie und lächelte, indem sie seine Hand nahm, auf die sie hinabsah.

„Deine Hände hast du von ihm,“ sagte sie, „nur daß deine Hände größer sind als seine.“

Nun neigte sie sich und küßte flüchtig seine Hand.

Dann sagte sie ernst:

„Komm, wir wollen ruhen.“

Vor dem Schlafengehen stand sie wieder am Fensterkreuz und sah in die Nacht, in einem Gefühl der Einsamkeit.

Ja, dachte sie, neben dem Sohn komme ich mir alt vor wie eine Mutter — aber neben dem Vater spüre ich die ganze Frische meiner Jugend.

*

Und nun kamen ein paar sonnige, meeresfrische, ganz ausgefüllte Septembertage.

Sie stachen mit vollen Segeln in See, auf einer schlanken Jolle. Alfred bediente die Segel, und der Vater saß am Steuerruder, die kurze Pfeife im Munde. Antonie dehnte sich lässig auf der Bank, sah den beiden zu und stellte im stillen Vergleiche an. Man fuhr weit hinaus. Es war dem Vater anzusehen, wie selig er war, sich in Wind und Weite tummeln zu dürfen. Sein Auge war klar, Behagen klang aus seiner Stimme; mitunter reckte er sich, als wolle er die salzige Seeluft tief in seine Lungen lassen.

Man landete in einem anderen Seebad. Nachdem man das Essen genommen hatte, ruhte man zwanglos auf den sonnigen Dünen, und während der Heimfahrt mußte man kreuzen, denn der Wind hatte abgeflaut. Es wurde Abend, ehe man heimkam.

Der Vater sprang elastisch aus dem Boot und reichte Antonie die Hand.

„War's schön?“ fragte er.

„Das sind die schönsten Tage“, sagte sie heiter und dachte: Der Griff seiner Hand ist knapp und energisch; Alfred gibt länger die Hand — aber man fühlt sie nicht so! —

Auch ins Innere des Landes schwärmte man aus. Man nahm einen Wagen in ein benachbartes Dorf, sah den smaragdenen Bodden zwischen den alten Buchen glänzen, lagerte an Waldrändern und saß in den Lauben der Wirtsgärten bei Tee und Abendbrot.

Und dann kam die Stunde, wo Alfred reisen mußte. Das Frühschiff nahm ihn auf. Antonie reichte ihm zwei weiße Rosen zum Abschied. Er umarmte sie, fuhr ihr übers Haar und sprach:

„Leb' wohl, Antonie. Ich verlasse dich mit zagendem Herzen — es ist so endlos lange bis Weihnachten ...“

Als das Schiff um die Ecke der Landzunge bog, meinte Antonie, etwas Gewesenes aus ihrem Dasein für immer entschwinden zu sehen, doch war sie nicht unglücklich darüber.

*

In der Abenddämmerung saßen Antonie und Alfreds Vater auf einer weißen, aus Birkenästen gezimmerten Bank, die auf der hohen Küste stand, am Waldrand, mit dem Blick auf das unermeßliche Wasser. Sie waren in den Wäldern herumgestreift, nun ruhten sie. Jedes hielt einen mächtigen Strauß Farren und Blumen im Schoß. Schweigend sahen sie lange in die wogende Unendlichkeit. Dann sprach der Vater: „Antonie, ich muß dir etwas sagen. Ich glaube dein Wesen verändert zu finden gegen den Sommer. Vor allem glaube ich, daß deine Beziehungen zu Alfred sich gewandelt haben. Oder täusche ich mich? Ich habe das Gefühl, daß du ihm nicht mehr so nahe bist wie einst. Sag' mir doch ehrlich, wie stehst du zu ihm?“

„Äußerlich gut,“ sagte sie, „aber innerlich schlecht. Ich weiß, er hat ein goldenes Herz, aber ich weiß jetzt auch, der Rhythmus seines Daseins ist anders als der meine. Ich fühle, daß er zu jung für mich ist. Ich glaube, ich kann seine Frau nicht werden ...“

Ein Schweigen folgte, inhaltsschwer. Antonie lauschte ängstlich, was der Vater erwidern würde. Endlich sprach er langsam:

„Ich verstehe dich, Antonie. Du sagst nur, was ich selbst schon längst empfunden habe, und was ich kommen sah. Alfred ist nicht der Begleiter, den du für dieses Dasein brauchst.“

Nun war wieder ein Schweigen, dann nahm er ihren Arm in seine Hand und sagte: „Du hast einen schönen Arm, Antonie, rotes Blut rinnt unter seiner Haut — und wie schmal ist dein Handgelenk!“

Sie sah mit einem schnellen, verwirrten Seitenblick zu ihm empor. Eine rote Welle schlug an ihr Herz, sie ließ ihm den Arm.

Nun ergriff er ihre Hand, führte sie an die Lippen, und dann schmiegte er seine eigenen Hände warm um sie herum wie um einen kleinen zitternden Vogel.

„Willst du *meine* Frau werden, Antonie?“ fragte er ernst.

„Ja, ja, ja,“ sagte sie leise, aber schnell, beinahe überstürzend, „das will ich!“

Nun legte er den Arm um sie, und sie lehnte das Haupt an seine Brust. So saßen sie, schweigen lange und sahen aufs dunkelnde Meer.

„Wie schön — und wie warm!“ sagte er einmal leise.

Sie fuhr streichelnd mit der Hand über seine Schulter, dann sprach sie mit einem seligen Lächeln:

„Jetzt weiß ich, daß ich glücklich bin.“

Der Abendumhang

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek

Rechts nebenstehend:

Die Schauspielerin Marga Bernard in einem Abendumhang aus schwarzem Velourschiffon und weißem Kanin. Der Umhang kann rechts und links getragen werden. (Modell: Josef Toch, Wien.)





Schwarzes Velourscape mit Volants zu Goldlamékleid mit schwarzem Velourschiffonansatz. Der gerillte Hermelinkragen zeigt die Stuartform. Trägerin: Bella Herzog. (Modell: Kuschnitzky & Gerstl, Wien.)



Umhang aus ziegelrotem Samt mit Goldstickerei sowie Goldlaméansatz und Goldmanschetten. Dazu weißer Fuchskragen. (Modell: Kuschnitzky & Gerstl.)



Links nebenstehend:

Die Filmschauspielerin Esther Ellinor in korallenfarbenem Samtmantel mit Marderimitationsbesatz. Besonders große Manschetten. (Modell: Kuschnitzky & Gerstl.)



Goldlamécape mit echtem Zobelkragen und Zobelstreifchen, getragen von Marga Bernard. (Modell: Josef Toch.)

(SÄMTLICHE AUFNAHMEN VON KITTY HOFFMANN, WIEN.)

Von der Rohrdommel, dem Schilf-Schrat.

Mit Naturaufnahmen des Verfassers Paul Bernhardt.



Brütende Rohrdommel.



Nest mit Eiern und eben ausgeschlüpften Jungen.





Nestflüchtig: Junge Zwergrohrdommel am Schilfhalm. — Im Oval: Rohrdommeljunge in ihrer charakteristischen Kopfhaltung.



Vor drohender Gefahr: Junge flügge Rohrdommel in Abwehrstellung.

Wenn Anfang April die Frühlingssonne neue Schilfhalme wie grüne Dolchspitzen durch das gelbe, vorjährige Röhricht treibt, dann zieht es mich hinaus ins Teichgebiet, dorthin, wo das Rohr nicht geschnitten wird. Überall ist neues Leben. Über mir meckert die Himmelsziege und wuchtelt der Kiebitz. Rotschenkel und Regenpfeifer trippeln am Ufer. Auf der Wasserfläche treiben die Wildenten und jagen sich die Wasserhühner. Das ist überall ein Trüdeln — Quarren — Quäkern und Rufen! Frühlingszeit ist Liebeszeit. Doch alles das stört mich heute nicht. Mein Augenmerk ist auf den Schilfwald gerichtet. Mitten aus dem großen Röhricht, wo Schilf, Rohr und Binsen fast undurchdringliche Bestände bilden, ertönt eine unheimliche Stimme, die der Teich seit vielen Jahren schon nicht mehr gehört. Ü prump, ü prump — ruft es dumpf und voll. Ich stelle mit Freuden fest: die große Rohrdommel (Botaurus stellaris) hält sich im Teichgebiet auf und sucht mit dem eigenartigen Brüllen ein Weibchen.

Da überkommt mich die Lust, dem geheimnisvollen Vogel nachzuspüren. Die Füße durch altes Schuhwerk geschützt, steige ich ins dichte Röhricht und komme nur mit großer Mühe vorwärts. Weich und trügerisch ist der Boden — jetzt saugt sich der eine Fuß fest — fast bis zum Leib stehe ich im kühlen Naß. Das scharfe Schilf schneidet, und übel riecht das schlammige Wasser. Immer dichter wird das Dickicht und größer die Anstrengung — ich komme kaum weiter und verschnaufe. Da ruft die Dommel ganz in meiner Nähe. Deutlich höre ich den Vorschlag „üp, üp“. Bis siebenmal zähle ich das Einziehen der Luft, dann ertönt das volle, dumpfe „Prump“. Wenn ich aber meinte, das „Prump“ müßte in so naher Entfernung furchtbar dröhnen, da hatte ich mich schwer getäuscht. Es klingt, als wäre der Vogel 100 m von mir entfernt. Das ist das Eigenartige am Rohrdommelruf, daß er im Bestimmen der Entfernung so sehr irreführt. Zu Gesicht bekomme ich trotz aller Mühe heute die Moorkuh nicht. Geschickt entzieht sie sich meinen Blicken.

Anfang Mai hört man die Rohrdommel im Gebiet immer noch. Jetzt ruft sie an warmen Abenden besonders lebhaft. Der zünftige Ornithologe weiß nun bestimmt, daß die Liebeswerbungen von Erfolg gewesen sind. Auch am Tage ruft die Dommel in Abständen von 10 Minuten. Das Paar muß schon zur Brut geschritten sein. Wieder mache ich mich auf zur Schilfwanderung, um das Nest aufzufinden. Heute ist ein Glückstag für mich. Noch keine halbe Stunde bin ich im Röhricht, kaum knietief im Wasser, da geht kurz vor mir aus dem Rohrwald ein großer gelbbrauner Vogel mit dolchähnlichem Schnabel und grünlichen Ständern schwerfällig hoch. Das Rohrdommelweibchen. Kaum 100 m weit fällt es im Schilf ein. Nur wenige Schritte noch, und ich stehe voll Forscherfreude vor dem Nest. Zwischen Schilfhalmen und Binsen hat der Vogel Rohrstengel kreuz und quer zu einem 15 cm hohen und 40 cm breiten Horst aufeinandergeschichtet. Fünf grauweiße, stumpfe Eier liegen ohne jede Unterlage im Nest.

Acht Tage später bin ich wieder auf dem Wege zum Nest. Genau weiß ich die Stelle. Langsam pirsche ich die letzten 10 m, die Schilfhalme vorsichtig mit den Händen auseinanderbiegend. Nichts regt sich. Keine Rohrdommel fliegt auf. Schon glaube ich, die Nebelkrähe, die Geißel des Schilfwaldes, habe das Nest geplündert. Immer weiter dringe ich vorwärts. Schon habe ich mich bis auf fast 4 m genähert und sehe nichts von den Eiern. Da entdecke ich das Weibchen selbst. Es sitzt unbeweglich auf dem Nest und hat den langen braungestreiften Hals wie einen Pfahl kerzengerade in die Höhe gehoben. Eine eigenartige, aber sehr zweckmäßige Stellung. In dem Gewirr von gelben und grünen Rohrstengeln, von Licht- und Schattenstreifen des dichten Röhrichts verschwindet der Vogel mit dem fahlgelben, gefleckten Gefieder fast völlig. Selbst das geschulte Auge des Kenners wird auf eine harte Probe gestellt. Noch immer verharrt die Dommel in ihrer Pfahlstellung. Starr und unheimlich funkeln die großen Augen mit der gelben Iris. Ich wage mich näher heran — fast kann ich den Vogel greifen — und frage mich nicht ganz ohne Angst: Was wird nun werden? Da erhebt sich das Weibchen schwerfällig vom Nest und fällt bald wieder ein. Jetzt weiß ich auch, warum es so lange aushielt. Zwei Junge sind vor ganz kurzer Zeit dem Ei entschlüpft und liegen hilflos im Nest. Absonderliche Wesen, schön sehen sie in ihrem braunroten Dunenkleid nicht aus. Der Kopf scheint nur aus zwei großen Augen zu bestehen. Die Alte ist ganz in der Nähe des Nestes. Sehen kann ich sie nicht; aber ganz deutlich vernehme ich den schauerlichen Schrecklaut, bald rechts, bald links von mir. Ich entferne mich, um den Vogel nicht zu vergrämen.

Lange läßt mir die Moorkuh keine Ruhe. Das Jagdfieber des Kamerajägers packt mich. Die Rohrdommel muß im Lichtbild und im Film festgehalten werden! Schon am nächsten Morgen ist mein treues Zelt im dichten Schilfwald gut versteckt aufgebaut. Drinnen stehe ich bis über die Knie im Wasser, die Apparate fertig neben mir, und spähe unverwandt durch den Ausguck nach dem Rohrdommelnest. Die beiden Jungen heben ab und zu das Köpfchen. Ruhe ist um mich her. Ich achte auf jedes Geräusch. Die Rohrstengel bewegt der Wind. Dort klettert eine Rohrdrossel im Schilf und schreckt, als sie ganz nahe am Zelt erscheint. Hinter mir rufen die Bläßhühner. Immer starre ich nach dem einen Punkt, ohne mich zu rühren. Die Glieder schmerzen. Jetzt muß ich mir den Schweiß von der Stirn wischen. Da bewegen sich die Halme hinter dem Nest. War es nur der Wind oder ein Teichrohrsänger? Fast schmerzt mir das Auge vom dauernden Hinsehen. Nichts ist zu erblicken. Doch — dort steht der bekannte Pfahl mit den eigenartigen Augen und dem spitzen Dolchschnabel unbeweglich zwischen den Schilfstengeln. Sterngucker (stellaris) heißt die Rohrdommel im Lateinischen. Jetzt bewegt sich der Pfahl — kommt näher — bleibt wieder stehen. Ein eigenartiges Bild. Die Dommel ist ganz in der Nähe des Nestes. Da heißt es, Ruhe bewahren. Sie zieht den Hals ein, erscheint kleiner und plumper und kommt vorsichtig auf das Nest zu. Die Jungen melden sich. Mehrmals hält das Weibchen inne und sichert mit langgestrecktem Halse. Dann holt es breit aus, greift mit den langen Zehen die Schilfhalme und erscheint breitbeinig am Nest. Im Wasser läuft die Rohrdommel nicht, das kann ich deutlich sehen. Nochmals schiebt sie Kopf und Hals weit nach vorn und zeigt im Sonnenlicht schön die dunkle Kopfplatte. Sie hat alle Scheu überwunden, läßt sich mit gespreizten Flügeln vorsichtig auf das Nest nieder, bald mit dem rechten, bald mit dem linken Flügel die Jungen und die Eier zurechtrückend. Mit dem Schnabel schiebt sie das letzte Ei unter das Gefieder und bleibt ruhig sitzen. Groß ist meine Freude; ich achte nicht des kühlen Wassers und der Blutegel, die mich inzwischen „zur Ader lassen“. Weidmannsheil ist mir beschieden. Heute verlasse ich das Gebiet mit reicher Beute und dem schönen Gefühl, daß Mutter Natur dem Naturfreund auch im Zeitalter der „Überzivilisation“ noch herrliche Stunden reiner Freude beschert.

Öfters bin ich noch draußen bei meinen Pflegebefohlenen, sehe die Jungen heranwachsen, wie sie beim Näherkommen die Pfahlstellung einnehmen und mit wohlgezielten Schnabelhieben sich des Eindringlings erwehren. Zu ulkig sehen die kleinen Kerle in ihrem rotbraunen Dunenkleide, mit den spitzen Schnäbeln und den grünlichen Ständern mit den langen Zehen aus. Die reinen Sumpfteufel! Nach drei Wochen ist mit den flüggen Jungen nicht zu spaßen. Ihre Angriffe werden jetzt schon ernsthaft.

Seit Juli ruft das Männchen nicht mehr. Bei einer Entenjagd Ende August gehen die erwachsenen Jungen hoch. Der Jagdeigentümer, ein wirklicher Weidmann und Naturfreund, setzt die Büchse ab und freut sich über die eigenartigen Gestalten. Erst im September verlassen die Rohrdommeln das Gebiet, streichen einzeln noch umher und verbringen den Winter in wärmeren Gegenden. Im Frühjahr kehren sie ins Brutgebiet zurück, wie mir Ringversuche gezeigt haben.

Johanniter-Städte auf Rhodos.

(Hierzu ein Beitrag auf Seite 366)









Oben links:

Die Wohnhäuser der 1308—1522 die Insel Rhodos beherrschenden Johanniterritter an der Ritterstraße in der Stadt Rhodos.

Oben rechts:

Das St.-Katharinen-Tor in Rhodos.

Mitte links:

Charakteristischer Häuserwinkel in Lindos.

Mitte rechts:

An der Küste von Rhodos: Die Autostraße von Rhodos nach Trianta.

Unten links:

Blick auf Lindos mit der das Stadtbild beherrschenden Ritterburg

Unten rechts:

Aufgang zum Eingangstor der Johanniterburg in Lindos.





WISSEN UND LEBEN

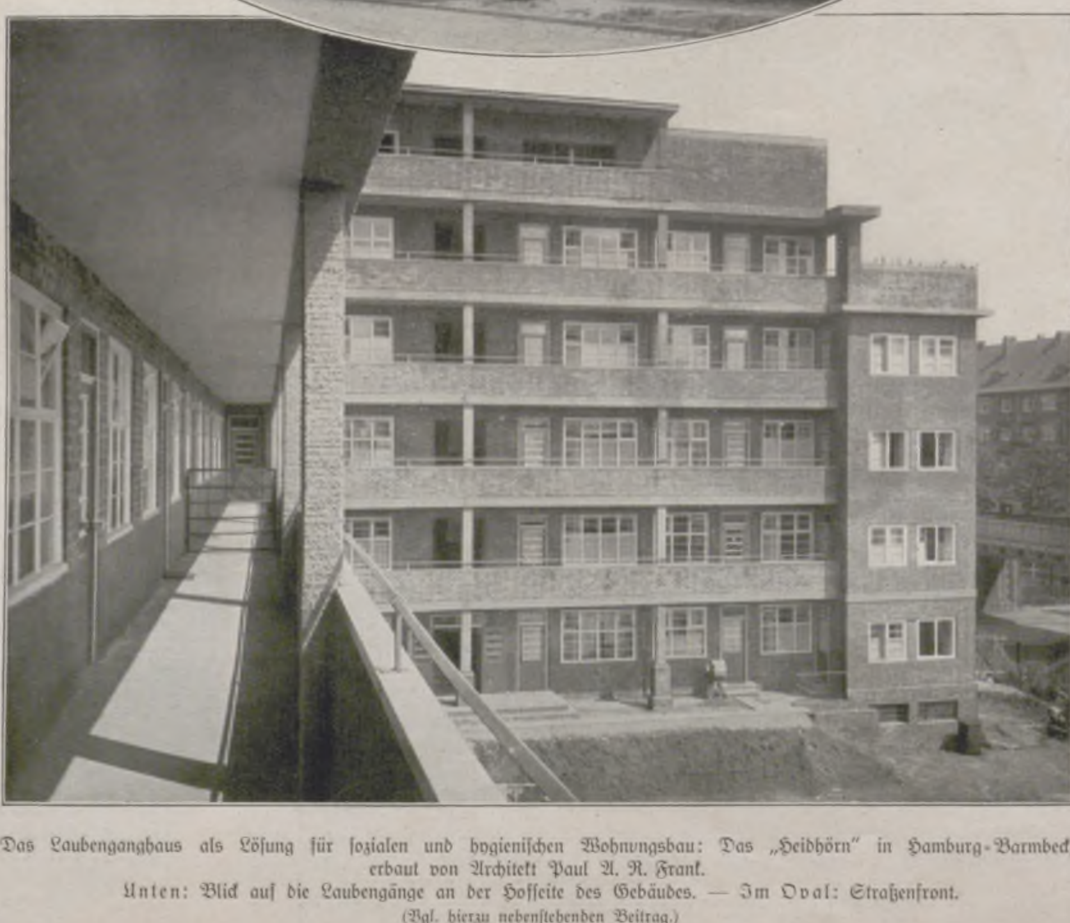
Johanniterstädte auf Rhodos. (Hierzu die Bildertafel auf S. 365.) Gegenüber dem großen Interesse, das man der Insel Malta, welche die Spätzeit des Johanniterordens sah, entgegenbringt, ist die weiter ab vom Zentrum europäischen Lebens gelegene Insel Rhodos, auf der sich die Glanzzeit des Johanniterordens abspielte, ein wenig vernachlässigt worden. Mehr als zwei Jahrhunderte lang (1308 bis 1522) hat der Johanniterorden die Insel beherrscht und ihr seinen architektonischen Charakter aufgeprägt. Noch heute stehen in der Hauptstadt Rhodos unversehrt die gewaltigen Festungsmauern der Stadt, wichtigstes Bollwerk des Abendlandes gegen das Morgenland, das berühmte Ritterhospital und die einzigartige Straße mit den Wohnhäusern der Ritter verschiedenster Nationalität. Die Italiener, die 1912 während des Tripoliskrieges Rhodos und die elf anderen Inseln des Dodekanes besetzten und sie im Frieden von Lausanne zugesprochen erhielten, haben Anerkennenswertes geleistet, um die einzigartigen Bauwerke der Johanniterzeit vor Verfall zu schützen und gelegentlich auch taktvoll zu restaurieren. Sie haben ferner die neuen Gebäude der Stadt mit erfreulichem Stilgefühl ihrem alten baulichen Charakter angepaßt. So zeigt das mauernumgürtete Rhodos auch heute noch ein in sich geschlossenes mittelalterliches Städtebild von besonderem Reiz. Das im früheren Ritterhospital errichtete Museum bietet in übersichtlicher und geschmackvoller Anordnung nicht nur Funde des Mittelalters, sondern auch Kunstwerke antiker Zeit, in der sowohl Rhodos als auch vor allem das an der Südostküste gelegene Lindos Städte von hoher kultureller und wirtschaftlicher Bedeutung waren. Schließlich weist auch noch das Türkenviertel von Rhodos charakteristische Bauten, malerische Plätze und Gassen auf. Der interessanteste Ort auf der Insel Rhodos ist Lindos an der Südostküste. Schon von der Autostraße aus macht es einen sonderbar unwirklichen Eindruck: See und Fels und die wie ein Naturgebilde aus dem Felsenberg herauswachsende Ritterburg schaffen die ideale Landschaft für den Schauplatz einer Wagnerschen Oper. Von der breiten Hafenbucht führt ein schmaler, mit mittelalterlichen Steinplatten ausgelegter Weg aufwärts zu Stadt und Burg: man sieht unwillkürlich Tristans Segel hier wehen, rüstige Männer in schweren Panzern gemessenen Schrittes den schmalen Pfad emporsteigen. Das ist eine Landschaft, um drin zu träumen, rein und klar die Konturen und Farben und doch mythisches Geheimnis in der Monumentalität der Formen, im rotbraunen Glanze der Felsen, in der saphirenen Unergründlichkeit der See. An der großen Platane am Eingang des Ortes muß man das Auto verlassen; die winkligen Straßen mit den vorspringenden Häuserfronten geben nur Fußgängern und Reitern Raum. Eine Wanderung durch das Städtchen überrascht durch immer neue künstlerische Offenbarungen, die doch alle im Rahmen eines einheitlichen Kunstempfindens stehen, hat doch auch, nachdem die Insel unter türkische Herrschaft kam, der monumentale Stil der Ritterzeit in Lindos noch jahrhundertelang nachgewirkt. Die Vermischung gotischer, byzantinischer und arabischer Ornamente gibt den strengen Fassaden der Häuser ein warmes Leben, und das Hausinnere gewinnt seine kultivierte Atmosphäre durch die feinen einheimischen Stickereien und die zart abgetönten Glasuren der im 16. und 17. Jahrhundert hier in höchster Blüte stehenden Töpferwaren. — Beachtlich ist auch die große Marienkirche, ein gotischer Bau aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, der wertvolle Bilder und Fresken des 16. bis 18. Jahrhunderts enthält, in denen sich das zunehmende Zurückgedrängtwerden des abendländischen Stilgefühls durch die Einflüsse byzantinischen Kunstempfindens anschaulich dartut. Unsere Blicke wenden sich aufwärts zu dem Wahrzeichen von Lindos, seiner alten Burg, deren felsige Masse Land und Meer beherrscht, und deren Geschichte bis ins frühe griechische Heldenzeitalter zurückreicht — in der mächtigen Johanniterburg fand die dänische archäologische Mission, die zwischen 1902 und 1912 hier umfangreiche Grabungen vornahm, wertvolle Reste aus byzantinischer, hellenistischer, hellenischer und mykenischer Zeit. Spätestens im 7. Jahrhundert v. Chr. entstand auf der Burg das Heiligtum der lindischen Athene, das noch lange eine der wichtigsten Kultstätten Griechenlands blieb. Den einzigen Zugang zur Burg bildete die abschüssige Bergwand auf der dem Orte zugekehrten Nordseite; die anderen Flanken des Burgbergs sind nackter Fels, fast senkrecht aus dem Meer emporsteigend. So ausgiebig hat hier Natur für Trutz und Schutz dieses Herrensitzes gesorgt. Steigt man, vorbei an der großartigen, in natürlicher Größe in den Stein gemeißelten Reliefdarstellung — sie soll aus dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert stammen — die zahlreichen Treppen empor zu dem noch unversehrt erhaltenen monumentalen Eingangstor der Johanniterburg, durchschreitet den dunklen, in scharfer Wendung umbiegenden Burgflur, so steht man plötzlich in einer Ruinenstätte großen Stils, wo Torsos griechischer Statuen und mittelalterlicher Burgtürme, dorischer Säulen und gotischer Spitzbogen ein sonderbar wirres Bild versunkener Pracht darbieten. Ist man dann aber seines antiquarischen Interesses müde und klettert auf eine der Mauerbrüstungen, so bietet sich dem Auge des einsamen Träumers über Meer und Fels das Herrlichste dar: das Urbild einer heroischen Landschaft. Wäre ich ein Maler: hier würde ich Monate rasten und in glühenden Farben Bilder von heidnischer Lebenskraft auf die Leinwand zwingen. Wäre ich ein Dichter: hier würde ich Heldengesänge schaffen vom wilden Lebenskampf und trotzigen Untergang vermessener Männer, blutvoller Geschlechter, über deren verklungenen Taten nur noch die Wellen rauschen und das Unkraut wuchert. Dr. Max Fischer.



Ein seltener Gast in Zoologischen Gärten: Der Mähnenwolf, eine Neuerwerbung des Berliner Zoos. Zeichnung von Paul Neumann-Karlsberg.

Der Mähnenwolf oder Mähnenhund, eine Untergattung der Gattung Canis, ist in seiner Heimat, Südamerika, sehr verbreitet, doch tritt er nirgends in großer Zahl auf. Außerdem ist das Tier sehr scheu und kann durch seine Hochbeinigkeit besonders schnell laufen; es wird daher selten gefangen. Körper und Kopf ähneln denen eines Fuchses, so daß man bei seinem Anblick einen „Fuchs auf Rehbeinen“ vor sich zu haben glaubt. Bei einer Schulterhöhe von 0,7 m und mehr beträgt die Leibeslänge bis 1,3 m, die Schwanzlänge 0,4 m. Den Namen hat das Tier von der starken, aufrichtbaren, etwa 13 cm langen Mähne im Nacken und auf dem Rücken. Seine Nahrung besteht in kleinen Säugetieren und allerlei Früchten.





Das Laubenganghaus als Lösung für sozialen und hygienischen Wohnungsbau: Das „Heidhörn“ in Hamburg-Barmbeck, erbaut von Architekt Paul A. R. Frank.
Unten: Blick auf die Laubengänge an der Hofseite des Gebäudes. — Im Oval: Straßenfront.
(Vgl. hierzu nebenstehenden Beitrag.)

Das Laubenganghaus. Die riesenhaften Baublocks mit Hunderten von Wohnungen, die man nach dem Krieg errichtet hat, um der Wohnungsnot einigermaßen zu begegnen, sind, von einigen, zum Teil gelungenen Experimenten abgesehen, nur Notbehelf. Sie schaffen Unterkunftsräume, aber sie lösen die Frage nicht. Auch die in Maßen und Zahl gigantische Bautätigkeit der Stadt Wien erreicht praktisch zwar die Unterbringung zahlloser Wohnungsuchender, aber sie geht dem neuzeitlichen Kernpunkt des Wohnproblems nicht auf den Grund. Auf der anderen Seite lassen die Baukosten des kleinen Siedlungshauses und mancherlei andere Schwierigkeiten es angezeigt erscheinen, nach Lösungen zu suchen, mit denen man die Unterbringung großer Mengen im begrenzten Baublock durchführen könnte. Eine solche Lösung scheint gefunden zu sein in dem Laubenganghaus „Heidhörn“ in Hamburg-Barmbeck, das von dem Archi-

(Fortsetzung auf S. 369.)



Auf dem Gemüsemarkt.



Fischmarkt.

RADIERUNGEN VON ROBERT RICHTER

(Mit Genehmigung des Verlags Ludwig Möller in Lübeck.)

Tiere als Filmdarsteller





Der Hund als Lebensretter im „Schrei aus den Lüften". (Phot. Bruckmann-Film.)

Im Kreis: Angriffsbereit. Aus „Mirakel der Wölfe".





Der Affe als Genosse der Verbrecher in „Hotelratten". (Phot. Emelka.)

Links Mitte: Rin-Tin-Tin, der berühmte Hundestar, verhandelt in einer geschäftlichen Angelegenheit.





Zwei ungleiche Liebespaare. Im Veritas-Film „Der schwarze Zyklon".

Links nebenstehend: Das Gibbonäffchen als Spielgenosse im „Chang"-Film. (Phot. Parafumet.)

tekten Paul A. R. Frank gebaut wurde. Als Hauptprinzip für das Laubenganghaus galt: Keine Wohnung hat ihren Eingang vom Treppenhaus, sondern von Laubengängen aus, die in Stockwerken übereinandergelegt sind. Der Zugang wird vermittelt durch feuersicher gebaute Treppenhäuser, an denen nicht, wie bisher üblich, Türen zu den einzelnen Wohnungen liegen. Es wird auf diese Weise der üble Geruch vermieden; die Ballung des Verkehrs und das Aufmarschgelände, auf dem sonst der Hauskleinkrieg beginnt, sind abgeregelt. Da an den Treppenhäusern keine Wohnungen liegen, ist auch eine Verqualmungsgefahr ausgeschlossen. Das gilt der Feuersicherheit, auf die es in den großen Wohnquartieren sehr ankommt. Der Zugang zu den Laubengängen wird durch drei Treppenhäuser vermittelt. Die Laubengänge sind durch Zwischengitter so abgeteilt, daß jeder Bewohner immer nur zur nächstgelegenen Treppe gelangen kann. 133 Wohnungen, von denen 121 zwei Zimmer und eine große Wohnküche und 12 drei Zimmer und Küche haben, sind in diesem Laubenganghaus enthalten. Die zwei wichtigsten Elemente gesunden Wohnens werden in diesem Hause sofort erfüllt. Es ist in der Himmelsrichtung gut orientiert, so daß Licht und Luft allen Räumen des Hauses jederzeit zuteil werden. Das Ganze zeigt sich in einer zeitgemäßen, dem Auge überaus wohltuenden architektonischen Formensprache. Den mächtigen Baublock bringt die vorgelagerte spitze Formendurchbildung in rhythmische Bewegung.

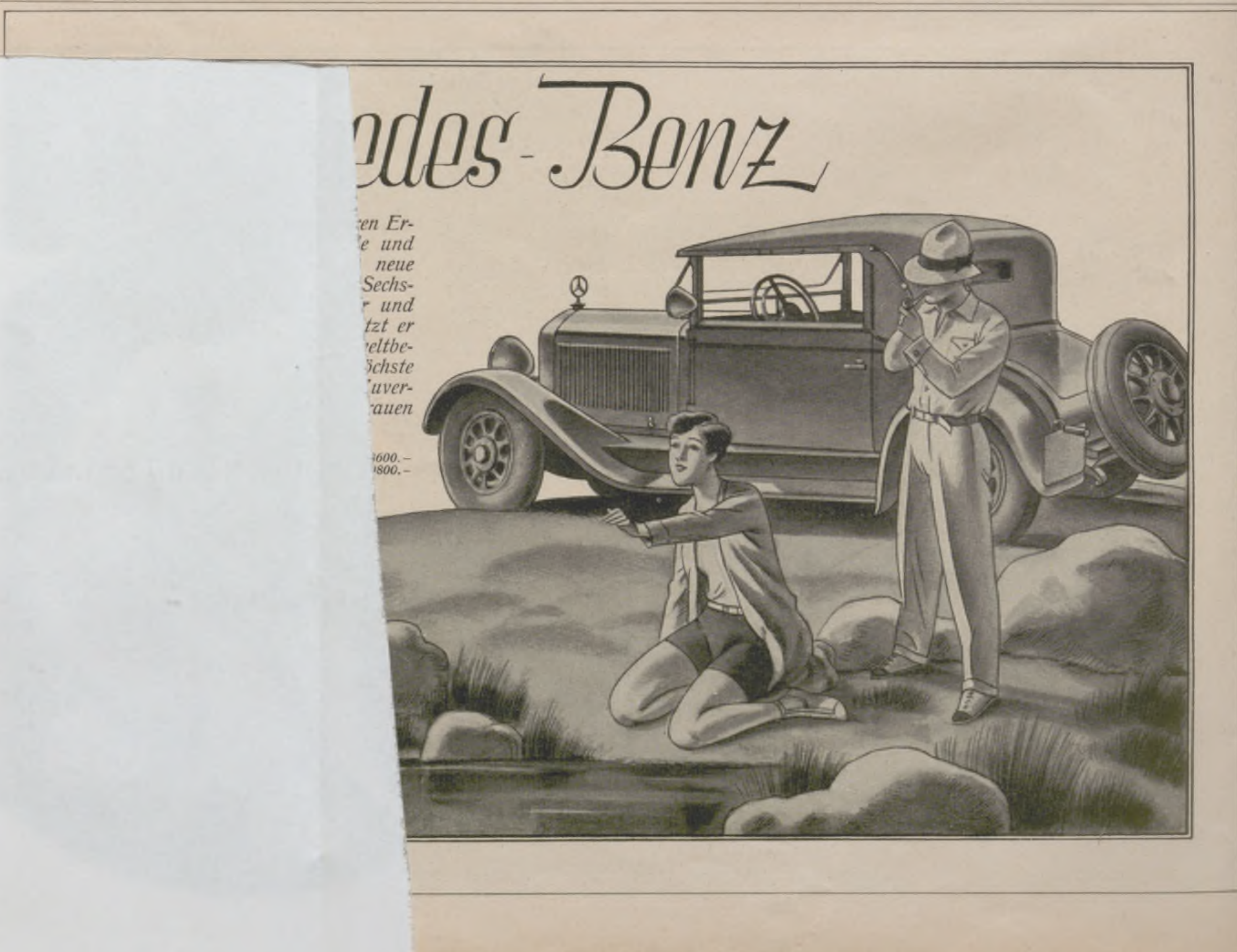
Tiere als Filmdarsteller. (Hierzu nebenstehende Bildertafel.) Tiere als Filmdarsteller zu verwenden, ist eine Angelegenheit der Dressur oder des Instinkts. In ersterem Falle richtet man besonders Pferde, Hunde, Katzen oder Affen mit unsäglich vieler Mühe und Geduld zu bestimmten „Handlungen" ab, und im letzteren wird man durch eine gewisse Suggestion Vorgänge eintreten lassen, auf die die vierbeinigen „Darsteller" rein instinktiv reagieren. Am leichtesten dürfte es sein, Hunde „filmreif" zu machen. Sie sind mit den menschlichen Gewohnheiten und Lebenseinrichtungen so eng verwachsen, daß man ihnen so gut wie alles anbieten kann. Will man — um ein paar ganz einfache Beispiele herauszugreifen — einen freudigen Ausdruck hervorrufen, der sich zumeist durch ein Wedeln mit dem Schwanz äußert, so braucht der Kameramann nur einen Leckerbissen hinzuhalten; will man den Ausdruck der Furcht oder der Betrübnis erzeugen, so genügt in den meisten Fällen das Drohen mit dem Stock oder die plötzliche Fortnahme einer Speise. In Verbindung mit Menschengestalten wird unter den Tieren stets der Hund der am besten geeignete Darsteller sein. Man richtet ihn eben für die Handlung des Spiels entsprechend ab, und ein geschickter Regisseur läßt ganz natürliche Vorgänge eintreten, auf die das Tier instinktiv eingeht, und wobei es nur darauf ankommt, den filmischen Ausdruck aufzulockern und ihn zu verstärken. Natürlich wird der Erfolg nicht immer gleich auf den ersten Anhieb da sein — es heißt sehr häufig, abzuwarten, bis das Tier in der richtigen „Stimmung" ist. Hervorragende Leistungen dieser Art wurden in den Filmen „Das Mirakel der Wölfe" und „Rin-tin-tin" geboten. Weit weniger intelligent als Hunde sind Katzen. Wenn von diesen Geschöpfen letzthin ein Film gezeigt wurde, so hatte dieser mit Dressur absolut nichts zu tun. Der Operateur belauschte und beobachtete einfach das Leben und Treiben einiger Katzenfamilien und stellte seine Gelegenheitsaufnahmen zu einer Handlung mit verschiedenen Spielszenen in geschickter und humorvoller Weise zusammen. Affen im Film vorzuführen, ist natürlich eine Angelegenheit der Dressur, und es hat den Anschein, als wenn die possierlichen Geschöpfe besonders dankbare Resultate der Abrichtung erbringen. Eine erstaunliche Kunst haben die Amerikaner entwickelt, Pferde als Filmdarsteller zu verwenden. In den Nationalfilmen „Der Todesspringer" und „Der Posträuber" tritt ein Schimmel in die Erscheinung, der Zeugnis von einer geradezu fabelhaften Dressur ablegt. Prächtige Leistungen vollführten auch ein Hengst und eine Stute in dem Veritas-Film „Der schwarze Zyklon". Nicht nur, daß der Hengst die von ihm begehrte Stute immer wieder vor den Nachstellungen eines fremden Hengstes, der in der Steppe eine andere Herde wilder Pferde führt, beschützt, er wird auch zu wiederholten Malen der Beschützer eines jungen Menschenpaares, das er immer wieder aus Bedrängnissen mannigfacher Art errettet und schließlich zusammenführt. Entzückend ist der Schluß: zwei, wenn auch ungleiche, so doch gemeinsam glückliche Liebespaare — zwei Menschen und zwei Pferde — die fast dasselbe Schicksal erlebten. Amüsant ist es ferner, zu sehen, wie Tier-Nachbildungen, d. h. Attrappen von Tieren geschaffen werden. So erregte der Film „Die verlorene Welt", in dem prähistorische Lebewesen der Urzeit vor Augen geführt werden, berechtigtes Aufsehen. Auch für den Ufa-Film „Jugendrausch", der sich an die Lafontainesche Fabel „Die Grille" und die Ameise" anlehnt, wurden Modelle kleiner Insekten verwendet. Otto Behrens.

Von der Ursprache bis zur Hilfssprache. Von jeher hat die Sprachforschung zu ergründen versucht, ob es eine Ursprache gegeben habe, und ob eine Universalsprache möglich sei. Zu allen Zeiten haben Sprachkenner und Geschichtsforscher ganz ernsthaft Untersuchungen hierüber angestellt, ohne freilich etwas mehr als ein hypothetisches Ergebnis zu erzielen. Von Wissenschaft in strengem Sinne kann dabei nicht die Rede sein, da die Frage nach der Ursprache außerhalb jeglicher Erfahrungsmöglichkeit liegt und das Problem der sogenannten Pasilalie, der Allsprache, bisher nicht gelöst worden und offenbar unlösbar ist. Die Frage nach der Ursprache des Menschengeschlechts hat bereits im grauen Altertum den denkenden Menschen beschäftigt. Herodot weiß uns von einem Versuch zu berichten, den der ägyptische König Psammetich zur Lösung dieser Frage angestellt habe. Dieser ließ nämlich zwei Knaben abgesondert von allen Menschen erziehen, so daß kein Laut einer menschlichen Sprache zu ihnen dringen konnte. Damit sollte der sprachbildende Nachahmungs- und Analogietrieb bei den Kindern ausgeschaltet und sie sonach gezwungen sein, sich eine eigene Sprache zu erfinden; ihre selbsterfundenen Worte sollten darüber Aufschluß geben, welches die erste Sprache des Menschengeschlechts war. Aus dem Laut, der einem der Knaben zuerst entfuhr, wollten später die Gelehrten einen Gleichklang mit irgendeinem Wort bald dieser, bald jener Sprache erkennen. Im Laufe der Zeiten wurde abwechselnd jeder einzelnen der orientalischen Sprachen die Ehre zuerkannt, die gemeinsame Ursprache der Menschen gewesen zu sein. Die moderne Sprachwissenschaft tut jedoch die „Ursprache" als eine Art Fabelwesen ab. — Wird die Ursprache in das Reich der Fabel verwiesen, so die Universalsprache in das Reich der Utopie. Der Plan, eine Lingua universalis zu schaffen, stammt von keinem Geringeren als Leibniz, der mit seiner Lingua characterica universalis allerdings nur eine allgemeingültige, jedem Denkenden leicht verständliche „philosophische Weltsprache" zu schaffen unternahm. Dem Plane liegt folgender Gedankengang zugrunde: Die unendliche Menge aller möglichen Zahlen sei durch unser Zahlensystem so geordnet, daß jeder Mensch imstande sei, an einem einzigen Tage die Kunst zu erlernen, alle Zahlen in einer ihm bisher unbekannten Sprache zu benennen. Geschrieben werden diese Zahlen ohnehin in allen Sprachen auf die gleiche Weise. Ebenso müßte es möglich sein, alle Gedanken der Menschen in eine bestimmte Ordnung zu bringen und eine allgemeine Sprache zu erfinden, die leicht zu lernen, auszusprechen und zu schreiben wäre. Die Universalsprache sollte also eine einheitlich geordnete internationale Sprache bilden, die alle Dinge, vornehmlich aber alle Gedankendinge, leicht sprech- und schreibbar macht. Ganz anders verhält es sich mit den in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gemachten Versuchen, eine lediglich praktischen Bedürfnissen dienende Weltsprache zu schaffen. Bei diesem Plane war die Möglichkeit der Ausführung wohl gegeben, scheiterte aber zumeist an den allzu weiten Grenzen, die sich der Erfinder einer solchen Sprache gesteckt hatte. Den meisten dieser Versuche war kein Erfolg beschieden. Einzig das „Volapük" schien einen Siegeslauf durch die Welt zu nehmen; es verschwand indes bald wieder in der Versenkung. Das Volapük hatte

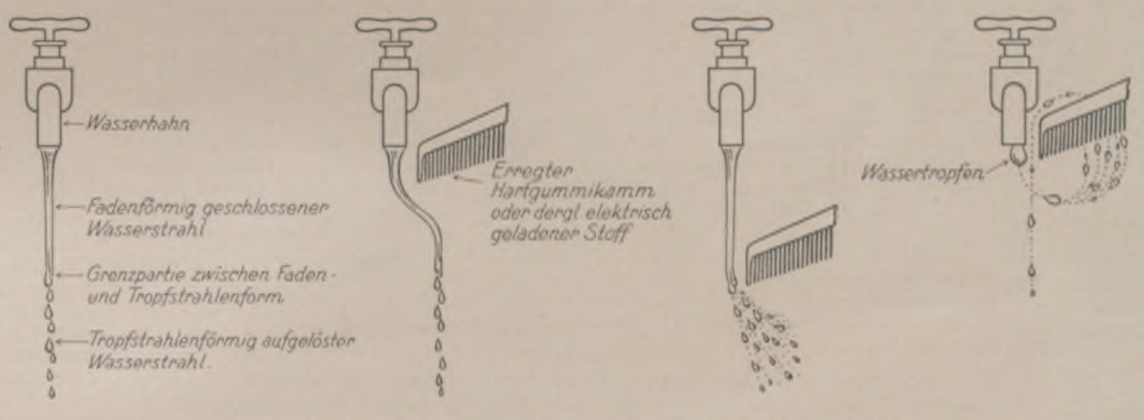
sich von vornherein stolz als „Weltsprache“ präsentiert und wollte offenbar mehr als vorwiegend praktischen Zwecken dienen. Der Erfinder des Volapüks, Pfarrer Schleyer, war ein sprachenkundiger Mann, ein Gelehrter, dessen Ehrgeiz danach strebte, eine Universalsprache im Sinne Leibniz', wenn auch nicht in seinem Geiste zu schaffen. Das geht schon daraus hervor, daß Pfarrer Schleyer seine Grammatik des Volapüks „Grammatik der Universalsprache“ und sein Wörterbuch „Großes Weltsprachenwörterbuch“ nennt. Einen andern, bei weitem bescheideneren Weg beschritt Dr. Zamenhof, der Erfinder des „Esperanto“. Er bezeichnete das Esperanto nicht als eine Universalsprache, sondern als eine „internationale Hilfssprache“; Esperanto sollte nichts anderes sein als ein Mittel der Verständigung in der Welt des Verkehrs. Neben den rein sprachlichen Vorzügen, die die internationale Hilfssprache den anderen Weltsprachen gegenüber besitzt, mag auch in dieser bescheidenen Zwecksetzung ein Stück Geheimnis ihres Erfolges liegen. Mit seiner internationalen Hilfssprache wollte Zamenhof, nach seinem eigenen Geständnis, eine Brücke schlagen von Mensch zu Mensch und von Volk zu Volk; er wollte ein Instrument schaffen, das die Menschen verschiedener Nationen, die aneinander vorbeireden, weil einer die Sprache des andern nicht versteht, näher zueinander bringt. Daß hier der Idealist nicht zugleich auch der Utopist war, beweist die Verbreitung des Esperantos. Die Anwendungsmöglichkeit dieser Hilfssprache wird heute von niemand mehr bezweifelt. Esperanto sprechen heute Hunderttausende, es wird vielfach in Privat- und Staatsschulen gelehrt, und überall, in allen Ländern und in allen Städten, gibt es heutzutage Esperanto-Vereine, wo jeder Esperantist aus der Fremde seinen Sprachgenossen findet. S. Meisels.

Kunstharze. Den chemischen Aufbau der Naturharze kennen wir nur so weit, als wir aus einzelnen Spaltungsrückständen des Atomkomplexes auf Zusammengehörigkeiten und damit auf mögliche Verkettungen der Atomgruppen schließen können, so wie der Fachmann aus Form und Art einzelner Maschinenteile, die ihm vorliegen, Bau und Zweck der Maschine abzuleiten vermag. Jedenfalls vermutet man mit Recht in den Molekülen der Harze sehr große Anhäufungen verketteter Atome, denn man weiß, seit es eine organische Chemie gibt, daß Vergrößerung des Moleküls oft die Bildung teer-, harz-, pech- oder asphaltartiger Körper hervorruft. Diese Vergrößerung kommt durch Vorgänge zustande, die man als Polymerisation (Zusammentritt mehrerer Moleküle) oder Kondensation (Zusammentritt z. B. unter Wasserabspaltung) bezeichnet. Häufig bringt man zur Unterstützung dieser Reaktionen den Luftsauerstoff zur Einwirkung, oder man setzt Sauerstoff abspaltende Agenzien zu. Dieser Veränderlichkeit ihrer Molekularstruktur neigen vornehmlich die Aldehyde zu, so ihr einfachster Vertreter, der Formaldehyd, d. i. das bekannte Desinfektions- und Sterilisationsmittel Formalin, der Azetaldehyd, der leicht verharzende Benzaldehyd u. v. a. Es besteht die begründete Annahme, daß manche Pflanzen aus Wasser, Luftsauerstoff und Luftkohlensäure unter dem Einflusse des Sonnenlichtes zuerst den Formaldehyd aufbauen und an dessen Molekül immer weiter Wasser bzw. Kohlensäure oder gleich fertigen Formaldehyd anlagern, oder, was im Schema dasselbe ist, daß viele Pflanzen Formaldehydmoleküle weiter „polymerisieren“, bis die Zucker- und Stärkearten und schließlich auch die Gerüstsubstanz der Pflanzen, die Zellulose, entstehen. In anderer Richtung und mit anderen Grundkörpern, vor allem mit Verbindungen, die zum Unterschiede von dem auch Sauerstoff enthaltenden Formalin nur aus Kohlenstoff und Wasserstoff bestehen, erfolgt im Holze der Nadelbäume die Bildung der Naturharze. Viel mehr, als daß auch hier Polymerisation und Kondensation einfacherer Körper, und zwar unter Mitwirkung von Sauerstoff, die Hauptrolle spielen, ist nicht bekannt, doch genügten die wenigen Feststellungen, um die heute zur hohen Blüte gelangte Kunstharzindustrie ins Leben zu rufen. Sie erzeugt nach zahlreichen Verfahren, die nahezu täglich durch neue Patente bereichert werden, eine Reihe von Stoffen, die den Naturharzen völlig gleichen, oder Fabrikate, zu deren Herstellung Naturharze früher unentbehrlich waren. Den meisten dieser Produkte ist gemeinsam, daß sie so wie ihr berühmt gewordenes Vorbild, der „Bakelit“, bei gelinder Kondensation oder Polymerisation zuerst zähflüssige, jedoch mit Lackverdünnungsmitteln aufgestrichene, hart eintrocknende Lackrohstoffe darstellen, die dann durch Erhitzen in unlösliche, unschmelzbare Produkte übergehen. Diese lassen sich wie Bernstein oder Kopal (die beiden wertvollsten fossilen Naturharze) bohren, sägen, auf der Drehbank und sonst auf jede Weise mechanisch bearbeiten. In neuester Zeit erzeugt ein Werk als wertvolle Ergänzung der schon seit längerer Zeit aus Karbolsäure und Formaldehyd hergestellten Schellackersatzprodukte aus dem Kohlenwasserstoff Azetylen einen Kunstschellack, der uns vom Bezug des dem Auslande entstammenden, immer teurer werdenden Naturproduktes so gut wie unabhängig macht. Dr. O. Lange, München.

Riesenkinder. Von abnorm großen Kindern spricht man dann, wenn das Geburtsgewicht mehr als 4000 g beträgt (normal 3000—3500 g); Riesenkinder nennt man solche, die bei der Geburt mehr als 5 kg wiegen. Das Längenmaß ist gewöhnlich bei weitem nicht so beträchtlich vergrößert wie das Körpergewicht. Abnorm große Kinder sind verhältnismäßig häufig, dagegen kommt auf etwa 5000 normale Geburten nur ein Riesenkind. Das größte je beobachtete Kind soll 11300 g gewogen haben und 72 cm lang gewesen sein, das Kind einer Riesin war angeblich 10700 g schwer und 76 cm lang; genau verbürgt sind diese Nachrichten jedoch nicht. In der deutschen Fachliteratur ist das größte Kind von Martin beschrieben worden; es hatte fast 8000 g Geburtsgewicht. Es ist eine Erfahrungstatsache, daß im allgemeinen das Gewicht der Kinder mit der Zahl der Geburten etwas ansteigt, daß also das erstgeborene Kind ein geringeres Geburtsgewicht hat als seine Geschwister; dementsprechend findet man abnorm große Kinder oder Riesenkinder fast nie bei Erstgebärenden. Ein Teil der abnorm großen Kinder ist nun zweifellos „übertragen“, d. h. nach dem normalen Termin (40 Wochen nach der Befruchtung) geboren; dieses Moment genügt aber keinesfalls, den Riesenwuchs zu erklären. Die Erblichkeit spielt insofern eine gewisse Rolle, als große und robuste Eltern meist auch ebensolche Kinder haben. Die Entwicklung übermäßig großer Kinder kann ferner begünstigt werden durch überreichliche Ernährung der Mutter, verbunden mit Mangel an Bewegung; doch das sind alles nur begünstigende Momente. Die Erforschung der Ursachen des Riesenwuchses bei Kindern und Jugendlichen sowie verwandter Erscheinungen bei Erwachsenen (Akromegalie) haben auch für unser Problem neue Wege gezeigt; wir müssen heute annehmen, daß auch beim fötalen Riesenwuchs die Art der Zusammenarbeit der das Wachstum fördernden endokrinen Drüsen, also vor allem der Hypophyse im Verein mit Schilddrüse und Keimdrüse, und auch die bessere Funktion der Plazenta (Mutterkuchen) als Ernährungsorgan für die Größenentwicklung des Kindes von ausschlaggebender Bedeutung sind. Da die Mütter abnorm großer Kinder meist kräftig gebaut sind, vor allem ein sehr weites Becken haben, so können die Geburten oft ohne große Schwierigkeiten verlaufen. Sind diese Vorbedingungen (sehr weites Becken usw.) jedoch nicht erfüllt, so kommt es zu unangenehmen Komplikationen; die Geburt dauert dann meist sehr lange, Geburtsverletzungen wurden häufiger als sonst beobachtet. Nicht selten stirbt das Kind aber infolge der langen Geburtsdauer und der zu starken Quetschung, die sein Körper beim Durchtritt durch das Becken erleidet. Als obere Grenze für eine Lebendgeburt gilt allgemein ein Körpergewicht von 7000 g. Bei Frauen, die zur Geburt von abnorm großen Kindern disponiert zu sein scheinen, kann man versuchen — freilich meist mit sehr geringem oder gar keinem Erfolg — durch Diätkuren der übermäßig starken Entwicklung des Kindes vorzubeugen oder eine künstliche Frühgeburt einzuleiten (natürlich darf dies nur der Arzt vornehmen!); unter Umständen kann auch eine operative Entbindung mittels Kaiserschnitts in Betracht kommen. Die Einleitung der Frühgeburt geschieht im 8. oder 9. Schwangerschaftsmonat, da das Kind zu dieser Zeit schon außerhalb der Gebärmutter lebensfähig ist. S. Hupfer.



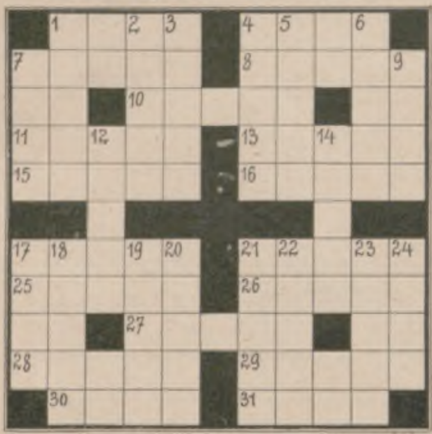
Merkwürdige elektrostatische Beeinflussung von Wasserstrahl und Wassertropfen. Mit gewöhnlichen Hilfsmitteln in jedem Haushalt anstellbare und zum Nachdenken anreizende Versuche naturwissenschaftlicher Art werden gern aufgenommen, darum möge das merkwürdige Verhalten eines gewöhnlichen Wasser- oder sonstigen Flüssigkeitsstrahles und -tropfens gegenüber irgendeiner sogenannten elektrostatischen Einwirkung hier dargelegt werden, auch deshalb, weil hierüber selbst in Fachkreisen teilweise irrige Vorstellungen herrschen. Öffnet man z. B. in einer Küche den Wasserhahn nur so weit, daß ein etwa 1 bis 2 mm dünner Strahl ausfließt, so unterscheiden wir ohne weiteres an diesem Strahl (s. Abbild.) den oberen, fadenförmig in sich geschlossenen, darunter einen tropfstrahlenförmig aufgelösten Teil und zwischen beiden eine Übergangs-Grenzpartie. Je nach der Ausflußgeschwindigkeit wechseln die relativen Längen dieser Strahlpartien zueinander. Einen solchen Wasserstrahl können wir elektrostatisch beeinflussen, wenn wir einen, z. B. durch Reiben mit der Hand, elektrisch erregten oder sonstwie elektrisch geladenen Stoff annähern. In jedem Haushalt ist ein Zelluloid-Filmstreifen, ein Hartgummikamm, eine Hartgummiröhre oder eine Siegellackstange usw. zu finden, Dinge, die beim Abreiben mit der Hand (einfaches, rasches und mehrmaliges Durchziehen der trockenen Gegenstände durch die trockene Hand!) ohne weiteres elektrisch erregt werden und in dieser Erregung einige Zeit verharren. Sie haben dann sogenannte elektrostatische Ladung. Nähert man einen solchen elektrostatisch erregten Stoff dem oberen, fadenförmig geschlossenen Teil eines Wasserstrahls an, so sollte man erwarten, daß der Wasserstrahl von dem elektrisch geladenen Stoff in Kondensatorwirkung auf dessen Oberfläche herangezogen wird. Das elektrische Influenzgesetz verlangt, daß der elektrisch geladene Stoff die ihm gleiche Elektrizitätsart aus dem Wasserstrahl in die Erde herausstößt, worauf dann die im Wasserstrahl übrigbleibende, entgegensetzte Elektrizitätsart sich mit der entgegengesetzten Ladung des elektrisch einwirkenden Stoffes unter Anziehung vereinigen müßte. Der Wasserstrahl weicht jedoch von dieser allgemeinen Regel ab. Wohl nähert er sich dem elektrisch erregten Stoff, er macht jedoch um diesen einen kleinen Bogen und fällt dann unter der Einwirkung der Schwerkraft wieder ab (s. Abbild.). Den größten Bogen macht der Wasserstrahl, wenn man den elektrisch erregten Stoff in die Nähe der Ausflußstelle des Strahles hält. Je weiter abwärts dann der elektrische Stoff bewegt wird, um so flachere Wasserstrahlbiegung ist zu beobachten, bis dann der untere, tropfstrahlenförmig aufgelöste Teil des Wasserstrahls keine Beeinflussung mehr zeigt. Diese Nichtbeeinflußbarkeit des unteren Wasserstrahlteils ist ohne weiteres verständlich, wenn man verfolgt, wie sich die gleichen Elektrizitätsarten des elektrisch erregten Stoffes und des Strahles durch die seitwärts herumspritzenden Wasserteile ohne weiteres ausgleichen können. Bringt man nun aber den elektrisch erregten Stoff in die Nähe der Grenzpartie zwischen Faden- und Tropfstrahlenform des Wasserstrahls, so verbreitert sich der untere, tropfstrahlenförmig aufgelöste Teil des Wasserstrahls in Richtung zu dem elektrisch erregten Stoff, und nur in dieser Richtung (s. Abbild.). Man hat hier den Eindruck, daß auch diese untere Partie des Wasserstrahls sich um den elektrisch erregten Stoff herumbiegen möchte. Wenn wir genauer das Verhalten der obersten Partie des Wasserstrahls gegenüber dem an die Wasserhahnaustrittsstelle angenäherten elektrisch erregten Stoff beobachten, so sehen wir, daß manche Teile des Wasserfadens um den elektrisch erregten Stoff herumfliegen und auf die entgegengesetzt gelegene Oberfläche aufklatschen. Drehen wir den Wasserhahn fast ganz zu, so daß nur noch Tropfen fallen, etwa ein Tropfen pro Sekunde, so bewirkt der in der Höhe der Austropfstelle angenäherte elektrisch erregte Stoff, daß Teile der heraustretenden Tropfen um den elektrisch erregten Stoff herumfliegen, daran aufklatschen, ihn manchmal auch voll umkreisen und dann abfallen, wie die Abbildung andeutet. Normalerweise müßten Wasserstrahl und Wassertropfen auf die ihnen zugekehrte Oberfläche des elektrisch erregten Stoffes auffliegen. Eine plausible Erklärung für diese Abweichungen im Verhalten des Wasserstrahls bzw. Wassertropfens gegenüber einer elektrostatischen Ladung bietet die Überlegung, daß der elektrisch beeinflussende Stoff aus dem fadenförmigen Wasserstrahl und ebenso aus dem Wassertropfen nur einen Teil der gleichnamigen Elektrizitätsart hinausstößt, daß der Rest der entgegengesetzten Influenzelektrizität in den dem elektrisch erregten Stoff gegenüberliegenden Partien des Wasserstrahls oder -tropfens verbleibt, und zwar an der abgewendeten Seite, während auf der zugewendeten Seite die entgegengesetzte Influenzelektrizität ihre Wirkung äußert. Auf solche Weise wird der Wasserstrahl oder -tropfen von dem elektrisch erregten Stoff angezogen, aber nur bis zu einer gewissen Distanz, in der dann die gleichnamige Elektrizitätsart ihre abstoßende Wirkung zur Geltung bringt. Eine kürzlich erschienene „Physik für Alle“, von dem bekannten Populärwissenschaftler Hanns Günther (W. de Haas) beschreibt (Band I., 3. Aufl. Stuttgart, S. 218, Abb. 217) einen Versuch mit einem springbrunnenartig ausfließenden Wasserstrahl mit den Worten: „Nähert man dem Anfang des Strahles eine geriebene Siegellackstange, so zerteilt sich der Strahl in zahlreiche kleine Tröpfchen, die sämtlich elektrisch geladen sind und sich darum abstoßen.“ Daß diese Versuchsbeschreibung und -erklärung nicht richtig sein können, liegt auf der Hand. Die Zerteilung des Strahles erfolgt nicht durch Abstoßung gleichnamiger Ladungen, sondern nur als Folge der Anziehung durch den beeinflussenden elektrischen Stoff und des Bestrebens des „Herumfliegens“ um diesen. Dr. Max Speter.



Wasserstrahl und Wassertropfen unter dem Einfluß eines elektrisch geladenen Stoffes:
Von links nach rechts: Aus einem Wasserhahn ausfließender Wasserfadenstrahl. — Durch elektrostatische Influenzwirkung im fadenförmig geschlossenen Teil umgebogener Wasserstrahl. — Der durch elektrostatische Influenzwirkung an der Grenzpartie zwischen Faden- und Tropfstrahlenform in Richtung der elektrischen Ladung auseinandergezogene, tropfstrahlenförmig aufgelöste Wasserstrahl. — Flugbahn elektrisch influenzierter Wassertropfen an bzw. um einen seitlich gehaltenen elektrisch geladenen Hartgummikamm.

ZUM NACHDENKEN

Kreuzworträtsel.



Die Wörter bedeuten: wagerecht: 1 alttestamentarische Figur, 4 Frauenname, 7 Badegerät, 8 altgriechischer Wächter, 10 Vorraum, 11 altgriechisches Totenreich, 13 himmlisches Wesen, 15 verfallener Bau, 16 mittelalterlicher Beherrscher Spaniens, 17 künstliche Wasserstraße, 21 Riese, 25 italienischer Geigenbauer, 26 Frauenname, 27 Frauenname, 28 Ort an der Etsch, 29 Tonhalle, 30 Blume, 31 Ölpflanze; senkrecht: 1 Stadt im Aargau, 2 Gebirge in Amerika, 3 heimischer Vogel, 4 türkischer Gruß, 5 Kampfplatz, 6 französischer Komponist, 7 Befestigung, 9 Salzwasser, 12 Göttin der Jagd, 14 schöne Eigenschaft, 17 Toilettegegenstand, 18 Finkenart, 19 Kartensammlung, 20 Schlingpflanze, 21 europäisches Gebirgsland, 22 türkischer Erlaß, 23 Männername, 24 Ziffer.

Wetzsteine des Geistes.

Unsere Problemaufgaben haben das Interesse sehr vieler Leser gefunden, wie sich aus den Zuschriften erkennen läßt. Darum im folgenden wieder zwei Aufgaben für den Scharfsinn der Löser.

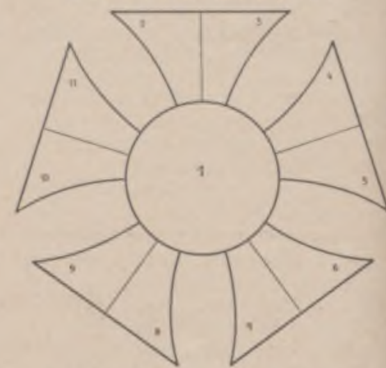
Der treue Farmerhund Lux.

Zwei Brüder, Hans und Karl, die ein einsames Farmerhaus bewohnen, machen sich eines Tages mit ihrem treuen Hund Lux auf den Weg, um eine 12 km entfernte Farm zu besuchen. Sie marschieren in dem gleichbleibenden Tempo von 6 km Geschwindigkeit in der Stunde. Genau in der Mitte der Strecke kehrt Hans plötzlich um, da er den Hausschlüssel vergessen hat, während Karl geradeaus weitermarschiert. Es entsteht dadurch weder Aufenthalt, Zeitverlust noch Änderung der Marschgeschwindigkeit. Hans nimmt zu Hause sofort durch den Knecht den Schlüssel ohne Zeitverlust in Empfang und marschiert nun im selben Tempo wieder vorwärts, während Karl die zu besuchende Farm überraschenderweise verlassen vorfindet und daher sofort umkehrt, in gleichem Tempo dem Bruder Hans entgegen. — Nun kommt die Hauptsache: Der treue Hund Lux hat sich von keinem der Brüder trennen wollen. Er pendelt deshalb andauernd zwischen Hans und Karl hin und her, und zwar sowohl während die Brüder sich voneinander entfernen, als auch während sie sich einander wieder nähern. Lux hält dabei, ohne von der Strecke abzuschweifen, dauernd eine Trabgeschwindigkeit von 15 km in der Stunde ein. — Wie viele Kilometer legt Lux vom Zeitpunkt der Trennung der Brüder bis zum Zeitpunkt ihres Wiederzusammentreffens zurück?

Im Obstgarten.

In einem Garten befanden sich 47 Stück Nutzbäume: Nuß-, Apfel- und Kirschbäume. Die Zahl der vorhandenen Nußbäume war durch 3, die der Apfelbäume durch 4 und die der Kirschbäume durch 5 aufgehend teilbar, und es gab 9 Stück Kirschbäume mehr als Apfelbäume. Wie viele Bäume von jeder Fruchtsorte waren vorhanden?

Ordensrätsel.



Jede Ziffer bedeutet ein einsilbiges Wort. Es bezeichnen: 1 menschliche Wohnstätte, 2 Tierwohnung, 3 Wink, 4 Gegensatz zur Stadt, 5 weibliches Wesen, 6 Möbelstück, 7 Vermögenseinnahme, 8 pflanzlicher Rohstoff, 9 Wohnungszubehör, 10 Geschäftsvorgang, 11 männliches Wesen. — 1 | 2 Mittel gegen Wohnungsnot, 2 | 1 bekanntes Kunstunternehmen, 1 | 3 allerhand Kram, 3 | 1 Behördensitz, 4 | 1 Sommersitz, 1 | 5 Mittelpunkt der Familie, 6 | 1 Geschäftsunternehmen, 1 | 7 Mieteinnahme, 7 | 1 Mietkaserne, 8 | 1 steinloses Gebäude, 1 | 9 kleine Pforte, 1 | 10 Grundstückserwerb, 10 | 1 Verkaufsstätte, 1 | 11 Angestellter, 2 | 3 Titel, 4 | 5 Bäuerin, 4 | 10 Erwerb von Grund und Boden, 4 | 11 Bauer, 6 | 7 Art von 7, 8 | 9 Art von 9, 10 | 11 Beruf.

Diagonalrätsel.

Die Buchstaben: a a a a b d e e e e e e e e g h i i i i l m m n o o o r r r r r s s s t t t t t z z sind in die leeren Felder der Figur so einzuordnen, daß folgende Wörter entstehen:

n a . . . . . . 1 biblischer Ort in Galiläa
. n a . . . . . 2 Lehre vom inneren Bau der Organismen
. . n a . . . . 3 Bild von Leonardo da Vinci
. . . n a . . . 4 Sprengkörper (Mehrzahl)
. . . . n a . . 5 Ständchen
. . . . . n a . 6 Kuchenzutat
. . . . . . n a 7 Fluß in Rußland, Ort schwerer Kämpfe

Halte Maß!

Die Striche sollen durch Wörter sinngemäß ersetzt werden. Diese Wörter, aneinandergereiht, ergeben eine Sentenz aus Schillers „Glocke".

Gar mancher, — im Übermut
Des Lebens Freuden unverdrossen
In blödem — mit heißem Blut
Bis zur Erschlaffung hat genossen,
— bei dem Handel doch zuletzt
Auf jeden Fall zu — gekommen,
Da doch — Welt, die ihn ergötzt,
Das Allerbeste ihm genommen:
An Leib und Seel' zerbrochen, wühlt
Die — in ihm mit tausend Händen;
Sein kurzes Leben — verspielt,
—, eh' noch Tod und Grab es enden.

Silben-Silbenrätsel

a — bens — bert — des — die — din — dor — en — fe — ga — ga — heim — kei — kennt — kon — le — le — ler — ne — nis — — o — o — pard — pel — ri — sau — schu — se — sel — xi

Aus obigen 30 Silben sind 12 Wörter nachgenannter Bedeutung zu bilden, deren erste Silben — von oben nach unten gelesen — einen Wahrspruch nennen: 1 bekannter Motorenbauer, 2 deutscher Liederkomponist, 3 Raubtier, 4 mitteldeutsche Stadt, 5 Wörterbuch, 6 hessische Kreisstadt a. d. Bergstraße, 7 geistige Besitztümer, 8 Schwarzwild, 9 Stadt in Italien, 10 männlicher Vorname, 11 östliche Hafenstadt, 12 Hochtal in der Schweiz.

Geheimschrifträtsel.

12 5 6 1 11 10 8 9 — 18 8 9 — 4 7 11 19 — 17 10 8 8 — 15 5 7
2 3 11 — 5 6 13 14 5 11 19 5 8 — 9 14 2 3 — 16 5 1 1 5
15 8 — 17 10 8 8 — 10 15 15 5 7 8 — 9 10 1 — 3 5 6 19

Werden die Zahlen durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, so ergeben diese einen Sinnspruch. Schlüsselwörter: 1 2 3 4 5 6 7 8 Stadt in Mecklenburg, 9 10 11 7 12 grammatikalische Bezeichnung, 13 14 15 16 Rasenspiel, 17 10 18 19 Vogel.

Neu beginnen!

Mein Werk ist es nun endlich,
Darüber bin ich froh.
Doch die Kritik — wie schändlich!
Sagt, es sei gar nicht so.

Unvermeidlich.

Ein jeder will es werden,
Und keiner will es sein,
Es schützt vor keiner Torheit,
Doch schätzt man es beim Wein.

Mag. Quadrat.

Die Buchstaben: a a a a a a b b e e e e g g i i k k l l n n t t w ergeben bei richtiger Einordnung in wagerecht und senkrecht gleichlautend Vorname, 3 Truppenlager im Freie

Die Veröffentlichung der Lös

Lösungen der Rä

Palindrom: Lagerregal.

Kreisarithmogriph: A Purp
E Perser, F Urbino, G Roller.

Kreuzworträtsel: Wagerech
11 Mast, 13 Erato, 14 Star, 15 S
22 Ill, 23 Erde, 24 Reim; senkrech
6 Rot, 9 Iltis, 10 Meran, 11 M
20 Ire, 21 Dom.



Vertreter gesucht.

Eine große Weltreise 1928.

Die Hamburg-Amerika Linie hat die Zahl ihrer Erholungs- und Vergnügungsreisen für nächstes Jahr bedeutend vermehrt. Den Hauptpunkt des umfangreichen Programms bildet wieder eine Weltreise, die wie in den Vorjahren der Luxusdampfer „Resolute“ in der Zeit vom Januar bis Mai 1928 unternimmt. Die Reise, die am 7. Januar in Newyork beginnt und am 24. Mai dort endet, dauert 140 Tage und wird ihre Teilnehmer auf einer Strecke von rund 60000 km durch 30 verschiedene Länder führen. Den europäischen Passagieren bietet sich in Genua oder Neapel Gelegenheit an Bord zu gehen. Das Programm behält in der Hauptsache die altbewährte Route bei, doch wurde die Zahl der Anlaufhäfen um einige sehenswerte Plätze vermehrt. Im Mittelmeer werden außer Italien auch Griechenland, Palästina und Ägypten besucht. In Indien finden Ausflüge weit ins Innere des Landes statt. Nach einer Fahrt durch die Inselwelt Niederländisch-Indiens und der Philippinen läuft die „Resolute“ verschiedene chinesische und japanische Häfen an. Auf der Reise über den Pazifischen Ozean werden die Hawai-Inseln berührt. Von Kalifornien aus läuft die Route südwärts zum Panama-Kanal und führt dann über Kuba zurück nach Newyork, wo sich die europäischen Teilnehmer auf einem der regelmäßigen Hapagdampfer zur Heimfahrt nach Europa einschiffen.









Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post

bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir, die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen.

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber), Leipzig C 1, Reudnitzer Strasse 1–7.



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris, 26 Avenue de l'Opéra.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG I. I. WEBER, LEIPZIG

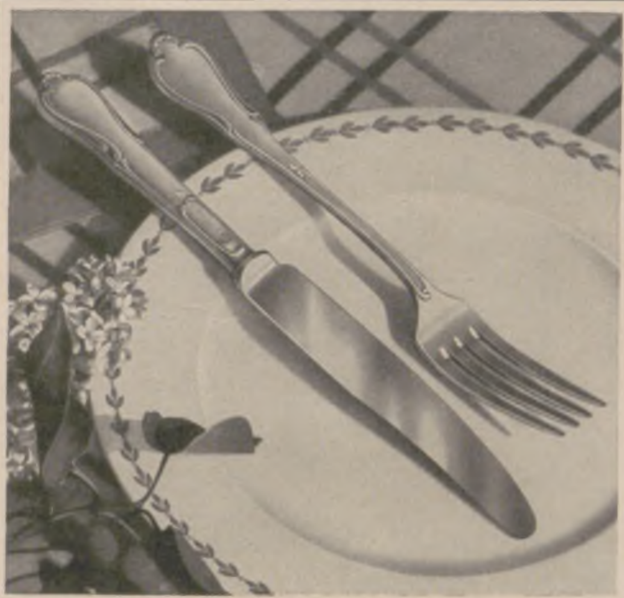
NR. 4305. 169. BAND

« DIE HERBSTMODE »

15. SEPTEMBER 1927

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK

DER SCHÖNSTE TAFELSCHMUCK



BERNDORFER BESTECKE

ART. KRUPP BERNDORF

Erhältlich in allen Fachgeschäften und in den Niederlagen: Berlin W., Leipzigerstraße 6, München, Weinstraße 4, Wien, I. Wollzeile 12, I. Graben 12, VI. Mariahilferstraße 19/21, Prag, Ulice 28 rijna 11, Budapest, IV. Vaci utca 4. Zweigfabriken: Eßlingen a. N., Luzern, Murbacherstraße 1, Mailand, Via Pergolesi 8-10, Bukarest, Strada C. A. Rosetti 3.

Berndorfer Metallwarenfabrik Arthur Krupp A. G. Berndorf, N.-Oest.



Bewunderung und Neid
erwecken Sie mit einer flotten Badeausrüstung!

Soll Ihre farbige Badekleidung den Einwirkungen von Sonne, Luft und Wasser widerstehen und trotz täglichem Gebrauch nichts von ihrer Schönheit verlieren, dann muß sie

indanthrenfarbig

sein; die indanthrenfarbigen Stoffe und Garne aus Baumwolle, Leinen und Kunstseide sind billiger als minderwertig gefärbte Waren, weil sie dank ihrer Farbechtheit viel länger getragen werden können.

Indanthren

Zuverlässige Bezugsquellen sind:
Indanthren-Haus Johannes Lauersen, Berlin W 9, Potsdamer Str. 10-11
Filialen in Steglitz, Schloßstraße 24 und
Charlottenburg, Wilmersdorfer Straße 32
Indanthren-Haus Frankfurt, G. m. b. H., Frankfurt a. M., Kaiserstraße 19
Indanthren-Haus Hamburg, G. m. b. H., Hamburg 36, Jungfernstieg 11-12
Indanthren-Haus Köln, G. m. b. H., Köln a. Rhein, Hohestraße 156
Indanthren-Haus Leipzig, G. m. b. H., Leipzig, Rathausring 13
Indanthren-Haus München, G. m. b. H., München, Maximilianstr. 35-36
Indanthren-Haus Stuttgart, G. m. b. H., Stuttgart, Königstraße 12
Indanthren-Haus Wien, Ges. m. b. H., Wien VII, Mariahilferstraße 74 b

Das richtige Tourenrad für Sie!



500 ccm

Sind Sie Liebhaber eines Zweizylinder-Motorrades? Unser Zweizylinder-Modell mit weicher Rahmen- und Gabelfederung ist gerade **das** Rad, von dem Sie viel verlangen können. Es ist unbedingt zuverlässig und hat große Kraft-Reserve. Durch die feindurchdachte Konstruktion haben Sie eine stoßfreie und genußreiche Fahrt, selbst auf holperigen und schlechten Wegen. Deshalb hat die Maschine sehr lange Lebensdauer.

Touren-Modell 1225.— Mk. **Sport-Modell 1250.— Mk.**

NSU Vereinigte Fahrzeugwerke A.G.
Neckarsulm Württbg.

Wertvolle Jagdliteratur

Der Hirschruf

Erfahrungen und Erlebnisse auf der Rufjagd

Von
Georg Graf zu Münster

Mit 17 Abbildungen u. 4 Kunstblättern in Kupfertiefdruck.

Mit einem musikalisch-phonetischen Anhang von Professor Dr. Martin Seydel.

In Leinen gebunden 4.50 R.-M.

❋

Die Geheimnisse der Blattkunst

Erfahrungen und Erlebnisse auf der Rehjagd

Von
Georg Graf zu Münster

Mit einer Tafel Abbildungen

In Halbleinen gebd. 2,— R.-M.

Verlag J. J. Weber, Leipzig C 1

Revolution

in der Photographie bedeutet die



ca. 1/3 natürl. Größe. Gewicht 450 g

Leitz Leica Camera

Die kleinste Schlitzverschluß-Camera
mit Leitz-Anastigmat „Elmar" F:3,5.

Kleine Aufnahmen = Große Bilder

Billige Negative durch Verwendung von Kinonormalfilm.
Trotz geringstem Volumen
bis 36 Aufnahmen ohne Kassettenwechsel.

Automatischer Transport des Filmbandes beim Spannen des Verschlusses, daher
Doppelbelichtungen ausgeschlossen.

Vergrösserungen auf jedes Format einfach und schnell mit dem neuen
Leica-Vergrößerungs-Apparat.

Projektion von Leica-Diapositiv-Filmen im
Leica-Projektions-Apparat.

Verlangen Sie kostenlos Liste Nr. 1507.

Ernst Leitz, Opt. Werke, Wetzlar.

Bezug der Apparate durch alle führenden Photohandlungen.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4305. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 15. September 1927.



Allgemeine Notizen.

Ein großartiges Denkmal für Kolumbus wird jetzt bei dem Kloster von Robida errichtet, gegenüber dem Hafen von Palos, von dem aus der große Genuese am 3. August 1492 die Fahrt antrat, die zur Entdeckung der Neuen Welt führte. Das Denkmal wird 18 Meter hoch sein und zeigt als Krönung eine allegorische Statue Spaniens, die das Kreuz umarmt und nach Westen blickt. Die Statue von Kolumbus selbst, die den Mittelpunkt des Denkmals bildet, ist ein Geschenk der Vereinigten Staaten und das Werk einer amerikanischen Bildhauerin, Frau Withney. Man hofft, daß die Einweihung des Monumentes zu gleicher Zeit mit der Eröffnung der spanisch-amerikanischen Ausstellung in Sevilla erfolgt.

Die Musikberatungsstelle im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin W. 35, Potsdamerstraße 120, macht es sich zur Aufgabe, in Ergänzung der bereits bestehenden Auskunftsstellen für Jugendkunde und Berufsberatung der Öffentlichkeit auf musikalischem Gebiet beratend zur Seite zu stehen. Ihr Wirkungskreis erstreckt sich auf alle Fragen, die mit der musikalischen Ausbildung im Zusammenhang stehen, wie Vorbereitung, Zulassung, Aufnahmeprüfung an den Hochschulen für Musik, der staatlichen Akademie für Kirchen- und Schulmusik, Vorbereitung für das Musiklehramt an höheren Lehranstalten, für den Beruf des Kirchenmusikers, des Privatmusiklehrers usw. Auch in der für die Gegenwart so wichtigen Frage des Orchesternachwuchses wird sie durch Hinweis auf geeignete Erziehungsstätten Dienste zu leisten suchen. Über den engeren Rahmen der musikalischen Berufsberatung hinaus soll die Musikberatungsstelle eine Zentrale für alle mit Musikerziehung und Musikpflege in Zusammenhang stehenden Fragen werden und durch Hinweis auf öffentliche Einrichtungen (Bibliotheken, Chöre, Sammlungen usw.) und Veranstaltungen (Fortbildungskurse, Tagungen, Musikfeste) das allgemeine Interesse zu fördern und anzuregen suchen. Schriftliche Anfragen werden von genannter Stelle bereitwilligst beantwortet.

Die Reichszentrale für Deutsche Verkehrswerbung (Berlin W. 35, Potsdamer Straße 121 B) hat neuerdings eine neue Propagandaschrift in Offsetdruck, ein farbiges Faltblatt „Deutschland", in dem im internationalen Reiseverkehr bevorzugten Format von 22½ cm Höhe,

10 cm Breite herausgegeben. Diese Werbeschrift, die dazu bestimmt ist, zweckmäßig in allen Ländern der Welt „ausgestreut“ zu werden, ist in deutscher, englischer, spanischer, schwedischer, portugiesischer, französischer, italienischer, tschechischer und ungarischer Sprache erschienen. In der Reihe der Deutschen Verkehrsbücher, von denen im In- und Ausland bereits 2,5 Millionen verbreitet sind, ist jetzt Heft 19 „Am Rhein und Main“ erschienen. Um besonders für den Flugverkehr zu werben, ist vor kurzem die dritte Auflage der Schrift „Im Flug über Deutschland“ herausgegeben worden.

Schlingertanks auf dem „Cap Arcona“. Nachdem man während des Krieges die Dämpfung der Schlingerbewegungen der Unterseeboote durch außenliegende Tanks ohne innere Verbindungskanäle erprobt hatte, erfand der Direktor der Werft von Blohm & Voß in Hamburg, Dr. ing. h. c. Frahm, die nach ihm benannten Schlingertanks, die nach dem Beispiel der kommunizierenden Röhren durch einen Luftkanal verbunden sind. Obwohl die im Südamerikaverkehr ungewöhnliche Größe des neuen Schnelldampfers „Cap Arcona“ (27000 Tonnen) und das auf der Strecke Europa-Südamerika fast immer herrschende schöne Wetter dem neuen Schiff ohne weiteres fast immer einen völlig ruhigen Gang gewährleisten, hat man dennoch die Frahmschen Schlingertanks eingebaut, die sowohl mit Wasser wie auch mit Öl betrieben werden können und mithin auch zur Mitnahme von Heizöl für die Befeuerung der Kessel zu verwenden sind. Diese Schlingerdämpfungsanlage besteht aus zwei U-förmigen Tanks verschiedener Größe im Innern des Schiffskörpers. Sollte sich ausnahmsweise durch ungewöhnliche Dünung oder heftigen Sturm ein leichtes Rollen im Schiffe einstellen, so gerät der Inhalt der Tanks in eine pendelnde Bewegung, und langsam wird das Wasser oder das Öl nach der tiefer liegenden Seite abzufließen suchen. Dadurch entstehen neue, freiarbeitende Gewichte auf der einen Seite, die als Gegenhebel wirken, wenn das Schiff durch die Wellen nach der anderen Seite übergedrückt werden soll. Infolgedessen wird die Schiffsbewegung durch die automatisch im Schiff hin- und herströmenden Flüssigkeitsmassen ganz beträchtlich gemildert. Die „Cap Polonio“, der zur Zeit noch größte Schnelldampfer zwischen Deutschland und Südamerika, hat mit ihren Schlingertanks sehr wesentliche Verminderungen der Schiffsbewegung erzielt.

DAS DEUTSCHE BEVÖLKERUNGSPROBLEM

VON REG.-RAT KONRAD FRANK

Wem wird nicht bange um die Zukunft, ja, um den Bestand unseres Volkes angesichts unserer Bevölkerungsstatistik?

Vor dem Kriege bot der Altersaufbau des deutschen Volkes das Bild einer auf dem breiten Fundament einer starken Nachwuchsschicht wohlfundierten Pyramide; denn bis zum Jahre 1910 war die absolute Geburtenzahl in ständigem Steigen begriffen. Die Basis verbreiterte sich immer mehr. Heute ist nahezu das Gegenteil der Fall. Infolge des Kriegsgeburtenausfalls hat, wie aus den jetzt veröffentlichten Ergebnissen der Volkszählung vom 16. Juni 1925 hervorgeht, der Unterbau der Alterspyramide eine tiefe Einschnürung erfahren. Am stärksten tritt dies zunächst bei den in der Kriegs- und Nachkriegszeit geborenen heutigen Altersklassen von 5—10 Jahren hervor, die nur noch drei Fünftel des Vorkriegsbestandes aufzuweisen vermögen. Die unter 5 Jahre alte Bevölkerung ist zwar wieder etwas zahlreicher; immerhin ist auch hier die Besetzung in den einzelnen Ländern Deutschlands bis zu 20 Proz. schwächer als vor dem Kriege. Diese beiden Tatsachen allein würden schon genügen, das Gewicht der erwachsenen Bevölkerung zu verstärken. Nun kommt aber noch hinzu, daß auch die Zahl der Erwachsenen selbst in ungeahntem Ausmaße zugenommen hat, und zwar — so unwahrscheinlich es zunächst klingen mag — trotz des Ausfalles von 2 Mill. Kriegstoten. Gewiß, in dem äußeren Bild des Altersaufbaues ist dieser Verlust an Volkskapital deutlich genug zu erkennen. Insbesondere in den am meisten vom Kriege dezimierten heutigen Alterklassen von 30—40 Jahren ist bei den Männer eine erheblich schwächere Besetzung festzustellen als beim weiblichen Geschlecht. Die Gesamtzahl der Männer hat aber durch die in breiten Massen aufrückenden Geburtsjahrgänge der Vorkriegszeit eine so starke Ausfüllung erfahren, daß die Kriegsverluste dadurch restlos kompensiert wurden. Auch der ständige Rückgang der Sterblichkeit wirkte in der gleichen Richtung. Ein Beispiel möge die Bedeutung dieser Tatsache veranschaulichen. Betrachtet man die sogenannte erwerbsfähige Bevölkerung im Alter von 15—65 Jahren, so ergibt sich in Bayern folgendes Bild: Im Jahre 1910 gab es hier 2 Mill. Männer und 2,1 Mill. Frauen in diesem Alter, im Jahre 1925 aber 2,3 Mill. Männer und 2,6 Mill. Frauen dieses Alters.

Die Zahl der erwerbsfähigen Männer hat also nicht nur keinen Rückgang, sondern sogar die gewaltige Zunahme von 16 Proz. erfahren, während die Gesamtbevölkerung in der gleichen Zeit nur um 7 Proz. gestiegen ist. Die Zunahme der Frauen (+ 23 Proz.) ist noch erheblich größer als die der Männer. In den übrigen deutschen Ländern liegen die Dinge ganz ähnlich. Die Nachwuchsschicht hat durchschnittlich um 16 Proz. abgenommen, während die über 15 Jahre alte Bevölkerung gleichzeitig um 20 Proz. zugenommen hat. In diesem scharfen Gegensatz der Zahlen findet die Überalterung unseres Volkskörpers einen geradezu drastischen Ausdruck. Weniger Kinder und mehr Erwachsene, das ist mit dürren Worten der Zustand der heutigen Altersschichtung.

Während im Jahre 1913 der Geburtenüberschuß in Deutschland noch 818700 betrug, verminderte er sich 1920 auf 666000, betrug 1921 : 700200, 1922 : 513700, 1923 : 432000, 1924 : 508000, 1925 : 540000.

Diese Zahlen verschleiern noch die tatsächliche Entwicklung. Der Geburtenüberschuß der letzten Jahre ist nur eine Folge der starken Abnahme der Sterblichkeit durch die Auslesewirkung der letzten Kriegsjahre. Viel deutlicher wirkt die Erscheinung des Sinkens der Geburtenziffer, wenn man die Jahresdurchschnittszahlen auf das Tausend der Bevölkerung miteinander vergleicht. Im Januar 1901 trafen auf das Tausend der Bevölkerung 36,9 Geburten, 1911 : 29,5, 1913 : 28,3, 1920 : 26,7, 1921 : 26,1, 1922 : 23,7, 1923 : 21,7, 1924 : 21,1, 1925 : 21,3. Der Geburtenüberschuß betrug auf das Tausend der Bevölkerung 1901 : 15,1, 1911 : 10,3, 1913 : 12,4, 1920 : 10,8, 1921 : 11,3, 1922 : 8,5, 1923 : 7,1, 1924 : 8,2, 1925 : 8,7; 1926 hat nach den bisher vorliegenden Feststellungen ein weiterer Abstieg eingesetzt.

Die jetzt auffallend niedrige Sterblichkeitsziffer — sie betrug 12,6 auf das Tausend der Bevölkerung im Jahre 1925 gegenüber 21,8 im Jahre 1901 — ist keinesfalls eine Folge eines besonders guten Gesundheitszustandes. Durch den Geburtenausfall in der Kriegs- und Nachkriegszeit fällt die hohe Säuglings- und Kleinkindersterblichkeit fort. Auch hat das frühzeitige Sterben vieler an sich schwacher Konstruktionen in der Kriegs- und Nachkriegszeit (Grippeepidemie) auf die Gestaltung der Altersklassen günstig eingewirkt. In gleichem Maße, wie sich die Altersklassenzusammensetzung der Norm nähert, wird die Sterblichkeitsziffer schnell ansteigen, und dann erst wird die rasche Zunahme des Geburtenrückgangs auch der Allgemeinheit klar vor Augen stehen.

Der geschilderten Entwicklung sehen Volkswirte und Volksfreunde mit ernster Sorge entgegen. Schon im letzten Jahrzehnt vor dem Kriege setzte eine Rückwärtsbewegung der Geburtenziffer ein, die sich bis dahin auf stolzer Höhe fast ohne Schwankungen gehalten hatte. Durch den Krieg wurde sie weiter katastrophal gedrückt, und die Hoffnung auf ausgleichende Erholung in der Nachkriegszeit hat sich als trügerisch erwiesen. Die Bedeutung des Geburtenrückgangs für die Existenz eines Volkes steht außer Frage. Der Untergang fast sämtlicher Kulturvölker des Altertums ist geschichtlicher Zeuge dieser Abhängigkeit. Die Kultur der Griechen und Römer ragt mit mächtigen Zeugen noch schaffend und formend, oft fast lebenswarm in unsere Tage. Die Völker aber sind nicht mehr. Aus den Berichten der Zeitgenossen geht hervor, daß der Geburtenrückgang es war, der diese Völker mordete.

Die Erscheinung des beschleunigten Geburtenrückganges beschränkt sich nicht auf Deutschland allein, sie ist in allen westeuropäischen Ländern zu verfolgen. Das hindert freilich nicht, diese Erscheinung auf deutschem Boden mit besonderem Ernst zu verfolgen. Man hat eingewendet, ein gewisser Stillstand der Bevölkerungsbewegung, ja, sogar ein gewisser Rückgang sei unter den heutigen Verhältnissen geradezu erwünscht, da es ohnedies zu viele Menschen gebe. Man hat in diesem Zusammenhang auf unser Arbeitslosenelend und unsere Wohnungsnot hingewiesen. Man möge aber bedenken, daß die Wirtschaftskrise, in der wir augenblicklich stehen, nur vorübergehend ist und sein darf, und daß eine langsame Besserung bereits auch eingesetzt hat. Wird aber jetzt der Nachwuchs künstlich kleingehalten, so fehlt es in zwanzig Jahren an Erwachsenen, und die Überfremdung durch ausländische Einwanderer ist die Folge.

Es ist an dieser Stelle nicht möglich, im einzelnen auf die Ursachen des ständig zunehmenden Geburtenrückgangs einzugehen. Als solche werden angeführt: Veränderung der sozialen Verhältnisse seit dem Kriege, das Wohnungselend in den Städten, die Verringerung der gewerblichen und landwirtschaftlichen Kleinbetriebe, die den Kindern Spielraum und Arbeitsmöglichkeit boten, endlich aber auch die geringe Wertung des Familienlebens und die veränderte Stellung der Frau im Kampf ums Dasein. Eine nicht gering anzuschlagende Ursache des Geburtenrückgangs ist in dem Erstarken der individualistischen Lebensauffassung zu erblicken. Vom Standpunkt der Individualwirtschaft aus, dem Bestreben, möglichst große Lebensansprüche durchzusetzen, erscheint heute allerdings eine große Familie als ein wirtschaftlicher Nachteil. Das Pflichtgefühl gegenüber dem Volksganzen ist in großem Umfang verlorengegangen.

Die willkürliche Geburtenbeschränkung, die schon vor dem Krieg in erheblichem Umfang festzustellen war, hat in der Nachkriegszeit durch die enorme Steigerung der kriminellen Abtreibung in beängstigendem Maße zugenommen. Die erschreckende Zunahme der Fruchtabtreibung ist daraus zu ersehen, daß die Zahl der Fehlgeburten vor dem Kriege etwa ein Zehntel der Geburtenziffer ausmachte, während sie nun mit einem Drittel der Lebendgeburten sicher noch zu niedrig angesetzt wird. Wenn man bedenkt, daß 80 bis 90 Proz. aller Fehlgeburten auf Abtreibung zurückzuführen sind, so erhellt daraus die Zunahme der Abtreibungsseuche zur Genüge.

Bei der durch den Geburtenrückgang herbeigeführten Bedrohung unseres Volkstums fragt es sich, ob wir nicht aus der Erkenntnis ihrer Ursachen auch Mittel und Wege der Abhilfe gewinnen können. Frankreich, das schon vor uns diesem Problem gegenüberstand, hat inzwischen durch entsprechende Maßnahmen die Verhältnisse zu bessern gesucht. Neben der Begünstigung der Kinderreichen im Wohnungswesen, Erleichterung der Militärgesetze für sie und Ermäßigungen auf Bahnen und sonstigen Verkehrsmitteln, in Bädern u. dgl., wurden Steuerbegünstigungen und Staffelung der Löhne durchgeführt. Dazu kam eine Familienunterstützung vom dritten Kinde ab. Die Schaffung einer Medaille der Kinderreichen, sonstige Ehrungen für sie sollte diese auch im Volksbewußtsein zu Ansehen bringen, die Verleihung des Familienstimmrechts ein weiterer Anreiz sein. Man versuchte auf diese Weise, einen Teil der wirtschaftlichen Ursachen des Geburtenrückgangs auszuschalten. Zum Teil sind diese französischen Reformen auch von unseren maßgebenden Stellen zur Nachahmung empfohlen und auch übernommen worden. Es sei erinnert an die Steuerbefreiungen kinderreicher Familien, an die Einführung des Soziallohns (Familienlohns). Aber aus der Betrachtung der Ursachenreihe dürfte hervorgegangen sein, daß wirtschaftliche Gründe vielfach nur Anlaß der Geburtenbeschränkung sind, letzte Ursache jedoch die individualistische Lebensauffassung ist. An deren Umstimmung wird also in erster Linie die Abhilfe einzusetzen haben. Es muß das Einzelindividium wieder zur Erkenntnis kommen, daß es höhere Ideale gibt als das des persönlichen Wohlergehens, und daß die materielle Betrachtung aller Dinge des ideellen Wertes beraubt. Der Familiensinn muß wieder zu neuem Leben erstehen, die Freude am Kind wiedererwachen und der Wille zum Kind in die Familie einziehen. Die Herbeiführung eines solchen Gesinnungsumschwungs ist letzten Endes Aufgabe der Gesellschaft. Der Staat kann für diese Entwicklung nur durch wirtschaftliche Maßnahmen günstigen Boden schaffen. Daß die Strafandrohung allein auch im Kampfe gegen die Abtreibung in keiner Weise ausreicht, lehrt die Tatsache, daß etwa vierhunderttausend Abtreibungen im Jahre vorgenommen werden und nur fünf- bis sechstausend Personen zur Verantwortung gezogen werden können. Wenn also die Strafandrohung so wenig abschreckend wirkt, so wird ein besserer Ersatz nur von solchen Maßnahmen zu erwarten sein, die vorbeugend die Ursache beseitigen. Für den Staat wird das Problem nach vielseitigen Vorschlägen dadurch zu lösen sein, daß er durch wirtschaftliche Sicherung und Begünstigung der Kinderreichen einen Anreiz schafft, dessen Kosten den Schultern der Kinderlosen und Kinderarmen aufgebürdet werden müssen. Es darf nicht übersehen werden, daß die ungeheuere materielle Not heute für viele, vor allem für die Kreise der Unverheirateten zwangsläufig zu einer Geburtenbeschränkung trotz aller noch vorhandenen inneren Hemmungen führt. Diesen für die Zukunft unseres Vaterlandes und seine Wirtschaft verhängnisvollen Auswirkungen können wir sehr wohl mit den Mitteln einer weitsichtigen und durchgreifenden Sozialpolitik wirkungsvoll begegnen. Die verschiedensten Feststellungen zeigen, daß die französischen sozialpolitischen Maßnahmen eine die Bevölkerungszahl günstig beeinflussende Wirkung haben. Hier liegt deshalb für uns heute eine entscheidungsvolle Gegenwartsaufgabe.

TAGESGESCHICHTE

Die große diesjährige Tagung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie in Frankfurt a. M. wurde am 2. September von seinem Vorsitzenden Geheimrat Prof. Dr. Duisberg mit einer Ansprache eröffnet. Dann hielt Reichswirtschaftsminister Dr. Curtius einen Vortrag über Deutschlands Wirtschaftslage. Über „Wirtschaftspolitische Voraussetzungen für deutsche Qualitätsarbeit" sprach Geheimrat Kastl. George Müller (Oelshausen) behandelte das Thema „Deutschland auf den Weltmärkten". Im Mittelpunkt der Tagung stand die für den Export wie für den Binnenmarkt gleich wichtige Frage der Qualitätsarbeit, die ungeheuer bedeutsam für einen Aufstieg der Wirtschaft ist.

Eine Begrüßungsfeier in der Westfalenhalle zu Dortmund eröffnete am 3. September den offiziellen Teil der 66. Generalversammlung der deutschen Katholiken. Am nächsten Tage schloß sich eine Feier der heiligen Messe im Stadion an, das von einer gewaltigen Teilnehmerschar mit vielen Fahnendeputationen gefüllt war. Nachmittags fand die erste öffentliche Versammlung unter dem Vorsitz des Ersten Präsidenten, des Ministerpräsidenten a. D. D. Dr. Stegerwald, statt, bei der Nuntius Pacelli die Festrede hielt. Am 6. September beendeten eine Generalversammlung des Volksvereins für das katholische Deutschland und eine geschlossene Versammlung des Katholikentages die Tagung.

In Wien, wo vor 65 Jahren der Österreichische Alpenverein gegründet wurde, der sich nach 12jährigem Bestehen dem 1869 ins Leben gerufenen Deutschen Alpenverein als Sektion Austria anschloß, und wo vor 18 Jahren der Alpenverein sein 40jähriges Bestehen in festlicher Weise begehen konnte, begann am 4. September mit vielen Begrüßungsansprachen die 35. Hauptversammlung des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. Danach wurde in die Tagesordnung der Hauptversammlung eingetreten und am Nachmittag durch Handelsminister Dr. Hans Schürff ein Empfang im Schloß Schönbrunn veranstaltet. Abends boten Oper und Burgtheater den Teilnehmern Festvorstellungen. Tags darauf folgten diese einer Einladung der Stadt Baden bei Wien zum Besuch des Kurortes.

Während seines Urlaubsaufenthalts in Dietramszell besuchte Reichspräsident v. Hindenburg am 4. September die Stadt Bad Tölz, die ihrem Ehrenbürger eine Begrüßungsfeier veranstaltete und ihm zu seinem bevorstehenden 80. Geburtstage ihre Glückwünsche aussprach. Ferner stattete Hindenburg dem Orte Bayrischzell sowie den Königsschlössern Neuschwanstein und Hohenschwangau einen Besuch ab. Am 7. September ist er dann nach Berlin zurückgekehrt.

Das große Wettrennen über den Ozean hat in letzter Zeit unter einem bösen Unglücksstern gestanden. Die „Old Glory", die am 6. September mit den Piloten Bertaud und Hill und einem Passagier in Neuyork zum Flug nach Rom aufstieg, wird vermißt. Auch das am 7. September in Neufundland nach London gestartete Flugzeug „Sir John Carling" ist verschollen. Diese Vorfälle zeigen aufs neue, wie weit wir bei dem heutigen Stand der Flugtechnik noch entfernt sind von einem zuverlässigen Transozean-Flugverkehr.

Am 4. September ging die Baden-Badener Rennwoche zu Ende, die der deutschen Zucht schöne Erfolge brachte. Der Große Preis von Baden, der den Höhepunkt der Internationalen Rennveranstaltung auf der Iffezheimer Bahn darstellte, mit seiner Preishöhe nächst dem Derby das wertvollste Rennen in Deutschland, fiel an den Oppenheimschen Dreijährigen Oleander (L. Varga).

Bei den Europa-Meisterschaften im Schwimmen, die vom 2. bis zum 4. September im Schwimmstadion von Bologna ausgetragen wurden, konnte sich Deutschland wieder gegen die Elite von ganz Europa wie im Vorjahr in Budapest den Europa-Pokal sichern.



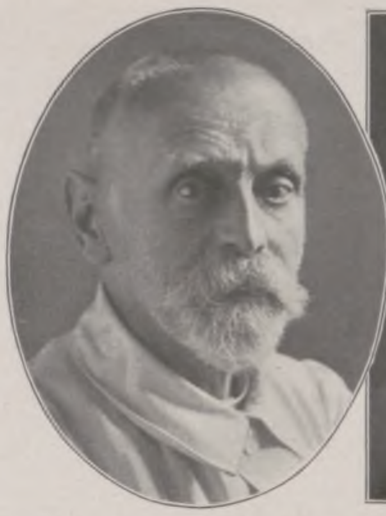
Das Sonnenbad über der Straße: Die Jackson-Girls von der Berliner Scala an einem warmen Septembertag auf dem Vordach über dem Eingang des Theaters.

BÜHNENSCHAU

In der Bearbeitung und Inszenierung von Jürgen Fehling erwachte des dänischen Freiherrn Ludwig v. Holberg rund 200jähriges Schauspiel „Ulysses von Ithaka“ bei einer Aufführung des Münchner Künstlertheaters zu neuem Leben. Das Stück ist eine Satire auf die deutschen Komödien, die Haupt- und Staatsaktionen jener Zeit. Fehlings geschickte Hand holte aus der phantastisch-mythologischen Begebenheit einen anerkennenswerten Erfolg heraus.

Bernard Shaws Lustspiel „Zinsen“ (der gewohnte Titel ist „Die Häuser des Herrn Satorius“), das schon vor einem reichlichen Menschenalter entstanden ist, bewies bei seiner Neuaufführung in der Berliner „Komödie“ die noch immer frische Aktualität. Es behandelt das Wohnungselend und den Wohnungswucher und rührt über die geschilderten Londoner Verhältnisse hinweg an allgemeingültige Fragen.

Von dem am 15. Juli 65 Jahre alt gewordenen Ludwig Fulda brachte das Lustspielhaus in Berlin die neue dreiaktige Burleske „Filmromantik“. Darin wird die ganze Scheinwelt des Films, der Starbetrieb, das Reklame-Tamtam ordentlich aufs Korn genommen. Bei einem in einer Felsenwildnis im Westen der Vereinigten Staaten von Amerika geplanten Schauerfilm sagt die Diva ab, und der Manager entdeckt für deren Rolle eine arme kleine Ansichtskartenverkäuferin. Diese wird nun trotz des Protests des Bräutigams und der Mutter mit allen Mitteln zum Star gemacht, wird aber im Innersten von dem ganzen Treiben nicht berührt und bleibt doch schließlich ihrem früheren Bräutigam treu.



Geheimrat Prof. Dr. Hans Virchow, bedeutender Anatom der Universität Berlin, Sohn des großen Mediziners Rudolf Virchow, wurde am 10. September 75 Jahre alt.



Geheimrat D. Dr. Georg Michaelis, Juli bis Oktober 1917 Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident, 1918 bis 1919 Oberpräsident von Pommern, beging am 8. September den 70. Geburtstag.



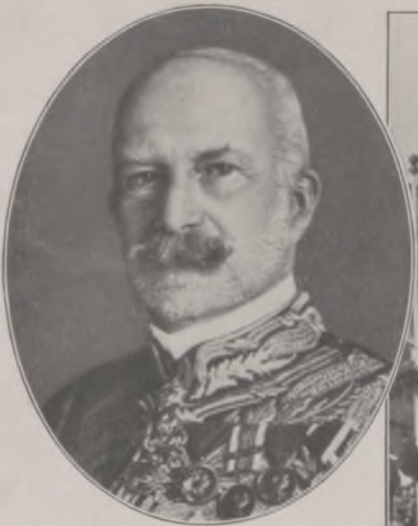
Szenenbild von der Erstaufführung des Schauspiels „Ulysses von Ithaka“ von Ludwig Holberg im Künstlertheater zu München am 7. September. Am Boden sitzend: Hermann Pöschko (Mitte) als König Mithridates und Eugen Gura als Kammerdiener Bitias (rechts); dahinter von links nach rechts: Anna Rohde als Dido; Konstantin Delcroix als Paris; Auguste Hoenle als Venus; W. v. Strobl als Feldherr Holofernes; Charlotte Krüger als Iris.



Von der Aufführung des Lustspiels „Zinsen“ von Bernard Shaw in der „Komödie“ am Kurfürstendamm in Berlin am 4. September: Szenenbild mit Grete Mosheim und Hans Brausewetter als Liebespaar.



Von der Erstaufführung des Lustspiels „Filmromantik“ von Ludwig Fulda im Lustspielhaus zu Berlin am 6. September: Szene aus dem II. Akt. Das Interview bei der Filmdiva: Oskar Sabo als Filmdirektor; Charlotte Ander als Diva; Heinz Ludwig, Walter Neumann und Siegfried Berisch als Zeitungsreporter (von links nach rechts). (Phot. Zander & Labisch.)



Alfred Fürst v. Montenuovo,
der letzte Erste Obersthofmeister des alten Kaisers Franz Joseph von Österreich, Enkel der Kaiserin Marie Louise, der Gemahlin Napoleons, aus ihrer zweiten Ehe mit dem Grafen Neipperg, † 72jährig am 6. September in Wien.

Rechts nebenstehend: Die 700-Jahrfeier der Stadt Bischofswerda (Sachsen) vom 3. bis zum 5. September: Der festlich geschmückte Markt mit dem Rathaus.





Von der 53. Hauptversammlung des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins in Wien: Empfang des Hauptausschusses und der Vertreter der Sektionen in der Großen Galerie des Schlosses Schönbrunn durch Handelsminister Dr. Schürff am 4. September.



Rechts Mitte: Eine neue Ozeanflug-Katastrophe: Die beiden Piloten James Hill (links) und Lloyd Bertaud vor dem Abflug von Neuyork nach Rom am 6. September mit dem Flugzeug „Old Glory", das verschollen ist.





Die Feier von Mohammeds Geburtstag bei den Anhängern des Islams am 12. September, dem 12. Tage des Monats Rebi-ül-ewwel: Die Festlichkeiten in Tripolis; die Menge in ihrer malerischen Tracht zieht singend und betend durch die Stadt.
Links nebenstehend: Achmed-Bey Zogu, der Diktator-Präsident der Republik Albanien, auf dem Wege zur Königswürde? Achmed Zogu bei einer Truppenschau in Skutari, wo er zum Fürsten von Skutari ausgerufen und gekrönt wurde.







Vorführung eines neuen Flugzeugtyps der Fokker-Wulf-Flugzeugbau-A.-G. auf dem Flugplatz in Bremen am 5. September: Die eigenartige, entenähnliche Maschine, bei der Schwanzflossen und Steuer aus Flug-Sicherheitsgründen vorn, die Tragflächen hinten angebracht sind, nach ihren erfolgreichen Probeflügen. — Links: Von den Europa-Meisterschaften im Schwimmen, die vom 2. bis zum 4. September in Bologna (Italien) zum Austrag kamen: Erich Rademacher, Magdeburg (links), Meister von Europa im 200-m-Brustschwimmen, und Hans Luber, Berlin, der Sieger im Turmspringen.





Links: Eine neue großzügige Kampfbahn in Schlesien: Der vor kurzem eröffnete Sportplatz in Glogau während der turnerischen Vorführungen bei der Einweihungsfeier.

Rechts: Vom Absturz des ausgezeichneten Fallschirmpiloten Werner Triebner bei einer Flugveranstaltung in Altenburg am 4. September: Triebner mit seiner Gattin, ebenfalls Anhängerin des Fallschirmsports, in voller Ausrüstung.





Vom Rennen in Baden-Baden (Iffezheim), das vom 27. August bis zum 4. September veranstaltet wurde: Links: Freiherr v. Oppenheims Oleander, mit Jockei Varga im Sattel, der Gewinner des Großen Preises von Baden. — Rechts: König Gustav von Schweden (×) als Gast bei dem Rennen. (Rechts von ihm Frau Richard Haniel, die Gattin des bekannten Rennstallbesitzers).

Menschen im Föhn

ROMAN VON ROLAND BETSCH

(18. Fortsetzung.)

Zacharias Job lag in dem schmalen Holzbett und hatte die Augen dem Eintretenden neugierig zugewandt. Als er den Bergsteiger erkannte, erschrak er und stützte sich auf beide Fäuste, um aufrecht zu sitzen. „Dieffenbronner!“ Sein Staunen war groß; er begriff nicht, warum dieser jetzt zu ihm ins Zimmer trat, mitten in der Nacht und wie ein Schlafender. „Dieffenbronner! Wie — siehst — du aus?“

Der Bildschnitzer trat ans Bett und reichte dem Bergführer die Hand. Forschte eine Weile in seinen Zügen und sah, daß der Einödhöfer alt und morsch geworden war. Am Hals liefen Stricke hinab, das Haar war trostlos dünn, und in den Augen lag jener eigentümlich müde Glanz eines Menschen, der nicht mehr weit von seinem Ziele ist.

„Du bist — wie — ein Gespenst, Dieffenbronner! Was willst du von mir?“

„Vielleicht bin ich nur noch mein eigenes Gespenst, Job. Wir wissen es selbst nicht. Das Wunderbare um uns geht über unsere Kraft. Wir stehen ihm wie Kinder gegenüber. Man sollte mehr beten, Job. Immer beten!“

„Ich verstehe dich nicht. Warum kommst du zu mir in der Nacht?“ Sein Blick wurde ängstlich und verstört. Er hatte ein Gefühl, der andere käme, um anzuklagen und irgendeine formlose Schuld aufzudecken. „Sie haben den Berg gesprengt, Dieffenbronner. Alles ist auseinandergerissen. Überall Trümmer und Schutt und Pulver. Sie haben uns das Leben abgezapft. Das sitzt immer hier am Herzen. Ich kann's nicht ertragen. Ich glaube, man — muß bald nach dem Pfarrer schicken. Was willst du in der Nacht, Dieffenbronner? Wo hast du die Fackel? Ich sah Fackelschein durchs Fenster.“

Der Bergsteiger wußte nicht, wie er die Enthüllung bringen sollte. Kein Satz wollte über seine Lippen. Langsam und zäh würgte er die Worte hervor.

„Weißt du noch, Job, wie oft du in den Gletscher bist damals? Vor dreiundzwanzig Jahren? Wohl an zwanzigmal hingst du am Seil. Ich sehe dich, als ob es heute wäre. Was ist Zeit? Wie ist denn Zeit zu fassen und zu erklären? Zeit ist Wahnsinn. Wir dürfen nicht darüber nachdenken.“

Er hielt inne und schien einen Anlauf zu nehmen. Es kam wie rauschendes Wasser hoch in ihm. Die Wahrheit und Wachheit seines Zustandes wollte ihn überwältigen. Ein Laut stieß aus seiner Brust, trocken und gequält und wie Ruf eines Tieres, das in unverstandener Not keinen Ausweg findet. Dann brach die Enthüllung durch und war wie Schrei.

„Job, Magdalena liegt draußen auf der Bahre!“

Hoch richtete sich der Alte im Bett auf und wuchs zu hagerer Größe. „Du bist von Sinnen, Dieffenbronner!“ Er kroch aus dem Bett mit mühsam torkelnden Bewegungen und schlüpfte in die Hosen. Das blau gestreifte Wollhemd vorn geöffnet, stand er vor Dieffenbronner und schaute ihn an wie einen Irren. „Dich — hat — der Gottseibeiuns gezeichnet! Was willst du?“ Weit beugte er sich vor, und das Zimmer schwamm vor seinen Augen. Die Gestalt des Bildschnitzers wuchs ins Schattenhafte. „Ich glaub', mir hängt das Fieber in allen Knochen. Du bist nicht da! Du — bist — ein — Mahr — du —!“

Der Alte griff nach Dieffenbronner und wankte. Als er nach der Tür wollte, stand eine Gestalt im Rahmen. Blutleeres Gesicht, müde und zerrissen vom Erleben. Job stieß einen würgenden Ruf aus und wollte nach rückwärts umsinken. „Golm! Was will der? Was will die Fratze hier?“ Seine Fäuste verkrampften sich. Er schluckte, und es wollte ihm den Hals abschnüren. Etwas fiel ihm ein; nämlich, daß jetzt eine Abrechnung zu halten wäre, daß es jetzt an der Zeit sei, Vergeltung zu üben für alles, was dieser ihm angetan hatte.

Eine höhere Macht sprach. Gott hatte einen Frevler ausgeliefert. Hier stand er unter der Tür und wartete auf das Gericht. Job wankte in die Zimmerecke. Dort hing sein altes Jagdgewehr. Früher war er damit auf die Gemsen gegangen, oben am Grat, wo der Fels in den Himmel stieß.

„Was willst du hier? Im rechten Augenblick bist du gekommen. Ich habe gewartet auf dich!“ Job riß das Gewehr vom Haken. „Gemsen gibt's zu jagen!“ schrie er und war von Sinnen. „Gemsen! Gemsen!“

Der Schuß warf ihn selbst zu Boden. Er fiel wie ein alter Baum, morsch und ohne Widerstand. Die Kugel schlug in die Decke. Kalk bröckelte auf den Fußboden.

Maria, von Angst verzerrt, stürzte ins Zimmer. Sie brachten ihn ins Bett. Dort lag er still, mit weit geöffneten Augen. Er wußte nicht, was um ihn geschehen war, und schien wie aus einem wüsten Traum emporgerissen. Golm stand bei ihm und war tief erschüttert von der Trübseligkeit dieses Schicksals. Er griff nach Jobs Hand und fühlte, wie sie feucht war und alt. Die Worte kamen stoßweise von seinen Lippen.

„Einmal will ich — noch durch den Kamin, ja! Durch — den — Kamin.“ Mit den Händen fuhr er in das Federbett und formte einen Berg. „Hier herauf; immer weiter herauf. Hab' ich hier nicht schon über hundert Trassen gehauen, Dieffenbronner? Sag's, alter Kamerad! Jetzt kommt das obere Couloir, siehst du, hier. Ha, ha! Da haben ihnen die Knie geschlottert. Ha, ha! Dieffenbronner, hör' mich an! Ich hab' dir noch was Wichtiges zu sagen, aber die andern müssen raus! Dir allein, Dieffenbronner, muß ich's sagen. Komm her ans Bett! Komm nahe zu mir her.“

Er quälte sich hoch und brachte seinen Mund an des andern Ohr. Flüsterte heiß und von einer glückseligen Inbrunst getrieben, während seine Augen in Nässe schwammen. „Hör' mal zu! Es geschieht was Großes! Wir werden die Bahn in die Luft sprengen, hörst du? Eisenpfeiler werden wir sprengen, da pass' du nur mal auf! Es gehen verfluchte Dinge vor. Hörst du mich?“

„Du bist krank, Job! Wir wollen nach einem Arzt schicken!“

Maria trat ans Bett. „Vater, laß uns weitergehen; es ist so spät in der Nacht!“

Dieffenbronner nickte, und als er sah, daß Job die Augen zufielen, rüstete er sich zum Aufbruch. Maria trat vors Haus und fand Werner Golm an der Bahre stehen. Ihm war, diese Nacht müßte einen alten Mann aus ihm machen. Sie kam an seine Seite wie ein Wesen, das stumm Schutz sucht vor Schatten und Gespenstern. Er legte den Arm um sie und war von ihrer Nähe tief beglückt. Diese Sekunde, dachte er, wiegt alle Schwere auf. „Ich will dich nicht verlassen, Maria!“

Ihre Tränen waren still und verborgen wie unterirdischer Quell. Nach einer Weile kam Dieffenbronner aus dem Haus. „Er ist eingeschlafen. Laßt ihn; er ist halb verwirrt. Er spricht im Fieber!“ Sie beugten sich nieder und hoben die Bahre hoch. „Einmal muß es ein Erwachen geben. Wir dürfen nicht Furcht haben vor unseren Träumen. Kommt, wir sind bald im Tal!“

Sie schritten langsam in die Nacht. Ihre Art, zu schreiten, war gemessen und feierlich. Das Licht der Fackel schien heller zu werden und flammender, als der steile Hochwald sie aufnahm.

So kamen sie ins Tal, ein wunderlicher Zug und Gebilde tiefster Nacht. Durch den Schlaf aller Kreatur zogen sie still hindurch wie Traumerscheinung und kamen spät, als schon eine Ahnung neuen Wachseins sich breitete, nach Ponthilara hinunter. Als sie Dieffenbronners Haus betraten, rief die erste Drossel.

XXV.

Der neue Morgen schlich grau über die Hänge, da ging Werner Golm zurück zur Gletscherstation. Er war einsam wie nie in seinem Leben, und auch der Gedanke an Maria wollte diese Verlassenheit nicht verjagen. Der Weg war ihm fremd und wie durch Jahre hindurch in Form und Anschauen verwandelt. Wälder schienen ihm mächtiger und mehr ins Tal vorgeschoben, und als er die ersten Häuser sah und das aufdringliche Farbenspiel der Neubauten, hatte er eine Vorstellung, er müsse diese Gegend vor vielen Jahren einmal betreten haben und in ihr heimisch gewesen sein. Vielleicht auch war sie ihm nur im Traume begegnet, und er wurde jetzt von unsichtbarer Hand in dieses absonderliche Erwachen geführt. Ein Bild klebte noch in seinem Sinn, halb verwirrt und wie durch falsches Brillenglas gesehen. Nach diesem Bild suchte er und fand es nicht. Im Weitergehen stand es plötzlich vor ihm. Die Eisenvögel! Dort hingen sie in der Luft und waren ohne Bewegung und ohne Herz. Sie waren tot, in eine eiserne Starrheit hinübergeschlafen.

Alle Ereignisse liefen ihm bunt durcheinander, als er mehr und mehr in die Gegend wie in ein bekanntes Bild hineinschritt. Die große Sprengung! Richtig doch, die große Sprengung! Fast hatte er sie vergessen. Die Wirklichkeit seiner Umgebung und seiner Tätigkeit tauchte aus der diesigen Verschwommenheit und nahm klare und strenge Formen an. Die Generatoren sangen. Der neue Tag war nicht mehr fern. Arbeiterbaracken, Materialschuppen. Riefen nicht Eisen und Stahl nach ihm? Würden nicht bald die Niethämmer kläffen? Fort mit den Träumen! Es war Zeit, zu erwachen.

Eine Weile blieb er stehen, holte tief Atem und reckte beide Arme in die Luft. „Eingeklemmt in mein Schicksal, muß ich einen Ausweg suchen! Ich will dich nicht verlassen, Maria!“ Er sprach es wie einen Schwur und erkannte in diesem Augenblick die Zerrissenheit seiner Brust. Im Weitergehen glaubte er eine Gestalt zu sehen, die aus der Richtung des Dynamitschuppens kam und jetzt hinter der ersten Arbeiterbaracke verschwand. Was hatte der Mensch so früh beim Dynamitschuppen zu suchen! Golm, plötzlich aufgewacht, eilte nach den Baracken und hielt Umschau. Eine Tür fiel irgendwo ins Schloß, dann war Stille. War dies Wahrheit oder Trugbild? Spiel überreizter Nerven? Er ging an sämtliche Türen und versuchte zu öffnen,

aber er fand sie alle fest verschlossen. Und hinter den Baracken lagen sie im röchelnden Schlaf. Er hörte widerliche Schnarchtöne und spürte ganz schwach den faden Geruch alter Kleiderlumpen, die von Schmutz und Schweiß getränkt waren.

Man soll ihren Schlaf nicht stören, dachte er und ging weiter. Keines Menschen Schlaf soll man stören; denn er ist ein Geschenk des Himmels. Schlaf ist Vergessen. Nur der Tod enthält eine ähnliche Segnung. Werner Golm ging hinauf in sein Zimmer. Als er öffnete, schlug ihm dumpfe Luft entgegen. Es roch muffig und wie in feuchten Kellerlöchern. Er stieß die Fenster auf und ließ den Odem des erwachenden Tages herein. Schon wurde silbergraues Licht geboren; der matte Schein drang durch alle Ritzen.

Auf dem Schreibtisch häuften sich die Korrespondenzen. Er wühlte in dem staubigen Bündel und fand auch Corneliens Brief. Als er ihn aufnahm, zitterte seine Hand. Maria, dachte er, Maria! Er hielt ihn schwer in der Hand, wie ein dunkles Urteil. Bevor er öffnete, dachte er an Möglichkeiten des Inhalts. Verhängnis lag schwül in der Luft. Würde dieser Brief eine Absage sein, Trennung? Ein Lebewohl in abgeschmackter Art? Wenn, dann mußte dies für ihn Befreiung bedeuten. Wenn sie ihn freiwillig verließ, war er gesegnet. Gott stand ihm bei, und das Schicksal ließ die Zügel locker. Oh, wenn sie ihn verlassen würde!

Er dachte darüber nach und spann sich solch neuartigen Zustand. Und während er über seine Freiheit grübelte, sah er deutlich ihr Bild. Fand plötzlich den Liebreiz ihres Wesens und die Anmut ihrer Züge. Sie wurde ihm heiß begehrenswert, als er sie so zerrinnen sah. Er würde sie nicht freiwillig einem andern überlassen. Furchtbar, wenn sie ihn verschmähen würde! Eine krankhafte, wahnwitzige Angst packte ihn, die ihm das Blut zum Herzen trieb. Fast wollte Maria versinken, nun diese am Entflattern war. Welche Torheit! irrte es durch seine Gedanken. Bin ich denn verrückt geworden? Kann man so zwischen zwei Welten stehen?

Was enthielt der Brief? Vielleicht keine Absage; nur die Mitteilung ihrer Rückkehr. Albernes Geplauder von Liebe und Zärtlichkeit, wie es so ihre flatterhafte Art war. Schrecklich, daran zu denken! Unerträglich, mit solchem Wesen zeit seines Lebens verbunden zu sein. Wie hoch stand Maria! Oh, ich liebe Maria und habe sie durch alle Jahre hindurch geliebt. Es gibt eine Liebe, die über das Leben hinausreicht und unvergänglich ist. Ich kann nicht weiterleben ohne dich, Maria!

Er riß den Brief auf, trat ans Fenster und las ihn mit einer zitternden Hast. Neben Belanglosigkeiten enthielt er die Mitteilung, daß sie auf der Rückreise sei und in einigen Tagen eintreffen werde. Auch von den Absichten ihres Vaters sprach sie in Andeutungen; daß es den Eindruck mache, als ob er auf eine Trennung hinwirke.

„... alle Versuche aber, Werner, werden an meiner Liebe zu Dir scheitern. Glaubst Du nicht auch? Wohl habe ich einen netten Mann kennengelernt, einen wirklich sympathischen Menschen. Man könnte ihm gut sein, aber was ist er gegen Dich? Vater meint, Du liebest eine andere mehr und tiefer als mich. Ich kann und will das nicht glauben. Und wenn es wahr sein sollte, dann kann ich immer noch überlegen, was für mich das Beste bleibt. Eines weißt Du: ich kann niemand neben mir dulden. Lieber würde ich von Dir gehen, ohne das lange zu überlegen. Der Herr ist Regierungsassessor und soll ein ausgezeichneter Tennisspieler sein. Wir haben einen großen Match ausgemacht. Ich sage Dir, ich bin gespannt. Wenn ich bei Dir bin, Werner, wollen wir über alles vernünftig reden. Wir sind doch keine Kinder mehr. Aber ich liebe Dich, Werner, ich küsse Dich und bin für immer und ewig

Deine Corni.

P. S. Der Herr Assessor will jetzt Mah-Jongg mit mir spielen. Ich darf ihn nicht warten lassen."

Golm stand unbeweglich und las den Brief nochmals durch. Er kam nicht auf den Grund dieser etwas albernen und zweideutigen Schreibweise. Hinter allem versteckt fand er Mißtrauen und eine überdrüssige Müdigkeit. Die Vorstellung, Cornelie würde ihn verlassen und einem andern angehören, war eine Marter für ihn, die sich wie ein Ring um sein Denken legte. Er vergaß alle Ereignisse, wurde aus seiner Umgebung fast hinausgehoben von seinen törichten Gedanken, und der Inhalt des Briefes wuchs in seiner Brust zu wahrer Dämonie. Er sah sie in den Armen eines andern, empfand den stechenden Schmerz heimlicher Liebkosungen, die hinter seinem Rücken geschahen, und fühlte sich verlassen, betrogen und vom Schicksal mit aller Niedertracht gezeichnet. Maria, in diesem Augenblick sicherer Besitz, trat in den Schatten; ihr Bild verblaßte, und Cornelie, flüchtendes Wild, nahm seine Furcht und seine Wünsche gefangen. Er war auf der Jagd nach ihr, weil er Gefahr lief, von ihr verschmäht zu werden. Spielball dieser Gefühle und halb zerrüttet von den gehäuften Ereignissen der letzten Tage, war Golm nahe am Verzweifeln. Er zerriß den Brief, und als er die Papierfetzen sah, bereute er, es getan zu haben. Er sammelte die einzelnen Stücke und wollte sie wieder zusammensetzen, in der Hoffnung, es möchte sich doch noch irgendeine versteckte Wahrheit aus den Zeilen herauslesen lassen.

„Sie quält mich; sie hat mich immer gequält."

Mit den Kleidern warf er sich aufs Bett. Er wußte, daß ihm Schlaf fehlte, Schlaf und Ausruhen. Alle Züge würden sich ändern, alle Furcht und Selbstqual in sich versinken, wenn er erst ausgeruht hätte. Er grübelte sich in einen dumpfen Schlaf hinein. Von diesem Schlaf wohltätig umarmt, lag er still bis in den tiefen Mittag. Als er aufwachte, war es ruhig und leer in ihm. Er hatte keine Lust, zu denken, und ging hinüber nach den Arbeiterbaracken.

Überall herrschte geschäftiges Treiben. Die Untersuchungen über die große Sprengung waren in vollem Gange. Ein Heer von Geologen durchstreifte die Gegend. Am Abend fand eine große Sitzung statt. Golm ging in die Versammlung und erstattete kurz und sachlich Bericht. Die Geologen meldeten sich zum Wort. Die erste Untersuchung hatte ergeben, daß die Sprengung ungeahntes Ausmaß angenommen hatte. Die Berge östlich vom Geierkopf bis zum Gletscher und bis herab zur steinernen Halde waren in Mitleidenschaft gezogen. Gewaltige Sprünge liefen bis in den Hochwald hinunter. Südöstlich, unterhalb des Silberkammes, etwa bei Punkt 2700, war eine Schlucht aufgebrochen, die in ihrem Ausmaß geradezu bedenklich war. Felsmassen hingen weit über, und vom oberen Ende der Schlucht lief ein breiter, zerklüfteter Riß nach der berüchtigten Steilwand des Geierkopfes hinauf.

Die Geologen, selbst hingerissen von der Größe einer solchen Dynamitsprengung, beglückwünschten Werner Golm, unterließen aber nicht, schon jetzt auf die Gefahren hinzuweisen, die fraglos bestanden, weil der Berg in seinen tiefen Grundfesten erschüttert worden sei. Es müsse in Erwägung gezogen werden, ob nicht jetzt eine Art von labilem Gleichgewichtszustand herrsche, der bei den geringsten klimatischen Einflüssen zu einer Katastrophe führen könne. Die Untersuchungen der nächsten Tage würden dies zweifellos ergeben. Wieder wurde an den großen Bergrutsch im Uralgebirge erinnert.

Golm saß wie in einem Nebel. Die Stimmen der Vortragenden schlugen nur undeutlich an seine Ohren. Was er sprach und entgegnete, klang müde und schien oft halb verwirrt. Der Mann braucht Erholung, hieß es, er muß auf Urlaub geschickt werden. Es ist kein Pappenstiel, etwas Derartiges durchzuführen.

„Wissen Sie von der Toten, die er im Gletscher fand? Schauen Sie ihn nur an, er hat's verflucht in den Nerven."

„Er redet, als ob er betrunken wäre. Vielleicht hat er einen kleinen Schock."

Sie kamen auch auf die heiße Quelle zu sprechen, die aus dem kleinen Tobel in der Nähe des Einödhofes plötzlich aus der Erde gekommen war. Ein Sachverständiger war bereits am Platz gewesen. Die Temperatur der Quelle betrug 31,7 Grad Celsius. Eine Probe des Wassers war ins Laboratorium zur genauen Analyse gesandt worden. Jetzt schon hatte sich nachweisen lassen, daß die Quelle kohlensäure-, eisen- und stark lithiumhaltig war.

„Ein neues Heilwasser. Vielleicht von stärkster Wirkung. Wir wissen es noch nicht."

„Die Geburt eines neuen Luxusbades. Alles möglich."

„Sehen Sie doch, Kollege, Golm sieht aus, als ob er jeden Augenblick vom Stuhl sinken wollte."

Die Sitzung fand erst um elf Uhr nachts ein Ende. Golm verließ den Raum, wirr im Kopf und von quälender Müdigkeit überfallen. Draußen trat ihm ein alter Arbeiter in den Weg. Er habe ihm etwas mitzuteilen, weil es ihm keine Ruhe lasse. „Machenschaften, Herr Oberingenieur, man weiß nicht, wie und wo."

„Was meinen Sie? Sprechen Sie klarer und deutlicher!"

„Herr Oberingenieur, im Dynamitschuppen ist das Schloß erbrochen worden. Im Dynamitschuppen fehlen achtzehn schwere Dynamitgranaten mit Zündschnur."

Golm erschrak. Was ging hier vor? Aber er war zu müde, um diese Mitteilung zu fassen. Er war zu teilnahmlos und zu niedergeschlagen. „Ich werde den Fall sofort untersuchen. Halten Sie reinen Mund!"

„Denken Sie nicht, daß ich meine Kameraden verrate, Herr Oberingenieur. Aber das sind Dinge, die uns alle angehen."

Golm fiel undeutlich die Gestalt ein, die er am frühen Morgen gesehen hatte. Nur die Zeit war ihm verwischt. „Ich sah doch jemand beim Schuppen! Sah ich nicht einen Menschen hinterm Schuppen verschwinden? Wann denn nur!" Ohne zu wissen, warum, ganz in sich zerfahren, reichte er dem Arbeiter die Hand. „Ich danke Ihnen!" Dann ging er nach Hause. Als er im Zimmer war und sich dort ratlos umschaute, hatte er alles vergessen.

XXVI.

Svend Olsen verließ Dieffenbronners Haus. Er hatte dem unbegreiflichen Wunder still gegenübergestanden und doch mit der Klarheit eines Menschen, den die Not des Lebens geläutert und emporgehoben hat. Das Ende dieser Tragödie des ewigen Eises hatte ihn tieftraurig gestimmt, aber die abgeklärte Ruhe seines Denkens nicht verwirren können. Was er mitnahm von der Bahre dieser rätselhaften Toten, war die Erkenntnis der Kleinheit des menschlichen Daseins und die erschütternde Wahrheit, daß unser Leben, mag es tausendfältig gesegnet und verflucht sein, sich hastig abspielt zwischen einem Wimperschlag der Zeit.

Den Kopf gesenkt, schritt er durch die Wiesen, auf denen der Glanz des Morgens lag. Er hörte Schritte hinter sich und wandte sich nicht um. Maria trat an seine Seite. Er schaute sie wortlos an und sah, daß sie bleich war und von Schwere fast gebeugt. (Fortsetzung folgt.)



AUF WEITER SEE

NACH EINEM AQUARELL VON GEORG WICKERT

PRÜFEN SIE SICH FÜR IHREN BERUF!





Sind Sie intelligent? Diese Frage scheint in der Nachkriegszeit die Welt stärker denn je zu bewegen; wenigstens muß man dies annehmen, wenn man sieht und hört, in welch ungeahnter Weise Kreuzworträtsel, Denksportaufgaben und ähnliche Scharfsinnsproben vom Publikum bevorzugt werden. Besondere Zeitschriften, Bücher und Filme sind entstanden, eigens zu dem Zweck, dem Gehirntraining Vorschub zu leisten. Was früher nur der Arbeitsgegenstand einzelner Fachleute, vorwiegend der Psychologen, war, ist heute zur Beschäftigung für die Allgemeinheit da. Und sicher ist der „Gehirnsport" eine begrüßenswerte Zeiterscheinung; er kann die Wirkungen einseitig übertriebener Nur-Schulung der körperlichen Kräfte ausgleichen und einer schädlichen Mechanisierung des Geisteslebens vorbeugen helfen.

Wir sind ein wenig neugierig geworden und wollen uns einmal die Anwendung von Tests dort anschauen, wo man das, was der Laie „Scharfsinnsproben" nennt, nicht zum Zeitvertreib, sondern zu ernster, wissenschaftlich und praktisch belangvoller Arbeit braucht: in einer Berufsberatungsstelle. Wir besuchen eines der schönsten und modernsten dieser Institute, nämlich das Leipziger. Fast zehntausend Jugendliche wurden hier im letzten Geschäftsjahr 1926/27 erstmalig beraten, fast dreitausend davon einer Eignungsprüfung unterzogen. Diese Beratung und Prüfung wird schon im letzten Schuljahr, ehe der Junge oder das Mädchen „ins Leben" tritt, vorgenommen.

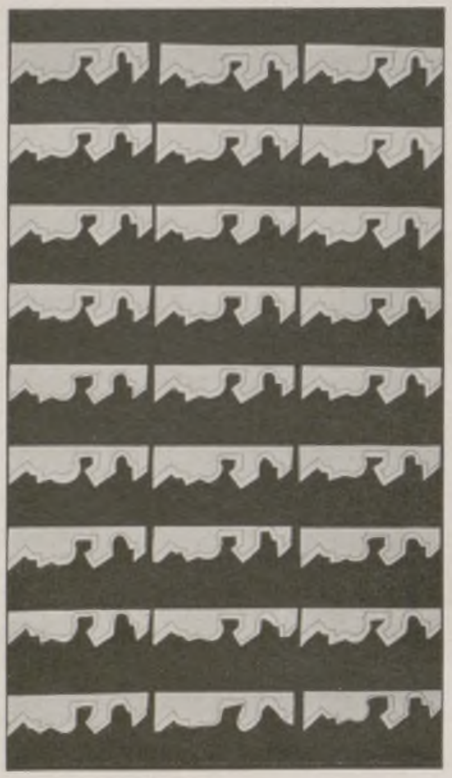
Es ist schon eine Binsenwahrheit, die man ausspricht, wenn man sagt, daß Neigung und Eignung nicht immer bei ein und demselben Menschen zusammenstimmen; aber eine Binsenwahrheit, deren Nichtbeachtung bei der Berufswahl manchen jungen Menschen verlorene Zeit und Arbeitskraft kostet. Auf dem Markt der Berufe regulierend einzuwirken, Angebot und Nachfrage im Berufsnachwuchs miteinander in Einklang zu bringen und den Jugendlichen nach Möglichkeit gleich von Anfang an in die richtige Berufsbahn hineinzulenken, das ist die sozial immer bedeutungsvoller werdende Aufgabe des Berufsberaters. Eine der Hilfen für seine Tätigkeit — und sicher nicht die unwichtigste — sind nun die Tests und Eignungsprüfungen.

Gleich beim Eintritt in einen der Prüfräume sehen wir etwa ein Dutzend Knaben eifrig damit beschäftigt, ein zwanzig Zentimeter langes Stück Draht in die Form eines gleichseitigen Dreiecks zu biegen. Sie arbeiten angestrengt; wir merken, daß sie sich ihrer Tätigkeit mit einem Eifer hingeben, der den Eindruck erweckt, als hinge von dieser fast spielerischen Beschäftigung ihre Zukunft ab. So schlimm ist's nun gerade nicht; niemals wird nach einer einzelnen Prüfung allein eine weittragende Entscheidung gefällt. Der Außenstehende glaubt häufig, daß die Tragfähigkeit der Tests für das Urteil des Berufsberaters gering, ja, praktisch belanglos sei. Zu Unrecht! Die Gesamtheit aller Einzelprüfungen, deren sich der Berufsanwärter unterziehen muß, und die, hundert- und tausendfach erprobt und verbessert, von erfahrenen Psychologen in enger Zusammenarbeit in der Praxis geschaffen wurden, geben ein fast untrügliches Bild. Zwar ist es schwer und verantwortungsvoll, jemandem zu sagen: „Du bist zu dem von dir gewünschten Beruf untauglich"; für die Erfordernisse der Praxis genügt es jedoch meist, wenn der Berufsberater angibt — und das kann er immer — an wievielter Stelle in einer größeren Reihe von Prüflingen der einzelne Fall rangiert. Bisher hat sich noch immer herausgestellt, daß Leute, denen von einem bestimmten Beruf auf Grund ihrer Prüfungsergebnisse abgeraten worden war, und die auf Umwegen, etwa durch Protektion, doch aufgenommen wurden, nachher in der Praxis versagten, und daß Prüflinge mit sehr guten Prüfungsergebnissen späterhin auch die Tüchtigsten in ihrem Beruf wurden. Die Fälle aber, in denen trotz guter Prüfungsergebnisse jemand nachher im Beruf versagte, zählen nach Tausendsteln der Geprüftenzahl.



1. Handgeschicklichkeitsprüfung für Metallarbeiter.
Unten: Vorlage. — Oben: Nach der Vorlage von den Prüflingen aus Draht gebogene Figuren.

Sehen wir uns nun einmal, nachdem wir gegen falsche Verallgemeinerungen gefeit sind, unsere Prüflinge an. Das kleine Stückchen Draht, das sie in den Händen haben, wird von jedem anders behandelt. Die Handgeschicklichkeit der einzelnen ist ganz verschieden. Einer biegt die an die Wand projizierte Figur fast mathematisch genau aus freier Hand und verschärft dann nur die Winkel mit der Flachzange, während ein anderer gleich unüberlegt mit der Rundzange hantiert und eine Figur zustande bringt, die mehr Ähnlichkeit mit einem mißlungenen Kreis denn mit einem Dreieck hat. Diese Handgeschicklichkeitsprüfung für Metallindustrieanwärter hat ihr Gegenstück in der für Schneiderinnen; hier ist eine auf Papier vorgezeichnete, mehrfach geknickte und gekrümmte Linie in gleichmäßigem Abstand (Saum) nachzuschneiden. Wenn wir uns die Bewertungstafel mit einigen Prüfungsergebnissen (Abbild. 2) ansehen, so fällt uns sofort auf, wie sehr die Resultate voneinander abweichen, wie groß die „Streuung" in den Ergebnissen ist. In der oberen Reihe, die mit 90 Proz. bewertet ist, sind die besten, in der unteren mit 10 Proz. die schlechtesten Resultate aufgeklebt.



2. Ergebnisse einer Handgeschicklichkeitsprüfung für den Schneiderinnenberuf. Oben die besten, unten die schlechtesten Ergebnisse im Nachschneiden eines „Saumes" aus Papier.

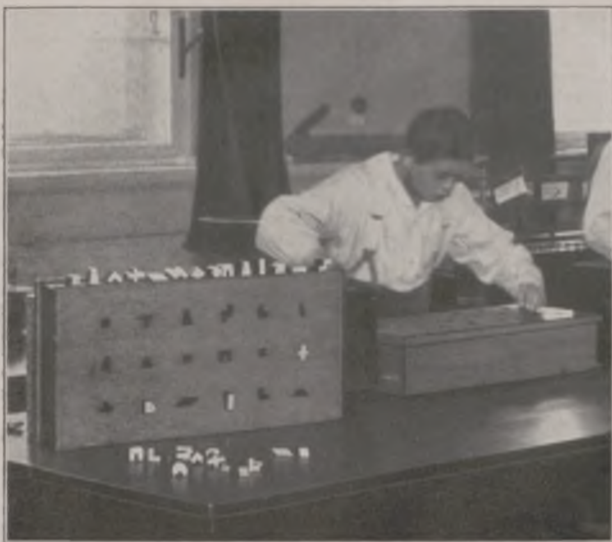
Oder die Einfädelprobe: Zehn mit verschiedenen kleinen Löchern versehene Metallscheiben sind auf vier Drähte an einem kleinen Handgriff aufzureihen. Zeit: Sieben Minuten. Beste Leistungen dagegen: $2^{1}/_{2}$ Minuten. Bei besonders schlechter Leistung wird der weibliche Prüfling in der vorgeschriebenen Zeit mit der Arbeit überhaupt nicht fertig. Schon die Art, wie er eine solche Aufgabe anfaßt, ob er sich vorher sein Arbeitszeug genau ansieht, oder ob er gleich wild drauflos arbeitet, ist charakteristisch für jeden einzelnen.

Bleiben wir einmal bei der Schneiderinnen- und Modistinnenprüfung: die Leserinnen mögen einmal selbst feststellen, ob sie „Sinn für Mode" besitzen. Wir zeigen in Abbildung 3 zwölf verschiedene Kleider, die aus drei verschiedenen Modejahren stammen. Schauen Sie sich diese Kleider genau an, und schreiben Sie dann auf, welche je dreimal vier Kleider zur gleichen Mode gehören. Einer modernen Frau müßte das, so denke ich, sehr leicht fallen; es gibt schulpflichtige Mädchen, die nur einmal hinzusehen brauchen, um sofort die richtigen Nummern aufzuschreiben.

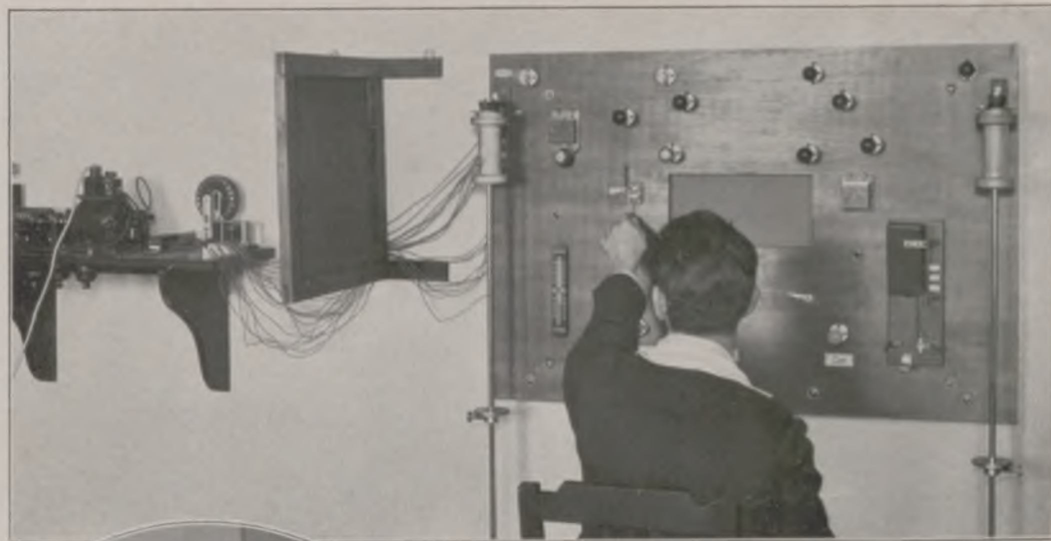
Sowohl für Berufe der Metallindustrie als auch für Schneiderinnen wird die Prüfung auf Formengedächtnis angewandt. Sehen Sie sich die mit acht Nummern versehenen Figuren der Abbildung 7 zehn Sekunden lang genau an. Dann betrachten Sie die ähnlichen Figuren auf Seite 411, und geben Sie sofort an, ohne natürlich die zuerst gesehene Tafel nochmals zu betrachten, welche Figuren sich geändert



3. Je vier der dargestellten zwölf Kleider gehören einem Modestil an. Welche je dreimal vier Kleider stammen aus der gleichen Zeit? (Die Lösung s. S. 411.)



4. Angehende Setzerlehrlinge bei der Ablegeprobe (nach Prof. Klemm, Leipzig).



5. Das Reaktionsbrett, an dem unter anderen Straßenbahner geprüft werden.

haben. (Es ist nur die Nummer der veränderten Figur anzugeben, nicht die Art der Veränderung.)

Wir treten jetzt in einen Raum der Berufsberatung, in dem gerade Schüler geprüft werden, die einmal Setzer werden wollen. Sie unterziehen sich augenblicklich der Ablegeprobe, die von Professor Klemm, Leipzig, ausgedacht wurde. In einem Holzkasten, wie wir ihn in der Abbildung 4 ganz links sehen, sind 18 verschiedene Löcher eingeschnitten. 18 mal je 5 Hölzchen passen gerade in die entsprechenden Löcher. Während ein geschickter Prüfling diese 90 Hölzchen in ungefähr 4½ Minuten durch die „passenden" Löcher in das Kasteninnere bringt, braucht ein weniger geschickter dazu oft die dreifache Zeit. Der Vorteil dieser Prüfungsmethode gegenüber der früher angewandten, bei der Figuren in offene Fächer zu ordnen waren, besteht darin, daß hier keine Fehler gemacht werden können und als Bewertungsgrundlage daher nur die Zeit, die der Prüfling zur Lösung braucht, gemessen werden muß, nicht auch die Fehlerzahl.

Eine immer wichtiger werdende Prüfung im Zeitalter des Autos ist die für den Lenkerberuf, die Fahrsicherheitsprüfung. Der Prüfapparat besteht aus einer endlosen, mit einer großen Zahl verschieden weiter Löcher versehenen Papierschleife, die über eine Metallwalze läuft. Auf dieser Schleife befindet sich ein Metallstift, der durch ein normales Autosteuerrad in wagerechter Richtung hin und her bewegt werden kann. Der „Autofahrer" muß das Steuerrad so bedienen, daß der Metallstift nicht in die Löcher des laufenden Papierbandes kommt. Dann entsteht nämlich elektrischer Kontakt, und unser „Zimmerauto" registriert automatisch, wie oft der Fahrer in Löcher fuhr (Zusammenstöße hatte!), wie lange er darinblieb, und wie lang der Weg des Steuerrades war. Aus diesen drei Daten läßt sich ein sehr brauchbares Urteil über die Fahrsicherheit des Lenkers geben. Ganz ohne Fehler fährt auch der beste Berufschauffeur nicht; aber es gibt beträchtliche Unterschiede zwischen den einzelnen Fahrern, und ein guter und sicherer Chauffeur wird auch am Fahrsicherheitsprüfer gute Resultate erzielen. Der Apparat läuft in einem Tempo, das ungefähr einer Wagengeschwindigkeit von 70 km in der Stunde entspricht; deshalb ist eine Prüfung daran ziemlich ermüdend, und wer zehn Minuten gefahren ist, der erlebt nachher die Täuschung, daß das ganze Zimmer fahre — ähnlich wie es dem Seekranken geht, dem an Land der Boden unter den Füßen schwankt.

Auf einen anderen wichtigen Beruf, der dem des Autolenkers verwandt ist, nämlich den des Straßenbahnführers, prüft man am Reaktionsbrett (Abbild. 5). Schon das Zusehen ist eine aufregende Sache: Klappen fallen plötzlich herunter, Lampen in verschiedenen Farben leuchten nacheinander und durcheinander auf, Klingeln ertönen, Holzteile prasseln herab. Auf jeden dieser „Reize" muß der Prüfling „reagieren", d. h. einen bestimmten Handgriff ausüben. Rote Lichter fungieren als „Störungsreize"; wenn sie aufleuchten, so hat das nichts zu bedeuten. Gewöhnlich werden 100 Reize gegeben und die gesamte „Reaktionszeit", die Zeit also, die der Prüfling vom Auftauchen des Reizes bis zur Ausführung der Reaktion braucht, gemessen. Sie pflegt für die 100 Reize zwischen 100 und 200 Sekunden zu schwanken.



6. 70 Kilometer im Zimmer: Fahrsicherheitsprüfung für Autolenker.

Nunmehr wollen wir uns noch einigen Prüfungen aus dem weiten Prüfungsgebiet für technisches Verständnis unterziehen.

A) Der Hebel der Anordnung der in Abbildung 8 wiedergegebenen Zeichnung ist um den Mittelpunkt drehbar.

1. Wir drücken den Hebel an der linken Seite nach unten. Was geschieht?
2. Die Rolle dreht sich in der Pfeilrichtung. Was geschieht?
3. Welchen Zweck hat die angebrachte Feder?
4. Die Anordnung befindet sich wieder in dem Zustande, wie abgebildet. Es soll nunmehr das Zahnrad stets um zwei Zähne vorwärts rücken, wenn sich die Rolle einmal herumgedreht hat. Was fehlt, um dies zu ermöglichen?

B) Betrachten Sie die Rolle in Abbildung 9 ganz genau, 15 Sekunden lang, dann, ohne die Rolle wiederanzusehen, die Schnitte durch eine Rolle (Seite 411), und sagen Sie sofort, welcher dieser 5 Schnitte der durch die abgebildete Rolle ist!



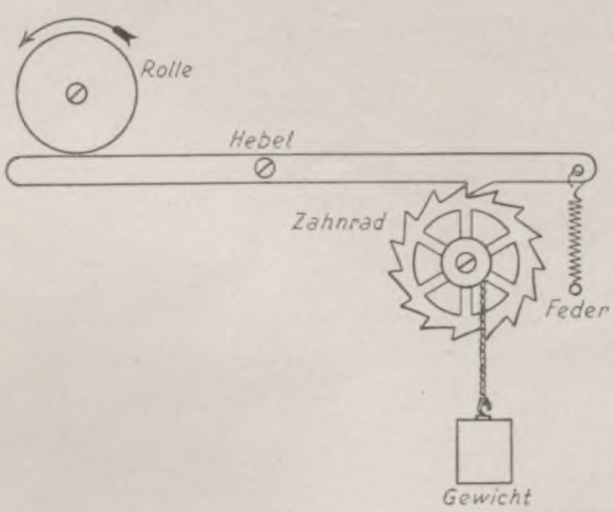
7. Formengedächtnis-Prüfung: Betrachten Sie zehn Sekunden lang die Figuren, hierauf die ähnlichen auf Seite 411! Welche Figuren haben sich dort verändert?

Als letzte Prüfung, der wir uns noch unterziehen wollen, sei noch ein Lückentest gegeben. (Es hat keinen Zweck, ihn auswendig zu lernen! Dem, der selbst einmal einer Eignungsprüfung unterzogen werden wird, sei schon jetzt verraten, daß der hier angegebene Test außer Kurs gesetzt ist!) Als Beispiel wurde hier ein Silben-Lückentest gewählt. In der Praxis geht man mehr und mehr zu Buchstaben-Lückentests über, da hier die Resultate eindeutiger sind. Unsere Aufgabe besteht darin, in den folgenden Text an die Stelle der Striche Silben so einzusetzen, daß ein sinnvoller Zusammenhang entsteht. Für jeden Strich muß eine Silbe eingesetzt werden, nicht mehr und nicht weniger.

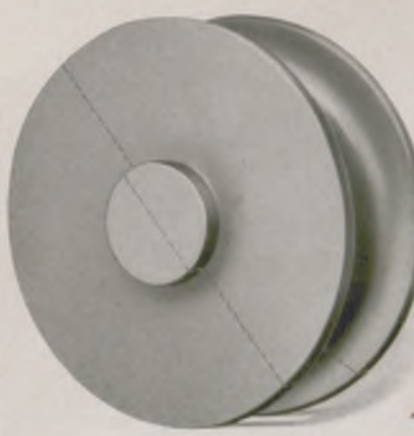
Am Felsensprung. Der Schneerücken heißt — —her Berggrat, der auf — — — Seite in — mildes — mit —nen Wiesen und reich belaubten Frucht — —, auf — — — — —te in —se, —sige Schluchten niederschaut, wo der —mende Wetter— durchrauscht. Er kommt — — grau— —scher herunter, — man hoch zum — — ragen —, und so wild — —waltig stürzt —ses Berg — — da—, — — unten — — Schlucht an den —stücken, — ihm ent— — lie—, hoch aufspritzt und mit —barem —sen über — —rigen Steinblöcke weg —. Am lautesten tost — schäumt — —de Fluß — — — Stelle, wo einst die — —tigen Fels — — sich — — ho— Berggestein losgemacht —ten — heruntergestürzt waren. Diese hemmen nun — — — Wassers so sehr, — es — einmal schäumend zwischen — — durchzwängen und sie einmal hoch —ben überspringen muß. Hier heißt es „Am — — —". In diese —same Bergschlucht —ein, wo kaum ei— — —stimme vernommen — — kann vor — unausge— — Tosen und —nern des —sers, hatten doch —schen — — —hausungen — baut.

Lesen Sie den Text erst einmal aufmerksam durch, und versuchen Sie dann, ihn innerhalb einer halben Stunde fehlerfrei auszufüllen! Dann vergleichen Sie Ihr Ergebnis mit dem vervollständigten Text auf Seite 411.

Wir haben nun einen kurzen, etwas abrißhaften Einblick in das Getriebe und die Arbeit einer Berufsberatung bekommen. Die Beschäftigung mit einigen Tests, der wir uns dabei in halb spielerischer Absicht unterzogen haben, darf uns aber nicht vergessen lassen, daß hinter all diesen Dingen noch eine gewaltige Problematik steckt, daß das Auswerten von Prüfungsergebnissen eine ernsthafte Arbeit für den Wissenschaftler und für den Berufsberater bedeutet, dessen Tätigkeit nicht Selbstzweck ist, sondern dem Wohle der lebenden und der heranwachsenden Generation dient. Richard Lehmann, Leipzig.



8. Zur Prüfung des technischen Verständnisses: Was fehlt, damit das Zahnrad um zwei Zähne weiterrückt, wenn die Rolle sich einmal gedreht hat? (Siehe die Lösung auf Seite 411.)

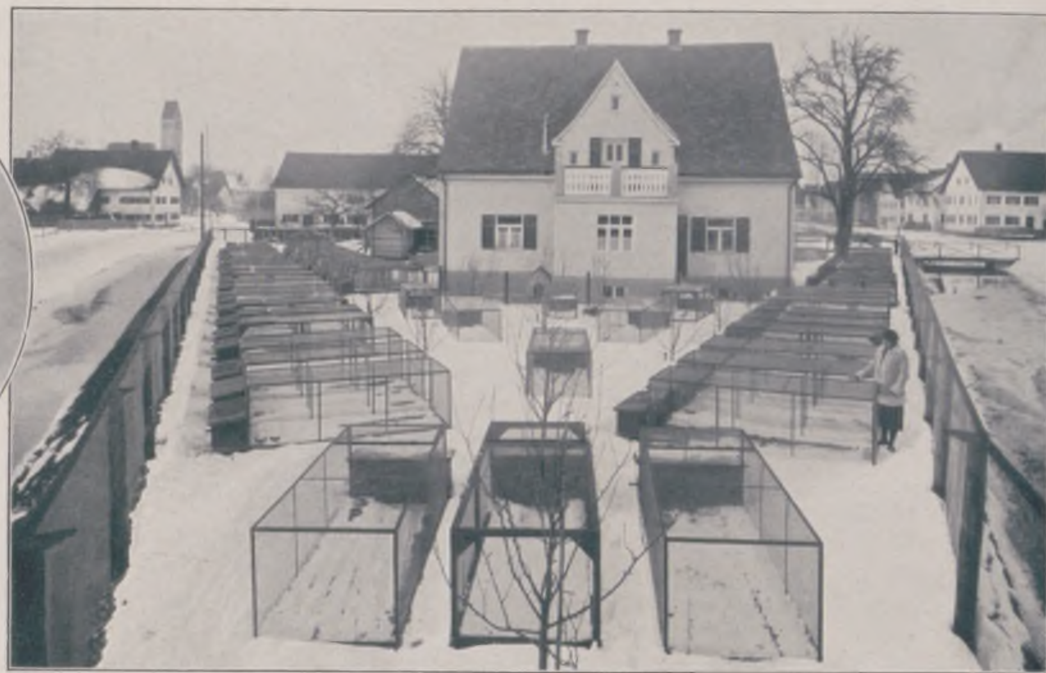


9. Betrachten Sie die Rolle genau 15 Sekunden lang, und sagen Sie dann, welcher der 5 Schnitte auf Seite 411 zu dieser Rolle gehört!

Pelztierzucht in Deutschland.



Silberfüchse der Silberfuchsfarm Wallberg am Tegernsee im Winterpelz.



Die Nerzfarm in Dirlewang (Schwaben), in ihrer Art die größte Deutschlands.

Das Fortschreiten der Kultur bringt erfahrungsgemäß ein Schwinden der wirtschaftlich wertvollen, in freier Wildbahn lebenden Tiere. So hat in Deutschland die starke Nachfrage unsere wertvollen Pelzträger Edel-, Steinmarder und Fischotter dem Aussterben nahe gebracht. Naturgemäß sind die wertvollsten Pelztiere besonders nachdrücklicher Verfolgung ausgesetzt. Neben dem russischen Zobel war seit langem und ist auch heute noch der Silberfuchsbalg am gesuchtesten; sein Träger findet sich im nördlichen Teile Nordamerikas und in Ostsibirien. Bei dem rasch vor sich gehenden Verschwinden dieses Pelztiers war es naheliegend, daß ein Versuch der Züchtung unter menschlicher Obhut gemacht wurde. Im Jahre 1894 entstand auf den Prinz-Eduard-Inseln vor der Mündung des St.-Lorenz-Stromes nach zahlreichen fehlgeschlagenen Versuchen die erste amerikanische Silberfuchsfarm. Erst verhältnismäßig spät griff der Pelztierzuchtgedanke nach Deutschland über, nachdem er vorher schon in England, Norwegen und Japan Fuß gefaßt hatte. Der Vorkämpfer des neuen Erwerbszweiges war der Münchener Universitätsprofessor Dr. Demoll, auf dessen Veranlassung im Mai 1925 auch der erste Zusammenschluß der Züchter in der Deutschen Pelztierzüchtervereinigung, München, erfolgte. Heute umfaßt diese Organisation allein etwa 36 Farmen mit rund 1000 Silberfüchsen. Die Gesamtzahl der Pelztierfarmen dürfte 100 bereits wesentlich übersteigen. Die Errichtung einer Zuchtanlage für Silberfüchse verlangt natürlich erheblichen Geldaufwand, da gute Zuchtpaare etwa 4000 bis 5000 Mark, ausgesuchte noch wesentlich mehr kosten. Dabei erfordert die Pflege sehr große Erfahrungen, weil Krankheiten bei nicht entsprechendem Einschreiten direkt verheerend wirken können. Mit Rücksicht auf eine gute Pelzqualität werden rauhere Lagen bevorzugt, weshalb sich die Farmen vor allem in den Alpen, in den deutschen Mittelgebirgen, Ostpreußen und den anderen Küstengebieten der Ostsee finden. In Mecklenburg, in Dinnies, befindet sich die größte deutsche Silberfuchsfarm, die heute 250 Tiere umfaßt. — Mehr für den Kleinbetrieb geeignet erscheint der amerikanische Nerz, ein Verwandter des auch bei uns, zum Beispiel in Ostpreußen, noch vereinzelt vorkommenden Nerzes. Seine Zucht hat seit dem Herbst vergangenen Jahres, wo der erste größere Transport aus Amerika kam, ziemlichen Umfang angenommen. Ein großer Vorzug dieser Pelztierart ist der relativ billige Preis, etwa 800 Mark je Paar, wozu noch geringer Geländebedarf, verhältnismäßig großer Fellwert und Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten kommen. Ein Balg stellt sich auf etwa 80 bis 100 Mark. Die größte deutsche Nerzfarm wurde in Dirlewang in Schwaben errichtet; der Bestand der Alttiere beträgt 70 Stück. — Wesentlich früher als für die übrige Pelztierzucht zeigte sich ein Interesse an Karakulschafen, deren Lämmer den gesuchten Persianer liefern. Die Urheimat dieser zu den Fettschwanzschafen gehörigen Rasse ist Buchara in Zentralasien. Die ersten Exemplare wurden im Jahre 1903 in das Landwirtschaftliche Institut der Universität Halle gebracht. Herden aus Kreuzungsschafen, die durch ständige Verwendung reinrassiger Böcke immer mehr verbessert werden, finden sich in ganz Deutschland, vor allem aber in Schlesien. Die Lämmer werden spätestens zwei Tage nach ihrer Geburt abgeschlachtet, da sich sonst die eingerollten charakteristischen Persianerlocken auflösen. — Durch das gesteigerte Interesse an der Pelztierzucht ist das Kaninchen wieder in den Vordergrund des Interesses getreten. Das Bestreben des Pelzkaninchenzüchters geht dahin, Rassen zu schaffen, deren Felle ohne Färbung verwendet werden können. Zur Zeit nimmt in dieser Beziehung unzweifelhaft das Chinchillakaninchen den ersten Rang ein, das in der Farbe das Fell der äußerst wertvollen, in den Anden heimischen Chinchillawollmaus nachahmt. Die Zucht wird als Stallzucht betrieben oder als Freilandzucht. In letzterem Falle sind die Tiere mit Ausnahme der Futterversorgung sich fast vollkommen selbst überlassen. Dabei muß der Züchter natürlich für entsprechende Unterkunft sorgen. Die Freilandzucht ist deshalb von großer Bedeutung, weil sie die Unterbringung größerer Mengen von Zuchttieren ohne besonders hohe Ausgaben ermöglicht; dafür mangelt dem Züchter natürlich die Möglichkeit einer besonderen Betätigung seines züchterischen Geschicks, da die Paarung sich ohne seine Kontrolle vollzieht. Die größte Chinchillafreilandzucht befindet sich in Ostpreußen und umfaßt nahezu 200 Morgen. — Wenn auch gegenwärtig die ganze Pelztierzucht noch nicht zu dem bedeutenden wirtschaftlichen Faktor, den sie in Amerika darstellt, gediehen ist, so wird sie sich diese Position sicher im Laufe der nächsten Jahre erobern.

E. Lutz.



Karakulstammböcke des Tierzuchtinstituts der Universität Halle a. S.



Zwei Tage altes Karakullamm, gezogen im Tierzuchtinstitut der Universität Halle a. S.



Chinchilla-Kaninchen im Schnee auf der Pelztierfarm Hubertushof in Hirschberg i. R.



Eine „weiße" Film-Modeschau in Neuguinea, das große gesellschaftliche Ereignis für die kaffeebraunen Schönen der Papuas: Vorführung von Modellen in einer als primitives Kino hergerichteten eisernen Halle auf der Papua-Insel Samarai. Zeichnung von Ellis Silas.

Das Kino, diese eigenartige Erfindung der Weißen, hat sich die ganze Welt erobert und dringt immer weiter auch in Gegenden vor, die bisher von der Zivilisation noch verhältnismäßig unberührt geblieben sind. Da gibt es nun oft die spaßigsten Kontraste zwischen den Betrachtern der Filme und den auf der Leinwand zur Darstellung gelangenden Dingen. So bewundern auf unserem Bilde die Papua-Schönen in Neuguinea unsere ihnen fremdartigen Moden mit dem größten Interesse und sind zu der Filmvorführung, die jedesmal eine wahre Sensation bildet, reich geschmückt, in ihrer bunten Tracht gekommen. Die äußerst angeregt den Darbietungen folgende Menge setzt sich aus den verschiedensten Volkstypen zusammen: Da sind die eingeborenen Damen mit ihren mächtigen Kraushaar-Schöpfen, dann wieder aus anderen Gebieten stammende Frauen, die das Haar an den Seiten kurz geschnitten tragen; fein und derb, alt und jung, hell und dunkel — alles findet sich hier zusammen zur Betrachtung der aus weiter Ferne stammenden Modeoffenbarungen.

Frauenleben in China





Frauen und Mädchen beim Mittagsschlaf auf der Straße.
Links nebenstehend: Chinesische Kindermädchen mit japanischen Pflegebefohlenen.
Im Oval: Junges Mädchen der besseren Klasse.







Frau aus dem Mittelstande, ihrem Töchterchen das Haar kämmend. — **Links nebenstehend:** Witwe in ihrer eigenartigen Tracht.





Masseuse mit ihrem Salbenkästchen und dem Aushängeschild. — **Links nebenstehend:** Moderne Hochzeit in China: Die in europäischer Tracht erschienenen Hochzeitsgäste beim Mahl, an dem nach altem Brauch das Brautpaar nicht teilnimmt.

(Sämtliche Aufnahmen, außer dem „Hochzeitsmahl", von Franz Otto Koch.)

Siehe auch den Beitrag „Liebe und Ehe in Ostasien" auf Seite 406.

NÄCHTE IN SIENA

NOVELLE VON L. ANDRO

Es mögen etwa zehn Jahre her sein, daß ich eine unvergeßlich schöne Reise nach Italien unternahm. Ich vermied die großen Zentren und hielt mich nur in den kleinen umbrischen und toskanischen Städten auf, die von wundervollen Erinnerungen an Heilige umsponnen sind. Eines Sommerabends kam ich auch nach Siena. Drei Tage wollte ich hier bleiben. Müde, sah ich mich nicht weiter um, sondern stieg in einer kleinen, mir empfohlenen Pension ab, die billig war, denn die Wirtin selbst besorgte die Zimmer, der Wirt die Küche. Er kochte, wie es nur ein talentvoller Italiener kann, und noch in späteren Hungerjahren verließ mich die Erinnerung an Sor Antonios würzige Herrlichkeiten nicht. Im Augenblick wohnte der vorgerückten Jahreszeit halber nur noch eine Dame hier, die das Zimmer neben mir innehatte. Das meine war ein weiter Saal mit hallenden Steinfliesen, denn wie fast alle Häuser hier, war auch das unserige ein Palazzo gewesen. Vom Balkon, der sich rings um das Stockwerk zog, hatte man einen wunderbaren Blick auf die Stadt, die wie Jerusalem, an bräunliche Hügel geschmiegt, daliegt und bekrönt wird von der heiteren, farbenfrohen Majestät des schwarzweißen Marmordoms. Unter mir lag das Färberviertel, aus dem jene große Heilige hervorging, nach der noch jetzt die meisten kleinen Sieneser Mädchen Caterina heißen. In der Ferne aber blaute die weite Ebene, und auf jedem der Hügelchen stand eine Villa, ein Kampanile, eine kleine Kapelle.

Ermüdet legte ich mich nieder, die Stille ringsum genießend, als ich plötzlich eine Frauenstimme im Nebenzimmer vernahm. Es war eine schöne sonore Stimme; sie sprach in den reinen Akzenten, wie man sie nur in Rom hört. Bald konnte ich die Worte verstehen. „Komm!" rief sie, „ich beschwöre dich, komm! Tausendmal rufe ich dich, warum erscheinst du nicht? Allen hilfst du, mir nicht! Was habe ich dir getan? Ich fluche dir, ich verdamme dich! Elender, Tückischer! Komm, komm, ich bitte dich um alles!"

So ging es noch eine Weile weiter. Man hätte an ein Gebet glauben können, wenn nicht immer etwas wie eine Verfluchung dazwischengekommen wäre. Es war unheimlich und schien doch zu der quälenden Schönheit der Nacht zu passen. Endlich verstummte die Stimme, und ich schlief ein.

Am Morgen dachte ich nicht viel mehr daran. Es war mir fern wie ein Traum, und vielleicht war es auch einer gewesen. Die Stadt nahm mich ganz in Anspruch, ich genoß die Herrlichkeit des Doms, besah die in unglaubhafter Leuchtkraft strahlenden Fresken in der Bibliothek, und vor allem ging ich der Erinnerung an jene große Heilige nach, die zunächst eine politische Frau war, ihre Erlässe an Päpste und Herrscher sandte und durch die Macht ihres Wesens Sünder zu Büßern machte, wofür sie sie dann mit sanfter Hand zum Tod geleitete. Ich kam erst abends nach Hause, legte mich zur Ruhe und wurde aus meinem Schlummer durch jene beschwörende Stimme gerissen, die fast die gleichen Worte sprach wie am Abend vorher.

Diesmal war ich mir klar darüber, daß dies kein Traum sein konnte. Eine große Schauspielerin, die eine Rolle studiert, dachte ich, und das Bild der Duse stieg einen Augenblick lang vor mir auf. Aber die Nachtzeit war gewiß seltsam für das Studium gewählt, und die Rolle umfaßte dann auch nur ein paar sich immer gleichbleibende Worte. Dies war sonderbar. Ich beschloß, beim Wirt nachzufragen, denn vom gemeinsamen Balkon aus einen Blick in das Nachbarzimmer zu tun, wäre mir wenig statthaft erschienen. Als ich am nächsten Morgen mein Frühstück im „Salotto" einnahm, erwiderte Sor Antonio auf meine Frage wenig überrascht: „Ach, das war ja nur Donna Claudina."

„Wer ist das?"

„Die Dame neben Ihnen. Sie wohnt schon ein paar Jahre bei uns. Eine sehr brave Person."

„Warum spricht sie so seltsam des Nachts?"

Sor Antonio machte eine kleine Bewegung nach seinem Kopfe hin. „Aber sie tut niemandem etwas. Eine brave Person, ich sagte es schon. Nur freilich, das Zimmer neben ihr ist das schönste, aber schwer zu vermieten — es haben sich schon manchmal Leute beklagt."

„Warum behalten Sie sie dann im Hause?"

Sor Antonio machte ein geheimnisvolles Gesicht. „Weil sie Glück bringt. Einmal schlug der Blitz ein. Einmal hatten wir Feuer in der Straße. Aber uns geschah nichts, weil wir Donna Claudina bei uns haben. Sie ist eine ‚Verschonte'."

„Nun, sehr verschont scheint sie vom Leben nicht zu sein, denn ihre Worte klingen nicht wie die einer Glücklichen."

Sor Antonio zuckte die Achseln, und ich fing an, neugierig zu werden. „Kann man sie denn nicht einmal sehen?"

„Warum nicht? Sie kommt öfters zum Essen herunter, so heute. Nur dürfen Sie ihr nicht sagen, daß Sie sie gehört haben."

Abends fand ich mich pünktlich zum Pranzo ein. Im Salotto war ein Tisch für zwei gedeckt, und ich hatte mich kaum niedergelassen, als meine geheimnisvolle Nachbarin erschien.

Sie war eine Frau gegen Ende der Vierzig, mit ganz weißem Haar, aber Gestalt, Antlitz und Bewegungen waren noch immer von großer Schönheit. Sie war dunkel und einfach gekleidet und verriet durchaus die Dame. Nach einem höflichen Gruß begann ein kleines Gespräch, von der Art, wie es zwischen einem Neuangekommenen und einem schon Ansässigen üblich ist. Nichts an ihr verriet besondere Erregung oder Nervosität. Sie war Römerin, wie ich gleich vermutet, und eine Frau von Bildung, welche die Welt gesehen hatte. Nichts war ihr von den seltsamen Ausbrüchen anzumerken, die ich nun schon kannte, und die vielleicht auch heute wieder erfolgen würden.

Nach einer konventionellen, aber freundlichen Plauderstunde verabschiedete ich mich und genoß den herrlichen Abend auf der Lizza, dem Wall, der sich rund um die Stadt zieht. Als ich mein Zimmer wieder betrat, legte ich mich nicht zu Bett, sondern nahm ein Buch und wartete. Der Mond ging auf und schien zauberhaft über die Ebene; Gesang und Geschrei im Färberviertel unten verstummten allgemach. Nebenan regte sich nichts, und ich dachte schon, unser Gespräch habe beruhigend und ablenkend auf Donna Claudina gewirkt, als sie ihre dunkle Stimme erhob und ihre schwermütige Sehnsuchtsklage nach einem, der nicht kommen wollte, laut ward.

Nun konnte ich mich nicht mehr halten. Ich trat an die verschlossene Verbindungstür zwischen unseren Zimmern, pochte und bat leise: „Signora, nur ein Wort!"

Nebenan erklang ein leiser und erschreckender Aufschrei.

„Halten Sie mich nicht für indiskret, aber ich fühle so sehr, wie Sie leiden. Ich weiß nicht, was Ihnen fehlt, aber vielleicht kann man Ihnen helfen."

„Nein!" klang es leise zurück.

„Werden Sie es für zudringlich halten, wenn ich Sie bitte, einen Augenblick auf unseren gemeinsamen Balkon zu kommen?"

„Ich komme", sagte sie. Einen Augenblick später trat sie heraus. Sie hatte einen großen schwarzen Schleier über ihr helles Morgengewand geworfen. Der Mond beschien feierlich ihr weißes Haar. Kein Gedanke kam mir daran, daß ich hier mitten in der Nacht allein mit einer noch immer schönen Frau war.

„Ich habe Ihre Ruhe gestört", sagte sie entschuldigend mit einem schwermütigen Lächeln.

„Vergeben Sie es mir, wenn ich in Ihre Einsamkeit und in Ihren Schmerz eindringe. Es quält mich, einen Menschen so nahe bei mir leiden zu fühlen. Seit Nächten höre ich Sie rufen. Wen rufen Sie?"

„Wissen Sie das nicht?" sagte sie. „So ruft man nur Einen!"

Plötzlich begriff ich. „Warum wollen Sie sterben?" fragte ich leise.

„Weil ich eine Gezeichnete bin und eine ‚Verschonte', wie Sor Antonio sagt. Er kennt mein Leben nicht und hat das doch bemerkt. Sie sind gütig, zu Ihnen kann ich sprechen. Ja, zuweilen kommt eine Stunde, in der man reden muß. Es ist Nacht, bei Tage könnte ich es nicht."

Ich schob ihr einen der eisernen Stühle hin. Sie stützte ihren Arm auf die Brüstung und begann, während sie das Auge nicht von der Landschaft wandte:

„Es fing eigentlich schon mit meiner Geburt an. Denn ich bin der am Leben gebliebene Teil eines Zwillingspaares, mein Bruder kam tot zur Welt. In meiner Kindheit dachten meine Eltern, daß ich einen besonderen Schutzengel haben müsse, denn ich ging heil aus Gefahren hervor, die andere Kinder zum Opfer forderten. Als Achtjährige nahmen mich Verwandte nach Südamerika mit, wo sich meine Eltern eine neue Existenz gründen wollten. Wir erlebten einen Schiffbruch, dessen Grauen damals die gesamte Menschheit erschüttert hat. Meine beiden Geschwister gingen zugrunde, ich blieb am Leben.

Doch dies alles konnte Zufall sein. Wir nahmen es als eine wunderbare göttliche Fügung. Des Lebens Wechselfälle nahmen uns in Anspruch, und nach Italien zurückgekehrt, mußte ich daran denken, mir einen Beruf zu wählen, und bildete meine musikalischen Fähigkeiten aus. Bei solcher Gelegenheit lernte ich den Mann kennen, den ich liebte — den einzigen, den ich je geliebt habe.

Er war Geiger. Ein feiner Künstler, dem nur irgendein Letztes zur Größe fehlte, aber bestrickend durch den Reiz seines unendlich einschmeichelnden, betörend liebenswürdigen Wesens. Er war mir niemals treu, dennoch liebte ich ihn mit Leidenschaft. Auch er, der anderen Frauen nur allzuviel Macht über sein Herz gab, kam nie ganz los von mir. Aber unsere äußere Lage wurde immer schlimmer. Schwere materielle Bedrängnisse kamen, und meine Kraft allein reichte nicht hin, Ordnung zu schaffen. Was mir gelang, zerstörten alsbald die Hände anderer Frauen. Es war eine ewig zerrende Unruhe, die an unseren Nerven riß. Es wurde immer trostloser um uns, außen und innen. Seine Kraft verließ ihn. Er wollte sterben. Aber mich und das Kind wollte er nicht verlassen. Wir wollten zusammen hinübergehen."

Ein Schauder überlief sie. „Sprechen Sie nicht weiter, wenn es Sie so quält", bat ich. Sie schüttelte den Kopf.

„Ich habe nun einmal begonnen. Ich habe niemals davon gesprochen, vielleicht werde ich es nie mehr können nach dieser Nacht. Was sagte ich denn? Wir wollten sterben. Als der Entschluß gefaßt war, fühlte ich mich ruhig und freudig. Wir waren am Ende unserer Kräfte, vollkommen zerstört, finanziell ruiniert. Hier winkte Erlösung. Miteinander konnten wir nicht mehr leben, ohne einander noch weniger. Das Leben schien nach allen Seiten verrammelt.

Die Anziehungskraft des dunklen Tores ward immer größer. Aber wir wollten alles still abmachen. Es sollte Zufall sein. Am Tage vorher sollte ich einer Nachbarin über unseren schadhaften Gashahn klagen. Am nächsten Morgen sollte man uns dann finden …"

Ihre Sätze wurden immer abgebrochener. „Man fand uns — ja. Mann und Kind waren tot. Mich erweckten diese Hunde im Hospital zum Leben. Ich war ‚verschont' geblieben wie bisher.

Ich kam dann vor Gericht. An den Zufall glaubte niemand, da man unsere trostlose wirtschaftliche Lage kannte, und daß ich zugestimmt hatte, das Kind mitzunehmen, war Mord. Sie zogen Schlüsse und redeten — ich aber lebte. Ich hatte alles verloren. Und lebte. Mit eigener Hand hatte ich den Gashahn aufgedreht. Die beiden teuersten Menschen waren tot. Und ich lebte noch immer.

Sie straften mich nicht, sondern sperrten mich nur auf einige Zeit in ein Irrenhaus. Ich bin aber nie irrsinnig gewesen. Später schickte mir ein Verwandter Geld, daß ich leben konnte.

Leben — das war's. Sie werden es grenzenlos feige finden. Aber ich wagte nicht mehr, mir den Tod zu geben. Wer einmal diese Stunden gekannt, getraut sich nicht mehr. Ich tat alles, um ihn mir nahe kommen zu lassen, aber selbst erhob ich die Hand nicht mehr gegen mich. Ich habe in Infektionsspitälern gepflegt. Ich habe in eiskalten Winternächten hüllenlos bei offenem Fenster auf dem Fußboden geschlafen. Ich habe — doch wozu dies alles erzählen? Er kam nicht.

Ich ging auf Reisen. Ich habe mehr Eisenbahn- und Schiffsunfälle gehabt als andere Menschen, aber mir geschah nichts. Einmal kam ich nach Deutschland. Es war Herbst, das Land traurig. Ich lernte einen jungen Studenten kennen. Er war arm und krank, aber voll Glut. Er nannte mir immer einen Namen, der ihm heilig war: Kleist. Ich kannte ihn nicht, ich weiß nur wenig von Ihrer Literatur. Ich verstehe auch Ihre Sprache nur schlecht. Er mußte mir, was er mir vorlas, in sein kümmerliches Italienisch übersetzen. Dennoch ergriff ich vieles mit dem Gefühl. Da war eine Amazonenkönigin, die ich liebte, und die dem Mann, den sie anbetete, die Zähne in die Brust schlug. Da war ein heldenhafter Prinz, der vor seinem eigenen Grabe schauderte.

Ich liebte meinen jungen Freund niemals. Wie hätte ich es können! Er war ja so häßlich und dürftig. Aber ich begriff, daß im Leben für ihn ebensowenig Platz war wie für mich. Ich wußte es lange, bevor er mir davon sprach. Er erzählte mir von Kleist. Auch dieser hatte eine Frau in den Tod mitgenommen. Zu zweit stirbt es sich leichter. Der letzte Blick muß einen andern treffen. Wir sprachen nur ganz wenig darüber, aber es war beschlossene Sache zwischen uns.

An einem grauen Herbstnachmittag verließen wir die Stadt und fuhren hinaus an einen stillen See. Mein Freund führte mich, still, feierlich, mit zusammengebissenen Zähnen. Hier war sein Dichter gestorben, hier sollte es für uns sein. Ich ließ mich führen. In mir war nichts als Glück, daß einer mir dies alles abnehmen, mich mit sanften Händen ins Nichts führen wollte. Und dann geschah das Grauenvolle."

Sie hüllte das Gesicht in ihren schwarzen Schleier. Über den Mond zog eine Wolke, die leuchtende Landschaft versank in tiefes Schwarz. Das machte ihr Mut, und sie fuhr fort:

„Sein Schuß streifte mich nur. Ich fühlte einen brennenden Schmerz, aber zugleich wußte ich, daß dies nicht der Tod war, kein Eingehen ins Nichtfühlen, sondern immerfort reißendes, schmerzhaftes Leben. Dann hörte ich einen zweiten Schuß und sah meinen Gefährten ins trockene Gras rollen. Ich schrie. Menschen kamen. Protokolle wurden aufgenommen. Ich kannte dies ja schon — oh, wie ich es kannte! Sie stellten gleich fest, daß uns nur ein ‚aussichtsloses Liebesverhältnis' in diese Lage gebracht haben könnte. Sie häuften so viel Grauen an Fragen und Worten rings um mich, daß ich, sowie ich nur das Krankenhaus verlassen konnte, das Land wie eine Fliehende mied. Ich habe meinem Freund, dessen Hand zitterte, so tief gegrollt, daß ich nicht einmal sein Grab besucht habe. Aber ich weiß, daß er auf einem großen öden Stadtfriedhof beerdigt worden ist. Ich trauerte auch nicht um ihn. Was war er mir gewesen? Ein Werkzeug zum Tode — und es hatte versagt.

Nun kennen Sie meine Geschichte. Nun wissen Sie, wen ich rufe. Ich bin ein schwaches, feiges Weib und getraue mich nicht mehr, ihn an mich zu reißen. Er müßte zu mir kommen, groß, gewaltig, mit ausgebreiteten Armen und mich Willenlose an sein Herz nehmen."

Sie war aufgestanden und hatte die Arme weit ausgebreitet. Wie ein weißes Kreuz hob sich ihre Gestalt aus dem Dunkel.

„Er kommt, Donna Claudina, er kommt für jeden von uns", sagte ich leise. „Sie brauchen nur ein wenig Geduld. Was sind ein paar Jahre? Aber versprechen Sie mir eins: daß Sie nie mehr einen andern veranlassen wollen, die Schuld des Mordes auf sich zu laden."

„Die Schuld?" lachte sie leise. „Die Gnade!" — Es wurde plötzlich wieder licht. Die verhüllende Wolke war fortgezogen, und von irgendwo wehte ein kühler Lufthauch. Donna Claudina hüllte sich fröstelnd in ihren Schleier. „Sie haben mich mißverstanden", sagte sie. „Sie dachten jetzt wohl, ich würde Sie um Morphium oder dergleichen angehen? Das war nicht meine Absicht."

„Ich habe Sie vollkommen begriffen und danke Ihnen für Ihr Vertrauen", sagte ich. Aber es war kühl geworden zwischen uns. Die Stunde des Bekennens war vorüber, wir fühlten es beide. Wir wandten uns zu gleicher Zeit nach unseren Zimmern. Donna Claudina reichte mir ihre schmale edle Hand, die ich küßte. Dann verschwand sie.

Meine Sieneser Tage waren um. Ich packte meinen Koffer, schlafen konnte ich in dieser Nacht nicht mehr. Als ich am nächsten Morgen meine Rechnung von Sor Antonio verlangte, sagte er: „Sie haben diese Nacht ja noch fleißig mit Donna Claudina geplaudert. Sie ist eine brave Person, aber das Leben macht ihr gar keine Freude, Poveretta. Das kommt davon, weil sie so allein ist. Meine Frau meint immer, wenn einmal ein Reisender — sie ist ja noch immer schön … Und namentlich Inglesi haben ja selbst oft einen Spleen …"

Ich unterbrach ihn und bezahlte die lächerlich geringe Summe. Dann begab ich mich auf den Bahnhof und nahm den Zug nach Florenz. In der folgenden Nacht fuhr ich über die Apenninen. Während ich im Waggon dahindämmerte, schreckte mich plötzlich etwas auf. Ich glaubte, die feierliche Stimme Donna Claudinas zu erkennen und ihren Sehnsuchtsruf. Aber es war nichts als das Geräusch der Räder, die mich der Heimat zuführten.

Jahrmarkt der Eitelkeit.

VON ANDRÉ ADORJAN.

Halb ein eleganter Salon, voll von frivolem Geplapper und komischer Wichtigtuerei, halb die heilige Stätte eines Abgottes, den zu umschwärmen die schönsten und reichsten Damen aller Länder heranpilgern, insgesamt ein phantastisches Hell-Dunkel von Licht und Mystik, ein Gemisch von Duft und Erregtheit, von Farbe und Geschwätz, wo, unserer menschlichen Neugierde ähnlich, hier und dort aus einem Winkel ein dünnes Zigarettenräuchlein sich blau und fein in die Höhe schlingt; glitzernde Spiegelwände, in denen die umhersitzenden, äußerst distinguierten Zuschauer vervielfacht erscheinen; ein Lächeln auf den mit Rouge belegten Lippen, galante Komplimente, gespannte Erwartung, steigende Ungeduld, überhitzte, schwere Atmosphäre der heißersehnten Offenbarungen – kein Zweifel, wir sind hier an einer Stätte der Pariser „haute couture", bei dem Auftakt zu einer Modeschau.

Alles, was in diesen Salons vor sich geht, auch das täglichste Tun und Lassen, hat etwas Zeremonielles, beinahe lithurgisch Geregeltes; in welch gesteigertem Maße aber dann erst diese Sondergelegenheiten, Jahrmärkte der Eitelkeit, die großen Modeschauen! Wie einst zu den Eleusinischen Mysterien, werden auch hier allein die Eingeweihten zugelassen, und mit Recht, handelt es sich ja dabei um die Ehrung des geheimnisvollsten und sonderlichsten, des unfaßbarsten und universalsten aller Kulte, des der Mode.

La Bruyère zufolge ist es ein gleich großer Fehler, der Mode auszuweichen wie ihr entgegenzulaufen und sie mutwillig zu übertreiben. „Der Kluge überläßt sich in dieser Hinsicht seinem Schneider!" meinte der Philosoph. Wirft man nur einen Blick in diese Modesalons, in denen die großen Damenschneider mit diktatorischer Macht ihren Willen und ihre Phantasie den Kunden aufzwingen, so gelangt man zur Gewißheit, daß wenigstens in dieser Hinsicht die Klugheit unserer Schönen nicht in Abrede gestellt werden kann. Blind gehorchen sie ihrem Schneider, vertrauensvoll überlassen sie sich ihm, augenscheinlich dem letzten aus dem Männergeschlecht, der noch einen auch bei den Damen durchsetzbaren Willen besitzt. Und an diesem Punkt gelangen wir zu den ersten der durch die Mode verübten Wunder.

Gebrauchen alle Gottheiten Mirakel, so ist es sicherlich die Mode, dieser Baal unserer Neuzeit, die am leichtesten und wirkungsvollsten die ihren hervorbringt. Ihr ist es ein Kinderspiel, unsere Optik und unseren Geschmack noch viel gründlicher umzugestalten, als es der neckische Puck bei der Feenkönigin Titania vermochte. Der Mode zufolge empfinden wir heute als schön, was uns gestern lächerlich erschien, und verpönen vielleicht morgen, was einige Zeit später Gemeingut wird. Außerdem bringt aber die wogende Mode auch richtige physische Verwandlungen mit sich Erforderte sie früher stattliche Walküren, üppige Gestalten, wie von einem Rubens-Bild herab ins Leben gestiegen, wertet sie plötzlich ihre Werte um, stellt ein neues Schönheitsideal an Stelle des gestrigen, und zur Sylphide, zur Nixe muß die Frau werden, um nun als schön empfunden zu werden. Am wunderbarsten ist dabei, wie leicht und mit welcher Grazie die Damen auch dieses Kunststück fertigbringen, ja, sogar noch mehr: seit ein, zwei Jahren erleben wir, daß beinahe schon ehrwürdige Matronen sich zu Backfischen verjüngen, dann allmählich etwas Burschenhaftes annehmen, zu süßen Bengels werden und endlich sich zu Erscheinungen verwandeln, die den heranwachsenden Studenten eines englischen Colleges gleichen, mit Bubikopf und Etonfrisur und mit einem gewissen Hang, ein ausgelassenes Sport- und Tanzboytum auszuspielen.

Da aber ähnliche abstrakte Zeitbetrachtungen nie auch nur angehend so interessant sein können wie das belebte, erregte Bild einer großen Modeschau, kehren wir lieber zu diesem Augenfest zurück. Ich möchte Sie beruhigen, Gnädigste! Nein, wirklich, ich habe nicht die geringste Käuferabsicht. Auch Sie nicht? Nun, um so besser. Denn auf diese Art werden wir wenigstens beide jene Ruhe und Überlegenheit bewahren, die dem richtigen Beobachter dienlich sind. Sollten wir aber doch zufällig ein wirklich nettes Modell erspähen, na, da kennen Sie sicherlich eine kleine Hausnäherin, die es nachahmen kann … Wie? … „Copier, c'est voler!" („Nachahmen heißt stehlen!") fällt uns plötzlich ein aufleuchtendes Wandtäfelchen ins Auge; es erlischt und entzündet sich abwechselnd, wie unser wankendes Gewissen auflodert und erstirbt: „Soll ich … soll ich nicht?" Wie würden wir, Sie, gnädige Frau, und ich, bei einem Festessen entrüstet sein, sollten sich Warnungen dort entzünden: „Unsere geehrten Gäste werden gebeten, das Silberbesteck nicht zu stehlen!" Bei Modeschauen jedoch scheinen solche Aufschriften nicht be-



Im Dienste der Göttin Mode: Vorführung von Modellen für den kommenden Winter in einem vornehmen Pariser Modenhause (Salon Agnes).
Zeichnung von André de Doba.

leidigend zu wirken. O unerforschbare Frauenseele! ... Hat sich denn aber Eva nicht auch schon über viel strengere Gebote und Verbote hinweggesetzt?

Rund an der Wand, in behaglichen Fauteuils, sitzt bereits das Publikum, bestrahlt und gestreichelt vom verbindlichen Lächeln des Salon-Eigentümers, des großen Schneiders, eines Herrn von fabelhafter Eleganz, ausgestattet mit einem gar vielgestaltigen Eigenschaftenkomplex. Er ist ein Gemisch von Kreuzritter und Minnesänger, von Beichtvater und Diplomat, von Konquistador und Friseur, von traumvollem Dichter und Freudschem Seelenanalytiker. Ein komplizierter, überlegener Mensch. Er lächelt, beobachtet, forscht, denkt, lenkt, rät und befiehlt; er ist allmächtig wie Allah, und nebenbei ist er auch sein eigener Prophet. Kurz, ein Götze ist er, und als wäre alles Schöne, alles Bezaubernde hier aus seiner schäumenden Phantasie entstanden, so strömt die gesamte Bewunderung ihm zu Füßen. Sein Name ragt übrigens vom Giebel des Hauses zum Himmel empor und flammt nachts in glühenden elektrischen Lettern über der Stadt. Wie getreue Priester und Priesterinnen drängen sich um den großen Götzen die Direktoren und Direktricen des Hauses; gnädig lächelt er ihnen zu und empfängt den Weihrauch ihrer Bewunderung. „Der Hofmarschall der vertriebenen Königin von Istrien telephoniert uns, daß Ihre Majestät wahrscheinlich unserer Modeschau beiwohnen wird", flüstert der Generaldirektor dem großen Götzen ins Ohr und fragt bedenklich: „Wie weit kann ich gehen?" Und noch leiser verfügt der Götze: „Der Königin einen Scheck von fünzehn Mille, dem Marschall einen über Tausend!" Der Direktor schnellt zum Telephon zurück, und binnen einer Viertelstunde haben die anwesenden amerikanischen Millionärinnen die große Sensation, auch eine richtiggehende Majestät, die einstige Königin von Istrien, hier zu bewundern; eine noch immer schöne Frau, trotz den harten Zeiten und trotz aller Engherzigkeit ihrer früheren Untertanen.

Und nun nahen die Mannequins, ein reizender Aufzug. Aufgeputzt, in Toiletten, die wahre Reichtümer darstellen, kommen sie vorbei, feierlich und andachtsvoll, würdig der phantastischen Schönheiten, die ein verfeinerter Geschmack, ein echter Kunst- und Farbensinn erdacht und ausgeführt haben. Jung, anmutig und gut gewachsen, erscheinen sie im Prunke einer fabelhaften, wenn auch der Jahreszeit immer etwas zuwiderlaufenden Eleganz. Eine brennende Sonne liegt noch draußen über den Straßen, doch diese Damen ziehen, bereits in Pelze gehüllt, heran, führen sie ja gerade die Wintermode vor. Im Hochwinter dagegen, da jeder noch herumschnupfelt, ist die Sommermode an der Reihe; da legen sie sich wieder sommerliche Kleider an, dünn wie Spinnengewebe. So laufen sie ständig den Jahreszeiten vor oder nach, wie Kinder und Phantasten, die den Regenbogen oder die Mondstrahlen haschen wollen.

Zermoniell, ihrer Wichtigkeit bewußt, ziehen diese Damen vorbei, stolz auf die Pracht ihrer blendenden Kostüme. Die Verschiedenheit ihrer Trachten, das ganze, durch ihr buntes Beisammen gebotene Schauspiel erinnert an Bilder gewisser Modejournale, in denen Damen in großen Abendtoiletten zwanglos mit Wassernixen im Badekostüm sich unterhalten, oder in denen eine andere Dame wieder, in einem hocheleganten Salon, mit einer Teetasse in der Hand, eine junge, zum Krebsfischen angezogene Schönheit anredet, die sie aber keiner Antwort würdigt, mit Recht, ist doch die betreffende Krebsfischerin, ebenfalls im Salon, gerade mit einer zur Touristik gerüsteten Dame in lebhaftem Gespräch. Sooft mir solche Modezeitungs-Blätter in die Hand fielen, amüsierte es mich unendlich, eine Geschichte zu erfinden, einen Roman, ein Drama, in dem sich eine Situation ergibt, die genau dieser Zeichnung entsprechen würde. Nun habe ich dieselbe Situation jetzt lebendig, allerdings in der Form einer Pantomime, eines Libellentanzes der Mode vor mir. Dabei fällt den Mannequins eine sehr untergeordnete Rolle zu; Puppen sind sie, während alle Aufmerksamkeit sich den Roben zuwendet, den Kostümen und Abendtoiletten, den Pelzen und Capes, Mänteln und Kleidern, denen diese zu Figurinchen gewordenen Mädchen ihr junges Leben und ihre ganze Grazie hergeliehen haben.

Sie kommen und stellen sich inmitten des Saales auf, drehen sich um, nach rechts und nach links, drehen sich noch und noch; auf ihren geschminkten Wangen sitzt ein beinahe angefrorenes Lächeln, während ihre Beine, ihre Hüften, ihr Körper ganz besondere, einstudierte Posen einnehmen, um alle Schönheiten, die schimmernden Farben der Kleider restlos zur Geltung zu bringen. Denn diese Mädchen sind nichts als Sklavinnen der Toilette. Die Kundin wird sich des Kleides bedienen, der Mannequin ist des Kleides Bedienerin. Die Dame wird sich das Cape umwerfen, der Mannequin aber ist dem Cape unterworfen. Vom Kleide, das er anhat und vorführt, ist er einfach beherrscht, suggestiv von ihm besessen, wie die Schauspielerin von der dargestellten Rolle. „Der letzte Walzer", „Glückliche Liebe", „Ein Traum" oder wie auch das Kleid heißen mag, der Mannequin spielt unbewußt und ungewollt seine Robe vor.

Nach langen Stunden ist dann endlich die Schau zu Ende. Die Mannequins legen ihren Zobel und den teueren Chinchilla, die Balltrachten und Spitzenträume ab; sie können wieder lustige kleine Menschenkinder werden, frei von der Last einer falschen Pracht, ohne die Hüften zu verrenken oder Posen sich aufzuzwingen. Ihre Rolle ist für heute ausgespielt.

Im Salon geht es aber erst jetzt richtig los. Die Zuschauerinnen sind von der Vorführung entzückt. Lispelnde, trillernde, enthusiastische Stimmen finden keine Worte mehr, um ihrem Gefallen Ausdruck zu geben. Sämtliche Meinungen stimmen überein: der Meister, der große Götze hat sich wieder einmal selbst übertroffen. Sein Genie wird einfach mit dem der größten Maler, der bewundertsten Dichter verglichen! ... Ach, welcher Kunstsinn! ... Welches Verständnis für Linienharmonie! ... Entzückend! ... Herrlich! ... Göttlich!

So singt, zwitschert dieser Engelchor sein Loblied dem genialen Schöpfer der Modewelt entgegen, aus dessen Gnade die allerneueste Mode bereits geboren ist.

Von allen umhuldigt, nimmt nun der große Götze Lob und Anerkennung entgegen; reißt sich aber plötzlich aus dem Kreise der Verehrerinnen los, um seine hohe Besucherin, Ihre Majestät von Istrien, unter unaufhörlichen Bücklingen zum Flur zu begleiten: „Ich lege meine Untertänigkeit Eurer Majestät zu Füßen!" flötet seine Stimme. Majestät wechselt einen verständnisvollen Blick mit dem Hofmarschall, dann antwortet sie ebenso gnädig wie verschämt: „Danke!" Sie geht und denkt sich: „Hoflieferanten sind doch ein nützliches Zeug!" An dem Flur da oben erfolgt jedoch schon ein neuer Abschied, laut: „Prinzessin, ich danke für Ihren hohen Besuch!" – und leise danach: „Prinzessin, so leid es mir tut, unmöglich, Ihnen mehr als zehn Prozent Provision für jede hergeführte Kundin zu gewähren!" Und damit kehrt er neuerdings in den tumultvollen Salon zurück, zu den übrigen, zu den wirklichen Kunden; um seine Lippen spielt jetzt eine leichte Ironie, die beinahe einer Grobheit gleicht, und der Ausdruck einer übertriebenen, unechten Bescheidenheit.

Überraschungen der Herbstmode

VON OLA ALSEN

Bei Beginn jeder Saison scheint es, als ob die Neuheiten, die sie mit sich führt, reicher, prägnanter, vielgestaltiger seien, geeignet, alles Bisherige an Besonderheit zu übertreffen. Vielleicht täuscht man sich in diesem Herbst in dieser Annahme nicht, denn es gibt in der Tat eine Fülle von Anregungen, die nicht unbeachtet bleiben können. Die Anzeichen, die bisher vergötterte Stronglinigkeit zu erschüttern, nehmen greifbare Formen an. Will man logisch vorgehen, ist es zweckmäßig, die Mode in verschiedene Abteilungen zu gliedern.

Der Vormittag verlangt nach wie vor zweckentsprechende, praktische, schlichte Kleidung. Darum sind Kostüme und Mäntel in gerader, sachlicher Form gehalten. Es handelt sich hierbei meist um den Anzug der Arbeit. Wenn auch nicht alle Damen einen Beruf ausüben, so ist doch auch die Tätigkeit der Hausfrau so eingestellt, daß sie sich am Vormittag mit Besorgungen beschäftigen muß und darum keine hindernden Kleider schätzt. Man wird viele Kostüme tragen mit kurzen, engen Röcken, bei denen die Faltenpartien so gelegt sind, daß sie mehr Bewegungsfreiheit als bisher gestatten. Die Neigung für Einseitigkeit, die sich auf der gesamten modischen Linie bemerkbar macht, äußert sich in scheinbaren Kleinigkeiten, wie es die Falten der Röcke sind. Man sieht Kostüme, bei denen die Falten an den Seiten oder vorn arrangiert sind; die Jacken sind kurz oder so lang, daß sie mit den Hüften abschließen. Man hält an der englischen Form fest. Will man den sachlichen Eindruck des Anzugs mildern, greift man zu dem Fuchs, der wieder mit großer Begeisterung aufgenommen wurde. Selbstverständlich werden viele Kostüme mit Pelzwerk garniert, und zwar schätzt man auffallend hohe Kragen und breite Manschetten. Bei den Mänteln gibt es mancherlei Neues zu verzeichnen. Der schräge Verschluß erzeugt eine reizvolle Linie Der Pelzbesatz wird vielfach bis an den Saum geführt; er verbreitert sich nach unten, was ungemein dekorativ wirkt. Zu diesen Ausschmückungen finden bescheidene Pelzimitationen Verwendung. Sie sind wirkungsvoll, dauerhaft und stellen keine großen Anforderungen an das Portemonnaie, ein Umstand, der von vielen Damen berechtigterweise geschätzt wird. Man gewöhnte sich an die Schönheit des Pelzwerks als Ausputz und ist für jede Neuerung auf diesem Gebiete dankbar. Es ist sinnlos, sich mit den vielen Namen zu belasten, die die phantasiebegabten Kürschner ihren anerkennenswerten Leistungen geben. Die Hauptsache bleibt die Wirkung. Die Mäntel sind vielfach aus weichem Velours gearbeitet. Das Neueste ist die Rückkehr zu Tuch und Zibeline, eine interessante Feststellung, denn in den letzten Jahren spielte Tuch im Reiche der Mode eine untergeordnete Rolle. Allem Anschein nach wird jedoch Tuch in diesem Winter sieghaft sein. — Der schlichte Vormittagsanzug verlangt den



Abendkomplet aus schwarzer Kunstseide und Kunstseidensamt-Mantel mit reicher Skunksverbrämung. (Modell: Anna; Aufnahme: Studio Rahma, Paris.)



Die Filmschauspielerin Mary Parker in einem feschen Nutriamantel mit hohem gerollten Kragen. (Phot. Ernst Schneider, Berlin.)



Jugendlicher Filzhut mit geflochtenem Rand aus Filzstreifen und Seide. (Modell: Maison Lanven; Aufnahme: Photos Presse, Paris.)



Apartes Nachmittagskleid mit einseitigem Faltenarrangement aus schwarzer glänzender Seide. (Phot. Joel Feder.)



Einfaches jugendliches Kleid aus besticktem Wollstoff mit aufgesetzten Taschen. (Phot. Joel Feder.)



Metfarbener Filzhut mit Turban aus Federphantasien. (Modell: Alice Wicht; Aufnahme: A. Binder, Berlin.)



Von links nach rechts (stehend). Elegantes Nachmittagskleid aus schwarzer Seide mit diagonal eingesetzten Streifen. Modell: Martial & Armand, Paris. – Nachmittagskleid in neuer Form aus tabakbraunem Kunstseidenkrepp mit hochstehendem Kragen und zipfeligen Rockteilen. Modell: Renée, Paris. – Herbstmantel aus maronenfarbenem Tuch mit blondem Hasenbesatz, in schräger Linie verarbeitet. – Wintermantel aus marineblauem Wollvelours mit zackenartig geschnittenem Fehbesatz, der sich den Verschluß entlangzieht. Modell: Jenny, Paris. – Grüner Tuchmantel mit reichem, sich nach unten verbreiterndem Pelzbesatz. Modell: Lucienne Lelong, Paris.



ABENDKLEIDER

Links: Abendtoilette aus großblumigem Velours Jacquard mit eingearbeitetem Gürtel und langen Zipfeln. – *Mitte:* Modernes Stilkleid aus Silberlamé. Der einseitig lang fallende Rock besteht aus schwarzen und Silberspitzen. – *Rechts:* Elfenbeinfarbenes Abendkleid mit interessanter Bordüre. Dazu Brokatcape mit großgemusterter, elfenbeinfarbener Innenseite.



Rote Samtkappe mit großer rückwärtiger Schleife. (Modell: Regina Friedlaender; Aufnahme: Becker & Maaß, Berlin.)

einfachen Hut. Es wird sich allmählich herausstellen, ob sich die Damen mit den randlosen Hüten befreunden. Der Geschicklichkeit der Modistin wird es vielleicht gelingen, die randlosen Hüte kleidsam zu machen. Man darf sich nicht verhehlen: mit Beginn dieser Saison entstand ein einschneidender Umschwung in der gesamten Modenindustrie. Die dominierende Stellung des kleinen Filzhutes ist erheblich erschüttert, man trägt sehr viel Samthüte. Der Samthut erscheint in kleiner und mittelgroßer, für den Nachmittag sogar in sehr großer Ausdehnung. Die Rückkehr des breitrandigen, kleidsamen, weich geschwungenen Hutes mit reicheren Garnituren, unter denen Bänder, Reiher und Straußfedern vertreten sind, bleibt nicht die einzige Besonderheit, die das allgemeine Interesse beansprucht. Viele Jahre hindurch kämpfte die Putzindustrie vergeblich um die Einführung von Blumen und Phantasiegestecken. Blumen gegenüber zeigt man sich noch immer recht zurückhaltend, während Phantasiefedern in geradezu verschwenderischer Weise ihren neu errungenen Platz behaupten. Kleine Hüte sind vielfach ganz und gar aus Phantasiefedern arrangiert; man sieht amüsante Federbandeaux um die Köpfe der randlosen Hüte gelegt, deren Ausläufer sich seitlich auf die Wangen legen. In vielartigen Formen und Ausführungen kehren die einstmals so beliebten geklebten Federn zu uns zurück.

Zu dem Nachmittagskleid gehört der größere Samthut. Das Nachmittagskleid selbst ist komplizierter gearbeitet. Die Neigung für einseitige Garnituren tritt in unverkennbarer Weise in die Erscheinung. Fast immer sind die Garnituren auf eine Seite gelegt, ob es sich um ein einfaches Seidenkleidchen handelt, bei dem man Falten auf der einen Seite bemerkt, oder um elegante Entwürfe, bei denen Raffungen und Überröcke symmetrielos angewandt sind. Die Vielseitigkeit auf diesem Gebiet macht es schwer, die moderne Linienführung bis ins kleinste zu charakterisieren.



Apartes Nachmittagskleid aus roter Kunstseide mit origineller Rückenbehandlung. (Modell: Hirschfeld; Phot. Ernst Schneider, Berlin.)



Stilkleid aus Crêpe Georgette in zwei Tönen mit aufgenähten Blüten in Bändchenarbeit. (Phot. F. Szanto, Budapest.)

Der Ehrgeiz der Modenschöpfer gipfelt in besonders originellen Wegen. Diese Passion wird den Damen Freude bereiten, da sie von der Gleichmäßigkeit der letzten Entwürfe ermüdet sind. Auch die Röcke der Nachmittagskleider sind ungleichmäßig, an den Seiten erheblich länger als vorn und rückwärts, teilweise zipfelig. Man bleibt Stickereien treu, liebt lebhafte, amüsant zusammengestellte Farben, verwendet Gold- und Silberplättchen, harmonierend mit breiten Schnallen an den loser und breiter liegenden Gürteln. Es steht außer Frage, daß der Schluß der Taille höher liegt als bisher, obwohl man die Taille nicht in prägnanter Weise markiert. Für den Nachmittag wird viel Seidensamt und mit ihm verwandte Gewebe verarbeitet. Die neuen Kunstseiden und Kunstseidensamte sind ein Beweis von der Leistungsfähigkeit dieses Industriezweigs. Auch am Abend werden prächtige Samtkleider und Kleider aus Kunstseidensamt, glatt und in großen, wirkungsvollen Musterungen, getragen. Mit diesem Geschmack gehen großmusterige Brokate Hand in Hand, die sich ausgezeichnet für die weiteren Röcke eignen. Zu diesen Toiletten gehören meist passende Mäntel, Capes oder Brokattücher.

Selbstverständlich verlangt zu Beginn der Wintersaison auch Pelz aller Art erweitertes Interesse. Neben den bisherigen Favoriten tritt eine Bevorzugung von schwarzem Rauchwerk in die Erscheinung. Man liebt für die Straße Persianer, Breitschwanz und neue Zwischenstufen dieser beiden verwandten Pelzsorten. Die Pelzmäntel für die Straße sind in gerader, schlanker Form gehalten; sie haben hohe, interessante Kragen und breite Manschetten. Die Bevorzugung von schwarzem Pelzwerk ist durchaus nicht als willkürliche Erscheinung zu betrachten, da neben aller Buntheit Schwarz die Führung im Modenbild übernahm.



Modernes, seitlich gerafftes Abendkleid aus beigefarbenem Kunstseidensamt mit beigefarbenen und schwarzen Straußfedern. (Phot. Bonnet.)



Die Schauspielerin Lantelme Durrer in elegantem Nachmittagskleid aus rosa Crêpe Georgette mit Rock aus schwarzer glänzender Seide, der seitlich eine große Schleife aufweist. (Modell: R. Friedlaender; Aufnahme: A. Binder, Berlin.)

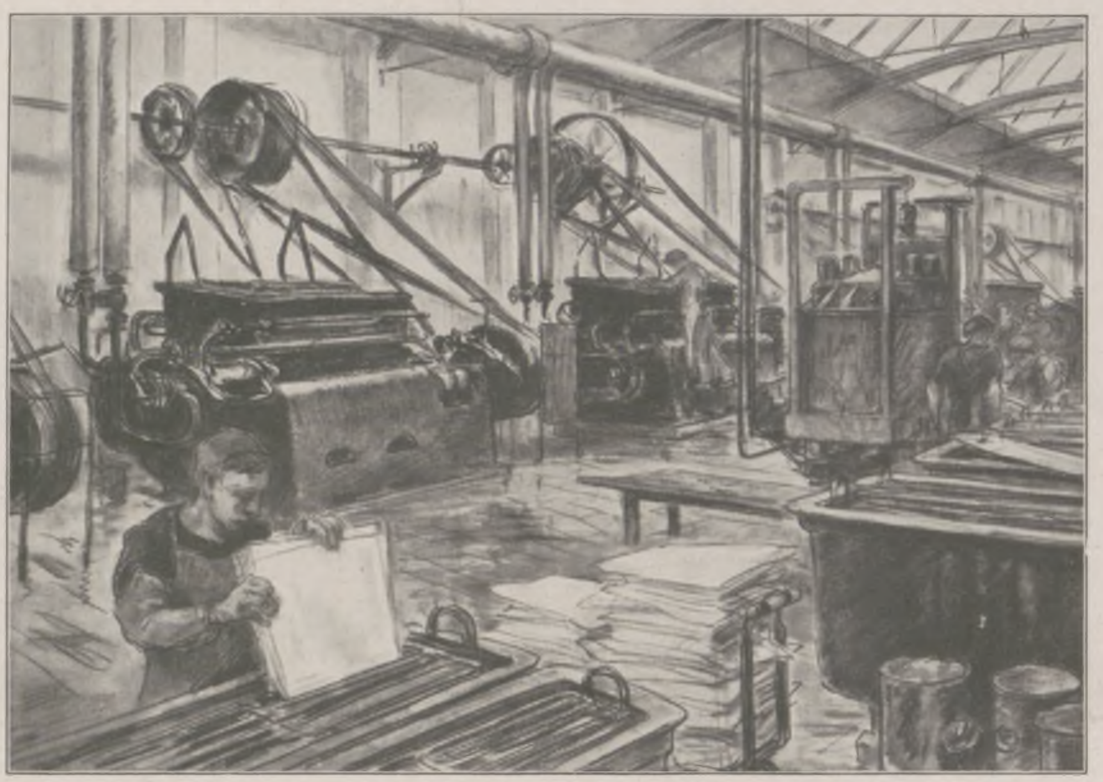


Nachmittagshut aus Samt mit Silberstickerei und modernem kurzen Schleier. (Modell: Le Monnier; Aufnahme: Studio Rahma, Paris.)

Die Kunstseide und ihre Entstehung.

VON DR. FERDINAND GRAUTOFF. MIT 7 ZEICHNUNGEN UND EINER SKIZZE VON W. ZEISING.

Wenn man ein Stäbchen in eine Zuckerlösung taucht, so kann man aus ihr einen dünnen Faden von einiger Haltbarkeit emporziehen. Löst man aber an Stelle von Zucker Zellstoff zu einem Sirup auf, so hat man damit den Inhalt der Spinndrüsen der Seidenraupe, der auch nichts weiter ist als zerkauter und mit Speichel aufgelöster Zellstoff der Blätter des Maulbeerbaums. Ebenso wie die Seidenraupe den Spinnstoff durch zwei Öffnungen austreten läßt und damit einen Doppelfaden „spinnt", hatte man dann nur noch nötig, den Sirup durch eine Düse mit feinen Löchern zu drücken und die entstehenden Fäden erhärten zu lassen. Das ist das ganze der Seidenraupe abgelauschte Geheimnis der Kunstseidenherstellung, und es ist nur sonderbar, daß man nicht schon viel früher ein solches Verfahren erfunden hat. Tatsächlich hat der französische Graf Chardonnet, der eigentliche Erfinder der Kunstseide, den Spinnprozeß der Seidenraupe kopiert. Durch Behandlung mit Schwefel- und Salpetersäure gewann er aus Baumwollabfällen eine dem Kollodium ähnliche, honigartige Flüssigkeit, preßte diese Nitrozellulose durch Metalldüsen und trocknete die entstandenen Fäden an warmer Luft oder ließ den Faden unter Wasser austreten. Da aber diese Lösung die chemischen Eigenschaften der Schießbaumwolle hatte, so blieb, auch als man gelernt hatte, sie wieder zu denitrieren, die Nitrokunstseide leicht entzündlich. Von dieser Zeit her steht die Kunstseide in dem Rufe, feuergefährlich zu sein; er ist aber völlig unberechtigt, seitdem man statt der teuren Baumwolle Holz oder gleich fertig in der Form von Papptafeln bezogenen Zellstoff nimmt und ihn mit Natronlauge auflöst. Das



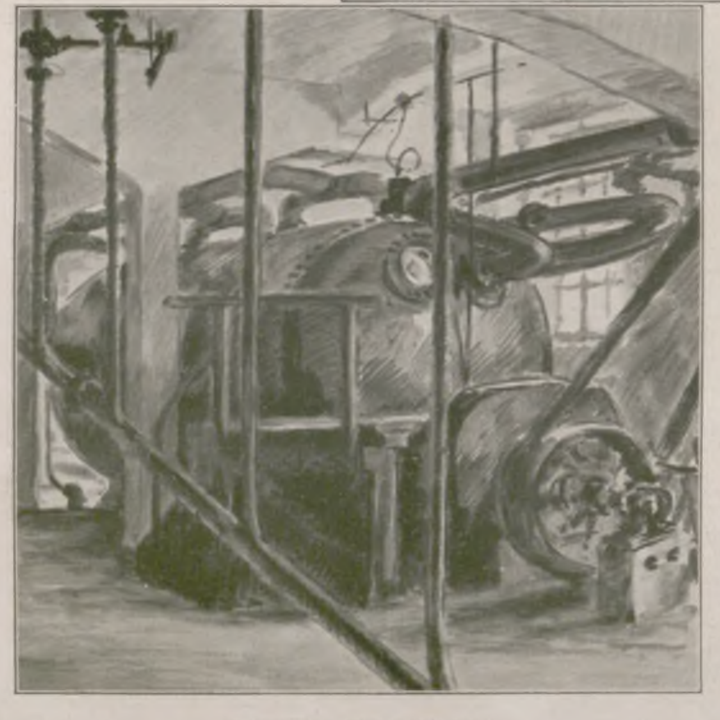
Tränken der Zellstofftafeln mit Natronlauge in Metallwannen.



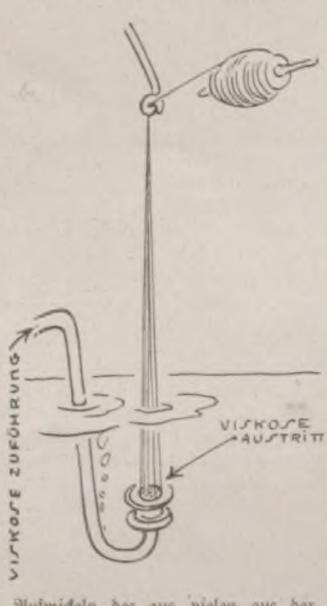
Rührgefäße zur Bereitung der Natronlauge.

ist die wegen der Viskosität, d. h. Quellfähigkeit des Zellstoffes, Viskose genannte Kunstseide, die heute etwa 90 Proz. der gesamten Kunstseidenproduktion umfaßt. Nitroseide wird kaum noch hergestellt, und nur die feineren und teuren Sorten der Kupferseide (für die der Zellstoff durch Kupfervitriol gelöst wird) und die hochwertige Azetatseide benutzen Baumwolle als Grundstoff.

So einfach der Grundgedanke der Kunstseidenfabrikation ist, so erfordert er doch eine umständliche und kostspielige Apparatur und eine sorgfältige Wartung und Pflege der chemischen Laugen bei ihrer Zusammensetzung und ihrer Einwirkung auf die Zellulose. Zunächst wird sie mit Natronlauge getränkt. Dadurch entsteht ein quelliges Material, das noch die Form von Papptafeln hat und dann in die Zerfaserungsmaschine kommt, die es in einem Zustand verläßt, der an Sägespäne erinnert. Nun muß diese Alkalizellulose zunächst ablagern, und während dieser Ruhezeit vollzieht sich offenbar ein wichtiger chemischer Abbauprozeß, dessen Wirkung man allerdings feststellen kann, dessen Natur aber noch nicht feststeht. Die ausgereifte Alkalizellulose wird in großen Rührgefäßen durch Zuführung von Schwefelkohlenstoff in eine feuchte krümelige, rötlichgelbe Masse verwandelt, die, von neuem mit einer Lauge behandelt, schließlich zu einer honigartigen Lösung wird, welche auf dem Wege durch mehrere Lagerkessel zunächst durch Filter — sie wird durch feinsten Batiststoff gepreßt — von allen Unreinlichkeiten befreit wird und dann im Lagerkeller, ständig vom chemischen Laboratorium kontrolliert, nachreift, bis sie „spinnreif" geworden ist.



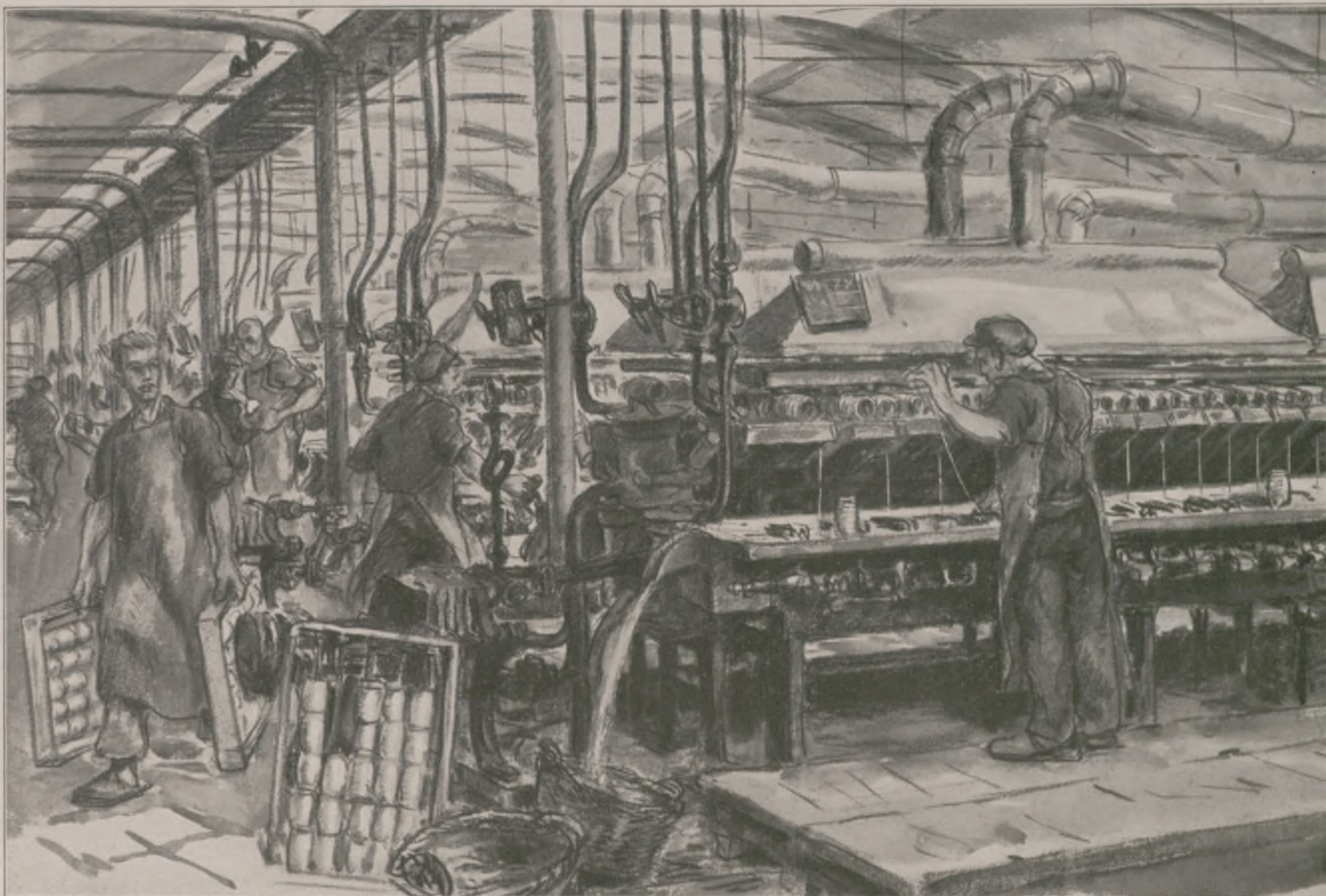
Hauptmischer für die Zellulose.



Aufwickeln des aus vielen aus der Düse austretenden Einzelfäden bestehenden Kunstseidenfadens.



Filterraum und Lagerkeller.



Spinnsaal. (Die Einrichtung einer Spinnmaschine zeigt die schematische Zeichnung auf der vorhergehenden Seite.)



Waschen der Kunstseidenfäden zur Befreiung von allen Säureresten.

Aus dem Lagerkeller wird die Viskose endlich durch Röhren der Spinnmaschine zugeführt. Zweck der bisherigen Verfahren war, dem Zellstoff einen Vorspann zu geben, der nunmehr, sobald der Zellstoffaden entsteht, abgeworfen werden kann, und den das sogenannte Spinnbad aufnimmt, aus dem die Chemikalien zurückgewonnen werden. Durch Metalldüsen mit 12 bis 70 feinen Öffnungen, ähnlich der Brause einer Gießkanne, treten die Fäden in einer mit Wasser gefüllten Rinne aus und werden — es wird von unten nach oben gesponnen — alsbald darüber auf Spulen gewickelt, die unten von einer schwachen Schwefelsäurelösung umspült werden. Die Düsen — etwa hundert auf einer einzigen Spinnmaschine — bestehen, da sie mit Schwefelsäure in Berührung kommen, aus Gold- oder Goldplatinblech. Von den Aluminiumspulen, die den Faden zunächst aufnehmen, hat eine mittlere Fabrik etwa 600000 bis 800000 Stück im Umtrieb. Da eine Düse rund 20 Mark und jede Aluminiumspule 80 Pfennig kostet, ergibt sich daraus, welche riesigen Anlagewerte in einer Kunstseidenfabrik stecken. Man versteht es aber auch, weshalb man sich so schwer entschließt, zu den vorhandenen noch neue Kunstseidenfabriken zu bauen.

Nunmehr wird der fertige Kunstseidenfaden, der farblos auf die Spule gelaufen ist, einem sehr gründlichen Wasch- und Bleichprozeß unterzogen, bei dem alle Säurereste entfernt werden. Dann passieren die Spulen einen Trockenraum, und hierauf wird der Faden gezwirnt und kommt in Strangform. Die Stränge werden in dem Sortierraum einer sehr sorgfältigen Qualitätsprobe unterworfen, und schließlich werden sie nach Qualitäten, die an verschiedenartigen Etiketten kenntlich sind, in den bekannten 9-Pfund-Paketen verpackt. Diese fachmännische Sortierung ist deshalb so unendlich wichtig, weil die Kunstseide eine ganz besonders gute Affinität zur Farbe hat, d. h. den Farbstoff sehr gut aufnimmt, vor allem auch die lichtechten Farben, wobei aber schon ganz geringe Qualitätsunterschiede, die bereits in den Laugen, aber auch im Wasch- und Bleichprozeß ihren Ursprung haben können, erhebliche Abweichungen beim Färben ergeben.



Sortieren und Verpacken des Kunstseidengarns.

Die Kunstseide hat besonders in der weiblichen Bekleidung eine unerwartet große Verbreitung gefunden. Aber in ihrer allgemeinen Bewertung hat sich ein bemerkenswerter Wandel vollzogen. Ursprünglich als ein Ersatz der Naturseide, als eine Art „Imitat“ betrachtet und wegen ihres speckigen Glanzes und ihrer geringen Naßfestigkeit wenig hochgeschätzt, hat die Verbesserung ihrer Qualität sie längst zu einer Textilfaser von ganz besonderer Eigenart und Schönheit gemacht, woraus sich immer neue Verwendungsmöglichkeiten ergeben haben. Sie hat aber auch der Naturseide kaum Abbruch getan, denn deren Verbrauch ist konstant geblieben. Verdrängt hat sie auf gewissen Gebieten die Baumwolle, denn die, die heute kunstseidene Wäsche, Strümpfe und Wirkwaren tragen, haben früher nicht etwa Seide, sondern Baumwolle verbraucht. Ganz neuerdings macht die Kunstseide allerdings der Naturseide Konkurrenz, denn die feinfädige Kupferseide, die Travis- und die mattglänzende Azetatseide sind auch von dem Fachmann nur noch durch das Mikroskop von Naturseide zu unterscheiden, haben aber vor beschwerter Seide den großen Vorzug, nicht zu brechen und sich besser anfärben zu lassen.

Da jede Kunstseidenfabrik in gewissem Sinne ihr eigenes Verfahren ausbildete, suchte man zunächst solche Betriebserfahrungen als ein Geheimnis zu wahren, und bis vor kurzem war es außerordentlich schwer, Zutritt zu einer Kunstseidenfabrik zu erhalten. Je gleichmäßiger dann aber der Herstellungsprozeß dadurch wurde, daß fast überall dieselben Maschinen, vor allem fast dieselben Spinnmaschinen im Gange waren, um so weniger Sinn hatte solche Geheimniskrämerei. Aber erst auf der zweiten Deutschen Kunstseidenausstellung im Rahmen der Leipziger Frühjahrsmesse 1926 hat die Kunstseidenindustrie überhaupt mit dem Grundsatz der Geheimhaltung gebrochen und hat den Spinnprozeß auf Spinnmaschinen und im Film vorgeführt. Das ist außerordentlich wichtig, insofern als der Textilhandel, der eigentliche Berater des Käufers und Verbrauchers von Kunstseide, sich bis dahin oft sehr wenig gut über die Qualitäten der Kunstseiden informiert zeigte. Außerdem hatten ganz geringwertige, gestreckte und billige Sorten, die in den Notjahren auf den Markt geworfen wurden, dem Ruf der Kunstseide überhaupt geschadet, da sie vor allem wenig „naßfest“ waren, d. h. sich in der Wäsche streckten. Heute hält eine neue Sorte Kupferseide beim Waschen sogar die Kochtemperatur aus. Die alljährlich zur Leipziger Frühjahrsmesse sich wiederholenden Kunstseidenausstellungen haben den Zweck, sowohl den Textilhandel als auch den Verbraucher mit den hauptsächlichsten Qualitäten der deutschen Kunstseide vertraut zu machen. Um nämlich dem Käufer eine gewisse Garantie für die Qualität der Kunstseide zu geben, ist vorgeschlagen worden, jedem kunstseidenen Stoff und jeder kunstseidenen Konfektion, ähnlich wie bei den bekannten Indanthren-Farben, die Marke der Fabrik zu geben, von der er geliefert worden ist. Diesem Bestreben kommt auch die Kunstseidenindustrie selber entgegen, indem die führenden Fabriken ihrer Kunstseide heute markante Bezeichnungen geben, die zugleich, wie bei der Bemberg-Seide, der Sehma-Seide der Küttnerschen Fabrik, ganz bestimmte Eigenschaften charakterisieren.

Von allen anderen Textilfasern unterscheidet sich die Kunstseide dadurch, daß sie nicht wie Wolle, Baumwolle usw. einen mit Ernten, Angebot und Nachfrage wechselnden Marktpreis, sondern einen konstanten Preis hat, der heute ungefähr dem der Vorkriegszeit entspricht, während der Preis von Wolle um 80 Proz. und der von Naturseide um 65 Proz. höher liegt als der von 1913. Der Großhandelspreis ist aber seit 1926 ganz erheblich zurückgegangen (von 18 Mark für das Kilo auf 13,50 Mark), und zwar unter dem Druck des Dumpingangebots aus den Untervalutaländern Frankreich, Italien und Belgien. Als ganz besonders die italienische Fabrik der Snia Viscosa, die in Turin 25000 Arbeiter beschäftigt, ihre Kunstseide massenhaft auf den deutschen Markt warf, schlossen sich die deutschen Kunstseidenfabriken zu einer Konvention zusammen, um wenigstens untereinander die Preise zu halten. Außerdem wurden einheitliche Qualitätsbezeichnungen und Verkaufsbedingungen vereinbart, und das hat dann auch feste Verhältnisse auf dem deutschen Markte geschaffen, noch bevor die Deflation in jenen Ländern einsetzte und ein Dumping allmählich unterband.

An wenigen Stoffen läßt sich die Bedeutung des Veredelungsprozesses so gut nachweisen wie an der Kunstseide. Aus 1 cbm Holz, das heute 20 Mark im Walde kostet, lassen sich 200 kg Zellstoff für 80 Mark herstellen und aus diesen 160 kg Viskose, deren Preis zwischen 17 und 10 Mark für das Kilogramm liegt; das ist bei einem Durchschnittspreis von 12 Mark pro Kilogramm eine hundertfache Wertsteigerung. Dabei können wir alle Grundstoffe für Kunstseide aus eigenem Boden gewinnen. Die Weltproduktion an Kunstseide ist denn auch in allen Ländern rapide gestiegen. Von der Gesamterzeugung von rund 100 Mill. kg im Jahre 1926 kamen 29 Proz. auf die Vereinigten Staaten von Amerika und je 12 Proz. auf Deutschland, Italien und England. Aber auch diese Gesamtmenge macht erst wenig über 1 Proz. aller Textilstoffe aus. Man sieht also, welche Möglichkeiten für die Kunstseide noch offenstehen, wobei sich übrigens eine deutliche Hinneigung zur Qualitätsseide bemerkbar macht.



ODOL

in der Welt voran!

Wenn auch die Interessen der Nationen auf wirtschaftlichem und anderen Gebieten weit auseinandergehen, so sind doch alle kultivierten Völker der Erde sich in dem *einen* wichtigen Punkte einig, daß es nichts Besseres zur Zahn- und Mundpflege gibt als ODOL. Diese friedliche Eroberung und Durchdringung der Kulturwelt verdankt Odol seiner antiseptischen Wirkung auf Zähne und Mundhöhle.

Der Verbrauch an Odol ist ein untrüglicher Maßstab für die kulturelle Entwicklung eines Volkes. An diesem Maße gemessen, steht Deutschland heute an führender Stelle. Tragen wir im eigenen Interesse dazu bei, diese Stellung zu behaupten; gesunde, blendend weiße Zähne *und ein reiner, frischer Atem (!!)* sind unser Lohn.





LIEBE UND EHE IN OSTASIEN

(Vergleiche hierzu unsere Bildertafel „Frauenleben in China“ auf Seite 394)

So verschieden Japan und China in vielen Dingen voneinander sind: die Auffassung der Ehe ist in diesen beiden ostasiatischen Ländern genau die gleiche. Liebe ist natürlich Liebe in Ostasien wie in der übrigen Welt. Das lehrt ja schon ein Blick auf die ostasiatische Dichtung. Hier aber kommt es auf die Feststellung an, ob und wieweit Liebe und Ehe in Ostasien zusammengehören.

Fangen wir mit den Mädchen an, die doch einmal Bräute und Frauen werden sollen, mit dem Ideal ihrer Erziehung. Eingeprägt wird ihnen früh der dreifache Gehorsam: zuerst gegen den Vater, später gegen den Gatten, nach dessen Tode gegen den Sohn. Im weiteren folgen Japan wie China den Vorschriften des Konfuzius (6. Jahrh. vor Christus). Nach ihm leidet das weibliche Geschlecht an fünf schlimmen Krankheiten: Ungelehrigkeit, Unzufriedenheit, Verleumdung, Eifersucht und Albernheit, die als das Grundübel und die Quelle der vier anderen anzusehen ist. Daraus folge, daß die Frau nicht wie der Mann fähig sei, die Pflichten zu erfassen, die vor ihren Augen liegen. Hat sie später Kinder, so komme eine sechste Krankheit hinzu: blinde, unverständige und kritiklose Zärtlichkeit, die zu falscher Erziehung verleite. Das weibliche Geschlecht allein, sagt Konfuzius, stamme von der Erde, das männliche dagegen vom Himmel.

Bei solchen Grundlehren des für ganz Ostasien vorbildlichen klassischen Weisen ist ohne weiteres klar, daß es irgendeinen Minnedienst dort nie gegeben hat. Bezeichnend sind ja die Gedichte: meist Klage und Sehnsucht der Frau, nicht des Mannes. Meine Pekinger Studenten kümmerten sich nicht um die weibliche Jugend in unserem Sinne, sahen vielmehr auf sie herab. Allerdings waren sie inzwischen längst von den Eltern verheiratet worden. Sehen wir also, wie die „Liebenden“ ein Paar wurden, d. h. halten wir uns jetzt an den Jüngling.

Er feiert vielleicht seinen 23. Geburtstag. Am Tage darauf meinen seine Eltern, nun sei es Zeit, und der Vater sucht einen alten verheirateten Freund als Vermittler. Dieser sieht sich um und schlägt ein passendes, etwa zwanzigjähriges Mädchen vor. Der Jüngling wird gefragt, ob er sie näher kennenlernen wolle. Nun, wenn der Vater das für gut hält, warum nicht. An schönem Kirschblütenort erfolgt die Begegnung inmitten der beiderseitigen Verwandschaft mit unendlichen Verbeugungen der Familienparteien. Natürlich, geküßt wird nicht, das wäre Selbstmord. Das Mädchen ist ganz Familienpietät, eifrig bestrebt, Ergebenheit und Gehorsam zu zeigen. Der Jüngling ist aufmerksam um den verehrten Vermittler bemüht. Nach zwei Stunden trennt man sich. Sind nun alle einverstanden, so folgt ein Austausch von Geschenken, der Verlobung bedeutet. Der Vermittler bereitet mit den beiden Vätern die Eheschließung vor, um die sich die Verlobten ebenfalls nicht zu kümmern haben.

Am Hochzeitstage wird die Braut von dem alten Mittlerpaare in das neue Elternhaus geführt, in dem das junge Paar ebenfalls wohnen wird, in weißer Trauerkleidung, denn für ihr eigenes Elternhaus ist sie nun gestorben. Die Verlobten tauschen drei Schälchen mit Saké-Wein aus — nur in Anwesenheit des Vermittlers und seiner Frau, nicht der Eltern — und die Ehe ist geschlossen. Gesetzlich wird sie in Japan seit 1898 durch das Gesuch des Brautvaters, den Namen des Mädchens zu dem des Bräutigams in dessen Distriktsamt zu schreiben, was dann auch nach Einholung der Zustimmung des Bräutigams geschieht. Die amtliche Bestätigung ist der Trauschein.

Was jetzt folgt, heißt offiziell Schwiegereltern, in grausamer Wirklichkeit aber Schwiegermutter, die nach ihren eigenen Erlebnissen in der Demütigung auf die Stunde dieses Vergeltungstriumphs mit Sehnsucht gewartet hat. Zu ihrem Dienst muß die junge Frau stündlich bereit sein. Nur von ihr ist die Gefahr der Scheidung zu befürchten, denn der junge Ehemann hat dazu fast nie Anlaß. Er kann sich in China ja Nebenfrauen nehmen, so viele sein Einkommen ihm gestattet, und in Japan sich heimlich Geliebte leisten, ohne an männlicher Würde oder an Verwandtschaft mit dem Himmel einzubüßen. Wird die junge Frau trotzdem geschieden, so soll, wie Konfuzius versichert, Scham sie bedecken bis zur letzten Stunde. Er selbst gibt sieben Scheidungsgründe an: 1. Ungehorsam gegen die Schwiegereltern als Hauptgrund, 2. Unfruchtbarkeit, 3. Unordentlichkeit, 4. Eifersucht, 5. Ansteckende Krankheit, 6. Geschwätzigkeit ohne Respekt, 7. Unehrlichkeit. Sie hat ihre Schwiegereltern mehr zu ehren als die eigenen, auch wenn sie von ihnen gehaßt und schlecht behandelt wird, und muß ihrem Ehemann in ehrfürchtigem Gehorsam begegnen. Übrigens war das Verhältnis der Eheschließungen zu Scheidungen in Japan früher wie 3 zu 1, jetzt ist es etwa wie 10 zu 1. Denn die Ostasiatin hat sich inzwischen doch mehr Rechte erkämpft.

Aber wo bleibt denn die Liebe? Ja, ich weiß nicht, wo sie bei solchen Ehen blieb oder bleibt, weiß aber, daß sie anfängt, sich in den Großstädten schon vor der Heirat ein wenig bemerkbar zu machen und sich einen Einfluß auf das künftige Eheglück zu erkämpfen, natürlich infolge westlicher Einflüsse. Die Kreise, die westliches Familienleben kennenlernen, sind zwar relativ klein. Aber ein Bundesgenosse kam den Ostasiatinnen zu Hilfe: das Kino. Da sah man, was man so gar nicht kannte: das Liebeswerben des Mannes. Und das fanden die chinesischen und japanischen Mädchen ganz ungewöhnlich reizvoll. Sie traten zu Hause sogleich vor den Spiegel und träumten, nun aber nicht vom Vermittler und von der künftigen Schwiegermutter. Die erschienen ihnen gräßlich. Sie träumten vielmehr von einem liebenden Mann und einem eigenen Hause, in dem sie die Herrin sein würden. Es erschien ihnen viel hübscher, das Herz eines Liebhabers zu bezaubern, als das einer Schwiegermutter zu gewinnen.

Und diese Bewegung hätte viel schneller Fortschritte gemacht, hätten nur die Jünglinge denselben Eindruck nach Hause getragen. Aber die sahen sich von der verehrten Himmelshöhe herabgestürzt. Das ist der Grund, warum die allmächtige ostasiatische Schwiegermutter sich noch immer nicht in ein ehrwürdiges Denkmal der Vergangenheit verwandelt hat.

Es ist mir nicht ein reines Vergnügen, von Liebe und Ehe in Ostasien zu erzählen, sondern ich habe meine Gründe. Nach mehr als fünf Ostasienjahren weiß ich, daß die alten Überlieferungen und Sitten unzerstörbar sind: Ost ist Ost, und West ist West. Darum kann ich nicht genug vor Mischehen warnen. Der Ostasiate, der im Westen als „Gentleman“ in unserem Sinne auftritt, wirft ihn in seiner Heimat ab, wenn auch zuerst unmerklich. Er wird kein Europäer durch eine europäische Frau. Und dann noch eins. Gerade jetzt, nach dem Weltkriege, wird uns Deutschen viel von der asiatischen Kultur vorgefabelt und vorgefaselt, so daß leichtgläubige Menschen auf den Gedanken kommen müssen, sie sei für uns selbst nachahmens- und erstrebenswert.

Dieser durchsichtigen Tendenz gewisser Kreise und diesem ungeheuerlichen Unsinn, zu dem auch der ostasiatische Mahayana-Buddhismus gehört, gilt es immer wieder, mit Aufklärung entgegenzutreten. Prof. Dr. Waldemar Oehlke.

WISSEN UND LEBEN

Hundert Jahre Aluminium. Vor hundert Jahren wurde zum erstenmal reines metallisches Aluminium hergestellt. Friedrich Wöhler war es, der 1827 wasserfreies Aluminiumchlorid mit metallischem Kalium zersetzte und dabei graues metallisches Aluminium in Pulverform erhielt. Bis 1880 wurde alles erzeugte Aluminium durch Zersetzung von Aluminiumchlorid oder $Al\,Na\,Cl_4$ mit metallischem Kalium oder Natrium gewonnen. Bunsen und, unabhängig von ihm, Deville gewannen 1854 erstmalig durch Elektrolyse geschmolzenen Aluminiumchlorids Aluminium, doch dauerte es noch über dreißig Jahre, bis diese Darstellungsmethode in eine technisch brauchbare Form gebracht wurde. Dies geschah vor allem durch Kiliani (Deutschland), Héroult (Frankreich) und Hall (Amerika). Von diesem Zeitpunkt an beginnt die eigentliche Entwicklung der Aluminiumindustrie, die am besten in dem rapiden Sinken des Aluminiumpreises zum Ausdruck kommt: 1 kg Aluminium kostete 1856 300 Mk., 1886 70 Mk., 1890 27,60 Mk., 1895 2,60 Mk. Die Herstellungsmethode der Neuzeit ist im Prinzip noch dieselbe wie vor vierzig Jahren: in geschmolzenem Kryolith, einem Natriumaluminiumfluorid ($Na_3\,Al\,F_6$) wird Tonerde (Aluminiumoxyd, $Al_2\,O_3$) aufgelöst und dieser Schmelzfluß durch elektrischen Gleichstrom zersetzt. Diese Elektrolyse nimmt man in einer eisernen Wanne vor, deren Boden mit Kohle ausgestampft ist und als Kathode dient, also mit dem negativen Pol der Stromquelle verbunden ist. Als positive Anoden ragen in das Bad mehrere Kohlenblöcke. An letzteren entweicht bei Stromdurchgang Sauerstoff, der die Kohlenanoden unter Bildung von Kohlenoxyd und Kohlensäure angreift. An der Kathode, also am Wannenboden, scheidet sich das Aluminium in flüssiger Form ab und wird in regelmäßigen Abständen abgeschöpft. Wesentlich für die Gewinnung reinen Aluminiums ist die Reinheit der verwendeten Ausgangsmaterialien, also des Kryoliths, der Tonerde und der Elektroden, da sich sonst die Verunreinigung mit dem Aluminium abscheidet. Die Elektroden, die man heute aus Petrolkoks herstellt, müssen möglichst aschefrei sein. Kryolith kommt in großen Mengen in Grönland vor und wird noch vorgereinigt. Die Tonerde wird ausschließlich aus Bauxit gewonnen, einem unreinen wasserhaltigen Aluminiumoxyd, das in großen Mengen vor allem in Frankreich, daneben in Ungarn, Dalmatien usw. vorkommt. Zur Darstellung der reinen Tonerde wird der Bauxit „aufgeschlossen“, entweder durch Schmelzen mit Soda oder Erhitzen mit starker Natronlauge unter Druck. Man erhält dabei eine sog. Aluminatlösung, die durch Einleiten von Kohlensäure oder „Ausrühren“ unter hydrolytischer Spaltung in Tonerdehydrat und Natronlauge bzw. Sodalösung zerlegt wird. Das Tonerdehydrat wird noch bei höherer Temperatur kalziniert, wobei schneeweißes Aluminiumoxyd entsteht. Der beste Bauxit kommt aus Südfrankreich und wird auch in Deutschland ausschließlich als Rohmaterial für die Tonerde verwendet. Das Problem, den in beliebigen Mengen zur Verfügung stehenden deutschen Ton, in dem das Aluminium als Silikat vorliegt, als Ausgangsprodukt für die Tonerdegewinnung zu benutzen, ist zwar technisch gelöst, vorläufig ist es aber noch wirtschaftlicher, den ausländischen Bauxit einzukaufen, als die Tonerdeherstellung mit den großen Mengen Kieselsäure bei der Verarbeitung des Tons zu belasten. Die neuere wirtschaftliche Entwicklung der Aluminiumindustrie ist für Deutschland besonders bemerkenswert. Während vor dem Krieg in Deutschland nur ein kleines Aluminiumwerk jährlich 800 t Aluminium erzeugte und damit nur einen kleinen Teil unseres Bedarfs decken konnte, brachte der Krieg mit seinen gewaltigen Anforderungen einen ungeahnten Aufschwung. Heute produziert Deutschland jährlich etwa 30000 t Aluminium und steht damit an erster Stelle unter den europäischen Produzenten, an zweiter Stelle der Welterzeugung, die zur Zeit etwa 200000 t jährlich beträgt. Gegenwärtig sind vier große Werke in Betrieb: Aluminiumwerk Bitterfeld, Erftwerk Grevenbroich am Niederrhein, Vereinigte Aluminiumwerke, A.-G. Lautawerk (Lausitz) und das Innwerk in Töging, Oberbayern. Die Verwendungsgebiete des Aluminiums sind bekannt. Für die Geschirr- und Besteckindustrie werden jährlich in Deutschland etwa 4000 t verarbeitet (davon ein beträchtlicher Teil exportiert), Blattaluminium (Ersatz für Staniol) 2000 t, schwere Gußteile 2500 t, Maschinen- und Apparatebau 2000 t, elektrotechnische Industrie 2400 t, verschiedene Verwendungszwecke 2900 t. Der Umfang der Geschirrindustrie könnte wesentlich gesteigert werden, wenn der Rohstoff verbilligt und die einzelnen Geschirre spezialisiert und genormt würden. Für den Apparatebau ist wesentlich, daß die Frage der völligen Korrosionsbeständigkeit des Reinaluminiums befriedigend gelöst wird. Dies ist auch wichtig bei der Verwendung in der Elektrotechnik, wo das Aluminium einen Reinheitsgrad von mindestens 99 Proz. besitzen muß. Die elektrische Leitfähigkeit des Aluminiums beträgt etwa 66 Proz. von der des Kupfers, sein spezifisches Gewicht aber nur etwa 30 Proz. Wenn man daher für elektrische Freileitungen das Kupfer durch Aluminium ersetzt, wie das in Amerika in steigendem Maße, in geringem Umfang auch in Deutschland geschieht, so hat bei gleicher Leitfähigkeit die Aluminiumleitung einen um etwa 60 Proz. größeren Querschnitt als eine entsprechende Kupferleitung; das Gewicht beträgt dann etwa 50 Proz., die Festigkeit etwa 72 Proz. der Kupferleitung. Die Festigkeit erhöht man übrigens durch Einlagen von Stahlseelen. Ob man Aluminium oder Kupfer wählt, ist letzten Endes auch eine wirtschaftliche Frage, das Aluminium darf dazu nicht mehr als doppelt soviel wie das Kupfer kosten. Auch für den Elektromaschinenbau wird Aluminium als Reinmetall oder in Form seiner Legierungen verwendet. Auf dem Gebiete der letzteren sind ständig Fortschritte zu verzeichnen, insbesondere seitdem die Veredelungstechnik auf wissenschaftlicher Grundlage dauernd weitererforscht und verbessert wird. Aus der großen Zahl der Legierungen seien hier nur zwei der bekanntesten erwähnt. Die älteste ist wohl das Duraluminium, das außer Aluminium und etwas Silizium 3,5—4,5 Proz. Kupfer, 0,25—1 Proz. Mangan und 0,5 Proz. Magnesium enthält. Es wird im Flugzeug- und Luftschiffbau im größten Ausmaße verwendet; das Gerippe von fast hundert gebauten Zeppelinen besteht aus Duraluminium. Das Lautal enthält neben Aluminium 4 Proz. Kupfer und 2 Proz. Silizium und findet z. B. als Konstruktionsmaterial zu Ganzmetallflugzeugen Verwendung. Auch die Rotoren des bekannten Flettnerschiffes sind aus Lautal hergestellt. Andere Legierungen sind z. B. Constructal, Silumin, Aeron, Scleron. — Die Steigerung der deutschen Aluminiumerzeugung ist aufs engste verknüpft mit der Erweiterung der Absatzmöglichkeiten und Verbilligung der Herstellungskosten, wozu auch der neuerliche Abschluß eines internationalen Aluminiumkartells die Wege bereitet. Dr. Friedrich Müller.

Witterungseinflüsse und Selbstmordbereitschaft. Lange Zeit sprach im Streit um die Beziehungen zwischen Mensch und Außenwelt der Philosoph das letzte Wort mit seiner prinzipiellen Entscheidung für Willensfreiheit oder für Willensbedingtheit. Zu dieser Frage verdienen aber vor allem Naturwissenschaft und Medizin gehört zu werden. Von dieser Überzeugung geleitet, haben sich denn auch in neuerer Zeit zahlreiche Forscher um dieses lockende, rätselhafte Gebiet bemüht, haben die Beziehungen zwischen Mensch und Außenwelt unter den verschiedensten Gesichtspunkten untersucht und eine Fülle wichtiger Ergebnisse von Allgemeininteresse zutage gefördert. Wir wollen hier nur auf ein Teilgebiet der mannig-

faltigen Forschungen aufmerksam machen, für das wohl in weiten Kreisen großes Interesse vorhanden sein dürfte — d. i. die Untersuchung der meteorologischen Einflüsse auf Selbstmordfälle. Es wurde schon früher aus allgemeinen Beobachtungen heraus die Behauptung aufgestellt, daß der Einfluß der Witterungsverhältnisse, den ja jeder sensible Mensch an sich selbst beobachten kann, sich in ganz auffallender Weise auch bei der traurigen Erscheinung des Selbstmordes geltend mache. So schreibt z. B. im vorigen Jahrhundert der Gerichtspsychiater Hofmann: „Eigentümlicherweise fallen die meisten Selbstmorde in die schönste Jahreszeit, und noch merkwürdiger ist es, daß nicht bloß in Bayern den Angaben Mayers zufolge der Mai die größte Zahl der Selbstmörder lieferte, sondern auch in Wien drei Jahre hintereinander die meisten Selbstmorde im Mai verzeichnet wurden." Ganz ähnlich lauten unveröffentlichte Aufzeichnungen von Engel (Wien, 1873): „Sehr rasche, fast sprungweise und dabei bedeutende Barometerschwankungen haben Vermehrung der Todesfälle, namentlich der plötzlichen, und so bedeutende Verstimmungen des Gemütes zur Folge, daß die Überlegung darunter leidet und die Menschen zu Handlungen bestimmt werden, die sie unter andern Umständen nicht begangen hätten. In diese Zeiten fallen die meisten Selbstmorde, und zwar sowohl aus zu sehr erregter als auch zu sehr deprimierter Stimmung." Es ist das Verdienst von Brandstätter und Kisser, die Einwirkung von Witterungsverhältnissen auf das Vorkommen des Selbstmordes an Hand der in Wien aufgezeichneten Selbstmordfälle vom 1. September 1921 bis zum 31. August 1922 genau studiert zu haben; wir geben hier auf Grund der Veröffentlichungen der genannten Autoren einen kurzen Überblick über ihre Forschungsergebnisse. Die Forscher teilten die Selbstmörder in Altersgruppen vom 2. bis zum 10. Jahrzehnt und untersuchten die Beziehungen der einzelnen Gruppen zu den hauptsächlichsten Witterungskomponenten. Es wurden folgende vier Gesichtspunkte gewählt: 1. Verhalten der Selbstmordfälle an Tagen mit im Vergleich zum Vortage höherem Druck. 2. Verhalten an Tagen mit im Vergleich zum Vortage geringerem Feuchtigkeitsgrad. 3. Verhalten der Selbstmordfälle an Tagen mit gegenüber dem Monatsmittel länger dauerndem Sonnenschein. 4. Verhalten an Tagen mit gegenüber dem Monatsmittel schwächer bewölktem Himmel. Aus dieser eingehenden Untersuchung von im ganzen 564 Fällen ergibt sich ein recht interessantes, die meisten wahrscheinlich sehr überraschendes Gesamtbild, das sich etwa folgendermaßen charakterisieren läßt: Für zum Selbstmord neigende Individuen sind Tage mit relativ starken Barometerschwankungen, hohem Luftdruck, verhältnismäßig trockener Luft, mit länger dauerndem Sonnenschein und schwach bewölktem Himmel offenbar ungünstig (besonders empfindlich scheinen in dieser Hinsicht jüngere Männer zu sein). Im Gegensatz zur herrschenden Meinung sind es also im allgemeinen die sogenannten „schönen Tage", die so verhängnisvoll auf die dafür empfänglichen Gemüter einzuwirken scheinen. Bei Berücksichtigung der Jahreszeiten ergibt sich, daß die meisten Selbstmorde im Mai verübt werden; einen zweiten, schwächeren Anstieg zeigt die Kurve im Oktober, während der Dezember die geringste Selbstmordzahl aufzuweisen hat. Der Zusammenhang mit klimatischen Verhältnissen geht daraus hervor, daß in dem der Untersuchung zugrunde gelegten Jahre der Mai der trockenste Monat war und der Oktober den höchsten mittleren Luftdruck zeigte. Ferner brachte der Mai im ersten, der Oktober im zweiten Halbjahr die größte Zahl der niederschlagsfreien „schönen" Tage (21 bzw. 24). Zweifellos ist in dieser Angelegenheit noch nicht das letzte Wort gesprochen worden; spätere Untersuchungen werden sich z. B. eingehend mit den elektrischen Spannungsverhältnissen der Luft zu beschäftigen haben, werden ferner den Ursachen für die auffallende Empfänglichkeit der jugendlichen männlichen Individuen gegenüber meteorologischen Einflüssen nachgehen müssen. Es wird niemand so vermessen sein, zu behaupten, daß damit das Selbstmordproblem erschöpft sei — denn was wissen wir über die seelischen Vorbedingungen für den verzweifelten Schritt? — aber es ist beachtenswert, daß offenbar gesetzmäßige Beziehungen bestehen zwischen atmosphärischen Einflüssen und einer gewissen Wehrlosigkeit des Menschen gegenüber psychischen Erschütterungen.

S. Hupfer.

Männchen oder Weibchen? Bei einer Anzahl von Tieren finden wir nicht Männchen und Weibchen als besondere Individuen, sondern ein Einzelwesen ist sowohl Männchen als auch Weibchen. Unsere Weinbergschnecke wird als Beispiel eines solchen Zwittertums gern genannt. Viele niedere Tiere, besonders Würmer, auch manche Fische und endlich die meisten Pflanzen vereinigen die beiden Geschlechter auf ein einziges Wesen, das also dann entweder zugleich Männchen oder Weibchen ist oder erst Weibchen und dann Männchen oder umgekehrt. Das Besondere hierbei ist, daß ein einziges Individuum der Träger beiderlei Keimdrüsen ist; die aus diesen Drüsen entstehenden Keimzellen, die nach ihrer Verschmelzung das neue Lebewesen aus sich hervorgehen lassen, sind dagegen einwandfrei entweder männlich oder weiblich. Ganz andere Verhältnisse hat man aber jüngst bei einer Pflanze des Mittelländischen Meeres festgestellt. Nach unseren bisherigen Erfahrungen bildet diese Pflanze männliche Keimzellen aus, die zu den weiblichen Keimzellen hinschwimmen und sich mit diesen vereinigen. Genaue Beobachtungen der Art und Weise jener Verschmelzung ließen nun verschiedene Sorten von Männchen und Weibchen erkennen, nämlich solche, die auf das andere Geschlecht stark, und solche, die weniger stark oder schwach reagierten. Diese an sich nicht besonders erstaunliche Tatsache führte nun aber zu der überraschenden Erkenntnis, daß die schwachen Männchen in Gegenwart starker Männchen durchaus die Rolle weiblicher Keimzellen spielten, umgekehrt verhielten sich schwache Weibchen gegenüber starken Weibchen als Männchen. Man konnte diese „relative Sexualität", wie man seither diese Erscheinung bezeichnet, dadurch feststellen, daß man zunächst die einzelnen Sorten von Männchen und Weibchen trennte und dann in der verschiedensten Weise diese einzelnen Typen zusammenbrachte, d. h. starke Männchen wurden einmal mit starken und mit schwachen Weibchen oder mit schwachen oder mittelstarken Männchen kombiniert usw. Außerordentlich bedeutsam sind nun die theoretischen Konsequenzen, die man aus diesen Tatsachen zieht. Man hat sich nämlich bis heute jahrzehntelang bemüht, das Wesen der Sexualität zu deuten. Fast alle Versuche, hier Klarheit zu schaffen, liefen — ganz im Sinne der bisher üblichen Erklärungsmethode — darauf hinaus, die geschlechtlichen Erscheinungen auf irgendwelche andere, sogenannte einfachere Tatsachen zurückzuführen und sie nur als eine Komplikation dieser Tatsachen anzusehen. So nahm die Verjüngungstheorie an, die sexuellen Erscheinungen hätten den Sinn einer Auffrischung; diese Lehre ist angesichts zahlreicher Versuche zusammengebrochen. Man hat gefunden, daß sich die Lebewesen durch viele Generationen hindurch vollkommen ungeschwächt erhalten können, ohne eine geschlechtliche Verbindung einzugehen. — Nach einer anderen, heute noch sehr verbreiteten Anschauung hat die Verbindung der Keimzellen den Sinn, im Kinde möglichst neuartige Eigenschaften zur Ausgestaltung zu bringen. Die Tatsachen der relativen Sexualität scheinen nun aber zu zeigen, daß die Sexualität nichts ist, was irgendwie auf etwas anderes zurückgeführt werden kann, sondern daß die Geschlechtlichkeit eine in sich selbst begründete Tatsache ist. Es gibt demnach männliche und weibliche Tendenzen, die sich auf die Lebewesen verteilen, entweder auf die männlichen oder weiblichen allein oder im bestimmten Mischungsverhältnis in einem Wesen zusammen. Daß von dieser Grundlage aus auch die männlichen Züge der Frau und umgekehrt die weiblichen Charaktereigenschaften mancher Männer eine ganz andere Beurteilung erfahren, kann hier nur angedeutet werden.

Dr. Magdeburg, Leipzig.

Licht und Farbe im Dienste der Hausfrau. Die im Sommer so leidige Fliegenplage, besonders in Wohnungen in der Nähe von Stallungen oder feuchten Gründen, versucht man mit Leimbändern, Fliegenpapier und Fliegentellern zu bekämpfen, auf die allerlei oft giftige und für Kleinkinder gefährliche Pulver und Mischungen gegeben werden. Die Wohnung gewinnt dadurch sicher nicht an Gemütlichkeit und

auch nicht nach der dekorativen Seite hin. Zudem hat die Wirksamkeit der verschiedenen Fliegenfallen bald aufgehört, dafür kann man die Hausfrau täglich jammern und schelten hören über die ungebetenen Gäste, weil sie auf Vorhängen, Türrahmen, Lampenschirmen und Wänden ihre wenig appetitlichen punktförmigen Spuren in Massen hinterlassen, auch in der Speisekammer — trotz Fliegengitter — nur zu häufig auf Fleischvorräten für ihre Fortpflanzung durch Madenablagerungen sorgen. Alles Dinge, die mancherorten geradezu zu einer Landplage werden können. Dieser unangenehmen Sommerzugabe kann aber mit den denkbar einfachsten Mitteln radikal zu Leibe gerückt werden, ohne Leim und Gift und andere ekelhafte Dinge, die schließlich doch nicht helfen. Durch viele Versuche von namhaften Forschern wurde festgestellt, daß Licht und Farbe auf alle organischen Lebewesen ganz spezifische Wirkungen ausüben. So hat sich ergeben, daß in blau gestrichenen oder tapezierten Räumen so gut wie gar keine Fliegen sich aufhalten wollen und, wenn sie darin eingeschlossen werden, umkommen. Auch andere Farben, wie Zitronengelb, Blaßviolett oder Dunkelbraun, meiden die Fliegen und andere lästige Insekten, während hellgrüne, rosafarbene, schwarze und weiße Flächen sie anlocken. Es ist also ganz einfach, sich vor der Fliegenplage zu schützen, und schon im Interesse der Hygiene wäre es wünschenswert, daß von diesem Mittel allgemein Gebrauch gemacht würde. Die Wissenschaft der Farbenforschung hat aber für die fleißige Hausfrau noch weitere praktisch verwertbare Möglichkeiten zur Hand. Mit welcher Sorgfalt und Liebe versieht die Hausmutter gerade in Stadtwohnungen ihre lieben Blumen auf dem kleinen Balkon und vor den Fenstern. Und da ist es oft gerade die Lieblingsblume, die trotz aller pfleglichen Wartung nicht recht gedeihen will und kläglich dahinkümmert. Auch in solchen Fällen läßt sich durch Farbenlicht bei geeigneter Anwendung eine erstaunliche Regeneration und kräftige Weiterentwicklung an der welken Pflanze bewirken. Gewöhnlich kann man mit einem Gehäuse von blauen Glasscheiben, das man, ohne die Luftzufuhr abzusperren, über der Pflanze anbringt, in verhältnismäßig wenigen Tagen einen guten Fortschritt erzielen. Auch rote Glasscheiben finden häufig Anwendung; man kann leicht beobachten, was für diese oder jene Pflanzenart besonders geeignet ist. Eine feste Regel vermag man noch nicht aufzustellen, da die klimatischen Verschiedenheiten und Bodenunterschiede eine geheimnisvolle Rolle dabei mitzuspielen scheinen. Doch zurück zu unserer tüchtigen Hausfrau. Sie hat schon seit einiger Zeit mit Besorgnis die Entwicklung ihrer Gemüsesorten im kleinen Nutzgarten neben dem Hause verfolgt. Auch hier kann sie sich den Lohn für ihre viele Mühe durch Verwendung der neugewonnenen Kenntnis sichern. Besonders die Pflanzungen im Glasbeet werden zu erstaunlicher Vollsaftigkeit und Schmackhaftigkeit gebracht, wenn sie sie abwechselnd mit einfachen und blauen Glasscheiben überdeckt. Ja, sogar Heizen ist mit blauen Glasscheiben möglich! In der Münchner Wissenschaftlichen Gesellschaft für Licht- und Farbenforschung wird berichtet, daß man im Treibhaus bei einer Außentemperatur von 2 Grad Celsius eine Innentemperatur von 38 Grad Celsius erzielen kann, wenn man blaue und farblose Glasscheiben aufeinanderlegt und auf diese Weise die bisherige Belichtung der Treibhauskulturen ändert. Diese Vorgänge weisen deutlich darauf hin, daß die Farbenkräfte mit dem Sonnenlicht eine uns noch unbekannte elektrochemische Verbindung einzugehen scheinen. Wie schon erwähnt, kann man mit Rotlicht ebenfalls ganz besondere Wirkungen erzielen. So bekommen Erdbeeren, die unter Einwirkung von roter Bestrahlung gezogen werden, ein ganz ungewöhnlich starkes, würziges Aroma. Es sei noch hinzugefügt, daß die Blattläuse und sonstiges Ungeziefer namentlich den Aufenthalt auf Pflanzen mit Blaulichtbestrahlung gar nicht schätzen, sie empfehlen sich oder gehen überhaupt zugrunde.

Hans G. Maurer.

ZUM NACHDENKEN

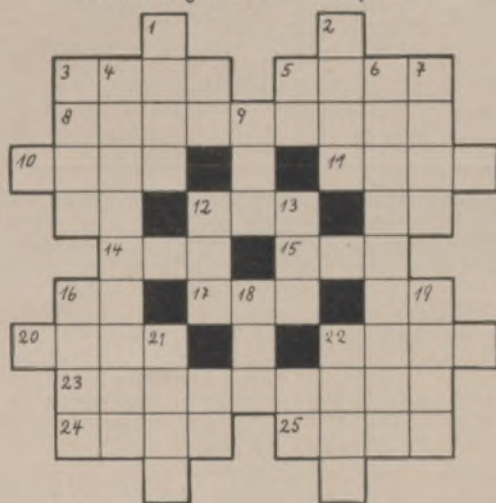
Rösselsprung.

		nur	we		
küs	so	dich	sich	teilt	schlüs
als	nach	kannst	schen	nig	ge
kennst	sen	du	langt	sen	ur
	selbst	sich	selbst	sal	
wer	er	zu	dich	be	du

Geständnis.

Was ich vielleicht bestaun' als W
Und gar zu gerne hätt',
Ist, wenn ich es genau beseh',
— Wie oft! — kaum mehr als Z.

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 3 Männername, 5 Frauenname, 8 südamerikanisches Land, 10 biblisches Land, 11 Landschaft im alten Peloponnes, 12 Tanzschritt, 14 Bucht, 15 Männername, 17 Gottheit, 20 Bestandteil der Milch, 22 inneres Organ, 23 nordisches Land, 24 Einsamkeit, 25 Grünfutter; senkrecht: 1 Stütze, 2 Gesangstück, 3 Musikinstrument, 4 Sanitätergerät, 6 Muse, 7 Gewürz, 9 und 12 Mädchenname, 13 französischer Schriftsteller, 16 Nahrungsmittel, 18 Nebenfluß der Weichsel, 19 Planet, 21 Zeiterscheinung, 22 Körperteil.

Magisches Dreieck.

a	a	a	a	a	a	männlicher Vorname
d	i	i	k	l		desgleichen
o	o	p	p			Waschmittel
r	r	s				weiblicher Vorname
s	s					Spielkarte
s						Mitlaut

Nach Umordnung der Buchstaben ergibt sich das jeweils Nebenstehende. Die entsprechenden Längsreihen stimmen damit überein.

Ergänzungsrätsel.

—e— —o—t —i—l —e—h—e —u—s— —r—e—s—n —e— —e—i—k— —r —n —i— —e—t— —e—t

Bei richtiger Ergänzung der Striche durch Buchstaben ergibt sich der Anfang eines bekannten Wanderliedes.

Silbenrätsel.

Die nachfolgenden Silben:
ak — bau — ber — bi — bot — cel — cha — de — der — do — e — e — e — ger — hal — hard — ips — ker — la — land — li — liv — man — na — nau — nep — nit — os — pas — ra — ran — re — row — sa — sche — schofs — se — stab — ter — ti — to — to — tung — tun — u — u — un — wa — wich — ze
sind zu 18 Wörtern zusammenzusetzen, die bezeichnen: 1 Europäischer Strom, 2 Metall, 3 männlicher Vorname, 4 Randstaat, 5 Erwerbszweig, 6 russischer Staatsmann, 7 italienischer Maler, 8 Molch, 9 Edelstein, 10 Scheitelpunkt, 11 Gespräch, 12 Abendständchen, 13 Wirrwarr, 14 Stadt in England, 15 Muse, 16 geistliches Würdezeichen, 17 Baum, 18 Meeresgott.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so ergeben ihre Anfangs- und Endbuchstaben (ch = ein Buchstabe), beide von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus Goethes „Faust".

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in der nächsten Nummer.

Lösungen der Denkaufgaben und Rätsel in Nr. 4304.

Wetzsteine des Geistes. Der treue Farmerhund Lux: Die Lösung erscheint vielleicht vielen auf den ersten Blick ziemlich kompliziert. Das wäre auch der Fall, wenn man die einzelnen Teilstrecken, die Lux zurücklegt, berechnen und addieren wollte. Aber eine einfache logische Überlegung hilft über alle Schwierigkeiten hinweg: Der Hund pendelt natürlich so lange, wie die Trennung der Brüder dauert. Diese Trennung dauert aber genau 2 Stunden; denn von der Mitte der Strecke nach einer der Farmen und wieder zur Mitte, wo die Brüder sich wieder treffen müssen, zurück, sind es 12 km, also 2 Wegstunden. Lux ist genau so lange hin und her pendelnd unterwegs, hat also, da er 15 km Trabgeschwindigkeit je Stunde entwickelt, beim Wiederzusammentreffen der Brüder 30 km zurückgelegt. — Im Obstgarten: 6 Stück Nußbäume, 16 Stück Apfelbäume, 25 Stück Kirschbäume.

Kreuzworträtsel wagerecht: 1 Adam, 4 Sara, 7 Wanne, 8 Argus, 10 Diele, 11 Hades, 13 Engel, 15 Ruine, 16 Maure, 17 Kanal, 21 Titan, 25 Amati, 26 Irene, 27 Laura, 28 Meran, 29 Odeon, 30 Rose, 31 Lein; senkrecht: 1 Aarau, 2 Anden, 3 Meise, 4 Salem, 5 Arena, 6 Auber, 7 Wehr, 9 Sole, 12 Diana, 14 Güte, 17 Kamm, 18 Ammer, 19 Atlas, 20 Liane, 21 Tirol, 22 Irade, 23 Anton, 24 neun.

Diagonalrätsel: 1 Nazareth, 2 Anatomie, 3 Mona Lisa, 4 Granaten, 5 Serenade, 6 Zitronat, 7 Beresina.

Halte Maß: Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.

Ordensrätsel: 1 Haus, 2 Bau, 3 Rat, 4 Land, 5 Frau, 6 Bank, 7 Zins, 8 Holz, 9 Tür, 10 Kauf, 11 Mann.

Silben-Silben-Rätsel: 1 **Die**sel, 2 **Schu**bert, 3 **Le**opard, 4 **Des**sau, 5 **Le**xikon, 6 **Bens**heim, 7 **Kennt**nisse, 8 **Kei**ler, 9 **Ne**apel, 10 **Feo**dor, 11 **Ri**ga, 12 **En**gadin: Die Schule des Lebens kennt keine Ferien.

Geheimschrifträtsel: Verstand und Witz kann leicht ergoetzen, / Doch fesseln kann allein das Herz. — Schlüsselwörter: Schwerin, Dativ, Golf, Kauz.

Neu beginnen: Vollendet.

Unvermeidlich: Alt.

Magisches Quadrat: 1 Gabel, 2 Anita, 3 Biwak, 4 Etage, 5 Laken.



Zu Abbildung 7 (Formengedächtnis-Prüfung): Welche Figuren haben sich verändert?

Prüfen Sie sich für Ihren Beruf: Lösungen.

(Vgl. den gleichnamigen Beitrag auf den Seiten 390 und 391.)



Zu Abbildung 9: Welcher Schnitt gehört zur Rolle?

Formengedächtnis (siehe nebenstehende Zeichnung): Mit Ausnahme der Figuren 1 und 3 haben sich alle Figuren verändert. Der Kreis ist ausgefüllt, das rechtwinklige Dreieck um 180 Grad gedreht, die Raute das Spiegelbild des Originals, das gleichschenklige Dreieck steht auf der Grundlinie statt auf der Spitze, der stumpfe Winkel ist spitz geworden, und der Kreis hat die Öffnung links statt rechts.

Sinn für Mode: Es gehören in der Abbildung 3 dem gleichen Modejahr an: die Kleider 3, 6, 7, 10 — 1, 5, 8, 12 — 2, 4, 9, 11.

Technisches Verständnis A (Abbild. 8): 1. Die Sperrnase rechts gibt das Zahnrad frei; das Gewicht läuft ab und dreht das Rad im Uhrzeigersinn. — 2. Gar nichts. — 3. Sie zieht den Hebelarm rechts herunter und damit die Sperrnase in das Zahnrad, wodurch dieses angehalten wird. — 4. Es fehlen an der Rolle zwei Nocken (Nasen), die bei einer Rollenumdrehung den linken Hebelarm zweimal herunterdrücken und damit die Sperrung des Zahnrades zweimal auslösen würden.

Technisches Verständnis B (Abbild. 9): Querschnitt durch die Rolle: Schnitt 4 ist der richtige.

Silben-Lückentest: Am Felsensprung: Der Schneerücken heißt ein hoher Berggrat, der auf der einen Seite in ein mildes Tal mit grünen Wiesen und reich belaubten Fruchtbäumen, auf der anderen Seite in tiefe, felsige Schluchten niederschaut, wo der schäumende Wetterbach durchrauscht. Er kommt von dem grauen Gletscher herunter, den man hoch zum Himmel ragen sieht, und so wild und gewaltig stürzt dieses Bergwasser dahin, daß es unten in der Schlucht an den Felsstücken, die ihm entgegenliegen, hoch aufspritzt und mit furchtbarem Tosen über die niedrigen Steinblöcke wegläuft. Am lautesten tost und schäumt der wilde Fluß an jener Stelle, wo einst die gewaltigen Felsblöcke sich von dem hohen Berggestein losgemacht hatten und heruntergestürzt waren. Diese hemmen nun den Lauf des Wassers so sehr, daß es sich einmal schäumend zwischen ihnen durchzwängen und sie einmal hoch oben überspringen muß. Hier heißt es „Am Felsensprung". In diese einsame Bergschlucht hinein, wo kaum eine Menschenstimme vernommen werden kann vor dem unausgesetzten Tosen und Donnern des Wassers, hatten doch Menschen ihre Behausungen gebaut. (Silben, die einen ähnlichen Sinn ergeben, z. B. „brausen" statt „tosen", gelten nicht als Fehler.)



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris, 26 Avenue de l'Opéra.

Illustrirte Zeitung



Verlag · J · J · Weber · Leipzig

NR. 4306. 169. BAND · EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK · 22. SEPTEMBER 1927

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4306. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 22. September 1927.

Allgemeine Notizen.

Die Handelshochschule Leipzig tritt mit dem kommenden Wintersemester in ihr sechzigstes Studienhalbjahr ein. Das Vorlesungsverzeichnis ist erschienen und vom Sekretariat zu beziehen, das auch weitere Auskunft erteilt. Außer der Angabe der reichhaltigen Vorlesungen und Übungen enthält das Verzeichnis näheres über den Bücherrevisorenkurs, das Institut für Steuerkunde, das Weltwirtschafts-Institut und die Studiengesellschaft für Absatzforschung, ferner über die Zulassungsbedingungen zum kaufmännischen und Handelslehramtsstudium, Prüfungen usw. Die Vorlesungen des Wintersemesters beginnen in der letzten Oktoberwoche; die Immatrikulationsfrist läuft vom 17. Oktober bis zum 12. November.

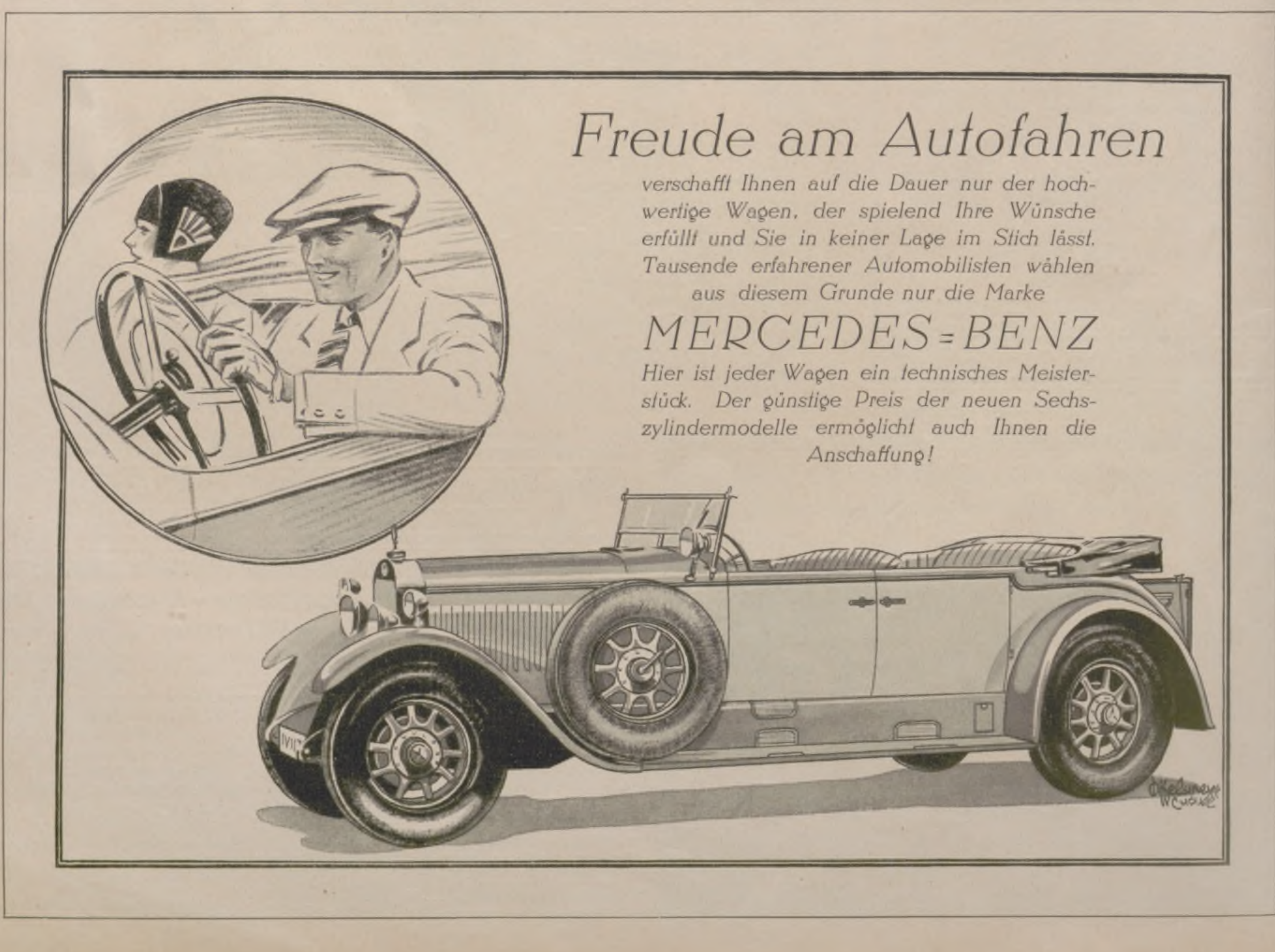
Drei neue Alpenfluglinien sind im Alpengebiet eröffnet worden, womit die lange angestrebte Ost-Westquerverbindung und die erste Ostalpenüberquerung mit regelmäßigen Verkehrsflugzeugen erreicht ist. Die neue Flugverbindung: München—Salzburg—Bad Reichenhall, die im wesentlichen eine Fortführung der älteren Linie München–Reichenhall nach der österreichischen Nachbarstadt ist, wird täglich einmal mit Salzburg als Zwischenlandeplatz geflogen. In Salzburg besteht einerseits Fluganschluß nach Wien, anderseits Anschluß nach Innsbruck. Die zweite neue Fluglinie ist die erste transalpine Ostalpenstrecke: Salzburg–Klagenfurt, die in der Regel in direktem Flug in etwa 2000 m Höhe die Niederen Tauern in der Gegend des Radstätter Tauern überquert, bei ungünstiger Wetterlage ostwärts über den niedrigeren Rottenmanner Tauern ausweicht. In Klagenfurt besteht der Anschluß einerseits nach Venedig und Rom, anderseits Anschluß nach Wien, wobei der Semmering überflogen wird. Als dritte neue Alpenlinie kommt die neueröffnete Strecke: Innsbruck–Konstanz hinzu, ein Teilstück der Verbindung Wien—Salzburg—Bodensee, die von Innsbruck zunächst dem Inntal folgt, den Arlberg übersteigt, um der Bahn folgend, den Bodensee zu erreichen. Diese drei bergüberquerenden, zwischen hohen Gebirgsgruppen ziehenden Strecken mit ihren Einblicken in die Gletscherwelt der Zentralalpen, den vielfachen Tiefblicken auf Seen: Chiemsee, Wörthersee, Bodensee, vermitteln einzigartige Sichteindrücke, auf die auch die überaus starke Frequenz, die sofort nach Eröffnung einsetzte und so lebhaft ist, daß wiederholt zweite Maschinen eingesetzt werden mußten, zurückzuführen ist.

Ein recht schmeichelhaftes Urteil über Bad Elster fällt in einer Abhandlung über „Deutsche Bäder" Dr. v. Dalmady, der als Teilnehmer an einer Studienreise ungarischer Ärzte Bad Elster besuchte. Er faßt die Eindrücke, die er und die anderen fachärztlichen Autoritäten erhielten, folgendermaßen zusammen: „In Ungarn ist Bad Elster als eines der schönsten Bäder Deutschlands ziemlich bekannt, doch nicht entsprechend gewürdigt. Wir hoffen, daß die Mitteilungen, die wir unseren engeren Kollegen gemacht haben, wesentlich dazu beitragen werden, unsere Patienten, die wir nicht zu Hause im Lande behandeln können, oder die aus anderen Gründen ein ausländisches Bad vorziehen, in größerer Anzahl nach Bad Elster zu schicken, als dies bis jetzt geschah. Über die Schönheit und Vollkommenheit Bad Elsters hier zu sprechen, hieße so viel, wie Eulen nach Athen tragen. Wir waren einfach erstaunt über Dimensionen und Vollkommenheiten der Badeanstalten und der Einrichtungen für Moorbäder. Besonders lehrreich war der Besuch im Sanatorium des Geheimen Sanitätsrates Dr. Köhler, in dem auf dem Gebiet der orthopädischen Krankheitsbehandlung mit den vorhandenen Mitteln verblüffende Erfolge erzielt werden. Die Einrichtung und die Administration der genannten Institute sind zweifellos als mustergültig zu bezeichnen".

Neue Dampferverbindung Kiel-Finnland. Die finnische Reederei „Finska Aengfartygs Aktienbolaget" hat auf ihrer internationalen Dampferlinie England—Finnland eine neue Anlaufstation, und zwar Kiel (Nordhafen) eingerichtet. Die Linie dient dem Passagier- und Frachtverkehr und bietet Gelegenheit zu einer etwa 2½ Tage dauernden Fahrt durch die ganze Ostsee. Der finnische Dampfer verläßt Kiel an jedem Freitagvormittag 10 Uhr.

Von der Navigazione Generale Italiana, der bedeutendsten italienischen Schiffahrtsgesellschaft, werden zwei weitere Ozeandampfer in den Dienst gestellt: die Motorschiffe „Augustus" und „Orazio". Ersteres wird mit seinen 32500 Tonnen das größte und schnellste Motorschiff der Welt sein und ist für den Südamerikadienst bestimmt, während der „Orazio" nach Zentralamerika und der Südwestküste fahren wird. Die ersten Ausreisen erfolgen: „Augustus" ab Genua am 10. November und „Orazio" ab Genua am 22. Oktober. Nähere Auskünfte erteilt die Generalvertretung für Deutschland: Das Reisebureau Deschita, Stuttgart, Friedrichstraße 50b.


Immer noch zu hohe Säuglingssterblichkeit.
Wenn auch die verheerende Säuglingssterblichkeit im Laufe der letzten zehn Jahre ein wenig zurückgegangen ist, so ist es dennoch tragisch, daß von den jungen, hoffnungsfreudig zur Welt gebrachten Kindern im Verlauf des ersten Lebensjahres immer noch mehr als 10% sterben. Von den im Jahre 1925 geborenen 1200000 Kindern sind 10,5% mithin 126000 während des ersten Kindesjahres gestorben. Diese wohl traurigste aller Ziffern in der Bevölkerungsstatistik legt allen Müttern die Verpflichtung auf, ihrerseits zur Senkung dieser Sterblichkeitsziffer beizutragen.
Es ist eine bekannte Tatsache, daß nicht nur Alkohol, sondern ...h das schädliche Coffein des Kaffees in die Muttermilch übergeht.
KLEIN-SCHMIDT
Ich bleibe dabei und trinke Hag,
den vorzüglichen und gesunden
Bohnenkaffee
Mein Herzenskind soll gleich mir gesund bleiben und kräftig werden.


Freude am Autofahren
verschafft Ihnen auf die Dauer nur der hochwertige Wagen, der spielend Ihre Wünsche erfüllt und Sie in keiner Lage im Stich lässt. Tausende erfahrener Automobilisten wählen aus diesem Grunde nur die Marke
MERCEDES-BENZ
Hier ist jeder Wagen ein technisches Meisterstück. Der günstige Preis der neuen Sechszylindermodelle ermöglicht auch Ihnen die Anschaffung!

Illustrirte Zeitung



MÄDCHENKOPF

NACH EINER RADIERUNG VON E. L. EULER





Die Linienschiffe in Kiellinie bei der Flottenparade am 14. September.
Im Oval: Reichspräsident v. Hindenburg und Admiral Zenker (links), Chef der deutschen Marineleitung, an Bord der „Schleswig-Holstein" während der Flottenparade.
Links nebenstehend: Riesige Menschenmengen bringen im Hafen von Swinemünde Hindenburg bei seiner Ausfahrt zur Flottenparade begeisterte Ovationen dar.

Hindenburg bei der Flottenschau in der Ostsee.



Rechts nebenstehend: Von der 1600-Jahrfeier des Domes in Xanten, der ersten christlichen Kirche am Niederrhein, am 10. und 11. September: Die Geistlichkeit beim Verlassen der Domkirche St. Viktor.





Großflugtag auf dem Flughafen Tempelhof in Berlin am 11. September: Während der Vorführungen; Geschwaderflüge von Verkehrsflugzeugen.

Rechts nebenstehend:

Kampf der Jugend gegen die Schundliteratur: Mitglieder von Berliner Jugendverbänden bei einer Kundgebung gegen den Schund, bei der auf einem Scheiterhaufen Schundbücher verbrannt wurden.



DIE BRITISCHE MACHT IM INDISCHEN OZEAN

VON DR. KONRAD HOFMANN, FREIBURG I. BR.

Das politische Bild des Indischen Ozeans hat sich im Lauf der Jahrhunderte immer eindeutiger und einheitlicher auf eine erdrückende britische Vormachtstellung hin entwickelt, derart, daß fast alle Machtfragen im Kraftfeld des Indischen Ozeans mit Rücksicht auf England zu bewerten sind. Gegenüber den verzettelten Kolonialgebieten anderer europäischer Mächte im Bezirk des Indischen Ozeans, von denen nur Niederländisch-Ostindien einen ganz respektablen Wert darstellt, hebt sich der britische Besitz um so gewaltiger, die englische Zusammenfassungspolitik um so beherrschender ab. Mit genialer Weitsicht und unerbittlicher Zähigkeit trachtete der Brite nach Umrundung des Indischen Ozeans. Auch im Weltkrieg sah er darin eines seiner vornehmlichsten Kriegsziele. Ein beispielloser Erfolg hat diese seit dem 18. Jahrhundert währenden Anstrengungen gekrönt. England hat heute den größten Teil der Randländer in seiner Hand. Ein anderer Teil, wie Arabien, Persien, Afghanistan und Portugiesisch-Ostafrika, steht mittelbar unter seiner politischen und wirtschaftlichen Kontrolle. Es ist der eigentliche Herr von Ostafrika, von Vorder- und Südasien und von Australien. Das gesamte britische „Indiameerreich" umfaßt 23 Millionen Quadratkilometer und zählt 380 Millionen Einwohner. Nach der Fläche sind dies zwei Drittel, nach der Bevölkerung vier Fünftel des britischen Weltreiches. Auf die ganze Erde umgelegt, macht dies ein Sechstel der gesamten Landfläche und über ein Viertel der Menschheit aus. Demgegenüber fällt der Kolonialbesitz der übrigen Staaten, der zusammengenommen im Umkreis des Indischen Ozeans 11 Millionen Quadatkilometer und 80 Millionen Seelen betragen mag, beträchtlich ab.

Das großzügig aufgebaute Indiameerreich Englands ist eines der ersten Produktionsgebiete der Erde. Namentlich im Rahmen des britischen Wirtschaftslebens bildet es einen ausschlaggebenden Faktor infolge seines Reichtums und seiner Mannigfaltigkeit an tropischen, aber auch an subtropischen Erzeugnissen. Ja, man muß es geradezu als das größte in einer Hand und nach einheitlichen Gesichtspunkten zusammengefaßte Wirtschaftsgebiet der Erde bezeichnen. Reichlich ein Drittel des britischen Gesamthandels beziehungsweise etwas über ein Zehntel des Welthandels entfällt auf die englischen Besitzungen um den Indischen Ozean. Nach Tendenz und Art erinnert diese politische Abrundung an die altrömische Expansion um das Mittelländische Meer. Allein mit seiner Bedeutung für das ganze heutige Macht- und Wirtschaftssystem der Erde stellt es jene gewaltigste Machtschöpfung des Altertums in den Schatten. Das Wort des bekannten schwedischen Staatswissenschaftlers Rudolf Kjellen ist darum keine Übertreibung: „Einen kühneren geopolitischen Griff sah die Welt nie als diese meerumfassende Staatsbildung rings um einen Ozean, der damit in ein britisches Binnenmeer verwandelt wird, und zwar ohne daß die Briten daran wohnen."

Wenn man nach den tragenden Pfeilern dieses Riesengebäudes forscht, so wird man sie leicht in der von Cecil Rhodes erträumten, jetzt verwirklichten afrikanischen Diagonale Kap-Kairo, der vorderasiatischen Kraftlinie Kairo-Kalkutta und der australasiatischen Inselbrücke Kalkutta-Sidney erkennen: ein ebenso einfacher wie gigantischer Grundriß, als wohlgefügter Machtblock wuchtig hineingebaut in die weltpolitische Kräftekonstellation. Er steht vor uns als das weitgespannte Mittel- und Mittlerglied zwischen der atlantischen und pazifischen Welt, das den reichen Warentransport und indirekt auch die Kulturbeziehungen zwischen dem Abendland und dem aufsteigenden Fernen Osten vermittelt. Bilden die großen Landblöcke das Massiv des ganzen Machtbereichs, so bedeutet die engliche Herrschaft über die wichtigsten Inseln, Einlässe, Häfen, Kohlenstationen und strategischen Stützpunkte die handfeste Sicherung und Stütze hierfür. Die Land- und Seewege zum Indischen Ozean befinden sich unter britischer Aufsicht. Die entscheidenden Engpässe des Seeverkehrs, nämlich die Durchfahrt durch das Mittelländische Meer, das Rote Meer und die Malakkastraße, liegen in englischer Faust. Gibraltar, Malta, Suez und Aden, alles Marinestationen ersten Ranges, schirmen die Verbindung mit dem Mutterlande. Durch sie empfängt im besondern der Scheitelpunkt des britischen Kolonialgebildes, die „Torwächterstube" des britischen Weltreiches an der Nilmündung, einen weitausladenden Schutz. Singapore, die an der Scheide zweier Erdteile und Ozeane gelegene Durchgangsstation für nahezu den gesamten europäisch-ostasiatischen Verkehr, wird zum Sammelplatz und Hauptstützpunkt der britischen Flotte, zum „Gibraltar des Ostens" gegen einen Einfall vom Stillen Ozean her ausgebaut. Es hat näherhin die Deckung und Verteidigung der hinterindisch-malaiisch-ostasiatischen Stellung Englands zu übernehmen. Auch die entlegeneren südlichen Umfahrten beherrscht England. Den Einmarsch feindlicher Seestreitkräfte um Afrika und Australien herum in den Bezirk des Indischen Ozeans wehren die auf Kapstadt und Sidney — das eine wie das andere eine ausgezeichnete Operationsbasis — sich stützenden britischen Geschwader.

Wie zur See, so hat sich England auch zu Land den Zugang zum Indischen Ozean verschafft. Aus dem Weltkrieg hat es das Mandat über Palästina, Transjordanien und Mesopotamien (Irak) als Gewinn seiner mit den Waffen durchgeführten Orientpolitik eingeheimst. Damit hat die britische Staatskunst eine zusammenhängende Landbrücke vom Mittelländischen Meer zum Golf von Persien, diesem wehrgeographisch bedeutsamen Ausläufer des Indischen Ozeans, geschaffen, entschlossen, sie durch eine Überlandbahn Port-Said-Euphratmündung — womöglich mit der Fortführung über Südpersien nach Indien — und durch regelmäßigen Kraftwagen- und Luftdienst intensiver nutzbar zu machen. Mit dieser territorialen Festsetzung seitens Englands sind Arabien, Persien und Afghanistan für eine Bedrohung in den Raum des Indischen Ozeans hinein so ziemlich unschädlich gemacht. Gleichzeitig wurde damit eine Abdämmung der französischen Expansion im Orient erreicht. Noch mehr: auch der mit der Bagdadbahn und ihrer Fortsetzung an den Persischen Meerbusen geplante deutsche Vorstoß nach Vorderasien in Richtung auf den Indischen Ozean ward auf diese Weise völlig niedergeschlagen. Ähnlich ist es England mit dem Erwerb von Deutsch-Ostafrika geglückt, die Durchkreuzung der eigenen ostafrikanischen Verkehrs- und Machtziele aufzuheben und die selbständige Stellung Deutschlands an den Westgestaden des Indischen Ozeans zu beseitigen. Mit dem russisch-englischen Abkommen von 1907 und dem Zusammenbruch des Zarenreiches durch die Revolution 1917 sah sich England von dem Alp des Vordringens Rußlands auf Indien zu und ans Meer befreit. Schließlich wirkt sich auch das Washingtoner Abkommen für die britische Stellung am Indischen Ozean insofern günstig aus, als es vorläufig den japanischen Druck auf die malaiische Inselwelt und auf Australien, also auf die Flankenglieder gegen den Stillen Ozean, wesentlich gemildert hat.

So darf sich England für die nächste Zeit als verhältnismäßig wenig bedrohten Herrn des Indischen Ozeans fühlen. Mehr und mehr betrachtet und schützt es ihn als die Klammer seines Indiameerreiches, ja, als die Kernzone seines gesamten weitverästelten Kolonialreiches. War hier sein Verhalten bis zum Weltkrieg mehr aggressiv und ausdehnungslustig, so wird es von nun an die Verteidigung seines Massenbesitzes und die Aufrechterhaltung seiner Machtposition in den Vordergrund stellen. Die Gefahr der Zukunft liegt nicht in einer schärferen Rivalität oder gar Bedrohung seitens der anderen europäischen Kolonialmächte. Eine solche ist kaum zu befürchten im Hinblick auf die Aussichtslosigkeit einer von ihnen etwa beabsichtigten Änderung der Macht- und Länderverteilung im Bereich des Indischen Ozeans. Die Wolken, die dereinst den jetzt noch heiteren Horizont der britischen Kolonialmacht verdüstern werden, rühren vielmehr davon her, daß die Kolonialvölker beginnen, zu erwachen und auf Selbständigkeit zu pochen. Südafrika und Australien arbeiten auf Erweiterung ihrer Autonomie bis zur förmlichen und völligen Unabhängigkeit hin; die indische Nationalbewegung sucht den Engländern vorläufig wenigstens den Dominionstatus abzutrotzen. Andererseits droht sich die rührige, rasch wachsende, konkurrenzfähige gelbe Rasse bevölkerungs-, wirtschafts- und machtpolitisch in der hinterindisch-australischen Inselzone festzusetzen und Englands Verteidigungsstellung von der Ostflanke her aufzurollen.

Natürlich wird sich der Brite dann aufs äußerste wehren und in gewissem Sinn den Vorkämpfer des westeuropäischen Kolonialsystems und der abendländischen Zivilisation spielen. Und dies hauptsächlich um Indiens willen. Wie seither der Ausdehnungsdrang Englands im ganzen Raum des Indischen Ozeans immer und in erster Linie auf Britisch-Indien und dessen allseitige Sicherung abzielte, so bleibt letzteres auch der Angelpunkt und die eigentliche Triebfeder seiner weiteren, mehr defensiv gerichteten Politik. Begreiflich; denn Indien, nach Volkszahl wie nach Menge und Vielseitigkeit der Erzeugnisse im wahrsten Sinne des Wortes das Herzstück des britischen Außenbesitzes und die wertvollste Kolonie der Erde überhaupt, ist ja eine Hauptquelle des Reichtums, des Handels, der Macht des englischen Weltreiches. Dieser einzigartigen Bedeutung wegen wird, um das zugespitzte Wort eines führenden englischen Diplomaten des vorigen Jahrhunderts zu gebrauchen, England eher sich selbst als Indien aufgeben. Deshalb hat der ganze um den Indischen Ozean gruppierte britische Besitz letzten Endes die Funktion, Flankendeckung oder Glacis für die indische Festung und Schutzgebiet für die ungestörte Verbindung des Kaiserreiches mit dem Mutterland zu sein.

TAGESGESCHICHTE

In der Pommerschen Bucht hatten sich am 14. September die bescheidenen Reste der alten deutschen Kriegsmarine zu den **Flottenmanövern** und der **Parade**, abgenommen durch den Reichspräsidenten, den obersten Befehlshaber der Wehrmacht des Reiches, eingefunden. Am Morgen traf Hindenburg in Swinemünde ein und begab sich nach den Begrüßungsfeierlichkeiten an Bord des Flottenflaggschiffes „Schleswig-Holstein", um die mit 35 Einheiten vollzählig (abgesehen von dem auf Weltreise befindlichen Kreuzer „Emden") versammelten Schiffe vorbeiziehen zu lassen. Nach dem Vorbeimarsch setzte sich die „Schleswig-Holstein" an die Spitze der Flotte, und die Übungen begannen. Zunächst wurde im Gesamtverband manövriert, später setzten nur die Linienschiffe und Kreuzer die Vorführungen fort. Eine Vorbeifahrt der „Schleswig-Holstein" an sämtlichen Schiffen, wobei der Reichspräsident von der Kommandobrücke aus Schiffe und Mannschaften grüßte, beendete die Manöver.

In **Xanten** wurde die **1600-Jahrfeier des St.-Viktor-Doms** begangen. In dem am 11. September veranstalteten Festzug wurde auch der kostbare Schrein, der die Gebeine des heiligen Viktor enthält, mitgeführt. Der Heilige war als römischer Hauptmann zum Christentum übergetreten und starb als Märtyrer in Xanten, wo im Jahre 327 die erste christliche Kirche am Niederrhein eingeweiht wurde. Das Gebäude des Doms in seiner jetzigen Gestalt wurde in den Jahren 1213—1525 aufgeführt; es besitzt einen reichen Schatz von Kunstwerken. — Die Festaufführung des St.-Viktor-Spiels im römischen Amphitheater zu Birten und eine festliche Beleuchtung des Doms, der Stadt und der Höhen beschlossen die Feier.

Eine großartige **Flugveranstaltung** sah am 11. September der Tempelhofer Flughafen in **Berlin**. Der Aufstieg von vier Freiballonen, die von vierzig Kraftwagen verfolgt wurden, eröffnete das Programm des Tages. Dann wurden viertausend Brieftauben nach allen Gauen Deutschlands abgelassen. Ein Ballonspringen, eine in Amerika vielgepflegte Sportart, wurde gezeigt, bekannte deutsche Kunstflieger präsentierten sich in der hohen Schule des Fliegens. Nach der Typenvorführung und dem Gruppenfliegen der deutschen Verkehrsfliegerschule startete der Flieger Gerhard Fieseler, Gewinner des zweiten Preises der Internationalen Akrobatikmeisterschaft in Zürich, zu seinen neuartigen Vorführungen, die eine besondere Sensation darstellten. Ihren Luft-Schleppzug (Flugzeug mit Anhänger) zeigten die Piloten Raab und Katzenstein. Ein Flugzeugrennen, Geschwaderflüge von Verkehrsflugzeugen, Höhenfeuerwerk und Kunstflüge bei Nacht bildeten den Abschluß des gelungenen Tages.

In Nizza ist am 14. September die berühmte Tänzerin **Isadora Duncan** durch einen Unfall ums Leben gekommen. Bei einer Autofahrt verwickelte sich der im Winde flatternde Schal in eines der Hinterräder und erwürgte sie, wie eine Schlinge wirkend. Isadora Duncan stammt von einer schottischen Familie ab und wurde am 27. Mai 1878 in San Franzisko geboren. Ihre ganze Tanzlaufbahn hat sich aber in Europa abgespielt. Ihr Familienleben war reich an Mißgeschick. Die beiden Kinder verunglückten in Paris mit dem Automobil, und ihr zweiter Gatte, der russische Dichter Jessenin, endete durch Selbstmord. — Isadora Duncans großes Verdienst ist es, in einer Zeit schablonenhaften Ballett-Tanzes für eine freiere Tanzkunst eingetreten zu sein. Ihr Ideal waren die Griechen; die Tanzkunst unserer Tage ist andere Wege gegangen, aber an deren Ausgang steht doch als Weiser ins Neuland die Duncan.

Zur 450-Jahrfeier der schwedischen Universität Upsala.

Upsala, der Sitz der ältesten und größten Universität Schwedens, beging vom 15. bis zum 17. September mit großartigen Feierlichkeiten und in Gegenwart des Königs Gustav das 450jährige Bestehen der Universität. Gegründet im Jahre 1477 von dem Reichsverweser Sten Sture, kam die Universität erst zum Gedeihen, nachdem ihr Gustav Adolf II. (1594—1632) nicht weniger als 300 große Bauerngüter geschenkt hatte, die in den umliegenden Provinzen lagen, und aus denen die Universität auch noch heute den wesentlichsten Teil ihrer Einnahmen bezieht. Wie in Lund, der zweiten schwedischen Universitätsstadt, geben auch in Upsala die Studenten in ihren weißen Samtmützen dem Stadtleben das Gepräge. In Upsala beträgt deren Zahl etwa 2000. Das schwedische Studentenleben weicht erheblich vom deutschen ab, indem sich die schwedischen Studenten nach Landsmannschaften — Stationer — sondern, die fast alle ihre eigenen Gebäude, „Stationshäuser", mit Versammlungssaal, Lesezimmer, Bibliothek usw. besitzen. Jede Landsmannschaft hat einen ordentlichen Professor als Inspektor. Wie so häufig bei schwedischen Gebäuden, die im öffentlichen Leben eine Rolle spielen, zeichnen sich auch die Räume des Kanzlers der Universität durch große Pracht aus. Hier steht unter anderm der Augsburger Kunstschrank, der, aus Ebenholz mit Mosaikeinlagen bestehend, im Jahre 1632 von der Stadt Augsburg dem König Gustav Adolf geschenkt worden war und ein Meisterwerk der damaligen Augsburger Kunsthandwerker bildet. Jedoch die größte Sehenswürdigkeit Upsalas birgt die Bibliothek, Carolina Rediviva, in dem hier aufbewahrten Codex argenteus, worin fast vollständig die vier Evangelien in gotischer Sprache enthalten sind. Sie wurden von Bischof Ulfilas (ums Jahr 382 gestorben) in Gold und Silber auf rotes Pergament geschrieben und waren 1648 bei der Einnahme von Prag erbeutet worden. Später erwarb sie der Universitätskanzler M. de la Gardie für 600 Kronen und ließ die beiden silbernen Deckel dazu machen, wovon der Kodex den Namen hat. Als ältestes Schriftdenkmal germanischer Mundart ist er eine Seltenheit ersten Ranges. Es gibt nur noch zwei weitere Bruchstücke dieser Bibelübersetzung: den Codex Carolinus in Wolfenbüttel und den Mailänder Kodex.





Artistische Hochleistungen: Links: Thea Alba schreibt gleichzeitig einen spanischen (linke Hand) und einen französischen Brief (rechte Hand) und diktiert dazu noch einen englischen Brief. Rechts: Gleichzeitiges Schreiben von fünf verschiedenen Namen auf eine Tafel, wobei der eine Stift mit dem Mund geführt wird.

Artistische Hochleistungen: Die Kunst, vieles zugleich zu tun.

Als Kinder haben wir uns wohl alle zum Vergnügen mit der Geschicklichkeitsaufgabe beschäftigt, auf dem rechten Bein zu stehen und dabei gleichzeitig mit der rechten Hand einen Linkskreis und mit dem linken Bein einen Rechtskreis zu schlagen. Oder wir versuchten, mit der linken Hand auf die Brust zu klopfen und die rechte Hand senkrecht auf und ab zu bewegen. Wer diese „einfachen" Bewegungen zum erstenmal auszuführen versucht, merkt, daß sie gar nicht so einfach sind. Einige von uns haben einmal das Klavierspielen gelernt und entsinnen sich noch, wie schwer es ihnen zunächst geworden ist, mit der Linken eine Begleitung und mit der Rechten die Melodie zu spielen; und wir wissen auch, daß sich das schließlich doch erlernen, einüben ließ. Sehr viele Menschen werden, was die Technik der Instrumentenbeherrschung anlangt, durchschnittlich gute Klavierspieler oder Geiger; aber unter Hunderttausenden davon wird einer ein Virtuose wie Franz Liszt oder Paganini. Es gehört zum Wesen jeder echten Geschicklichkeitsleistung, daß die Ergebnisse, die ein bestimmtes Individuum erzielen kann, durch dauernde Übung immer besser werden, daß das Ergebnis einer bestimmten Übungszeit für dieses Individuum typisch ist, und daß sich seine Leistung von der einer beliebigen anderen Person unterscheidet. Fälle von übernormaler Übungsfähigkeit für bestimmte Geschicklichkeitsleistungen, die immer zugleich geistige Leistungen sind, gibt es selten: und deshalb werden sie von der nur durchschnittleistungsfähigen Mitwelt gebührend bestaunt. Ein Jongleur wie Rastelli, der drei, vier verschiedene Jongliererbewegungen und ganz schwierige Balanceakte gleichzeitig ausführt, ist mit Recht das Gespräch aller Erdteile. Seiner Leistung verwandt, ihr qualitativ gleichstehend ist die eines Phänomens, das sich gegenwärtig auf den Varietébühnen Europas produziert: Thea Albas.

Diese blonde Dame schreibt auf eine berußte Tafel gleichzeitig mit der rechten Hand einen französischen, mit der linken Hand einen spanischen Brief, während ihr Mund einen englischen spricht. Ein Projektionsapparat wirft alles, weithin sichtbar, auf eine Projektionsleinwand. Aber noch besser: Zwei verschiedene Sätze schreibt sie mit je einer Hand, vorn beginnend, während sie den dritten mit einem im Munde festgehaltenen Schreibstift von hinten beginnt. Ein andermal nimmt sie in jede Hand zwei Schreibstifte und schreibt so zweimal zwei Sätze zusammen. Und schließlich nimmt sie noch einen fünften Schreibstift in den Mund und schreibt fünffach.

Aber es kommt noch viel erstaunlicher. Aus dem Publikum läßt sie sich fremde Sprachen zurufen. Italienisch, Türkisch, Spanisch und Indisch, Bulgarisch und Rumänisch, Französisch, Ungarisch und Russisch und andere Sprachen werden genannt; 28, soviel ich mich entsinne, beherrscht sie zumindest so, daß sie Sätze schreiben kann. Mindestens zwei Sprachen „erledigt" sie dann auf einer großen Wandtafel. Oft schreibt sie den einen Satz mit der rechten Hand von rechts nach links und den zweiten mit der linken von links nach rechts. So erscheint blitzschnell auf der Tafel unten mit lateinischer (Antiqua-) Kursivschrift das hebräische „Masel und Broche" (Glück und Segen) und oben darüber dasselbe in Hebräisch.

Ferner schreibt sie zwei Wörter gleichzeitig. Das untere können wir lesen: Ch. Chaplin; das obere steht offenbar auf dem Kopf. Thea Alba dreht die Tafel um 180 Grad: Siehe da, es heißt „Pola Negri". Ob sie von vorn oder von rückwärts oder in Spiegelschrift, ob sie mit der linken Hand, mit der rechten oder mit dem Munde schreibt, ja, ob sie mit jeder Hand zwei Wörter und mit dem Mund eins = fünf Wörter gleichzeitig schreibt, das scheint ihr ziemlich gleichgültig zu sein. Alles geht fabelhaft elegant und schnell.

Dann spielt sie Klavier. Die Rechte spielt den Bauernwalzer aus dem „Freischütz", die Linke: „Oh, du lieber Augustin", und der Mund singt „Freut euch des Lebens". Wer vorher ihre Schreibleistungen gesehen hat, findet dies jetzt schon fast natürlich. Wir wissen aus der experimentellen Psychologie, daß Übung auf irgendeinem Gebiet auch verwandten Tätigkeiten zugute kommt; und so groß ist ja auch der Unterschied zwischen Schreiben und Klavierspielen, wenigstens, was die technische Fertigkeit anlangt, nicht. Schließlich läßt sich unsere Künstlerin die Augen verbinden, spielt mit einer Hand Klavier und schreibt mit der anderen, von rückwärts beginnend, blind einen Satz auf eine Tafel. Und malt zum Abschluß mit beiden Händen gleichzeitig in erstaunlich kurzer Zeit ein großes Pastellgemälde, das sich zum mindesten sehen lassen kann. Die Zuschauer rasen Beifall, ehrlich begeistert.

Zweifellos handelt es sich hier um einen weit über das gewöhnliche Maß hinausgehenden Grad von Übungsfähigkeit. Alle Albaschen Darbietungen liegen auf der Linie des Möglichen, sind weder Bluff noch übernatürlich; aber nur ganz wenigen Menschen wird jener großartige Grad von Übungsfähigkeit für solche Leistungen gegeben sein. Thea Alba sagt, daß sie selbst auf ihre außergewöhnliche Begabung gestoßen sei und durch größte Willensanspannung und lange Übung so weit gekommen sei, wie sie eben heute ist. Und selbst wenn wir als wahrscheinlich annehmen, daß ihre Darbietungen zum größten Teil heute sozusagen automatisch ablaufen, ohne viel Konzentration und bewußte Willensanstrengung — ein Ausnahmemensch bleibt Thea Alba wegen ihrer Geschicklichkeitsleistungen doch.

Richard Lehmann, Leipzig.



Japan in Berlin: Schlußbild des I. Aktes aus der burlesken Ausstattungs-Operette „Der Mikado". Bei den Aufführungen im Großen Schauspielhaus in Berlin fand Max Pallenberg als Schneider Koko besonderen Beifall. (Musik nach Arthur Sullivan, neuinstrumentiert; Libretto von Gilbert; bearbeitet von R. Bernauer und R. Österreicher.) Phot. Zander & Labisch.

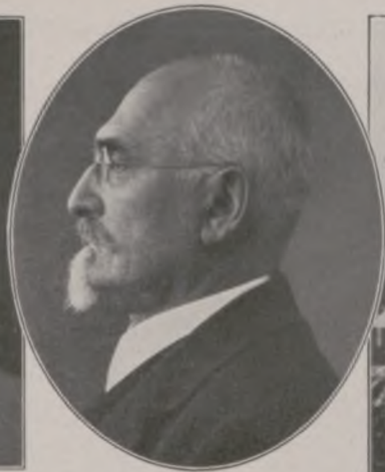


Isadora Duncan,
bekannte Tänzerin, die der Tanzkunst neue Wege gewiesen hat, kam am 14. September bei einer Autofahrt in Nizza durch einen unglücklichen Zufall ums Leben.



Aus der Fest-Vorstellung von Gerhart Hauptmanns Scherzspiel „Schluck und Jau" zum 25jährigen Bestehen des Schauspielhauses in Leipzig am 10. September: Szenenbild mit Eva Bischoff als Sidselill und Josef Krabé als Fürst (Mitte oben); davor G. A. Koch als Jau. (Phot. S. Genthe, Leipzig.)





Geheimrat Dr. L. Kastl,
geschäftsführendes Präsidialmitglied des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, hervorgegangen aus der kolonialen Laufbahn, der am 9. September vom Völkerbundsrat zum deutschen Mitglied der Mandatskommission ernannt wurde.

Dr. Max Fischer,
bedeutender Führer der deutschen optischen Industrie, früherer Bevollmächtigter der Karl-Zeiß-Stiftung in Jena, bis 1926 in der Geschäftsleitung der Firma tätig, wurde am 9. September 70 Jahre alt.

Rechts nebenstehend:

Zu der 450-Jahrfeier der schwedischen Universität Upsala: Das Universitätsgebäude. (Hierzu eine ausführliche Notiz in „Tagesgeschichte" auf S. 421.)



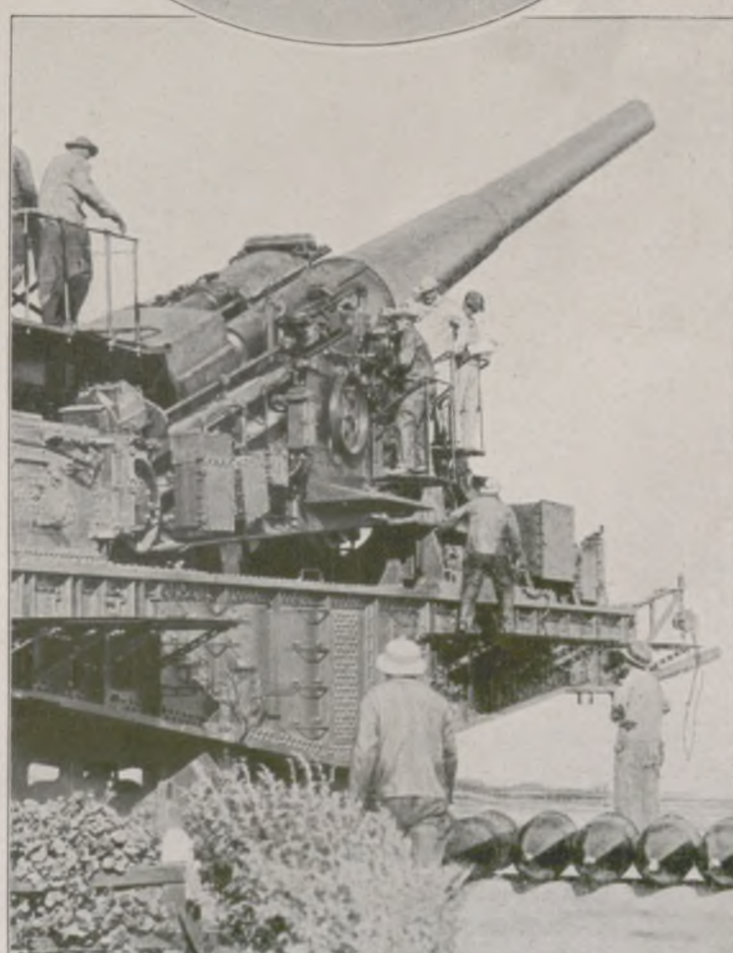




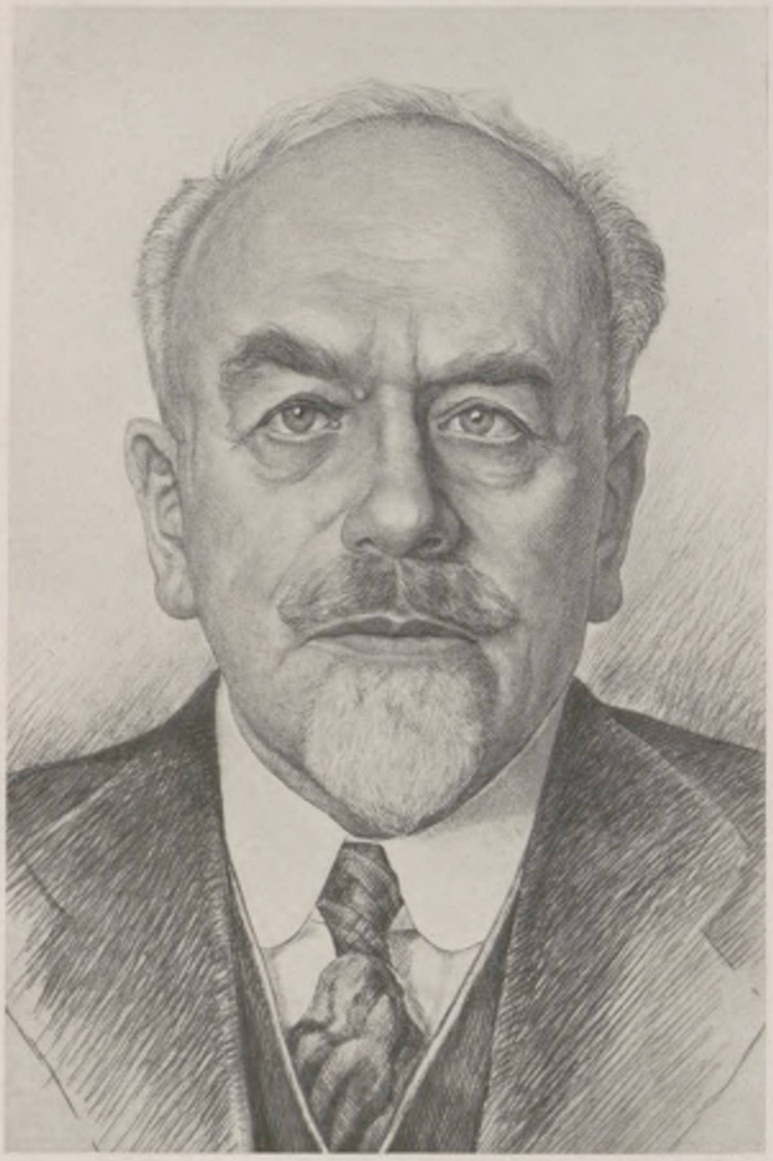
Humor bei Hofe: Lustige Versteigerung von Gemälden zu Wohltätigkeitszwecken bei einem Gartenfest des englischen Hofes in Schloß Balmoral (Grafschaft Aberdeen) in Gegenwart der Königin Mary (×). — Im Kreis: Eröffnungskämpfe der Boxsaison in der Arena am Kaiserdamm in Berlin am 9. September: Der ehemalige deutsche Schwergewichtsmeister Franz Diener (×) mit seinem englischen Gegner Charlie Smith (××), über den er einen K.-o.-Sieg erringen konnte.



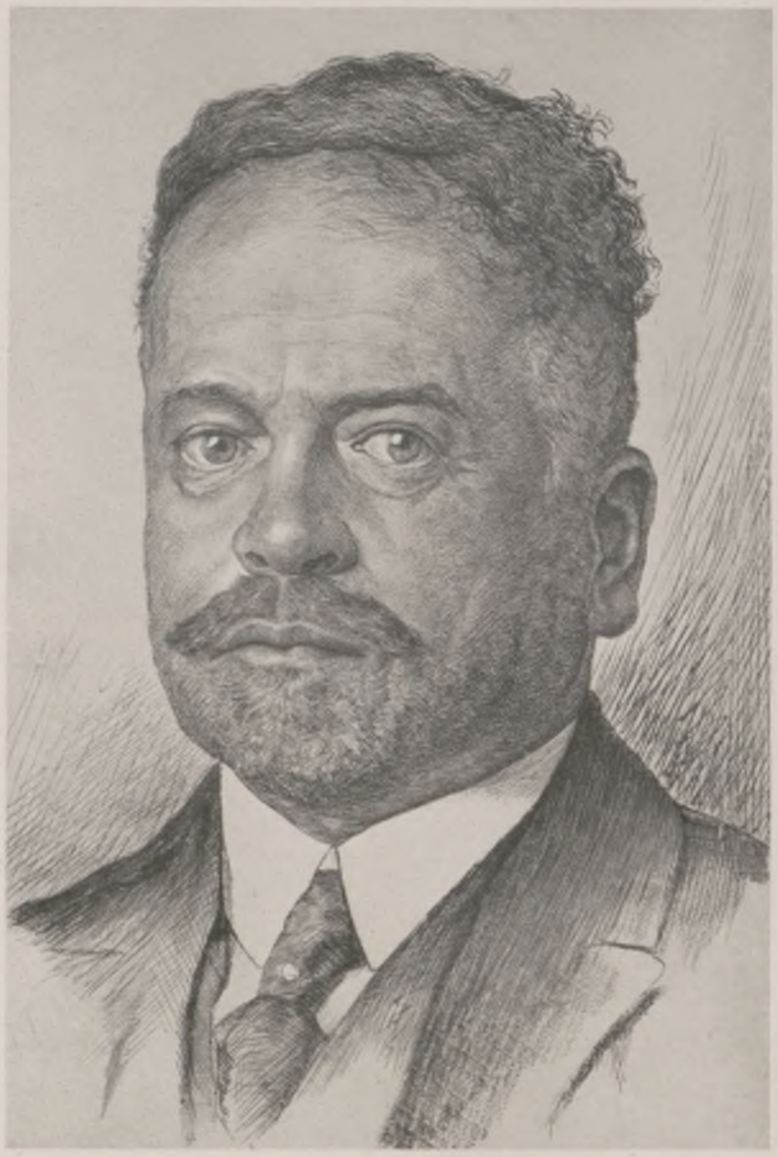
Bei den braunen Abcschützen: Unterricht in einer indischen Mädchenschule, dem die Mütter mit Handarbeiten beschäftigt, beiwohnen.



Die Dicke Berta im „friedliebenden" Amerika: Ein neues Riesengeschütz zur Küstenverteidigung auf Fort Arthur in Kalifornien.



Dr.-Ing. e. h. Felix Deutsch,
Geheimer Kommerzienrat, am 16. Mai 1858 in Breslau geboren, trat bereits 1883 in die Deutsche Edison-Gesellschaft, die Vorläuferin der AEG, Berlin, ein, wo er seit dem Tode Rathenaus den Vorsitz im Direktorium innehat.



Abraham Frowein,
Vertreter der Seidenindustrie, bekannter Wirtschaftspolitiker, gehört dem Vorläufigen Reichswirtschaftsrat an und ist stellvertretender Vorsitzender des Präsidiums des Reichsverbandes der Deutschen Industrie.

FÜHRER DER DEUTSCHEN WIRTSCHAFT

RADIERUNGEN VON ERICH HEERMANN



Prof. Dr. Dr.-Ing. e. h. Carl Bosch,
Geheimer Kommerzienrat, Vorsitzender des Vorstands der Interessen-Gemeinschaft der Chemischen Industrie in Ludwigshafen, wurde 1874 geboren und trat 1899 als Chemiker in die Badische Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen ein. Sein besonderes Verdienst ist die technische Durchführung des Verfahrens zur Bindung des atmosphärischen Stickstoffs, das unter dem Namen Haber-Bosch-Verfahren bekannt ist.

Menschen im Föhn

ROMAN VON ROLAND BETSCH

(19. Fortsetzung.)

Sie sind ohne Worte gegangen, Svend Olsen. Ich wünschte, Sie hätten lange mit mir gesprochen; denn Sie haben mir vieles zu sagen."

„Soll man Worte machen um die Größe dieses Schicksals, Maria? Ich weiß keine Worte, die tief genug wären, um an dieser Stätte ausgesprochen zu werden. Sie sollten mich allein lassen, Maria. Mein Bleiben hier ist zwecklos, ist Unvernunft."

„Warum sagen Sie das jetzt?"

„Ich kann und darf es Ihnen nicht erklären. Es ist Zeit, daß ich dieses Land verlasse. Man glaubt sich über den Dingen stehend und sieht plötzlich, daß man mittendrin schwimmt und sich nicht mehr helfen kann. Fragen Sie nicht, Maria. Es wird bald Zeit, daß ich gehe."

„Warum wollen Sie uns verlassen?"

„Der Herbst kommt! Sehen Sie, schon färbt sich das Laub der Bergbuchen. Immer, wenn es Herbst wird, muß ich gehen."

„Geben Sie mir Ihre Hand, Svend Olsen! Ich muß Ihnen etwas gestehen; ich darf es nicht verschweigen. Ich liebe Werner Golm. Wir haben uns gefunden, jetzt, nach vielen Jahren. Ich habe ihn immer geliebt. Aber ich fürchte mich so vor dieser Liebe."

„Ich weiß es."

„Er will sich von allem abwenden. Er will mich nicht mehr verlassen. Es wird mir so unsäglich schwer, Ihnen das zu sagen."

„Warum wird es Ihnen schwer, Maria?"

Sie blieben beide stehen, und sie sprach es leise und mit gesenkten Augen: „Weil ich weiß, daß Sie mich lieben!"

Er gab keine Antwort und drängte sie, weiterzugehen. Betroffen von der Offenheit ihrer Worte, sprach er halblaut und mehr in sich selbst gekehrt: „Ich habe schon einmal eine Frau geliebt und sie verlassen. Meine Flucht war ihr Tod und war doch der einzige Ausweg. Ich bin unheilvoll gezeichnet. Man sollte sich nicht mit mir einlassen."

„Sie dürfen so nicht von mir gehen! Sagen Sie irgendein frohes Wort, damit ich nicht verzweifle!"

„Ein frohes Wort an dieser Stelle hier? Was verlangen Sie von mir! Wir müssen wachsen, Maria. Immer wachsen und aus der Dumpfheit unseres Lebens heraustreten. Aber nur durch Leid können wir wachsen. Auch die Qual ist einfachstes Gesetz. Wir müssen durch sie hindurch, um über sie hinauswachsen zu können. Die Welt ist nur einmalig und so, wie wir selbst sie sehen. In jeder Brust spiegelt sie sich neu; sie bleibt sich ewig gleich und ist doch tausendfältig, weil unsere Seelen tausendfältig sind."

Sie ging eine Weile schweigend an seiner Seite und dachte über die Worte nach, die er gesprochen hatte. Ein Gedanke lastete schwer auf ihr, und sie fühlte den Drang, sich mitzuteilen, um nicht einsam zu bleiben mit ihrer Furcht.

„Ich habe Ihnen etwas zu sagen, Svend Olsen. Wissen Sie, daß zwischen Werner und mir eine Frau steht?"

„Ich habe das schon immer gewußt. Es ist Achstetters Tochter. Er muß sich befreien von ihr. Es gibt nur einen Weg; ein Doppelspiel ist hier nicht möglich. Golm muß die Kraft haben, sich frei zu machen —"

„Wird er diese Kraft besitzen? Ich fürchte, daß er auch diese andere liebt. Ich habe ein Gefühl, als ob er nicht wüßte, wohin es ihn zieht. Er ist ein Mensch, der zwischen zwei Welten pendelt ohne seine Schuld. Schrecklich für mich, zu denken, daß er eine Frau verlassen muß um meinethalben."

„Lassen Sie mich Ihnen etwas sagen, Maria: Golm ist dem Leben gegenüber ein Schwächling. Er hat ein gewisses Talent zum Untergang. Man muß sich seiner annehmen. Man muß ihn führen wie ein Kind. Die Bahn hat ihn halb zugrunde gerichtet, weil sie den Zwiespalt in ihn hineingepflanzt hat. Er fühlt eine Schuld, wo in Wirklichkeit keine ist. Man muß ihn führen. Haben Sie Geduld mit ihm! Ich weiß, daß er Sie liebt, aber Sie müssen ihm Zeit lassen, sich zurechtzufinden."

„Ja, ich will ihm Zeit lassen. Ich sollte fortgehen von hier und erst wiederkommen, wenn alles zu Ende ist."

„Es gibt keine Entscheidung für ihn; es gibt nur eine Klärung aus Wirrnis und Verstiegenheit. Golm ist ein Schwächling. Sie müssen ihm beistehen, so gut Sie können."

„Ich fürchte mich vor dieser Frau. Ich weiß, daß sie zwischen uns treten, daß es Kämpfe geben wird, und ich habe solche Angst vor diesen Kämpfen."

„Aber Sie lieben ihn doch! Und wenn Sie ihn lieben, dann müssen Sie ihm auch vertrauen; dann müssen Sie in seinen Fehlern noch eine Seligkeit und in seinen Verbrechen noch eine Tugend finden."

„Das mag wohl so sein. Ich habe noch kein Unrecht an ihm gefunden. Und wenn ich mich von ihm abwandte, so war es gegen mein Gefühl und nur, um meinem Vater nicht wehe zu tun. Mag es ein Unrecht sein, daß er unsere Bergheimat zerstört hat, ich müßte ihn auch ohne Heimat lieben. Mag er mir Erinnerung verdüstert und Hoffnung vernichtet haben, ich könnte nicht von meiner Liebe lassen."

„Ich will nun allein weitergehen, Maria! Leben Sie wohl!"

Er ging mit raschen Schritten und ließ sie hinter sich. Als er nach langer Zeit sich umschaute, sah er sie in der Wiese stehen an der Stelle, wo er sie verlassen hatte. Sie schaute ihm unverwandt nach, und als sie sah, daß er zurückblickte, winkte sie mit beiden Armen und ihm schien, als ob sie Flügel hätte.

„Ich kann nichts dafür!" sprach er im Weitergehen. „Ich komme nicht an gegen das Gift, das in meiner Brust sitzt. Ich muß dieses Land verlassen."

Bei der Talbiegung trat er in den Hochwald und stieg zwischen den mächtigen Tannen bergan bis zu einem engen Tobel, wo bemoostes Gestein sich übereinanderwarf. Zwischen den Bäumen hindurch wurde ein Ausblick frei. Er sah das Tal bis Ponthilara und jenseits die Berge in strahlender Weite und vom Licht weißblendend getroffen.

Dort setzte er sich nieder, und seinen Gedanken wuchsen Flügel, die ihn hinaustrugen in den farbigen Tag. Eine hohe Beglückung faßte ihn mit einem Male, weil sein Erleben so reich, sein Leid so tief und seine Freude so unerschöpflich waren. Einzelnes Menschenleben, Glied nur in der ewig wiederkehrenden Kette, so klein und kurz und doch so farbig; so ohne Bedeutung für das Ganze und doch so unermeßlich reich. Falter, bunter Falter! Klein zu sein und nur Staub und doch alle Welt umarmen können; festkleben auf der Scholle, auf winzigsten Punkt gekettet und doch hinausfliegen können bis in das Blau des Himmels und auf den fernsten aller Sterne. O Gnade des Lebens und Seligkeit des Seins!

Zurückgelehnt in das Geröll, saß Svend Olsen, und seine schweifende Seele flog über das Land hinaus und zog immer weiter und weiter, Berge und Täler und bunte Landschaft wie ziehende Bänder hinter sich lassend.

Nordische Heimat. Graues Gestein und ödes Hochland. Fjord und Gjäll und schreiende Raubmöwen.

Auch ich war ein Kind. Gestern noch war ich ein Kind. Zeit ist über mich hinweggebraust, und ich weiß nicht, wo ich geblieben bin. Auch ich war ein Kind. Ach, einmal stand ich oben und sah das Meer; und sah den Himmel ins Meer steigen. Und hatte den Wunsch, mit meinem Finger die Stelle zu berühren, wo der Himmel ins Meer steigt. Einmal war ich Kind und wußte nichts von Liebe.

Und zwischen Kindsein und heute liegt das Chaos.

Ich habe geliebt und gehaßt, geflucht und gebetet; ich habe über das geweint, was ich vorher verspottet hatte; ich habe gelacht über meinen Schmerz und über meine Torheit; ich war Gott und Teufel, Segen und Verderben, war tausendmal fröhlich und hunderttausendmal traurig; ich war Freund und Feind, Fluch und Schicksal, ein Schiff mit geblähten Vollsegeln und müde Kreatur, in mich zusammengesunken. Schlaf und Wachsein gingen über mich hinweg, Traum und Wirklichkeit verschwammen mir. Ich war Wesen mit dunklem Drang, unsichtbar geführt und oftmals irregeleitet. Ich war Mensch, nichts als Mensch.

Zwischen Kindsein und heute: das Chaos! Hier sitze ich und bin Spielball meiner Gedanken. Zeit weht wie Föhnwind über mein Leben. Bin ich ärmer, bin ich reicher geworden? Einmal war ich Kind. Zwischen dort und jetzt eine Schlucht, angefüllt mit Trümmern. Viel Unrat und viel Geschmeide. Und mancherlei Edelgestein. Helgard! Helgard! — — —

Nachdem er den Tag im Hochwald verbracht hatte, ging Svend Olsen nach der Gletscherstation hinauf. Dort traf er Werner Golm, der aus einer Sitzung kam.

„Mir ist, als hätte ich dich monatelang nicht gesehen. Du hattest dich oben bei deinen Sprengstellen vergraben. Wie ich höre, habt ihr das halbe Gebirge in die Luft gesprengt."

„Leider, ja, leider! Du weißt alles, Olsen; ich habe nicht nötig, dir zu erzählen. Du warst heute bei Maria!"

„Wer hat dir das gesagt?"

„Niemand. Ich sehe es dir aus den Augen. Du kannst dich nicht verleugnen."

„Was meinst du damit? Bist doch nicht eifersüchtig auf mich alten Mann. Ich bin ja grau und bröckelig wie verwaschener Fels. Oh, ich bin so ungefährlich, daß es eine Schande ist."

Golm nahm ihn in den Arm. „Komm, laß uns spazierengehen. Sie haben mir jetzt wieder den Kopf dösig geschwätzt. Ich verfluche alle Sitzungen und Beratungen. Du glaubst nicht, wie nervös mich das viele Schwätzen macht. Manchmal, wenn ich selbst am Tisch stehe und rede, habe ich das deutliche Gefühl, ich müßte plötzlich umsinken und alles vergessen."

„Du solltest in eine andere Gegend und dich erholen. Geh ans Meer!“

„Ich habe darüber nachgedacht, was eigentlich mit mir los ist, und warum ich allen Ernstes schon an den Browning gedacht habe, der in meiner linken Schreibtischschublade liegt. An mir hangen zu viele Konflikte. Zuviel Ungelöstes, Ungewisses, Ausweglosses ist um mich. Ich finde mich nicht mehr zurecht. Morgen wird Dieffenbronners Frau beerdigt. Ich kann es immer noch nicht fassen. Und von allem bin ich Ursache und Werkzeug.“

„Geh ans Meer, Golm!“

„Und Maria?“

„Trenne dich so lange von ihr, bis du äußerlich und innerlich frei bist und ihr ohne schlechtes Gewissen vor die Augen treten kannst. Geh ans Meer!“

„Ich werde mich von Cornelie trennen.“

„Gib mir deine Hand darauf, Golm!“

Er reichte ihm zögernd die Hand. Olsen sah, daß die Hand zitterte. Der Mensch vor ihm stand in ungeheueren Kämpfen.

„Hilf mir, Svend, hilf mir, daß ich von ihr lassen kann! Du weißt nicht, wie ich leide. Wenn ich an sie denke und mir vorstelle, daß sie einem andern gehört, will ich fast verrückt werden. Ich bin krank, ich fühle es. Ich gebe dir mein heiligstes Wort, daß ich Maria mehr liebe als mein Leben. Aber wenn mich Cornelie verläßt, glaube ich es nicht tragen zu können. Ich bin krank und müde. Ich möchte immerfort schlafen.“

„Jedes Gefühl ist nur maskierte Schwäche. Alles, was lebt, steht unter der Diktatur des Geschlechts. Wir müssen es nur erkennen, um uns befreien zu können. Wir alle sind tief beglückt und ebenso tief gestraft. Was dir fehlt, ist Stärke. Du brauchst die Kraft zu einer Tat. Meine Flucht damals war eine sittliche Tat. Ob recht oder unrecht, es war eine Tat, und ich bin an ihr gewachsen. Golm, laß alles hinter dir, verleugne deine Adresse und geh ans Meer!“

„Ich — kann nicht!“

„Dann verdienst du die Lächerlichkeit deines Schicksals. Wenn du Maria verrätst, will ich dich aus meinem Gedächtnis löschen. Wenn du zwischen diesen beiden Frauen stehen bleibst, bist du verloren; denn diesem Ansturm bist du nicht gewachsen. Wenn du Maria verrätst, Golm, dann soll alles Unheil des Geschlechts über dich kommen.“

Sie waren im Wald angekommen. Golm blieb stehen und lehnte sich gegen einen Stamm. Sein Haar war ungeordnet; das Gesicht schien grau, und die Lippen waren ohne Blut. Erregung durchwühlte seinen Körper.

„Ich will sie nicht verraten! Aber du sollst mir helfen! Was soll ich tun, um gesund zu werden?“

„Geh ans Meer!“

XXVII.

Das Begräbnis hatte eine große Menschenmenge angelockt. Der Friedhof von Ponthilara war angefüllt mit Schaulustigen. Das Volk drängte sich durch die Pforte. Auf der Mauer saßen sie und auf Bäumen. Das Ereignis, so selten und außergewöhnlich in seiner Art, war in aller Munde. Ein Berg von Blumen und Kränzen häufte sich vor dem Grab. Alle Bergführer im Umkreis waren erschienen. Nur Job fehlte.

Werner Golm war an Marias Seite, als der Sarg sank. Sie stand still und aufrecht und war ohne Tränen. Zu stark hatte sie sich gewappnet, um diese Stunde bestehen zu können. Nur als der Sarg hinabgelassen wurde und eine flutende Bewegung durch die Menge ging, als Hälse sich reckten und Augen sich weiter öffneten, wurde ihr benommen im Kopf, und sie hatte einen Augenblick das Gefühl, umzusinken. Sie griff nach Golms Hand, der sich ihr fragend zuwandte. Da war der Schwindel auch schon vorüber, und sie stand wieder gerade und in allen Fasern gefaßt, wie ihr Vater, der ohne Bewegung war, und dessen Antlitz der Gruft sich zukehrte, als müsse er nun immerfort so stehen bleiben, bis ihm die Lösung des grausamen Rätsels würde.

Golm wagte nicht, sich umzublicken. Er hatte Furcht vor den Menschen, und sein Inneres war auf der Flucht vor dieser trostlosen Schaustellung.

Das Grab wurde geschlossen. Ein Meer von Blumen goß sich über die frische Erde. Der Abend war nahe, und die Luft wurde weich und kühl. Es war wie Ahnung von Herbst und Schnee. An der Friedhofsmauer färbten sich schon die Eschen.

Langsam, während die Bergdämmerung hereinbrach, verlief sich das Volk. Die drei aber standen immer noch vor dem Grab und fanden keine Worte für die Traurigkeit des Abends.

Als der Friedhof leer war und eine schwingende Stille wie Flügelschlag sich breitete, wurde der Duft der Blumen stärker, und Maria fühlte, wie die Schwäche langsam in ihren Körper kroch. Dann schwamm es vor ihren Augen, und die Duftwellen der Blüten wurden ihr unerträglich. Golm nahm sie in den Arm und führte sie vom Grabe weg. Dieffenbronner, ganz gefangen von dem Geschehnis, sah nicht, daß die beiden gingen. Er verharrte reglos und war wie eine Figur, groß und wuchtig und im Gewande der Bergsteiger. Jetzt erst war ihr Tod ihm unabänderlich und eine schwermütige Gewißheit, in die er sich langsam hineinlebte. Sein Rücken beugte sich vor der Macht des Todes, der unsichtbar an seiner Seite stand und nichts von Milde hatte. Keine Furcht empfand er vor dem Körperlosen, nur die Erkenntnis, daß man ihm ausgeliefert ist in unablässig sich wandelnder Form. In jeder Maske kam der Tod; denn er war vielgestaltig wie das Leben, ja, eine Form des Lebens selbst, nur jenseits unseres Begreifens. Jetzt sang eine Amsel. Dieffenbronner schaute auf und sah den Vogel in einer verkrüppelten Zypresse sitzen. Er sah auch, daß er allein war, und daß alle ihn verlassen hatten. Es war gut so, denn er hatte Hunger nach Alleinsein.

Werner Golm ging mit Maria dem Ausgang zu. Er hielt sie im Arm und fühlte den sanften Druck ihres Körpers. So schritten sie durch die Pforte, ein stilles Paar und von einer seltsamen Verklärung umflossen. Als sie ins Freie traten, hob Golm wie unter einem inneren Drang den Kopf und sah Cornelie, die abseits unter einer Tanne stand und wie eine Erscheinung war. Den Kopf leicht nach hinten geworfen, schaute sie zu ihm herüber und verriet durch nichts ihre Erregung. Im Augenblick, als er sie sah, war er so betroffen, daß er sich von Maria löste und starr stehen blieb wie unter einem Befehl, dem er sich nicht entziehen konnte. Sein Handeln war ohne Sinn und Bedeutung.

Maria erkannte die Frau und blieb still und gefaßt; denn sie hatte auf solche Begegnung gewartet. Sie wollte sich scheu entfernen, aber Golm, immer noch im Banne des überraschenden Zusammentreffens, faßte sie krampfhaft an der Hand, als müsse ihre Nähe ihm Schutz sein und Beistand. Dann ging er Cornelie entgegen, seltsam steil aufgerichtet, mit zurückgelehntem Oberkörper und so, wie man einer Gefahr in die offenen Arme läuft. Im Gehen ließ er Marias Hand los und trat nun wie ein Schlafwandler unter die Tannen. Was sich um ihn abspielte, wußte er nicht. Wer schuld war, daß er in dieser Hölle stand, war ihm unbegreiflich. Er ging nur immer geradeaus und kam sich vor wie ein Schauspieler in bewegter Szene.

„Cornelie!“ kam es heiser aus seinem Mund, und er fühlte eine Trockenheit, die bis in den Schlund reichte. Er hielt ihr die Hand hin, als gäbe es hier nur ein alltägliches Wiedersehen. Sie verschmähte aber die Hand, blieb unbeweglich stehen und war von Bitterkeit erfüllt. Sie sah, daß die andere sich umwandte und langsam und gebeugt durch die Wiesen schritt.

„Werner!“ sprach sie und deutete mit der Hand. „Deine Braut verläßt dich. Du sollst sie nicht allein lassen!“

Er hatte nicht den Mut, sich umzublicken. Er ließ alles mit sich geschehen, was die bittere Torheit des Augenblicks ihm eingab. „Cornelie!“ sprach er wieder und wußte nichts zu beginnen. „Gib mir deine Hand! Wir müssen zusammen reden. Alles wird gut werden, alles wird sich ändern, wenn ich erst einmal mit dir gesprochen habe.“

Jetzt kam der Spott um ihre Mundwinkel. Sie warf den Kopf zurück und lachte, aber ihr Lachen war von Eifersucht durchglüht. „Ich weiß nicht, was du mit mir noch reden willst. Ich bin nicht da, um mit mir Fangball spielen zu lassen. Ich bin auch keine Gelegenheitsliebe für dich.“

„Cornelie, was sprichst du! Wir haben Marias Mutter begraben. Laß uns zusammen reden, Cornelie. Es ist Wahnsinn, was mich gepackt hat. Laß mir Zeit und Ruhe!“

„Ich habe weder Zeit noch Ruhe für dich. Ich reise morgen schon wieder ab.“

„Wohin willst du? Warum verbirgst du dich mir?“

„Ich habe vor dir nichts mehr zu verbergen. Ich reise morgen ab, und du wirst mich nicht daran hindern.“

„Ich zwinge dich, zu bleiben!“ Er rief es erregt, und sein Körper zitterte.

„Deine Braut geht allein. Schau' dich um. Fehlt dir der Mut, dich umzuschauen? Du läßt deine Braut im Stiche. Du bist ein Feigling!“

„Das — sagst — du — zu — mir!“

„Das sage ich zu dir. Du wirst nie die Kraft haben, eine Frau ganz zu besitzen. Ich sage es dir frei ins Gesicht: innerlich, seelisch habe ich dich schon lange verloren; denn du bist kein Mann.“

Er stürzte auf sie zu und wollte mit beiden Händen sie anfassen. Sie wich zurück und lachte ihn aus.

„Was willst du von mir? Ich habe keine Gemeinschaft mit dir! Sieh dich um! Du läßt deine Braut im Stiche!“

„Maria ist — nicht — meine Braut!“

„Feigling!“ Sie stieß ihm das Wort hart hin, und es traf ihn wie körperliche Züchtigung. Er sank zusammen unter diesem Schlag. Ich kann nicht weiterleben, dachte er und fühlte, wie er schlaff wurde und elend. Geh ans Meer! Oh, über den Schwätzer!

„Ich kann nicht leben ohne dich — Cornelie!“

„Ich lache dir ins Gesicht, wenn du so redest. Laß mich jetzt gehen. Ich habe hier ausgespielt.“

„Ich habe noch mit dir zu reden. Ich muß sterben, wenn du gehst.“

„Ich gehe!“

Da senkte er den Kopf und grübelte. Formlose Bilder jagten durch sein Denken. Er grub und scharrte nach Möglichkeiten. Was um ihn sich abspielte, erschien ihm wie Krankheit und Fieber. Mutlosigkeit und dumpfe Öde brachen über ihn herein. Er schaute zu ihr auf und nickte mit dem Kopf.

„Geh!“ sprach er, und dieses Wort war wie Dolchstoß in die eigene Brust. Er wandte sich ab von ihr und wollte sie verlassen, um die graue Unabänderlichkeit nicht mehr länger aufzuhalten. (Fortsetzung folgt.)



Schafschur in Pommern. Nach einem Gemälde von Hugo Köcke.



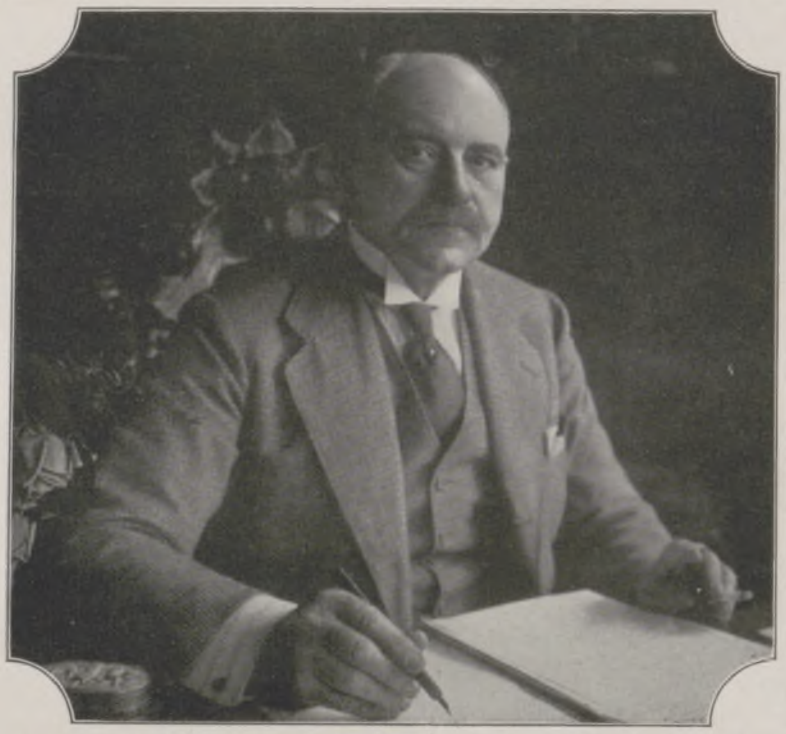
Das Geburtshaus Hermann Sudermanns zu Matzicken (Kreis Heydekrug) in Ostpreußen.



Sudermanns Besitztum Schloß Blankensee bei Trebbin (Mark), seine Sommerwohnung.

DER SIEBZIGJÄHRIGE HERMANN SUDERMANN

Daß Hermann Sudermann am 30. September das Alter der Patriarchen betritt, ist seinen älteren Zeitgenossen ein persönliches Ereignis. Es ist ihnen, wie sonst im engeren Kreise den Freunden eines Betagten: sie wirkten neben ihm jahraus, jahrein und werden nun mit einem Male inne, daß der rüstige Arbeitnehmer der Zukunft siebzig Jahre hinter sich hat. Altersunterschiede von zehn oder acht Jahren zählen für die Mitlebenden von klein auf nicht. Sudermanns öffentliches Dasein begann ja für uns am 27. November 1889 mit der Aufführung der „Ehre“; von diesem Tage stammt unser gemeinsamer Kalender. Der Dichter hatte schon Jahre zuvor neben heute vergessenen Unterhaltungsschriften bemerkenswerte Erzählungen geschrieben, unter anderm den Roman „Frau Sorge“ (1887), das Buch seiner sorgenvollen ostpreußischen Heimat, das der treueste Spiegel seiner dichterischen Persönlichkeit geblieben ist. (Er ist in Matzicken bei Heydekrug geboren.) Für die Geschichte einer Gegenwart erhielt Sudermanns Vorher und Nachher eine ergreifende Bedeutung mit der Uraufführung seines ersten Theaterstücks, die mit der Überraschung eines Wetterschlags und schier ohne Beispiel den Namen des Zweiunddreißigjährigen den Machthabern der Weltbühne beigesellte.



Neueste Aufnahme des Dichters.

Wer heute das Schauspiel „Die Ehre“ liest oder nach dessen jahrzehntelangem Siegeszuge die Aufführung auf einer Wanderbühne kostet, muß den Büchern und ehemaligen Kampfschriften vertrauen, soll er dem ungeheueren Eindruck des Stücks auf ein Zeitgeschlecht Glauben schenken. Wir aber, die, gleich dem Schreiber dieser Zeilen, der Uraufführung im Berliner Lessingtheater beigewohnt haben, fühlen es noch leise, wie heftig damals die Nerven zitterten. Es ist ja richtig, was viel später die Literaturkritik schonungslos ins Feld führte: das kritische Gesellschaftsstück war französischer Herkunft (Augier!), und noch deutlicher der Raisonneur Graf Trost, der hier recht unpersönlich aus seinem langen Bart heraus die modernen Pointen warf. Die Personen waren mit theaterwirksamer Einseitigkeit auf die allgemeinen Typen sozialer Gegensätze zugerichtet — mit Ausnahme vielleicht der Alma, des bis dahin für die Bühne noch nicht entdeckten, von der Großstadt verderbten kindlichen Mädchens. Aber diese neuen Kontraste von Vorder- und Hinterhaus, diese willkürlich verallgemeinerten Gegensätze im moralischen Empfinden zweier Menschenschichten wirkten zu einer Zeit, in der das Theater die sozialen Fragen noch sehr oberflächlich behandelte, aufwühlend, und die dramatische Schlagkraft brachte den großen Erfolg.

Wenige Jahre nach der „Ehre“ setzte die Fehde der Berliner Kritik gegen Sudermann ein, deren Heftigkeit zuweilen in Verfolgung ausartete. Sie leistete den künftigen Bühnenerfolgen des Dichters auch dann einen zähen Widerstand, wenn er sich in einzelnen seiner überall mit sicherem Publikumstriumph gespielten Schauspiele vom bestechenden Effekt den ernsteren Problemen zuwandte. Die eigentliche Ursache dieses übers Ziel schießenden Kampfes war die vorausgegangene kritiklose Übertreibung seiner Ewigkeitswerte. Die zeitliche Gemeinschaft der „Ehre“ mit Gerhart Hauptmanns erstem Drama („Vor Sonnenaufgang“) hatte dazu verführt, Sudermann und Hauptmann in ein allgemeinverbreitetes Schlagwort zusammenzuspannen; ja, es fehlte auch nicht an Chorführern, die zwischen Schillers Revolutionsdrama „Kabale und Liebe“ und Sudermanns gegen die Übel der guten Gesellschaft gerichteten Satiren Parallelen zogen ... Die Widersacher Sudermanns behandeln ihn heute nicht mehr als Kampfobjekt. Ihre ruhigere und gerechtere Einsicht wird an dem Gedenktag einer Würdigung seiner erheblichen Verdienste schwerlich widersprechen.

Die drei Triebkräfte jedes dramatischen Dichters, die des Dichters, des Dramatikers, des Theatermenschen, sind mit ungleicher Stärke diesem Bühnenherrscher verliehen: Er ist selbstverständlich auch Poet. Nicht nur der lyrische Zauber seines Romans „Frau Sorge“, auch manche für die Bühne geschaffene Gestalt (so die Marikke in „Johannisfeuer“, der Handlungsreisende Keßler in der „Schmetterlingsschlacht“!) beweist es. Er bewährt sich als starker Dramatiker überall dort, wo nicht die Leidenschaft für das Bloß-Theatralische seine Fügungen beirrte. Vom Standpunkt der inneren dramatischen Technik aus gesehen, ist der Einakter „Fritzchen“ ein Meisterwerk. Sudermanns theatralische Begabung aber ist so groß, daß man leider sagen darf: Er hat das Theater, aber das Theater hat auch ihn!

Die Schauspieler erhielten von Sudermann eine Reihe glänzender Rollen. Daß diese Rollen nicht ohne weiteres als Talmi abzutun sind, das lehrt uns schon ein Blick auf die innerlichsten und ragendsten Bühnenkünstler. Die Duse, die Sorma, Albert Bassermann haben immer wieder ihre Kunst und Natur Sudermannschen Schauspielen geweiht.

Ohne Zweifel wird von Sudermanns satirischen Komödienbildern, ob er auch einem strengen Realismus oft zugunsten einer packenden Bühnenwirkung entsagte, mancher Schattenriß des Getriebes unseres Jahrhunderts für die Nachwelt beträchtlich sein. Obwohl er nicht, wie Bernard Shaw, ein aufbauender Antagonist der Gesellschaft, sondern ein sarkastischer Spottgeist der Gesellschaften gewesen ist.

Wir Zeitgenossen haben schuldige Ursache, Sudermanns an seinem 70. Geburtstag dankbar zu gedenken.

Hermann Kienzl.



Bildnis Hermann Sudermanns aus seiner Gymnasialzeit.



Wie Sudermann vor ungefähr 25 Jahren aussah.



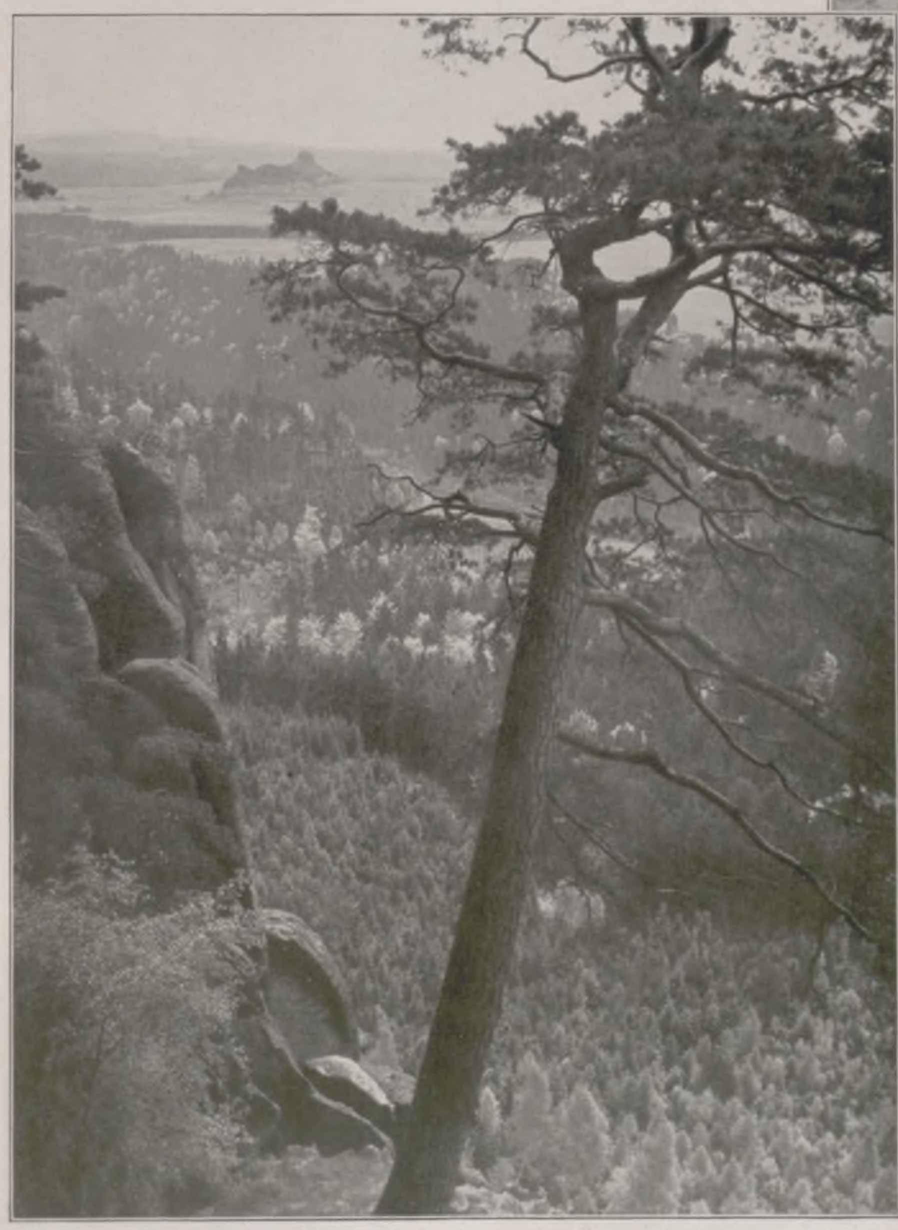
Der Dichter als etwa Dreißigjähriger, zur Zeit seiner ersten Erfolge.



Pappeln bei Laubegast a. d. Elbe.



Linden am Borsberg bei Graupe.



Im Schrammsteingebiet (Sächsische Schweiz).



Wetterfichten auf dem Kahleberg bei Geising-Altenberg (Erzgebirge).

DIE SCHÖNHEIT DES BAUMES IN DER LANDSCHAFT: BILDER AUS SÜDSACHSEN

Nach photographischen Aufnahmen der „Gartenschönheit".



Der alte Mann. Holzschnitt von H. O. Schönleber. (Bavaria-Verlag, München.)

DAS GEBET IM ISLAM

VON DR. G. STRATIL-SAUER



Der Gebetsrufer.

Die fünf Hauptgebote des Islams fordern Fasten im Monat Ramasan, Almosengeben, Bekehrung der Ungläubigen, tägliches Beten und eine Wallfahrt nach Mekka. Da jedoch die sinkende politische Bedeutung der islamitischen Völker und die wachsende Armut der Gläubigen die strenge Ausführung dieser Vorschriften meist verbieten, bleibt neben dem Fasten, als das einzige Gebot, das heute noch seine volle Gültigkeit hat, das Beten.

Die fünf täglichen Pflichtgebete eines jeden Mohammedaners sind bestimmten Tageszeiten zugeordnet, wenn auch nicht in der Art, die uns am klarsten und eindeutigsten erscheinen würde: Mohammed vermied es bewußt, die Gebetszeiten mit dem Kulminationspunkt der Gestirne zusammenfallen zu lassen, damit der Kult seiner Gläubigen nichts gemeinsam habe mit dem der Sonnenanbeter. So hebt die Gebetszeit erst nach der Kulmination, dem Auf- oder Untergang eines Gestirns an und hat einen Spielraum bis zum Beginn der nächsten Gebetszeit; doch gilt der Anfang des betreffenden Zeitraums als die bevorzugte Stunde und wird daher auch „waqht al falida", die günstigere Zeit, genannt.

Das Mittagsgebet (suhr) darf beginnen, nachdem die Sonne den Meridian geschnitten hat. Das zweite Gebet (asr) wird meist am späten Nachmittag abgehalten. Etwas nach Sonnenuntergang, wenn die Abendröte schon erlischt, darf man das Abendgebet (maghrib) verrichten, während dem Nachtgebet (ischah) ein Spielraum vom Anbruch der Nacht bis zu ihrem Schwinden gelassen ist. Und wenn dann der Tag zu dämmern beginnt, setzt das Morgengebet (subh) ein.

Das Beten ist nach Wortlaut und Begleitbewegungen streng festgelegt und darf auch von besonders Kundigen oder Frommen nur durch Einfügung von Koranstellen erweitert werden. Ist die „waqht al falida" gekommen, so versammelt der Gebetsrufer die Gläubigen, indem er nach allen vier Himmelsrichtungen auf arabisch die Worte ruft: „Es ist nur ein Gott, und Mohammed ist sein Prophet." — Ursprünglich hatte dieser Ruf eine so unbedingte Gültigkeit, daß die Mohammedaner darauf unverweilt zum Gebet antraten, gleichviel, wo und wie sie gerade beschäftigt waren.

Nach genau ausgeführten Vorschriften hat sich der Gläubige vor dem Beten zu waschen. Daß diese klugen Gesetze Mohammeds tatsächlich befolgt werden, zeigt nicht nur die relative Sauberkeit der islamitischen Völker den anderen, primitiven Asiaten gegenüber, sondern am Körper der meisten Gläubigen treten auch die Grenzen der täglichen Waschungen deutlich hervor.

Nun beginnen die eigentlichen Gebetszeremonien: Auf einem ausgebreiteten Teppich versammeln sich die Beter, nachdem sie ihre Fußbekleidung abgelegt haben, und wenden sich nach Mekka. Aufrecht stehend, die Hände über dem Schoß zusammengelegt und das Haupt zur Erde gesenkt, sagt jeder leise Gott an, wie viele Rekas (Touren) er ihm heute bringen will. Die vorgeschriebene Pflichtzahl beträgt mindestens zwei Rekas.

Das eigentliche Gebet wird dadurch eingeleitet, daß man die Hände zu den Ohren hebt und dazu spricht: „Allah hekbärh!" (Gott ist groß!) Wieder die vorige Haltung einnehmend, sagt dann jeder die erste Sure aus dem Koran vor sich hin, der der Vorbeter nach Gutdünken oft noch die 112. Sure oder andere Koranstellen anfügt.



Waschung vor dem Gebet.



Erste Stufe: Die Zahl der Rekas (Gebetstouren) wird angesagt.



Zweite Stufe: „Die Vollkommenheit meines Herrn, des großen . . .“



Nebenstehend: Dritte Stufe: „Die Vollkommenheit meines Herrn, des allerhöchsten . . .“

Die zweite Stufe beginnt mit einer Neigung nach Mekka, zu der man, die Hände aufs Knie stützend, sagt: „Die Vollkommenheit meines Herrn, des großen (bezeuge ich).“ Nachdem man diese Bewegungen und Worte wiederholt hat, löst man die Hände mit der Formel: „Gott will hören, der ihn lobpreist; unser Herr, der Preis ist Dein!“ und richtet sich wieder auf. Darauf wirft man sich in die Knie und neigt den Oberkörper nach vorn, bis die Stirn die Erde berührt, auf die man gleichzeitig beide Handteller flach auflegt. Dazu wird zwei- oder dreimal gesprochen: „Die Vollkommenheit meines Herrn, des allerhöchsten (bezeuge ich).“ Mit erneutem „Allah hekbärh“ richtet man sich nun wieder bis zum Knien auf, um sich nochmals mit den gleichen Worten und Begleitbewegungeen niederzuwerfen. Endlich nimmt man, wiederum „Allah hekbärh“ sprechend, die kniende Stellung wieder ein. Nachdem man gemeinsam noch einige Koranstellen hergesagt hat, ist die erste Reka beendet.

Die zweite Reka verläuft vom Heben der Hände zum Ohr bis zum letzten „Allah hekbärh“ genau wie die erste. Falls nicht noch weitere freiwillige Rekas gelobt worden sind, ist nun das Gebet zu Ende, und die Schlußzeremonien, wie alle Formeln in arabischer Sprache gehalten, können angeschlossen werden. Sie setzen mit dem Segen ein: „Der Preis ist Gottes und das Gebot und die guten Werke. Friede sei Dir, Prophet, und die Barmherzigkeit und die Segnungen Gottes. Friede sei über uns und den Knechten Gottes, den gläubigen!“ Dann wiederholt man das Glaubensbekenntnis (Es ist nur ein Gott . . .) und beendet schließlich das Gebet mit dem Segensgruß: „Friede sei mit Euch und die Barmherzigkeit Gottes!“, wobei man den Kopf zur rechten und dann zur linken Schulter wendet, um die beiden Schutzengel, die jedem Gläubigen folgen, zu grüßen.

Während der Vorbeter vor dem Endgruß noch laut gesprochene Koranstellen einflicht, steht es den übrigen frei, persönliche Bitten in der Muttersprache vorzutragen, die dann — zumal bei primitiven Völkern — von dem poetischen und geistigen Niveau des vorgeschriebenen arabischen Wortlautes grell abstechen: „Lieber Gott, du bist so reich, und ich bin so arm, so schenke mir denn eine hübsche graue Eselstute. . .“

Wenn jemand sich besonders durch Frömmigkeit hervortun will oder von irgendwelchen Nöten bedrängt wird, so fügt er noch ein Gebet nachts gegen zwei Uhr ein, betet zwischen Mittag und Abend mit dem Tesbih, dem islamitischen Rosenkranz, oder läßt sich vom Priester einen wundertätigen Koranspruch nennen, den er dann mit Hilfe seiner Freunde und Verwandten Tausende von Malen hersagt, damit das Wort um so sicherer wirkt.

Mohammed hat mit seiner ausgesprochenen organisatorischen Begabung die Gebetsübungen so streng gefordert und so bis ins einzelste vorgeschrieben, damit sie eine beherrschende Rolle im Leben der Gläubigen spielen. Und wenn man sieht, wie sich die Form des Gebets unerschütterlich bis heute gehalten hat, so muß man die Klugheit des Propheten bewundern. Eins aber hatte er nicht bedacht, daß nämlich eine so strenge Wahrung dieser starren Form gegen den seelischen Gehalt abstumpfen könnte, bis von dem Gebet, in dem der Gläubige einst unmittelbaren Verkehr mit Gott fand, nichts mehr bliebe als totes, entferntes Ritual.

Die Aufnahmen zeigen das Gebet der Mohammedaner im Gefängnis zu Kabul.



Nebenstehend: Vierte Stufe: „Allah hekbärh!“ (Gott ist groß!)



Vortrag persönlicher Bitten: „Lieber Gott, schenke mir . . .“

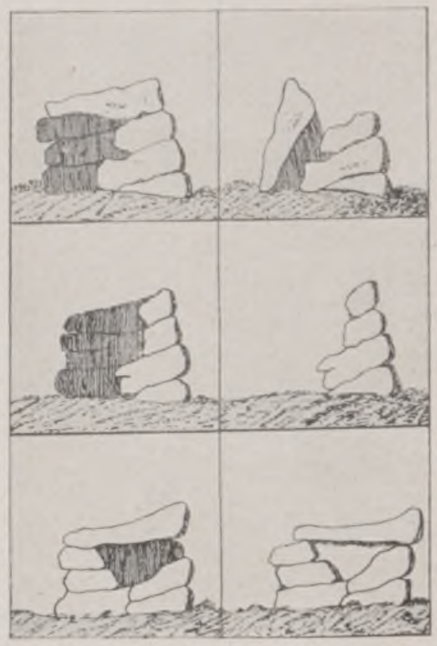


Ende der Gebetshandlung: Formelle Schlußgebete.

Erstarrte Glut.

Granit des Fichtelgebirges.





Bankartige Absonderung am Rudolfstein. — Nebenstehend: Goethes schematische Zeichnung zur Entstehung der Granitformationen auf der Luisenburg.

Der Granit, ein aus Feldspat, Quarz und Glimmer zusammengesetztes Tiefengestein, bildet die Hauptzüge des Fichtelgebirges und verleiht den Höhen jenes eigenartige Gepräge der „Granitlandschaft", wie sie gerade im Fichtelgebirge in wilder Schönheit sich auftut. Wenn auch die eruptiven Massen glutflüssig (als Magma) in Zeiten gewaltiger Veränderungen der Erdrinde aus dem Innern des glühenden Erdballs emporgedrangen, dürfen gerade die Granitblockbildungen des Fichtelgebirges, wie sie heute stehen, nicht auf vulkanische Ereignisse und Erdbeben zurückgeführt werden. — Die früheren Erklärungen der Ereignisse, die keine Augenzeugen hatten, haben sich als irrig erwiesen. Noch im Jahre 1783 schrieb Hofrat Dr. Joh. Dav. Schoepf an einen Schweizer Freund, daß er gar nichts wage, wenn er behaupte, daß ein Erdbeben die Ursache der Zerstörungen gewesen wäre. Aber es mußte ein anderer kommen, der mit klarem Forscherblick die Natur des Berges erkannte und eine tiefgründige Erklärung gab, die von Alexander v. Humboldt, Karl Wilhelm Gümbel und der modernen Wissenschaft bestätigt wurde. Goethe widmete dem grandiosen Felsenlabyrinth der Luisenburg sein wissenschaftliches Interesse. In seinen „Tages- und Jahresheften" (1820) schreibt er: „Mein Abscheu vor gewaltsamen Erklärungen, die man auch hier mit reichlichem Erdbeben, Vulkanen, Wasserfluten und anderen titanischen Ereignissen geltend zu machen versuchte, ward auf der Stelle vermehrt, da mit einem ruhigen Blick sich gar wohl erkennen ließ, daß durch teilweise Auflösung, wie teilweise Beharrlichkeit des Urgesteins, durch ein daraus erfolgendes Stehenbleiben, Sinken, Stürzen und zwar in ungeheuren Massen, diese staunenswürdige Erscheinung ganz naturgemäß sich ergeben habe." — In den naturwissenschaftlichen Schriften „Mineralogie und Geologie" (1820) behandelt er die Frage eingehender und fügt eine instruktive schematische Zeichnung bei, die ohne weitere Erklärung erkennen läßt, daß die Gesamtmasse der „teils äußerlich festen, teils leicht verwitterlichen" Felskolosse unter dem Einfluß fortschreitender, ungleichmäßiger Verwitterung abrutschte und getrennt wurde oder zu den chaotischen Felspartien zusammenbrach. Die leicht verwitterlichen Teile fielen den Einflüssen von Regen und Frost, Sonnenbestrahlung und Abkühlung zunächst zum Opfer, und dadurch wurde den festen Granitkernen die Stütze entzogen, und die Gipfelfelsen stürzten allmählich. Die wollsackartige Abwitterung im Felsenchaos der Luisenburg gibt ein einzigartiges Beispiel für einen derartigen Zusammenbruch.

Daß Goethe mit seiner Ansicht recht hatte, beweist ein fast unbekannter Felsen in der Luisenburg mit einem großen (1,38 m × 1,10 m) ausgewitterten Becken an der senkrechten Seite, im Gegensatz zu den vielen anderen derartigen Verwitterungserscheinungen (Druidenschüsseln), die horizontal auf den oberen Flächen der Granitfelsen sich finden (besonders schön auf dem granitenen Blockgipfel des Nußhardt, wo sich sogar neue, flache Verwitterungsmulden bilden).

Wo geschlossene Gesteinsmassen nicht abrutschten oder abstürzten, erscheint der Granit durchzogen von parallelen horizontalen Klüften, wie das in ausgezeichneter Weise die Felstürme des Rudolfsteins erkennen lassen. In der Anlage waren diese in dem massigen Gestein von vornherein vorhanden als Folge der mit der Abkühlung Hand in Hand gehenden Zusammenziehung des Granits. Längs derselben schreitet die Zersetzung durch die Witterungseinflüsse schneller ins Innere hinein vorwärts, und so kommt es, daß diese plattige oder bankartige Absonderung, wie man die Erscheinung nennt, in verwitterten Felspartien immer deutlicher hervortritt.



Wollsackartige Verwitterung des Granits. — Nebenstehend: Muldenförmige Auswitterung im Granit.



Wegen seiner Härte und Widerstandsfähigkeit nimmt der Granit für technische Verwendung eine hervorragende Stellung ein. Vergangene Steinhauergeschlechter haben auch im Fichtelgebirge den Granit frühzeitig verarbeitet. In die Stille der Ruinen aber klingt das Hämmern aus den großen Bruchanlagen, die nach dem Aufschwung in der Granitverwertung anfangs der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts die moderne Zeit im Fichtelgebirge entstehen ließen. In großer Zahl gehen die gesprengten Blöcke hinaus in alle Lande. In Bauten und Denkmälern stehen die behauenen, geschliffenen und polierten Granitquadern und -säulen und zeugen vom Schaffen der Steinhauer im Fichtelgebirgswalde, der die heimische Arbeitsstätte umrauscht.

Hermann Schoepf, München.

Das Monte Carlo des kleinen Mannes



Der Bajazzo-Automat.

Fällt die oben aus einer Öffnung heraustretende Kugel in das Hütchen des Bajazzos, so gibt der Automat einen mehrfachen Betrag des Einwurfs heraus.



Das Ballfang-Spiel.

Wem in sein Fangnetz eine bestimmte Anzahl von Bällen fällt, wird Sieger.

Rechts nebenstehend:

Fortuna unter Glas.

Mit Hilfe eines Schiebers werden die unter Glasglocken befindlichen Scheiben mit Würfeln in Bewegung gesetzt.





Vorsicht, Kopf weg!

Durch Drücken eines Knopfes wird jeweils ein an der Decke hangender Bolzen ausgelöst, der auf eine bestimmte Stelle auf dem weißen Ausschnitt der rotierenden Scheibe zu treffen hat.



Das Glücksrad, ein unentbehrliches Requisit unserer Jahrmärkte.

Das Stahlblatt muß beim Stillstand des Rades im Gewinnfalle über einer Nummer stehen bleiben.



Eisenbahnspiel für die Großen.

Drückt man auf einen Knopf, so beginnt eine Lokomotive loszufahren; bleibt sie schließlich an einer bezeichneten Stelle stehen, dann hat der Spieler gewonnen.

Monte Carlo — das ist ein Name von verführerischem Klang, ein Traumbild der Spielfreudigen, aller Glücksdurstigen Verlangen. Aber nicht jeder kann dem Rufe „Mesdames, messieurs, faites votre jeu — rien ne va plus!“ des Croupiers mit eigenen Ohren lauschen. In weitaus schlichterer Form muß der „kleine Mann“ seinen Wett- und Wagewünschen Genugtuung schaffen. Er geht also auf den Rummelplatz. Da gibt es zwar kein Vermögen zu gewinnen, aber er will ja auch „nur mal sehen“, ob er Glück hat. Hat er sich schließlich nach langem Mühen einen, wennschon minderwertigen Teddybären errungen, dann zieht er schmunzelnd nach Hause und denkt bei sich: Ja, könnte ich erst in Monte Carlo mein Glück versuchen — — —



AM UFER DER ELBE: BLICK AUF COSWIG IN ANHALT

NACH EINEM GEMÄLDE VON GERHARD GRAF

Der 4000-Dollar-Smaragd.

Von Martin Proskauer.

Dudley Jenkins war seit zwölf Jahren im Geschäft von Thomas Taffing, dem feinsten Juweliergeschäft der Stadt, tätig. Er wußte, daß er kostbare, von Gefahren umlauerte Ware zu betreuen hatte, und war es gewohnt, wenn ein Kunde den Laden betrat, sich sofort ein Gedankenbild des fremden Gastes zu machen, eine Art blitzschneller psychologischer Skizze, die ihn bei anständigen Leuten und bei Gaunern bisher noch nie getäuscht hatte.

Als jetzt die Ladentür langsam geöffnet wurde und der hereindringende Straßenlärm plötzlich wie eine schmutzige Welle von Geräuschen in den vornehmen hellen Laden schlug, sah Jenkins dem Eintretenden mit kühlem, beruflich gespanntem Interesse entgegen.

Kaufmann, vielleicht Börsianer, dachte er, großer, breitschultriger Kerl, treibt gewiß viel Sport, Hände und Arme schlenkern ungelenk, war vielleicht früher Schwerarbeiter, brutales Gesicht, dicke fleischige Ohren, schmaler Mund, Anzug aus gutem Stoff, fertig gekauft. Krawatte ohne Geschmack gewählt.

Die zwei Sekunden, die der Kunde von der Tür bis zum Ladentisch brauchte, hatten dem erfahrenen und durch jahrelangen Umgang mit schönen Dingen ästhetisch geschulten Dudley Jenkins genügt, seinen gedanklichen Steckbrief aufzunehmen.

Jetzt verbeugte er sich höflich zurückhaltend:

„Sie wünschen, mein Herr?"

„Ich möchte ein Schmuckstück, ein Geschenk für eine Dame — etwas Apartes, Schönes."

Der Fremde sprach lässig und auch ein bißchen undeutlich, als ob er ein Zahngeschwür hätte, wie Jenkins, unbewußt weiterbeobachtend, feststellte. Er griff schon in eine Schublade.

„Ich möchte Ihnen Perlen vorschlagen," sagte er, einige schöne Ketten mit sanft schimmernden Kugeln ausbreitend, „dies hier ist sehr schön, ganz gleichmäßige, rosenfarbige —"

Der Kunde fuhr flüchtig mit der Hand über das Halsband.

„Nein, keine Perlen. Ich glaube, für die Dame ist etwas Glitzerndes besser."

„Vielleicht einen schönen Ring", schlug Jenkins vor. „Hier, bitte, eine Auswahl der modernsten Fassungen."

„Was kostet dieser?"

„Das ist ein prachtvoller Brillant — bitte sehen Sie nur, dieses Feuer — er kostet viertausend Dollar."

„Und dieser hier?"

„Ein Saphir und ein Brillant — siebentausend Dollar."

„Das ist mir zu hoch. Dieser grüne Stein hier ist auch ganz hübsch."

„Das ist ein Smaragd erster Qualität, mein Herr. Fünftausend Dollar, ein sehr billiger Preis für ein so herrliches Stück. Bitte — beobachten Sie dieses klare Grün, ganz wolkenfrei und sanft — nicht so giftig wie die billige Ware. Zum Beispiel der Stein hier ist ebenso groß und kostet nur tausend Dollar — Sie werden den Unterschied sofort sehen."

„Ja, der Ring ist ganz nett. Aber die Fassung gefällt mir nicht. Können Sie ihn neu fassen — nach meinen Angaben?"

„Bedaure sehr, mein Herr, diese fertigen Stücke können nicht geändert oder umgesetzt werden."

„Schade, der Stein gefällt mir gerade. Aber die Fassung ist viel zu protzig. Haben Sie ein Stück Papier da? Sehen Sie, so muß das Metall um den Smaragd sitzen."

Mit einigen Strichen zeichnete der Kunde den skizzenhaften Entwurf eines Ringes auf.

Jenkins sah, mit den Augen das Tablett mit den Schmuckstücken und die zeichnende Hand gleichzeitig umfassend, zu. Der Mann versteht was, dachte er, wie er die Flächen des Steins zeichnet, wenn auch wahrscheinlich kein Kunde — zum echten Käufer ist er mir zu gleichgültig — so doch ein Fachmann."

„Darf ich Ihnen ungefaßte Steine zeigen? Ich habe da ein paar sehr schöne Smaragden, diesem hier fast gleichwertig."

„Gut," nickte der Fremde, „ich kann sie ja ansehen. Aber mittelmäßiges Zeug will ich nicht haben, für mich kommt nur ein ganz erstklassiger Stein in Frage."

Der Verkäufer legte auf das Tuch der Unterlage eine Anzahl kleiner Briefe, denen er eng gefaltetes Seidenpapier entnahm.

„Hier habe ich ein paar sehr schöne Steine — dieser hier — und auch der große."

Der andere beugte sich über den Glastisch.

„Hm, scheinen ganz passable Sachen zu sein, aber gegen das Tageslicht kann ich nicht ordentlich sehen. Wollen Sie die Steine mal zum Fenster bringen?"

Jenkins sah einen gedankenschnellen Augenblick auf, dann trat er zur Sicherheit auf die unten am Ladentisch entlanglaufende Fußleiste, die nun automatisch die Türen verriegelte. Wer jetzt die Türklinke anfaßte, fand den Ausgang verschlossen und entfesselte durch den vergeblichen Druck einen Höllenlärm elektrischer Klingeln — so, jetzt konnte man ruhig zum Fenster gehen und die Smaragden zeigen.

Die beiden standen neben dem Fenster der Ladentür. Jenkins neigte das Brett, auf dem er die Kostbarkeiten trug, so daß das Licht in den grünen Tiefen der Steine lockend aufleuchtete.

Der Fremde stieß mit dem Finger die Steine leicht an.

„Dieser hier gefällt mir in der Form nicht — 'n bißchen wolkig — was kostet der hier?"

„Viertausend Dollar."

Der andere sah sich unschlüssig um.

„Ich weiß nicht — diese Smaragden sind vielleicht doch zu bunt — zeigen Sie doch mal die Brillanten."

Jenkins brachte die Brillanten.

„Nein — ich kann mich nicht entschließen", sagte der Fremde und ging wieder auf den Ladentisch zu, gefolgt von Jenkins. Auf halbem Wege blieb er an einer großen Vitrine mit gewölbten gläsernen Wänden stehen.

„Nette Zigaretten-Etuis hier," brummte er, „was kostet so 'n Ding? Ich wollte schon immer eins haben."

Jenkins hatte das Tablett mit den Steinen in das unterste Fach hinter dem Tisch gestellt und kam jetzt an die Vitrine.

„Dieses Etui, mit Email ausgelegt, kostet hundert Dollar, die anderen von hundert bis zu dreihundert."

„Nee," sagte der Fremde und verzog zum erstenmal sein Gesicht zum Lachen, „so viel gebe ich für mich selbst nicht aus, da bleibe ich bei den Blechschachteln, die kriegt man gratis zu den Zigaretten. Na, ich danke Ihnen jedenfalls für Ihre Mühe."

Er griff nach seinem Hut. Jenkins verbeugte sich: „Bitte sehr, vielleicht ein andermal, mein Herr," und schob rasch mit der Fußspitze die Alarmleiste hoch, um die Tür zu entsichern.

Da war es ihm, als ob der Fremde, der sich bisher so langsam und schwerfällig bewegt hatte, mit raschem Schritt zur Tür strebte — hatte er nicht auch seltsam schnell nach seinem Hut gegriffen?

Rasch die Fußleiste herunter — und als der Fremde auf die Türklinke drückte, ging ein Höllenlärm wie von tausend Klingeln los.

Aus den Nebenräumen stürzte alles herbei, der Hausdetektiv, der Chef, Thomas Taffing, die anderen Verkäufer, die Mittagspause gemacht hatten, auf der Straße vor dem feinen, vornehmen Juweliergeschäft drängte sich schon die Menge der Zufälligen, ein Polizist kam in langen Sprüngen über den Fahrdamm.

Der Fremde ließ die Klinke los, das Klingeln verstummte, und er sah sich erstaunt um.

„Hallo, Sie da," rief er den mit bleichem Gesicht in den Papieren kramenden Jenkins an, „sind Sie verrückt geworden — haben Sie sich vielleicht den großen Brillanten ins Gehirn getreten — oder was ist los?"

„Herr Taffing," rief Jenkins, „hier, ein Stein fehlt, ein Smaragd, der große für viertausend Dollar — fünf waren drin — und hier sind nur noch vier."

„Donnerwetter," sagte der Fremde, „jetzt wird es mir aber zu toll. Wo ist der Chef?"

„Hier, ich bin der Besitzer, Herr Taffing", sagte der Chef und trat zu dem Mann, der noch immer an der Tür stand. Draußen klopfte der Polizist.

„Zunächst bitte ich Sie, in mein Privatkontor zu kommen", sagte Taffing energisch.

„Meinetwegen."

„Roby," rief der Chef dem Hausdetektiv zu, „sagen Sie dem Polizisten, daß er die Leute vor dem Laden wegbringt, er soll erzählen, der Alarm sei durch Kurzschluß losgegangen — oder was ihm sonst einfällt —"

Eine halbe Stunde später sagte im Privatkontor der Fremde:

„Nun passen Sie mal auf, Herr Taffing, jetzt habe ich die Sache satt. Sie beschuldigen mich des Diebstahls, ich lasse mich von Ihren Kerlen bis auf die Haut untersuchen, Sie stöbern jedes Fältchen durch, Sie gucken mir in die Brieftasche — habe ich Ihnen schon mal in Ihren Liebesbriefen herumgeschnüffelt, Herr? Jetzt ist es genug. Ich habe keine Lust, zu warten, bis sich Ihr Smaragd winderfindet. Wer weiß, ob Ihr Verkäufer sich nicht noch mal verzählt und mir noch ein halbes Dutzend fehlender Steine in die Schuhe schiebt! Also jetzt Schluß! Wenn ich nicht sofort in Ruhe gelassen werde, zeige ich Sie dem nächsten Polizeirichter wegen Freiheitsberaubung an — und Sie wissen, wie das in diesem famosen Lande bestraft wird!"

Taffing sah den eben eintretenden Hausdetektiv an. Der zuckte bedauernd die Achseln.

„Wir haben Teppiche und Fußboden mit der Lupe abgesucht, nichts zu finden."

Taffing trat zurück.

„Sie sind frei, Herr —"

„Galloway", warf der Fremde ein — „Sie haben die Visitenkarten in meiner Tasche so genau besehen, daß Sie meinen Namen eigentlich auswendig wissen müßten."

„Ich muß um Entschuldigung bitten, Herr Galloway," fuhr der Chef fort, „es hat sich leider —"

„Na, sehr aufrichtig ist Ihr Bedauern nicht, Herr. Ich hoffe, daß der Smaragd wirklich fort ist, damit Ihre Firma für das schlechte Benehmen gegen harmlose Kunden bestraft ist."

Der Fremde zog sich die Jacke an.

„Also leben Sie wohl, Herr Taffing, ich hoffe, Sie nicht wiederzusehen."

*

Der Besitzer kündigte auf der Stelle dem Hausdetektiv und fuhr zum Vorsitzenden der Schutzgenossenschaft amerikanischer Juweliere. Dieser hörte den Bericht an und sagte:

„Lieber Taffing, die Sache ist finster. Schade, daß Sie den Kunden laufen ließen."

„Das sagen Sie so," knurrte Taffing, „wir haben ihn abgesucht, als ob wir ihm die Flöhe wegfangen wollten, es war nichts zu finden. Ich hatte keine Lust, zu dem Verlust auch noch eine Klage wegen Freiheitsberaubung auf den Hals zu kriegen. So was kostet im Handumdrehen zehntausend Dollar. Aber wo ist der Stein?"

„Ich kann es auch nicht sagen. Aber wenn Ihr Verkäufer nicht die Hände drin hat —"

„Jenkins? Niemals!"

„Na gut — dann liegt hier irgendein verdammter Trick vor, mit dem man morgen vielleicht mich oder einen anderen reinlegt. Ich werde den Fall auf Kosten der Schutzorganisation übernehmen und schicke Ihnen nachher gleich Schrader, unseren besten Detektiv. Sie lassen ihm völlig freie Hand und richten sich ganz nach dem, was er sagt."

„Gern," seufzte der Juwelier, „wenn er mir nur meinen Stein wiederverschafft."

Am Abend erschien in Taffings Juwelengeschäft ein kleiner, grauhaariger, gänzlich unbedeutender Mann und überreichte dem Chef die Ausweiskarte der Juweliersvereinigung.

„Sie sind Schrader?" fragte der Juwelier erstaunt.

„Jawohl, Herr Taffing", sagte Schrader ruhig und schlug zum erstenmal die Augen auf, die in bezwingendem Ausdruck den andern ansahen. „Bitte, bringen Sie mich zu Ihrem Verkäufer, dem das Mißgeschick passiert ist."

Taffing führte den Detektiv in den Laden. Jenkins mußte mehrmals genau in Wort und Bewegung den Hergang schildern. Schrader hörte mit gesenkten Augen zu.

„Hm, also zum Ladentisch — dann zur Tür — und zurück, wobei er an der Vitrine stehen blieb?"

„Jawohl", bestätigte Jenkins.

Schrader schloß die Vitrine auf und untersuchte sie und die einzelnen Stücke genau.

„Hat er die Etuis angefaßt?"

„Nein. Er hat nur gefragt, und ich habe den Preis der Etuis genannt, ohne die Vitrine zu öffnen."

Schrader nickte und ging mit dem Chef ins Privatkontor.

„Irgend etwas stimmt nicht," sagte er, „aber ich weiß noch nicht, was. Auf alle Fälle werde ich die nächste Zeit Ihr Geschäft bewachen. Ich trete morgen früh als Verkäufer bei Ihnen ein, bitte instruieren Sie Ihr Personal."

Ein Monat war vergangen, ohne daß sich Besonderes ereignet hätte. Geduldig stand Schrader hinter dem Ladentisch und machte durchaus den Eindruck eines bescheidenen und etwas bedrückten Verkäufers, der durch seine unbedeutende Erscheinung die Pracht der Edelsteine und goldenen Geräte, die er anzubieten hatte, doppelt hervorhob.

Eines Abends waren schon einige Kunden im Laden, als ein junges, nettes, bürgerlich-elegant gekleidetes Fräulein eintrat. Da die anderen Verkäufer beschäftigt waren, ging Schrader auf sie zu. Sie fragte nach goldenen Armbändern für Herren, sah die vorgelegten ohne Interesse an und schien unschlüssig zu sein, ob sie wieder gehen sollte.

„Ich suche ein Geschenk für einen Herrn, nicht so kostbar, ich habe nicht soviel Geld," setzte sie mit hübschem Lächeln hinzu, „ich fürchte, Ihre Sachen sind für mich zu teuer."

Da erblickte sie die Vitrine.

„Da sind schöne Zigaretten-Etuis," sagte sie, „vielleicht ist etwas Passendes dabei."

Sie blieb, den einen Arm leicht gegen die Vitrine gelehnt, stehen, bis Schrader herankam und die einzelnen Preise nannte.

„Nein, alles zu teuer," seufzte sie und ließ den Arm sinken, „entschuldigen Sie die Bemühung."

Damit wandte sie sich zur Tür. Schrader blieb in höflicher Haltung stehen und sah, wie sie die Hand vom Bügel der Handtasche nahm, das leise Zuschnappen des Bügels klang an sein immer waches Ohr — wie sie rasch die Tür öffnete und auf die Schwelle trat.

Schrader stand noch einen Augenblick unbeweglich, sah die Vitrine an und sprang dann zur Tür.

„Kein Aufsehen, mein Fräulein," sagte er leise und hielt die Kundin am Arm fest, „bitte folgen Sie mir."

Eine Minute später stand die Dame im Privatkontor.

„Empörend," rief sie fast weinend, „was erlauben Sie sich!"

„Es tut mir leid," sagte der Detektiv, „aber uns fehlt seit einiger Zeit ein wertvoller Stein, von dem wir nicht wissen, wo er geblieben ist."

„Ich verbitte mir das — ich gehe sofort zur Polizei", schrie das junge Mädchen.

Taffing kam in das Kontor gestürzt.

„Herr Taffing, lassen Sie doch, bitte, eine Frau kommen, die dieser Dame beim Entkleiden behilflich ist."

Das Mädchen fuhr herum und auf Taffing los. Da sprang Schrader von der Seite heran und riß ihr mit einem Ruck die Handtasche aus der krampfhaft geballten Hand.

Sie wollte sich auf den Detektiv stürzen, aber dieser wehrte sie ab und sagte:

„Herr Taffing, halten Sie mir das aufgeregte Fräulein eine Minute vom Leibe, ich muß mal in die Handtasche sehen."

Er öffnete die Tasche und schüttete den Inhalt auf den Schreibtisch.

„Schlüssel, Lippenstift, Puderbüchse," sprach er halblaut vor sich hin, „na ja, das Übliche. In der Puderbüchse nichts weiter drin — hallo!"

„Was ist?" rief Taffing, der alle Kraft aufbieten mußte, um das sinnlos gegen ihn drängende Mädchen abzuwehren. Schrader hatte ein Stückchen grauer Masse in der Hand, groß wie eine Mandel und hart wie vertrockneter Brotteig oder Glaserkitt.

Er trat zum Fenster und drückte mit dem Daumen auf die graue Substanz. Dann drehte er sich um und hielt Taffing die Handfläche hin.

„Hier ist Ihr Smaragd, Herr Taffing."

Das Mädchen sank laut aufweinend auf einen Stuhl.

„Sie, Fräulein," sagte Schrader, „wo wartet *er*?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Das sage ich nicht, ich verrate ihn nicht."

Schrader lächelte.

„Das ist sehr tapfer von Ihnen. Vielleicht läßt Herr Taffing auch einmal Gnade für Recht ergehen. Er hat ja seinen Stein wieder."

Taffing stand mit ratlosem Gesicht da.

„Ich lasse mich hängen, wenn ich ein Wort verstehe, Herr Schrader. Wollen Sie mir nicht mal erklären —"

„Aber gern, Herr Taffing. Ich habe bemerkt, daß diese nette junge Dame hier sich an der Vitrine zu schaffen machte und mit einer Hand an die hintere Kante der Vitrine faßte, scheinbar sich in ungezwungener Art stützte. Aber mir fiel das auf, und als Sie beim Hinausgehen den Bügel ihrer Handtasche zuschnappte — sie hatte nichts gekauft — da wollte ich sie mir doch mal genauer ansehen. Und ich hatte recht. Ihr Smaragd war tief in ein Stück Kaugummi eingedrückt, das Ihr damaliger Kunde Galloway an die Rückwand der Vitrine geklebt hatte. Erinnern Sie sich, daß Ihrem Jenkins das undeutliche Sprechen des Mannes aufgefallen war? Das war der Kaugummi, den er schon fertig zur Tat im Munde hatte. Die Besichtigung der Etuis hatte nur den Zweck, den Smaragd in seiner Kaugummi-Fassung so lange zu deponieren, bis er später einmal in Ruhe abgeholt werden konnte. Dazu erschien heute diese junge Dame, und sie hat ihren Auftrag auch ziemlich ordentlich ausgeführt. Ein bißchen Glück gehört eben zu jedem Geschäft!"

Bequem zu Hause











Bella Herzog in schwarzem Combination.

Links oben:

Dreiteiliger Pyjama aus gelber und blauer Seide. (Modell: Zwieback.)

Rechts oben:

Schwarzseidener, mit bunten Vögeln bestickter Kimono.

Links nebenstehend:

Kleidsamer Pyjama, bestehend aus heller Hose und gestreiftem Herrenrock. Trägerin: Marion Mill.

Rechts nebenstehend:

Die Schauspielerin Maria Bard in einem japanischen Morgenrock. (Phot. Geiringer-Horovitz.)

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.
Alle Aufnahmen bis auf das Bild rechts unten von Kitty Hoffmann, Wien.

Die Astronomie in Humor und Satire.

Von Hofrat Dr. Anton Klima, Wien.



So bin ich ein Astronomus/
Erkenn zukünfftig Finsternuß/
An Sonn vnd Mond/durch das Gestirn
Darauß kan ich denn practiciern/
Ob künfftig komm ein fruchtbar jar
Oder Theuwrung vnd Kriegßgefahr/
Vnd sonst manicherley Kranckheit/
Milesius den anfang geit.

Der Astronom.
Holzschnitt von Jost Amman, 1568. (Verse von Hans Sachs.)

Die wundersamen Erscheinungen am Himmel, jener scheinbaren Kugel, als deren Mittelpunkt sich ein jeder betrachtet, der seine Blicke zu den fernen Himmelskörpern erhebt, haben zu allen Zeiten die menschliche Phantasie mächtig angeregt. Schon der Umstand, daß die Sterne dem menschlichen Auge erst in geheimnisvoller Nachtzeit sichtbar werden, wenn das große Tagesgestirn es nicht mehr blendet, hat dazu beigetragen, daß ihre Erforschung mystische Erwägungen aller Art beeinflußt haben. Einstmals war die Betrachtung des Sternhimmels noch ein kühnes Wagnis, dessen sich nur jene unterfangen sollten, die sich stark genug fühlten, den Schleier der in den Sternen geschriebenen Zukunft ein wenig zu lüften. In meisterhafter Weise hat Spitzweg auf seinem Gemälde „Der Sterndeuter" das Zagen und Bangen wiedergegeben, das den Laien erfüllt, der zum erstenmal durch den geheimnisvollen Tubus die schicksalverkündenden Sterne betrachten darf. — Der allbefreiende Humor wie die kritische Satire konnten sich auf dem von Mythos und Mystik durch Jahrhunderte so sehr beherrschten Gebiete der Sternkunde erst zu einer Zeit betätigen, in der die nüchtern beobachtenden Naturwissenschaften bereits eine strenge Scheidewand zwischen mathematisch fundiertem Wissen und phantasievoller Deutung gezogen hatten, denn zu den Zeiten des fast allgemeinen Glaubens an den Einfluß der Gestirne auf die Geschicke der Menschheit wäre selbst der harmloseste Spott als Blasphemie erschienen.

Die Sonne, der Zentralkörper unseres kosmischen Systems, und der Mond als der unserer Erde am nächsten stehende Himmelskörper werden in der humoristischen Darstellung der neueren Zeit gewöhnlich als unglücklich verheiratetes Ehepaar vorgeführt, wobei die Rollen von Mann und Weib bisweilen gewechselt sind. In französischen Darstellungen ist nach klassischem Muster die Sonne der Gatte, der sich nach beendigtem Tagewerk zur Ruhe begibt, während seine Gattin erst aufsteht und — ihre eigenen Wege geht. Nur ab und zu vereinigen sich die beiderseits ungetreuen Ehehälften und dieses Ereignis (Sonnenfinsternis) wird dann von den neugierigen Erdenkindern mit optischen Hilfsmitteln aller Art ebenso eingehend wie indiskret beobachtet. Nach deutscher Darstellung begibt sich jedoch Frau Sonne zur Ruhe, und Herr Mond, der alte Schwerenöter, geht zur Nachtzeit auf Abenteuer aus. Von den Planeten erfreuen sich namentlich Venus und Mars, das schon in der Mythologie recht übel beleumundete Paar, sowie auch Merkur und Saturn, besonders, wenn sie als Jahresregenten in Frage kommen, einer großen Beliebtheit bei den Humoristen. Unter den Fixsternen sind es die Sternbilder des bekannten Tierkreises, die recht häufig humoristisch behandelt werden. Besondere astronomische Lieblinge der Humoristen sind jedoch die merkwürdigen Kometen, die Vagabunden am Himmel.



Astronomische Betrachtungen.
Gezeichnet von Cajetan, gestochen von Andr. Geiger. Aus „Bäuerles Theaterzeitung", Wien, 1831.



Der Venusdurchgang vom Jahre 1852.
Satirische Beilage zur „Wiener Allgemeinen Zeitung".



Die wiedervereinten Gatten: Sonnenfinsternis.
Satire von J. J. Grandville aus „Un autre monde", 1843.

Rechts nebenstehend:



Das neue Himmelswunder!
Scherzblatt aus dem Londoner „Punch", 1860.







Der Astronom in der Dachkammer.
Stich von P. Fränkel nach einem Gemälde von J. Laufberger.

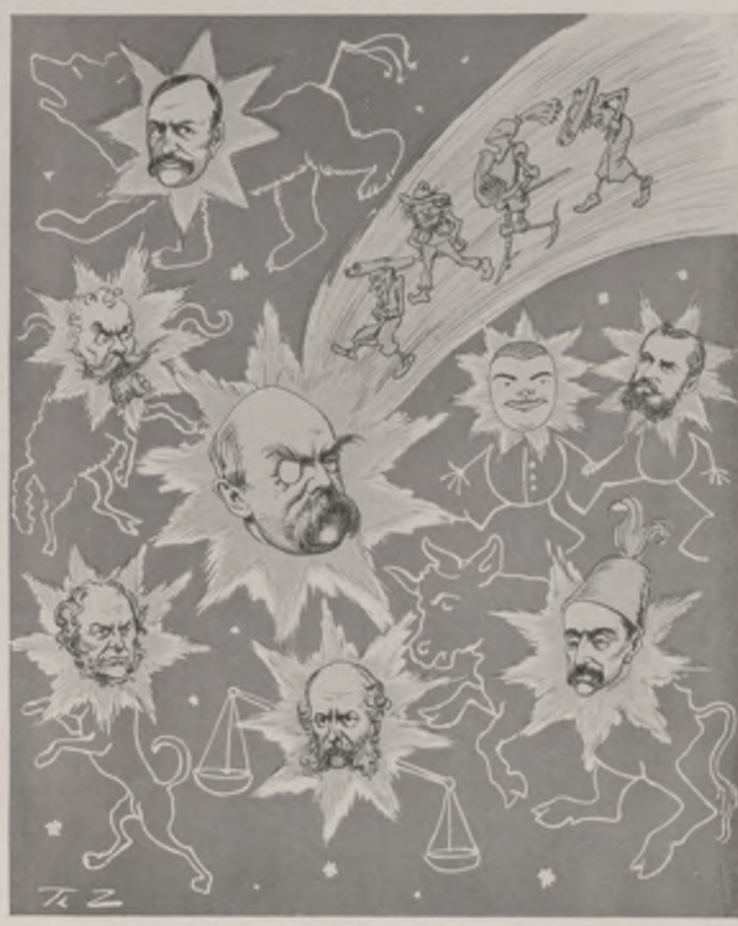
Oben Mitte: Der Spießer kontrolliert die Wissenschaft.
Karikatur von Honoré Daumier.

Der Sterndeuter.
Gemälde von Karl Spitzweg.

Frau Sonne begrüßt einen solchen Gesellen mit den Worten: „Ein netter Herumtreiber bist du — alle 75 Jahre kommt er einmal nach Hause!“

Auch die astronomischen Forschungen und ihre Ergebnisse hat die Satire in ihren Spottbereich gezogen. Sie kann sich nur dann wirksam betätigen, wenn sie besondere Anlässe für satirische Behandlung findet. Eigentliche Spottbilder über bedeutende Astronomen gibt es fast gar nicht, denn die wenigen vorhandenen Porträtkarikaturen würdigen die wissenschaftlichen Verdienste der Abgebildeten zumeist in einer harmlos humoristischen Weise. Ungleich schärfer wird jedoch die Satire, wenn ihr Spott gleichzeitig eine mehr oder minder abfällige Kritik der Ergebnisse der astronomischen Forschung darstellt. Es handelt sich in solchen Fällen meistens um kosmische Ereignisse, die entweder gar nicht oder nicht rechtzeitig oder nicht in der durch die Tagespresse lange vorher bekanntgegebenen Weise eingetroffen sind. Ein besonderes Kapitel bilden die beliebten Alarmnachrichten von dem Erscheinen von Kometen und die daran geknüpften Diskussionen über die eventuellen Folgen ihres Zusammenstoßes mit unserem Planeten. Wenn dann nach glücklichem Verlauf des Ereignisses die bange Beklemmung von einem befreienden Aufatmen abgelöst wird und der Spott sich gegen die Schwarzseher wie gegen die Forscher wendet, die den Eintritt einer derartigen kosmischen Katastrophe in den Bereich der Möglichkeit gerückt hatten, kann uns das nicht wundernehmen. Auch die so oft und ernsthaft besprochenen Fragen über die Bewohnbarkeit der fremden Himmelskörper sowie über das Vorhandensein von Lebewesen auf diesen beschäftigen ständig die Phantasie der Satiriker. Das Ergebnis bilden zumeist groteske oder rein humoristische Schilderungen des Aussehens der Bewohner der fernen Welten und ihrer Lebensverhältnisse. Die darin etwa enthaltene Satire nimmt aber keineswegs die astronomische Forschung aufs Korn, sondern hat zumeist eine satirische Kritik unseres Erdendaseins zum Inhalt.

Ganz besonders aber hat es die Satire auf jene Amateure und Dilettanten abgesehen, die ohne wissenschaftliche Vorbildung und mit unzulänglichen Hilfsmitteln kühn auf Entdeckungsreisen im Himmelsraum ausgehen wollen. Die Zahl solcher „Sterngucker“ ist größer, als man glauben sollte, und nimmt natürlich bei besonderen Anlässen, wie Sonnen- und Mondfinsternissen, Venusdurchgängen, beim Sichtbarwerden von Kometen u. dgl., besonders zu. Schon Daumier spottete über den Spießbürger, der sich auf seinem abendlichen Spaziergang am Arme der beleibten Gattin mit eigenen Augen überzeugen will, ob sich der große Astronom Leverrier nicht doch geirrt hat, der auf mathematischem Wege das Vorhandensein eines großen Planeten — des Neptun — festgestellt hatte. Auch die politische Satire tritt häufig in astronomischem Gewand auf. Mit besonderer Vorliebe werden große Staatsmänner wie Bismarck und andere als bedeutsame Erscheinungen am politischen Sternhimmel abgebildet.



Der große Komet am politischen Horizont.
Wiener Karikatur von Th. Zajacskowsky in „Floh“, 1881.



Das Flugzeug als Sternenschreck.
Satire von Schaberschul aus „Motor“, 1914.



Ein unsolider Herr.
Frau Sonne zum Kometen: „Ein netter Herumtreiber bist du — alle 75 Jahre kommt er einmal nach Hause!“ — Scherzbild aus den „Lustigen Blättern“.

Vom Buntglas zum Kunstwerk.

Aus einer Werkstatt für Glasmosaiken



Zerkleinern der gepreßten Glaskuchen (vorn am Boden) mit dem Spitzhammer zu Mosaikwürfelchen.



Blick in einen Teil eines Mosaiklagers, wo die Glaskuchen und Glaswürfelchen, in reichster Auswahl nach Farben sorgfältig geordnet und numeriert, aufbewahrt werden.

Erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit wird die Glasmosaikkunst in Deutschland angewendet. Künstler von Ruf haben auf diesem Gebiete Besonderes geleistet, und zwar nicht nur für kirchliche Zwecke, sondern hauptsächlich auch für Profanbauten. Wir haben im Mosaik eins der reizvollsten und prächtigsten Ausdrucksmittel für die dekorative Ausschmückung architektonischer Entwürfe. Neben dem historischen Vollmosaik wendet man zur Erreichung von Raum- und Farbenwirkung das Putzmosaik an. Hand in Hand hiermit geht eine neue Technik, die Goldplattenmalerei, bei der das Material aus stark nuancierenden Gold- bzw. Silberplatten besteht. Ein Gang durch eine Glasmosaik-Werkstätte wird uns mit der Technik dieser wunderbaren Kunst näher bekannt machen. In der Schmelzhütte werden die Glasplatten selbst gegossen und hergerichtet, das breiige, flüssige Glas wird mit Löffeln auf Platten gegossen und kommt dann unter die Hebelpresse. Auf diese Weise erhalten die Platten alle eine gleichmäßige Stärke von $^1/_2$ cm. Die runden, etwa 10 bis 15 cm großen farbigen Glasplatten werden nun, bevor sie ins Atelier kommen, in Stücke zerschlagen. Das Lager weist Glasstücke in etwa 14000 verschiedenen Farbentönungen auf.

Im Atelier ist eine vielseitige Vorarbeit nötig, bevor man an eine Zusammensetzung der Mosaiken gehen kann. Von den vom Künstler angefertigten Entwürfen in Originalgröße des herzustellenden Kunstwerkes werden zunächst Pausen hergestellt und hiermit ein genaues Spiegelbild auf Papier übertragen. Dieses Bild wird nun in verschiedene Einzelteile zerlegt und den Mosaikarbeitern überantwortet. Auf ihrem Arbeitstisch finden wir viele Einzelschälchen mit verschiedenfarbigen Glasstücken. Vor den Plätzen an der Wand hängt das Original des Künstlers, und es ist nun die Aufgabe des Mosaikarbeiters, alle Farbenfeinheiten des Originals bei der Zusammensetzung zu berücksichtigen. Das schon erwähnte Spiegelbild wird vorher mit Kleister bestrichen, und die zum Teil winzig kleinen Glasstücke werden mit der Pinzette auf dies Bild gedrückt. Sobald Einzelteile fertig sind, werden sie zusammengestellt und auf ihre Gesamtwirkung hin geprüft. Fällt diese nach Wunsch aus, so werden die Einzelteile zusammengesetzt. In feuchten Sanduntergrund, womit das Mauerwerk, welches das Bild aufnehmen soll, bedeckt wird, werden die Mosaikstücke mit der Glasseite eingedrückt, so daß für den Beschauer das Mosaikbild zunächst verschwindet. Ist der Sand verhärtet, so wird die Unterlage abgenommen, die Glasstücke vom Kleister gereinigt, und das Kunstwerk ist fertig.



Im Zeichenatelier.
An der Wand die Werkzeichnung (im Spiegelbild) für ein Untergrundbahnhof-Mosaik. Die Werkzeichnungen werden in Ausschnitten den Mosaik-Setzern übergeben.



Zusammenstellen der auf die Ausschnitte der Werkzeichnung gesetzten Mosaikstücke.



Abweichen des Papiers der Werkzeichnung, nachdem das Mosaik umgekehrt auf einem Putzgrund befestigt worden ist.

Beim Ausschmücken von Gewölben werden Nachbildungen von Gewölben in Holzmodellen hergestellt, um die Spiegelbilder hiernach einrichten zu können.

Noch einige Worte über die Färbung der Gläser. Sämtliche verwendeten Farben sind Metalloxyde, die beim Zusammenschmelzen mit dem Glas nicht verbrennen. Nur bei Gold und Silber wird eine Glasplatte mit ganz dünnen Stückchen Gold oder Silber zusammen unter eine Hebelpresse gebracht und beides auf einer weiteren gewöhnlichen Glasplatte hart gepreßt, damit das Blattmaterial von Glas bedeckt wird.

H. Herzberg.

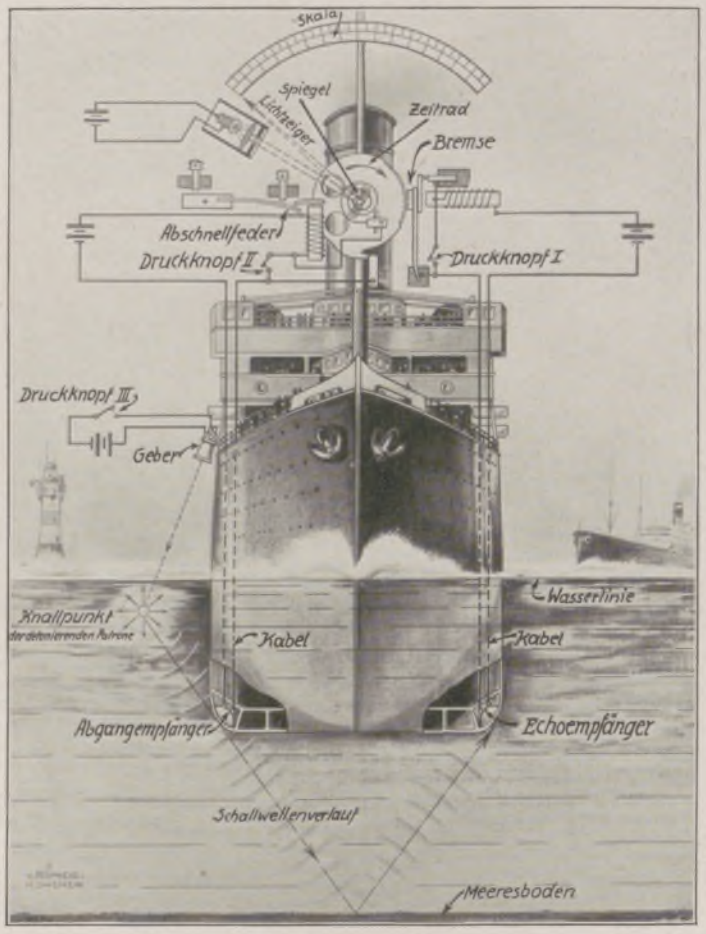


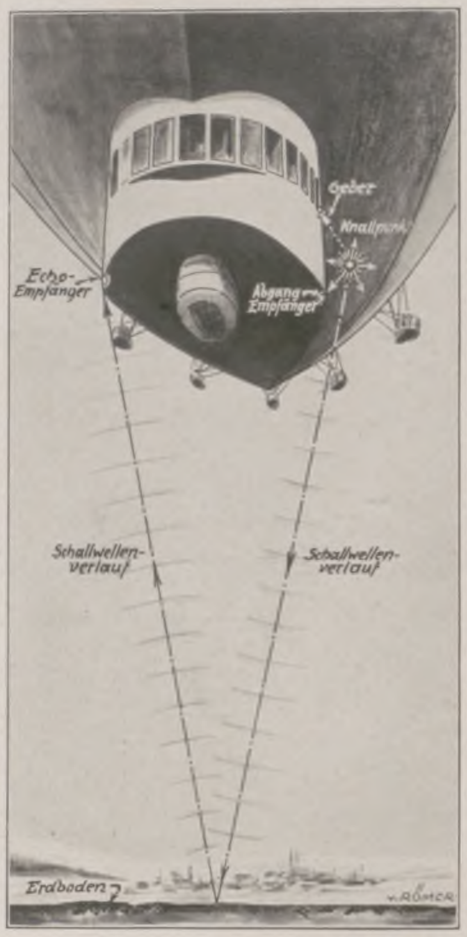
Ein Touristen-Einfallstor zum Alpengebiet: Vor dem Bahnhof in Garmisch-Partenkirchen bei der Ankunft der Fremden.

Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Rudolf Lipus.

Wissen und Leben

Höhen- und Tiefenmessungen mit dem Behmlot. Bisher war man zur Messung von Meerestiefen ausschließlich auf Handlotung mit Draht und Senkblei angewiesen. Jetzt hat man hierfür eine neuartige Meßmethode, die sogenannte Echolotmessung. Der Erfinder dieses Systems, der bekannte Physiker A. Behm, hat in langjähriger, rastloser Arbeit dieses neue Verfahren zu einer ausgezeichneten Vollkommenheit ausgebaut. Unsere linke Abbildung zeigt die Anwendung des Behmlotverfahrens zur Tiefseemessung. Die Lösung des Echolotproblems gelang erst dadurch, daß Behm den Schallschatten, den der Schiffskörper wirft, dazu benutzte, den Echo-Empfänger vor der direkten Einwirkung des Schallsignals zu schützen. Die Wirkungsweise des Behmlotverfahrens ist aus der Abbildung deutlich zu ersehen. Es wird auf der einen Seite des Schiffes mittels einer Lotpatrone ein Schallsignal abgegeben, das in seiner Einwirkung auf den auf der anderen Seite des Schiffskörpers befindlichen Echo-Empfänger durch das Schiff selbst abgeschirmt ist. Dadurch ist es möglich geworden, auch geringe Wassertiefen zu messen. Für die Messungen wird als Schall die Explosion einer kleinen Patrone verwendet. Nach Abschuß der Patrone erfolgt die Explosion durch einen Zeitzünder erst in 1 bis 2 m unter dem Wasserspiegel. Die Schallwellen, die zunächst auf den sogenannten Abgangsempfänger treffen, pflanzen sich durch das Wasser bis zum Meeresgrund fort, werden von dort aus zurückgeworfen und erreichen den Echo-Empfänger. Mit dem Behmzeitmesser vermag man die Zeit vom Vorbeigang der Schallwelle am Abgangsempfänger bis zum Eintreffen im Echo-Empfänger einwandfrei zu messen und sichtbar zu machen. Die verstrichene Zeit kann dann an einer Skala, die direkt in Tiefen- oder Höhenmetern geeicht ist, sofort abgelesen werden. Der Erfolg der Tiefseemessungen durch das Echolot führte Behm auch zur Anwendung des Echolots für die Luftfahrt zur Höhenmessung. Die rechte Abbildung stellt diese Anwendung vom Luftschiff aus dar. An einem Fenster der Führergondel ist der Geber befestigt, von dem aus die Patrone abgeschossen wird. Der Knallpunkt ist deutlich erkenntlich gemacht. Die Schallwellen gehen wiederum vom Abgangsempfänger zum Erdboden und werden von dort aus zum Echo-Empfänger zurückgeworfen. Es ist Behm gelungen, auch für Höhenmessung im Flugzeug eine Methode auszubilden, die durch Echozeitmessung eine außerordentlich schnelle Bestimmung der Flughöhe fast bis auf Null herunter mit einer Genauigkeit von 10 cm erhält. Ing. B. v. Römer.

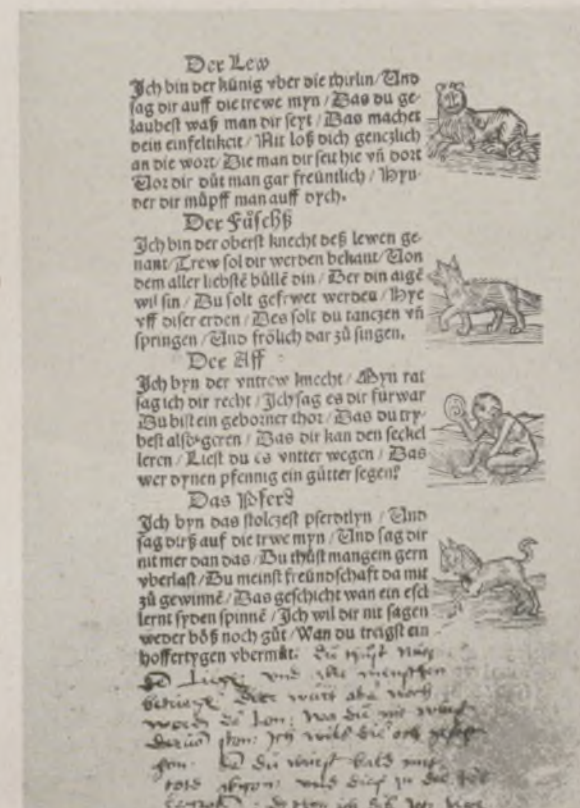




Ein neues System für Tiefen- und Höhenmessungen: Das Behmlot in seiner Anwendung zur Messung der Meerestiefe (links) und zur Höhenmessung vom Luftschiff aus. Zeichnungen von H. und B. v. Römer. (Vgl. nebenstehenden Beitrag.)

Alte deutsche Los- und Stechbücher. Zwei Fragen haben die Menschen immer wieder an die Zukunft gestellt und haben alle ihnen dienlich erscheinenden Mittel angewandt, diese beiden Fragen zu beantworten. Was wird geschehen? heißt die eine. Was soll ich tun? lautet die andere. Scheinbar wesensverschieden, ja, einander wechselseitig aufhebend (gründet sich die erste doch auf einen mehr oder weniger unbedingten Fatalismus, die zweite auf den Glauben an die Freiheit des Willens), sind sie doch in Wahrheit nahe verbunden, da der losende Mensch sich ja seiner angeblichen, ihm sehr unheimlichen Freiheit begibt und sich unter die Vormundschaft einer höheren Notwendigkeit stellt. So sind also auch die Methoden, Antwort auf die beiden Fragen zu erlangen, nicht streng voneinander zu trennen: Orakel und Los gehören zusammen. Immerhin darf man sagen, daß die Orakel im engeren Sinne (von der Katze, die mir gestern über den Weg lief, bis zur Astrologie und hellseherischen Prophezeiung) die Frage nach dem künftigen Geschehen beantworten, ohne einen Rat für das Tun zu geben; während die Untergattung des Losorakels eher solch beratender Deutung fähig wird, mag sie auch nur ermutigend oder abratend wirken. Wenn Gretchen ihre Blume auszupft mit dem Sprüchlein: „Er liebt mich, er liebt mich nicht . . .“; wenn Walter von der Vogelweide einen langen Strohhalm mit einem kurzen „abmißt“ und zwischen „Sie tut's“ und „Sie tut's nicht“ tröstliche Loswahl findet; wenn einer beim Salvatorbier an den Knöpfen abzählt, ob er noch ein Krügel riskieren darf: so wollen sie alle nicht wissen, was geschehen wird, sondern, was schon ist, um die Hemmungen ihres weiteren Tuns glücklich zu überwinden. — Die älteste und primitivste Art des Losens ist sicher die, so nur auf Ja! oder Nein! hinausgeht. Sie erfordert noch keine Deutung, da sich ja die beiden Zeichen auf Losstäben, Lostäfelchen, Lossteinchen selbst leicht anbringen lassen oder das Dilemma, wie in obigen Beispielen, einfach durch Abzählen gelöst wird. Aber auch der Gebrauch mehrerer Zeichen auf den Losstäben ist uns von Skythen, Kelten, Finnen früh bezeugt, von den Deutschen zuerst sicher bei Tacitus (98 n. Chr.), nach dem Stäbchen von einem fruchtbaren Baum, durch gewisse Zeichen voneinander unterschieden (Vorläufer, wenn auch nicht Ahnen unserer „Buchstaben“!), über ein weißes Tuch ausgestreut und drei davon unter zauberischen Zeremonien aufgenommen werden, um gedeutet den Zukunftswink zu geben. — Schon ein Stück weiter gehen griechische und römische Lostäfelchen, auf denen je ein ganzer Vers (des Homer, des Virgil) verzeichnet war: das „gezogene“ Los wurde dann ebenfalls als Ratschlag höherer Mächte gedeutet. Im christlichen Mittelalter spielt dann die Bibel eine gleiche Rolle, und bis in unsere Zeit sind neben dem Buch der Bücher allerlei Erbauungsschriften, besonders die sogenannten Schatzkästlein, nur selten Bücher weltlichen Inhalts, als Orakel in jedem Sinne befragt worden; mochte auch die Kirche gegen diesen Mißbrauch eifern. In den Konventikeln der Mystiker und der Pietisten war dieses Befragen von Losbüchern sehr im Schwange. Goethe erzählt von dem Schatzkästlein der Mutter, das sie neben der Bibel als „Stechbuch“ verwandte, indem sie mit einer Nadel zwischen die Blätter stach und den aufgeschlagenen Spruch für sich deutete. Im „Buche der Sprüche“ des „Westöstlichen Diwans“ hat der Dichter dann selbst ein poetisches Stechbuch scherzend geschaffen, in den Noten und Abhandlungen dazu aber hat er den alten Brauch seelenkundig beleuchtet: „Der Unentschlossene findet nur sein Heil im Entschluß, dem Ausspruch des Loses sich zu unterwerfen.“ Wir vermögen heute noch etwas tiefer zu sehen und einen guten Sinn in dieser Art des Loses zu finden. Überall dort, wo ein Spruch, ein Vers, ja selbst nur ein geheimnisvolles Wort oder gar nur ein Zeichen auf uns zu deuten ist, entsteht durch den Deutungsversuch eine Verbindung unseres Bewußtseins mit den schicksalhaften Urgründen des Unbewußten, das in der heutigen Psychologie wieder eine so große Rolle spielt. Schon der romantische Seelenforscher Carus behauptet (1846!), „der Schlüssel zur Erkenntnis vom Wesen des bewußten Seelenlebens“ liege „in der Region des Unbewußtseins“. Die Psychoanalyse hat diese Wahrheit erst neu entdecken müssen, und wir





Der Lew
Jch bin der künig vber die thirlin/Vnd sag dir auff die trewe myn/Das du gelaubest waß man dir seyt/Das machet dein einfeltikeit/Mit loß dich genczlich an die wort/Die man dir seit hie vñ dort Vor dir dût man gar freüntlich/Hynder dir müpff man auff dych.

Der Füsch
Jch bin der oberst knecht deß lewen genant/Trew sol dir werden bekant/Von dem aller liebstẽ bûllẽ din/Der din aigẽ wil sin/Du solt gefrwet werden/Hye vff diser erden/Des solt du tanczen vñ springen/Vnd frölich dar zû singen.

Der Aff
Jch byn der vntrew knecht/Myn rat sag ich dir recht/Jch sag es dir fürwar Du bist ein geborner thor/Das du trybest alsö geren/Das dir kan den seckel leren/Liest du es vnter wegen/Das wer dynen pfennig ein gütter segen?

Das Pferd
Jch byn das stolczest pferdtlyn/Vnd sag dirß auf die trwe myn/Vnd sag dir nit mer dan das/Du thüst mangem gern vberlast/Du meinst freündschaft da mit zû gewinnẽ/Das geschicht wan ein esel lernt syden spinnẽ/Jch wil dir nit sagen weder böß noch gût/Wan du treigst ein hoffertygen vbermût.

Los- und Stechbücher, aus denen unsere Vorfahren ihr Schicksal zu erkunden suchten: Drehscheibe (links) und erste Textseite des nur in einem einzigen Exemplar in der Preußischen Staatsbibliothek noch vorhandenen Losbuches von Martin Flach, Basel, 1485. Faksimiles herausgegeben von E. Bouillième, 1923. Die Zunge des Tieres ist ergänzt. (Hierzu nebenstehender Beitrag.)

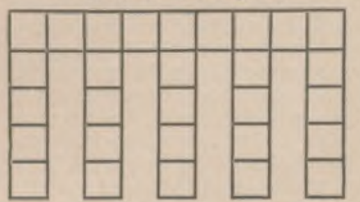
dürfen heute sagen (ob wir sonst zu Freud oder zu Adler, zu den Schweizern oder vernünftigerweise zu keiner dieser Sekten halten): das Unbewußte birgt nicht nur den Schlüssel zur Erkenntnis der bewußten Seele, sondern, was mehr ist, auch den Schlüssel zu unserem Schicksal, das weithin von unbewußten Mächten geleitet wird. Die subjektive Deutung der Loswahl geschieht nun so, daß wir das Orakelwort in eine persönliche Beziehung zu uns setzen, wodurch es sich für uns wandelt, umbaut, aufhellt, ordnet, um so mehr, je stärker unbewußte Tendenzen sich darin unserem Bewußtsein mitteilen können. Wie in einem Spiegel erscheint uns dann das eigene Innerste als etwas Äußeres, uns vom Schicksal Aufgegebenes, und wir nehmen williger und mutiger das Gebot hin, das uns so erteilt wird. Darum bewahrheiten sich natürlich die Schicksalssprüche nur dann, wenn wir von vornherein an sie glauben. Es spricht nicht gegen, sondern für den unvermindert zähen Glauben an die alten Losorakel, daß seit dem 13. Jahrhundert in Europa Bücher auftauchen, die aus der Schicksalsfrage ein heiteres, unverbindliches Gesellschaftsspiel machen. Sie gehören, psychologisch genommen, zu den gleichen Beruhigungsmitteln wie das Sprichwort von den Träumen, die Schäume sein sollen. Der mittelalterliche Mensch und der Mensch der Renaissance besitzt noch die beneidenswerte Fähigkeit, über ernste Dinge sich lustig zu machen, ohne sie darum weniger ernst zu nehmen. Diese Losbücher, viele von ihnen heute nur noch in einem einzigen Exemplar erhalten, sind kostbare Seltenheiten unserer Bibliotheken geworden. Alle diese Bücher enthalten Anordnungen scherzhafter Antworten auf gestellte oder gedachte Fragen, für Männlein und Weiblein oft besonders. Die jeweilige Orakelantwort wird durch das Los, d. h. durch den Zufall gefunden, bei den älteren Büchern mit Hilfe eines Kartenspiels oder der Würfel, deren mögliche Kombinationen im Buche systematisch abgebildet sind und mehr oder weniger verzwickt auf den rechten Spruch leiten. Später trägt das Titelblatt auf beiden Seiten eine bewegliche Drehscheibe, die man von der Vorderseite her in Umdrehung setzt, um dann auf der Rückseite nachzusehen: dort weist ein Zeiger, die Zunge eines Ungeheuers oder ein Einhorn auf Zeichen, Bild oder Stichwort des „gesuchten" Losspruches. In dem hier als Beispiel wiedergegebenen Losbuch des Baseler Druckers Martin Flach (Unikum in der Preuß. Staatsbibliothek, Berlin; um 1485) sind es Tiernamen, die dann im Büchlein aufzusuchen sind. Ein Zusammenhang der Tiere mit den Sprüchen (die auch aus anderen Losbüchern bekannt sind) besteht nicht. Das Flachsche Losbuch hat nur eine Drehscheibe. Strengkirchliche Kreise empfanden diese lustigen Losbüchlein als Unfug und suchten sie durch andere, erbauliche und nützliche (wie sie meinten) zu verdrängen. Ohne Erfolg, da diese christlichen Losbücher kaum eine Auflage absetzten. Auch die frommgläubigen Kreise haben sich des neuen Büchleins nicht bedient, sondern sind bei den Stechbüchern ihres Vertrauens geblieben: bei der Heiligen Schrift, beim Gesangbuch, beim Schatzkästlein, von dessen zahllosen Ausgaben das pietistische von Bogatzky heute noch weitverbreitet ist. Ob auch zu Orakelzwecken mit gläubiger Nadel, weiß ich nicht. Dr. Hans Hajek.

Die Kulturleistungen der Menschheit. „Unsere Zeit hat den Beruf, die entwickelte Gesamtübersicht der menschlichen Kultur wissenschaftlich zur Vollendung zu bringen ... die letzte Zusammenschau wird verlangt, ‚das natürliche System' der Menschheitskultur." — Diese Zeilen sind einem groß angelegten Werke mit dem Titel „Die Kulturleistungen der Menschheit" (Verlagsbuchhandlung J. J. Weber in Leipzig, 1927) entnommen, dessen Verfasser Dr. Hermann Schneider, Professor der Philosophie und Pädagogik, Mitdirektor des Philosophischen Instituts der Universität Leipzig, ist. Vom 1. Bande des imposanten Werkes, der den Titel „Die Völker des Altertums" trägt, liegt bisher die 1. Abteilung vor. Er behandelt die urzeitlichen Steinkulturen Europas bis zur Jungsteinzeit, sodann die Schrift-Erfinder unseres Kulturkreises: Ägypter, Babylonier und Kreter, schließlich die Schriftübernehmer und Kulturvollender: Juden, Perser (bis hierher reicht die vorliegende 1. Abteilung des 1. Bandes), Hellenen und Römer. Ein Anhang soll den Indern und Chinesen gewidmet sein. Der 2. Band wird die europäischen Kulturen der Neuzeit: Italiener, Spanier, Engländer, Franzosen, Holländer, Deutsche, Skandinavier, Russen, Polen, betrachten und erst danach die mittelalterlichen Kulturen in Europa, Asien und Afrika — namentlich den Islam, schließlich auch die „Mittelalter" in Persien, Indien, China, Japan. Dieses universale Werk ist das Ergebnis jahrzehntelanger Forschung und Sammlung, deren Weg und Entwicklung durch eine ganze Reihe vorhergehender Werke des Autors (von 1906 bis 1922) gekennzeichnet sind. Die Universalität des Werkes offenbart sich nicht nur in der geographischen und chronologischen Erstreckung der dargestellten Kulturentwicklung der Menschheit, sondern vor allem darin, daß die jeweilig betrachtete Kultur bis in ihre sämtlichen Gebiete hinein durchleuchtet wird, also Rassengrundlage, Staatsverfassung und Ständebildung, Dichtung, Musik, Bildkunst, Wissenschaft, Weltanschauung und Religion der betreffenden Völker und Kulturen jedesmal einzeln gewürdigt werden. Dabei soll Fehlendes auf einzelnen Gebieten einzelner Kulturen nicht als vorhanden vorgetäuscht werden; es wird als fehlend ausdrücklich vermerkt — um des reichen Aufschlusses auch solcher Ausfälle willen. — So erfahren wir etwa über die Schaffung von Handel und Recht durch die Priesterkönige der älteren babylonischen Kultur, über die Benutzung des Dezimalsystems, das sie von Ägypten übernahmen, durch die alten Kreter schon vor 3000—4000 Jahren; wir hören, daß sich um dieselbe Zeit die Babylonier des Duodezimal-(Zwölfer-) Systems bedienten und mit ihm bereits recht komplizierte Rechenoperationen vornahmen. Wir vernehmen von der Scheidung des Jenseits in Himmel und Hölle bereits bei den alten Persern, von der frühzeitigen Entstehung einer bürgerlichen, d. h. auf Familie, Menschheit und einen einzigen Gott gerichteten Religion bei den alten Juden. Aber wir erfahren andererseits etwa auch, daß über die Musik in diesen alten Kulturen oft fast nichts erhalten ist; wir gewinnen ein Bild der aus sehr spärlichen Resten spät erst erkannten großzügigen, weltgewaltigen und daseinsfreudigen Kultur des alten Kreta. Es ist natürlich hier nicht möglich, von dem Reichtum der an der Hand des Buches zu durchwandernden alten, ehrwürdigen Kulturen auch nur eine genauere Andeutung zu vermitteln. — Nicht unwichtig ist es, daß dieses Buch gerade in Deutschland erscheint, das seit Herders und Hegels, ja, fast schon seit Leibniz' Zeiten als der eigentliche Sitz des universalhistorischen Bewußtseins bezeichnet werden darf. Der Verfasser des Werkes, der unter die Fortsetzer der Lamprechtschen Tradition gerechnet werden muß, steht mit seinem umfassenden und doch wirklichkeitsgesättigten, tatsachengetreuen Blick auch in jener obengenannten umfassenderen Tradition, deren Ertrag gerade auch in seinem Werke höchst bedeutsam zu reifen beginnt. Privatdozent Dr. W. Schingnitz.

Wie der Gletscher arbeitet. Man weiß, daß das Wasser nicht allein in flüssiger Form in nie ermüdender Tätigkeit an der Landschaft ändernd arbeitet, sondern auch in fester Form, als Eis und Firn gewaltige Arbeit vollbringt. Neuere Forschungen schwedischer und deutscher Geologen haben sich mit der Technik der Gletscherarbeit befaßt. Das Eis hat eine Gestaltungskraft, die man in zwei Teilkräfte zerlegen kann, und zwar in eine wagrechte mit losbrechender Arbeit und in eine senkrechte, die glättet. Je dicker das Gletschereis ist, desto mehr glättet es, und je dünner das Eis ist, desto stärker wirkt die losbrechende Kraft. Darum schleifen mächtige Eisströme ihren Untergrund mehr ab, während die dünnen Eislagen, besonders in der Nähe des Eisrandes, eine große losbrechende Arbeit verrichten. Eine dünne Eisscholle wirkt vor allen Dingen schiebend und stoßend und weniger den Untergrund abnützend. Darum ist ihre Wirkung als Kargletscher in den Alpen und zur Eiszeit in manchen deutschen Mittelgebirgen erstaunlich. Diese Arbeit kann oft intensiver sein als die gewaltig dicker Eisschichten, deren glättende, abschleifende Tätigkeit mehr Zeit erfordert. Rudolf Hundt.

ZUM NACHDENKEN

Kammrätsel.

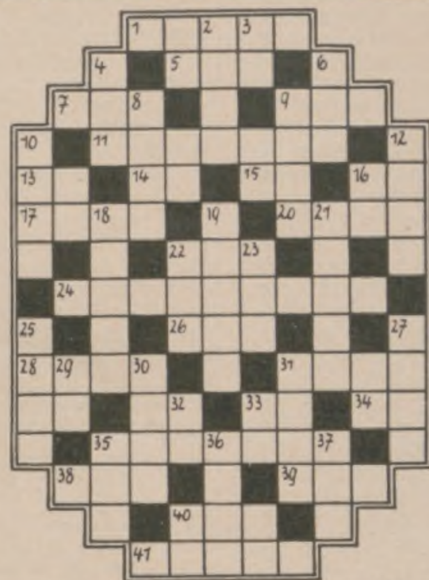


Nach Einordnung der Buchstaben a d e e e e e g g g g i i l l n n o o o o o o r r r r t t ergibt der Rücken des Kammes eine Verdische Oper. Die Zinken nennen: 1 und 3 je ein Tonstück, 2 und 5 je ein Musikinstrument, 4 Singstimme.

Vorsetzrätsel.

Enkel – Range – Osten – Alm — Porto — Nebel — Ende — Wald — Tier.

Durch Vorsetzen je eines Buchstabens vor die einzelnen Wörter sind Wörter mit anderer Bedeutung zu bilden. Die vorgesetzten Buchstaben nennen, aneinandergereiht, einen altgriechischen Dichter.



Kreuzworträtsel.

(Zu nebenstehender Figur.)

Wagerecht: 1 Verfasser, 5 zweirädrige Droschke, 7 Märchenfigur, 9 Bergwiese, 11 große Grasflur, 13 Spielkarte, 14 ägypt. Sonnengott, 15 Tiererzeugnis, 16 griech. Buchstabe, 17 Hafenstadt in England, 20 Notbrücke, 22 weibl. Vorname, 24 Königreich, 26 Elend, 28 Berg bei Innsbruck, 31 Reiterballspiel, 33 italienischer Fluß, 34 Auerochs, 35 Anschrift, 38 Ausdruck für je, 39 Grundlage der Musik, 40 Nebenfluß der Saale, 41 Himmelskörper; senkrecht: 2 Reingewicht, 3 sibirischer Fluß, 4 türk. Kopfbedeckung, 6 Getränk, 8 engl. Adelstitel, 9 Gewürz, 10 Wasserfahrzeug, 12 römisches Gewand, 18 Schlingpflanze, 19 der Musik geweihte Stätte, 21 beschädigte Plastik, 22 Fluß in Bayern, 23 Behörde, 25 Felsenklippe, 27 Befestigung, 29 Abkürzung für „Summa“, 30 Badestrand bei Venedig, 31 Staatsmonopol, 32 Flächenmaß, 35 Körperteil, 36 Baum, 37 griechische Göttin.

Magisches Quadrat.



Wenn die Buchstaben a a a a a a b b e e l l m m o r r r r r t t t u u richtig in die Felder des Quadrats geordnet werden, ergeben sich 5 Wörter, die wagerecht und senkrecht gleich lauten. Die Wörter bedeuten: Riechstoff, sittlicher Begriff, Angelobte, geometrische Figur, Lebensperiode.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4307.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4305.

Rösselsprung: Wer sich beurteilt nur nach sich, / Gelangt zu falschen Schlüssen — / Du selbst erkennst so wenig dich, / Als du dich selbst kannst küssen. (Bodenstedt.)

Geständnis: Wunder — Zunder.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 3 Otto, 5 Irma, 8 Brasilien, 10 Moab, 11 Elis, 12 Pas, 14 Bai, 15 Udo, 17 Ase, 20 Rahm, 22 Herz, 23 Grönland, 24 Öde, 25 Klee; senkrecht: 1 Stab, 2 Arie, 3 Oboe, 4 Tragbahre, 6 Melpomene, 7 Anis, 9 Ida, 12 Pia, 13 Sue, 16 Sago, 18 San, 19 Erde, 21 Mode, 22 Hals.

Magisches Dreieck: Kaspar, Alois, Soda, Pia, As, r.

Ergänzungsrätsel: Wem Gott will rechte Gunst erweisen, / den schickt er in die weite Welt.

Silbenrätsel: 1 Donau, 2 Uran, 3 Gerhard, 4 Livland, 5 Ackerbau, 6 Uwarow, 7 Botticelli, 8 Salamander, 9 Topas, 10 Zenit, 11 Unterhaltung, 12 Serenade, 13 Chaos, 14 Ipswich, 15 Erato, 16 Bischofsstab, 17 Eberesche, 18 Neptun. — Du glaubst zu schieben, und du wirst geschoben.

ANEKDOTEN

Edelmut. Als Philipp dem Schönen angeraten wurde, den Bischof von Pamiers zu strafen, weil er am meisten zu den Streitigkeiten zwischen dem König und dem Papste Bonifazius VIII. beigetragen habe, antwortete er: „Ich kann es wohl tun; aber es ist schön, etwas können und es doch nicht tun!“

Wie Äschylus starb. Dem Poeten Äschylus war prophezeit worden, daß er vor seinem Hause erschlagen würde. Der Dichter war vorsichtig genug, nur noch bei Tage auszugehen. Aber das Geschick wollte es anders. Als Äschylus einmal unter die Tür trat, fiel aus der Höhe eine Schildkröte, die ein Adler in die Luft getragen hatte, auf den kahlen Schädel des Poeten; und er starb.

Ewige Scheidung. Als Königin Christine von Schweden hörte, daß die Gräfin von Suze gern von ihrem Mann geschieden sein wollte, und daß sie deshalb zum katholischen Glauben übergetreten sei, sagte sie: „Die Gräfin hat darum ihren Glauben verändert, daß sie ihren Gemahl nie mehr, weder in dieser noch in der anderen Welt, zu sehen bekommt!“

Fürsten und Philosophen. Aristippos wurde einst von Dionysius gefragt, warum die Philosophen so oft zu den Fürsten kämen, während umgekehrt aber die Fürsten nie zu den Philosophen gingen. Darauf antwortete Aristippos: „Weil die Philosophen einsehen, was ihnen fehlt — die Fürsten aber nicht!“

Was tut ein König? Von Heinrich IV. sagte man: „Er sagt nicht alles, was er denkt. Er tut nicht alles, was er sagt. Er will nicht alles, was er kann.“

Das Warum vom Warum. Die Königin Sophie Charlotte von Preußen wollte einst von dem Philosophen Leibniz die ersten Grundursachen der Dinge kennenlernen. Da sprach der Weise: „Allergnädigste Königin, es ist nicht möglich, Sie zu befriedigen; denn Sie wollen das Warum vom Warum wissen.“

Die zurechtgewiesene Fliege. Jakob I. von England saß einmal über einer Arbeit, da kam eine Fliege und setzte sich dem König auf die Nase, und alle Mittel vermochten nicht das Tier wegzubringen. Da zürnte der König und sprach: „Ich habe drei Königreiche — kannst du denn darin keinen anderen Platz finden?“

Die Verjüngung der Frau von Frau Dr. Thea Sutoris, Berlin.

Das heutige Leben stellt an jeden einzelnen erhöhte Anforderungen. Die Waffen der Frau: Anmut und Liebreiz — Vorteile der Jugend — sind dieselben geblieben wie vor tausend Jahren. Aber, wenn wir nun altern? Welche Frau erbleicht nicht bei dem Gedanken? Seitdem nun Steinach und Voronoff die Greise zu Jünglingen machen durch Operationen und Übertragung von Affendrüsen, haben die (wohlhabenden) **Männer** ihren Messias gefunden — wir Frauen aber stehen ratlos da. Alle bisherigen Verjüngungsverfahren galten nur für das männliche Geschlecht — abseits stehen wir Frauen. Während wir unser armes Hirn noch zermartern — denn auch die Schälkur, die Paraffinkur, die Schildkrötensalbenkur und anderer Unsinn helfen bestenfalls vorübergehend oder versagen ganz, — mutet uns wie ein Märchen aus 1001 Nacht die Kunde an von der natürlichen Verjüngungsmethode durch die indische Beerenfrucht **Lukutate**, von welcher der deutsche Forscher Freiherr von Gagern und neuerdings auch namhafte deutsche Gelehrte Fabelhaftes zu berichten wissen. Lukutate wird als Drüsenmittel der Zukunft gerühmt. Lukutate befreit das Blut und den Körper von allen Schlacken. Es wirkt auf die innersekretorische Tätigkeit ein und verursacht auf diese Weise die Ausströmung der Gifte und den nötigen Stoffwechsel. Lukutate bewirkt Ausscheidung aller schädlichen Giftsekrete, auch vom Darm, daß die Schilddrüse wieder freier arbeiten kann. Allem Anschein nach enthält die Beere vitaminähnliche Stoffe, die genau wie bei den schon bekannten Vitaminen in Reinkultur nicht zu gewinnen sind, aber in der wohltätigen Wirkung auf den Gesamtorganismus ihr Vorhandensein beweisen. Die Wirkung der Lukutate tritt im Gegensatz zu den obenerwähnten und übrigens meist unerschwinglich teuren „Kuren" verblüffend schnell ein. Schon wenige Wochen nach dem Verbrauch einer verhältnismäßig kleinen Menge ist eine Nervenerfrischung und Neubelebung, eine wunderbare Verjüngung des ganzen Organismus deutlich zu spüren. Wir Frauen empfinden es besonders dankbar, daß uns durch die Lukutate-Beere ein **natürliches** Mittel zur Verjüngung in die Hand gegeben ist.



Sogar der alte Ben Akiba

würde seine Behauptung, daß es „nichts Neues unter der Sonne" gäbe, beschämt zurückziehen, wenn er das **neueste interessante Erzeugnis deutscher Erfinderkunst,** das seinen Siegeslauf soeben begonnen hat, kennen gelernt hätte, nämlich die **„Kraftdenker-Stirnbinde"**

„KONZENTRATOR"

Es ist eine eigenartige Tatsache in der Geschichte des menschlichen Denkens, daß das **Nächstliegende** immer **zuletzt** erkannt wird. Auf dem Gebiet der Erfindungen ist es nicht anders: Wir haben Zahnstocher und Antiphone, Brillen und Fernrohre, aber für den **wichtigsten** Sinn, das **Denken,** hatten wir bisher nichts, was seine Funktion — die bei manchem so entsetzlich langsam vor sich geht — erleichtert und die geistigen Kräfte des Menschen steigert. Einem süddeutschen Heilpädagogen blieb es vorbehalten, über dies Nächstliegende zu stolpern und nach 20jährigen Versuchen in dem **„KONZENTRATOR"** einen derartigen Apparat zu schaffen, der vor kurzem dem Verkauf übergeben wurde und sofort einen **Sturm der Begeisterung** entfesselt hat.

Wozu benutzt man den Konzentrator?

Der „KONZENTRATOR" ist ein **Hilfsmittel zur Konzentration. Mangel** an Konzentration ist nämlich das Grundübel unserer Zeit, das uns nie inneren Frieden erlangen läßt und uns in alle möglichen seelischen bezw. nervösen Leiden stürzt. — Der Eine benutzt daher den „KONZENTRATOR", um mit ihm in einigen Stunden die bekannte Professorenkrankheit — die Zerstreutheit — zu beseitigen, der Zweite steigert mit ihm die **dynamische Kraft seines Denkens,** der Dritte benutzt ihn zu Stille- und Ruhe-Übungen, der Vierte beseitigt mit ihm seine Kopfschmerzen, der Fünfte seine jahrelange Schlaflosigkeit, der Sechste vernichtet damit seine Examenfurcht und füllt sich mit Gedanken der Siegesgewißheit, der Siebente schärft mit ihm sein Denken und benutzt ihn bei schwierigen geschäftlichen Dispositionen usw. (Näheres über die vielen Möglichkeiten seiner Verwendung siehe im Prospekt, der **kostenlos** erhältlich ist).

Wenn Sie Ihr Unterbewußtsein noch nicht kennen, wird der „KONZENTRATOR" es Ihnen erschließen, und Sie werden dann lernen, durch **Ansprachen an Ihr Unterbewußtsein** alle Ihre Leiden, üblen Stimmungen und seelischen Hemmungen von Innen her zu beseitigen. — Was Wunder daher, daß über den „KONZENTRATOR" z. T. **begeisterte Urteile** vorliegen aus allen Kreisen, von Ärzten wie Lehrern, von Geheimräten wie Technikern, auch Pfarrern usw.

Der „KONZENTRATOR" ist — als was ihn kürzlich eine süddeutsche Zeitung bezeichnete — in Wahrheit ein **„Coué in der Westentasche!",** kostet aber trotz seiner starken nervenregenerierenden, erfrischenden, harmonisierenden und entspannenden Wirkungen **nur RM. 6.—** (Nachnahme oder Voreinsendung auf Postscheckkonto Baum-Verlag, Stuttgart 35947). — Vertreter gesucht! —

Illustrierter Prospekt mit genauer Beschreibung und Gebrauchsanweisung **kostenlos** durch

BAUM-VERLAG, PFULLINGEN 7 (WÜRTTEMBERG).

VITAM-R Prospekte gratis u. franko.

VITAMINE sind, wie heute jeder weiß, für die Gesundheit und für den richtigen Verlauf des Stoffwechsels unbedingt notwendige, lebensfördernde Stoffe. Ihr Fehlen ruft die **schwersten Schädigungen** hervor. — Das beste und mit glänzendem Erfolg (auch in Krankenhäusern) erprobte **Vitamin-Kraft-Nährmittel,** das die in der gekochten Nahrung fehlenden, für den Körper aber unbedingt nötigen Vitamine enthält, ist

VITAM-R
Der hochaktive Vitamin-Extrakt

Vitam-R ist ein **konzentriertes Kräftigungsmittel** für geistige und körperliche Arbeiter, ein **Stärkungsmittel** zum Wiederaufbau des schwachen Körpers, besonders nach Krankheiten und bei Körperschwäche, Appetitlosigkeit, Darmträgheit, Zuckerkrankheit, Alterserscheinungen, Nervosität usw. „Ich bin ein **neuer Mensch** geworden! ..." so schreibt man uns fast täglich. **Vitam-R** ist vorrätig in 3 Packungen: 500 g zu RM. 6.50 (Kurpackung für 6—8 Wochen), 250 g für RM. 3.50 und 75 g für RM. 1.25 (Probetube). Bestellen Sie, wenn Sie Vitam-R noch nicht kennen, sofort eine Probetube sowie kostenlos Prospekt vom

Medizin. Versandhaus Prana, Vitam-R-Generalvertrieb, Pfullingen 7 (Württ.).



Die Beste für den Sport

Alleinige Fabrikanten
WILHELM BENGER SÖHNE STUTTGART L. 7
Bezugsquellen werden auf Wunsch nachgewiesen

In Paris befindet sich in der Nähe des Place Étoile und des immergrünen Bois de Boulogne die Rue de Brunel, in der in Nr. 44 das neue, mit jeglichem Komfort ausgestattete **Hotel Novaro** eröffnet wurde. 350 Zimmer mit Bad und Telephon, eine Anzahl von luxuriösen Appartements, eine vorzügliche Küche und ein mit allen Finessen ausgestatteter Keller sowie auch deutschsprechendes Personal stehen den Gästen zur Verfügung. Die Leitung des Hotels liegt in den Händen einer der ältesten Hotelierfamilien Frankreichs, der Gebr. Charnisey.

Unerläßliche Voraussetzung des Insertionserfolges ist die ständige Beeinflussung eines wahrhaft kaufkräftigen Leserpublikums, wie es in sonst unerreichtem Maße die

Leipziger
Illustrirte Zeitung

aufzuweisen hat.



Lavendel-Seife „Schneewittchen"	Stück 80 Gr. schwer RM 0.45,	150 Gr. schwer RM 0.75
Lavendel-Seife „Gold" (Spez.-Parf.)	Stück 80 Gr. schwer RM 0.60,	150 Gr. schwer RM 1.00

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8 e., 44/bis Rue Pasquier.

Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber Leipzig

NR. 4307. 169. BAND

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK

29. SEPTEMBER 1927

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4307. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 29. September 1927.

Allgemeine Notizen.

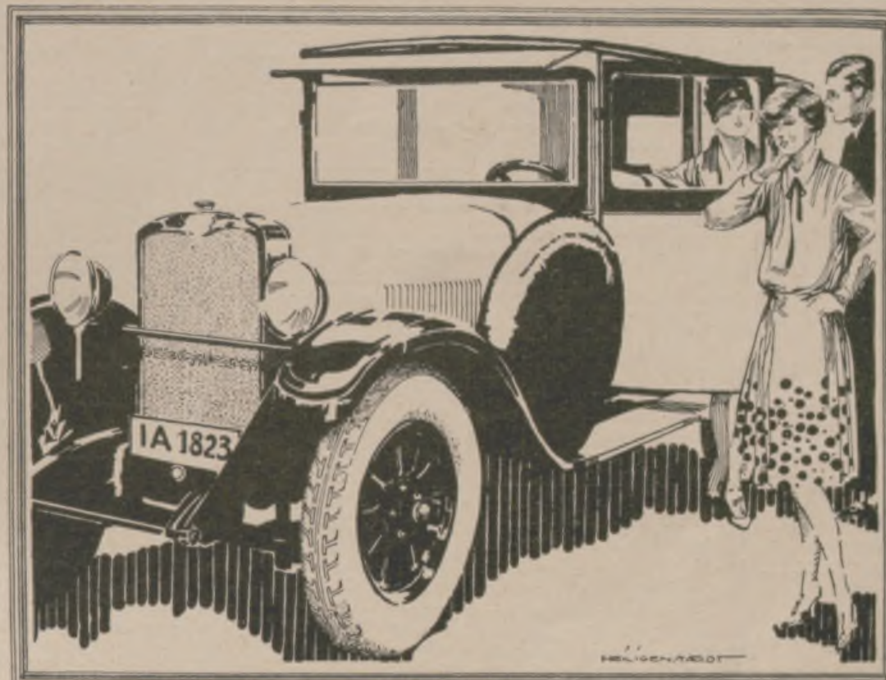
Generalfeldmarschall v. Hindenburg hat aus Anlaß seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums vom Offizierkorps des Infanterie-Regiments v. Hindenburg einen prachtvollen Ehrensäbel mit wundervoll ausgeführter Damaszierung zum Geschenk erhalten, den der Herr Reichspräsident bei allen Gelegenheiten trägt. Der Säbel ist ein kunstgewerbliches Meisterwerk. Die eine Seite der Klinge enthält die Widmung des Offizierkorps und das Wappen v. Hindenburgs. Auf der anderen Seite sind die Namen der sämtlichen Schlachten angebracht, an denen das Regiment v. Hindenburg bis zum April 1916 teilgenommen hat. Das Regiment lag zu diesem Zeitpunkt vor Dünaburg. Der Säbel wurde von einer Abordnung der Offiziere dem Herrn General-Feldmarschall im großen Hauptquartier überreicht. Er entstammt der Firma Weyersberg, Kirschbaum & Cie. in Solingen, die auf dem Gebiet der Waffenherstellung unbestrittenen Weltruf besitzt und im Lauf der Jahre für alle Länder der Erde derartige Ehrenpräsente für Kaiser und Könige, verdiente Generale, Staatsmänner usw. angefertigt hat.

Die Baugeschichte des Mainzer Domes gleicht einem Drama. Neun Jahrhunderte haben an seiner Fertigstellung gearbeitet und immer wieder, wenn das herrliche Werk vollendet schien, zerstörte irgendein schicksalhaft hereinbrechendes Unglück die Schöpfung unzähliger fleißiger Hände. Nachdem Erzbischof Willigis 975 die Fundamente gelegt hatte und der fertige Dom 1009 feierlich eingeweiht wurde, brach am Tag der Einweihung plötzlich ein Brand aus, der alles in Schutt und Asche legte. 1036 war der Neubau fertig, aber schon 1081 wird er von einer neuen Feuersbrunst wieder vernichtet. Kaiser Heinrich IV. und Erzbischof Adalbert I. gingen ans Wiederaufbauwerk. Die Wölbung des neuen Doms wurde um 1137 vollendet, doch einige Jahre darauf zerstörte ein Brand abermals Teile des Bauwerks, so daß um 1200 bereits Erneuerungsarbeiten begonnen werden mußten. 1767 suchte ein vierter Brand den Dom heim. Der 82 Meter hohe westliche Hauptturm und die Seitentürme wurden nach diesem Brand mit feuersicherer Bekrönung aus Stein versehen. 1792 besetzten die Franzosen die Stadt; bei der Wiedereroberung durch die Deutschen 1793 geriet der Dom während des Bombardements zum letztenmal in Brand. Nur eine düstere

Ruine blieb von dem stolzen Wahrzeichen des „goldenen Hauptes des Deutschen Reiches" übrig, wie Mainz in den Schriften der mittelalterlichen Chronisten genannt wird. Militärmagazine, Pulverlager, Notlazarette füllten die Gewölbe, das Innere der Kirche ward verwüstet, und die Kunstschätze wurden verschleppt. Schon war die Niederlegung der Ruine beschlossen, als der neue Mainzer Bischof Jos. Ludwig Colmar die Rettung des Domes übernahm. Er richtete von 1803 ab mühsam das, was zerstört war, wieder auf, aber schon 1868 begannen der Ostturm und die Seitentürme sich zu senken; sie mußten abgetragen und neu aufgebaut werden. Trotzdem drohte seit dem Anfang des 20. Jahrhunderts aufs neue der Einsturz. Bei einer eingehenden Untersuchung 1910 ergab sich eine Senkung der Fundamente. Der gesamte Dom wurde nun in mehr als zehnjähriger Arbeit um etwa 3 Meter tiefer auf neue Fundamente gelegt und innen wie außen völlig renoviert. Die letzten Wiederherstellungs- und Rettungsarbeiten wurden 1925 in Angriff genommen und gehen jetzt, wie uns die Reichszentrale für Deutsche Verkehrswerbung mitteilt, ihrer Vollendung entgegen.

Eine Jagd- und Touristenfahrt nach Abessinien unternimmt im November der seit 35 Jahren bestehende Orient-Reiseklub Leipzig. Die Reise sollte ursprünglich Ende Dezember beginnen. Nun wird aber unter der Leitung von mit Land, Leuten und Sprache bekannten Herren, unter denen sich der frühere deutsche Geschäftsträger Abessiniens, ferner der Leiter der vorjährigen Nilquellenforschungsexpedition, weiter ein Arzt, ein Geologe usw. befinden, eine deutsche Äthiopische Expedition ausgerüstet, die bereits im November die Ausreise antritt. Der Hauptzweck dieser Expedition ist, Neuland für Deutsche, Arbeits- und Absatzgebiet für deutsche Industrie zu schaffen. Der Leiter der Expedition hat den Orient-Reiseklub eingeladen, sich anzuschließen und Abessinien touristisch mit erschließen zu helfen. Diese Einladung verspricht mancherlei Vorteile für die Teilnehmer der Klubfahrt, gewährt große Sicherheiten und verringert die Kosten für den einzelnen. Wer sich daher für die Fahrt des Orient-Reiseklubs ernstlich interessiert, wende sich sogleich an einen der beiden Leiter der Jagd- und Touristenfahrt, an Klubvorstand Arthur Wünsch, Leipzig N 22, Ehrensteinstraße 32, oder an das langjährige Ehrenreiseausschußmitglied des Klubs Graf Viktor v. Schlieben in Abwinkel am Tegernsee, Villa Tannenhof.







Was man vom Sekt wissen muß.

Während der Wein bekanntlich im Faß gärt, ist für die Güte und Bekömmlichkeit des Schaumweines die Gärung auf der Flasche von entscheidender Bedeutung. Nach diesem fast 200 Jahre alten Flaschengärverfahren, dem die Schaumweinindustrie ihre Entstehung und ungeahnte Entwicklung in aller Welt zu verdanken hat, werden auch die Sektmarken der bekannten deutschen Sektkellerei Deinhard & Co., Koblenz am Rhein und Mosel, hergestellt. Aus feinen, auserlesenen Weinen werden hier von bewährten Fachleuten die Cuvées zusammengestellt, die jahrelange Lagerung zu köstlicher Reife entwickelt und uns unter den Markenbezeichnungen Deinhard-Kabinett, Deinhard-Hochgewächs und Deinhard-Lila begegnen. Nicht nur bei uns in Deutschland, sondern in fast allen Ländern der Erde haben diese Marken begeisterte Aufnahme gefunden. Fast die Hälfte der gesamten deutschen Sektausfuhr entfiel nach der amtlichen Statistik des letzten Jahres auf die Marken der Firma Deinhard & Co. Das ist wohl der beste Beweis für die unvergleichliche Güte und große Beliebtheit der Deinhard-Sektmarken.

REISE- UND BÄDERANZEIGER

Die Reihenfolge gibt keinerlei Anhalt über Rang oder Größe.

KUR- UND MINERALBÄDER

Baden-Baden

Badhotel Badischer Hof. D. führend. Bade- u. Kurhot. Gr. Park.

Hotel Darmstädter Hof. Bek. gute Verpflegung, diäte Küche.

Hotel Stadt Straßburg und der Quellenhof. Alle modern. Einrichtung. Terrassen. Groß. Park.

Bad Elster

Moor, Stahl, Kohlensäure, Radium-Bäder, Trinkkuren. Das ganze Jahr geöffnet.

Kurländerhaus. Ganzjährig geöffnet.

Staatliches Kurhaus-Hotel. 100 Betten. Zentralheizung.

Hotel Reichsverweser. Zentralheizung. Jahresbetrieb.

Kur-Pension Sachsenhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Palast-Hotel Wettiner Hof Führendes Haus allerersten Ranges. Pension von Mk. 9.— an.

Bad Reichenhall

Hotel Vötterl. Großgmain. Bevorzugte Höhenlage.

Titisee

Wolfs „Hotel Titisee". Erstkl. Familienhaus. Günst. Lage a. See.

Wiesbaden

Eden-Hotel. Schönstes Hotel Wiesbadens. Prächtige Lage. 150 Betten.

Hotel Engl. Hess. Hof. Kochbrunnen-Badehaus. Pension von Mk. 9.— an.

Hotel Fürstenhof. 2 Min. vom Kochbrunnen. Zentralheiz., fließ. Wasser, Zimmer mit Privatbad.

Palast-Hotel. 200 Zimmer. 60 Kochbrunnenbäder. Zimmer einschließl. Thermalbäder ab M. 12.—.

Hotel Regina. Direkt am Kurhaus und Theater gelegen.

Kur-Hotel Römerbad. Kochbrunnen-Badehaus. Garagen.

OBERBAYERN

Berchtesgaden

mit dem Königssee. Bayrisches Hochgebirge.

Pension Hohe Warte. Gemütliches Heim. Zentralheizung.

Leubners Hotel. Vornehmste Hotelpension mit allem Komfort.

Sole-Kurbad Rückert & Co. Alle med. u. elek. Bäder. Einziges Badehaus a. Platze. Fremdenzim. m. fließ. Wasser u. Zentralheizg.

Gasthof Vordereck „Zum Türken". 1000 m Höhe. Zentralheizung.

Garmisch-Partenkirchen

Kainzenbad. Mineralbad und Kurheim. Schwefel- und Moorbad.

Riessersee

Hotel u. Kurhaus Riessersee. Jed. mod. Komf., Pens. 8-12 M. Jahresb.

Prien

Bade- u. Luftkurort. Am Chiemsee. Oberbayern. Am Fuße der Alpen.

Hotel Bayrischer Hof. Bestbekanntes Haus.

Kurhotel Kampenwand. Erstes Haus, schönste Lage.

Hotel Kronprinz. Gutbürgerliches Haus. Zentralheizung.

HARZ

Alexisbad

Hotel Försterling. Erstes Haus am Platze. Sportgeräte.

Ballenstedt

Die Perle des Ostharzes. (Kügelgenstadt). Idyllische Sommerfrische. Alter berühmter Schloßgarten. Auskunft d. die Kurverwaltung.

Hotel Stadt Bernburg. Feinbürgerlich. Zentralheizung.

Hotel Großer Gasthof. Altrenommiertes Haus.

Braunlage

Hotel zum Achtermann. Haus ersten Ranges.

Haus Hütteberg. Pension Mk. 8—10.—. Übergangszeit: Ermäß.

Clausthal-Zellerfeld

Hotel Voigtslust. Vornehmes Familienhaus i. geschützter staubfreier Lage im Wald.

Gernrode (Harz)

Klimatischer Kurort in prachtvoller Lage in 280—300 m ü. d. M. Auskunft durch den Magistrat.

Hotel brauner Hirsch. Haus ersten Ranges. Eig. Landwirtsch.

Hahnenklee

Herrlicher Kurort im Oberharz. 600 m. Ständige Autoverbindung, mit D Zug Station Goslar. Prospekt durch die Kurverwaltung.

Sanatorium Hahnenklee. Für Nerven- und innere Krankheiten.

Bad Harzburg

Kurverwaltung. Gebirgsluftkurort und Solbad, mit Kochsalztrinkquelle „Krodo". Idealer Wochenendplatz. Für Nerven- u. Stoffwechselkranke.

Bodes Hotel. Fließendes Wasser. Haus ersten Ranges.

Palast-Hotel Kaiserhof. Fließendes Wasser. Appartements.

Hotel Radau. Mit allem Komfort.

Haus Schlemm. Fließendes Wasser. Privatbäder.

Hotel Südekum. Ganzjährig. Jeglicher Komfort.

Luftkurort Lautenthal

Im schönsten Teil des Oberharzes. Große sonnige Liegewiese. (Sol- und Fichtennadelbad.)

Suderode

Kurhaus Suderode. Vornehmes bestempfohlenes Haus. Pension nach Vereinbarung.

Torfhaus (Oberharz)

Hotel Wendt u. Wulferts Hotel. Idealer Wintersportplatz. Beste Unterkunft und Verpflegung.

ERZGEBIRGE

Dresden

Hotel Stadt Weimar am Zentral-Theater. Küche von Ruf.

Weißer Hirsch b. Dresden

beliebtest. klimatischer Kurort Sachsens. Jahresbetrieb. Wintersport.

Kipsdorf (Osterzgebirge)

Hotel Fürstenhof, fließ. Wasser.

Oberbärenburg

Berghotel und **Kurhaus Friedrichshöhe.**

THÜRINGEN

Eisenach

Kurhaus Hotel Fürstenhof. I. Ranges. Gegenüber Wartburg.

Friedrichroda

Beliebtester klimatischer Sommer- und Winterkurort Thüringens.

Hotel Gerth. Altbekanntes Haus. Zeitgem. eingerich. Zim. m. Bad.

Hotel Herzog Alfred. Haus I. R. Tel. 12. Direktor: Kurt Wagner.

Hotel Herzog Ernst. I. Ranges. Fernsprecher Nr. 11.

Herzoglich. Schloßpark-Hotel. Ruhiges vorn. Fam.-Hotel u. Pens.

Stadthotel Kurhaus. Haus I. Ranges mit allen neuzeitl. Einricht.

Städt. Hotel Kurhaus.

Sanatorium Tannenhof. Sanitätsrat Dr. Bieling. Klin. Behdlg.

Bad Liebenstein

Perle des Thüringer Waldes. Heilbad bei Herz- u. Nervenl. Blutarmut.

Konditorei und Café Aschenbach. Nahe Kuranlage, modern eingerichtet.

Hotel Herzog Bernhard und Hotel Königin Olga. Die führ. Häuser. I. Ranges a. d. Esplanade.

Hotel Herzogin Charlotte. Bestbekanntes vornehmes Haus.

Eigenheim Edelweiß. Ärztlich geleitetes Kurheim a. d. Kurprom.

Kurhaus Hotel der Kaiserhof. Das führende Haus am Platze.

Hotel Schneider Pension. Jahresbetrieb. Haus allererst. Ranges.

Oberhof i. Th.

Parkhotel Sanssouci, erstklass. Jahresbetrieb.

Schillings Hotel und Pension. Gut bürgerliches Haus. Tel. 17.

Schloßhotel. Erstklassig. Haus mit großzügig. Gesellschaftsräumen.

Hotel Thüringer Wald. Das ganze Jahr geöffnet.

Wünschers Parkhotel, herrliche Südlage am Hochwald.

Bad Salzungen

bei Eisenach. Solbad mit großem Inhalatorium. Asthma, Katarrhe.

Kurhotel Waeltz am Bahnhof. Kurhaus mit Villen am See.

Tabarz

Vielbesucht. Erholungsort in gesch. Lage. 100 Vill. Neues Schwimmbad.

Kurhotel Deutscher Hof. Restaur. u. Café. Konzert. 5 Uhr-Tee.

Kurhotel Schießhaus mit Beihäusern. Eigene Konditorei.

RIESENGEBIRGE

Brückenberg

Hotel Germania, 100 moderne Zimmer.

Berghotel Teichmannsbaude A. G., das führende Hotel des Riesengebirges.

Hirschberg (Schlesien)

Hotel der braune Hirsch, im Zentrum gelegen, mit allem Komf.

Krummhübel

Hotel-Pension Preussischer Hof, altrenommiertes Haus.

Schreiberhau

Riesengebirge, 500—900 m ü. d. M.

Hotel u. Pension Lindenhof, jeder Komfort, 10 Autohallen. Altbek. besteingerich. Waldhotel.

Hotel Marienthal, gutbürgerl. Haus, neue Bewirtschaftung.

Haus Vierlinden. Am Kurpark, schönste Lage.

NORDSEEBÄDER

Norderney

OSTSEEBÄDER

Heringsdorf

Kurverwaltung. Sol- u. Seebad. Ausk. d. Badedir. Klim. Luft-, See- u. Waldkurort. Staubfrei, feinsand. Strand.

Lindemanns Hotel. Haus I. R. Das ganze Jahr geöffnet.

Kurhotel Quisisana. Beste Lage a. Str. 85 Zimmer. Fließ. Wasser.

TSCHECHO-SLOVAKEI

Karlsbad

Zentral-Hotel Loib. Letzter Komf., erstkl. Restaurant. Tel. 31.

ÖSTERREICH

Innsbruck

Hotel „Goldene Sonne". Jeder Komfort.

SCHWEIZ

Adelboden

Kulm-Hotel (Kurhaus). Familienhotel I. Ranges.

Arosa

Hotel Arosa-Kulm. Fließendes Wasser. Bäder. Tennisplatz.

Eden-Hotel. Erstklassiger Jahresbetrieb. Orchester.

Hotel Seehof. Bestbekannt. Sporthotel, fließ. Wass. i. all. Zimmern.

Sporthotel Valsana. Haus I. Ranges. Moderner Komfort.

Basel

Grand Hotel und Hotel Euler. Familienhotel I. Ranges. Fließendes Wasser.

Hotel St. Gotthard-Terminus, Modernes Haus II. Ranges.

Hotel-Metropole-Monopole. Feinbürgerl. Haus. Prima Küche.

Hotel Royal. Familienhaus I. Ranges. Zimmer mit Bad.

Savoy Hotel Univers. Das modernste Haus I. Ranges am Zentralbahnhof. Alle Zimmer mit fließend. Wasser. Gartenterrasse.

Hotel Schweizerhof. Führendes Haus I. Ranges.

Grand Hotel Victoria und National. Zimmer von Frs. 6.— an. Fließendes Wasser.

Davos

Neues Sanatorium. Für Tuberkulose.

Locarno

(Lago Maggiore, Schweiz).

Lugano

Cademario-Kurhaus. Nach Lahmann. Jahresbetrieb.

Continental-Hotel. Erhöhte Lage. Freie Rundsicht.

Hotel Esplanade-Ceresio. Schönste Lage.

Hotel Fédéral. Fließendes Wasser. Bäder.

Grand- und Palasthotel allerersten Ranges.

Sanatorium Monte Bré. (System Dr. Lahmann). Jahresbetrieb.

Park Hotel am See, erstkl., das ganze Jahr geöffnet. Prosp. durch Ad. Zähringer & Sohn, Besitzer.

Hotel du Lac Seehof. Direkt am See.

Hotel Washington. Nahe dem Bahnhof. Herrliche Aussicht.

Hotel Weißes Kreuz. Neubau. 100 Betten. Aussichtsreiche Lage. Aller Komfort. Mäßige Preise.

Hotel Pension Zweifel am Bahnh.

Lugano-Gastagnola

Schloßhotel Riviera. Sonnige und prachtvolle Lage. Vorzügl. Küche.

Luzern

Hotel St. Gotthard-Terminus. Privatbad, fließendes Wasser.

St. Moritz

Hotel Stefanie. Vollständ. renov. Behagl. Familienh. Mäß. Preise.

Pontresina

Palace-Hotel. Inmitten einer Hochalpenwelt. Freie sonn. Lage.

Rosatsch Hotel. Modern eingerichtetes Haus.

Hotel Schweizerhof. Sommer- und Winterbetrieb.

ITALIEN

Abbazia

Winterkurort I. Rang. Vorzügl. klimat. Lage. Hotels ganzjähr. geöffnet.

Hotel Continental e Marino. Aller Komfort.

Pension Lederer, gutbürgerliche Pension am Kurpark.

Hotel Quisisana. Hotel Eden. Moderner Komfort, Zimmer mit fließendem Wasser.

Laurana bei Abbazia

Iris. Neu eingericht. Fließ. Wasser.

Bordighera

die Perle der italienischen Riviera, die Stadt der Palmen und Blumen. Tennis, Golf.

Grand-Hotel Cap-Ampeglio. Erstklassig. Moderner Komfort. Herrliche Lage.

Hotel Belvedere-Lombardi. I. Ranges. Herrliche Aussicht auf das Meer. Wundervoller Park.

Hotel Continental. Erstklassiges Familienhaus. Mäßige Preise. Vorzügliche Küche.

Hotel Miramare, Hotel Esperia. Beide Hotels in herrlicher Lage. Mäßige Preise.

Hotel Royal. I. Ranges. Herrl. Lage. Mod. Komf. Mäß. Preise.

Dolomiten-Strasse

Karersee (Carezza al lago) Canazei.

Karersee-Hotel. Führ. Haus d. Dolomiten. Ideale Höhenstationen in romantischer herrlicher Lage. 480 Betten. Zimmer m. Privatbad.

Hotel Latemar. In schönster waldreicher Lage. Mod. Komfort.

Gries bei Bozen.

Pension Quisisana. Pension von 35 L. an. Herrlich gelegen.

Savoy-Hotel. Haus ersten Ranges. Pension von Mk. 7—10.

Meran

Pension Aders. Familienhaus ersten Ranges. Mit grossem Park.

Bavaria-Hotel. In großem Palmengarten. Fließendes Wasser.

Hotel Frau Emma. Das Haus von Weltruf.

Hotel Finstermünz. Vornehmes Familienhaus.

Gilmhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Pension Hampl. Altrenommiert.

Schloß Labers. Schloßhotel am Walde.

Hotel Maendl. Herrliche Lage. Alle Zimmer mit Balkon.

Sanatorium Martinsbrunn. Mod. Heilbehelfe. Großer Park.

Park-Hotel. Das ruhige vornehme Haus mit 180 Betten.

Hotel Ritz und Pension. Fließendes Wasser.

Savoy-Hotel. Erstkl. Schweizer Hotel an der Promenade.

Sanatorium u. Diätkuranstalt „Stefani". Alle mod. Kurmittel. Dr. Binder.

Pension Tschoner. Bestbekannt. Haus, im eigenen Park, ruhig und staubfrei gelegen.

Hotel und Pension Windsor. I. Ranges.

Rapallo

Gross. Kur- u. Badeort a. d. Riviera in der Nähe v. Genua, Sommer- u. Winteraufenth., erstkl. Hotels u. Pens.

San Martino di Castrozza.

Palace Hotel Sass Maor. Familienhotel in schönster Lage am Walde, 250 Betten.

Riviera-Levante, Santa Margherita

27 Minuten von Genua, erstkl. Kur- u. Badeort, in sonniger geschützter Lage. Das ganze Jahr geöffnet.

Hotel Imperial Palace, führend. Haus, schöne Lage, grosser Park.

Stresa

Grand Hotel et des Iles Borromees. Luxus. Haus direkt am See. Mittelpunkt der Eleganz und Sportwelt.

Lido-Venedig

Der schönste Strand der Welt!

Grand-Hotel des Bains. Allerersten Ranges.

Excelsior Palace-Hotel. Luxushaus.

Grand Hotel Lido. Aussicht auf Venedig.

Hotel Villa Regina. Erstklass. Eigenheim.

Venedig

Hotel Bristol-Britannia am Canale Grande. Einziges Deutsches Haus I. Ranges.

→ In allen diesen Hotels und Pensionen liegt die Leipziger „Illustrirte Zeitung" zur Lektüre auf. ←



Los von der Küche! Wieviel Kilometer Weg legt die Hausfrau jährlich in der Küche zurück? — Sehr oft schon ist diese Frage behandelt worden. Noch interessanter aber wäre es, einmal festzustellen, wieviel Kilometer davon die Hausfrau ersparen könnte. Gar manche Arbeit im Haushalt wird mit einem Kraftaufwand ausgeführt, der sich bei Anwendung moderner Hilfsmittel ganz erheblich verringern ließe. So kann z. B. der Tee, sei es nun für den Morgen, den Nachmittag oder Abend, ohne Hin- und Herlaufen unmittelbar am Tische bereitet werden. Voraussetzung dafür ist allerdings, daß man nicht nach alter Weise verfährt, sondern sich der modernen Zugsieb-Teekanne („Kompletta“ genannt) bedient. Diese neue, praktische Teekanne ist übrigens, worauf die Hausfrauen hingewiesen sein mögen, nicht im Handel zu haben, vielmehr kann sie lediglich gegen Rückgabe leerer Umhüllungen von Packungen der bekannten „Teekanne“-Tees erworben werden, ebenso die auch dazugehörigen Tassen, Zuckerdose und Sahnegießer. Ausnahmsweise gibt die Teekanne-Co., Dresden-A. 1 auch Kompletta-Service gegen Bezahlung ab (Kanne Mk. 3.—, Tasse, Zuckerdose oder Sahnegießer je Mk. 1.— einschließl. bruchsicherer Verpackung und Franko-Zusendung) in der Weise, daß der Betrag später, wenn die genügende Anzahl leerer Packungen gesammelt ist, zurückvergütet wird. Da die Mehrzahl aller Hausfrauen wohl aber ohnedies zu den Verehrerinnen der „Teekanne“ zählt, wird es ihnen ein leichtes sein, sich in den Besitz eines Kompletta-Services zu setzen. H. K.

Illustrirte Zeitung



Für die „Illustrirte Zeitung" nach dem Leben gemalt von Fritz Grotemeyer

von Hindenburg

Zum 80. Geburtstage des Reichspräsidenten v. Hindenburg

VON OBERSTLEUTNANT A. D. ALFRED NIEMANN.



Hindenburgs Vaterhaus in Pinne (Regierungsbezirk Posen), wo Hindenburgs Eltern früher ihren Wohnsitz hatten.



Das Geburtshaus Hindenburgs in Posen.

Der 2. Oktober 1927 wird für das deutsche Volk ein Tag tiefen innerlichen Erlebens sein. In der ehrwürdigen Gestalt seines 80jährigen Reichspräsidenten tritt in sein Bewußtsein ein Jahrhundert deutscher Geschichte: das ganze schwere Ringen um nationale Einheit und nationale Geltung; eine Summe unübertrefflicher Leistungen neben schicksalhafter völkischer Unzulänglichkeit; Persönlichkeitswerte, wie sie kaum eine andere Nation aufzuweisen hat; ein gottbegnadeter Führer in schwersten Stunden, zu kühnem Höhenflug bestimmt, aber durch Hemmungen außer ihm zu Boden gedrückt; ein stolzer, in allen Anfechtungen aufrecht stehender Held, tragisch verstrickt in die Tragödie seines Volkes, ein trotziger Held, mit ungebrochener sittlicher Kraft emporstrebend zu neuen lichten Höhen.

Jahrhundertealte geschichtliche Verknüpfungen schufen in einer langen Geschlechterfolge den Typus Paul v. Hindenburgs. Im Kampfe um die deutsche Ostmark, im zähen Ringen um Preußens Geltung erhielten seine Vorfahren aus den Familien v. Beneckendorff und v. Hindenburg, die sich dann zu einem Geschlecht verschmolzen, ihre Prägung. Die Behauptung der ostischen Scholle und der Dienst am Staate der Preußenkönige wurden zur Familientradition. Wie seinem Vater, so war auch Paul v. Hindenburg die Wahl des Königlichen Heeresdienstes eine blutmäßige Selbstverständlichkeit.

Im preußischen Kadettenkorps empfing er die Vorbildung für seinen Beruf, eine Vorbildung, die wirksam ergänzte, was treu sorgende, menschlich hochstehende Eltern keimhaft gepflegt hatten: Selbstzucht, Gottverbundenheit, einen hohen moralischen Ehrbegriff, peinliches Pflichtgefühl, Arbeitsamkeit und Durchsetzigkeit. Als der Jüngling, achtzehnjährig, am 7. April 1866 das Kadettenkorps verließ, um als Leutnant in das 3. Garderegiment eingereiht zu werden, da war er charakterlich bereits zum Mann gereift.



Hindenburg als junger Offizier (rechts stehend) im Kreise seiner Eltern und Geschwister.

Zwei dicht aufeinanderfolgende Kriege gaben dem jungen Offizier Gelegenheit, sich soldatisch zu bewähren. Bei Königgrätz nahm er in kaltblütiger Geistesgegenwart mit stürmender Hand eine überraschend auffahrende österreichische Batterie. Auf dem Schlachtfelde von Saint-Privat zeigte er als Bataillonsadjutant so viel Umsicht und taktischen Instinkt, daß der Regimentsführer ihn zum Regimentsadjutanten machte. Als solcher gehörte er zu den Auserwählten, die der Kaiserproklamation in Versailles beiwohnen durften.

Dem Kriegserleben folgen Jahre ernster wissenschaftlicher Arbeit. Der







Aus der militärischen Laufbahn des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg: Links: Als Kadett in Wahlstatt (1860). Mitte: Als Oberst und Kommandeur des Oldenburgischen Infanterieregiments Nr. 91 in Oldenburg im Jahre 1894. Rechts: Als Generalmajor und Chef des 8. Armeekorps in Koblenz (1897).



Hindenburg und sein engerer Stab in der Schlacht bei Tannenberg am 29. August 1914. (Aus Hugo Vogel: „Als ich Hindenburg malte", Verlag Ullstein, Berlin.)

Genius des Feldherrn, der in ihm steckt, drängt auf virtuose Beherrschung des Handwerkszeuges. In systematischer Schulung wird sein Talent entwickelt. Das „ora et labora", der Wahlspruch seines Vaters, ist auch das Leitmotiv des Sohnes. Ob aus dem Talent Meisterschaft wird? – Wer kann es wissen? Im preußischen Generalstabsdienst gilt der Grundsatz: „Sei mehr, als du scheinst." Wahres Feldherrntum läßt sich weder am Schreibtisch noch im Manöver beweisen; es ist göttliche Gnade, die sich erst in der Feuerprobe der Wirklichkeit offenbart. Die Schule des preußischen Heeres ist sich bewußt, daß den Feldherrn nicht nur technisches Können macht, sondern daß die Feldherrntat aus seelischer Kraft geboren werden muß, einer Kraft, die in Stille und Verinnerlichung gezeugt wird.

So sind denn auch alle Versuche vergeblich gewesen, im Leben Paul v. Hindenburgs, der als Siebenundsechzigjähriger ganz überraschend zeigte, daß der göttliche Funke wahren Feldherrntums in ihm lebte, etwas Außerordentliches zu entdecken. Ungewöhnlich vielseitig hatte sich sein militärisches Arbeitsleben allerdings gestaltet, und gerade diese Vielseitigkeit hat es wohl vermocht, seine rein menschlichen Eigenschaften, seine seelischen Anlagen, seine Urteilskraft in allen Fragen des menschlichen und völkischen Daseins weit über die Grenzen, in die ihn seine preußische Tradition und seine berufliche Tätigkeit wiesen, zu weiten. Paul v. Hindenburg wurde in seinen Wanderjahren, die ihn vom Osten nach dem Norden und Westen, vom Westen nach dem Süden und vom Süden in die Mitte des deutschen Vaterlandes führten, unter Abstreifung jedes ungesunden Sondergeistes ein bewußter Deutscher. Ohne sein eigenstes preußisches Wesen zu verwässern, nahm er die für die Prägung eines gesamtdeutschen Typs wertvollen Merkmale aller deutschen Stämme in sich auf. Das gab ihm die Weite; das ließ ihn verstehen und duldsam werden; das verlieh ihm letztlich die Macht der Persönlichkeit, die ihn fähig machte, in schwerster Stunde der Hort deutscher Einheit zu werden.



Hindenburg inmitten seiner ihm zujubelnden Truppen nach der Winterschlacht in Masuren (7.–15. Februar 1915).
Nach einem Gemälde von Kurd Albrecht.

Die Verbitterung über den unglücklichen Ausgang des Weltkrieges hat die Großtaten dieses Krieges lange Jahre überschattet. Je weiter der Abstand wird, um so leuchtender kehrt ins Bewußtsein zurück, was der Feldmarschall v. Hindenburg dem deutschen Heere und deutschen Volke in den schweren Jahren völkischer Not gewesen ist. Die Schlachten in Ostpreußen im Jahre 1914, die seinen Namen zum Palladium der deutschen Nation werden ließen, bedeuteten mehr als „ordinäre" Siege; sie wehrten eine Lawine ab, die sich anschickte, nicht nur das Donaureich zu zermalmen, sondern auch die deutschen Lande östlich der Oder zu überfluten. Der folgende Feldzug in Polen krönte das bei Tannenberg begonnene Werk. Die Operationen in ihrem gigantischen Ausmaß zeigen in Anlage und Durchführung klassische Meisterschaft. Aus Abwehr und Rückzug wurde eine Lage gestaltet, aus der eine vernichtende Niederlage des gesamten russischen Heeres werden konnte. Aber mit der Entfaltung höchsten Feldherrntums beginnt gleichzeitig die Feldherrntragödie Hindenburgs. Die politisch-strategische Kriegsleitung versagt. Sie hat bereits vor der Marneschlacht den Leitgedanken Schlieffens aus dem Auge verloren, daß „ein derartiger Krieg nicht durch Zurückwerfen des einen oder des anderen Teils, sondern nur durch möglichste Vernichtung erst des einen, dann des anderen Gegners zu Ende zu führen sei"; sie kann diesen Leitgedanken im Herbst 1914 nicht wiederfinden. Die durch Hindenburg im Osten geschaffene Erfolgsmöglichkeit bleibt mangels rechtzeitiger Kräfte-



Ein Abend bei Hindenburg im Hauptquartier Ost in Kowno: Im Felde nach dem Leben (1916) gezeichnet von Prof. Arnold Busch. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.)

zuführung ungenutzt. Im folgenden Jahre wiederholt sich die Chance. Der von Hindenburg befehligte Nordflügel des deutschen Ostheeres hält sich bereit, über Kowno-Wilna tief in den Rücken der überall weichenden russischen Heeresmacht vorzustoßen und damit den „ordinären“ Sieg zu einer Vernichtungsschlacht größten Stiles zu gestalten. Wiederum bleiben die zur Durchführung des genialen Gedankens erforderlichen Kräfte aus.

In unendlich schwierig gewordener strategischer Situation nimmt der Feldmarschall die Zügel der Gesamtoperationen im August 1916 in seine festen Hände. Durch eine kühne Teiloffensive in Rumänien schafft er den bedrängten Mittelmächten Luft. Das dritte Kriegsjahr stellt dann sein Feldherrntum auf die stärkste Probe. Nur durch fortgesetzte Verlegung des Schwerpunktes an die jeweilig entscheidende Stelle im Westen, Osten und Süden vermag er die Ententeheere, die ihres Endsieges im Jahre 1917 sicher zu sein glauben, im Zaume zu halten, und er bringt es darüber hinaus fertig, das russische und italienische Heer bis zur völligen Ohnmacht zu schwächen.

Aber das, was der Degen des Feldherrn errungen hat, wird politisch nicht ausgenutzt. Der geniale Schlachtenlenker findet nicht die notwendige Ergänzung in einem genialen willenskräftigen Staatsmann, der die Nation in politischer Disziplin hält, der, gestützt auf den disziplinierten Willen der Nation und das von meisterhafter Hand geführte Kriegsinstrument, den Weg zum Frieden bahnt. Nur ein schneller entscheidender Sieg über die Westmächte, ehe das amerikanische Heer auf dem Kampfplatz erscheint, vermag schließlich den Knoten zu lösen, aber auch nur dann zu lösen, wenn der Staatsmann die sofortige politische Ausnutzung der militärischen Erfolge frühzeitig in die Wege leitet.

Der Feldmarschall steht vor einer militärischen Aufgabe, wie sie schwieriger kaum gedacht werden kann: das feindliche tief gegliederte Stellungssystem überraschend zu durchbrechen, die feindlichen Reserven zu binden und abzulenken, den erfolgten Durchbruch in beweglicher Operation so zu gestalten, daß erst der eine, dann der andere feindliche Flügel in Flanke und Rücken gefaßt und operativ zermalmt wird. Was an vorbereitender Arbeit geleistet werden kann, wird geleistet. Aus gedanklicher Schöpferkraft wird eine neue Taktik geboren, die für alle Armeen der Welt vorbildlich geworden ist.

An der Schwelle des Endsieges zerbricht dem Feldherrn das Kriegsinstrument. Die Heimat vermag den Sturz von überspannter Siegeszuversicht zur Katastrophengefahr nicht zu ertragen. Die Bundesgenossen kapitulieren in völkischer Ermattung. Der Krieg kann nicht mehr mit einem Vergleich abgeschlossen, er muß unter schweren Opfern liquidiert werden.



Generalfeldmarschall v. Hindenburg als Generalstabschef bei einer Besprechung mit Kaiser Wilhelm II. und General Ludendorff, Erstem Generalquartiermeister, im deutschen Großen Hauptquartier zu Kreuznach im Januar 1917.

Eine innere Staatsumwälzung vernichtet unendliche moraliche Werte, lockert alle Bande staatlicher Ordnung und droht in einer schmachvollen Auflösung des „Volkes in Waffen“ zu enden. Der Feldmarschall, der drei Königen und Kaisern gedient hat, dessen Kindheitserinnerungen an die Zeit des großen Preußenkönigs anknüpfen, mit Preußens Wiedergeburt nach schwerem Fall verflochten sind, muß an führender Stelle erleben, wie das, wofür er gelebt und gearbeitet hat, wie das, was sein Stolz und ein Bestandteil seiner inneren Ehre geworden ist, in revolutionären Zuckungen zerbrochen wird.

In der dunkelsten Stunde der neudeutschen Geschichte wird der Feldherr, wenn auch zunächst unsichtbar und vielleicht sich selbst noch unbewußt, zum Staatsmann, zum politischen Führer seines Volkes. Nicht dämonischer Gestaltungsdrang, noch weniger der Ehrgeiz des genialen Könners sind in seiner Natur die treibenden Motive. In schmerzvollem inneren Ringen sucht er lediglich den Weg der vaterländischen Pflicht, schlicht und gottverbunden, verantwortungsbewußt und vorurteilsfrei. — An dem Beispiel, das er gibt, gewinnt das Heer den Rückhalt für die reibungslose Durchführung der





Links: Besichtigung von Landsturmtruppen durch Generalfeldmarschall v. Hindenburg in Lyck am 3. Mai 1915. — **Rechts:** Generalfeldmarschall v. Hindenburg beim Verteilen von Kriegsauszeichnungen an Angehörige seines Oldenburgischen Infanterie-Regiments (Nr. 91) auf dem Westlichen Kriegsschauplatz.





Die 70. Geburtstagsfeier des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg im Großen Hauptquartier in Kreuznach am 2. Oktober 1917: Links: Der Generalfeldmarschall beim Kaffee. Rechts oben: Hindenburg im Kreise seiner Familie. Von links nach rechts: Rittmeister v. Pentz, Hindenburgs Schwiegersohn; Frau v. Pentz; Frau v. Hindenburg; Generalfeldmarschall v. Hindenburg; Frau v. Brockhusen, Tochter Hindenburgs. Mitte links: Das Hoch auf Hindenburg nach der Ansprache des Landrats v. Nasse.





Rechts nebenstehend: Hindenburgfeier auf dem Königsplatz in Berlin am 4. September 1915 vor dem von Georg Marschall entworfenen Standbild v. Hindenburgs.



Generalfeldmarschall v. Hindenburg (in österreichisch-ungarischer Uniform) nach dem Trauergottesdienst für den am 21. November 1916 verstorbenen Kaiser Franz Joseph I. im deutschen Großen Hauptquartier in Pleß.



Aus Deutschlands trübsten Tagen: Generalfeldmarschall v. Hindenburg, Kommandierender des deutschen Heeres bei seinem Rückzug von der Westfront, begrüßt im Dezember 1918 in Wilhelmshöhe, dem Sitz der deutschen Obersten Heeresleitung, die aus dem Felde zurückkehrenden Truppen vor ihrem Einmarsch in Kassel.



Die Villa Hindenburg an der Seelhorststraße in Hannover, ein Geschenk der Stadt Hannover an ihren Ehrenbürger bei seiner Heimkehr am 4. Juli 1919.



Hindenburg als Privatmann: Der Feldmarschall mit seiner Gattin auf einem Spaziergang in Hannover. (Aufnahme aus dem Sommer 1919.)

furchtbaren Waffenstillstandsbedingungen. Unmöglich Scheinendes wird möglich durch die Autorität seines Wortes, durch das grenzenlose Vertrauen, das ihn mit dem Heere unzerreißbar verbindet. In die furchtbare Verwirrung der Ostfront greift er ordnend ein. Mit rücksichtsloser Energie setzt er dem andrängenden russischen Bolschewismus und polnischen Eroberungsdrang einen festen Damm entgegen.

Sein klarer, für die Erfassung des Wesentlichen geweiteter Blick findet auch sofort die richtige Linie, um die politischen Wirren in der Heimat, die auf ein allgemeines Chaos hinsteuern, zu meistern. Über alle parteipolitischen Schranken hinweg sucht er alle Kräfte zu sammeln, die willens sind, anarchischer Willkür ein Ende zu machen und zur Formung eines festen Rechtsstaates zurückzufinden. Diesen politischen Kräften schafft er aus dem sich an der Grenze der Heimat auflösenden Heere eine freiwillige Truppenmacht, die bereit ist, nach vier Kriegsjahren dauernder Todesgefahr und härtester Strapazen ihr Leben von neuem für den Bestand des deutschen Staates und für die Autorität dieses Staates in die Schanze zu schlagen. Man sagt nicht zuviel, wenn man, zurückschauend, feststellt, daß um die Wende des Jahres 1918 der Fortbestand der deutschen Staatsidee in Paul v. Hindenburg die letzte, allen Deutschen sichtbare Verkörperung gefunden hat.



Aus den Tagen der Reichspräsidentschafts-Kandidatur des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg: Kundgebung für Hindenburg vor seiner Villa in Hannover am 19. April 1925.

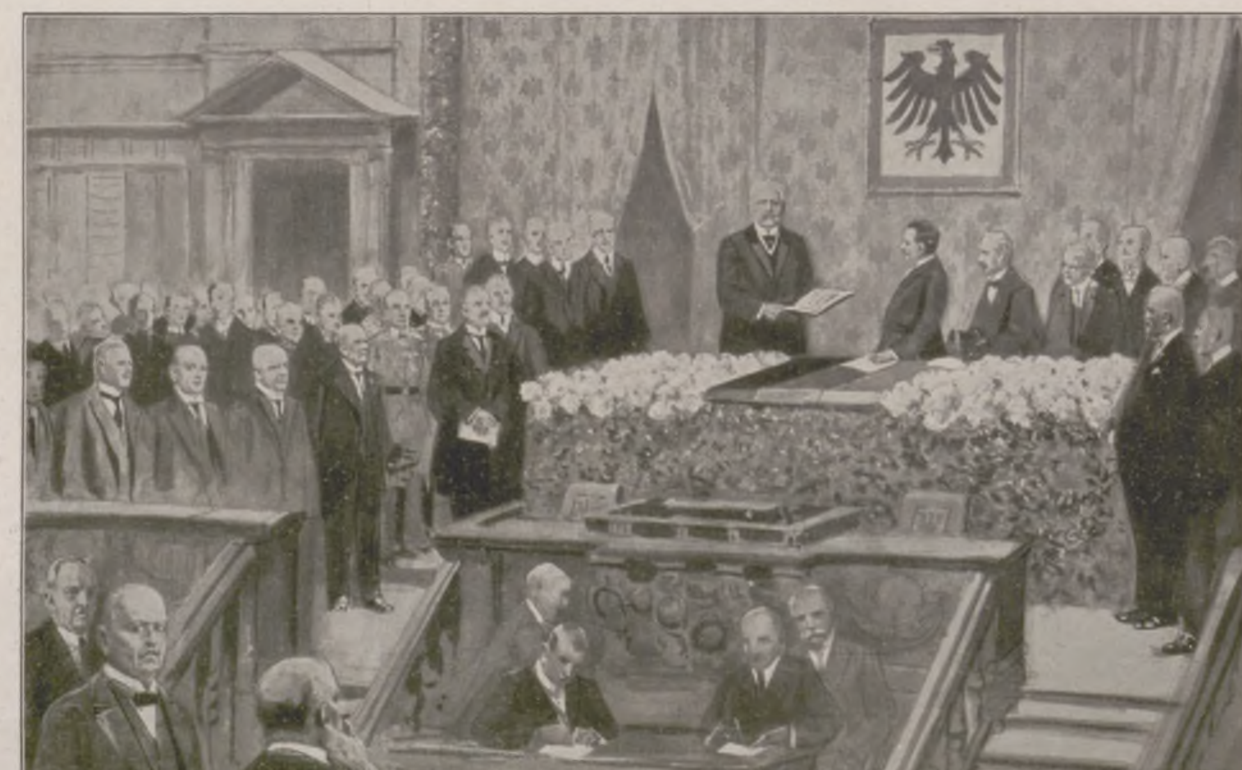
Erst als das Versailler Diktat eine für den deutschen Heerführer unerträgliche Lage geschaffen hat, legt er den Oberbefehl nieder, um in sein Familienheim nach Hannover zurückzukehren, ebenso geräuschlos und schlicht, wie er es fünf Jahre vorher verlassen hat, damals eine unbekannte Größe, jetzt zu den Unsterblichen der Geschichte gehörend.

Auch in der Abgeschiedenheit bleibt er allen, die ihn suchen, der feste Hort. Seine Sorge gilt vor allem den Opfern des Krieges. Wie er sich in seinen Schlachten niemals als Nutznießer, sondern als verantwortungsvoller Verwalter der seelischen und physischen Kräfte seines Volkes gefühlt hat, so sucht er jetzt Mittel und Wege zu finden, den Kriegsbeschädigten und Kriegshinterbliebenen eine menschenwürdige Existenz zu schaffen.

Seine politische Zurückhaltung steigert die Wirkung wohlerwogener Kundgebungen, die er von Zeit zu Zeit in Augenblicken vaterländischer Entscheidungen in die Öffentlichkeit sendet. Nicht allein das deutsche Volk, sondern die ganze Welt horcht auf, wenn der wortkarge Mann mit seinem untrüglichen politischen und menschlichen Takt in meisterlicher Sprache aus seiner Zurückhaltung heraustritt. Alle wissen, daß er zum Ausdruck bringt, was die deutsche Volksseele in ihren Tiefen bewegt.

Es war selbstverständlich, daß sich aller Augen auf ihn richteten, als das deutsche Volk zum erstenmal von seinem verfassungsmäßigen Rechte Gebrauch machte, in freier Wahl sich sein Staatsoberhaupt selbst zu wählen. Aber wohl wenige von denen, die ihm ihre Stimme gaben, sind sich bewußt geworden, welches riesenhafte persönliche Opfer sie dem verehrten Manne zumuteten, indem sie von ihm, dem ehemaligen Königlichen Feldmarschall und obersten militärischen Berater des Deutschen Kaisers, verlangten, an die Spitze der deutschen Republik zu treten. Wenn er dieses Opfer gebracht hat, so hat er es getan in der stolzen Hoffnung, die er einst in die monumentalen Worte gekleidet hat: „Deutschland, das Aufnahme- und Ausstrahlungszentrum so vieler unerschöpflicher Werte menschlicher Zivilisation und Kultur, wird so lange nicht zugrunde gehen, als es den Glauben behält an seine große weltgeschichtliche Sendung. Ich habe das sichere Vertrauen, daß es der Gedankentiefe und Gedankenstärke der Besten unseres Vaterlandes gelingen wird, neue Ideen mit den kostbaren Schätzen der früheren Zeit zu verschmelzen und aus ihnen vereint dauernde Werte zu prägen, zum Heil unseres Vaterlandes." Sein Glaube gab ihm die Kraft zu diesem Opfer.

Seit zwei Jahren waltet Paul v. Hindenburg des höchsten Reichsamtes, dem deutschen Volke vorlebend, was er als Ziel völkisch-sittlicher Erneuerung programmatisch verkündet hat. Gott gebe, daß es ihm vergönnt sei, das so verheißungsvoll begonnene Werk überparteilicher, verantwortungsbewußter staatlicher Führung zu vollenden: die zersplitterten Volkskräfte zu einer selbstbewußten, kraftvollen Nation zusammenzuschließen und den Namen des deutschen Volkes wieder zu Ehren zu bringen!



Die Vereidigung Hindenburgs als Reichspräsident am 12. Mai 1925; Reichspräsident v. Hindenburg beim Sprechen der Eidesformel vor versammeltem Reichstag. Rechts neben Hindenburg: Reichstagspräsident Loebe, der die Vereidigung vornahm. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost.





Vom Besuch des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg in Ostpreußen im Sommer 1922: Hindenburg im Gespräch mit Kriegsveteranen.
(Phot. Kühlewindt, Königsberg i. Pr.)

Links: Von der Feier des 60jährigen Militärjubiläums Hindenburgs in Berlin am 7. April 1926: Hindenburg (im Portal des Reichspräsidentenpalais in der Wilhelmstraße stehend, in Generalfeldmarschallsuniform mit dem Marschallstab) begrüßt die Fahnen seiner Regimenter.



Von Hindenburgs Besuch der Rheinlande im Frühjahr 1926: Während der Ansprache Hindenburgs (×) in der Großen Festhalle im Rheinpark bei der Befreiungsfeier in Köln am 21. März.



Begrüßung des Reichspräsidenten v. Hindenburg durch die Ammerländer vor dem historischen Bauernhaus in Zwischenahn während seines Besuchs in Oldenburg am 7. und 8. Mai 1927.





Hindenburgs Arbeitszimmer im Reichspräsidentenpalais. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.) – Im Kreis: Reichspräsident v. Hindenburg während seines Erholungsaufenthalts auf dem Gut Dietramszell bei Bad Tölz (Oberbayern) im August 1925: Zwei kleine bayerische Buben wollen von „Onkel Feldmarschall" begrüßt sein.



Reichspräsident v. Hindenburg bei einem Diplomatischen Tee im Garten des Palais des Reichspräsidenten in Berlin

Farbige Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost

Menschen im Föhn

ROMAN VON ROLAND BETSCH

(20. Fortsetzung.)

Da ging es Cornelie wie brausender Strom durch die Adern. Sie flog Golm entgegen und warf sich an seinen Hals. „Werner!" schrie sie und umklammerte ihn wie besessen. Ihre Umschlingungen waren gepreßt und voll ungebändigter Leidenschaft. Ihr Atem kam jagend aus der Brust. Sie grub sich förmlich in ihn hinein. Er fühlte den Brand ihrer sehnsüchtigen Lippen und die Schärfe ihrer Zähne. Sie ist von Sinnen, dachte er und wollte sich festsaugen an ihr. Da riß sie sich plötzlich los, stieß ihm vor die Brust und taumelte einige Schritte zurück. Die Sinnlosigkeit ihres Handelns wurde ihr offenbar. „Feigling!" schrie sie, „Feigling!" Sie eilte fort, das glühende Feuer ihres Blutes im Gesicht.

Durchwühlt von solchem Ansturm und verwirrt noch von ihrer jugendlichen Nähe, blieb er ratlos stehen und starrte ihr nach. „Cornelie! Verlaß mich nicht!"

Sie gab ihm keine Antwort mehr. Er sah sie zwischen den dunklen Tannen verschwinden und wollte ihr nacheilen; aber der Fuß stockte.

Dann war er allein. Es schlug wie Nacht über ihm zusammen. Wasser stürzten über ihn. Er warf sich ins Gras und legte das Gesicht gegen die Erde. „Ich bin verloren! Was haben sie mit mir gemacht?" Er raufte sich mit gequälten Bildern und kam zu widersinnigen und fast pathologischen Vorsätzen. Das beste, wenn sie tot wäre, überlegte er und malte sich diese Möglichkeit aus. Wenn sie tot wäre, dann könnte aller Kampf zu Ende sein. „Ich will nicht zittern, wenn ich dich vor mir liegen sehe." Dann graute ihm vor den eigenen Gedanken, und er gab sich Mühe, klar zu sein und den Widersinn zu verjagen.

Er raffte sich auf und lief planlos in den Wald hinein, kam zur steinernen Halde und wandte sich aufwärts. Nach kurzer Zeit erreichte er den Stützträger II. Er ging hin und lehnte sich gegen die wuchtigen Profileisen, umklammerte mit einer kranken Inbrunst das Metall und ließ den verstörten Blick über die dämmerige Landschaft gleiten.

Überall Verwüstung und Narben im Fels und Gletscher. Schutthalden türmten sich schmutzig grau und widerlich abstechend von der Harmonie des Gesteins, das zu schwindelnden Wänden anstieg. Die genieteten Gitterträger gruben einen Zug abgeschmackter Häßlichkeit in das Antlitz des Berges, das wie von Aussatz und Fäulnis bedeckt war. Äh, ihm ekelte vor dem Bild, das sich ihm mehr und mehr verzerrte. Von Schwindsucht befallen schien das Gebirge, hatte keinen warmen Glanz mehr für ihn und keine rufende Geste. Er hatte verspielt; es war an der Zeit, zu gehen. Das Land stieß ihn ab. Und Maria war in weiter Ferne; er hatte sie verraten.

Weil er an Tal dachte und Stadt, quollen Eisen und Stahl aus dem Dampf des Tieflandes. Maschinen stampften, und Turbinen drehten sich mit rasendem Summen. Glühende Metallblöcke hingen an Transportkranen; Hämmer fielen dröhnend auf funkensprühende Weißglut, und Profileisen schossen rot züngelnd über die Walzenstraßen. Schrei des Eisens, Besessenheit des Dynamits und fressende Gier des Erzstaubes.

Vielleicht, wenn er irgendwo untersank, wo Hochöfen qualmten, wo der heiße Atem aus dem Maul der Bessemerbirnen strömte und die Walzenzugmaschinen donnerten! Oder wo Dampfturbinen mit achttausend Touren liefen und der Starkstrom in Fesseln geschlagen war!

Nein, alles war Torheit. Der Berg hielt ihn fest; er kam nicht los vom Berg. Er fühlte es, daß der Berg irgendein rachsüchtiges Recht geltend machte, dem er nicht entrinnen konnte. Er mußte diesen Kampf zu Ende führen.

Marias Bild stand riesenhaft vor ihm. Sie lächelte ihn an, und er las etwas wie Verzeihen und Mitleid aus ihrer demütigen Gebärde. Er wollte zu ihr gehen wie ein Bettler und zu ihr sagen: Sie haben mir den Sinn verwirrt, Maria. Sie haben mich krank gemacht und elend. Alles ist nur Müdigkeit und Kranksein und Schlafsucht. Aber ich habe nur dich geliebt, Maria. Vergib mir, daß ich dich verließ! Ich wußte nicht, was ich tat.

Es war schon Nacht, da stand er immer noch an den Stützpfeiler gelehnt und suchte nach Befreiung, stöberte der großen Stille nach, die er sehnsüchtig erwartete, und fühlte nicht, daß die Stunden wie Gespenster an ihm vorüberstrichen.

Mit einem Male sah er ein Licht. Über der Halde, dort, wo der Hochwald in den Fels lief und die Latschen aufwärts krochen, dort wanderte ein Licht langsam durch die Nacht. Seltsam stiller Anblick, dieses rote Glimmen, das wie ein Stern war, der schläfrig durch die Schleier der Finsternis ging. Über die Kämme, die ein mattes Leuchten trugen, kamen graue Schwaden; es stieß wie Atem in die Nacht, der stärker wurde und zum leichten Wehen anwuchs. Das Licht wanderte aufwärts, langsam und kaum merklich, seltsames Auge der Einsamkeit, das jetzt in die Nebelschleier tauchte, zeitweise kurz aufblitzte und wieder von unsichtbarem Wimperschlag verdeckt wurde, um zuletzt ganz zu verschwinden. Der Atem der Nacht wuchs stärker an; es roch nach Schnee. Die nebelartigen Bänder wurden dicker und schwerer, schoben sich düster lastend gegeneinander und bauten sich zu Burgen auf.

Schnee, dachte Werner Golm, Schnee; und suchte das Licht, das in Richtung auf den unteren Gletscher hin versunken war. Da stieß ein dumpfer Laut durch die Finsternis; verhaltener Brüllton, von steinernen Wänden eingefangen und langsam verlöschend. Zittern ging durch die Luft, und dann kam ein kurzes Krachen, das hell und schneidend die brütende Nacht zerschnitt.

Golm, der aufgesprungen war und hochgerichtet in das aufsteigende Wetter horchte, wurde blitzschnell von einer Vorstellung gepackt, die ihn nicht mehr losließ. Er sah im Geiste das Plateau II, sah den finster aufragenden Stützträger schwanken und krachend niederstürzen. Schreck und Erregung töteten alle Grübelei. Das Licht, durchfuhr es ihn, was wollte das wandernde Licht!

„Sie haben den Träger gesprengt!" Er rief es jemand zu und wußte nicht, daß er allein war. Über Geröll und Schutthalden eilte er hinunter zur Talstation. Unterwegs glitt er aus und stürzte. Eine Weile blieb er liegen und lauerte. Der Wind sang in den Ästen; alte Stämme stöhnten auf. Er raffte sich hoch und lief weiter. Die ersten Flocken fielen; sie waren weich und vom Wind wie Vögel getrieben. Sie wurden dichter und dichter, und dann sank der weiße Vorhang vor seine Augen. Als er ins Tal kam, war er halb erschöpft. Das Blut jagte durch seine Adern; er vergaß allen Kampf der verrauschten Stunden und wurde aufgesaugt von dem neuen, geheimnisvollen Ereignis. Er stürmte in die Arbeiterkantine, wo sie bei Bier und Kartenspiel saßen. Wie ein Komet fuhr er unter sie.

„Wir müssen sofort hinauf! Sie haben den Stützträger IV gesprengt!"

Die Arbeiter wußten nicht, was er von ihnen wollte. Sie hielten ihn für verrückt. Sie hatten strenges Verbot, das Gelände zu betreten, solange es nicht gründlich auf die Wirkung der Sprengung durchforscht war.

Einige alte Arbeiter traten mit ihm vor die Kantine, damit er ruhig mit ihnen sprechen könne. Sie lächelten, als er ihnen das Vorkommnis erzählte. Sie glaubten ihm nicht. Der Oberingenieur war krank, war überarbeitet, und jetzt sah er Gespenster.

„Sehen Sie das Schneetreiben, Herr Oberingenieur! Wir können nicht hinauf. Wie sollen wir uns durch das Schneetreiben finden!" — „Es ist vielleicht nur Einbildung, Herr Oberingenieur!"

„Im Dynamitschuppen fehlen 18 Dynamitbomben. Sie haben den Träger gesprengt! Wir müssen hinauf!"

„Es geht nicht, Herr Oberingenieur! Wo sollen wir hin in der Nacht und im Schnee?"

Wind jagte um die Ecken; es heulte durch Ritzen, Fensterladen wurden krachend zugeschlagen. Der Wald war lebendig geworden; er war wie eine Orgel.

„Wir haben Föhn. Es gibt mächtig Schnee. Es geht nicht, Herr Oberingenieur!"

Werner Golm kam plötzlich eine Erleuchtung. Das Licht wurde ihm deutlich, und er kam hinter seine Bedeutung. Das Licht war hinaufgewandert nach Isla Silva. Wer konnte in dieser Nacht, wo der Föhn aufkam, über das verwüstete Gelände? Wem war der Berg so Freund und Heimat und Teil seines Wesens, daß er durch solche Nacht hinaufkonnte? Unmöglich, daß es Arbeiter sein konnten! Keiner von ihnen trug so tiefen Haß in der Brust, daß er dieses Wagnis unternommen hätte. Nur einer war da, dem eine solche Tat zu Gesicht stand. Nur einer war so verwundet vom stählernen Gespenst des Tales, daß er sich so urhaft aufbäumen konnte. „Job!" rief Werner Golm. „Zacharias Job ist oben!"

Da kam das Brüllen wieder. Aus geöffnetem Rachen schrie es in das anwachsende Unwetter.

Golm stand und lauschte auf ein Verhängnis, das er über sich hereinbrechen sah: „Job! Zacharias Job!"

XXVIII.

Es war, als ob ein gieriger Wunsch den alten Bergführer noch mit einer letzten, ungeahnten Kraft begnadet hätte. Um neun Uhr war er vom Einödhof aufgebrochen, als die Dunkelheit das Land ringsum einschloß. Er trug Rucksack, Seil und Pickel und seine alte Handlaterne, in der mit gelbem Licht die Kerze brannte. Sein Ziel stand unverrückbar fest, und er steuerte ihm mit einer fliegenden Hast entgegen. Über die oberste Alm stieg er bis zum Fuße der Steilwand,

die zum Geierkopf anstrebte. Der Himmel war noch klar, aber in der Luft lag ein feuchter Brodem und Ahnung von Schnee. Job windete wie ein Hund und schaute angestrengt nach dem Südgrat der Parsennspitze, die firnüberzogen war und einen trübseligen Schimmer von Licht auswarf.

Dann ging er über das Kar hinüber nach den Baustellen und kam zum Punkt 3000, wo der Blick ins Tal frei wurde. Er blieb eine Weile stehen und schaute über den Abgrund hinunter in die Tiefe. Schwarz lag es unter ihm und ohne Laut. Das Tal schlief; selbst die Generatoren sangen nicht in dieser Nacht. Menschen schienen ihm meilenweit und unerreichbar. Er war allein hier, und das Land lag wie staunend und voll Erwartung. Er nahm den Hut ab, als müsse er demütig bleiben bei seinem Tun und nur das Unabänderliche vollbringen, das keinen Aufschub mehr duldete. Weder Haß noch Rache kam auf in ihm, als er so über der Tiefe stand und seine ungeheure Einsamkeit fühlte. Es war nur der Ruf, dem er folgte, weil er wie eine unbegreifliche Sendung an ihn ergangen war. Er war Gott näher in diesem vergessenen Augenblick und fühlte das Rauschen der schwarzen Flügel über sich. Er stellte die Laterne auf den Fels, faltete andächtig die Hände und betete; halb verschmolz er mit Berg und Raum und Gott und war von Inbrunst und Abschiedsahnung schmerzlich erfüllt.

Über das Trümmerfeld der Sprengstellen stieg er hinüber nach dem Gletscher und gewann langsam das Plateau, das von Nacht und Schatten überwuchert war. Auf dem Weg sah er die ersten Nebeltücher über den Südkamm schweben. Der Wind fuhr mit wesenlosen Fingern durch sein wirres Haar und wuchs bald zum wehenden Strom.

Der Föhn! sprach Job zu sich selbst und drängte vorwärts. Seine Glieder waren schwach, und das Gehen im Geröll fiel ihm schwer. Nach einer Stunde stand er vor dem Eisenträger, der sich lautlos in das Schwarz der Nacht geduckt hatte. Der Wind, stumm noch im ungehemmten Raum, bekam hier schon Stimme und fuhr schwatzend durch das Gitterwerk; ziehende Wolkenfetzen hingen sich streifig um das phantastische Gerippe.

„Ich bin noch nicht tot! Leb' immer noch, meine Herren! Ich hab' mir noch ein Endchen vorbehalten. Ich muß noch etwas Wichtiges vollbringen, was keinen Aufschub duldet, Dieffenbronner, da paſſ' du nur mal auf!"

Er murmelte es in die Leere, während er Seil und Pickel fortwarf und den Rucksack langsam von den Schultern nahm. Wolken hüllten ihn ein. Mit der Hand griff er das Metall an und schüttelte sich, als er die Kälte spürte und die harte Leblosigkeit. Die Nieten befühlte er; sie tasteten sich an wie Geschwüre. Viele Nieten! Überall Nieten! Wie lange hatten auch die Hämmer geschrien! Eisen, unheimliches Eisen, ineinander verwachsen und dreißig Meter ansteigend. Einen Augenblick zitterte Job, als er sich vorstellte, daß er nun beginnen müsse, diesen Riesen zu fällen. In der Brust wurde wieder der ruhelose Hammer wach und schlug nach seinem Leben.

Zacharias Job, es ist keine Zeit zu verlieren!

„Das war manchmal, daß ich an einer Wand hing und den Herrgott anrief. Er hat mich noch nicht verlassen; er wird halt auch jetzt bei mir aushalten."

Sechs große Sprengbomben mit Zehnminutenzündern, genau nach Vorschrift angebracht. Oh, der rothaarige Bengel verstand sein Handwerk. Hol' ihn der Teufel, den Erpresser!

Sechs große Sprengbomben! Job hielt die Zündschnur an die Kerze, ergriff seine Gerätschaften und eilte von der Stelle. Auf allen vieren kroch er über den Fels, immer aufwärts. In sicherer Entfernung krümmte er sich hinter einen Stein. Als die Minen barsten und ihr Aufrollen die Nacht zertrümmerte, bekreuzigte sich Job. Im Grollen des Dynamits betete er ein Vaterunser.

Noch stand der Träger, schwarz, verdrossen; grimmig aufragend. Hatte ihn dieser Angriff nicht erschüttert? Doch, er wankte! Langsam erst, kaum merklich, sich wehrend wie ein getroffenes Wild. Dann stürzte er, und sein Fall war grauenhaft. Dem Bergführer schnitt es in die Brust, als er den aufheulenden Todesschrei des Eisens hörte. — Stille, lastende Stille und tief wie Tod. Auch das Wetter hatte den Atem angehalten. Dämmerung der Welt.

Job kroch weiter, auf dem Leib wälzte er sich fort wie ein Wurm. Nur fort von hier, wo die abseitige Tat vollendet war. Vergeltung, dachte er angstvoll und suchte Schutz in diesem Wort. Kein Mord, kein Verbrechen, nur Vergeltung und Kampf gegen den Feind, der ins Land gebrochen war.

Das Wetter wurde stärker; der Wind pfiff, und dann kam der lautlos fallende Schnee.

„Wir sind Herr auf unserm Boden. Niemand darf uns die Erde unter den Füßen fortnehmen. Unser Land! Mein Land!" Er saugte neuen Mut aus diesen Vorstellungen, erhob sich und stieg durch das Wetter bergan. Der Schnee fiel dichter, aber Job fand den Weg. Er suchte den Eingang zum Gletscher und kletterte in der Moräne hoch. Die Flocken, gejagt vom Wind, fuhren ihm ins Gesicht. Das Treiben wurde stärker und stärker.

„Ein Lüftchen, ja, ein Lüftchen!" sprach er laut vor sich hin, nur um eine menschliche Stimme zu hören und sich aufzurichten an ihrem Klang. Er fühlte, wie seine Kräfte nachließen. Es kroch ihm bösartig in die Glieder. Die Brust wollte nicht standhalten, sie war zu eng und eingeschnürt, und wenn er aufatmen wollte, ging es nicht; denn auf halbem Weg blieb die Luft weg.

„Ein Lüftchen, verfl... wie ich's doch tausendmal erlebt habe. Unser Land! Mein — Heimatland! Äh, jetzt kommen die stechenden Eisnadeln."

Job stemmte sich gegen die Gewalt. Der Schnee war zu Eisnadeln geworden. Bei einer Biegung warf es ihn nieder. Keuchend lag er in den Felsen der Moräne. Er barg den Kopf tief im Schnee, mit beiden Händen Schutz suchend. Es raste über ihn hinweg; die grauen Bänder jagten.

Isla Silva! Wo war Isla Silva? Er mußte hinauf, um zu vollenden; um die Höhe zu befreien. Wenn er nur erst bei Isla Silva war. Das Abwärtsgehen würde leicht sein, auch die unteren Eisenstützen waren bequem zu finden, und das Wetter würde an Heftigkeit verlieren. Bis Isla Silva aber waren sie vorgedrungen. Dort wuchs der Koloß aus der Felsinsel des Gletschers. Nach Isla Silva mußte Zacharias Job.

Halb verwirrt schon richtete er sich wieder auf und stieg weiter gegen den Strom, unablässig plaudernd und Widersinn gebärend. „Ein Föhn, wie ich ihn nur wünsche, ja. Heute bleiben sie alle zu Hause. Die Nacht heut läßt keinen aus dem Rattenloch. Ist für mich, die Nacht, ganz allein für mich. Unser Herrgott hat sie mir eigens geschenkt. Verd... Eisnadeln. Mir läuft schon das Blut aus den alten Runzeln."

Isla Silva! War es denn eine Ewigkeit heute bis zur Insel! Schritt für Schritt kämpfte er sich hoch. Schneeverwehungen, scharf angeblasen, stellten sich ihm in den Weg. Bis zum Leib watete er durch das weiche Bett. Das Land schien ihm verändert, die Moräne hatte sich verschoben. Schnee, vom Sturm in die Schattenwinkel gepeitscht, häufte sich meterhoch.

Job ließ nicht nach; er holte die letzte, ärmliche Kraft aus seinem Körper. Nur das Vertrautsein durch Jahre hindurch, das innige Vertrautsein mit Nacht und Schnee und Wettersturz konnte ihn aufrecht halten.

Aus Dampf und Qualm, aus jagendem Eis und brodelnder Hölle stellte sich ein Riese ihm entgegen. Halb verschluckt vom Treiben des Wetters, trat er plötzlich vor ihn hin, als wollte er sich freiwillig stellen. Der Stützträger Isla Silva. Aber nicht schwarz war der Riese; kein düsteres Metall, keine Nieten waren zu sehen. Von Eis und Schnee verweht und mit glitzernden Zacken versehen, war er in die tobende Landschaft gestellt und rührte sich nicht.

Job stand davor und schaute hoch. Das kranke Licht seiner Laterne kroch an den Pfeilern hinauf. „Ich meine, wir zwei müßten uns kennen, du! Sind wir nicht alte Freunde, du und ich? Hee!" Er wollte umsinken und griff ins spitze Eis, um einen Halt zu suchen. So ruhte er eine Weile, und während er, tief erschöpft, am Eisen des Trägers hing, brach seine Vergangenheit wie eine Blüte auf. Er ging den Pfad seines Lebens zurück, und die Erinnerung erschloß sich ihm und war wie ein Garten, in den er staunend eintrat, um die hunderttausend Seligkeiten seines Bergsteigerlebens zu finden. Ja, er hatte ein Leben vollbracht zwischen Firn und Fels und an Eishängen klebend. Die Nordwand des Silbernen Lichtes hatte er als erster bezwungen; durch den berüchtigten Kamin hatte er einen Anstieg auf den Gipfel des Weißzahnes gefunden. Ohne Frau und ohne Kind war er gewesen, allein und nur dem Fels verschwistert.

Magdalena Dieffenbronner! Wer hatte ihm von Magdalena erzählt? Sie hatten ihren Leichnam im Gletscher gefunden. So war ihm erzählt worden. Wann denn nur und wo? Es war Lüge, Trug und Hirngespinst. Sie schlief im grünen Sarg. „Mehr als zwanzigmal hing ich am Seil, um sie zu suchen."

Bergfahrten gaben ihr strahlendes Erlebnis wieder. Einsam war er gewesen, ein Leben war verrauscht, aber Gott hatte ihn gesegnet. Er raffte sich auf und trug das dankbare Verwundern in den Augen. Bilder versanken, und der Föhn rauschte.

„Ich hab' wohl noch ein Endchen Zeit. Ich hab' wohl noch was übrigbehalten, das lasse ich mir nicht abspenstig machen."

Er wühlte im Rucksack und brachte die Sprengkapseln hervor. Es war schwer, sich zurechtzufinden und sie sachgemäß zu befestigen. Mit dem Pickel mußte er das Eis von den Streben schlagen. Diese Zündschnüre konnte kein Wetter löschen.

Ein trockenes Lachen stieß er aus und machte sich davon. Er wollte über Schnee und Fels kriechen, um sich in Sicherheit zu bringen, da fällte ihn seine Schwäche. Es überfiel ihn aus dem Hinterhalt, plötzlich und mitten in seiner Flucht. Er sank um und konnte nicht weiter. Mühsam stützte er sich auf die Hände und wollte den Oberkörper hochrichten. Kurz kam der Atem aus seiner Brust.

Der Träger, gleich wird der Träger stürzen. Heilige Maria, Mutter Gottes! Der Träger! Eisen und Stahl über ihm!

Auf dem Bauch wollte er weiterkriechen, aber die Kraft verließ ihn; er klebte am Boden und war gelähmt von Schwäche und Entsetzen. Da schrie er wild hinaus, und sein Schrei drang durch die Stimme des Wetters.

Dröhnen, Rauschen und Bersten. Ruf gewaltigen Donners. Furchtbarer Laut untergehender Welt.

Im letzten Augenblick, als das Eisen ihn erschlug, wurde er von einem sehnsüchtigen Bild umarmt. Mit zitternden Händen griff er nach der bunten Verheißung.

(Fortsetzung folgt.)



Ansicht des Tannenberg-Denkmals (in der Nähe von Hohenstein, Ostpreußen) während der Einweihungsfeier am 18. September. **Rechts nebenstehend:** Reichspräsident v. Hindenburg (×), der Sieger von Tannenberg, mit Generalfeldmarschall v. Mackensen (××) und Generalquartiermeister Ludendorff (×××) im Ehrenhof des Tannenberg-Denkmals bei der Gedenkfeier für die Toten.

Die Weihe des Tannenberg-Nationaldenkmals.





Vom Ostasienflug des Fliegers Koennecke mit der „Germania": Koennecke (links) und sein Begleiter Graf Solms auf dem Flugplatz Butzweilerhof bei Köln vor dem Abflug am 20. September.





Aus der Ausstellung „Die Mode der Dame", die am 21. September in der Funkhalle in Berlin eröffnet wurde: Blick in die Ausstellungshalle. **Links:** Vom Aufenthalt des Präsidenten des westafrikanischen Negerfreistaats Liberien, Charles Dunbar Burgeß Kings, in Berlin, wo er dem Reichspräsidenten am 21. September einen Besuch abstattete. Von links nach rechts: Der Adjutant des Präsidenten; Präsident Ch. D. B. King; Generalkonsul Massaquoi.

STIGMATISIERTE IM LICHTE DER FORSCHUNG

Stigmatisation — Betrug oder Wunder? Die Heilige von Konnersreuth, Therese Neumann, lenkt jetzt die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich. Dem historisch Interessierten dürfte da ein kurzer Rückblick willkommen sein — zunächst: Was sind überhaupt Stigmatisationen? Es sind Bildungen von Wundmalen nach Art der Wunden, wie sie Jesus bei der Dornenkrönung, der Geißelung und der Kreuzigung am Haupt, an der Seite, an Händen und Füßen zugefügt worden sind. Der Name für diese Wundmale ist dem 6. Kapitel des Galaterbriefes (V. 17) entnommen, wo Paulus von sich sagt: „Denn ich trage die Malzeichen (ta stigmata) des Herrn Jesu an meinem Leibe.“ Daraus darf man nicht folgern, daß der Apostel Paulus ein Stigmatisierter im oben definierten Sinne gewesen wäre — sondern wahrscheinlich bedeuten diese Worte einen Hinweis auf die zahlreichen Mißhandlungen, die Paulus während seiner Wirksamkeit zu erdulden hatte. Nach der Überlieferung gilt als erster der Stigmatisierten Franz v. Assisi, der 1224 auf dem Monte Alverno seine Stigmen empfangen haben soll. Von dieser Zeit an ziehen sich die Stigmatisationen wie eine blutige Kette durch die Geschichte der christlichen Kirche hindurch — bis in die Gegenwart hinein.

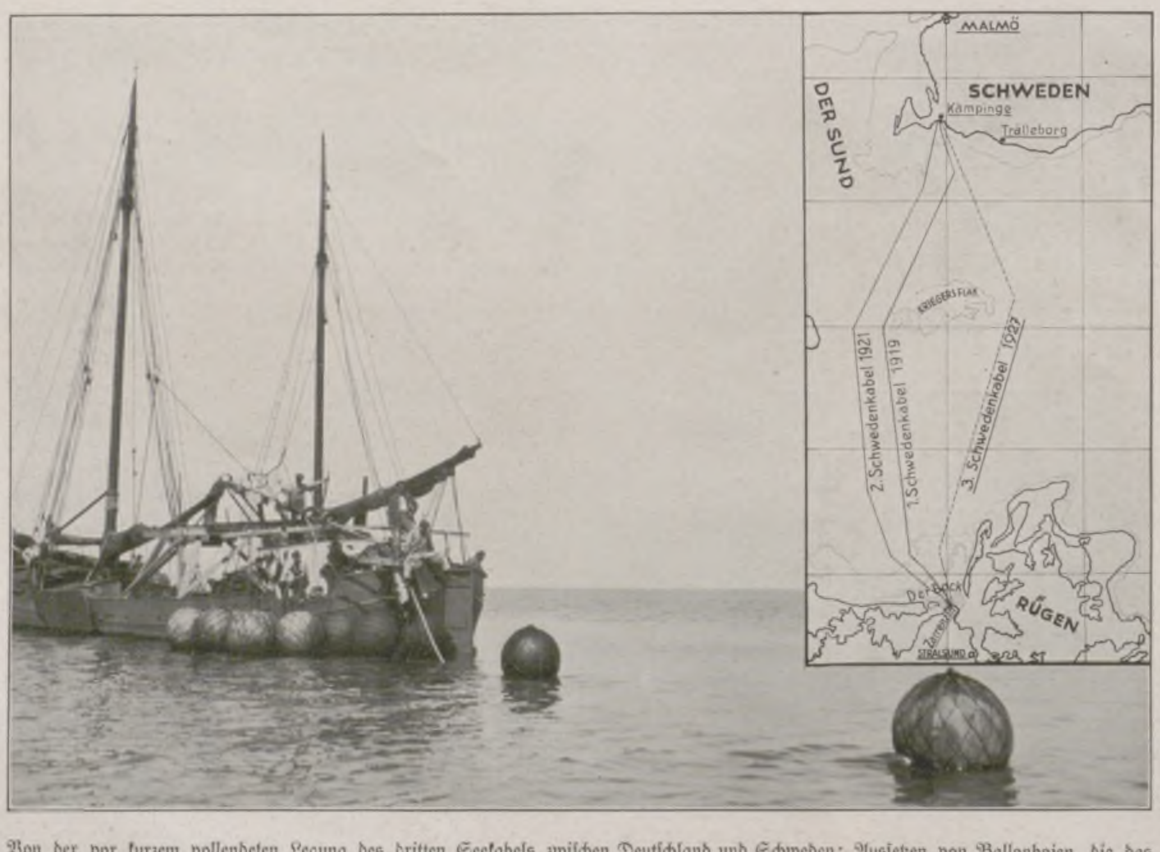
Die Geschichte weiß übrigens auch von Stigmen nicht religiösen Charakters zu erzählen. „Als im russischen Kriege die Franzosen nach Moskau kamen,“ so berichten die „Blätter von Prevorst“, „begegneten ein Kosak und ein Franzose einander in einer Sackgasse und kämpften miteinander. Ein Einwohner hatte sich in dieselbe Gasse geflüchtet und konnte nicht heraus, geriet beim Anblick des Gefechtes in tödliche Angst, und als er nach Hause kam, befanden sich an seinen Armen und am übrigen Körper dieselben Wunden, die der Kosak dem Franzosen geschlagen hatte, so daß er blutete und sich heilen lassen mußte.“ Ein anderer, angeblich wohlbeglaubigter Bericht (Dr. Papst, „Ein Wort über die Ekstase“, 1834) sagt von der Schwester eines jungen Mannes, der als Soldat zum Gassenlaufen verurteilt worden war, daß sie „im Augenblick der Exekution — entfernt von ihm, zu Hause inmitten der Ihrigen — die Streiche, die den Bruder trafen, in einer Art von Verzückung wimmernd und ächzend mitempfand, bis sie ohnmächtig zusammenstürzte und zu Bett gebracht werden mußte, wo man dann entdeckte, daß ihr das Blut von dem wie aufgehauenen Rücken herabrann.“ — Es existieren sehr verschiedene Angaben über die Zahl der im Laufe der Jahrhunderte vorgekommenen Stigmatisationen — je nach der Stellung, die die Berichterstatter zu dieser Frage einnehmen. Clemens Brentano nennt 50, August Tholuck nur 32 in der katholischen Heiligenlegende erwähnte. Der katholische Arzt Dr. Irmbert-Gourbeyre zählt über 200 Stigmatisierte, wogegen die „Stimmen aus Maria Laach“ 80 wohlbeglaubigte Fälle nennen. Die großen Zahlenunterschiede erklären sich wohl zum Teil daraus, daß man unterscheiden muß zwischen voll Stigmatisierten und solchen, die nur teilweise die Malzeichen trugen. Die Zahl der stigmatisierten Männer ist wesentlich kleiner als die der Frauen. Erklärungen dafür wurden versucht — so der Hinweis auf die größere Neigung der Frau zu religiöser Schwärmerei, zu Hysterie und ähnlichen nervösen Störungen. Irmbert-Gourbeyre bestreitet das energisch; er behauptet sogar, daß Verzückung beim Manne häufiger sei als beim Weibe, daß Hysterie sehr selten im Nonnenleben zu finden sei, und daß man unter verheirateten oder in freier Ehe lebenden Frauen mehr Hysterische finde als unter Jungfrauen. Wichtiger als diese Meinungsverschiedenheiten erscheint uns vom ärztlichen Standpunkt aus eine unbestreitbare Gemeinsamkeit der Stigmatisierten: sie waren alle kranke, zum Teil schwerleidende Personen. Die „Revue de Deux Mondes“ kommt zu dem Schluß: „Alle Stigmatisierten sind Ekstatiker und deshalb Neuropathiker.“ Nicht nur Neuropathiker — fast alle, nach genauen Schilderungen der Zustände einer Anna Katharina Emmerich zu Dülmen, Maria Mörl zu Kaltern, Maria Domenica Lazzari in Capriana, Maria Beatrix Schumann in Pfarrkirchen, Luise Lateau in Bois d'Haine u. a., waren mit einer Fülle schwerer, rein körperlicher Leiden behaftet. Und ist denn Hysterie keine „Krankheit“? Noch immer verbinden viele mit diesem Begriff ein Werturteil, während man objektiv nur sagen kann, daß bei Hysterischen eine besonders große Beeinflußbarkeit des Körpers durch psychische Vorgänge besteht — wenn man den Menschen in Körper und Seele aufteilen will; und eine solche Disposition ist keineswegs als „minderwertiger“ zu bezeichnen als etwa die Neigung zur Zuckerkrankheit oder zur Gicht. — Wie schon erwähnt, tauchten die blutigen Stigmen erst im Beginn des 13. Jahrhunderts mit Franz v. Assisi in der Geschichte der christlichen Kirche auf. Um diese Erscheinungen zu verstehen, müssen wir die Zeit betrachten, in der sie sich abspielten — es war das Zeitalter der Kreuzzüge, eine Epoche der Massensuggestion, die ja 1212 oder 1213 auch die Kinder erfaßte und sie zu dem traurigen Kinderkreuzzug begeisterte. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts ergriff die Völker eine neue Massenpsychose: die Scharen der Flagellanten oder Geißler durchzogen die Lande — Italien, Ungarn, Österreich, Sachsen, Frankreich, die dänischen Inseln — geißelten sich vor den Kirchen bis aufs Blut und erregten offenbar die von der Pest erschreckten Gemüter aufs heftigste. Zur gleichen Zeit, als in Deutschland und den Niederlanden der Schwarze Tod wütete, trat eine neue psychische Epidemie auf, die Tanzwut. Männer und Frauen tanzten so lange im Kreise umher, bis sie in Ekstase gerieten und in Visionen den Himmel offen sahen. Viele Zuschauer wurden von der Raserei mitergriffen und nahmen am „St.-Veits-Tanz“ teil. Bodenbereitend für die Stigmatisationen war ferner die mystisch-ekstatische Frömmigkeit, die namentlich in den Frauenklöstern gepflegt wurde. Das „christförmlike Leiden“, wie es Suso nennt, steht ja in jener Zeit im Mittelpunkt des religiösen Lebens. Man stellte sich das Bild des Gekreuzigten mit grausiger Deutlichkeit vor, man litt und starb mit ihm. Eine Christina Ebner, 14 Jahre alt, schneidet, krank zu Bett liegend, mit einem Messer ein Kreuz in die Haut über ihrem Herzen, wobei das Blut fließt. Nun war nur noch ein Schritt zur inneren und äußeren Stigmatisation. Die Nonne Elsbeth in Katharinental, Irmgard von Kirchberg, Agnes von Nordera tragen die Schmerzen der Wundmale, um die sie innig gebeten haben. Heinrich Suso, der große Mystiker, gräbt sich mit einem Griffel den Namen Jesu über dem Herzen ein; er verhängt schwere Bußübungen über sich — schläft auf einer harten Tür, trägt Riemen mit spitzen Nägeln unter seinem engen Kleid, enthält sich jeglichen Getränks. Solch mystisch-ekstatischer Drang war fruchtbarer Boden, auf dem die Stigmatisationen erwachsen konnten — die Voraussetzungen waren gegeben für das spontane Hervorbrechen der Malzeichen am Körper des Ekstatikers auf psychophysischer Basis. — Bei dem großen Stigmenträger, Franz v. Assisi, handelt es sich, wie wir mit Dr. Jakobi („Die Stigmatisierten, Beiträge zur Psychologie der Mystik“) glauben möchten, mit großer Wahrscheinlichkeit um eine Selbstverletzung, vorgenommen in glühender Ekstase nach lang dauernder, harter Aszese in der Einsamkeit des Monte Alverno. Die Dominikanerin Katharina von Siena (14. Jahrhundert) war, ebenso wie ihre deutsche Zeitgenossin Margarete Ebner, nur innerlich stigmatisiert, d. h. sie fühlte die Schmerzen. — Doch genug der Einzelheiten. Aus den zahlreichen Berichten über Stigmatisierte können wir einige allgemeine Erkenntnisse gewinnen — zunächst die, daß nicht alle Stigmenträger gleich zu beurteilen sind; einige brachten sich in der Ekstase die Wundmale selbst bei — zweifellos ohne irgendwelche „Betrugsabsicht“! — andere standen unter dem suggestiven Einfluß ihres Beichtvaters — wie Maria Mörl zu Kaltern bei Bozen (geb. 1812), bei anderen wieder war Autosuggestion wirksam — und bei einigen konnte durch strenge und kluge Bewachung Betrug, nämlich bewußte und bis zur Überführung geleugnete Selbstbeibringung in völlig wachem Zustande nachgewiesen werden (so das „Wundermädchen“ A. M. Kinker in Burgloh um 1798 und Caroline Beller in Lützeneder bei Warburg). Nun zum Schluß die wichtigste Frage: Wie ist die Entstehung der Stigmen zu erklären? Beaunis, Professor der Physiologie zu Nancy, wies schon 1856 darauf hin, daß man nur einen Teil seines Körpers aufmerksam anzusehen brauche, um dort Prickeln, Brennen usw. zu erzeugen; er glaubte von dieser Erfahrungstatsache aus einen Weg zum Verständnis der Stigmatisationen zu finden. Später berichteten die Forscher Bourru und Burot über Nasenbluten und Blutschwitzen, das sie bei einem hysterischen Mann durch Suggestion hervorgerufen hatten. Es steht außer Frage, daß dies auch durch Selbstsuggestion bewirkt werden kann. Untersuchungen aus jüngster Zeit bringen reiches Beweismaterial dafür, daß Blutungen im Unterhautzellgewebe als Ausdruck gefühlsbetonter Vorstellungen experimentell hervorzurufen sind. — Die Alternative „Betrug oder Wunder“, die auch anläßlich der Stigmatisierten von Konnersreuth wieder hier und da gestellt wird, ist irreführend und entspricht keineswegs dem Stand unserer, wenn auch noch lückenhaften Kenntnisse psychologischer Erscheinungen — und wir glauben, daß die Möglichkeit einer „natürlichen“ Erklärung, d. h. einer solchen durch die Kräfte des Organismus, im Gegensatz zum Wunder-Eingreifen einer „Kraft von außen“, heute außerordentlich nahe liegt. Wunderbar bleibt dann noch immer die Gefühlsinnigkeit dieser religiösen Mystiker, die es vermochten, sich selbst so ganz aufzugeben im wahrhaften „Mitleiden“ der Martern Christi. S. Hupfer.

Tagesgeschichte.

Das nahe Hohenstein in Ostpreußen errichtete Tannenberg-Denkmal, das dem Andenken an die gewaltige siegreiche Schlacht bei Tannenberg (23. bis 30. August 1914) gegen die Russen gewidmet ist, wurde am 18. September in Gegenwart des Reichspräsidenten Generalfeldmarschalls v. Hindenburg und der übrigen an der Schlacht beteiligten Generalität eingeweiht. Acht riesige Türme, jeder über 20 m hoch, bilden die Eckpfeiler des mächtigen Achtecks, das Mauern, von wehrgangartigen Galerien gekrönt, umschließen. Vor dem Denkmal liegt ein Vorhof, während innen sich 40 Ehrenhallen, in denen die Erinnerungstafeln der einzelnen Truppenteile aufgestellt werden sollen, nach einem 20000 Menschen fassenden Ehrenhof öffnen. — Am Weihetag wurde Hindenburg von Generalmajor a. D. Kahns, dem Vorsitzenden des Tannenberg-Nationaldenkmal-Vereins, begrüßt. Hindenburg dankte darauf und gab dann im Rahmen seiner Ansprache eine vielbeachtete Erklärung gegen die Kriegsschuldlüge ab. Darauf fuhr er die lange Front der Verbände und der Mitkämpfer von Tannenberg entlang. Nach der Umfahrt hielten die beiden Divisionsgeistlichen des Wehrkreises I den Feldgottesdienst ab. Es folgte eine Feier im Ehrenhof, den Hindenburg nach Übergabe des goldenen Schlüssels eröffnete, und wo er am Fuße des Granitblocks inmitten des Hofes einen goldenen Kranz zu Ehren der Gefallenen niederlegte. Dann begann draußen der Vorbeimarsch der Weiheteilnehmer, der drei volle Stunden dauerte. Danach begab sich Hindenburg nach Allenstein, von wo aus er über Pillau, Swinemünde nach der Reichshauptstadt zurückkehrte.

An Stelle des geplanten, wegen der ungünstigen Wetterverhältnisse aber aufgegebenen Ozeanfluges unternahm der Flieger Koennecke am 20. September von Köln aus einen Überlandflug, der ihn nach Ostasien führte.

Der deutsche Weltrekordmann, Dr. Peltzer, konnte in Paris über den bisherigen Titelhalter Martin im 1000-m-Lauf den Sieg erringen und damit einen neuen Weltrekord aufstellen.



Von der vor kurzem vollendeten Legung des dritten Seekabels zwischen Deutschland und Schweden: Aussetzen von Ballonbojen, die das Küstenkabel tragen und später abgeschnitten werden. Oben rechts: Kartenskizze mit Lageangabe der drei Kabel.

Das soeben vollendete neue Seekabel zwischen Deutschland und Schweden führt ebenso wie die in den Jahren 1919 und 1921 gelegten zwei Fernsprechseekabel von Zarrenzin (Pommern) nach Kämpinge (Schweden). Die Kabellänge beträgt 162 km, davon liegen 120 km auf dem Meeresgrund. Während die meisten See-Fernsprechkabel zur Erhöhung der Selbstinduktion nach dem Krarup-System gebaut sind, hat man diesmal das Pupin-System vorgezogen, weil es sowohl in elektrischer als auch in wirtschaftlicher Hinsicht dem ersteren überlegen ist. Das aus 48 Adern bestehende Kabel kann gleichzeitig mit 12 Ferngesprächen belastet werden und ist trotz seiner Leistungsfähigkeit nur 59 mm dick. Auch dieses Kabel stellt einen bedeutenden technischen Fortschritt dar, insofern, als es das größte und längste bisher verlegte pupinisierte See-Fernsprechkabel mit Papierisolation und Bleimantel ist.



Geheimrat Dr. Max v. Gruber, Obermedizinalrat, Professor für Hygiene und Bakteriologie an der Universität München, Präsident der bayerischen Akademie der Wissenschaften, † am 16. September im 75. Lebensjahre.



Ago Freiherr v. Maltzan, Botschafter in Washington, im Jahre 1922 zum Staatssekretär des Auswärtigen Amtes ernannt, ein überaus befähigter Diplomat, † bei einem Flugzeugunglück in der Nähe von Schleiz am 23. September, 50 Jahre alt.



Die Unglücksstelle bei Schleiz, wo am 23. September das Verkehrsflugzeug Berlin-München abstürzte. Rechts vorn eine zertrümmerte Tragfläche; in der Mitte der Motor, tief in die Erde eingebohrt; links das Fahrgestell, dahinter die zweite, abseits aufgefundene Tragfläche. Sämtliche sechs Insassen, unter ihnen Botschafter v. Maltzan, wurden getötet.



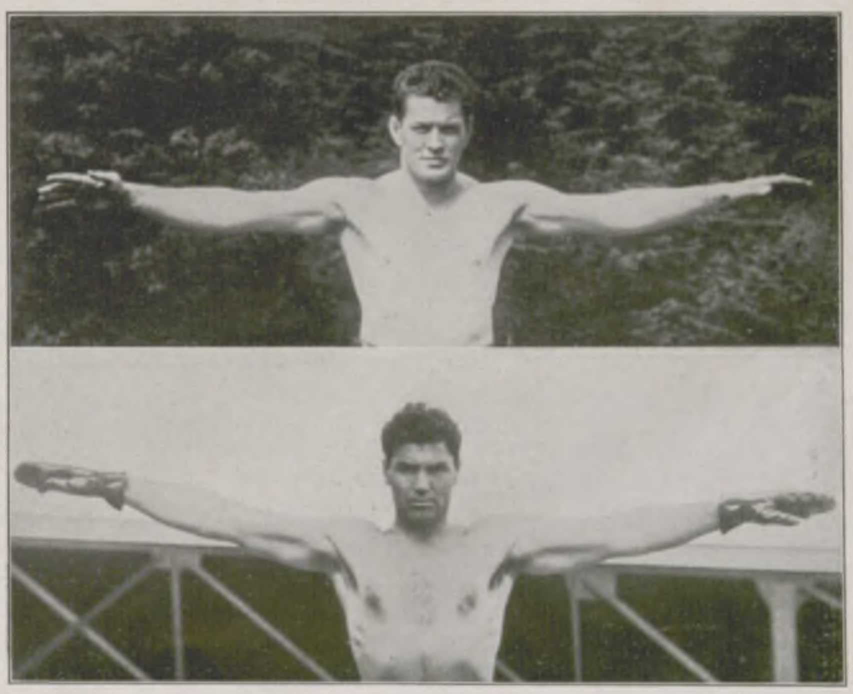
Vom Weltrekordlauf Dr. Peltzers, Stettin, bei den großen Internationalen Olympischen Wettkämpfen in Paris am 19. September: Dr. Peltzer geht beim 1000-m-Lauf vor dem Franzosen Seraphim Martin durchs Ziel und stellt mit 2 Min. 25,8 Sek. einen neuen Weltrekord auf.



Von der Eröffnung der Generalstaaten (der beiden gesetzgebenden Kammern) in Holland am 20. September durch die Königin Wilhelmina: Die königliche Familie begibt sich auf dem Schloß im Haag zur Staatskalesche. Auf der Treppe (rechts) Prinzessin Juliana, die zum ersten Male an der Feier teilnahm.



Von den Feierlichkeiten zum 450jährigen Jubiläum der schwedischen Universität Upsala (15.—17. September): Erzbischof Prof. Söderblom ernennt den 90jährigen, krankheitshalber an der Teilnahme verhinderten Bischof Ullman zum Jubeldoktor, indem er gleichzeitig dessen Doktorhut emporhebt.

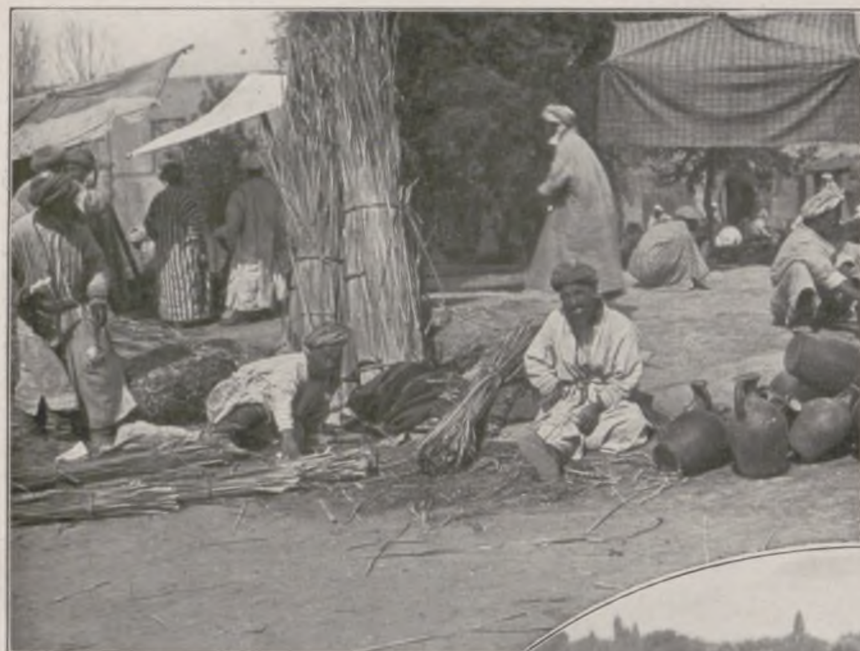


Zum Weltmeister-Boxkampf in Chicago am 22. September, dem etwa 135000 Zuschauer beiwohnten: Die beiden Gegner Gene Tunney (oben) und Jack Dempsey zeigen ihre Reichweite. Tunney wahrte sich den Meisterschaftstitel durch einen Punktsieg über den ehemaligen Weltmeister.

Basarleben in Zentralasien.

Mit Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.

Mitten in glühenden Lehmstädten stehen dunkle Gangstraßen wie Tunnel, mit Mattengeflechten gegen die Sonne geschützt, der Boden kühl, aufgeweicht von Wasser, das Halbnackte aus Bocksschläuchen spritzen. Die Wände entlang reihen sich die Läden, offene Zellen, etwas erhöht, in denen die Händler, grellbunt gekleidet, hoch beturbant, über ihren Waren hocken, Tee trinkend und mit Freunden plaudernd, die sich auf der hohen Schwelle niedergesetzt haben: Laut drängt sich



Schilfverkäufer in einem dörflichen Basar bei Buchara.



Baumwollbasar in Andischan (Turkestan).



Heimkehr vom Basar in Osch (Turkestan).

die Menge vor ihnen, fragt zu ihnen herein, oft vom Pferd, vom Esel herunter — bunt gekleidete Städter, Bauern in langen weißen Hemden und weiten Hosen, Frauen, bis zum Boden in blaue Mäntel gehüllt, den schwarzen Schleier vorm Gesicht, wie Riesensäcke ohne Farbe und Form. Jungen, die Brote ausschreien, welche sie in Körben auf dem Kopf tragen, schieben dich beiseite, Händler mit grünen Feigen, Trauben, Pfirsichen hocken die Wegschwellen entlang, und rettest du dich herunter auf die Straße, so bedrängen dich Karawanen von Säcke schleppenden Dromedaren, das Durcheinander von hohen zweirädrigen Karren, von deren Pferden herunter die Führer gellend „Poscht, poscht" den Fußgängern in die Ohren rufen, und die ewig schreienden Lastträger. — Denn der Basar ist die „City" der islamitischen Stadt, und zwar viel ausgesprochener als gewöhnlich in Europa. Aller Geschäftsverkehr drängt nach ihrem Zentrum. Betritt man an Basartagen, die immer zweimal in der Woche stattfinden, die Außenbezirke, so sieht man durch die Gartenzone, die sich rings um die Stadtmauern breitet, allen Verkehr vom Lande in die Stadt fluten, sieht an deren Rande die Lasttiere und Wagen in den Karawansereien zurückbleiben und durch die Straßen der Stadt den lückenlosen Zug der Käufer und Warenzubringer fluten. — Zwar ist die Zeit des höchsten Glanzes längst vorbei, als Samarkand die Residenz Timurs und also das Herz des Ostens war, als aller Reichtum Indiens, Chinas, Persiens, Ägyptens in die Basare Turkestans strömte. Was China heute über den Pamir nach Andischan, Persien nach Aschabad sendet, ist wenig bedeutend. Aber der Gesamteindruck ist phantastisch reich, und dabei herrscht in dem scheinbaren Chaos größte Ordnung. Jedes Handwerk und jeder Handelszweig hat seinen Platz und wohnt in einer Straße zusammen. Da wird an einer Stelle in großen schattigen Hallen Reis und Getreide verkauft, an einer anderen Baumwolle, und den Fleischbasar verraten die Geier über ihm. Die Grobschmiede haben ihre Werkstätten gewöhnlich etwas abseits, und man kann sie, da alles offen ist, an ihren kleinen Öfen, deren Blasbalg ein kleiner Lehrling zieht, geschickt ihre Eisen bearbeiten sehen. Aus einer anderen Gasse tönt das Klingeln der Kupferschmiede, die hier die schönen Kannen treiben, in denen man Wasser holt, edle Gefäße, deren Form uralte Tradition ist, und wieder anderswo handhaben die Silberschmiede ihre feinen Hämmerchen und dünnen Lötrohre. Die Stoffhändler — die Rechtgläubigen beturbant auf der einen Seite der Gasse, die Juden mit ihren flachen Mützen auf der anderen — breiten schmale großgemusterte Seidenbahnen vor dem Käufer aus, die Kleiderhändler



Drechslerbuden in einem Basar Samarkands.



Fleischhändler in Bohur-eddin bei Buchara.

bunte Chalate, Seidenröcke und die samtenen Festtagsmäntel der Frauen, die teurer sind als die kostbarsten Pariser Roben. Und aus der Nebengasse pochen die schweren Holzhämmer der Walker, denn Arbeit und Verkauf geschehen überall am selben Ort. Über kleinen kühlen Wasserläufen stehen die Hockbänke der Teestuben, der Tschaichanas, von deren Mattendächern in gestrickten Vogelkäfigen schmetternde Gebirgswachteln und chinesische Papierspiele, die der Wind dreht, herabhangen.

Dabei ist der Charakter des Basars an jedem Ort ein anderer, düster im fanatischen Buchara, offen und lebhaft in Samarkand und der Fergana, am buntesten in den kleinen Dörfern, wo es eigentlich keine festen Stände gibt, sondern wandernde Händler ihre Waren auslegen. Und je weiter vom Bahnverkehr entfernt, je näher am Gebirge, desto reiner einheimisch ist die Kultur, desto schöner sind die Töpfereien, Stickereien und Gewebe, die in den großen Städten schon von der Moskauer Fabrikware verdrängt werden.

Dr. Ernst Cohn-Wiener.

Schwäbisch-fränkische Burgen





Vorburg zur Feste Bellberg im Bühlertal.

Oben rechts: Feste (Schloß) Bellberg, vom Tale aus gesehen.

Rechts nebenstehend: Groß-Komburg bei Schwäbisch-Hall.

Unten links: Schloß Neuenstein an der Eppach.

Unten rechts: Schloß Braunsbach an der Kocher.

(Vgl. zu unseren Abbildungen den gleichnamigen Beitrag in der Rubrik „Wissen und Leben“.)









WANN GEHT'S NUN ENDLICH LOS?
Meute junger englischer Jagdhunde in Erwartung einer Fuchsjagd.

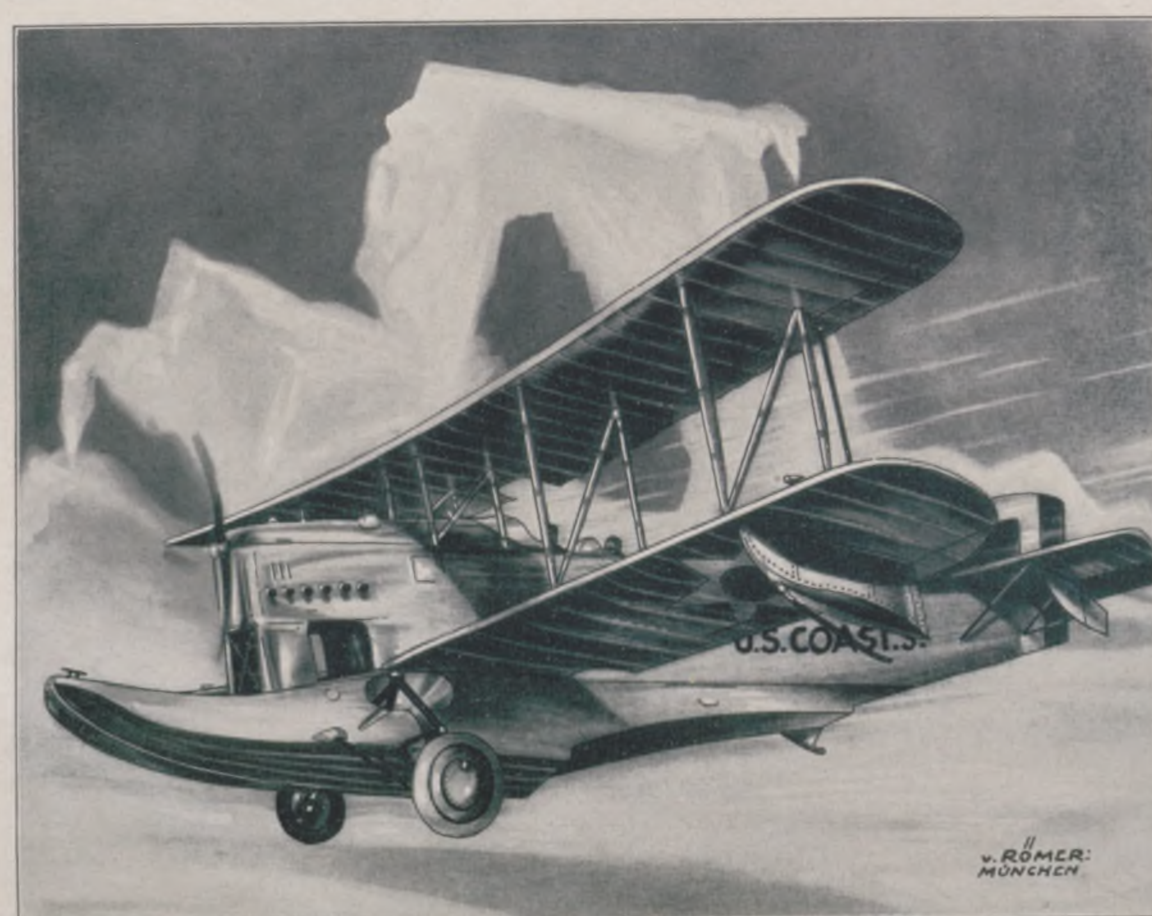
Amphibien der Technik

MIT FÜNF ORIGINALZEICHNUNGEN VON H. UND B. v. RÖMER

In der Naturwissenschaft versteht man bekanntlich unter Amphibien im allgemeinen Tiere, die sowohl auf dem Lande als auch im Wasser leben und sich fortbewegen können. Die einen, Schildkröten, Krokodile und Echsen, die sog. beschuppten Amphibien, stehen nach Körperbau und besonderer Entwicklung den Säugetieren nahe, während die anderen, Frösche und Molche, die sog. nackten Amphibien, mit den Fischen verwandt sind.

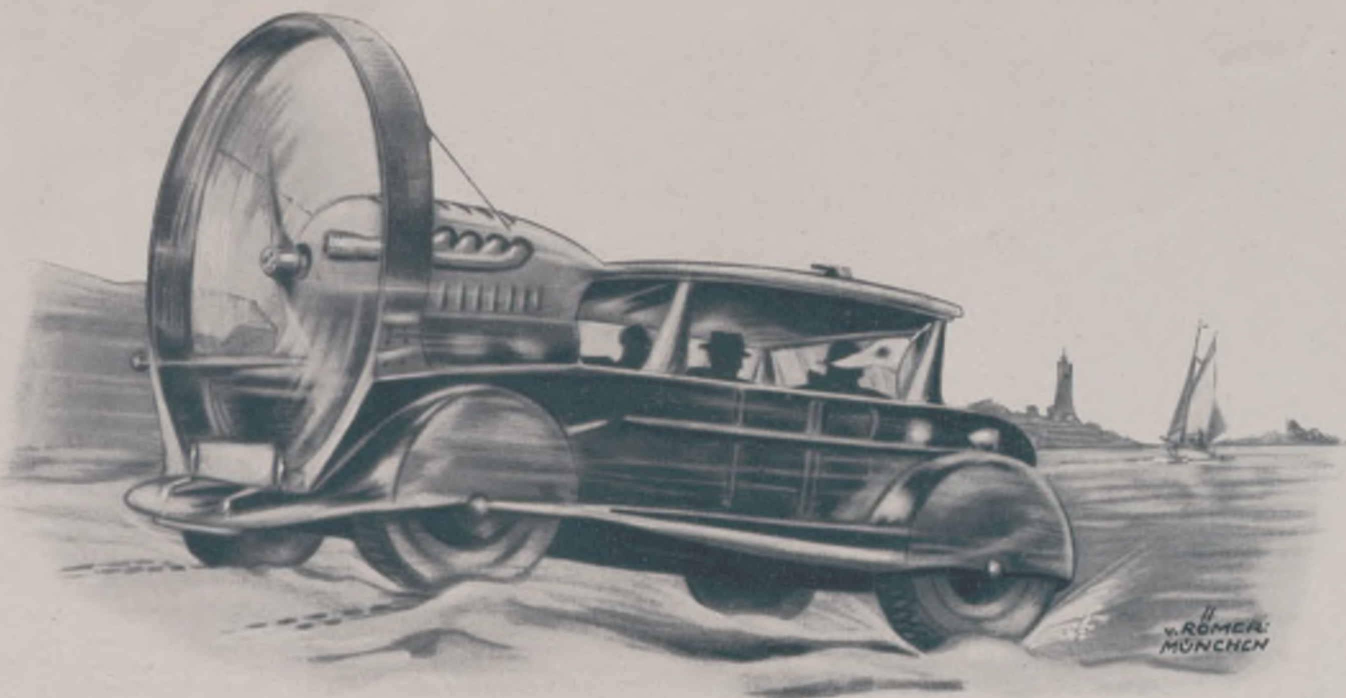
Die Technik, die nicht selten die Natur zum Vorbild nimmt, hat in neuerer Zeit Fahrzeuge geschaffen, deren Verwendung nicht nur auf dem Lande, sondern auch im Wasser und sogar in der Luft möglich ist, und ihnen mit Recht den Namen „Amphibien“ gegeben.

In dieser Hinsicht am weitesten fortgeschritten sind die Amphibien in der Flugtechnik. Hier erkannte man schon frühzeitig die großen Vorteile der Kombination von Land- und Seefahrzeug. Besonders im Ausland ist eine Reihe bemerkenswerter Konstruktionen hauptsächlich für militärische Zwecke entwickelt worden. Eine der



1. Das Loening-Flugzeug der amerikanischen Mac-Millan-Arctic-Expedition bei der Landung auf den Eisfeldern der Arktis zur Anlegung von Proviantdepots. (Vgl. hierzu Abbildung 4.)

besten Maschinen stellt das amerikanische Loening-Amphibium dar (Abb. 1). Drei solcher Flugzeuge fanden bei der Mac-Millan-Arctic-Expedition Verwendung. Neben großen wissenschaftlichen Erfolgen wurde bei diesem Unternehmen zum erstenmal durch die Tat erwiesen, daß die Anlage von Proviantdepots in der Arktis am besten mit Amphibienflugzeugen möglich ist, da diese sowohl auf den Eisfeldern als auch in den großen Wasserrinnen niedergehen können. Derartige Depots kann die Polarforschung vorläufig noch nicht entbehren, wie auch das Schicksal des englischen Südpolarforschers Kapitän Scott und seiner Gefährten beweist, die dem Tod im arktischen Eise vielleicht entronnen wären, wenn ihnen damals ein Flugzeug für die Hinterlegung von Nahrung und Brennmaterial zur Verfügung gestanden hätte. Die Stelle der Katastrophe war nämlich nur 220 km, also kaum zwei Flugstunden, von dem nächsten Winterquartier entfernt, von wo aus die Expeditionsteilnehmer ihrem Führer hätten Hilfe bringen können.

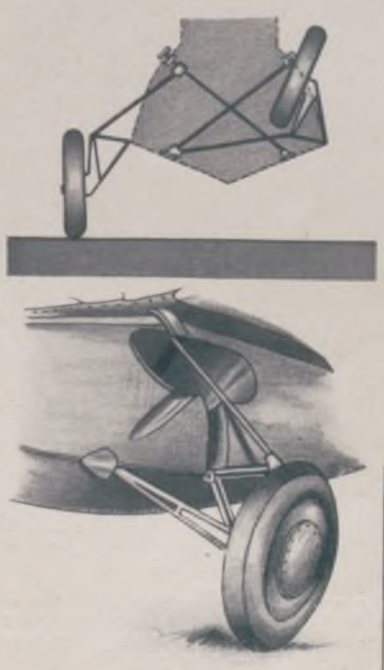


2. Eine Auto-Amphibie: Land- und Wasserfahrzeug bei der Fahrt vom Land ins Wasser.

Neuerdings führten fünf Loening-Amphibien des amerikanischen Heeres den großen Panamerikaflug von den Vereinigten Staaten über Mexiko, Panama, Chile, Argentinien, Venezuela nach Brasilien und zurück mit Erfolg durch. Eine Reihe solcher Flugzeuge ist auch zum Küstenschutz eingesetzt. Durch die sinnreiche Konstruktion des Aluminiumbootkörpers und der Anordnung des 400-PS-Liberty-Motors mit hangenden Zylindern konnte der Antrieb mit Zugpropeller beibehalten werden. Sehr geschickt ist die Ausbildung des hochziehbaren Landfahrgestells gelöst, das mittels eines kleinen Elektromotors oder durch Handkurbel in 10 Sekunden hochgezogen bzw. herabgelassen werden kann (Abbild. 4).

In der Automobilindustrie sind ebenfalls in Amerika Versuche mit Fahrzeugen unternommen worden, die auf den Straßen wie über Schnee und Eis fahren können, aber auch eine Fortbewegung im Wasser gestatten. Eines dieser Auto-Amphibien (Abbild. 2) ähnelt in seinem Aufbau unseren modernen Gleitbootkonstruktionen. Die Karosserie, deren Unterseite vollständig wasserdicht geschlossen ist, enthält mehrfache Schotteneinteilung. Der Antrieb erfolgt durch einen Motor von 70 PS, der am Heck des Fahrzeugs auf einem Bock montiert ist und eine zweiflügelige Druckschraube in Umdrehung versetzt. Das Automobil ist in der Lage, von der Straße aus direkt in das Wasser zu fahren und dort seinen Weg fortzusetzen. Der Antrieb durch Luftschraube hat sich ausgezeichnet bewährt und sich als vorteilhafter erwiesen als die Kraftübertragung auf die Hinterräder bzw. auf eine Wasserschraube.

In diesem Zusammenhang dürfen einige kühne Projekte deutscher Ingenieure nicht unerwähnt bleiben, welche Amphibienfahrzeuge betreffen, die vorwiegend als Hilfsmittel für Forschungs- und Expeditionsreisen



4. Detailskizze des Fahrgestells eines Loening-Amphibiums, das in besondere Aussparungen des Bootskörpers eingeklappt werden kann. (Ein Loening-Flugzeug selbst s. Abbild. 1.)

Verwendung finden sollen. Diese Fahrzeuge sollen, unabhängig von Kunststraßen und sonstigen Kunstbauten, bei möglichst geringen Gestehungs- und Betriebskosten eine ausreichende Rentabilität verbürgen.

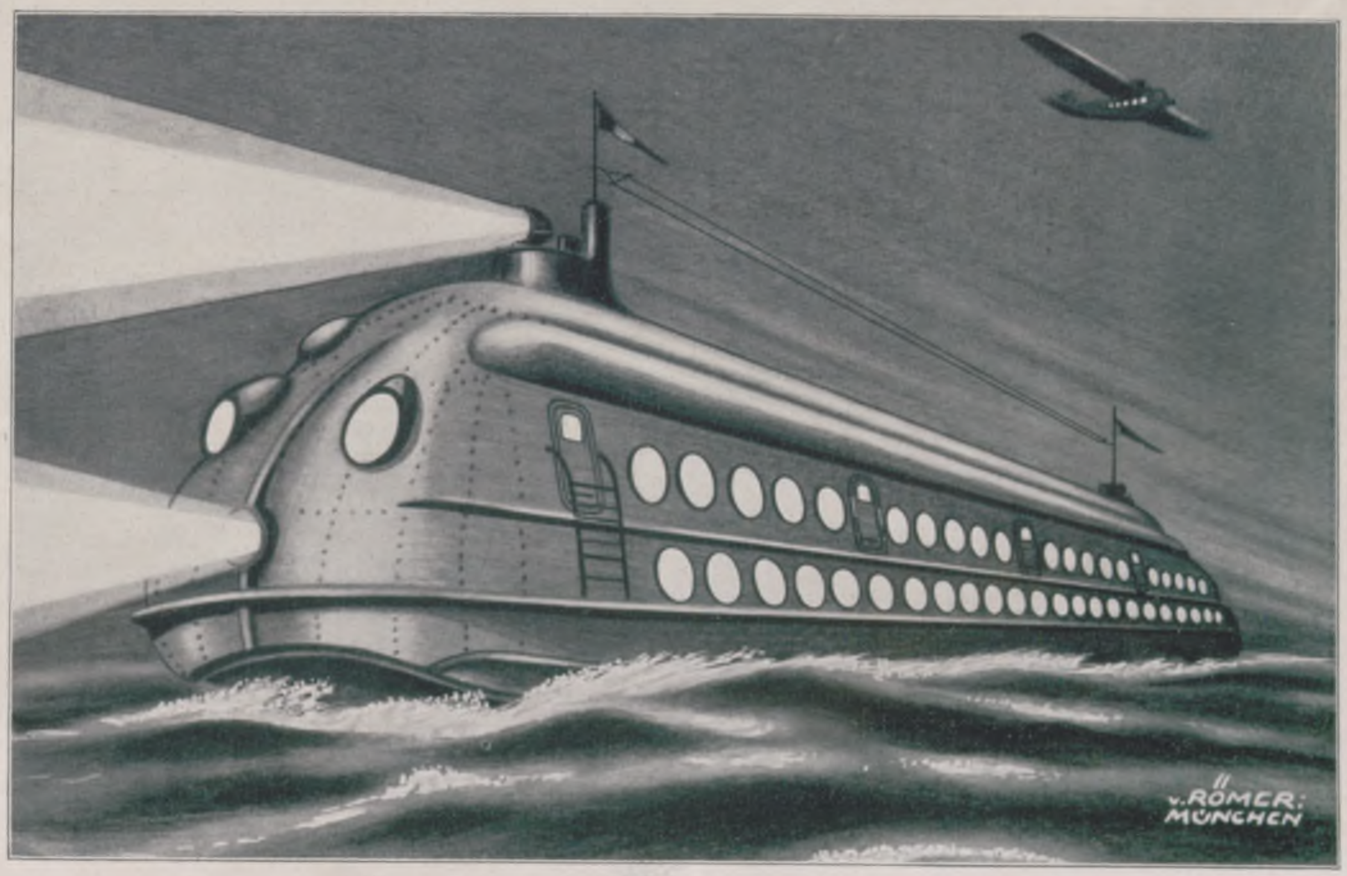
Für Expeditionen in die Länder der Arktis wird ein neuartiges Land- und Wasserfahrzeug, der sogenannte „Polartank“ (Abbild. 3) vorgeschlagen, der sich auf festem Boden, über die Schnee- und Eisfelder hinweg, mittels Raupenketten und im Wasser durch Schiffsschraube fortbewegen soll. Dieses Amphibium wird außer dem Führer- und Beobachtungsstand auf Deck in seinem Innern den Maschinenraum sowie Vorrats-, Wohn- und Aufenthaltsräume für die Besatzung aufweisen.

Ein Verkehrsmittel der Zukunft, das neuerdings viel erörtert wird, soll der „Rollende Ozean-Expreß“ (Abbild. 5) werden, dessen Antriebsraupenketten aus einzelnen Schwimmkörpern bestehen. Wegen seines geringen Tiefganges dürfte dieses Fahrzeug größere Geschwindigkeiten erzielen als unsere heutigen Ozeandampfer. Bei genügender Festigkeit des Raupenantriebs wäre eine Fortbewegung auch auf dem Lande möglich, so daß derartige Fahrzeuge auch als „Wüstenschiffe“ geeignet sein würden. Gerade in den unendlichen Sandwüsten Afrikas, in denen sich bisher jedes andere Verkehrsmittel zur Beförderung großer Nutzlasten als unzureichend gezeigt hat, wird sich das Wüstenschiff durchsetzen.

Ing. Botho v. Römer.



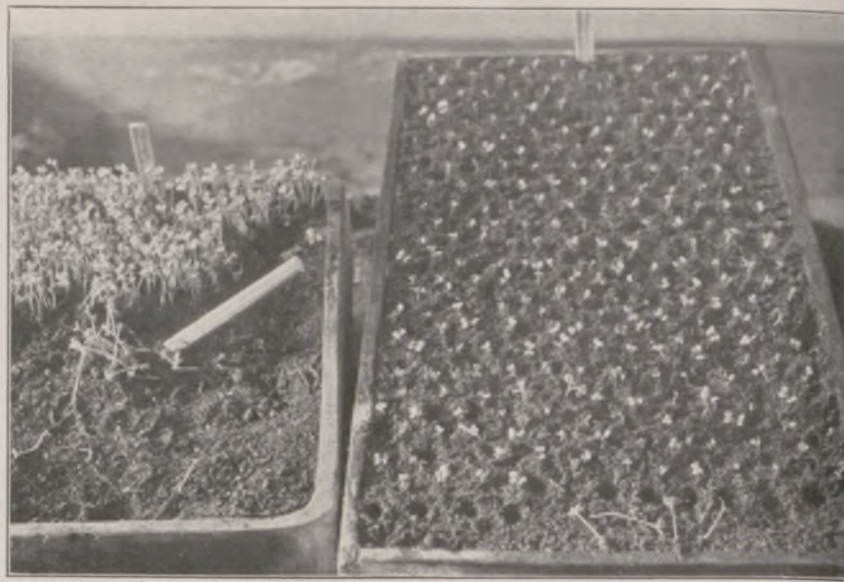
3. Der „Polartank“, ein deutsches Projekt für Forschungszwecke in der Arktis.



Nebenstehend:

5. Der „Rollende Ozean-Expreß“, ein interessantes Projekt des deutschen Ingenieurs Benz, der durch seinen neuartigen Antrieb, Raupenketten aus einzelnen Schwimmkörpern, große Geschwindigkeiten erreichen soll.





Links oben: Fertig zur Aussaat: Drei Schalen verschiedener Formen, gefüllt mit sandiger, leichter Erde, die durch die beiden Andrücker geglättet ist. Links die Samentüte. Die Schale rechts vorn ist zur Hälfte mit Sumpfmoos bedeckt. — Rechts oben: Erstes Verpflanzen der Sämlinge aus der Saatschale (links) durch Herausheben mit dem Pikierholz. Die schon etwas langen Sämlinge kommen nicht ganz bis an die Keimblätter in die Erde der anderen Schale.



Links nebenstehend: Vermehrung durch Stecklinge: Zwei alte Ageratum-Pflanzen, von denen die Triebenden als Stecklinge abgeschnitten wurden. Vorn frische, in den kleineren Töpfen bereits eingewurzelte Stecklinge.

Anzucht, Vermehrung und Verpflanzung von Zimmerpflanzen.

Mit Abbildungen der „Gartenschönheit."

Wer bei der Anzucht von Zimmerpflanzen durch Samen guten Erfolg haben will, hat gar vieles zu beachten. Zur Aussaat ist eine sandig-humose Erde notwendig, am besten gut abgelagerte Lauberde, die zur Hälfte mit feinem Torfmull und scharfem Sand in gleichen Teilen gut vermengt wird. In flachen Gefäßen mit mehreren Löchern am Boden, die durch Topfscherben überdeckt sind, wird die Erde durch Holzinstrumente leicht angedrückt, so daß sich etwa 1 cm unter dem Rand eine glatte Oberfläche bildet, auf die man die Samen ausstreuen kann. Das muß recht gleichmäßig geschehen und erfordert namentlich bei feinen Samen große Sorgfalt. Solche Samen werden dann auch nur ganz fein mit Sand übersiebt, während man dickere bis zur Samenstärke mit feiner Erde überdeckt. Große Samen, wie etwa die der Kapuzinerkresse, können auch gleich zu zweien und dreien in kleine Stecklingstöpfe gebracht werden. Nach der Aussaat erfolgt ein vorsichtiges feines Überbrausen mit lauem Wasser. Dann kommen die Schalen, wenn man kein Frühbeet oder Glashaus hat, auf das Fensterbrett einer nicht zu warmen Stube. Sie werden auch oft mit einer dünnen Schicht von fein zerzupftem Sumpfmoos (Sphagnum) bedeckt, um ein zu schnelles Austrocknen zu verhindern. Werden Glasscheiben darübergelegt, dann deckt man diese zunächst mit dunklem Papier ab. Sobald aber die Keimung beginnt, müssen die Sämlinge sofort Licht und später auch genügend frische Luft (keine kalte Zugluft) haben. Sobald die Sämlinge außer den beiden Keimblättern (Cotyledonen) auch schon die ersten winzigen Blättchen entwickeln, entnimmt man sie der Saatschale und versetzt (pikiert) sie in eine Pikierschale. Hier stehen sie, bis sie gut durchwurzelt sind und mehr Raum brauchen: dann kommen sie in kleine Stecklingstöpfe.





Im Oval und oben: Verpflanzen von Dracaena durch Austopfen (im Oval) des stark durchwurzelten Ballens und nachherige gute Auflockerung. Hierauf wird die Pflanze in einen etwas größeren Topf als der alte neu eingesetzt.

Die Vermehrung durch Stecklinge zeigt unsere Abbildung der für Sommerbeete allbekannten Ageratum. Die Pflanzen werden meist im Herbst eingetopft und überwintert. Von ihnen schneidet man die Triebenden als Stecklinge ab und setzt sie gleich in kleine Töpfe. Sie müssen zunächst geschlossen gehalten werden, bis sie wurzeln und nach und nach reichlich frische Luft verlangen. Beim Fehlen eines Vermehrungskastens wird am besten ein Frühbeetkasten benutzt. Im Zimmer ist ein Zimmertreibhäuschen zu wählen.

Bei Blattbegonien verbindet man das Verpflanzen gleich mit der Vermehrung durch Teilung. Die herausgenommene alte Pflanze wird je nach der Größe in zwei bis mehr Stücke zerschnitten, doch soll jedes Teilstück gute Wurzeln haben. Die geteilte Pflanze wird dann in kleinere Töpfe gesetzt. Bei sehr stark durchwurzelten Dracaenen (oder auch Palmen) wird der verfilzte alte Wurzelballen stark gelockert. Dann erst wird die Pflanze neu eingetopft. Die verpflanzten Gewächse sollen auch in der ersten Zeit möglichst etwas geschlossen stehen. Sie sind jedenfalls im Zimmer an einem geschlossenen Fenster in einer ganz zugfreien Ecke zu halten. Man gieße vorerst nur wenig, nachdem beim Versetzen gut angegossen worden war.



Vermehrung durch Teilung alter Pflanzen: Zwei neue Blattbegonien-Stöcke, von denen der noch nicht eingetopfte die Schnittfläche zeigt.



Aus einer schlesischen Landstadt: Auf dem Ring in Liegnitz, dem Stelldichein der Bürger und der benachbarten Gutsbesitzer, zwischen dem Gasthaus „Rautenkranz" (links) und dem historischen Erkerhaus „Wachtelkorb" (rechts). Zeichnung von Martin Frost.

SCHLESISCHE KÜNSTLER

AUF DER JURYFREIEN KUNSTAUSSTELLUNG BRESLAU 1927



O. van Hout: Bildnis Frau O.

Auch in diesem Jahre hat die Kulturwarte des deutschen Ostens ihren Kunstsommer erlebt. Wesentlich trug zum Gelingen die Ausstellung der „Juryfreien Arbeitsgemeinschaft Schlesien" bei. Um der notorischen Stagnation des Kunstlebens im Osten zu steuern, trat eine Reihe schaffender Künstler zu diesem Ring zusammen, der sich die Aufgabe stellte, das Publikum heranzuziehen. Die Südhalle der Breslauer Messegesellschaft öffnete der Ausstellung in großzügiger Weise ihre Tore. Besucherzahl und Kauflust waren sehr beachtenswert. Geleitet von dem Erfolg, plant die Gemeinschaft im kommenden Jahr eine Schau, die das gesamte deutsche Kunstschaffen erfassen soll.

Von nahezu 600 ausgestellten Arbeiten seien hier herausgegriffen: von J. Aschheim, „Stadt in der Bretagne". Das Bild zeigt eine koloristisch starke Eigennote und wirkt wie aus der Seele der Landschaft herausgeschöpft. Von Alfred Buchwald kaufte die Stadt Breslau das „Stilleben mit Würfeln" an. Das Kontrastieren der Farbentöne, das Spiel des Lichtes auf der weißen Fläche, die wohlerwogene Komposition und die Durchbildung kennzeichnen diese Arbeit als Leistung jüngster Zeit; noch prägnanter kommt der Zug des Malers im Porträt zur Geltung, sein Können in der sachlichen Vortragsart der jüngsten Auffassung wirkungsvoll zu erweisen. Georg P. Heyduck hat sich namentlich als Bildnismaler einen Ruf erworben. Das hier wiedergegebene Bildnis beweist, daß sich der Maler keiner modischen Manier verschreibt, sondern in überzeugter Weise seiner künstlerischen Auffassung gerecht wird und bestrebt ist, seine Impressionen in bester Vollendung zu gestalten. Alexander Bernhard Hoffmann, dessen landschaftliche Kompositionen bereits für einen Interessentenkreis geworben haben, ist in jüngerer Zeit als Bildnismaler hervorgetreten. In dem Kinderbildnis hat der Maler das Charakteristische der Physiognomie herausgehoben und damit diese schwierige Aufgabe zu meistern gewußt. O. van Hout beschickte die Ausstellung mit einem Selbstbildnis, einer dalmatinischen Küstenlandschaft, einem Bild vom Rummelplatz und dem Damenbildnis, bei dem ihm die Eigenheit der Frau zum Problem wurde; die Koloristik unterstrich ganz eigen das Problemhafte. Eine klare, frische Winterluft weht durch das Aquarell von Otto Kalina. Kompositionell ist die Sicht über die Dächer interessant, die nicht zur Monotonie verflacht, sondern lebhaft den Blick weiterführt durch verschneite Gärten und Straßen, hinüber in die Berge. Hanns Oberländer, Ober-Schreiberhau, stellte unter anderm ein Doppelbildnis aus, das durch die entwickelte Spannung fesselt. Nicht allein dadurch, daß er die Bildnisse in Architektur und Landschaft hineinkomponiert, sondern auch durch die Entwicklung einer dynamischen Spannung zwischen den Porträtierten weiß er den Reiz zu erhöhen. W. Paschke, Glogau, wurden zwei Fohlen zum künstlerischen Motiv. Es schwingt der eigene Lebensrhythmus durch das Werk, der in künstlerischer Stoffmeisterung einen lebendigen Ausschnitt aus der Empfindungswelt des Malers widerspiegelt. Herbert Schnürpel, Liegnitz, der eine Kollektion aufzeigt, hat sich mit Landschaft, Stilleben sowie größeren Figurenkompositionen auseinandergesetzt. Religiöse Themen werden ihm gleichfalls zum Vorwurf, wie Karfreitag und die Flucht nach Ägypten. Alfred Weißenberg hat sich in einer eigenen Sprache festgelegt. Flächefüllendes Kolorit verrät jugendfrisches Schaffen, dem die Klärung aus der Arbeit heraus noch folgen wird. Von Werken der Plastik springen immer wieder die des Oberschlesiers Thomas Myrtek als reife, selbständige Arbeiten ins Auge, die ganz und gar die gesunde Bodenverwurzelung des Künstlers atmen. Die wiedergegebene Architekturplastik ist ganz klar und sicher herausgearbeitet und gibt ein Bild von des Künstlers tiefem Hineinschauen in das Leben. Eine ganz andere Vortragsart und noch ein Suchen nach eigener Ausdrucksform verrät die weibliche Halbfigur von J. Hübner. Die äußerste Durchbildung spricht für sicheres Können, das noch auf eigene Wege hoffen läßt. Guido Leitgeb.



Georg P. Heyduck: Bildnis des Musikers Heinrich Haberstrohm.



Alfred Weißenberg: Arabische Töpfer.



Alfred Buchwald: Stilleben mit Würfeln.



W. Paschke: Fohlen.





Otto Kalina: Winterlandschaft.
Links oben:
Hanns Oberländer: Doppelbildnis.







Alex. Bernh. Hoffmann: Kinderbildnis. — Links: J. Hübner: Weibliche Halbfigur. — Rechts Mitte: Thomas Myrtek: Architekturplastik.



J. Aschheim: Stadt in der Bretagne.



Herbert Schnürpel: Flucht nach Ägypten.

Die Herren-Kleidung zur Winter-Saison



Karierter doppelreihiger Vormittagsanzug.



Doppelreihiger Herbstmantel aus Kamelhaarstoff.



Blauer, auf zwei Knöpfe gearbeiteter Nachmittagsanzug.



Links nebenstehend:

Dunkler Überrock für den Abend, dazu passender Smokinghut.



Rechts nebenstehend:

Praktischer heller Sportanzug aus meliertem Homespun.

SÄMTLICHE ABBILDUNGEN NACH MODELLEN VON KNIŽE & CO., BERLIN-WIEN, GETRAGEN VON DEM GESELLSCHAFTSTANZER JUSSY v. HORVATH; PHOTOGRAPHISCHE AUFNAHMEN VON FRANZ XAVER SETZER, WIEN

Die Vigne von Baja

Novelle von Kurt Martens

Vor etwa zwanzig Jahren hatten zwei befreundete deutsche Maler nach einer Reise durch Unteritalien in Neapel Quartier genommen und einen der schon etwas kühlen Herbsttage zu einem Besuch der Phlegräischen Felder benutzt. Das ist jene merkwürdige vulkanische Gegend im Westen des Golfes, wo sich in dem mit Lava bedeckten Gelände Krater an Krater drängt und giftige Gase aller Art über stummen Seen lagern oder sich in der Tiefe von Schluchten und Grotten sammeln. Von den Abhängen der Berge ziehen sich zwischen der Stadt Pozzuoli und dem öden, fast nur aus antiken Ruinen bestehenden Baja Rebenpflanzungen bis ans Meeresgestade hinab; hier und da lädt eine bescheidene Osteria oder eine einsame Vigne mit Ausblick über den Golf zu einem Trunk des feurigen Landweins ein.

Die leichte, einspännige Carretta, die Bruno und Wendelin zu ihrem Ausflug benutzt hatten, hielt abends auf ihren Wunsch vor einer dieser Vignen; hinter Pinien und Lorbeergebüsch versteckt, inmitten seiner üppigen Weinstöcke, lag das blinkend weiße, villenartige Häuschen, nahe den verfallenen Bädern des Nero, eine Viertelstunde von Baja entfernt. Sie befahlen dem Kutscher, zu warten, damit er sie, nachdem sie einen Imbiß eingenommen, ohne weitere Unterbrechung nach Neapel zurückbrächte.

In der Gaststube, die sie mit höflichem Gruß betraten, war nur einer der Tische besetzt; am Herde machte sich neben einer älteren Frau die schlanke, schöne Padrona zu schaffen. Kaum hatte Wendelin, der Jüngere, seinem Freunde voran die Schwelle überschritten, als die Wirtin sich wie aufgeschreckt nach ihm umwandte und ihn mit einem Ausdruck von Überraschung und Verwirrung scharf ins Auge faßte. Die Männer hinter ihren Gläsern, zwei Carabinieri und ein weißbärtiger, würdiger Landmann, erwiderten kurz den Gruß der Fremden und setzten ihr Geplauder fort; nur der vierte unter ihnen, ein stattlicher Jüngling, mit der früher landesüblichen roten Fischermütze auf den schwarzen Locken, warf Wendelin einen finsteren, mißtrauischen Blick zu und tauschte einen vielsagenden, nicht minder düsteren mit der jungen Frau.

Diese aber hatte sich rasch gefaßt, fragte die Herren, was sie ihnen bringen dürfe, und servierte das Bestellte mit liebenswürdigster Anmut und einem Anflug von Koketterie auf dem Nebentisch, an dem die Fremden sich niedergelassen hatten.

Es wurde still in dem engen, doch wohnlich sauberen Raum. Das Gespräch der Italiener erstarb allmählich; sie bezahlten und gingen davon. Der malerisch, fast reich gekleidete junge Fischer folgte ihnen zögernd, nicht ohne sich nach den Fremden noch einmal wortlos umzusehen.

Die Padrona, eine verwitwete Marietta Pirotti, wie am Gartentor zu lesen war, ging zum Kutscher hinaus, ihm im Auftrage der Maler ein Viertel Wein zu bringen. Durchs Fenster beobachtete Bruno, wie sie einige Sätze mit dem Neapolitaner wechselte. Der aber nahm den Wein nicht entgegen, sondern — betroffen wies Bruno den Freund darauf hin — trieb plötzlich sein Pferd an und sauste davon.

„Was hat das zu bedeuten?" fragte Bruno Frau Pirotti, sobald sie zurückgekehrt war. „Wir müssen doch gleich nach Neapel zurück!"

„Leider unmöglich, Signori! Der Kutscher bittet, zu entschuldigen. Ein wichtiges Geschäft ist ihm eingefallen; er konnte nicht länger warten."

„Doch das macht nichts," fügte sie lächelnd hinzu, „ich habe zwei gute Zimmer frei; da können Sie angenehm und billig übernachten." Sie richtete ihre Einladung, begleitet von aufmunternden Blicken ihrer dunklen, heißen Augen, vorzugsweise an Wendelin, der, wie Bruno bemerkte, an ihnen längst Feuer gefangen hatte und die Flucht des Kutschers durchaus nicht bedauerte.

Bruno schlug vor, die Bahn zur Heimfahrt zu benutzen; allein es erwies sich, daß von Baja kein Zug mehr ging. Sie hätten also in der Dunkelheit eine Wegstunde bis Pozzuoli wandern müssen, um dort einen anderen Wagen aufzutreiben. Das lehnte Wendelin, unterstützt von den Überredungskünsten der Frau Marietta, entschieden ab. Er fand es verlockend, die Nacht hier zu verbringen und noch eine Zeitlang die angenehme Gesellschaft der reizenden jungen Frau zu genießen, deren Mutter sich ohnehin schon zurückgezogen hatte.

Seinem Freunde war die Sache nicht ganz geheuer. Zwar dachte er nicht an Raub und Erpressung; denn Marietta Pirotti war nach ihrer gepflegten Erscheinung und dem ansehnlichen Besitztum, in dem ihr zwei Winzer und eine Magd dienten, eine wohlhabende Frau. Auch die Gäste von vorhin, darunter sogar die Carabinieri, sahen keineswegs wie geldbedürftige Lazzaroni aus; aber daß sie den Kutscher weggeschickt hatte, erschien ihm außer Zweifel.

Er teilte Wendelin seine Bedenken in deutscher Sprache mit. Der jedoch lachte nur und sagte:

„Siehst du denn nicht, wie entzückend sie ist und mich zu einem Flirt geradezu herausfordert? Ich wäre doch ein Dummkopf, wenn ich mich gegen ihre Gastfreundschaft sträubte!"

Bruno hatte schließlich ein Einsehen und brummte verdrießlich:

„Nun gut! Dann bin ich hier aber jedenfalls überflüssig. Mir macht der Abendspaziergang nach Pozzuoli nichts aus. Ich werde von dort schon nach Neapel kommen. Morgen finde ich dich hoffentlich vergnügt und wohlbehalten an unserem Mittagstisch vor."

Er war jedoch kaum eine halbe Stunde gewandert, als ihn abermals die Unruhe packte und er es verantwortungslos fand, den Freund in der einsamen Vigne allein zurückgelassen zu haben. Nach kurzem Schwanken machte er kehrt und eilte zurück.

Die Stube im Erdgeschoß hatte noch Licht, auch war die Tür noch nicht verschlossen. Frau Marietta trat ihm entgegen:

„Ah, Signore! Anders besonnen?" begrüßte sie ihn ein wenig spöttisch. „Soeben wollte ich schlafen gehen. Sie können Ihre Kammer haben oder auch mit Ihrem Freund die seine teilen, die zwei Betten hat."

„Dann bitte ich, mir dies andere Bett zu geben."

„Vabbene! Kommen Sie nur, ich führe Sie."

Im oberen Stockwerk auf eine Tür weisend, wünschte sie ihm eine gute Nacht und ging nach der anderen Seite, sich bei ihrer Mutter zur Ruhe zu begeben.

Bruno drückte die Klinke nieder. Wendelin, noch wach, richtete sich hastig in den Kissen auf und bemerkte, den Freund erkennend, trocken:

„So, du bist es! Ist der dunkle Weg dir zu lang geworden? Nun, gleichviel! Mache dir's nur bequem, dann lösche ich die Kerze."

Auf Brunos Fragen murmelte er verstimmt irgend etwas von gefallsüchtigen Katzen, die den Fremden zum besten haben. Dann versanken sie beide in ruhigen Schlaf. —

Die Sonne stand noch schräg über dem östlichen Küstensaum und warf einen rötlichen Schimmer über das Meer, als sie von der Stimme Frau Mariettas erwachten, die den wütend bellenden Hund besänftigte.

„Es wird wieder ein herrlicher Tag", sagte Bruno, wohlgelaunt aus dem Bett springend. „Ich denke, wir machen uns sogleich auf den Weg."

Wendelin hatte es weniger eilig. Nach einigem Hin- und Herreden kam es heraus, daß er gern noch eine Stunde unten allein geblieben wäre.

„Noch einmal dein Glück versuchen?" neckte Bruno.

„Nur nach einer kurzen Aussprache mit dieser rätselhaften Frau verlangt es mich. Da liegt ein Geheimnis, dem ich auf den Grund kommen möchte. Vielleicht gibt sie sich heute weniger wortkarg." Aber es war klar, die Sache ging ihm nahe genug; schon schien das Herz in Mitleidenschaft gezogen.

Sie verabredeten, daß Bruno immer vorausgehen und Wendelin in der Bahnhofswirtschaft von Baja erwarten sollte. Nachdem er Frau Marietta das gemeinsame Nachtquartier bezahlt hatte, verabschiedete er sich von ihr; sie rief ihm ein freundliches „a rivederla" nach.

Es war ein angenehmer Marsch in der Morgenfrische. Die ganze Gegend war noch wie ausgestorben, keine Menschenseele begegnete ihm. An der vereinbarten Stelle wartete er auf Wendelin. Er wartete geduldig eine Stunde lang, etwas ärgerlich eine zweite, beunruhigt eine dritte. Dann lief er, auf die Gefahr hin, ihn zu verfehlen, nach der Vigne zurück.

Frau Pirotti war sichtlich erschrocken.

„Aber Ihr Freund hat kurz nach Ihnen das Haus verlassen!" Sie rief ihre Magd und die beiden Winzer herbei. Alle drei bestätigten, daß sie den jungen Herrn auf der Landstraße nach Baja hatten davongehen sehen. „Suchen Sie nur am Bahnhof, Signore! Er wird inzwischen sicher dort eingetroffen sein", bemühte sich die verstörte Frau, Brunos Besorgnis und ihre eigene zu beschwichtigen.

Allein weder am Bahnhof noch bei den Ruinen war von Wendelin etwas zu entdecken. Die Stationsbeamten versicherten, daß kein Frem-

der den Zug bestiegen habe, keiner der wenigen Ortsbewohner hatte ihn gesehen.

Nachdem Bruno sein Gepäck aus Neapel hatte kommen lassen, bezog er ein Zimmer im Gasthof von Baja, entschlossen, den Ort nicht zu verlassen, bis er über das Schicksal seines Freundes Klarheit gewonnen. Sein Aufenthalt dehnte sich auf Wochen aus. Vernehmungen fanden statt; mit Hilfe der Polizei und der Einheimischen ward die ganze Gegend sorgfältig abgesucht. Vergebens! Von dem jungen Maler fand sich nirgends eine Spur. Er blieb verschollen, und Bruno reiste verzweifelt zurück in seine deutsche Heimat.

*

Kürzlich erst, als der Fremdenverkehr in Italien sich wiederbelebte, fuhr Bruno noch einmal hinab nach Neapel und suchte auch die Vigne bei Baja auf. Sie war noch immer im Besitz der Frau Marietta, die jetzt aber, zum zweiten Male verheiratet, den Namen Gamba trug.

Gebeugt und gealtert, mit verhärmten Zügen, trat sie ihm entgegen und erkannte ihn gleich. Sein Besuch erschütterte sie derart, daß sie in Tränen ausbrach. Seine erste Frage war, ob sie inzwischen niemals etwas über den Verbleib seines Freundes in Erfahrung gebracht habe. Und jetzt endlich erklärte sie sich bereit zur Auskunft, nachdem er ihr vollstes Stillschweigen gelobt hatte:

Ihr verstorbener zweiter Mann, Leone Gamba, warb um sie zu ebenjener Zeit. Sie liebten einander leidenschaftlich, ohne daß jemand außer ihnen selbst darum wußte. Am Morgen des Tages, an dem die beiden Maler ihre Vigne besuchten, hatte sie mit Leone ein Zerwürfnis darüber gehabt, daß sie einer Untreue von ihm mit einer englischen Dame auf die Spur gekommen war. In ihrem Zorn versicherte sie ihm, daß sie sich zur Vergeltung dem ersten jungen Fremden, der abends ihr Haus betreten würde, an den Hals werfen werde. Im Grunde ihres Herzens jedoch war es ihr keinen Augenblick ernst mit dieser Drohung. Leone war der Fischer, der mit am Tische der Carabinieri saß, und Wendelin der Unglückliche, der zuerst über die Schwelle trat. Marietta begann ihr Spiel mit ihm und erregte dadurch in ihrem Verlobten die glühendste Eifersucht. Nachdem er die Vigne mit den anderen verlassen hatte, kehrte er heimlich zurück und bemerkte, hinter den Reben verborgen, daß der ältere der Fremden allein davonging. Sofort war sein Entschluß gefaßt. Die Nacht brachte er an der Rückseite des Hauses im Gartengebüsch zu, halb irrsinnig vor Wut sich auf dem Rasen wälzend. Der Hund, der früh ins Freie gelassen wurde, hatte ihn dort aufgespürt. Daß Bruno so bald zurückgekehrt war, bei seinem Freunde übernachtet und sich in aller Frühe wieder auf den Weg gemacht hatte, war ihm entgangen. So ward sein Verdacht zur Gewißheit.

Als Wendelin nach 6 Uhr das Haus verließ, lauerte ihm Leone an der Landstraße auf und erbot sich, nach Art der Ortskundigen, ihm die Bäder des Nero zu zeigen. Und dort, in einer nur ihm bekannten unterirdischen Grotte, stieß er den Ahnungslosen in die von heißen Quellen und Dämpfen erfüllte Tiefe.

„O Signore," schloß Marietta schluchzend ihren Bericht, „ich ahnte es gleich, daß mein Geliebter der einzige war, der Bescheid wußte über das Verschwinden Ihres Freundes. Ich schwur ihm bei allen Heiligen, daß ich ihm die Treue nicht gebrochen hatte, er glaubte mir auch; aber da war es schon zu spät.

Ich habe seine Tat an niemand verraten, habe ihn sogar trotzdem zum Manne genommen. Das war wohl eine schlimme Sünde, und er hat die seine nicht einmal gebeichtet. Deshalb hat auch die Madonna unseren Bund nicht gesegnet. Kein Kind ward uns geschenkt, und nach einem Jahr schon hat Leone am Fieber sterben müssen. Eine arme, unglückliche Frau bin ich geworden. Oh, tragen Sie es mir nicht nach, daß ich aus übermäßigem Zorn mitschuldig geworden bin an dem Tode Ihres Freundes! Schweigen Sie um der Barmherzigkeit Christi willen, und zerstören Sie mir nicht meinen Ruf dafür, daß ich Ihnen die Wahrheit bekannt habe!"

Entsetzt und bekümmert, doch frei von Groll, wiederholte Bruno sein Versprechen. Dann ließ er sich von ihr zu jener düsteren Stelle der antiken Bäder führen, die seines Freundes Grab geworden war. Unter Tuff-Felsen und Lavagestein tat sich ein schroffer Abgrund vor ihm auf, dem noch immer, wie vor Jahrtausenden, die heißen, erstickenden Dämpfe entquollen.

Von einem Pudel

Skizze von Alexander Kuprin

In meinem Hause lebt jetzt ein kleiner schwarzer Pudel. Sein Name ist „Schuft". So hat man ihn gar nicht deshalb genannt, um seine Hundewürde zu kränken. Sondern einfach, weil er, wenn ihn die Zähne juckten, die Beine der Tische und der Stühle benagte, verschiedene Lieblingsporträte kaute und sie in einem eingeweichten und abscheulichen Zustand zurückgab, wie wahnsinnig in den Hühnerstall der Hausbesitzerin eindrang, von dort alle Hühner hinausjagte und laut hinter ihnen dreinbellte; und noch lange stoben die erschrockenen Vögel mit gespreizten Federn, laut gackernd, über den Hof.

Einmal stürzte er während eines kleinen Hauskonzerts in das Zimmer herein und begann einen berühmten Geiger so schlecht zu begleiten, daß dieser Geiger seither uns nicht mehr besuchte und uns auch wohl schwerlich noch jemals besuchen wird.

Ich spreche schon nicht von jenen Unannehmlichkeiten, die er den Dienstboten bereitete. Es scheint mir, daß man ihn im geheimen in der Küche auch dafür verprügelte.

Heute morgen habe ich ihm ein Butterbrot angeboten; aber vorsichtig und offenbar nur aus Höflichkeit leckte er bloß die Butter ab, streckte sich wieder zu meinen Füßen aus und blickte mich mit traurigen, fragenden Augen an.

Ich weiß es gut, daß er jetzt ein Jahr alt wird, und daß es folglich für den Hund Zeit ist, sich im Freien auszutoben; aber ich weiß es ebenso fest, daß in diesem armen Tier das Bewußtsein erwacht ist und es darunter leidet.

Unermüdlich, höflich, hartnäckig zieht er mich, zusammen mit ihm auf die Straße hinauszugehen, eine Droschke zu nehmen und loszufahren, und er wird unterdes neben dem Wagen einherlaufen und das Rad anbellen, das sich dreht! Dann wird er vorauslaufen und bellend zu der Pferdeschnauze hinaufspringen.

Und wird dem Pferde sagen: Bitte, bleib stehen! Laß mich nachdenken, warum sich das Rad dreht. Ich kann das nicht begreifen, ich will das begreifen!

Aber das macht auf das Pferd keinen Eindruck; in ihm sind noch die großen tierischen Instinkte lebendig, die wir Menschen uns so gleichgültig nutzbar machen, d. h. wir nutzen seine Kraft, sein Ortsgedächtnis, seine außerordentliche Feinfühligkeit, die Schönheit seiner Formen, seine Dummheit, seine anspruchslose Nahrung.

Das Pferd läuft unter der Peitsche und denkt an den Hafer.

Und da kehrt der arme schwarze Pudel wieder zurück, springt zu mir in die Droschke hinauf, setzt sich neben mich und weint: So erkläre mir doch, du kluger, für mich unergründlicher Zauberer, du, der du Wunder wirken kannst, das Feuer anzuzünden vermagst, dir so leicht Nahrung beschaffst, dessen Blick ich nicht ertragen kann — erkläre mir: Warum dreht sich das Rad? Warum bin ich auf dieser Welt? Warum fühle ich eine so unüberwindliche Zuneigung zu dir. Und wäre es nicht besser für mich, als ausgehungerter und böser Wolf durch einen finsteren Wald zu laufen, unter den Wurzeln eines Baumes zu schlafen und mit Wonne das Blut eines Hasen zu lecken, dem ich den Hals durchgebissen habe?

Liebes, gutes, armes Hündchen, du mein Freund!... Darum handelt es sich ja, daß auch mein Leben nicht leichter ist als deines. Darum handelt es sich ja, daß auch ich den Rand des sternübersäten Mantels Gottes küsse und in Sehnsucht und Qualen ihn frage: Was ist die Zeit? Was ist die Bewegung? Warum ist mein Leben so sinnlos und so kurz? Und warum ist jeder Schritt meines Lebens durch Leiden vergiftet? Manchmal sogar auch durch ein süßes Leiden! Mein lieber, mein guter Hund, niemand gibt uns darauf Antwort.

Und vielleicht weint auch er selbst jetzt irgendwo, in Tränen gebadet, sich quälend in Schrecken und Schmerzen und darunter leidend, daß in ihm das Bewußtsein erwacht ist.

Und vielleicht ist doch das alles dermaßen einfach, daß ich und du, mit all unseren Qualen, lächerlich sind. Vielleicht sitzt irgendwo irgendein Schlauberger und weiß vorzüglich, daß die ganze Sache in einer hübschen, einfachen und gar nicht komplizierten algebraischen Formel besteht. Sitzt dort und weiß es, wird es aber aus purem Schabernack uns nicht erzählen, weder mir noch dir, mein liebes schwarzes Hündchen „Schuft".

Wird es uns niemals erzählen!

(Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von Valentin Skidelsky.)

8 Tage Elida Ideal Seife jeden Monat umsonst!



Der neue, echt vergoldete Elida Seifensparer. Gratis in jeder Vierteldutzendschachtel doppelt parfümierter Seife. (Preis unverändert M. 2.80.)

Jetzt 8 Tage umsonst



Jetzt 8 Tage umsonst

Der Elida Seifensparer verhindert, daß die Seife mit der Nässe in Berührung kommt. Die Seife bleibt immer trocken und reinlich. Der Seifensparer ist praktisch und schön.

Jeden Monat können Sie sich jetzt mit Elida Idealseife acht Tage umsonst pflegen. Bei gleicher Qualität und gleichem Preis von 80 Pfennig und 1 Mark (für doppelt parfümiert) haben wir das Stückgewicht ganz wesentlich vergrößert.

Größere Ausgiebigkeit bewirkt das größere Stück und der feuervergoldete Elida Seifensparer.



ELIDA JDEAL SEIFE

Wissen und Leben

Schwäbisch-fränkische Burgen. (Hierzu die Bildertafel auf S. 469.) Klimaten, Völker und Rassen, Frieden und Kriege, Handel und Wandel, alles das pflegt den Ländern und Landschaften das besondere Gepräge zu verleihen. So sind Schottland und das kriegverschonte Norwegen verhältnismäßig arm, Deutschland, Frankreich, Italien unendlich reich an Beispielen architektonisch alter Kultur. Bei den Bauwerken selbst, ihrer schmuckhaften Gliederung und Verzierung und dem Timbre, der Farbennuance gleichsam, die sie der Landschaft zu geben vermögen, spielt das natürliche Gestein der Gegend eine wichtige Rolle. Der Baustein Wiens ist z. B. der lichtgelbe Kalkstein, die Kuppel der Peterskirche zu Rom wurde aus dem bekannten Travertin von Tivoli errichtet, Dresden verdankt sein helles, sonniges Aussehen dem weißen Elbsandstein. Eine höchst gewichtige Rolle aber bei Burgen und Bauten eines Landes spielen neben Naturreichtum und Klima vor allem Handel und Handelsverbindungen, da der Anschluß an den brausenden Strom des Welthandels Geld, Kultur und Anregung in reichem Maße vermittelte. So darf es nicht wundernehmen, daß das früh besiedelte Schwaben- und Frankenland reich ist an altertümlichen lieblichen Dörfern, Städtchen und Burgen. Durch ihre Mitte ergoß sich der goldene Strom des Handels, wirkten und werkten die großen Kaufherren des Mittelalters. Auf ihren ragenden Sitzen, den Burgen und Schlössern, walteten die alten Gaugrafen und Herrengeschlechter — und sind jene alten Familien auch meist ausgestorben, leben wenige mehr in ihrer Väter Hallen, Turm und Mauerwerk ragen noch in unsere Zeit herüber. Eine der schönsten, ältesten und am besten erhaltenen Burgen ist die Komburg bei Schwäbisch-Hall. Auf freiem Hügel ragt sie gewaltig und eindrucksvoll empor, eine seltsame Vereinigung von Schloß und Stift, von Burg und Kloster, uns gemahnend an ihre imposanten Schwestern im fernen Osten, Marienwerder und Marienburg. Die Komburg stammt in ihren Grundlagen aus sehr alter Zeit, sie soll schon um 800 gegründet worden sein. Später war sie die stärkste Feste der Kochergaugrafen von Rothenburg-Komburg, die lange dort gehaust. Unter einem der letzten, dem Grafen Burkhardt, baute man sie in ein Benediktiner-Kloster um; 1488 ward sie zum adeligen Ritterstift erhoben, später (1802) säkularisiert. So bietet die Komburg, infolge ihres hohen Alters, eine wahre Fundgrube der Architekturentwicklung aus acht Jahrhunderten. Hoch ragen die romanischen Münstertürme, wuchtig trotzen allen Stürmen die mächtigen Mauern und uralten Tore; in all diesen Bauwerken aber finden wir alle Stile vom frühesten bis zu Renaissance und Barock. Der Kunsthistoriker Paulus wertet das Schloß als eines der ältesten romanischen Bauwerke des Landes! Noch älter wäre freilich die jetzt nur noch in einer Kirche vorhandene Stöckenburg, deren Entstehen auf das Jahr 500 zurückgeht, und die als merowingisches Kastell zum Stützpunkt für die Christianisierung jener Gegenden diente. Die heute noch bestehende Martinskirche wird schon um 741 bezeugt. Anmutig grüßt das nahe gelegene malerische Vellberg, dem sagenumwobenen Lichtenstein vergleichbar, ernster droht Braunsbach mit seinen Türmen, der Stammsitz kriegerischer Ritter, hoch und stattlich glänzt der restaurierte Fürstensitz Neuenstein (13. Jahrhundert). In ihnen allen aber finden wir eines verkörpert, was uns mit Stolz und Ehrfurcht erfüllt, die Seele unserer Vorfahren mit ihrem starken, großen Wollen. Ferdinand Bruger.

Moderne Rauschgifte. Der Dämonenzug des Morphins war die erste Giftseuche, die über Europa etwa um das erste Drittel des 19. Jahrhunderts kam; sie ist in ihrer elementaren Gefahrzone an der Spitze geblieben, denn in ihr macht sich die Möglichkeit, trotz der Giftzufuhr nach außen hin normal zu erscheinen und in einer bestimmten Gebrauchsphase noch werktätig sein zu können, am ehesten ausführbar. Darin liegt das Gleißnerische dieses den wirksamen Bestandteil des Opiums bildenden Giftes, daß in der Vortäuschung gesteigerter Vitalität, wie sie im Augenblick der Einverleibung der Spritze zutage tritt, der stets wachsende innere Erschlaffungszustand verschleiert wird, bis mit der Aufhebung der inneren Widerstandskräfte durch die übergroßen Mengen der Zusammenbruch von Nerven und Körper erfolgt. Der Morphinist ist ein geistig Kranker in noch höherem Grade als der Säufer, das pathologische Triebleben schafft eine krankhafte Veränderung der Gesamtpersönlichkeit, die für Arbeit und normales Empfinden unbrauchbar geworden ist. Behandlung und Heilung, soweit diese bei der häufigen Rückfälligkeit möglich ist, können nur in einer geschlossenen Anstalt durchgeführt werden, jedes andere Beginnen ist völlig fruchtlos. Denn Lüge und Täuschung gehören zu den seelischen Verkleidungskünsten, mit denen der Morphinist operiert, um seinen Hunger nach dem Gift stillen zu können; das schrankenlose Ich-Leben läßt moralische Bedenken nicht aufkommen. Dem Opiat Morphin nahe steht die Verwendung der reinen Muttersubstanz, des Opiums, das vor allem in China eine volkszerstörende Rolle spielt und in der Form des Opiumrauchens in den oberen und des Opiumessens in den ärmeren Klassen der Bevölkerung schrankenlose Verwendung findet. Der klägliche Zusammenbruch der vierten Opiumkonferenz vom November 1924 hat gezeigt, daß das wirtschaftliche Moment hinsichtlich Produktion und Ausfuhr bei den daran beteiligten Ländern nach wie vor eine ausschlaggebende Rolle spielt und daher von gemeinsamen Schritten zur Eindämmung dieser Volksseuche kaum etwas zu erwarten ist. Das reine Opium in den eben erwähnten Genußformen hat zumal in Deutschland weniger Verbreitung gefunden — die etwas komplizierte Technik und die Geschmacksempfindung der westeuropäischen Zunge scheinen dem abhold zu sein — um so schlimmer wütet in jüngster Zeit der Kokainismus. Das auf chemischem Wege gewonnene Alkaloid der Kokapflanze — in ihrem ursprünglichen Zustand wird sie, gemischt mit Kalk oder Pflanzenasche, vor allem in den südamerikanischen Staaten von den Eingeborenen in ungeheuren Mengen gekaut und gegessen — wird in allen Formen von der Einspritzung unter die Haut an bis zum Trinken von Kokainwein oder -champagner, bis zum Rauchen von kokainisierten Zigarren oder Zigaretten, zum Einpinseln in die Nase oder dem Gebrauch als Schnupfpulver verwendet; es ist heute das Betäubungsmittel, dessen hohe Preisstellung allein die Verbreitung im Volke noch hindert. Deshalb sind gerade ihm und seinen verderblichen Folgen gegenüber weiteste Aufklärung und rücksichtslosestes staatliches Vorgehen am Platze, denn der Kokainismus bedeutet in seinen Folgeerscheinungen Siechtum, Tod oder Irrenhaus. Die Verwüstungen, die das Kokain in den Hirnfunktionen veranlaßt, sind noch roher als die des Morphins; dadurch vollzieht sich bei den von der Sucht danach befallenen Individuen das körperliche und seelische Schicksal noch schneller und brutaler. — Als drittes Gewächs in dieser Sammlung von Giftpflanzen erscheint der indische Hanf und seine Verwendung als Haschisch, sei es als Getränk, sei es als Tabak. Die Wirkung ähnelt dem des Scopolamins, des wirksamen Bestandteiles des Bilsenkrauts, das infolge seiner mannigfachen ärztlichen Verwendung auch bereits anfängt, zum Mißbrauch zu führen. Der Haschischrausch erzeugt vorzugsweise Sinnestäuschungen, eine Art halluzinatorischen Glücksgefühls mit mehr oder minder hinzutretenden Verwirrungserscheinungen. Trugwahrnehmungen des Gesichts, Gehörs und des Allgemeingefühls mit gleichzeitigen abnormen Bewegungstrieben stehen im Vordergrund der zutage tretenden Wirkungen. In Ägypten und Indien, wo das Hanfrauchen Volkssitte ist, kennt man aber außer den oben geschilderten Zuständen

mit ihrem relativ milden Charakter schwerste Formen von Geistesstörungen bei chronischem Mißbrauch in gehäufter Form, so daß also auch hierbei der Schluß seelische Zerstörung ist. Dem Übel in seinen Ursprungsländern Einhalt zu tun, ist trotz staatlicher Maßnahmen nicht gelungen. Verbannt man die Betätigung aus öffentlichen Orten, so wuchert sie um so üppiger im verborgenen. Der stumpfe Fatalismus des Orientalen wird die Ertötung des Alltags wunschgemäß anstreben. In Europa aber, dem menschliches Wollen und Menschenarbeit Zweckbegriffe des Lebens sind, muß gegen die hereinbrechenden Seuchen und gegen ihre tückische Verführung mit allen erzieherischen und belehrenden Mitteln gekämpft werden, denn das unaufhaltsame Wachsen der diesen Giftstoffen Verfallenen wird zu einer nicht mehr zu übersehenden Volksgefahr. Dr. Julian Marcuse.

Die Veränderlichkeit der Schwerkraft auf der Erde. Warum ist ein Körper schwer? Die Antwort von Newton lautet: weil sich je zwei Körper einander anziehen; im Falle der Erdschwere ist der eine Körper immer die Erde selbst. Das Newtonsche Gesetz besagt, daß die Anziehungskraft von der Größe der beiden Massen abhängt, und daß sie im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Entfernung steht (genauer: zur zweiten Potenz der Entfernung). Daraus erhellt, daß die Schwerkraft auf der Erde keine konstante Größe sein kann; sie ändert sich, weil der Abstand vom Erdmittelpunkt — in diesem kann man sich die Masse der Erde vereinigt denken — verschieden ist. Auf einem Berg ist die Schwere also geringer als im Meeresniveau. Der Unterschied ist allerdings nicht groß. Bei einer Erhebung auf den höchsten Berg beträgt er etwa 3 Promille — ein Gewicht von 100 kg wird also in dieser Höhe um 300 g leichter sein. Durch Laboratoriumsversuche konnte sogar die Gewichtsdifferenz einer 5 kg schweren Quecksilberkugel bei einer Erhebung um nur 20 m festgestellt werden. Sie ergab sich, wie es die Rechnung verlangt, zu 30 Milligramm (Prof. Jolly, München). Da ferner die Erde abgeplattet ist — mit Wülsten am Äquator — ist die Erdschwere an den Polen am größten, am Äquator am kleinsten. Diese Wirkung wird nun aus einem anderen Grunde noch unterstützt. Infolge der Drehung der Erde um sich selbst wirkt die dadurch entstehende Zentrifugalkraft am stärksten am Äquator, gar nicht am ruhenden Pol. Jedes Teilchen am Äquator wird dadurch nach außen gedrängt. Würde sich die Erde 17 mal schneller um sich selbst drehen, so würden sich Zentrifugalkraft und Schwere gerade das Gleichgewicht halten: die Körper würden am Äquator nicht mehr zur Erde fallen. Da die Geschwindigkeit indessen nur 500 m in der Sekunde beträgt, ist die Wirkung nur die, daß die Schwerkraft etwas vermindert wird. Auf diese Weise beträgt der Unterschied der Schwere zwischen Pol und Äquator infolge der beiden Wirkungen etwa $\frac{1}{2}$ Proz. Der Gewichtsunterschied von 100 kg ist also 500 g; innerhalb Deutschlands würde dieser Unterschied 75 g betragen. Es ergibt sich ferner, daß ein Gewicht, das sich am Äquator im Sinne der Erddrehung bewegt, etwas leichter ist als das ruhende Gewicht, und daß ein im entgegengesetzten Sinne bewegtes Gewicht etwas schwerer wird. Auch diese Wirkung ist durch Beobachtungen auf fahrenden Schiffen bestätigt worden. Es mag erscheinen, als ob alle diese geringen Änderungen der Erdschwere nicht von besonderem Interesse sein könnten; indessen ist ihre Bestimmung unerläßlich für die genaue Kenntnis der Gestalt und des Aufbaues der Erde. Gelehrte aller Länder haben die entsprechenden Vermessungen gemacht. Sogar für die praktische Geologie haben diese Messungen große Bedeutung, da durch anormale Werte der Schwere unterirdische Massendefekte oder Massenanhäufungen, etwa durch ausgedehnte Erzlager, festgestellt werden können. Dr. A. Döge.

Die Farbe des Blutes. Schon die alten Ärzte haben interessante Beobachtungen über die Farbe des Blutes gemacht und haben den Unterschied in der Farbe des arteriellen und venösen Blutes wahrgenommen. Vielleicht hatten sie wegen dieses Unterschiedes in der Blutfarbe die Lungenarterie als Vene und die Lungenvenen als Arterien bezeichnet. Auch war es den alten Chirurgen bekannt, daß das Gerinnsel, das aus dem beim Aderlasse hervortretenden Blut entsteht, in den oberen Schichten die hellrote Farbe des arteriellen und in den tieferen Schichten die schwärzliche Farbe des venösen Blutes aufweist. Nun beobachtete Fracassati, ein namhafter Bologneser Arzt, im Jahre 1665, daß die hellrote Farbe der oberen Schicht des Gerinnsels durch die Einwirkung der Luft bedingt war, und daß man nur das Gerinnsel umzudrehen brauchte, um zu veranlassen, daß die schwärzliche Schicht, die in Kontakt mit den Wänden des Behälters gestanden hatte, den dem arteriellen Blute eigenen Farbenton annahm. Diese Beobachtung wurde 1669 von dem Anatomen Lower bestätigt. Ebenfalls bei Aderlässen machte der damalige Schiffsarzt Julius Robert Mayer (1814—1878), der Entdecker des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft, in Java die Beobachtung, daß dort das Venenblut eine „hellere Röte" zeigte als in der nördlichen Zone. Wir finden tatsächlich in dem „Handbuch der menschlichen Physiologie" (1801) von Autenrieth, den Mayer als Lehrer hoch verehrte, ebenfalls den Satz: „Auch beim Menschen nähert sich das Venenblut im Sommer an hellerer Röte dem Arterienblut." Seit dieser Zeit ist dieser in den verschiedenen Breiten wechselnde Farbenton des Blutes kaum mehr Gegenstand der Betrachtung gewesen. Aber man hat es bei krankhaften Zuständen schon mit bloßem Auge bei stark fetthaltigem Blut, wie es besonders bei der Zuckerkrankheit vorkommen kann, trüber und blasser als in der Norm gesehen. In den höchsten Graden der sog. „Lipämie" sieht das Blutserum milchähnlich aus. Zum Schluß mögen hier noch einige Worte über das sog. „blaue Blut" des Adels angefügt werden. Der Ausdruck „Sangre azul" (blaues Blut) findet sich nach den Mitteilungen von Prof. Wahl und Basler bereits in der mittelalterlichen Geschichte Kastiliens erwähnt. Es hatte sich nämlich in dem Lande, das jahrhundertelang im Kampfe gegen die Mauren und Araber lag, im Schoße des Rittertums ein Rassegeist entwickelt wie in keinem anderen Lande Europas. Man hatte dort — wie wahrscheinlich auch in anderen Gegenden — bei den Angehörigen der Adelsgeschlechter die Hautvenen blau durch die zarte Haut schimmern sehen und nahm daher zur Erklärung dieser Erscheinung an, daß in solchen Fällen das Blut durch blaue Farbe ausgezeichnet sei. Die physiologische Erklärung geht aber dahin, daß der Ausdruck mit der Pigmentarmut der nordischen Rasse zusammenhängt, bei deren Angehörigen, die den höheren Gesellschaftskreisen entstammen, die Haut der Arme zarter und heller als bei Handwerkern und Bauern ist. Die Haut bildet also bei der „Aristokratie" ein helles durchscheinendes Medium, durch das die mit Blut gefüllten Hautvenen blau hindurchschimmern. Manchmal erscheinen sie an den Beugeseiten des Unterarmes wie mit Indigo aufgemalt. In Wirklichkeit handelt es sich dabei nur, wie eben Basler gezeigt hat, um einen besonderen Fall des Phänomens, daß ein mit einem trüben Medium bedeckter dunkler Gegenstand blau erscheint. Durch die pigmentreiche Haut des Bauern kann man die Blutgefäße begreiflicherweise nicht sehen. So hat auch die Farbe des Blutes, das Mephisto mit Recht einen ganz besonderen Saft nennt, eine interessante Geschichte, die sich nur aus der historischen Entwicklung verfolgen und verstehen läßt. Dr. Erich Ebstein.

Wesen und Schutz des Namens. Kann man darüber im Zweifel sein? In der Tat. Dies schon, was die Ehefrau anlangt. Daß sie durch die Verehelichung den Familiennamen des Mannes erlangt, das weiß jedermann. Daß sie nun aber diesen ehemännlichen Namen nicht ohne weiteres ihrem eigenen Familiennamen oder Künstlernamen anfügen darf, das ist schon unbekannter. Oder wie ist's bei der geschiedenen Frau? Die geschiedene Frau Müller, verw. gew. Lehmann, geb. Richter kann sich nennen — je nach Wahl — Müller, Lehmann oder Richter. Sie muß sich aber der Behörde gegenüber entschließen, kann nicht wechseln (heute so, morgen so), muß sich auch Einschränkungen dieses Wahlrechts gefallen lassen, wenn sie bei der Scheidung für schuldig befunden wurde. Um von der Ehefrau auf das

Kind zu kommen, auch hier ein Beispiel. Paul Schulze, an Kindesstatt angenommen von Ida Schneider geb. Schuster, heißt fortan Paul Schuster, kann sich aber auch Schuster-Schulze nennen. Zum Personennamen gehört auch der Vorname. Ihn bestimmen Vater und Mutter. Wenn sie nun säumig sind, was dann? Nun, dann muß dem Kind die Möglichkeit der Bestellung eines Pflegers nützen. Für Findelkinder regelt die Polizei die Namensgebung. Es ist also genau umgrenzt, wie ich heiße. Von mir aus kann ich nichts hinzutun, wohl aber kann es der Staat, z. B. wenn er den Angehörigen der Familie des Attentäters Nobiling den Namen Edeling zuläßt oder den Dichter des Kutschkeliedes (aus den 1870er Tagen) sich Hoffmann-Kutschke nennen läßt. Wie nun, wenn ich mich eines mir nicht zukommenden Namens bediene? Dann mache ich mich, abgesehen von einer Übertretungsbestimmung, unter Umständen der Steuerhinterziehung, der Urkundenfälschung, des Betrugs, des Delikts des Öffnens fremder Briefe usw. schuldig. Welches Recht aber hat der, dessen Namen ich mich bediene, gegen mich? Es kommt § 12 des bürgerlichen Gesetzbuches in Frage, wo es heißt: Wird das Recht zum Gebrauch eines Namens dem Berechtigten von einem andern bestritten oder das Interesse des Berechtigten dadurch verletzt, daß ein anderer unbefugt den gleichen Namen gebraucht, so kann der Berechtigte von dem andern Beseitigung der Beeinträchtigung verlangen (eventuell Klage auf Unterlassung bei Besorgnis weiterer Beeinträchtigungen). Das im Paragraph erwähnte Bestreiten braucht nicht nur rechtlich, es kann auch tatsächlich geschehen. So, wenn ich des andern Türschild abreiße, um es als eigenes zu benutzen. Kein Vergehen natürlich bei gestatteter Namensführung. Graf Zeppelin gestattet dem A, sich seines Namens zu bedienen. Aus der Gestattung für A darf nun nicht etwa ein B für sich Schlüsse ziehen, auch bedeutet Gestattung niemals Übergang des Namens. Auch darf nicht der Armenhäusling Lahmann dem Baumwollfabrikanten Müller seinen Namen Lahmann überlassen. Das wäre unlauter. Neben der Abwehr- auch unter Umständen Schadenersatz- oder Beleidigungsklage: so, wenn mich ein Schriftsteller in einem Roman zur lächerlichen Figur macht. Was vom Schutz des Namens gilt, gilt auch vom Pseudonym, vorausgesetzt, daß es Anerkennung fand, auch nicht gegen die öffentliche Ordnung verstößt. Was vom Schutz des Namens der natürlichen Person gesagt, gilt ferner auch bei der sog. juristischen, so der Aktiengesellschaft, auch unter Umständen nur bezüglich des schlagwortartigen Teils in ihrem Namen. Was vom Schutz des Personennamens gesagt, kann auch auf Ortsnamen (Oberammergauer!) zutreffen. Im übrigen ist — nach Bestimmungen aus dem unlauteren Wettbewerbsrecht — namentlich Vorsicht gerade bei Ortsnamen am Platze. Sie können, für Waren gebraucht, deren Güte garantieren (Glashütter Uhren). Mißbrauch kann hier sogar strafbar sein.

Geheimrat Neuberg.

Bilder aus der Schule von heute, diesen Haupttitel trugen vier in unserer „Illustrirten Zeitung" erschienene Beiträge von Paul Georg Münch, die sich mit dem pädagogischen Neuland der Arbeitsschule beschäftigten. Da diese illustrierten Aufsätze großen Anklang fanden, entschloß sich der Verfasser, sie in Buchform herauszugeben. Erschienen ist jetzt diese Sammlung in Dürrs Verlag, Leipzig, unter dem Titel „Natürlich ist die Schule schuld! Ein fröhliches Bilderbuch für Väter und Mütter." In humorvoller Weise führt der fachmännische Verfasser den Laien in köstliche Sonnenwinkel des Kinderlandes. Wesentlich unterstützt wird der Text durch die 50 Zeichnungen von Alfred Seckelmann. Seine Kindergestalten sind tief durchseelt, die dargestellten Szenen sprühen von lebendigem Leben.

Dr. B. T.

ZUM NACHDENKEN

Füllrätsel.

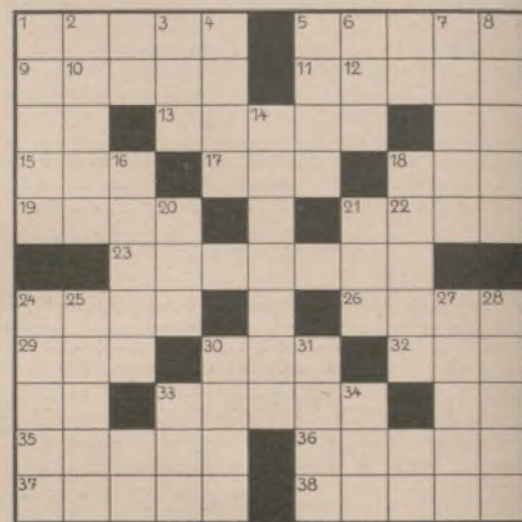
A	A	A	A	A	A	A	Ungarischer Politiker
A	A	B	B	C	D	D	Beleuchtungsmittel
E	E	E	E	E	E	E	Singstimme
E	E	E	E	E	E	E	Ort in Tirol
F	F	F	F	F	G	H	Eßgerät
H	I	I	I	I	I	K	Pförtner
K	L	L	L	L	L	L	europäisches Gebirge
L	L	L	M	N	N	N	vulkanische Urgesteine
N	N	N	N	O	O	O	deutscher Schriftsteller
O	P	P	P	P	R	R	Vorhang
R	R	R	R	S	S	S	Mädchenname
S	S	S	T	T	T	T	Wirtschaftsbetrieb
T	T	T	U	U	U	U	Gefäß

Sind die Buchstaben des links stehenden Rechtecks so geordnet, daß sie Wörter der nebenstehenden Bedeutung ergeben, so nennen die drei stark umrahmten schiefen Linien je einen Fisch.

Verwandlung.

Änderst bei einer Figur aus „Egmont" einen Buchstaben du,
Eine italienische Insel erscheint im Nu.

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1 Schlachtort aus dem Weltkriege, 3 Spielkarte, 5 Insel im Mittelländischen Meer, 9 Heilmittel, 10 kleiner Weißfisch, 11 Geschäftsraum, 12 Stadt in Arabien, 13 Geldmünze, 15 Schwur, 17 seemännischer Ausdruck, 18 Anteil, 19 Drama, 21 Haarwuchs, 22 Gattung, 23 medizinische Maßnahme, 24 Stoffart, 25 Behörde, 26 Umschlagtuch, 29 weiblicher Vorname, 30 spanisches Wort für Fluß, 32 Laufvogel, 33 Kreislinie, 35 Prophet, 36 Zündschnur, 37 Singvogel, 38 geologischer Begriff; senkrecht: 1 Erdteil, 2 neuzeitliche Erfindung, 3 geistlicher Würdenträger, 4 Pelzart, 5 Futterpflanze, 6 selten, 7 Männerstimme, 8 Gemütszustand, 14 Stadt in Mitteldeutschland, 16 Theaterstück, 18 Verbindungsstück, 20 Teil des Baumes, 21 Vorwort, 22 Verbrennungsrückstand, 24 landwirtschaftliches Gerät, 25 weiblicher Vorname, 27 Geigenbauer, 28 heller Kopf, 30 Blume, 31 Stadt i. Schlesien, 33 Gewässer, 34 Falz. (ch = ein Buchstabe).

Ziffernblatträtsel.

(Hierzu nebenstehende Figur.)

An Stelle der Ziffern sind Buchstaben einzusetzen. Es ergeben dann: 1. 1—2 Faultier, 2. 1—4 Oper, 3. 2—4 Mädchenname, 4. 3—6 inneres Organ, 5. 4—5 Flächenmaß, 6. 4—6 Körperteil, 7. 4—8 trauriger Zustand, 8. 6—8 edle Eigenschaft, 9. 7—9 Person aus der deutschen Heldensage, 10. 8—11 musikalisches Intervall, 11. 9—11 Mineral, 12. 9—15 Stadt in Armenien, 13. 11—13 Element, 14. 13—15 Getränk, 15. 13—17 Lärm, 16. 15—18 Verbrechen, 17. 16—20 Befehl, 18. 18—20 bestimmter Artikel, 19. 19—22 nordischer Männername, 20. 19—23 Blume, 21. 22—24 Gebirgsschlucht, 22. 22—1 türkischer Name, 23. 23—24 Flächenmaß, 24. 23—1 Papagei, 25. 24—3 Streifzug.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4308.



Lösungen der Rätsel in Nr. 4306.

Kammrätsel: Rigoletto, Rondo, Geige, Largo, Tenor, Orgel.

Vorsetzrätsel: **S**enkel, **O**range, **P**osten, **H**alm, **O**porto, **K**nebel, **L**ende, **E**wald, **S**tier. — Sophokles.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Autor, 5 Cab, 7 Fee, 9 Alm, 11 Savanne, 13 As, 14 Ra, 15 Ei, 16 ro, 17 Hull, 20 Steg, 22 Ida, 24 Dänemark, 26 Not, 28 Isel, 31 Polo, 33 Po, 34 Ur, 35 Adresse, 38 pro, 39 Ton, 40 Ilm, 41 Stern; senkrecht: 2 Tara, 3 Ob, 4 Fes, 6 Ale, 8 Carl, 9 Anis, 10 Kahn, 12 Toga, 18 Liane, 19 Odeon, 21 Torso, 22 Inn, 23 Amt, 25 Riff, 27 Fort, 29 Sa., 30 Lido, 31 Post, 32 Ar, 35 Arm, 36 Erle, 37 Eos.

Magisches Quadrat: Ambra, Moral, Braut, Raute, Alter.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel, beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG · J. J. WEBER · LEIPZIG

NR. 4308. 169. BAND EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 6. OKTOBER 1927

HOTEL-, PENSIONS-, UND SANATORIEN-NACHWEIS

BÄDER UND LUFTKURORTE

DEUTSCHE KURBÄDER

BAD OEYNHAUSEN. HERBER'S KURHOTEL. Vorn. Haus. Südlage. Fließ. k. u. w. Wasser.

SCHLUCHSEE (HOCHSCHWARZWALD). KURHOTEL STERNEN. Erstes Haus am Platze.

TODTMOOS (SCHWARZWALD). WALDHOTEL sonn. Lage. Fernr. 31.

SCHWARZWALDHAUS. Herbst- und Winteraufenthalt. Telefon 14.

BAD WILDBAD. Weltber. Kur- und Badeort im Schwarzwald gegen Gicht, Ischias, Rheuma.

DEUTSCHE SEEBÄDER

BORKUM. HOTEL - PENSION IRENE. Das ideale Familienhotel am Strand. Pension ab M. 7.50.

KURHAUS ROSELIUS. Führend. Haus. Zentrale Lage. Jahresbetrieb.

HOTEL SEESTERN. Haus I. Ranges. Zwei Minuten vom Bahnhof.

HERINGSDORF. KURHOTEL QUISISANA. Modern. Komf. Beste Lage an Kurpark u. Strand. Prosp.

DEUTSCHE LUFTKURORTE

DONAUESCHINGEN. (SCHWARZWALD). HOTEL ZUM LAMM. Altrenomm., feinbürgerl., Zentralheizung. Garagen, beste Lage.

DRESDEN. HOTEL TROMPETERSCHLÖSSCHEN. Altrenommiert, modern. Komfort, zentrale Lage.

WEISSER HIRSCH BEI DRESDEN. Sanatorium Dr. Teuscher. Streng individuelle Pflege.

KÖNIGSFELD (SCHWARZWALD). GASTHOF DER BRÜDERGEMEINE. Vollst. ren. 100 Bett. Zentralheiz.

LINDAU (BODENSEE). HOTEL BAYRISCHER HOF. Ersten Ranges.

RIESENGEBIRGE

BRÜCKENBERG. HOTEL FRANZENSHÖH. Schöne Aussicht. Mäßige Preise.

SCHREIBERHAU. SANATORIUM KURPARK. Phys. diätet. Heilanstalt. Jahresbetrieb.

THÜRINGEN

BAD KÖSEN. ERHOLUNGSHEIM SAN.-RAT DR. LEHMANN.

BAD LIEBENSTEIN. SANATORIUM LIEBENSTEIN. Klin. Kuranstalt. Allemod. Heilbehelfe.

HARZ

STAHLBAD ALEXISBAD. KURHAUS ALEXISBAD. Eig. Stahlquelle u. Stahlbäder für Blutarme.

HOTEL FÖRSTERLING. Eigene Stahlquelle u. Badeh. Bes. H. Frommann, Hfl.

ST. ANDREASBERG. „HOTEL DEUTSCHER-HOF".

HAHNENKLEE (OBERHARZ). 600 m. GEBIRGS-HOTEL, nahe am Walde. Das ganze Jahr geöffnet.

RÜBELAND. BAUMANNS'-HÖHLE. Selten schöne Tropfsteinhöhle, feenhaft beleuchtet.

SCHIERKE, d. alpine Luftkurort u. Wintersportplatz am Brocken. Werbeschrift d. d. Kurverwaltung.

HOTEL FÜRST ZU STOLLBERG. Zimmer m. voller, bester Verpflegung v. M. 9.— Bes. Georg Schwarz.

HOTEL WALDFRIEDEN. Bestempfohl. Pension Mk. 7—9. Mod. Komfort.

TRESEBURG. Das beliebte Reiseziel. Pension von M. 5.— an. Prospekt T d. d. Kurverwaltung.

Vereinigte Hotels FORELLE / WEISSER HIRSCH / WILHELMSBLICK / RÜBEZAHL. Besitzer H. Rost.

OESTERREICH

WIEN. ALTER HOFKELLER. Weinstuben, Wien I, Hofburg.

ARKADEN. Café-Best., Wien I, Universitätsstr. 3.

DREI KRONEN. Restaur., Wien VII, Mariahilferstr. 34.

ZUM EISVOGEL IM PRATER. Weltberühmt. Treffpunkt d. Fremden.

HENGL'S HEURIGER. Grinzing-Wien, Trambahn 38. Musik u. Gesang.

KAISERSTÖCK'L. Café-Rest., Historisch, i. Schönbrunner Schloßpark.

KLOSTERNEUBURGER KELLER. Rest., Wien I, Renngasse 10.

HOTEL KRANTZ, Kärntnerstr. Ersten Ranges. Mod. Komfort.

HOTEL KUMMER, Wien VI, Mariahilferstr. 71 a.

LINDE. Alt. Gaststätte, Wien I, Rotenturmstr. nächst dem Stefansdom.

ZUR LINDE, Gastwirtschaft, Wien X, Favoritenstr. 86.

CAFÉ LUSTBADER, Wien VI, Mariahilferstr. 127.

PANTHERBRÄU - KELLER, Wien I, Opernring 11. Erstklassige Küche und Keller.

CAFÉ PALMHOF, Wien XV, Mariahilferstr. 135.

RAUHECK, Café-Rest. Der Wintersportplatz d. Fremden. Endst. 58.

CAFÉ SCHÖNBRUNN, Wien XII, Schönbrunnerstr. 27 a.

SILLER, Hotel und Café, Wien I, Schwedenplatz. Erstklassig. Mod. Komfort.

SPLENDIDE. Fam. - Café I. Ranges, Wien I, Jersomiegöttstr. 3.

CAFÉ STADTPARK, Wien I, Parkring 2. Komfortabel.

TONI OTT, Restaur., Wien I, Habsburgerstr. 6. Erstklassig.

HOTEL STADT TRIEST, Wien IV, Hauptstr. 12. Mod. Komfort.

HOTEL UNION, Wien IX, Nussdorferstr. 23/25.

DEUTSCH-BÖHMEN

BODENBACH. HOTEL POST am Landungsplatz und Bahnhof.

FRIEDLAND. HOTEL HERRMANN. Vornehm, behaglich.

GABLONZ. HOTEL KRONE. Restaurant u. Café. Autogaragen.

HIRSCHBERG, böhmisch, am See. Gr. Seebad d. Republik.

STRAND-RESTAURANT, gutbürgerl. Konzert, direkt am Strand.

BÖHM. LEIPA. HOTEL HIMMEL. Reisenden-Hotel.

HOTEL KNOBLOCH, vorm. Kronprinz, gutbürgerlich.

RING-CAFÉ, vornehm. Konzertlokal.

BAD LIEBWERDA. Herzheil- und Moorbad.

HOTEL KURHAUS m. allem Komfort.

HOHENELBE. HOTEL APPELT. Führendes Haus.

HOTEL BREMEN, am Bahnhof. Fließend. Wasser.

TSCHECHO-SLOWAKEI

PRAG. GRAND HOTEL STEINER. I. Haus. Vornehmstes Hotel.

CAFÉ ELEKTRA. Treffpunkt der Reichsdeutschen.

GROSSGASTHOF „GOLDENES KREUZL". Preiswert. Bewirtung.

RESTAURANT KONOPISCHT. Vorzügliche Küche.

GASTWIRTSCHAFT „DEUTSCHES HAUS". Küche von Ruf.

JOSEF LIPPERT. Beliebtes Weinrestaur. Größte Delikatessenhdlg.

REICHENBERG. HOTEL GOLDENER LÖWE. 100 Zimmer.

„SCHIENHOF", Hotel, Café, I. Rang.

HOTEL TERMINUS. 30 elegante Zimmer, mod. Komfort.

WALHALLA HANICHEN bei R. Vornehm. u. größt. Vergnügungslokal.

HABENDORF b. R. GASTHOF KRONE. Ausflugsort. Bestens empfohlen.

BAD SCHLAG. SANATORIUM BAD SCHLAG. Im Isergebirge.

THAMMÜHL, böhmisch, am See. HOTEL PETELKA.

TRAUTENAU (Riesengeb.). HOTEL ZIPPEL. Moderner Komfort.

GRAND-HOTEL-CAFE KLEIN. Erstes Haus. 70 Zimmer.

WEINHAUS FLESCH. Vornehmer Dielenbetrieb.

ITALIEN

MERAN. HOTEL ASTORIA. Vornehmer Komfort. Eig. Park.

HOTEL AUSTRIA. Moderner Komfort, schönste Lage.

HOTEL BELLEVUE. Vornehm. Moderner Komfort.

HOTEL CONTINENTAL. I. Ranges. Mod. Komfort.

HOTEL ESPLANADE. Neuer Besitzer. Pension L. 35.—

PENSION IRMA MEISTER. Ruhige, schönste Lage. Zentralheizung.

SANATORIUM HUNGARIA, für sämtliche Erkrankungen d. Atmungsorgane. Therapie.

ORTISEI (ST. ULRICH) Grödnertal. HOTEL AQUILA. 220 Betten, modernster Komfort, mäßige Preise.

SCHWEIZ

AROSA. HOTEL DES ALPES. Gedieg. Familienhaus, beste Lage.

HOTEL BELLEVUE. Bestempfohlen, sonnigste Lage.

HOTEL EXCELSIOR. Familienhotel mit allem Komfort.

SPORTHOTEL MARAN. Ruhig, staubfrei. 25 Min. ob. Arosa.

SANATORIUM GRAND - HOTEL, für Mittelstand, sonnig, eigner Park.

SANATORIUM VILLA DR. HERWIG. Gemütl. kleinere Heilanstalt.

DAVOS. EDEN HOTEL, modern. Haus, prachtvolle Lage.

ESPLANADE. Das behagliche Kurhotel. Preis ab Fr. 14.—.

PENSION DR. JOSEEPHY für Sport und Erholung, ab Fr. 10.—.

PENSION MERULA. Sonnige Lage am Wald.

NEUES SANATORIUM. Bes. M. Neubauer. Längste Sonnenscheindauer.

PENSION ROSENHÜGEL. Erhöhte, sonnige Waldeslage. Hausschwest.

PENSION RUHELEBEN, nächst dem Kurhaus. Prospekte.

PENSION SANS - SOUCI. I. Ranges, mod. Ausstattung.

SANATORIUM BERNINA, Chirurg. u. Lungentuberkulose, ab Fr. 14.—.

SANATORIUM SOLSANA. Modern, sonnig, bequem.

PRIVATSANATORIUM DR. VÖCHTING. Sonnigste Lage. Fließend. Wasser.

DAVOS-DORF. PENSION PAUL. Ganzjährig geöffnet.

SANATORIUM DAVOS-DORF u. VILLA MARIA. Ganzjährig. Mod. Komf.

HOTEL UND PENSION MEIERHOF. Ruhiges, gut geführtes Haus. Pension von Fr. 13.— an.

SANATORIUM SEEHOF, Pension inkl. Arzt ab Mk. 13.-.

GRINDELWALD (BERNER OBERLAND). ZENTRAL - HOTEL Gutbürgerlich, beste Lage.

LUGANO. GRAND- UND PALACE-HOTEL, allerersten Ranges, am See, eigner Park.

HOTEL-PENSION MINERVA. Prachtv. Aussicht. Pension ab Fr. 11.—.

KURHAUS MONTE BRÉ, phys. diät. (Syst. Dr. Lahmann) Deutsches Haus.

PONTRESINA. HOTEL PONTRESINA. I. Rang., sonn. fr. Lage.

HOTEL LANGUARD. I. Ranges, beste Lage, ab Fr. 16.—.

ROSATSCH HOTEL. Modern eingerichtetes Haus.

HOTEL SCHWEIZERHOF. Sommer- und Winterbetrieb.

SAMADEN. HOTEL BERNINA. Ersten Ranges. Prospekt Nr. 10.

ERZIEHUNG U. BILDUNG

BERLIN-W. 50. TÖCHTERHEIM LOHSE, f. In- u. Ausländerinnen, Marburgerstr. 3. Prosp.

DRESDEN-A. TÖCHTERHEIM SCHOLTZ, eigene Villa, Kaitzerstr. 15.

EISENACH. Richardstraße 2. GEBIRGS-TÖCHTERHEIM. Junge Mädch. werd. gründl. ausgebildet.

GLAUCHAU. PÄDAGOGIUM. 10-stufige Knabenschule. Prosp. B.

HALLE. DR. HARANGS HÖHERE LEHRANSTALT. Oberprima. Umschulung. Gegr. 1864.

BAD HARZBURG. SCHULKINDERHEIM VILLA ERIKA. Frau H. Simon.

TÖCHTERHEIM ABEL. Weiterbildung jung. Mädchen wissensch. u. gesell.

LEIPZIG. BARTHSCHE REALSCHULE, mit Schülerheim, gegr. 1863. Prospekte.

BAD SUDERODE (OSTHARZ). PRIVAT-TÖCHTERBILDUNGSHEIM HAUS BURCKHARDT. P. m. 100.—.

THALE (AM HARZ). TÖCHTERHEIM LOHMANN. Gründl. Fortbildung in allen Fächern.

WERNIGERODE. HARZ-PÄDAGOGIUM bereit. vor f. Abiturprima, Obersekunda, Versetzung.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4308. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 6. Oktober 1927.

Allgemeine Notizen.

Die Deutsche Schiller-Stiftung, seit bald 70 Jahren berufen, für das Wohl der deutschen Dichter und Schriftsteller zu wirken, erläßt eine Kundgebung ihres Verwaltungsrates, in der es heißt, daß sie mit wachsender Sorge die zunehmende Überfremdung unserer Bühnenspielpläne und unseres Büchermarktes mit ausländischen Werken wahrnehme. Die massenhafte Verbreitung nicht nur des nicht Besten, sondern jeden fremden Gutes bedroht je länger desto mehr das Gedeihen unseres einheimischen Schrifttums und trägt wesentlich mit Schuld an der Verelendung deutscher Schriftsteller. Die Deutsche Schiller-Stiftung hält es daher für ihre unabweisbare Pflicht, die berufenen Persönlichkeiten und die gesamte Öffentlichkeit mit ernster Mahnung auf die Gefahren dieser wahl- und uferlosen Überfremdung hinzuweisen.

Nach der Ernte ist die Beseitigung der Ernterückstände vom Standpunkt des Pflanzenschutzes aus besonders wichtig. Über das Ziel und die zweckmäßigste Art der Durchführung dieser Maßnahme gibt Flugblatt Nr. 2 der Biologischen Reichsanstalt Auskunft. Von den übrigen Flugblättern sind zur Zeit von besonderem Interesse Nr. 20 über den Frostspanner, Nr. 73 über die Rübenblattwanze, Nr. 33 über die Blutlaus, Nr. 77 über Schildläuse, Nr. 29 über die Schwarzfleckenkrankheit der Ahornblätter, Nr. 63 über Vorratsschädlinge. Die Flugblätter sind gegen Einzahlung des geringen Bezugspreises (Einzelpreis 10 Rpf.) auf das Postscheckkonto Berlin Nr. 75 der Biologischen Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft in Berlin-Dahlem, Königin-Luise-Straße 19, postfrei zu beziehen. Die Bestellung kann durch Angabe der Blattnummer auf der Zahlkarte erfolgen; Beträge bis zu 50 Rpf. werden auch in Briefmarken angenommen. Auf Wunsch stehen Verzeichnisse aller erschienenen Flugblätter kostenfrei zur Verfügung.

Oberrhein, Schwarzwald und Bodensee. 120 ganzseitige künstlerische Aufnahmen dieses beliebten badischen Erholungs- und Reisegebiets sind in einem Album vereinigt und geben unverfälscht einen Querschnitt durch das Badnerland. Wie kaum ein anderes Werk ähnlicher Art ist dieses Album geeignet, jedem Badener, jedem Deutschen und jedem, dem die deutsche Heimat lieb und vertraut wurde, eine bleibende Erinnerungsgabe zu werden. Das Album ist für 3.50 Mark durch jede

Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist oft nur ein Schritt.

Wenn es auch gewagt erscheint, in diesem Zusammenhang von der Frisur der modernen Frau zu sprechen, so sollte man doch nicht vergessen, daß heute der schönste Schmuck der Frau in einem kleidsamen Bubikopf besteht. Leider läßt dessen Pflege oft sehr viel zu wünschen übrig. Gleichgültig, ob er jugendlich, seriös, eigenartig oder gar pikant-kapriziös wirken soll, immer muß er das Gesamtbild der Erscheinung harmonisch ergänzen und darf niemals als störendes Moment empfunden werden. Diese Kunst, dem Bubikopf die jeweils gewünschte eigenartige Note zu geben, wird ermöglicht, wenn man regelmäßig wöchentlich ein- bis zweimal die bekannte Pixavon-Kopfwäsche vornimmt, die das Haar geschmeidig und leicht frisierbar und haltbar macht.

Buchhandlung sowie unmittelbar vom Urban-Verlag in Freiburg (Breisgau) oder dem Badischen Verkehrsverband in Karlsruhe (Postscheckkonto Nr. 4422) zu beziehen.

Bad Ems. Die dieses Jahr bisher erreichten Besuchsziffern von Kurgästen und Passanten liegen erheblich über denen der ganzen Saison 1926. Bemerkenswert ist vor allem der wachsende Anteil des Auslandes. Unter den rund 1200 ausländischen Kurgästen befanden sich Angehörige von Staaten aller Erdteile, vorwiegend Amerika, England, Holland und den nordischen Ländern entstammend. Häufiger als je zuvor sah man auch in- und ausländische Reisegesellschaften. Die beträchtliche Zahl der augenblicklich hier weilenden Kurgäste und die Menge der täglich einlaufenden Anmeldungen lassen einen guten Besuch auch im Herbst und Winter erwarten. Und das mit Recht: die geschützte Lage des Bades und das milde Klima versprechen auch gute Erfolge. Selbstverständlich bleiben Heilanstalten in genügendem Umfang geöffnet; ebenso Gaststätten verschiedensten Ranges.

Die Traubenkur in Wiesbaden. Mit einem der wertvollsten Kurmittel in der Herbstsaison, die bekanntlich für Wiesbaden immer wieder Hauptkurzeit ist, hat es große Erfolge erzielt: mit der Traubenkur. Die Traubenkur, gewiß eine der angenehmsten Kuren, da ja Trauben sehr wohlschmeckend sind, ist bei Gesunden und Kranken ein ausgezeichnetes Entlastungs-, Erneuerungs- und damit Verjüngungsmittel; sie ist zugleich eine der billigsten Kuren. Besonders wirkungsvoll wird sie sein, wenn sie in dem um diese Jahreszeit herrlichen Klima des rheinischen Kurortes Wiesbaden vorgenommen wird. Dort ist alles aufs beste dafür insofern eingerichtet, als in der Trinkhalle am Kochbrunnen die schönsten Trauben in den verschiedensten Sorten in den Vor- und Nachmittagsstunden genossen werden können; man macht bequem hin- und herwandernd bei Musik und Unterhaltung seine Traubenkur.

Krepp-Schuhsohlen, mit „Crepe-Sohlen" bezeichnet, sind ein neues Plantagen-Produkt von besonderer Eigenart. Sie werden aus Gummiplatten geschnitten, die auf den Plantagen an Ort und Stelle aus reinem Rohgummi hergestellt werden, sind elastisch, selbst bei großen Marschleistungen nicht ermüdend, außerordentlich widerstandsfähig, wasserdicht, von erstaunlicher Haltbarkeit und sehr billig, so daß sie sich auch sehr schnell in allen Kulturstaaten eingeführt haben und in allen führenden Schuhgeschäften erhältlich sind.

Wann ist eine Frau am schönsten? Über den Geschmack läßt sich nicht streiten — besonders nicht über die Schönheit einer Frau. Doch gibt es drei Stimmen, die maßgebend sind: Was „der Herr" findet, — ob „die Mode" zustimmt — und was „die Geschlechtsgenossin" sagt. Das sind drei Urteile, von denen keines abweichen darf, sonst ist die Schönheit eben nicht vollkommen. Die Frage aber, wann eine Frau am schönsten ist, geht noch nach ganz anderer Richtung. Eine Frau, die anerkannt als schön gilt, unterliegt trotzdem Schwankungen, wie alles, was Leben und Seele hat. Sie kann z. B. einmal am schönsten wirken im schmiegsamen Strandanzug, in freier Luft im grellen Sonnenschein, — dieselbe Frau erscheint ein andermal am vorteilhaftesten im prächtigen Gesellschaftskleid bei flimmernder Abendbeleuchtung — wieder ein anderes Mal bezaubert sie im anspruchslosen Morgenkleid im nüchtern-kalten Tageslicht ... Wo ist die Ursache der jedesmaligen „Schönheits-Höhepunkte" zu suchen? Eine Frau ist immer dann besonders schön, wenn sie spürt, daß andere sie schön finden und wenn sie sich gleichzeitig körperlich besonders wohl und frisch fühlt. Das letztere ist vor allem wichtig. Eine schöne Frau muß so frisch aussehen, daß sie gleichsam eine duftige Frische ausströmt, — denn hierin liegt erfahrungsgemäß der stärkste Reiz aller schönen Frauen. Das wissen sie auch genau, und ausnahmslos eine jede besitzt hierfür irgendein (sorgsam geheimgehaltenes) Hilfsmittel, Tabletten, Essenzen und dergl. Die gesellschaftlich erfahrenen Frauen nehmen meistens Kölnisch Wasser Lavendel-Orangen, weil es ihren Zwecken am besten dient. Es erquickt ihre Nerven immer wieder von neuem, ist außerdem der Duft, den die Mode verlangt (herb Lavendel und zart Orangen) und ist gleichzeitig ein Wohlgeruch, der ebenso viele Damen zu seinen Anhängern zählt, wie Herren. Das ist begreiflicherweise für die kluge Frau wichtig und bedeutsam. Wann also ist eine schöne Frau am schönsten? Wenn sie, mit Kölnisch Wasser Lavendel-Orangen erfrischt, durch dessen Duft ihre Umgebung bezaubert und dadurch beglückt fühlt: ich bin schön, weil man mich schön findet.







BERÜHMTE CHRYSLER-MERKMALE AM NEUEN MODELL ‹62›



WALTER P. CHRYSLER, geboren 1875, entwarf und baute schon vor seinem 18. Lebensjahre eine vier Fuß große, funktionierende Lokomotive. In ununterbrochenem Aufstieg entwickelte er sich vom Schlosser, Vorarbeiter, Betriebsleiter und General-Direktor zum Konstrukteur der berühmtesten Automobile der Welt.

SIEBENMAL GELAGERTE KURBELWELLE
HYDRAULISCHE BREMSEN
SECHS-ZYLINDER

Im letzten Jahre setzte Chrysler die ganze Welt mit seinem nun berühmten ‚60' in Erstaunen — einem Sechszylinder-Chrysler zu niedrigerem Preis als je zuvor!

Jetzt, in dem neuen Chrysler ‚62', hat sein unermüdliches Genie selbst diese wundervolle Leistung übertroffen. Auch hier — sogar zu gleichem Preise! — die siebenmal gelagerte Kurbelwelle, um schnelle und erschütterungslose Geschwindigkeitssteigerung zu ermöglichen. Auch hier die hydraulische Vierradbremse, die selbst der größten Schnelligkeit auf der Landstraße Sicherheit verleiht. Aber außer diesen Vorzügen besitzt der neue Wagen noch andere, glänzendere. Noch größere, geschmeidigere Kraft des auf Gummi federnden Motors! Noch niedrigere, fließendere Linienführung zur Steigerung der äußeren Schönheit!

Besichtigen Sie den neuen Chrysler ‚62' im Ausstellungsraum eines Händlers. Lassen Sie sich das neue Instrumentenbrett mit seiner indirekten Beleuchtung zeigen und auch die neue Windschutzscheibe, die sich zum Zwecke vollkommener, zugluftfreier Ventilation vertikal öffnen läßt. Erproben Sie einen ‚62' gründlich im Freien — ohne Kosten oder Verpflichtung — und überzeugen Sie sich, daß Ihnen ein so leistungsfähiger und so luxuriöser Wagen bis jetzt noch nicht geboten wurde zu einem so niedrigen Preise.

Touring	Mk. 7 380
Sedan	Mk. 8 465
Chassis	Mk. 6 080

Diese Preise verstehen sich fünffach bereift ab Berlin-Johannisthal

DER NEUE CHRYSLER 62

CHRYSLER COMPANY M. B. H., BERLIN-JOHANNISTHAL

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



Die Drachen steigen, der Herbst ist da! Zeichnung von Rudolf Lipus.

Wie im Frühjahr die Bäume blühen, so steigen nach einem alten Gesetz alljährlich im Herbst die Drachen. Draußen auf dem leeren Stoppelfelde, ja selbst nahe am Rande der Großstadt tummeln sich bei frischem Winde die Jungens und versuchen, bisweilen von erfahrungsstolzen Erwachsenen unterstützt, die eigensinnigen, obwohl kunst- und liebevoll gefertigten „Segler der Lüfte“ zum Abstreifen der Erdenschwere und stolzen Schweben zu bringen.



Die Beisetzung des durch das Flugzeugunglück bei Schleiz ums Leben gekommenen Botschafters v. Maltzan in Großen-Luckow (Mecklenburg) am 28. September: Während der Trauerfeier am Grabe. 1 Baron Ulrich v. Maltzan, der Vater des Verstorbenen; 2 die Witwe Edith, geb. Gruson; 3 deren Vater.



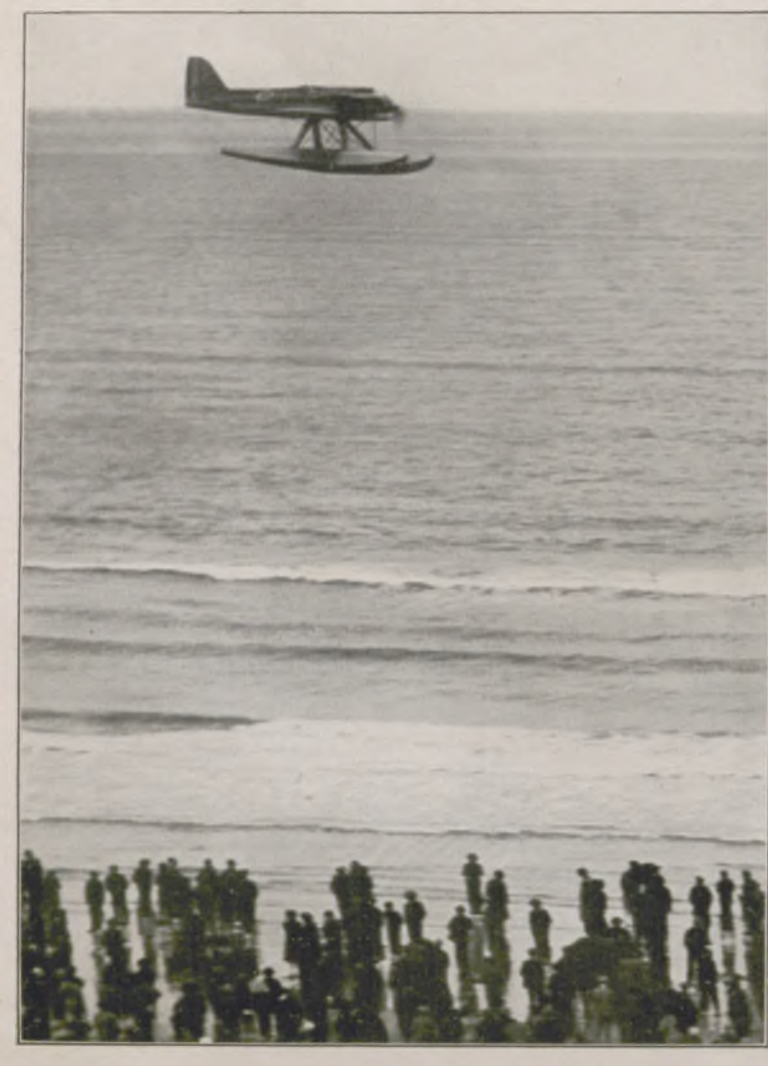
Von der 19. Evangelischen Weltkonferenz, die vor kurzem in Marburg tagte: Eine Gruppe lutherischer Führer aus dem Ausland. Von links nach rechts: Sitzend: Prof. Dr. Jundt, Frankreich; Bischof D. Jonoska, Tschechoslowakei; der schwedische Reichstagsabgeordnete Probst Dr. Wallerius; Senior Dr. Schmidt, Preßburg; stehend: Jalk, Dänemark; Lüdemann und Normann, Norwegen; Lauri-Halla, Finnland.



Von der Eröffnung des Achensee-Kraftwerks bei Innsbruck am 19. September: Der österreichische Bundespräsident Dr. Michael Hainisch (ganz rechts) im Gespräch mit dem die Einsegnung vornehmenden Prälaten Dr. J. Lambert vor den Freiluftanlagen des Kraftwerks.



Vom Deutschen Städtetag in Magdeburg, der am 23. September zu Ende ging: Während der Ansprache des Reichskanzlers Dr. Marx. Unten am Tisch: 1 Dr. Mulert, Präsident des Städtetags; 2 Dr. Boeß, Oberbürgermeister von Berlin.





Hochwasser im Alpengebiet: Die freihängenden Schienen in Samaden (Engadin), unter denen am 25. September durch den von Pontresina kommenden Flazbach eine Brücke weggerissen wurde. Im Hintergrund die Bernina-Gruppe. — Links: Vom internationalen Wasserflugzeug-Wettbewerb um den Schneiderpokal, der am 26. September am Lido bei Venedig zur Entscheidung kam: Die Siegermaschine „Supermarine Napier“, mit der der englische Leutnant Webster eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 453,422 Stundenkilometer erzielte, im Fluge.

WAS IST KITSCH?

VON DR. FRITZ NEMITZ

Man braucht nicht gegen Schlagwörter zu sein, wenn sie klar definiert sind. Bei dem schnellen Tempo auch des geistigen Verkehrs können sie durchaus nützlich sein. Das trifft aber in den seltensten Fällen zu. Wir gehen ungenau und nachlässig mit unseren Begriffen um und wundern uns dann, wenn sie uns im Stiche lassen, anstatt zu bedenken, daß wir mit ihnen nur dann fruchtbar arbeiten können, wenn sie eindeutig bestimmt sind. Wir leben nicht nur mit den Begriffen, diese leben auch von uns.

Zu diesen unglückseligen Begriffen gehört auch der des Kitsches. Er ist eine verhältnismäßig neue Prägung, wenn auch sein Inhalt alt ist. Kitsch ist ein modernes Literatenwort aus einem Künstlercafé Berlins oder Münchens, das dann schnell die Runde um die Welt gemacht hat. Zunächst nur von denen im Munde geführt, die ästhetischer Wertungen in künstlerischen Dingen sicher zu sein vorgaben, und ursprünglich nur auf das Gebiet der Malerei angewandt, wurde es bald zu einem Schlagwort allgemeinsten Charakters für das Glatte, Unechte, Stilwidrige, im Innern Gesetzlose, für das Verfälschte, Phrasenhafte, kurz, für alles Unschöpferische schlechthin.

Kitschig nennt man die „künstlerische“ Liebespostkarte, kitschig das halbnackte, grelle Kinoplakat, kitschig auch die moderne „gotische“ Kirche. Kitschig ist die siebenhundert Kilo schwere Schokoladen-Venus von Milo — sie kann auch aus Seife sein — eine Zierde früherer Weltausstellungen, kitschig sind sowohl Kaminholzscheite aus Rubinglas mit markierten Flammen als auch ein moderner Theaterbau mit barocker Kirchenfassade.

Der Umfang dieses Begriffes ist also riesengroß. Er reicht — um ein wenig zu variieren — von der kolorierten Photographie in „natürlichen“ Farben über die „echte“ Buddhastatue aus der Tschechoslowakei bis zum letzten anspruchsvoll frisierten Kunst-Kitsch; vom Fremdenartikel-Kitsch aller Bade- und Kurorte bis zum Hurra-Kitsch aller Länder.

Es gibt nicht nur den süßen, sondern auch den sauren Kitsch, als welchen Liebermann einmal bestimmte Richtungen letzter Malerei bezeichnete. Es gibt nicht nur naiven, harmlosen, kümmerlichen und unschädlichen, sondern auch monumentalen, künstlerischen, unverschämten und gefährlichen, ja sogar „dämonischen“ Kitsch.

Auf künstlerischem Gebiet liebt es die lebende Generation, einen großen Teil der Schöpfungen der früheren Generation als Kitsch hinzustellen. In gewissen Richtungen der modernen Malerei — man zählte etwa fünfzehn verschiedene „Ismen“ — wurde sogar die Natur oder genauer die Darstellung der Natur als Kitsch angesehen und von entsprechenden Musikern alles, was mit Melodie zusammenhing. Den Höhepunkt aber erreichte jene Literatengruppe, die sich Dadaisten nannte — der Dadaismus ist inzwischen gemäß der Prophezeiung des Ober-Dada „mit durchaus sachlicher Geste, gebügelter Hose, rasiert und frisiert ins Grab gestiegen, nachdem er sich rechtzeitig mit dem Beerdigungsinstitut Thanatos in Verbindung gesetzt hatte“ — den Höhepunkt also erreichte der Dadaismus, der kurzerhand alle frühere Kunst für Kitsch, für einen „magischen Stuhlgang“ erklärte.

Schließlich wird der Begriff kitschig auch auf den Menschen selbst angewandt — man spricht von kitschigen Menschen — und ein Schriftsteller hat einmal den bösen Menschen als den Kitsch der Schöpfung bezeichnet. Es ist also ein großer Bogen, den dieses Wort umspannt.

Was ist nun all diesen Dingen gemeinsam, worin liegt das Wesen des Kitsches? Alle diese Dinge wollen eine „verschönte“ Wirklichkeit geben, kommen aber nicht über das Klischee des Alltags hinaus und sind im Grunde lebensunwahr. Sie beruhen, auch wo sie radikal erscheinen, im Konventionellen, nehmen von dem, was jeder erlebt, die herkömmliche Anschauung, die konventionelle Moral. Immer kommt der Kitsch dem Geschmack der vielen entgegen, ist handgreiflich und leicht zu fassen; leicht wie Honig geht dieser Gemütsklebestoff ein, ohne irgendeine geistige Anstrengung oder gar ein Erlebnis zu fordern. Er ist die Orgie der flachen Gefühle.

Wo liegen nun aber die Wurzeln des Kitsches? Und wo die Unterschiede zwischen Kitsch und Kitsch? Denn solche müssen vorhanden sein, wenn anders man die Erfolglosigkeit des einen und den Riesenerfolg des anderen Kitschproduktes erklären will. Es gibt eben guten und schlechten Kitsch.

Von tausend Bildern versinkt der größte Teil sehr bald ins Nichts, aber einige von ihnen kommen in kürzester Zeit zu massenhafter Beliebtheit, werden in Millionen von Drucken verbreitet und hangen in den Stuben aller Länder. Von den unzähligen „Schlagern“, die innerhalb eines Jahres gemacht werden, erobern zwei, drei in kurzer Zeit die ganze Welt, obgleich sie den anderen an Banalität nichts nachgeben. Es müssen also bestimmte Gesetze wirksam sein, die unfehlbar sind, was den Erfolg betrifft.

Das Geheimnis der Wirkung liegt im Stofflichen, in der geschickten Arrangierung des Stofflichen. Der Kitschfabrikant, sei er Musiker oder Verfertiger von Bildern, kennt genau die Psychologie der Masse, weiß genau, was er ihr bieten, und vor allem, was er ihr nicht bieten darf. Er weiß sie dort zu packen, wo sie immer zu fassen ist: in ihrer Eitelkeit, in ihren flachen Gefühlen, in ihrer geistigen Trägheit und in der sogenannten erotischen Sphäre. Er gibt den ersten Eindruck, den ersten Oberflächenreiz, ohne den zweiten oder letzten Eindruck auch nur zu wollen. Wo die Linie ins Unbedingte, ins Schöpferische geht, biegt er ab und arrangiert nach dem Geschmack. Unter der Maske ästhetischer oder erotischer Gefühle weckt er Reize, die weder ästhetisch noch erotisch sind, sondern in anderen Regionen ihren Ursprung haben.

So macht der Kitschmaler das Porträt einer Dame nicht, wie er sie psychologisch und farbig erlebt, nicht, wie sie aussieht, sondern wie sie aussehen möchte, und nicht nur wie sie aussehen möchte, sondern noch schöner, eleganter, glatter — und der Erfolg des Bildes ist außerordentlich.

Oder die Radierung einer pikanten Schönen, in reizender Pose, etwa noch mit farbiger Betonung der Strümpfe und Wäsche, und mit der gewünschten Dekolletierung — ein solches Blatt wird massenhaft verkauft, während ein Kunstwerk unbeachtet bleibt. Ein Akt oder Halbakt, glatt und elegant gemalt, elegant und raffiniert bekleidet oder unbekleidet, hat, da er sich in seiner Banalität „an Alle“ wendet, den größten Publikumserfolg, während ein von reiner Ergriffenheit zeugendes, nur den Gesetzen des Schöpferischen gehorchendes, in der Form vielleicht sprödes Werk gar nicht gesehen wird.

Die Beziehungen zwischen Kunst und Kitsch sind äußerst kompliziert; irgendein elendes Machwerk kann technisch einem Kunstwerk überlegen, braucht nicht unbedingt Schund zu sein. Es ist meist schwer, zu sagen, wo der Kitsch anfängt, und oft ebenso schwer, wo er aufhört, besonders gegenüber Schöpfungen der unmittelbaren Gegenwart. Die Grenzen sind hier manchmal schwer zu scheiden, und häufig gelingt die Täuschung — die Geschichte der jüngsten Kunst ist überreich an Beispielen hierfür — für eine Weile auch ernsthaften Beurteilern gegenüber. Oft erscheint ein Werk in moralisch einwandfreier Form, appelliert an die guten Instinkte und ist doch im Innern verlogen. Häufig mischt sich brauchbares Kunsthandwerk mit Kitsch, das eine Mal mehr, das andere Mal weniger. Oft kann ein Werk nach außen hin aus Mangel an Talent, aus ungeschickter Form schlecht und mißlungen sein — und es ist doch aus innerer Not geschaffen. Das Prädikat „kitschig“ wäre hier also ein Fehlurteil.

Will man die Grenzen zwischen Kunst und Kitsch festlegen, so ergeben sich folgende Unterschiede: Der wirkliche Künstler schafft nach dem Prinzip: Hier stehe ich, ich kann nicht anders; der Pseudokünstler nach der Devise: Ich kann auch anders, und dazu noch so, wie ihr es haben wollt.

Oft kommt dieser der Lebenswahrheit näher als der erste, aber nur scheinbar; im besten Falle gibt er ein täuschendes Spiegelbild der Wirklichkeit, während das Kunstwerk Gleichnis und schwebendes Symbol des Lebens darstellt. Der Pseudokünstler arbeitet ohne innere Notwendigkeit und ohne die Qual des Schaffens; dagegen immer mit dem Motiv des Gefallenwollens. So biegt er echtes Gefühl in Sentimentalität um, Pathos in Pathetik, Humor in Possenreißerei; das Herbe und Hohe wird ins Süßliche und Banale verfälscht; das Unbedingte zum Bedingten und Gefälligen verwässert. Der Kitsch ist darum ohne künstlerisches Maß und im Grunde gesetzlos.

Die ungeheure Verbreitung des Kitsches, sei es in der Kunst oder Literatur, sei es im Kunstgewerbe oder in jenen geschmacklosen Massenartikeln — ist sie eine Problematik der Kunst oder eine der Masse? Wer ist daran schuld, daß der Ungeschmack weiter verbreitet ist als der gute Geschmack? Jedenfalls doch beide. Noch immer gibt es zahlreiche Leute und ganze Vereine, die den Schund nicht nur bekämpfen, sondern ihn mit Stumpf und Stiel ausrotten wollen. Man kann ihn wohl in beschränktem Maße bekämpfen, um ihn für die Kunst fruchtbar zu machen, aber zu beseitigen ist er nicht, es sei denn, daß all die Millionen Menschen im Innern verwandelt würden; und das dürfte aus mancherlei Gründen nicht gehen. Jeder geistige, d. i. jeder verantwortliche Mensch sucht hier zu helfen, daß die Zeit, in der er lebt, aus der Sintflut des Ungeschmackes und der Verflachung immer mehr herauskomme. Oft übersieht er aber, indem er den Kitsch von gestern bekämpft, den von heute; übersieht, daß das Panoptikum zwar tot ist, daß aber sein Geist auch heute noch, nur in gewandelter Form, überreiche Blüten treibt.

Das Volk hat, durch das Tempo des modernen Lebens, durch die Mechanisierung nicht nur des äußeren, sondern auch des inneren Lebens und des ganzen Kunstbetriebes, längst aufgehört, schöpferisch zu sein. Es kann kein Volkslied mehr aus sich heraus gebären; wir können keine gotischen Dome mehr bauen. Will man der Banalität des Alltags entfliehen, greift man zum Kitsch, weil der bequem und ohne geistige Anstrengung zu haben ist. Er bietet dem schönheitshungrigen Auge alles, was es wünscht, hebt den Menschen auf Augenblicke in eine verschönte, ihm sonst verschlossene Welt der Eleganz und Pracht, der Liebe, des Traumes, der Sensation, um ihn dann allerdings um so heftiger wieder in den Alltag zurückzuversetzen.

Die Berechtigung des Kitsches ist im Leben selbst begründet. Er ist der ewige, sich immer wandelnde, geschminkte Doppelgänger des Lebens; die eine Seite, die in gewissen Tönen mit der Resonanz des Lebens selbst verschmilzt. Hier liegt seine Verwurzeltheit mit dem Leben. Er ist daraus nicht fortzudenken, und es ist leichter, einen Sack voll Flöhe zu hüten, als den Kitsch auszurotten. Er gehört mit zum Haushalt des Lebens, das ja selbst aus zwei Bewegungen, aus einem dauernden Wechsel zwischen Auf und Ab, zwischen Hell und Dunkel, zwischen Aus- und Einatmen besteht.

Und hat nicht jeder Mensch, auch der idealste, irgendwo und irgendwann eine heimliche Liebe zum Kitsch. Kann nicht auch Kitsch für Augenblicke schön sein? Auch der idealste Mensch kann nicht immer aus den reinen Quellen trinken; auch er sehnt sich manchmal nach dem Banalen, nach unmittelbaren, handgreiflichen, spannenden Reizen; zieht einmal dem Parsifal eine Jazzband oder ein Kino vor; verlangt einmal nach der galanten Frau. Mit dem Kitsch ist es hier ähnlich wie mit der galanten Frau: man verlangt nach ihr, will es aber nicht wahrhaben — und nur in der Dämmerung sucht man sie auf!

Entscheidend ist, daß wir den Kitsch, wo immer er sich zeigt, nach Möglichkeit überwinden, daß wir, wenn wir zu ihm greifen, ihn als Antrieb und Umweg zum lebendigen Leben nehmen. Auch das Banale ist notwendig. An ihm erkennen wir erst das Hohe, am Falschen das Echte, am Irdischen das Göttliche.

Wie immer wird auch hier Selbsterziehung des einzelnen das beste Mittel sein.

TAGESGESCHICHTE

Der bei dem Flugzeugunglück in der Nähe von Schleiz getötete **Ago Freiherr v. Maltzan**, deutscher Botschafter in Washington, der sich gerade in Deutschland auf Urlaub befand, wurde am 28. September auf dem Friedhof seines Heimatortes Großen-Luckow (Mecklenburg) zur letzten Ruhe bestattet. Zahlreiche Diplomaten, Politiker und Freunde gaben dem verdienten Manne das letzte Geleit.

In **Magdeburg** tagten am 23. September die deutschen **Städte**. Außer Oberbürgermeister Dr. Boeß (Berlin) und Dr. Mulert, Präsidenten des Deutschen Städtetags, sprach Reichskanzler Dr. Marx, der die Erhaltung der jetzt oftmals in Frage gestellten städtischen Selbstverwaltung zusicherte.

Das **Alpengebiet** wurde von schweren **Hochwasserverwüstungen** getroffen. Viele schöne Gegenden Tirols und der Schweiz, Sterzing, Klausen, Zillertal, Samaden, Celerina u. a., den Touristen wohlbekannte Stätten, sind von den entfesselten Wassermassen heimgesucht worden, besonders auch das Fürstentum Liechtenstein. Schweizerisches und österreichisches Militär arbeiten gemeinsam zur Linderung der Not.

BÜHNENSCHAU

In Rußland, einem von den heutigen Dramatikern bevorzugten Schauplatz, spielt der neue Dreiakter **„Treibjagd“** von **Bernhard Blume**. Der junge schwäbische Dichter führte sich in der vorigen Spielzeit mit seinen Stücken „Fahrt nach der Südsee“ und „Bonaparte“, die an vielen Bühnen des Reiches aufgeführt wurden, recht glücklich ein. Sein neues Werk enttäuscht etwas. — Die Handlung, zusammengedrängt in die Geschehnisse von einem Abend bis zum folgenden Morgen, hat die peinigende Unruhe und die Spionage aller gegen alle im nachrevolutionären Petersburg des Jahres 1919, mit den Kämpfen der roten und weißen Armeen als Hintergrund, zum Inhalt. Die von Spitzelei, Angebertum und Todesfurcht gehetzten Menschen — das ist die Treibjagd. Dieses bühnentechnisch ganz geschickte Stück (Uraufführung im Deutschen Schauspielhaus in Hamburg und im Stadttheater in Chemnitz) entbehrt rechter dichterischer Durchdringung und zeigt oft Verschwommenheit in Handlung und Figuren.

In dreizehn Bildern schildert **Hanns Gobsch** in seinem „Tragödie des Ostens“ betitelten Stück **„Der Zar“** Leben und Ende des Zaren Nikolaus von Rußland; die wichtigsten historischen Vorgänge in den Jahren 1896 bis 1907, von der Thronbesteigung bis zur Abdankung und dem Untergang des Hauses Romanoff, ziehen vor dem Zuschauer vorüber. Der Autor, bisher vor allem durch seine epischen Werke bekannt, hat in diesem seinem Erstlingsdrama eine saubere, akkurate Arbeit gegeben; der Beifall bei der Uraufführung am Breslauer Lobetheater war nicht gering.

Am Alten Theater in Leipzig gelangte **„Jenny steigt empor“** von **Hans Alfred Kihn**, der besonders durch seine Komödie „Meisecken“ sich bereits einen Namen gemacht hat, zur Uraufführung. In unsere jüngste Vergangenheit, in die Zeit der Revolution und Inflation, greift das Stück und führt am Schicksal einer zielbewußten, erfolgreichen Frau die ganze Groteske jener Epoche vor Augen. Jenny, ein Mädchen dunkler Herkunft und ebenso dunklen Lebenswandels, bringt es dank ihrer gerissenen Geschicklichkeit über die Heirat mit einem weltfremden Professor Pausewang zur Leiterin einer industriellen Aktiengesellschaft und sogar zur Schloßbesitzerin. Das Stück ist ein wohlgelungener Versuch, Gestalten und Geschehnisse einer außer Rand und Band geratenen Zeit dichterisch zu Worte kommen zu lassen.



Die Revolutionswirren in Sowjetrußland als Dramenstoff: Bühnenbild aus der Uraufführung von Bernhard Blumes „Treibjagd" im Deutschen Schauspielhaus zu Hamburg am 17. September. Ganz links: Arnold Marlé als Hauptspitzel Gogolin; in der Mitte: Maria Eis als Tänzerin Anja Balbanowa; zweiter von rechts: Karl Zistig als Chef der Geheimpolizei. (Phot. Jos. Schorer.)



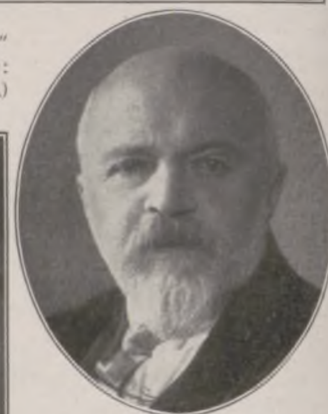
Fedor v. Zobeltitz
bekannter Schriftsteller, Verfasser von vielgelesenen Unterhaltungsschriften, bedeutender Bibliophile, feierte am 5. Oktober seinen 70. Geburtstag.



Ottomar Enking,
ein Dichter der Kleinstadt, dessen Romane und Novellen mit ihrer feinen, humorvollen Erzählungskunst viel Beifall fanden, vollendete am 28. September sein 60. Lebensjahr.



Dramatische Gestaltung der Inflationszeit und ihrer Auswüchse: Zweites Bild aus dem Stück „Jenny steigt empor" von H. A. Kihn, das am 21. September im Alten Theater zu Leipzig zur Uraufführung gelangte. Von links nach rechts: Lina Carstens als Jenny; Dietrich v. Oppen als Kapitän Klotsiegel; Erhard Siedel als Professor Pausewang; Grete Scheer als Kellnerin Lore; Marie Schippang als Wirtin Liebetruth. (Phot. S. Genthe.)



Dr. Hans Driesch,
Professor an der Universität Leipzig, weit über Deutschland hinaus beachteter Philosoph, kann am 28. Oktober seinen 60. Geburtstag begehen.



Hans Freiherr v. Berlepsch,
Dr. phil. e. h., bekannter Ornithologe und Altmeister des wissenschaftlichen Vogelschutzes, Gründer der Versuchs- und Musterstation für Vogelschutz, Seebach, wird am 18. Oktober 70 Jahre alt.



Aus dem Leben des letzten russischen Zaren: Die Abdankung des Zaren Nikolaus, Szene aus dem Drama „Der Zar" von Hanns Gobsch, uraufgeführt im Breslauer Lobetheater am 25. September, mit Josef Keim als Großfürst Nikolai Iwanowitsch (am Tisch links) und Rudolf Platte als Zar Nikolaus (am Tisch rechts). (Phot. H. Klette.)

DIE GEFANGENEN DES GAURISANKAR

ROMAN VON OTFRID VON HANSTEIN

Der Name des Autors unseres Romans wird vielen Lesern noch in lebendiger Erinnerung sein durch frühere Veröffentlichungen aus seiner Feder, die freudigste Aufnahme gefunden haben. Dieser neue Roman spielt im fernen Asien, im gefahrvollen Gebirgsland des südlichen Tibet. Das Kind eines europäischen Forscherpaares verschwindet kurz nach der Geburt unter abenteuerlichen Umständen. Unsägliche Mühen nehmen nun die Eltern auf sich, um wieder in den Besitz des Kindes zu gelangen. Der abgrundtiefe Gegensatz Europa-Asien beherrscht als Grundton die Handlung, darüber schwingt mit warmem Klange die ergreifende Melodie unüberwindlicher Mutterliebe.

I.

Auch diese furchtbare Nacht war vorübergegangen. Diese entsetzliche Nacht ohne Schlaf und erfüllt von dem machtlosen Ringen gegen die Geister des Berges. Sie hatten nicht geschlafen, sie hatten keinen Schluck warmen Tee trinken, sich keinen Bissen des gefrorenen Proviants auftauen können. Sie hatten alle drei auf ihren Knien gelegen und mit Anspannung aller Muskeln, mit keuchender Brust das Zelt gehalten, während der wütende Orkan um die Felstürme der Götterberge raste, während die Zeltleinwand flatterte und knisterte und sich bauschte und bog unter der Last des Sturmes, so daß sie kein Wort miteinander zu wechseln vermochten. Bald war es wie der Ton einer gewaltigen Orgel, bald wie das wüste Brüllen überirdischer Riesen und bald wieder wie das gellende, höhnische Pfeifen lachender Teufel. Dann war es geschehen.

Elisabeths Kraft hatte versagt. Ein wenig, ein ganz klein wenig nur war die Zeltstange an ihrer Seite vom Boden emporgelüftet, da streckte der wüste Orkan seine züngelnde Windhand hinein, jauchzte brüllend über den Sieg und erfüllte den Raum mit seiner Riesenkraft. Mit scharfem Knall rissen die kurzen Pflöcke aus der gefrorenen Erde, und der Sturm schleuderte das Zelt aus den Händen der beiden haltenden Männer. Wie ein geblähter Regenschirm flog es weit in die Luft. Aber zu gleicher Zeit wurde es gelb und leuchtend hinter den Zinken und Zacken. Leichtes, zartes Rot lag auf der stolzen, unbesiegten Steilpyramide des Gaurisankar, und die oberste Spitze glühte wie ein himmlisches Licht. Die drei taumelten auf, Bill Hunter, der Riese, Heinz Schröder und Elisabeth, sein junges Weib.

In der Ecke, mit verzerrtem, entsetztem Gesicht Lobsen Kungu.

Auch jetzt sprachen sie nichts. Der Wind hatte sich ganz plötzlich gelegt, aber es war eisig kalt. Sie sahen unheimlich aus, diese vier einsamen Menschen, die in 6500 Meter Höhe, fast 2000 Meter höher als der Montblanc, diese Nacht verbracht hatten. Jedes von ihnen hatte den Sauerstoffapparat wie eine Art Helm über dem Haupt und sog Lebensluft aus fast geleerten Zylindern.

Sie standen taumelnd, und Bill wies mit der Hand talwärts. Dann gingen sie ein wenig umher, um die erstarrten Glieder geschmeidig zu machen. Ganz plötzlich, wie jetzt die Sonne heraufstieg über dem weiter entfernten Gipfelpark des Mount Everest, wurde es warm. Heinz Schröder wagte es nicht, seinem Weib ins Gesicht zu sehen. Die Männer nahmen die Rucksäcke auf, die Lebensmittel und ein paar Kleidungsstücke enthielten, die geleerten Sauerstoffzylinder wurden durch frische ersetzt; Lobsen Kungu nahm den Sack mit den sechs letzten Sauerstoffbehältern auf seine Schultern, und Bill Hunter begann als erster den Abstieg.

Wieder also vergebens! Lachend aber in majestätischer Schönheit ragte vor ihnen der Berg, dem sie jetzt wehmütig einen letzten Blick zuwarfen. — — —

Stunden um Stunden mit knickenden Knien über den Neuschnee der Nacht! Bill Hunter voran, den Kompaß in seiner Hand. Nicht möglich war es, die Spuren des vorigen Tages zu sehen. Breit war der Grat und uneben. Plötzlich brach der Schräghang, dem sie mit schleppenden Füßen folgten, jäh in die Tiefe.

„Falsch."

Ein anderer Hang führte wieder bergauf. Glatter, spiegelnder Gletscher, bisweilen mit Neuschnee bedeckt, in den sich die Steigeisen einbohren müssen, um den Füßen Halt zu geben. Bill Hunter war jetzt neben Elisabeth; Heinz, der ihre wankenden Schritte mit steigender Angst verfolgte, ging schnell voraus.

Sie waren auf falschem Wege, und der ihre stieg dauernd. Jedenfalls waren sie zu früh nördlich hinabgekommen und mußten wieder auf den Hochgrat hinauf.

Die Höhe war jetzt erreicht, eine langgestreckte, eine unendliche weiße Strecke, hinter ihnen der Gaurisankar.

Stunde um Stunde mit wankenden Knien. — — —

Später Nachmittag.

„Heinz."

Elisabeth war vor ihnen gegangen, und der Engländer deutete auf sie, die zu Boden gesunken war.

Beide Männer waren gleich ihr in diesen letzten Stunden wie in einem Dämmerzustand gegangen, fast ohne zu wissen, was sie taten, und wo sie waren.

Elisabeth lag am Boden. Sie hatte den Sauerstoffapparat von sich geworfen, weil seine Last ihr zu schwer geworden. Schaumiges Blut stand vor ihrem Munde, stand in Tropfen in ihren Augen, und ihre Brust atmete keuchend. Heinz riß seinen Sauerstoffhelm vom Haupt und ließ Elisabeth atmen. Ihre Brust ging ruhiger, aber ihr Gesicht war verfallen, und ihre Augen blieben geschlossen.

Bill Hunter spähte umher.

„Lobsen Kungu, Lobsen Kungu!"

Der Tibeter schlich heran.

„Wo ist der Sack mit den Sauerstoffpatronen?"

Der Mann hatte völlig blöde Augen, zeigte wortlos in den Abgrund, hatte ihn fortgeworfen, weil er ihn nicht mehr zu tragen vermochte. Heinz hielt Elisabeth in seinen Armen, wußte nicht, ob es Ohnmacht war oder Schlaf der Erschöpfung, der sie umfing, aber er sah Lobsen Kungu und die Bewegung seiner Arme.

„Dann sind wir verloren."

Bill Hunter straffte sich auf.

„Wir müssen hinunter, so schnell wie möglich, nur abwärts, in dickere Luft, gleichviel, wohin, nur hinab."

Ein schmaler Weg führte talab, ein verschneiter Grat, steil, aber gangbar. Vielleicht! Wenn nicht der Neuschnee gähnende Spalten trügerisch überdeckte!

Drei Apparate hatten sie noch, drei, allerdings schon fast leere Zylinder. Sie nahmen Lobsen Kungu mit vorgehaltenem Revolver den seinen weg. Mochte er sehen, wie er hinabkam. Warum hatte er den Sack weggeworfen. Außerdem war es höchste Zeit für Heinz Schröder, dem schon der Blutschaum auf den Lippen stand.

Sie hoben Elisabeth auf. Heinz und Bill führten abwechselnd die mit halb geöffneten Augen Schreitende, während der Tibeter, nach Luft ringend, ihnen voran war, über den Schnee abrutschte, sich wahllos gleiten und fallen ließ in der Jagd nach Atem.

Stunden! Auch sie waren abgeglitten über Hänge, waren in tiefe Schneewehen gestürzt, hockten halb ohnmächtig auf einer ebenen Fläche. Und doch waren die Männer jetzt glücklich. Tausend Meter waren sie hinabgeglitten und hatten jetzt Bäume zu ihren Seiten, wild ineinander verkrallte Wacholderbäume, und Luft, die ihnen ohne die Sauerstoffbehälter zu atmen gestattete.

Ein unerwarteter Anblick: Vor ihnen ein Mann im Halbdunkel des dämmernden Lichtes beschäftigt, ein Zelt zu errichten.

Ihr Zelt, das der Sturm in der Nacht in das Tal hinuntergeschleudert hatte — Lobsen Kungu, der es mit seinen scharfen Augen, halb zerfetzt, in den Baumzweigen erkannt und herabgeholt hatte, und der es nun für die Nacht aufstellte.

Sie trugen Elisabeth in das Zelt, die Nacht sank herab. Gewaltige Nebelschwaden krochen die Talwände herauf und schlangen ihre grauen Arme um Spitzen und Felsendome. Unter ihnen ging es jäh weiter zu Tal, der Wulst eines gigantischen Gletschers hing weit ins Freie hinaus. Ganz drunten tobte irgendwo gurgelndes Wasser, und brüllend gingen da und dort Lawinen zu Tal.

Elisabeth lag lang ausgestreckt, mit totenähnlichem Gesicht. Ihr Puls war kaum noch zu fühlen, ihr Atmen war ein leises Röcheln. Bill Hunter hatte den Hartspiritus entzündet, schmelzte Eisschnee in dem kleinen Kessel, während der Tibeter sich bemühte, Wacholderzweige zu einem Feuer zu entflammen. Heinz rieb Elisabeths Körper und sah in banger Erwartung auf das langsam schmelzende Eis im Kessel, auf das so langsam erglimmende Feuer. Würden beide noch rechtzeitig Hilfe bringen, ehe ihr Leben erlosch? — — —

Schluckweise flößten die Männer ihr den heißen, starken Kaffee ein, dann tranken sie selbst. Elisabeth war erwacht, jetzt war ein Lächeln um ihren Mund.

„Ich habe Hunger."

In demselben Kessel, in dem eben der Kaffee gewesen, den sie alle vier gleich aus dem Napf gierig getrunken hatten, wurde jetzt der Inhalt einiger Konservenbüchsen gewärmt. Ein kräftiges Fleischgericht. Auch Lobsen Kungu hatte brennenden Hunger, aber er verschmähte das Fleisch und hungerte lieber noch länger, bis die anderen gegessen und er sich in demselben Kessel seinen Reis kochen durfte.

Jetzt endlich, jetzt zum erstenmal seit der Nacht, war ein Lächeln um Elisabeths Mund.

„Du Armer, wie hast du dich um mich gesorgt!"

Er legte den Arm um sie.

„Wie durfte ich dulden, daß du mit uns aufstiegst!“

„Ich habe es gewollt. Wie konnte ich ahnen, daß ich so schwach bin!“ Sie dachte an alle die gewaltigen Berge in den Alpen, die sie an ihres Mannes Seite als kühne Bergsteigerin schon erklettert hatte.

Es war Nacht geworden. Eine unheimliche Nacht, der Mond schien, aber Wolken jagten über den Himmel, und die Gespensterarme der Nebel reckten sich aus den unendlichen, unbekannten Tiefen.

Auch in dieser Nacht heulte der Sturm, aber er heulte hoch über ihren Köpfen, wurde bisweilen in das Tal gepreßt, ließ das Feuer, das Lobsen Kungu immer mit frischen Ästen, die er mühsam abhackte, nährte, bald hoch auflodern, dann wieder preßte er es mit züngelnden Flammen gegen das Zelt, und dann wieder schien es in einem einzigen Qualm zu ersticken. Aber sie waren wenigstens warm und satt, und die Felswand, an der sie halb im Dämmerzustand hinuntergeglitten, ohne ihre Gefahren zu kennen, schützte sie jetzt vor dem Sturm. Sie lagen dicht beieinander. Bill hatte aus dem Rucksack die dünnen Schlafsäcke aus feinsten Eiderdaunen genommen, Lobsen Kungu wühlte sich in die heiße Asche.

Sie schliefen, schliefen, unbekümmert um das Feuer vor ihrem Zelt, unbekümmert darum, daß jeden Augenblick eine Lawine vom Grat herunterstürzen und sie begraben konnte. Sie schliefen den Schlaf der Erschöpfung.

*

„Der Heilige wird sterben.“

„Es darf nicht sein.“

Taschka Tsonga, der Arzt, zuckte die Achseln.

„Er wird sterben, ehe der Mond wieder voll ist.“

„Dann bist du ein Stümper.“

Der Arzt schüttelte den Kopf.

„Nein, aber die Ming dscheng tusse, die mächtige Gemeinschaft der roten Lamas, ist stärker als wir.“

Erschreckt faßte Tschukang der Chanzo Cusho, der Kanzler des Klosters, den Arm des Arztes.

„Gift?“

„Sprich es nicht aus! Wer weiß, ob die Wände nicht Ohren haben!“

„Aber wer sollte ...?“

„Irgendein Vertrauter der Ming dscheng tusse. Vielleicht der Koch, vielleicht einer der Brüder, vielleicht du oder ich selbst. Wer weiß!“

„Beleidige dich und mich nicht!“

„Hinterlistig sind die Seelenvergifter. Ich fürchte, die Macht der Roten wächst stündlich. Wenn der Heilige stirbt, wenn es gilt, einen neuen Buddha zu finden, wird der Kampf offen ausbrechen.“

„Du mußt ihn retten.“

„Ich werde es nicht können. Ich weiß, daß Gift in seine Speisen gemengt wird; ich wechsele die Köche und Küchen; ich wechsele die dienenden Brüder, die dem Heiligen seine Mahlzeit bringen, Gift ist doch in den Speisen. Und immer ein anderes, immer aber mit gleicher Wirkung.“

„Laß jeden Träger kosten, was er dem Heiligen bringt.“

„Es geschieht. Der einzelne Bissen schadet nichts, mit der Zeit wird der Körper vernichtet.“

Der Kanzler, einen kostbaren, reichgestickten seidenen Mantel über dem ärmellosen gelben Kleid tragend, einen weit ausladenden Hut auf dem Kopf, stand neben dem Arzt, der gleichfalls das ärmellose Gewand der gelben Lamas trug. Er war jünger als der andere, und nur die ärztlichen Geräte an seinem Gürtel unterschieden ihn von den Priestern. Sie befanden sich auf einem Altan des Klosters Getschun Gomba.

Eigenartig, phantastisch, dieses Bergkloster in dem über jede Beschreibung herrlichen Tal.

Übereinandergeschachtelt die weiten Baulichkeiten der klösterlichen Burg. Uralte Steinmauern, enge, dunkle Gassen, mit ausgetretenen Stufen, aufsteigend zwischen hohen Häusern mit kleinen, engen, unverglasten Fensteröffnungen und Balkonen aus dunklem Holzschnitzwerk. Offene Tore, dahinter fast stockfinstere Gänge, wieder gleitende Stufen und wieder ragende Wände und düstere Räume. Höfe vor gleißenden Toren aus Goldbronze, die zu düsteren Tempeln führten, in denen immer wieder in tausendfältiger Gestalt das Standbild Buddhas thronte, Tschorten, spitzkegelige Grabtempel verstorbener Heiliger, Hallen, aus deren Düster der monotone Gesang betender Priester erklang.

Trotzig türmten sich die Baulichkeiten übereinander, krochen am Bergabhang empor, schoben sich, als hätten sie Angst vor der Umwelt, zu einem winkligen Gewirr zusammen, schienen am Berge zu kleben und waren überhöht von goldglänzenden Dächern, über denen an Masten lange, wehende Zeugstreifen im leisen Abendwind flatterten und die ewig sich wiederholende Formel des buddhistischen Glaubens trugen: „Om mani padme hum“ (O du Wunderblume im Lotos).

Gewaltig das Tal, an dessen Felsenhang dieses Kloster geklebt war. Riesenhoch, in mächtigen Steinkulissen unersteigbar aufragend, das Bergmassiv des Gaurisankar. Weiß glänzende Gletscher, herabgezogen bis in das Tal des Klosters, bis fast an die Mauern, und dann wieder Hänge, überwuchert von Wacholder und Tamarisken, und über den zu Tal springenden Bergbach hangende Weiden.

Ein liebliches Bild, umrahmt von den wilden, urgewaltigen Schroffen der Berge, lieblicher noch durch die zahmen Tiere, die scheuen Bergschafe, die von den Wänden herniederstiegen und sich füttern ließen von den schweigsamen Lamas, wohl wissend, daß in diesem Tale keinem Tier der Tod drohte.

Still war es. Heiliger Friede schien auf der Klosterstadt zu liegen, und nur die unzähligen kleinen Silberglöckchen, die alle diese Tempeldächer umsäumten, erklangen im Abendwinde, und das monotone Singen der Priester, die, über den Tempelhof schreitend, die große Gebethalle betraten.

Heiliger Friede, und doch lag oben, in dem höchsten Gebäude, dessen mit dichten Teppichen verhangene Türöffnung auf einen weiten Altan hinausging, auf seinem ärmlichen Lager in dem mit kostbaren Seidenbehängen ausgeschlagenen Gemach der heilige Kutuchtu, die menschliche Wiedergeburt des Gottes, und fühlte das Gift in seinem Körper. Und von allen jenen Priestern und dienenden Brüdern, die betend in der großen Halle lagen, betrachtete jeder mit heimlicher Furcht den Nachbar, war jeder vielleicht der Feind des andern, denn das Kloster war eine der wenigen, weit vorgeschobenen Stätten der gelben Lamas, und die Brüderschaft der Roten streckte ihre Hand aus, um die Gelben im Bruderkampf zu vernichten und die Macht an sich zu reißen.

*

Es war Morgen geworden. Die vier Menschen, die dem Tode des Gaurisankar entflohen, waren erwacht. Sie zitterten vor Kälte, Elisabeth war bleich und fühlte sich schwach, aber sie konnten atmen.

„Wir müssen hinunter. Hier beginnt der Wacholderwald, einige hundert Meter tiefer wird er in Hochwald übergehen. Jedenfalls wird ein Abstieg zwischen den Bäumen möglich sein, und da wir einen Bach unten rauschen hören, wird uns dieser den Weg in das Tal zeigen. Ganz sicher muß dieser Bach aus den Bergen hinausgehen, und wenn wir ihm folgen, kommen wir auch wieder zu Menschen.“

„Zu den Unsern?“

Elisabeth hatte gefragt.

„Selbstverständlich zu den Unsern.“

Heinz warf dem Freunde einen Blick zu, und dieser verstand. Warum sie ängstigen? Warum ihr jetzt schon sagen, daß es so gut wie ausgeschlossen war, sich wieder mit dem Haupttrupp zu vereinigen. Die große Expedition zur Erforschung des Gaurisankar, der auch Heinz Schröder und Bill Hunter angehörten, lagerte auf dem Khombulapaß, der sich zwischen den Gaurisankar und den Mount Everest einschiebt. Sie würden dort auf die Rückkehr der vier warten, die zur Erkundung ausgezogen; sie würden ihnen nachgehen, vielleicht Tage und Wochen. Wie aber konnten sie jenes Tal finden, in das sie hinuntergestiegen waren, um dem Luftmangel zu entgehen? Und es war vollkommen ausgeschlossen, daß sie selbst noch einmal den Weg in die Höhe machten, fast ohne Proviant, ohne Sauerstoff und noch dazu mit der erschöpften Frau. Lobsen Kungu hatte wieder ein Feuer entfacht. Auf der Hartspirituslampe wurde der Inhalt zweier Konservendosen gewärmt. Während des Essens, das Elisabeth selbst zubereitete, wurden sie frischer.

„Wie sie warten werden auf uns! Nun haben wir doch nichts erreicht.“ Die Männer ordneten den Inhalt ihrer Rucksäcke. Es war sehr wenig, was ihnen nützen konnte. Noch höchstens für zwei Tage Proviant, noch zwei Hartspiritusbomben und einige Schachteln Zündhölzer. Für jeden einmal Schuhzeug und Wäsche zum Wechseln, ein Mantel und ein Schlafsack. Dann die Instrumente für die Beobachtungen, die sie machen wollten. An Waffen hatten Heinz und Bill jeder nur einen geladenen Revolver und ein Säckchen Patronen.

Sie legten das Zelt zusammen. Lobsen Kungu mußte es tragen. Sonst hatte er nichts. Da er den größten Rucksack in den Abgrund geworfen, vertrauten sie ihm nichts mehr an, denn jetzt war jedes Gramm ihrer Habe zu kostbar. Sie standen auf der kleinen Felsplatte, auf der sie genächtigt hatten, und fühlten sich merkwürdig frisch. Sie sahen an dem Grat empor, über den sie gestern gekommen.

Er schien unersteiglich, steil, ging fast überall jäh in die Tiefe. Elisabeth schauerte.

„Wie war es möglich, daß wir hier herunterkamen! Wie konnten wir es wagen, über diese Steilhänge abzurutschen!“

„Es war ein Zufall, daß wir auf diesen Vorsprung gelangten und nicht im Abgrund zerschmetterten. Es war überhaupt nur möglich, weil wir alle drei durch den Luftmangel nicht mehr bei Sinnen waren und die Gefahr nicht sahen, weil wir ohne Überlegung Lobsen Kungu folgten, der ebenfalls sich vollständig dem Zufall überließ.“

Elisabeth sagte leise: „Es war der gute Engel, der Trunkene und unmündige Kinder schützt.“

Sie suchten nach einem Abstieg. Er war ganz unsäglich schwer. Auch die Bäume wuchsen aus schroff abfallenden Felsen heraus, waren keine schlank aufragenden Stämme, sondern wirr durcheinandergeschlungenes Krummholz. Lobsen Kungu stieg wieder voran, ging eigentlich seinen eigenen Weg, kümmerte sich fast gar nicht mehr um die Europäer. Aber sie folgten ihm, er trug ja die eigene Haut zu Markte.

Alle drei gingen an dem langen Hanfseil, das Elisabeth bisher als einzige Last getragen hatte, denn es war ein gefährliches Klettern zwischen dem Gestrüpp hindurch, teilweise auf bröckelndem Gestein, teilweise auf spiegelglatt gefrorenem Neuschnee, und zur Seite der Abgrund. Auch Elisabeth war wieder geschmeidig und voller Kraft. Sie stieg den beiden Männern mit der Vorsicht und Kraft der kühnen Bergsteigerin voran.

(Fortsetzung folgt.)



Kentaurenkampf.

(Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.)

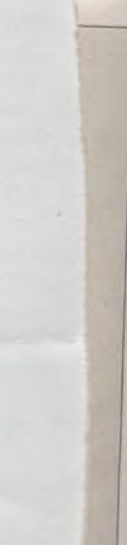
ZU ARNOLD BÖCKLINS HUNDERTJÄHRIGEM GEBURTSTAG



so steht die Art, wie Böcklin bei seinen Figurenbildern ausgeprägtesten Sinn für das Physiognomische bekundete und zur Gestalt werden ließ, wie er ausdrucksvolle Bewegungen mit den einfachsten Darstellungsmitteln fixierte, wie er in Konturen und Silhouetten die beredteste Sprache führte, vollkommen auf dem Boden des Technischen. Ebenso seine Farbgebung, die in ihrer durch unermüdliche Experimente eroberten Originalität, in ihrer Leuchtkraft und Reinheit Böcklin als einen der interessantesten Koloristen der europäischen Malerei des 19. Jahrhunderts ausweist.

Böcklins technische Meisterschaft wurde einem (neben anderen wichtigen Erkenntnissen) besonders durch die Baseler Ausstellung von anderthalb Hunderten seiner Werke, veranstaltet im Frühjahr 1927, vermittelt. Es war, wie der Böcklin-Biograph H. A. Schmid sagte, „der Sieg Böcklins über den Impressionismus". Ganz gewiß hat diese Richtung, soweit sie Tendenzen verfolgt, die über den technischen Prozeß hinausgehen, heute abgewirtschaftet. Die Kunst Böcklins dagegen, der sich, ohne seine Entwicklung in ihrem natürlichen Fortschritt durch äußere Strömungen, Richtungen und Moden beeinflussen zu lassen, durch das halbe Jahrhundert seines Schaffens treu blieb, der nie auf andere Stimmen als auf die seines eigenen Inneren hörte, blüht heute schöner, feuriger, heller als je. In verwirrter und verworrener Zeit ist er, der vor einem Vierteljahrhundert starb, und zu dessen Werk man inzwischen jeden wünschbaren Abstand gewinnen konnte, dazu berufen, aufs neue ein Führer zu werden. Nicht ein Vorbild, das man nachahmt, sondern ein Lehrer und Meister in höherem Sinn: ein Er- [illegible] künstle- [illegible] ualismus, [illegible] e die Zu- [illegible] wird ..., [illegible] lin-Aus- [illegible] einem [illegible] Wölfflin [illegible] unkt in [illegible] Böcklins [illegible] n euro- [illegible] dieser [illegible] brachte [illegible] verken [illegible] n Vor- [illegible] h eine [illegible] roßen



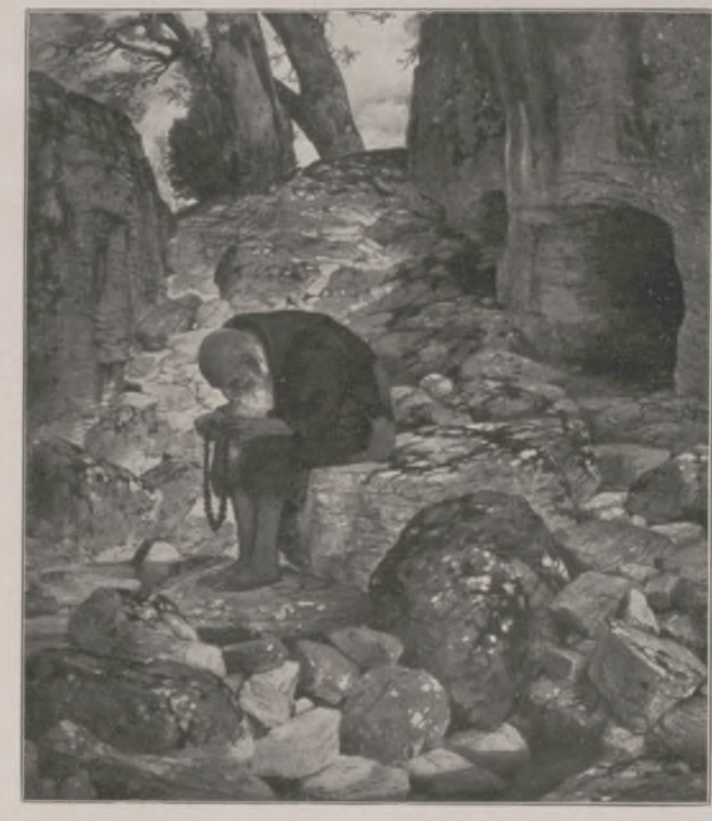


Künstlers. Geben jene Hauptwerke den Maßstab, an dem man den Meister auf seinem Weg in die Unsterblichkeit zu messen hat, so sind seine anderen Werke in anderer Weise nicht minder bedeutsam. Sie sind noch nicht feste Werte, noch nicht Begriffe geworden, ihnen tritt man noch unbefangener gegenüber. Sie zeigen uns gewissermaßen einen inoffiziellen Böcklin und geben die Möglichkeit, an der Hand eines neuen, noch ungenützten Materials den Weg von Böcklins Entwicklung nochmals nachzugehen.

Auch die Abbildungen, die hier vereinigt sind, zeigen mehrere weniger bekannte Werke Böcklins neben einigen Hauptbildern, wie dem „Kentaurenkampf", der in verschiedenen Fassungen vorliegt, deren erste in dem fruchtbaren Münchener Schaffensjahr 1873 entstand, neben der gleichfalls in mehreren Varianten vorkommenden Gruppe „Triton und Nereide" — eine Fassung in der Berliner Nationalgalerie, eine andere in der Münchner Galerie Schack — und neben dem in München gemalten Selbstbildnis mit dem fiedelnden Tod, einer keineswegs pessimistisch,



GOTTVATER ZEIGT ADAM DAS PARADIES.



DER BETENDE EINSIEDLER.

sondern als kraftvolles Bekenntnis zum Leben „trotz alledem" gemeinten Selbstanalyse. Fünfzehn Jahre vor diesem Selbstbildnis entstand Böcklins Doppelbildnis seiner mit ihm als Professoren an die Akademie nach Weimar berufenen Freunde Franz Lenbach und Reinhold Begas, ein eigenartiges, in Auffassung und Formgebung ungewöhnliches Werk, von dem man unwillkürlich weiterdenkt zu einem ähnlichen Doppelporträt, auf dem Hans v. Marées sich selbst und Lenbach darstellte. Der vorzügliche Porträtist Böcklin, von dem etwa dreißig Gemälde, darunter Gottfried Kellers Bildnis und mehrere imposante Selbstporträte, auf uns gekommen sind, wird über dem Landschafts- und Figurenmaler nur zu oft vergessen oder geringer gewertet. Wenn man einmal aus Böcklins Werk nur die Bildnisse herausgreifen und chronologisch aneinanderreihen wollte, würde man erkennen, daß Böcklin auch in dieser Provinz der Malerei keinem zu weichen hätte. Das „Bacchusfest" ist voll jener ausgelassen dionysischen Stimmung, die für so viele Schöpfungen des Meisters kennzeichnend ist. Faune, Nymphen, der große Pan, Najaden, Tritone, Kentauren, das ganze heiter selige Gewimmel hellenischen Halbgöttertums war für Böcklin eine Welt, die ihm völlig vertraut war. Leibl sagte einmal: „Wie kann man denn solche Wesen malen,





NYMPHE AUF PAN REITEND.
LINKS NEBENSTEHEND: BACCHUSFEST.

die gibt's ja gar nicht!" Nun — für Böcklin gab es diese Wesen; seine Phantasie bevölkerte mit ihnen Wiesen und Haine, Wälder, Meeresklippen, den dichten Schilf am Stromufer und die salzige See; er verkehrte mit diesen Wesen wie mit seinesgleichen und wurde so der Statthalter des großen Pan im germanischen Norden des 19. Jahrhunderts.

Die Antike lieferte Böcklin die Stoffe, die Landschaft gab ihm die Motive, und sein reiches Naturstudium bot ihm die Möglichkeit, diese Elemente zur Bildeinheit zusammenzufassen. Die Renaissance liebte er; was er malte, war eine zweite Renaissance. Hinter der großen Melancholie, die seines Wesens Kern und Kennzeichen ist, blitzen zuweilen Lichter seines Weltanschauungshumors auf: sie kommen ihm nicht vom Inhalt der Bilder her, sondern Böcklin trug sie in den Stoff hinein; selbst bei biblischen Themata wie bei jener anmutigen Paradiesszene „Gottvater zeigt Adam das Paradies" leuchtet Humor auf, den man sich aus Böcklins Werk so wenig wegdenken kann wie Pathos und Elegie. **Dr. Georg Jacob Wolf.**

Die Veröffentlichung sämtlicher Bilder in diesem Beitrag erfolgt mit Genehmigung der Photographischen Union, München.

Durchs Ahrtal zur Nürburg

Von Aug. Rupp.

Mit Aufnahmen des Verfassers.

Nördlich der Mosel dehnt sich von der belgischen Grenze bis zum Rhein die maaregeschmückte Eifel. In ihrem nördlichen Teil, im Hintergrund des imposanten Ahrtals, blickt hoch und stolz die Nürburg ins Land. Ein einsames, doch um so schöneres Wandern war es bisher in jenem sogar „das deutsche Sibirien" geschmähten Gebiet. Nunmehr aber wird wohl ein bedeutsames Kulturwerk den Fremdenstrom auch dorthin lenken. Denn nach jahrelanger Arbeit ist hier der „Nürburg-Ring", die größte Auto-Rennbahn der Welt, fertiggestellt und eröffnet worden.

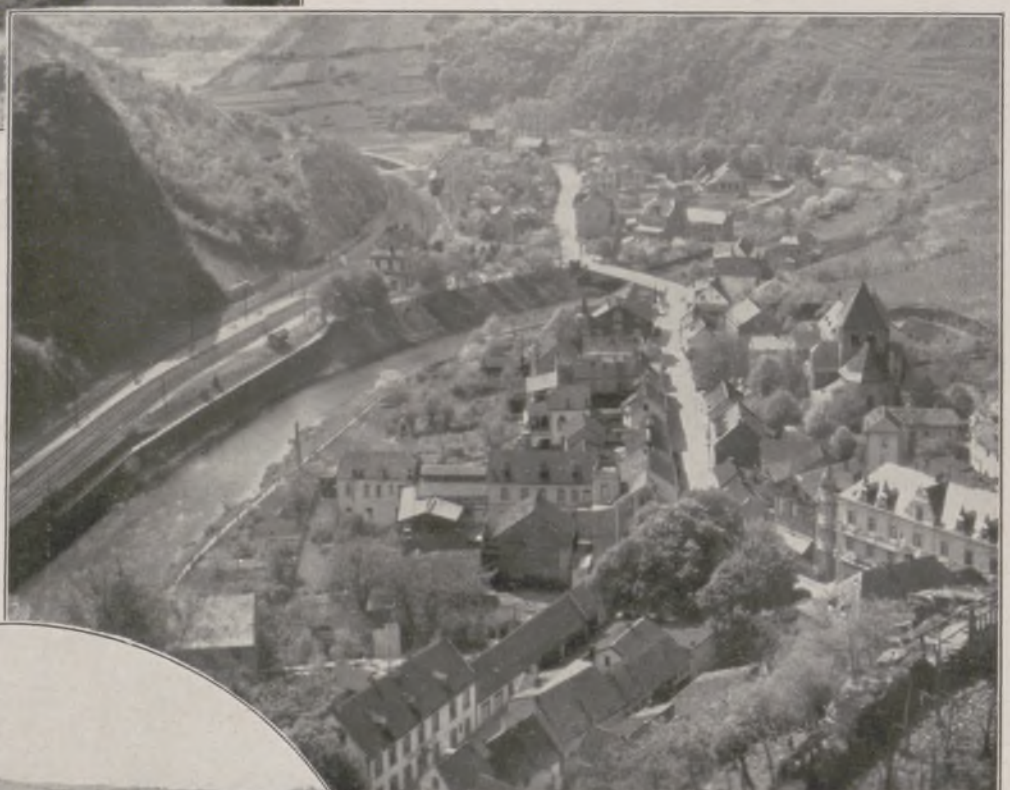


Das Ahrtal bei Ahrweiler.



Schloß Kreuzberg im Ahrtal.

Doch lassen wir die Kraftwagen und Motorräder in ihrer endlosen Staubwolke ihrem Ziele zujagen, wir wandern offenen Auges das schöne Ahrtal entlang. Dem vom Rhein herkommenden Wanderer zeigt das Tal erst hinter dem von alten Stadtmauern geschmückten Ahrweiler seinen eigentlichen Charakter. Bei der Talenge von Walporzheim ragt die trutzige Felsenbastion mit dem sonderbaren Namen „die bunte Kuh". In immer überraschenderen Windungen des romantischen Tals erreicht man Altenahr, seine Perle. Von jeder seiner aussichtsreichen Höhen herab überblickt man ein verblüffendes Chaos von Felskämmen und Talwindungen. Besonders von der Burgruine aus. Die alten Herren v. Are ließen sich wohl nicht nur von Sicherheitsgründen leiten, als sie im 12. Jahrhundert die frei hinausragende, allseitig in Tälchen schauende Feste erbauten. Hier ist der Glanzpunkt des Ahrtals. Durch den südlichen Ausschnitt der Felsenkulissen blickt die breite Front des alten Schlosses Kreuzberg herein. Hier weitet sich das Tal, bis vor Adenau der Bergkegel der Nürburg aus der Ferne herabgrüßt. Wir durchschreiten die lang sich hinziehende Hauptstraße des Eifelstädtchens. Endlich außerhalb, überquert unsere Landstraße eine mächtige Beton-Überbrückung: die tiefste Senkung der genannten Autobahn. Rechts und besonders imposant zur Linken steigt breit und in erstaunlicher Steilheit die Rennstraße wieder bergaufwärts. Hier ahnen wir gleich etwas von der Kühnheit der ganzen Anlage. In weiten Bogen nach beiden Seiten, in endlosen Windungen steigt die Rennbahn die welligen Berghänge hinauf zum Startplatz hinter der fernen Burg. Wir jedoch wandern geradeaus südwärts, immer ansteigend hinauf zum burggekrönten Bergkegel vor uns. Einsame, brachliegende Eifelheide empfängt uns. Kaum kenntlich der Pfad. Doch das Ziel stets vor Augen. Endlich auf der Höhe, durchschreiten wir ein kümmerliches Eifeldorf. Im grünen Baumschlag versteckt sich das Burggemäuer. Doch von seinem Bergfried, dem „grauen Turm", überblicken wir das weite herbschöne Eifelland. Die Hohe Acht, der ebenbürtige Nachbar, grüßt zuerst herüber. Ringsum Wald, Feld und Heide in endlosen Hügelwellen, in ewigem Auf und Ab. Und dort unten an der tiefsten Senke, dem Taleinschnitt von Adenau, zieht es sich beidseitig in vielen Bogen herauf: helle Striche, oft von Wald unterbrochen, in endlosen Windungen — die gleichmäßig ansteigende neue Autostraße.



Altenahr, von der Burg Altenahr aus gesehen.

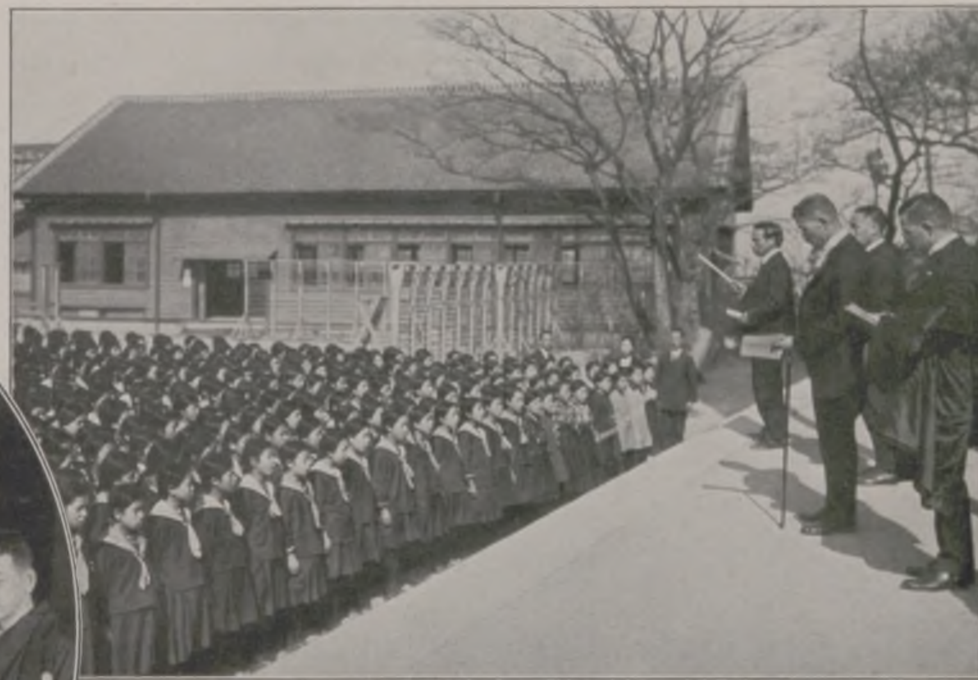


Blick auf die Nürburg, die nach 1100 erbaute, 1689 zerstörte Burg der Grafen v. Are, von Adenau aus. — Rechts nebenstehend: Dorf und Ruine Nürburg.



JAPANS
west-östliches Gesicht





Die völlig europäisch gekleideten Zöglinge einer höheren Mädchenschule in Japan bei einer Feier auf dem Schulhof. Auch die Lehrerschaft ist „europäisiert". **Links im Kreis:** Noch streng nach Überlieferung: Tanz einer Geisha vor hohen japanischen Würdenträgern.





Ballettvorführung in einem japanischen Theater. — **Rechts Mitte:** Japanischer Gottesdienst.





Ein Vortragsabend im Konzerthaus zu Tokio.
Links nebenstehend: Ein Bild der durchbrochenen japanischen Reinkultur: Das Hoch auf das Geburtstagskind an dem europäisch gedeckten Tisch durch die teils nach altjapanischer Sitte, teils nach „westlicher" Art gekleideten japanischen Damen.



HALALI! / NACH EINEM GEMÄLDE VON GASTON LA TOUCHE

Der Humor der anderen.



Der ungeschickte Sonntags-Golfspieler. (Aus „London Opinion".)

Um den Humor eines anderen Volkes begreifen zu können, genügt es nicht, die betreffende Sprache zu verstehen. Man kann Englisch beherrschen und doch den Witzen in „Punch" oder „London Opinion", in „Life" oder „Judge" ziemlich verständnislos gegenüberstehen, wohl den Wortlaut oder Sinn begreifen, aber zugleich auch nur den Unsinn, ohne eine Spur von Witz und Humor herauszufinden. Deutsche Zeitschriften und Zeitungen bringen jetzt mehr denn je „Humor aus anderen Ländern" in Wort und Bild. Man kann aber nach diesen Stichproben, die bereits für den Geschmack und das Verständnis des deutschen Lesers ausgesucht sind, nur schwer einen richtigen Begriff von dem Witzbedürfnis und der Witzbeschaffenheit anderer Völker bekommen.

Zunächst scheint ja eine Berührung auf diesem Gebiete überaus wahrscheinlich. Sind es doch die kleinen Ereignisse des alltäglichen Lebens, bei allen Völkern der Erde dieselben, die in den Witzen ihren Niederschlag finden. Da ist der Ärger mit den Dienstboten, mit dem Gerichtsvollzieher und der besseren bzw. schlechteren Ehehälfte, da sind Auswüchse der Mode und des Sports, Kämpfe mit Einbrechern, mit Laternenpfählen und Haustürschlüsseln — das ist alles dort genau wie hier, und doch ist es auch wieder anders. In englischen Witzschriften z. B., überhaupt in angelsächsischen, spielt der Sport eine ungleich größere Rolle als bei uns. Die sportlichen Witze überwiegen durchaus. Hauptsächlich der Golfspieler muß als Objekt herhalten. Der weitausladende Schwung des Armes trifft nur zu oft den unrechten Gegenstand, der das meist „persönlich" nimmt. Auch der Reitsport, vor allem aber der Boxsport und das Fußballspiel finden ihre Karikatur. Kaum dagegen — wie ja auch geographisch erklärlich — der Schneeschuhsport. Die hohen Rechnungen der „Lady" pflegen beim englischen Ehemann dieselben Gefühle hervorzurufen wie die der „Gnädigen", und mit dem Bubikopf ist



Der unvermeidliche Mistelzweigwitz der angelsächsischen Blätter zur Weihnachtszeit: „Auch eine nette Frucht!" („London Opinion".)



Der Mistelzweig als Hausfriedensstörer: Die „Gnädige" zum Dienstmädchen: „Der Mistelzweig ist nur für den Familiengebrauch!" Mädchen: „Ganz recht, gnä' Frau, der Herr hat mich eben unten mit einem kleinen Extrazweig besucht!" („London Opinion".)

der Gatte drüben auch nur unter Umständen einverstanden. Wohingegen die deutsche Hausfrau keine oder nur eine ungefähre Ahnung von den Gefahren des Mistelzweiges hat, der um Weihnachten in den angelsächsischen „Magazines" eine so große Rolle spielt. Sie würde auch gewiß wenig Verständnis dafür haben, ihren Mann mit der Jungfer in inniger Umarmung darunter zu finden und die Berechtigung der Szene auch noch anerkennen zu müssen. Die Mistelzweig-Ereignisse um Weihnachten sind für deutsches Empfinden meistens einfach geschmacklos, eben in ihrem „Breittreten" eines an sich doch nicht witzigen Moments. Gewiß, dieser Mistelzweig kann Gelegenheit zu amüsanten Situationen geben — zu ungewöhnlichen, was ja die Hauptsache ist — aber der Möglichkeiten sind gar nicht viele, sie sind bald erschöpft, es sind schließlich immer dieselben, und der deutsche Leser steht kopfschüttelnd vor den unzähligen Weihnachtsnummern, die — mit Rücksicht auf die Dominions — bereits im November zu erscheinen beginnen, und deren Inhalt sich zum weitaus größten Teil aus Mistelzweig-Abenteuern zusammensetzt.

Auch in einem anderen Karikaturfall der angelsächsischen Zeitungen kann der deutsche Leser nicht recht „mit" und findet oft Gelegenheit zum Kopfschütteln. Das sind die vielen Zeichnungen und Witze über Menschen, die in einen Abgrund stürzen, sei es nun mit dem Auto, vom Berg herab, aus dem Fenster des 41. Stockwerks oder sonst von einer beträchtlichen Höhe. Man kann tatsächlich keine englische Witzzeitschrift aufschlagen, ohne gleich auf einen Menschen zu stoßen, der in den Abgrund stürzt. Für unseren Geschmack geht das zu weit und läßt keine wirklich humorvolle Stimmung aufkommen. Diese Art angelsächsischer „Situationskomik" können wir nicht komisch finden. Es sei unbestritten, daß sich auch in tragischen Situationen lächerliche Momente ergeben, wie ja ein Gegensatz ganz allgemein erst das Komische überhaupt bewirkt — aber ein für unsere Begriffe normaler Mensch wird in solchem Fall die Verpflichtung fühlen, über das Lächerliche hinwegzukommen, weil er eben gleichzeitig den Ernst der Lage erkennt. Es ist nicht anders möglich, als daß der Angelsachse in dem „Fall" und in dem Fall harmloser, ja, entschieden primitiver empfindet als der Deutsche.

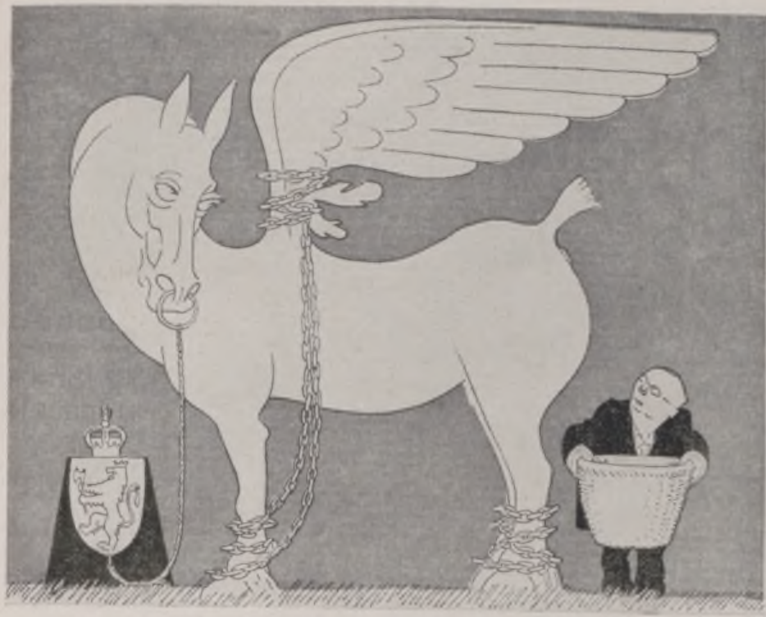
Eine besondere Eigenart angelsächsischen, diesmal hauptsächlich amerikanischen Humors sind ferner die Serienzeichnungen, wie sie, importiert, auch bei uns auftauchen. Es handelt sich dabei meist um ständig wiederkehrende komische Figuren, deren seltsame Erlebnisse in einer Reihe von Nummern des jeweiligen Blattes verfolgt werden. Die Schweden haben diese Art übernommen. Die meisten schwedischen Magazine und illustrierten Zeitschriften haben mehrere Seiten, die nur den Ereignissen von „Pelle und Kickan", von „Knutte und Knopp" und anderen besonders merkwürdigen Persönlichkeiten gewidmet sind. Jedes einzelne Serien-



Ein Beispiel wahrhaft grausamen angelsächsischen Humors (für unsere Begriffe!). Das nennt man „Erste Hilfe": „Hier, trinke das!" („Judge".)



Würden wir über einen solchen Witz lachen? — Die Frau zu ihrem abgestürzten Gatten: „Nimm doch deine Buxen und zieh dich daran hoch!" („London Op.".)



Staatsmonopol für Geistesprodukte. Zeichnung von Olaf Gulbransson in „Tidens Tegn“, Oslo.



Prächtige Typen des Zeichners Albert Engström, einer Art „schwedischer Zille“. (Aus „Söndags-Nisse-Strix“, Stockholm.)

erlebnis nimmt dabei mindestens eine Seite in Anspruch. In den meisten Fällen wird der deutsche Leser hilfesuchend nach dem Kopf der Seite sehen, ob da vielleicht zum Trost „Jugendteil“ steht. — Das ist so harmlos lustig und niedlich, aber nie im Leben eigentlich witzig, wenigstens nicht in dem Sinne, wie wir das Wort gebrauchen.

Die harmlose Primitivität dieser Serienzeichnungen scheint im ersten Augenblick einen krassen Gegensatz zu der gewissen Grausamkeit der „Fallzeichnungen“ zu ergeben. Und doch zeigt sich gerade da der Berührungspunkt, der Aufschluß gibt: ebendieselbe primitive Einstellung, die in scheinbaren Gegensätzen ihren Ausdruck findet. Ihre Einbürgerungsmöglichkeit in der schwedischen Presse ist bezeichnend dafür, daß bei den Schweden eine sehr ähnliche Gemütseinstellung wie bei den Angelsachsen vorliegt: ein Schmunzeln-Wollen, während der Deutsche lachen will.

Interessant ist bei diesen Serienzeichnungen, daß es sich meistens um ein Paar handelt, das die Streiche verübt. Entweder zwei Kinder oder Onkel und Nichte oder ein treues Freundespaar, wie Stor-Klas och Lill-Klas, der Große und der Kleine Klaus, die es also nicht nur im deutschen Märchen gibt. Auch in amerikanischen Zeitungen spielt das Paar unter derselben Bezeichnung eine Rolle. Der Gegensatz des großen und des kleinen Mannes scheint etwas besonders Verlockendes zu haben. Da ist z. B. eine Serie (vgl. die Abbildungen): Der Kleine Klaus ist auf der Jagd. Der Große Klaus steht an einen kahlen verästelten Baum gelehnt und wird plötzlich angeschossen. Vom Kleinen Klaus natürlich, der ihn für einen Hirsch gehalten hat. Worauf sich der Große Klaus ein schwarz-rot gestreiftes Kostüm zurechtmacht, um Verwechslungen vorzubeugen, und zum Fischen geht. (9 Bilder bis dahin!) Da sausen wieder die Kugeln, wieder erscheint der Kleine Klaus, wieder dieselbe Frage: „Warum schießt du auf mich, du kannst mich doch diesmal nicht für einen Hirsch gehalten haben?“ Antwort: „Nein, aber für ein Zebra.“

Im allgemeinen steht uns der nordische, speziell der schwedische Humor am nächsten. Adamson, die Kreatur des schwedischen Zeichners O. Jacobson, ist bei uns allgemeinbekannt. Das ist der kleine dicke Mann, der nur drei Haare auf dem Kopfe und einen Zahn im Munde hat, mit dem er die unvermeidliche Zigarre festhält, und der so unbeschreibliches Pech hat, in jeder Nummer des Söndags-Nisse-Strix, der von Hasse Zetterström und Albert Engström herausgegebenen bekannten Witzzeitschrift. Nimmt Adamson z. B. Haarwasser, um seinen Haarwuchs zu fördern, so wachsen seine drei Haare wohl so lang, daß er sie nachschleppen lassen kann, aber im übrigen bleibt er kahl wie vorher. Das ist wirklicher Humor! — Es handelt sich bei Adamson zwar auch um eine Serienzeichnung, aber Adamson macht die Sache kurz und schmerzlos, er erlebt seine Abenteuer in nur vier Etappen. Und wenn er ins Wasser fällt oder vom Auto überfahren wird, so braucht man sich deswegen keine grauen Haare wachsen zu lassen — man weiß ganz genau, daß er, ohne eine Miene zu verziehen, mit der Zigarre im Munde, gleich wieder hervorkommt. Söndags-Nisse-Strix verfügt überhaupt über eine ungewöhnlich große Zahl guter und witziger Zeichner. Daß ihre Namen dem deutschen Leser zum großen Teil bekannt sind, ist schon allein ein Zeichen für die Verwandtschaft deutschen und nordischen Humors. Während von angelsächsischen Karikaturisten eigentlich nur Bateman, vielleicht Fish in Deutschland bekannt sind, haben Namen wie Gulbransson, Engström, Blix, Chatham auch in Deutschland guten Klang und gute Freunde.

Die Methode, fremde Sprachen und Gebräuche aus Witzblättern zu lernen, ist sicher nicht nur amüsant, sondern auch gut. In Deutschland erscheinen z. B. zwei humoristische Zeitschriften, „The Little Londoner“ und „Le Petit Parisien“, die ausschließlich diesem Zweck gewidmet sind. Für das eigentliche Sprachstudium sind die Doppelbedeutungen der Wörter, die ja in den Witzen eine große Rolle spielen, ferner die häufigen Dialekt- und Volksausdrücke und alle jene Redewendungen, die man gerade im täglichen Leben gebraucht, äußerst wertvoll, und was die Volkskunde angeht, so kann kaum ein umfangreiches Werk über das betreffende Land einen so unmittelbaren Einblick gewähren, wie er durch das Studium des Humors auf so angenehme Weise erreicht wird. Nirgendwo sonst findet der Volkscharakter einen so starken und bestimmten Ausdruck — gewissermaßen im Reinextrakt — wie im Humor eines Landes.

H. Bengt-Paul.



Adamson und sein besseres Ich. „Nein, danke, ein Glas Milch ist besser!“ (Aus „Söndags-Nisse-Strix“.)





Beispiele aus einer Serienzeichnung „Der Große und der Kleine Klaus“. (Aus der schwedischen Zeitschrift „Vårt Hem“.) Der Große Klaus wird vom Kleinen angeschossen, weil der ihn erst für einen Hirsch und dann für ein Zebra hält.



Am Galgenberg um Mitternacht: Herausreißen der freigelegten Alraunwurzel durch einen Hund.



Alraunmännchen aus einer Allermannsharnisch-Wurzel.

ALRAUNEN

VON PAUL NEUMANN, KARLSBERG

MIT ZEICHNUNGEN DES VERFASSERS

Wohl keine Wurzel im Pflanzenreich hat allezeit im Aberglauben des Volkes eine so bedeutsame Rolle gespielt wie die Mandragora-Wurzel, das Alräunchen, der Alraun (von runa = Geheimnis, der Geheimnisse kundig) unserer Sagen. Schon im Altertum war der Wurzelstock der Mandragora officinalis die berühmteste Zauberpflanze. Bei den Arabern steht sie noch heute als Liebe erweckendes Mittel in hohem Ansehen. Auch Circe soll sich schon dieser Wurzel bedient haben, als sie Odysseus' Genossen in Schweine verwandelte. Der römische Naturforscher Plinius weiß darüber zu berichten, daß die Mandragora, nachdem man um ihre Fundstelle drei Kreise gezogen hat, nur bei günstigem Winde ausgegraben werden darf, wobei der Schatzgräber das Gesicht gen Westen wendet.

Josephus Flavius korrigiert diesen Bericht, indem er ausführt, man dürfe den Alraun überhaupt nicht aus dem Boden ziehen, sondern man müsse den oberen Teil der Wurzel einem schwarzen Hunde an den Schwanz binden und den Hund dann antreiben, die Wurzel auszureißen. Sobald das Alräunchen zutage kommt, stoße es nämlich einen markerschütternden Schrei aus, der geradezu töte. Deshalb müsse sich der Alraungräber die Ohren mit Wachs verstopfen, um das Gekreisch der Wurzel — „bei deren Ton der Mensch von Sinnen kommt", sagt Shakespeares Julia — zu überleben. Diese Vorschrift des jüdisch-römischen Historikers hat dann der Volksaberglaube übernommen, und so ist sie mit mehr oder weniger Abweichungen noch bis zum heutigen Tage gültig. In Deutschland war die echte Alraunwurzel, die hauptsächlich in Kleinasien und Griechenland heimisch ist, immer ein sehr begehrtes und hochbezahltes Objekt. Es ist leichtverständlich, daß findige Köpfe bei solcher Zauberkraft der Wurzel auf den Gedanken kamen, den Alräunchen Begehrenden ähnlich aussehende, d. h. künstlich zugeschnitzte Wurzeln anderer Pflanzen für echte zu verkaufen. So verwandelte man vornehmlich die längliche, stark zerfaserte Zwiebel der Siegwurz (Allium victorialis), auch Allermannsharnisch genannt, in Alraunmännchen. Die in den Mantel Kaiser Rudolfs II. eingenähte ist eine solche. Zu der Siegwurz gesellte sich später auch noch die Wurzel der gewöhnlichen Zaunrübe (Bryonia) als unechter Alraun. Auch diese Wurzel hat menschliche Form, etwa die Gestalt eines Kindleins. Bei ihrem Ausgraben bedarf es gleichfalls vieler Vorsichtsmaßregeln. Interessant ist besonders, daß man der Pflanze vor dem Ausgraben ein Opfer an Geld und Brot darbringen und die Opfergaben an Stelle der Wurzel vergraben muß. In Deutschland ließ die Sage sie unter „Galgen" wachsen und brachte sie in nahe Beziehungen mit den Erhängten. Die Wurzel besitzt alle erdenklichen Zauberkräfte, zumal wenn sie alle Freitage gebadet und wieder angekleidet wird. Sie zeigt durch Wechsel der Farbe künftige Geschehnisse (z. B. einen Todesfall) an und vermag einen Prozeß für ihren Besitzer glücklich zu beeinflussen; sie hilft den Frauen in ihrer schweren Stunde, heilt alle Krankheiten, schützt gegen Verwundungen und ist ein treffliches Schlafmittel.





Alraunmännchen, das in den Mantel Kaiser Rudolfs II. eingenäht war. — Rechts: Bekleidetes Alraunmännchen.



Ein Talisman, der schon seit den ältesten Zeiten die Menschen in seinem Banne gehalten hat: Alraunen, auch Galgenmännlein genannt, aus der Mandragora-Wurzel.

Wajang Wong
Alte Schauspielkunst auf Java

VON TASSILO ADAM,
EHEM. ETHNOGRAPHEN DER NIEDERLÄNDISCH-INDISCHEN REGIERUNG.







Die vier „glückbringenden Clowns“, Begleiter Ardjunos. Oben rechts: Prinz Gusti Ario Adikusumo, ein Bruder des Sultans von Djokjakarta, in der Rolle des Gottes Shiwa mit seinen Himmelsnymphen (dargestellt von Palastknaben). Im Oval: Der prachtvolle Kopfschmuck des Prinzen Adikusumo in der Rolle des Helden Ardjuno.

Nur vereinzelt finden wir bei fremden Völkern noch die Pflege alter Kunst und Industrie, und es gereicht den Fürsten Mitteljavas zu hoher Ehre, daß sie dem fremden Ansturme trotzen und ernsthaft und willensfest bestrebt sind, altjavanische Erzeugnisse zu erhalten und, soweit das Kunstgewerbe in Verfall geraten war, es wieder neu erstehen zu lassen. Vier Jahre lang war es mir vergönnt, all den vielen Festlichkeiten in den Palästen beizuwohnen, so daß ich denn getreulich erzählen kann von dem, was dort in der Stille vorgeht und nur verhältnismäßig wenigen Weißen zu schauen gestattet ist. Bisher war das Photographieren nicht gern gesehen, meistens sogar verboten, und so ist uns von jener Welt nur wenig bekannt. Mit unsäglicher Mühe und Geduld gelang es mir, nach und nach das Vertrauen der Fürsten zu gewinnen; sie erlaubten mir schließlich das Photographieren, und so entstanden viele Hunderte von seltenen Aufnahmen, die zu veröffentlichen, mir dann auch die Herrscher gestatteten. Außer den allseitig bewunderten Serimpi- und Bedojotänzen zeigen die Wajang-Wong-Aufführungen am besten, auf welch hoher Stufe auch heute noch die Kunst der Javanen steht. Dieses Schauspiel hat sich aus dem uralten Schattenspiel der Javanen entwickelt, bei dem ursprünglich der Schamanenpriester oder Zauberer die „Schatten“ der Abgestorbenen auf das weiße Tuch brachte, mit denen er sich dann im Trancezustand zu verständigen wußte und so eine Verbindung zwischen Anwesenden und Verstorbenen herstellte. Später, in der Glanzperiode der eingewanderten Hindufürsten, diente das Schattenspiel zur Illustrierung der so beliebten Erzählungen aus dem Legendenzyklus „Mahabharata“ und „Rahmajana“, indem man die darin vorkommenden Personen aus Leder schnitzte, kunstvoll bemalte und als Schatten auf weißem Tuch den Zuhörern vorführte.

Erst um 1756 versuchte Fürst Mangku Negoro I., diese Legenden durch Menschen aufführen zu lassen. Es scheint aber bei Versuchen geblieben zu sein, denn erst um 1780 erreichte das Schauspiel seine jetzige Form. „Wajang“ heißt zwar Schatten, hat aber in Wirklichkeit nichts mit dieser Art des Spieles zu tun, das doch durch „Wong“, d. h. Menschen, dargestellt wird. Besonders am Hofe zu Djokjakarta gab man sich Mühe, diese Veranstaltungen immer mehr zu verbessern, und es war im vorigen Jahrhundert üblich, ungefähr alle zehn Jahre eine viertägige Wajang-Wong-Vorstellung zu geben. Die damit verbundenen ungeheuren Kosten und langen Vorbereitungen machten eine häufigere Wiederholung dieser Vorführungen unmöglich.

Als Königin Wilhelmina von Holland 1923 ihr Regierungsjubiläum feierte, waren sogar schon vierundzwanzig Jahre vergangen, seitdem die letzte große Vorstellung stattgefunden hatte; da benutzte der junge Sultan Homengku Buwono Abdurrachman Saijidin Panoto Gomo Kalifatulla VIII.



Der Liebestanz Irawans mit Dewi Wanuhoro (dargestellt von einem kleinen Jungen).

die Gelegenheit, eine Vorstellung zu geben, wie noch niemals eine in solcher Pracht und Ausführung gesehen worden war. Die wenigen Europäer, denen die Ehre zuteil geworden war, vom Fürsten dazu eingeladen zu werden, konnten nicht Worte genug finden, ihre Bewunderung auszudrücken. Auch zur silbernen Hochzeit der Königin von Holland 1926 fand eine ebenso großartige Festvorstellung statt. Beidemal hat mir der Sultan erlaubt, mich während der vier Tage frei in den Nebengebäuden des Palastes (Kraton) zu bewegen und Auf-



Aus dem Wajang Wong des Fürsten Mangku Negoro, bei dem auch Frauen mitspielen: Die Göttin mit ihren Dienerinnen.





Eine Gruppe von Darstellern der Pandáwas, Helfer im Kampf der Götter gegen den Fürsten Winatakatja.
Links im Oval: Gusti Pangéran Ario Adikusumo, Bruder des Sultans von Djokjakarta, in der Rolle des Legendenhelden Ardjuno.





Ein zwölfjähriger Knabe (als Dewi Bonowati) mit seinen Begleiterinnen (alles Jungen des Palastes).

Ein prächtiger Vertreter des hindu-javanischen Typus: Ein Neffe des Sultans als Mitwirkender (Djenoko).





Das Gefolge des Riesenkönigs Winatakatja, verkörpert durch echte Zwerge und Krüppel.
Links nebenstehend: Ein Vetter des Sultans als Festspieldarsteller (Wrekodoro der Starke).

WAJANG WONG

DAS HOFSCHAUSPIEL DER JAVANEN

nahmen zu machen, und so konnte ich nicht nur der Vorstellung selbst beiwohnen, sondern hatte auch Gelegenheit, das ganze Leben und Treiben „hinter den Kulissen“ zu beobachten.

Diese Wajang-Wong-Aufführungen finden nicht, wie bei uns, vor bezahlendem Publikum statt, sondern nur vor den vom Fürsten selbst geladenen Gästen. Für die Mitwirkenden ist es reine Ehrensache, sie bekommen keine Gagen und ernten keinen Applaus, nur die Anerkennung ihres Fürsten, der allein die Bewunderung und Dankbarkeit seiner Gäste entgegennimmt. Der Sultan selbst verteilte die Rollen und wählte mit großer Sorgfalt und Talent für jede Figur des Dramas den geeignetsten Darsteller. Gerade unter seinen nächsten Verwandten sind ganz hervorragende Schauspieler und Tänzer: ein Bruder des Fürsten, Gusti Pangéran Ario Adikusumo, verkörperte im ersten Lakon (Srisuwelo) den Helden der hindu-javanischen Legenden und Liebling des javanischen Volkes, Ardjuno, und stellte im zweiten Lakon (Sutjiptahening Mintaraga) Gott Shiwa dar. Mit seiner zarten Gestalt, seinen zierlichen Gliedern, dem graziösen, beweglichen Hals und seinem vornehmen Gesicht von echt hindu-javanischem Typus war er wie geschaffen zu diesen Rollen. Ein anderer Bruder, Pangéran Ari Suriowidjojo, gab Gott Brahma wieder.

Für jede kleinste Rolle war die Besetzung meisterhaft, obgleich sie sich besonders bei den weiblichen Figuren sehr schwierig gestaltete, denn nach alter Tradition dürfen keine Frauen bei den Vorführungen mitwirken. Darum wurden alle weiblichen Rollen von Knaben aus dem Palast gespielt, die ihrer Aufgabe in vollem Maße gerecht wurden. So konnte der Liebestanz Irawans, des Sohnes Ardjunos, von einem Mädchen wohl nicht niedlicher und graziöser ausgeführt werden, als es hier von dem kleinen Verwandten des Sultans geschah. Auch Dewi Bonowati wurde in so meisterhafter Weise dargestellt, daß man in dem Schauspieler keineswegs einen Knaben von zwölf Jahren vermutete.

Welch große Leistung es ist, eine solche Vorstellung zu veranstalten, mögen folgende Zahlen belegen: einundeinhalb Jahr dauerten die Vorbereitungen; täglich, mit Ausnahme des Freitags, hatten 350 Personen zu üben. Fast alle männlichen Verwandten des Sultans mußten mitwirken, selbst seine Brüder. Vier Tage lang, von sechs Uhr morgens bis zehn Uhr abends, dauerten die Vorstellungen, und die Kosten betrugen 20000 Pfund Sterling, die der Fürst aus seinem Privatvermögen zu bestreiten hatte.

Ein javanisches Schauspiel kann nicht mit einem modernen europäischen verglichen werden. Man hat dort keine Bühne, sondern spielt auf einem verdeckten Platz, in der Vorhalle des Kratons, ohne Kulissen und Hintergrund, der Ort der Handlung ist nicht einmal durch eine Tafel bezeichnet, wie auf der Shakespeareschen Bühne, und die Wiedergabe des Stückes ist nicht, wie bei uns, realistisch, naturgetreu, sondern rein expressionistisch. Die ganze Aufführung wird vom Camelan-Orchester begleitet, besser gesagt, von zwei Orchestern, das eine in der Belok-Tonart, das andere in der Slendro-Tonart, was einigermaßen unserem „Moll“ und „Dur“ entspricht. Ein Kapellmeister ist nicht vorhanden. Ein Schlaginstrument (Cender) gibt impulsiv eine der Szene entsprechende Melodie an, und die übrigen Instrumente fallen improvisierend ein.

Da die Haupthandlung des Stückes vom sogenannten Dalang aus einem heiliggehaltenen Buche vorgelesen wird — leider in der nur sehr wenigen Weißen verständlichen altjavanischen Sprache — beibt dem Darsteller vieles Sprechen erspart, nur einige Dialoge kommen vor. Der Hauptregisseur, der neben dem Dalang sitzt, gibt alle Veränderungen in Szene und Musik durch Schlagen eines Hämmerchens auf ein Holzkistchen an.

Menschen im Föhn

ROMAN VON ROLAND BETSCH

(21. Fortsetzung.)

XXIX.

In dieser Nacht waren alle Wetter los. Wie ein streifender Wolf war der Föhn. Er ließ Unheil auf seinen Spuren. Im Hochwald stürzten die Stämme. Alte Tannen wurden aus den Wurzeln gerissen, Felsen barsten, und Steinschlag rauschte durch Tobel und Kamine. Über Zerstörung warf sich lautlos der Schnee.

Golm stand noch unter seinen Arbeitern und war ratlos, was er beginnen sollte. Er vergaß nicht das wandernde Licht. Etwas Furchtbares war geschehen, er fand nur nicht die Klarheit, seine Gedanken zu sammeln und nüchtern darüber nachzudenken.

„Das beste, wir legen uns schlafen und warten den Tag ab“, schlug ein Arbeiter vor und schickte sich an, zu gehen. Die anderen folgten ihm allmählich nach.

„Geht und schlaft!“ sprach Golm dumpf und war bitter bewegt, weil sie ihn im Stiche ließen.

„Er ist verrückt“, sprachen sie drinnen, während sie die Kleiderlumpen abwarfen und gähnten.

„Er ist vom bösen Geist besessen! Er sollte in eine Anstalt.“

„Was meint er mit dem Dynamitschuppen?“

„Achtzehn schwere Zünder fehlen.“

„Unsinn! Er ist nicht ganz beisammen im Schädel.“

Ein Rothaariger war unter ihnen, ein junger Kerl mit Sommersprossen und einer aufgestülpten Nase. Der lag auf der Pritsche und spitzte die Ohren. Er sprach kein Wort, und wenn einer nach ihm hinschaute, schloß er die Augen. —

Werner Golm war allein zurückgeblieben und kam sich vor wie vernichtet. Die Welt, in der er stand, war stärker. Er konnte nicht angehen gegen seine Widersacher; sie drückten ihn zu Boden. Wohin er dachte, überall stellten sich ihm Mauern entgegen. Er war allein, unsäglich verlassen und wie ein Wild auf der Flucht.

Drüben im Hauptgebäude brannte Licht. Dort saßen sie beisammen und berieten. Ihm ekelte, wenn er daran dachte. Dort saß auch Robert Achstetter, Corneliens Vater. Wo war Cornelie? Einmal hatte sie ihm nahegestanden, und jetzt war sie fern. Es war eine Zeit gewesen, da hatte er sie in die Arme geschlossen und geküßt. Jetzt war sie tot, er mußte sie vergessen. Der Gedanke, daß sie ihn verschmähte, quälte ihn. Wie kam er los vom Grübeln und von der Folter seiner Seele?

Job war oben im Gebirge. Job hatte Unheil gebracht.

Wenn er Olsen fände! Olsen müßte mit ihm hinaufgehen. Oben wurden die Eisenträger gestürzt. Dies hatte Olsen zu ihm gesagt: „Wenn du Maria verrätst, bist du nicht wert, daß du weiterlebst!“

„Ich habe — Maria — verraten! Aber ich wollte es nicht; mein Schicksal war stärker. Ich wollte es nicht, denn ich liebe sie, und meine Liebe wird nicht versinken. Es wird alles noch gut werden. Ich will ans Meer.“

Als er sich so ertappte, wie er mit sich selbst sprach, wurde ihm bange vor seinem eigenen Ich. Er befühlte seinen Körper und sah, daß er zugeweht war mit Schnee.

„Ich muß krank sein. Etwas ist nicht richtig mit mir. Man sollte hinauf und nach den Stützträgern sehen. Ich will nach Ponthilara und die Bergführer holen.“

Da kam ihm das Sinnlose seines Vorhabens zum Bewußtsein. Wie Blendlicht zuckte die Erleuchtung über ihn. Zwischen zwei Welten stehend, würde er zerrieben werden. Was wollte er in Ponthilara? In Ponthilara wartete nur Qual auf ihn. Das beste, hinaufzugehen, um den Schlaf zu suchen. Schlaf war der Gott aller Gequälten. Tod ist ewiger Schlaf, und so ist der Tod ein Gott, ein Wunsch, ein Ziel. Alles Narrheit!

„Ich will nach Ponthilara und die Bergführer holen.“

Er ging das Tal hinunter nach dem Dorf. Der Sturm hatte nachgelassen. Die Schneeflocken sanken langsam und nachdenklich und waren wie trübe Erinnerungen. Es war spät in der Nacht, da kam er vor Dieffenbronners Haus. In Marias Zimmer brannte Licht. Als er den Schein durch das Schneetreiben flimmern sah, wurde er seltsam berührt und blieb im Fieber seiner Erregung stehen.

Marias Zimmer, dachte er und trank den müden Glanz des Lichtes. Langsam schlich er näher, wie ein Wesen auf Jagd, auf Diebstahl. Es trieb ihn zum Fenster. Was sollten ihm die Bergführer! Um Marias Willen war er gekommen.

Die Schneeflocken waren gelbe Falter im Strahlenmeer, das durchs Fenster strömte.

Werner Golm stand vor dem grauen Stein und spähte durch die kleinen Scheiben. Die bunt geblümten Bauerngardinen ließen einen Raum frei, durch den sein Blick ins Zimmer fiel. Er wollte starr werden beim Anblick des Bildes, das sich ihm bot. Am Tisch saß Maria mit aufgestütztem Kopf, und vor ihr stand der Norweger. Er schien auf sie einzusprechen; denn Maria schaute zu ihm auf und war in die Betrachtung seiner Worte versunken.

Das Bild war still und von einer klaren Innigkeit, fast wie durch ein riesiges Fernrohr aus weitem Abstand herbeigeholt und dadurch zur Milde gewandelt. Wenig Bewegung lag über der nächtlichen Szene, und doch war sie von so starker Eindringlichkeit, daß Werner Golm das Blut gefrieren wollte. Maria blickte Svend Olsen an, als ob sie ihm seelisch nähergerückt wäre und seine Gegenwart Beglückung für sie sein könne.

Golm, ans Fenster gebannt und ohne die Macht, sich zu sammeln, konnte die Augen nicht wenden. Er riß sie auf, als stände das Entsetzen ihm unmittelbar gegenüber. „Der Norweger nimmt sie mir“, flüsterte er und wühlte sich in die Qual des unerträglichen Anblicks. „Was will sie von ihm? Warum ist er so spät noch in ihrem Zimmer? Oh, sie hat mich nie geliebt. Es ist gut, daß ich sie verlassen habe. Es ist gut, daß nun alles hinter mir ist, und daß ich allein bin und auf mich selbst gestellt.“ Er sprach den billigen Trost in sich hinein und wurde aufgewühlt aus dem Innersten heraus.

Was wollte er nun eigentlich beginnen? Warum stand er hier am Fenster und belauschte das Zusammensein fremder Menschen? Warum lag er nicht zu Hause im Bett und schlief? Er umging den Schlaf, schlich wie ein Irrer durch die Nacht und stahl sich in eine einsame Zwiesprache. So weit war es mit ihm gekommen, daß er nachts umherwandern mußte, um seine Verzweiflung zu bannen.

Jetzt kam der Norweger näher auf Maria zu. Er fuhr ihr mit der Hand über den Scheitel und hielt den Kopf gesenkt. Welche Teufelei redete er ihr ein, der Schurke mit der stillen Maske! Oh, er trug Schuld an Unheil und Zwiespalt; sein Einfluß hatte zerrüttend gewirkt. Vieles wäre besser, wenn dieser Komödiant nicht gewesen wäre! Golm ballte die Fäuste und grub die Nägel in seine Handflächen. Er nahm sich vor, durchs Fenster einzudringen und Abrechnung zu halten mit dem Menschen, der ihm das Letzte stahl. Am ganzen Körper zitterte Werner Golm, als er beide Fäuste hob, um sie in das Glas der

Fensterscheiben zu stoßen. „Ich kann diesen Anblick nicht ertragen!“ murmelte er und fühlte, wie es lähmend nach seinem Herzen kroch.

Er wollte aufschreiend zustoßen, da wandte Maria den Kopf und schaute nach dem Fenster. Er drang in ihre Augen ein, war wie ein Bettler vor eines Reichen Tür und wankte geschlagen zurück, als die Augen sich nicht regten und wie die Wahrzeichen seiner eigenen Schuld ihm entgegenglänzten. Alles Weh, das er ihr zugefügt hatte, schien in diesem Blick gefangen. Er schrumpfte förmlich ein unter dem feuchten Glanz der dunklen Sterne und wußte mit einem Male, daß es jetzt Zeit war, zu gehen. Noch einmal schaute er zurück und sah, daß Svend Olsen Maria die Hand reichte und langsam das Zimmer verließ.

Golm taumelte in die Nacht zurück. Er hörte, wie eine Tür geöffnet wurde und wieder ins Schloß fiel. Als er ums Haus schlich, sah er den Norweger im Tanz der Schneeflocken, wie einen Schatten, der allmählich hinter Schleiern verschwand.

Golm ging zurück und sah, daß immer noch Licht brannte. Er trat zum Fenster und klopfte. „Maria!“ rief er, und das Herz schlug bis zum Hals. „Maria!“

Sie erschrak und drehte sich nach dem Fenster. Zögernd kam sie näher und versuchte, in die Dunkelheit zu dringen.

„Maria!“ rief es von draußen. „Ein Wort nur, Maria!“

Sie erkannte seine Stimme und blieb ruhig und gefaßt. Noch lag der fremde, seltsam warme Duft im Zimmer. „Lassen Sie ihm Zeit, ein ganzes Jahr“, hatte der Norweger gesagt, „aber Sie dürfen ihm nicht unter die Augen treten.“

Sie löschte das Licht und verbarg sich in der Dunkelheit des Zimmers. Jetzt erst sah sie den Schatten am Fenster. Unheimlich lautlos verharrte er eine lange Zeit, dann verschwand er.

In die Ecke gedrückt, blieb Maria stehen, bis die große Stille um sie war. Dann fing sie an, sich langsam zu entkleiden. Als sie im Bett lag, wollte der Schmerz riesengroß werden. Sie grub den Kopf in die Kissen und weinte still in sich hinein. Der Schnee trieb gegen die Scheiben.

XXX

Der aufbrechende Tag war strahlend blau. Das Land ringsum lag im Schnee. Vom jenseitigen Tal, aus Verlans kamen zwei Bergführer auf Schneeschuhen über das Joch beim Drosselkopf. Sie rasteten kurze Zeit in der Skihütte am Westhang des Silbernen Lichtes und fuhren dann nach dem Sifantagletscher ab. Tief erstaunt über die Veränderung des Gletschers, fanden sie nur langsam eine Traverse und mußten zuletzt gegen Isla Silva ansteigen. Ihr Staunen wuchs, als sie dort den eisernen Stützträger suchten und nicht finden konnten. Er war verschwunden. Am Seil stiegen sie in der Moräne hoch und stießen plötzlich auf die Trümmer des Trägers. Wie ein Skelett verkrümmt lag das Bauwerk halb vergraben im Neuschnee.

Dort fanden sie Zacharias Jobs Leichnam. Von stürzenden Stahlmassen erschlagen, hing er im Gitterwerk. Ein eiserner Arm, mächtig in seiner gefällten Starrheit, hatte ihm den Brustkorb eingedrückt. Im Bart und in den strähnigen Haaren hing der Reif in glitzernden Fäden. Die Augen waren geschlossen. Zacharias Job lachte, als ob diese grimmige Umarmung des Eisens eine abseitige Seligkeit für ihn bedeuten würde.

Die Führer aus Verlans brachten ihn mühsam ins Tal. Dort wurde er in der Friedhofskapelle aufgebahrt. Das Volk kam in großen Mengen, um ihn zum letztenmal zu sehen, denn sie kannten ihn alle und sahen jetzt einen Märtyrer in ihm. Es war ein Leichenbegängnis, wie man es selten erlebt hatte im Tal von Ponthilara. —

Unterdessen hatten die Geologen die Gefahr eines Bergrutsches festgestellt. Die Einwirkung der Sprengung war größer, als man angenommen hatte. Insbesondere war es ein Spalt, der vom Sprengzentrum westlich nach oben lief und bis zur bekannten und gefährlichen Ostwand des Geierkopfes reichte. Dieser Spalt erweiterte sich zu einer Schlucht und hatte eine überhangende Bergmasse geschaffen, die Gefahr lief, bei irgendwelchen größeren Spannungsänderungen nachzugeben. Auch der Steilhang oberhalb des Teufelstobels in Richtung auf Sifantahütte zeigte große Veränderungen. Was am meisten zu denken gab, war ein unterirdisches Wasser, das in der Tiefe der neu entstandenen Schlucht rauschte. Es war vorläufig nicht möglich, in das Labyrinth der Felsen hinabzukommen, um das Wasser zu untersuchen. Allgemein wurde angenommen, daß es jenes heiße Wasser sein müßte, das unten im Wald beim Einödhof in der neuen Quelle wieder zum Vorschein kam und eine Temperatur von 31,7° C besaß. Die Analyse hatte ein überraschendes Ergebnis. Es handelte sich fraglos um eine Quelle von kräftiger Heilwirkung, denn sie enthielt neben Lithium einen großen Prozentsatz Jodsalze und natürliche Kohlensäure.

Der Sabotageakt auf die Seilbahn hatte großes Aufsehen erregt. Wieder hatten die Zeitungen dankbaren Stoff, und sie verfehlten auch nicht, das Vorkommnis auf ihre phantasiebeschwingte Art auszuschmücken und die Katastrophe größer zu gestalten, als sie wahrheitsgetreu sich darstellte. In Wirklichkeit waren zwei Träger gesprengt worden, die übrigen Einrichtungen aber unversehrt. Eine kriminalistische Untersuchung hatte Achstetter eingeleitet, doch war ihr vorläufig noch keinerlei Erfolg beschieden. Der Dynamitschuppen war nicht erbrochen, sondern mit dem regulären Schlüssel geöffnet worden. Achtzehn schwere Sprengkörper hatte der Täter entnommen; im Rucksack des Zacharias Job waren noch elf vorgefunden worden. Der rothaarige Bursche mit der aufgestülpten Nase verschwand plötzlich vom Schauplatz. Man faßte sofort Verdacht und fahndete nach ihm. Ein Steckbrief wurde erlassen.

All diese Dinge waren Kleinigkeiten und auf den Fortgang der Bauarbeiten ohne entscheidenden Einfluß. Wichtiger war, die Sicherheit des Geländes festzustellen und sich zu entschließen, was getan werden konnte, um die labilen Spannungen, die man im Fels vermutete, zu beseitigen. Die Arbeit mußte vorläufig ruhen, bis die Untersuchungen, die durch den Neuschnee sich erheblich schwieriger gestalteten, beendet waren.

Der Herbst kam, und die Leitung der Bahn machte sich schon mit dem Gedanken vertraut, die Arbeiten bis zum Frühjahr einzustellen, weil erhebliche Schneefälle zu erwarten waren. Dafür aber sollte die Fertigstellung der gesamten Maschinenanlage in der Talstation möglichst beschleunigt werden. Eine Sitzung der leitenden Persönlichkeiten — Golm war nicht anwesend — stellte eine technische Bilanz auf, entwickelte eine Übersicht über den bisherigen Verlauf der Arbeiten und kam zu dem Ergebnis, daß der weitaus größte Teil des Baues der Bergbahn eigentlich vollendet war, und daß man bei normalen Verhältnissen im kommenden Sommer mit der Eröffnung bestimmt rechnen durfte. Zwei durch Sabotage vernichtete Stützträger waren auf das Verlustkonto zu setzen. Diese eingerechnet, waren noch sieben Träger zu erstellen, deren Fundamente bereits fertig waren. Zum Oberleiter für die Montage der Maschinensäle wurde Werner Golm bestimmt. Man sprach von einem längeren Urlaub, der ihm zu gewähren sei, und für den Direktor Achstetter, merkwürdig befriedigt vom Stand der Ereignisse, besonders warm eintrat. Aber der Oberingenieur war nicht da. Mit einem Frühexpreß war er abgereist; mehr wußte man nicht.

„Sonderbarer Kauz!“ meinte ein Ingenieur. „Er gefiel mir nicht in der letzten Zeit.“ — — —

Werner Golm war dort, wo das Meer gegen den Halligstrand schlug. Allein und in sich selbst verloren, ging er durch Tang und Schlick und wollte die Vergangenheit töten. Am Wasser liegend, grübelte er dem großen Vergessen nach, ohne die Ruhe zu finden. Die unendliche Fläche des grünen Meeres, in dem in weiter Ferne der Himmel zu ertrinken schien, wirkte auf ihn wie Symbol der Trostlosigkeit. Er kam nicht los von seinen Schatten.

Trübselige Wasserwüste, so erschien ihm die farbige Flut, die sich unaufhörlich gegen das Land wälzte und den weißen Schaum in Sand und Schlick warf. Vielleicht eine glückselige Befreiung, in die endlose Fläche hineinzusteigen, während die untergehende Sonne ertrank; immer tiefer hineinzugehen, dem glühenden Ball entgegen, der wie ein rotes Rad zwischen Erde und Ewigkeit wanderte. Heiß begehrlich schien ihm solches Versinken. Zuletzt würde er aufgesaugt werden vom Vergessen, rollende Woge würde über ihn hinwegziehen und ein Mensch den Übergang finden in eine Welt, vor deren Pforte das große Fragezeichen stand.

Nein, Werner Golm fand keinen Frieden. Maria verließ ihn nicht. Der Berg rief nach ihm.

In einer Nacht schrak er aus Schlaf und Traum hoch. Steil richtete er sich auf, als ob jemand um ihn wäre, der ihn ins Wachsein gerüttelt hätte. Umflattert noch vom Traum, saß er da und griff nach den Bildern, die schleierhaft entschwebten. Berge hatten sich getürmt, riesenhaft schwarz; Rachen der Erde vor ihm; eine Frauengestalt irgendwo im Fels, sieghaft aufwärts schreitend und er glückselig an ihrer Seite. Felsen waren gestürzt, und der Berg hatte zeitlose Nacht geboren. Jetzt stand ein Schatten vor seinem Bett. Golm, wach und mit offenen Augen, hörte deutlich, wie der Schatten sprach: „Komm mit, ich will dich aus allem erretten!“ Dann ging der Schatten behutsam durch die geschlossene Tür.

Golm schaute durchs Fenster in den grauen Tag. Pulsschlag des Meeres schlug an den Strand, und der Morgen kam mit leisen Orgelstimmen. Weit draußen aber sah er ein rotes Licht; es war auf einem Schiff, das in einer fast demütigen Versonnenheit seine stille Bahn zog. Wie Leitmotiv dieses verwirrten, verirrten Lebens, wie fließende, singende Auflösung aller Dissonanzen des Schicksals zog die matte Erscheinung über den lichtgebärenden Horizont.

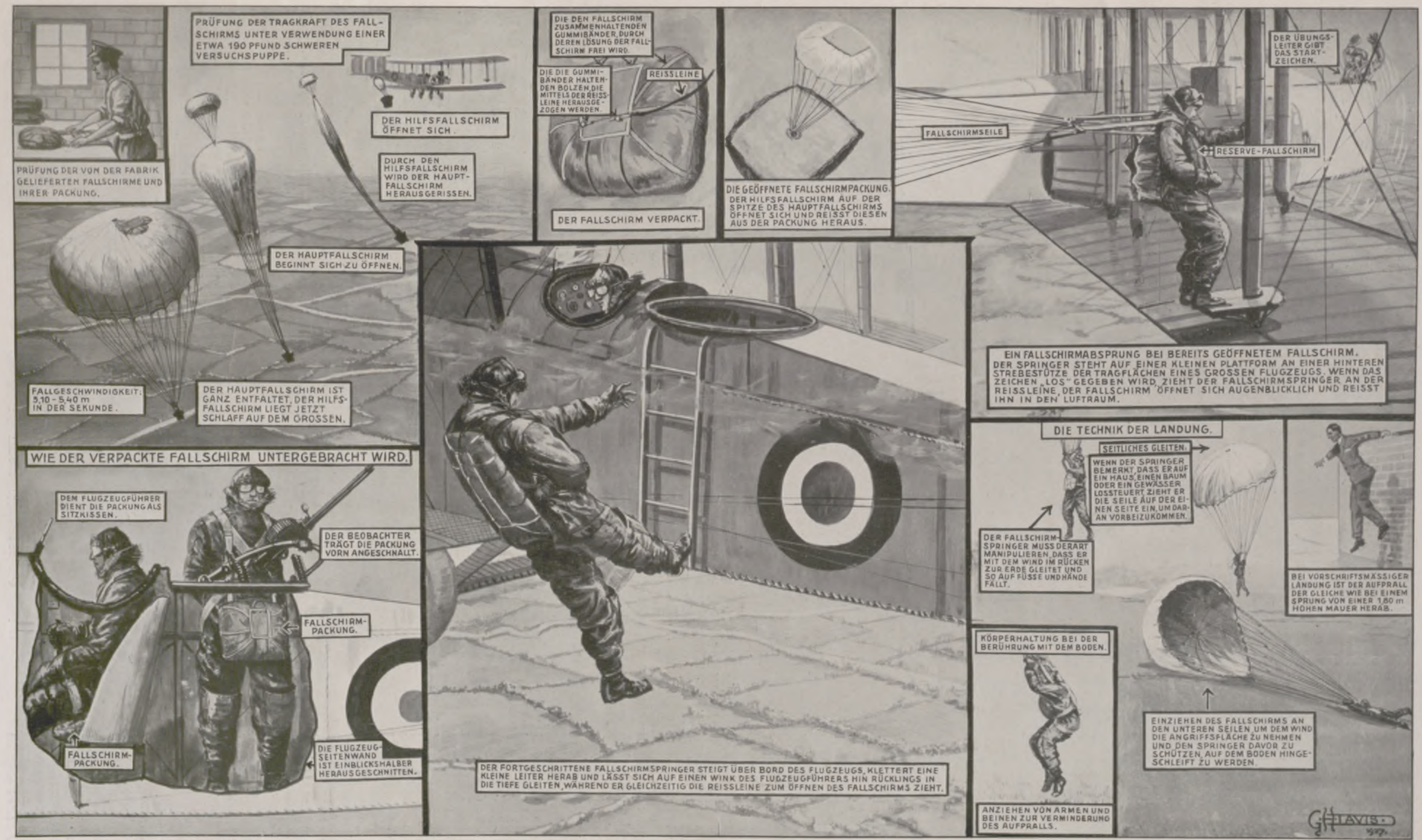
Er schaute eindringlich hin und wollte nach irgendeinem Wahrzeichen suchen, da war das Schiff verschwunden. Werner Golm aber wußte, daß er nun gehen müsse; denn der Berg rief ihn. Es war eine unsichtbare Hand, die sich ihm entgegenstreckte, und deren Führung er folgen mußte.

Er ging ein letztes Mal an den Strand und ließ den Blick über das Meer schweifen. Die große Fackel des Weltalls brannte, und über der schlafenden Fläche des Wassers lag milchig weiß der herbstliche Frühnebel. — — —

Der Nord-Süd-Expreß trug Golm dem Gebirge entgegen. Am frühen Morgen kam er an. Er stieg in Ponthilara aus und lief zu Fuß das Gebirgstal hinauf. Ihm war, als ob Häuser und Bäume und Fels und Zinnen auf ihn warteten. Er suchte das Kreuz auf dem Sifantagipfel und fand es mit klaren Strichen in den Himmel gezeichnet. — Ich bin daheim, dachte Werner Golm, und fast wollte es wie Ausruhen über ihn kommen.

Am gleichen Tag noch verließ er mit Schneeschuhen die Talstation und stieg aufwärts. Die große Stille lag über der Landschaft, als er durch den tiefen Neuschnee spurte.

(Schluß folgt.)



Der Schritt ins Nichts: Die Kunst des Fallschirmspringens.

Nach einer Zeichnung von G. H. Davis.

Fallschirmabsprünge üben nach wie vor ihres sensationellen Anblicks wegen große Anziehungskraft auf die Zuschauer aus. Nicht zu übersehen ist jedoch bei diesen Veranstaltungen, daß die Fallschirmabsprünge nicht nur sportlichen Wert besitzen, sondern auch im Flugwesen eine große Rolle spielen, bedeutet doch für die Flugzeuginsassen, wenn die Maschine von einem Unfall betroffen ist, der Fallschirmsprung das letzte Mittel, ihr Leben zu retten. Das Abspringen aber ist eine Kunst, die gelernt sein will und langer Übungen bedarf. Unsere Zeichnung zeigt die Schulung von Fliegern im Fallschirmspringen, wie sie bei der englischen Luftflotte innerhalb der Ausbildungskurse eingeführt worden ist. Neuartig ist bei den dargestellten Fallschirmsprüngen die Verwendung des Hilfsfallschirms. Dieser soll einmal die anfängliche Fallgeschwindigkeit etwas vermindern, zum andern die Entfaltung des eigentlichen Fallschirms unterstützen; dadurch wird eine Hauptquelle der bisher so häufigen Unglücksfälle bei Fallschirmabsprüngen beseitigt.

Die Kunst wird mannigfach empfunden!

Betrachtungen aus einer Kunstausstellung

VON WOLFGANG KAMENZ, MIT ZEICHNUNGEN VON HERMANN EBERS



Der kennt sich aus!

Hans Thoma ist während seiner Münchner Jahre für sein Leben gern an den Sonntagvormittagen in den Kunstverein gegangen und hat sich angehört, was das hochverehrte Publikum vor den ausgestellten Gemälden, besonders vor seinen eigenen, zu sagen und zu klagen hatte. Wurde dann recht aus Herzensgrund und mit drastischen Worten auf seine Bilder geschimpft und gegen sie losgezogen, so hatte Thoma seinen größten Spaß daran und darüber hinaus das beruhigende Gefühl, daß er es zweifellos recht gut gemacht haben müsse. Denn von der Richtigkeit der kritischen Meinung der Allgemeinheit hielt er nicht sonderlich viel und tat gut daran.

Ähnliche Wahrnehmungen und Erfahrungen macht man als berufsmäßiger Ausstellungsbesucher und Kunstwerkbetrachter an jedem Tag. Ein Kunstwerk hat zweifellos, wenn es im Kulturganzen etwas bedeuten soll, eine soziale Funktion zu erfüllen. Es soll nicht nur geschaffen, sondern es soll auch genossen werden. Zum Künstler muß der Genießer treten. Andernfalls bleibt es bei dem Begriffe l'art pour l'art, und das Kunstwerk ist das Dornröschen im verzauberten Schloß ... Aber welcher Art und wie beschaffen sind die, die das Kunstwerk betrachten sollen? Gibt es denn, über einen kleinen Prozentsatz von Ausstellungsbesuchern hinaus, überhaupt so etwas wie eine Gemeinde von Kunstkennern und von sachverständigen Genießern? Man ist sehr geneigt, es zu verneinen. Am wenigsten halte ich diejenigen für Kenner, die sich äußerlich den stärksten Anschein von Kennerschaft geben. Da ist einer — er tritt vor und wieder zurück, nimmt Abstand zu einem Bild, geht um eine Statue herum, kneift bald das linke, bald das rechte Auge zu, formt sich aus der hohlen Hand ein „Plastoskop“, murmelt etwas von schlechtem Licht und betreibt dieses Wesen so auffällig, daß man sofort merkt: Aha — der will auffallen, der will als „Kenner“ gelten und gibt deshalb zum besten, was er einmal in einer Künstlerwerkstätte aufschnappte! Echte Kennerschaft und Kunstfreundschaft ist dies nicht. Die ist still und unauffällig und manifestiert sich nicht vor der Menge. In gewissem Sinne sind auch die mehr oder weniger offiziellen „Kunstführer“, die kleine Herden von jungen oder auch minder jungen Damen durch die Ausstellungen und Galerien schleifen und ihre oft recht grüne und dünne Kunstweisheit verzapfen, unerquickliche Erscheinungen. Besonders wenn sie ihre Wissenschaft allzu laut von sich geben und ihre Meinungen auch dem aufzwingen, der nur von ungefähr und gegen seinen Willen in den Strudel solch einer Massenführung hineingeriet. Künstler und besonders Künstlerinnen, früher zumeist am „Eigenkleid“ oder sonst an der aller Mode zuwiderlaufenden Individualität des Habits erkennbar, verlieren sich leicht in Deduktionen vor besonders „modernen“ oder, wie der Herr Huber, Münchner Privatier, der auch die Ausstellung besucht, zu sagen beliebt, „spinnaten“ Bildern. Da reicht oft das bloße Wort, an den Kollegen oder die Kollegin gerichtet, nicht mehr aus, die Geste muß nachhelfen, die Gebärde; es werden verzweifelte Lufthiebe geschlagen, mit dem Daumen gleichsam der Spachteldruck reproduziert, „Kompartimenti“ des Gemäldes mit nachkonturierendem Finger aufgezeigt und was solcher mimischen Kunsterläuterungen mehr sind. Diese schwärmerischen Leutchen können eine Stunde und länger vor einem Bilde stehen, und Herr Lehmann, der nach dem Baedeker, und zwar nach der Anleitung „Für Eilige ist das Wichtigste“, reist und nach diesem Prinzip auch die Ausstellungen besichtigt, hat bereits die dritthalb Tausend Kunstwerke des Glaspalastes oder der „Großen Berliner“ in dem für ihn charakteristischen „Flug“ absolviert und kehrt zum Ausgang zurück, da stehen zu seiner größten Verwunderung die beiden Malerinnen immer noch vor dem „sezessionistischen“ Bild und fuchteln mit den Händen ...

„Sezessionistisch“ — so heißt man nämlich im Volksmund das Kunstwerk, das man nicht versteht, und für das der erwähnte Herr Huber das populärere Wort „spinnat“



Der „Kunstführer“ und seine Gläubigen.



Eine erregte Gruppe vor einem „spinnaten“ Bild.

zur Hand hat. Gebildete — du lieber Gott! — die die Kunstaufsätze in den Zeitungen zu lesen pflegen, sagen wohl auch „expressionistisch“. Das Wort wird sich zweifellos einbürgern, es hat es „in sich“, wenn auch der Expressionismus fast schon wieder vorüber ist, „kaum gegrüßt, gemieden“.

Neunundneunzig Prozent aller Ausstellungsbesucher sehen sich die ausgestellten Kunstwerke rein stofflich an. Sie haben keine Ahnung davon, daß Kunst übersetzte Natur ist, sondern halten nur das für ein Kunstwerk, was die gelungenste Vortäuschung der Natur, der Tatsachen, der Wirklichkeit ist. Unter solchen Umständen müßte ihnen natürlich ein Wachsfiguren-Panoptikum ein viel höheres Kunstwerk scheinen als die Münchner Glyptothek. Von einer Landschaft verlangen sie möglichst große Naturtreue. An einem Baum soll man jedes Blättchen, womöglich einzeln, erkennen können, und ein Wasserfall müßte eigentlich rauschen! Schade, daß man das noch nicht erfunden hat: Druck auf eine geheime Feder und aus dem gemalten Wald erschallt der schluchzende Gesang der Nachtigall! Das wäre doch etwas!

Steht solch ein stofflicher Kunstfreund vor einem Porträt, so ist seine erste Frage: Wer ist denn das? Besonders interessiert es ihn, wenn es sich um ein Damenbildnis handelt, und wenn die Porträtierte hübsch ist. Manchen verläßt in diesem Fall überhaupt jegliches Urteil: Ist die Dame hübsch, dann ist auch das Bild schön und gut, ist aber der oder die Dargestellte häßlich (es gibt auch geniale



Die Kritik der Klatschweiber.

Häßlichkeit, die den Maler reizt, und die im großen Haushalt der Kunst ihren Platz zu beanspruchen hat), so ist das ganze Kunstwerk häßlich und schlecht. Kennt man den Dargestellten zufällig, so wird eifrig Kritik getrieben, ob er „getroffen“ ist oder nicht. „Dem Kardinal Faulhaber hat der Samberger eine viel zu lange Nase gemalt“, heißt es dann abends am Stammtisch, und man ist sehr stolz, daß man so viel Kunsturteil besitzt. Vor dem Bildnis der schönen, pikanten, ewig jungen Frau Kommerzienrat H. stehen einige Kaffeekranzschwestern und erzählen sich kluckend und tuschelnd die neuesten Eheirrungen der Dame: „Jetzt geht sie gar mit einem Kunstmaler — und denken S' nur, aus Preußen soll er auch noch sein!“

Stille Schwärmer flattern von Frauenakt zu Frauenakt und verrichten stammelnd ihre schwüle Andacht; in den Plastiksälen kommen sie natürlich am ehesten auf ihre Rechnung, und hier verweilen sie auch am liebsten und längsten, während die Backfischchen, die mitgenommen wurden, niedergeschlagenen Blickes an den „entsetzlichen Nuditäten“ vorbeigehen müssen.

Der Bauer in der Ausstellung ist ein Kapitel für sich. In den Witzblättern spielt er eine Rolle, im besonderen, wenn er seine berühmten Rindvieh-Werturteile abgibt. Ich habe indessen die Wahrnehmung gemacht, daß sich der Landmann besonders für Darstellungen von möglichst reichem, auch von bizarrem Inhalt interessiert. Früher, als die Historienbilder und die malerischen Genre- und Sittenstücke noch in Blüte standen, kam er hier wohl am ehesten auf seine Rechnung, doch war dieser Zug keineswegs für den Bauern allein charakteristisch; das „erzählende Bild“ zog stets an und hatte immer sein Publikum.

Ich kenne Leute, die in einer Ausstellung nichts anderes interessiert als die Stilleben: nicht der Malerei, sondern der dargestellten Dinge wegen, zumal wenn sie möglichst lecker sind. Es gab früher „Bock-Stilleben“,



Mit züchtigen, verschämten Wangen sieht er die Jungfrau vor sich stehn . . .



Der „Sachverständige“.

auf denen vom schäumenden Gerstensaft, der dampfenden Weißwurst und der knusperigen Brezel an bis zur Zigarre alle Beseligungselemente eines Frühschoppen-Programms vereinigt waren. Oder da prangten Eduard Grützners feiste Schinken-Stilleben. In beiden Kategorien lebte das holländische Freßstilleben weiter, und wie die deftigen Mynhers die Schöpfungen ihres Heda oder de Heem mit fettem Schmatzen betrachteten, so wandeln die deutschen Stilleben-Gourmets in den Ausstellungen von einer gemalten Delikatesse zur andern. Von der Pute eilen sie zum Schinken, und vor dem Hummer verschmachten sie in Sehnsucht nach dem Fruchtkorb, hinter dem die Flaschenbatterie aufgefahren ist . . .

Ach, das Personenregister bemerkenswerter Gestalten unter den Ausstellungsbesuchern entriete der Vollständigkeit, vergäße man der jüngeren oder auch weniger jüngeren Pärchen, die sich mit Vorliebe in die stillen, abgelegenen Seitenkabinette flüchten, und denen der Ausstellungsbesuch nur ein Vorwand ist — ein Rendezvous, wenn's draußen regnet und man sich im Park nicht treffen kann. Von den Bildern und Plastiken sehen sie nicht eben viel; nur wenn sie wie von ungefähr ein gemaltes Liebespaar erblicken, fühlen sie sich bewegt oder betroffen, drücken sich die Hände, blicken sich gefühlvoll ins Auge und lächeln.

Zum Schluß kann ich die Anmerkung nicht unterschlagen, daß mancher und manche solch eine Kunsthalle betritt, ohne zu ahnen, was sie da erwartet. Vor ein paar Jahren sah ich im ersten Bildersaal des Münchner Glaspalastes eine voluminöse Dame mit allen charakteristischen Kennzeichen des neuen Reichtums, die resolut ihre Hände in die Hüften stemmte und in größtem Erstaunen die klassischen Worte von sich gab: „Sind da aber viele Bilder herin'!“ Und kürzlich sprach mich an der gleichen Stätte erstaunt ein Herr an: Er hatte die Kunstausstellung mit dem — Deutschen Museum verwechselt!



Vor dem Stilleben: Jo, das wäre was, aber leider — nur ein Bild!



In einsamer Ecke: Zwei, die sich selbst genügen.

Fuchspelz und Straußenfedern,

SPEZIALAUFNAHMEN DURCH UNSERE WIENER MODE-KORRESPONDENTIN CLAIRE PATEK. (PHOT. KITTY HOFFMANN, WIEN.)





Rot abschattiertes Straußfeder-Cape. Trägerin: Die Filmschauspielerin Esther Ellinor.

Links: Marion Mill in originellem Abendkleid mit einem von hellem Rosa bis zu zartem Grün abschattierten Federrock. Ein breites Crêpe-Satin-Band leitet zu einem Leibchen aus rosa Gaze-Musselin über.







Renée Peter in einem mit Silberfuchs reich besetzten Wintermantel, der durch einen breiten geflochtenen Lackgürtel gehalten wird.

Mitte: Schwarz-gelbes Velours-Imprimé-Kleid, dazu gelbroter Fuchspelz.

Links: Daisy Durport in langem schwarzen Stilkleid. Um ihren Hals und zu ihren Füßen schmiegen sich die vier modernen Fuchspelzarten: Silber-, Blau-, Rot- und Weißfuchs. Pelze: Johann Petr, Wien.

Sämtliche Modelle: Kuschnitzky & Gerstl, Wien.

Der Geyersberg

NOVELLE AUS DEM NACHLASS VON WILHELM V. KÜGELGEN

Vor 125 Jahren, am 20. November 1802, wurde in St. Petersburg Wilhelm v. Kügelgen geboren, dessen „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" wohl in jedem deutschen Hause zu finden sind, und der durch dieses Buch eine Volkstümlichkeit gewonnen, die sich der liebenswürdige und bescheidene Mann niemals erträumt hat. Erst nach seinem Tode im Jahre 1867 wurden die „Jugenderinnerungen" von seinem Freunde Philipp v. Nathusius der Öffentlichkeit übergeben. Seither haben Hunderttausende, ja, Millionen das Buch in den Händen gehabt und bedauert, daß dieses schriftstellerische Meisterwerk die einzige literarische Hinterlassenschaft des „Alten Mannes" geblieben war. Auch das Leben Wilhelm v. Kügelgens seit dem 18. Lebensjahre blieb der Allgemeinheit verschlossen, da sein Erinnerungswerk mit der Auffindung der Leiche des am Waldschlößchen bei Dresden von Räuberhand ermordeten Vaters, des berühmten Malers Gerhard v. Kügelgen, jäh und erschütternd abbricht.

Mit um so größerer Freude wurde vor wenigen Jahren die Entdeckung einer Fortsetzung des Buches begrüßt, der „Lebenserinnerungen des Alten Mannes" in tagebuchartigen Briefen an den Bruder Gerhard aus den Jahren 1840—1867, die eine mutige Frau aus Bolschewistenhänden retten und den rechtmäßigen Erben zur Veröffentlichung übergeben konnte. Aus dem neuen Buche wurde nun weiten Kreisen bekannt, daß Wilhelm v. Kügelgen nicht nur der liebenswürdige Mensch und Schriftsteller gewesen, als der er ein halbes Jahrhundert in der Literaturgeschichte überliefert worden ist. Er zeigt sich vielmehr auch als bedeutender Kopf und überragender Geist, der dem fernen Bruder in Estland und damit auch uns ein überraschend klares, oft vorausahnendes Bild von den geistigen und politischen Strömungen seiner Zeit vermittelt. Obgleich er nach künstlerischen Wanderjahren, die ihn nach Petersburg, Rom, in die Schweiz und das Rheinland führten, 30 Jahre in der kleinsten der kleinen Residenzen Deuschlands, in Ballenstedt, verbracht hat, ist ihm die Fühlung mit der weiten Welt nie verlorengegangen.



Wilhelm v. Kügelgen.
Selbstbildnis. Rom. 1826.

Die Begeisterung, mit der Wilhelm v. Kügelgens Aufzeichnungen heute gelesen werden, ist wohl dadurch zu erklären, daß gerade die Besten unseres Volkes sich in dieser überhasteten Zeit nach dem Frieden, der stillen Beschaulichkeit sehnen, die die Schriften des „Alten Mannes" ausstrahlen. Die reiche Ausbeute und der große Erfolg der neu herausgegebenen Briefe veranlaßte die Erben des „Alten Mannes", seine literarische Hinterlassenschaft, soweit sie noch vorhanden war, erneut einer genauen Durchprüfung zu unterziehen. Dabei fand sich eine reizvolle kleine Erzählung, „Der Geyersberg", die uns zur erstmaligen Veröffentlichung zur Verfügung gestellt wurde. Die Freunde des „Alten Mannes" werden unschwer in dem jungen Maler aus dem Baltenland, der in Dresden seinen Studien obliegt, Anklänge an Kügelgens eigenes Leben erkennen und mit Freude den ihnen vertrauten liebenswürdigen Humor und die reizvolle Kleinmalerei wiederfinden, die die „Jugenderinnerungen" auszeichnen. Und das mit Recht, denn diese Erzählung stammt aus der Periode seines Lebens, in der er auch die Hand an die „Jugenderinnerungen" gelegt hat — aus den Jahren beschaulicher Ruhe nach Beendigung seiner Kammerherrndienstzeit, in denen der durch Krankheit ans Zimmer Gefesselte und an der Ausübung der Malerei Gehinderte in der Schriftstellerei eine Ausdrucksform für seinen lebendigen Geist und sein künstlerisches Empfinden gesucht und gefunden hat.

I.

Wir blicken in ein einfach ausgeſtattetes, aber helles und ſauberes Zimmer am Dresdner Elbberge. Ein kleines Sofa von ſchüchternem Ausſehen, ein Wachsleinwand-Tiſch, eine Kommode mit defekter Fournierung und ein paar Strohſtühle nebſt diverſen Mappen, Malerutenſilien und mancherlei an die gekalkten Wände gehefteten Skizzen machen Mobiliar und Schmuck der kleinen Wohnung aus; vor ſeiner Staffelei aber, Pinſel und Palette in den Händen, ſteht der Inſaſſe dieſer beſcheidenen Werkſtatt, ein junger, ſchlank gewachſener Menſch von beſtem Ausſehen, namens Florian Reiher, eifrig beſchäftigt, mittels kluger Laſuren die letzte Hand an eine größere Arbeit zu legen. Das Bild, zwei halbe Figuren in Lebensgröße zeigend, ſtellt die heilige Eliſabeth dar in dem Moment, da ſie, bei einem ihrer Armengänge von ihrem Gemahl überraſcht, den Brotkorb auftun muß, der ſich durch ein Wunder mit den ſchönſten Roſen gefüllt zeigt. Es tut das alles ſchon die beſte Wirkung, und jedermann würde das fleißige Werk für fertig halten, doch den Maler ſtört noch dies und das: Ein vorlauter Farbenton iſt abzudämpfen, ein anderer mehr hervorzuheben, zu plumpe Schatten ſind zu erleichtern, zu kalte Töne zu erwärmen uſw. Kurz, Meiſter Florian nimmt die Sache ſehr genau und ſchaltet und waltet in ſeiner Schöpfung mit Einſicht, bis ihm gegen Abend plötzlich die geſuchte Harmonie der Farben aus dem fertigen Bilde wie ein heller Silberblick entgegenleuchtet. Da tritt er, ſelbſt überraſcht, zurück, das Ganze mit Kennerblick noch einmal überſchauend, und dann: „Nun keinen Strich mehr," ſagt er, „Ihr ſeid fertig, liebe Leute, und jetzt mag Euch der Rettig holen." Mit dieſen Worten hebt er das Bild von der Staffelei ab, lehnt es umgekehrt an die Wand und ſtreckt ſich, ermüdet von der Arbeit, für ein Weilchen auf ſein zu kurzes Sofa, deſſen Seitenlehne die langen Beine dieſes Reihers bei weitem überragen.

Florian entſtammte einer ehemals angeſehenen, in letzter Zeit aber heruntergekommenen ritterſchaftlichen Familie in Livland. Zwar hatte ſein Großvater noch für einen reichen Mann gegolten und ſich auch ſelbſt dafür gehalten, bis er ſich eines Morgens durch ſeine Gläubiger von Haus und Hof gedrängt ſah. Bald darauf war er geſtorben und hatte ſeinem Sohne, dem Vater unſeres Florian, der kurz zuvor als wohlhabender junger Kavalier bei der Garde zu Pferd eingetreten war, nichts hinterlaſſen als ein kleines Kapital von einigen tauſend Rubeln, die Mitgift ſeiner Frau. Damit war in Petersburg nicht zu proſperieren; daher der junge Mann in ein Feldregiment übertrat, wo er bei ſchlechtem Avancement ſein kleines Erbteil nach und nach verzehrte. Drückender wurde ſeine Lage noch durch ein frühzeitiges Verlöbnis mit einem armen Fräulein, das zu verlaſſen, er ſich nicht entſchließen konnte. Durch lange mühſam hingediente Jahre hielt er ihr feſte Treue, bis ihn endlich das Majorspatent in den Stand ſetzte, der ſchon alternden Geliebten doch noch die Hand zu reichen. Die kleine Garniſon verlangte keinen Aufwand, und das junge Pärchen lebte eine Weile glücklich und zufrieden. Aber ſchon im erſten Wochenbett ſtarb die Frau, dem trauernden Mann ein Söhnchen hinterlaſſend, unſeren Florian. Da kam denn jenem die Marſchordre gerade recht, die bei dem damals drohenden franzöſiſchen Kriege das Regiment aus der Friedensgarniſon gegen die polniſche Grenze dirigierte. Noch fand er Zeit, ſein Kind den Schweſtern ſeiner Frau zu übergeben, die auf einem kleinen Beſitztum bei Reval lebten, dann eilte er dem Regiment nach, mit dem er fortan alle Drangſale dieſes Feldzugs teilte. Zum Oberſtleutnant avanciert, überſchritt er im nächſten Frühjahr die deutſche Grenze und war bei allen Affären des beginnenden Freiheitskrieges engagiert, bis endlich die Schlacht bei Leipzig ſeiner militäriſchen Laufbahn ein Ziel ſetzte; eine Stückkugel hatte ihm das Bein zerſchmettert. Reich dekoriert und unter Beilegung des Oberſten-Charakters verließ er den Dienſt mit einer Penſion, die ihm zwar keinen Aufwand, doch aber ein um ſo auskömmlicheres Leben gewähren konnte, als die Gnade des Kaiſers ihm für ſein Söhnchen einen Platz im Petersburger Landkadettenkorps zugeſichert hatte.

Der Oberſt wählte jetzt das am Finniſchen Meerbuſen ſo wohlgelegene Reval zum Aufenthalt, nahm ſein Kind zu ſich und freute ſich der günſtigen Entwicklung des Kleinen, dem er die erſten Begriffe, dann die erſten Kenntniſſe beibrachte. Daneben beſchäftigte er ſich, ſeine Muße nutzend, aufs eifrigſte mit Ermittelung traditioneller wie urkundlicher, ſeine Familie betreffender Nachrichten, um dieſe in der Folge zu einer Chronik des Reiherſchen Geſchlechtes zuſammenzuſtellen. Wenn ſeine Freunde ihn damit auslachten, pflegte er zu ſagen: es wäre doch wertvoll, zu erfahren, was diejenigen geweſen, getan, genoſſen, gelitten, beſeſſen und verloren, aus deren Blut man gemacht ſei, und überdem könne niemand wiſſen, welcherlei Vorteile ſeinem Florian in Zukunft noch aus ſolcher Kenntnis erwachſen dürften.

Als der Knabe das achte Jahr erreichte, wurde er dem Kadettenhaus übergeben, wo er eine gute Erziehung erhielt und dieſe ſo gut nützte, daß er, was Fortſchritte und Betragen anlangt, bald als Muſterzögling anderen zum Exempel aufgeſtellt werden konnte, während freilich andererſeits ſeine Befähigung zum praktiſchen Militärdienſt bisweilen angezweifelt wurde, weil er zuzeiten etwas träumeriſch und weich, ſogar der Verſuchung, Verſe zu machen, ausgeſetzt war. Auch wünſchte er ſelber nichts weniger, als zeitlebens jenem Gamaſchendienſt zu unterliegen, in den er ſich ganz ungefragt verſetzt ſah, da ihn Talent und Neigung auf andere Bahnen wieſen, und vielfach hatte er deshalb dem Vater angelegen, ihm zu geſtatten, den Degen mit dem Pinſel zu vertauſchen, den er in freien Stunden bereits mit Glück und unter den bewundernden Lobſprüchen ſeiner Mitſchüler zu führen wußte. Allein der Oberſt konnte ſich gemäß den Traditionen ſeines Hauſes für einen mittelloſen Reiher einen anderen Beruf nicht denken als den des Degens und war der Meinung, daß ſein Söhnlein, wenn es erſt die Epauletten trüge, die Sache aus einem günſtigeren Geſichtspunkt heraus betrachten werde. So wurde Florian denn ganz gegen

seine Neigung nach glänzend bestandenem Examen mit 18 Jahren als Leutnant in ein Grenadierregiment eingestellt.

Anfänglich schien es wirklich, als wenn die Verwandlung, die mit ihm vorgegangen und die namentlich zu jener Zeit in Rußland nur mit der einer häßlichen Raupe in einen schönen Schmetterling zu vergleichen war, ihn einigermaßen befriedigt hätte; doch war dies nur insoweit der Fall, als die neue Stellung seiner großen Vorliebe zur Malerei mehr Raum gewährte, einer Vorliebe, welcher er jetzt alle Zeit widmete, die er erübrigte. Wie denn aber der Appetit mit dem Essen wächst, so beherrschte ihn jene Liebhaberei bald dermaßen, daß ihm der Dienst ganz unerträglich und es ihm zur Lebensfrage wurde, möglichst bald gänzlich davon erlöst zu werden. Er ward daher nicht müde, den Vater zu bestürmen, von seinem Familienvorurteil abzustehen und ihm nachträglich noch ein künstlerisches Studium zu ermöglichen. Der Zuschuß, meinte er, den er als Leutnant doch erhalten müßte, werde bei guter Wirtschaft ausreichen, ihn auf einer deutschen Kunstschule zu erhalten, die ihn nach ein paar Jahren so weit fördern könne, die ferneren Mittel seines Unterhalts in sich selbst zu finden. Einsichtsvolle Freunde unterstützten diese Wünsche, und ein Bruder seiner verstorbenen Mutter, der in Petersburg ein einträgliches Amt verwaltete, erbot sich sogar, zu dem, was der Vater geben würde, auf vier Jahre noch 100 Rubel zuzuschießen. Da endlich gab der alte Reiher nach, und Florian erhielt den nachgesuchten Abschied. Acht Tage verlebte er noch zu Reval bei dem Vater, und als man sich dann trennte und der Sohn ein Lübsches Schiff bestieg, das ihn nach Deutschland überführen sollte, sagte ihm jener: „Das hab' ich jetzt ermittelt, daß wir nicht, wie an verschiedenen Orten fälschlich verzeichnet steht, aus Schweden stammen, sondern aus Deutschland. Gib Kunde, ob sich dort etwa noch Reihers finden." Eine Notiz und ein Auftrag, die der Sohn in seiner Herzensfreude reichlich überhörte.

Florian ging nach Dresden, und als sich ihm dort die Hallen der Kunstsammlungen auftaten, war es ihm nicht zweifelhaft, daß, wenn er bei solchen Förderungsmitteln binnen Jahresfrist kein Bild malen lerne, der Fehler nur an seiner Faulheit liegen könne. Er meldete dies auch seinem Vater und war so fleißig, daß er schwarz geworden wäre, wenn anders angestrengte Arbeit solche Konsequenzen hätte.

Inzwischen bleibt es auch dem Fleißigen gegenüber immer wahr, daß das Leben kurz, die Kunst aber lang ist, und Florian mußte zu seinem Leidwesen bald bemerken, daß der Berg sich immer höher türmte, je eifriger er ihn aufstieg. Von unten, schrieb er seinem Vater, habe das Ding gar nicht so übermäßig ausgesehen, nun aber sei doch zu befürchten, daß wohl das zweite Jahr zu Ende gehen werde, ehe ein eigenes Bild zu unternehmen sei. Als nun aber auch das dritte abgelaufen, ja, das vierte angebrochen war, ohne die ersehnte Frucht zu bringen, da stellten sich in jenem Elbbergstübchen bisweilen schwere Stunden ein. Zwar galt Florian bereits für einen der hoffnungsreichsten akademischen Schüler und erfuhr von dieser Seite mancherlei Aufmunterung, auch war er gar nicht arm an eigener Erfindung, und man belobte seine Entwürfe; wenn er aber einen solchen zum Bilde gestalten wollte, so war die Idee nie stark genug, um ihn durch die mannigfachen Schwierigkeiten der Ausführung hindurchzureißen. Die Arbeit entsprach nicht seiner Anforderung, und er verlor die Lust und zerstörte wieder, was er begonnen, um das Mißlungene nicht mehr zu sehen. Bei solchen Gelegenheiten konnte es denn nicht fehlen, daß manche bittere Träne hinter der Staffelei verschluckt ward und der junge Maler dem beängstigenden Zweifel Raum gab, ob er denn wirklich auch berufen sei, jemals die heiteren Höhen zu erklimmen, da die Meister wohnen.

So standen die Sachen, als eines Abends die Lockungen des Frühlings den verzagten Helden dem Plauenschen Grunde zuführten. Hier die Einsamkeit suchend, folgte er seitab der Straße einem Fußpfad, der ihn durch Gebüsch und Wiesen vor eine Gruppe alter Weiden brachte, deren Äste sich malerisch über das muntere Gewässer der Weißeritz neigten. Von diesem Gegenstand angezogen, ließ er sich ins Gras nieder, zog sein Skizzenbuch hervor und war bald so vertieft in seine Arbeit, daß er eine kleine bei ihm vorbeischlendernde Gesellschaft kaum bemerkt haben würde, wenn sich nicht eine der Damen plötzlich gewendet und zurückgerufen hätte: „Männchen, Männchen — Duselkopf! So komm doch, der Wagen hält schon bei der Mühle!"

Da sah sich Florian nach dem gerufenen Männchen um und erblickte zu seiner Überraschung da, wo der Fußweg aus dem Dickicht auf die Wiese auslief, die zierliche Gestalt eines allerliebsten jungen Mädchens, das leichten Schrittes der übrigen Gesellschaft nachzueilen bestrebt schien. Sie trug ein Strohhütchen am Arm und in den Händen volle Sträuße schöner bunter Anemonen, war aber trotz dieser Belastung dennoch bemüht, im raschen Vorschreiten eine Fülle blonder Locken aufzunehmen, welche anstreichendes Gezweig in Unordnung gebracht haben mochte. Unter dieser Beschäftigung schien sie den Maler, an dessen Sitz sie ziemlich nah vorüberkam, nicht zu sehen, dieser aber, dessen Augen wie gebannt an der ungewöhnlich graziösen Erscheinung hafteten, bemerkte jetzt, wie aus den Falten ihres Kleides etwas Glitzerndes ins Gras rollte. Rasch aufspringend, fand er ein Medaillon, lief damit der Verliererin nach, und sie ehrerbietig grüßend, überreichte er ihr das verlorene Kleinod. Die junge Dame hielt den Schritt an, und mit einem ganz eigentümlich reizenden Lächeln und den Worten: „Dank! Tausend Dank, mein Herr!" nahm sie das Medaillon entgegen, verneigte sich leicht und war schnell verschwunden.

Es wäre im Grunde nichts besonders Bemerkenswertes bei dieser ziemlich alltäglichen Begegnung gewesen, wenn sie nicht gerade einen Menschen betreffen mußte, dessen Herz sich zufälligerweise zu der Eigentümlichkeit weiblichen Reizes, wie sie ihm hier begegnete, ähnlich wie ein Pulverfaß zur Lunte verhalten mochte. Florian stand betroffen da, dem dahineilenden Mädchen mit weit aufgerissenen Augen nachblickend. Es war ihm zumute, als wäre etwas ganz Ungeheures vorgefallen, das ihn verwandelt, ihn umgeschaffen hätte aus einem toten in ein lebendiges Wesen, und selig träumend schlug er den Rückweg zur Stadt ein. Die Wogen seines inneren Lebens gingen hoch und höher, Ideen drängten auf Ideen, was er gesehen und empfunden, mußte er auch gestalten, und siehe: noch ehe er seine Klause erreichte, stand in aller Pracht der Farben bereits ein Bild fertig vor seiner Seele, das auszuführen, er vor Begierde brannte. Der nächste Morgen schon sah den ersten Entwurf zu jener Wartburgszene, die wir ihn im Eingang dieses Kapitels beenden sahen.

Drei Monate lang hatte Florian unter dem aufmunternden Zuspruch der Kommilitonen an diesem Bilde gearbeitet, das bei fortwährendem Gelingen schon in den ersten Stadien seines Entstehens und Werdens sich eines gewissen Rufes erfreute. Künstler und Liebhaber drängten sich hinzu, es zu bewundern, und namentlich war es das Köpfchen der Elisabeth, dessen überaus zarter, freundlich verlegener und der Handlung so ganz entsprechender Ausdruck jedermann bezauberte; es war gewissermaßen die Seele, das Licht, der Selbstlauter in dem schönen Bild.

Man wollte wissen, nach welchem Modell der Künstler gearbeitet, aber dies Modell konnte er weder zeigen noch nennen, und jener begeisternden Begegnung im Plauenschen Grunde Erwähnung zu tun, hielt er nicht für nötig. Er hatte davon nur seinem vertrauten Freunde Berthold, einem jungen Bataillenmaler, erzählt, mit dem er nicht müde wurde, alle öffentlichen Sammlungen, Gärten und Promenaden zu durchstreifen, um womöglich dem entzückenden Wesen wieder zu begegnen, dessen eigentümlichem Zauber er sein Bild verdankte. Leider hatten die Freunde bei diesen Gängen die alte Regel zu sehr außer acht gelassen, verlorene Gegenstände nur da zu suchen, wo sie sich befinden. Das Mädchen blieb daher verschwunden und nur die schwache Hoffnung übrig, daß bei dem Aufsehen, welches das Bild zu machen anfing, die Porträtähnlichkeit der heiligen Elisabeth mit der Gesuchten vielleicht doch noch zu einer gelegentlichen Entdeckung führen könne.

Wir verließen unseren Helden vorhin auf seinem Lotterbettlein in sehr bequemer Stellung, aus der er jedoch bald durch einen vom Postboten überbrachten, ihn ins höchste Erstaunen setzenden Brief wieder aufgewirbelt wurde. Das Kuvert war mit „Dornburg", dem Namen einer kleinen deutschen Residenz, gestempelt, die Aufschrift aber von der Hand seines Vaters, den er 300 Meilen weit in Reval glaubte. Florian erbrach das Siegel, das einen aufrecht stehenden nicht Reiher, sondern Geier zeigte, und studierte, im Zimmer auf und nieder schreitend, den rätselhaften Inhalt. Der Brief lautete folgendermaßen:

„Mein lieber Junge!

Angesichts Dieses wirf alles hinter Dich und marschiere ungesäumt auf hiesige fürstliche Residenz, woselbst ich im gelben Beutel Nr. 3 im Quartier liege. Geschäfte von höchster Importanz, die ohne Deine Beteiligung zu einem gedeihlichen Ende nicht zu fördern sind, halten mich hier fest. In Leipzig machst Du Halt für einen Tag und korrigierst Deine Equipage insoweit, daß ein Fürst Dich ansehen könnte, wenn er Lust dazu verspürte. Man sagt mir, daß Du dort alles fertig, besser und wohlfeiler als in Dresden kriegst. Die Mittel folgen anliegend in einem Wechsel auf Frege & Co. Es erwartet Dich mit Bestimmtheit im Laufe des 15. h. m.

Dornburg, 10. August 18... Dein alter Vater

Magnus, Florian von Reiher.

P. S. Tu's Maul auf, Junge! eine große gebratene Taube will hinein."

Von alledem verstand Meister Florian kein Wort. Sein Vater in Dornburg! Und bei so knappen Mitteln reichlich Geld spendend — dazu die gebratene Taube! — Es war unbegreiflich. Indessen mußte Ordre pariert werden, und kurz entschlossen griff der junge Mann nach seinem Hut und eilte auf das Postbureau, sich für den nächsten Morgen einen Platz im Eilwagen zu sichern.

Auf dem Rückweg begegnete er seinem soeben von einer kleinen Reise zurückgekehrten Freund Berthold, der sich ihm für weitere Kommissionsgänge gern als Begleiter anschloß, und den er sogleich zum Vertrauten seiner sehr gerechtfertigten Verwunderung machte.

„Sollten sich denn gar keine Motive auffinden lassen," fragte Berthold, „die imstande gewesen wären, deinen Vater nach Deutschland zu verlocken?"

„Ich kann mir keine denken, weder freundschaftliche noch geschäftliche oder wissenschaftliche. Seitdem er den Dienst quittiert, hat mein lieber Vater außer seiner väterlichen Teilnahme für mich eigentlich nur noch ein einziges Interesse, das ist die Erforschung der Vorgeschichte unserer Familie, beides aber konnte ihn kaum nach Dornburg führen. Denn was mich anlangt, so bin ich hier, unsere Familie aber gehört nach Livland, und unser Ahnherr war ein Schwede! Ja, wäre mein Vater aus dem Spiele und bloß von meinem Hinkommen die Rede, so könnte ich mir die Sache wohl erklären samt der gebratenen Taube."

(Fortsetzung folgt.)

„Das ist in der Tat eine Zahnbürste, die des Odols, des besten Mundwassers der Welt, würdig ist!" –



TEDDY BILL

PHOTO: VON BUCOVICH

DIE
ODOL-ZAHNBÜRSTE

läßt keine Spalte, keinen Winkel in den Zahnreihen unberührt, denn ihre Borsten sind konvex und konkav angeordnet. Sie reinigt die Zahnreihen nicht nur außen, sondern auch innen und in den Zwischenräumen. Die Odol-Zahnbürste ermöglicht überhaupt erst eine wirklich wirksame Mund- und Zahnpflege. – Auf dem Stiel jeder Odol-Zahnbürste steht das Wort „Odol" in der bekannten Schrift. Odol-Zahnbürsten erhalten Sie in zwei Größen in fast allen Odol-Verkaufsstellen.

Verlangen Sie ausdrücklich eine Odol-Zahnbürste, sie ist preiswert und wirklich gut!

Odol-Zahnpasta ist wie Odol nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen aufgebaut. Odol-Zahnpasta wird von uns nicht in schweren Bleituben, die zwar billig, aber scheußlich sind, geliefert, sondern – ohne Preiserhöhung – in reinen Zinntuben. Es gibt keine bessere Zahnpasta als Odol-Zahnpasta. Odol-Zahnpasta hat desinfizierende Wirkung, verhütet Zahnbelag und hat köstlichen Geschmack.

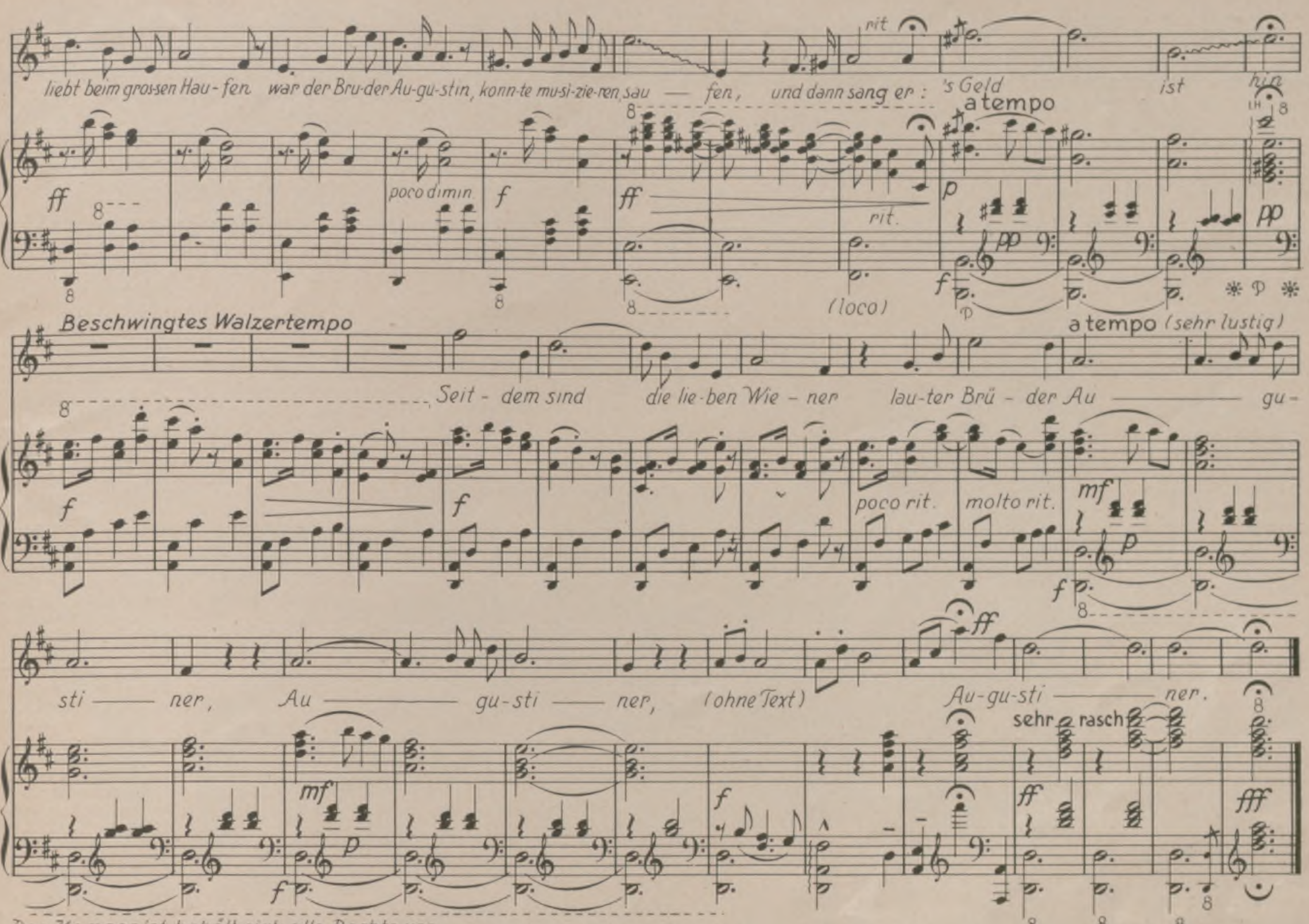


Der liebe Augustin

Ed. Bauernfeld.

RUDOLF FELBER





Der Komponist behält sich alle Rechte vor.

Wissen und Leben

Farbe und Schlaf. Eigenartige Zusammenhänge zwischen Farbe und Schlaf scheinen zu bestehen, und die praktische Nutzwirkung daraus zu ziehen, dürfte für manche von Vorteil sein. Die Hygiene des Schlafes ist anscheinend bis jetzt weniger berücksichtigt worden, und doch kommt ihr unstreitig eine überragende Bedeutung zu. Hauptsächlich die Münchener Gesellschaft für Lichtforschung hat sich auf diesem Gebiete besondere Verdienste erworben. Es ist ganz erstaunlich, was sich alles durch Farbenauswahl für die Erzielung eines gesunden Schlafes gewinnen läßt. Hier zeigen sich die überraschendsten Erscheinungen. Glasmalern ist es nicht unbekannt, daß sie, längere Zeit auf kaltem Kobaltblau malend, vor der Staffelei einschlafen. Man hat auch in früheren Zeiten schon ausgiebig Gebrauch davon gemacht, Geistesgestörte in blau gestrichene und mit blauen Vorhängen verhängte Zellen zu bringen. Die beruhigende und einschläfernde Wirkung des Blau ist außerordentlich, und auch sonst überreizte Menschen werden bedeutend ruhiger, wenn man sie in blau tapezierte Gemächer bringt oder auch nur das Licht durch blaue Vorhänge einfallen läßt. Daraus ergibt sich unstreitig der Wert der blauen Farbe für das Schlafzimmer, nicht der schwarzen, wie man vielfach meint. Schwarz bedrückt viele Menschen. Bei Leuten, die schlecht schlafen können, ist ein lichtes Blau der Wände sehr förderlich. Auch ein blauer Lampenschirm oder eine blaue Ampel bewirken auffällige und vor allem natürliche Verbesserung des Schlafes und machen die Anwendung künstlicher Schlafmittel oft überflüssig. Dr. Fr.



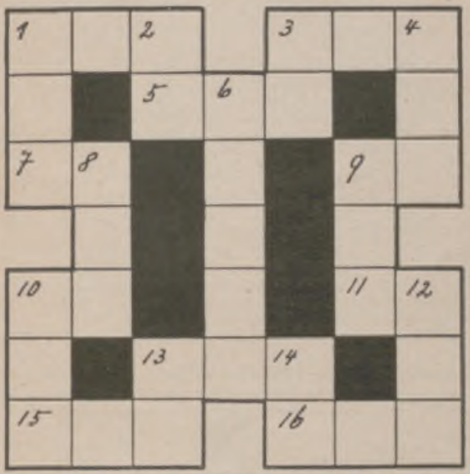
Eine Stätte der Erinnerung an Böcklin: Sein Besitztum in Fiesole bei Florenz, wo der Künstler von 1892 ab bis zu seinem Tode am 16. Januar 1901 wohnte. Zeichnung von R. Duschek.

Der Biß, ein wichtiges Hilfsmittel zur Feststellung von Verbrechern. Besondere Bedeutung für die Ermittelung des Tatverhalts und der Täter haben bei Verbrechen die Verfahren, die mit größter Exaktheit aus zurückgelassenen Spuren am Tatort den Nachweis liefern, daß eine bestimmte Person das Verbrechen begangen hat oder daran beteiligt gewesen ist. Vor allem kommen Methoden in Betracht, die charakteristische, nicht veränderliche Merkmale einer Person festhalten und jederzeit leicht nachweisen lassen. Diesen Forderungen genügt das Verfahren der Fingerabdrücke und ihre Auslegung (Daktyloskopie), da die Papillarlinien der Fingerkuppe unverändert bleiben. In manchen Fällen können Bißverletzungen oder angebissene Gegenstände am Tatort wesentlich zur Identifizierung des Täters beitragen, da der Abdruck der Zahnreihen ebenfalls ein prägnantes Zeichen darstellt. Bei Bißverletzungen hat man zu unterscheiden, ob der Biß in der Verteidigung, aus Wut oder in einem krankhaften Drang ausgeführt wurde. Im ersten Falle ist die Bißwunde tief zerfleischt und für die Beobachtung wenig übersichtlich. Im zweiten Fall prägen sich die Zahnreihen bei gut entwickeltem Fettpolster scharf ab, da der Sadist langsam beißt, um sein Opfer zu quälen. Um den Abdruck der Zahnreihen scharf zu erhalten — die untere ist stets schärfer als die obere — muß vom Biß ein Abdruck möglichst bald genommen werden, da sich die angebissenen Gegenstände meist rasch verändern. Auch beim Lebenden verwischt sich der Abdruck durch narbige Verzerrung. Es ist also bedeutsam, die

Bißflächen so bald als möglich untersuchen zu lassen. Sörup hat nun ein Verfahren, Odontoskopie genannt, ausgearbeitet, um einen exakten Nachweis zu führen, von wem die vorgefundene Bißfläche stammt. Von den aufgefundenen Bißflächen werden photographische, speziell stereoskopische Aufnahmen gemacht. Das Wesen der Odontoskopie besteht nun darin, daß ein Durchsichtsbild geschaffen wird, während bei der Daktyloskopie nur ein Vergleichsbild nötig ist. Für die Herstellung des Durchsichtsbildes wird durch Abdrucknehmen ein Gipsmodell der Zahnreihen gewonnen. Nach gründlicher Austrocknung wird das Modell mit Spirituslack überzogen, um zu verhüten, daß beim Bestreichen der Bißflächen mit schwarzer Ölfarbe diese aufgesaugt wird. Jetzt wird angefeuchtetes Kupferdruckpapier gegen die mit schwarzer Ölfarbe bestrichenen Zähne gepreßt, und das Schema der Zahnreihe drückt sich nun auf dem Kupferdruckpapier ab. Nach stundenlangem Trocknen gelangt das Kupferdruckpapier mit einem darübergelegten Gelatinepapier in eine Umdruckpresse, wie sie im Kupferdruck Verwendung findet. Man erhält so auf dem durchsichtigen Papier das ganze Bild des Bisses, mit dem man nun Vergleiche mit den Bißstellen vornehmen kann. Diese Methode dürfte zur Feststellung von Verbrechern gute Dienste leisten. Dr. K. F. Hoffmann, München.

Der biblische Moses als Pulver- und Dynamitfabrikant. Unter diesem Titel hat Jens Jürgens (Großdeutscher Verlag, Weißenburg i. B.) eine Schrift veröffentlicht, deren Zweck der Nachweis ist, daß Moses sich auf die Herstellung von Pulver, Sprengöl und Dynamit verstand, und daß die Einrichtung der Stiftshütte sowie der ganze Opferritus geradezu darauf zugeschnitten waren, die Herstellung dieser Sprengstoffe zu ermöglichen. Es muß auffallen, meint Jürgens, daß Moses bei Todesstrafe verbot, Blut oder Fett wegzuschütten bzw. zu essen. Alle Schlachtungen mußten von den Priestern in der Stiftshütte ausgeführt werden; alles Blut und Fett erscheint von Moses „beschlagnahmt". Wozu? Nach Jürgens hat Moses folgendermaßen Pulver und Dynamit bereitet: Das Blut wurde auf die Aschenhaufen ausgegossen, wodurch sich Kalisalpeter bildete. Schwefel gewann Moses aus Erzen, die sich auf der Sinaihalbinsel in Menge finden, Kohle hatte er zur Verfügung. Mischte er nun Salpeter, Kohle und Schwefel, so war das Pulver fertig. Aus dem Fett und dem „lautersten, allerreinsten Öle", das er vom Volk als Zehent verlangte (II. Mos. 25), gewann er zunächst durch Verseifung das allbekannte Glyzerinöl C3 H5 (OH 3), das auch als Heilmittel Verwendung fand. Mischt man dieses aber mit Salpetersäure, die Moses ja besaß, so entsteht das furchtbare Nitroglyzerin, von Moses Sprengwasser genannt (IV. Mos. 19, 21). Durch dessen Aufsaugung in bindendem Stoff erhielt Moses transportfähiges Dynamit. Nach Jürgens sind danach alle die biblischen „Wunder", die mit dem „Feuer des Herrn" zusammenhängen, einfach durch Dynamitanwendung zu erklären. Die Rauch- bzw. Feuersäule, in welcher der „Herr" dem Volke voranzog, war ein pyrotechnisches Werk Mosis, die Vernichtung der Ägypter, als sie den Juden durchs Rote Meer nachsetzten, das Werk der gelegten Flatterminen. Weiter öffnete Moses verborgene Quellen durch Sprengung, zerstörte das Goldene Kalb durch sein Pulver und sprengte die Rotte Korah mit Dynamit in die Luft. Josua erbte Mosis Geheimnis, erzwang den Übergang über den Jordan dadurch, daß er durch Dynamitsprengung in der oberen, engen Jordanschlucht einen künstlichen Bergsturz erzeugte, der den Fluß abzwängte und einige Stunden lang aufhielt (wie dies im Jahre 1267 nach Chr. einmal von selbst auf natürlichem Wege geschah). Die Mauern von Jericho fielen auch durch Sprengung. Das Volk mußte um die Stadt marschieren, damit die Jerichaner nicht hörten, wie bei Nacht die Mineure Josuas die Bohrlöcher ausmeißelten. Der Posaunenschall war nur das Zeichen zum Anzünden der Zündschnüre und auf Täuschung des Volks und der Jerichaner berechnet. Die Bundeslade war die Pulverkiste. Als sie einmal explodierte (I. Sam. 6, 19) wurden 50070 Menschen getötet. Mit der Wegführung der Priester in die babylonische Gefangenschaft ging das Geheimnis verloren. Gerade in der hierauf bezüglichen Stelle (II. Macc. 1, 18—36) erblickt Jürgens den vollgültigen Beweis für seine Theorie. Man vergrub ein Pulver und fand nach 70 Jahren ein Öl, das sich in der Sonnenglut entzündete. M. Valier.

ZUM NACHDENKEN

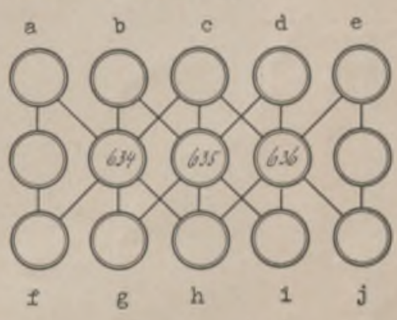


Silben-Kreuzworträtsel.

Aus den Silben: be — bir — de — de — del — el — ge — ge — ge — ge — la — la — le — li — lip — ma — me — mi — mo — na — na — nar — ne — ne — ni — phi — ra — ral — ro — se — se — tro — var — vil — wer sind 21 Wörter zu bilden und so in die freien Felder der links stehenden Figur einzutragen, daß jedes Feld von einer Silbe besetzt ist. Bei jeder Ziffer beginnt ein neues Wort, das so viele Silben hat, wie freie Felder bis zum nächsten schwarzen Block vorhanden sind. Die Wörter bedeuten: Wagerecht: 1 Stadt in Spanien, 3 geometrische Figur, 5 Erwerbsbeschäftigung, 7 Strom in Sibirien, 9 altrömische Silbermünze, 10 Stadt in Reuß, 11 Kamelschaf, 13 Stadt in Italien, 15 Militärrang, 16 gefräßige Meertiere; senkrecht: 1 weibliche Gestalt aus der griechischen Mythologie, 2 Papiermaß, 3 Strom in Deutschland, 4 höhere Bildungsanstalt, 6 Stadt am Harz, 8 Provinz in Spanien, 9 Simsons Verräterin, 10 geographischer Begriff, 12 ältere Frau, 13 der Inbegriff sittlicher Grundsätze, 14 Nähwerkzeug.

Rechenaufgabe.

Die Zahlen 633, 637, 638, 639, 640, 644, 645, 647, 648, 652, 653 und 654 sind so in die zwölf leeren Kreise der Figur einzustellen, daß die Summe der drei Zahlen von jeder senkrechten Reihe (a—f, b—g, c—h, d—i, e—j), ferner die der schiefen Reihen (a—h, b—i, c—j, f—c, g—d, h—e) immer die Jahreszahl **1927** ergibt.



Und wie!

Auf „Ordnen" achte jedermann. [dran.
Denn wär's verwirrt, man stäch' sich

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — a — al — an — as — bel — bis — ce — cir — da — de — den — di — e — e — em — en — ga — ge — hang — i — i — i — ka — ka — kan — le — li — li — ma — ne — ne — ni — nom — nor — ot — pel — pik — rie — rous — seau — stro — tha — ton — trat — trei — um — us — ya — zi — zo

sind 20 Wörter von nachfolgender Bedeutung zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus Wielands „Oberon" ergeben. 1 Dichtkunst, 2 ionische Insel, 3 Himmelsrichtung, 4 Alpenpflanze, 5 Mädchenname, 6 Stadt in Italien, 7 Pelzart, 8 Bildersaal, 9 Prophet, 10 französischer Schriftsteller und Philosoph, 11 Sternforscher, 12 Kleidungsstück, 13 Kulturpflanze, 14 biblischer Ort, 15 salpetersaures Salz, 16 spanische Provinz, 17 Zeicheninstrument, 18 Schwachsinniger, 19 Zauberin, 20 Stadt in China.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4309.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4307.

Füllrätsel: Kossuth, Laterne, Bariton, Fulpmes, Loeffel, Portier, Sudeten, Basalte, Perfall, Gardine, Pauline, Kantine, Flasche. — Karpfen, Forelle, Sardine.

Verwandlung: Alba — Elba.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Arras, 3 As, 5 Kreta, 9 Salbe, 10 Albe, 11 Laden, 12 Aden, 13 Taler, 15 Eid, 17 lee, 18 Los, 19 Nora, 21 Bart, 22 Art, 23 Asepsis, 24 Samt, 25 Amt, 26 Schal, 29 Ida, 30 Rio, 32 Emu, 33 Bogen, 35 Elias, 36 Lunte, 37 Lerche, 38 Stein; senkrecht: 1 Asien, 2 Radio, 3 Abt, 4 Seal, 5 Klee, 6 rar, 7 Tenor, 8 Angst, 14 Leipzig, 16 Drama, 18 Lasche, 20 Ast, 21 bis, 22 Asche, 24 Sichel, 25 Adele, 27 Amati, 28 Lumen, 30 Rose, 31 Oels, 33 Bach, 34 Nut.

Zifferblatträtsel: 1. Ai, 2. Aida, 3. Ida, 4. Darm, 5. Ar, 6. Arm, 7. Armut, 8. Mut, 9. Ute, 10. Terz, 11. Erz, 12. Erzerum, 13. Zer, 14. Rum. 15. Rumor, 16. Mord, 17. Order, 18. der, 19. Erik, 20. Erika, 21. Kar, 22. Kara, 23. Ar, 24. Ara, 25. Naid.

DREI ANEKDOTEN VOM ALTEN FRITZ

Der Hofprophet. Als Friedrich der Große nach seiner Thronbesteigung zum ersten Male nach Berlin kam, fiel, nach anhaltender rauher und dürrer Witterung, ein warmer und erquickender Regen. Einer der Vertrauten des Königs, der neben ihm im Wagen saß, sagte zu Friedrich: „Majestät! Ein solcher Regen ist eine glückliche Vorbedeutung für eine an großen Taten fruchtbare Regierung." — „Ich danke für das Kompliment," erwiderte der König, „ich muß aber recht sehr bitten, niemanden von diesem Prognostikon etwas zu sagen, sonst möchten die Leute glauben, ich hielte mir einen Hofpropheten."

Friedrich der Große und der Fremde. Durch das schnelle Fahren in Berlin waren mehrere Unglücksfälle vorgekommen. Das dortige Gouvernement ergriff ein erfolgreiches Mittel, um der Wiederholung solcher Unfälle vorzubeugen. Sobald ein Kutscher, dem Verbot zuwider, zu rasch durch die Straßen fuhr, wurde er, ohne Rücksicht darauf, wer in dem Wagen saß, angehalten, in die Wache gebracht und erhielt 25 kräftige Stockschläge. Der Kutscher eines hohen Fremden hatte sich auch dieser Übertretung schuldig gemacht. Man hob ihn vom Bock, und er empfing die erwähnte Strafe. Der Fremde, auf das höchste entrüstet, beschwerte sich unmittelbar bei Friedrich dem Großen über den Gouverneur. Er erhielt aber die Antwort: „Es tut mir leid, daß Ihre Klage gerade diesen Mann betrifft. Er ist brav, aber grob, und in Dienstsachen läßt er nicht mit sich spaßen."

Friedrich der Große und der Gesandte. Der preußische Gesandte am Londoner Hof schrieb an Friedrich den Großen, seine Besoldung sei derart gering, daß er, bei den dortigen hohen Preisen aller Lebensbedürfnisse, sich bald in die Lage versetzt sehen würde, seine Equipage abzuschaffen und zu Fuß an den Hof zu gehen. Friedrich antwortete ihm: „Geh Er immer zu Fuß, das verschlägt nichts, und wenn jemand darüber Glossen machen sollte, so darf Er nur sagen: Er sey mein Gesandter und hinter Ihm gingen 300000 Mann."

Großer Preis von Europa. NSU erhält den Gleichmäßigkeitspreis. Der von dem bekannten Kölner Sportsmann Fr. Ullerich gestiftete wertvolle Ehrenpreis für das deutsche Fabrikat, welches dieses große Rennen mit allen Fahrzeugen am regelmäßigsten fährt, ist von der Deutschen Motorrad-Sportgemeinschaft den NSU-Werken nunmehr zugesprochen worden. Die gleichmäßig gute Leistung der NSU-Motorräder in dem hart umstrittenen internationalen Rennen ist besonders aufgefallen und war ein nicht zu unterschätzender Erfolg der deutschen Industrie.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinle, für den Anzeigenteil Ernst Medel, beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8 e., 44/bis Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG ★ J. J. WEBER ★ LEIPZIG

NR. 4309. 169. BAND EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 13. OKTOBER 1927

Wie bereiten Sie Tee?

Die Frage ist durchaus nicht so unnütz, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte. Tatsächlich setzt die richtige Teebereitung eine Kenntnis voraus, die bei uns keineswegs allgemein verbreitet ist. Von der richtigen Bereitung aber hängen Wohlgeschmack und Aroma des Tees ab. Selbst der beste Tee schmeckt nicht, wenn man die Blätter einfach in die Kanne schüttet und nun heißes Wasser (womöglich noch nicht einmal kochendes) aufgießt. Denn das heiße Wasser, in die kalte Kanne gegossen, wird abgeschreckt und das so wichtige schnelle Auslaugen der Teeblätter verhindert. Neuerdings ist nun eine Teekanne geschaffen worden, die in hohem Maße geeignet ist, die richtige Teebereitung zu vereinfachen und die Kultur des Teegenusses zu fördern. Das Wesentlichste dieser neuen Kanne („Kompletta" genannt) ist ein Zugsieb, das mit Teeblättern gefüllt und in die Kanne gehängt wird. Je nachdem, ob der Tee schwach oder kräftig gewünscht wird, beläßt man das Zugsieb kürzere oder längere Zeit in der Kanne, zieht es dann an einem Kettchen hoch und hängt es in einem Loch am Henkel fest. Auf diese Weise erübrigt sich das Abgießen des fertigen Tees in eine besondere Servierkanne, ja mehr noch, man kann den Tee unmittelbar am Tische bereiten. Um die Zugsiebteekanne allgemein zu verbreiten, wird sie von der Teekanne-Co., Dresden-A. 1 gegen Rückgabe einer bestimmten Anzahl leerer Umhüllungen von Teepackungen Marke „Teekanne" abgegeben. Hausfrauen, die nicht warten wollen, bis sie die erforderliche Anzahl Umhüllungen gesammelt haben, können die „Kompletta" aber auch, ebenso dazu passende Tassen, Zuckerdose und Sahnegießer gegen Bezahlung (Teekanne 3 Mk., Tasse, Zuckerdose oder Sahnegießer je 1 Mk. einschließlich bruchsicherer Verpackung und Franko-Zusendung) in der Weise erhalten, daß ihnen später der Betrag rückvergütet wird. — Zweifellos werden viele Hausfrauen von dieser Möglichkeit, schon jetzt in den Besitz eines „Kompletta"-Services zu kommen, Gebrauch machen. H. K.

Ein neuer glänzender „Wanderer"-Erfolg wird aus dem Riesengebirge gemeldet. Der bekannte Sportsmann Max Mader, Stuttgart beendigte auf seinem 6/30 PS „Wanderer"-Wagen normaler Ausführung die dreitägige Riesengebirgs-Zuverlässigkeitsfahrt des Berliner Automobil-Klubs vollkommen strafpunktfrei und erzielte außerdem in der Berg- und der Elastizitätsprüfung, die an Fahrer und Wagen besonders hohe Anforderungen stellten, die beste Wertung und gewann als Sieger dieser außerordentlich schwierigen Prüfung in glänzender Fahrt die höchste Auszeichnung, den ersten Preis. Diese Leistung reiht sich würdig dem großartigen Erfolg an, den die „Wanderer"-Wagen in der Bergfahrt auf die Hohe Wurzel bei Wiesbaden anläßlich der Kartellfahrt 1927 davontrugen. Während die meisten der 46 Teilnehmer die geforderten Fahrzeiten nicht einzuhalten vermochten, wurde diese weitaus schwerste aller Prüfungen dieses Jahres von den drei teilnehmenden „Wanderer"-Wagen spielend und in blendender Fahrt bezwungen. Die überragende Bergsteigefähigkeit des „Wanderer"-Wagens, seine ausgezeichneten Bremsen und sein glänzendes Anzugsvermögen sind bei diesen Erfolgen wieder klar zutage getreten.

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verkehr gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beilegen von Drucksachen irgendwelcher Art ist untersagt und wird gerichtlich verfolgt. Alle Zusendungen redaktioneller Art sind an die Schriftleitung der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, alle anderen Zusendungen an die Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. Die Wiedergabe unserer Bilder unterliegt vorheriger Verständigung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig). — Für unverlangte Einsendungen an die Schriftleitung wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4309. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 13. Oktober 1927.

Mittelstandskuren in Bad Brambach, stärkstes Radium-Mineralbad der Welt. Infolge der wunderbaren Heilerfolge, die mit den Radiumkuren in Bad Brambach erzielt werden und um auch den wirtschaftlich geschädigten Kreisen es möglich zu machen, sich dieses Naturwunder nutzbar zu machen, hat sich die Badeverwaltung entschlossen, ab 1. Oktober keine Kurtaxe mehr zu erheben. Die Preise in den Kurhäusern, die alle mit eigener Badeeinrichtung versehen sind, sind ebenfalls ab 1. Oktober wesentlich herabgesetzt. Auch das Ärztehonorar bewegt sich in mäßigen Grenzen. Das neue Kurhaus und die neuen Kuranlagen, welche frühere Besucher Bad Brambachs wie ein Märchen anmuten, werden allgemein bewundert. Auch das ganze Ortsbild hat eine Verbesserung erfahren. Die Besucherzahl im Radiumbad Brambach hat dieses Jahr bereits die doppelte Höhe erreicht, als im vorigen Jahr.

Eine prächtige Hindenburg-Medaille aus Böttger-Steinzeug, nach einem Entwurf von Professor Börner, Meißen ist in der Staatlichen Porzellan-Manufaktur zu Meißen hergestellt worden. Verkaufsstellen auch dieser Medaille wie in nebenstehendem Inserat angegeben.

Allgemeine Notizen.

Deutsche Gelehrtenarbeit in Konstantinopel. Prof. Dr. Ernst Zimmermann, der Direktor der Staatlichen Porzellan-Sammlung in Dresden, hat sich in diesem Sommer wiederum in Konstantinopel aufgehalten, um dort die Aufstellung und wissenschaftliche Bearbeitung der großen Bestände an altchinesischem Porzellan zu vollenden. Der Forscher wird im Auftrag der türkischen Regierung eine Veröffentlichung hierüber herausgeben.

Die wachsende deutsche Bucheinfuhr nach Bulgarien. Das zunehmende Interesse für Deutschland und deutsche Kultur in Bulgarien zeigt sich in der von Jahr zu Jahr steigenden Einfuhr deutscher Bücher. Wie Dr. Meißel im „Buchhändler-Börsenblatt" mitteilt, ist das zum großen Teil auf die Tausende bulgarischer Studenten zurückzuführen, die nach dem Krieg die deutschen Hochschulen besuchten; sie beziehen auch weiter deutsche Bücher und wissen weitere Kreise für deutsche Kultur zu gewinnen. Voriges Jahr sind für 12 Millionen Lewa deutsche Bücher eingeführt worden, während es 1925 nur für 3 Millionen Lewa waren. Alle anderen Länder stehen dahinter weit zurück.

Die II. Olympischen Winterspiele werden in den Tagen vom 11. bis zum 19. Februar 1928 in dem weltberühmten Kur- und Sportort St. Moritz im Ober-Engadin ausgetragen. Auf das Einladungsschreiben, das das Schweizerische Olympische Komitee an 54 Länder hat ergehen lassen, sind zahlreiche zusagende Antworten eingetroffen, und es steht schon jetzt fest, daß mindestens 22 Nationen an den St. Moritzer Olympischen Spielen teilnehmen werden. Wahrscheinlich aber weit mehr. Das größte Interesse der Winterspiele dürften die Ski-Wettbewerbe in Anspruch nehmen. Am 14. Februar wird der 50-km-Lauf, am 17. der 18 km-Langlauf und am 18. Februar der Sprunglauf auf der neuen Olympia-Schanze stattfinden. Der Vorverkauf der Platzkarten hat bereits begonnen. Für die Reservierung von Plätzen wolle man sich baldigst an das Komitee der II. Olympischen Winterspiele in St. Moritz (Schweiz) wenden.

Münchens nächste große Ausstellung. Es ist beabsichtigt, unter dem Präsidium von Oskar von Miller vom Mai bis Oktober nächsten Jahres auf dem der Stadt gehörenden Ausstellungsgelände eine große Ausstellung „Heim und Technik" zu veranstalten. Die Ausstellung, die in 30 000 qm Hallen untergebracht wird, soll nur wirklich

gute Einrichtungen zeigen, die geeignet sind, das Wohnen und Wirtschaften so zu gestalten, daß bei Erzielung besserer Lebensbedingungen als bisher, an Arbeit und an Rohstoffen im Haushalt möglichst gespart wird. Die Ausstellung soll auf die Bedeutung der Hauswirtschaft für die allgemeine Volkswirtschaft hinweisen und zeigen, welchen Anteil die Haushaltungskosten an den gesamten Kosten der Lebenshaltung der verschiedenen Familien haben.

Einführung der lateinischen Schrift in Japan. Die außerordentlich komplizierte Schriftart, die in Japan in Gebrauch ist, aus chinesischen Hieroglyphen bestehend, zu denen zur Erläuterung noch die japanischen Schriftzeichen der „Katakana" und der „Chirakana" treten, beansprucht zu ihrer Erlernung sechs Jahre. Dies bedeutet eine starke Hemmung des geistigen Lebens. Man beabsichtigt daher, wie der japanische Professor an der Universität Tanakadate dem Institut für internationale intellektuelle Mitarbeit bekanntgab, in Japan das lateinische Alphabet für den täglichen Gebrauch einzuführen. Die Hieroglyphenschrift wird aber als Staatsschrift für besonders wichtige Schriftstücke, wie Urkunden u. dgl., bestehen bleiben, und ihre Kenntnis für den wirklich gebildeten Japaner auch weiterhin obligatorisch sein. Auch für das japanische Gedicht wird man sie weiter verwenden.

Einen völlig neuen Flugzeugtyp hat die Focke-Wulf-Flugzeugbau-A.-G., Bremen erfunden, dessen Vorarbeiten auf das Jahr 1908 zurückgehen, auf eine Zeit, da die Brüder Focke das erste Patent auf den Ententyp erhielten. Das neue Flugzeug „Ente" (Abbildung auf S. 386 unserer Nr. 4305 vom 15. 9. 27) stellt die bisherigen Verhältnisse auf den Kopf. Der große Hauptflügel mit den beiden 75-PS-Siemens-Motoren liegt hinten, Schwanzflossen und Steuerorgane dagegen vorn, so daß der Eindruck entsteht, das Flugzeug flöge rückwärts. Der von Direktor Wulff ausgeführte erste Probeflug hat die Erwartungen vollkommen erfüllt. Infolge seiner Anordnung läßt das Flugzeug sich nicht überziehen, d. h. auch durch die größten Fehler des Führers nicht in jenen mißlichen Zustand bringen, der heute noch dreiviertel aller gefährlichen Abstürze verursacht. Die Maschine kann sich ferner bei Start und Landung nicht überschlagen, da anstatt des nach hinten ragenden Schwanzes ein weit nach vorn ausladender Hals vorhanden ist, so daß das Flugzeug auch am Boden ohne Überschlagsgefahr zu bremsen ist. Besonders bei engbegrenzten Plätzen ist dies von größter Bedeutung.

Das Stammhaus der Suchard-Unternehmungen hat im vorigen Jahr das 100jährige Jubiläum seines Bestehens gefeiert. Die Fachpresse hat bei diesem Anlaß mit größter Anerkennung auf das alte und doch stets junge Neuchâteller Unternehmen hingewiesen, dem dessen über die ganze Welt verbreiteten erstklassigen Fabrikate einen besonderen Platz in der Schokolade-Industrie einräumen. Die Firma Suchard hat neben ihren ausgedehnten Werken in Serrières (Schweiz) nach und nach Fabriken in Lörrach (Baden), Bludenz (Österreich), Paris, San Sebastian (Spanien), Neuyork, Varese (Italien), Brüssel und Bukarest gegründet. Die zehnte Fabrik ist letztes Jahr für Polen in Krakau dem Betrieb übergeben worden. Die Fabrik in Lörrach besteht seit nahezu 50 Jahren. Sie versorgt Deutschland mit den anerkannt vorzüglichen Suchard-Erzeugnissen. Die in Deutschland zum Verkauf gelangenden Schokoladen und Kakao-Pulver werden nach den schweizerischen Original-Rezepten und unter der ständigen Kontrolle einer zentralen Fabrikations-Aufsicht von deutschen Arbeitern und auf deutschem Gebiet hergestellt. Das deutsche Unternehmen in Lörrach besteht unter der Firma Ph. Suchard G. m. b. H. als selbständige Gesellschaft. Die unübertreffliche Qualität seiner Erzeugnisse beweist, daß eine glückliche Vereinigung zwischen deutscher Arbeit und schweizerischer Erfahrung auf diesem Gebiet überall zu anerkannten Höchstleistungen führten.

Illustrirte Zeitung



ZWEI SCHWESTERN

GEMÄLDE VON TAMARA LEMPICKA





Der Gabentisch mit dem 500teiligen Porzellan-Service, dem Geburtstagsgeschenk der Reichsregierung für Hindenburg. Links: General Heye, der Chef der Heeresleitung (links), begrüßt Reichswehrminister Dr. Geßler, der nach Überbringung seiner Glückwünsche das Reichspräsidentenpalais verläßt.



Beglückwünschung des Reichspräsidenten durch die Vertreter der Deutschen Studentenschaft an der Technischen Hochschule in Charlottenburg.



Rechts: Wir gratulieren! Hindenburgs Enkelkinder:

Von unten nach oben: Bernd Dieter v. Pentz; Gertrud und Helga v. Hindenburg; Viktoria v. Pentz; Hans Hartmut v. Brockhusen; Christa Maria v. Pentz.





Die Huldigungsfeier des Kyffhäuser-Bundes ehemaliger Heeresangehöriger im Berliner Stadion am 3. Oktober: Links: Die Gäste in der Ehrenloge während der Huldigung; × Hindenburg in Marschallsuniform; links von ihm Reichswehrminister Dr. Geßler; zweiter nach rechts Generalfeldmarschall v. Mackensen. Rechts: Die Abfahrt des Reichspräsidenten. Rechts von ihm im Automobil General a. D. v. Horn, Vorsitzender des Kyffhäuser-Bundes.

HULDIGUNGEN FÜR HINDENBURG ZU SEINEM 80. GEBURTSTAG IN BERLIN



Der Zapfenstreich zu Ehren des 80jährigen Feldmarschalls am Abend des 1. Oktober vor dem Palais des Reichspräsidenten: Einrücken der Fahnenkompanie in den Vorhof.
Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost.

Tagesgeschichte

Die Ehrung Hindenburgs zu seinem 80. Geburtstage begann am Vorabend des 2. Oktober mit dem Großen Zapfenstreich vor dem Reichspräsidentenpalais in Berlin, an der die Fahnenkompanie der drei Hindenburg-Regimenter, eine Ehrenkompanie und zehn Reichswehr-Musikkapellen teilnahmen. Vor den Toren der Stadt, auf den Anlagen der Grunewald-Rennbahn, veranstalteten die Deutschen Pyrotechnischen Fabriken ein Riesenfeuerwerk. Nach den mannigfachen Ehrungen am Morgen des Festtages besuchte Hindenburg den Gottesdienst in der Dreifaltigkeitskirche. Als er wieder ins Palais zurückgekehrt war, trafen die Reichs- und Staatsbehörden zur Gratulationskur ein. Dann fuhr der Doyen des diplomatischen Korps, der päpstliche Nuntius Pacelli, vor, um die Glückwünsche der in Berlin akkreditierten ausländischen diplomatischen Vertretungen zu überbringen. Daran schloß sich der Empfang der Vertreter der Wehrmacht, des Reichstagspräsidiums, des Reichsrates, des preußischen Landtagspräsidiums, der Stadt Berlin, der Stadtverordnetenversammlung und der Abordnungen zahlreicher Verbände. — Der ganze Weg, den dann Hindenburg von der Wilhelmstraße bis zum Stadion nahm, war ein einziges Spalier. Die landsmannschaftlichen Verbände in ihren bunten Trachten, der Stahlhelm, die Kriegervereine, politische Verbände, die studentischen Vereinigungen, die Teilnehmer der Reichshuldigungsfahrt des Allgemeinen Deutschen Automobil-Clubs u. a. m. säumten die Straßen. In der großen Arena des Stadions hatten sich etwa 50000 Kinder versammelt, um dem Reichspräsidenten die Huldigung der Jugend darzubringen. Hindenburg fuhr zuerst die Spaliere im Stadion entlang, dann nahm er in der Ehrenloge Platz, um den Gesang der Kinder anzuhören. Darauf sprach er zur Jugend und fuhr nochmals die Front der Kinder ab. Am folgenden Tage brachten schließlich die im Kyffhäuser-Bund vereinigten ehemaligen Heeresangehörigen Hindenburg im Stadion ihre Ehrung dar, zu der der Reichspräsident in Marschallsuniform erschien. — Im übrigen Deutschland sowie in Österreich fanden ebenfalls erhebende Hindenburg-Feiern statt. Auch die Deutschen im Ausland nahmen diesen Tag zum Anlaß, Hindenburg zu ehren.

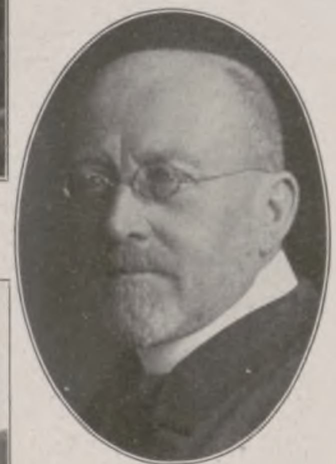
Das dreimotorige Wasserflugzeug der Junkerswerke D 1230 ist am 4. Oktober in Norderney zum Ozeanflug gestartet. In Amsterdam unternahm es eine Zwischenlandung und flog dann bis kurz vor Lissabon weiter, wo es wegen Nebels landen mußte. Am 6. Oktober ging das Flugzeug in Lissabon nieder, wo es auf günstiges Wetter zum Weiterflug wartete. Der Weg soll über die Azoren, Neufundland nach Neuyork führen. Wie schwierig die Aufgabe ist, die sich die Piloten gestellt haben, geht daraus hervor, daß bisher diese Strecke von Ost nach West im Flugzeug noch niemals bezwungen wurde; als einzige Erleichterung ist die Form des Etappenfluges anzusehen.



Hindenburg-Huldigung in Wien: Die gewaltige Kundgebung anläßlich des 80. Geburtstags v. Hindenburgs auf dem Heldenplatz vor der Neuen Hofburg.



Dr. Max Friedländer,
Professor der Universität Berlin, bedeutender Musikhistoriker, feierte am 12. Oktober seinen 75. Geburtstag.



Arthur Achleitner,
Verfasser von Erzählungen und Romanen, vor allem aus den Alpen, † am 30. September, 69 Jahre alt.



Vom deutschen Amerikaflug mit der dreimotorigen Junkers-Maschine D 1230, die am 4. Oktober in Norderney zum Etappenflug über Amsterdam, Lissabon und die Azoren aufstieg: Das Flugzeug vor dem Start in Norderney.



Prof. Dr. e. h. Svante Arrhenius,
berühmter Physiker, erster schwedischer Nobelpreisträger, † am 2. Oktober im Alter von 68 Jahren.
(Siehe den Artikel auf S. 564.)

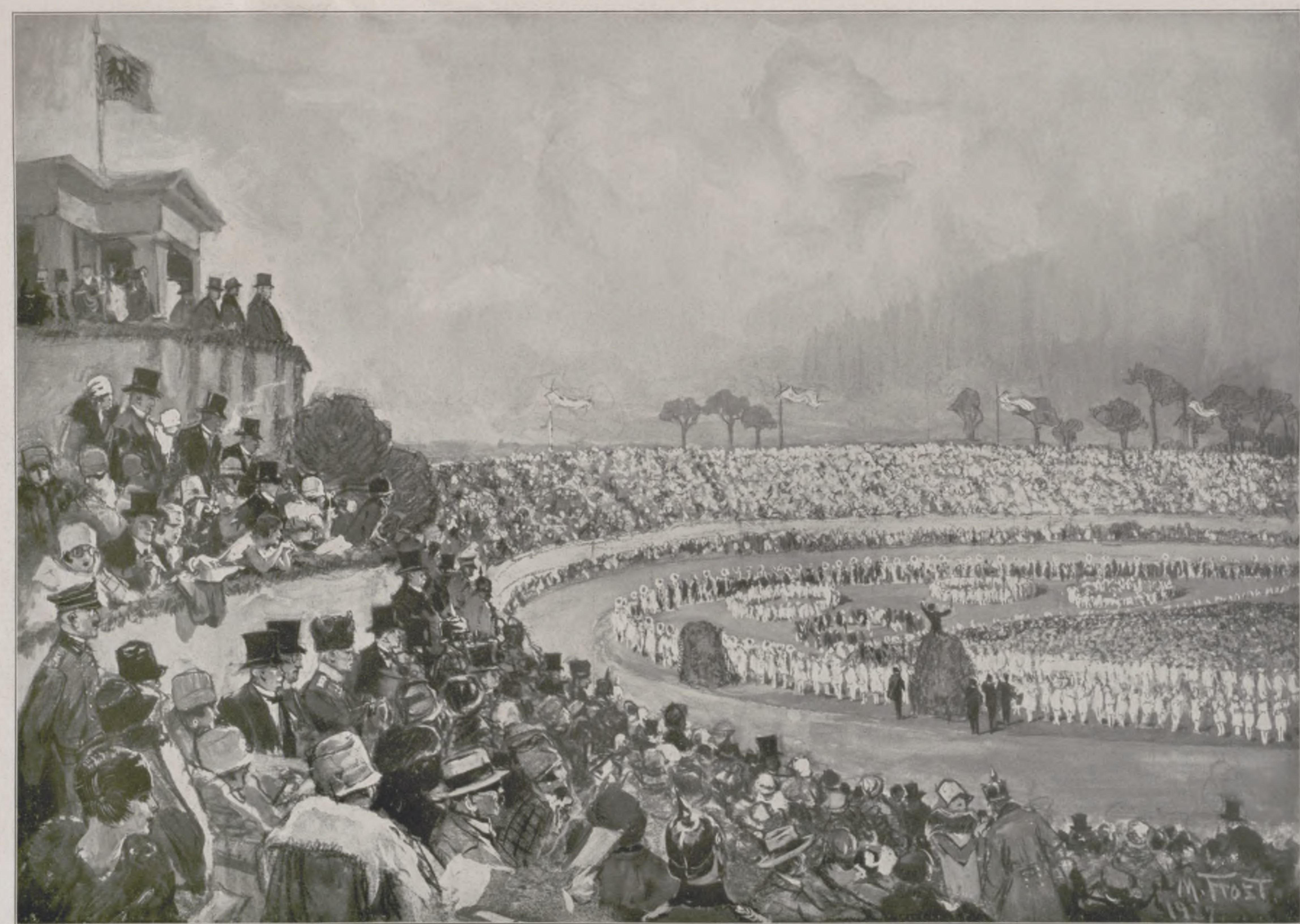


Exzellenz Viktor v. Frese,
Landschaftsrat, der am 30. September auf seiner Burg Hinte in Hinte (Kreis Emden, Ostfriesland) seinen 100. Geburtstag feiern konnte.





Von den Gruppen-Herbstmanövern der 6. Infanterie- und 3. Kavallerie-Division zwischen Paderborn und Warburg in Westfalen vom 25. bis zum 29. September: Links: Die ausländischen Offiziere und Militär-Attachés, die an den Reichswehr-Manövern teilnahmen. Rechts: Das Ganze halt! Links (in Zivil) Reichswehrminister Dr. Geßler.



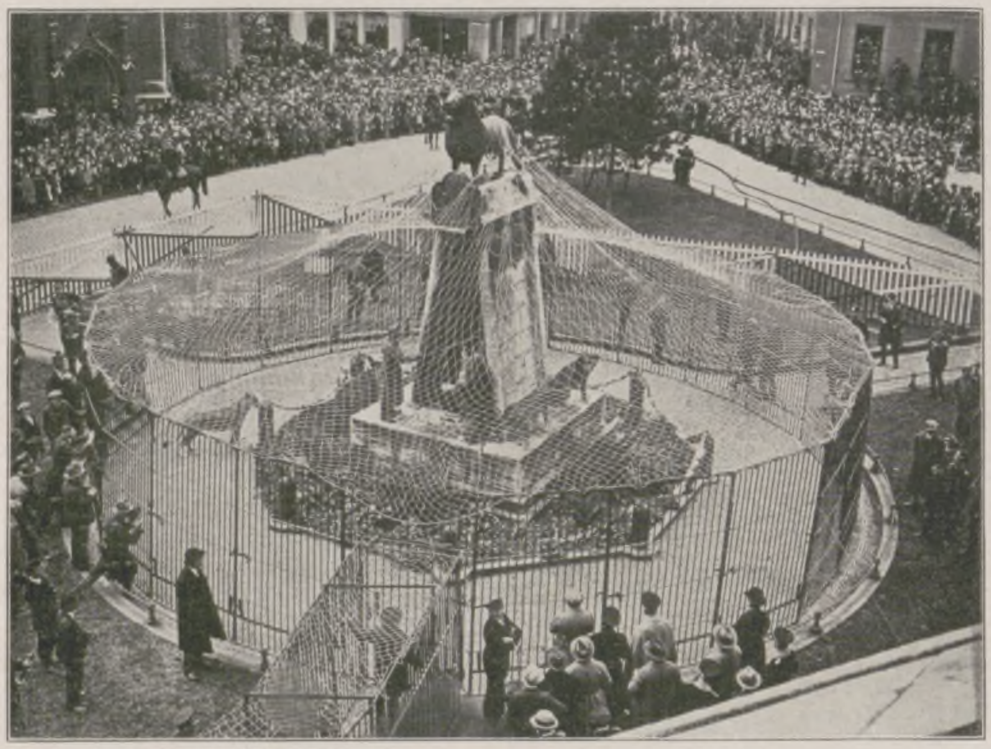
Die Berliner Jugend huldigt im Stadion Hindenburg zu seinem Geburtstage.

Für die „Illustrirte Zeitung" gezeichnet von Martin Frost.





Von der Enthüllung eines Denkmals für die Gefallenen der hessischen Dragonerregimenter Nr. 23 und 24 in Darmstadt am 2. Oktober: Der ehemalige Großherzog Ernst Ludwig von Hessen inmitten seiner beiden Söhne Georg (links) und Ludwig während der Ansprache. — **Links oben:** Die Einweihung eines Gedenkbrunnens für den Dichter Wilhelm Raabe in der Weserstadt Holzminden am 2. Oktober anläßlich der Tagung der „Gesellschaft der Freunde Raabes".





Eine originelle Art von Städtepropaganda: Die Huldigung der Zirkus-Löwen an das Stadtwahrzeichen (den Bronzelöwen Heinrichs des Löwen aus dem Jahre 1166) in Braunschweig, die Vereinigung von alter und neuer Zeit symbolisierend, veranstaltet am 6. Oktober für Aufnahmen zu einem Stadtfilm.

Rechts Mitte: Ein seltenes Flugzeugführer-Jubiläum: Der Luft-Hansa-Pilot Kalow, der das 500000. Kilometer im Verkehrsflug ohne Unfall zurückgelegt hat, mit seiner Frau und seinem Bordmonteur





Links: Der denkwürdige Moment im Dempsey-Tunney-Meisterkampf: Ausrufung Tunneys zum Boxweltmeister; ihm gegenüber sein geschlagener Gegner Dempsey. — **Im Kreis:** Hervorragende Reitsport-Leistung der Pariserin Rachel Dorsage, die die 1500 km lange Strecke von Paris über Brüssel nach Berlin in der Zeit vom 30. August bis zum 2. Oktober allein zu Pferd zurückgelegt hat.

Der Geyersberg

NOVELLE AUS DEM NACHLASS VON WILHELM V. KÜGELGEN

(1. Fortsetzung.)

„Und wie denn das?" fragte Berthold.

„Ja," lachte Florian, „du mußt wissen, Berthold, daß ich ein Mann bin, den es gar nicht wundern würde, wenn man ihm in Dornburg eine recht ehrenvolle Arbeit aufzutragen dächte, etwa den Fürsten zu malen, ein Schloß, ein Rathaus zu dekorieren. Wie gesagt, ich würde mich nicht wundern und eine jede dieser Aufgaben mindestens einer gebratenen Taube wert halten."

„Du sprichst in Rätseln, Florian!"

„Die ich gleich lösen werde", erwiderte dieser. „Du bist verreist gewesen, und deshalb weißt du noch nichts von meinem neuen Freunde Rettig. Aber laß dir erzählen: Zehn Tage mögen es her sein, daß jemand während meiner Abwesenheit von Hause eine Karte für mich abgegeben hatte mit der Bezeichnung: ‚von Rettig, Fürstlich Dornburgscher Legationsrat.' Der Herr werde wiederkommen, sagte meine Wirtin. Um ihm zuvorzukommen, ließ ich mir den Adreßkalender geben, fand nach einigem Suchen Moritzgasse Nr. 7 und verfügte mich sogleich dahin."

„Verzweifelt artig," sagte Berthold, „ich hätte die Sache an mich kommen lassen."

„Und ich kam lieber an die Sache", erwiderte Florian. „Ich ging also, und ich ward von einem schmunzelnden Männchen mit endlosen Entschuldigungen empfangen, daß es Veranlassung geworden, mich zu bemühen. Er sei Amateur, und sein Besuch habe keinen andern Zweck gehabt, als meine Arbeiten zu sehen, die ihm von kompetenter Seite höchlichst gerühmt seien.

Dann müßte ich mich ja glücklich schätzen, sagte ich, daß seine Absicht vereitelt worden, weil dies der einzige Weg gewesen, mir seine gute Meinung zu erhalten. Ich sei Anfänger, und von meinen Leistungen könne noch keine Rede sein.

Da ergoß er sich in einen solchen Strom des Lobes über die jetzt so seltene Tugend der Bescheidenheit, die jungen Leuten doch so wohl anstünde, daß ich mich ernstlich zusammennehmen mußte, eine kleine Grobheit zurückzuhalten."

„Hättest du dir doch keine Gewalt angetan," bemerkte Berthold, „es ist beleidigend und ganz unerträglich, so ins Gesicht hinein gelobt zu werden."

„Sollte aber keine Beleidigung sein und war nicht böse gemeint. So ertrug ich's denn nicht allein, sondern nahm sogar eine Einladung des alten Herrn an, mit ihm zu frühstücken, aß und trank und überwand schließlich noch die ganze kunstkennerische Unterhaltung, durch die mein Mäzen die Schüssel reichlich würzte. Mit gleicher Leichtigkeit sprach er von Rubens, Correggio, Raffael wie von Fisch-, Dachs- und Borstpinseln und amüsierte sich dabei so herrlich wie jedermann, der sich auf fremdes Gebiet versteigt."

„Es sollte ein Gebot vom Kaiser Augustus ausgehen," sagte Berthold, „das jeden scharf bedrohte, der von Dingen spricht, die er nicht versteht."

„Da würde eine Totenstille auf Erden erstehen", erwiderte Florian, „und wir Malersleute am schlechtesten dabei fahren; wir können die Reklame dieser Klugsprecher nicht entbehren. Zur Steuer der Wahrheit muß ich übrigens sagen, daß das Gespräch des eloquenten Herrn doch nicht ganz ausschließlich die Kunst, sondern auch den Künstler betraf. Als gewandter Diplomat wußte er mir mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit so viel Persönliches zu entlocken, daß er, als wir schieden, über meine Verhältnisse ziemlich orientiert sein konnte, was mir nachträglich ärgerlicher war als alles übrige. Andern Tages kam er zu mir, um meine Arbeiten in Augenschein zu nehmen, und schien ganz hingerissen von der Elisabeth; es erinnere ihn dies Köpfchen, sagte er, an irgendeine unvergeßliche Perle weiblichen Geschlechts, nur könne er sich nicht recht besinnen, an welche. Das beste aber war, daß er mir Hoffnung machte, das Bild zu einem sehr anständigen Preise an seinen Fürsten zu verkaufen. Der Fürst, sagte er, mache alle Jahre einige Empletten auf der Dresdner Ausstellung und überließe sich dabei gänzlich seinem (Rettigs) Urteil, ich könne daher den Kauf als abgeschlossen ansehen. Freilich", fügte Florian hinzu, „werd' ich mich nicht ganz leicht von diesem meinem ersten Bilde trennen, aber sein Kern lebt ja lebendiger und besser in meinem Herzen, und ich weiß kein anderes Mittel, den mir so wertvollen hiesigen Aufenthalt noch auf ein Jahr und drüber zu verlängern. Du aber, Berthold," fügte er in spaßhaftem Tone hinzu, „wirst nun begreifen, daß ich mich vorhin mit einigem Rechte meiner Beziehungen zu Dornburg rühmen durfte."

Die Freunde verbrachten den späteren Abend auf der Brühlschen Terrasse bei einem Schoppen Rotwein, beleuchteten und bedachten die rätselhafte Ordre des Obersten von seiten aller Möglichkeiten, und Florian mußte versprechen, sofort zu schreiben, sobald er selbst klar in der Sache sähe.

II.

Es war am frühen Morgen des folgenden Tages, als in dem ländlichen Gartensaal des in der Wurzener Gegend gelegenen Rittergütchens Dobritza die zarte Gestalt eines etwa siebzehnjährigen Mädchens, das wir Flora nennen müssen, weil es nicht anders hieß, mit Schreiben ihres Tagebuchs beschäftigt, am offenen Fenster saß, während ein Strahl der Morgensonne, sich durch das Weinlaub der Außenwände stehlend, in ihren blonden Locken spielte, die Schreiberin öfter nötigend, ihre Stellung zu verändern. Sie schrieb aber, wie folgt: „Heute über 8 Wochen werde ich achtzehn Jahre alt, und dann? — Dann ade, geliebtes Dobritza! — Ach, ich ginge lieber in den blauen Himmel zu meiner Mama als an den Hof. Mein Bruder hätte es nicht zugegeben, wenn er lebte. Pflegte er doch zu sagen, er könne sich zu keiner Heirat entschließen, damit seine Töchter nicht Hofdamen würden. Das mochte Spaß sein, aber immerhin, er wußte, was er sagte. Und meine geliebte, gute Tante Silvie, die ja von Jugend auf am Hofe lebt und jetzt für mich dieselbe Stellung wünscht, hat doch selbst einmal gesagt: ‚Was sind wir anders als lächelnde Pagoden, die kein eigenes Leben haben? Unsere Tätigkeit ist Aus- und Ankleiden, Geschwätz und Augendienst.'

Ach ja, ich glaube schon, daß ich die Küchenmädchen beneiden werde um ihre Arbeit und darum, daß sie wissen, was sie zu tun und zu lassen haben. Das wüßten die Damen nicht, sagte Tante Silvie, denn was heute recht, sei morgen falsch, man sei lediglich auf Inspiration angewiesen. Ich werde aber niemals inspiriert sein. Hat man mir doch immer Mangel an Takt vorgeworfen und mich gescholten, weil ich leicht zerstreut bin. Allzeit aufzumerken auf das, was um mich vorgeht, ist mir unmöglich. Das war immer so und ist den Verwandten nicht verborgen. Dennoch wissen sie sich nichts Besseres als jene mir so feindliche Stellung. Ebenso die Nachbarn hierherum, sie wünschen mir alle Glück, und die jungen Mädchen sehen mich mit Neid an — ich glaube, sie gäben Vater und Mutter drum, auch an den Hof zu kommen. Da würde man gesehen, heißt es, und zwar im vorteilhaftesten Licht. ‚Was wetten Sie,' sagte mir noch gestern Trudchen Spindelfeld, ‚daß Sie Braut sind, ehe ein Jahr herumgeht?' Ich zweifle aber, ob sich gerade am Hofe die Leute so zahlreich finden, die ein armes Mädchen nehmen, weil es geputzt ist. — Und überdies, wenn mich nicht jemand aufsucht, der mir recht sehr gefällt, so lasse ich mich nicht finden, weder am Hof noch anderwärts — gewiß nicht! Ja, wenn einer käme, der dem im Plauenschen Grund gliche, dem mit den Sternenaugen voll Geist und Güte!"

Das gute Kind hielt hier mit Schreiben inne und stützte nachdenklich das Köpfchen in die Hand.

Floras Eltern waren der Fürstlich Dornburgsche Erbmarschall und Kammerpräsident Florian Geyer von Geyersberge und dessen Frau, Elisabeth von Schwentheim. Sie war das einzige Kind aus dieser Verbindung, während aus einer früheren Ehe des Erbmarschalls noch ein älterer Sohn mit Namen Carl Florian vorhanden war, welcher zur Zeit von Floras Geburt in einem sächsischen Reiterregiment stand und nur zu Festzeiten auf dem Geyersberge, dem Wohn- und Stammsitz der Familie, gesehen wurde, wo Flora unter der Obhut einer kränkelnden Mutter in aller Verborgenheit aufwuchs bis in ihr zwölftes Jahr. Da trat die erste wesentliche Veränderung in ihr Leben; die Mutter starb, und der seiner Geschäfte wegen meist aushäusige Vater übergab die Tochter dem damals wie noch heute im besten Ansehen stehenden adligen Fräuleinstift zu Altenburg.

Nachdem die erste Fremdheit überwunden war, verlebte das junge Mädchen hier unter vielen gleichaltrigen Genossinnen und der mütterlichen Leitung einer würdigen Priorin mehrere angenehme Jahre, bis sie ein neuer Schlag traf. Ganz unvermutet erschien Carl Florian, die Schwester nach dem Geyersberge abzuholen, woselbst der schwer erkrankte Vater nach ihr verlangte. Er hatte sich auf der Jagd erkältet und erlag einer bösartigen Lungenentzündung. Flora kniete weinend an seinem Bett. Da legte er ihr die Hand auf, als wollte er sie segnen, schien aber nicht mehr recht zu wissen, was er sprach. „Sei getrost, mein Liebchen!" sagte er, „der Wind hat sich gewandt, die Fahne auf dem Turme steht nach Norden." So starb der greise Herr, nicht nur von den Seinigen, sondern auch in weiten Kreisen und ganz besonders von seinem edlen Fürsten, dem er sehr nahe gestanden hatte, tief betrauert. Waren sie doch zusammen aufgewachsen, zusammen jung und dumm gewesen, dann zusammen alt und klug geworden. Das bindet, und außerdem dankten Fürst und Land der umsichtigen Verwaltung des Verstorbenen einen Wohlstand, wie er bis dahin im Dornburgschen unbekannt gewesen.

In seinem Testament hatte der Erbmarschall Flora zur alleinigen Erbin seines frei erworbenen Vermögens wie aller seiner beweglichen Habe ernannt, seinen Sohn Carl Florian aber, dem der Geyersberg als Familienfideikommiß von selbst zufiel, zu ihrem Vormund und

Kurator bestellt, nicht ahnend, daß er bereits mehr persönliche Schulden hatte, als das ganze Allodium wert war. Es blieb dies auch verborgen, solange Carl Florian noch lebte; er zahlte die Pension für seine Schwester pünktlich und sorgte für alle ihre Bedürfnisse, bis er in den Märztagen des Jahres, in welchem unsere Erzählung spielt, im Duell erschossen wurde und es sich nun zeigte, daß Flora ganz mittellos zurückblieb.

Da es an berechtigten Erben fehlte, so zog der Landesfürst den Geyersberg als heimgefallenes Mannlehen ein, während Carl Florians Gläubiger sich am Inventarium erholten, aus dessen Versteigerung für Flora kaum eine bescheidene Aussteuer erübrigt werden konnte.

Inzwischen erklärte der Fürst, der seinerzeit Flora aus der Taufe gehoben und, wie wir gesehen, alle Ursache hatte, sich für die Familie zu interessieren, er werde für den ferneren Unterhalt des Fräuleins sorgen, das er vorläufig zur zweiten Hofdame seiner Tochter, der Prinzessin Christiane, ernannte. Es schien dies um so glücklicher, als eine Cousine von Floras Mutter, die schon genannte Tante Silvie, an diesem Hof die Funktionen einer Oberhofmeisterin versah, das junge Mädchen folglich unter den speziellen Schutz einer nahen, ihr mütterlich zugetanen Verwandten gestellt war. Auf die Bitte dieser Dame gestattete der Fürst denn auch, daß das neue Hoffräulein, bis sie ihr achtzehntes Jahr erreicht habe, zu Dobritza, auf dem hübsch gelegenen Gute einer anderen Tante, der Schwester ihres verstorbenen Vaters, einer verwitweten Frau von Biestewitz, verbleiben dürfe, um sich vorerst in ländlicher Stille über den Verlust des Bruders auszuweinen, zugleich aber als Neuling im Leben sich im Verkehr mit gebildeten Nachbarn für die weitere Geselligkeit am Hofe vorzubereiten.

Flora verließ jetzt das Stift und zog zu ihrer Tante, die, um sie zu zerstreuen, beim Beginn der schönen Jahreszeit einen Ausflug nach Dresden mit ihr unternahm, wo ihr einziger Sohn als Königlich Sächsischer Hof- und Justizrat mit seiner Familie in angenehmen Verhältnissen lebte. Nachdem man sich dort einige Wochen aufgehalten und namentlich die mannigfaltigen Agréments der schönen Umgegend fleißig ausgebeutet hatte, ging es nach Dobritza zurück, welches Gütchen Frau von Biestewitz für ihren Sohn mit männlicher Energie, wenn auch ohne besonders günstigen Erfolg, bewirtschaftete, weil allzu schwere Schulden darauf lasteten.

Frau von Biestewitz, in der Familie „Tante Florettchen" genannt, war eine lebhafte kleine runde Frau mit stattlichem großen Haupte, dunklen Augen, kräftigen Gesichtszügen und einem Anflug von Bärtchen auf der Oberlippe, tätig, umsichtig, wohlwollend, mir nichts, dir nichts ungeniert und in hohem Grade eigentümlich. Ihre Nichte liebte sie zärtlich, hielt sie wie ein eigenes Kind und wurde so von ihr wiedergeliebt.

Wir verließen Flora vorhin in nachdenklicher Stellung, das Köpfchen in die Hand gestützt. Was sie wohl sinnen und denken mochte? Wer mag es sagen? — — — Da plötzlich ward die Tür aufgerissen, und eilenden Schrittes trat Tante Florettchen ein. Es mußte ihr etwa besonders Ergötzliches begegnet sein; sie sah heiter, fast schalkhaft aus, und mit dem Rufe: „Frisch auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd, da sind Nachrichten für den Engel!" schlug sie ein großes Schreiben, das sie in der Hand hielt, der träumerischen Nichte ein paarmal um die Ohren.

Flora hielt schützend die Hände vor und fragte lachend: „Was hab' ich denn getan, Tante, daß ich so geprügelt werde?"

„Mücken gefangen," sagte die Tante, „anstatt dankbar für alles Gute zu sein, das dir noch widerfahren kann."

Flora lächelte. „Ich will mich ja bestreben, immer dankbarer zu werden. Aber was ist's denn mit dem Briefe? Ist er für mich?"

„Diesmal für mich," sagte die Tante, „betrifft aber dich zum Teil. Hör' an, mein Männchen, was Tante Silvie schreibt:

‚Dornburg, den 10. August 18... Geliebtes Florettchen! Du wirst Dich wundern, daß ich schon wieder schreibe, nachdem ich soeben erst meine Rückkehr aus Karlsbad und Deinem lieben Hause gemeldet habe, aber allerhöchster Wille bestimmt mich dazu, und wie gern ich ihn erfülle, wirst Du begreifen, wenn Du zu Ende gelesen hast. Se. Durchlaucht beauftragt mich nämlich, Dir zu melden, daß unsere Flora spätestens am 15. d. M. auf hiesigem Schloß erwartet werde, um ihren Dienst bei der Prinzessin anzutreten. Du sollst sie bringen und auf einige Tage unser Gast sein. Gern würde man Euch, einem früheren Zugeständnisse gemäß, mehr Raum gestattet haben, aber eingetretene Umstände machen eine Beschleunigung nötig. Ich hoffe, die Sache kommt Euch nicht zu sehr über den Kopf. Inzwischen wird Floras Garderobe für den Anfang ausreichen, da wir Hoftrauer haben, und Fehlendes wird hier nach und nach mit Bequemlichkeit beschafft. Wenn Ihr übrigens bald nach Empfang dieses Schreibens abreist, und mein Florettchen wird das möglich machen, so könnt Ihr für Leipzig schon noch einen Tag gewinnen, wo Ihr alle Toilettengegenstände fertig findet. Zur Bestreitung der Reise und sonstiger Unkosten bin ich ermächtigt, eine Anweisung auf Frege & Co. beizulegen. Sei pünktlich, Florettchen! Du kennst den Fürsten. Er ist der nobelste Charakter, aber er hat auch seine Eigenheiten und muß namentlich in diesem Falle bei guter Laune erhalten werden.

Was ich nun weiter sage, laß übrigens Deiner Diskretion empfohlen sein, es ist das Geheimnis Sr. Durchlaucht. Da es jedoch namentlich unsere Flora betrifft und...'"

Frau von Biestewitz schlug sich vor die Stirn. „Da hab' ich", rief sie, „schon mehr gelesen, als ich sollte! Ich hoffe aber, du wirst's nicht weiter ausplaudern. Nun, Männchen, freust du dich denn gar nicht? Du siehst ja aus, als hätte es dir in den Spinat geregnet."

„Ach, Tante," sagte Flora, indem sie jene umarmte, „das kommt so plötzlich. Muß ich nun wirklich an den Hof, und jetzt schon?"

„Wie gern behielte ich den Engel hier," erwiderte die Tante, „aber das wäre eine falsche Liebe, da ich dir keine Zukunft machen könnte. Du weißt, mein Kind, wie es um Dobritza bestellt ist, und daß es auf dem Verkauf steht. Dann werde ich zu meinem Sohn ziehen müssen."

Flora senkte das Köpfchen. „Ich war auch schon ganz willig, Tante, aber nun, da es so nahe kommt, fürchte ich mich. Geliebtes Tantchen, kann ich nicht dennoch bei dir bleiben? Ich will waschen, bügeln, flicken, stricken, kochen, vorlesen — kurz, alles tun, um dir zu dienen, aber ich bitte dich, laß mich nicht an den Hof!"

„Mein Lämmchen," sagte Frau von Biestewitz, indem sie ihre Nichte küßte, „bescheiden bist du! Das muß wahr sein. Die häßliche alte Tante einer Fürstin vorzuziehen! Aber daneben bist du doch ein rechter Grützkopf! Und das muß auch wahr sein. Willst du wirklich lieber Waschfrau werden als Hofdame? Eine Stellung, nach der andere, alte und junge Fräulein sich die Schnäuzchen lecken? Was ist denn da zu jammern und zu schammern? Bin ich denn nicht auch Hofdame gewesen, und ist es Tante Silvie nicht noch heute? Ich wüßte doch wahrhaftig nicht, daß uns das auch nur ein Auge oder einen Backenzahn gekostet hätte."

„Du hast aber doch selbst gesagt, geliebtes Tantchen, du hättest oft gewünscht, ein Karrengaul zu sein, wenn du das Geflunker, wie du es nanntest, damit losgeworden wärst."

Tante Florettchen lachte: „Ein Karrengaul zu sein, wünscht gelegentlich wohl jedermann einmal im Leben, Hofdamen sowohl als auch Waschfrauen, und dir wird's auch begegnen. Es bringt aber keinen Schaden, denn dieser Wunsch wird nie erhört, das magst du glauben. Ein jeder Stand hat seine Tücken, und so ganz ohne Horkel und Knorpel durchs Leben gleiten zu wollen: Männchen! das siehst du ein, das wäre Prätension. Überdem, mein Engel, traust du mir zu, daß ich dich nicht ganz unbesehen an jeden Hof laufen ließe? Doch diese Herrschaften sind brav und unserer Familie zugetan seit Erschaffung der Welt. Das alles weißt du."

„Ja, Tante, aber Prinzeß Christiane soll doch sehr rasch sein, Fräulein Moppert soll sie sogar geschlagen haben, wie man hörte. Ich fürchte mich vor Schlägen, Tante!"

„Wenn das deine Angst ist," erwiderte diese, „so kannst du dich beruhigen. Es gibt Gesichter, die zum Geohrfeigtwerden geschaffen sind; das ist das deinige nicht. Auch weißt du, daß die Moppert keinen Schaden davon hatte."

„Nun, davor mögen mich vollends alle guten Geister bewahren," rief Flora, „für Beschimpfungen noch belohnt zu werden. Ach, Tante, mir ist das Herz so schwer!"

„Das kommt bloß daher," sagte die Tante, indem sie das junge Mädchen freundlich an sich zog, „daß du erstlich, wie schon gesagt, ein Grützkopf bist, und daß du zweitens nicht weißt, was alles noch in meinem Briefe steht. Ja, wenn das der Engel wüßte, er trüge die alte Tante huckepack nach Dornburg!"

„Aber was kann denn das nur sein, mein Tantchen?"

„Soviel kann ich dir sagen," erwiderte Frau von Biestewitz, „daß ich dir's nicht sagen kann. Doch sei getrost, mein Kind! Du wirst alles besser finden, als du denkst, und sollte es dir demungeachtet nicht gefallen, nun, so verspreche ich dir, daß ich dich wieder mit nach Hause nehme und du Wäscherin bei mir werden sollst."

Da fiel das junge Mädchen der Tante um den Hals, nach Worten suchend, ihre unbegrenzte Dankbarkeit auszusprechen, aber jene machte sich schnell los und sagte: „Jetzt ans Werk, mein Männchen! Wir werden alle Hände voll zu tun haben, um Nachmittag die Reise anzutreten, damit uns morgen noch ein Tag für Leipzig bleibt. Such' deinen besten Trödel zusammen, das übrige sende ich dir nach, wenn ich hierher zurückkehre."

III.

Vor dem Posthaus zu Wurzen hielt eine leichte Reisechaise mit zwei Damen, von denen die ältere im eifrigen Gespräch mit einem am Schlage stehenden Herrn war.

„Männchen, Männchen!" rief sie, „ich sag' es dir, wenn du mich hier im Stiche läßt, ich drehe dir ein Beinchen aus!"

„Das würde sehr ungnädig von der gnädigen Frau sein," lachte jener, „aber wenn ich auch den Kopf dazu verlieren sollte, so kann ich doch unter ein Stundner sechs keine Pferde geben. Der ungewöhnliche Bedarf der russischen Herrschaften hat alle ordentlichen wie außerordentlichen Kräfte in Anspruch genommen, und zudem ist auch der Dresdner Eilwagen noch im Rückstand. Aber warten Sie den doch ab. Sind keine Beiwagen, so finden sich vielleicht noch ein paar Pferdchen, oder wenn Platz ist und Sie solche Eile haben, so könnte ich der gnädigen Frau nichts Besseres raten, als diese Gelegenheit kurzweg zu benutzen. Sie kommen ebenso bequem und schneller nach Leipzig als im eigenen Wagen. — Hören Sie? Da bläst er schon. Fahr zur Seite, Kutscher!"

Mit diesen Worten enteilte der Beamte in sein Bureau, indem er noch zurückrief: „Sie kriegen Nachricht, meine Damen!" (Fortsetzung folgt.)

Die Pandanuspalme im Wirtschaftsleben der Südsee

MIT AUFNAHMEN DES VERFASSERS.



Typischer Pandanenhain.



Pandanuspalmen auf Java.
Rechts nebenstehend: Eingeborener von Labuan mit einer Pandanenfrucht.





Händlerin auf Malakka mit Taschen aus feingeflochtenen Pandanusblättern.





Produkte der Pandanuspalme im Wirtschaftsleben der hinterindischen Halbinsel Malakka: Transport von Matten und Palmblättern, die beim Haus- und Hüttenbau der Eingeborenen Verwendung finden.
Links: Trocknen der aus Pandanusblättern hergestellten Säcke zur Aufnahme des sog. Malakkakäses.

Die Pandanuspalme, auch Pandane oder Schraubenbaum genannt, gehört zu der Gattung der Pandanazeen, die in den Tropen der Alten Welt, besonders auf den polynesischen, malaiischen und afrikanischen Inseln in mehreren Arten vertreten ist. Den Namen Schraubenbaum hat der Pandanus von dem schraubenartig gewundenen Stamm. Diese Palme fällt durch ihr eigenartiges Wachstum auf: gewissermaßen hat jeder Baum nicht eine, sondern eine Anzahl von Kronen. Oft ruht der ganze Stamm nur auf einem Gerüst von Luftwurzeln, indem die eigentliche, mittlere Stammwurzel bereits abgestorben ist. Die großen, linealen und an der Mittelrippe dornigen Blätter stehen gedrängt in dreifacher Spirale. Besonders interessant ist der Baum noch durch seine monözischen, oft kolossalen Blütenstände und die in meist verzweigten Kolben stehenden männlichen und einem einfachen Kolben stehenden weiblichen Blüten und die daraus entstehenden ein- bis mehrfächerigen Steinfrüchten, die in ihrem Äußeren oft an eine Ananas erinnern. Auf den Sundainseln bilden die Früchte des vielfach kultivierten Schraubenbaumes ein wichtiges Volksnahrungsmittel. Die rötlichen Blüten werden von den Eingeborenen als ein natürliches Parfüm verwandt, indem man sie in die Wohnungen bringt oder auch einfach ins Haar steckt, um dadurch den infolge der starken Hautausdünstung entstehenden üblen Geruch abzuschwächen. Die unreife Frucht wird von den primitiven Völkern als Brech- und Abführmittel gebraucht, und der Fruchtsaft sowie die Blätter liefern ein gutes Wundheilmittel. Viel wichtiger ist jedoch die Tatsache, daß die Blätter zur Herstellung von Seilen, Matten, Decken, Taschen, Hüten usw. ausgedehnte Verwendung finden. Es werden hierbei oft kunstvolle Arbeiten aus überaus feinem Geflecht angefertigt. Die Pandanusarten wachsen im allgemeinen sehr schnell, am schnellsten jedoch der Pandanus furcatus, bei dem beobachtet worden ist, daß ein Blütenkolben sich innerhalb drei Stunden um ein Meter verlängerte. Pandanusarten kommen selbst in Europa gelegentlich gut fort, und so findet man den Schraubenbaum häufig auch in deutschen Gewächshäusern.

Franz Otto Koch.

Verbrecherstämme in Indien



Musikanten eines indischen Verbrecherstammes.



Angehörige der Kharwahl mit Lendenschürzen aus Laubwerk.

Unter den zahlreichen Urstämmen Indiens findet man auch jene merkwürdigen Volksgemeinschaften der Criminal-Tribes (Verbrecherstämme), deren geistige Primitivität sich nach unseren westlichen Kulturbegriffen in recht seltsamen Lebensgewohnheiten äußert. Trotz der stark hervortretenden kriminellen Neigungen, die allen Angehörigen dieser Stämme in typischer Weise anhaften, leben sie im großen Indischen Reiche in ungebundener Freiheit unter der Obhut des fremden westlichen Regimes, inmitten jener großen Gemeinschaft ihrer Stammesbrüder, deren alte Kulturgüter die Welt des Westens in Bewunderung versetzen. Die Neigung zum Verbrechen, das mit dem Diebstahl beginnt und sich durch alle Phasen verbrecherischen Treibens bewegt, scheint mit dem Wesen dieser Stämme so eng verknüpft zu sein, daß es fast scheint, als ob solche Entartung zu den geistigen und körperlichen Lebensnotwendigkeiten dieser Stämme gehöre.

Die Criminal-Tribes leben meist im Süden und Norden Indiens in abgeschlossenen Gemeinden und Stammesgemeinschaften, die sie nach einer eigenen und psychologisch sehr interessanten Verfassung oft selbst verwalten. Wo es not tut und sich die Zustände zum Nachteil des Landes, seiner Sicherheit und Ordnung entwickeln, hat sich die Regierung ihrer angenommen und betreut sie mit einem nicht geringen Aufwand an sozialen und gesetzlichen Machtmitteln. Schon früher hatte man es versucht, einzelne dieser Stämme geistig und wirtschaftlich zu heben; aber Saatgetreide und Zuchtvieh, das man ihnen überließ, ging bald den Weg alles Irdischen, wurde schnell aufgegessen oder von den Männern an die Nachbarstämme verkauft. In den mittleren Provinzen Indiens hatte ich Gelegenheit, die Siedelung eines solchen Verbrecherstammes, der Kharwahl, zu besuchen. Sie sind Animisten und gleichen den primitiven Urvölkern, die ich auf Ceylon, im südlichen und mittleren Indien kennengelernt habe. In armseligen Hütten aus Lehm und Schilfgras lebend, führen sie ein kümmerliches, für ihre Daseinsbegriffe jedoch höchst zufriedenes Leben. Die kleinen, primitiven Behausungen beherbergen oft mehrere Familien, die in enger Bedrängnis beieinanderwohnen und sich das Leben durch ihren gewohnheitsmäßigen Hang zum Räubern und Stehlen kaum erleichtern. Die Kinder üben sich früh in der Meisterschaft des von ihren Vätern ererbten Diebeshandwerks. Wer sich dabei erwischen läßt, fällt einer eigenartigen Volksjustiz anheim, die darin besteht, dem Betroffenen den Raub abzunehmen und ihn unter die übrigen Stammesgenossen zu verteilen.

Das Dorf der Kharwahl, in dem sich auch eine amerikanische Mission niedergelassen hat, zählt etwa 400 Einwohner. Träge hocken Männer und Frauen vor ihren Hütten; Betätigung im wirtschaftlichen Sinne scheinen sie nicht zu kennen, und selbst die einfachen Geräte und Werkzeuge, die sie in der Hauswirtschaft und im täglichen Leben verwenden, werden von den Nachbarstämmen im Tausch gegen meist auf illegalem Wege erworbene Dinge erstanden. Von dem ganz besonderen Geschmack der Kharwahl zeugt ihr Kosttisch. Vor einer Hütte saßen um schwelendes Feuer eine Gruppe schwatzender Männer, die sich um einen auf Kharwahlart zubereiteten Imbiß stritten. Es waren geröstete Fledermäuse, die, mit aufgedunsenen Leibern an einem Pfahl über dem Feuer schmorend, mit großer Sorgfalt und Liebe zubereitet wurden. Daneben hockten andere, die ihre kulinarischen Genüsse in Gestalt zerstückelter Eidechsen im Topfe rösteten und mich im Eifer ihres gastronomischen Tuns keines Blickes würdigten. Wurzeln und wilde Früchte des Urwaldes gehören zu den vegetarischen Delikatessen der mageren, scheinbar ewig hungrigen Kharwahlmänner.

Wenn auch die Religion der Kharwahl einige Anklänge an die des Hinduismus aufweist, bilden doch, wie bei allen übrigen Urstämmen Indiens, der Aberglaube und die Dämonenfurcht den Hauptteil ihrer religiösen Begriffe. Vielfach begegnet man im Dorf den grotesken Bannzeichen, mit deren Hilfe man sich des Treibens der Dämonen zu erwehren sucht. Vor den Hütten, in den engen schmutzigen Gassen und unter den gewaltigen Brotfruchtbäumen, die am Eingang zum Dorfe ihren kühlen Schatten verbreiten, sieht man die geheimnisvollen Zeichen des Geisterbannes. Es sind seltsame Gebilde, Strohfetische und merkwürdige Figuren aus Lehm und Ton, die mit roter Farbe bemalt sind und infolge ihrer naiven Gestaltungsformen wie fremdartige Spielzeuge anmuten.

Erwin Drinneberg.





Aus Lehm gebildete Fetische der Kharwahl, zur Abwehr von Dämonen vor dem Dorfe aufgestellt.
Im Oval: Kharwahlfrau mit Messingschmuck.



Leute der Kharwahl beim Kochen.



Missionsstunde bei den Kharwahl.

OSTIA, die alte Handelsstadt Roms,



Ölmagazin mit eingemauerten riesenhaften Krügen.



Die Bäder mit den berühmten Mosaikfußböden.

Ostia ist neuerdings wieder ein Zauberwort Roms geworden. Es gibt kein Bad, das von der Stadt leichter und bequemer zu erreichen wäre. Zur Zeit des alten Roms erstreckte sich das Meer etwa eine halbe Stunde weiter ins Land. An der Stelle, wo der Tiber ehemals in das Meer einmündete, liegt heute die Ruinenstadt Ostia. Sie war im Altertum die blühende Handelsstadt Roms. Ihre Glanzzeit erlebte sie unter den römischen Kaisern. Die Völker der ganzen alten Welt trafen hier zusammen. Man trat durch die Porta Romana in eine lange Straße, die zu beiden Seiten von Läden begrenzt war. Ein säulengetragener Wandelgang sorgte für Schutz gegen Regen und Sonne. Hinter den Läden breiteten sich die zwei- bis dreistöckigen Wohnhäuser aus. Auf der rechten Seite waren die öffentlichen Bäder, deren großartige Heizanlagen und Mosaikfußböden sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Dort stieg man von einem großen Platze auf die hohe Terrasse des Cerestempels empor. Auch das Theater lag auf dieser Seite.



Das Theater. Dahinter in der Mitte des Platzes der Cerestempel.

Es war mit einer kostbaren bedeckten Säulenhalle versehen, die den Zuschauern während der Pause zum Lustwandeln diente. Hinter den Häusern erstreckten sich ungeheuere Speicher und Lagerhäuser, große Vorratskammern des alten Roms, die sich wahrscheinlich bis zum Tiber ausdehnten. Aber nicht nur der Handel lockte die alte Welt nach Ostia, sondern auch seine glanzvollen Feste, deren größtes dem Meeresgott geweiht war. Die neueren Ausgrabungen haben Ostia in archäologischer Hinsicht zu einem Rivalen Pompejis gemacht. Man stieß dabei auf Holzbauten: ein Beweis, daß die Stadt bereits in der ältesten Zeit der Republik bewohnt war. Aber noch bis ins Mittelalter hinein dauerte ihr Leben. Von hier aus schiffte sich der heilige Augustin nach Afrika ein. Köstliche Statuen und Fragmente des antiken Ostias befinden sich heute im Lateranensischen Museum. Curt Bauer.





Bar mit gut erhaltenem Schanktisch und stufenartigem Büfett. — Links nebenstehend: Straße mit Häusern, deren Erdgeschoß noch völlig erhalten ist.



Das Leben Jesu im Film: Jesus im Garten Gethsemane, eine Szene aus dem neuen Christusfilm „König der Könige". (Phot. National-Film.)

Ende Oktober gelangt in Berlin der amerikanische Christusfilm „König der Könige" zur deutschen Uraufführung. Als er kürzlich bei den Salzburger Festspielen zum ersten Male in Europa gezeigt wurde, war der Eindruck gewaltig. Regisseur des künstlerisch und technisch ausgezeichneten Films ist Cecil B. de Mille, der auch schon den imposanten Film „Die zehn Gebote" herausgebracht hat. Der Darsteller des Heilands, H. B. Warner, wurde aus Tausenden von Bewerbern ausgewählt, weil er in Erscheinung und Maske dem Ideal-Christusbild aller Völker am nächsten kam.

HEINRICH VON KLEISTS LEBENSWEG

ZUM 150JÄHRIGEN GEBURTSTAG DES DICHTERS AM 18. OKTOBER. VON PROF. DR. GEORG MINDE-POUET



Heinrich v. Kleist.
Das einzige beglaubigte Bild des Dichters aus dem Jahre 1801.

Kleists dichterisches Schaffen ist aufs engste mit seinem Leben verbunden. Dieses Einssein von Leben und Dichten ist so stark, daß sich die Stoffe, Motive, Formen seiner Dichtung mit seiner eigenen seelischen, an Erschütterungen überreichen Entwicklung wandeln. Sein Leben ist ein einziger Sturmlauf gegen die seine Leidenschaften, seinen eigensten Willen knechtenden Verhältnisse, eine große Tragödie, ein Dunkel, das nur manchmal vom Sonnenschein neu erwachter Hoffnung auf Glück kurz erhellt wird.

Der Kampf begann schon in der frühesten Jugend, als dieser Sproß einer altadligen märkisch-pommerschen Soldatenfamilie sich gegen die Familientradition auflehnte und aus der Potsdamer Garde, in die er, noch sehr jung, eingetreten war, ausschied, weil ein unstillbarer Wissensdurst ihn zum Studium trieb. Er bezog die damals noch bestehende Universität in seiner Vaterstadt Frankfurt a. d. Oder, verlor sich gierig in Studien aller Wissenschaftsgebiete und schien eine Weile glücklich. Mit seiner Stiefschwester Ulrike verband ihn eine selten innige Geschwisterliebe. Was er lernte und sich ergrübelte, teilte er ihr und seiner Braut, Wilhelmine v. Zenge, der Tochter einer benachbarten Generalsfamilie, mit, die zu bilden und nach seinem Sinn zu formen, sein höchster Wunsch war. Nie mehr verließ Kleist die Neigung für Philosophie und Naturwissenschaften, weil seine Seele allzeit ein Gegengewicht brauchte gegen das reine Phantasieleben. Schwer von den Seinen dazu gedrängt, schob er dann aber das Studium beiseite und dachte an ein Amt. Er vermochte jedoch nur die Natur allein als die rechte Lehrmeisterin zu erkennen, und es begann die lange Zeit des ruhelosen Reisens durch Süddeutschland, Frankreich und die Schweiz, mit einer kurzen Idylle auf einer Insel im Thuner See, wo er als Landmann zu leben, als sein Ideal betrachtete und seiner Braut, als sie seinem Wunsche, ihm dahin zu folgen, Bedenken entgegensetzte, den Abschied gab. Aber wieder zerrten Phantasie und Verstand an ihm, und er, der sich damals schon als Dichter fühlte und zwei Dramen, die „Familie Schroffenstein" und den „Robert Guiskard", zu Papier gebracht hatte, empfand in verhängnisvoller Weise den Widerstreit zwischen Gefühl und Verstand, als ihm Kant in die Hände gefallen war. Kants Lehre, daß es den Menschen nicht gegeben sei, die reine Wahrheit zu ergründen, daß wir vielmehr nur innerhalb der Grenzen unserer beschränkten Erkenntnisfähigkeit die Welt erfassen könnten, wurde ihm zu einer seelischen Katastrophe, und es ekelte ihn, wie Goethes Faust, vor allem, was Wissen hieß. Schon damals tauchte der Gedanke auf, dieses Leben fortzuwerfen. Er ermannte sich jedoch wieder, ein grenzenloser Ehrgeiz überkam ihn, und er kehrte zu dichterischem Schaffen zurück, sich innig klammernd an den Zuspruch Wielands, der als erster die gewaltige dramatische Kraft in dem Jüngling erkannt hatte. Im Hause Wielands öffnete sich ihm sogar die Pforte des Glücks; denn Wielands jüngste Tochter empfand eine tiefe Leidenschaft für den schwermütigen Gast. Aber Kleist floh in fieberhafter Unruhe von neuem in die Welt hinaus, und immerfort wiederholte sich dieses Auf und Ab: er saß in Paris und wollte Goethe den Kranz von der Stirne reißen und fluchte zugleich über seine halben Talente; er verachtete den Bettel eines Amtes und duckte sich doch an der Königsberger Regierung unter ein Amt; er wollte nie wieder zur Feder greifen und vollendete doch hier den „Zerbrochnen Krug", den „Amphitryon" und die „Penthesilea" und schrieb seine ersten meisterhaften Novellen.

Das war im Jahre 1806. Und nun kam die Wandlung. Der Mann, der bisher nur sich selbst gelebt, nach der Vollendung seiner Persönlichkeit gestrebt, um vollkommene Wahrheit gerungen hatte, der Mann, der sich dann in der Poesie die höchste Aufgabe gestellt und sogleich die Vollendung der deutschen Tragödie in der Einheit Shakespeares und der Griechen erstrebt hatte, wurde zum glühenden Patrioten in dem Augenblick, da er sein Vaterland daniederliegen sah. Es hielt ihn nicht mehr in Königsberg, das er nun verließ, um im Sinne der preußischen Kriegspartei zu wirken. Er wurde auf dem Wege nach Berlin als Spion verdächtigt und von den Franzosen gefangengesetzt. Nach seiner Befreiung finden wir ihn in Dresden, wo er von 1808 bis 1809 in angeregtestem Verkehr mit der geistigen Elite dieser Stadt lebte, als Mensch und Dichter Ansehen genoß und eine vornehme Zeitschrift, den „Phoebus", herausgab. Hier erblühte ihm auch noch sein „Käthchen von Heilbronn". Dann aber, von 1809 ab, wurde der glühende Haß gegen Napoleon sein Lebensquell. Als der Krieg gegen Frankreich ausbrach und es schien, daß das Heil für Preußen nur von Österreich kommen könnte, riß ihn die Sehnsucht, den großen Ereignissen näher zu sein, über die österreichische Grenze nach Prag, und er stand auf dem Kriegstheater von Aspern. Er plante eine Zeitschrift „Germania", die von den Bergen ins Tal hinab-



Kleists Geburtshaus in Frankfurt a. d. Oder.



Kleists Stiefschwester Ulrike.



Wilhelmine v. Zenge, die Braut des Dichters.



Luise Wieland, des Dichters Wieland Tochter, eine Verehrerin Kleists.

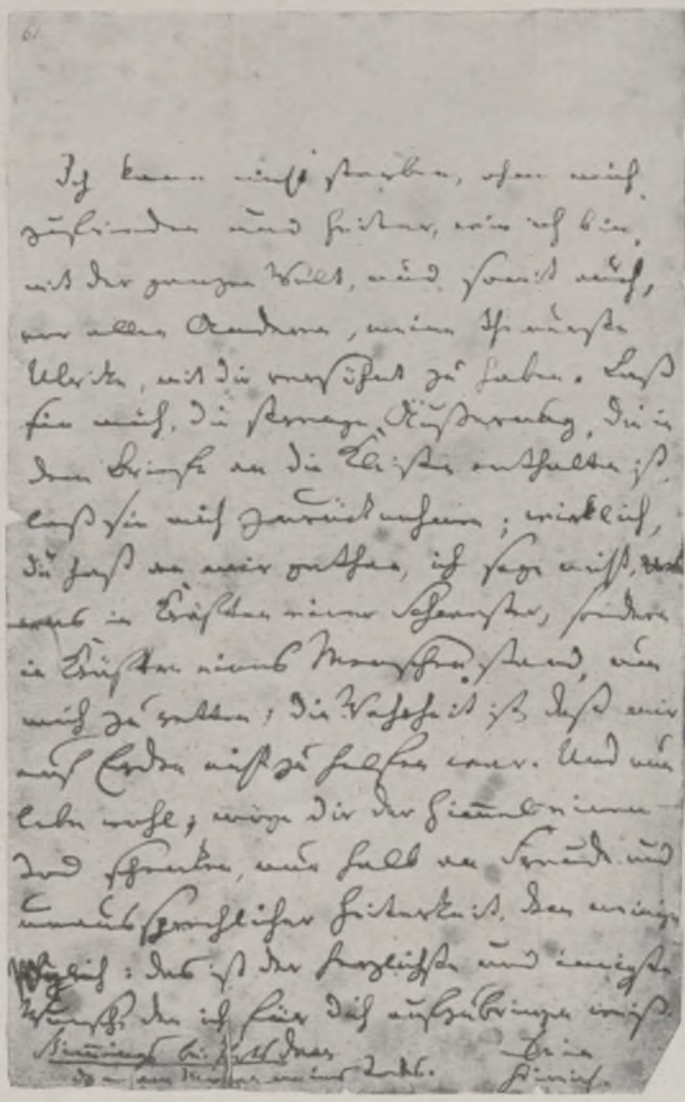


Henriette Vogel, seine Todesgefährtin.

Frauen um Kleist.

donnern sollte, was es damals galt, und alle seine Hoffnungen waren wieder wach. Er schrieb einen patriotischen Aufsatz, ein politisches Lied nach dem andern und trat eines Tages mit seiner rachedürstenden „Hermannsschlacht" hervor. Da traf ihn furchtbar die Niederlage bei Wagram, die alle seine Hoffnungen zerschlug und seine ganze Tätigkeit vernichtete. Seinen Arbeiten war der Weg in die Öffentlichkeit versperrt, die so von dem dämonischen Napoleonhaß und der treuesten Vaterlandsliebe des Dichters bei seinen Lebzeiten nie etwas erfuhr.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Leiden des schwer getroffenen Vaterlandes den treuen Märker jählings zu Tal gezogen haben; dazu kam, daß seine Familie, die sein Schaffen nicht zu würdigen wußte, in ihm einen Nichtstuer sah mit einem Leben ohne Erfolg. Und doch hatte dieser Dichter noch immer herrliche Kräfte zu verbrauchen. Als der preußische Hof nach langer Abwesenheit in die Hauptstadt zurückkehrte, fand sich auch Kleist Anfang 1810 mit neuer Hoffnung in Berlin ein und ging rüstig und eifrig ans Schaffen, wie in seiner besten Königsberger und Dresdener Zeit. Er gab ein halbes Jahr lang die „Berliner Abendblätter", die erste täglich erscheinende Berliner Zeitung, heraus. Mit ihrer Aufgabe, durch fortgesetztes unmittelbares Einwirken auf das Volk den Wiederaufbau des Vaterlandes und die Nationalsache überhaupt zu fördern, sind sie ein bedeutendes Spiegelbild des gesamten politischen und kulturellen Lebens Berlins in der Zeit vor den Freiheitskriegen. Und wie Kleist trotzdem noch immer seine Kräfte zu sammeln vermochte, beweist uns sein Drama „Prinz Friedrich von Homburg", das er damals schuf. Aber das grausame Geschick wollte es, daß Kleist sich auch diesmal wieder in der gerechtesten Hoffnung getäuscht sah. Das Stück kam nicht auf die Bühne und wurde auch nicht gedruckt. Das brach seine Kraft endgültig. Und als gar damals das Bündnis zwischen Frankreich und Preußen zustande kam, da empfand dieser glühende Patriot das als einen Schimpf und lehnte die ihm möglich gewordene Rückkehr in die Armee, die ihm auch Rettung aus materieller Not gewesen wäre, ab. Sein ganzes Sehnen war nur noch, einen Abgrund tief genug zu finden, um sich in ihn hineinzustürzen. Mit unabweislicher Gewalt packte ihn das Gelüst, zu sterben. Ein freiwilliger Tod war Kleist von



Ich kann nicht sterben, ohne mich, zufrieden und heiter, wie ich bin, mit der ganzen Welt, und somit auch, vor allen Anderen, meine theuerste Ulrike, mit Dir versöhnt zu haben. Laß sie mich, die strenge Äußerung, die in dem Briefe an die Kleisten enthalten ist, laß sie mich zurücknehmen; wirklich, du hast an mir gethan, ich sage nicht, was in Kräften einer Schwester, sondern in Kräften eines Menschen stand, um mich zu retten: die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen war. Und nun lebe wohl; möge dir der Himmel einen Tod schenken, nur halb an Freude und unaussprechlicher Heiterkeit, dem meinigen gleich: das ist der herzlichste und innigste Wunsch, den ich für dich aufzubringen weiß.

Stimmings bei Potsdam d. — am Morgen meines Todes.

Dein Heinrich.

Kleists letzter Brief („am Morgen meines Todes") an seine Schwester Ulrike.

Jugend auf ein vertrauter Gedanke, und wie eine Wahnvorstellung zieht sich durch sein Leben der Wunsch, in der Gemeinschaft eines andern den Tod zu suchen. Immer war ihm die Gefolgschaft versagt worden. Jetzt in dem entscheidenden Augenblicke, da sein Lebensmut tiefer gebeugt war als je, fand er eine Todesgefährtin in einer an einer unheilbaren Krankheit leidenden, ihm gesellschaftlich befreundeten Frau, der Henriette Vogel. Dieses Verhältnis ist sehr oft ganz falsch gedeutet worden. „Eine dumme Zufälligkeit war es", wie Kleists Freund Ernst v. Pfuel sehr treffend gesagt hat; denn mit dieser Frau wollte Kleist nicht leben, sondern sterben. Am 21. November 1811 erzwang er sich gewaltsam die Ruhe, die er suchte. Am Kleinen Wannsee bei Potsdam liegt er begraben, und am Fuße der Eiche, die als ein herrliches Symbol aus seinem Hügel emporgewachsen ist, wird Deutschland ihm nun neue Kränze niederlegen.

Kleist war ein Glückssucher, der das Glück aber nie fand und es nicht finden konnte, weil seine Gedanken in Sternenhöhen wiesen oder in Grübeleien sich verloren. In seinen Werken und seinen unvergleichlichen Briefen an seine Schwester und Braut hat er uns selbst das getreueste Bild von sich gegeben. Die ganze dämonische Leidenschaft, der ganze verzehrende Schmerz, der helle Aufruhr in diesem großen Menschengeiste kommen in ihnen zum klarsten Ausdruck. Nie genügten ihm Menschen, nie genügte er ihnen, nie genügte diese schwermütige Natur sich selbst. Ein ungeheueres Streben und kein Genießen. Und die Probleme seines eigensten tragischen Erlebens wurden die Probleme seiner Dichtung. Sie erwuchsen aus dem sein Innerstes tief aufwühlenden Bemühen, die letzten Ziele des Menschen zu ergründen, die geheimsten Regungen der Seele, die Dinge, die hinter der sichtbaren Erscheinungswelt liegen. So wollte er in der gebrechlichen Einrichtung dieser Welt, in der Verstand und Gefühl dauernd gegeneinander streiten, Bewußtes und Unbewußtes einander berühren, sich zurechtfinden und dann den Ausweg aus diesem Erdenwirrsal entdecken. Im Leben wußte er diesen Ausweg nicht zu finden, wohl aber in seiner Dichtung, durch die er von allen seinen seelischen Leiden sich zu befreien und alle Probleme, die ihn bedrückten und verwirrten, zur klarsten Lösung zu führen vermochte.





Links: Kleist-Denkmal in Frankfurt a. d. O. von Gottlieb Elster. — Rechts: Das Grab Kleists (und Henriette Vogels) am Kleinen Wannsee bei Potsdam. (Auffallenderweise ist hier irrtümlich 1776 statt 1777 als Geburtsjahr angegeben.)



AUS NIKKO, DEM BERÜHMTEN JAPANISCHEN WALLFAHRTSORT NÖRDLICH VON TOKIO:
GERÄTEHÄUSER DER SCHINTOTEMPEL MIT DEM STALL DES HEILIGEN SCHIMMELS (LINKS)

AQUARELL VON PROF. FRANZ KIENMAYER

DIE GEFANGENEN DES GAURISANKAR

ROMAN VON OTFRID VON HANSTEIN

(1. Fortsetzung.)

Stunden vergingen, die Sonne stand hoch am Himmel, sie schwitzten bei ihrer Arbeit, aber es gab keine Pause. Dafür brachte sie jeder Schritt auf dieser furchtbaren Treppe, die die Baumwurzeln an der Steilwand bildeten, abwärts.

Endlich war die Sohle erreicht, aus der die Felskulissen emporwuchsen, der Fuß eines gewaltigen Gletschers, der vom Gaurisankar herabkam und zwischen zwei Riesenwänden, die hier spitzwinklig zusammentrafen, eingezwängt lag.

Aus einer Eishöhle des Gletschers rieselte ein plätschernder Bach; um sie herum, an den Seiten dieses Baches, waren die Steine mit leichtem Moos überdeckt, und dazwischen blühten Primeln und wilde Rosen.

Erstes Zeichen wiedererwachenden Lebens! Zudem schien der Abstieg an der Seite des Baches leicht und gefahrlos.

„Das Schlimmste ist überwunden."

„Wir sind noch immer 4500 Meter hoch. Wer weiß, was noch kommt!"

Elisabeth erschrak.

„Dann sind wir ja bereits niedriger als der Khombulapaß, wo das Lager steht."

„Allerdings, wir sind ja in einer anderen Schlucht abgestiegen."

„Dann haben wir die Freunde also verpaßt?"

„Das war selbstverständlich, wir sind ja ganz von der Richtung abgewichen."

„Aber!"

„Wir mußten gestern so schnell wie möglich hinab, wir mußten Luft haben. Es wäre uns unmöglich gewesen, ohne Sauerstoff noch acht oder zehn Stunden über den Kamm zu gehen."

„Aber dann ...?"

„Die Sache ist gar nicht so schlimm. Sie haben sicher schon heute eine Hilfskolonne nach uns ausgeschickt. Da sie uns nicht finden können, werden sie natürlich annehmen, daß wir verloren sind. Es ist traurig, daß wir ihnen den Kummer bereiten müssen. Da die Jahreszeit zu weit vorgeschritten, war es vorgesehen, daß die Expedition in drei Tagen aufbrechen sollte, um über Tingri Dsong den Rückweg nach Dardschiling anzutreten, wo wir überwintern wollten. Diese Schlucht geht genau nordwärts. Wir sind beweglicher als jene, wenn uns das Glück nur einigermaßen günstig ist, werden wir wahrscheinlich schon lange vor ihnen in Tingri Dsong sein und können sie dort erwarten."

Der Tibeter hatte inzwischen das kleine Zelt aufgestellt und wieder Feuer angemacht. Sie bereiteten sich die drittletzte Mahlzeit, die sie noch hatten.

„Es wäre zwecklos, zu sparen. Wir müssen kräftig sein und erreichen sicher morgen irgendeine weidende Herde oder ein Lamakloster, wie sie überall zwischen den Bergen kleben."

An diesem Abend waren sie zuversichtlicher als in den beiden letzten Nächten. Zwei furchtbare Gefahren schienen überwunden: Sie hatten Luft zum Atmen, und Elisabeth war wieder stark und kräftig.

Sie schliefen wie Tote, bis gegen Morgen ein furchtbarer Donner sie aus dem Schlummer riß. Eine große Lawine war niedergegangen, hatte den ganzen Hang, den sie gestern heruntergestiegen, mit ihren Schneemassen überschüttet, Sträucher und Krummholz heruntergerissen und auch ihr Zelt mit leichtem Schnee übersprüht und durch den Luftdruck zu Boden gepreßt. Jetzt war es wieder still. Die Sonne noch nicht aufgegangen. Der Schnee lag wie eine bläulichgraue Decke über dem niedergebrochenen Wald, und die Sterne standen am Himmel.

Sie kochten die vorletzte Mahlzeit.

„Wir müssen heute Menschen erreichen oder wenigstens Tiere."

Allerdings waren sie sich nicht klar darüber, wie diese Menschen sie aufnehmen würden, oder wie sie diese Tiere erlegen sollten.

Während sie aßen, stieg die Sonne über den Gipfel. Sie brachen auf. Welch ein Kontrast! Dicht zu den Füßen der niedergegangenen Lawine die blühenden Blumen. Der Weg war angenehm. Keine Kletterei wie gestern, ein sanft abfallendes Tal mit dem rauschenden Bach in der Mitte. Freilich, jeden Augenblick konnte das Tal abbrechen, der Bach sich in einen sprühenden Wasserfall verwandeln und eine neue Steilwand den Weg abschneiden. Es kam in der Tat ein solcher Wasserfall, doch nicht allzu hoch. Etwa fünfzig Meter, aber sie mußten sich wieder anseilen. Es war Mittag geworden. Sie waren jetzt in einem weiter ausgedehnten Talkessel, der mit einer unbeschreiblichen Pracht von Blumen und herrlichem Grün erfüllt war, während an den Seiten die himmelhohen Bergwände emporstiegen und Gletscher in den Schründen glitzerten.

Immer noch fast 4000 Meter.

Sie mußten ein wenig ruhen, aber sie wollten noch weiter an diesem Tage. Obwohl sie Hunger hatten, wagten sie es doch nicht, die letzte Mahlzeit zu bereiten. Sie tranken Tee und legten sich dann zu kurzer Ruhe in das blühende Moos.

Elisabeth erwachte. Es war ihr, als ob eine rauhe Hand liebkosend über ihr Gesicht striche. Sie schlug die Augen auf. Vor ihr stand eine mächtige Bergziege. Als Elisabeth eine Bewegung machte, sprang die Ziege nur ein wenig zurück, sah sie mit schiefgehaltenem Kopf neugierig von der Seite an und meckerte. Sie hatte durchaus keine Furcht und ließ sich von Elisabeth den Kopf streicheln. Da huschte irgend etwas heran, ein kurzer scharfer Knall, und dicht neben ihr brach die Ziege tot zusammen. Elisabeth sprang vom Boden.

„Heinz, was hast du getan, das arme zutrauliche Tier!"

„Es war eine Gemeinheit. Die Gemeinheit, die das Raubtier Mensch nun einmal immer begeht, wenn ihm ein Tier in harmloser Zutraulichkeit entgegentritt. Wir müssen essen, und wir haben nur noch für eine Mahlzeit." — — —

Es war wieder Abend, der dritte Abend, seitdem sie die Ziege erlegt hatten. Sie waren noch einmal an einer Wand hinuntergeklettert; der Bach war hier nun zu einem kleinen Teich erweitert. Seltsam, er trat aus diesem Teich nicht wieder aus, wenigstens nicht sichtbar, und mitten in diesem Teich erhob sich eine kleine Insel, auf der ein uralter kleiner Tempel stand. Ein massiver Steinbau mit einem seltsam verschnörkelten, ehemals vergoldeten Dach. Daneben ein kleines, turmartiges Mauerwerk, auf dem ein Mast zerrissene Zeugfetzen wehen ließ.

„Gott sei Dank, Menschen."

„Zumindest eine Behausung."

„Wie kommen wir hinüber?"

„Noch seltsamer, hier ist ein Kahn."

Gleichfalls uralt, verwittert, teilweise mit Wasser gefüllt, lag ein roh geschnitzter Einbaum halb auf dem Ufer, halb in dem See.

„Wir müssen auf jeden Fall hinüber, es ist ein Unterkommen."

Ein ganz kleiner Tempel, ein einziger Raum, und an der einen Wand ein großes bronzenes Buddhabild. An den Wänden, auf Regalen, eine Anzahl kostbarer bronzener Gefäße und ein paar Bücher in tibetischer Sprache.

„Hier hat ein Lama gewohnt, also gibt es von hier einen Weg in das Tal. Vielleicht ist er nur fortgegangen und kommt wieder."

Elisabeth schüttelte den Kopf.

„Hier ist seit langen Wochen kein Mensch gewesen, man sieht es am Staub."

„Jedenfalls werden wir die Nacht hierbleiben."

Der Tibeter machte ein Feuer, rücksichtslos auf dem Opferstein in dem Tempel, dicht vor dem Buddhabilde, und briet die Reste der Ziege. Heinz und Elisabeth standen an der Tür, während Bill Hunter mit dem Kahn wieder zum Ufer hinübergefahren war.

Der Turm war niedrig und hatte eine ungeschützte Türöffnung. Sie traten hinein. Heinz entzündete ein Streichholz, und sie prallten zurück. In einer Ecke saß in der Stellung, die die Buddhastatuen gewöhnlich haben, ein Gerippe, dessen Knochen durch mumienartig zusammengetrocknetes Fleisch zusammengehalten wurden, und das sie aus leeren Augenhöhlen anzusehen schien.

Elisabeth erschrak, aber Heinz lachte.

„Des Rätsels Lösung. Ein Einsiedler hat hier gewohnt, und als er den Tod nahen fühlte, ist er selbst zum Sterben in die eigene Tschorte gegangen." — — —

Früher Morgen des nächsten Tages. Langsam wichen die hohen Bergschatten zurück, blinkender Tau lag auf den Blumen der Wiese am Ufer, rötlich glitzerte der Schnee auf den Häuptern der Berge ringsum.

Bill Hunter hatte Heinz leise geweckt, und sie waren über den See gefahren, während Elisabeth noch schlief.

„Es ist nicht nötig, daß deine Frau gleich erfährt, was ich dir sagen muß. Wir sind gefangen."

„Was heißt gefangen?"

„Der Gaurisankar hält uns gefangen."

„Verstehe ich nicht."

„Der Talkessel, in dem wir sind, hat keinen Ausweg."

„Der Bach?"

„Muß einen unterirdischen Abfluß haben. Ich habe noch gestern abend und in dieser mondhellen Nacht alles untersucht. Der Talkessel hat ungefähr drei Stunden im Umkreis, dann steigen überall die Wände in vollkommen unersteigbaren Schroffen empor. Mindestens so hoch wie der Khombulapaß. Es ist nichts weiter als ein Einschnitt, als eine von den vielen Schründen dieser furchtbaren Bergwelt. Es ist ganz ausgeschlossen, noch in diesem Winter einen Übergang zu versuchen. Wir sind einfach gefangen. Wir werden aber zusammen noch einmal alles erforschen. Trotz allem sind wir nicht verloren. Ich habe Bergschafe auf den unteren Hängen gesehen, Ziegen, und sogar einige Jaks. Die Tiere sind alle unglaublich zutraulich, ein Zeichen, daß sie Menschen nicht kennen."

„Aber der Einsiedler?"

„Ist wahrscheinlich einmal ebenso wie wir durch Zufall hierhergekommen. Hat vielleicht gar nicht fortgewollt."

„Und die Tiere?"

„Bergziegen sind überall."

„Und die Jaks?"

„Was weiß ich, wie die hierherkamen!"

„Laß uns gehen!"

„Und deine Frau?"

„Erst muß ich Gewißheit haben, sie ist auf der Insel in Sicherheit."

Fast der Vormittag verging. Hunter hatte die Wahrheit gesagt. Ein üppiger, ein paradiesischer Talkessel, rings bis dicht an ihn heran die Ausläufer der Gletscher, an einigen Teilen kurze Strecken bewaldetes Land, dann überall himmelhoch aufsteigende Wände und Felsen. Das Wasser vom Bergbach, der den See bildete, mußte unterirdisch verschwinden.

„Bill, dann sind wir verloren!"

„Das sind wir nicht. Nur den Winter über werden wir hier aushalten müssen. Es ist möglich; der Tempel steht sicher schon lange Jahre, und auch die Jaks und die Ziegen haben gewiß schon manchen Winter überdauert. Im Frühjahr müssen wir eben versuchen, den Weg zu finden, den der Einsiedler gekommen."

„Wir müssen es jetzt tun."

„Unmöglich, die Tage sind zu kurz, der Winter ist bereits in den Bergen. Du weißt, die Expedition hat zwei Jahre schon die Gegend genau erforscht."

„Im nächsten Frühjahr ist es zu spät."

„Ich verstehe dich nicht."

„Für dich nicht, aber für uns, für Elise und mich."

„Warum?"

Heinz zögerte einen Augenblick, dann sagte er leise: „Man kann mit einem neugeborenen Kinde nicht über die Felsen des Gaurisankar steigen."

„Ist das — Tatsache?"

„Im Frühjahr wird es geschehen. Elise hat es mir anvertraut, als wir oben im Sturmlager unter dem Gipfel des Gaurisankar den Tod erwarteten. Sie hat es geheimgehalten; das heißt, die Gewißheit ist ihr selbst erst geworden, als wir bereits im Lager im Khombulapaß waren."

„Vorläufig keine Angst. Wir haben ein Dach über dem Kopf, wir haben Nahrungsmittel. Du hast die reifen Maiskolben gesehen, die der Einsiedler wohl noch angelegt hat, und die er vor den Tieren durch das Gatter schützte, das er in Gestalt der Dornensträuche um sein kleines Feld pflanzte. Laß uns an das Schicksal glauben. Es hat uns gnädig hierhergeleitet, und es wäre undankbar, jetzt zu verzagen."

Elisabeth stand voller Sorgen vor dem Tempel. Endlich kamen die beiden.

„Wo bleibt ihr? Brechen wir denn nicht auf?"

Heinz hatte inzwischen den Gleichmut wiedergewonnen.

„Wir wollten dich schlafen lassen. Auch brechen wir heute nicht auf."

Mit ein paar Ruderschlägen waren sie an der Insel.

„Wir brechen nicht auf? Aber wir müssen doch nach Tingri Dsong."

Heinz nahm sie in seine Arme.

„Nun sei mein tapferes Frauchen! Es wird am besten sein, wenn wir vorläufig hierbleiben."

„Hier?"

„Haben wir nicht alles, was man begehrt? Ein hübsches Haus, mitten im See, ein blühendes Paradies um uns herum, ein Feld mit reifen Maiskolben, Ziegen und Jakrinder. Ich denke es mir herrlich, hier ein paar Monate in idyllischer Ruhe zu leben."

Sie wußte nicht, ob er es ernst meinte, oder ob er scherzte.

„Aber, Heinz!"

„Ganz ehrlich, wir können nicht fort, wir werden wahrscheinlich den Winter über hierbleiben müssen."

Das Blut wich aus ihren Wangen.

„Hierbleiben?"

„Ganz einfach, wir sind Gefangene des Gaurisankar. Der Berg hält uns fest. Wir sind in eine Sackgasse geraten, befinden uns in einem Talkessel, der keinen Ausweg hat."

Bill Hunter hatte überlegt.

„Wir werden die nächsten Tage die Berge erforschen. Vielleicht, wenn ich und der Tibeter den Übergang zu machen versuchten, wenn wir die Expedition in Tingri Dsong erreichten und mit Sauerstoff zurückkehrten!"

Heinz schüttelte den Kopf.

„Wenn du versuchen willst, zu den anderen zu stoßen, zürnen wir dir nicht, aber ein Zurückkommen wäre unmöglich. Wie solltest du diese Schlucht wiederfinden."

„Du hast recht. Natürlich bleibe ich bei euch."

„Aber —"

„Kein Wort, zudem würde ich wahrscheinlich die Expedition gar nicht erreichen. Im nächsten Frühjahr ist es anders."

Elisabeth schmiegte sich an ihren Gatten.

„Aber im Frühjahr — du weißt."

Er streichelte sie.

„Laß gut sein, Kind. Wir sind zusammen; wir müssen abwarten und hoffen." — — —

Acht Tage später.

Täglich waren sie in die Berge gestiegen und hatten sich überzeugt, daß ein Aufstieg unmöglich war. Jetzt wenigstens — wahrscheinlich immer.

Die Tage wurden kürzer und blieben oft ganz dunkel. Wolken fegten an den Berghängen dahin; dort oben mußten furchtbare Schneestürme herrschen, während es in dem geschützten Talkessel merkwürdig warm war.

Sie arbeiteten fieberhaft. Konnten sie doch nicht wissen, was der nächste Tag ihnen brachte, wann auch ihr Tal mit Schnee bedeckt war. Die geernteten Maiskolben fuhren sie über den See und hingen sie in langen Reihen unter der Decke des Tempels auf. Brennholz wurde geschlagen und in großen Stößen an der Außenwand des Tempels aufgeschichtet. Sie sammelten Kräuter und schnitten Gras. Das Heu brachten sie in die Tschorte, nachdem sie das Gerippe des Einsiedlers daraus entfernt und begraben hatten. Eine Anzahl Schafe und Ziegen, die sich zutraulich greifen ließen, brachten sie auch auf die Insel, um für alle Fälle Fleisch zu haben. Dann schlichen sie sich an einen schlafenden Jak, töteten ihn mit den dicht an das Blatt gehaltenen Revolvern. Räucherten das Fleisch über Holzfeuern und hingen es gleichfalls unter die Decke des Tempels.

Eines Morgens trat Lobsen Kungu zu ihnen.

„Ich will gehen."

„Gehen? Wohin?"

„Über die Berge."

„Es ist unmöglich, es ist dein sicherer Tod."

„Wenn Buddha will, werde ich sterben; wenn er nicht will, werde ich leben."

„Warum bleibst du nicht bei uns?"

„Weil Buddha will, daß ich gehe."

Er ging an den See. Nur ein Bündel Maiskolben trug er als Nahrung mit sich.

„Er rennt in den sicheren Tod."

„Wie sollen wir ihn halten? Wer liest in den Gedanken dieses Menschen? Halten wir ihn, dann ist er unser Feind. Nützen kann er uns wenig. Mag er tun, was er will."

Hunter ruderte ihn über den See. Ohne sich noch einmal umzusehen, ging Lobsen Kungu genau nach Norden und stieg die Waldhalde hinan. Hierauf sahen sie ihn über den weißen Schnee, der jetzt den Gletscher überdeckte, langsam dahinstampfen. Nur eine Stunde, dann hüllten die über den Gletscher treibenden Nebelschwaden ihn ein, und er war ihren Blicken entschwunden.

„Das war Selbstmord."

„Oder weiß er einen Weg, den er uns nur nicht sagt?"

Am nächsten Morgen stiegen Bill Hunter und Heinz ihm vorsichtig nach. Die Spuren waren längst verweht; wo der Waldhang aufhörte, begann der unendliche Gletscher.

„Es war sein eigener Wille. Wahrscheinlich liegt er wenige Schritte von uns entfernt unter dem Schnee." — — —

Wochen waren vergangen. Eisiger Winter um sie herum. Das Feuer ging nicht mehr aus im Tempel; denn wäre es erloschen, war der Tod ihnen gewiß. Da sie keine Pelze hatten, schmiegten sie sich des Nachts zwischen die warmen Körper der Ziegen und Schafe. Des Morgens suchten sie den Gestank der Tiere und den Qualm des Feuers durch frische Luft zu besiegen.

Wie leuchtende Kristalle die hochragenden Gipfel der Berge! Schnee und Eis bis an den See, aber dieser gefror nicht. Hatte er außer dem Tauwasser der Gletscher noch Quellen? Wie kam es, daß er jetzt nicht vollkommen versank, da er nicht mehr von den Bergen gespeist wurde? Auch dieser Tag kam. Wild heulte der Sturm, pfiff in den Tälern und Schründen und schüttete Staublawinen von den Bergen herab. Wachend saßen die drei in dem Tempel und lauschten hinaus in das Grollen der wilden Natur. Blitze zuckten; sie sahen sie nur durch die Spalten der Tür. Furchtbar hallte der Donner in hundertfachem Echo. Langsam kam der Morgen, ein Dezembermorgen, der kaum einen Sonnenblick in das Tal schickte.

Der See war verschwunden. Jetzt stand der Tempel inmitten einer Art von Kraterloch auf einem spitz aufragenden Felszacken. Auch das mußte der Einsiedler gekannt haben. Stufen führten wie eine plumpe Treppe hinab und an der anderen Wand wieder empor. Unten gähnte ein enger Spalt, durch den das Wasser verschwunden war, so eng, daß sich vielleicht hätte ein Mensch hindurchzwängen können. Als sie hineinsahen, erblickten sie eine frische Fläche. Heinz warf einen Stein hinab. Er brach durch die dünne Eisschicht und verschwand im Wasser.

„Wohl eine tiefe Bergspalte, in der das Wasser verschwindet, um vielleicht zwei- oder dreitausend Meter tiefer irgendwo wieder an die Oberfläche zu kommen." — — —

Wieder waren Wochen vergangen. Da das Fleisch knapp wurde, waren die Männer ausgegangen, um einen Jak zu töten. Am Abend kehrten sie heim. Mühevoll schafften sie das Fleisch hinauf zum Tempel.

Elisabeth empfing sie mit versonnenen Blicken im Tempel, der durch Holzstöße in zwei Gemächer geteilt war. Das größere, mit dem Buddhastandbild, für Heinz und Elisabeth, der kleinere Raum an der Tür für Bill Hunter. Sie hatten sich als Lager Schütten aus trockenen Gräsern und Kräutern gemacht und die Schlafsäcke daraufgebreitet. Auch die Felle der geschlachteten Ziegen kamen ihnen zustatten, wenn sie auch hart und ungegerbt waren. (Fortsetzung folgt.)

Stilkleid und gerade Linie IN DER ABENDMODE









Daisy Durport in einem cremefarbenen, grau abschattierten Samtkleid mit breiter Straußfederngarnitur als Rocksaum und einem ebenfalls abschattierten grauen Fuchs.

Oben links:
Hedy Pfundmayer von der Wiener Staatsoper zeigt ein Halbstilkleid aus Taft mit rosenfarbener Musselin-Chiffontaille.

Unten links:
Gaze - Musselinkleid in gerader Form mit Perlenstickerei, eine Riesenlibelle darstellend. Trägerin: Renée Peter.

Unten rechts:
Renée Peter in einem schwarzen Tüllkleid mit großen goldgestickten Motiven in Rosenform.

Modelle: Kuschnitzky & Gerstl; Photos: Kitty Hoffmann.

Spezial - Aufnahmen durch unsere Wiener Mode - Korrespondentin Claire Patek.

KOSMISCHE STRAHLEN

Von Dr. Werner Kolhörster, Berlin.

Mit Abbildungen von der Forschungsexpedition des Verfassers im Jungfraugebiet.



Dr. v. Salis beim Legen der Telephonleitung über den Aufstiegsweg am Südostgrat des Mönchsgipfels im Jungfraugebiet.





In telephonischer Verbindung mit Zürich: Empfang des Wetterberichts. Im Oval: Beobachtung der Strahlung in einem 120 m langen Eisgang. Von links: Dr. v. Salis, Prof. Maurer, Dr. Kolhörster.

Eine der wichtigsten Fragen, die in diesem Jahre die englische Naturforscher-Versammlung in Leeds beschäftigte, war die Höhenstrahlung, eine recht merkwürdige Strahlenart, die in letzter Zeit allgemeines Interesse erregt, obwohl sie bereits seit rund 15 Jahren in Fachkreisen bekannt ist. Sie wurde so genannt, weil sie in größeren Höhen erst deutlich hervortritt; dort hat man sie bei Freiballonfahrten in den Jahren 1912—1914 entdeckt, während sie bald darauf auch am Erdboden nachgewiesen werden konnte. Allerdings ist sie hier in Seehöhe nur schwach und neben den ähnlichen Wirkungen der überall in der Erdrinde verbreiteten radioaktiven Substanzen schwer erkennbar. Man mißt sie daher bei dem heutigen Stande der Meßtechnik vorteilhaft nur in größeren Höhen in Luftfahrzeugen oder im Hochgebirge, indem man in einem abgeschlossenen Gefäß ein Elektrometer beobachtet, das je nach der Stärke der eindringenden Strahlen schneller oder langsamer entladen wird. Um einen Begriff von der „Stärke" dieser Ströme zu geben, sei angeführt, daß sie etwa ein Billiardstel Ampere betragen oder ein Billiardstel des durch eine 200-Watt-Glühlampe fließenden Stromes.

Sehr wahrscheinlich handelt es sich um eine Art Röntgen- oder Gammastrahlung, also um eine elektromagnetische Wellenstrahlung, zu der auch die Rundfunk-, Wärme- und Lichtwellen gehören. Aber infolge ihrer extremen Eigenschaften stellt sie diesen bekannten Strahlen gegenüber etwas ganz Neues dar. Besonders auffällig ist ihr hohes Durchdringungsvermögen. Denn während die Röntgen- und Gammastrahlen von zentimeterdicken Metallblechen aufgehalten werden, muß man bei der Höhenstrahlung meterdicke Panzerplatten zur Abschirmung verwenden. Diese außerordentliche Durchdringungsfähigkeit läßt auf fast unvorstellbar kurze Wellen schließen, muß man doch annehmen, daß der Abstand der Atome in festen Substanzen rund 1000 mal größer ist als die Wellen„länge" dieser Strahlen. Denn nur so erklärt sich, daß die Materie in den üblichen Schichtdicken für die Höhenstrahlung so durchsichtig ist wie Glas für Licht. Nur selten werden daher Strahlen von den Atomen der durchsetzten Substanzen aufgehalten, so daß sich daraus ihre geringe Wirkung ergibt. Für die Welt des getroffenen Atoms jedoch bedeutet ein solcher Zusammenstoß eine Katastrophe. Um sich wenigstens einen Begriff von der Heftigkeit solcher Vorgänge zu machen, denken wir uns eine große, schnell laufende Dampfturbine von einer Granate getroffen. Eine für unsere Verhältnisse verheerende Explosion ist die Folge. Trotzdem werden die Bruchstücke wohl kaum über 1000 m weit fortgeschleudert, das heißt kaum weiter als das 1000fache ihrer Länge. Bei dem zertrümmerten Atom indessen finden wir etwa das Billionenfache. Das sind Wirkungen, wie sie kosmischen Vorgängen eigen sind. — Als ich 1914 die Existenz der Höhenstrahlung bis 9300 m erwiesen, ihre Durchdringungsfähigkeit festgestellt und auf Grund dessen den kosmischen Ursprung betont hatte, waren für eine solche Annahme weitere Anhaltspunkte nicht gegeben. Ihr Fehlen und besonders die Unmöglichkeit, radioaktive Substanzen als Quelle der Strahlung anzunehmen, ließ sogar mancherlei Zweifel, selbst vereinzelt in Fachkreisen aufkommen. Diese wurden jedoch bald behoben durch eine geistreiche Hypothese von Nernst und meine daraufhin unternommenen weiteren Arbeiten, die eine volle Bestätigung der Ballonversuche erbrachten, ebenso wie die später auch von anderen Seiten ausgeführten Untersuchungen. Von ganz anderen, nämlich thermodynamischen Gesichtspunkten ausgehend, konnte Nernst zeigen, daß radioaktive Vorgänge besonderer Art im Fixsternleben eine unbeachtete, aber um so wichtigere Rolle spielen dürften, und daß junge Materie Ausgangspunkt besonders starker Strahlen, also auch der Höhenstrahlung, sein kann. Auf seine Veranlassung führte ich mit Mitteln der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft für Physik und der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft neue Untersuchungen aus und wählte dazu, um bis zu Höhen von 4000 m arbeiten zu können, das Gebiet der Jungfraubahn, die mir in großzügigster Weise Gastrecht gewährte und, wo ich in dem Enkel des Gründers der Bahn, Dr. G. v. Salis, einen besonders durch seine alpinen Erfahrungen ausgezeichneten Mitarbeiter fand.



Besuch auf dem Mönchsgipfel (4105 m).

Auf drei in den Jahren 1923, 1924, 1926 unternommenen Expeditionen, die schließlich bis auf den Mönchsgipfel (4105 m) als Beobachtungsort führten, gelang es, den Nachweis zu erbringen, daß die Höhenstrahlung geringen täglichen Schwankungen ausgesetzt ist, die entsprechend der Stellung bestimmter Himmelsteile zum Beobachtungsort auftreten, mit Sternzeit erfolgen und sich daher mit der Jahreszeit verschieben. Die Strahlungsstärke nahm zu, wenn Teile der Milchstraße oder ihrer Nähe im Zenit des Beobachtungsortes standen, so daß die von ihnen ausgehend gedachte Strahlung dann den kürzesten Luftweg zu durchsetzen hat. Da man nun weiß, daß in der Milchstraße und in ihrer Nähe junge Materie besonders häufig auftritt, so entspricht dieser Befund der Nernstschen Hypothese, wonach die Strahlung von junger Materie im Kosmos stammen soll. Weitere, auf Grund dieser Beobachtungen vorgenommene Untersuchungen des schwedischen Astronomen Corlin führen zu dem Ergebnis, daß die auch in anderer Beziehung recht merkwürdigen und deshalb Mira genannten Sterne, die nach unserer heutigen Kenntnis zu den jüngsten Sterntypen gehören, wahrscheinlich entsprechend ihrem Lichtwechsel die Höhenstrahlung aussenden. Wie dem nun auch sei, die wegen ihrer besonderen Eigenschaften bezweifelte Höhenstrahlung hat wissenschaftlicher Arbeit ihre ersten Geheimnisse enthüllen müssen.



Ausblick vom Mönch nach Nordost: Große Scheidegg (1961 m), Grindelwalder Wetterhorn (3703 m) und Oberer Grindelwaldgletscher.



Die wendische Volkstracht als malerische Belebung des Marktbildes einer Niederlausitzer Stadt: Markttag in Kottbus.

Zeichnung von Hans Friedrich.

DIE AUSSTELLUNG „EUROPÄISCHE KUNST DER GEGENWART“ IM HAMBURGER KUNSTVEREIN

Seine Hundertjahrfeier glaubte der Kunstverein in Hamburg nicht würdiger begehen zu können als durch die Ausstellung, die uns in einem Querschnitt die europäische Kunst unserer Tage nahebrachte. Damit wurde ein bisher nie gebotener Einblick in die seelische Zerrissenheit des europäischen Menschen eröffnet, und zugleich erkannten wir, daß in den geistigen Zentren Europas der europäische Mensch als eine überall gleichartige Erscheinung schon vorhanden ist. Wo nationale Eigentümlichkeiten sprechen, wandeln die Künstler meist Wege zurück zur Vergangenheit, nicht in Zukunftsland. Wie wir in den Typen der Großstadt neben dem mittelalterlichen Wandervogel, neben dem romantischen Freideutschen revolutionäre Stürmer, klassische Idealisten, Grandseigneurs des Rokokos entdecken, so steht in dieser Ausstellung neben dem antik wirkenden Jünglingstorso eines Gargallo der abstrakt stilisierte Messingkopf von Rudolf Belling, hängt neben den nervösen Pinselstrichen eines Kokoschka die romantische Stille eines Georg Schrimpf. Unter den Deutschen interessieren als Vorläufer modernster Richtung und damit klarlegend, daß zwischen Impressionismus und Expressionismus kein seelischer Abgrund klafft, sondern daß hier die gleiche seelische Wirrnis nur verschiedene Wege der Lösung suchte — Lovis Corinth mit einem Bildnis des 83jährigen Georg Brandes und der zu früh verstorbene Weisgerber-München. Die Künstler der „Brücke“, einst als Revolutionäre bekämpft — Pechstein, E. L. Kirchner, Heckel — wirken fast klassisch. In dieser Zusammenschau



Marie Laurencin (Frankreich): Die Amazone und das Blumenmädchen.
(Mit Genehmigung der Galerie Flechtheim.)

erhält Emil Nolde den ihm gebührenden Platz, tiefer, als ihn einseitige Überschätzung erhob. Unsere Hochachtung steigert sich für Paula Modersohn-Becker und Franz Marc. Der „Barmherzige Samariter“ von Heinrich Nauen bringt dem Laien die moderne Kunst näher, weil hier ein altes Motiv in neuer seelischer Erfassung behandelt wurde. — Von den Künstlern der „Neuen Sachlichkeit“ erfreuen George Groß, Kanoldt und besonders Otto Dix mit dem Bildnis Herbert Eulenbergs, das, beinahe Karikatur, dennoch mit der Schelmenpeitsche zuhaut und bis ins Herz trifft. — Unter den deutschen Plastikern entdeckt man manche Neuerscheinung, so den jungen Tierplastiker Hans Ruwoldt.

Neben den Deutschen — entwicklungsgeschichtlich vor ihnen — spielen auch in dieser Ausstellung die Franzosen die bedeutendste Rolle. Wir sehen Vorläufer wie Odilon Redon, Seurat, Renoir; wir begreifen die Rolle eines Cézanne in der modernen Entwicklung der Malerei, lassen uns von dem Feuergeist eines Vinzent van Gogh mitreißen und fühlen die Sinnlichkeit (die ein selbstmodelliertes Reliefbildnis verrät) geläutert in dem stillen Rhythmus der „Frau mit Hund“ eines Gauguin.

Weibliche Anmut und Zartheit mit dem nervösen Einfühlen unserer Tage belebt die Kunst einer Marie Laurencin, die, in Paris geboren, am Rhein heimisch wurde. So vergaßen auch oft die Künstler verschiedenster Nationen in Paris ihrer Heimat. Man denke an den Spanier Picasso, der sogar mit seiner Kunst von Paris aus Frankreich selbst neue Wege wies. Schon drei Wandlungen hat er durchgemacht, und noch immer spürt man neue Möglichkeiten dieses Proteus.



Karl Hofer (Deutschland): Das Nachtlokal.
(Mit Genehmigung der Galerie Flechtheim.)

Die Österreicher verbinden, wie ja Wien Deutschlands Vorposten gegen den Orient bedeutet, feinste Formenkunst der Romanen mit der Sehnsucht der Deutschen. Aus den Bildnissen eines Klimt und Schiele wird es deutlich; doch auch das „Stilleben mit Katze“ eines Anton Faistauer verrät, daß feines Eindringen in die Form nicht zu Oberflächlichkeit führen muß. — Die Schweiz stellt eine Brücke zwischen den Nationen dar; so unterliegen je nach Neigung Schweizer Künstler den Einflüssen Frankreichs, Deutschlands oder Italiens. Bei Karl Hügins „Bocciaspielern“ haben Italien und Deutschland Pate gestanden. Man spürt irgendwie Verwandtes mit Karl Hofer, der freilich in seinem Aufbau strenger ist, und dessen harte Art jede Intimität abwehrt und zur Achtung zwingt. — Polen bedeutet für die Kunst eine Filiale von Paris oder einen Übergang zu Rußland. Nicht Eigentümliches spricht aus dem „Mädchen“ von Moïse Kisling, ebenso wie des Spaniers De Togores „Sitzender Junge“ einem „neuen Sachlichen“ einer anderen Nation angehören könnte. — Italien ist mit seiner Vereinigung „Novecento“ gut vertreten. Auch hier wandelt ein großer Kreis in den Spuren der „Neuen Sachlichkeit“. Andere, wie Chirico, kommen vom Kubismus her und wollen ein formales Einfühlen mit starker Bewegung verbinden.

So gibt diese Ausstellung, ohne ein erschöpfendes Bild bieten zu können, doch einen Überblick über das Kunstwollen Europas und — da Kunst nur ein Dokument der Kultur — einen Einblick in Europas Kultur und damit in seine Seele. Die „Neue Sachlichkeit“ und der überall erkennbare Hang zur Romantik verraten eine innere Beruhigung. Vor solcher Überschau muß die moderne Ästhetik umlernen; nicht Kunst um der Kunst willen wurde das Ziel all der schöpferischen Persönlichkeiten, sondern in der Kunst ringt die Menschenseele nach Ausdruck und Aussprache, und in ihr wurde für alle Zukunft Leid und Glück einer Zeit niedergelegt. Dr. Robert Corwegh.



Georg Schrimpf (Deutschland): Mädchen am Fenster.



Anton Faistauer (Österreich): Großes Stilleben mit Katze.



Karl Hügin (Schweiz): Bocciaspieler.



Otto Dix (Deutschland): Porträt Herbert Eulenberg.
(Mit Genehmigung der Galerie Neumann & Nierendorf, Berlin.)



Paul Gauguin (Frankreich): Frau mit Hund.



José De Togores (Spanien): Sitzender Junge.
(Mit Genehmigung der Galerie Flechtheim.)







Mitte links:

Chirico (Italien): Plötzliche Freude.
(Mit Genehmigung der D. A. A.)

Mitte rechts:

Oscar Kokoschka (Österreich): Adele Astaire.
(Mit Genehmigung von Paul Cassirer, Berlin.)





Moïse Kisling (Polen): Mädchen.
(Mit Genehmigung der D. A. A.)

Hans Ruwoldt (Deutschland): Bärengruppe. (Plastik.)

Heinrich Nauen (Deutschland): Der barmherzige Samariter.
(Mit Genehmigung der Galerie Flechtheim.)



Der junge Kormoran bettelt um Futter.



Fütterung aus dem Kropfe

Junge auf dem Nestrande



Der junge Kormoran mit seiner Mutter auf dem Neste.



12 Stunden alt.



10 Tage alt.

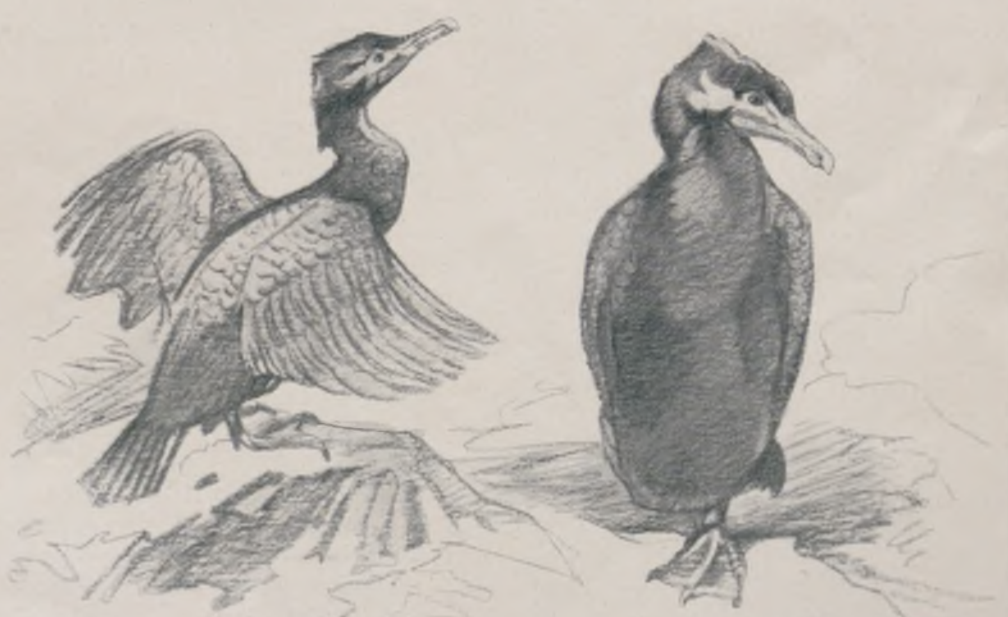


20 Tage alt

Die Kormorane im Zoologischen Garten zu Berlin.

Zeichnungen von Paul Neumann, Karlsberg.

(Hierzu der Beitrag „Der Kormoran" auf Seite 564)



Kormoran-Männchen Flügel trocknend, sich sonnend.

Menschen im Föhn

Roman von Roland Betsch

(Schluß.)

XXXI.

Am andern Tag verließ der Norweger das Land. Es war jener denkwürdige 22. September, der allen Bewohnern dieser Gegend zeit ihres Lebens im Gedächtnis bleiben wird. Svend Olsen wollte auf Schneeschuhen über das Gebirge ins jenseitige Tal. Zum letztenmal war er bei Dieffenbronner und Maria. Der Bildschnitzer warnte ihn und versuchte, ihn von seinem Vorhaben abzubringen.

„Sie sind fremd hier. Viel Neuschnee ist gefallen, und die Sprengung hat den Berg verändert. Bleiben Sie zurück, Olsen!"

„Ja, bleiben Sie!" bat Maria, die Furcht hatte, daß er sie nun verlassen wollte. Wenn er jetzt ging, war sie noch um vieles einsamer.

„Der Berg spaßt nicht, Svend Olsen! Bleiben Sie!"

Der Nordländer lachte, und sein Lachen war tief und von Kraft und Zuversicht getragen. „Ich gehe über das Joch! Schnee und Berg und Eis sind mir Heimat. Ich fürchte mich nicht vor ihnen."

Da beschlossen sie, ihn bis zur Hütte zu begleiten. Sie brachen früh auf und nahmen den Winterweg über den Gletscher. Es war eine stille Wanderung durch das Bett des Neuschnees, der alle Wunden des Berges mit einer samariterhaften Milde bedeckt hatte.

Olsen ging voraus. Maria sah ihn vor sich schreiten, verfolgte seine langsam gleitenden Schritte und kam nicht los von ihrer Traurigkeit. Noch war er in ihrer Nähe, unmittelbar und mit den Händen zu greifen. Wie lange noch, und er würde fern sein, irgendwo in anderer Umgebung, mit der gleichen Stimme, der gleichen Gestalt, dem gleichen Herzschlag, nur getrennt und ohne lebendige Nähe. Fern. Tot ist, wer fern ist, grübelte sie und wollte allen Mut verlieren. Und als ob er ihre Gedanken erraten hätte, sprach er jetzt mehr zu sich selbst: „Tot ist, wer vergessen ist."

Sie erschrak vor der Gemeinsamkeit ihrer Gedanken und suchte nach Golms Bild, das sie eben verlassen hatte. Wo war er? Niemand hatte ihn gesehen in den letzten Tagen. Der Norweger wandte sich im Gehen und schaute Maria an, als ob sie ihn gerufen hätte.

Als sie gegen Isla Silva hinaufkamen, blieben sie aufhorchend stehen. Was war geschehen? — Ein Rollen lief durch den Berg. Der Boden zitterte. Dieffenbronner schaute nach oben und fand die höchsten Zinnen und den blauen Himmel. Da fing es wieder an und war wie ferner Donner.

„Seht dort!" rief Dieffenbronner und deutete nach dem Geierkopf. Ein riesiger Felsblock stürzte über die Ostwand herunter. Krachend schlug er ins Kar, stieß eine Wolke von Schnee und Geröll auf und kam grollend zur Ruhe.

Dieffenbronner schaute den Norweger an und sah, daß dieser lachte. „Es ist nicht ungefährlich, jetzt hinaufzugehen. Ich glaube, daß sich hier noch mancherlei ereignet. Das Gestein ist rebellisch geworden."

„Man muß ihm nur die Stirn zeigen. Und dort, wo uns das Leben wertlos wird, wo wir es verachten, dort hängt es sich zäh und hartnäckig an uns. Der Tod sucht nur seine Feinde und solche, die ihn fliehen."

Gegen Mittag erreichten sie die Sifantahütte. Sie beschlossen, bis zum Morgen zu bleiben. Während der Norweger über das Gebirge weiterzog, wollten Dieffenbronner und Maria nach dem Gletscher hinüber, um auf den Südwesthängen des Drosselkopfes ins Tal abzufahren. Sie rasteten einige Stunden in der Hütte, erzählten von Vergangenheit und Bergsteigererlebnissen und waren wie ein Dreigestirn alter Freunde. Aber der Abschied lastete in jeder Brust.

Um vier Uhr bestiegen sie auf Schneeschuhen die weiten Hänge der Silvafluh, die in strahlendem Weiß vor ihnen lagen, von stäubendem Pulverschnee übergossen. Sie stiegen an bis zum steilen Fels. Fast ungehemmt war der Blick, begrenzt nur von der Steilwand der Silvafluh, die aufwärts in den wildverzackten Grat überging.

„Spuren!" rief Svend Olsen, „Spuren!" Über den Silberkamm, jenseits der verschneiten Baracken, zog eine schmale Spur aufwärts. Einsamer Pfad, lief sie in weiten Spitzkehren bergauf und verlor sich im silbernen Glanz der Ferne. „Hier ist schon jemand vor mir hinauf. Wer mag es sein?"

„Vielleicht ein Führer von jenseits. Die Spur ist eng und glücklich angelegt. Er muß das Gelände kennen." Dieffenbronner schaute durch das Glas und studierte die Fährte. Er war überrascht, jetzt hier eine Spur zu finden, wo er bestimmt wußte, daß von Ponthilara niemand hinauf war. „Er ist allein, ich kann es deutlich erkennen. Schauen Sie selbst, Olsen! Die Spur ist unverletzt, und man sieht die rhythmischen Abdrücke der Skistöcke."

Olsen nahm das Glas, und als er es Maria reichen wollte, sah er, daß sie bleich geworden war und zitterte.

„Was ist Ihnen, Maria?"

„Mir ist nichts — geben Sie mir das Glas!"

Golm ist oben, durchfuhr es Svend Olsen, aber er sprach den Gedanken nicht aus. Ja, dies konnte nur Golms Spur sein. Niemand sonst war über den Silberkamm gestiegen. Er beobachtete Maria, die alle Kraft aufbot, um ihre Sammlung zu gewinnen. Aber das Mal ihres Leides brannte in den dunklen Augen.

„Kommt, laßt das Nachdenken! Wir wollen abfahren nach der Hütte. Seht nur, wie der Schnee stäubt." Olsen schaute seine Bindungen nach und warf sich mit einem zügellosen Freudenruf in den trockenen Pulverschnee. Die anderen folgten nach. In brausender Fahrt ging es abwärts, weiße Wolken fegten hinterher. Als sie vor der Hütte hielten, waren ihre Wangen gerötet, und das wundervolle Erlebnis der Schneehöhe stand in ihren Gesichtern.

Dann kam der frühe Abend. In der Hütte brannte die Kerze. Sie saßen um den Tisch, und der versunkene Tag hatte sie einsilbig gemacht. Dieffenbronner ließ die Wolken aus seiner Pfeife steigen und sah den Schleiern nach, die sich bandartig nach der Decke zogen. „Ich weiß, daß wir schon zu zweien hier saßen und stundenlang kein Wort sprachen. Man findet keine Erklärung für sein Schweigen."

Olsen, der nach dem Fenster sah, vor dem schon die Nacht saß, hatte den Kopf in die Hand gestützt und dachte an die toten Landschaften seiner fernen Heimat. „Lappland," sprach er und schien halb verloren, „Lappland ist unsagbar einsam. Man vergißt seine Sprache, erschrickt vor Laut und Wort. Nur die Stimme des Tiers. Uralt ist der Berg und grau. Seine Freundschaft macht traurig. Aber vielleicht ist die Traurigkeit doch zuletzt unsere höchste Beglückung; das tiefste Menschsein. Der Mensch allein auch hat das Vorrecht der Tränen."

Als die Kerze niedergebrannt war, gingen sie schlafen. Svend Olsen aber fand keinen Schlaf. Als er die anderen versunken wähnte, erhob er sich leise von der Matratze und ging hinaus in den Hüttenraum. Dort brach die goldene Kugel des Mondes durch die Scheiben. Olsen trat ans Fenster, lehnte den Kopf gegen den groben Balken und schaute hinaus in die Nacht, die wie Gewicht über Tal und Höhe lag und von Millionen Tränen durchsponnen war. Er hörte den furchtsamen Schritt hinter sich, aber er wandte sich nicht um. Da stand Maria an seiner Seite, und ihre Augen waren weit offen und verstört vom Weinen.

„Sie haben geweint, Maria?"

„Unser Vorrecht sind die Tränen. Haben Sie nicht so gesagt?"

„Ich habe es gesagt. Warum schlafen Sie nicht?"

„Mir ist so bange, ich kann es fast nicht sagen. So furchtbar bange ist mir. Warum wollen Sie fort? Sie sollen mich nicht verlassen!"

„Ich — muß — fort — Maria! Sie dürfen mich nicht halten!"

„Warum wollen Sie von mir gehen, wo ich so allein bin? Das Alleinsein wird mich töten."

Er schaute sie lange an und fuhr mit der Hand langsam durch ihre Haare. „Ich muß fort — weil — ich Sie liebe, Maria!"

Sie ließ den Kopf hangen und wußte nichts zu erwidern. Die Nacht bekam Stimmen. Rauschendes Wehen zog um die Hütte.

„Mir ist bange, und ich weiß nicht, warum. Ich fürchte mich und weiß nicht, vor wem. Es ist so unruhig draußen. Ich höre Geräusche. Es war jemand vor der Hütte, Olsen! Oh, gibt es denn keinen Ausweg mehr?"

„Gehen Sie schlafen, Maria! Ich will hinausgehen und nachschauen, damit Sie ruhig werden. Es gibt nur einen Weg. Ich gehe morgen über das Gebirge. Wir sehen uns nicht wieder. Es ist gut so." Er gab ihr die Hand und sah, daß die Tränen wie Geschmeide aus ihren Augen brachen. „Gehen Sie schlafen, Maria!"

Sie ging wie eine Kranke, blieb am Tisch noch eine Weile zögernd stehen, als sei ihr etwas eingefallen, das sie erwähnen müsse, und wurde dann vom Dunkel des angrenzenden Raumes verzehrt.

Svend Olsen blieb stehen und horchte in die lauernde Ungewißheit der Nacht. Es war still in der Kammer. Er nahm die Mütze von der Wand, öffnete behutsam die Tür und trat spähend ins Freie. Die Luft strich kühl um seine Stirn. Der Schnee, vom Strahl des Mondes getroffen, war eine silbern bewegte Fläche. Die Berge lagen nah und mächtig, als ob sie zum Schlaf zusammengerückt wären.

Olsen ging um die Hütte und traf im Schnee auf frische Spuren. Sie kreuzten die Skifährte, die von Silvafluh herunterkam, und zogen sich südlich, in Richtung der Silberkammbaracken hinauf. Verwundert ob der Fährte, die den einsamen Lauscher verriet und fast lebendig war, ging er diesen Zeichen grübelnd nach, als müsse er ein Zusammentreffen suchen und dürfe dieser nächtlichen Begegnung nicht aus dem Wege gehen. Beide Hände in die Taschen gewühlt, stapfte er durch den Schnee und entfernte sich immer mehr von der Hütte. So kam er gegen den Silberkamm hinauf und näherte sich den verschneiten Schuppen, die ihm wie Tiere schienen, eng zusammengekauert und in unersättlichem Schlaf liegend. Die Spur führte jetzt zur Wand hinüber, die nach dem Sifantafirn abstürzte und sich aufwärts gegen das Joch zog. Svend Olsen war eingefangen vom Rätsel dieser Nacht und

wußte nicht, warum er den Malen im Schnee wie einem Wild folgte. Halb träumend ging er weiter und wartete auf ein Erlebnis, das ihm der schweigsame Schoß der Nacht gebären müsse.

So erschrak er nicht, als er plötzlich einem Schatten gegenüberstand. Er hatte gewartet auf diese Begegnung. Der Schatten stellte sich ihm in den Weg, und der Norweger ging langsam auf ihn zu.

„Golm! Ich weiß, daß du es bist. Ich habe dich gesucht!"

Werner Golm rang nach Fassung. Er blieb lange Zeit stumm und schien zu überlegen, was er beginnen müsse. Abrechnung! flackerte es durch seine Gedanken, Abrechnung! Hier waren sie am rechten Platz. Abrechnung, dachte er und fühlte sein Blut kochen. „Du!" stieß er hervor. „Du! Was willst du hier? Wohin ich komme, überall trittst du mir in den Weg."

„Ich trete dir nicht in den Weg, Golm. Ich suche dich!"

„Alles hast du mir verpfuscht, du Komödiant! Mein Leben hast du vergiftet mit deinem Geschwätz. Jetzt hast du mir auch noch — Maria — genommen. Ich — kann dich nicht sehen!"

„Golm, fasse dich! Du bist von Sinnen!"

„Ja, von Sinnen! Ihr habt mich so weit gebracht. Und du? Du bist kein Mensch, du bist ein Gespenst!" Er duckte sich wie zum Sprung und starrte den Norweger an. Die Nacht war hell vom Mond, und sie sahen gegenseitig ihre Augen. „Gespenst! Ja, man muß — dich unschädlich machen. Jetzt wehre dich, es geht hart auf hart." In ausbrechendem Grimm stürzte er sich auf den Gegner.

„Vor uns ist die Wand!" rief Olsen und wollte zurückspringen. Aber Golm hing schon an ihm und umkrallte ihn.

„Die Wand!" keuchte er. „Über die Wand mußt du hinunter!"

Sie rangen miteinander und stürzten in den Schnee. Olsen erkannte die riesige Gefahr. Keine zwei Meter entfernt war der Abgrund. Er handelte nüchtern und mit Überlegung, während Golm von tierischer Wut besessen war. Mit ungeheurer Kraft bäumte sich der Nordländer auf. Verkrallt mit dem andern, kam er aufrecht zu stehen; alle Muskeln gespannt, mit jagendem Atem ergriff er Golm. Einen Augenblick wankten beide, aber Svend Olsen, den Untergang vor Augen, stemmte die letzte Kraft aus seinem Körper, hob den Gegner erneut hoch und warf ihn mit furchtbarer Wucht in den Schnee.

Golm lag still und halb betäubt. Feiner Atemrauch kam stoßweise aus seinem Mund. Der Norweger wollte ihn aufrichten, da raffte er sich selbst hoch, kam langsam und mit tiefer Verwunderung um sich blickend zum Stehen und blieb wie versteinert, die Arme halb erhoben und die Knie eingesunken. Der Oberkörper hing nach vorn. Verstörter Mensch mit aufgerissenen Augen, Spuk einer Nacht ohne Mitleid, so stand er im Schnee und schien über etwas Unerhörtes nachzudenken. Trübselige Erleuchtung kam über ihn. Der Schmerz stieß ihm in die Kehle. Er wollte schreien, aber kein Laut kam über die Lippen.

„Ich bin schuldlos, daß dies sich ereignet hat", sprach leise der Norweger und war tief bewegt. „Ich habe es nicht gewollt, Golm. Anderes wollte ich mit dir sprechen, bevor ich gehe."

Golm hörte die Worte nur halb, und sie drangen wie aus der Ferne an seine Ohren. „Was — habe — ich getan?" Er sprach es wie ein Mensch, der aus einem Traum erwacht. Dann fiel ihm das Entsetzliche wieder ein. Das Grauen. „Du — hast mir — Maria genommen. Einer von uns darf nicht leben!"

Olsen lächelte schmerzlich. „Torheit, Golm! Ich sehe dich jetzt zum letztenmal. Morgen, bevor der Tag graut, verlasse ich das Land!"

„Du lügst! Du bist ein Gespenst! Geh fort von hier!" Verwirrung legte sich über Golms Denken. Einer muß tot sein! Er kam nicht los von dieser Vorstellung. Von fremder Macht getrieben, wollte er wieder angreifen, da kam der Schrei des Berges zu ihm herüber.

Von nie gehörter Stärke war dieser Brüllton, der schneidend in die Nacht fuhr und von einem langen Donnern begleitet wurde. Es sprang und barst, Felsen rollten in die Tiefe.

Golm hielt den Kopf schief und staunte in das tobende Wunder. Mein Traum! durchzuckte es ihn, mein Traum! Jetzt wird Maria kommen, und wir werden zusammen aufwärts steigen.

„Der Berg!" sprach Olsen und stand steil aufrecht wie einer, der einer Katastrophe fest in die Augen sieht. „Der Berg stürzt!"

Golm wich das Blut aus dem Gesicht; die Knie wollten brechen. „Ja, der Berg! Er kommt und wird dich verschlucken. Job hat es gesagt. Der Berg kommt! Aber ich gehe mit Maria!" Er ging rückwärts und streckte die Arme wie abwehrend gegen den Norweger. „Laß du mich allein. Geh fort von mir. Denn wo du stehst, ist Verderben. Ich will allein bleiben, immer hier im Fels. Ich war heute am Kreuz oben, ganz allein. Ich bin zu Hause hier. Nichts mehr von Bahn und Eisen! Nichts mehr von Tal! Ich bin zu Hause; ich will verwildern hier. Aber geh du von mir!" Rückwärts gehend, gewann er immer größeren Abstand und entfernte sich nach dem Silberkamm hinüber.

Steinlawinen gingen rauschend nieder. Irgendwo brach im Berg eine Wunde auf; furchtbar drang der Schmerzschrei durch die Nacht.

„Golm, hör' mich an!"

„Ich will dich nicht sehen; du bist mein böser Schatten!"

Vom Geierkopf kam der Donner wild und ungezügelt.

„Verlaß Maria nicht!"

Jetzt brach es näher heran und war wie Sturmflut. Es war, als ob alle Felsen bersten wollten. Der Geist der Tiefe, grimmig aufgerüttelt, stieß mit den urhaften Fäusten gegen das Gestein. Riesenhafte Kraft, aufgespeichert und auf der Lauer liegend, brach aus wie sagenhaftes Getier. Der Berg kam ins Wanken; der Tod stieg auf und war fessellos in seiner Größe.

Olsen drehte sich um und wollte nach dem verblendeten Freund schauen. Eine Sekunde sah er ihn hochgerichtet stehen, übermächtig fast gewachsen und beide Arme in den Himmel gereckt. Er rief etwas herüber mit flammenden Augen. — Dann versank Golm.

Fels kam in Bewegung, Steinschlag rauschte. Die Erde schrie. Der Norweger warf sich nieder und krallte sich fest am lebendig gewordenen Stein. Es ist zu Ende, dachte er einen Herzschlag lang und schloß überwältigt die Augen. So ist es, wenn man erschlagen wird, zuckte das Blendlicht durch sein Hirn.

Dumpfheit und Ruhe. Als ob nun alles vorüber und er in fremdem Reich sei, öffnete er die Augen und fand sich auf dem Rücken liegend, beide Hände nach rückwärts in Schnee und Fels gegraben wie eine Pflanze, die Wurzeln sucht.

Vor ihm stand groß das nachtwandlerische Antlitz des Mondes. Das Land war still und voll verhaltener Angst. Dann kam der Südwind über den klaren Himmel und war wie Gesang.

XXXII.

Svend Olsen erhob sich und hielt vorsichtig Umschau. Wenige Meter oberhalb klaffte ein neuer Spalt; Felsmassen waren übereinandergeworfen. Hier war Werner Golm verschwunden. Ein Rachen der Erde hatte ihn aufgenommen. Der Norweger kroch auf allen vieren zu dem mächtigen Felsenriß und lauschte durch die Nacht, ob er nicht von irgendwo Stimme oder Laut vernehmen könne. Aber es blieb ringsum ruhig. Nein, hier war keine Rettung mehr möglich.

Er schaute zurück und sah in der Nacht ein kreisendes Lichtrad. Jetzt erst dachte er an Dieffenbronner und Maria. Die Katastrophe hatte sein Erinnern ausgelöscht. Das Lichtsignal kam von der Hütte. Er machte sich auf den Weg und kam nach mühseligem Klettern über völlig verändertes Gelände zum Sifantahaus hinüber.

Sie brachen sofort mit allen Hilfsmitteln auf, um Werner Golm zu suchen und, wenn irgend möglich, ihm Rettung zu bringen. Bis in den frühen Morgen suchten sie unter Einsatz ihres Lebens die neu aufgebrochene Schlucht ab, aber Golm war nicht zu finden; die Erde hatte sich über ihm geschlossen. Als der Tag kam, sah man das ungeheure Ausmaß des Bergrutsches. Vom Geierkopf bis Isla Silva und aufwärts bis zum Silberkamm war der Fels gewichen und hatte ein gigantisches Trümmerfeld geschaffen.

Gegen Mittag kam eine Hilfskolonne von Ponthilara über die Parsennspitze. Die drei besten Bergführer hatten nicht gezögert, hinaufzugehen, um nach Verunglückten zu suchen und beim Rettungswerk zur Stelle zu sein. Als sie alle vor der Hütte zusammentrafen, gaben sie sich stumm die Hände. Sie suchten nach Golm bis zum Abend, aber ohne Erfolg. Die aufgerissene Wunde des Berges an jener Stelle gab ihn nicht mehr frei. An Seilen ließen sie sich in die grauenvoll zerklüftete Finsternis hinab. Sie fanden nichts.

Ein alter Führer gab das Zeichen, das Suchen einzustellen. „Der Oberingenieur ist tot!" sprach er und bekreuzigte sich. „Wir können nur noch für ihn beten." —

Die drei waren die Nacht noch oben geblieben. Am andern Morgen nahm Svend Olsen Abschied.

„Gehen Sie mit uns ins Tal!" bat Dieffenbronner ein letztes Mal, als der Norweger schon die Schneeschuhe angeschnallt hatte.

„Ich gehe übers Joch! Leben Sie wohl!"

Er reichte ihm die Hand und schaute ihm klar und fest in die Augen. Dann trat er zu Maria und sah, daß ihr der Kopf auf die Brust gesunken war. Er hatte Furcht vor ihrem Schmerz und vor ihren Tränen. Der Augenblick war hart, er würde vorübergehen. „Bleiben Sie stark, Maria!"

Sie sprach nichts und schritt wie ein müde getriebenes Tier an seiner Seite. Dieffenbronner war schweigend in die Hütte getreten.

Sie gingen zusammen über den Kamm, wo er unberührt war und fleckenlos. Auf der nächsten Anhöhe blieb Svend Olsen stehen. Er faßte ihre Hand, und die Schwere dieser Stunde wollte ihn niederdrücken. „Ich muß gehen, Maria! Vergessen Sie mich nicht. Jahre vergehen, und aller Schmerz wird zuletzt gestillt."

„Ich weiß nicht aus noch ein. Warum verlassen Sie mich?"

Er wußte nichts zu erwidern; denn jede Antwort wäre sinnlos gewesen. Da kam ihm ein Gedanke, eine Hoffnung. War wie ein ferner Stern, dessen erste Strahlen geboren wurden.

„Vielleicht komme ich wieder, Maria. Vielleicht, nach Jahren. Warten Sie auf mich!"

Sie schaute zu ihm auf, und der Schmerz brannte in ihren Augen.

„Vielleicht nach Jahren!" Im Geist überbrückte er die Kluft der Zeit. „Nach vielen Jahren!" Er reichte ihr die Hand und ging eilig davon. „Warten Sie auf mich, Maria!" rief er zurück.

„Ja, ich — will — warten!"

Dann war sie allein. Er schaute sich nicht mehr um nach ihr. In weiten Schritten stieg er bergan.

Gegen Mittag erreichte er das Joch. Einsam und silbern umflossen stand er oben und schaute zurück. Tief unten lag die Hütte. Über ihm der unbegrenzte Raum, kreisend in der Fülle des Lichtes. Er hob die Arme hoch, trank das Blau des ungedämmten Firmaments und sprach, den Blick der jenseitigen Tiefe zugewandt:

„Leben heißt Wanderschaft. Und Sehnsucht ohne Ende!"



Anita Dorris,
Phot. Schneider, Berlin.

Wissen und Leben

Neue Wege der Gärungstechnik. Beim Hören des Wortes „Gärung“ denken die meisten an die Bereitung von Bier, Wein und Essig, die man nach Jahrhunderte alten Erfahrungen auf dem Wege der Gärung bereitet. Wissenschaftlich und technisch sind diese Verfahren so aufgebaut, daß grundlegende Änderungen kaum mehr zu erwarten sein dürften. Dagegen können die bisherigen Erfahrungen der Gärungstechnik, auf neue Anwendungsgebiete übertragen und weiterausgebaut, der deutschen Volkswirtschaft große Werte erhalten und vor allem dazu beitragen, daß die Rentabilität der landwirtschaftlichen Produktion gehoben wird und beträchtliche Beträge, die jetzt für die Einfuhr landwirtschaftlicher Produkte aus dem Auslande unbedingt erforderlich sind, dem deutschen Volksvermögen erhalten bleiben. Wir stehen heute an der Schwelle einer Zeit, wie Prof. Hayduck, der Leiter des Instituts für Gärungsgewerbe in Berlin, auf der diesjährigen Hauptversammlung des Vereins deutscher Chemiker ausführte, in der sich die Gärung als ein landwirtschaftlicher Kulturfaktor von allergrößtem Ausmaße auszuwirken beginnt. Erst in der letzten Zeit ist man immer mehr zu der Erkenntnis gelangt, daß den Mikroorganismen, den Gärungserregern, in der gesamten Natur eine außerordentlich wichtige Rolle zukommt. Daß man bisher mehr oder weniger die Bedeutung der Mikroorganismen übersehen hat, mag darin begründet sein, daß die Lehre von den Mikroorganismen von der medizinischen Wissenschaft ausgegangen ist, die diese stets als Krankheitserreger bekämpfte, aber bisher nicht versucht hat, sich ihre Dienste in größerem Umfange nutzbar zu machen. Nur nebenbei mag bemerkt sein, daß sich auch jetzt die Anschauungen über die Mikroorganismen und ihre Bedeutung für den Ablauf normaler körperlicher Vorgänge in der medizinischen Wissenschaft zu wandeln beginnen. Heute treten wir in das Stadium, in dem die Jahrhunderte alten Erfahrungen der Gärungstechnik neuen Problemen nutzbar gemacht werden. Drei große Aufgaben schälen sich dabei heraus. Zum ersten die „Dünger- und Bodengärung“, weiterhin die „Erzeugung künstlicher Eiweißfuttermittel“ und schließlich die „Futtergärung“. Eines der wichtigsten Probleme der modernen Gärungstechnik dürfte in der Erzeugung künstlicher Eiweißfuttermittel aus den in Deutschland überreichlich vorhandenen Kohlehydraten (Zucker) und dem synthetisch aus der Luft gewonnenen Stickstoff liegen. Der Gedanke, Hefe zwecks Erzeugung künstlichen Eiweißes heranzuzüchten, tauchte schon vor 17 Jahren auf, konnte sich aber wirtschaftlich nicht durchsetzen. Heute dürften bereits die Voraussetzungen, aus Kohlehydraten und dem billigen synthetischen Luftstickstoff auf gärungstechnischem Wege Hefe zwecks Gewinnung von Futtereiweiß wirtschaftlich zu erzeugen, im großen und ganzen erfüllt sein. Nicht nur der hohe Eiweißgehalt von 50 Prozent, den die auf gärungstechnischem Wege erzeugte Futterhefe aufweist, sondern vor allem auch der gleichzeitig dabei entstehende hohe Vitamingehalt dieser Produkte ist bedeutungsvoll. Deutschland hat großen Überschuß an Kohlehydraten und Mangel an Futtereiweiß. Dies Mißverhältnis zu kompensieren, ist die Aufgabe der künstlichen Eiweißerzeugung. Das zweite in seinen Grundzügen bereits ausgebaute Problem ist das der Futtergärung, das heißt der Konservierung von saftreichen Grünfuttermitteln wie Gras, Klee, Luzerne, Kartoffeln, Rüben und dergleichen. In großen Siloanlagen bereitet man heute ein Sauerfutter auf dem Wege der Gärung, nur muß diese Futtergärung so sicher und einwandfrei verlaufen wie in der Brauerei oder Spiritusfabrikation. Besonders wichtig ist die Tatsache, daß es möglich ist, das im Silo bereitete Sauerfutter gleichzeitig an Eiweiß anzureichern. Durch Zugabe von Stickstoff zu der im Silo verlaufenden Gärung läßt sich die zuvor erwähnte Erzeugung von künstlichem Eiweiß aus Kohlehydraten und Stickstoffverbindungen kombinieren. Auch der so bedeutsame Vitamingehalt des Futters wird bei dieser Behandlung beträchtlich gesteigert. Das größte Arbeitsgebiet für die Gärungswissenschaft scheint aber in der Dünger- und Bodengärung zu liegen, Methoden, die heute noch in den Kinderschuhen stecken, aber bedeutsame Werte dem Volksvermögen erhalten bzw. neu zuführen können. Das auf rein empirischer Grundlage gefundene Verfahren von Krantz für die Düngergärung ist berufen, eine vollständige Umwälzung auf dem Gebiete der Düngerpflege herbeizuführen. Man muß berücksichtigen, daß ein großer Teil der im tierischen Dünger vorhandenen Nährstoffe wieder zur Ernährung der im Boden vorhandenen Bakterien dient. Unter dieser Voraussetzung muß es zweckmäßig sein, den Bodenbakterien ihre Nährstoffe in der vorteilhaftesten Form darzubieten, und diese vorteilhafteste Form erzielt man eben durch eine Vorbehandlung des Düngers auf dem Wege der Gärung. Welche Bedeutung dieser Frage zukommt, erhält am besten daraus, daß man den Nutzungswert des Stalldüngers in Deutschland, obwohl er nur zu einem Sechstel von der Pflanze ausgenützt wird, doch auf 1½ Goldmilliarde jährlich schätzt. Jedes Prozent, um das die Ausnützung des Düngers durch die Pflanzen gesteigert wird, drückt sich, auf den gesamten Düngerentfall in Deutschland umgerechnet, in einem Zahlenwerte von etwa 100 Goldmillionen aus. Diese Steigerung der Ausnutzungsmöglichkeit des Düngers läßt sich aber nur durch seine gärungstechnische Vorbehandlung erzielen. Es wurde schon erwähnt, daß das Wachstum der Pflanze in hohem Maße von der Tätigkeit der im Boden lebenden Bakterien abhängig ist. Man hat diese Bedeutung der Bodenbakterien infolge der einseitigen Einstellung auf die mineralische Düngung mit Stickstoff, Phosphor und Kali vielfach übersehen. Die höheren Pflanzen benötigen, um ein Entwicklungsmaximum zu erreichen, nicht nur anorganische, sondern vor allem auch organische Nahrung, und diese bieten der Pflanze die Zersetzungsprodukte der Bodenbakterien. Ein Hektar fruchtbarer Ackerboden enthält etwa 400 kg Bakterien, die den darauf wachsenden Pflanzen pro Tag etwa 200 bis 300 kg Kohlensäure liefern. Die Aufgabe der Bodengärungsforschung geht nun dahin, für alle Bodenklassen und die verschiedensten Bearbeitungsmethoden die Veränderungen in der Bodenflora und in ihren Gärungserscheinungen zu erforschen, um die günstigsten Gärungsverhältnisse kennenzulernen. Wenn wir zum Schluß zurückblicken und uns vor Augen halten, daß gerade in Deutschland die Erzeugung künstlichen anorganischen Düngers (Stickstoff) in einem ganz kurzen Zeitraum einen beispiellosen Aufschwung genommen und damit der Landwirtschaft bedeutende Werte zugeführt hat, dann muß man wünschen, daß die Anwendung und der Ausbau der erwähnten gärungstechnischen Methoden von den gleichen Erfolgen begleitet seien. Wer ganz großzügig sein will, mag den Umschwung, den die Einführung der künstlichen Düngung in die Landwirtschaft aller Länder hervorgerufen hat, ruhig mit der Einführung gärungstechnischer Methoden in die Landwirtschaft in Parallele stellen. Die Zukunft wird zeigen, daß die gärungstechnischen Methoden für die Landwirtschaft die gleiche oder noch größere Bedeutung erlangen werden als die künstliche Düngung. Beide werden sich in zweckmäßiger Weise ergänzen.
Dr. Fr.

Tiere als Wettervoraussager. Wenn man heutzutage einen Ausflug unternehmen will, dann fragt man, um zu wissen, wie das Wetter wird, das Barometer oder den Wetterbericht in der Zeitung. Unsere Väter vor 100, vor 50 und noch

vor 30 Jahren kannten das Barometer nicht oder besaßen es noch nicht. Und doch hatten auch sie sehr zuverlässige Wetterpropheten. Sie befragten die Natur selbst. Wenn Rheuma und Gicht, Frostbeulen und Krähenaugen am Körper des Menschen diesem ein Vorgefühl für gewisse Wetterarten vermitteln, so wundert es uns nicht, wenn Tiere im Freien durch den zunehmenden Feuchtigkeitsgrad der Luft, der auf Haut und Atmungsorgane wirkt, den bevorstehenden Regen oder an der starken Elektrizität der Atmosphäre, die die Nerven trifft, das nahe Gewitter spüren, oder wenn sie am Luftdruck starke Winde oder mittels ihres zum Teil außerordentlich feinen Geruchssinns die Wetteränderung überhaupt vorausbemerken. Den Laubfrosch, diesen wohl besten Wettervoraussager unter den Tieren, der noch heute in vielen Gegenden das lebendige Barometer der „kleinen Leute" ist, bewahrt man am Fenster in einem großen Glase auf, das halb mit Wasser und am Boden mit etwas Gras gefüllt wird und eine kleine Leiter enthält. Wasser, Wasserinsekten, Mücken und Fliegen bilden seine Nahrung. Bei gutem Wetter hält er sich außerhalb des Wassers auf, bei bevorstehendem Regen taucht er unter, und wenn Sturm droht, verbirgt er sich. Die braunen Grasfrösche im Freien kommen, will es regnen, in Menge an Land. In solchem Falle sprach der Aberglaube früher vom Froschregen. Auch die Spinne verkündet zuverlässig und oft lange voraus Witterungswechsel, soweit er mit der Verschiedenheit des Wassergehalts der Luft zusammenhängt. Alte Leute behaupten, daß man aus dem Verhalten der Spinne das Wetter 10 bis 14 Tage voraussagen kann. Feinheit und Geduld hinsichtlich der Beobachtung sind freilich Voraussetzung. Während die Hausfrau von heute in kriegerischer Stimmung hinter jeder Spinne, die sie im Zimmer erblickt, herrast, zogen kluge Hausfrauen noch vor einem Menschenalter ihren Nutzen aus dieser Tatsache, indem sie beispielsweise den Tag ihrer „großen Wäsche" nach dem Verhalten der Spinnen festsetzten, wodurch auch im Hause manches Unwetter vermieden wurde. Je größere Neigung die Spinne zum Spinnen zeigt, je emsiger sie ist, und je länger ihre Fäden werden, desto sicherer kann man auf gutes Wetter schließen, das längere Zeit anhalten wird. Zieht sie dagegen nur kurze Fäden aus, fertigt sie nur kleine Gewebe an, so wird die gute Witterung nur von kurzer Dauer sein. Verlassen die Spinnen das Gewebe, um sich zu verkriechen, und sitzen sie lange untätig (sie sind ja bekanntlich auch Hungerkünstler), so ist Regen zu erwarten. Um die Spinne zu beobachten, wählt man ruhige Plätze im Garten oder im Gebäude (mit meist offenen Fenstern oder Türen). Wird sie gestört, zieht sie sich leicht in ihr Gewebe zurück. Spinnen an Plätzen, von denen man die Insekten um die Zeit der Beobachtung fernhalten kann, wodurch sie zum Fasten gezwungen werden, sind zuverlässiger als gesättigte oder mit einem gefangenen Insekt beschäftigte. Morgens bis 10 Uhr ist die beste Beobachtungszeit. Man achte zuerst darauf, ob die Spinne ihr Netz erweitert, neue lange Fäden spinnt, oder ob sie ihr Netz durchlöchert oder zerstört hat. Je weiter sie von ihrem Neste (dem trichterartigen Seitengewebe meist über dem Netz) entfernt sitzt, und je weiter sie die Vorderbeine herausstreckt, desto länger wird auf gutes Wetter zu rechnen sein. Sitzt die Spinne gegen 10 Uhr im Mittelpunkt ihres Netzes, gibt's einen guten Tag. Im Winter scheidet die Spinne als Wetterprophet aus, da sie sich verborgen hält und nicht „arbeitet". Unter den Fischen ist der beste Wettervoraussager der Schlammbeißer, der ja auch Wetterfisch genannt wird. Er zeigt im Glase das Wetter auf 24 Stunden an. Droht Gewitter oder Regen, steigt er vom Grund an die Oberfläche des Wassers. Ist Regen zu erwarten, kriechen Molche, Kröten und Salamander aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Vor dem Regen fliegen die Schwalben dicht über Gewässern und Feldern, steht Regen nahe bevor, dann „schreien" sie lebhaft, und Sturm verkünden sie, indem sie sich zurückziehen. Schönes Wetter dagegen hält sie in hohen Lüften. Wenn Pfauen stark schreien, die Katzen sich immerfort putzen, die Maulwürfe hohe Haufen werfen und die Fische im Wasser häufig aufschlagen, wird mit Regen zu rechnen sein. Steigen dagegen die Lerchen morgens früh singend sehr hoch, wird gewiß gutes Wetter bleiben. Bei bevorstehendem Regen kehren die Bienen in ihre Stöcke zurück, die Mücken und Fliegen sind lebendig und stechen stärker als sonst. Wenn sie dagegen hoch im Sonnenschein tanzen, wenn Johanniswürmchen abends hell leuchten, wird der folgende Tag schön sein.

Wilhelm Hochgreve, Goslar (Harz).

Sonderbare Familiennamen. Manchmal begegnen uns Familiennamen, die gar nicht so selten sind, aber die Frage nahelegen, woher die Namen stammen, und was sie bedeuten. Wie mag es z. B. kommen, daß jemand Mustopf heißt? In Magdeburg kam und kommt der Name häufiger vor. Es ist nun standesamtlich festgestellt worden, daß im vorigen Jahrhundert ein Türke namens Mustapha nach Magdeburg eingewandert ist, der sich dann (Gustav!) Mustaph nannte, woraus schließlich Mustof und Mustopf wurde. Oder Pfotenhauer, Rebentisch, Dürkop? Na, Pfotenhauer und Rebentisch hängen eben mit Pfote und Rebe zusammen und Dürkop, ähnlich wie Wittkop, wohl mit Kopf — stimmt alles nicht, lieber Leser! Pfotenhauer ist der Pfettenhauer, wie früher die Bauarbeiter hießen, die die Pfetten = Querbalken des Hauses „zuhauten" = anfertigten. Rebentisch = Rawentisch, vom älteren raw = rauh, roh, ist ein rauh gearbeiteter Tisch, während Dührkoop (Dürkop), ein recht bekannter Name, nichts mit Wittkop zu tun haben will; Dührkoop ist die niederdeutsche Schreibweise des bekannten Namens Theuerkauf, „bei dem man teuer kauft", während Wittkop (Schneeweißchen!) mit Wittenbecher = Weißbach hochdeutsch Weißkopf bedeutet. Durchaus nicht selten ist z. B. der Name Mäusezahl, dessen Verwandtschaft mit Rübezahl auf der Hand liegt, ohne daß wir uns den Sinn des „zahl" erklären können; nun, dies „zahl" ist das verkürzte mittelhochdeutsche zagel = Schwanz, ein verlorengegangenes Wort — mithin haben wir Mäuse- und Rübenschwanz vor uns; übrigens steckt auch im Namen Riebenzahl der Berggeist drin. Südekum klingt nach Technikum und Publikum. Und doch ist der Name gut deutsch, denn er gehört mit Thudichum zu jenen Namen, die einen Befehlssatz ausdrücken, wie Bleibtreu, Haunschild, Leberecht, Traugott oder Schickedanz; mithin ist das mundartliche Südekum = „sieh dich um!" Der letztgenannte Name bedarf noch der Erklärung: Schickedanz = „beschicke den Tanz" war früher der Tanzordner, aber auch heute noch wird in Schlesien ein Bote für alles der „Schickedanz" genannt. Welcher Reisende hat nicht mal einen Baedeker, welcher Wissensdurstige nicht mal einen Brockhaus aufgeschlagen? Auch diese beiden Verlegernamen haben es „in sich", denn Baedeker badet nie, und Brockhaus ist kein zerbröckeltes Haus, vielmehr ist Baedeker die niederdeutsche Form von Böttcher, während Brockhaus das am Broich, Bruch = Sumpf (Bruchsal!) stehende Haus bedeutet; ist dieser Bruch = Sumpf nun wüst und wild, dann ergibt sich — Wildenbruch. Wenngleich nun Broich, Brock und Bruch = Sumpf auch entfernt verwandt sind mit brechen, so liegt den eben genannten Namen doch nur die Bedeutung Sumpf unter. Wie steht es nun mit Weinreich oder Leutwein? Beide Familiennamen stammen mit Weinold und Weinoldt aus dem althochdeutschen win = Freund (Alwin = Elfenfreund, Erwin = Herwin = Heeresfreund), haben also mit Wein auch rein gar nichts zu tun, mithin Weinreich = freundschaftsreich, Leutwein (Liutwin) = Volksfreund und Weinold (Winwalt) = Freundschaftswalter. Ebenso scheint der häufig vorkommende Name Findeisen leicht deutbar zu sein, und doch hat Findeisen nie im Leben etwas „gefunden", denn das „d" ist nur ein Einschiebsel; Finne bedeutet nämlich nicht bloß die bekannte Pustel (früher Pustul aus dem lateinischen pustul[a] = Bläschen), sondern hieß einst die schmale Schlagseite am Hammer, so daß der Name ursprünglich Finneisen gelautet hat. Schiddenhelm und Mittenzweig (Mittenzwey) sind auch alte deutsche Familiennamen: Schiddenhelm bedeutet soviel wie „schüttle den Helm" oder Schüttelhelm, dem Sinne nach mit dem Namen Schachert verwandt, der nichts mit schachern (aus dem hebräischen sakhar = handeln) zu tun hat, sondern schütteln, englisch

shake, bedeutet (Shakespeare = Schüttelspeer), während Mittenzweig und Mittenzwey nichts vom Zweig wissen wollen, sondern „mitten entzwei“ sind. Schließlich sei noch der seit zwei Generationen von der Münchener Boheme verehrten und noch heute tätigen Käte Kobus gedacht, die wirklich einen sonderbaren Namen hat, der sich aber bei näherem Hinsehen als die harmlose Abkürzung vom lateinischen Jakobus entpuppt (aus dem hebräischen Jakob = Fersenhalter). So sehen wir, daß viele Familiennamen eine ganz andere Herkunft oder Bedeutung haben, als es im ersten Augenblick erscheint, und mancher schön klingende oder berühmte Name, wie z. B. Wesendonk (Richard Wagners Freundin) = Wiesendung, verwandelt sich recht prosaisch, wenn man ihn vom Standpunkt lautgeschichtlicher oder mundartlicher Gesetze betrachtet. Jedenfalls ist es lohnend und kulturgeschichtlich interessant, die verschiedenen Familiennamen zu untersuchen — ist es doch zugleich ein Beitrag zur Familiengeschichte. Woldemar Sacks.

Der Kormoran. (Hierzu die Zeichnungen auf S. 558.) Der Kormoran, auch Eis- oder Baumscharbe genannt (Phalacrocorax carbo), ist eine bekannte und weitverbreitete Vogelart. Vom mittleren Norwegen an trifft man den Kormoran in ganz Europa und während des Winters in erstaunlicher Anzahl in Afrika; außerdem lebt er sehr häufig in Mittelasien und ebenso in Nordamerika, von hier aus bis Westindien, von dort aus bis Südasien wandernd. In Norddeutschland ist er recht selten geworden, wird aber an einigen Seen der Mark Brandenburg und Pommerns noch angetroffen. Um daher die letzten Exemplare seiner Gattung, die sich noch an deutschen Gewässern finden, vor dem Untergang zu bewahren, steht der Kormoran unter dem Naturschutzgesetz, obwohl er ein arger Fischräuber ist. Ein Kormoran kann eine gewaltige Menge Fische vertilgen. Bei einer Fütterung im Berliner Zoologischen Garten wollte einst der Wärter einmal sehen, wann dieser Vogel eigentlich zu fressen aufhöre, denn er verschlang stets jeden ihm angebotenen Fisch. Es wurde ihm also ein Fisch nach dem anderen verabreicht, und zwar Fische von etwa 30 cm Länge. Erst beim fünfzehnten lehnte er dankend ab. Im Zoologischen Garten zu Berlin haben die Vögel wiederholt erfolgreich gebrütet. Erstaunlich schnell entwickelt sich der junge Kormoran, und es ist im Gehege gut zu beobachten, wie er sich aus dem Kropf der Alten füttern läßt, wobei er kläglich piepst. Die Farbe des Kormorans ist ein glänzendes Schwarzgrün, sanft metallisch schimmernd, Oberrücken und Flügel bräunlich, bronzeglänzend und infolge der dunklen Säume der Federn wie geschuppt aussehend. Schwingen und Steuerfedern sind schwarz; ein gelblichweißer, hinter dem Auge beginnender Fleck umgibt die Kehle, ein anderer, halbmondartiger steht auf den Weichen. Das Auge ist meergrün, der Schnabel schwarz, an der Wurzel gelblich, die Füße sind ebenfalls schwarz. Der junge Vogel ist mehr oder weniger grau, auf der Oberseite dunkel aschgrau und in ähnlicher Weise wie der alte geschuppt, auf der unteren gelblich oder lichtgrau. Die Länge des erwachsenen Vogels beträgt 81—92 cm, die Breite 135—150, die Fittichlänge 36 und die Schwanzlänge 18 cm. In China wird ein Verwandter unseres Kormorans (P. sinensis) zum Fischfang abgerichtet. Dabei bekommt er einen Ring um den Hals, damit er die gefangenen Fische nicht gleich verschlingen kann. P. N.

Svante Arrhenius †. Im Alter von 68 Jahren verschied am 3. Oktober der Nobelpreisträger und weltberühmte Chemiker Svante Arrhenius. Die moderne physikalische Chemie verliert damit einen ihrer Bahnbrecher. Gemeinsam mit Wilhelm Ostwald und Van't Hoff hat er außerordentlich befruchtend auf die physikalische Chemie gewirkt. Im Jahre 1887 promovierte er an der schwedischen Universität Upsala auf Grund einer Dissertation, die bereits den Kern seiner großen Theorie von der elektrolytischen Dissoziation der Salze in wässeriger Lösung enthielt. Wohl selten hat eine Theorie derart befruchtend auf die Entwicklung der Chemie und auch der Physik eingewirkt. Gerade die Chemiker haben anfänglich mit wenigen Ausnahmen seine neuartigen Vorstellungen über den Lösungsvorgang bekämpft. Die Erfolge seiner Theorie der elektrolytischen Dissoziation der Salze in wässeriger Lösung haben aber bald auch den ärgsten Gegner bekehrt, und an dieser Stelle ist es nicht möglich, auch nur annähernd eine Aufstellung zu geben, welche Ergebnisse in Anwendung seiner Theorie in Wissenschaft und Technik erzielt wurden und noch erzielt werden. Es ist bezeichnend, daß die Forschungen Svante Arrhenius' bereits bei der dritten Verteilung des Nobelpreises für Chemie bedacht wurden. Während man vor Arrhenius die Vorstellung hatte, daß, wenn man einen elektrischen Strom durch eine wässerige Lösung eines Salzes, einer Säure, einer Base schickt, erst der Strom die Zerlegung in die Ionen bewirkt, stellte Arrhenius die Behauptung auf, daß bereits beim Auflösen eines Salzes in Wasser eine mehr oder weniger große Spaltung in die Ionen eintritt, und er zeigte, wie man den Grad der Spaltung (Dissoziation) messen kann durch die Leitfähigkeit, die eine derartige Salzlösung dem elektrischen Strome gegenüber aufweist. Nicht nur die Chemie hat den Gewinn aus den Vorstellungen Svante Arrhenius' gezogen, auch Geologie, Biologie, vor allem auch die Physiologie, haben in Anwendung der Theorie Arrhenius' glänzende Ergebnisse aufzuweisen. Als genialer Forscher erweist sich Arrhenius auch im Gebiete der kosmischen Physik, und sein Werk „Das Werden der Welten“, seine Ansichten über die Allbesamung (Panspermie), seine Theorie vom Strahlungsdruck haben zwar heftige Gegner gefunden, dagegen auch eifrige Förderer. Stets hat Arrhenius die überragende Bedeutung der deutschen Wissenschaft für die Weltkultur anerkannt und sich in der schweren Inflationszeit als eifriger Förderer deutscher Wissenschaft erwiesen. Dr. F.

ENGLISCHE ANEKDOTEN

VON JACK BENVENISTI, LONDON

In den frühen Tagen seiner Karriere mußte bei einem Diner Lloyd George eine junge Dame mit sehr pronocierten Ansichten zum Essen führen. Lloyd George, der sich soeben einen Schnurrbart hatte wachsen lassen, versuchte auf das höflichste, ein Gespräch einzuleiten. Aber die Dame fiel ihm schroff ins Wort: „Mr. Lloyd George,“ sagte sie, „mir gefällt weder Ihr politisches Treiben noch Ihr Schnurrbart.“

„Ängstigen Sie sich nicht, meine Gnädigste“, antwortete der Politiker. „Sie werden weder mit dem einen noch mit dem anderen in Berührung kommen.“

•

Lord Northcliffe, der Zeitungskönig, war ebenso genial wie launenhaft. Über diese letztere Eigenschaft erzählt man unzählige Geschichten. Eine Anstellung bei ihm war keineswegs eine sorgenfreie Existenz, man konnte von einem Tag zum andern auf die Straße gesetzt werden. Dafür aber konnte man auch von einer Stunde auf die andere die märchenhafteste Karriere machen. Eines Tages traten Lord Northcliffe und Charles Hands, einer seiner Redakteure, zusammen in den Lift. Zum Entsetzen des Zeitungsbesitzers riß Hands vor dem Liftjungen den Hut ab und machte diesem eine tiefe Verbeugung. „Es wäre besser, wenn Sie solche Späße unterließen,“ sagte Lord Northcliffe, „Sie machen sich dadurch lächerlich.“

„Im Gegenteil,“ sagte Hands, „es scheint mir klug; der Junge wird vielleicht morgen Generaldirektor der Zeitung sein.“

Charles Dana Gibson, der bekannte amerikanische Graphiker, erhielt einmal folgendes Schreiben: „Sie werden hiermit höflichst eingeladen, an unserem großen Hundert-Pfund-Reklame-Wettbewerb sich zu beteiligen. Jeder Einreicher hat ein oder mehrere Reklamezeichnungen für unsere Automobile zu senden. Für die beste Zeichnung ist ein Preis von hundert Pfund ausgeschrieben. Die Zeichnungen müssen Originale sein. Die Versandkosten werden vom Künstler im voraus bezahlt. Nicht preisgekrönte Zeichnungen bleiben Eigentum der unterzeichneten Firma."

Gibson, der um diese Zeit beträchtlich mehr als 100 Pfund für eine Arbeit bekam, antwortete: „Sie werden hiermit höflichst eingeladen, an meinem großen Zehn-Pfund-Automobil-Wettbewerb sich zu beteiligen. Jeder Einsender darf ein oder mehrere Automobile schicken. Das gewinnende Automobil erhält einen Preis von zehn Pfund. Die Automobile müssen nagelneu sein, und die Fracht ist von dem Fabrikanten im voraus zu bezahlen. Nicht preisgekrönte Automobile bleiben Eigentum des Unterzeichnenden Charles Dana Gibson."

*

Der ehemalige englische Minister Russell erzählt folgende Geschichte: Ein gewisser Lord, der als der reichste Mann des englischen Adels galt, litt an einem unbeschreiblichen Geiz. Als sein Sohn in die Marineschule eintreten sollte, wurde der Lord sehr melancholisch, weil er ihm eine Uhr kaufen mußte. Da traf er zufällig einen Freund, dessen Sohn ebenfalls im Begriff stand, die Marineschule zu besuchen. „Sage mal," fragte er diesen, „kaufst du deinem Sohn auch eine Uhr?"

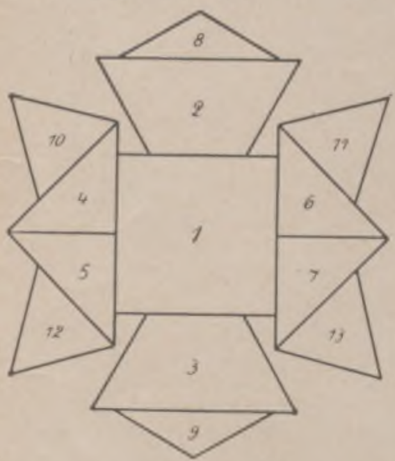
Der Freund antwortete bejahend.

„Ach," erwiderte der Lord, „das ist mir sehr angenehm, dann kann ja mein Sohn immer auf der Uhr des deinigen nachsehen, wie spät es ist."

ZUM NACHDENKEN

Silbenrätsel.

Aus den Silben: a — an — bra — brin — cha — der — di — did — fe — fried — gi — her — him — i — i — ler — liech — na — nat — ne — on — pel — rich — sa — scha — ser — si — si — sieg — stein — ta — teil — ten — tern — tie — turn — ul — ur — zes sind 16 Wörter der angegebenen Bedeutung zusammenzusetzen, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus Wielands „Oberon" ergeben (ch = 1 Buchstabe.) 1 Schlangenfamilie, 2 Nebenfluß der Elbe, 3 Frau Mohammeds, 4 alte deutsche Münze, 5 deutscher Sagenheld, 6 deutscher Dichter, 7 Halsentzündung, 8 europäisches Fürstentum, 9 Hafenstadt in Italien, 10 Abtretung einer Forderung, 11 richterlicher Ausspruch, 12 Ausdehnung nach unten, 13 männlicher Vorname, 14 Hafenstadt in Italien, 15 türkischer männlicher Name, 16 Planet.

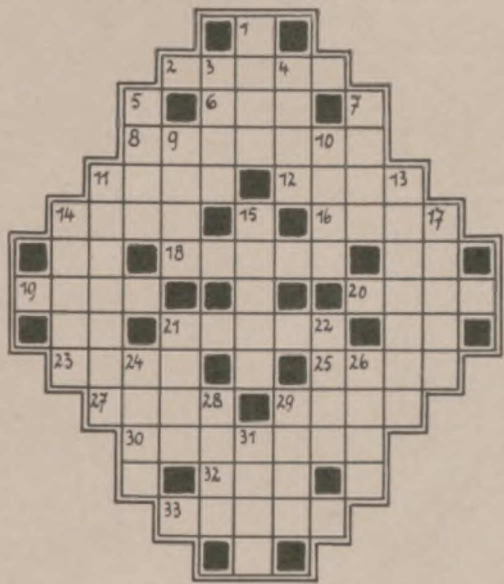


Zerlegaufgabe.

(Siehe Figur links.)

Aus den 13 Teilfiguren soll eine regelmäßige Sechseckfläche zusammengesetzt werden.

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 2 Türkischer Sultan, 6 Pforte, 8 Westgotenkönig, 11 orientalischer Herrschertitel, 12 englischer Adelstitel, 14 biblische Gestalt, 16 Qual, 18 dickblätterige Pflanze, 19 männlicher Vorname, 20 griechische Göttin der Jugend, 21 Stadt in Syrien, 23 Drama von Ibsen, 25 geometrische Figur, 27 Tierbehausung, 29 Kammlinie eines Gebirges, 30 Polsterfüllung, 32 Frau des Jakob, 33 Feuerstein; senkrecht: 1 Liebesgott, 3 Vogel, 4 liedartiger Sologesang, 5 buddhistischer Priester, 7 hoher sittlicher Begriff, 9 Hauptstadt von Peru, 10 ärmelloser Umhang, 11 Ausgabe eines Buches, 13 Schriftsteller, 14 Schriftstücke, 15 Absonderung der Leber, 17 Erfinder des Dynamits, 21 Wild, 22 kalter Wind am Adriatischen Meer, 24 Überbleibsel, 26 Gefäß, 28 Nationalheld der Schweiz, 29 altes deutsches Gewicht, 31 Untugend.

Magisches Quadrat.

Die Buchstaben: a a a b b d d d e e e e e g g l l m m n r r r u u sind so in die leeren Felder der Figur einzuordnen, daß in den wagerechten und senkrechten Reihen Wörter von folgender Bedeutung entstehen: 1 Stadt in Kroatien, 2 Vertiefung, 3 Wildschar, 4 Zeitabschnitt, 5 Pflanze.



Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4310

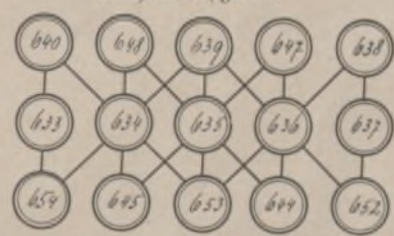
Lösungen der Rätsel in Nr. 4308.

Silben-Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Sevilla, 3 Ellipse, 5 Gewerbe, 7 Lena, 9 Denar, 10 Gera, 11 Lama, 13 Modena, 15 General, 16 Delphine; senkrecht: 1 Semele, 2 Lage, 3 Elbe, 4 Seminar, 6 Wernigerode, 8 Navarra, 9 Delila, 10 Gebirge, 12 Matrone, 13 Moral, 14 Nadel.

Und wie! Dornen.

Silbenrätsel: 1 Epik, 2 Ithaka, 3 Norden, 4 Enzian, 5 Ida, 6 Neapel, 7 Zobel, 8 Galerie, 9 Elias, 10 Rousseau, 11 Astronom, 12 Umhang, 13 Getreide, 14 Emmaus, 15 Nitrat, 16 Biskaya, 17 Lineal, 18 Idiot, 19 Circe, 20 Kanton. — Ein einz'ger Augenblick kann alles umgestalten.

Rechenaufgabe:



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel, beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24 a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG VON I. I. WEBER ✶ LEIPZIG

NR. 4310. 169. BAND | EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK | 20. OKTOBER 1927

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4310. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 20. Oktober 1927.

Allgemeine Notizen.

Eine Schenkung an die Preußische Staatsbibliothek. Die Swedenborg-Gesellschaft in London übersandte der Preußischen Staatsbibliothek eine 15 Bände umfassende, technisch vorzüglich ausgeführte Lichtdruckwiedergabe der Autographa Swedenborgs. Im Sinne der Schenkerin gelangt das Werk im Handschriftensaal der Preußischen Staatsbibliothek für die Öffentlichkeit zur Aufstellung.

Ein neuer Qualitäts-Film — der Zeiß-Ikon-Film. Ein alter Bekannter, der Goerz-Tenax-Film, kommt künftig als Zeiß-Ikon-Film heraus. Jeder Amateur kennt und schätzt dieses vorzüglich begutachtete Negativmaterial als Filmpack, Rollfilm oder Kino-Negativ bezw. Positiv-Film. Seine Güte wurde weiterhin verbessert, so daß der Zeiß-Ikon-Film dank seiner Eigenarten: gleichmäßige, brillant und klar arbeitende Emulsion, hohe Empfindlichkeit (17° Sch.), vorzügliche Orthochromasie (gelbgrünempfindlich) mit Recht als der Qualitäts-Film bezeichnet werden darf. Dieses Negativmaterial wird gewiß weitere begeisterte Liebhaber finden.

Bayerischer Fremdenverkehr. Im Münchener Verkehrsministerium hat in Anwesenheit des Handelsministers Staatsrats Frhr. v. Welser, der Vertreter der Regierung von Oberbayern, der Reichsbahn, der Reichspost und der Delegierten der Städte Augsburg, Regensburg, Passau, Ingolstadt, der Kurverwaltung von Lindau, Garmisch-Partenkirchen, Bad Tölz, Berchtesgaden, Bad Reichenhall, des Verbandes Allgäuer Verkehrsvereine, des Verkehrsverbandes Nordbayern, des Starnberger- und Ammersees, des Kochel-, Schlier- und Tegernsees, des Chiemgauverbandes, des Verkehrsverbandes Württemberg-Hohenzollern und des Landesverbandes für Fremdenverkehr im Salzburgerland eine vom Münchener Verband einberufene Interessentenversammlung stattgefunden, die in der Frage eines engeren Zusammenarbeitens volle Übereinstimmung fand. Die statistischen Feststellungen durch die Delegierten der vorgenannten Gebiete ergaben, daß die Saison 1927 trotz Rekord-Frequenzziffern wirtschaftlich noch nicht den Hotels jene Einnahmen gebracht hatte, die zu ihrer Entschuldung nach den letzten ungünstigen Jahren notwendig gewesen wären. Den sehr interessanten Referaten und auch der lebhaften Diskussion, an der sich die führenden Fachleute auf dem Gebiet des Hotelwesens betei-

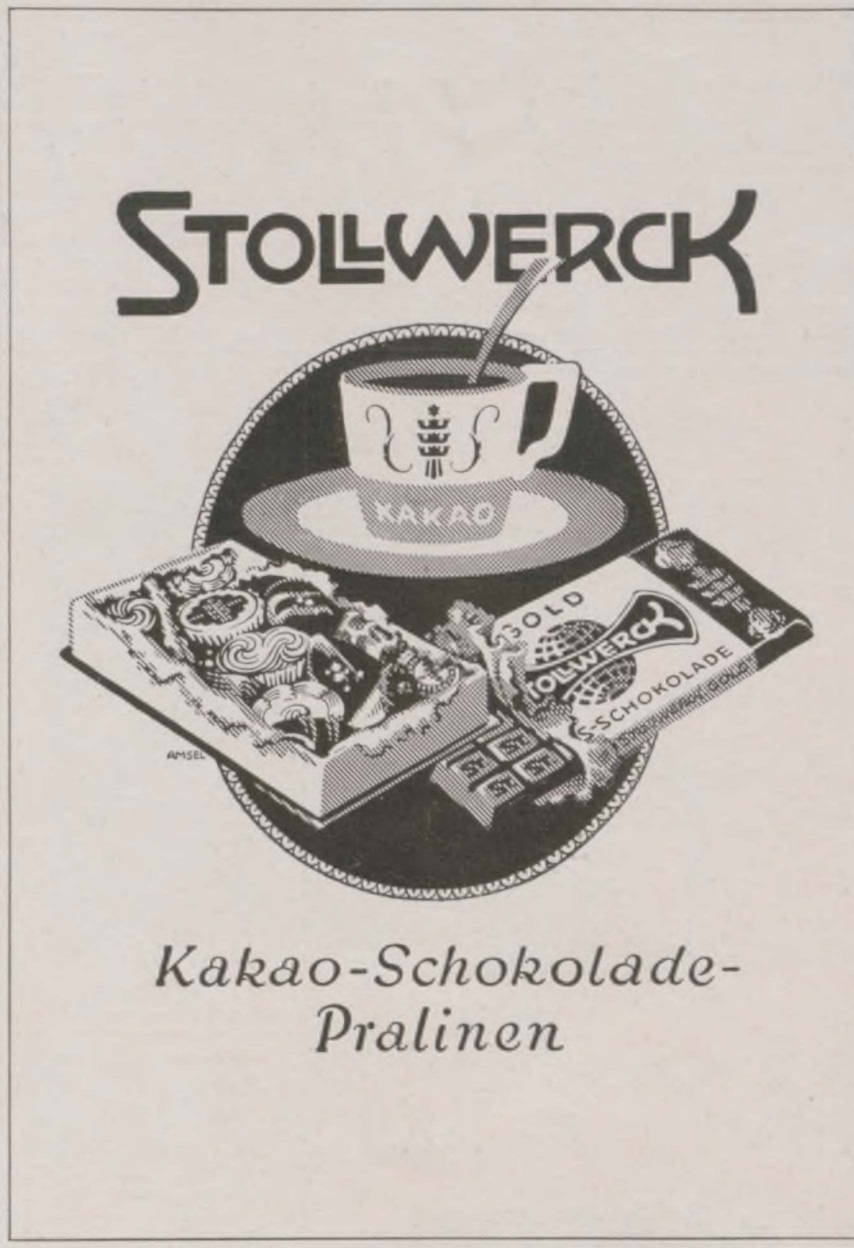
Neue Siege von Mercedes-Benz.

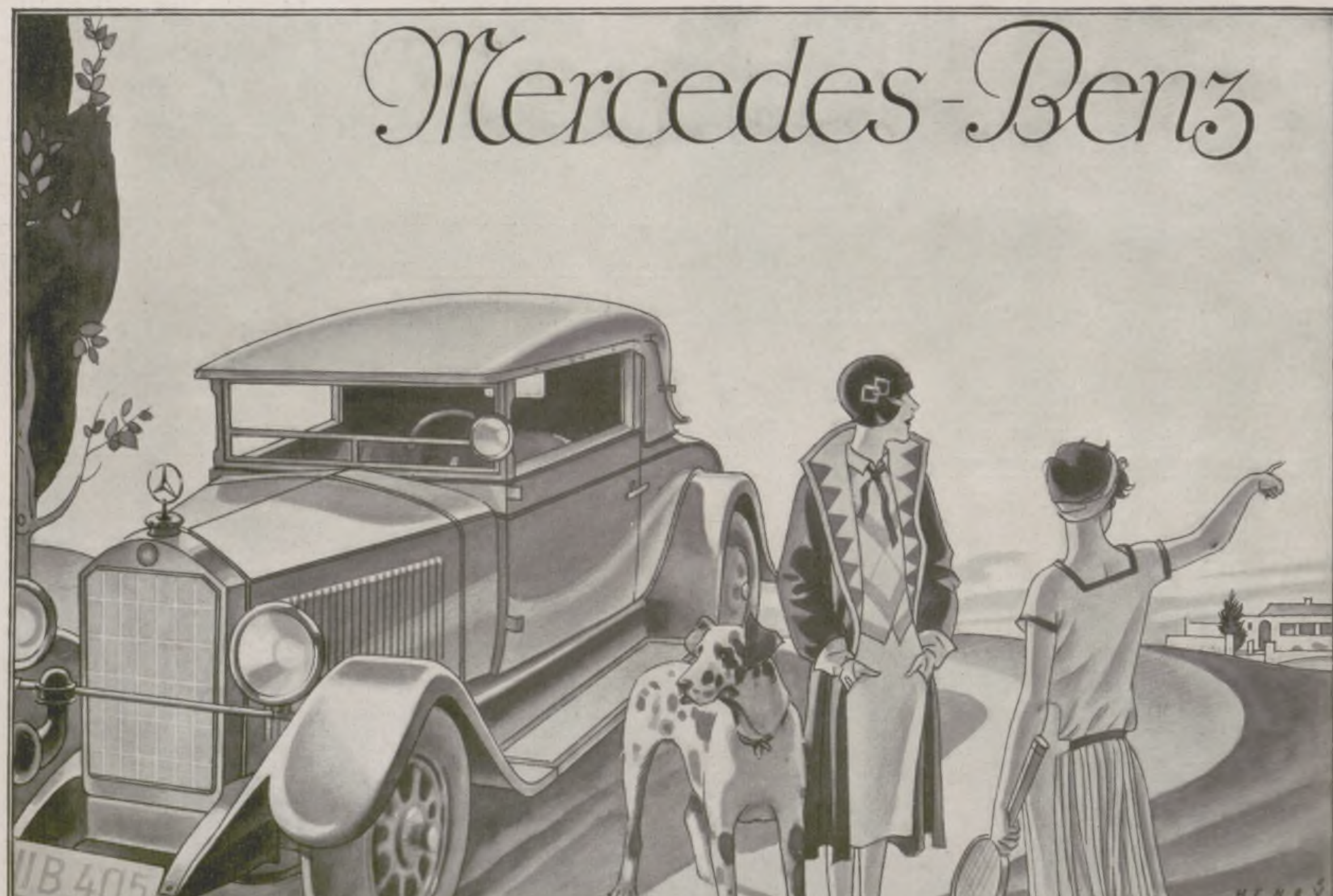
Die außerordentlich lebhafte Rennsaison 1927 brachte in ihrem allmählichen Ausklang der Marke Mercedes-Benz zu ihren hervorragenden Siegen des Jahres neuerlich eine Anzahl sportlicher Erfolge von weittragender Bedeutung. Nachdem Rosenberger und Caracciola die Rekorde aller Kategorien am Klausenpaß erringen konnten, in Freiburg von Caracciola der Schauinsland-Bergrekord verbessert wurde und Kimpel im Kilometerrennen mit 177,427 km/Std. auf dem Mercedes-Benz-Sportwagen Type „S" Weltrekordzeit fuhr, brachte das letzte klassische österreichische Bergrennen auf dem Semmering am 11. September 1927 der Marke Mercedes-Benz zu dem vom Vorjahr gehaltenen Streckenrekord Caracciolas den Tourenwagenrekord, den Prinz zu Schaumburg-Lippe aufstellte, und den Sportwagenrekord, den Rosenberger im toten Rennen mit dem Sieger der Rennwagenkategorie in der schnellsten Zeit des Tages fuhr, so daß Daimler-Benz nunmehr die Kategorie-Rekorde der drei wichtigsten europäischen Bergrennen hält. In gleich überlegener Manier fuhr Kimpel-Ludwigshafen im Rennen auf die Bühler Höhe während der Baden-Badener Herbstsporttage die beste Zeit aller Sportwagen und Caracciola im Buckower Dreiecksrennen bei Berlin auf schlechtester, kopfsteingepflasterter Straße die schnellste Zeit des Tages. Er erhielt damit den Ehrenpreis des Reichspräsidenten. Am gleichen Tage siegte Walb-Mannheim im Rennen „Rund um die Solitude" in der Sportwagenkategorie und erhielt zum zweiten Mal den Ehrenpreis des Württembergischen Staatspräsidenten. Prinz zu Schaumburg-Lippe erreichte im Ecce-Homo-Rennen gleichfalls die beste Zeit aller Sportwagen. Die Gleichmäßigkeit dieser Erfolge, die sich in lückenloser Reihenfolge während der ganzen Saison aneinanderreihen, ist ein Beweis für Leistung und Qualität der Mercedes-Benz-Wagen, wie er eindrucksvoller nicht erbracht werden kann.

ligten, war zu entnehmen, daß die Münchener Hotels nur im Juli und August volle Besetzung haben und daß München alles aufbieten müsse, um den früheren regen Besuch von Qualitätsgästen wieder zu bekommen, die München als Kunststadt und Kulturzentrum aufzusuchen pflegten. Auf die Ausstellung „Heim und Technik" wurden für 1928 große Hoffnungen gesetzt. Hochwertigen Veranstaltungen und einer guten Küche, überhaupt Qualitätsleistungen müsse das größte Augenmerk zugewandt werden. Die Sonderzüge nach München, die staatlichen Kraftpostlinien und die bayerischen Bergbahnen sowie das Verkehrsbuch „Südbayern" und der „Gaststättenführer", dessen Preise auch eingehalten werden sollten, haben dem Reiseverkehr nach Bayern sehr genützt. Ein Referat des Reg.-Rates Hofmann-Montanus, Salzburg über gemeinschaftliches Arbeiten, über das bayerische Tauernbahnprojekt Regensburg—Landshut—Mühldorf—Freilassing—Salzburg, über die Münchener und Salzburger Festspiele, über die Bedeutung der auszubauenden Autostraße Ferleiten—Heiligenblut im Großglocknergebiet sowie jenes des Reichsbahninspektors Nüchtern über die Maßnahmen der Reichsbahn und Reichspost zur Hebung des Wintersportes fanden ungeteilten Beifall. Die wichtige Tagung bedeutet einen Schritt vorwärts im Zusammenschluß der Verkehrsverbände Süddeutschlands und der angrenzenden Gebiete von Württemberg, Tirol, Vorarlberg, Salzburg und Kärnten.

Die geringere Drucksachen-Postgebühr Österreichs machen sich mehrfach Firmen zunutze, indem sie Massendrucksachen in Österreich herstellen und aufliefern, oder in Deutschland hergestellte und nach Deutschland bestimmte Drucksachen bei den österreichischen Postanstalten aufgeben lassen. Der Stockholmer Weltpostvertrag sieht für solche Fälle Gegenmaßnahmen vor, von denen die Deutsche Reichspost sich nunmehr entschlossen hat, Gebrauch zu machen, solange das österreichische Drucksachenporto dem deutschen nicht angeglichen ist. Sie hat verfügt, die von Österreich eingehenden Drucksachen, die von deutschen oder sonstigen nicht in Österreich ansässigen Firmen herrühren und in Deutschland gedruckt sind, nach dem Aufgabeort zurückzusenden. Ist es zweifelhaft, ob die Drucksachen in Deutschland oder in Österreich hergestellt worden sind, so werden die Postanstalten die Aushändigung der Drucksachen bis zur Klärung des Sachverhalts aussetzen, so daß Verzögerungen entstehen.


Gütermanns
Nähseide


STOLLWERCK
KAKAO
GOLD
STOLLWERCK
SCHOKOLADE
Kakao-Schokolade-
Pralinen


Mercedes-Benz
IB 405
HENRY

Illustrirte Zeitung



Wo ist der Schuh für meinen Fuß?

Zeichnung von Lotte Oldenburg-Wittig.





Goethe-Erinnerungsfeier auf dem Brocken, veranstaltet vom Harzer Geschichtsverein zum Andenken an die 150jährige Wiederkehr des Tages, an dem Goethe auf seiner Harzreise den Brocken bestieg: Während der Einweihung der Goethe-Plakette am 10. Oktober. — Im Kreis: Die Grundsteinlegung zum Deutschen Hygiene-Museum in Dresden am 8. Oktober: Dr. Blüher, Oberbürgermeister von Dresden, bei der Grundsteinweihe.



Von der Einweihung des von dem Weimarer Bildhauer Arno Zauche geschaffenen Ehrenmals für das Infanterieregiment 94 (Großherzog von Sachsen) am 9. Oktober, verbunden mit der Feier des 225jährigen Regimentsjubiläums: Übergabe des Denkmals an die Stadt. (Phot. L. Held.)





Eine amerikanische Studienkommission in Berlin: Die Abordnung der Stadtväter von Chicago vor dem Brandenburger Tor, die zum Studium für die in Chicago geplante Errichtung einer Untergrundbahn eintraf. — Rechts: Von der Tagung des Internationalen Arbeitsamtes, die am 11. Oktober in Berlin eröffnet wurde: Während einer Sitzung. Von links nach rechts (sitzend): Albert Thomas (Frankreich), Direktor des Amtes; Reichsarbeitsminister Dr. Brauns; Arthur Fontäne, Präsident der Tagung; Staatssekretär Dr. Geib.

DAS MODERNE WIRTSCHAFTSLEBEN DER TÜRKEI

Von Regierungsrat Dr. jur. et rer. pol. Heinz Schmalz

Durch das neue türkische Wirtschaftsleben geht ein Zug ungeahnter kraftvoller Entwicklung, die, mit den eingewurzelten Traditionen von Jahrhunderten brechend, in enger Anlehnung an westeuropäische Gesetzgebungs-, Wirtschafts- und Sozialverhältnisse eine ganz neue Kultur zu schaffen sucht. Der „kranke Mann am Bosporus" ist tot. Das tatkräftige Eingreifen des Generals Mustafa Kemal-Pascha, der heldenhaft geführte Befreiungskampf im Inneren Anatoliens hat allen derartigen Phantasien ein Ende bereitet. Das morsche Reich der Ottomanen ist eingegangen; eine starke, junge Türkei hat sich emporgerafft und schreitet zielbewußt einer glänzenden Zukunft entgegen. Die Angora-Regierung wandelt nicht mehr im Fahrwasser der früheren, die ein Spielzeug in den Händen derer war, die ihren Besitz aufzuteilen gedachten, oder solcher, die die Hohe Pforte dazu benutzten, auf den einen oder andern Gegner einen indirekten Druck, irgendeine politische Wirkung auszuüben. Sie hat heute drei Probleme vor Augen: Sicherheit des Besitzes, defensive Waffenbereitschaft und Wiederaufbau des Landes.

War die türkische Wirtschaft vor dem Krieg ein Gegenstand der kapitalistischen Ausbeutung durch fremde Nationen, so hat sich für sie in dem durch die raschen Erfolge der Unabhängigkeitskriege hochgesteigerten Selbstgefühl naturgemäß die neue Rolle ergeben, nicht Objekt, sondern Subjekt des heimischen Wirtschaftslebens zu sein, was als weiteres Ziel der türkischen Wirtschaftspolitik die Nationalisierung des türkischen Wirtschaftslebens zur Folge hat.

Die Türkei ist zum größten Teil Agrarland. Bei dem natürlichen Reichtum ihres Bodens könnte sie ein Vielfaches ihrer heutigen Bevölkerung ernähren, was in der gesteigerten Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte zum Ausdruck kommt. Die Industrie nimmt daneben einen sehr bescheidenen Raum ein. Es gibt schätzungsweise augenblicklich in der Türkei nur 600 bis 700 Industriebetriebe mit insgesamt etwa 16000 Arbeitern, so daß also kaum 1 Prozent der arbeitsfähigen türkischen Bevölkerung in der türkischen Industrie beschäftigt ist. Nun geht die Wirtschaftspolitik der neuen Türkei, beherrscht von der rein merkantilistischen Auffassung, daß lediglich die Höhe der Handelsbilanz den Volksreichtum verrate, dazu über, die Industrialisierung der Türkei mit allen Mitteln zu forcieren unter gleichzeitiger Eindämmung des Imports. Sie geht sogar so weit, mit der Gründung mancher Industrien, z. B. der Zuckerindustrie, den Rentabilitätsgesetzen Gewalt anzutun. In diesem Sinne ist auch nur das alte Industrieförderungsgesetz aus dem Jahre 1924, das eben von der großen Nationalversammlung in Angora mit weitergehenden Tendenzen neu verabschiedet ist und den Industrieunternehmen sehr weitgehende Zoll- und Steuerfreiheit gewährt, zu verstehen.

Diesen gewaltigen Umwälzungen der Türkei auf wirtschaftspolitischen Gebieten, ihrer Nachahmung des abendländischen Vorbildes folgt in nicht vermindertem Tempo die Anpassung an westeuropäische Gesetzgebungsverhältnisse. Während sich mit der Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches, das sich das Schweizerische Bürgerliche Recht zum Vorbild nahm, in Abkehr von religiösen Rechtsnormen der Übergang zur weltlichen Rechtsprechung vollzog, haben gesteigerter fiskalischer Bedarf und zielbewußte Währungspolitik Ende 1926 zu umwälzenden Reformen auf steuer- und verwaltungsrechtlichen Gebieten geführt. Unter Aufgabe des bisherigen, lediglich rohen Schätzungsverfahrens ist zum ersten Male ein Steuersystem mit modernen Veranlagungs- und Erhebungsgrundsätzen, ganz nach europäischem Muster, aufgeführt worden. Das neue Steuersystem der Türkei erstreckt sich im wesentlichen auf die steuerliche Erfassung des Einkommens, des Umsatzes und der Lustbarkeiten und hat in dem Gewinnsteuergesetz vom 27. Februar 1926 nebst Zusatz vom 12. Juni 1926, dem allgemeinen Verbrauchssteuergesetz vom 1. Februar 1926, dem Lustbarkeits- und besonderen Verbrauchssteuergesetz vom 13. Februar 1926 und in dem das Gesetz über die „feste Steuer" vom 8. Februar 1927 ersetzenden Gesetz des 5prozentigen Zuschlags auf die Gebäude-, Grund- und Gewinnsteuer seinen Niederschlag gefunden. Die Einkommensteuer ist progressiv gestaffelt und beträgt bei einem Einkommen bis zum Betrag von 3000 türkischen Pfund (1 t. Pf. = etwa 2 RM.) 6 Proz.; 3000—5000: 7 Proz. und so steigend bis 50000: 13 Proz. Für über 50000 t. Pf. kommt der Satz von 14 Proz. in Frage. Leider mischt sich in diese berechtigten Reformbestrebungen eine Nationalisierungsströmung ein, die weit über das berechtigte Maß hinausgeht. Die Nationalisierung der Wirtschaft wirkt sich aus: 1. in der Vorbehaltung gewisser Berufe für Türken (wie z. B. Ärzte, Zahnärzte, Apotheker, Chemiker), 2. in der Verpflichtung für alle Firmen, einen bestimmten Prozentsatz von türkischen Angestellten zu beschäftigen, 3. in der Verpflichtung zur Benutzung des Türkischen als Geschäftssprache, in der Bücher geführt und Korrespondenzen im Inland erledigt werden müssen, 4. in steuerlicher Begünstigung für einheimische Produktionen vor den Vertretern ausländischer Häuser, 5. in unzureichendem Warenschutz solcher Markenwaren, die keine Vertretung in der Türkei unterhalten, 6. in der Bevorzugung der rein türkischen Firmen bei der Vergebung der Staatsaufträge.

So sieht die Wirtschafts- und Rechtslage aus, unter der deutschen Firmen die Niederlassung in der Türkei eben wieder ermöglicht ist. Unter dem 12. Januar 1927 ist zwischen dem Deutschen Reich und der türkischen Republik ein Niederlassungsabkommen zustande gekommen, das allerdings erst im Laufe des Sommers beiderseits ratifiziert worden ist, und das die Vertreter- und Zweigniederlassungsfrage in beiden Staaten gegenseitig regelt. Nach Art. 2 sollen die Staatsangehörigen des einen vertragschließenden Teils völlige Freiheit zur Einreise und zur Niederlassung in dem Gebiet des anderen Teils und dort weiter nach Art. 4 das Recht haben, jede Art von Industrie und Handel zu betreiben und jede Erwerbstätigkeit und jeden Beruf auszuüben, soweit diese nicht den eigenen Staatsangehörigen vorbehalten sind. Nach Art. 5 müssen Handels-, Industrie- und Finanzgesellschaften, einschließlich der Transport- und Versicherungsgesellschaften, die im Gebiet des einen vertragschließenden Teils ordnungsgemäß errichtet werden, im Gebiet des anderen Teils anerkannt werden. Selbstverständlich hängt die Zulassung dieser Gesellschaften zur Ausübung ihres Handels oder Gewerbes im Gebiete des anderen vertragschließenden Teils — wie dies in Art. 5 nochmals ausdrücklich erwähnt wird — von ihrer Unterwerfung unter die Gesetze und Vorschriften ab, die in diesem Gebiete gelten oder gelten werden. Der Gründung der deutschen Zweigniederlassungen oder Handelsvertretungen in der Türkei kommen weitere Bestimmungen des Zeichnungsprotokolls, das als Anlage zum Handelsvertrag und zum Niederlassungsabkommen gilt, entgegen. Hier hat die türkische Regierung ihre Bereitwilligkeit erklärt, die im Jahre 1918 unter Verlust ihres Vermögens vertriebenen Deutschen, die später in die Türkei zurückgekehrt sind oder zurückkehren werden, von der Zahlung der rückständigen Temettu-Steuer zu befreien. Handelsreisende sind bis auf die Dauer von sechs Monaten von allen Steuern, bis auf die, die auf Geschäftsgewinne entfallen, befreit. Ausstellungen und Messen waren schon nach den allgemeinen Bestimmungen im Interesse des Außenhandelsaufbaues steuerfrei belassen worden.

Die deutschen Zweigniederlassungen in der Türkei leiten gleichzeitig zu den deutschen Handelsbeziehungen mit der Türkei über, die durch den Abschluß des neuen Handelsvertrags, ebenfalls vom 12. Januar 1927, ratifiziert im Mai/Juni, eine neue rechtliche Grundlage erhalten haben. Konnte sich auch unsere Ausfuhr in den Jahren 1923 bis 1926 von 47 Mill. RM. über 49 Mill. und 65 Mill. auf 75 Mill. RM. heben, so reicht diese Ziffer doch keineswegs an die Vorkriegszeit heran. An Einfuhr haben wir für 28 Mill. RM im Jahre 1923, für 60 Mill. im Jahre 1924 und für 69 Mill. RM. im Jahre 1925 hereingenommen, die 1926 auf 54 Mill. RM. zurückgegangen war. Unsere Ausfuhr besteht vornehmlich in Industrie-Erzeugnissen: Textilien, Chemikalien, Maschinen- und Eisenwaren, während wir von der Türkei in erster Linie landwirtschaftliche Produkte aller Art beziehen, unter denen Südfrüchte, Obst und Tabake, letztere im Jahre 1926 mit 15,3 Mill. RM., an erster Stelle stehen. Während wir seit mehreren Jahren im Verhältnis der Meistbegünstigung mit der Türkei leben, sieht der neue Handelsvertrag darüber hinaus zolltarifarische Zugeständnisse auf beiden Seiten vor. Die Liste der deutschen Ermäßigungen wird mit einem wertvollen Zugeständnis an die Türkei abgeschlossen, mit der Ermäßigung der Teppiche, wo der Satz von 2400 RM. der Türkei gegenüber auf 800 RM. herabgesetzt worden ist. Die türkischen Tarifermäßigungen müssen besondere Beachtung finden, da die Türkei hierbei in mehreren Fällen über das Maß dessen hinausgegangen ist, was ihr in dem Vertrag von Lausanne mit Geltung bis zum Jahre 1929 an zolltarifarischen Zugeständnissen von den Entente-Staaten abgenötigt worden ist. Die Türkei hat bekanntlich unter Erkämpfung außerpolitischer Selbständigkeit handelspolitische Knebelungen erfahren und den sogenannten Siegerstaaten ganz erhebliche Abstriche von dem Tarif 1916 gewähren müssen. Die Türkei hat daneben bestimmte Erleichterungen für die Behandlung deutscher Handlungsreisender und ihrer Warenproben getroffen, wonach letztere beim Eingang in die Türkei nicht mehr zu verzollen sind.

Auffallen muß immerhin die äußerste Anspannung aller Einnahmefälle, auf die die mit allen Mitteln betriebene Europäisierung des türkischen Wirtschaftslebens hinarbeitet, und weiter auch die extrem-nationalistische Kursrichtung der türkischen Wirtschaftspolitik. Die deutsche Wirtschaft, die an türkischen wirtschaftlichen Interessen stets regen Anteil genommen und oft ihre besten Kräfte dem Aufbau des türkischen Wirtschaftslebens zur Verfügung gestellt hat, kann mit dem Erreichten besonders zufrieden sein.

TAGESGESCHICHTE

Am 9. Oktober fanden sich die Vertreter der Regierung und der Behörden im Festsaal des Neuen Rathauses zu Dresden zu einer Feier aus Anlaß der Grundsteinlegung zum Deutschen Hygiene-Museum ein. Die Festrede hielt Prof. Dr. Hamel, Präsident des Reichsgesundheitsamts. Im Anschluß an diese Sitzung ging auf dem Bauplatz im Park der ehemaligen Sekundogenitur der feierliche Akt der Grundsteinlegung vonstatten. Mit einem Vorspruch von Prof. Ottomar Enking wurde die Kapsel mit der unterschriebenen Grundsteinlegungsurkunde in den Grundstein eingemauert. Hierauf übergab Oberbürgermeister Dr. Blüher als Vorsitzender des Deutschen Museums-Vereins den Hammer an den Ministerpräsidenten Heldt, der mit einem Geleitspruch die ersten drei Hammerschläge ausführte.

In Weimar feierte am 9. Oktober das Infanterieregiment 94 (Großherzog von Sachsen) sein 225jähriges Jubiläum. Einer Feier für die im Weltkrieg Gefallenen in der Gedenkhalle der thüringischen Landeshauptstadt folgte am Nachmittag die Weihe des Ehrenmals, das vor dem Großherzoglichen Schloß an der Ilm Aufstellung gefunden hat, eines Werkes des Bildhauers Arno Zauche, das auf dem Obelisken einen mit der Pranke auf der Fahne ruhenden Löwen trägt; an den Ecken des Aufbaues stehen gesenkten Hauptes die die vier verschiedenen Mannesalter symbolisierenden Kriegerfiguren.

Auf dem Gipfel des Brockens wurde am 10. Oktober zur Erinnerung an Goethes erste Harzreise, die sich am 10. Dezember zum 150. Male jährt, vom Harzer Geschichtsverein mit seinen Mitgliedern und Goethefreunden eine Gedenkfeier abgehalten. Dabei wurde am „Wolkenhäuschen" eine Goethe-Plakette von ihrem Stifter, dem Fürsten Christian zu Stolberg-Wernigerode, enthüllt und vom Leiter des Geschichtsvereins mit kurzem Weihespruch der Öffentlichkeit übergeben.

Das Ostalpengebiet wurde am Abend des 8. Oktober von einem heftigen Erdbeben heimgesucht, dessen Spuren bis nach Dresden fühlbar waren. Recht kräftige Stöße trafen Wien und seine Umgebung und richteten nicht unbeträchtliche Zerstörungen an.

Das Junkers-Flugzeug D 1230 landete in Fortsetzung seines Ozeanflugs am 14. Oktober glücklich auf den Azoren nach elf Stunden Flugzeit. Auch die Heinkels-Seemaschine D 1220 ist am 14. Oktober in Wilhelmshaven gestartet und hat auf ihrem Etappenflug Spanien erreicht. Dagegen mißglückte der Ozeanflug der amerikanischen Fliegerin Ruth Elders, die am 11. Oktober mit ihrem Begleiter Haldeman in Neuyork startete. Auf hoher See mußte das Flugzeug „American Girl" wegen Bruch der Ölleitung niedergehen. Die Insassen nahm der holländische Dampfer „Barendecht" auf, der nach Amerika unterwegs war.

BÜHNENSCHAU

Als ein bedeutsames Ereignis der Opernbühne in der laufenden Spielzeit ist die Uraufführung von Ernst Wolfgang Korngolds „Das Wunder der Heliane" anzusprechen (Uraufführung im Stadttheater zu Hamburg). Dieses neue Werk liegt in der Entwicklungslinie, die durch seine früheren, „Violanta" und die „Tote Stadt", bestimmt wird. Romantik ist die Grundstimmung dieser Oper — bewußte Abkehr vom Modern-Sachlichen der zeitgenössischen musikalisch schöpferischen Jugend. Ein Mysterium des früh verstorbenen jungen Wiener Dichters Hans Kaltenecker diente dem Librettisten Hans Müller als Grundlage zu seinem Operntexte, der dem Komponisten reiche Gelegenheit zu freier Entfaltung bietet. Ein Herrscher, der, eine kalte Natur, sein Land in Freudlosigkeit zwingt, spricht einem Fremden das Todesurteil, weil er dem Volke das Glück gepredigt hat. Des Herrschers Gemahlin Heliane geht in die Zelle zu dem Verurteilten, wird dort von ihrem Gatten überrascht und der Untreue beschuldigt. Beide sterben, doch zu neuem Leben erwacht, gehen sie dann ins Reich der himmlischen Liebe ein. — Dem alltagsfernen, mystisch-wunderfreudigen Textinhalt entspricht die Partitur in ihrem Reichtum und ihrer feierlichen Tiefe. Ungewöhnlicher Beifall wurde dem Komponisten und ingleichen den Mitwirkenden zuteil.

Ein ganz anders als Korngold gerichteter Komponist kam bei der Uraufführung des Balletts „Mammon" zu Wort, das im Münchener Nationaltheater zur Uraufführung gelangte: Ernst Krenek, der Schöpfer der vielbeachteten, mit modernsten Mitteln arbeitenden Oper „Jonny spielt auf". Heinrich Kröller und Bela Balaß haben das choreographische Bild des Balletts geschaffen. Sein Inhalt ist die tänzerische Gestaltung der ewig menschlichen Jagd nach dem Golde, dessen unwiderstehliche Macht Herrscher Mammon personifiziert. Die vortreffliche Musik und die glänzende Darstellung fanden freudige Anerkennung.

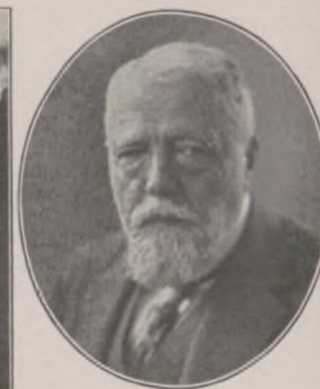
Leben und Tod des Sokrates, des griechischen Weisen, behandelt Robert Walters Komödie „Die große Hebammenkunst", benannt nach der von dem Philosophen so gern angewandten dialektischen Methode, der „Mäeutik", mit deren Hilfe er in der Unterhaltung durch Fragen und Einwurfe Unklarheiten enthüllte und die Wahrheit zu „entbinden" versuchte. Das Kölner Schauspielhaus, das das Stück zur Uraufführung erworben, hatte einen guten Griff getan.

Eine Anklage gegen die „ewige Krankheit" des Richtens und Bestrafens bedeutet das schon in der Vorkriegszeit entstandene Drama „Justiz" des englischen Dichters John Galsworthy, jetzt aufgeführt vom Deutschen Künstler-Theater in Berlin. Ein schuldlos-schuldiger Scheckfälscher wird ins Zuchthaus gesteckt, verkommt nach seiner Entlassung und endet als Selbstmörder. — Ein gut gemeintes Theaterstück ohne innerliche Wirksamkeit.



Prof. Ludwig Fahrenkrog, bekannt durch seine religiös-philosophischen Dichtungen und Gemälde eigener Art, beging am 20. Oktober seinen 60. Geburtstag.





Stanislaus Cauer, bekannter Bildhauer, Professor der Kunstakademie in Königsberg, konnte am 18. Oktober seinen 60. Geburtstag feiern.



Links nebenstehend: Paul Nitschmann, Erster Schriftführer des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig und Erster Vorsteher der Deutschen Buchhändlergilde in Berlin, wurde am 19. Oktober 60 Jahre alt.

Vom II. Evangelischen Volkstag in Frankfurt a. M. am 9. Oktober: Die feierliche Kundgebung auf dem im Zentrum der Stadt gelegenen Römerberg-Platz.

Rechts nebenstehend: Arturo Alemparte, der neue Gesandte der Republik Chile, der zur Übernahme seines Amtes als Nachfolger von Luis B. de Porto-Seguro in Berlin eingetroffen ist.



BRUNFTZEIT

(Zu der Abbildung „Störenfriede im Revier" auf nebenstehender Seite.)

Wenn Septemberlaub zu fallen beginnt, tritt unser Rotwild in die Brunft. Der Hirsch, der in der vorangegangenen Feistzeit durch Ruhe und gute Äsung abseits vom Kahlwild sich pflegte und sein Körpergewicht nicht unbedeutend vergrößerte, tritt zum Kahlwild. Erst die einzelnen brunftigen Stücke, mit seinem U-a-Laut dahinziehend, nur suchend, treibt er sich mit der Zeit einen ganzen Harem zusammen, dessen Besitz er durch Rören oder Schreien als Warnung für seine Geschlechtsgenossen kundgibt. Oft lockt er hierdurch den stärkeren Hirsch, der ihm den Besitz streitig macht. In heftigem Kampfe wird er abgeschlagen und muß sich aufs neue dort versuchen, wo er mit einem schwächeren Gegner leichteres Spiel hat. Dem Jäger, der nicht nur seine Hirsche, sondern auch deren einzelne Stimmen kennt, ist in der Brunft Gelegenheit gegeben, durch Verhören am Standort die Geweihträger zu suchen, die durch ihr Alter als abschußreif zu bezeichnen sind; fernerhin auch die sogenannten Mörder, d. h. solche Hirsche, die durch die Eigenart ihrer spitzen Stangenbildung, verbunden mit einem ausgesprochen mörderischen Charakter, nicht nur Hirsche, sondern auch Kahlwild zu Tode forkeln. Geübte Jäger verwenden hierbei die Muschel oder das Horn, Instrumente, mit denen man das Rören der Hirsche nachahmt, so daß die eifersüchtigen Geweihträger bis auf wenige Schritte auf den Jäger losziehen, und der schnell und sauber hingeworfene Schuß verbürgt sicher den Erfolg eines rationellen Abschusses. Der neuerdings wieder stark erwachte Trieb der Menschen zu der Natur und deren Studium hat allerdings eine Bewegung zur Folge, deren ausübende Spezies im weidmännischen Sinne den Titel Sapiens nicht rechtfertigen. Naturstreifen zu Fuß, per Rad, mit und ohne Motor, ja selbst mit dem Auto müssen ins Brunftrevier unternommen werden, um nicht nur die Hirsche „brüllen" zu hören, sondern das Studium muß so gründlich betrieben werden, daß es heißt: heran ans Rotwild, und zwar so nahe, wie es selbst der Weidmann nicht riskiert. Über zarte Kulturen laut brechend, zieht die Menge besonders am Wochenende hinter dem schreienden Hirsch her. Das Wild wird von den Brunftplätzen versprengt, an der Fortpflanzung verhindert und wandert in andere Reviere aus. Der hinzukommende Jäger, wie auf unserem Bilde zu beobachten, sieht oft nur den verheerenden Schluß des Treibens. Auf seine Vorstellungen werden ihm — besonders von jüngeren Herrschaften — Vorträge über das Allgemeinrecht auf den Wald gehalten, obwohl an den verschiedenen Stellen deutlich gekennzeichnet war, daß es sich um Privatwege handelte, deren Betreten verboten war. Im Sinne der Erhaltung unseres Rotwildes muß in diesen Dingen eine Änderung vor sich gehen, und es steht leider zu erwarten, daß große Revierteile sowohl staatlicher als besonders auch privater Forsten, die doch der Allgemeinheit zur Erholung dienen, auch für die übrigen Jahreszeiten geschlossen werden. Wer das Interesse an der Natur hat, eine Brunft zu beobachten, dem wird durch Anschluß an einen wirklichen Jäger und richtige Führung dazu Gelegenheit gegeben sein. Auch in fiskalischen Revieren sind gewisse Straßen freigegeben, von denen aus die Beobachtung der Brunft bis zu einem gewissen Grade möglich ist. Die Beamten der grünen Farbe finden sich gern dazu bereit, ungefährliche Beobachtungsposten anzuweisen, wenn die Betreffenden die Gewähr dafür geben, nicht durch Nachschleichen oder sonstiges Verhalten das Rotwild zu stören. Jeder ernste Naturfreund sollte sich bemühen, zu dieser Disziplin beizutragen. S. W.



„Der Himmel auf Erden" als architektonische Baukrönung: Die Kuppel des Zeiß-Planetariums auf dem neuerrichteten, 50 m hohen Hochhaus in Hannover.



Besuch des spanischen Königspaares in Marokko: König Alfons (1) mit seiner Gattin (2) und Ministerpräsident-Diktator Primo de Rivera (3) im maurischen Viertel von Tetuan.



Von dem Erdbeben in den Ostalpen am 8. Oktober, das sich bis nach Wien erstreckte: Beschädigte Häuser in der Ortschaft Schwadorf bei Wien, die von der Erderschütterung heftig betroffen wurde.



Störenfriede im Revier. Zeichnung von Rudolf Lipus.

(Hierzu der Beitrag „Brunftzeit“ auf der gegenüberliegenden Seite.)



AN HEILIGER STÄTTE IN INDIEN: DER MANIKARNIKA- (KARNIKARA-) GHAT IN BENARES
AQUARELL VON FRIEDRICH ALFRED LEEKNEY

Unter den vielen am Ganges gelegenen Ghats (Ufertreppen) von Benares ist der Manikarnika-Ghat einer der heiligsten. Hier soll bei Wischnus Reinigung dessen Ohrgeschmeide in den Fluß gefallen sein. Darum sucht jeder Hindu unter den größten Opfern, an dieser Stelle seine Reinigung, die Säuberung seiner Seele, zu vollziehen. Im Vordergrunde sieht man den „Sinkenden Tempel".

DIE GEFANGENEN DES GAURISANKAR

ROMAN VON OTFRID VON HANSTEIN

(2. Fortsetzung.)

Elisabeth hatte ein so seltsames Lächeln auf ihrem Gesicht.

„Ich habe merkwürdig geträumt. Mir war, als wäre der Buddha lebendig geworden. Ich hörte deutliche Stimmen, und als ich aufwachte, war mir im Halbschlummer, als hätte der Buddha lebende, menschliche Augen."

„Du hast dich geängstigt?"

„Nein, es schien mir, als müsse das alles so sein. Dann habe ich die Tür geöffnet und das helle Licht hereingelassen. Ich glaube, ich habe wirklich nach Menschen gesucht. Aber natürlich war alles leer."

„Wir werden dich nicht mehr einsam zurücklassen."

„Warum nicht? Ich glaube, es gibt keinen Ort, wo weniger Gefahren drohen als hier."

Das Feuer loderte auf, ein Stück frisches Fleisch briet an dem Haken über dem Altar.

Heinz blickte unwillkürlich zu der Buddhastatue empor, und sein Auge glitt an ihr herunter.

„Was ist denn das?"

Er hob einen blitzenden Gegenstand auf.

„Ein kostbarer Edelstein?"

„Wie kommt der hierher?"

Sie standen alle zusammen.

„Lag wahrscheinlich immer hier."

Elisabeth lachte.

„Du scheinst wenig davon zu halten, wie ich den Tempel säubere. Ich müßte ihn gesehen haben."

„Dann ist er wahrscheinlich von dem Buddha herabgefallen und hat den Anlaß zu deinem Traum gegeben."

In dieser Nacht hatte auch Heinz einen merkwürdigen Traum. Ihm war, als stünde neben ihm ein alter Mann in gelbem, seidenem Mantel und neben ihm noch ein Junger. Die beiden flüsterten miteinander, aber sie schienen nicht feindlich zu sein.

Er fuhr aus dem Schlaf auf. Alles war still um ihn herum, Elisabeth schlief ruhig, und Bill Hunter hörte er in seinem Verschlage gleichfalls ruhig atmen. Er fachte das fast vollständig niedergebrannte Feuer wieder an. Selbstverständlich war alles genau wie immer.

Er schüttelte den Kopf.

„Das kommt vom Träumen. Ich hätte wetten mögen, das Feuer sei von Menschenhand auseinandergerissen."

Es dauerte lange, bis er wieder einschlief. Am Morgen lachte er über sich selbst.

Der Traum wiederholte sich nicht, und einsam hing der Winter über dem Göttergarten des ewigen Himalaja.

II.

Lobsen Kungu war nicht gestorben, lag nicht unter der ewigen Decke des dichten Schnees, der den Nordgletscher des Tales bedeckte, in dem der Tempel des Einsiedlers stand. Er war bis an die Grenze des Gletschers emporgestiegen, dann aber hatte er suchend umhergespäht, hatte den Körper durch eine enge Spalte gezwängt, war durch eine Höhle geschritten und hatte auf der anderen Seite den Ausweg in eine wilde Felsschlucht gefunden. Ein Weg, den außer ihm niemand kannte, ein Weg, den er selbst durch Zufall gefunden, zur Zeit, als er noch im Dienste des Klosters Getschun Gomba die Herden hütete. Er stieg wieder bergauf. Fand abermals eine Höhle und schlief ohne Feuer während einer furchtbaren Nacht.

Erstarrt ging er am Morgen weiter, aß von den Maiskolben, die er mit sich genommen, und barg sich vor den stürmenden Winden und brüllenden Lawinen hinter den kahlen Felsen. — — —

Drei Wochen später betrat er den Hof des Klosters.

„Ich will mich zu den Zehennägeln des Heiligen niederwerfen."

Mitleidige Lamas führten den Erstarrten zur Küche und gaben ihm Tee, mit Butter vermischt, und Tsamba, die Maisspeise, die die Hauptnahrung der Mönche bildete.

„Wo kommst du her?"

„Ich kann es nur dem Heiligen sagen."

„Bist du ein Bote?"

„Ja."

„Von wem?"

„Von Buddha."

Man führte ihn vor Tschukang, den Chanzo Cusho.

„Wer bist du?"

„Lobsen Kungu, der einst des Klosters Hirt war."

„Was drängst du dich zu dem Heiligen?"

„Ich habe ein wichtiges Geheimnis."

„Der Heilige ist krank. Sag' es mir!"

„Sag' du meinen Lohn."

„Wenn es eine Botschaft ist, die uns nützlich erscheint, sollst du wieder die Herde des Klosters hüten."

„Ich will Geld."

„Du forderst viel."

„Ich bringe auch viel."

„So wirst du bekommen."

Er beugte sich zu dem Chanzo Cusho.

„Weiße Menschen sind in die Berge der Götter gestiegen."

„Ich weiß."

„Drei von ihnen sind in dem Tale des Einsiedlers. Sie sind in die Irre gegangen, ich habe sie zu dem Tempel des Toten geführt."

„Ist das dein Geheimnis?"

„Sie sind Gefangene des Berges. Tu mit ihnen, was du magst."

„Was nützen sie mir?"

„Das weiß ich nicht. Ich hätte sie hierherführen können. Ich weiß, daß du es nicht willst, daß ein Fremder das Kloster betritt. Ich gab sie in deine Gewalt. Einer von den dreien aber ist kein Mann, sondern ein Weib. Wie dürfte ein Weib das Kloster betreten! Ein schwangeres Weib, das in den Bergen ein Kind gebären wird, noch ehe der Frühling kommt. Habe ich klug gehandelt, daß ich sie bei dem Tempel verließ?"

„Ich bin zufrieden mit dir und will dich belohnen. Weiß jemand von deinem Geheimnis?"

„Ich wollte es nur dem Heiligen sagen, ich sagte es dir."

„Willst du in meinen Dienst treten?"

„Wenn der Lohn gut ist."

„Bist du stark genug, um augenblicklich nach Taschi Lunbo aufzubrechen?"

„Ich bin es."

Blitzschnell hatte Tschukang überlegt. Der Heilige starb. Vielleicht! Jedenfalls wollte er allein wissen, welch seltsamer Vogel sich im Garten der Götter gefangen hatte.

„Bleib hier, ich werde dir den Brief holen. Er ist wichtig. Ich werde dir deinen Lohn und den Brief geben. Er ist nur für die Hand des obersten Lama bestimmt. Es ist möglich, daß sie den Boten freigebig beschenken, denn die Nachricht ist gut."

Der Chanzo Cusho setzte sich nieder und schrieb:

„Der Überbringer dieses Briefes ist ein Spion der weißen Männer. Tut mit ihm, wie er verdient."

Lobsen Kungu konnte den Brief nicht lesen, aber er nahm ihn voller Ehrfurcht. Er zählte auch die wenigen Münzen nicht, die der Kanzler ihm gab. An dem gleichen Tage noch brach er auf zu dem großen Wege über die verschneiten Hochebenen nach Taschi Lunbo. — — —

Ein Lama trat in das Zimmer des Chanzo Cusho.

„Eine Karawane aus Lhassa ist unterwegs, ein hoher Bote an dich."

„Richte den Gasttempel, und wenn die Karawane das Kloster betritt, laß sie fürstlich bewirten."

Er wußte, warum der Bote kam — es handelte sich um den sterbenden Heiligen und um den ewigen Streit der gelben und roten Lamas.

*

Ewiger Winter über dem Tal der Götter. Bill Hunter war auf der Jagd nach einem Jak, denn das Fleisch war verzehrt. Heinz Schröder stand vor dem Tempel, aus dem ihn sein Weib fortgeschickt. Er war von Angst und Sorgen zerrissen, denn er hörte drinnen das Wimmern Elisabeths und konnte ihr doch nicht beistehen in ihrer schweren Stunde. Endlich rief sie leise nach ihm. Er kniete an dem Lager aus Heu und Fellen. Matt lag sie da, aber ein seliges Lächeln war um ihren Mund, und in den Armen hielt sie — in die ärmlichen Hemdchen gehüllt, die sie selbst aus allem entbehrlichen Leinen genäht hatte — einen kräftigen Knaben.

*

Ganz hoch oben, in einem der innersten Gemächer des Klosters Getschun Gomba, dessen Wände, Fußböden und Türöffnungen mit kostbaren Teppichen und Seidenvorhängen mit den Zeichen des Gebets verkleidet waren, saß Tschukang, der Chanzo Cusho, der Kanzler des Klosters, seinem Gast gegenüber. Während er selbst in fließende gelbe Seide gekleidet war, trug der Gast das gleiche Kleid und den gleichen Mantel aus blutroter Seide. Er war nicht so gekommen. In einfachem, allerdings auch rotem Gewand hatte die Kamelkarawane ihn durch die Steinwildnis in vielen Tagereisen herangetragen, aber ehe er den Chanzo Cusho begrüßte, hatte er das prächtige Kleid und kostbaren Schmuck angelegt, wie es dem Gesub Rimpotschen, dem „wertvollen Gesandten", dem mächtigen Vertreter der Ming dscheng tusse, ziemte. Beide Männer saßen einander gegenüber. Beide hochgewachsen, mit

energischen, harten Gesichtern und listigen, verschlagenen Augen. Beide weit entfernt von dem Ausdruck unendlicher Liebe, die auf dem Gesicht des Kutuchtu lag.

Der rote Lama hatte schweigend einige Tassen Tee geleert, in die reichlich Jakbutter gemischt war. Jetzt sah er auf.

„Der Heilige wird sterben?"

„Du weißt es, Ge-dun-duß."

Beide Männer sahen einander scharf in die Augen. Jeder wußte, daß der andere ihn durchschaute und nur aus Klugheit nicht sprach. Der Kanzler des Klosters hätte am liebsten hinzugesetzt: „Du weißt es besser als ich."

Der Rote fuhr langsam fort:

„Der Gott, der den Heiligen verläßt, wird sich in dem Körper eines neugeborenen Kindes wiedergebären."

„Du sagst es."

Jetzt hatte der Ausdruck des Gesandten etwas Durchbohrendes.

„Wird der Gott diesmal in der Gestalt eines gelben oder eines roten Lamas kommen?"

Tschukang erwiderte den Blick.

„Dieses Kloster ist seit Ewigkeit eine Trutzburg der reinen Lehre der Gelben."

„Du irrst, die reine Lehre ist die der Ming dscheng tusse, der Roten."

„Kamst du, um mir einen religiösen Disput zu halten?"

„Ich kam, dir zu raten. Es wäre nicht unmöglich, daß der Heilige, wenn er diesmal das rote Kleid trüge, auch dir gestattete, im roten Gewande weiter der Kanzler des Klosters zu sein."

„Ich bin zu alt, um das Kleid zu wechseln."

„Du bist mein Feind?"

„Nein, aber ich fürchte, du bist der meine."

Der Rote schwieg einen Augenblick, dann sagte er leichthin: „Jung stirbt der Heilige. Traurig wäre es, wenn auch der Körper des Kindes, in den seine Seele übergeht, nicht lange leben würde."

Der Gelbe beugte sich vor.

„Du meinst, daß euer Gift?"

Jener hob die Hand.

„Sprich nicht aus, was du nicht verantworten kannst."

„Ich weiß."

Jetzt lag spöttisches Lachen um den Mund des Roten.

„Dann sprich es erst recht nicht aus! Denn es wäre der größte Beweis, daß wir Roten stärker sind als ihr. Euer ist das Kloster, die gelben Mönche sind die frommen Lamas von Getschun Gomba. Kein Roter darf in den Mauern des Klosters verweilen, und doch stirbt der Heilige, wie du sagst, von Gift. Wer gibt es ihm? Die Gelben oder die Roten?"

„Gelbe, die Verräter am Heiligtum sind und von euch bestochen."

„Kannst du es beweisen?"

Wieder schwiegen sie, dann nahm der Rote von neuem das Wort.

„Ich bin nicht hierhergekommen, um zu streiten, sondern um Frieden zwischen den Gelben und Roten zu stiften."

Der Gelbe antwortete nicht, aber sein Gesicht war eisig kalt und verriet keine Bewegung.

„Ich sage dir im Vertrauen, auch das Kind, in das die Seele Buddhas fahren soll, wird sterben. Der Dalai-Lama in Lhassa, der selbst Buddha ist, weiß in der Zukunft zu lesen. Er weiß, daß jedes Gefäß des Heiligen sterben wird, solange der neue Heilige sich nicht zur Sekte der Roten bekehrt."

Spöttisch sagte Tschukang:

„Billig ist die Allwissenheit, die selbst das Gift mischt."

„Schweig und höre mich an! Feindschaft ist nicht gut, ich komme, Frieden zu bieten."

„Seltsam fängst du es an."

„Nicht gut ist es, wenn der Heilige immer als Kind stirbt. Laß uns offen reden. Laß Buddha entscheiden zwischen Rot und Gelb. Glaubst du an Buddhas Macht?"

Wieder tauchten beider Blicke ineinander.

„Genau wie du."

„Nun also. Der Heilige wird sterben, ein neues Kind wird gewählt werden. Laß uns ein Orakel stellen, laß den Gott selbst richten. Gelingt es uns, im Umkreis des Klosters ein Kind zu finden, das sechs Finger an jeder Hand und sechs Zehen an jedem Fuß trägt, dann ist es Gottes Wille, daß dieses Kind der Heilige wird und das rote Gewand trägt. Gelingt es aber, ein solches Kind zu finden, das schneeweiß ist, strohfarbenes Haar auf dem Haupte trägt und blaue Augen hat, so mag dieses der Heilige sein und das gelbe Gewand tragen."

„Und wenn keines von beiden sich findet?"

„Dann wird das Kloster, bis Buddha gesprochen, von dir und mir gemeinsam geleitet und steht beiden Lamas offen, den roten und auch den gelben."

Sie saßen lange einander gegenüber, dann stand Tschukang auf, und es war, als ob sein Antlitz den Ausdruck tiefster Sorge trüge.

„Es sei, wie du sagst. Wie soll ich mich sonst wehren gegen —"

„Nicht weiter! Gib deine Hand! Wort gegen Wort!"

Der andere nickte.

„Ich werde es morgen bei dem großen Fest im Tempelhof verkünden, wir werden es beide beschwören, und der Heilige, der kaum noch zu sprechen vermag, wird den Frieden segnen."

„So sei es! Gestatte, daß ich mich in den Tempel der Gäste zurückziehe und bete. Ich werde mich morgen vor der Feier zu den reinen Zehennägeln des Heiligen niederwerfen und seinen Segen erbitten."

Tschukang ließ den metallenen Hammer auf die Platte des Gongs niederfallen, und einige junge Priester traten ein. Er gab ihnen die Weisung, den Gast in seinen Tempel zu führen. Dann klopfte er, wie zufällig, dreimal mit den Fingern auf den Tisch. Das hieß: Bewacht ihn mir gut!

Noch geraume Weile, nachdem der Rote gegangen war, stand der Chanzo Cusho mit gesenktem Kopf und betrübtem Gesicht. Als er sicher sein konnte, daß jener die Treppenstufen hinuntergeschritten, veränderte sich schnell sein Ausdruck. Jetzt war es der einer gelungenen Kriegslist, und er murmelte vor sich hin: „Nun bist du in deiner eigenen Falle."

Er stieg noch einige Treppen hinan, ging durch lange Gänge und war in dem Vorzimmer des Raumes, in dem der Heilige, von dessen Körper der Arzt das schleichende Gift nicht hatte fernhalten können, der Auflösung entgegenging. In dem Raum waren die Ältesten der gelben Lamas versammelt. Lauter Männer, auf die vollkommener Verlaß war.

Erwartungsvoll sahen alle den Eintretenden an, der vorsichtig die Türvorhänge hinter sich schloß, nachdem auch die Korridore durch zuverlässige Männer gesperrt worden waren. Dann berichtete er wortgetreu sein Gespräch mit dem Gesandten der Roten.

Der älteste Priester, der Kapu Bombo, der geistliche Vertreter des Heiligen, seufzte auf.

„Dann sind wir verloren. Sicher ist es, daß der Bote ein solches Kind mit sechs Fingern und sechs Zehen bereits gefunden hat, daß er es sehr bald nach dem Tode des Heiligen hierherbringen und in irgendeiner Hütte finden lassen wird. Wo aber sollen wir ein schneeweißes Kind mit hellem, weißblondem Haar hernehmen?"

Tschukang lächelte leise, beugte sich vor und flüsterte:

„Ich denke, dieses seltsame Kind mit weißer Haut, strohfarbenem Haar und blauen Augen wird morgen abend bereits im Kloster sein."

Jene fuhren auf und sahen Tschukang erstaunt an.

„Buddha war gnädig, als er dem Gesub Rimpotschen gerade dieses Wort in den Mund legte. Ich weiß, woher der Gedanke ihm kam. Er hat vielleicht ein Kind jener weißen Menschen gesehen, die aus dem Westen kamen und uns niederzwingen wollen, wie sie es mit den schwachen Männern hinter den Bergen getan. Sicher ist er und kann es sein, daß ein solches Kind nicht im Umkreis des Klosters Getschun Gomba gefunden wird."

„So hat er gewonnen. Du sagst selbst, daß er es verstehen wird, das andere Kind finden zu lassen."

Der Chanzo Cusho sah sich mit triumphierenden Blicken im Kreise um.

„Ich habe das weiße Kind doch!"

„Du hast?"

„Toren sind jene weißen Männer, Toren und Frevler, die seit Jahren immer und immer wieder versuchen, in die Bergwelt der heiligen Götter zu dringen und die Häupter des Gaurisankar und des Tschomo lungma mit ihren unreinen Füßen zu beschmutzen. Drei von ihnen sind diesmal verirrt und durch Zufall oder durch Buddhas Fügung in den Garten der Götter gekommen, wo der Einsiedler gewohnt hat, und sind dort von den Bergen gefangen."

„Was nützen uns jene Männer?"

„Eine Frau ist bei ihnen. Eine Frau, die vor acht Tagen geboren hat."

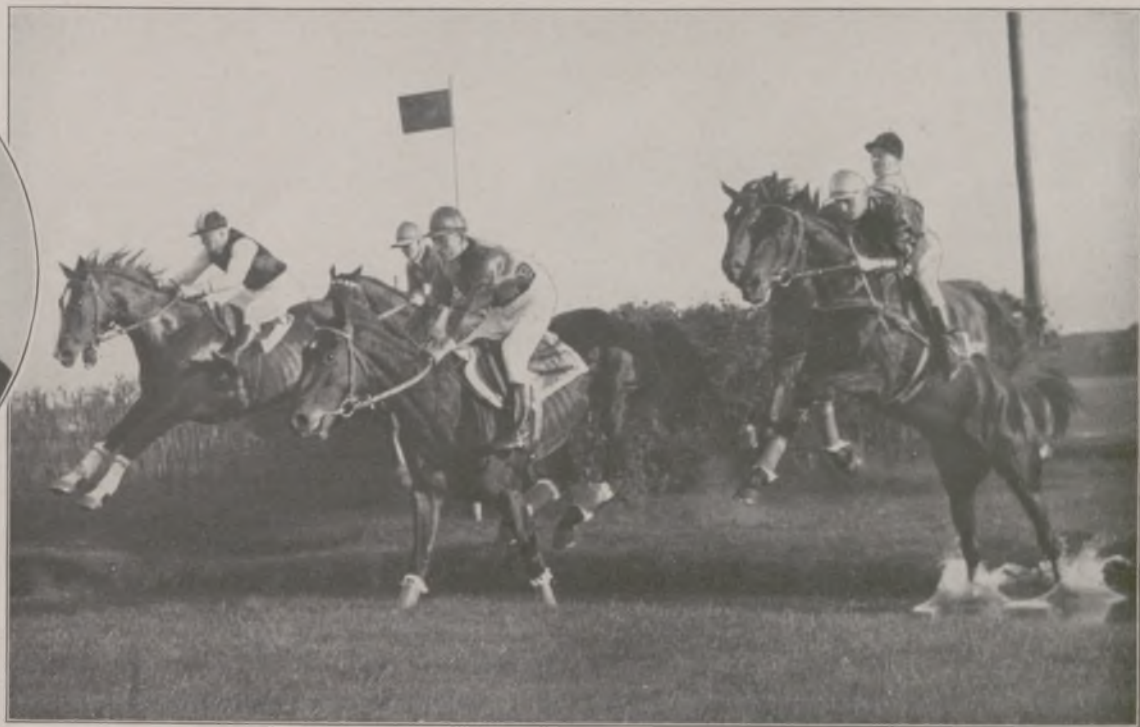
„Ein Weib, das auf den heiligen Berg stieg?"

„Sie sind seltsam, die Weiber der europäischen Männer.

Nur im Winter, wenn der See versiegt und der unterirdische Wasserlauf zum Wege wird, ist es möglich, jenes Tal zu erreichen. Im vorigen Winter fanden wir den Einsiedler tot in seinem Tempel und haben seinen Leib in der Stellung des Gottes in der steinernen Tschorte zur letzten Ruhe gebettet. Auch in diesem Winter bin ich selbst durch den Gang geschritten, als die Wasser versiegt waren, begleitet von Taschka Tsonga, dem Arzt. Wir sind in der Nacht gegangen, als der Mond über dem Tal stand und wir annehmen konnten, daß die ungebetenen Gäste schliefen. Wir sind durch die geheime Tür in den Tempelfelsen gedrungen, auf der inneren Treppe emporgeschritten, die von unten in das Buddhabild führt. In ihm haben wir den Tag abgewartet. Die beiden Männer waren gegangen, aber das Weib lag schlafend auf dem Lager. Ich bin in der nächsten Nacht wiedergekommen, bin, als sie schliefen, aus dem Standbild heraus und an ihr Lager getreten, da habe ich gesehen, daß das Weib schwanger war. Fast wäre der Mann erwacht, ehe ich wieder das Standbild erreichte; aber es war dunkel, als ich verschwand, denn ich hatte das Feuer auseinandergestreut. Jeden Monat war ich einmal dort oben. Vor wenigen Tagen ist das Kind geboren worden. Weiß ist es, strohgelb sind die Haare des Knaben und blau seine Augen. Ich wollte mit euch beraten, was mit jenen weißen Menschen geschehen soll. Ob wir sie überfallen und töten, oder ob wir sie dem Gott opfern, indem wir sie sich selbst überlassen. Jetzt weiß ich, daß sie den Göttern gehören, denn Buddha selbst hat sie geschickt, um uns jenes Kind zu bringen. In dieser Nacht wird Taschka Tsonga es holen. Eilig ist es, und gnädig war Buddha, denn die Tage der Schneeschmelze sind nah, und wenn die Götter die ersten Blitze herniedersenden, ist der unterirdische Gang wieder verschlossen."

(Fortsetzung folgt.)





Herrenreitersieg im Großen Preis von Karlshorst, dem größten deutschen Jagdrennen, am 9. Oktober: Der Sieger auf E. S. Fürstenbergs „Mainberg“ (vor „Dorn II“), Herr v. Borcke, schildert am Mikrophon den Verlauf des Rennens. Rechts: Das Feld passiert einen Wassergraben auf der klassischen Bahn des Vereins für Hindernisrennen in Karlshorst bei Berlin.



Sportjournalisten auf dem Rennrad: Am Ziel beim ersten Straßenrennen der Sportpresse auf der Havelstrecke über 21,2 km in Berlin am 9. Oktober.



Der erste Fund von Resten verunglückter Ozeanflug-Apparate: Auffischen von Trümmern des am 6. September in Neuyork unter Führung von James Hill und Lloyd Bertaud gestarteten und dann verschollenen Flugzeugs „Old Glory“ durch ein Boot des Dampfers „Kyle“ auf der Höhe von Neufundland.



Zum Ozean-Überquerungsplan eines Heinkel-Wasserflugzeugs: Der Apparat D 1220, der am 14. Oktober in Wilhelmshaven unter Führung des Piloten Mertz startete.





Weibliche Ozeanflug-Aspiranten: Im Oval: Die erste deutsche Ozeanfliegerin, Frau Lilli Dillenz, Tochter des Wiener Malers Hollitzer, die als Fluggast an der Ozeanüberquerung der Junkers-Maschine 1230 teilnimmt. Mitte rechts: Ruth Elder mit ihrem Begleiter George Haldeman vor ihrer Maschine „American Girl“, einem Schwesterflugzeug des „Stolz von Detroit“, kurz vor dem Start in Rooseveltfield bei Neuyork am 11. Oktober. Die Flieger mußten notlanden und wurden von einem holländischen Dampfer gerettet.

Hindernisrennen der Lüfte über den Ozean.

DIE ALPEN IM BILDE.

AUS DER GLEICHNAMIGEN AUSSTELLUNG IM WIENER KÜNSTLERHAUS.



Albrecht Altdorfer (um 1480 bis 1538): Große alpine Landschaft. Kolorierte Radierung.

Die malerische Darstellung des Gebirges ist ein durchaus modernes Problem. Sie wird erst durch eine Einstellung möglich, die nicht mehr etwas Feindseliges, Unzugängliches in den Bergen sieht, sondern sich auch dieser trotzigen und wilden Strecken der Erde kulturell und sinnlich bemächtigt. Das Mittelalter, der Natur innerlichst fremd, war achtlos oder mit Scheu an Fels und Gletscher, Hochwald und Gipfel vorübergegangen. Erst mit der Renaissance begann die künstlerische Eroberung der Gebirgswelt. Vor allem waren es die Alpen, die, als zentrales und mächtigstes Massiv Europas, die Phantasie des abendländischen Menschen zu bildnerischer Gestaltung anregten. Und so kommt es, daß eine Ausstellung, deren Thema sich darauf beschränkt, die Alpen im Bilde zu zeigen, gleichzeitig eine umfassende Übersicht über die Entwicklung der Gebirgsmalerei in den letzten 400 Jahren zu geben vermag. — Diese fruchtbare Erkenntnis beherrscht die von Dr. Grimschitz eindringlich arrangierte historische Abteilung. Es ist eine Geschichte des Sehens, die sich von Wand zu Wand abrollt. Das eindrucksvolle Liniensystem Dürerscher Holzschnitte, bei Altdorfer einer liebenswürdig verspielten Romantik dienstbar gemacht, weicht im Barock dem malerischen Wogen von Licht und Schatten. Hercules Seghers taucht auf, mit den magischen Gebirgsvisionen seiner großen und verstörten Seele. Aber er steht einzeln da; seine Epoche suchte das Monumentale mehr im Menschen als in der Natur. Und das 18. Jahrhundert war nicht umsonst die Zeit Jean Jacques Rousseaus: weltfreundlich und ein wenig sentimental sieht und malt man die Landschaft, und unter dem heiteren Himmel der Höhe tummeln sich als Staffage zum erstenmal Touristen, eine ganz neue Zeiterscheinung. Die kulturelle Stimmung dieser Bilder läßt schon ahnen, daß sich etwas vorbereitet. Und wie aus dem Goethe der ersten Schweizer Reise der Goethe der Iphigenie geworden ist, wich das Rokoko eines Johann Christian Brand dem Klassizismus Josef Anton Kochs. Hier wird mit den Mitteln eines ordnenden und vereinfachenden Stils versucht, der innerlichen Größe des Eindrucks gerecht zu werden, den eine stille und empfängliche Seele von der Wucht der Gipfelwelt mit sich trägt.



Joh. Christian Brand (1725 bis 1795): Eingang in den Haybachgraben. Aquarell.



Josef Anton Koch (1768—1839): Berner Oberland. Ölgemälde.

Ganz anderes sucht und findet das Biedermeier in der Alpenlandschaft. Seine Entdeckungen liegen zumeist im Vordergrund: „Paysage intime" — und voller Köstlichkeiten sind diese kleinen Ausschnitte, ob sie nun mit der gläsernen Klarheit Waldmüllers oder der tonigen Flüssigkeit Gauermanns, des Wiener Tiermalers, gegeben sind. Eine große Rolle begann damals München in der Malerei der Alpen zu spielen. Hier bindet das Goldbraun der von den Holländern übernommenen Palette die sonst so schwierig zu bewältigende Fülle der alpinen Erscheinungen zu einer glücklichen Harmonie.

Als die Hellmalerei — in einer meist inkonsequenten und fragmentarischen Übernahme von Prinzipien des französischen Impressionismus — bei den übrigen Völkern populär wurde, ging dieser Halt verloren, und es ergibt sich die merkwürdige Erscheinung, daß der weitergetriebene Naturalismus der Malerei des Gebirges eher ge-



Ferdinand Olivier (1785—1841): Berchtesgaden und der Watzmann. Lithographie.



Thomas Ender (1795—1875): Aussicht vom Gamskarkogel auf die Salzburger Gletscher bei Hofgastein. Gemälde.



Ferdinand Georg Waldmüller (1793—1865): Alpensee. Ölgemälde.



Rudolf v. Alt (1812—1905): Anlauftal bei Gastein. Aquarell.

schadet hat als geholfen. Noch vermochten einzelne Meister, wie die beiden einander im Temperament so entgegengesetzten Wiener Zeitgenossen Rudolf v. Alt und Anton Romako, auf alter Tradition fußend, das Neuland des Freilichts zu gewinnen, ohne an Festigkeit und Ordnung einzubüßen; aber erst Segantini, Hodler und Corinth finden die Formeln, das Ewige des Gegenstandes für das europäische Weltgefühl der Jahrhundertwende neu zu gestalten. Ihnen verdankt die moderne Malerei Antrieb und Wegweisung — und in



Karl Reiser (Partenkirchen): Wintertag bei Klais. Ölgemälde.



Anton Romako (1834—1889): Das Gasteiner Tal. Ölgemälde.

unzählige Individualitäten gespalten, trägt ihre gewaltige Arbeit Frucht. Gedämpfter Impressionismus lebt in den zarten Aquarellen eines Rudolf Sieck, und Hodlers Beispiel flächenhafter Vereinfachung wirkt sich deutlich noch bei Karl Reiser aus.

Erst den zusammenfassenden Stiltendenzen unserer Zeit scheint es wieder zu gelingen, dem Phänomen der Alpen adäquate Ausdrucksmittel zu schaffen, ein Weg, auf dem sich mit schönen Resultaten besonders zwei jüngere Wiener, Robin C. Andersen und Ferdinand Kitt, auf der Ausstellung ausweisen.

Wolfgang Born.



Giovanni Segantini (1858—1899): Die Alpenweide. Ölgemälde.
(Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.)



Ferdinand Kitt (Wien): Salzberg bei Hallstatt. Aquarell.

Von den Bühnen



Ein neues Werk des Komponisten Erich Wolfgang Korngold: Szenenbild aus der Uraufführung der Oper „Das Wunder der Heliane“ im Hamburger Stadttheater am 6. Oktober. Auf der Treppe: Maria Hussa als Heliane (vorn unten); dahinter Rudolf Bockelmann als Herrscher; ganz oben Gunnar Graarud als Schwertrichter; rechts Karl Günther als der Fremde. (Phot. Heinrich Haas.)







Oben: Die als „Nachfolgerin der Duse“ bezeichnete italienische Tragödin Emma Gramatica, die im Renaissance-Theater in Berlin ein Gastspiel gab.

Im Oval: Emma Gramatica als altes Mütterchen in dem englischen Stück „Medaillen einer alten Frau“ von J. M. Barrie.

Mitte links: Von der Erstaufführung des Dramas „Justiz“ von John Galsworthy am Deutschen Künstler-Theater in Berlin am 7. Oktober: Die Gerichtsszene im II. Akt. Vorn links Ernst Deutsch als Angeklagter; vor ihm kniend Carola Toelle als seine Geliebte. (Phot. Zander & Labisch.)





„Nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles, ach wir Armen!“ — Szene aus dem Ballett „Mammon“, choreographisches Bild von Kröller und Balaß, Musik von Ernst Krenek, dem Komponisten der erfolgreichen Jazz-Oper „Jonny spielt auf“. (Uraufführung im Nationaltheater zu München am 1. Oktober.) — Links: Der Philosoph Sokrates als Held eines neuen Schauspiels von Robert Walter: Szene aus der Uraufführung der Tragikomödie „Die große Hebammenkunst“ im Kölner Schauspielhaus am 8. Oktober mit Willi Umminger als Sokrates (rechts) und Minna v. Seemen als seine Frau Xantippe.

Der Geyersberg

NOVELLE AUS DEM NACHLASS VON WILHELM V. KÜGELGEN

(2. Fortsetzung.)

Ich möchte freilich nicht zu Mitternacht ankommen," sagte Frau von Biestewitz, „und hier sechs Stunden warten, hieße auch den Geist aufgeben. Was meinst du, Gottlieb," rief sie den Kutscher an, „sollten uns die Schimmel nicht noch bis Leipzig bringen? Es sind ja nur drei Meilen."

Der Kutscher wandte sich zurück: „O je, drei Meilen! Die hat der Fuchs gemessen, und meine alten Tiere sind kochgar. Alle die Tage her und noch heute früh im Geschirr gegangen wegen der Ernte — nee, gnädger Herr, wollte sagen, Euer Gnaden, das ginge wohl, aberst das geht nicht." Hier griff er rasch in die Zügel, weil die Schimmel vor dem heranbrausenden Ungetüm des Eilwagens scheuen wollten, der jetzt, von drei Beichaisen gefolgt, am Posthaus vorfuhr. Verschiedene Passagiere verließen die Coupés, dehnten die Glieder, forderten zu trinken oder verschwanden hinter den Gemäuern der Stallgebäude, aus denen fertig angeschirrte Pferde herausgezogen wurden.

„Was wirst du tun, Tante," fragte Flora, „sollen wir wirklich mit dieser Gesellschaft fahren?" Aber ehe Antwort erfolgte, trat auch schon der Wagenmeister vor. „Es werden hier drei Plätze vakant," sagte er, „im letzten Wagen bleibt nur ein einzelner Musje. Wollen Euer Gnaden davon Gebrauch machen, so schicken der Herr Postmeister hier die Billetts, die wir auf Ihr Konto schreiben. Aber Eile hat es, denn es ist hier kein Aufenthalt nicht."

Frau von Biestewitz war kurz entschlossen. „Gottlieb," rief sie, „du spannst im ‚Roten Ochsen' aus und fütterst deine Schimmel ab, wie sich's gehört. Morgen bei guter Zeit bist du im ‚Birnbaum' zu Leipzig mit Wagen und Gepäck. Hast du's verstanden?"

„Zu Befehl, gnädiger... wollte sagen, Euer Gnaden", grunzte der Kutscher und half Eve Rosinen, der Zofe, die bei ihm auf dem Bock gesessen, ein paar Nachtsäcke, von denen man sich nicht trennen wollte, aus dem Wagenkasten ziehen. Dann folgte die kleine Gesellschaft dem voranschreitenden Wagenmeister, der tröstlich bemerkte, es sei ein recht hübscher Mensch, der Musje da drinnen. Freilich ein Fremder, aber verstehen könne ihn einer doch zur Not.

Inzwischen schien der Musje es sich in seiner Einsamkeit recht bequem gemacht zu haben, wenigstens sah man, als man sich dem Wagen nahte, ein paar lange Beine zum Schlage herausstarren.

„Sie kriegen Gesellschaft, junger Herr!" rief der Wagenmeister, „ziehen Sie gefälligst Ihre Deichseln ein!"

Da erhob sich jener aus seiner liegenden Stellung, blickte um sich — und in die aufgerissenen Augen fiel ein Bild — ein Bild, so lieblich und beglückend, daß er vor Freude hätte schreien mögen. Seine Zigarre wegwerfend, sprang er rasch aus dem Wagen, begrüßte die Damen höflich und bat um Erlaubnis, ihnen beim Einsteigen behilflich sein zu dürfen.

Es schien wirklich ein hübscher Mensch zu sein, dieser Fremde, sprach sehr verständlich deutsch und sah auch gar nicht sauer, als die Damen ohne weiteres Platz im Fond nahmen, ihm den schmalen Rücksitz neben den Nachtsäcken überlassend, während Eve Rosine auf den Bock gewiesen wurde.

„Du hast es da am besten," rief ihr Frau von Biestewitz zu, indem sie sich den Staubmantel lüftete, „hier im Wagen ist eine unvernünftige Hitze!"

Im Fahren werde es besser, erlaubte sich der Fremde zu bemerken. „Das wollen wir hoffen," sagte die Dame, „damit der Herr uns nicht zum Pfeffer wünscht. Ich bedaure aufrichtig, daß wir Ihre Bequemlichkeit gestört haben."

Sich seiner vorigen Stellung bewußt, erwiderte jener etwas verlegen, er wünsche sich nichts Besseres, als alle Tage seines Lebens so gestört zu werden.

Da setzte sich der Wagen in Bewegung, ein angenehmer Luftzug ließ sich spüren, und es entstand jene Stille, die in der Regel den Eintritt in neue Situationen zu begleiten pflegt. Flora aber neigte sich flüsternd zum Ohr der Tante, und diese mit Interesse den jungen Mann betrachtend, sagte: „Meine Nichte glaubt in dem Herrn einen alten Bekannten zu erkennen."

Mit freudestrahlendem Blick verbeugte sich der Fremde. „Er glaube allerdings auch," erwiderte er, „aber das Fräulein habe ein wunderbar gutes Gedächtnis."

„Ist Ihnen aber auch guten Dank schuldig", sagte die Dame.

„Weil ich nicht gestohlen habe?"

„Dafür danken Sie sich selbst, mein Schatz! Wohl aber, weil Sie ihr ein wertvolles Vermächtnis erhalten haben. Es war im Plauenschen Grunde, denk' ich?"

„Zu dienen, gnädige Frau!"

„Eine charmante Partie! Wenn ich nach Dresden komme, ist es mein Erstes und mein Letztes. — Der Herr ist ganz in Dresden wohnhaft?"

„Bitt' um Vergebung, ich halte mich nur Studierens halber dort auf."

„Wohl Maler?" fragte Frau von Biestewitz weiter. „Meine Nichte glaubte wenigstens ein Skizzenbuch bemerkt zu haben."

„Auch will ich es nicht leugnen", sprach der Fremde.

„Und warum leugnen, Männchen? Ich sage, Maler und Soldaten sind die besten Menschen."

Der junge Mann sah sie verwundert an. Wie das, meine Gnädige?"

„Weil sie sich das Gehirn nicht überladen," erwiderte die Dame, „behalten den Kopf fein oben."

Der Fremde lachte. Von dieser schmeichelhaften Seite habe er seinen Beruf noch nie betrachtet. Wäre die Bemerkung aber richtig, so könne es ihm am wenigsten fehlen, da er beides vereinige, er habe die bunte Jacke erst ganz vor kurzem ausgezogen.

Frau von Biestewitz stutzte. „Ich kann den Tausch begreifen," sagte sie, „schöne Bilder zu malen, mag pläsierlicher sein, als blödsinnige Rekruten abzurichten. Sie haben einen charmanten Beruf erwählt, Herr Maler."

„Je nun," entgegnete der lächelnd, „diese Rose hat auch ihre Dornen, wenigstens für meinesgleichen. Wir Anfänger malen eben keine schönen Bilder, haben von früh bis abends nichts im Auge als mißlungene Versuche, fratzenhafter, schiefer und inkorrigibler noch als die blödsinnigsten Rekruten."

„Nun, nun, mein Kind, nicht zu bescheiden. Ich gebe zu, daß Bildermalen im Anfang auch kein Kirschenessen ist, aber Ausdauer und Talent fressen sich durch. Gibt's denn recht viele Talente jetzt in Dresden?"

„Talente? O ja, gnädige Frau! Lauter Talente! Denn wer sich kein Talent zutraut, der wird nicht Künstler. Ob man sich getäuscht, weisen freilich erst die Jahre aus."

„Bei meinem letzten Aufenthalt in Dresden", sagte Frau von Biestewitz nach einigem Besinnen, „hörte ich zufällig von einem jungen Russen, der enorm geschickt sein soll. Ich glaube, der Name war Florian Reiher. Kennen Sie ihn vielleicht?"

Diese Frage schien den Fremden zu frappieren. „Den kenn' ich freilich, gnädige Frau."

„Nun, und was halten Sie davon? Ich würde mich freuen, Gutes zu vernehmen."

„Dann kann ich nur bedauern," sagte der Gefragte, „daß Sie an die unrechte Tür gekommen sind."

Fast erschrocken entgegnete Frau von Biestewitz: „Wieso, mein Herr? Sollte er Ihrer Achtung nicht wert sein?"

„Er steht in meiner Wertschätzung nicht höher, gnädige Frau, als jedermann in seiner eigenen steht. Ich habe die Ehre, Ihnen in meiner Person den Florian Reiher vorzustellen."

Die Dame schien nicht wenig überrascht. „Männchen, Männchen," rief sie lachend, „nun muß er's auch gleich selber sein. Aber, verzeihen Sie, Herr von Reiher, ich bin wohl indiskret gewesen."

„Bitte untertänigst", sagte Florian gleichfalls lachend. „Da man mich so gütiger Unterhaltung würdigt, wäre es ohnedem meine Pflicht gewesen, mich vorzustellen."

Frau von Biestewitz sah in hohem Grade befriedigt aus. „So dürfen wohl auch wir dem Herrn an Artigkeit nicht nachstehen", sagte sie. „Ich bin die verwitwete Frau von Biestewitz auf Dobritza, und diese ist: ja, raten Sie einmal, Herr Florian, wie meine Nichte heißt."

Florians fragender Blick begegnete dem der jungen Dame, die sich ihm freundlich zuneigte und mit der ihr eigenen Grazie sagte: „Ich heiße Flora."

„Auch rief man Sie so damals," entgegnete er lächelnd, „ich habe es nicht vergessen, mein gnädiges Fräulein, würde mich aber jetzt nur ungern damit zufrieden geben."

Flora blickte ihn zweifelnd an. Sie verstand nicht, was er meinte, weil es ihr entgangen, daß sie den Familiennamen weggelassen. Aber die Tante Florettchen warf sich schnell ins Mittel und rief mit scharfer Betonung: „Flora Geyer heißt sie, das ist das ganze Geheimnis. Lauter Floras, Florians, Reihers, Geyers, was sagen Sie dazu, Herr Russe?"

„Eine merkwürdige Alliteration und Reimung", lachte Florian. Frau von Biestewitz warf sich zurück in ihre Ecke, eindringende Staubwirbel mit beiden Händen von sich abwehrend. Er ist ganz unbefangen, dachte sie, und scheint von Himmel und Erde nichts zu wissen.

Während dieser ganzen Unterhaltung zeigten Floras Züge jenen ihr so kleidsamen, freundlich verlegenen Ausdruck, der heute wohl auf Rechnung des burschikosen Tons der Tante wie auf das unwillkürliche Bestreben kommen mochte, die dadurch geweckte peinliche Empfindung zu maskieren. Wie gräßlich mußte es dem feingebildeten jungen Manne sein, so ausgefragt und kurzweg „Männchen, Florian und Russe" genannt zu werden, und wie allerliebst benahm er sich nichts-

destoweniger solcher lästigen Nonchalance gegenüber! Fürwahr, das mußte ihm doch angerechnet werden. Sie hätte jetzt den Liebenswürdigen gern angeredet, wenn sie den Mut dazu gehabt hätte, er hatte ihn indes für sie und sagte: „Wir haben heute tüchtig Staub zu schlucken, gnädiges Fräulein."

Flora erwiderte schüchtern: „Das ist die Schattenseite guten Erntewetters."

„Sehr wahr!" rief Florian, „wie alle Übelstände nichts anderes sind als Schattenseiten eines Guten. Man sollte sich dessen bei eintretenden Verdrießlichkeiten stets erinnern."

„Zum Beispiel bei eintretender Hofgunst", sagte die Tante mit einem Seitenblick auf Flora. „Wahrhaftig, der Herr Florian spricht so weise wie ein König Salomo und obendrein in so charmantem Deutsch, wie man es einem Russen gar nicht zutraut. Der Herr spricht besser als wir."

„Das könne er um so weniger zugeben," erwiderte der junge Mann, „als noch gestern ein Dresdner, den er auf der Straße um Auskunft angesprochen, ihm entgegnet habe, daß er kein Polnisch nicht verstände. Übrigens sei die deutsche seine Muttersprache, da er aus den Ostseeprovinzen stamme, wo mit Ausnahme der Bauern alles Deutsche seien."

Dieser Umstand war den Damen neu, wie denn überhaupt jener entlegene Landstrich in Deutschland nur wenig bekannt ist, und Florian mußte auf weiteres Befragen noch viel erzählen von Land und Leuten seiner Heimat, deren hochromantische und bei feinster Gesittung der oberen Gesellschaftsschichten doch rohe und wüstenhafte Zustände man Jahrhunderte zurückdatieren müßte, um sie einigermaßen zu begreifen. Das Mittelalter mit seiner Adels-Omnipotenz war damals dort noch wenig erschüttert. Geborene Herren, geborene Knechte und der Kaiser über alle, das war die politische Physiognomie des Landes.

„Es könnte mir das alles miteinander wohl gefallen," sagte Frau von Biestewitz, „mehr Farbe, mehr Licht und Schatten, mehr Respekt — nicht so ausgeglättet wie bei uns."

„Aber die armen Bauern," wagte Flora zu bemerken, „die fühlen sich gewiß recht elend."

Das sei nun allerdings wieder die bewußte Schattenseite, erwiderte Florian; jedoch wer selbst im Schatten säße, der sähe ihn weniger schwarz, als er sich von außen präsentiere, und das niedere Volk in Rußland behabe sich vergnügter als das deutsche. „Die Zustände der untersten Volksschichten", fuhr er fort, „sind übrigens nirgends beneidenswert, im freien England so wenig wie im geknechteten Rußland. Die mit Notwendigkeit hier schneller, dort langsamer vorschreitende Zivilisation ändert nur die Formen des Elends, das Elend selber bleibt, und solange es nicht gelingen will, die drei großen Plagen der Menschheit: Armut, Krankheit und Sünde, zu überwinden, solange wird es auch nicht wesentlich besser werden."

Florian kam nun auf die politischen Bestrebungen der Neuzeit zu sprechen und mußte anerkennen, daß allerdings viel Willkür, Ungerechtigkeit und Unordnung beseitigt sei, freilich aber bis jetzt nur eingetauscht gegen einen solchen Überfluß an Mangel und Elend aller Art, daß sich doch nur die befriedigt fühlten, denen die Bewegung selbst der letzte Zweck sei.

Tante Florettchen, die noch der alten Schule angehörte, schien sehr zufrieden mit diesen Anschauungen und erzählte nun ihrerseits, wie es zur Zeit ihrer Jugend in deutschen Landen hergegangen, wo namentlich die kleineren Fürsten noch mit der Hetzpeitsche regierten und von Dichtern und Gelehrten nicht mit Unrecht über Despotie geschrien worden wäre, man dafür aber auch wenig von Steuern und Armenkassen gehört und der gemeine Mann am Sonntag noch sein Huhn im Topf gehabt hätte. Kurz, die kleine Gesellschaft unterhielt sich trotz der vorgeschrittenen Dunkelheit so vortrefflich, daß die drei Meilen, die der Fuchs gemessen, zu russischen Wersten abgeschrumpft erschienen und man seinen Augen kaum Glauben schenken wollte, als bei einer Wendung des Weges plötzlich die Lichter von Leipzig sichtbar wurden.

„Ach," seufzte Florian, „daß doch gute Stunden so flüchtig sind. Fast ist mir der Gedanke unerträglich, daß eine mir so wert gewordene Bekanntschaft vielleicht den kurzen Weg von Wurzen nach Leipzig nicht überdauern soll."

Diese warmen Worte übergoß Frau von Biestewitz jetzt mit kaltem Wasser, indem sie sagte, sie sei freilich immer der unmaßgeblichen Meinung gewesen, der größte Vorteil von Reisebekanntschaften bestehe eben darin, daß sie mit der Reise zu Ende gingen. „Doch", setzte sie schnell hinzu, „wird es sich fragen, ob Leipzig wirklich unser aller letztes Ziel ist?"

„Das meinige gewiß nicht," sagte Florian, „ich gehe übermorgen weiter."

„Und wohin denn, Herr von Reiher?"

„Nach Dornburg, gnädige Frau!"

„Das ist ja einzig," rief hier Flora, „wir übermorgen auch nach Dornburg!"

„Wenn das ist," sagte Florian, durch Floras Ton ermutigt, „so werde ich, nach der Theorie der gestrengen Frau Tante, es wenigstens doch in Leipzig noch wagen dürfen, mich als Reisegesellschafter zu gerieren."

Das Rasseln der Räder auf beginnendem Straßenpflaster machte jetzt aller weiteren Unterhaltung ein Ende. Die Postillione bliesen, flüchtige Laternenscheine blitzten durch den Wagen, und immer dichtere Menschengruppen glitten schattenhaft vorüber, bis endlich die kleine Karawane vor dem Posthaus anhielt und die Schläge aufgerissen wurden.

Florian bot Frau von Biestewitz den Arm, sie ins Hotel zu führen, und da er vom „Birnbaum" hörte, dachte er, es sei doch alles wie für ihn geboren. Auf dem kurzen Wege dahin beriet man, wie man sich folgenden Tages am besten noch einmal zusammenfände, und kam überein, daß Florian die Damen nachmittags um 5 Uhr, wo alle Besorgungen abgetan sein könnten, ins Rosental begleiten sollte, um dort den Abend gemeinsam zuzubringen. Dann adieu, auf Wiedersehen bis morgen!

Als eine Stunde später Frau von Biestewitz und Flora am Teetisch saßen, plaudernd von den Erlebnissen der jüngst vergangenen Stunde, sagte die Tante: „Es ist doch ein charmantes Männchen, unser Russe, und ich würde mich gar nicht wundern, wenn er dir auch gefallen hätte. Er sieht so ehrlich aus. Ich könnte ihm meinen Goldfisch und meinen Vogel anvertrauen, und seinetwegen verdrießt mich's ordentlich, daß wir die Diligence nicht weiter mit benutzen können.

„Aber wäre es nicht dasselbe," fragte Flora schüchtern, „wenn du ihm einen Platz in deinem Wagen anbieten möchtest?"

Tante Florettchen schmunzelte. „Je nun," erwiderte sie, „der Gottlieb würde sagen: es ginge wohl, gnädiger Herr, aberst es geht nicht. Wir würden ihn dadurch nur verpflichten, was niemand sich gern gefallen läßt; würden ihn bei seiner Gewohnheit, die Füße in die Luft zu stecken, auch genieren, und überdem könnte er gar denken, daß wir Absichten auf ihn hätten. Aber Männchen," setzte sie lachend hinzu, „ich habe wirklich keine Lust zu einer zweiten Ehe."

Flora war dunkelrot geworden. „Wie mein Engelstantchen auch manchmal sprechen kann!" sagte sie und setzte ihre Tasse an die Lippen.

IV.

Florian seinerseits war noch am späten Abend wach auf seinem Zimmer. Ein goldener Frühling war in seinem Innern aufgezogen, dessen Entzückungen die Ruhe flohen. Das Herz voll lebhaften Gesprächs, ging er, seine Zigarre rauchend, mit starken Schritten auf und nieder, doch niemand hörte seine Monologe. Aber er wird sich dem Papier anvertrauen, er öffnet seine Mappe und beginnt zu schreiben:

Leipzig, den ... August 18...

„Denke Dir, Berthold, denke Dir, alter Freund! — Ja, denke Dir —"

Hier stockt es. In Augenblicken großer Erregung ist es schwer, das Wort zu finden, den Ton anzuschlagen, der die eigene Empfindung auf andere fortpflanzt. — Die Feder bewegte sich wohl weiter, doch nicht mehr schreibend, vielmehr entstand auf dem geduldigen Papier ein Mädchenköpfchen nach dem andern, eins immer lieblicher als das andere, und alle glichen sie sich untereinander wie Zwillingsschwestern. Die kleinen Skizzen mögen ebenso viele Zeugnisse von Talent gewesen sein, indessen schien der Meister nicht zufrieden, denn plötzlich strich er alles wieder durch, warf die Feder weg und begann von neuem seine Zimmerpromenade.

„Wer kann denn auch einen Engel zeichnen, der gar keine irdischen Umrisse hat! Ja, wer Dichter wäre", seufzte Florian, „oder Musiker! Aber Töne und Worte würden das Unaussprechliche auch nicht singen und sagen. Die Sonne mit ihrem Licht ist nur sich selber gleich — nur wer sie anschaut, sieht sie — aber freilich," setzte er hinzu, „man ist denn auch für alles andere blind — stockblind.

War mir nicht heute morgen noch die Kunst eine eifersüchtige Gottheit, die das ganze Herz allein verlangt — und jetzt am Abend: Ja, wahrhaftig, wenn mir die Wahl gestellt würde, ich würfe Pinsel und Palette und den ganzen Plunder weg, griffe wieder nach dem Degen, studierte Jura, würde Apotheker, Seiler, Tischler, Maurer, ja, Dilettant und alles, was man wollte, für diese Himmelsblume. Narr, der man ist. In ein paar Stunden ausgetauscht und umgewandelt; ich kenne mich nicht mehr. Pflegte denn mein Vater nicht sonst von mir zu sagen: ‚Das Beste an dem dummen Jungen ist, daß er Verstand hat.' Und jetzt? — O Florian, heißt das Verstand haben, sich durch das bloße Anschauen eines Mädchens so plötzlich entgleisen und auf den Kopf stellen zu lassen? Lebt und versteht ein kluger Mensch denn bloß durch Augen, und muß ich mir nicht eingestehen, daß ich von diesem stummen Engel kaum noch die Außenseite, das Innere gar nicht kenne?

Ja, aber Innere, was heißt denn das? Und wer kann ohne Lust von sich sagen, daß er etwas kenne, die Werke seiner eigenen Hände etwa ausgenommen. Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist.

O Erzphilister! Wohl dringt er ein, sonst gäbe es weder Religion noch Kunst noch Liebe, noch irgend etwas Höheres in dieser Welt als Kauen und Verdauen. Nein, diese himmlische Gestalt kann mir nicht lügen; ich kenne sie durch und durch, wie ich mich selber kenne — und wahrlich, es würde auch nicht von Verstand zeugen, bei einer so köstlichen Perle vorüberzugehen und sich nicht nach ihr zu bücken!

Eine köstliche Perle! Ja, doch was bin ich denn? — Ach, wüßte ich nur, daß du mir gut sein könntest, das würde mich zum festen Ringe machen, dich zu fassen! Ein Anfänger und Schüler freilich heute noch, bald aber ganz gewiß ein Mann wie andere auch." (Fortsetzung folgt.)



Blumenstück. Aquarell von Prof. Paul Preißler.

Launen der Natur

Von Prof. Dr. Hanns v. Lengerken, Berlin.



1. Goldlaufkäfer (Carabus auratus *L.*), links mit drei normalen, rechts mit fünf Beinen (eins davon nur als Oberschenkel ausgebildet).

Als man die Versteinerungen in den Schichten der Erde noch nicht zu deuten gelernt hatte, sprach man von „Spielen der Natur" und wollte damit andeuten, daß die Natur, einem scherzend-spielerischen Triebe folgend, etwas geschaffen habe, was sie selbst nicht so recht ernst nähme. Natürlich war das eine naive Anschauung, durch die der großen Allmutter höchst menschliche Beweggründe untergeschoben wurden. In ähnlichem Sinne spricht man noch heute von „Launen der Natur" in bezug auf alle Gebilde, die von ihrem Grundbauplan abweichen und daher als Mißbildungen bezeichnet werden. Dabei ist sich jeder bewußt, daß die Natur die menschliche Eigenschaft der Launenhaftigkeit gar nicht besitzen kann, da sie stets Gesetzen folgt.

Von jeher haben die Mißbildungen die Anteilnahme der Allgemeinheit erweckt, und es ist dabei selbstverständlich, daß Anormalitäten des Menschen und der Haustiere in erster Linie Beachtung fanden. Es ist behauptet worden, Mißbildungen seien bei Haustieren häufiger als bei Wildtieren. Das braucht jedoch nicht ohne weiteres wahr zu sein, da sich anormale Junge der wild lebenden Tiere unserer Beobachtung natürlich viel leichter entziehen.



2. Doppelbildung bei einem Lamm: ein gemeinsamer Kopf mit drei Ohren, Brustteil verwachsen, Hinterleib gesondert, acht Beine, zwei Schwänze.



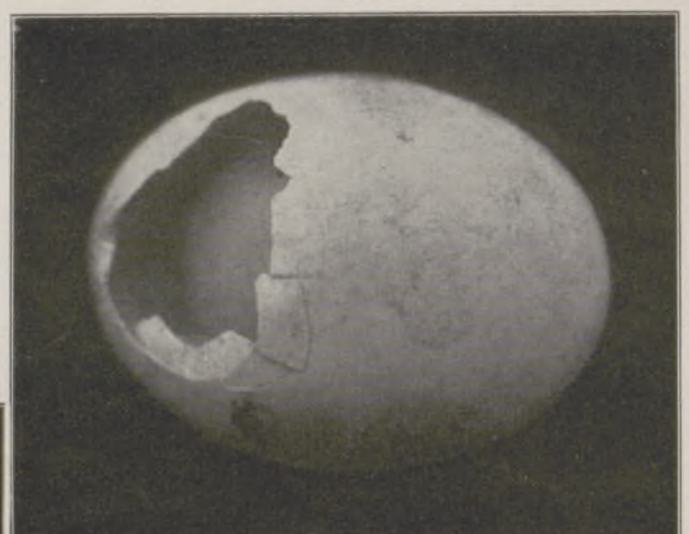
3. Schnüreier von Hühnern.

Wenn wir bei Säugetieren und Vögeln hier von Mißbildungen sprechen, so haben wir dabei angeborene Abweichungen des ganzen Körpers oder seiner Teile von der Norm im Auge. Uns interessiert das „Zuviel", während das „Zuwenig", etwa das Fehlen von Einzelteilen, wie Fingern, Zehen usw., nicht berücksichtigt werden soll. Naturerzeugnisse, wie sie unsere Bilder vorführen, sind stets das Ergebnis von Entwicklungsstörungen während des embryonalen Lebens, d. h. der Keim im Mutterleibe oder im abgelegten Ei zeigt bereits die betreffenden „Konstruktionsfehler". Bemerkenswert ist, daß manche Mißbildungen vererbbar sind, wie wir das mit Bestimmtheit in einzelnen Fällen, z. B. beim Menschen kennen.

Die hier abgebildeten „Monstrositäten", soweit sie Schafe und Hühner betreffen, sind sämtlich Doppelmißbildungen. Man hat sie sich so entstanden zu denken, daß die ursprünglich-einheitliche Eimasse in zwei Teile zerlegt wurde (nach E. Schwalbe). Ist diese Trennung vollständig, so entstehen eineiige Zwillinge, die als selbständige, an sich normale Einzelwesen lebensfähig sind. Ist die Trennung jedoch nur teilweise erfolgt, so entstehen Doppelmißbildungen.

Die Teilung kann am Kopf- oder am Hinterende einsetzen. Oft erstreckt sich die Trennung nur auf den Kopf. Es erscheinen dann doppelköpfige Wesen wie das Lamm in Abbildung 5, das zwei Mäuler, vier Augen und vier Ohren besitzt. Manchmal ist nur das Hinterende getrennt, während der ganze Vorderteil als normal bezeichnet werden muß. Etwas weiter fortgeschritten ist die Sonderung der beiden Hinterenden des Lammes in Abbildung 2. Das Extrem dieser Art von Mißbildung bedeutet dann die Ausbildung zweier Leiber mit einem Kopf. Das Hühnchen (Abbild. 6) hat vier Beine, von denen zwei auf dem Rücken angebracht sind. Auch hier hat also der Teilungsvorgang sich auf das Hinterende beschränkt. Auch bei Wirbellosen treten Doppelmißbildungen auf. So hat man einen Goldlaufkäfer beobachtet (Abbild. 1), der links die normale Zahl von drei Beinen besaß, während die rechte Seite durch vier völlig entwickelte Beine und eine nur im Oberschenkel ausgebildete Extremität ausgezeichnet war. So weit wir bis heute wissen, beruhen solche Mehrfachbildungen auf Störungen während des Larvenlebens. Schon bei Einzellern finden sich Doppelmißbildungen, auf die wir aber nicht näher eingehen können.

Mißbildungen ganz anderer Entstehungsursache stellen anormale Eier dar, wie sie jeder Geflügelzüchter manchmal zu beobachten Gelegenheit hat. Da sind zunächst einmal die „krummen Eier" (Abbild. 3) zu nennen, die verschiedenartige Einschnürungen zeigen. Im Innern wird in der Regel nur ein Dotter gefunden. Ferner sind Windeier bekannt, die keine Kalkschale aufweisen. Seltener und interessanter dürften Doppeleier (Abbild. 4) sein. In diesem Falle wird ein kleineres, normales Ei von einer Eiweißschicht umhüllt und von einer zweiten Kalkschale umgeben. Neben Rieseneiern mit mehreren Dottern in einer Schale kommen Zwergeier vor, die meist nur Eiweiß enthalten.



4. Doppelei: in einem größeren Ei ist ein kleineres enthalten.

Bekanntlich besitzen die allermeisten Vögel nur einen Eierstock und dementsprechend auch nur einen Eileiter. Im oberen Abschnitt dieses Eileiters wird der Dotter von Eiweiß umhüllt und in einem unteren Teil mit der schützenden Schale versehen. Es kann nun vorkommen, daß zwei Dotter gleichzeitig ihren Weg durch den Eileiter antreten. Dann werden beide in eine einzige Eiweißschicht gebettet und mit gemeinsamer Schale bedacht. Es entsteht das obenerwähnte Riesenei. Andererseits kann die Schale sich nur um einen Eiweißklumpen herumlegen, und wir haben ein Zwergei vor uns. „Krumme Eier" dürften ihre Entstehung der ungleichmäßigen Einwirkung der Eileitermuskulatur verdanken oder auf krankhafter Verbildung des Eileiters beruhen.

Die Natur geht manchmal gar verschlungene, seltsame Wege, denen nachzuwandeln, aber ganz besonders anziehend und reizvoll ist.



5. Schaflamm mit Doppelbildung des Kopfes.



6. Küken mit zwei Beinen auf dem Rücken, einem normalen und einem nach hinten gewachsenen Bein.

Buddhistische Kultbauten in Birma

Mit 5 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.



Der Prior des „Goldenen Klosters" in Mandalay und zwei Novizen.

Das Land der Klöster und Pagoden — das ist der Eindruck, den Birma, die östlichste und größte, an China und Siam grenzende Provinz des britisch-indischen Reiches, bei den fremden Reisen den hinterläßt, die — leider meist nur in flüchtiger Hast — das sonnige, glückliche Land durchziehen. Von allen Höhen herab grüßen die Spitzen der Pagoden, die sich in dichten Gruppen um die größeren Heiligtümer drängen. Denn jeder Wohlhabende, der sich für ein künftiges Dasein eine Stufe auf der Himmelsleiter sichern will, opfert, was er nur aufzubringen vermag, zum Bau einer Pagode, wofür ihm sogar ein eigener Titel zuerkannt wird. So füllt sich das Klosterareal: jedes Dorf hat, wie bei uns Kirche und Pfarrhaus, sein Kloster mit Pagode und Pilgerrasthäusern.

Bei der Unzahl von Kultbauten und Mönchen etwa eine klerikale Tyrannei zu wittern, wäre grundfalsch. Es ist eine innere Frömmigkeit, die das Volk von Jugend auf zum Kloster zieht. Der Knabe genießt dort, mehr uraltem Herkommen als einem gesetzlichen Zwange folgend, seinen Schulunterricht und tritt, sei es auch nur für kurze Zeit, in den Klosterverband ein. Solche Novizenfeiern füllen einen großen Teil des Jahres mit Festen. Verschwenderischer Spender-Ehrgeiz bedenkt jahraus, jahrein die Mönche mit nötigen und überflüssigen Gaben.



Bettelnde Mönche auf der Veranda des „Goldenen Klosters" in Mandalay.

Das Klosterleben folgt strengen Regeln. In die Morgenstunden fällt der Bettelgang, eine in Sonderheit den jüngeren Mönchen obliegende Pflicht; in demütigem Schweigen nehmen sie die Speisen entgegen, mit denen an den Hauseingängen ihre Almosenschalen von den Frauen gefüllt werden.

Mit dem Unterricht der männlichen Jugend, mit dem Vorlesen der Gebetsformeln in den Klöstern und mit dem Hersagen wirksamer Segenssprüche gegen Geister und Krankheiten ist das Eingreifen des Mönches ins Leben seiner Gemeindeangehörigen erschöpft. Bei Geburt, Heirat und Tod bedarf man seiner nicht; erscheint er bei einer Feier, so ist er lediglich der geladene und reichbeschenkte Gast.



Leichenwagen bei der Verbrennungsfeier für einen Klosterprior in Mandalay.

Das ganze Leben lang ehrt man den Klostervorstand wie einen Fürsten. Einzig die Kultbauten können es architektonisch mit den Wohnräumen der Herrscher aufnehmen; in grellstem Gegensatz zu dem armseligen Bambus- oder Holzhaus des Durchschnitts-Birmanen krönen mehrstöckige Dächer diese hochragenden Gebäude (Abbildung rechts unten), der östliche Trakt, der das Buddhabild birgt, wird wie der Königspalast von einem Pyramidenturm in sieben oder neun Stockwerken überdacht. Selbst im Dschungel draußen lugt das dürftige, grasgedeckte Bambuskloster mit einer gewissen Vornehmheit aus seiner Umgebung hervor. In den größeren Orten aber, namentlich in der früheren Königsstadt Mandalay und ihrem Umkreise, prunken die Klöster in herrlicher Teakholz-Schnitzerei mit blitzenden Spiegelglasteilchen und schimmernder Vergoldung.

Die alte Zeit hat für Klöster wie für Paläste nur Holz verwendet; Ziegelbauten verraten modernen Mischstil. Die Pagode aber war und ist stets ein Ziegelbau mit Stuckverkleidung; Pagoden aus Haustein finden sich in Birma nur selten.

Das birmanische Wort für Klosterprior ist „Pongyi", zu deutsch „großer Ruhm". Wie begründet diese Bezeichnung ist, offenbart sich am augenfälligsten bei der Totenfeier. Über ein Jahr vergeht manchmal, bis die nötigen Summen von den verschiedenen Gemeinden, Schülern, Verehrern und Gönnern des Abgeschiedenen zusammenfließen. Dann werden Feste zugerüstet, deren Dauer sich in verkehrsreichen Städten über eine volle Woche erstreckt. Riesige bunte Pyramiden auf Rädern, aufgebaut aus Papier und Bambus, dienen als Leichenwagen, in die der Sarg der Reihe nach jeden Tag wechselnd gesetzt wird, bis endlich die Verbrennung auf der Höhe eines ähnlich geformten Turmes die Feierlichkeiten beschließt.

Prof. L. Scherman, München.



Das „Glaskloster" in Amarapura nahe Mandalay. Die Treppe ist aus Stein, alles übrige Holzbau.



Pagodengruppe am Inle-See. (Südl. Shanstaaten, Oberbirma.) Rechts: Teil eines Klosters.





Das Negligé des Herrn







Oben links:

Blauer rohseidener Morgenrock (Dressing-Gown) mit eingewebtem Muster.

Oben Mitte:

Morgenrock aus imprimiertem Marocain-Satin.

Im Oval:

Rot-blau gestreifter Crêpe-de-Chine-Schlafanzug.

Unten links:

Pyjama in Kimonoform aus japanischer Rohseide mit aufgedrucktem Muster.

Unten rechts:

Schlafanzug aus blaubroschiertem Rips.

—

Sämtliche Abbildungen nach Modellen von Kniže & Co., Berlin-Wien, getragen von dem Burgschauspieler Ferdinand Mussi.

Photographische Aufnahmen von Franz Xaver Setzer, Wien.

Das Fräulein und der Maler

VON OSSIP KALENTER

Die Bäche rauschten. Der Wald lag um das große Berghotel. Wenn Fräulein Greeven auf den Balkon trat, blickte sie in die milden, dunklen Wipfel der Tannen, das herbstliche Gold der Buchen und Steineichen. Das geschah stets ein wenig vor Tag. Wolken standen am hohen Horizont. Der Himmel war hell, aber die Sonne noch nicht zu sehen. Aus dem Tale zu ihren Füßen stiegen die letzten Nebel der Nacht.

Fräulein Greeven atmete tief. Sie trieb ein wenig Gymnastik auf ihrem schmalen kleinen Balkon. Lächerlich, wenn sie jemand so gesehen hätte! Aber sie brauchte das. Sie hatte sich vorgenommen, diese vier Wochen ihrer Gesundheit zu leben.

Was sie auch tat.

Bis dann der Maler Zander auftauchte.

Was dieser überaus widerspruchsvolle, sensibel-gefühlsrohe, raffiniert-naive, in jeder Beziehung inkonsequente, unberechenbare, zugleich ältlich und unreif erscheinende Herr Zander eigentlich war, gelang Fräulein Greeven nie ganz zu ergründen. Lange Zeit konnte sie sich nicht einmal entscheiden, ob sie ihn sympathisch oder unsympathisch finden sollte. Anfangs fand sie ihn, wie er mit seinen traurigen blonden Koteletten an den blassen Wangen blasiert und gezwungen neben seiner hübschen, rosigen, jungen Frau saß, langsam und mit Bedeutung ihre unbedeutenden Fragen beantwortete, ernst und pünktlich ihr Glas füllte und bei alledem unausgesetzt seine wachen, scharfen, etwas zu kleinen Augen von einem zum andern gehen ließ, gedankenlos verwerfend und auserwählend ... anfangs fand sie ihn sogar unsympathisch.

Als sie aber eines Tages im Lesesaal notgedrungen einige Worte mit ihm wechselte und darüber in ein Gespräch mit ihm kam, ein an und für sich belangloses Gespräch über den Regen, der draußen fiel, das er, Herr Zander, jedoch durch die Gewähltheit seines Ausdrucks weit über die üblichen Wettergespräche hinaushob, da änderte sie ihr Urteil und fand ihn sympathisch. „Dieser liebe Regen tut nicht weh", hatte Herr Zander gesagt, und es war ihm, obwohl er sich ein wenig der fremden Feder und beträchtlich der Gefühlsseligkeit schämte, nicht im Halse stecken geblieben.

Fräulein Greeven, die nicht wußte, woher er die Lyrik hatte, trug seinen Ausspruch still in ihr Tagebuch ein.

Damit begann es.

Dem Gespräch über den Regen folgten andere. Über Literatur, Musik, Malerei. Es zeigte sich, daß Herr Zander ganz denselben Geschmack hatte wie Fräulein Greeven. Hier Hamsun, dort Schubert, in der Malerei Böcklin ... Sie schwelgten in freudigen Übereinstimmungen, unvorhergesehenen Harmonien. (Zwillingsseelen! dachte Fräulein Greeven, sich einer bittersüßen italienischen Novelle erinnernd, in der sie dieses Wort zum erstenmal gelesen, dies Wort, das sie liebte und ebenfalls in ihrem Tagebuch stehen hatte.) Die Gespräche fanden bald auf der Hotelterrasse, bald auf Spaziergängen statt, die man zu dritt machte: Fräulein Greeven, Herr Zander und seine hübsche, rosige, junge Frau. (Tausendmal hübscher und mindestens fünfzehn Jahre jünger als ich, dachte Fräulein Greeven zuweilen trübe.) Die junge Frau Zander bei diesen schwärmerischen Spaziergängen schweigsam, und oft, während der Maler eine Landschaft lobte, eine Farbenwirkung pries oder von einem Bergesgipfel erklärte, wie er im Raume stehe, sah man sie nachlässig mit der Spitze ihres sehr schicken Schirms im Erdreich stochern oder Eicheln aus dem Gezweig pflücken oder andere deutliche Zeichen ihrer Langenweile geben. Da kam Fräulein Greeven die für ihr Empfinden furchtbare Erkenntnis, daß diese Frau im selben Maße, wie sie hübsch war, dumm sei. Was übrigens stimmte. Oh, nun war alles geklärt: seine Unausgeglichenheit, seine Blasiertheit, seine so sehr zur Schau getragene Trauer!

„Ob er leidet?" fragte sie sich bei allem, was er sagte und tat. „Ob er seelisch leidet?"

Jetzt erst empfand sie ganz das Glück, wenn er zu ihr von der Kunst sprach, von seiner Kunst, wenn er sie befragte, ihr vertraute. Zu seiner Frau, das glaubte sie zu wissen, sprach Herr Zander nie von der Kunst. —

Es kam die Zeit, da Herr Zander mit Fräulein Greeven allein spazierenging. Frau Zander hatte freiwillig verzichtet, weil sie sich allzusehr bei diesen Spaziergängen langweilte. Es kam die Zeit, da er nach manchen seiner schönen, gepflegten und nie ganz originellen Sätze ein langes, bedeutungsvolles Schweigen einschaltete und er sie eines Abends, angesichts der dunklen Tannen und des aufgehenden Mondes, umfing und küßte.

Fräulein Greeven verbrachte die Nacht in der unseligsten Verwirrung. Gegen Morgen erst schlief sie ein. Die Wolken standen am hohen Horizont. Der Himmel war hell, aber die Sonne noch nicht zu sehen. Aus dem Tale stiegen die letzten Nebel der Nacht. — Fräulein Greeven atmete tief. Es war der erste Morgen, daß sie keine Gymnastik auf ihrem schmalen kleinen Balkon trieb ...

Bald darauf sagte Herr Zander: „Ich werde Sie malen."

„Akt?" fragte seine hübsche, rosige, junge Frau.

Und Fräulein Greeven fiel aufs neue in unselige Verwirrung.

Herr Zander lächelte mild.

„Sie müssen mich morgen früh begleiten. Ich habe ein herrliches Motiv entdeckt. Wie soll ich Ihnen erklären, was mir vorschwebt! Kennen Sie Spitzweg: Der Philosoph? In leuchtender Sonne — alles golden. Verstehen Sie, leuchtend — ein schwarzer Fleck: Der Philosoph. So male ich Sie ... Das heißt: nicht als schwarzen Fleck ..." (Er schlug ein kurzes, helles Gelächter an.) „Sondern ... Ich male den sterbenden Wald und Sie darin, weiß, verwehend ... Ich weiß nicht, ob Sie das verstehen ..."

Oh, sie verstand, verstand mehr, als der sensible Herr Zander auch nur hätte ahnen können. Unter jedem seiner Worte vermeinte sie sich zu krümmen und in ihrem tiefsten Innern, dort, wo das Herz sitzt, verbluten zu müssen, so sehr, so schmerzlich hatte er sie getroffen, während sie doch aufrecht saß, lächelte und leise sagte:

„Wollten Sie wirklich ...?"

Herr Zander malte fünf Vormittage den sterbenden Wald und darin Fräulein Greeven, weiß, verwehend. Am Nachmittag des sechsten Tages überreichte er ihr das fertige Bild. Links unten stand in Sepiabraun: „Zander." Fräulein Greeven schloß sich damit in ihrem Zimmer ein. —

Dann reiste Herr Zander ab. Froh und geräuschvoll. Mit seiner hübschen, rosigen, jungen Frau, zu der er nie von der Kunst sprach. Fräulein Greeven brachte sie zur Bahn, beflügelte selber noch einen säumigen Gepäckträger, riet dem in dergleichen Dingen ein wenig unbeholfenen Herrn Zander zu einem guten Platze und besorgte alle die Kleinigkeiten, die zu einer wohlgeordneten Abreise gehören. Frau Zander war ganz entzückt. Sie steckte ihr süßes Gesicht zum Abteilfenster hinaus und rief ein übers andere Mal:

„Wie lieb Sie sind, Fräulein Greeven!"

Bis der Zug sich in Bewegung setzte, Herr Zander sie energisch beiseiteschob und, indem er schon mit dem Taschentuch zu winken begann, noch einmal sagte:

„Nicht gegen das Licht hängen ... Links ... von links ... muß das Licht kommen ... verstehen Sie!"

Einige Tage später reiste sie selber ab. — — —

Die Fassaden dieses trocknen, seriösen, offiziellen Stadtviertels, das sie täglich passieren mußte, wenn sie ins Amt ging, waren ihr nie so grau, so trostlos erschienen, die Möbel, Wände und Winkel der kleinen bürgerlichen Wohnung, die sie mit ihrer Mutter teilte, nie so tot und verfallen. Herrn Zanders Bild hing sie, wie er ihr noch zuletzt ans Herz gelegt hatte, so, daß das Licht von links darauf fiel. Es leuchtete traurig. Noch eine Weile. Dann verlosch es, wie alles in ihrem Leben.

DAS GÄSTEBUCH

VON JULIUS KREIS

Mein Vetter Fritz ist nicht ohne Vermögen und auch sonst ein guter Kerl. Wenn zu ihm ein besserer Herr mit Aktenmappe und „Cut" in die Wohnung kommt und sich nach höflichem Hin und Her als Vertreter des Musikalienhauses „Lyra" herausstellt, dann geht er nicht, ohne daß Fritz eine Ziehharmonika, ein Liederalbum oder ein Glockenspiel bestellt hätte. So hat mein Vetter im Laufe der Jahre — ohne musikalisch, photographisch, wissensdurstig oder hausfraulich veranlagt zu sein — fast alle Orchesterinstrumente, viele Sorten von Kameras, Lexikonwerke und Klassikerausgaben, Waschmangeln und Fleischhackmaschinen erworben, und nur die Geburts-, Freuden- und Trauertage in seinem Bekannten- und Verwandtenkreis machen ihm unter diesem Hausrat wieder ein bißchen Luft.

Seit kurzem hat Fritz für seine Bibliothek (wie er das nennt — siehe Lexikonausgaben!) ein Exlibris angeschafft.

Ein schöner Griechenjüngling ist darauf — fast wie radiert — der schlägt eine Leier und blickt ein bißchen schmerzverklärt in die Ferne, vielleicht weil ihm eine Eule als Zeichen der Bildung das halbe Hinterteil graphisch wegnimmt bzw. beansprucht.

Auch dieses Exlibris hat Fritz von dem Herrn an der Tür erworben. Der reist im Auftrag der Exlibris-Firma mit etwa 50 „Sujets" für jeden Stand, jedes Alter und jedes Geschlecht, und wenn man für sich ein hübsches, passendes Exlibris bestellt (so wie Vetter Fritz, der zwei Zentner schwere Pilsener-Urquell-Enthusiast, den Griechenjüngling), dann wird der Name in je 100 Stück eingedruckt.

Aber eigentlich sollte ja vom Gästebuch die Rede sein, und das Exlibris kam nur mit der Nase voran, weil Vetter Fritz seinen Jüngling auch in sein Gästebuch geklebt hat.

Und dieses Gästebuch wiederum hat Fritz natürlich (in prima Leder mit Goldschnitt und Büttenpapier) auch von dem höflichen Herrn mit der Mappe erworben.

Nun ist es einmal da. Jetzt brauchen nur noch die Gäste zu kommen. Denn Gäste hat Vetter Fritz eigentlich nie. — Nun, gewiß: Maier, Müller, Schulze kommen dann und wann zu einem gemütlichen Skat, oder Tante Malchen ist auf Besuch, oder die frühere Hauswirtin lädt sich zu einer Tasse Kaffee ein, oder eine hübsche junge Dame manikurt bisweilen den Vetter Fritz.

Sie haben sich alle mit Heulen und Zähneknirschen in das Gästebuch eingetragen — auf Bütten.

Da steht: „Na prost, altes Haus! Maier." — Und auf dem nächsten Blatt: „Zur Erinnerung an den Grand mit vieren! Schulze." Und auf dem dritten: „Hauptsache ist Gesundheit! Schmid." Tante Malchen aber mahnt: „Halte Ordnung, liebe sie, Ordnung spart dir Zeit und Müh'!" Dann schreibt Frau Scheuerlein, die Hauswirtin, etwas schief nach oben: „Beßten Dank für den ausgezeichneten Kaffe. Frau Scheuerlein."

Und die hübsche junge Fingernagelpflegerin schreibt sogar mit kühn verschlungenen Majuskeln:

„Fern im Herbst die Lerche zieht,
Wald und Fluren trauern,
Herbst zieht ein in mein Gemüt
Unter Nebelschauern.

Zur freundlichen Erinnerung

Else Schnurz."

Diesen schönen Vers hat sie sich — ein elegisches Gemüt — aus der Hausfrauen-Zeitung notiert, als sie Vetter Fritz um einen Eintrag ins Gästebuch bat.

Solche Gästebücher habe ich schon viele durchblättert. — Sie sind da! Die heranwachsende Tochter, eine empfindsame Gemahlin, die diese Einrichtung bei der Freundin sah, ein sinniger Hausvater hat das Buch angelegt.

Und nun schreiben sie alle ein, nachdem Kaffee und Streuselkuchen, Rinderbraten und Punsch verschwunden sind, Röschen die „Klosterglocken" oder „Beethoven" vorgespielt hat und das Notwendigste geredet ist, wenn die Gäste heimlich unheimlich durch die Nase gähnen und nach der Uhr sehen, dann setzt man ihnen zu guter Letzt das Gästebuch vor.

Nun weiß man doch — weiß Gott! — wie schwer das Schreiben ist. Noch dazu, wenn einem was einfallen soll.

Denn der Name allein tut's ja nicht. Alle haben ein bißchen was Nettes geschrieben. Vetter Max hat sogar einen Blumenstrauß und ein Glücksschweinchen gezeichnet.

Jetzt kaut man am Federhalter, und dann martert man das Gehirn durch Schillers „Glocke" nach einem passenden Spruch, und wenn's schließlich höchste Zeit zur Straßenbahn ist und die Gattin schon mahnt und mahnt, schreibt man mit kühner Dokumentenschrift, mit genialen, eigens für das Buch gebauten Zügen: „Es war ganz reizend. Lehmann mit Frau."

Vielleicht noch zwischen Tür und Angel, immer in der Angst, die Anschlußtrambahn zu versäumen:

„...Aber ging es leuchtend nieder, leuchtet's lange noch zurück."
Wiesel.

(Das hat man sich aus dem Gästebuch bei Müllers abgespickt und für alle Fälle behalten. — Solche Leute sind fein heraus!)

Aber unten an der Haustür sagen sie: „Zu dumm! Die mit ihrem Gästebuch. Die haben's nötig! — Es wäre vernünftiger, sie kochten mit Butter statt mit Margarine! — Der Rinderbraten liegt mir schwer im Magen."



DER SPRINTERMEISTER HELMUT KÖRNIG.

Plastik von Maximilian Schmergalsky, Breslau.

Doch nun genug des trockenen Tons! Wir kommen zur Nutzanwendung. Schüler Müller, passen Sie auf!

So ein Gästebuch ist reizvoll und interessant. Der Gast, der sich einschreibt, gibt hier für die mit und nach ihm eine ganz kleine, aber scharfe Photographie.

Schon das Wie des Schreibens gibt Aufschluß. Man braucht gar kein vereideter Graphologe zu sein, um beim Durchblättern aus halbseitenhohen, manierierten Buchstaben, kleinen verschmierten, unsicheren Zügen, aus dick und dünn, aus Schnörkel und Unterstreichung, aus schöner, persönlicher Handschrift, aus hundert und tausend kleinen Sächelchen Diagnosen zu stellen. Hier sei dem Graphologen nicht ins Handwerk gepfuscht, aber gerade das Gästebuch, das fast bei allen Schreibern eine gewisse Prätention auslöst, gibt deswegen dem Diagnostiker, dem Psychoanalytiker — oder wollen wir schlicht und laienhaft bleiben: dem Beobachter deutliche Winke. Wenn Gästebuchschreiber wüßten, wie sie mit ihrem Eintrag manchmal die Dessous lüften!

Daß aber nicht nur das Wie, sondern auch das Was aufschlußreich ist, liegt klar. Da marschieren die Brüder und Schwestern daher, die sich — heimliche Pathetiker — für eine Nudelsuppe mit Huhn mindestens mit Nietzsches „Weh verspricht: Vergeh — doch alle Lust will Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit" revanchieren müssen.

Da sind die Sachlichen, die immer nicht unsympathisch sind und nur Namen und Datum eintragen. Da sind die Überschwenglichen mit dem „Dank für unvergeßliche Stunden", und da sind die liebreizenden Gelegenheitsdichter, denen nach der Abendmahlzeit die Versfüße aufstoßen. Da steht nun für Kindeskinder so ein hausgemachtes Gedicht, und der Dichter Schulze, der sonst als intelligenter Mensch und erstklassiger Fabrikdirektor gilt, ist hier als lächerliches Figürchen festgenagelt mit der Bauchbinde: Was dem Schüler an Talent fehlt, sucht er durch guten Willen zu ersetzen.

Auch über die sinnigen Zeichnungen, die ein Blümchen, eine Kaffeetasse oder ein Kleeblatt verewigen, wäre allerhand zu sagen, aber es ist schon ein bißchen zuviel gesagt: Denn Müller meint nicht mit Unrecht: Das Gästebuch gehört schließlich uns, und wenn's uns so Freude macht, dann lassen Sie uns gefälligst ungeschoren, werter Herr. Unser Gästebuch ist eine private, keine öffentliche Angelegenheit.

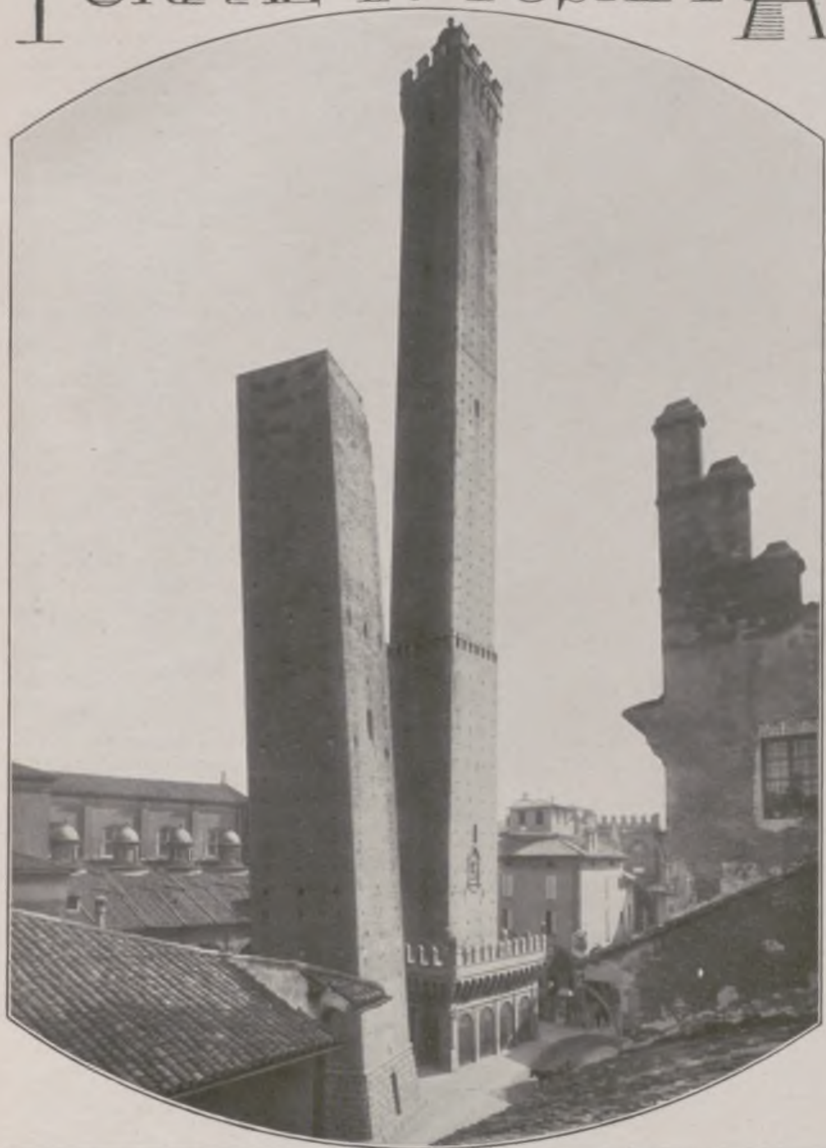
Nun, man könnte sich denken, daß so ein Gästebuch mehr sein könnte als bloß ein Sammelsurium von Daten, Hinz- und Kunznamen, von schlechten Versen, altbackenen Zitaten und nicht ganz geruchlosen Phrasen. Es ist immerhin Juchtenleder und Büttenpapier — edles Material, das da verbraucht wird, zu schade, um nur bekritzelt zu werden.

Gebt's nicht jedem in die Hand, der einmal in euren vier Wänden war! Gebt es Menschen, an denen euch ein bißchen liegt, von denen ihr eine freundliche Erinnerung bewahren wollt!

Und ihr, die ihr euch ins Gästebuch schreibt, setzt nicht auf einmal ein Photographiergesicht darin auf! Gebärt nicht unter schrecklichen Wehen schreckliche Gedichte und Sprüche, wenn euch nicht ein liebenswürdiges, nettes Verschen von selbst in die Feder läuft, und schreibt keine Schulaufsatzthemen als Merksprüche ein, sondern ein kurzes, kerniges, fröhliches Wort, das euch einmal am Weg begegnet ist, euch gefallen hat und zu eurem Wirt oder seinen Gästen in irgendeiner Beziehung steht. Oder wenn euch gar nichts einfällt, kurz und schlicht Namen und Datum.

Vielleicht nach hundert oder zweihundert Jahren gräbt jemand zum Spaß so ein altes Gästebuch aus. Gebt acht, daß eure Urureukel nicht von ihrer hohen Warte herab sagen müssen: „Na, unser lieber Ahnherr Willy oder Fritz scheint aber auch eine schreckliche Nulpe gewesen zu sein. — Lies nur mal, was für blödsinniges Zeug er da in ein Gästebuch geschrieben hat!"

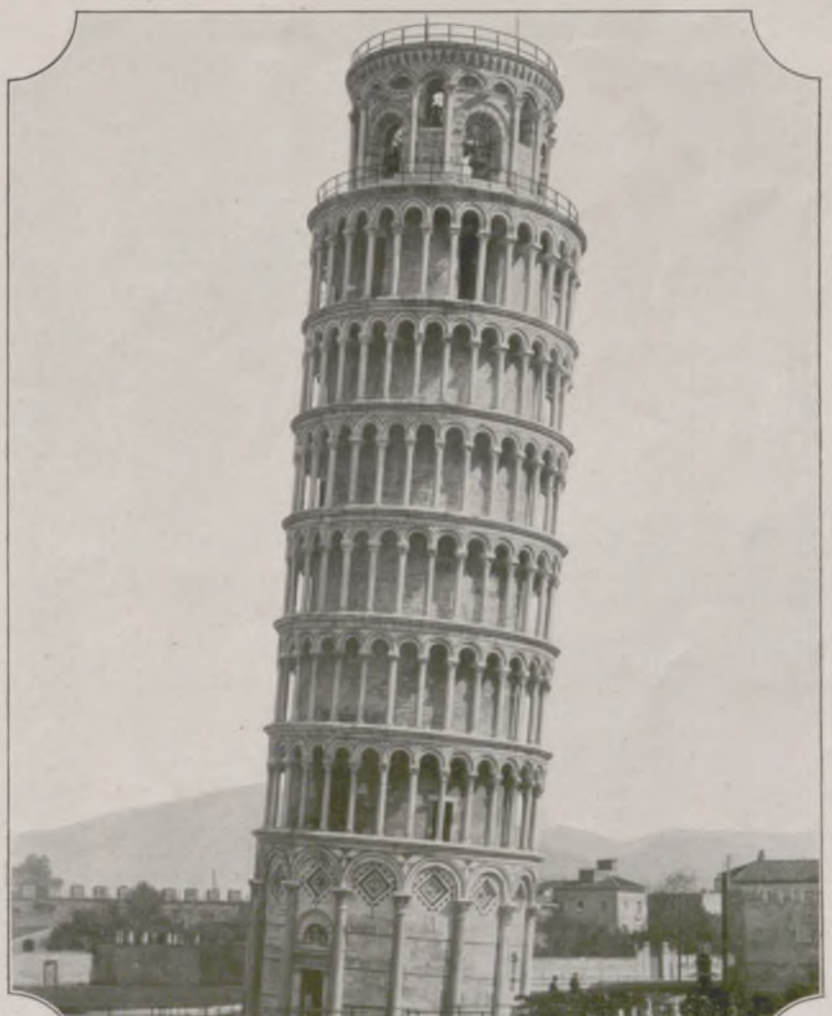
TÜRME IN TOSKANA





Kampanile neben dem Dom von Florenz. Von Giotto begonnen. (Anfang des 14. Jahrhunderts.)
Links oben: Die schiefen Türme von Bologna. (1109 und 1110.)





Der schiefe Glockenturm in Pisa. Erbaut von Wilhelm von Innsbruck.
Nebenstehend: Palazzo Vecchio zu Florenz. Blick durch die Uffizien.
(Nach photographischen Aufnahmen von Alinari, Florenz.)

Türme in Toskana.

Die italienischen Türme sind nicht wie die unsrigen mit der Kirche verbunden, sondern sie stehen daneben, eine eigene, in sich geschlossene Persönlichkeit. So ist es denn kein Wunder, daß sie zu besonderen Schmuckstücken der Stadt wurden, darauf die Bürger all ihren Stolz, ihren Reichtum, ihre Kunst vereinigten. Wahre Wunderwerke an Türmen sind schon in frühester Zeit, als der Orienthandel aufblühte, in den Städten der Toskaner entstanden. Eine Stadt suchte die andere an Pracht zu übertreffen. War ihnen auch ein großes architektonisches Weltgefühl versagt, so verstanden sie es doch, die Anregungen von allen Seiten: aus dem Norden, aus der eigenen antiken Kultur, ja, nicht zum mindesten aus dem phantastischen Morgenland, zu märchenhaften, graziösen Werken zu vereinigen. Bei allem spielte das Material eine große Rolle. Die nahen Karrarischen Berge lieferten, wie noch heute, in unerschöpflichem Maße den Marmor — welch ein Unterschied zwischen den schneeweißen Zierwerken des Südens und den schwer aus der Masse des Domes sich emporringenden Türmen, sandsteingrau und -rot, der nördlichen Gotik, die wie Speere den Himmel zu durchbohren trachten. — Eine andere Art von Türmen bilden die der städtischen Paläste. Man kennt ja die ewigen Kämpfe, die die italienischen Kommunen in ihrem eigenen Schoße auszufechten hatten. Das Volk rebellierte gegen die Signorie, der Adel, in Parteien, Guelfen und Gibellinen, gespalten, schlug sich selbst die furchtbarsten Wunden. Straßenschlachten waren an der Tagesordnung, man belagerte einander in den zu Burgen ausgebauten Stadthäusern. Türme dienten der Ausschau, aber auch der letzten Zuflucht. Es gibt Städte, in denen noch ein ganzer Wald von kahlen, kunstlos aufgerichteten Türmen ragt. Das kleine S. Gimignano zwischen Siena und Florenz bietet dafür ein prächtiges Beispiel! Wir werden, so seltsam es scheint, geradezu an eine moderne Fabrikstadt erinnert.



Türme von S. Gimignano (zwischen Siena und Florenz). Blick auf die Stadt. (Phot. Alinari, Florenz.)

Die schiefen Türme sind eine besondere Kuriosität vieler italienischer Städte. Der Boden, häufig ungenügend auf seine Tragfähigkeit hin geprüft, gab unter der schweren Last nach und senkte sich. Grotesk die riesigen Ungetüme Bolognas, auch hier glauben wir die knappen Formen heutiger Baukunst vor uns zu sehen. Zweckbauten!

Der Kampanile zu Pisa neigte sich bereits während der Errichtung. Da man stets von neuem emporzubauen suchte, zeigt die Silhouette des Turmes jetzt die Gestalt einer leichten Kurve.

R.

Die Seidenraupenzucht in Deutschland
und ihre wirtschaftliche Bedeutung.



Über 1 m große Maulbeerpflanzen zum Versand bereit.

Mit der Eröffnung der deutschen Lehranstalt für Seidenraupenzucht in Leipzig-Eutritzsch, Tauchaer Weg 27, wurde der Grundstein für die Entwicklung eines den deutschen Verhältnissen vollkommen Rechnung tragenden Seidenbaues gelegt. Die Lehranstalt ist ein gemeinnütziges Institut, das durch unentgeltlich gebotene Lehrgänge die Seidenbaufrage in eingehender Weise beleuchtet und Seidenbau-Interessenten durch ihre Aufklärung die Wege zur eigenen Seidenzucht ebnen will.

Eine Besichtigung dieser Lehranstalt zeigt uns das Werden und Vergehen des Seidenspinners. Mit der Aufzucht und Pflege, den Eigenarten der Lebensbedingung, den Zuchtvoraussetzungen und mit der Rentabilität des Seidenbaues werden wir aufs beste vertraut. Hier erkennt man mit eigenen Augen, daß das deutsche Volk durchaus in der Lage ist, seinen Seidenbedarf selbst zu decken, das dafür bisher ins Ausland gegangene Geld der heimischen Wirtschaft zu erhalten und damit Ungezählten in ihrer bedrohten Existenz neuen Grund zu schaffen.



Im Freiland, auf großen Anlagen befinden sich die Maulbeersträucher in Heckenform, die parallel in 2 m Abstand möglichst in der Nord-Süd-Richtung verlaufen. Ihr saftiges Grün und die über 2 m hohen einjährigen Triebe beweisen, daß sie sich auf dem nicht gerade guten Boden prächtig entwickeln. Dieses Laub dient der Raupe ausschließlich zur Nahrung.

Die Zucht der Raupe findet in geschlossenen Räumen auf Regalen statt. Das Futter wird ihr in Form von ganzen Zweigen gereicht. In einem kleinen Brutschrank, der die Temperatur von 20 Grad Celsius aufweist, liegen die in ihrer Farbe dem Mohn ähnelnden Seidenraupeneier zu Hunderttausenden. Bereits nach 8 Tagen

Links nebenstehend:

Ausgewachsene, noch fressende, nahezu spinnreife Seidenraupe, die in 32 Tagen ihr Gewicht um etwa das 7000fache vergrößert hat.



15000 qm große Maulbeeranlage mit einjährigen Pflanzen.

beobachten wir das Schlüpfen der Raupen, die ſofort mit der Nahrungsaufnahme beginnen. Schon nach einigen Tagen erweiſt ſich die urſprüngliche Haut als zu klein, ſie wird durch eine neue erſetzt. Dieſer Vorgang, Häutung genannt, erfolgt in der 32tägigen Lebensdauer der Raupe viermal. Acht bis zehn Tage nach der vierten Häutung hat ſie ihre Entwicklungsgrenze erreicht, ihre Länge beträgt etwa 10 cm, ihr Durchmeſſer 10 mm. Der vorher marmorweiße Körper erſcheint perlmutterartig und wird durchſcheinend wie eine reife Weinbeere. Erſt in dieſem Zuſtand verläßt die Raupe ihren Futterplatz, um ſich ſelbſt einen geeigneten Platz zur Anfertigung ihrer Puppenwiege in der Spinnhütte zu ſuchen. Hat ſie nach ſorgfältigſtem Abſuchen jedes einzelnen Anhaltspunktes den Platz für gut befunden, ſo beginnt ſie ſofort mit ihrer Arbeit. Sie befeſtigt den aus der Spinnwarze tretenden Spinnfaden an der ihr geeignet erſcheinenden Stelle, ſo die Flockſeide erzeugend, in deren Innerem der eigentliche Kokon geſchaffen wird. Die Raupe ſchrumpft immer mehr zuſammen, auf die erſte Schicht des Gewebes eine zweite, dritte uſw. legend, bis ſie durch das immer dicker werdende Geſpinſt dem Auge des Beobachters nicht mehr zugänglich iſt, wohl aber am Spinngeräuſch verrät, daß ſie ihre Arbeit noch nicht vollendet



Blick in einen Seidenraupenzuchtraum. Links: Bebrüten der Eier und Abheben der jungen Raupen zwecks Blattfütterung. Mittelregal: Freſſende Raupen kurz vor der 4. Häutung. Rechts: 32 Tage alte Raupen, die bereits mit dem Spinnen der Kokons begonnen haben.



Soeben dem Ei entſchlüpfte Seidenraupen werden durch Auflegen zarter Maulbeerblätter auf dieſen geſammelt und abgehoben.

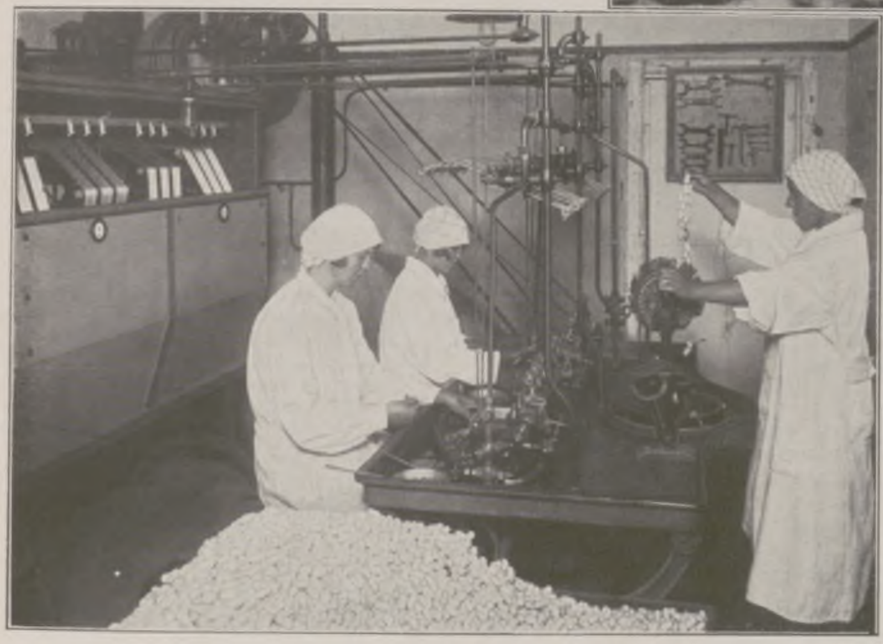


Spinnhütte aus Faltpapier: Kokons und zum Einſpinnen aufkriechende Raupen an dem gefalteten, auf beiden Seiten rauhen Papier.



Rechts nebenſtehend:

Fütterung der Raupen. Dieſe erfolgt dreimal täglich durch Anlegen neuer Maulbeerblätter an das alte Futter. Sofort ſuchen alle Raupen das friſche Futter auf.



An der Seidenhaſpel zum Abwickeln des Fadens von dem Kokon. Rechts: Sucher der Fadenanfänge. Im Kaſten (links) Aufwickeln und Trocknen des nunmehr bereits gedrehten Fadens.



Prüfung der von den Haſpeln abgenommenen Seidenfaden-Strähnen auf eventuell vorkommende Fehler. Die Strähnen werden dann zu Zöpfen gedreht, um jede Veränderung der Fadenordnung unmöglich zu machen.



Aus der Nachzucht für Weißſpinner: Horden mit Pergamenttüten, in denen die für die Fortpflanzung ausgewählten Falter ihre Kopulation vornehmen. Die Tüten enthalten dann die Eier und das abgeſtorbene Elternpaar.

hat. Nach etwa drei Tagen hört auch dieſes auf, der Kokon iſt fertig. Mit der Fertigſtellung des Kokons iſt auch die Arbeit des Seidenbauers beendet. Seidenbauer zu ſein, iſt keine ſchwere, anſtrengende Arbeit, wohl aber erfordert ſie einen Menſchen, der bereit iſt, ſeine Bequemlichkeit zeitweiſe zu opfern und ſeiner Arbeit mit Luſt und Liebe nachzugehen. Guter Erfolg lohnt dann auch die kleinſte Hilfeleiſtung.

Unſere Abbildungen ſind Wiedergaben nach Photographien aus den Seidenbauanlagen des Deutſchen Seidenbaus, Ing. H. Nicolai, Leipzig.

Wissen und Leben

Ein neuentdecktes Selbstbildnis des jungen Dürer. Von den wertvollen Schätzen, die der kunstsinnige Herzog Philipp II. von Pommern im Stettiner Schlosse zusammenbrachte, ist das meiste verschollen. Doch besitzt die Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde im Altertumsmuseum zu Stettin noch manches kostbare Stück, das sich einst in Herzog Philipps Sammlungen befand. So kam im Jahre 1888 einer der vier Bände wieder zum Vorschein, die der Herzog einst eigenhändig mit Kunstblättern aller Art füllte, und zwar war er damals Eigentum des Bürgermeisters de la Sablonière in Kampen, einem Städtchen im Distrikt Overyssel. Bald darauf gelangte er zusammen mit einer kurzen holländischen Beschreibung im Haag zum Verkauf, und endlich glückte es dem Geheimen Kommerzienrat Fr. Lenz, den kostbaren Band zu erwerben. Von ihm erhielt ihn die genannte Gesellschaft zum Geschenk. Freilich wurde sein hoher Wert noch nicht sogleich in vollem Maße erkannt. Die handschriftliche Inhaltsangabe, die der Herzog auf das Titelblatt, eine Zeichnung in Epitaphform, geschrleben hat, lautet: Allerhand Viesierungen von Conterfeyten und Gesichten von guten Meistern gecolligiret Ao 1617 In Alten Stettin jm Monat Julio Philippus II. Dux Pomeranorum manu propria. Als zweites Blatt folgt das in Wasserfarben auf Leinwand gemalte Bildnis Dr. Martin Luthers, ein Werk Lukas Cranachs d. Ä. Darauf einige zwanzig Porträte von Mitgliedern der pommerschen Herzogsfamilie, Bildnisse von Mitgliedern des kurpfälzischen und kursächsischen Hauses, alsdann mehrere berühmte Zeitgenossen, Charakterköpfe u. a. Gelegentlich einer Restaurierungsarbeit stieß nun der Kustos der graphischen Abteilung des Stadtmuseums, Stadtrat Ferd. Henry, auf ein Knabenbildnis, von dem das holländische Verzeichnis die Vermutung ausspricht, es könne vielleicht den jungen Erasmus von Rotterdam vorstellen. Nun trägt aber das Bild eine unverkennbare Ähnlichkeit mit der in der Albertina zu Wien befindlichen Handzeichnung, die der junge Goldschmiedelehrling mit der Überschrift versah: Dz hab Ich aus ein Spigell nach mir selbs kunterfit Im 1484 Jar do ich noch ein kind was / Albrecht Durer. Auf dem Ölbildchen aber steht als Unterschrift: · im · 13 · iar · was · ich · und oben am Rande des Bildes die Jahreszahl 14....84. Freilich ist die letzte Ziffer nur in kleinen Bruchstücken erhalten geblieben, aber sie ergänzt sich ganz selbstverständlich, sobald man von der Identität des Dargestellten überzeugt ist. Dasselbe Gesicht, die völlig gleiche Tracht, die spitzige Troddelmütze, das faltige Gewand und nicht zuletzt die abgekürzte Bemerkung Dürers: da mußte dem mit der Handzeichnung bekannten Kustos die Überzeugung kommen, daß er es mit einem Original-Selbstbildnis des jungen Malschülers zu tun habe. Im Jahre 1471 geboren, zeichnete sich Dürer mit 13 Jahren; zwei Jahre nachher, am St.-Andreas-Tage 1486, kam er zu Meister Michael Wolgemut in die Mallehre. Mußte es ihn nun nicht reizen, sein „Kunterfey" mit Pinsel und Ölfarbe zu versuchen? Diese Erwägungen führten zu der Überzeugung, daß das entdeckte Porträt in den Jahren 1486, 1487 oder 1488 entstanden sein müsse.

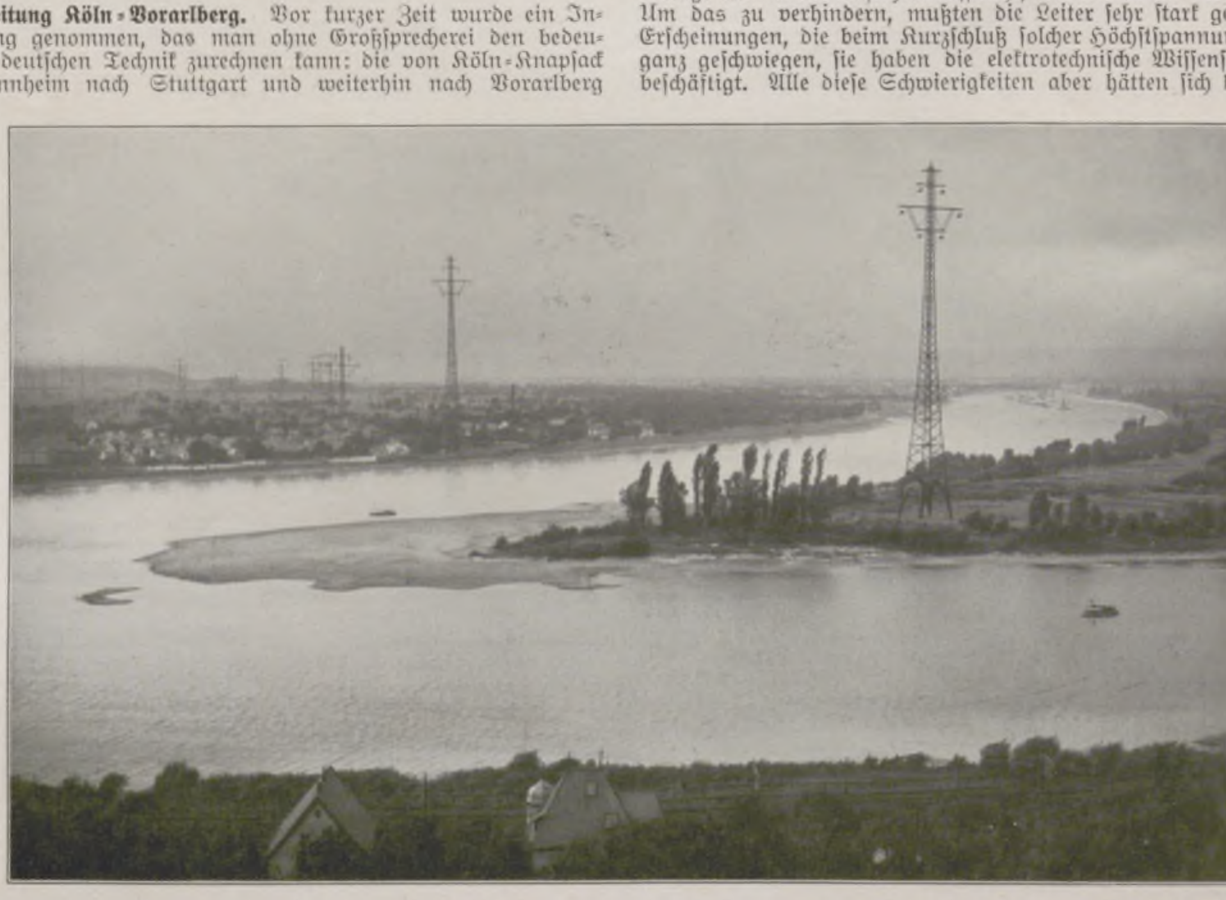




Links: Selbstbildnis des dreizehnjährigen Albrecht Dürer, das im Altertumsmuseum zu Stettin neuentdeckt wurde. — Rechts: Die in der Albertina zu Wien befindliche, den jugendlichen Künstler wiedergebende Handzeichnung Dürers, deren unverkennbare Ähnlichkeit mit dem nebenstehenden Porträt die Identität des Dargestellten beweist.

Ein neuentdecktes Dürer-Bild.

Die 380 000-Volt-Leitung Köln-Vorarlberg. Vor kurzer Zeit wurde ein Ingenieurwerk in Benutzung genommen, das man ohne Großsprecherei den bedeutendsten Leistungen der deutschen Technik zurechnen kann: die von Köln-Knapsack über Koblenz und Mannheim nach Stuttgart und weiterhin nach Vorarlberg führende Hochspannungsleitung des Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerks, die mit ihrer Spannung von 380 000 Volt den Rekord unter sämtlichen Hochspannungsleitungen der Erde hält. Unserem an Riesenzahlen gewöhnten Sinn will es so ohne weiteres nicht viel sagen, daß die Spannung, unter der diese Leistung steht, ein- bis zweitausendmal so hoch ist wie die der Lichtstromleitungen in unseren Wohnungen; wer jedoch etwas von der Sache kennt, der weiß auch, daß die Schwierigkeiten sich nicht vertausendfacht, sondern vermillionenfacht haben. Hochspannung ist aber das Lebenselement unserer Elektrizitätswirtschaft, die schon ein gar nicht mehr wegzudenkender Bestandteil unserer Gesamtwirtschaft ist; darum sind auch die Schwierigkeiten, die die Bewältigung hoher Spannungen bietet, seit nunmehr fast 40 Jahren Gegenstand eingehendsten Studiums gewesen. Damals wurde die erste Hochspannungsleitung der Welt, die von Lauffen am Neckar nach Frankfurt a. M. führte, gebaut, mit der für jene Zeit unerhört hohen Spannung von 15000 Volt. Heute geht Deutschland abermals voran, indem es eine Spannung einführt, die fast doppelt so hoch ist wie die bisher höchste, je verwendete. Damit ist nicht nur technisch etwas äußerst Bemerkenswertes geleistet, sondern auch wirtschaftliche Dinge von größter Bedeutung gefördert, der Wirkungsbereich der Elektrizitätswerke ist um ein gutes Teil hinausgeschoben, die Kohlenfelder Nordwestdeutschlands, die Steinkohlengebiete an der Ruhr und die Braunkohlengebiete am unteren Rhein sind mit den großen Wasserkräften des süddeutschen und österreichischen Alpengebiets verbunden worden zu gegenseitiger Aushilfe und Zusammenarbeit. Die Beförderung elektrischen Stromes auf große Entfernungen ist eine Lebensvoraussetzung aller modernen Wirtschaft geworden, sie braucht der Landwirt, der billige Kraft zum Dreschen seines Getreides sowohl als auch zum Pflügen des Ackers nötig hat, sowie der Industrielle, der mit billigem Strom zu arbeiten gezwungen ist, wenn er der schweren Konkurrenz auf dem Weltmarkte die Spitze bieten will. Das ist nur möglich, wenn die Elektrizität da gewonnen wird, wo sie billig zu erzeugen ist, und dorthin transportiert wird, wo sie benötigt wird. Diese Erzeugungsstätten sind Wasserkräfte und Kohlenfelder, die Verbrauchsstellen sind über das ganze Land verstreut. Je höher die Spannung ist, mit der man die Elektrizität transportiert, um so geringer ist der Durchmesser der notwendigen Kupferseile, um so kleiner werden die unvermeidlichen Übertragungsverluste. Deshalb ging man schon im Jahre 1891, bei Gelegenheit der Elektrischen Ausstellung in Frankfurt a. M., zu der hohen Spannung von 20000 Volt über, da man im Transformator eine einfache und sehr betriebssichere Maschine hat, die Spannungen hinauf- oder herabsetzt, ganz wie man es braucht. Lange Zeit blieben 20000 Volt die obere Grenze, über die man nicht hinauszugehen wagte, bis die Notwendigkeit durch lange Leitungen und große, zu befördernde Energiemengen dazu zwang. Die Größe der Entfernungen veranlaßte zuerst die Amerikaner, zu der lange Zeit für unerreichbar gehaltenen Spannung von 100000 Volt überzugehen; seit 1910 haben wir indessen auch in Deutschland Leitungen für so hohe Spannungen. Gerade in den letzten Jahren ist ganz Deutschland mit einem Netze solcher Leitungen überzogen worden, die ihren Ausgang in den bayerischen und badischen Wasserkräften sowie den norddeutschen Braun- und Steinkohlengebieten nehmen. Schon bei dieser Spannung traten beträchtliche Schwierigkeiten auf. Die Leiter zu isolieren, gelang nur, indem man die übliche Methode, auf Stützen aufgeschraubte Porzellan-Isolatoren zu nehmen, verließ und eine Art Porzellanteller, kettenförmig aneinandergehängt, die als Hänge-Isolatoren bezeichnet werden, verwendete. Auch machte man bald die Erfahrung, daß die Elektrizität bei hohen Spannungen gern den Draht verläßt und in die Luft hinaussprüht, wie wir es an der Elektrisiermaschine kennen. Um das zu verhindern, mußten die Leiter sehr stark gemacht werden. Von den Erscheinungen, die beim Kurzschluß solcher Höchstspannungsleitungen auftraten, sei ganz geschwiegen, sie haben die elektrotechnische Wissenschaft Jahrzehnte hindurch beschäftigt. Alle diese Schwierigkeiten aber hätten sich beim Übergang auf etwa 200000 Volt vervielfacht, es wäre für die Technik gleichbedeutend mit dem Betreten ganz unbekannten Gebiets gewesen. Das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk aber übersprang kühn diese Etappe, indem es sogleich zu 380000 Volt überging. Denn wenn man zwei so entlegene Krafterzeugungsgebiete wie das rheinische Braunkohlenrevier und die Alpenwasserkräfte verbinden will, eine Entfernung von über 600 km, wobei sehr große Energiemengen zu transportieren sind, reichen selbst so hohe Spannungen wie 220000 Volt nicht aus, obwohl dies die gegenwärtig höchste, in Amerika angewendete Spannung ist. Bedeutete die Spannung von 100000 Volt schon eine Abkehr von der üblichen Bauart von Leitungen und Apparaten, so mußte bei 380000 Volt abermals



Ein Großwerk deutscher Elektrotechnik, die 380000-Volt-Leitung Köln-Vorarlberg: Die Rheinkreuzung der Hochspannungsleitung bei Koblenz.

(Fortsetzung s. S. 598.)

eine Wendung eintreten. Es gab schlechterdings keinen Leiter, der bei dieser ungeheuren Spannung die Elektrizität festgehalten hätte; sie wäre überall herausgesprüht. Kupferseile von genügend großem Querschnitt, die das verhindert hätten, wären unbrauchbar gewesen, weil sie sich nicht hätten verlegen lassen. Hier wurde dann etwas ganz Neues geschaffen, der Hohlleiter. An Stelle des üblichen Drahtseiles wurde ein metallener Schlauch gesetzt, dessen Durchmesser so groß war, daß ein Heraussprühen der Elektrizität nicht stattfinden konnte. Und dieser Schritt gelang, der Hohlleiter wurde nicht nur auf dem Papier erfunden, sondern auch hergestellt und verlegt, und siehe da! er ließ sich sogar ohne die erwarteten großen Schwierigkeiten verlegen. Die Maste, die diese Leitungen tragen, haben natürlich ganz ungewöhnliche Abmessungen; sie sind über 30 m hoch und messen am Boden 10 m und mehr im Quadrat, brauchen also recht erhebliche Mengen von Grund und Boden. Die schwierige Montage dieser Eisenmaste macht den Leitungsbau sehr teuer; das Kilometer einer solchen Leitung kostet kaum weniger als ein Kilometer Eisenbahn, nämlich ungefähr 100 000 R.M. Da die Kosten der Verzinsung und Abschreibung einer solchen Summe auf die Strommenge, die durch die Leitung hindurchtransportiert wird, umgelegt werden müssen, lohnt sich eine derart teure Leitung nur, wenn es sich um ganz gewaltige Strommengen handelt. Das ist in der Tat auch der Fall, denn das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk will dem Süden aushelfen, wenn die Wasserkräfte nicht ausreichen, seinen Stromhunger zu stillen, und will seinerseits dann, wenn die Alpenwasserkräfte Wasser im Überfluß haben, was regelmäßig im Sommer der Fall ist, sich von ihnen aushelfen lassen. In beiden Fällen fließen Strommengen hin und her, die in die Hunderte von Millionen Kilowattstunden, wenn nicht in die Milliarden gehen, so daß auf die einzelne Kilowattstunde nur ein geringer Betrag an Stromtransportkosten entfällt. Die Entwicklung der am Austausch beteiligten Länder ist aber damit in ganz neue Bahnen gelenkt, und die unauflösliche Verknüpfung von Technik und Wirtschaft ist aufs neue an einem schlagenden Beispiel gezeigt worden.

Dipl.-Ing. Dr. Arthur Hamm.

Vom menschlichen Geruchssinn. Die Schärfe der Geruchsempfindungen der verschiedenen Tiere bewegt sich in bestimmten Grenzen, die anscheinend für die einzelnen Arten charakteristisch sind. Dabei zeigt jede Tierart die größte Empfindlichkeit für die Gerüche, die für ihr Leben von Bedeutung sind — also, ganz allgemein gesagt, für Beute und Feinde (Erhaltung des Individuums) und für das andere Geschlecht (Erhaltung der Art). Der Geruchssinn des Menschen ist im Vergleich zu dem vieler Tiere außerordentlich schwach entwickelt, entsprechend der relativ geringen Ausbreitung des geruchsempfindlichen Gewebes. Die Auslösung einer Geruchsempfindung geschieht ja in der Weise, daß verdampfbare Substanzen mit der Atemluft in die Nase eindringen; aber nicht die gesamte Nasenschleimhaut ist geruchsempfindlich, sondern nur ihre oberste Partie, in der sich die mit den Endigungen der Riechnerven verbundenen Riechzellen finden. Dieser Bezirk nimmt einen Teil der oberen Nasenmuschel und die gegenüberliegende Region der Nasenscheidewand ein — Flächen von der Größe eines Fünfpfennigstückes. Hierher gelangen aber die Gase der Atemluft (die Geruchsempfindung wird ausschließlich durch gasförmige Stoffe ausgelöst; in die Nase eindringende Flüssigkeiten erzeugen keine Geruchsempfindung) bei gewöhnlicher Atmung nicht, die Erregung des Geruchsorgans muß also unter normalen Verhältnissen durch Diffusion stattfinden. Man kann jedoch willkürlich die Atemluft über die Geruchsregion streichen lassen, indem man durch „Schnüffeln" Luftwirbel erzeugt. — Die Zahl der Geruchsqualitäten ist außerordentlich groß; eine befriedigende Einteilung ist bisher noch nicht gefunden worden. Sehr verschieden ist die Empfindlichkeit für einzelne Gerüche; sie kann gemessen werden mittels Verdünnung des betreffenden Gases durch reine Luft. Man fand auf diese Weise folgende Schwellenwerte: Natürlicher Moschus 0,01 Milligramm im Liter Luft; Kampfer 0,005; Äther 0,005; künstlicher Moschus 0,001 und Orangenessenz 0,00005. Die eben noch riechbaren Mengen sind zweifellos viel geringer bei jenen Tieren, in deren Leben der Geruchssinn eine größere Rolle spielt als beim Menschen — z. B. bei Schmetterlingen, deren Männchen von einem weit entfernten Weibchen angelockt werden, oder beim Hund, der eine Spur verfolgt. Es verfügen auch durchaus nicht alle Individuen über die gleichen Geruchsqualitäten; z. B. fehlt manchen die Wahrnehmungsfähigkeit für Vanillegeruch, anderen die für Veilchengeruch usw. Zur Geschichte der Lehre vom Geruchsorgan und seinen Funktionen sei noch bemerkt, daß schon Theophrastus im vierten vorchristlichen Jahrhundert auf die vergleichsweise stumpfe Geruchsausbildung des Menschen hinwies. Am Ende des 8. Jahrhunderts wurde der Geruchsnerv als solcher erkannt, und zwar von einem Mönch, Theophilus Prothospatharius. Achthundert Jahre später bestätigte Rudius diese Erkenntnis, indem er bei der Sektion eines Menschen mit angeborener Anosmie (Unempfindlichkeit für Geruchsreize) das Fehlen der Riechnerven feststellen konnte. Übrigens waren Lorenzo di Medici und Savonarola völlig anosmisch!

S. Hupfer.

Paracelsus über die Entstehung des Veitstanzes. Unter „Veitstanz" versteht man im allgemeinen die Epilepsie, eine Krankheit, die mit einer Reizung der Hirnrinde einhergeht und zu Krampfanfällen führt. Vielfach werden damit aber auch „hysterische" Krampfzustände bezeichnet, bei denen organische Veränderungen im Körper nicht nachzuweisen sind. Der große Arzt Paracelsus, dessen Gedankengänge heute wieder besonders „modern" zu werden beginnen, erzählt in folgender Weise über den Ursprung dieser Krankheit. „Die erste, die die Krankheit hatte, war eine Frau Trophaea, schwierig und launisch und leicht aufgebläht, und launisch gegen ihren Mann, wenn der ihr etwas befahl, was ihr nicht gefiel; sie nahm die Manier an, sie sei krank, und erdichtete eine Krankheit, die ihr gerade gelegen war. Jetzt verlegte sie sich aufs Tanzen und gab vor, sie könne nicht ohne Tanzen sein; denn den Mann verdroß nichts mehr als das Tanzen. Und um das Spiel durchzuführen und die Krankheit vollkommen darzustellen, hüpfte sie, sprang hin und her, sang und trällerte, was nur dem Mann recht mißfiel. Hiernach fiel sie nieder, zum Ärger des Mannes, zappelte eine Weile und schlief dann. Das gab sie für eine Krankheit aus und verschwieg, daß sie den Mann damit närre. Daraufhin pflegten auch andere Weiber dies Benehmen, und eine lehrte es die andere. Die Gemeinde aber hielt solche Krankheit" — so fährt Paracelsus in seinen bei Fromann neu erschienenen „Fünf Büchern über die unsichtbaren Krankheiten" fort — „für eine Strafe und gab diesen Symptomen einen Urheber, der die Krankheit auch vertreibe. Und der Glaube verfiel zunächst als Ursache auf den heidnischen Geist Magor. Nicht lange aber, so wurde St. Veit der Glaubensgeist und mußte also zum Abgott hierfür werden, und so kam es zu dem Namen St. Veitstanz. Am Ende ward der Glaube allgemein und die Krankheit zu einer Tatsache. Und alle die, denen beim Tanzen wohl war, fielen unter den Glauben und unterlagen dieser Krankheit, so daß sie dauernd mit dem Glauben verknüpft blieb. Das ist bezeichnend. Jede angenommene Weise, die Mann oder Weib für wahr ausgeben, macht ihre Behauptung zu einem so starken Glauben, daß sie zu einer wirklichen Tatsache wird. Daher kommen viele Krankheiten, nicht nur der Tanz, sondern auch zahllose andere Arten, denn einige haben sich für besessen ausgegeben, und zuletzt ist aus der Behauptung Wahrheit geworden. Andere haben sich St. Veitens Krankheit gerühmt und sind zuletzt drein verfallen. So sind viele Krankheiten entstanden, die nun täglich auftreten, und das ist ein Weg, auf dem heute Krankheiten entstehen, die es vorher nie gegeben hat."

W. S.

Von Friedrich dem Großen. — Die Literatur über den großen Preußenkönig ist in den letzten Jahren um einige wertvolle Erscheinungen gewachsen. Außer dem

Petersdorffschen Monumentalwerk „Fridericus Rex“, das in überarbeiteter Form und mit einer Fülle bildlichen Materials von dem Verlag Carl Henschel in Berlin herausgebracht wurde, erscheinen zwei Briefpublikationen vor allem erwähnenswert. Die erste enthält in zwei Bänden den Briefwechsel zwischen Friedrich dem Großen und seiner Schwester Wilhelmine von Baireuth (Verlag von K. F. Koehler, Berlin und Leipzig, 1926). Während in dem ersten Band, der bis zum Tode Friedrich Wilhelms I. führt, die schweren Seelenkämpfe des Kronprinzen sich vor uns entrollen, die in der empfindsam besaiteten Seele der Markgräfin Widerhall und tiefes Verständnis finden, schildert uns der zweite Band das Verhältnis des königlichen Bruders zu seiner Schwester, das im Gegensatz zur Jugendzeit nicht im Zeichen der Harmonie stand, ja, zuweilen sogar in die Brüche zu gehen drohte. Aber selbst die Schatten, die sich über dieses Verhältnis breiten, lassen immer noch die liebenden Herzen erkennen, die füreinander schlagen. Vom rein menschlichen Standpunkt aus betrachtet, ist dieser von Gustav Berthold Volz sorgfältig herausgegebene und von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski verdeutschte Briefwechsel zweifellos die wertvollste Dokumentensammlung zur Charakteristik des Königs. Aber auch die großen politischen Ereignisse um die Mitte jenes Jahrhunderts spiegeln sich in ihnen in individueller Weise, und wie der König über Diplomatie und Krieg in seinen Briefen interessant plaudert, so weiß wiederum die Markgräfin unterhaltend von dem Leben und Treiben in ihrer kleinen Residenz zu berichten. Ein ebenfalls wichtiger Beitrag zum menschlichen Wesen des Königs liegt uns vor in dem von Johannes Richter herausgegebenen Werk „Die Briefe Friedrichs des Großen an seinen vormaligen Kammerdiener Fredersdorf“ (Verlagsanstalt Hermann Klemm A.-G., Berlin-Grunewald). Es sind im ganzen 291 Briefe aus dem Jahrzehnt von 1745—1755, die der Herausgeber mit großer Mühe aus acht Erbschaftsstellen zusammengetragen und erschlossen hat. Eine Anzahl sind von Fredersdorf, der vom Kammerdiener des Kronprinzen zum Geheimen Kammerier und Schatullenverwalter aufstieg, der das unbegrenzte Vertrauen des Königs genoß, und den Voltaire „le grand factotum du roi Frédéric“ nannte. In der Hauptsache handeln die Briefe von Vorgängen, die in den Tätigkeitskreis Fredersdorfs fallen, aber bei allen nüchternen Tatsachenberichten schimmert durch die Zeilen eine menschliche Anhänglichkeit und Freundschaft, wie sie sonst in Briefen an Untergebene bei Friedrich einem nicht begegnen. Auf ein interessantes ikonographisches Werk „Friedrich der Große im Bilde seiner Zeit“ von Gustav Berthold Volz (Verlag K. F. Köhler, Berlin und Leipzig) sei zum Schluß hingewiesen. Es umfaßt alle authentischen und zeitgenössischen Bilder des Königs, der bekanntlich eine große Abneigung gegen das Sich-Malen-Lassen besaß. Aus diesem Grunde war es schwer, das Unechte von dem Echten zu scheiden. Der Verfasser hat die Aufgabe mit Geschick gelöst.

ZUM NACHDENKEN

Silbenkreuzrätsel.

1	2
3	4
5	6
7	8

1—2 Theaterabteil, 1—3 Frauenname, 1—4 Frauenname, 2—4 Stadt in Deutschland, 2—4—6—8 Blume, 2—7 Schenkender, 3—2 Zustand, 3—5 Niederlassung, 5—7 Gewerbetreibender, 6—5 Fluß in Afrika, 7—2 Erhöhungen, 8—7 Wildschwein, 8—5 Stadt in Böhmen.

Schüttelrätsel.

Aus nachgenannten Wörtern sind durch Umstellen der Buchstaben neue Hauptwörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben — von oben nach unten gelesen — einen Wahrspruch ergeben: 1 Saat, 2 Tula, 3 Achsel, 4 Metier, 5 Amsel, 6 Matel, 7 Nagel, 8 Irene, 9 Laden, 10 Orkan, 11 Seine, 12 Rinde, 13 Unrat, 14 Rebe, 15 Serie.

Füllrätsel.



Kinderreich.

Auf die Frage: „Wie viele Kinder habt Ihr eigentlich?“ antwortete ein witziger Gastwirt stets: „Nun, ich habe fünf, meine Frau hat vier, und zusammen haben wir acht Kinder.“ Wie viele Köpfe zählt die Familie?

Stiftbild.



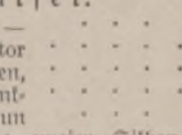
Werden die Steine richtig zusammengesetzt, so ergibt sich eine Stelle aus einem sehr bekannten Gedicht.

Lockung.

„Iß eins, mein zweidrei“, sprach Jasomir,
„Dann eß ich auch das Ganze mit dir.“

Kombinationsrätsel.

Die Silben: a — an — flo — glanz — ma — on — ra — ri — rie — te — ton — tor sind so in die Punktreihen einzustellen, daß sechs Wörter entstehen, je drei senkrecht und wagerecht. Auf jeden der neun Innenpunkte kommt je ein Buchstabe zweier Silben.



Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4311.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4309.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 2 Osman, 6 Tor, 8 Alarich, 11 Emir, 12 Carl, 14 Adam, 16 Pein, 18 Agave, 19 Otto, 20 Hebe, 21 Haleb, 23 Nora, 25 Oval, 27 Nest, 29 Grat, 30 Seegras, 32 Lea, 33 Flint; senkrecht: 1 Amor, 3 Star, 4 Arie, 5 Lama, 7 Ehre, 9 Lima, 10 Cape, 11 Edition, 13 Literat, 14 Akten, 15 Galle, 17 Nobel, 21 Hase, 22 Bora, 24 Rest, 26 Base, 28 Tell, 29 Gran, 31 Geiz.

Silbenrätsel: **N**attern, **I**ser, **Ch**adidscha, **T**aler, **S**iegfried, **H**erder, **A**ngina, **L**iechtenstein, **B**rindisi, **Z**ession, **U**rteil, **T**iefe, **U**lrich, **N**eapel, **I**brahim, **S**aturn. — „Nichts halb zu tun ist edler Geister Art.“

Mag. Quadrat: 1 Agram, 2 Grube, 3 Rudel, 4 Abend, 5 Melde.

Zerlegaufgabe:



Nur echt mit dieser Schutzmarke EMS

Emser Kränchen

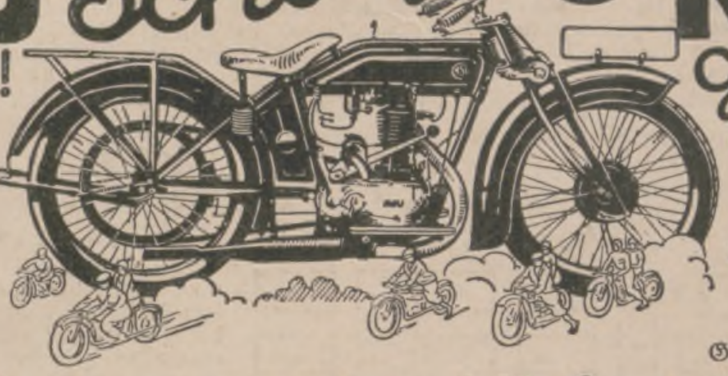
Pastillen
Quellsalz

gegen Katarrhe, Asthma, Husten, Heiserkeit, Verschleimung, Grippe und Grippefolgen, Magensäure (Sodbrennen), Zucker und harnsaure Diathese.

---

250 ccm NSU — **Wieder ein Schlager** — 250 ccm NSU

Greif zu! Greif zu!



Die betriebsbillige, leistungsfähige Touren-Maschine zum Soziusfahren!

Nimmt jede fahrbare Steigung!

Sie müssen sich dieses Modell zeigen lassen!

0,95 Steuer-PS
6 Brems-PS
amtlich anerkannt.
3-Ganggetriebe
Diese Maschine ist sofort lieferbar!
Günstige Zahlungsraten

Ein handliches, bequemes Motorrad für Sport u. für die Reise

NSU VEREINIGTE FAHRZEUGWERKE A.-G. NECKARSULM WÜRTTBG.

Bowlen und Pünsche

Das Buch von der notwendigen und wohlbekömmlichen Feuchtigkeit.

4. Auflage. Geb. 4.– RM.
Enthält 282 Rezepte.

Inhalt:
Die Kunst, Bowlen zu brauen; zahlreiche ausgezeichnete Rezepte für Bowlen, Kalte Enten und verwandte Getränke. Allgemeines über Pünsche und zahlreiche Punsch-Rezepte: Tee-Pünsche, Krambambuli, zahlreiche Grogs und Glühweine; Kaltschalen; Biermischungen; Kaffee, Schokolade, Milch als Grundlagen von Getränken; Spezialrezepte verschiedener Länder; Nothelfer.

Das altbekannte, seit vielen Jahren weitverbreitete, bewährte Rezeptbuch ist für jedermann unentbehrlich.

Verlagsbuchhandlung
J. J. Weber, Leipzig C 1.

NAEHER



Kreiselpumpen
Dreikolbenpumpen
Tiefbrunnenpumpen
Rotationskolbenpumpen

J. E. NAEHER A.-G. CHEMNITZ

PUMPEN

Prospekte und Offerten kostenlos und unverbindlich.

Hausfrauen! kauft nur

„Gefag"



zu haben in allen einschl. Detailgeschäften
Grossisten zum Bezuge weist nach:
Gebrüder Friese, Aktiengesellschaft
Kirschau in Sachsen.



AUREOL

seit 30 Jahren anerkannt beste

Haarfarbe

färbt echt und natürlich
in allen Nuancen
vom hellsten Blond
bis zum tiefsten Schwarz

Probekarton zu 1 Portion . . . . . . M. 1.65
Probekarton zu 2 Portionen . . . . . M. 3.—
Original-Karton zu 4 Portionen . . . . . M. 5.—

J. F. SCHWARZLOSE SÖHNE
BERLIN, Markgrafenstr. 26.
Ueberall erhältlich.



Wünschen Sie zu gefallen?

Ein Rat der schönen Künstlerin Rahna

„Welch ein Vergnügen ist es für eine Dame, bewundernde Blicke auf der Strasse, im Ballsaal, am Strande, im Bad auf sich gerichtet zu sehen. Die heutige Mode gestattet nicht, ein überflüssiges Härchen oder Haarflaum, oder einen dunklen Schimmer auf Nacken, Armen oder Beinen zu haben. Jedermann weiss, wie die schönste Frau hierdurch entstellt wird, und wie die Herren darauf achten. Es ist eine Unmöglichkeit für eine Dame, ein Rasiermesser zu benutzen, welches kratzt, einen dunklen Schimmer zurücklässt oder die gewöhnlichen Depilatorien, welche schlecht riechen und so häufig Hautröte verursachen.

Benutzen Sie ein wenig von der wundervollen und gut parfümierten Creme **TAKY,** welche gebrauchsfertig aus der Tube kommt, warten Sie 5 Minuten, waschen Sie mit ein wenig Wasser ab und Sie werden sofort eine glatte und weisse Haut haben, einen tadellosen Nacken, ohne einen schwarzen Schimmer. Sie werden nie wieder von **TAKY** lassen, wenn Sie gesehen haben werden, wie leicht es anwendbar ist und wie wenig es die Haut reizt." **TAKY** ist erhältlich in allen einschlägigen Geschäften zum Preise von RM. 2.50 pro Tube. Generalvertretung für Deutschland: A. Bornstein & Co., Berlin W 62, Kalckreuthstr. 4. **Nur Tuben mit dem Aufdruck A. Bornstein & Co. enthalten deutsche Gebrauchsanweisungen; auch wird nur für diese garantiert.**

Wertvolle Jagdliteratur

Der Hirschruf

Erfahrungen und Erlebnisse auf der Rufjagd

Von
Georg Graf zu Münster

Mit 17 Abbildungen u. 4 Kunstblättern in Kupfertiefdruck.

Mit einem musikalisch-phonetischen Anhang von Professor Dr. Martin Seydel.

In Leinen gebunden 4.50 RM.

Die Geheimnisse der Blattkunst

Erfahrungen und Erlebnisse auf der Rehjagd

Von
Georg Graf zu Münster

Mit einer Tafel Abbildungen
In Halbleinen gebd. 2.– RM.

Verlag J. J. Weber, Leipzig C 1

Soeben erschien:

Die Orgel

von
Dr. phil. Gotthold Frotscher
Privatdozent d. Musikwissenschaft
Mit 30 Abbildungen. Geb. RM 7.–
Verlag J. J. Weber, Leipzig C 1

Rassehunde-Zuchtanstalt und Handlung
„HEKTOR", Bad Köstritz 63.
Weltbekannte renommierte Firma. Versand aller edlen Rassehunde. Export nach allen Weltteilen. – Illustriert. Prachtkatalog, Preisliste und Beschreibungen Rm. 1.–.

SMYRNA-VIKTORIA
DER NEUE BILLIGE
VORWERK TEPPICH
VORWERK & C°. BARMEN

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8 e., 44/bis Rue Pasquier.

Illustrirte Zeitung



Verlag · J · J · Weber · Leipzig

NR. 4311. 169. BAND

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK

27. OKTOBER 1927

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verkehr gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beilegen von Drucksachen irgendwelcher Art ist untersagt und wird gerichtlich verfolgt. Alle Zusendungen redaktioneller Art sind an die Schriftleitung der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, alle anderen Zusendungen an die Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. Die Wiedergabe unserer Bilder unterliegt vorheriger Verständigung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig). — Für unverlangte Einsendungen an die Schriftleitung wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4311. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 27. Oktober 1927.

Allgemeine Notizen.

Das 75jährige Geschäftsjubiläum konnten, wie uns nachträglich bekannt wird, am 1. d. M. die Parfümerie- und Feinseifen-Werke von Georg Dralle, Hamburg-Altona begehen. Die auf sechs Weltausstellungen mit der höchsten Auszeichnung prämiierten Erzeugnisse der Firma, vor allem Dr. Dralles Birkenwasser, haben den Namen Dralle in alle zivilisierten Länder getragen, wo auch die Firma zahlreiche Filialfabriken und Niederlagen unterhält. Auf dem Gebiet der eigentlichen Duftindustrie wurde Dralle zunächst 1894 mit einem Schlag bekannt, als er das Auguste-Viktoria-Parfüm in den Handel brachte. Einen ähnlichen Erfolg errang die Firma 1908 mit der neuen Schöpfung „Illusion im Leuchtturm", die eine förmliche Umwälzung auf dem Parfümeriemarkt hervorrief, weil hier zum erstenmal Blumendüfte ohne Alkohol in den Handel gebracht wurden. Es versteht sich von selbst, daß in den Fabriken des Hauses Dralle, die sich zum beträchtlichen Teil der Feinseifen-Herstellung widmet, auch sämtliche Erzeugnisse der kosmetischen Industrie hergestellt werden. Die beiden Hauptwerke der Firma befinden sich in Altona, die Erzeugnisse für den Export werden in der dritten, im Freihafen liegenden Hamburger Fabrik hergestellt. In den bewährten Händen der jetzigen drei Inhaber Emil Dralle, Julius Dralle und Dr. Eduard Dralle laufen die Fäden des großen, weltweiten, durch rastlosen Fleiß in hoher Blüte stehenden Unternehmens zusammen, das durch deren Vater gegründet wurde.

Eine Ausstellung Niederdeutsche Bühne ist in Hamburg im Museum für Hamburgische Geschichte anläßlich des 25-jährigen Bestehens der Niederdeutschen Bühne veranstaltet worden, die interessante Einzelheiten aus deren Geschichte und ihrem Wirken bringt. Einige Bilder von früheren Angehörigen der Bühne — z. B. von Martha Boursée — und Aufnahmen von Proben, führen in die erste Zeit des Bestehens der Bühne zurück; daneben erweckt das Manuskript von Gorch Focks „Königin von Honolulu" das besondere Interesse des Beschauers. Eine große Anzahl von Entwürfen zu farbenfreudigen Bühnenbildern und eine Reihe von fein ausgeführten Modellbühnen, die alle vom Maler de Bruycker stammen, runden das Bild ab und stellen den Arbeiten der Niederdeutschen Bühne ein treffliches Zeugnis aus.

REISE- UND BÄDERANZEIGER

Die Reihenfolge gibt keinerlei Anhalt über Rang oder Größe.

KUR- UND MINERALBÄDER

Baden-Baden
Badhotel Badischer Hof. D. führend. Bade- u. Kurhot. Gr. Park.
Hotel Darmstädter Hof. Bek. gute Verpflegung, diäte Küche.
Hotel Stadt Straßburg und der Quellenhof. Alle modern. Einrichtung. Terrassen. Groß. Park.

Bad Elster
Moor, Stahl, Kohlensäure, Radium-Bäder, Trinkkuren. Das ganze Jahr geöffnet.
Kurländerhaus. Ganzjährig geöffnet.
Staatliches Kurhaus-Hotel. 100 Betten. Zentralheizung.
Hotel Reichsverweser. Zentralheizung. Jahresbetrieb.
Kur-Pension Sachsenhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.
Palast-Hotel Wettiner Hof Führendes Haus allerersten Ranges. Pension von Mk. 9.— an.

Bad Reichenhall
Hotel Vötterl. Großgmain. Bevorzugte Höhenlage.

Titisee
Wolfs „Hotel Titisee". Erstkl. Familienhaus. Günst. Lage a. See.

Wiesbaden
Eden-Hotel. Schönstes Hotel Wiesbadens. Prächtige Lage. 150 Betten.
Hotel Engl. Hess. Hof. Kochbrunnen-Badehaus. Pension von Mk. 9.— an.
Hotel Fürstenhof. 2 Min. vom Kochbrunnen. Zentralheiz., fließ. Wasser. Zimmer mit Privatbad.
Palast-Hotel. 200 Zimmer. 60 Kochbrunnenbäder. Zimmer einschließl. Thermalbäder ab M. 12.—.
Hotel Regina. Direkt am Kurhaus und Theater gelegen.
Kur-Hotel Römerbad. Kochbrunnen-Badehaus. Garagen.

OBERBAYERN

Berchtesgaden
mit dem Königssee. Bayrisches Hochgebirge.
Pension Hohe Warte. Gemütliches Heim. Zentralheizung.
Leubners Hotel. Vornehmste Hotelpension mit allem Komfort.
Sole-Kurbad Rückert & Co. Alle med. u. elek. Bäder. Einziges Badehaus a. Platze. Fremdenzim. m. fließ. Wasser u. Zentralheizg.
Gasthof Vordereck „Zum Türken". 1000 m Höhe. Zentralheizung.

Garmisch-Partenkirchen
Kainzenbad. Mineralbad und Kurheim. Schwefel- und Moorbad.

Riessersee
Hotel u. Kurhaus Riessersee. Jed. mod. Komf., Pens. 8-12 M. Jahresb.

Prien
Bade- u. Luftkurort. Am Chiemsee. Oberbayern. Am Fuße der Alpen.
Hotel Bayrischer Hof. Bestbekanntes Haus.
Kurhotel Kampenwand. Erstes Haus, schönste Lage.
Hotel Kronprinz. Gutbürgerliches Haus. Zentralheizung.

HARZ

Alexisbad
Hotel Försterling. Erstes Haus am Platze. Sportgeräte.

Ballenstedt
Die Perle des Ostharzes. (Kügelgenstadt). Idyllische Sommerfrische. Alter berühmter Schloßgarten. Auskunft d. die Kurverwaltung.
Hotel Stadt Bernburg. Feinbürgerlich. Zentralheizung.
Hotel Großer Gasthof. Altrenommiertes Haus.

Braunlage
Hotel zum Achtermann. Haus ersten Ranges.
Haus Hütteberg. Pension Mk. 8—10.—. Übergangszeit: Ermäß.

Clausthal-Zellerfeld
Hotel Voigtslust. Vornehmes Familienhaus i. geschützter staubfreier Lage im Wald.

Gernrode (Harz)
Klimatischer Kurort in prachtvoller Lage in 280—300 m ü. d. M. Auskunft durch den Magistrat.
Hotel brauner Hirsch. Haus ersten Ranges. Eig. Landwirtsch.

Hahnenklee
Herrlicher Kurort im Oberharz. 600 m. Ständige Autoverbindung, mit D Zug Station Goslar. Prospekt durch die Kurverwaltung.
Sanatorium Hahnenklee. Für Nerven- und innere Krankheiten.

Bad Harzburg
Kurverwaltung. Gebirgsluftkurort und Solbad, mit Kochsalztrinkquelle „Krodo". Idealer Wochenendplatz. Für Nerven- u. Stoffwechselkranke.
Bodes Hotel. Fließendes Wasser. Haus ersten Ranges.
Palast-Hotel Kaiserhof. Fließendes Wasser. Appartements.
Hotel Radau. Mit allem Komfort.
Haus Schlemm. Fließendes Wasser. Privatbäder.
Hotel Südekum. Ganzjährig. Jeglicher Komfort.

Luftkurort Lautenthal
Im schönsten Teil des Oberharzes. Große sonnige Liegewiese. (Sol- und Fichtennadelbad.)

Suderode
Kurhaus Suderode. Vornehmes bestempfohlenes Haus. Pension nach Vereinbarung.

Torfhaus (Oberharz)
Hotel Wendt u. Wulferts Hotel. Idealer Wintersportplatz. Beste Unterkunft und Verpflegung.

ERZGEBIRGE

Dresden
Hotel Stadt Weimar am Zentral-Theater. Küche von Ruf.

Weißer Hirsch b. Dresden
beliebtest. klimatischer Kurort Sachsens. Jahresbetrieb. Wintersport.

Kipsdorf (Osterzgebirge)
Hotel Fürstenhof, fließ. Wasser.

Oberbärenburg
Berghotel und **Kurhaus Friedrichshöhe.**

THÜRINGEN

Eisenach
Kurhaus Hotel Fürstenhof. I. Ranges. Gegenüber Wartburg.

Friedrichroda
Beliebtester klimatischer Sommer- und Winterkurort Thüringens.
Hotel Gerth. Altbekanntes Haus. Zeitgem. eingerich. Zim. m. Bad.
Hotel Herzog Alfred. Haus I. R. Tel. 12. Direktor: Kurt Wagner.
Hotel Herzog Ernst. I. Ranges. Fernsprecher Nr. 11.
Herzoglich. Schloßpark-Hotel. Ruhiges vorn. Fam.-Hotel u. Pens.
Stadthotel Kurhaus. Haus I. Ranges mit allen neuzeitl. Einricht.
Städt. Hotel Kurhaus.
Sanatorium Tannenhof. Sanitätsrat Dr. Bieling. Klin. Behdlg.

Bad Liebenstein
Perle des Thüringer Waldes. Heilbad bei Herz- u. Nervenl. Blutarmut.
Konditorei und Café Aschenbach. Nahe Kuranlage, modern eingerichtet.
Hotel Herzog Bernhard und Hotel Königin Olga. Die führ. Häuser. I. Ranges a. d. Esplanade.
Hotel Herzogin Charlotte. Bestbekanntes vornehmes Haus.
Eigenheim Edelweiß. Ärztlich geleitetes Kurheim a. d. Kurprom.
Kurhaus Hotel der Kaiserhof. Das führende Haus am Platze.
Hotel Schneider Pension. Jahresbetrieb. Haus allererst. Ranges.

Oberhof i. Th.
Parkhotel Sanssouci, erstklass. Jahresbetrieb.
Schillings Hotel und Pension. Gut bürgerliches Haus. Tel. 17.
Schloßhotel. Erstklassig. Haus mit großzügig. Gesellschaftsräumen.
Hotel Thüringer Wald. Das ganze Jahr geöffnet.
Wünschers Parkhotel, herrliche Südlage am Hochwald.

Bad Salzungen
bei Eisenach. Solbad mit großem Inhalatorium. Asthma, Katarrhe.
Kurhotel Waeltz am Bahnhof. Kurhaus mit Villen am See.

Tabarz
Vielbesucht. Erholungsort in gesch. Lage. 100 Vill. Neues Schwimmbad.
Kurhotel Deutscher Hof. Restaur. u. Café. Konzert. 5 Uhr-Tee.
Kurhotel Schießhaus mit Beihäusern. Eigene Konditorei.

RIESENGEBIRGE

Brückenberg
Hotel Germania, 100 moderne Zimmer.
Berghotel Teichmannsbaude A. G., das führende Hotel des Riesengebirges.

Hirschberg (Schlesien)
Hotel der braune Hirsch, im Zentrum gelegen, mit allem Komf.

Krummhübel
Hotel-Pension Preussischer Hof, altrenommiertes Haus.

Schreiberhau
Riesengebirge, 500—900 m ü. d. M.
Hotel u. Pension Lindenhof, jeder Komfort, 10 Autohallen. Altbek. besteingerich. Waldhotel.
Hotel Marienthal, gutbürgerl. Haus, neue Bewirtschaftung.
Haus Vierlinden. Am Kurpark, schönste Lage.

NORDSEEBÄDER

Norderney

OSTSEEBÄDER

Heringsdorf
Kurverwaltung. Sol- u. Seebad. Ausk. d. Badedir. Klim. Luft-, See- u. Waldkurort. Staubfrei, feinsand. Strand.
Lindemanns Hotel. Haus I. R. Das ganze Jahr geöffnet.
Kurhotel Quisisana. Beste Lage a. Str. 85 Zimmer. Fließ. Wasser.

TSCHECHO-SLOVAKEI

Karlsbad
Zentral-Hotel Loib. Letzter Komf., erstkl. Restaurant. Tel. 31.

ÖSTERREICH

Innsbruck
Hotel „Goldene Sonne". Jeder Komfort.

SCHWEIZ

Adelboden
Kulm-Hotel (Kurhaus). Familienhotel I. Ranges.

Arosa
Hotel Arosa-Kulm. Fließendes Wasser. Bäder. Tennisplatz.
Eden-Hotel. Erstklassiger Jahresbetrieb. Orchester.
Hotel Seehof. Bestbekannt. Sporthotel, fließ. Wass. i. all. Zimmern.
Sporthotel Valsana. Haus I. Ranges. Moderner Komfort.

Basel
Grand Hotel und Hotel Euler. Familienhotel I. Ranges. Fließendes Wasser.
Hotel St. Gotthard-Terminus, Modernes Haus II. Ranges.
Hotel-Metropole-Monopole. Feinbürgerl. Haus. Prima Küche.
Hotel Royal. Familienhaus I. Ranges. Zimmer mit Bad.
Savoy Hotel Univers. Das modernste Haus I. Ranges am Zentralbahnhof. Alle Zimmer mit fließend. Wasser. Gartenterrasse.
Hotel Schweizerhof. Führendes Haus I. Ranges.
Grand Hotel Victoria und National. Zimmer von Frs. 6.— an. Fließendes Wasser.

Davos
Neues Sanatorium. Für Tuberkulose.

Locarno
(Lago Maggiore, Schweiz).

Lugano
Cademario-Kurhaus. Nach Lahmann. Jahresbetrieb.
Continental-Hotel. Erhöhte Lage. Freie Rundsicht.
Hotel Esplanade-Ceresio. Schönste Lage.
Hotel Fédéral. Fließendes Wasser. Bäder.
Grand- und Palasthotel allerersten Ranges.
Sanatorium Monte Bré. (System Dr. Lahmann). Jahresbetrieb.
Park Hotel am See, erstkl., das ganze Jahr geöffnet. Prosp. durch Ad. Zähringer & Sohn, Besitzer.
Hotel du Lac Seehof. Direkt am See.
Hotel Washington. Nahe dem Bahnhof. Herrliche Aussicht.
Hotel Weißes Kreuz. Neubau. 100 Betten. Aussichtsreiche Lage. Aller Komfort. Mäßige Preise.
Hotel Pension Zweifel am Bahnh.

Lugano-Gastagnola
Schloßhotel Riviera. Sonnige und prachtvolle Lage. Vorzügl. Küche.

Luzern
Hotel St. Gotthard-Terminus. Privatbad, fließendes Wasser.

St. Moritz
Hotel Stefanie. Vollständ. renov. Behagl. Familienh. Mäß. Preise.

Pontresina
Palace-Hotel. Inmitten einer Hochalpenwelt. Freie sonn. Lage.
Rosatsch Hotel. Modern eingerichtetes Haus.
Hotel Schweizerhof. Sommer- und Winterbetrieb.

ITALIEN

Abbazia
Winterkurort I. Rang. Vorzügl. klimat. Lage. Hotels ganzjähr. geöffnet.
Hotel Continental e Marino. Aller Komfort.
Pension Lederer, gutbürgerliche Pension am Kurpark.
Hotel Quisisana. Hotel Eden. Moderner Komfort. Zimmer mit fließendem Wasser.

Laurana bei Abbazia
Iris. Neu eingericht. Fließ. Wasser.

Bordighera
die Perle der italienischen Riviera, die Stadt der Palmen und Blumen. Tennis, Golf.
Grand-Hotel Cap-Ampeglio. Erstklassig. Moderner Komfort. Herrliche Lage.
Hotel Belvedere-Lombardi. I. Ranges. Herrliche Aussicht auf das Meer. Wundervoller Park.
Hotel Continental. Erstklassiges Familienhaus. Mäßige Preise. Vorzügliche Küche.
Hotel Miramare, Hotel Esperia. Beide Hotels in herrlicher Lage. Mäßige Preise.
Hotel Royal. I. Ranges. Herrl. Lage. Mod. Komf. Mäß. Preise.

Dolomiten-Strasse
Karersee (Carezza al lago) Canazei.
Karersee-Hotel. Führ. Haus d. Dolomiten. Ideale Höhenstationen in romantischer herrlicher Lage. 480 Betten. Zimmer m. Privatbad.
Hotel Latemar. In schönster waldreicher Lage. Mod. Komfort.

Gries bei Bozen.
Pension Quisisana. Pension von 35 L. an. Herrlich gelegen.
Savoy-Hotel. Haus ersten Ranges. Pension von Mk. 7—10.

Meran
Pension Aders. Familienhaus ersten Ranges. Mit grossem Park.
Bavaria-Hotel. In großem Palmengarten. Fließendes Wasser.
Hotel Frau Emma. Das Haus von Weltruf.
Hotel Finstermünz. Vornehmes Familienhaus.
Gilmhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.
Pension Hampl. Altrenommiert.
Schloß Labers. Schloßhotel am Walde.
Hotel Maendl. Herrliche Lage. Alle Zimmer mit Balkon.
Sanatorium Martinsbrunn. Mod. Heilbehelfe. Großer Park.
Park-Hotel. Das ruhige vornehme Haus mit 180 Betten.
Hotel Ritz und Pension. Fließendes Wasser.
Savoy-Hotel. Erstkl. Schweizer Hotel an der Promenade.
Sanatorium u. Diätkuranstalt „Stefani". Alle mod. Kurmittel. Dr. Binder.
Pension Tschoner. Bestbekannt. Haus, im eigenen Park, ruhig und staubfrei gelegen.
Hotel und Pension Windsor. I. Ranges.

Rapallo
Gross. Kur- u. Badeort a. d. Riviera in der Nähe v. Genua, Sommer- u. Winteraufenth., erstkl. Hotels u. Pens.

San Martino di Castrozza.
Palace Hotel Sass Maor. Familienhotel in schönster Lage am Walde, 250 Betten.

Riviera-Levante, Santa Margherita
27 Minuten von Genua, erstkl. Kur- u. Badeort, in sonniger geschützter Lage. Das ganze Jahr geöffnet.
Hotel Imperial Palace, führend. Haus, schöne Lage, grosser Park.

Stresa
Grand Hotel et des Iles Borromees. Luxus. Haus direkt am See. Mittelpunkt der Eleganz und Sportwelt.

Lido-Venedig
Der schönste Strand der Welt!
Grand-Hotel des Bains. Allerersten Ranges.
Excelsior Palace-Hotel. Luxushaus.
Grand Hotel Lido. Aussicht auf Venedig.
Hotel Villa Regina. Erstklass. Eigenheim.

Venedig
Hotel Bristol-Britannia am Canale Grande. Einziges Deutsches Haus I. Ranges.

→ In allen diesen Hotels und Pensionen liegt die Leipziger „Illustrirte Zeitung" zur Lektüre auf. ←

Deutsche Schiffsnamen und das Ausland. Die Hamburg-Amerika Linie wird, um ihrem Überseeverkehr eine besondere Note zu geben, im kommenden Jahr zwei Passagier-Motorschiffe mit einem Raumgehalt von je 16 000 B. R. T. mit den Namen „St. Louis“ und „Milwaukee“ in ihren Hamburg-Neuyork-Dienst einstellen. Hierzu schreibt „Shipbuilding and Shipping Record“, ein führendes englisches Schiffahrtsblatt: „Der Entschluß der Hapag, ihren beiden 16 000 Tons großen Motorschiffneubauten vom „Cleveland“-Typ die Namen „St. Louis“ und „Milwaukee“ zu geben, ist nicht ohne Interesse und Bedeutung. Die Schiffahrt hat internationalen Charakter, und man darf annehmen, daß die für die beiden neuen Motorschiffe gewählten Namen durchaus populär und vom Standpunkt der Reederei auch rentabel werden. Das Reisepublikum hat für Schiffsnamen bekanntlich ein gutes Gefühl und umgibt sie nicht selten mit einer gewissen Romantik. Kluge Reeder, die diese Neigung kennen, berücksichtigen sie. Die Politik der Hapag zeigt Verständnis für die Empfindungen ihrer amerikanischen Passagiere, denen sie einen nicht unbeträchtlichen Teil ihrer Einnahmen verdankt. Ihre Entscheidung, die Gattin des Neuyorker Bürgermeisters zur Taufe des Dampfers „New York“ nach Hamburg zu bitten, war zweifellos außerordentlich klug und ihr Entschluß, den früheren Harriman-Dampfern die Namen „Resolute“ und „Reliance“, Namen, die allen Amerikanern als die der Verteidiger des berühmten „American-Cup“ teuer sind, zu belassen, zeigt ebenfalls, welche Bedeutung den Schiffsnamen im internationalen Passagierverkehr zukommt.“

Die Volkstrachten des Harzes wieder aufleben zu lassen, strebt der Harzer Verkehrsverband in Wernigerode an. Während früher die Trachten mit Stolz getragen wurden, sind sie jetzt bei den jungen Leuten aus Furcht, als „bäuerisch“ oder „altmodisch“ verspottet zu werden, nicht mehr beliebt. Um Vorurteile gegen die auch kulturell wertvollen alten Trachten zu beseitigen und die Eigenart der Tracht zu erhalten, soll ein aus allen Bevölkerungskreisen zusammengesetzter Ausschuß gebildet werden. Durch Volksunterhaltungsabende, Heimat- und Trachtenfeste, die möglichst in Verbindung mit Zusammenkünften und Tagungen von Vereinen und Verbänden stattfinden, soll der Sinn für heimatliche und bodenständige Kunst und Kultur, die sich nicht zuletzt in den Trachten auswirkt, wieder geweckt und gepflegt werden.

In der Sammlung J. J. Webers illustrierte Handbücher erschien soeben:

Die Astrologie.

Entwicklung, Aufbau und Kritik
von
Prof. Dr. Arthur Krause.

Mit 50 Abbildungen. Gebunden 7,50 Reichsmark.

Die Astrologie hat in den Jahren nach dem Kriege eine so große Ausbreitung erfahren, daß es eine wichtige Aufgabe geworden ist, zu untersuchen, wie weit sie für die jetzige Zeit noch Geltung hat. Ihre Geschichte lehrt, daß sie einst in Verbindung mit den Vielgötterreligionen des Altertums eine Bedeutung hatte, die ihr bei der Aufstellung des damaligen Weltbildes einen bestimmenden Einfluß erwirkte. Schon aus diesem Grunde ist es wünschenswert, sich in ihre Geschichte zu vertiefen. Aber auch später, im Mittelalter und im Beginn der Neuzeit, hat sie in Verbindung mit der christlichen Religion ihre Herrschaft über die Menschheit ausgeübt, so daß die Kultur dieser Zeiten gar nicht zu verstehen ist, wenn man nicht die Astrologie ihrem Wesen nach kennenlernt. Das aber ist nur möglich, wenn man sich auch in den Aufbau des Horoskops vertieft. Deshalb gibt das Buch im Anschluß an den historischen Teil einen kurzgefaßten Überblick über alle Rechnungen, die zur Aufstellung eines Horoskops notwendig sind. Auch eine Auswahl von Deutungsregeln, und zwar ganz systematisch geordnet, nicht, wie man es oft findet in wirrem Durcheinander, wird gegeben. So ist es möglich, zu den Fragen, die die Geschichte der Astrologie, der Aufbau des Horoskops und die Deutungsregeln aufrollen, selbst Stellung zu nehmen. Im letzten Teil des Buches folgt eine Kritik der Astrologie und ihrer Deutungsregeln. Es wird versucht, durch Besprechung aller in den ersten Teilen behandelten Einzelheiten in der Astrologie Wahres und Falsches von einander zu trennen. Der moderne Mensch muß zu allen Problemen der Zeit Stellung nehmen. Dazu gehört auch die Astrologie. Sie ist ein Teil der mystisch gerichteten Strömungen unserer Zeit, und daraus erklärt sich zu einem guten Teile ihr Wiederaufleben nach dem großen Kriege, nachdem sie während der letzten beiden Jahrhunderte nur wenig, wie ein unter der Asche weiterglimmendes Feuer, hervorgetreten war. Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber, Leipzig C 1.

LEIBNIZ-KEKS UND

PANGANI-GEBÄCK
DUVE-KEKS
BUNTE WAFFELN
NI•O•NE KEKS
OTHELLO
MARSCHNER-KEKS
NOCH EINE WAFFEL
KÄSE-WAFFELN
APFELSINEN SCHNITTE
IN TET PACKUNG

VON

TET

H. BAHLSENS KEKS-FABRIK A.-G., HANNOVER



Des Hauses Sonnenschein

beim kindlichen Spiel, mit freudigem oder tränenerfülltem Auge — das sind Momente, die jede Mutter, jeder Vater im Bilde festhalten sollte. Nichts ist leichter als das! Natürlich nur mit

Zeiss Ikon Cameras

und auf Zeiss Ikon-Film.



Lassen Sie sich von Ihrem Photohändler beraten und verlangen Sie bei ihm oder von uns kostenlos einen Photo-Katalog.

Zeiss Ikon A.G. Dresden 34

Ortizon

MUNDPFLEGE

ausüben, heißt: sich wirksam gegen ansteckende Krankheiten schützen, deren Keime durch den Mund eindringen.

Ortizon-Mundwasser-Kugeln machen den Mund sofort geruchfrei, bleichen allmählich die Zähne, desinfizieren gründlich und nachhaltig, ohne wie viele andere Mittel, Zahnschmelz und Schleimhäute zu schädigen. Ortizon wirkt gleichzeitig blutstillend und heilend, ein großer Vorzug bei Wundsein des Gaumens, Bluten des Zahnfleisches, Entzündung der Schleimhäute.

Beginnen Sie noch heute mit der Ortizon-Mundpflege. Sie werden ein dauernder Anhänger des vorzüglichen Präparates. Original-Packung „Bayer" in allen einschlägigen Geschäften zu M. 2,25 erhältlich.

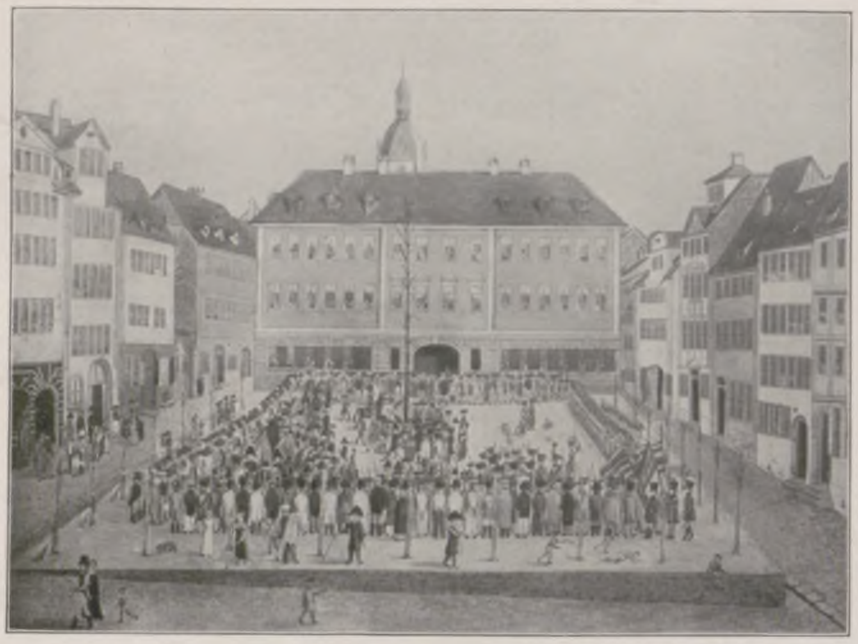


Illustrirte Zeitung



FEIERSTUNDE

GEMÄLDE VON PROF. HANS BEST



Die Pflanzung der Eiche am Friedensfest zu Jena am 19. Januar 1816. (Zeichnung von C. Lincke.)



Vor 110 Jahren: Ansprache des Rheinländers Rödiger beim Feuer auf dem Wartenberg am Burschenfest auf der Wartburg am 18. Oktober 1817.

Wartburgfest.

Zur 110. Wiederkehr des ersten Wartburgfestes der Deutschen Burschenschaft am 16.–18. Oktober. – Von Studienrat Hans Hauske



Die Jenaer Burschenfahne: Rot-Schwarz-Rot mit goldenem Eichenzweig und goldenen Fransen. Gestiftet „Von den Frauen und Jungfrauen zu Jena am 31. März 1816".

Frischauf! Frischauf zur Burschenfahrt,
Ihr Jungen und ihr Alten!
Wir wollen heut' nach unsrer Art
Den großen Festtag halten!

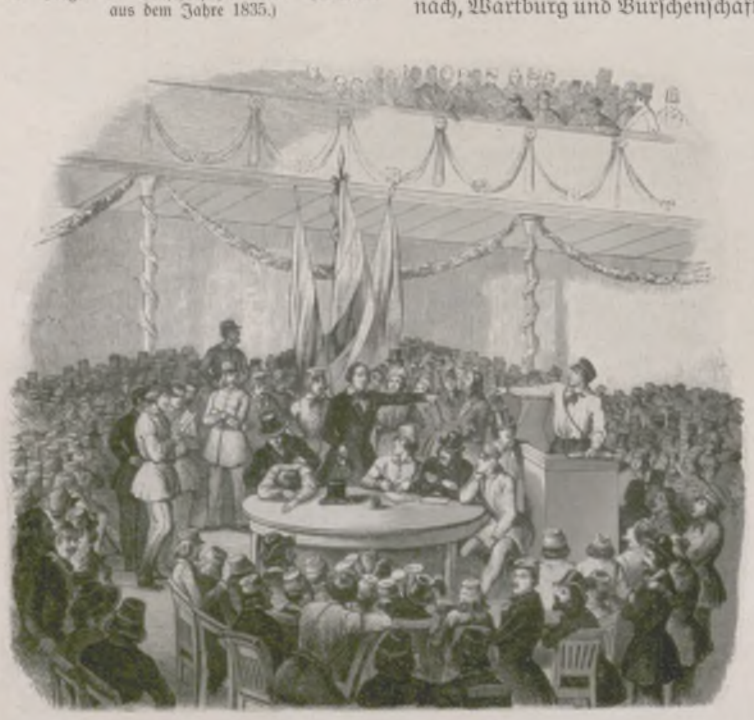
Mit diesen Liedworten rief die Burschenschaft ihre Getreuen zum 1. Wartburgfest nach Eisenach. So war es 1817 und immer wieder in späteren Jahren, in denen nach *ihrer* Art die Burschenschaft auf der Wartburg ihre Feste feierte. Warum auf der Wartburg? In der Antwort auf diese Frage liegt die eigene Art der Burschenschaft beschlossen. Wohl war die Burschenschaft in Jena in den Tagen von Ligny und Waterloo Anno 1815 entstanden. Wohl feierte sie in Jena manches erhebende Fest, zum erstenmal in Erinnerung an den Friedensschluß das Fest der Pflanzung der Friedenseiche im Jahre 1816 und später das 75jährige Jubiläum im Angesicht ihres neuerbauten Jenaer Burschenschafterdenkmals. Aber der Wartburggeist der Burschenschaft, die Gesamtheit der Gedanken, die sich um den Sängerwettstreit, um die hohe Frau Elisabeth, um die kühne Tat Martin Luthers, um die ehrliche Erfüllung des Verfassungsversprechens des Burgherrn Karl August und um das hohe erste Fest der ganzen deutschen Jugend von 1817 ranken, der Wartburggeist verknüpft unauflöslich Eisenach, Wartburg und Burschenschaft.



Eduard Graf v. Keller, der Träger der Burschenfahne 1817. (Gemälde aus dem Jahre 1835.)

Die Wartburg ist Heimat der Burschenschaft. Die Wartburg ist Symbol der Burschenschaft.

Wartburggeist ist Burschenschaftergeist. Wir fühlten soeben die Töne anklingen, die diesen Geist charakterisieren. Die Wartburgsymphonie aber beherrscht heute und immerdar der Dreiklang von Ehre, Freiheit, Vaterland. In nie wieder gefundenen Tiefen der Empfindung, in nie wieder erreichter Schönheit der Sprache gaben diesen Akkorden die Burschen des ersten Wartburgfestes ihren Sinn. Es liegt ein sinniger Zauber über dem, was ein Riemann, der Prediger auf der Wartburg, und ein Rödiger, der Feuerredner auf dem Wartenberg, damit fühlten und sagten. Zum erstenmal hatte deutsche Jugend sich als einen Teil und als Glied deutscher Nation empfunden und als einen verantwortungsbeladenen Träger und Schöpfer allgemeindeutscher Zukunft begriffen. Alle Deutsche sind Brüder und sollen Freunde sein! Welches Bekenntnisses sie auch seien, welches Standes und welcher Herkunft, eins sind sie *durch* das Vaterland. Eins sind sie *im* Vaterland, das keine Grenzgräben im Innern hat, das seine Grenzpfähle erst am Rande des deutschen Volkstums findet. In den Tagen Friedrichs des Einzigen, der deutschen klassischen Dichtung, der deutschen Romantik hatte das deutsche Herz zu *schlagen* begonnen. Auf der Wartburg begann es zu *hämmern*!





Vom Wartburgfest der deutschen Studenten während der Pfingsttage 1848: Links: Studentenparlament im Saale der „Erholung" zu Eisenach am 12. Juni. — Rechts: Das Fest auf der Wartburg am 12. Juni. (Nach zeitgenössischen Zeichnungen aus der „Illustrirten Zeitung".)





Links: Von der 50-Jahrfeier der Deutschen Burschenschaft in Jena vom 13. bis zum 15. August 1865: Während der Feier auf dem Eichplatz. — **Rechts:** Vom Burschenschaftsfest auf der Wartburg im Oktober 1867: Dr. Robert Keils Ansprache vor dem flammenden Holzstoß auf dem der Wartburg gegenüberliegenden Wartenberg am 18. Oktober. (Zeitgenössische Zeichnungen von C. E. Doepler aus der „Illustrirten Zeitung".)

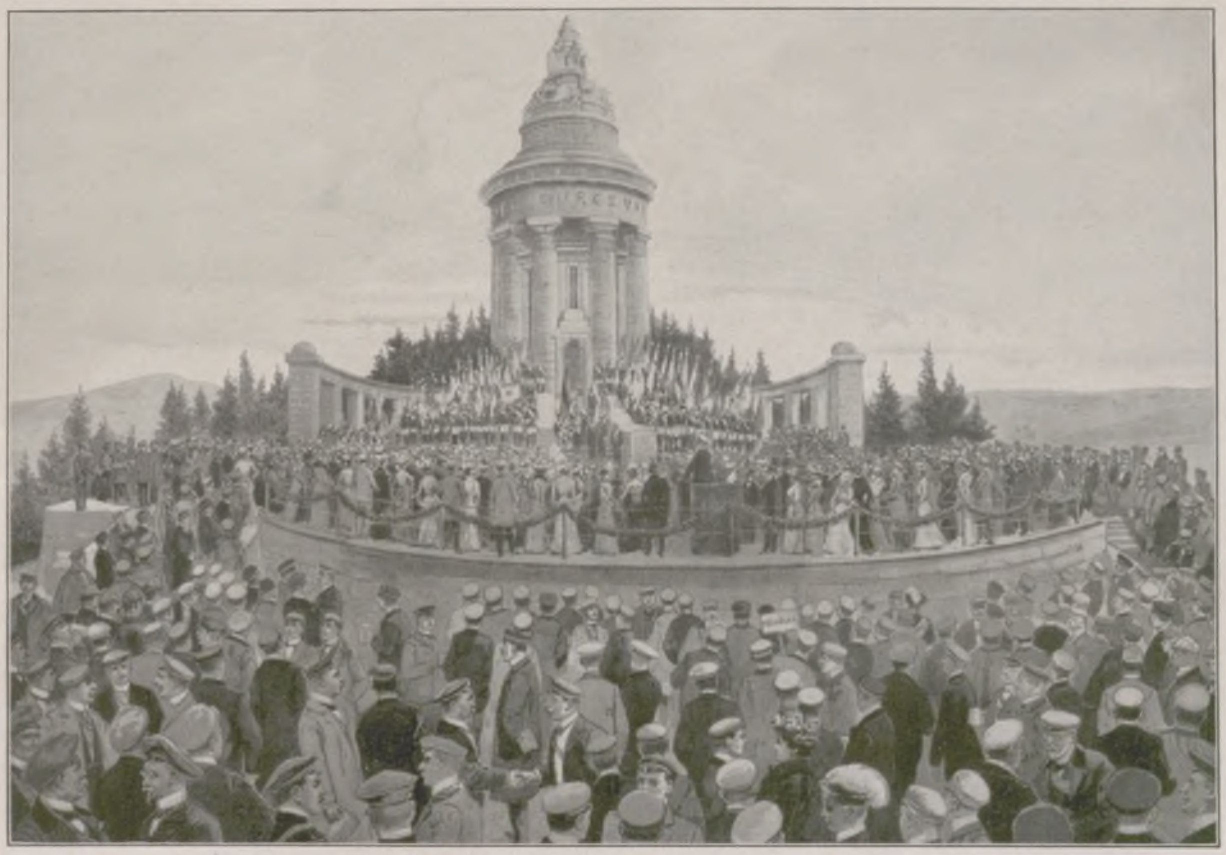




Links: Die Enthüllung des Burschenschaftsdenkmals auf dem Eichplatz in Jena bei der Burschenschaftsfeier am 2. August 1883. — **Rechts:** Von der 75-Jahrfeier der Deutschen Burschenschaft in Jena vom 4. bis zum 6. August 1890: Der Festzug auf dem Marktplatz am 5. August. (Zeitgenössische Zeichnungen von G. Broling und E. Limmer aus der „Illustrirten Zeitung".)

Nun gab es keine Ruhe mehr, bis aus Ahnen und Sehnsucht nach deutscher Herrlichkeit und Größe, bis aus Willen und Opfer der Bau des einigen und mächtigen Deutschen Reiches erstand.

Wie ein Heroldsruf tönte das Wort von der Einheit und Freiheit, von Vaterland und Reich 1817 von der Wartburg. In ganz Deutschland hallte es wider. Aber die Stunde war nicht reif. Als Phantasterei wurde verhöhnt, was Zukunftsschau war; als Meuterei wurde verschrien, was Staatswille war. Die Staatsmacht zerbrach die Burschenschaft. Aber der Geist lebte! Doch der Weg war weit bis zum ersehnten Ziel. Das Wartburgfest von 1848 erst ist der neue Markstein im Leben von Volk und Burschenschaft, die untrennbar zueinander gehören. Am 13. Mai 1848 begann es. Die Burschenschaft hatte es veranstaltet. Aber sie hatte alle anderen Verbindungen an den deutschen Hochschulen beteiligt. Die ganze Studentenschaft scharte sich unter der Fahne der Burschenschaft in einem Studentenparlament, das die studentischen und vaterländischen Belange des jungen Geschlechts gegenüber der Frankfurter Nationalversammlung vertrat. Was die 160 Burschenschafter der Paulskirche bewegte, spiegelte sich in der Wartburgversammlung von 1848. Der großdeutsche Gedanke ergriff hier Herz und Sehnen des Studenten. Es war wieder eine Hoch-Zeit burschenschaftlichen Wollens und Schaffens. Indes nicht alle Blütenträume reifen.



Die Einweihung des Burschenschaftsdenkmals auf der Göpelskuppe bei Eisenach am 22. Mai 1902.
(Zeitgenössische Zeichnung von E. Limmer aus der „Illustrirten Zeitung".)

Wartburgfest 1867! Noch siebzehn Teilnehmer des ersten Wartburgfestes konnten sich unter die alte Burschenfahne der Urburschenschaft stellen. Ein Bursch von 1817 trug sie zur Wartburg, Fritz Reuter, der für sein Bekenntnis zur



Gefallenen-Ehrung am Burschenschafts-Denkmal bei Eisenach am 16. Oktober.



Alter Herr.



Typen vom Festzuge.

Burschenschaft so bitter gelitten, war der Fahnenbegleiter. Wie nahe stand das deutsche Volk vor dem 18. Januar 1871! Wie wenig ahnte die Festversammlung von 1867 den anbrechenden Reichsfrühling! Nur der greise Horn, der das Wartburgfest von 1817 erlebte, glaubte und vertraute, daß er und Deutschland noch ein Siegesfest sehen werde, wie es in dieser Art Deutschland noch nicht gesehen hat. In das laut gewordene Nimmerwiedersehen könne er nicht einstimmen. „Noch ein wenig Geduld," rief er, „es kommt alles noch besser; nur vorwärts!" Und es ging vorwärts! Das Deutsche Reich erlebte seine Auferstehung. Die Burschenschafter hatten ihren Anteil daran, mit dem Opfer ihres Lebens und mit der Hingabe ihres Schaffens. Es war darum ein Ausdruck ihres Wesens, wenn sie auf der Göpelskuppe bei Eisenach ihr ragendes Steinmal weihten, das über die Dächer der Stadt und über den rauschenden Thüringer Wald hinweg die Wartburg grüßt. Die Einheit und Freiheit des Reiches symbolisiert der Bau: den Wartburggedanken der ersten Burschenschaft.

Im Wartburggedanken wurde auch das Fest des Jahres 1927 gefeiert. (Die 110-Jahrfeier wurde besonders festlich begangen, weil die 100. während des Weltkrieges unterbleiben mußte.) Die Lebensaufgabe der Deutschen Burschenschaft, der Erbin und Rechtsnachfolgerin der Urburschenschaft von 1815 und 1817, ist eine andere geworden, als sie einst war, weil die Lebensaufgabe unseres Volkes eine andere geworden ist. Deshalb war das Erinnerungsfest an die 110jährige Wiederkehr des ersten Wartburgfestes nicht nur der Rückschau, nicht nur der Ehrung der ersten Wartburgjugend gewidmet, sondern auch der inneren Sammlung und der Festigung in der Besinnung auf die Werte der Vergangenheit und auf die Arbeit, die der deutsche Student der Gegenwart an Volk und Vaterland zu leisten hat. Unsere Zeit hat, mit Bedauern sei es gesagt, aus dem sentimentalen Studentenfilm ein entstelltes Bild des deutschen Studenten gewonnen. Unsere Zeit hat sich gewöhnt, den deutschen Studenten zu schmähen. Sie würdigt noch immer nicht das entsagungsvolle Leben des Werkstudenten, das Ringen unseres jungen Geschlechts um eine gegründete Stellungnahme zu den Fragen, die unser Volks- und Staatsleben bewegen. Wie wenig versteht man den Grundgedanken der studentischen Korporation, die eine ideale Gesinnungsgemeinschaft für das Leben bildet, die ihre Mitglieder zu Menschen erzieht, welche ihr Ich dem Ganzen hingeben, die ihre Angehörigen zu ehrlichen und wehrlichen Gliedern des Volkes heranbildet! Wie höhnt man die studentische Sportmensur, die doch eines der besten und ungefährlichsten sportlichen Erziehungsmittel darstellt! Unsere Korporationen — das gilt nicht nur für die Burschenschaft — erfüllen eine unersetzliche Aufgabe. Sie müßten geschaffen werden, wenn sie nicht bestünden. Sie sind natürliche Bildungen nicht allein eines Geselligkeitstriebes, sondern auch eines verantwortungsbewußten Lebenswillens: durch Gemeinschaftsarbeit und Gemeinschaftserziehung zur wertvollen, für Volk und Reich sich opfernden Persönlichkeit heranzuwachsen. Der Wille zum Reinbleiben und Reifwerden unseres Walter Flex, des Herolds und Führers der heutigen studentischen Jugend, sichern und fördern Leben und Wirken unserer studentischen Bünde und nicht zuletzt ihren größten Verband, die Deutsche Burschenschaft. Möge ihr das Wartburgfest 1297 in alle Zukunft ein Wegweiser sein!

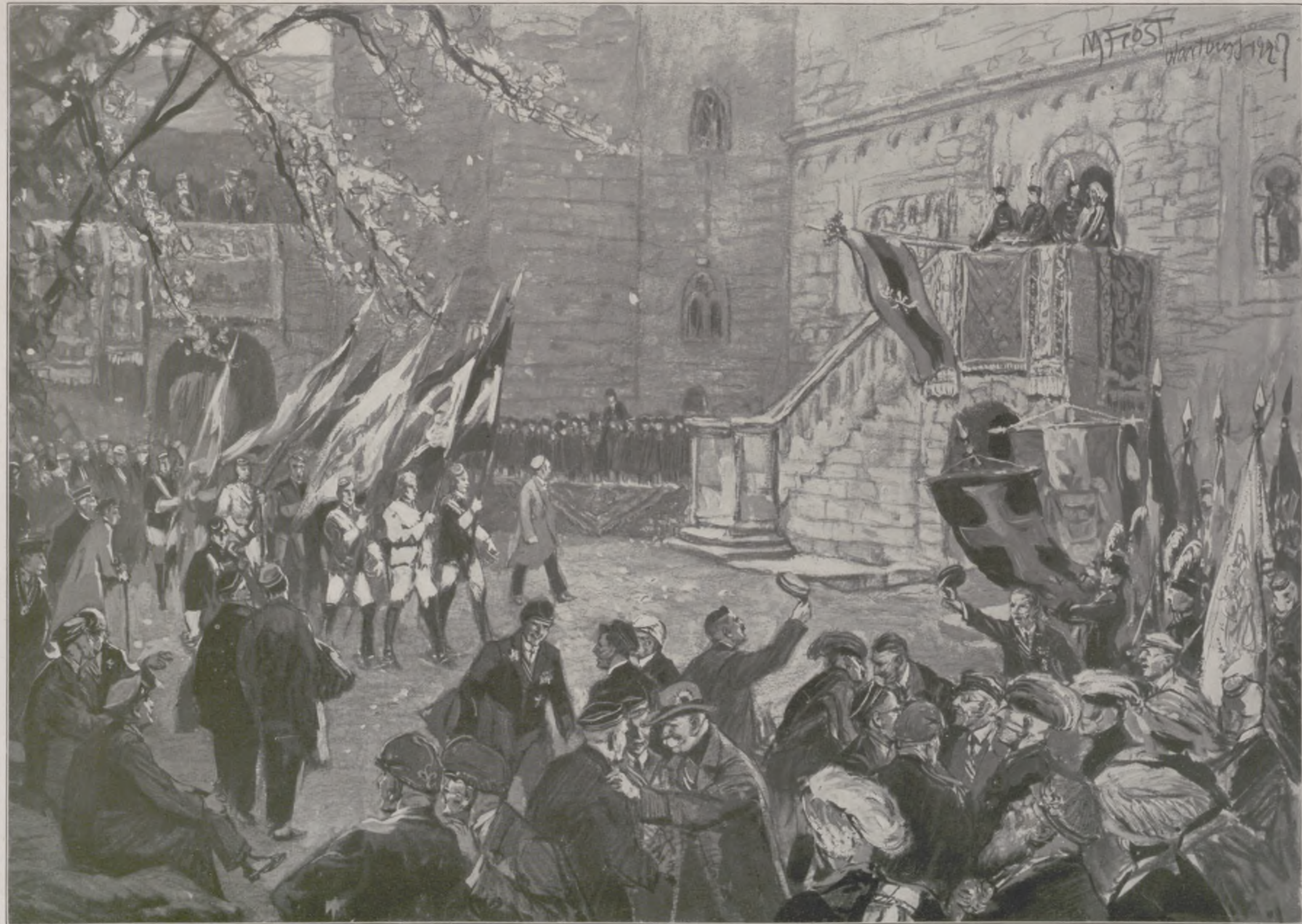




Links: Der Festzug in Eisenach am 16. Oktober: Vorbeimarsch auf dem Theaterplatz vor dem Burschenschwert und der alten Burschenfahne (1817), den Sinnbildern der Einigkeit und des Mutes. — Rechts: Fahnenträger.

DAS WARTBURGFEST DER DEUTSCHEN BURSCHENSCHAFT VOM 16. BIS ZUM 18. OKTOBER

ZEICHNUNGEN UNSERES NACH EISENACH ENTSANDTEN SONDERZEICHNERS MARTIN FROST



Vom Wartburgfest der Deutschen Burschenschaft: Die Gedächtnisfeier im Hofe der Wartburg am 16. Oktober.

Nach einer Zeichnung unseres nach Eisenach entsandten Sonderzeichners Martin Frost.



Adolf Wermuth,
Oberbürgermeister von Berlin in den Jahren 1912—1920, früherer Staatssekretär des Reichsschatzamtes, † am 12. Oktober im 73. Lebensjahre.



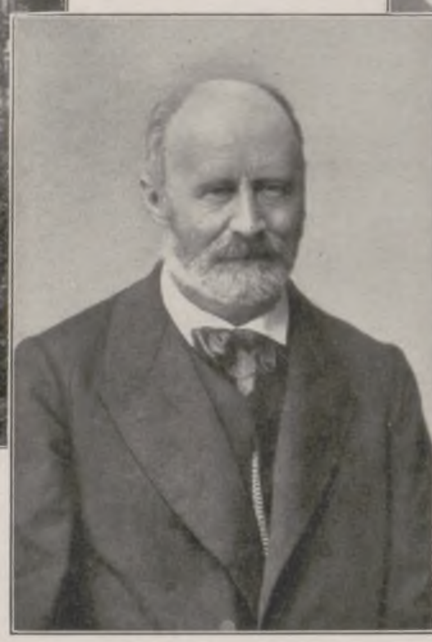
Eine standrechtliche Erschießung im unruhevollen Lande Mexiko.
Ein regierungstreuer Offizier gibt durch Senken seines Säbels das Zeichen zur Erschießung des Generals Quijano, eines Hauptführers der Aufständischen bei den letzten Unruhen.



Dr. Eugen v. Knilling,
früherer bayrischer Ministerpräsident (1922 bis 1924) und Kultusminister, zuletzt Präsident der bayrischen Staatsschuldenverwaltung, † am 20. Oktober, 62 Jahre alt.



Vom Großfeuer in dem historischen Schloß Affing bei Augsburg, einer ehemaligen Wasserburg aus dem Jahre 1684, am 16. Oktober: Das Schloß nach dem Brande, bei dem sechs Personen durch Einsturz des Turmes ums Leben kamen.



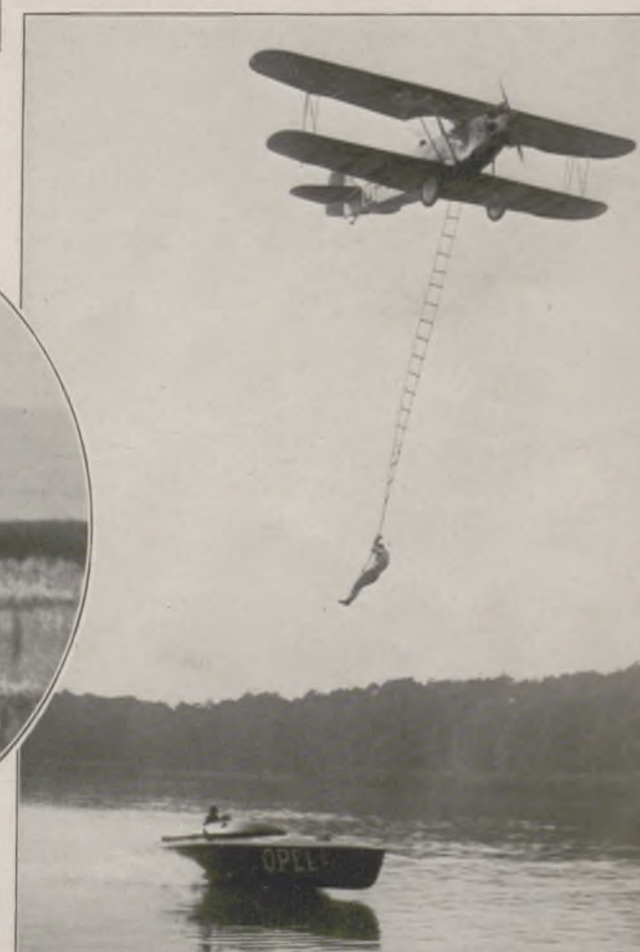
Paul de Lagarde,
der sich durch seine volkserzieherischen, kulturphilosophischen Schriften einen bedeutenden Namen gemacht hat, geboren vor 100 Jahren am 2. November, † am 22. Dezember 1891. (Vgl. hierzu den gleichnamigen Beitrag auf S. 632.)



Deutsche Automobile auch im Ausland wieder in Front: Der Präsident von Frankreich, Doumergue, besucht im Automobil-Salon 1927 in Paris den Mercedes-Benz-Stand; Begrüßung durch Direktor Schippert von der Daimler-Benz-Aktiengesellschaft.







Allerlei wagehalsige Kunststücke.
Mitte: Das hüpfende Motorboot: Der Konstrukteur des seltsamen, bootartigen Kastens, ein Engländer namens E. A. Cullus, bei der Ausführung eines Sprunges ins Wasser. — Links: Ein Meister des Kunstreitens: Der Fahnenträger auf den Schultern zweier nebeneinander galoppierender Reiter, ein Glanzstück aus den Vorführungen einer in Wien gastierenden Kosakentruppe. — Rechts: Umsteigen vom Luft- ins Wasserfahrzeug: Der Artist Hammer auf der untersten Sprosse einer Strickleiter, die an einem mit etwa 150 km Stundengeschwindigkeit fliegenden Flugzeug hängt, kurz vor dem Sprung auf das gleich schnell fahrende „Opel II", eines unserer schnellsten Rennboote, gezeigt auf dem Templiner See bei Potsdam.

DIE GEFANGENEN DES GAURISANKAR

ROMAN VON OTFRID VON HANSTEIN

(3. Fortsetzung.)

Es war in der Nacht.

Der Gesub Rimpotschen saß noch wach in dem größten Zimmer des Tempelhauses, das man ihm angewiesen. Vorzüglich war das Mahl, das die Gastfreundschaft ihm geboten hatte, und er war zufrieden. Neben ihm stand ein Lama im gelben Gewand, einer der untergeordneten, dienenden Brüder, die die Ming dscheng tusse bestochen hatte.

„Morgen, bei der Feier, wird der Heilige sterben. Der Koch mischt den Rest des Giftes in den heiligen Opfertrank."

„Wo ist das Kind mit den sechs Fingern und den sechs Zehen, das ich mit mir brachte?"

„Bei einer Witwe unterhalb des Klosters, die vor wenigen Tagen ihr nachgeborenes Kind verlor und jetzt jenes säugt."

„Morgen stirbt der Heilige. Bis zweimal die Sonne ihren Lauf nach dem Tode des Heiligen vollbrachte, werden wir warten. Dann wirst du laut schreiend in das Kloster stürmen und verkünden, daß du das Kind und damit den neuen Buddha gefunden."

„Was ist mein Lohn?"

„Du wirst zum Priester befördert."

„Es wird geschehen, was du befiehlst."

*

Die Nacht war dunkel. Schwere Wolken hingen am Himmel, Frühlingsstürme tobten in den Bergen, im Tal war es warm, und dicht fiel klatschender Regen auf die Dächer des Klosters. Ein Mann schritt einsam die steinernen Treppenstufen hinunter, ging durch vom Regen vereinsamte Gäßchen, verschwand in einem der Tempel und schloß sorgsam hinter sich das bronzene Tor. Es war Taschka Tsonga, der Arzt. Tiefe Dunkelheit herrschte im Tempel, aber er kannte den Weg. In einer verborgenen Ecke öffnete er eine versteckte Tür in der Statue der Mutter Buddhas und trat in das Innere des Kolosses. Hier entzündete er eine Fackel und stieg eine enge Wendeltreppe hinunter. Es war schlüpfrig und dumpf in dem Innern der Erde, und Modergeruch drang ihm entgegen. Vorsichtig mußte er treten, denn dicht neben der Treppe gähnte ein schwarzes Loch. Das Loch, in dem der Wildbach verschwand, der unterirdisch bis hierher kam, um unterhalb des Klosters als kleiner Strom wieder aus dem Felsen zu brechen. Der Arzt ging langsam und gebückt durch diesen Gang, den das Wasser in das Gestein gewühlt hatte, vorwärts bergauf. Um seine nackten Füße spülte Wasser. Das Regenwetter begann die Schneemassen zu tauen und den Bach wieder zu speisen. Auch von den Wänden tropfte Wasser und drohte die Fackel zu löschen. Der Arzt murmelte vor sich hin: „Höchste Zeit, morgen wäre es schon zu spät."

Der Weg war mühsam. Bald galt es, auf überspülten Stufen emporzusteigen, bald, sich zu bücken und fast zu kriechen, und lang war dieser unterirdische Wasserlauf, der sich durch die Berge gefressen. Fast zwei Stunden hatte Taschka Tsonga sich vorwärts zu kämpfen, während zuletzt schon das Wasser über seine Knöchel hinwegging, und als er das letzte Stück auf bronzenen, in den Fels gelassenen Sprossen aufstieg und sich durch den Spalt in das Seebecken zwängte, stürzte ihm bereits ein Wasserfall über das Haupt.

Nun huschte er die Steintreppe im Innern des Tempelfelsens empor und stand in der Statue. Er warf das nasse Gewand ab, trocknete an einem dort liegenden Tuch sorgsam die Füße, klomm zu den Augen der Gottheit hinauf und sah in den Raum. Heinz Schröder und Elisabeth schliefen fest, auch der Engländer nebenan atmete ruhig.

Das Herdfeuer knisterte leise, und das Kind lag auf dem einen der Daunensäcke mit großen offenen, blauen Augen.

Es war keine Zeit zu verlieren. So kletterte er wieder in der Statue herab und öffnete die Tür im Rücken. Nach ein paar eiligen Schritten stand er vor dem Kind, dessen Gesicht sich sofort zum Weinen verzog. Er starrte es mit durchdringenden Augen an, tat ein paar Striche, und das Kind fiel in hypnotischen Schlaf.

Eben machte die Mutter eine Bewegung. Hochaufgerichtet, jede Fiber gespannt, ein Dolchmesser in der Hand und bereit, das Kind mit Gewalt zu rauben, stand Taschka Tsonga und lauschte.

Elisabeth seufzte einmal und schlief wieder ein. Keine Muskel an dem Körper des nackten Mannes verriet seine Erregung.

War auch diese Minute kostbar, konnte die nächste schon ihm den Rückzug versperren. Er wartete Minuten, dann huschte er wieder vorwärts, nahm mit raschem Griff das schlafende Kind, hob es auf, sah sich noch einmal um und verschwand mit ihm in dem Innern des Buddhabildes. Geräuschlos schloß sich die Tür hinter ihm. Er hastete Stufen hinunter. Unter dem Bild war eine viereckige Kammer in den Felsen gehauen, aber in Bodenhöhe war diese durch eine schwere Bronzetafel zu verschließen. War dies geschehen, dann mußte jeder Nichteingeweihte glauben, die Bronzetafel sei einfach der Boden der Statue. Taschka Tsonga wuchtete die schwere Tafel an ihre Stelle, aber ehe der Spalt sich völlig schloß, bestreute er geschickt das Metall mit dem Staub, der überreich in der Kammer lag. Dann schloß er sie völlig und schob zwei dicke Bronzestangen von unten in die vorgesehenen Klammern. Nun war es völlig ausgeschlossen, von oben eine Öffnung zu ahnen oder gar zu erschließen.

Taschka Tsonga nahm eine große Decke, die auch in der Kammer gelegen, und hüllte das jetzt leise wimmernde Kind darin ein. Hätte es auch laut geschrien, die Eltern hätten es nicht mehr zu hören vermocht.

Er huschte die Steintreppe hinab. Auch an ihrem Ende war eine Tür, aber ganz unten. Sie war schon bis über die Hälfte im Wasser, das rasch stieg, und sie war so täuschend dem Gestein in der Färbung angepaßt, daß die Europäer sie nicht bemerkt hatten.

Der Arzt stand nun in dem Kessel des Sees. Jetzt ging ihm das Wasser schon bis zu den Knien. Er hastete zu dem Spalt. Nun kam das Schwerste. Ein breiter Wasserfall stürzte sich jetzt bereits wieder in den Spalt und füllte ihn fast völlig aus. Durch diesen Wassersturz mußte der Arzt hindurch, mußte das Wasser über sich hinwegrauschen lassen, mußte mit tastenden Füßen die Bronzesprossen suchen, sich mit einer Hand halten und in dem anderen Arm das Kind tragen und es vor der Flut schützen, denn wenn es etwa starb, war alles verloren.

Er hüllte jetzt auch das Gesicht des Kindes fest in das Tuch. Dieses schrie laut, aber um die beiden herum brüllten die Wasser noch lauter.

Taschka Tsonga ließ sich in das Wasser gleiten, tauchte hinab, bückte sich über das Kind, fühlte mit geschmeidigen Zehen nach den eingelassenen Stiften. Für einen Augenblick war es ihm, als müsse er selbst in den Wirbel gerissen werden; er kletterte direkt in dem Wasser und war von ihm vollkommen überrauscht. Aber es waren nur Minuten oder weniger, dann stand er hochaufatmend in dem Gang, der hier ziemlich hoch war, so daß man aufgerichtet verharren konnte. Allerdings, das Wasser, das von Sekunde zu Sekunde zu steigen schien, ging schon bis fast an die Hüfte.

Er nahm mit zitternden Fingern die nasse Decke von dem Gesicht des Kindes und zwickte es unsanft. Es schrie! Buddha sei Dank, es war am Leben geblieben!

Ein Hasten, den Weg, den er gekommen, jetzt wieder bergab. Schlüpfrig, überströmt, bis an den Leib oft mußte er im Wasser waten, manchmal, wo er kriechen mußte, wieder völlig überflutet und nur das Kind hochhaltend und doch dessen Körper vor den Felsen wahrend. Dann wieder aufrecht und dadurch schneller. Auch hatte er jetzt keine Fackel mehr. Er hätte sie ja doch nicht halten können; sie hätte ihm auch nichts genutzt, weil das Wasser sie verlöschen mußte.

Endlich war auch dieser Weg zu Ende. Er stand an der letzten Treppe, sah schaudernd, wie das Wasser, jetzt zum Bergbach geschwollen, brüllend an ihm vorbeistürzte, wachsend mit jeder Sekunde. Jetzt wäre ein Durchdringen des Stollens kaum noch möglich gewesen.

Er stand wieder im Tempel, huschte durch die Gassen in seine völlig einsam gelegene Zelle, wo er die Vorhänge hinter sich schloß. Das Kind legte er auf den Tisch, den er mit einem Fell bedeckt hatte. Der kleine Körper war bläulich und fast erstarrt, die Augen sahen halb gebrochen aus. Die kleine Lunge arbeitete hastig.

Der Arzt nahm sich nicht Zeit, seinen nassen, vom Regen triefenden eigenen Körper zu trocknen. Nackt suchte er nach Fläschchen mit aromatischem, stark duftendem Inhalt. Er rieb den Körper des Kindes damit ein, frottierte die Haut, und bald kam wohltätiger Schweiß. Das Aussehen war wieder das eines gesunden Kindes. Es öffnete die Augen, sah den fremden Mann und begann zu schreien. Unwillkürlich lächelte Taschka Tsonga. Ein seltsamer, ein verpönter Laut! Das Schreien eines neugeborenen Kindes in dem Kloster der Mönche, das nie ein weibliches Wesen, nicht einmal ein weibliches Tier betreten durfte!

Er griff nach einer anderen Flasche. Sie war vorher schon bereitgestellt und enthielt Jakmilch. Auch ihr setzte er Kräuter zu; dann verstand er es merkwürdig geschickt, dem Kinde die Milch einzuflößen. Es trank, und die beigemischten Dinge bewirkten, daß es sofort ruhig einschlief.

Jetzt machte ihm der Tibeter ein weiches Fellager auf seiner eigenen Schlafbank und deckte es mit einem anderen Fell zu. Bis zur nächsten Nacht mußte er selbst Amme und Kinderfrau sein.

*

Ein gellender Schrei schreckte Heinz Schröder und auch Bill Hunter aus festem Schlaf. Elisabeth hatte ihn ausgestoßen. Es war Dämmerung. Eigentlich bereits Tag, später Tag, aber die Sonne drang nur langsam durch die dichten Nebelschwaden, die das eingebrochene Tauwetter um die Berge gezogen, und die sich wie dichte Schleier auf das

ganze Tal niedersenkten, während der Regen wolkenbruchartig herniederrauschte.

Heinz sprang auf.

„Was ist? Elisabeth, was ist?"

„Das Kind? Wo ist das Kind?"

Er verstand nicht, sah auf den Bettsack, auf dem das Kind gelegen, sprang zum Herd, warf trockenes Holz in die glimmenden Kohlen. Sie flackerten auf, aber der Rauch hing an der Decke des Raumes und zog bei dem Nebel nicht ab.

„Wo ist das Kind?"

Elisabeth, die notdürftig ihr Kleid übergeworfen hatte, stand mit entsetzten Augen, sah wie irre umher. Bill Hunter kam.

„Was ist?"

„Das Kind ist verschwunden."

„Wahnsinn!"

Sie blickten sich um, sie suchten am Boden. War es in der Nacht von seinem Lager geglitten? Es war spurlos verschwunden.

„Es ist geraubt!"

„Wer könnte es rauben? Das Tempeltor ist fest geschlossen, von innen mit dem Sperrbalken versichert. Sieben Monate lang war außer uns kein menschliches Wesen auf der Tempelinsel und überhaupt in der Schlucht."

„Ein Tier — ein wildes Tier —"

„Gibt es hier nicht, konnte nicht in den Tempel."

„Die Ziege —"

Eine einzige war noch übriggeblieben, aber sie lag wiederkäuend in ihrer Ecke.

„Eine Ziege frißt doch kein Kind!"

„Wer kennt tibetische Ziegen!"

„Ausgeschlossen."

Trotzdem wurde auch das Lager der Ziege durchsucht.

„Keine Spur — kein Blutstropfen, also kann es auch nicht zerrissen sein."

„Auch die Leinentücher, die ich aus meinen Hemden gemacht, und der Schal, in den es gewickelt war, sind fort."

„Dann muß es geraubt sein."

Elisabeth schrie auf.

„Die Augen im Buddha! Die ich damals gesehen!"

Sie untersuchten die Statue, fanden die Tür im Rücken, aber der Raum war leer, der Boden aus Erz und dicht mit Staub bedeckt. Heinz prüfte es, ehe er selbst hineintrat. Bill Hunter schüttelte den Kopf.

„Hier ist seit Monaten kein Mensch gewesen. Es müßten Fußtritte zu sehen sein."

Elisabeth wand sich im Weinkrampf und stieß dann wieder hervor: „Es ist geraubt! Der Spalt unten, durch den das Wasser versickert — vielleicht ein unterirdischer Weg — die Tibeter —"

Bill Hunter riß die Tür auf, kümmerte sich nicht um den hereinbrechenden Sturm und Regen, rannte an das Ufer, kam wieder zurück.

„Ausgeschlossen! Gestern wäre es vielleicht zu erwägen gewesen, heute ist durch den Tauregen der See schon wieder bis weit über die Hälfte gefüllt. Es wäre vollkommen ausgeschlossen, überhaupt zu dem Spalt zu gelangen."

Die beiden anderen, die vollkommen aufgelöste Elisabeth, der fassungslose Heinz, standen neben ihm. Braun, schmutzig wogten die Wellen des Sees bereits wieder um den Tempelfelsen; es wäre schon längst unmöglich gewesen, auch nur den Eingang zu der Treppe, die durch den Felsen zur Statue führte, zu finden. Der Spalt war von dem Wasser überflutet und der Gang, durch den der Arzt gekommen, vollständig durch den Bach ausgefüllt.

Sie waren wieder im Tempel. Die Männer standen zusammen, suchten nach einer Erklärung, waren wieder draußen, schritten durch den Regen.

„Ganz ausgeschlossen, daß ein Fremder hier war. Jede Nacht, nur nicht diese! Er hätte nicht einmal bis zu der Tempelinsel gekonnt. Zudem diese Nacht, in der die Lawinen von allen Seiten herunterbrachen und der Fels zum Wasserfall wurde. Da sollte jemand in der schwarzen Nacht über die ungangbaren Felsen gekommen sein, sollte das Kind aus dem verschlossenen Hause gestohlen und wieder den Rückweg über die Felsen angetreten haben? Sicherer Tod für Räuber und Kind!"

Gellend und von Weinkrämpfen geschüttelt, schrie Elisabeth: „Aber es ist doch fort! Es ist doch verschwunden!"

Sie suchten wieder, sie standen still und lauschten, sie riefen mit Kosenamen. Obwohl sie jeden Winkel, jede Ecke durchstöbert hatten, suchten und riefen sie doch immer aufs neue. Spähten auf den See, obgleich sie wußten, daß es ja ganz unmöglich war, daß es auch nur aus dem Tempel gekommen. Dieses erst wenige Tage alte Kind, unfähig, sich fortzubewegen, durch den Raum, in dem Hunter geschlafen, durch die verschlossene Tür! Trotzdem schoben sie ihren Kahn in das nun wieder den ganzen See füllende Wasser und ruderten suchend auf ihm umher.

Stunden vergingen. Es wurde Mittag. Die Sonne zerriß die Wolken, es wurde hell. Elisabeth lag jetzt lang ausgestreckt auf ihrem zerwühlten Lager, hielt den Schlafsack, auf dem der kleine Erwin gelegen, in ihren zitternden Händen, war stumm, biß auf ihre lallenden Lippen und hatte Augen, aus denen wirre Lichter blitzten. Bisweilen aber wand sie sich wieder in Schreikrämpfen.

Heinz war vollkommen verzweifelt. Wußte nicht, ob er sich mehr um das verschwundene Kind oder um die fassungslose Frau sorgen sollte. Bill Hunter suchte ihr einen Beruhigungstrank aus der kleinen Taschenapotheke einzuflößen. Sie sahen alle beschmutzt, durchnäßt, verwüstet aus. Die Ziege war meckernd hinausgeflüchtet, das ganze Tempelinnere war gleichfalls in Unordnung. Alles tausendmal aufgehoben und wieder fortgeworfen.

Der Tag sank, es wurde kalt, die Tür mußte geschlossen werden. Jetzt war Bill Hunter der einzige, der noch Überlegung besaß. Er fachte das fast verloschene Feuer wieder an, kochte etwas Essen, das niemand aß. Das Kind blieb verschwunden, und während Elisabeth, völlig zusammengebrochen, vor sich hin wimmerte, suchten die beiden Männer vergebens immer und immer wieder das unergründliche Rätsel zu lösen: Die Tür verschlossen, der See voller Wasser — kein Mensch — kein wildes Tier — keine Spur — kein Blut — und doch das Kind mitsamt seinen Hüllen und Decken spurlos verschwunden!

*

Lärmende Gongschläge hallten durch die Klosterräume von Getschun Gomba. Der Regen war vorüber, die Sonne lag über den leuchtenden Dächern. Pilger kamen mit beschmutzten Körpern nach furchtbarer Nachtwanderung aus den Lagern der Täler. Die Priester, die dienenden Lamas, die jungen Novizen füllten in Feierkleidern die Höfe, Hornstöße erklangen. Über die Stufen, Gänge, Gassen und Treppen, die man schnell mit kostbaren Teppichen belegt hatte, stiegen alle in feierlichen Prozessionen zu dem großen Ehrenhof vor dem Haupttempel hinan.

Wieder die Muschelhörner, dann warfen sich über vierhundert Mönche und Lamas, alle in den gelben Gewändern der Gelugba, zu Boden. Das Tempeltor tat sich auf. Gestützt, mehr getragen als schreitend, kam der Heilige, der Kutuchtu, der in Menschengestalt verkörperte Buddha.

Er war blaß; sein junges Gesicht trug die Züge eines leidenden Greises. Sein langes, fließendes Gewand war aus gelber Seide, darüber der Gebetschleier von gleicher Farbe; eine hohe gelbe Mütze saß auf dem Haupte, und ein Baldachin, geschmückt mit Federn und kostbaren Edelsteinen, schwebte über ihm, von vier Priestern getragen. Ein unsichtbarer Priesterchor sang mit feierlicher Stimme ein ergreifendes Loblied zu Ehren Buddhas, währenddessen setzte man den kranken Heiligen auf den prunkvollen Thron.

Wieder Hörner, Maskenträger tanzten heran, alle die hundert verschiedenen Gestalten des großen Buddha verkörpernd, ein Holzstoß loderte auf, neben ihm stand der Chanzo Cusho und erhob mit der Hand eine Pergamentrolle.

„Sieh herab, großer Buddha! Auf dieser Rolle sind aufgezeichnet alle Sünden, die im vergangenen Jahre geschehen. Laß sie in den Staub des Vergessens dahinschwinden, wie dieses Pergament im Feuer vergeht."

Während die Rolle in den Flammen lodernd verging, sprach Tschukang weiter. Sprach von dem Frieden zwischen den Gelben und Roten, und neben ihm stand in seiner roten Seide der Gesub Rimpotschen. Dann hoben beide die Arme empor.

„Lange lebe der Heilige, wenn er aber einmal sein Gefäß zertrümmert, um ein anderes zu erwählen, dann mag er selbst, er, der allmächtige Gott, uns ein Zeichen geben. Ist es ein weißes Kind mit strohfarbenem Haar und blauen Augen, in das seine Seele den Weg findet, dann will er, daß auch in Zukunft das Kloster den Gelugbadienern gehöre. Ist es aber ein Kind mit sechs Fingern und Zehen, das er erwählt, dann sollen die roten Lamas der Ming dscheng tuffe die Herren des Klosters werden, und beide schwören wir, dem Gottesurteil zu gehorchen. Dem Gott zu gehorchen, der eines oder das andere dieser beiden Kinder zuerst sendet."

Sie leisteten beide den Schwur. Der Heilige stand aufrecht, und gestützt von zwei Priestern, hob er segnend die Hand. Man reichte ihm das Trankopfer dar, er trank und sank ohnmächtig zurück.

Der Arzt und der Kampu Bombo beugten sich tief über ihn.

„Buddha ist von uns gegangen! Heil Padmasanhawa!"

In ehrfurchtsvoller Trauer lagen die Lamas auf dem Boden und murmelten die Gebete, während die obersten unter ihnen den toten Heiligen mit dem gelben Schleier bedeckten. — — —

Nacht im Kloster. Wieder schlich Taschka, der Arzt, leise durch verstohlene Gäßchen und durch ein heimliches Tor ins Freie. Sein Arm trug das schlafende weiße Kind.

Abseits das Haus eines Jakhirten. Eine elende Hütte. Drinnen schlafend der Mann, das junge Weib, neben ihr das Kind, das sie am Morgen geboren. Leise löst es der Arzt aus ihrem Arm und legt ihr dafür das weiße Kind an die Brust. Dunkel war es in der Hütte, und sie schliefen fest.

Taschka Tsonga war wieder im Freien. Hielt das nackte tibetische Kind im Arm und preßte seine Hand um den zuckenden Hals. Er stand an einer Schlucht, durch die der Bach tobte, derselbe, der oben den Tempelsee mit seinem Wasser füllte, den Stollen durchlief und hier wieder zutage trat. Achtlos warf Taschka Tsonga das tibetische Würmchen in den aufschäumenden Bach — dann kehrte er zufrieden lächelnd in das Kloster zurück.

(Fortsetzung folgt.)



Zum Tode des im 69. Lebensjahre verstorbenen berühmten Berliner Chirurgen Geheimrat Prof. Dr. Otto Hildebrand am 19. Oktober: Prof. Hildebrand bei einer Darmoperation im Operationssaal der Charité zu Berlin. (Phot. Heinr. Lichte & Co., Berlin.)



Zwei Welten begegnen sich.

Vom Besuch des spanischen Königspaares in Marokko: Der Großwesir bei der Begrüßung an der königlichen Loge am 10. Oktober. (Links König Alfons, rechts Königin Viktoria Eugenia, dahinter in der Mitte Primo de Rivera.)

Meisterwerke englischer Malerei aus drei Jahrhunderten

auf der Ausstellung englischer Kunst in Wien.



William Hogarth (1697—1764): Damenbildnis, angeblich Hogarths Frau darstellend.



Sir Thomas Lawrence (1769—1830): Viscount Castlereagh.



Sir Joshua Reynolds (1723—1792): Cupido und Psyche.

Die Wiener Sezession, die in den zwei letzten Jahren repräsentative Zusammenfassungen deutscher und französischer Kunst gezeigt hat, vervollständigt nun die Übersicht über den künstlerischen Werdegang des heutigen Europas durch eine englische Ausstellung von eindringlicher Wirkung. Gemeinsam mit dem Verein der Museumsfreunde und unterstützt von der Anglo-Austrian Society in London, hat sie es erreicht, aus englischem Privatbesitz — den staatlichen Sammlungen ist dort statutenmäßig das Verleihen ihrer Objekte untersagt — eine überraschende Fülle an Material von außerordentlicher Qualität zu gewinnen, doppelt bedeutsam, weil es ermöglicht, die Entwicklung der englischen Malerei historisch zu überblicken.

Die Grenzen wie die Möglichkeiten der Malerei Englands ergeben sich aus der Aufgabe, die der Kunst in einem Volke von ausgesprochen staatsbürgerlicher Veranlagung zufallen. Sie wird, im Gegensatz zu der Rolle, die sie als Deutung und Verklärung sinnlicher Erlebnisse der Rasse in Frankreich oder als subjektives und weltanschauliches Bekenntnis des einzelnen in Deutschland spielt, eine Angelegenheit der Gesellschaft sein, und zwar einer Gesellschaft von alter, demokratischer Tradition. Daher ihre abgeschliffene Gleichförmigkeit, ihre hinreißende formale Kultur, der ein deutliches Ausweichen vor aller Problematik und den Abgründen entfesselter Leidenschaft gegenübersteht. Wo sich trotzdem eine dämonische Persönlichkeit zum Wort meldet, die sich den Fesseln der herrschenden Konvention entwunden hat, greift sie zur Satire, wie bei Hogarth und Rowlandson, den Stammvätern einer ganzen Generationsfolge von prachtvollen Karikaturenzeichnern.

Hogarth ist auch der einzige Psychologe unter den englischen Porträtisten. Alle anderen aus der großen Zeit der Bildnismalerei, von Gainsborough bis Lawrence, geben — unter Entfaltung eines nie vorher und nachher erreichten künstlerischen Charmes — die Verklärung der äußeren Erscheinung, das geläufige Ideal untadelhafter Gepflegtheit, den verbindlichen Typus an Stelle des kantigen Alltagsmenschen. Den Gipfel der unter diesen Voraussetzungen möglichen Leistung bedeutet der Schotte Raeburn; erlesene Distinktion der Empfindung verleiht seinen schon als koloristischen Arrangements bezaubernden Bildern den souveränen Rang geistigen Adels. — Blieb die unmittelbare Wirkung dieser Werke im wesentlichen auf ihre Heimat beschränkt, so war es anders mit einem Zweig der Malerei, der im Anfang des 19. Jahrhunderts die Blüte des Porträts ablöste: der Landschaft. Hier haben die drei großen Meister Constable, Turner und Bonington bahnbrechend gewirkt. Sie eroberten gewissermaßen die Natur aufs neue, drei grundverschiedene Temperamente, nur in der Unmittelbarkeit des Erlebnisses miteinander vergleichbar, deren gemeinsame Wirkung auf dem Festland jedoch die Entstehung des Impressionismus entscheidend beeinflußte.

Wenige Jahre später, und das Antlitz der englischen Kunst hat sich völlig gewandelt: rückschauend ins Quattrocento schafft die esoterische Gilde der Präraffaeliten: Rossetti, Millais und Burne-Jones, in unbewußter Parallele zu den gleichzeitigen Bestrebungen Puvis de Chavannes' und der allerdings mehr auf Plastik eingestellten Deutschrömer, ihre Bilder aus dem Geist der Linie,



Sir Henry Raeburn (1756—1823): Die Paterson-Kinder.



John Downman (1750—1824): Szene aus „Trick und Intrige".



Chemigraphische Anstalt von J. J. Weber in Leipzig.

Am Canale di San Marco in Venedig. Nach einem Gemälde von William Turner.

Das Original befindet sich im Besitze von Raoul Gunsbourg, Paris.



Dante Gabriel Rossetti (1828—1882): La Ghirlandata.



Sir Edward Burne-Jones (1833—1898): Flamma Vestalis.



Ambrose Mc Evoy († 1926): Viscountess Chilston.



A. R. Thomson: Bildnis eines Herrn und einer Dame.

deren schwebende und süße Melodik noch lebendig geblieben ist, während das historisch-programmatische Element der Richtung dem Geschick jedes toten Kostüms verfallen mußte: zu verstauben. Es ist charakteristisch, daß diese Kunst kaum auf die Malerei der folgenden Epoche eingewirkt hat, wohl aber auf das Kunstgewerbe, zu dessen Erneuerung im heutigen Sinne William Morris, der handwerkliche und propagandistische Weggenosse der Präraffaeliten, den ersten und richtungweisenden Anstoß gegeben hat. Ihrem Kreise verdanken auch Buchkunst und Illustration die Grundlagen ihrer jetzigen Gestalt, und allmählich verschiebt sich überhaupt der Schwerpunkt englischer Kunstleistung auf das Gebiet der Graphik.

Die Maler, im wesentlichen zum Porträt zurückkehrend, erfüllen geschmeidig — und oft mit Noblesse — die Forderungen des Salons, ohne sich jedoch in der Gegenwart auf eine altmeisterliche Tradition stützen zu können, wie ihre glücklicheren Vorgänger von Mitte und Ausgang des 18. Jahrhunderts, die noch das lebendige Erbe van Dycks verarbeiten konnten. Und so kommt es, daß die heutige künstlerische Jugend, müde eines Virtuosentums, das sie täglich vor Augen hat, sich mit Inbrunst in die Schule des Auslandes begibt, um zu suchen, was ihr die heimische Kunst der letzten Generation schuldig blieb: die Seele. Wolfgang Born.



Francis Howard: Herzogin von Marlborough.



Sir J. J. Shannon: Lady Diana Manners als Kind.



A. J. Munnings: Mein Pferd ist mein Freund.



J. M. W. Turner (1775—1851): Fischmarkt in Hastings.



Laura Knight: Sylphiden.

AUS DER AUSSTELLUNG ENGLISCHER KUNST IN WIEN







Oben links: Hermelinmantel mit weiten Ärmeln und hochgestelltem Kragen. (Phot. Kitty Hoffmann.)

Oben rechts: Zobelfehmantel mit breitem Kragen. (Phot. Kemeny-Jeney, Budapest.)

Unten links: Sealmantel mit Fehbesatz und glockig geschnittenen Ärmeln, getragen von der Schauspielerin Marion Mill. Modell: Emil Horovitz & Co., Wien. (Phot. Kitty Hoffmann.)

Unten rechts: Die Schauspielerin Trude Brionne in einem blausilbernen Lamémantel mit reichem weißen Fuchsbesatz. Modell: Weiß & Krauß, Wien. (Phot. Kitty Hoffmann.)

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

Neue Pelz-modelle



Der Geyersberg

NOVELLE AUS DEM NACHLASS VON WILHELM V. KÜGELGEN

(3. Fortsetzung.)

Florian hielt seine Schritte an und rieb sich die Stirn, dann murmelte er lächelnd: „Nun, Gott sei Dank, eine Prinzessin ist sie auch nicht, sonst würde ich sie schwerlich im Postwagen gefunden haben. Die Tante freilich ist etwas sehr von oben herab, aber solche Herablassung und Nonchalance könnte ebensogut die einer Bäckersfrau wie einer hochgestellten Dame sein. Ich hoffe, die Ebenbürtigkeit würde mir nicht fehlen."

So denkend, träumend, zweifelnd, hoffend, trieb sich unser Held noch lange um, bis ihn endlich doch die Müdigkeit übermannte und er sich niederlegte.

Die halb durchwachte Nacht mochte es verschuldet haben, daß Meister Florian andern Morgens erst halb zehn erwachte, sehr beschämend für ihn, besonders da er vom Kellner hörte, daß die Damen in Nummer 1 schon vor 8 Uhr ausgefahren seien. Es war die höchste Zeit, daß nun auch er an seine Geschäfte ging, wollte er anders um 5 im Rosental bereit sein. Mit dem Kommissionär des Hauses durchstrich er jetzt die Magazine, um sich, wie sein Vater es befohlen, probemäßig auszurüsten. Das gab viel Laufen und auch viel Aufenthalt, da die meisten Sachen für dürftigere Gestalten zugeschnitten und berechnet waren und mancherlei Änderungen notwendig wurden. Zur Mittagszeit begnügte er sich daher im Vorübergehen nur mit einer Tasse Schokolade und langte erst um 4 Uhr wieder im „Birnbaum" an, wo er seine sieben Sachen zusammenpackte, um sich für die verabredete fünfte Stunde bereit zu halten.

Viel früher schon waren die Damen mit ihren Besorgungen fertig geworden, hatten sich mit Speise und Trank gestärkt und hätten ganz zufrieden sein mögen, wenn Frau von Biestewitz nicht Kopfschmerzen gehabt und Flora in peinlicher Besorgnis geschwebt hätte, daß der eigentliche Zweck des Tages, die projektierte Fahrt ins Rosental, dadurch ins Wasser fallen werde. Mit Essigumschlägen um den Kopf saß Tante Florettchen wie ein türkischer Pascha im Lehnstuhl und sah recht bläßlich aus.

Flora stand bei ihr und streichelte ihr die kalten Hände. „Du solltest doch nach einem Arzt schicken," sagte sie, „vielleicht ist jetzt mit wenigem geholfen."

„Nach dem Doktor?" rief die Tante. „Du kennst mich schlecht, mein Lämmchen. Selbst ist der Mann, und selbst hilft die Natur sich am besten. Ich will dir ein Geheimnis sagen, Flörchen, der Doktor und der Tod sind Gevattern, die sich in die Hand arbeiten. Glaube mir, mein Kind, die meisten Menschen sterben an ihren Doktoren. Oder hast du je gehört, daß jemand ohne Arzt gestorben wäre? Da kommt dir so ein Mensch herein, tut dir die unverschämtesten Fragen, die allen Glauben übersteigen, betastet dich, wie der Fleischer ein Kalb, das zum Verkauf steht, zieht ein Gesicht, als hätte er das Siegel Salomonis verschluckt, verschreibt dir Pech, Schwefel, Teufelsdreck und Wassersuppen, und kommst du dennoch mit dem Leben davon, so wäscht er seine Hände in Unschuld. Es sind gänzlich unwissende Menschen, diese Doktoren, sag' ich dir. Das einzige, was mich bewegen könnte, einen zu befragen, wäre noch der Umstand, daß man ihnen ungestraft die Zunge zeigen darf, solang man's hat. Aber das Vergnügen ist zu gering für einen Louisdor. Au weh, mein Kopf."

„So sollte sich mein Tantchen wenigstens niederlegen", sagte Flora. „Vielleicht schläfst du, und ich will bei dir sitzen, dich vor den Ärzten zu beschützen."

„Du gutes Kindchen", erwiderte die Kranke. „Wolltest du wirklich bei der alten Tante bleiben und die Fahrt drangeben, auf die du dich gefreut hast? Aber ich werde mich nicht zu Bett legen, und du wirst mich nicht bewachen. Eve Rosine kann bei mir bleiben, und du fährst ins Rosental."

„Ich, Tante?" — „Nun, wer denn sonst?" — „Ich ganz allein ins Rosental?" — „Nicht doch, du fährst mit Reiher, wie gestern abgemacht." — „Und fände mein Tantchen das ganz passend?"

„Warum nicht, Flora! Wenn Geyer und Reiher nicht zueinander passen, so weiß ich nicht, was sonst paßt. Ist eins so langhalsig als das andere. Fürchtest du dich aber, so bleibe hier und mache mir Kompressen. Ich kann dich heute wirklich nicht begleiten."

Flora war unentschlossen. Die Tante war zwar nicht so krank, daß sie ihretwegen hätte bleiben müssen, aber der Vorschlag schien so sonderbar und abenteuerlich, und doch, wenn sie nicht darauf einging, so sähe sie Florian vielleicht niemals wieder. Doch die Ereignisse kamen ihr schnell zu Hilfe. Von der nahen Turmuhr schlug es fünf, und in demselben Augenblick trat auch Eve Rosine ein und meldete den jungen Herrn von gestern, der sogleich angenommen wurde.

Florian küßte Frau von Biestewitz die Hand, indem er sein lebhaftes Bedauern aussprach, sie unwohl zu finden. Er sei gekommen, sagte er, um verabredetermaßen ihre Befehle wegen des Rosentals einzuholen, da höre er von der Jungfer, daß sie leidend sei.

Und als die Kranke darauf erwiderte, es sei nicht der Rede wert, nur etwas Kopfweh von Hitze, Staub und Eschper, das schlimmste, daß es weh täte, erbat sich Florian die Erlaubnis, aus der Apotheke ein ihm bekanntes gutes Mittel herbeischaffen zu dürfen. Rührten die Schmerzen nämlich nicht von innerer Ursache her, so täte etwas ampfersaurer Äther, auf den Scheitel getröpfelt, oft Wunder, und zwar augenblicklich. Er werde sogleich wieder hier sein.

Aber: „Halt da," rief Tante Florettchen, „es wird nichts getröpfelt. Seid ihr denn beide rasend, mir Doktor und Apotheker auf den Leib zu hetzen, so weit sind wir noch nicht. Ich kenne mich, ich brauche nichts als Ruhe und werde morgen wieder frisch sein. Das einzige, was ich dabei bedaure, ist, daß Sie, mein Lieber, sich nun das Rosental allein besehen müssen, Sie müßten sich denn anders mit meiner Nichte begnügen wollen, die, Gott sei Dank, so gesund wie eine Ecker ist."

Diese überaus glückliche Wendung hatte Meister Florian nicht erwartet. Die Freude stieg ihm zu Gesicht, und er mußte sich Gewalt antun, sie nicht überlaut zu äußern. Sich gegen die sehr verlegene Flora verbeugend, sagte er jedoch, wie glücklich es ihn machen würde, das gnädige Fräulein begleiten zu dürfen, und wäre es jetzt recht, so wolle er den Hotelwagen sogleich bestellen.

Frau von Biestewitz nickte, und der junge Mann flog aus dem Zimmer.

„Aber, Tantchen," sagte die dunkelrote Flora, „was hast du da gemacht?"

„Nun was denn, Männchen! Willst du das berühmte Tal nicht sehen, und in so guter Gesellschaft?"

„Das schon, mein Tantchen — aber Tante, wenn's mir verübelt werden sollte, so ist die Schuld nicht mein."

Frau von Biestewitz hielt sich den Kopf und stöhnte: „Bist du bange, Lämmchen, so eile dich und gib Contreordre, solange es noch Zeit ist."

„Das geht doch auch nicht", lispelte Flora, indem sie still geschäftig Hut, Schleier, Schirm und Mantille zusammenlegte.

V.

Eine leichte Halbchaise rollte durch die heißen Straßen Leipzigs, darin saßen zwei glückselige Menschenkinder nebeneinander. Beide jedoch waren stumm und mumm, denn das Nächstliegende, wie entzückt sie nämlich über dieses unverhoffte Nebeneinander waren, hielten sie für schicklich, einander zu verbergen. Alles übrige war nicht von Interesse. Der Sturm in Florians Innerem hatte sich gelegt, er war an der Seite des geliebten Mädchens ruhig und zufrieden. Wenn sie auch taubstumm wäre, dachte er, ich wollte mein Leben lang mit ihr so durch die Welt fahren und nichts vermissen. Freilich war nicht anzunehmen, daß auch sie diesen Geschmack teilte; sie konnte Florians Schweigen für Unart halten, und so hielt er's denn endlich für angemessen, etwas zu sagen.

„Ich denke, gnädiges Fräulein," begann er, „daß das Unwohlsein Ihrer Frau Tante nicht von Dauer sein wird."

„Hoffentlich nicht", erwiderte Flora.

„Leidet sie öfter an solchen Zufällen?" — „Daß ich nicht wüßte." — „Es wäre unangenehm, wenn Ihre Reise dadurch unterbrochen würde." — „Sehr unangenehm, mein Herr."

Lange Pause. Der Wagen kreuzte die Promenade, und nach wenigen Augenblicken hatte man die letzten Häuser Leipzigs hinter sich und war im Walde. Eine weit ausgedehnte Wiesenfläche, im Halbkreis eingefaßt von prächtiger Holzung, öffnete sich dem überraschten Blicke.

Flora warf ihren Schleier zurück und sagte: „Das ist zu schön!"

„Es ist auch der Stolz von Leipzig," bemerkte Florian, „und allerdings mag es einzig in seiner Art sein, daß eine volkreiche Stadt wie diese so ohne allen Übergang von Vorstädten und Gärten unmittelbar in eine freie, sich meilenweit erstreckende Waldgegend ausläuft. Wie mit einem Zauberschlag ist man aus dem städtischen Getöse in das Heiligtum einer schönen Natur versetzt."

„Und werden wir", fragte Flora, „diesen schönen Weg behalten bis zum Rosental?"

„Im Rosental, mein Fräulein, sind wir schon mittendrin."

„Aber ich sehe keine Berge!"

Florian lachte. „Es ist dies abermals ein Unikum der Leipziger Gegend," sagte er, „ein Tal ohne Berge, wie Sancho Pansas Insel ohne Wasser. Da es jedoch so schön ist, so müssen wir den falschen Titel gelten lassen."

Inzwischen war man dem städtischen Leben doch noch nicht so ganz entrückt, als es zuerst den Anschein hatte, denn jetzt zeigte sich ein Etablissement, das einem großstädtischen Kaffeegarten so ähnlich sah

wie ein Ei dem andern, mit Musik, Zigarrenduft und allem Zubehör. Viele Menschen strömten aus und ein.

Hier hielt der Wagen, und Florian fragte, ob es dem gnädigen Fräulein recht sei, auszusteigen, ein Glas Eis oder sonst was zu genießen, oder ob sie es vorziehen würde, weiterzufahren.

„Wäre es nicht angenehm, etwas zu gehen?" sagte Flora, und damit war Meister Florian denn auch sehr einverstanden. Er hob das geliebte Wesen aus dem Wagen, befahl dem Kutscher, hier zu warten, und die beiden jungen Leute wandelten mit sichtlichem Vergnügen den Weg entlang. Da war es denn, als wenn die größere Freiheit der Bewegung die bis dahin ziemlich eingeleimten Zungen gelöst hätte; sogar das junge Mädchen plauderte so unbefangen, als wenn es mit dem neuen Freunde schon einen Scheffel Salz verbraucht hätte. Man unterhielt sich prächtig über gar nichts und schien es auch nicht übelzunehmen, als der anfangs gartenmäßig geebnete und von einzelnen Menschengruppen noch belebte Weg je länger, je weiter immer einsamer und stiller wurde, endlich jeder Spur von Pflege bar in veritable Wildnis auslief. Wurde der Wald doch immer schöner, duftiger und dichter, der kühlere Hauch des Abends immer erquicklicher unter den alten Stämmen. Flora, die rüstig neben ihrem Freunde herschritt, atmete die aromatische, lang entbehrte Waldluft mit tiefen Zügen wie einen Labetrunk und konnte es nicht bergen, wie sehr dieser Spaziergang sie befriedigte.

„Will man von den Bergen absehen," bemerkte Florian, „so könnte man sich hier zehn Schritt von Leipzig in den Harz versetzt glauben."

„Leider kenne ich den Harz nicht," sagte Flora, „wohl aber versetzt mich dieses Rosental in meine Heimat. Ich bin nämlich im Walde geboren, mein Herr", setzte sie lächelnd hinzu.

„Im Walde, gnädiges Fräulein?"

„Gewiß, mein Herr. Mein liebes Vaterhaus lag tief im Walde."

„So war Ihr Herr Vater Forstbeamter?"

„Das nicht," erklärte Flora, „aber das Besitztum unserer Familie war sehr reich an Waldung. Auf hoher Felsenklippe lag das alte Haus, von dessen Fenstern und Terrassen man weithin über die grünen Eichenwipfel bis zum Gebirge sah. Gestrüpp von Ginster und wilden Rosen zog sich am sonnigen Hang abwärts, und von unten blinkte der See auf. Ach, es war schön da! Ich glaube, Herr von Reiher, Sie würden auch gern dort gewesen sein."

„Noch lieber", erwiderte Florian, „wäre ich jetzt dort, von meinem gnädigen Fräulein geduldet und geleitet."

„Ja? Möchten Sie? Ich wollte Sie wohl führen, wo es Ihnen recht gefallen sollte. Freilich", setzte sie seufzend hinzu, „müßte ich noch das kleine Mädchen von damals sein."

„Und nun geht's gar nicht mehr?" fragte Florian. „Würden Sie mir die Tür jetzt nicht auftun, wenn ich klopfte?"

„Ich würde es gar nicht hören, Herr von Reiher, hätte auch kein Recht mehr dort. Wohl steht das alte Haus noch auf dem Felsen, doch weiß ich nicht, ob ich selbst noch Eingang fände."

Man war an einer freieren Stelle des Waldes angelangt. Die Bäume standen weniger dicht, und der goldne Strahl der Abendsonne spielte an den Stämmen, hin und wieder noch den grünen Moosteppich des Bodens streifend.

In den Wipfeln flüsterte es traulich, und das Hämmern eines Spechtes schlug den Takt dazu. Es war ein Plätzchen, wie geschaffen für Menschen, die sich was zu sagen haben. Auch sagte Flora etwas, nämlich: „Wenn es Ihnen recht ist, so ruhen wir hier ein wenig", und damit ließ sie sich auf weichem Moossitz nieder. Gern nahm Florian gegenüber Platz auf einem Baumsturz und begann nach einer Weile:

„Was Sie da vorhin sagten, gnädiges Fräulein, ist mir unverständlich, doch möchte ich durch weitere Fragen ungern einen wunden Fleck berühren."

Flora blickte freundlich zu ihm auf. Seine Teilnahme könne sie nie verletzen, sagte sie, und was man habe erleben und erleiden müssen, davon zu reden, sei tröstlicher als Schweigen.

So wagte es Florian denn, zu fragen, und geleitet von seinen Fragen setzte das vertrauensvolle Mädchen den jungen Freund mit naiver Offenherzigkeit von allen den Umständen ihres Lebens in Kenntnis, deren wir uns aus dem zweiten Kapitel dieser Erzählung wohl noch erinnern werden, selbst die hypochondrischen Besorgnisse verschwieg sie nicht, die sie vor dem ihr bevorstehenden Hofleben empfand. Während jemand redet, scheint es ebenso schicklich, ihm zuzuhören als ihn anzusehen, und so konnte es denn geschehen, daß der süße Wohllaut von Floras Stimme, die Anmut ihrer Redeweise und der lieblich wechselnde Ausdruck ihrer schönen Züge das Herz des armen, an ihren Lippen und Augen hangenden Jungen dergestalt bewältigten, daß er es ihr am liebsten gleich auf der Stelle zu Füßen gelegt hätte. Noch aber hinderten ihn daran einige Reste seines einst vom Vater gerühmten Verstandes, was um so ehrenwerter war, als seine Aussichten sich durch Floras Bericht nicht unwesentlich erhellt hatten. Der Nimbus, den ihr das Klippenhaus mit wilden Rosen, Ginster, See und weitem Waldgebiet in seinen Augen vorhin verliehen hatte, war glücklicherweise nun verblaßt, und äußere Glücksgüter waren keine Scheidewand mehr zwischen ihm und ihr. So waren auch die vielen Todesfälle, so schmerzlich für die arme Flora, dies trotz seiner aufrichtigen Teilnahme doch weit weniger für ihn, da sie ihn zu der Annahme berechtigten, daß die elternlose Waise desto freier über ihre Hand verfügen würde. Selbst ihre Abneigung gegen das Hofleben hätte ihm ganz dienlich werden können, wenn er nicht andererseits befürchten mußte, daß ihr Eintritt in die große Welt sie unausbleiblich zahlreichen Bewerbungen bloßstellen würde. In dieser Beziehung ängstigte auch ihn der Hof, und gern hätte er sich daher des geliebten Gegenstandes versichert, bevor sie dahin abging. Aber wie gesagt, trotz aller dieser Antriebe und mehr oder weniger günstigen Umstände hemmte ihn noch die vernünftige Erwägung, daß man einen festen Platz vergebens zur Übergabe auffordern werde, solange die Besatzung noch intakt ist; war er doch auch sehr entfernt, zu wissen, ob seine Gefühle erwidert würden. Zwar hatte ihm Flora bis jetzt ein so ermutigendes Vertrauen gezeigt, daß er selbst darüber erstaunt war, doch erinnerte er sich eines Wortes von Jean Paul, daß junge Mädchen immer geneigt seien, alle Männer für Brüder oder Väter zu halten. Konnte jenes beglückende Vertrauen daher nicht ebensogut der Ausdruck jugendlicher Unerfahrenheit wie der eines tieferen Gefühls sein? — Ob es nun Florian für erlaubt hielt, durch die Wendung, die er dem folgenden Gespräch gab, etwa auf den Busch zu klopfen, oder ob er ganz unwillkürlich zu seinem Zwecke kam, ist nicht mehr zu ermitteln.

„Daß einem doch die Hände so gebunden sind", sagte er, als Flora geendet hatte. „Was Ihnen der Tod geraubt, mein teures Fräulein, kann Ihnen freilich niemand wiedergeben; Sie aber vom Hofe zu erlösen, täte ich alles, auch das Äußerste, was in eines Menschen Macht steht."

„Nicht wahr," fiel Flora rasch ein, „Sie meinen auch, die Höfe sind nichts Gutes?"

„Ich kann darüber nicht urteilen," sagte der junge Mann, „da ich niemals einen Hof sah. Es wollte mir nur scheinen, als wenn mein gnädiges Fräulein sehr ungern dahin ginge."

„Ja gewiß, sehr ungern, Herr von Reiher!"

„Und glauben Sie denn, mein Fräulein, dort von irgendeiner Gefahr bedroht zu sein?"

„Gefahr, mein Herr? O nein, im Gegenteil muß ich wohl glauben, daß man mir wohlwill. Aber dieses ganze Leben, wie ich mir's denke, ist nicht für mich, und überdies gibt es Abneigungen, die keinen Namen haben, Befürchtungen, von denen man sich nicht Rechenschaft ablegen kann. Was halten Sie von Ahnungen, Herr von Reiher?"

„Dieses Gebiet", sagte Florian, „ist mir ebenso unbekannt wie das der Höfe; es fehlt mir jegliche Erfahrung. Das aber glaube ich zu wissen, daß jedes neue Verhältnis, in das wir treten, uns anfänglich dunkel scheint. Ist man erst drin, so lichtet sich's, und dann zeigt es sich nicht selten, daß man Weiß für Schwarz gehalten. Das wird sich hoffentlich in Ihrem Fall bestätigen. Freilich," setzte er stockend hinzu, „wenn es erlaubt ist, hier von mir zu reden — so möchte ich glauben, daß der Weg, den man Sie gehen läßt, mich selbst weit ernstlicher bedroht als Sie."

„Sie bedroht?" fragte Flora mit dem Ausdruck größten Erstaunens.

„Ja, mich", erwiderte jener. „Es wird mir schwer, sehr schwer, zu denken, daß dieser Abend der letzte mit Ihnen sein soll."

Flora blickte ihn erschrocken an. „Das möchte ich mir auch nicht denken", sagte sie. „Und warum denn sollte das so sein? Wir werden uns in Dornburg wiederfinden."

„Aber der Weg zum Hof", versetzte Florian, „steht einem namenlosen Malersmann nicht offen."

„Sie lassen sich", fiel das junge Mädchen mit hellem Eifer ein, „bei meiner Tante, der Oberhofmeisterin von Geyer, melden; sie wird Sie gern empfangen und das übrige sich finden. Für die ersten Tage bleibt auch Tante Biestewitz noch dort und würde es sehr beklagen, wenn Sie ausblieben. Mein bester Herr von Reiher, Sie dürfen uns das nicht antun! Wollen Sie es mir versprechen, uns in Dornburg aufzusuchen?" — Die Tränen traten ihr in die Augen, und so flehend, so allerliebst besorgt sah sie den Freund an, daß das Minimum von Verstand, was ihm geblieben, nun vollends wegschwand. Die Flut seiner Gefühle durchbrach den Schutz der Vernunft, und sich von seinem Wurzelstock erhebend, sprach er in großer Erregung:

„Ich wüßte ja auch nicht, wie ich's überleben sollte, würde mir der Zugang gerade da versperrt, wo ich ihn einzig verlangen möchte. Mein teures Fräulein! Ehe es mir das Herz zersprengt, muß es heraus: Seit jener Begegnung im Plauenschen Grunde — es war nur ein Augenblick, aber entscheidend für Glück oder Unglück meines Lebens — stand Ihr liebes Bild so hell und leuchtend, so unverlöschlich fest in meiner Seele, daß es fortan den Mittelpunkt meines Lebens bildete, um den sich alle meine besten Gedanken und Gefühle drehten. Obgleich Sie mir damals, trotz aller Bemühungen, Ihre Spur wiederaufzufinden, für immer entschwunden schienen — dieses helle Bild war mir geblieben, thronte immerdar in meinem Innern, adelte mein Herz, spornte mein Talent, ja, der Zauber dieser sanften Züge machte mich zum Künstler! Oh, daß ich weiterreden dürfte!"

Flora saß da im grünen Moos, auf ihre Hände blickend, und Tränen tröpfelten darauf herab. Sagen konnte sie nichts. Sie war durch und durch erschüttert, hatte sich des Glücks, von diesem Manne geliebt zu werden, nicht versehen.

Florian trat näher. „Habe ich Sie denn so gekränkt?" sagte er besorgt. „Mein teures Fräulein, wenn ich Sie von etwas in Kenntnis setzte, was ich vielleicht nicht sagen durfte, oh, so lassen Sie es ungesagt sein, vergessen Sie es wieder, ich flehe Sie darum an." (Schluß folgt.)





TIER-
STUDIEN

*

FARBSTIFT-
ZEICHNUNGEN
VON
OSKAR FREY

*



Oben links:
Steinadler.

Oben rechts:
Kronenkranich

Mitte:
Löwe beim Mahl.

Unten links:
Uhu

Unten rechts:
Eisbär.







Novembernebel im Hamburger Hafen.

Bleistiftzeichnung von Hans Schubert.

Die Musik der afrikanischen Neger

Negermusik? Mit diesem Wort wird kein geringer Mißbrauch getrieben. Man bringt es mit der Musik unserer Tanzdielen in Verbindung und verlegt seine Heimat nach Afrika. Vergißt, daß der Jazz in den Straßen Neuyorks oder auf Cuba von amerikanischen Mischnegern erfunden und von Routiniers für die Tanzdielen zurechtfrisiert wurde — ohne den entferntesten Zusammenhang mit dem schwarzen Erdteil.

Nein, Negermusik, wirkliche zentralafrikanische Negermusik ist etwas ganz anderes. Von denselben Gesetzen beherrscht, wie sie unsere Musik diktiert, führt sie diese auf ihre Urform zurück.

Was man heute davon weiß, ist freilich noch sehr gering. Eine Negerplastik, eine Tanztrommel kann man einpacken und mitnehmen, aber nicht die Musik dazu. Der Sprechapparat erübrigt zwar die Aufnahme nach dem Gehör, stellt uns aber vor eine Fülle von neuen Schwierigkeiten. Der Verfasser dieser Zeilen hat eine Reise ausschließlich der Erforschung der Negermusik gewidmet; er könnte viel von den tragikomischen Zwischenfällen erzählen, die oft genug den Akt der Aufnahme erschwerten oder gar verhinderten.

Überraschende Ergebnisse entschädigen für alle Mühe. Mit welchen einfachen Mitteln bringt es der Neger fertig, selbst auf unser europäisches Ohr ergreifend zu wirken! Freilich übersteigt die Länge der Lieder nur selten vier oder acht Takte, die ein Vorsänger singt und der Chor refrainartig wiederholt. Aber gerade in dieser Wiederholung liegt das Geheimnis einer unerhörten Stimmung, die das flackernde Herdfeuer und die langsam im Rhythmus bewegten Körper unterstützen; denn Tanz und Musik ist beim Neger eine unzertrennbare Einheit. Häufig finden wir sogar Gruppen, die während des Tanzes singen und sich dabei durch umgehängte Zupfinstrumente begleiten.

Diese Musikinstrumente sind von einer Verbreitung, wie wir sie uns gar nicht vorstellen können. Keine Arbeit, zu der der Schwarze seine Leier nicht mitnimmt, kein Weg, den er nicht durch seine Klimper verkürzt. Und des Abends, wenn man sich zum Biergelage vor der Häuptlingshütte versammelt hat, dröhnen dumpf und aufreizend die Schläge der Pauke durch das Dorf.

Aus den phonographischen Aufnahmen hat sich in dem Psychologischen Institut der Universität Berlin ein „Museum der Töne" gebildet. Seine Ergebnisse sind nicht nur wissenschaftlicher Art. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die ursprünglichen Melodien und die fesselnden rhythmischen Ideen des Negers für unsere Musik eine ähnliche Bedeutung gewinnen werden wie die Negerplastik für unsere bildende Kunst. **Wolfgang Weber.**





Trommler der Tikar (Kamerun).
Oben rechts: Monochordspieler in den Matumbibergen (Ostafrika).



„Orgelpfeifen": Flötenkonzert der Daggeraknaben (Ostafrika). Jeder der Knaben spielt nur einen einzigen Ton; durch folgerichtige Abwechslung entsteht ein Musikstück.



Südafrikanischer Harfenspieler.

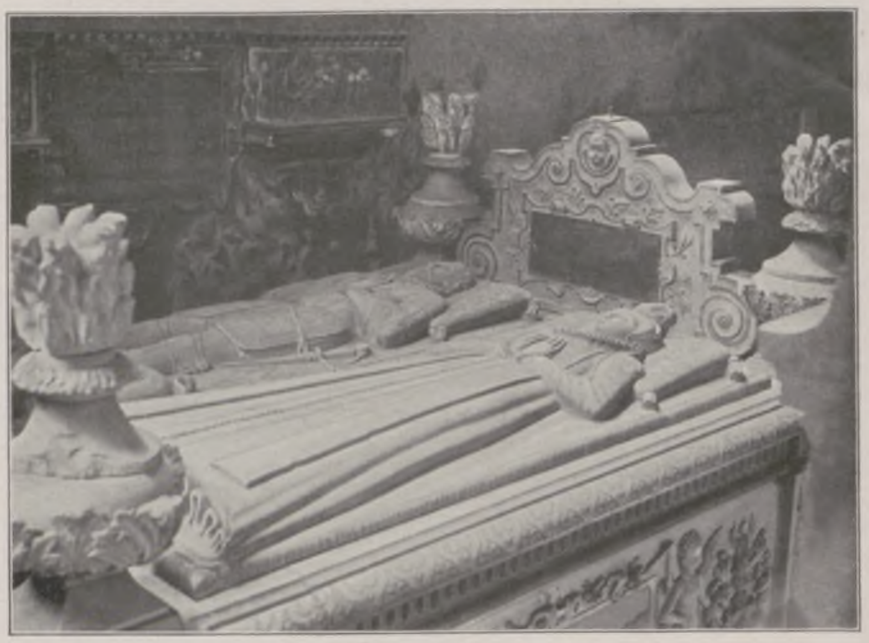


Xylophon- und Trommelspieler aus Kamerun.

DEUTSCHES KULTURGUT IN GEFAHR: DIE DOMKIRCHE ZU REVAL



Die Domkirche zu Reval, von Osten aus gesehen.



Das Grabmal des schwedischen Feldherrn und Russenbesiegers Graf Pontus de la Gardie (ertrunken am 5. November 1585 in der Narowa) und seiner Gemahlin, Sophie v. Gyllenhjelm, einer Tochter König Johanns III. von Schweden.



Die Fahnen der im Dom beigesetzten Feldherren und Admirale deutsch-baltischen Stammes über deren Grabmälern.

Hoch im Norden, am Ufer des Finnischen Meerbusens liegt die alte Hansestadt Reval. Über ihr erhebt sich ein Felsblock mit dem altersgrauen Ordensschloß und der Domkirche. Hier war die städtische Behausung der stolzen estländischen Ritterschaft.

Jetzt ist Reval die Hauptstadt des estländischen Staates. Das Estenvolk hob die deutsche Ritterschaft, die deutschen Handwerkerzünfte und Kaufmannsgilden auf und konfiszierte ihr Eigentum, das Ritterhaus und die Gildenhäuser. Durch eine „Agrarreform", die in der Enteignung und Aufteilung des Großgrundbesitzes bestand, wurde der Landadel von seinen Sitzen vertrieben. Seine letzte geistige Zufluchtsstätte bildete die aus dem 13. Jahrhundert stammende Domkirche.

Hier fanden die ihrer Besitzrechte beraubten, aus ihren Wohnstätten vertriebenen uralten Geschlechter, deren Erbbegräbnisse auf dem Lande meist verwüstet wurden, ihr nationales Heiligtum, welches sie symbolisch mit dem Lande verband, das sie durch Jahrhunderte verwaltet, für das sie gekämpft und geblutet.

Der Dom zu St. Marien ist ein dreischiffiger schlichter gotischer Bau, mit polygonalem Chorabschluß. Er ist aus dem rauhen Kalkstein erbaut, auf dem er ruht. Gekrönt wird der Bau von einem im 18. Jahrhundert aufgesetzten, bauchigen Barockturm, der weit über das Land und das Meer schaut. Nach dem Zerfall des zum Römisch-Deutschen Reich gehörigen Ordensstaates ließen die Estland beherrschenden Schwedenkönige der Domkirche ihre besondere Pflege angedeihen. Als bei einem allgemeinen Brande der Stadt auch die Domkirche gelitten hatte, wurde auf Befehl König Karls XI. im ganzen Schwedenreich für die Wiederherstellung der Kirche gesammelt. Auch schenkte der König dem Dome Kanzel und Altar. Letzteren schmückt ein Bild des bekannten baltischen Malers E. v. Gebhardt.

Wer die Kirche besucht, wird wie von einem Bann aus alten Zeiten ergriffen. Im mystischen Halbdunkel der gotischen Hallen schimmern die Wappenschilder der alten Geschlechter, die Wände und Säulen bedecken. Marmorne Grabdenkmäler zeugen von den Toten, die hier ruhen: Hier ist die Schwester Gustav Wasas beerdigt und der Russenbesieger, der schwedische Feldherr Graf Pontus de la Gardie, mit seiner Gemahlin, Sophie v. Gyllenhjelm, einer Tochter König Johanns III. von Schweden. Über den Grabmälern der Feldherren und Admirale deutsch-baltischen Stammes wehen ihre alten Fahnen.

Dieses alte deutsche Gotteshaus wollte der neue estnische Bischof zu seiner Bischofskirche haben. Der estnische Innenminister erklärte sie für Staatseigentum, da sie der Ritterschaft gehört habe. Die Kirchengemeinde, die seit Jahrhunderten besteht und Bürger aller Klassen umfaßt, rief das Staatsgericht an — doch umsonst. Dieses erklärte, der Zar Peter der Große von Rußland habe bei der Einnahme Estlands im Jahre 1710 die Domkirche als Eigentum der Ritterschaft angesehen, daher gehöre die Kirche dem Staat. Das Innenministerium verlangte die Auslieferung der Kirchenschlüssel. Die Gemeinde verweigerte dieses. Da ließ der estnische Innenminister am 19. Februar die Kirchentüren mit Stemmeisen und Dietrich durch die Polizei aufbrechen und nahm die Kirche in seinen Besitz, um sie dem estnischen Bischof zu übergeben. — Der Estländische Kirchentag hat jetzt zwar den Bischof aufgefordert, sowohl der deutschen als auch der neugegründeten estnischen Domgemeinde die Benutzung des Gotteshauses zu ermöglichen, die Tatsache der gewaltsamen Fortnahme deutschen Kulturguts durch das Oberhaupt der estnischen Kirche bleibt aber bestehen. Johannes Beermann, Reval.



Wappenschilder alter deutscher Geschlechter. Links neben der vorderen Säule die Kanzel, eine Stiftung des Schwedenkönigs Karl XI., rechts die Loge des Grafen Manteuffel.



Von der Neuaufführung des Schauspiels „Die Wupper“ von Else Lasker-Schüler am 16. Oktober im Staatlichen Schauspielhaus zu Berlin: Szenenbild mit Lucie Mannheim als Proletariermädel Lieschen Puderbach und Fritz Valk als Heinrich Sonntag.



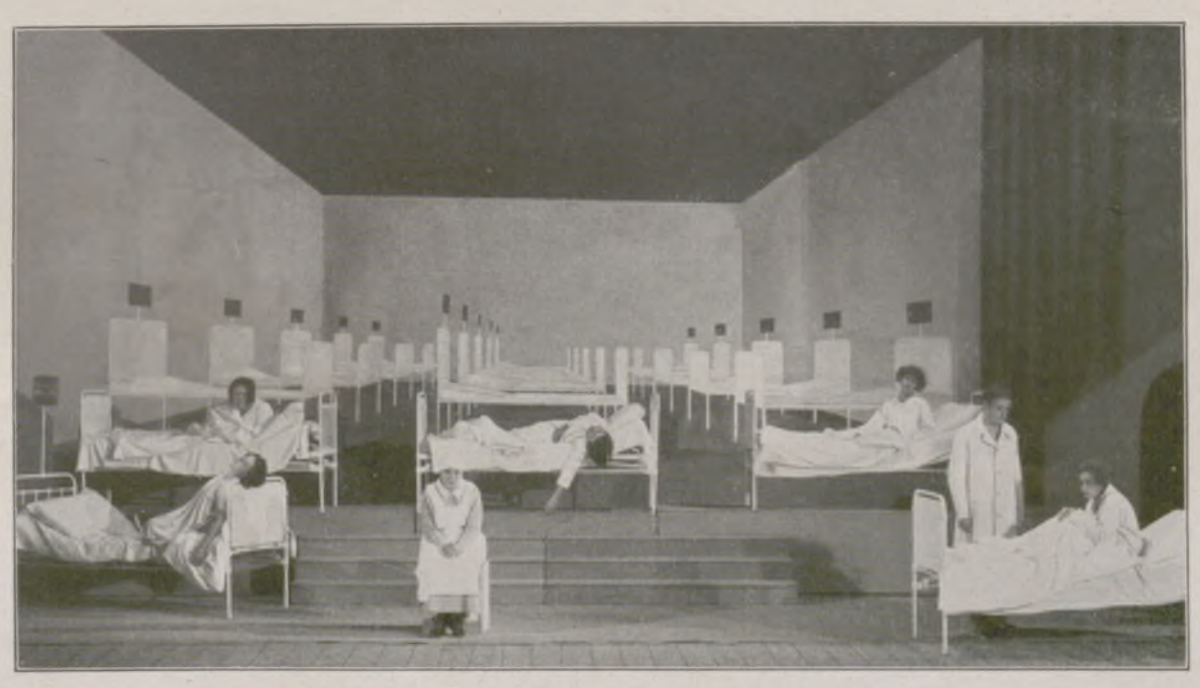
Carl Zuckmayers, des Verfassers der Komödie „Der fröhliche Weinberg“, neuestes Bühnenwerk: Szene aus dem Schauspiel „Schinderhannes“, uraufgeführt am Lessing-Theater in Berlin am 14. Oktober, mit Eugen Klöpfer (dritter von links) in der Titelrolle. (Phot. Zander & Labisch.)



Altindische Sagenwelt auf der Bühne: Aus dem III. Akt von „Bimala“, einem heiteren Spiel in drei Akten nach Halévyscher Musik, frei bearbeitet von Dr. Bruno Bardi, uraufgeführt am 22. Oktober im Stadttheater zu Magdeburg; Szenenbild mit G. Pistor und Fräulein Brisenbach (im Hintergrund auf dem Thronsessel) in der Verkörperung von Sonne und Mond. (Phot. F. Beck.)



Ein Experiment des Dresdener Staatstheaters: Szenenbild aus dem am 13. Oktober im Rahmen der „Aktuellen-Bühne“ uraufgeführten Schauspiel „Legende“ von Franz Jung mit Stella David (links) als Mutter und Jenny Schaffer als Tochter. (Phot. Ursula Richter.)



Gestaltung des Seelenwanderungs- und Heilandsproblems in einem modernen Drama: Szene aus Alfred Brusts „Cordatus“, ein „dramatisches Bekenntnis“. (Uraufführung am 1. Oktober im Neuen Schauspielhaus zu Königsberg i. Pr.) Rechts stehend Hans Jungbauer als Cordatus; davor im Bett: Ruth Reimer als Versucherin Tamara. (Phot. Max Kiby.)

Bühnenschau.

Das Berliner Staatstheater brachte das Schauspiel „Die Wupper“ von Else Lasker-Schüler, das vor etwa zwei Jahrzehnten entstand und im Jahre 1919 durch „Das junge Deutschland“ uraufgeführt wurde. Ein wohl vergebliches Bemühen, das Stück neu aufleben zu lassen, trotz Jürgen Fehlings meisterlicher Regie. — Das Lessing-Theater in Berlin wartete mit einer bedeutenden Novität auf: mit Carl Zuckmayers „Schinderhannes“. Wie beim „Fröhlichen Weinberg“, hat auch hier der Dichter den Stoff in seiner rheinischen Heimat gesucht. Die Geschichte vom Räuberhauptmann Johann Bückler, genannt Schinderhannes, der 1803 in Mainz mit 19 Spießgesellen hingerichtet wurde, dient ihn zum Vorwurf. — Im Neuen Schauspielhaus zu Königsberg i. Pr. ging das ernste und besinnliche, aber wenig lebendige Stück von Alfred Brust „Cordatus“, ein „dramatisches Bekenntnis“, zum erstenmal in Szene. Cordatus muß, weil er seinem Dasein gewaltsam ein Ziel gesetzt hat, ein neues Leben beginnen. — Die „Aktuelle Bühne“, ein Unternehmen des Dresdener Schauspielhauses, das mit neuen Zeitstücken bekannt machen will, führte bei ihrer ersten Aufführung einen Unbekannten vor: Franz Jung mit seinem Schauspiel „Legende“. Das bühnentechnisch interessante, sonst wenig neuartige Stück versucht zu erklären, wieso und warum ein alter gelähmter Arbeiter von seiner Frau ermordet worden ist. — „Bimala“, nach Halévyscher Musik, frei bearbeitet von Dr. Bruno Bardi, das im Stadttheater zu Magdeburg seine erfolgreiche Uraufführung fand, ist ein „heiteres Spiel“ aus der Sternenwelt, entnommen der altindischen (noch vor dem Erscheinen Buddhas) Mythologie.

Was der Kinobesucher im Film nicht sieht.

Was uns die flimmernde Kunst bei der Vorführung auf der weißen Wand so reizvoll erscheinen läßt, sind vor allem die Illusionen, die sie meisterhaft zu wecken vermag.

Da sind zunächst die imposanten Schlösser, Burgen usw., die auf dem Gelände der Filmstadt aus Kulissen bestehen. Während die dem Objektiv der Kamera zugewandte Fassade aus Beton, Holz- und Lattenwerk zusammengesetzt ist und in der Photographie durchaus massiv wirkt, zeigt die Rückseite nur ein paar Stützbalken.

Es soll hier aber hauptsächlich von jenen Verblüffungsmethoden die Rede sein, bei denen es auf eine absolute Täuschung ankommt.

Der Film ist ein Spiegelbild eingefangenen Lebens in seiner unmittelbaren Ursprünglichkeit. Hierzu gehören auch Katastrophen, wie Schiffsuntergänge, Eisenbahnzusammenstöße, Automobilunfälle, Explosionen usw. Der Filmoperateur baut nun auf großen Tischflächen winzige Modelle auf, Landschaften mit Wald, Bergen, Häusern, Flüssen und Seen. Miniaturzüge, von einer Spiellokomotive gezogen, eilen über den Bahndamm dahin, überqueren Brücken und brausen durch Tunnels. Ein Ruck an einem Bindfaden und die Katastrophe ist da! Der gleichzeitig als Attrappe in normaler Größe erbaute Zug, mit dem vor der Modelltrick-Szene in einer ebenfalls künstlich errichteten Bahnhofshalle die Aufnahmen der einsteigenden Passagiere gemacht wurden, ist inzwischen zu „Kleinholz" verarbeitet worden, und der Gang der Handlung findet an den Trümmern seine Fortsetzung. Später werden die Miniaturaufnahmen entsprechend vergrößert, so daß der Zuschauer nichts von der Einschaltung eines Tricks zu merken vermag. Schiffsuntergänge finden in einem Planschbecken statt; Ventilatoren sorgen für den nötigen Seegang. Wo menschliche Wesen in die Erscheinung treten und Panik mimen müssen, dreht man die Szenen dann wieder auf einem Schiff in natürlicher Größe.

Von ganz eigenartiger Wirkung sind Szenen, in denen ein und derselbe Darsteller in zwei verschiedenen Rollen gleichzeitig auftritt. Der Trick besteht hierbei darin, daß mit einer Maske ein Teil des Bildes abgedeckt wird, man nun eine Aufnahme macht, dann zurückdreht und schließlich die zweite Aufnahme so vornimmt, daß nun der bisher unbelichtete Teil des ersten Bildes exponiert wird. Anders verfährt man bei Darstellungen von Geistererscheinungen. Hier werden keine Masken verwendet, sondern die erste Belichtung ohne „Geist" macht man vielmehr auf gewöhnliche Art, und der Geist, in eine helle Farbe gekleidet, wird auf dem ersten Bilde derart einbelichtet, daß man ihn gegen einen schwarzen Vorhang aufnimmt.

Weiterhin bedient man sich zu Trick-Aufnahmen der Spiegel und Prismen. Mit Spiegeln erreicht man, daß die Darsteller im Atelier, die sich vor einem in tropischer Gegend aufgenommenen Hintergrund bewegen, gleichsam unter Palmen zu wandeln scheinen.

Mit Hilfe dieses Spiegeltechnik-Verfahrens ist die Möglichkeit gegeben, alle nur erdenklichen Szenenbilder in beliebigem Rhythmus und in willkürlich gewählten Größenverhältnissen in die Aufnahmekamera zu bringen. Durch das System eines vor dem Objektiv angeordneten, durchlochten Spiegels wird unter anderm eine Vereinigung zweier an verschiedenen Stellen befindlicher Gegenstände in der Weise erreicht, daß sie, regelrecht ineinandergeschachtelt, auf dem Bildstreifen zu einem einzigen Bild zusammenschmelzen. Um im Film z. B. einen Wolkenkratzer von 30 bis 40 Stockwerken darzustellen, wird man von dem betreffenden Gebäude nur den wenige Meter hohen Unterbau errichten und zugleich ein kleines, kaum mannshohes Modellhäuschen vor die Kamera bringen. Der Operateur projiziert das Modell durch den Spiegel dann dorthin, wo der Regisseur den Wolkenkratzer für die betreffende Szene braucht.

Jeder Regisseur ist auch sein eigener Wettergott. Hydranten und Schläuche sorgen für künstlichen Regen, Propeller, von starken Motoren getrieben, verursachen den Sturm. Schnee wird durch Watte, Salz und Naphthalin vorgetäuscht, einen Schneefall bewirken Daunen, die man von der Decke herabschüttet.

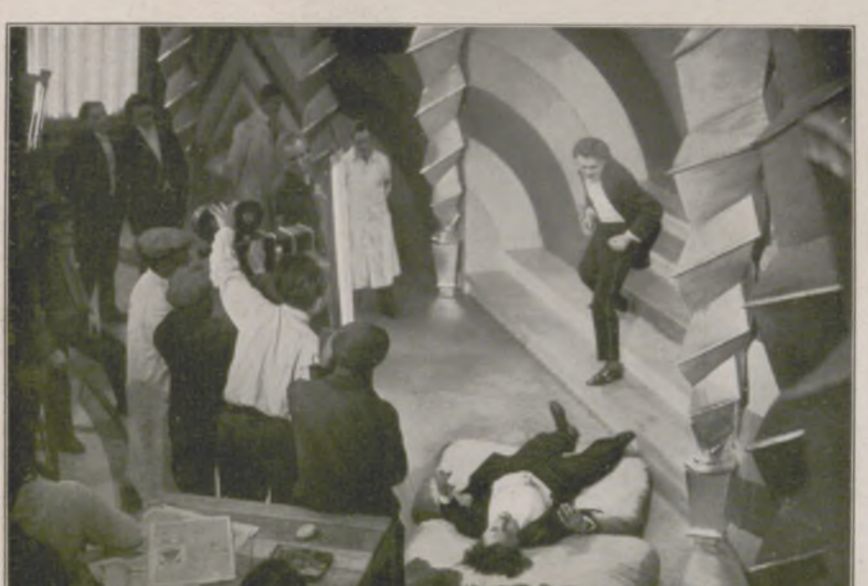
Wichtige Hilfsmittel der Tricktechnik sind auch Zeitlupe und Zeitraffer. Die Zeitlupenaufnahmen haben den Zweck, überschnelle Bewegungsvorgänge stark zu verlangsamen, während der Zeitraffer bei sehr langsamen Vorgängen das Zeitmaß beschleunigt. Von springenden Pferden werden in jeder Sekunde bis zu 500 Aufnahmen



Oben: Was das Publikum bei Münchhausens „Flug" nicht zu sehen bekommt: Die Kugel auf dem Bock. (Aus dem Münchhausen-Film. — Phot. Deutsches Lichtspiel-Syndikat.)



Nebenstehend: Trickaufnahme aus dem Domo-Film „Der dumme August": Die beiden Darsteller ahmen ohne Pferd vor dem Objektiv das Auf und Ab der Reitbewegungen nach, während sie dann bei der Vorführung wirklich auf dem galoppierenden Pferd zu stehen scheinen.



Ein Sturz von der Treppe sieht gefährlicher aus, als er ist: Weiche Polster, die den Fußboden vortäuschen, nehmen den Hinuntergeworfenen sänftiglich auf. (Metropolis-Film. — Phot. Ufa.)



Salz als Schnee: Wölfe an dem mit künstlichem Schnee bedeckten Abhang. (Szene aus dem neuen Ufa-Film „Durch Nacht und Eis".)





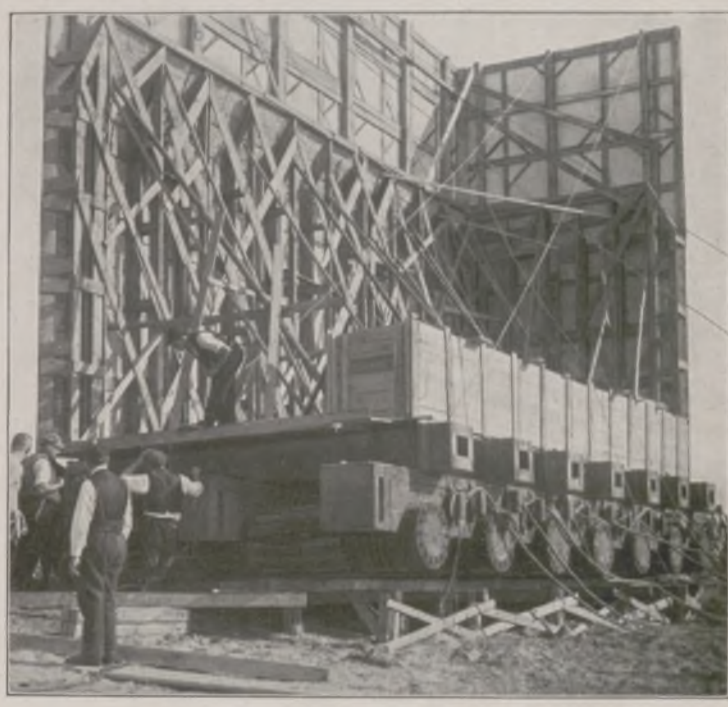
Traum-Visionen im Film: Das spukhafte Bild wird durch Ineinanderkopieren getrennter Aufnahmen erzielt. („Geheimnisse einer Seele". — Phot. Ufa.)

Links im Oval:
Eine künstlich geschaffene Gebirgslandschaft im Schnee mit einer Modell-Eisenbahn: Der Operateur Theodor Sparkuhl mit seinen Söhnen in der Modellbau-Landschaft, die für den deutsch-amerikanischen Gemeinschaftsfilm „Der letzte Walzer" errichtet wurde. (Phot. Ufa.)

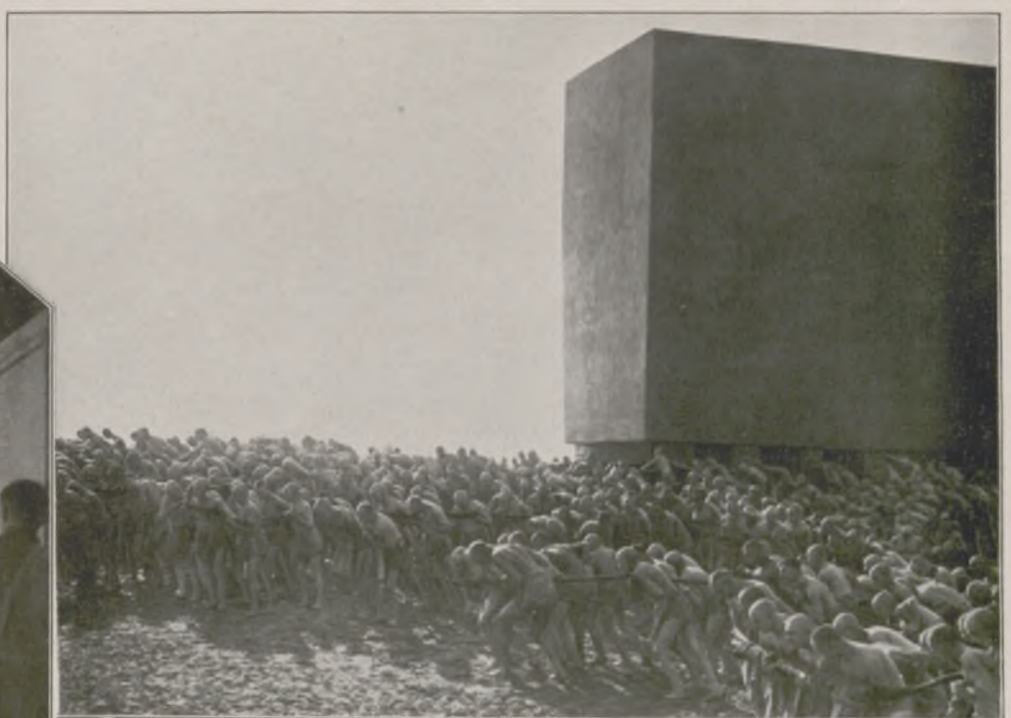
Links nebenstehend:
Kleinarbeit in der Modellbau-Zukunftsstadt („Metropolis"): Um den Eindruck vorwärts eilender Autos zu erwecken, werden die Modelle nach jeder Aufnahme millimeterweit vorgerückt. (Phot. Ufa.)

Rechts nebenstehend:
Die Welt von der Kehrseite: Rückansicht des „gigantischen Steinblocks".
(Vgl. das Bild unten rechts.)









Wie der Felsblock (von vorn!) auf der Leinwand erscheint: Mehr als tausend Komparsen sind als „Arbeitssklaven" zur Fortbewegung aufgeboten! (Aus dem Metropolis-Film. — Phot. Ufa.)

Walzer mit gebundener Tanzroute: Ein Seil umgrenzt die Fläche, die das Paar (Willy Fritsch und Susi Vernon in „Der letzte Walzer") beim Tanzen der Bildwirkung wegen nicht überschreiten darf.

gemacht, die jede Bewegungsphase wiedergeben. Nur wenige zur Darstellung gelangende Bilder eröffnen dann verblüffende Einblicke in die Geheimnisse der Bewegung.

Der Zeitraffer hat z. B. die Aufgabe, das Aufbrechen einer Rose darzustellen. Bei einem solchen Vorgang macht man in Abständen von wenigen Stunden je eine Aufnahme und reiht die Einzelbilder dann zusammen. Bei der raschen Vorführung entrollt sich nun der gesamte Vorgang innerhalb weniger Sekunden. — Zum Schluß seien noch die Zeichen- und Modelltricks erwähnt, bei denen jede noch so geringe Bewegung einzeln gezeichnet bzw. gerichtet und jedesmal photographiert werden muß, um dann später, aneinandergereiht, ein fließendes Bild zu ergeben.

Otto Behrens.



Das ist Tempo: Die Schuhreparatur-Anstalt im Schaufenster.

Gleich zum Mitnehmen.

Praktische Dienstbereitschaft in Amerika.

Von Dr. Ernst Rose, Neuyork, mit Zeichnungen von R. A. Loederer.

„Ein neuer Absatz, Herr? Gewiß, Herr. Sie können ihn gleich mitnehmen. Sie brauchen nicht lange zu warten!“ Und dienstbeflissen öffnet der Ladeninhaber einen kniehohen Verschlag, in dem ein bequemer Stuhl zum Sitzen einlädt. Der Kunde läßt sich stöhnend darauf niederfallen, sieht mit wunderlicher Neugier zu, wie ein herbeigerufener Schuhflicker ihm den verunglückten Schuh vom Fuße zieht, und stellt dann, aufatmend, seinen befreiten Fuß auf das weiche Kissen, das vor ihm liegt. Dann wartet er und starrt dabei gelangweilt umher.

Ihm zur Rechten, wo sich das Ladenfenster befindet, stehen die geschäftigen Schuhflicker vor ihren eisernen Leisten. Jeder hat eine Leinwandkappe mit irgendeiner Reklame-Inschrift auf. Korksohlen, Gummihacken, Lederstücke, Stifte und Nägel liegen durcheinander. Ein Gehilfe reißt eine alte Sohle in Stücke, ein anderer feilt hervorstehende Nägel glatt, der dritte paßt dem neu eingelieferten Patienten den Absatz an, und der vierte rennt mit einem eben fertig gewordenen Stiefel in den Hintergrund. Dort dreht sich eine lange, unaufhörlich surrende Welle, auf der Feilen zum Lederrauhen, Bürsten zum Reinigen, Poliersteine und was nicht alles noch angebracht sind. Ein Druck mit dem Stiefel gegen eins der Bürstenräder, und der Schmutz ist herunter; ein Druck gegen ein weiteres Rad, und der Stiefel erstrahlt in glänzender Schwärze. Da bringt auch schon der dritte Schuhflicker den Schuh mit dem neuen Absatz. Befriedigt läßt der Kunde ihn sich zuschnüren, zahlt seine 50 Cent und geht hinaus: innerhalb der nächsten Wochen ist er gegen neues Pech gesichert.



Meine Damen! In ein paar Minuten sind Sie vollendet schön.

Rechts nebenstehend: Rasieren, Manikuren und Schuhputzen, alles zu gleicher Zeit — und fertig ist der Kavalier.



Was man alles in Neuyork haben kann, während man wartet! Sie gehen zu einem Stelldichein; aber unterwegs rutschen Sie zu Ihrem größten Leidwesen aus, und Ihre Hose gerät in einen erbarmungswürdigen Zustand. Abtelephonieren? Keineswegs nötig! Sie turnen in den nächsten Schneiderladen und lassen sich ein verschwiegenes Abteil anweisen. Dort entledigen Sie sich des beschmutzten Beinkleides, und dann händigen Sie es durch den Türspalt dem verständnisinnig lächelnden Schneider ein. Nun brauchen Sie sich nicht mehr zu grämen; denn Sie haben kaum die zweite Seite der „Times“ durchgelesen, so öffnet der Geselle diskret den Türspalt und gibt Ihnen die Hose tadellos gereinigt und gebügelt zurück. Das geht dabei ganz natürlich zu; denn während Sie sich schamhaft in Ihre Unterwäsche verkriechen, säubert der Geselle Ihre „Unaussprechlichen“ mit einem steifen Strohwisch und spannt sie dann in eine Maschine ein, die unter Zuhilfenahme von Dampf garantiert unverwischbare Bügelfalten in die Hose preßt. „Aber da leiden doch die Stoffe furchtbar!“ wendet der Europäer ein. Leise kopfschüttelnd mustert ihn sein amerikanischer Freund von oben bis unten und fragt ihn, welcher moderne Mensch denn nicht jedes Jahr mindestens einen neuen Anzug kaufe. Manche brauchen sogar zwei!

Oder nehmen wir an — hoffentlich stößt es Ihnen nicht wirklich zu! — nehmen wir an, auf Ihren Hut tropft von einem Neubau herunter etwas Kalk. Auch in diesem Falle brauchen Sie nicht gleich einen neuen zu erstehen. Gehen Sie nur in den nächsten Hutladen! Der Prinzipal stülpt Ihre Kopfbedeckung über einen rundlichen Leisten, und mit benzin- oder terpentingetränkten Lappen reinigt er den Hut, die Krempe noch besonders sorgfältig. Da das Band zu viele Schweißflecken hat, reißt er es ab und näht mit wenigen groben Stichen gleich ein neues an. In fünf Minuten ist alles vorbei, und lächelnd überreicht Ihnen der schwarzhaarige Italiener den Hut, der nun wie neu glänzt. Sie erkennen ihn gar nicht wieder; auch wenn Sie zwei Tage darauf gewartet hätten, wären Sie nicht besser weggekommen.

Ja, ja, Geschwindigkeit ist im Lande des Dollars nun einmal keine Hexerei. Es versteht sich für den Amerikaner von selbst, daß ein gutes Geschäft bis auf die Minute leistungsfähig ist; „efficiency“ (eben: Leistungsfähigkeit) und „service“ (Dienstbereitschaft) sind die großen Schlagwörter, die man überall wiederfindet, handle es sich nun um Druckereien oder Schönheitsinstitute oder Bibliotheken oder Hotels. In Europa kennt man den Jahrmarktsphotographen, der ohne Dunkelkammer arbeitet; er nimmt Sie auf und liefert Ihnen nach 15 Minuten die versprochene Daguerreotypie ab. Hier hat er viele Konkurrenten. Da ist der Visitenkartendrucker, der in irgendeinem Winkellädchen seine Druckmaschine im Schaufenster stehen hat. Sie gehen hinein, er setzt Ihre Adresse, fügt sie in seine Maschine ein, und nach einer Viertelstunde haben Sie Ihre hundert sauberen Besuchskarten in der Hand. Oder da ist der Schlüsselmann, der einem aus der Verlegenheit hilft, wenn man seinen Wohnungsschlüssel verloren hat. Man kennt hier keine gewichtigen Hausschlüssel von Revolvergröße, sondern nur niedliche, einer Damenbrosche ähnliche Dingerchen; auf den meisten steht die Fabrikmarke „Yale“. Wenn jemand einen neuen Schlüssel braucht, bringt er den alten einfach dem Schlüsselmann, der ihn in allerkürzester Zeit auf maschinellem Wege vervielfältigt; Sie können den neuen Schlüssel gleich mitnehmen.



Am Morgen beim Aufstehen im Hotel: Ihr Anzug hängt gereinigt und gebügelt im Schrank.

Sie wollen schnell ein Buch einsehen? Gehen Sie in die Neuyorker Stadtbücherei, und suchen Sie seine Katalognummer auf; binnen zehn Minuten wird Ihnen das Gewünschte ausgehändigt, oder Sie erhalten den Bescheid, daß das Buch nicht vorhanden ist. Formalitäten sind nicht nötig; Sie brauchen keinen Paß vorzuzeigen, durch kein Kreuzfeuer von Fragen zu gehen, wer? wo? wohin? weshalb? Sie brauchen auch nicht tagelang zu warten oder sich wochenlang zu ärgern, daß jemand anderes das Buch liest; denn niemand darf ein Buch mit nach Hause nehmen, und deshalb sind die meisten Werke stets da.

Oder macht es Ihnen Vergnügen, Musik zu lernen? Keine Bange, daß Sie zu unmusikalisch sind! In einer Stunde bringt Ihnen ein erfahrener Lehrer die wenigen Saxophongriffe bei, die Sie brauchen, um einen tadelfreien Jazz blasen zu können. Unmusikalisch gehen Sie hinein, und als pausbäckiger Blasengel kommen Sie heraus. Alles für nur 15 bis 20 Dollar die Stunde. Immer hereinspaziert, meine Herrschaften!

(Fortsetzung siehe Seite 632.)



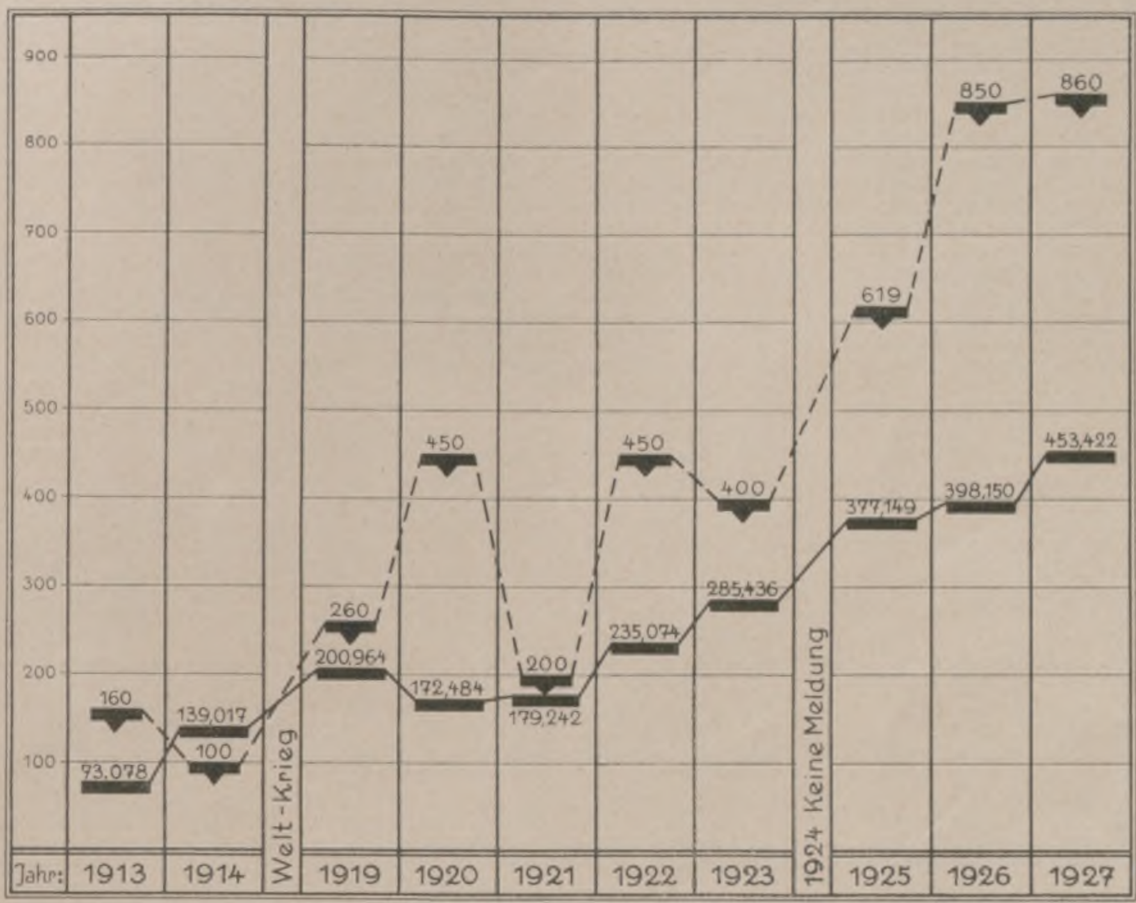
Selbst Ihr Wohlbefinden wird geregelt, während Sie warten. Wie angenehm ist es, in wenigen Viertelstunden aus einem Männerschreck in ein süß girrendes Liebestäubchen verwandelt zu werden! Die häßlichen Damen haben das alle schon herausbekommen, und so lassen sie sich Fett abnehmen, Haare auszupfen, Parafin unter die Haut gießen, damit sie voller erscheint, und was dergleichen halsbrecherische Operationen mehr sind. Und die von der Natur Bevorzugten? Ja, die lassen sich doch auch gern noch etwas verschönern. So können sich die Schönheitssalons nicht mehr vor Kundschaft retten, und das Gewerbe zieht sein Spinnennetz dichter und dichter. Man muß sich für solch eine Altweibermühle tagelang vorher anmelden, und versäumt man ja einmal die verabredete Zeit, so muß man wieder mehrere Tage warten. Zur rechten Stunde wird dann die Haut gesalbt und gebeizt, geknetet und geschrubbt, bemalt und bepudert, bis die, die darin steckt, sich nicht mehr ähnlich sieht. Die Haare werden zurechtgestutzt und gebrannt, die Augenbrauen vorschriftsmäßig lang und schmal gemacht. Die Lippen werden bestrichen, ein Tröpfchen Duft kommt unter die Nase, zwei andere auf das Ohrläppchen. Wenn die Männer darauf nicht hereinfallen, sind sie glatte Tröpfe. Sie nennen das Vorspiegelung falscher Tatsachen, Herr Europäer? Wir nennen es Aufmachung; es liegt ja schließlich doch alles an der Verpackung! — Mit einer ausführlichen Schilderung des „Painless Parker", des herumfahrenden Zahnarztes, will ich Sie aus Gründen der Menschlichkeit verschonen; genug, Sie treten mit einer dicken Backe in seinen Wagen hinein, und mit einem neuen Satz Zähne verlassen Sie ihn. Oder haben Sie schon von unseren Schnellkomponisten gehört, die noch während der Probe ein Singspiel zusammenstehlen — Verzeihung — verfassen, wollte ich sagen. Nur auf eines will ich Sie noch hinweisen: auf den stummen Bedienten in unseren Hotels. Das ist eine ganz hervorragende Einrichtung. Stellen Sie sich einen Wandschrank vor, groß und geräumig, mit einer Tür innen und einer Tür außen, dazu einer Stange mit den nötigen Kleiderbügeln. Sie hängen Ihre Kleider hinein, machen die Tür zu und klingeln. Das übrige ist nicht Ihre Sorge. Denn, um es kurz zu sagen, nach einer Viertelstunde hängt alles ausgeklopft, schön gebügelt, mit frisch angenähten Knöpfen wieder im Schrank. Auch um das Frühstück zu bestellen, genügt es, einen Zettel zwischen den zwei Türen niederzulegen; nach dem zweiten Klingelzeichen steht das Tablett dort, die neueste Morgenzeitung liegt dabei, und Sie können mit dem Essen beginnen. Und während Sie, der Sie sicherlich eine europäische Berühmtheit sind, das Hotel verlassen, eilt ein Reporter zur Druckerei; an Ihrem Bestimmungsort hält man Ihnen dann das allerneueste Blatt entgegen, aus dem Sie mit Genugtuung ersehen, daß Sie das Hotel schon wieder aufgegeben haben — Amerika!

WISSEN UND LEBEN

Paul de Lagarde, dessen hundertjähriger Geburtstag auf den 2. November fällt, gehört zu den großen Erziehern des deutschen Volkes. Seine „Deutschen Schriften" wirken heute mächtiger als jemals. Er war der Sohn des Berliner Gymnasialprofessors Dr. Bötticher. Den Namen Lagarde hat er einer Großtante zu Liebe angenommen, deren Familie aus dem alten Reichsland Lothringen stammte. Da die Mutter bei der Geburt gestorben war und der Vater mehr und mehr religiösem Irrwahn verfiel, gestaltete sich die Jugend des Knaben sehr schwierig. Lagarde sagte später: „Meine Kindheit und meine Jünglingszeit sind ferne von Menschen freudlos dahingeflossen." Als er in Berlin Theologie und orientalische Sprachen studierte, haben zwei Männer sein Leben und Lernen entscheidend beeinflußt: Jakob Grimm und Friedrich Rückert. Besonders der letztere war es, der sich des jungen Studenten liebevoll annahm. Lagarde wurde sein Lieblingsschüler. Beide studierten das Persische und Arabische zusammen. „Seit dem Herbst 1844", so erzählt Lagarde, „bin ich mit allem, was mich bewegte, zu ihm gekommen, und über eine der schwersten Zeiten in meinem Leben hat er mich, als ich in sein Haus, Trost suchend, geflüchtet war, mit so linder, weicher Hand hinübergeführt, daß ich es ihm nie vergessen werde." Auf Grund von Staatsstipendien wurde Lagarde 1850 Privatdozent in Halle. Dann ging er für ein Jahr nach London, um hier syrische Quellenstudien zu treiben. Als er nach Deutschland zurückkehrte, sah er sich gezwungen, ein Schulamt in Berlin anzunehmen. Zwölf Jahre hat er als Lehrer an höheren Schulen gewirkt, und zwar als einer der tüchtigsten, gewissenhaftesten und beliebtesten. Dann erhielt er auf eine persönliche Eingabe an den König Wilhelm vom preußischen Staate Mittel und Möglichkeiten, als Privatgelehrter wissenschaftliche Studien zu treiben. Im Jahre 1869 wurde er ordentlicher Professor in Göttingen. Was er hier in seinem Fach geleistet hat — eine seiner Hauptarbeiten war die Gestaltung des Textes der Septuaginta — vermag nur der Fachmann richtig zu beurteilen. Wie ausgedehnt sein Wissen war, das hat Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorff, der als Prorektor der Universität am Sarge Lagardes sprach, in die Worte gefaßt: „Hier steht wohl keiner, der alle die Sprachen buchstabieren kann, in denen er Texte gedruckt hat." Derselbe Redner hat auch Lagarde treffend charakterisiert, wenn er die Summe seines Lebens so zog: „Er war nicht nur Gelehrter, ja, damit ist der Kern seines Wesens gar nicht getroffen. Als Prophet hat er seine Stimme erhoben über Staat und Kirche, Jugendbildung und Gottesdienst, Gesellschaft und Gesittung." Lagarde wirkt heute auf uns durch seine „Deutschen Schriften". Hier offenbart sich die Kraft und Stärke seiner echt deutschen Persönlichkeit. Sein Kernspruch lautet: „Deutschland ist die Gesamtheit aller deutsch empfindenden, deutsch denkenden, deutsch wollenden Deutschen: jeder einzelne von uns ein Landesverräter, wenn er nicht in dieser Einsicht für die Existenz, das Glück, die Zukunft des Vaterlandes in jedem Augenblicke seines Lebens persönlich sich verantwortlich erachtet, jeder einzelne ein Held und Befreier, wenn er es tut!" Lagarde glaubte an sein Volk: „Vorläufig glaube ich noch, daß Deutschland das Herz der Menschheit ist." Er war wie Johann Gottlieb Fichte der Überzeugung, daß Deutschlands Erneuerung nur möglich sei durch eine neue Erziehung der Jugend. In dieser Richtung hat er eine große Tätigkeit entfaltet. Seine Gedanken sind heute maßgebend. So weist die bekannte Denkschrift des preußischen Ministeriums für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung über „Die Neuordnung des preußischen höheren Schulwesens" immer wieder auf Lagarde hin. Doch er ist nicht nur Schulmann; er ist ein Prophet des deutschen Volkes, er ist ein Verkünder deutscher Art, deutscher Sittlichkeit und deutscher Religion. Seine „Deutschen Schriften" sollten deshalb mehr denn je gelesen werden. Mit Recht hat Karl Hillebrand von ihnen gesagt: „Seine Schriften sind apostolische Sendschreiben, die umgehen sollten von Hand zu Hand in deutschen Landen." Die Bedeutung Lagardes hat vielleicht H. St. Chamberlain am deutlichsten gezeichnet: „Paul de Lagarde, den wir als das ergänzende politische Genie zu Bismarck zu verehren haben; denn wie der eine der Gegenwart, so wies der andere der Zukunft die Wege." Lagarde stand allezeit nur ein Ziel vor Augen: er suchte mit glühender Seele nach Wesen und Aufgabe der deutschen Kultur. Das ist das wahrhaft Große an ihm, was ihm Dank und Verehrung aller Deutschen sichert.

Dr. Otto Conrad.

Das Welt-Wettfliegen um den Schneider-Pokal. Jacob Schneider, aus der französischen Geschützfabrik Creusot-Schneider stammend, stiftete ein Jahr vor Weltkriegs-Beginn den kostbaren Pokal mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß dieser Preis in einem reinen Geschwindigkeits-Wettbewerb für Wasserflugzeuge alljährlich errungen werden sollte und endgültig dem zufalle, dessen Nation dreimal innerhalb fünf Jahren gesiegt habe. Jedes Land, das zur „Fédération aéronautique internationale“ zugelassen ist, darf mit höchstens drei Flugzeugen an diesem Wettfliegen teilnehmen. — Da der Sieger des vergangenen Jahres der italienische Flieger De Bernardi war, wurde dieses Jahr der Kampf bestimmungsgemäß in Italien, in den Lagunen des Lidos bei Venedig ausgetragen. Weil am Tage des Wettbewerbs, dem 25. September, ein Schirokko von seltener Stärke wehte, wurde der Flug um 24 Stunden verschoben. — Für Frankreich bedeutete dieser Wettkampf eine große Enttäuschung. Nachdem 1913 der französische Flugzeugführer Prevost bei Monako mit seinem 160-PS-Eindecker eine Durchschnitts-Stundengeschwindigkeit von 73,078 km erreicht hatte, vermochte seither kein einziger Franzose mehr in diesem klassischen Welt-Wettflug zu siegen. Das Jahr 1914 brachte den achtenswerten Erfolg des englischen Piloten Pixton, der mit seinem nur 100pferdigen Doppeldecker fast 140 km Geschwindigkeit erzielte. Der Weltkrieg zwang zum Kampf um weit wichtigere Siegeslorbeeren, aber schon 1919 konnte aufs neue um den Schneider-Pokal gestritten werden: Bournemouth in England war der Kampfplatz. Es siegte der Italiener Jannello. Die weiteren Etappen waren: 1920 Venedig — Sieger Bologna (Italien); 1921 Venedig — De Briganti (Italien); 1922 Neapel — Biard (England); 1923 Cowes — Rittenhouse (Amerika); 1924 keine Meldung; 1925 Baltimore — Doolittle (Amerika); 1926 Norfolk — De Bernardi (Italien) und 1927 Venedig — Webster (England). Außer dem Doppeldecker Pixtons, der französischer Herkunft war, steuerten alle Sieger Flugzeuge ihres Landes. Wie die Stundengeschwindigkeit und die Stärke der Motoren zunahmen, zeigt unsere nebenstehende Tabelle. — Italien wäre, da es in den Jahren 1919, 1920 und 1921 siegreich war, eigentlich der Pokal zuzuerkennen gewesen, wenn nicht aus formalen Gründen Jannellos Sieg im Jahre 1919 für ungültig hätte erklärt werden müssen. — An diesen internationalen Schnelligkeits-Flügen könnte sich Deutschland — theoretisch — kommendes Jahr beteiligen, seitdem wir auch wieder — Oktober 1926 — in die „Fédération aéronautique internationale“ aufgenommen sind. Aber Deutschlands fliegerische Interessen liegen auf entgegengesetztem Gebiete: Wirtschaftliches Fliegen in Verkehr, Reise und Sport, so daß es auch 1928 diesem Wettbewerb fernbleiben wird. Major a. D. Ernst.



Um den Schneider-Pokal, den Preis im internationalen Wettflug für Wasserflugzeuge: Die Zunahme der Motorenstärke (— — —) und der Kilometer-Stundengeschwindigkeiten (———) der Sieger-Flugzeuge seit Bestehen des Wettbewerbs.

Die Kinderlähmung. Große Beunruhigung verursachen in der Bevölkerung Sachsens und Thüringens die vielen Fälle von Kinderlähmung. Aber auch in anderen Gegenden Deutschlands kommt die Krankheit öfters als bisher vor, wenn auch nicht in solchem Ausmaß wie in Sachsen. Was ist es nun mit der Krankheit, was sind ihre Erscheinungen, und welche Vorbeugungsmittel und Verhaltungsmaßregeln bei Ausbruch der Krankheit sind zu beachten? Am meisten veranlagt für die Erkrankung sind Kinder in den ersten drei Lebensjahren, und der Gipfel der Erkrankungszahl liegt in den Sommermonaten (Juli, August), oft auch im Oktober. So

dürfen wir wohl auch hoffen, daß mit dem fortschreitenden Herbst die Erkrankung wieder auf die wenigen Fälle beschränkt wird, die wir dauernd beobachten können. Man muß sich darüber klar sein, daß die scheinbar sporadisch immer wieder auftretenden Fälle von Kinderlähmung wohl der Ausdruck einer dauernd fortbestehenden Endemie sind. Der Erreger der Kinderlähmung, auch wohl Heine-Medinsche Krankheit genannt, ist bisher noch nicht entdeckt. Jedoch ist es gelungen, die Krankheitskeime, die sich bei Kindern zunächst im Nasenrachenraum aufhalten, wie Professor Flexner in Neuyork feststellen konnte, mit dem Nasenschleim auf Affen zu überimpfen. Bei diesen Versuchen hat er gefunden, daß die Ansteckungszeit etwa acht Tage dauert. Es ist dies die sogenannte Inkubationszeit, während der die Kinder den Krankheitskeim bereits in sich tragen, aber man an ihnen noch nichts Besonderes bemerkt, höchstens einen leichten Schnupfen oder eine Halsentzündung. Ganz plötzlich ändert sich dann das Bild. Die Kinder bekommen Fieber, schwitzen stark, werden sehr berührungsempfindlich. Der Arzt kann zunächst außer einer Erkältung nichts feststellen. Doch bald treten schwerere Erscheinungen auf. Oft schon am nächsten Morgen entdecken die Eltern, wenn sie ans Bett ihres Kindes treten, daß ein Arm oder ein Bein, zuweilen auch beides, gelähmt ist. In seltenen Fällen gehen diesen Lähmungen Krämpfe voraus, meist sind Arm oder Bein schlaff gelähmt. Manchmal treten die Lähmungen auch am Rumpf oder im Gesicht auf. Interessant ist es, daß, besonders auf dem Lande, den Erkrankungen der Kinder häufig Tierseuchen (Hühner, Kaninchen) vorangehen, so daß man einen Zusammenhang mit Tierkrankheiten vorerst noch nicht ablehnen kann. Aus den Erscheinungen der Krankheit kann man erkennen, daß es sich um eine Schädigung des Nervensystems handelt, und in der Tat wandern die Krankheitskeime auf dem Lymphwege von dem Nasenrachenraum zum Rückenmark und setzen sich da fest. Die Nervenzellen werden zerstört und damit auch die Leitung der Bewegung der Extremitätenmuskulatur. Arm oder Bein hängt schlaff am Körper herab. Den Eltern zur Beruhigung sei gesagt, daß sich innerhalb der ersten Tage und Wochen etwas von den Lähmungen zurückbildet. Man soll also nicht gleich verzweifeln und das Kind als Krüppel ansehen; oft ist es nicht so schlimm, wie es erst den Anschein hat. Nun etwas zu den Verhaltungsmaßregeln bei Ausbruch der Krankheit. Es ist die natürliche Pflicht aller Eltern, den Arzt sofort zu Rate zu ziehen. Man bedenke dabei, daß, je älter das Kind ist, um so gefährlicher die Krankheit sein kann. An Kinderlähmung erkrankte Kinder müssen, besonders wenn noch Geschwister vorhanden sind, sofort isoliert werden; am meisten empfiehlt sich die Aufnahme in ein Kinderkrankenhaus, da ja dort auch die ganze spätere Behandlung durchgeführt werden kann. Die Krankheit ist meldepflichtig. Gerade diese ärztlichen Meldungen sind ja für unser ganzes Volk von großer Wichtigkeit, weil man sich danach ein genaues Bild von der Häufigkeit der Krankheit machen kann. In Zeiten der Erkrankungen an Kinderlähmung an einem Ort ist den Eltern anzuraten, die Kinder vor ermüdenden Spaziergängen zu bewahren, sie peinliche Mundpflege treiben zu lassen und auf jede mögliche Weise zu versuchen, das Allgemeinbefinden zu heben. Bezüglich der Krankheitsaussichten lassen sich allgemeingültige Grundsätze nicht aufstellen. Aus der Fieberhöhe lassen sich niemals Schlüsse auf die Schwere der Erkrankung ziehen. Völlige Wiederherstellung der Lähmungen ist nicht häufig, doch pflegen die Gebrauchsstörungen kleiner zu sein, wenn von vornherein nur ein kleines Muskelgebiet eines Gliedes von einer Lähmung befallen ist. Die schwersten Fälle sind immer die, bei denen beide Arme oder Beine, oder die Hüft- oder Rumpfmuskulatur gelähmt ist. Wenn nur ein Bein gelähmt ist, so gelingt es nach dem heutigen Stande der orthopädischen Wissenschaft fast immer, es wieder zur vollen Gehfähigkeit zu bringen. Damit kommen wir zur Behandlung der Kinderlähmung. Wie schon gesagt, ist es am besten, die Behandlung in einer Klinik vornehmen zu lassen. Zunächst sucht man durch heiße Bäder und leichte Massage die erkrankten Muskelgebiete wieder zu Bewegungen zu bringen; gleichzeitig beobachtet man, was sich von den Lähmungen in der ersten Zeit von selbst zurückbildet. Die Pflege solcher Kinder stellt hohe Ansprüche an Ärzte und Pflegepersonal, und auch die Eltern sind schwer davon zu überzeugen, daß sie hier viel Geduld haben müssen, und daß oft erst eine monatelange Behandlung zur Besserung der Erscheinungen führt. Als weiteren Hilfsmittels zur Behandlung der Kinderlähmung bedient man sich seit langer Zeit der Elektrizität durch Faradisation und Diathermie. Jedoch ist ihr Erfolg auch heute noch nicht ganz gesichert. Von ganz besonderer Bedeutung ist dann noch eine Hebung des allgemeinen Kräftezustandes durch eine kräftige gemischte Kost. Alles, was sich im Laufe eines Jahres noch nicht gebessert hat, kann zuweilen noch mit Hilfe der Orthopädie gebessert werden. Man hat sogar Kinder, die nur noch mit Hilfe der Hände gehen konnten, wieder auf die Beine gebracht. Auch werden gesunde Muskeln an die Stelle der kranken gesetzt oder auch Sehnen überpflanzt. Mittels aller dieser Verfahren gelingt es wenigstens, auch noch in alten Fällen von Kinderlähmung die Betroffenen in den Stand zu setzen, im späteren Leben einem Erwerb nachzugehen.

Dr. Telmann.

Neues von der Technik in der Natur. Seit einer Reihe von Jahren ist die Forschung bestrebt, der Natur ihre Konstruktionsgeheimnisse zu entreißen. Man sucht nach technischen Leistungen in der lebenden und in der toten Welt, seit man erkannt hat, daß die Menschen nicht in der Lage sind, Hochkonstruktionen auszuführen, wie wir sie im Stamm eines Baumes, im Rohr eines Bambus oder im Halm des Getreides vor uns haben. Die Forschungsarbeit hat mancherlei Interessantes zutage gefördert und gefunden, daß Baumeister Natur nach denselben Grundsätzen arbeitet, wenn er Kristalle und wenn er organische Gebilde schafft. Die Chemie hat ein besonderes Interesse daran, zu wissen, wie die Moleküle der verschiedenen chemischen Verbindungen konstruiert sind. Schon lange hat die Chemie diese Verbindnngen durch Formeln darzustellen versucht; am bekanntesten ist die Strukturformel des Benzols. Doch dabei handelt es sich schon um ein recht kompliziertes Gebilde. Nehmen wir deshalb lieber die einfachste Kohle-Wasserstoff-Verbindung, das Methan. Die Chemie hatte sich das Methan, das aus einem Kohlenstoffatom und vier Wasserstoffatomen zusammengesetzt ist, als eine dreiseitige Pyramide, als Tetraeder-Kristall vorgestellt, wobei das Kohlenstoffatom in der Mitte des Kristalls liegt und die vier Wasserstoffatome in den vier Ecken des Tetraeders. Die Röntgenanalyse aber zeigt, daß die Natur das Methanmolekül ganz anders konstruiert, nämlich als tetragonalen Kristall, als vierseitige Pyramide, in der sich das Kohlenstoffatom in der Spitze der Pyramide befindet und die vier Wasserstoffatome in den vier Ecken der Pyramidenbasis. An diesem Beispiel sehen wir, wie ganz anders die Natur zu Werke geht, als es sich der Mensch theoretisch zurechtlegt. Nicht immer finden sich freilich so vollkommene Übereinstimmungen der Konstruktion von Molekülen mit Kristallen. Bei den komplizierten und unregelmäßig gebauten Molekülen ahmt die Natur, nach Angaben von Haber in den „Naturwissenschaften“, denen wir hier folgen, nicht den verwickelten Aufbau im Kristall nach, sondern sie reiht die Moleküle nach einer sehr einfachen Symmetrie aneinander. Ihre beliebteste Anordnung ist die nach einer Schraube, wo längs einer geraden Linie, immer um einen Schraubengang getrennt, ein Molekül dem anderen auf derselben Seite der Schraube folgt, während auf der anderen Seite der Schraube eine gleiche Reihe von Molekülen um 180 Grad verschieden auf der halben Höhe der Schraubengänge sitzt. Jedes Molekül hat bei dieser Anordnung genau dieselbe Lage gegen das vorausgehende wie gegen das folgende. Alle ungeraden Moleküle einer solchen Folge und alle geraden stehen so untereinander parallel. Mit Hilfe solcher Schraubenachsen bauen sich die rhombischen und die monoklinen Kristalle auf, die zusammen etwa zwei Drittel

aller Formen ausmachen, die bei den komplizierten chemischen Verbindungen festgestellt worden sind. In diesem Zusammenhang verweist Haber auch darauf, daß im Frühjahr bei den Buchenzweigen die Ansatzstellen der Blätter nach derselben Symmetrie angeordnet sind. Man gewinnt so einen unmittelbaren Eindruck von der Gleichheit der Bauprinzipien, die die Natur bei der Kristallisation der unbelebten Stoffe und beim Wachstum in der belebten Welt anwendet. Wenn man die gewachsene Zellulose mit Röntgenstrahlen untersucht, so findet man ihre Moleküle nach demselben Prinzip angeordnet wie die Buchenblätter an den Zweigen. Es ist also bereits in mehreren Fällen gelungen, der Natur das Geheimnis ihrer Konstruktionstechnik abzusehen. Ob es freilich schon möglich ist, daraus für die Technik der Menschen praktischen Nutzen zu ziehen, bleibt fraglich. Denn die Kenntnis der Anordnung allein genügt ja noch nicht. So erfreulich also all diese Forschungsergebnisse auch sein mögen, sie bilden doch erst einen bescheidenen Anfang und zeigen einen neuen Weg, den die Forschung mit zäher Ausdauer weitergehen muß.

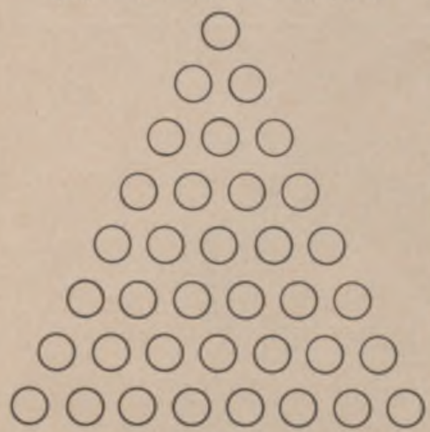
Dr. Peter Graf.

Zur Literaturgeschichte. — Wer eine Geschichte der Lyrik darstellen will, steht, abgesehen von der großen Fülle des Stoffes, den er zu bewältigen hat, zunächst vor der schwierigen Aufgabe, unter den Dichtern die auszuwählen, die man als Marksteine auf dem Entwicklungswege der Lyrik bezeichnen kann. Der Historiker hat hier rücksichtslos alle jene Erscheinungen auszuscheiden, die — ob sie auch den Zeitgenossen oder der nachfolgenden Generation bedeutsam waren — doch weder als besonders charakteristische Verkünder ihrer Zeitprobleme noch als Schöpfer bleibender Werte anzusehen sind. Man muß zugestehen, daß Emil Ermatinger in seinem dreibändigen, in zweiter Auflage vorliegenden Werk „Die deutsche Lyrik seit Herder" (B. G. Teubner, Leipzig und Berlin) diese Aufgabe sehr geschickt gelöst hat. Je mehr sich der Verfasser der Gegenwart nähert, desto schwieriger wird für ihn die Wahl, weil mit der anwachsenden Masse des lyrischen Gutes die Kraft des schöpferischen Gemüts erlahmt. Ermatinger sieht die Ursache in der Flucht aus dem Innern ins Äußere, die er als Folge der Überhandnahme der Zivilisation über die Kultur auffaßt. Aber sehr feinfühlend vermag er auch aus der Lyrik der jüngsten Vergangenheit, die vorwiegend auf Beschreibung der Sinneseindrücke gerichtet ist, die reinen Gemütstöne herauszuhören, in denen sich für den Verfasser Lyrik überhaupt offenbart. Jeder, der sich die Mühe nimmt, Ermatingers Werk zu lesen, wird es mit einem Gefühl tiefer Befriedigung aus der Hand legen, weil es in der Tat das Wesentliche der deutschen Lyrik seit Herder ausgezeichnet hervorzuheben weiß. Noch auf eine andere, ebenfalls bei Teubner erschienene Veröffentlichung desselben Verfassers: „Weltdeutung in Grimmelshausens Simplicius Simplicissimus", sei in diesem Zusammenhang hingewiesen. Grimmelshausen, der zu Unrecht Jahrhunderte in Vergessenheit geratene, stärkste Dichter des deutschen Barocks, gewinnt neuerdings immer mehr Freunde und Bewunderer. Für die Einführung in seine Wesensart ist dieses Büchlein sehr geeignet. Der deutsche Scheffelbund sorgt sehr rührig dafür, das Leben und Schaffen des Dichters, zu dessen Pflege er begründet wurde, zu erschließen. So sind des jungen Scheffel „Briefe ins Elternhaus", von Dr. Wilhelm Zentner herausgegeben, erschienen (Verlag von Arnim Gräff, Karlsruhe). Diese Briefe, die aus den Jahren 1843—1849 stammen, spiegeln nicht nur die damalige unruhige Zeit sehr deutlich wider, sondern gewähren auch Einblick in ein von mannigfachen Stürmen bedrängtes, siegreich sich durchkämpfendes Männerherz. Der menschliche Reiz verbindet sich in ihnen mit dem geschichtlichen Interesse. — Die Shakespeare-Bacon-Theorie beunruhigt noch immer die Gemüter. Ein neuer Beitrag von Felix H. Bruns „Die größte Mystifikation in der Weltliteratur" (Verlags-Gesellschaft, Braunschweig) will auf Grund einer Geheimschriftmethode in dem Originaltext des Widmungsgedichtes jetzt unwiderlegbar festgestellt haben, daß Shakespeare kein anderer als Francis Bacon war. Das Büchlein liest sich ganz amüsant.

— us.

ZUM NACHDENKEN

Pyramidenrätsel.



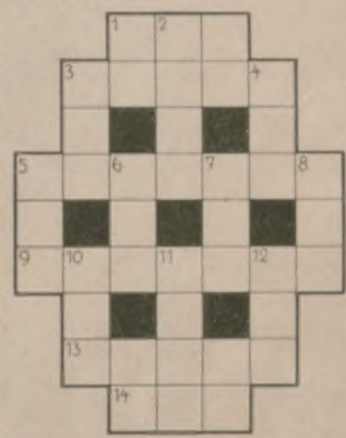
In die Kreise sind bestimmte Buchstaben einzusetzen. Oben beginnend, sind durch jedesmaliges Hinzufügen eines Buchstabens und unter Benutzung der Laute der vorhergehenden Reihe, Wörter von folgender Bedeutung zu bilden: Vokal, Flächenmaß, Maschinenteil, altdeutsche Göttin, wohlriechende Pflanze, Geograph, Figur aus Grillparzers „Des Meeres und der Liebe Wellen", Zierpflanze.

Die durstigen Rechner.

Zwei Freunde wollen sich „stärken". Es stehen ihnen 6 Liter Bier zur Verfügung in einem Krug, der genau diese Menge faßt, und außerdem 2 leere Gefäße von je 5 und 2 Liter Fassungsvermögen. Nur das volle Fassungsvermögen der 3 Gefäße: A = 6 Liter, B = 5 Liter, C = 2 Liter ist bekannt, sonst nichts. Trotzdem soll jeder der beiden Freunde die Hälfte, also genau 3 Liter, zu trinken bekommen, was nur durch wiederholtes Umfüllen möglich ist. Schließlich müssen sich also in jedem der beiden größeren Gefäße A und B je 3 Liter Bier befinden. Diese dienen dann zum Trinken, während das 2-Litergefäß C nur zum Umfüllen dient. Als rechnerische Tüftler haben sie schon beim dritten Umfüllen ihren Zweck erreicht. Wie geschah dies?

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 1 Vorsteher eines Klosters, 2 griechischer Buchstabe, 5 europäisches Königreich, 9 Edelstein, 13 deutscher Maler, 14 Nebenfluß des Neckars; **senkrecht:** 2 Bodenbeschaffenheit, 3 Gedichtform, 4 Getränk, 5 Reinigungsmittel, 6 weiblicher Vorname, 7 weiblicher Vorname, 8 bedrückender Zustand, 10 Nebenfluß des Rheins, 11 Nebenfluß des Rheins, 12 Fluß in Ägypten.



Ergänzungsrätsel.

E	R						
	E	R					
		E	R				
			E	R			
				E	R		
					E	R	
						E	R

Die Buchstaben: a a b b b d d e e e e e e f g g g h i i i i k l l l l l m m m n n n n o ö p r s s sollen so in die leeren Felder eingesetzt werden, daß die wagerechten Reihen Wörter folgenden Sinnes ergeben: 1 Gedicht von Goethe, 2 Pelztier, 3 kleiner Vogel, 4 bayerischer See, 5 nordafrikanisches Ländergebiet, 6 Berg im Schwarzwald, 7 Zierpflanze.

Palindrom.

Das Wort — verschieden ist's bei Pferden —
Kann rückwärts auch gelesen werden.
Schon seine „Eins“ sagt euch allein,
Was eigentlich „Eins-zwei“ soll sein:
Das Merkmal von des Pferdes Gang,
Bald ist er kurz, bald ist er lang.
Plump tritt mit kurzem Schritt das eine,
Das andre streckt weit aus die Beine.

Glück auf den Weg!

Du Mann, geschaffen aus Erde und Firn,
Formst Neues hinter der Denkerstirn.

Quadraträtsel

Die Buchstaben a a a a a a a a a a a b b b b c d e e e e e e e g h h h h i i i l l l l l m m m m m n n n o o o r r r r r r r s t t v v v v sind so in die leeren Felder des Quadrats einzuordnen, daß die Horizontalreihen folgende Wörter ergeben, deren Anfangs- und Endbuchstaben dasselbe Wort wie die erste und die letzte Reihe bilden. 1 Prachtpalast in Spanien, 2 Pflanze, 3 Gestalt aus Goethes „Faust“, 4 Lied von Schubert, 5 Taktmesser, 6 Wanderstütze, 7 Schußwaffe, 8 = 1.

Die Entwicklung eines Großbetriebes der Schokolade-Industrie. In gewissenhafter Verfolgung der Richtlinien ihres Gründers haben die Suchard-Werke ununterbrochen während eines Jahrhunderts sich bemüht, die Qualität ihrer Erzeugnisse zu vervollkommnen. Diese stellen heute eine feinste Mischung von Kakao und Zucker in den verschiedensten Formen dar. Aus bescheidenen Anfängen, die auf das Jahr 1826 zurückführen, haben sich die Suchard-Unternehmungen von Jahr zu Jahr weiter entwickelt. Ihre Erzeugnisse sind heute über die ganze Welt verbreitet. Neben dem Stammhaus in Neuchâtel (Schweiz) wurden nach und nach zehn Fabriken in europäischen und überseeischen Ländern errichtet, die sich mit der Herstellung der vorzüglichen Suchard-Schokoladen und Kakao-Pulver befassen. Das älteste Zweig-Unternehmen ist die vor nahezu fünfzig Jahren für Deutschland errichtete Fabrik in Lörrach. Das nun selbständige Unternehmen kann auf eine ständige und planmäßige Entwicklung zurückblicken. Zu Beginn des zweiten Jahrhunderts seines Bestehens kann das Gesamtwerk des Gründers Ph. Suchard treffend in der einfachen Formel Ausdruck finden: „Durch Gewissenhaftigkeit zur Vollkommenheit!“

Lichtbildkunst. Selbst die beste Aufnahme wird durch die monotone Schwarz-Weiß-Skala in ihrer Wirkung stark beeinträchtigt. Welchen Effekt ein bunter Ton einem Bild zu geben vermag, das wird bei vielen Bromölbildern offensichtlich, die ja fast durchweg farbig getont sind. Wohl ist es auf umständliche Art und Weise und durch mehrere Bäder möglich, das auf Entwicklungspapier kopierte Bild zu tonen. Aber diese Arbeitsweise entspricht keinesfalls den heutigen praktischen Bedürfnissen. Sich lediglich auf Braun zu beschränken, das eine einfachere Tonung zuläßt, bedeutet kaum einen Schritt vorwärts. Die neuen Zeiß-Ikon-Bunttonungen ermöglichen in nur einem Bad, also auf einfachste Weise, die schwarze Kopie auf Entwicklungspapier in verschiedenen Farben (blau, rötel, grün und sepia) je nach Wunsch an- bezw. durchzutonen. Besonders wirkungsvoll sind kurze Antonungen, bei denen die Schwarztonungen der Schattenpartien des Bildes einen leichten farbigen Ton aufweisen, die Lichter dagegen farbig erscheinen. In den Zeiß-Ikon-Bunttonungen stehen dem Liebhaber und dem Händler die Mittel zur Verfügung, die Bilder stets effektvoll zu gestalten, und zwar auch Vergrößerungen, Diapositive und Kinofilme. Der Photohändler sei auf die Zeiß-Ikon-Bunttonungen nachdrücklich verwiesen. — Druckschriften versendet kostenlos die Zeiß Ikon-A.-G., Dresden 34.

Umstellrätsel.

1 Arber, 2 Leer, 3 Seal, 4 Rotte, 5 Lehm, 6 Notar, 7 Save, 8 Selter, 9 Anna.

Aus jedem der vorstehenden Wörter ist durch Umstellen der Buchstaben ein neues Wort mit folgender Bedeutung zu bilden: 1 Querstange, 2 Baum, 3 weiblicher Vorname, 4 feines Gebäck, 5 Kopfbedeckung, 6 Amtstracht, 7 Gefäß, 8 Vogel, 9 Roman von Zola.

Richtig gelöst, nennen die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter, von oben nach unten gelesen, einen Komponisten.

Geheimnisvolle Gleichung.

$$(a-i)+(b-t)+(c-k)+(d-o)=x$$

a = Uferstraße, b = Hinweis, c = Stift an der Donau, d = Vorname, x = Genußmittel.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4312.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4310.

Silbenkreuzrätsel: 1—2 Loge, 1—3 Lola, 1—4 Lora, 2—4 Gera, 2—4—6—8 Geranie, 2—7 Geber, 3—2 Lage, 3—5 Lager, 5—7 Gerber, 6—5 Niger, 7—2 Berge, 8—7 Eber, 8—5 Eger.

Schüttelrätsel: 1 **A**sta, 2 **L**aut, 3 **L**asche, 4 **E**remit, 5 **S**elma, 6 **K**amel, 7 **A**ngel, 8 **N**iere, 9 **N**adel, 10 **K**oran, 11 **E**isen, 12 **I**nder, 13 **N**atur, 14 **E**rbe, 15 **R**eise: Alles kann keiner.

Füllrätsel: Bildung ist Humanität im höchsten Sinn. (Jede Zahl deutet an, der wievielte Buchstabe der Reihe in das betreffende Feld zu setzen ist.

Die kinderreiche Familie: Zehn Köpfe, nämlich die Eltern und acht Kinder. Er hatte aus erster Ehe vier, sie drei Kinder mitgebracht, ein Kind aber gehört beiden.

Stiftbild: Da kamen bei Nacht, / ehe man's gedacht, / die Männlein und schwärmten / und klappten und wärmten / und rupften / und zupften / und hüpften und trabten / und putzten und schabten.

Aus „Die Heinzelmännchen" von August Kopisch.

Lockung: Vielliebchen.

Kombinationsrätsel:

F M A
G l a n z
T o r t e
A r i o n
n e n

Reichardt für das Feinkakaos wenigste Reichardt Geld die Feinschokoladen meiste Reichardt Nährkraft! Feinpralinen

bergen alle Energien einer gütigen Natur zu Wohlbehagen, Kraft und Schönheit, zum Aufbau aller Körperkräfte!

Sie sättigen und stärken wohlfeiler und nachhaltiger als eine essfertige Kost anderer Art und beseitigen jede geistige und körperliche Ermüdung.

Reichardt Sportkraft verjüngt und stählt den Körper!

ÜBERFLÜSSIGES HAAR FÜR IMMER BESEITIGT!

Durch geheiligtes indisches Geheimnis von jahrelangem Übel befreit.

Jahrelang litt ich an einem häßlichen Wuchs von überflüssigem Haar. Ich hatte einen ordentlichen Schnurrbart sowie einen Bart, und meine Arme waren mit lästigem Haar voll bewachsen. Nachdem ich jahrelang vergebens nach Befreiung von diesem Übel suchte, ereignete es sich, daß mein Gatte, der Offizier in der englischen Armee war, das Leben eines ostindischen Soldaten (Sepoy) rettete. Aus Dankbarkeit flüsterte dieser ihm das streng bewachte Geheimnis der Hindu-Religion ins Ohr, — ein Geheimnis, dem bekanntlich die eingeborenen Frauen ihre vollständige Immunität von überflüssigem Haar verdanken.

Der Erfolg in meinem persönlichen Falle war so wirksam und verblüffend, daß bald jede Spur von überflüssigem Haarwuchs verschwand. Ich bin jederzeit gern bereit, kostenlos volle Auskunft über die völlige Zerstörung von überflüssigem Haar mitsamt den Wurzeln zu erteilen, ohne Zuflucht zu der gefährlichen elektrischen Nadel nehmen zu müssen. Darum unterlassen Sie es, Ihr Geld für wertlose, sogenannte depilatorische Präparate wegzuwerfen. Übergeben Sie den untenstehenden Coupon oder eine Kopie desselben heute noch, mit Ihrem Namen und Adresse versehen, der Post. (Bitte angeben, ob Frau oder Fräulein). Meine einzige Bedingung ist, daß Sie dem Coupon Briefmarken im Werte von 30 Pfg. beilegen zur Deckung der Porto-Auslage.



Dieser Frei-Coupon

oder eine Kopie desselben, mit Name und genauer Adresse versehen, unter Beifügung von Postwertzeichen im Betrage von 30 Pfg. ist zu senden an: **Mrs. Frederica Hudson, (K. 16), No. 9. Old Cavendish Street, London, W. 1, England.**

Bitte senden Sie mir kostenlos volle Auskunft und Anleitung zur Beseitigung von überflüssigem Haar.

Wichtige Anmerkung: Mrs. Hudson ist die Witwe eines hervorragenden Offiziers der englischen Armee und gehört dem höheren Gesellschaftskreise an. Sie können sich also vertrauensvoll an diese Dame wenden.

Das Kind. Seine Entwicklung und seine Pflege.

Mit 39 Abbildungen. Von Dr. med. Hans Rifel. Preis geb. 2.50 R.-M.

Es ist ein Buch, das jeder jungen Mutter zum Wohle ihres Kindes in die Hand gegeben werden soll.

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig C 1.



Kleinfilmkamera Leica



Die Kamera des Anspruchsvollen

Klein / Leicht / Handlich

Schnellste Aufnahmebereitschaft
Material für 108 Negative in 3 kleinen Kassetten
Doppelbelichtungen ausgeschlossen
Vergrösserungen schnell und mühelos mit dem Leica-Vergrösserungsapparat

Liste Leica Nr. 1587 kostenlos

Ernst Leitz, Wetzlar

Lieferung der Kamera durch die führenden Photogeschäfte



Die beste der Schweizer-Anker-Präzisions-Uhren

die Weltmarke!

(21 erste Preise auf Weltausstellungen)

Longines 9 Grands Prix

Taschen- u. Armbanduhren, Chronometer, Sportuhren, Taschen- u. Reisewecker, Autouhren.

Nur in Fachgeschäften käuflich.

A.W.FABER



"CASTELL"

DIE BESTEN BLEI-KOPIER-TINTEN u. FARBSTIFTE ·DER GEGENWART·

Oelsnitzer Wollplüsch Teppiche

Läufer — Vorlagen — Decken

Qualitäten von Weltruf!

Direkter Versand an Private
Bequeme Zahlungsweise

Eduard Graef
Teppich-Manufaktur
Oelsnitz i. V.

Auswahl-Farb-Qualitätsmuster
Illustr. Katalog J gratis

Portius, Schachspielkunst. 14., verb. Aufl. von Dr. H. v. Gottschall. Gebunden 2.40 RM.
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber, Leipzig C 1, Reudnitzer Str. 1—7.

In unserem Verlag erscheint:

Die Kulturleistungen der Menschheit

von

Hermann Schneider

Dr. phil. et Dr. med. Professor der Philosophie und der Pädagogik an der Universität Leipzig.

Erster Band.

Band I soll im November vorliegen. Preis gebund. 30.— RM. Bis jetzt erschienen: I. Band; 1. Abteilung, brosch. 11.50 RM. I. Band; 2. Abteilung, brosch. 7.— RM.

Ein monumentales Werk deutscher Geschichtsforschung.

„ . . . Dieser Geschichtsdurchblick . . . ist ein so ungeheurer Wurf, daß man ihn als künftige Grundlage aller wissenschaftlichen Geschichtsbetrachtung ansehen muß. Denn er hat seine Stärke nicht in werbenden Werturteilen oder persönlichen poesievollen Einfühlungen, sondern in der einfachen Kennzeichnung und logischen Aufzeichnung des Tatsächlichen und Greifbaren. Es ist die erste wirkliche Geschichte aller menschlichen Kultur . . ." Allgemeine Zeitung, Chemnitz.

„ . . . Die Universalität des Werkes offenbart sich nicht nur in der geographischen und chronologischen Erstreckung der dargestellten Kulturentwicklung der Menschheit, sondern vor allem darin, daß die jeweilig betrachtete Kultur bis in ihre sämtlichen Gebiete hinein durchleuchtet wird, also Rassengrundlage, Staatsverfassung und Ständebildung, Dichtung, Musik, Bildkunst, Wissenschaft, Weltanschauung und Religion der betreffenden Völker und Kulturen jedesmal einzeln gewürdigt werden". Leipziger Illustrirte Zeitung.

Ausführliche Prospekte kostenfrei.

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Teréz-körut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8 e., 44 bis Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG + I. I. WEBER + LEIPZIG +

NR. 4312. 169. BAND | EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK | 3. NOVEMBER 1927

Illustrirte Zeitung

Nr. 4312. 169. Band. Leipzig, Berlin, Wien, Budapest. 3. November 1927.

Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7 bezogen werden.

Weihnachts-Anzeiger.

Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 R.-M. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge.



Sie fragen mich,

Weshalb ich so zufrieden aussehe?

Ich bin dem wiederholt hier an dieser Stelle gegebenen Rat gefolgt und habe meine Brille mit

N.G.-Busch-Ultrasin-Brillengläsern

ausrüsten lassen. Die

Vorteile

lagen zu klar auf der Hand.

1. Meine Augen sind jetzt gegen die spezifischen Schädigungen durch die ultravioletten Strahlen des Lichts geschützt.
2. Ich besitze dazu ein punktuell abbildendes Glas, das mir ein vollkommenes Blickfeld nach jeder Richtung hin gewährleistet.
3. Selbstverständlich ist auch mein Augenfehler in der angenehmsten Weise korrigiert.

Folgen Sie meinem Beispiel

und suchen Sie noch heute einen fachkundigen Optiker auf.

Ultrasin-Gläser sind kenntlich an der Marke

Aufklärende Druckschriften Nr. 502 kostenlos!

Nitsche & Günther Optische Werke A.-G. | **Emil Busch A.-G.** Optische Industrie

Rathenow



Das große Sportereignis 1927

ist die ans Unmögliche grenzende Leistung der Wanderer-Wagen in der Bergfahrt auf die Hohe Wurzel bei Wiesbaden, der weitaus schwersten aller Prüfungen dieses Jahres. So kurz waren die geforderten Fahrzeiten, daß 38 von 46 Teilnehmern sie nicht einzuhalten vermochten. Spielend aber bezwangen die drei teilnehmenden Wanderer-Wagen (Fahrer: Frau Else Metz, Hessen i. Br., Herren Atmer-Berlin und Mader-Stuttgart) die schwere Prüfung, und ohne jeden Strafpunkt, in blendender Fahrt erreichten sie — als alleinige Fahrzeuge der 1½ Liter-Klasse — das Ziel. Mehr noch: die tatsächliche Fahrzeit der drei Wanderer-Wagen war erheblich besser als die Sollzeit und reichte hart an die von größeren Fahrzeugen geforderte Zeit hinan. In der Tat: ein klarer und überzeugender Beweis für die bedeutende Überlegenheit des Wanderer-Wagens, für seine überragende Bergsteigefähigkeit, seine ausgezeichneten Bremsen und sein glänzendes Anzugsvermögen.

Wanderer

Wanderer Werke Schoenau-Chemnitz

BOWLEN UND PÜNSCHE *Das Buch von der notwendigen und wohlbekömmlichen Feuchtigkeit. 4. Auflage. Enthält 282 Rezepte. Gebunden 4.- RM.*

Inhalt: Die Kunst Bowlen zu brauen; zahlreiche ausgezeichnete Rezepte für Bowlen, Kalte Enten und verwandte Getränke. Allgemeines über Pünsche und zahlreiche Punschrezepte; Tee-Pünsche, Krambambuli, zahlreiche Grogs und Glühweine; Kaltschalen; Biermischungen; Kaffee, Schokolade, Milch als Grundlagen von Getränken; Spezialrezepte verschiedener Länder; Nothelfer.

Dieses altbekannte, seit vielen Jahren weitverbreitete, bewährte Rezeptbuch ist für jedermann unentbehrlich.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig C 1.

Erholungsheim „Haus Eichengrund" in **Georgenthal** in Thüringen

unter Leitung der **Barthschen Realschule** zu **Leipzig.**

Prächtiges Haus, herrlich am Thüringer Wald gelegen, mit großem Park. Für Schüler aller Lehranstalten, die zeitweilig der Erholung bedürfen und im Zusammenhang mit ihrer Schule bleiben sollen. — Berichte durch Direktor Dr. Roesel, Leipzig C 1, Georgiring 5.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg. Kleine Gymnas.- und Real-Klassen: **Sexta bis Reifeprüfung.** Sport. Förderung körperlich Schwacher. Gute Verpflegung durch eigene Landwirtschaft. — **Prüfungserfolge.**

Dr. Lahmann

PFLANZEN-MILCH FÜR SÄUGLINGE

ALS ZUSATZ ZUR TIERMILCH SEIT 40 JAHREN BEWÄHRT GANZ BESONDERS BEI MANGELNDER MUTTERMILCH

HEWEL u. VEITHEN KÖLN AM RHEIN

Ich habe in vier Wochen 30 Pfd. zugenommen.



Es gibt Personen, die ohne krank zu sein, so wenig Neigung zum Fettansatz haben, daß ihre Magerkeit sehr unschön in die Augen fällt. Namentlich bei Damen wirkt die stete Erinnerung an das Knochengerüst, das wir in uns tragen, recht peinlich. Bekanntl. beruht die weiche, gleichmäßige Rundung der Formen, die ein Zeichen weiblich. Schönheit ist, auf norm. Unterhautfettgewebe. Auch ist das Fett für viele Organe, z. B. die Nieren, den Augapfel, den Drüsenkörper der Brust, ein unbedingt notwendiges Polster. Zur Beseitigung der Magerkeit und zur Schaffung der gewünschten Fülle sind die **„Eta-Tragol-Bonbons"** ein vorzügl. Mittel. Durch den Genuß der „Eta-Tragol-Bonbons" läßt sich das Körpergew. in einigen Wochen um 10—30 Pfd. erhöhen. Zugl. schaffen sie aber auch — indem sie die roten Blutkörperchen bis zu 50 Proz. vermehr. — Nervenkraft und Blut. — Schachtel M. 2.50 geg. Nachnahme. Nur zu bezieh. von der

„ETA", Chem.-techn. Fabrik, Berlin-Pankow 54, Borkumstrasse 2.

HOTEL-, PENSIONS-, UND SANATORIEN-NACHWEIS

BÄDER UND LUFTKURORTE

DEUTSCHE KURBÄDER

SCHLUCHSEE (HOCHSCHWARZWALD). KURHOTEL STERNEN. Erstes Haus am Platze.

TODTMOOS (SCHWARZWALD). WALDHOTEL sonn. Lage. Fernr. 31.

SCHWARZWALDHAUS. Herbst- und Winteraufenthalt. Telefon 14.

BAD WILDBAD. Weltber. Kur- und Badeort im Schwarzwald gegen Gicht, Ischias, Rheuma.

DEUTSCHE SEEBÄDER

BORKUM. HOTEL - PENSION IRENE. Das ideale Familienhotel am Strand. Pension ab M. 7.50.

KURHAUS ROSELIUS. Führend. Haus. Zentrale Lage. Jahresbetrieb.

HOTEL SEESTERN. Haus I. Ranges. Zwei Minuten vom Bahnhof.

HERINGSDORF. KURHOTEL QUISISANA. Modern. Komf. Beste Lage an Kurpark u. Strand. Prosp.

DEUTSCHE LUFTKURORTE

DONAUESCHINGEN. (SCHWARZWALD). HOTEL ZUM LAMM. Altrenomm., feinbürgerl., Zentralheizung. Garagen, beste Lage.

DRESDEN - WEISSER HIRSCH. Sanatorium Dr. Teuscher. Streng individuelle Pflege.

KÖNIGSFELD (SCHWARZWALD). GASTHOF DER BRÜDERGEMEINE. Vollst. ren. 100 Bett. Zentralheiz.

RIESENGEBIRGE

BRÜCKENBERG. HOTEL FRANZENSHÖH. Schöne Aussicht. Mäßige Preise.

SCHREIBERHAU. SANATORIUM KURPARK. Phys. diätet. Heilanstalt. Jahresbetrieb.

THÜRINGEN

FRIEDRICHRODA. HOTEL LANGE, vorn. Kurhotel. Pension ab Mk. 7.—.

BAD KÖSEN. ERHOLUNGSHEIM SAN.-RAT DR. LEHMANN.

OBERHOF. SCHILLINGS HOTEL u. PENSION, bestempfohlen.

HARZ

STAHLBAD ALEXISBAD. KURHAUS ALEXISBAD. Eig. Stahlquelle u. Stahlbäder für Blutarme.

HOTEL FÖRSTERLING. Eigene Stahlquelle u. Badeh. Bes. H. Frommann, Hfl.

ST. ANDREASBERG. „HOTEL DEUTSCHER-HOF".

KURHOTEL SCHÜTZENHAUS, bürgerliche Gaststätte.

HAHNENKLEE (OBERHARZ). 600 m. GEBIRGS-HOTEL, nahe am Walde. Das ganze Jahr geöffnet.

JLSENBURG. „ZU DEN ROTEN FORELLEN" Hotel u. Pension „PRINZESS ILSE" u. ILSESTEIN.

RÜBELAND. BAUMANNS'-HÖHLE. Selten schöne Tropfsteinhöhle, feenhaft beleuchtet.

SCHIERKE, d. alpin. Luftkurort. HOTEL FÜRST ZU STOLBERG. Zimmer m. voller, bester Verpflegung v. M. 9.— Bes. Georg Schwarz.

HOTEL WALDFRIEDEN. Bestempfohl. Pension Mk. 7—9. Mod. Komfort.

SÜLZHAYN. SANATORIUM HOHENSTEIN, f. Leicht-Lungenkr.

OESTERREICH

LINZ a. d. D. HOTEL ZUM „SCHWARZEN BÄREN", neuerbaut, modernster Komfort.

CAFÉ SCHÖNBERGER, Familiencafé ersten Ranges.

MARIAZELL. HOTEL LAUFENSTEIN, I. Ranges m. modernstem Komfort.

HOTEL ROHRBACHER HOF, gutgeführtes Haus, bestempfohlen.

CAFÉ „GOLDNER ADLER", führendes Café am Platze.

SALZBURG. STIFTSKELLEREI „ST. PETER". Sehenswürdigkeit Salzburgs.

HOTEL STEIN, an der Staatsbrücke, moderner Komfort.

CAFÉ TOMASELLI, im Vorgarten der alten Residenz.

WIEN. ALTER HOFKELLER. Weinstuben, Wien I, Hofburg.

ARKADEN. Café-Rest., Wien I, Universitätsstr. 3.

DREI KRONEN. Restaur., Wien VII, Mariahilferstr. 34.

CAFÉ EICHINGER, Wiedener Hauptstrasse 11, nächst Oper.

ZUM EISVOGEL IM PRATER. Weltberühmt. Treffpunkt d. Fremden.

GLINGERS CAFE PARKRING, Wien I, Weihburggasse 28.

CAFÉ HAAG & GANAUSER, Rotenturmstr., nächst Stephansdom.

CAFÉ HERRENHOF, Wien I, Herrengasse.

HENGL'S HEURIGER. Grinzing-Wien, Trambahn 38. Musik u. Gesang.

KAISERSTÖCK'L. Café-Rest., Historisch, i. Schönbrunner Schloßpark.

KLOSTERNEUBURGER KELLER. Rest., Wien I, Renngasse 10.

HOTEL KRANTZ, Kärntnerstr. Ersten Ranges. Mod. Komfort.

HOTEL KUMMER, Wien VI, Mariahilferstr. 71 a.

LINDE. Alt. Gaststätte, Wien I, Rotenturmstr. nächst dem Stefansdom.

ZUR LINDE, Gastwirtschaft, Wien X, Favoritenstr. 86.

CAFÉ LUSTBADER, Wien VI, Mariahilferstr. 127.

PANTHERBRÄU - KELLER, Wien I, Opernring 11. Erstklassige Küche und Keller.

CAFÉ PALMHOF, Wien XV, Mariahilferstr. 135.

RAUHECK, Café-Rest. Der Wintersportplatz d. Fremden. Endst. 58.

CAFÉ SCHÖNBRUNN, Wien XII, Schönbrunnerstr. 27 a.

CAFÉ SCHOTTENTOR, Wien I. Am Ring, gegenüber Universität.

SILLER, Hotel und Café, Wien I, Schwedenplatz. Erstklassig. Mod. Komfort.

SPLENDIDE. Fam.-Café I. Ranges, Wien I, Jasomirgottstr. 3.

CAFÉ STADTPARK, Wien I, Parkring 2. Komfortabel.

TONI OTT, Restaur., Wien I, Habsburgerstr. 6. Erstklassig.

HOTEL STADT TRIEST. Wien IV, Hauptstr. 12. Mod. Komfort.

HOTEL UNION, Wien IX, Nussdorferstr. 23/25.

WIEN - SEMMERING. Österreichs beliebtester Höhenkurort u. Wintersportplatz, 1000 m ü. d. M. Sonne, Sport, Erholung.

HOTEL STEFANIE, modernster Komfort, Jahresbetrieb.

PALACE-SANATORIUM DR. HECHT. Modernste Höhenkuranstalt.

PENSION VILLA ANNA. Familienpension mit allem Komfort.

DEUTSCH-BÖHMEN

BODENBACH. HOTEL POST am Landungsplatz und Bahnhof.

FRIEDLAND. HOTEL HERRMANN. Vornehm, behaglich.

GABLONZ. HOTEL KRONE. Restaurant u. Café. Autogaragen.

HIRSCHBERG, böhmisch, am See. Gr. Seebad d. Republik.

STRAND-RESTAURANT, gutbürgerl. Konzert, direkt am Strand.

BÖHM. LEIPA. HOTEL HIMMEL. Reisenden-Hotel.

HOTEL KNOBLOCH, vorm. Kronprinz, gutbürgerlich.

RING-CAFÉ, vornehm. Konzertlokal.

BAD LIEBWERDA. Herzheil- und Moorbad.

HOTEL KURHAUS m. allem Komfort.

HOHENELBE. HOTEL APPELT. Führendes Haus.

HOTEL BREMEN, am Bahnhof. Fließend. Wasser.

TSCHECHO-SLOWAKEI

PRAG. GRAND HOTEL STEINER. I. Haus. Vornehmstes Hotel.

CAFÉ ELEKTRA. Treffpunkt der Reichsdeutschen.

GROSSGASTHOF „GOLDENES KREUZL". Preiswert. Bewirtung.

RESTAURANT KONOPISCHT. Vorzügliche Küche.

GASTWIRTSCHAFT „DEUTSCHES HAUS". Küche von Ruf.

JOSEF LIPPERT. Beliebtes Weinrestaur. Größte Delikatessenhdlg.

REICHENBERG. HOTEL GOLDENER LÖWE. 100 Zimmer.

„SCHIENHOF", Hotel, Café, I. Rang.

HOTEL TERMINUS. 30 elegante Zimmer, mod. Komfort.

WALHALLA HANICHEN bei R. Vornehm. u. größt. Vergnügungslokal.

HABENDORF b. R. GASTHOF KRONE. Ausflugsort. Bestens empfohlen.

BAD SCHLAG. SANATORIUM BAD SCHLAG. Im Isergebirge.

THAMMÜHL, böhmisch, am See. HOTEL PETELKA.

TRAUTENAU (Riesengeb.). HOTEL ZIPPEL. Moderner Komfort.

GRAND-HOTEL-CAFE KLEIN. Erstes Haus. 70 Zimmer.

WEINHAUS FLESCH. Vornehmer Dielenbetrieb.

ITALIEN

BOZEN-GRIES. HOTEL REGINA, prachtvolle Lage, mod. Komfort.

MERAN. HOTEL ASTORIA. Vornehmer Komfort. Eig. Park.

HOTEL AUSTRIA. Moderner Komfort, schönste Lage.

HOTEL BELLEVUE. Vornehm. Moderner Komfort.

HOTEL CONTINENTAL. I. Ranges. Mod. Komfort.

HOTEL ESPLANADE. Neuer Besitzer. Pension L. 35.-. Mod. Komfort.

PENSION IRMA MEISTER. Ruhige, schönste Lage. Zentralheizung.

SANATORIUM HUNGARIA, für sämtliche Erkrankungen d. Atmungsorgane. Therapie.

ORTISEI (ST. ULRICH) Grödnertal. HOTEL AQUILA. 220 Betten, modernster Komfort, mäßige Preise.

SCHWEIZ

AROSA. HOTEL AROSA-KULM, sonn. u. höchstgel. Allermod. Komf.

HOTEL DES ALPES. Gediegenes Familienhaus, beste Lage.

HOTEL BELLEVUE. Bestempfohlen, sonnigste Lage.

SANATORIUM GRAND-HOTEL, für Mittelstand, sonnig, eigner Park.

SANATORIUM VILLA DR. HERWIG. Gemütl. kleinere Heilanstalt.

DAVOS. EDEN HOTEL, modern. Haus, prachtvolle Lage.

ESPLANADE. Das behagliche Kurhotel. Preis ab Fr. 14.—.

PENSION DR. JOSEEPHY für Sport und Erholung, ab Fr. 10.—.

PENSION MERULA. Sonnige Lage am Wald.

NEUES SANATORIUM. Bes. M. Neubauer. Längste Sonnenscheindauer.

PENSION ROSENHÜGEL. Erhöhte, sonnige Waldeslage. Hausschwest.

PENSION RUHELEBEN, nächst dem Kurhaus, Prospekte.

PENSION SANS-SOUCI. I. Ranges, mod. Ausstattung.

SANATORIUM BERNINA, Knochen- u. Lungentuberkulose, ab Fr. 14.—.

SANATORIUM SOLSANA. Modern, sonnig, bequem.

PRIVATSANATORIUM DR. VÖCHTING. Sonnigste Lage. Fließend. Wasser.

DAVOS-DORF. SANATORIUM DAVOS-DORF u. VILLA MARIA. Ganzjährig. Moderner Komfort.

HOTEL UND PENSION MEIERHOF. Ruhiges, gut geführtes Haus. Pension von Fr. 13.— an.

PENSION PAUL, Ganzjähr. geöffnet. Gemütl. kleinere Pension.

SANATORIUM SEEHOF, Pension inkl. Arzt ab Mk. 13.-.

LUGANO. GRAND- & PALACE-HOTEL, allerersten Ranges, am See, eig. Park, letzter Komfort.

CERESIO-HOTEL ESPLANADE, direkt a. S. m. Schwimm- u. Sonnenbad.

HOTEL-PENSION MINERVA. Prachtv. Aussicht. Pension ab Fr. 11.—.

HOTEL WALTER, komfort. Familienhotel am See.

LUGANO - CASTAGNOLA. PENSION BOLDT, schönst. Winteraufenthalt, Pension Fr. 7.—.

KURHAUS MONTE BRÉ, phys. diät. (Syst. Dr. Lahmann) Deutsches Haus.

PONTRESINA. HOTEL PONTRESINA. I. Rang., sonn. fr. Lage

HOTEL LANGUARD. I. Ranges, beste Lage, ab Fr. 16.—.

ROSATSCH HOTEL. Modern eingerichtetes Haus.

HOTEL SCHWEIZERHOF. Sommer- und Winterbetrieb.

SAMADEN. HOTEL BERNINA. Ersten Ranges. Prospekt Nr. 10.

WENGEN. PARKHOTEL BEAU-SITE. Beste Lage, kompl. Pension ab Fr. 17.—.

ERZIEHUNG U. BILDUNG

MONTREUX (SCHWEIZ). INSTITUTION DES ESSARTS, komfortables Erziehungsinstitut für Mädchen.

BERLIN-W. 50. TÖCHTERHEIM LOHSE, f. In- u. Ausländerinnen, Marburgerstr. 3. Prosp.

DRESDEN-A. TÖCHTERHEIM SCHOLTZ, eigene Villa. Kaitzerstr. 15.

EISENACH. Richardstraße 2. GEBIRGS-TÖCHTERHEIM. Junge Mädch. werd. gründl. ausgebildet.

GLAUCHAU. PÄDAGOGIUM. 10-stufige Knabenschule. Prosp. B.

HALLE. DR. HARANGS HÖHERE LEHRANSTALT. Oberprima. Umschulung. Gegr. 1864.

BAD HARZBURG. TÖCHTERHEIM ABEL. Weiterbildung jung. Mädchen wissensch. u. gesell.

SCHULKINDERHEIM VILLA ERIKA. Frau H. Simon.

BAD SUDERODE (OSTHARZ). PRIVAT-TÖCHTERBILDUNGSHEIM HAUS BURCKHARDT. P. m. 100.—.

THALE (AM HARZ). TÖCHTERHEIM LOHMANN. Gründl. Fortbildung in allen Fächern

WERNIGERODE. HARZ-PÄDAGOGIUM bereit. vor f. Abiturprima, Obersekunda, Versetzung.

Allgemeine Notizen.

Ein Orgelrat für Deutschland ist anläßlich der Freiberger Tagung für deutsche Orgelkunst gebildet worden. Er hat unter dem Vorsitz von Prof. Dr. Karl Straube-Leipzig seinen Aufgabenkreis umrissen und gliedert sich in folgende Abteilungen: 1. Orgelkompositionen und Orgelspiel. Leitung: Günther Ramin-Leipzig. — 2. Historische Abteilung. Leitung: Prof. Dr. Willibald Gurlitt-Freiburg i. B. — 3. Literarische Abteilung. Leitung: Dr. Mahrenholz-Göttingen. — 4. Orgelbau. Leitung: Prof. Wolfgang Reimann-Berlin. — Der letzteren Abteilung unterstehen eine technische und eine experimentelle Unterabteilung unter der Leitung von Prof. Johannes Biehle-Bautzen bzw. Hans Henny Jahnns-Hamburg.

Zehntausend Mark in bar an Preisen, davon fünfhundert Mark als ersten Preis, setzt die Firma Walther & Co., Fabrik technischer Lehrmittel in Berlin SO. 33, Zeughofstraße 3 für einen Wettbewerb aus, durch den technisch begabte Knaben in den Stand gesetzt werden sollen, ihre durch das Spiel mit dem „Stabil-Metall-Baukasten" geweckte technische Begabung weiter auszubilden. Die Preise des Wettbewerbs sind dazu bestimmt, die preisgekrönten Knaben durch ein Stipendium in die Lage zu setzen, zwecks ihrer Ausbildung technische oder andere Schulen und Lehranstalten (Technikum, Technische Hochschule, Baugewerbeschule, Werkmeisterschule) zu besuchen, oder ihnen eine Beihilfe für irgendwelche Lehrzwecke zu gewähren. Die für den Wettbewerb erforderlichen zehntausend Mark sind bereits bei der Disconto-Gesellschaft hinterlegt, und nur der Vorsitzende des Preisgerichtes, Notar, Rechts- und Patentanwalt Dipl.-Ing. Arno Berger in Berlin SW. 11, Königgrätzer Straße 65 hat das Verfügungsrecht darüber. Herr Franz Walther i. F. Walther & Co., Berlin — dies ist der edle Spender und Veranstalter des Preisausschreibens — hat seinerzeit seine technische Ausbildung an den technischen Staatslehranstalten in Chemnitz auch nur mit Hilfe von Stipendien, die ihm in drei Semestern zur Verfügung standen, vollenden können und will durch diese Stiftung, die, wenn möglich, alle Jahre wiederholt werden soll, den Spendern der damaligen Stipendien seinen Dank abstatten. Nun hat unsere Jugend das Wort. Sie soll uns zeigen, was jugendlicher Geist und jugendliches Denken im Zusammenhang mit den in jahrzehntelanger Arbeit geschaf-

fenen technischen Grundlagen, die im „Stabil-Metall-Baukasten zusammengefaßt sind, hervorbringen kann. Das wird ein Wettarbeiten geben und jugendliche Rekordleistungen bringen, die der ausgesetzten Preise würdig sind. Die Bedingungen des Wettbewerbs wolle man von genannter Firma einfordern; Zusendung erfolgt kostenlos.

Die Sperlingsplage in der Landwirtschaft ist nach der Anleitung des Flugblattes Nr. 65 der Biologischen Reichsanstalt zu bekämpfen. Große Scharen dieser Schädlinge suchen namentlich in der kalten Jahreszeit die Scheunen und Ställe heim und richten dort erheblichen Schaden an. Das Flugblatt ist gegen Einzahlung des geringen Bezugspreises (Einzelpreis 10 Rpf.) auf das Postscheckkonto Berlin Nr. 75 der Biologischen Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft, Berlin-Dahlem, Königin-Luise-Straße 19 postfrei zu beziehen. Die Bestellung kann durch Angabe der Blattnummer auf der Zahlkarte erfolgen; Beträge bis zu 50 Rpf. werden in Briefmarken angenommen. Auf Wunsch werden Verzeichnisse aller Flugblätter kostenfrei zur Verfügung gestellt.

Ein Vogel-Schongebiet am Bodensee. Die Bucht bei Rorschach, ruhig und reich an Nahrung, ist im Winter ein Sammelplatz für die zahlreichen Wasservögel. Bereits im Herbst ist die Bucht von Hunderten von Möven bevölkert, zu denen sich einheimische Wildenten aller Art gesellen. Mit Einbruch der Kälte kommen auch die nordischen Prachtenten dazu, und es entfaltet sich dort ein interessantes Wasservogelleben. Leider aber fallen diese Schwimmvögel zum großen Teil den Jägern zur Beute. Auf Anregung der Rorschacher und Goldacher Behörde sowie des Vereins für Vogelschutz hat nun die St. Gallische Regierung die ganze Riedtlibucht vom alten äbtischen Kornhaus in Rorschach bis zur Goldacher Mündung als Schongebiet für Wasservögel erklärt.

Eine Vereinigung von Gartenfreunden, Gärtnern und Wissenschaftlern ist die deutsche Gartenbau-Gesellschaft mit dem Sitz in Berlin N 4, Invalidenstraße 42 (Fernruf Amt Norden 12 262). Ihre Aufgabe ist, den Sinn und das Verständnis für Blumen- und Gartenkultur in allen Kreisen des deutschen Volkes zu wecken und zu fördern. Sie gibt seit 76 Jahren die illustrierte Monatsschrift „Gartenflora" heraus, eine Zeitschrift für Garten- und Blumenkunde. Ihre Auskunftsstelle für das gesamte Gebiet des Gartenbaues erteilt allen Blumen- und Gartenfreunden sowie Fachleuten

Rat und Auskunft durch erste Wissenschaftler und Fachleute. Sie veranstaltet Vorträge, Besichtigungen und Ausstellungen zur Hebung der Blumenliebhaberei und Förderung des Gartenbaues. Sie besitzt eine der größten Fachbüchereien der Welt, für ihre Mitglieder kostenfrei.

Die Bergbahn auf den Predigtstuhl. Einer der unberührtesten und schönsten, an der Südwand des Reichenhaller Talkessels gelegenen Berge ist der 1727 m hohe Hochschlegel am Lattengebirge mit dem 1613 m hohen Predigtstuhl. Dieser wird nun durch eine Bergbahn, welche die Kreuzeckbahn-A.G. errichtet, erschlossen. An der Erbauung der Bahn wird schon seit einigen Monaten gearbeitet. Die Talstation liegt direkt vor Bad Reichenhall auf städtischem Grund, hart am linken Ufer der Saalach und am Fuß des Schroffen. Von hier aus führt seit Mitte September die Hilfsseilbahn zum Predigtstuhl, die es ermöglicht, Tag und Nacht täglich 50- bis 60 000 kg Material zur Bergspitze zu befördern. Die Betonfundamente für die Bergstation sind bereits fertig, an den drei Stützen werden umfangreiche Sprengarbeiten ausgeführt. Die Arbeiten werden so gefördert, daß die Predigtstuhl-Bergbahn am 1. Mai 1928 dem Betrieb übergeben werden kann. Die Bahnspur führt über die Kesselbachschlucht nahe an den Teufelssattel heran, eine durch seine Wildheit und die groteske Form der Felsbildungen bisher unerschlossene Natursehenswürdigkeit. Die Bahn besitzt technisch ein geradezu ideales Profil, weil sie im großen und ganzen einer von der Natur gegebenen Linie folgt. Die Erbauung eines Hotels neben der Bergstation wird von der Kreuzeckbahn-A. G. den Reichenhaller Interessenten überlassen.

Ein ausgezeichnetes Mittel zur Mundpflege sind die in ihrem Darstellungsverfahren patentierten Mundwasser-Kugeln „Ortizon" der J. G. Farbenindustrie A.-G. (Pharmazeutische Abteilung „Bayer-Meister-Lucius"), Höchst a. M. Die Ortizon-Mundwasser-Kugeln sind wissenschaftlich geprüft und liefern ein zuverlässig und nachhaltig wirksames, erfrischendes Mundwasser, das den Mund sofort geruchfrei macht, Speisereste, Bakterien usw. in der Mundhöhle loslöst und unschädlich macht, den Glanz der Zähne fördert, ohne Zahnschmelz, Zahnfleisch und Schleimhäute anzugreifen. Erhältlich sind diese unübertrefflichen Ortizon-Mundwasser-Kugeln in der Originalpackung „Bayer" zu 2 R.-Mk. 25 Pfg. in allen einschlägigen Geschäften.









FÜR UNSERE BEZIEHER

haben wir, mehrfachen Anregungen aus unserem Leserkreis folgend, einen Sammelkasten für die Nummern der „Leipziger Jllustrirten Zeitung“ anfertigen lassen, der dazu dienen soll, die Hefte bis zum Einbinden vor Beschädigungen (Bestoßen der Ecken usw.) zu schützen. Dieser Sammelkasten — in offenem Zustande durch nebenstehende Abbildung veranschaulicht — ist 28½ cm breit, 39½ cm hoch und bietet bequem Platz für die 26 Hefte eines Halbjahrs.

Für den Bezug wurde dunkelgrünes Leinen verwandt, die Aufschrift ist in Goldprägung hergestellt, so daß der Kasten infolge seines gefälligen Aussehens nirgends störend wirkt. Der Sammelkasten ist sehr stabil gebaut und deshalb dauernd benutzbar. Es handelt sich also um eine einmalige Anschaffung von bleibendem Wert.

Der Preis ist so niedrig wie möglich bemessen und beträgt RM. 3.– zuzügl. Versandspesen.



Einbanddecken für die „Leipziger Jllustrirte Zeitung“ in grünem Ganzleinen mit Goldprägung werden jeweils für den Halbjahrsband geliefert und kosten — einschliesslich eines ausführlichen Inhaltsverzeichnisses — je RM. 4.— zuzüglich Versandspesen.

Geschäftsstelle der Jllustrirten Zeitung (J. J. Weber), Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7.



Benger's Ribana

Die idealste Unterkleidung

für Damen, Herren und Kinder

Fein Elastisch Durchlässig

Alleinige Fabrikanten

Wilhelm Benger Söhne, Stuttgart L. 7.

Bezugsquellen werden auf Wunsch nachgewiesen.

Die Frau ohne Launen



Gibt es eine Frau, die so reizend, so liebenswürdig und bezaubernd ist, daß sie absolut keine Launen hat? O ja!

Es gibt Frauen, die trotz aller Sorgen und Nöten der Zeit immer heiter und guter Dinge sind. Woran liegt das? Weil ihre Nerven gesund und widerstandsfähig sind. Woher kommt das? Die „Frau ohne Launen" gebraucht täglich: Kölnisch Wasser Lavendel-Orangen, das schlechte Laune beseitigt, die Abspannung behebt und zu neuem Schaffen anregt.

Machen Sie auch einen Versuch damit, es wird dann bestimmt Ihr steter Begleiter sein. Kölnisch Wasser Lavendel-Orangen ist sehr geschmackvoll und praktisch aufgemacht. Sie bereiten auch als Geschenk damit große Freude.

Flaschen mit ges. gesch. Goldkugelverschl. schon von 50 Pf. an. In allen einschlägigen Geschäften erhältlich.

Kölnisch Wasser
Lavendel-Orangen

Jünger & Gebhardt, Berlin

Benutzen Sie auch Kölnisch Wasser Lavendel-Orangen-Seife, die aus edelsten Grundstoffen hergestellt ist und selbst empfindlichste Haut jugendfrisch erhält.

Vertretung für Oesterreich: M. Wallace, Wien VII, Westbahnstr. 26.



Eine Mutter, die ihr Kind kennt,

wählt Puppen, die künstlerisch und doch kindlich sind. Für sie kommt

nur „Mein Liebling"

die seit 40 Jahren eingeführte Puppe,
die schönste Puppe
des Weltmarktes in Frage.

„Mein Lieblingsbaby"

Echte Natur, natürliche Schönheit, haltbar, hygienisch.

K. & R.

In allen feinen Spielwaren-Spezialgeschäften und vornehmen Kaufhäusern zu haben.

Soeben erschien:

Die Orgel

von

Dr. phil. Gotthold Frotscher
Privatdozent d. Musikwissenschaft
Mit 30 Abbildungen. Geb. RM. 7.–.
Verlag J. J. Weber, Leipzig C 1.

Studenten-
Utensilien-Fabrik
Aelteste und größte Fabrik der Branche
Emil Lüdke,
vorm. Carl Hahn & Sohn,
Jena i. Thür. 36.
Goldene Medaille.
Man verl. gr. Katal.

Chr. Tauber
Photo-Haus
Wiesbaden L. 1.

Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfacher bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel.
Jllustr. Preisliste Nr 1
Direkter Versand nach allen Weltteilen

Unsere **HANSA Kohlepapiere**

werden wegen ihrer **hervorragenden Qualität** u. **Preiswürdigkeit** von der Gross-Industrie und den Behörden gekauft.
Wir stehen mit Mustern und Angebot zu Ihrer Verfügung.
HANSA Kohlepapierfabrik G. m. b. H.
Scharrenstr. 9a. **Berlin SW 19.** Zentrum 2812.



Briefm.-Haus Burbach, Köln

Krebsgasse 18. – **Gegr. 1898.** – Preislisten kostenlos. Anbieten alle verschieden 1000 3.—, 2000 8.50, 20 Albanien 2.50, 150 Bulgarien 5.—, 300 Deutsch. Reich 2.—, 200 engl. Kol. 4.—, 200 franz. Kol. 3.—, 400 Übersee 5.50, 40 Litauen 3.—, 25 Liberia 2.50, 50 Sowjet-Rußland 2.—.



CHRYSLERS GENIE HAT EIN HERRLICHES MODELL ZU ERSTAUNLICH NIEDRIGEM PREISE GESCHAFFEN!



DER NEUE CHRYSLER ‹52› – EIN WUNDERWERK DER TECHNIK

SCHNELLIGKEIT. 85 Kilometer in der Stunde. Beschleunigungsvermögen von 8 auf 40 Stundenkilometer in 8 Sekunden.

SICHERHEIT. Kräftige Bremsen. Spielend leichte Lenkung. Außergewöhnlich leichtes Schalten.

KOMFORT. Größere, geräumigere Karosserie mit reichlichem Raum für 5 erwachsene Fahrgäste. Sattelfederpolsterung. Verstellbares Steuerrad.

SCHÖNES AUSSEHEN. Niedrigere, wundervoll fließende Linienführung. Trommelförmige Scheinwerfer. Neue delikate Farbenzusammenstellung des kratzfesten Nitrolack-Überzugs.

LANGE GEBRAUCHSFÄHIGKEIT. Die Breite der Lager beträgt fast ein Drittel der Kurbelwellenlänge. Auf Federn montierter Motor, um erschütterungsfreies Fahren zu sichern.

Touring . M. 5495. Roadster . M. 5750. Sedan . M. 5985.
Diese Preise verstehen sich fünffach bereift ab Berlin-Johannisthal

CHRYSLER COMPANY M. B. H., BERLIN-JOHANNISTHAL

CHRYSLER 52

MODERN WIE DIE NÄCHSTE MINUTE!

Illustrirte Zeitung



MARKT IN PERUGIA (ITALIEN)

RADIERUNG VON HERMANN KUPFERSCHMID





Zum Tode des Fürsten Wilhelm von Hohenzollern: Schloß Sigmaringen, das Residenzschloß des Fürsten. Links: Wilhelm Fürst von Hohenzollern, das Haupt der fürstlichen (katholischen) Linie des Hauses Hohenzollern, † am 22. Oktober, 63 Jahre alt. (Phot. F. Grainer, München.)





Die Einweihung des durch die Kameradschaftliche Vereinigung von 1872 errichteten Ehrenmals zum Andenken an die gefallenen Offiziere der Landwehrinspektion Berlin: Die Feier am 23. Oktober vor dem ehemaligen Landwehrkasino in Charlottenburg. — Im Oval: Vom Untergang eines italienischen Auswandererschiffes an der Ostküste Brasiliens am 26. Oktober: Die „Principessa Mafalda“, ein Passagierdampfer der Navigazione Generale Italiana von 12000 Tonnen.





Links: Das Denkmal für die 914 im Weltkriege gefallenen Söhne der Stadt Merseburg (Entwurf von Bildhauer Paul Juckoff, Skopau), das am 30. Oktober enthüllt wurde. (Phot. A. Pieperhoff, Halle.) Rechts: Von der Gedenkfeier zu Ehren des großen französischen Chemikers Berthelot in Paris anläßlich seines hundertjährigen Geburtstages: Der Festakt zur Begrüßung der Delegationen im Collège de France am 24. Oktober; während der Ansprache des Führers der deutschen Vertreter Prof. Dr. Schlenk, des Direktors des Chemischen Instituts der Universität Berlin.

DAS ZEITALTER OHNE FEUER

VON ANTON LÜBKE, MÜNSTER I. W.

Wir dünken uns als Kulturmenschen mit einer hochentwickelten Industrie und Technik so erhaben, daß wir glauben, es sei schon alles vollendet, es bedürfe keiner Umwandlung der Dinge mehr. Ozeanschiffahrt, Landverkehr und Luftschiffahrt haben in den letzten Jahrzehnten ein so gigantisches Ausmaß angenommen, daß wir glauben, einen Stillstand und ein Gleichmaß ruhiger Stetigkeit erwarten zu müssen. Aber dennoch, wo wir hinschauen in unserem Leben, in der Technik, im Verkehr, in der Industrie, ja selbst in unserem kleinen Wirkungskreis, harren noch so viele Probleme der Lösung und der Verbesserung, daß wir heute schon sagen können, in wenigen Jahren wird sich unser ganzes Leben mit seinen Behelfen vollkommen anders gestaltet haben. Ganz neue Möglichkeiten werden sich im Wirtschaftsleben, im Handel und Verkehr erschließen, zu denen heute schon die großen Grundlagen gegeben sind.

Trotz unserer Zivilisation gibt es noch viel Barbarisches und Rohes, was von einer Verfeinerung und einer weisen Sparsamkeit im Gebrauch kostbarer Lebensgüter noch sehr weit entfernt ist. Wir brauchen nur eine Seite des Wirtschaftszeitalters zu nennen, die des Kohlenverbrauchs. Welch ungeheurer Raubbau wurde und wird noch an diesen wertvollen Lebensgütern getrieben. Das 19. und 20. Jahrhundert bis zum heutigen Tage war das Zeitalter der rohen Kohlenverbrennung auf dem Roste. Ungeheuer war die Verschwendung, die diese Verbrennung mit sich brachte. Wenn man bedenkt, daß in unseren Stubenöfen und Lokomotiven kaum 15 Proz. des Kohlenwertes ausgenutzt werden, und daß wir mit den durch unsachgemäße Verbrennung verschwendeten Kohlenschätzen unseren gesamten Bedarf an Schwefel, Stickstoff und Öl, die wir bis heute für schweres Geld aus dem Ausland beziehen müssen, decken könnten, kann man sich einen Begriff machen, wie sehr sich unser Zeitalter der Verschwendung an dem wertvollsten Stoff unseres Planeten schuldig macht. Die Erkenntnis, daß diese große Verschwendung nicht fortdauern darf, wollen wir nicht eines Tages wieder in große Not geraten, ließ in den letzten Jahren darauf hinzielen, die Kohle immer mehr vor der rohen Verbrennung zu schützen und das Wirtschaftsleben dem feuerlosen Zeitalter zuzuführen.

Die bekannteste Bestrebung, der Kohle eine andere Form der Energieausnutzung zu geben, ist die Umwandlung in Öl. Der früher eingeschlagene Weg der Verkokung ließ noch sehr viele Energien verlorengehen. Heute lassen die bekannten Verfahren nach Bergius und Fischer in den Braunkohlen- und Steinkohlengebieten sehr große Verölungswerke entstehen. Damit hat aber das Bestreben, die Kohle von ihrer rohen Verbrennung zu erretten, noch keinen Abschluß gefunden.

Schon früh erörterte man das Problem, die Kohle feuerlos sich verzehren zu lassen und so aus ihr Energien zu gewinnen. Vor etwa 75 Jahren beschäftigte sich bereits der französische Chemiker Becquerel mit der Ausnutzung der Kohle in Brennstoffelementen. Ein anderer französischer Erfinder, der Chemiker Jacques, griff die Erfindung Becquerels auf und brachte es fertig, daß ein mit roher Kohle gespeistes Element eine Stromstärke von 150 P. S. lieferte. Der Erfinder war von seiner Arbeit derart überzeugt, daß er die Gründung von großen Kraftwerken mit seinen Brennstoffelementen propagierte. In illustrierten Zeitschriften konnte man seinerzeit die Abbildungen von Ozeandampfern sehen, die mit Brennstoffelementen versehen waren. Die Versuche, Brennstoffelemente zu bauen, wurden in der Folgezeit von Mond, Langer und dem Züricher Physiker Baur fortgesetzt, ohne zu einem größeren Ergebnis zu führen. Berechtigtes Aufsehen machte im Jahre 1925 der Engländer Prof. Dr. Wall. Nach den Angaben der Sheffielder Universität entdeckte Wall eine neue Art Elektrizität, die den damaligen Berichten zufolge eine vollkommene Umwälzung in der Kraftgewinnung hervorrufen sollte. Prof. Wall erklärte, er habe unter Benutzung eines neuen Legierungsprozesses eine praktisch verwendbare Form der Krafterzeugung direkt aus Kohle gefunden. Eine solche Anlage bedürfe nur einer Anfüllung mit Kohle, die dann von selbst ohne Verbrennung durch Feuer Elektrizität entwickele. Ob diese Idee in den letzten Jahren weiterausgebaut wurde, weiß man nicht. Ob es einmal möglich sein wird, aus der Kohle direkt, ohne Verbrennung, Energien zu gewinnen, soll dahingestellt sein. Jedenfalls werden die Bemühungen in dieser Hinsicht auch in der Gegenwart noch fortgesetzt, z. B. im Kaiser-Wilhelm-Institut für Kohlenforschung in Mülheim a. Ruhr. Es wäre für die Kohlenwirtschaft sicher zu begrüßen, wenn eine derartige Erfindung, die auch zugleich wirtschaftlich ist, gemacht würde.

Eine Idee, die der Kohlensparsamkeit gilt, scheint in den nächsten Jahren der Verwirklichung nahezukommen, und zwar das Problem der Fernheizungen. Alle Anzeichen sprechen heute schon dafür, daß wir in Mitteleuropa dem Beispiel Amerikas folgen werden, um von Zentralstellen aus unsere Wohnhäuser zu beheizen. Amerika ist, wie in allen technischen Dingen, auch in der Anlage von Fernheizungen großzügig vorangegangen. Neuyork verfügt heute bereits über eine einzigartig dastehende Fernheizung, die bedeutende Stadtteile mit Heizdampf und Kraft versorgt. In über 250 anderen Städten Amerikas befinden sich schon seit einigen Jahrzehnten Fernheizungen, so daß die Einzelöfen der Häuser überflüssig sind. Aber auch in Deutschland folgte man in den letzten Jahren diesem Beispiel. Die ersten hierauf bezüglichen Versuche wurden vor 25 Jahren in Dresden gemacht, wo heute schon über 30 öffentliche und private Gebäude an die Fernheizung angeschlossen sind. Nach dem Kriege sind dann auch in Kiel, Hamburg, Barmen, Braunschweig, München und anderen Städten die ersten Ansätze zur Anlage von Fernheizungen gemacht worden. Auch die Reichshauptstadt, die die Fernheizung in der letzten Zeit in großzügigem Maße in Angriff genommen hat, besitzt schon vier Fernheizwerke, in Charlottenburg, Neukölln, Pankow und das Heizwerk der Zentrale Buch. Der erste Zweck der Fernheizungen soll ja sein, Brennstoffe in weitestem Maße zu sparen, die große Zahl von Feuerstellen, die heute über einen dichtbebauten Stadtteil verstreut sind, in eine einzige zu vereinigen, die Rauchbelästigung, die Zufuhr von Kohle und die Abfuhr von Asche zu beseitigen. Es brauchen nun keine Kessel mehr geheizt zu werden, der Straßenverkehr wird entlastet und anderes mehr. Die restlose Verwirklichung dieser großzügigen Pläne wird natürlich noch Jahre erfordern, zumal noch manche Hemmungen überwunden werden müssen, beispielsweise vertragliche Abkommen mit Gemeinden, die Einführung eines tadellos funktionierenden Wärmemessers, den man bis heute noch nicht hat, u. a.

Eng verwandt mit dem Fernheizproblem ist das der Ferngasversorgung, um die erdschwere Kohle durch das beflügelte Gas zu ersetzen. Die im Ruhrgebiet im Jahre 1926 gegründete Aktiengesellschaft für Kohlenverwertung wird es als ihre erste Aufgabe betrachten, vom Ruhrgebiet aus ein Röhrennetz für Ferngasversorgung über ganz Deutschland erstehen zu lassen. Es wurde in der Öffentlichkeit über dieses Problem in den letzten Monaten bekanntlich sehr viel diskutiert, und es bleibt abzuwarten, ob die Hoffnungen, die man auf die Ferngasversorgung setzt, in Erfüllung gehen.

Die Bestrebungen, dem Wirtschaftsleben neue Kraftquellen zu erschließen, sind alle darauf gerichtet, die Menschheit dem feuerlosen Zeitalter zuzuführen. Die Elektrizität wird in Zukunft in ungeahntem Maße zur Geltung kommen. Die Elektrifizierung der Eisenbahnen nicht nur in Deutschland, sondern auch in den anderen europäischen Staaten, nimmt ständig zu. Österreich, Bayern, die Schweiz, die nordischen Staaten und Italien haben die Elektrifizierung ihrer Bahnen nahezu vollendet, und es wird nicht mehr lange dauern, bis die alte Dampflokomotive zu einem Museumsstück geworden ist. Die ungeheure Entwicklung der Überlandzentralen, die heute bis in das kleinste Dorf die elektrische Energie tragen, die Zentralisierung der Kraftstationen, das stete Suchen nach neuen Kraftquellen, neben der Kohle, dem Öl und dem Wasser, deuten klar darauf hin, daß das feuerlose Zeitalter nächstens anbrechen wird.

Unter den neuen Kraftquellen, die in Zukunft ungeahnte Möglichkeiten eröffnen werden, stehen die chemische Aufteilung des Wassers und seine Verwendbarkeit als Kraftquelle sowie die Zertrümmerung der Atome, als Ausgangsquelle einer ganz neuen Energiebasis, die alle anderen Energiequellen zu verdrängen imstande ist, wenn sie einmal Tatsache geworden ist.

Die Zeit wird kommen, da das Wasser nicht nur seine Kraft spenden wird in den von hohen Bergen herabstürzenden Bächen und den Gefällen der Flüsse, sondern auch durch die direkte chemische Auswertung seiner Bestandteile. Der bekannte deutsche Kohlenforscher Prof. Dr. Fischer machte schon auf der Weltkraftkonferenz in London im Jahre 1924 die interessante Mitteilung, daß man in der Theorie bei der Syntholgewinnung aus Kohlenmonoxyd und Wasserstoff auch von der Kohlensäure ausgehen könne, und daß es somit im Prinzip möglich sei, den so dringend benötigten Motorbrennstoff auch aus den Bestandteilen der Luft und des Wassers herzustellen. Die Kohlensäure könne aus der Luft, der Wasserstoff aus dem Wasser elektrolytisch gewonnen werden. Auf der im Jahre 1926 erfolgten Tagung des Märkischen Bezirksvereins des Vereins deutscher Chemiker wies Prof. Dr. Binz darauf hin, daß es vielleicht einmal in der Zeit des Kohlenmangels notwendig sei, aus den Tropen, z. B. aus Ägypten, Wasserstoff in die nordischen Länder einzuführen, um damit die Häuser zu beheizen und zu beleuchten. Im Jahre 1924 machte die aufsehenerregende Meldung die Runde durch die deutsche Presse und wurde auch verschiedentlich in Fachzeitschriften kommentiert, daß der bekannte Sorbonne-Professor Charles Henry in Paris einem vollkommen neuen Verfahren der Energiegewinnung aus dem Wasser auf die Spur gekommen sei, nicht etwa durch die Erfindung einer neuen Wasserturbine, sondern durch die chemische Zerteilung des Wassers mittels Katalysatoren. Henry glaubt, daß es in Zukunft möglich sei, auf diese Weise einen ganz neuen Brennstoff zu erhalten, so daß vielleicht unsere Autos und Flugzeuge nur mit Wasser gespeist zu werden brauchen. In gewissem Sinne ist dieses Problem ja schon gelöst bei dem in Bau befindlichen neuen Zeppelin, bei dem nicht mehr Benzin zum Betrieb der Motoren verwendet wird, sondern Kohlenwasserstoff, der daneben noch den großen Vorteil hat, weniger explosiv zu sein, und der auch nicht die Nutzlast des Schiffes beim Verbrauch vermindert.

Ausblicke von ungeheurer Dimension für die Energiegewinnung bietet die Atomzertrümmerung. Bekanntlich sind die Atome kleine Planetensysteme mit einem Atomkern mit positiver Elektrizität und den Elektronen, die sich mit negativer Elektrizität um den Atomkern bewegen. Das leichteste Atom ist Wasserstoff. Es hat die einfachste Form, der Kern trägt eine einzige Ladung, während er auch nur von einem Elektron umkreist wird. In den letzten Jahren ist es nun verschiedenen Physikern, Rutherford, Kirsch, Pettersson u. a., gelungen, Atome zu zertrümmern. Als übriggebliebenes Zertrümmerungsprodukt erwies sich überall Wasserstoff. Der englische Physiker Prof. Dr. Wall verwendete bei seinen Versuchen starke elektrische Ströme und magnetische Felder, wobei es ihm gelang, die Elektronen aus ihrer Bahn zu werfen und damit den Ausblick für eine neue Kraftquelle zu geben. Es kann hier nicht der Platz sein, auf die interessanten Ergebnisse der Atomwissenschaft der letzten Jahre näher einzugehen. Von den ungeheuren Energien, die bei der Zertrümmerung der Atome frei werden, sprach schon vor einigen Jahren der berühmte Atomforscher Sommerfeld: „Die Energiequellen (innerhalb der Atome), die sich (bei der Atomzertrümmerung) der Außenwelt erschließen würden, sind von ganz anderer Größenordnung als die Energien der sonstigen physikalischen und chemischen Prozesse. Die Welt des Atominnern ist von der Außenwelt im allgemeinen abgeschlossen. Sie wird nicht beeinflußt durch die Temperaturdruckbedingung, die im Äußeren herrscht. Sie wird beherrscht durch das Gesetz der Wahrscheinlichkeit, des spontanen, durch nichts zu beeinflussenden Zerfalls. Nur ausnahmsweise öffnet sich eine Tür, die aus der Innenwelt in die Außenwelt führt. Die hierbei austretenden Strahlen sind Sendboten aus einer uns sonst verschlossenen Welt."

Wenn es einmal gelungen sein sollte, die Materie aus ihrem dynamischen Gefüge zu sprengen und dadurch aus jedem beliebigen Stoff einen neuen aufzubauen, wie es ja in gewissem Sinne bei dem Kohlenöl und dem künstlichen Stickstoff der Fall ist, wären der Menschheit ungeheure Möglichkeiten gegeben. Wir würden dann Gold aus Wasser, Kohle aus Stein, Silber aus Blei, Eisen aus Lehm u. a. herstellen. Das Zeitalter des Materialismus, der sozialen Not, der Energienot hätte ein Ende, denn der Mensch würde dann hineinversetzt in den rotierenden unerschöpflichen Kosmos, wo kein Mangel, keine Not, keine soziale Frage mehr das Dasein verbittern würde.

TAGESGESCHICHTE

In der großen Autohalle am Kaiserdamm in **Berlin** wurde am 22. Oktober eine **Werkstoffschau** eröffnet, verbunden mit der Werkstofftagung, an welcher der Verein der Deutschen Eisenhüttenleute, die Deutsche Gesellschaft für Metallkunde, der Zentralverband der Deutschen elektrotechnischen Industrie und der Verein Deutscher Ingenieure beteiligt sind. Die Schau zerfällt in zwei große Abteilungen: in eine Übersicht über die Werkstoffe und in die Werkstoffprüfung, auf der die verschiedenen Prüfungsmethoden der Werkstoffeigenschaften vorgeführt werden. Der Vorsitzende des Vereins Deutscher Ingenieure, Dr.-Ing. Wendt, hieß die Erschienenen willkommen, darauf hielt Reichswirtschaftsminister Dr. Curtius eine die Bedeutung der Schau würdigende Ansprache.

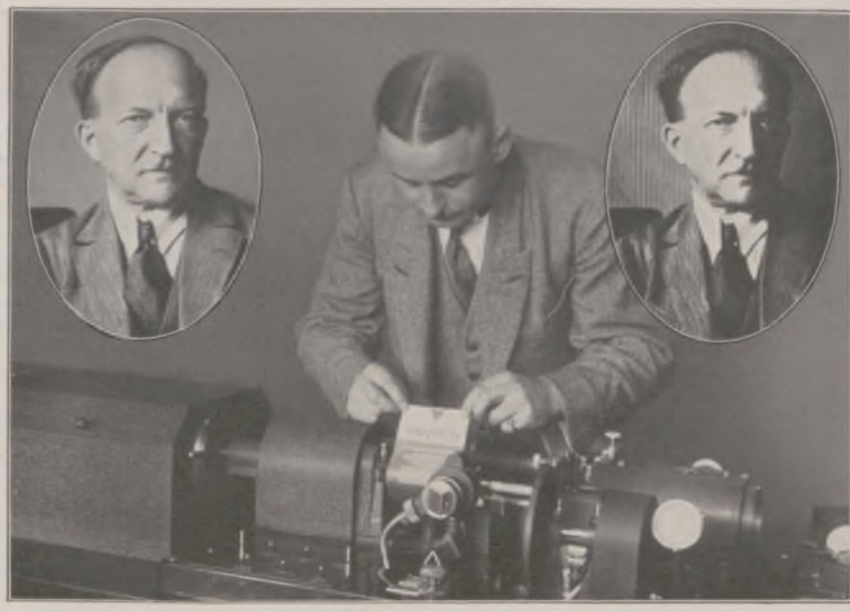
Dem Andenken der gefallenen Offiziere der **Landwehrinspektion Berlin** wurde am 23. Oktober vor dem ehemaligen Landwehrkasino in **Charlottenburg** ein von der Kameradschaftlichen Vereinigung von 1872 errichtetes **Ehrenmal** geweiht. Bei der Enthüllungsfeier erinnerte Feldmarschall v. Mackensen an die vorbildlichen Taten der Reserve- und Landwehroffiziere während des Weltkriegs. — Schöpfer des Denkmals, das die Gestalt eines gepanzerten Ritters trägt, ist Prof. Damann.

Im Rahmen der viertägigen Festlichkeiten aus Anlaß des **hundertjährigen Geburtages des französischen Chemikers Berthelot** fand am 24. Oktober im Collège de France in Paris die Begrüßungsfeier für die Delegationen statt. Auf die Willkommensgrüße antwortete als erster Vertreter der ausländischen Delegationen der Führer der aus neun Gelehrten bestehenden deutschen Delegation, Prof. Schlenk, Direktor des Chemischen Instituts in Berlin, mit einer Ansprache, in der er die friedensfördernde Zusammenarbeit der Wissenschaften feierte. Die eigentliche Gedenkfeier wurde am nächsten Tag im Pantheon veranstaltet; an sie schloß sich ein großes Festbankett im Spiegelsaal zu Versailles. — Marcelin Berthelot (geb. am 25. Oktober 1827, gest. am 18. März 1907), Mitglied der Akademie, lieferte bahnbrechende Untersuchungen auf dem Gebiete der Chemie; 1886—1887 war er französischer Unterrichtsminister.

An der Ostküste Südamerikas, bei den Abrolhos, einer zu dem brasilianischen Staate Bahia gehörenden Inselgruppe, sank am 26. Oktober der auf der Fahrt von Genua nach Buenos Aires befindliche italienische Passagierdampfer „**Principessa Mafalda**". Als Ursache des Unglücks vermutet man Auflaufen auf einen Felsen und anschließende Kesselexplosion. Von der etwa 1200 Mann betragenden Besatzung konnte die überwiegende Mehrheit durch herbeieilende Schiffe gerettet werden.



Vom Besuch des Chefs der Deutschen Heeresleitung in den Vereinigten Staaten von Amerika: Empfang General Heyes durch den amerikanischen Staatssekretär für das Heerwesen, Davis. Von links nach rechts: Kolonel R. Margetts; Kolonel Stanley Ford; Major Stumpf, Heyes Adjutant; General Heye; Konsul Rudolf Leitner; Davis; Dr. Kiep von der deutschen Gesandtschaft (ganz rechts).



Erfolgreiche Versuche von Bildübertragungen zwischen Berlin und Wien: Der Bildübertragungsapparat, mit dem Bilder, Schriftstücke, Schecks usw. telegraphisch übertragen werden. Oben ein Beispiel, wie vortrefflich der Apparat arbeitet: Das Original (links) und das übertragene Bild (rechts) des Grafen Arco, des bekannten Fachmanns auf dem Gebiete des Funkwesens.

Die Übertragung geschieht nach dem bewährten Karolusschen Verfahren; die Erfolge bei den von der Firma Siemens mit Unterstützung des Telegraphentechnischen Reichsamts ausgeführten Versuchen haben die Post zu der Absicht veranlaßt, die Einrichtung demnächst für den öffentlichen Verkehr freizugeben.

Am 22. Oktober verstarb im Alter von 63 Jahren Fürst Wilhelm von Hohenzollern, das Haupt der katholischen Linie des Hohenzollernstammes. — Fürst Wilhelm wurde am 7. März 1864 als Sohn des Fürsten Leopold von Hohenzollern und seiner Gattin Antonia, Infantin von Portugal, geboren. Zum Thronfolger in Rumänien gewählt, verzichtete er 1886 zugunsten seines Bruders Ferdinand. Am 8. Juni 1905 wurde er Fürst von Hohenzollern.

Ein überaus spannender Kampf der Lüfte spielte sich am 23. Oktober in Berlin auf dem Tempelhofer Flugfelde ab: das Kunstflugturnier um den Titel „König der Lüfte“ zwischen dem Franzosen Marcel Doret und dem Deutschen Fieseler. Den Sieg errang mit einem Vorsprung von wenigen Punkten Doret, der dem Deutschen in dem Pflichtprogramm über war. In den Kürübungen war jedoch Fieseler der bessere. Seine auf dem Rücken geflogenen vertikalen und horizontalen Achten, seine aus dem Rückenflug ausgeführte Rolle und die Loopings nach vorn waren eine nie gesehene Sensation.

Auf dem Flugplatz in Darmstadt wurden am 16. Oktober spannende Kunst- und Geschicklichkeitsflüge gezeigt. Am Abend starteten dann acht Freiballone zu einer nationalen Wettfahrt. Die weiteste Strecke, etwa 2000 km, das Doppelte der bei den internationalen Gordon-Bennett-Wettfliegen in Amerika erreichten größten Entfernung, legte der Ballon „Leipziger Messe“ zurück, der am 18. Oktober in der Nähe von Moskau landete.

Bühnenschau.

„Die Traumgesichte des Adam Thor“, Schauspiel in fünf Bildern von Max Halbe, ist, wie der Titel sagt, ein Traumstück, dem der Gedanke der Wiederholung des bereits vollendeten Lebens zugrunde liegt. Bei der im Residenz-Theater zu München erfolgten Uraufführung vermochte der Dichter zwar einen tiefen Eindruck seines Werkes, aber kaum merklich durchschlagenden Erfolg zu verzeichnen.

Zwei rheinische Dichter, Otto Brües und Heinz Steguweit, haben sich zusammengetan und in der Moritat „Lyonels Kinder“ ein herzhaftes Volksstück gegeben, das dennoch eines ernsteren Hintergrundes nicht entbehrt. Träger der Handlung sind die Artisten einer Jahrmarktsschaubude. Das Schicksal des körperlich mißratenen Löwenmenschen Lyonel symbolisiert den Leidensweg des mißachteten, herzensgütigen Menschen im rauhen Treiben der Umwelt.

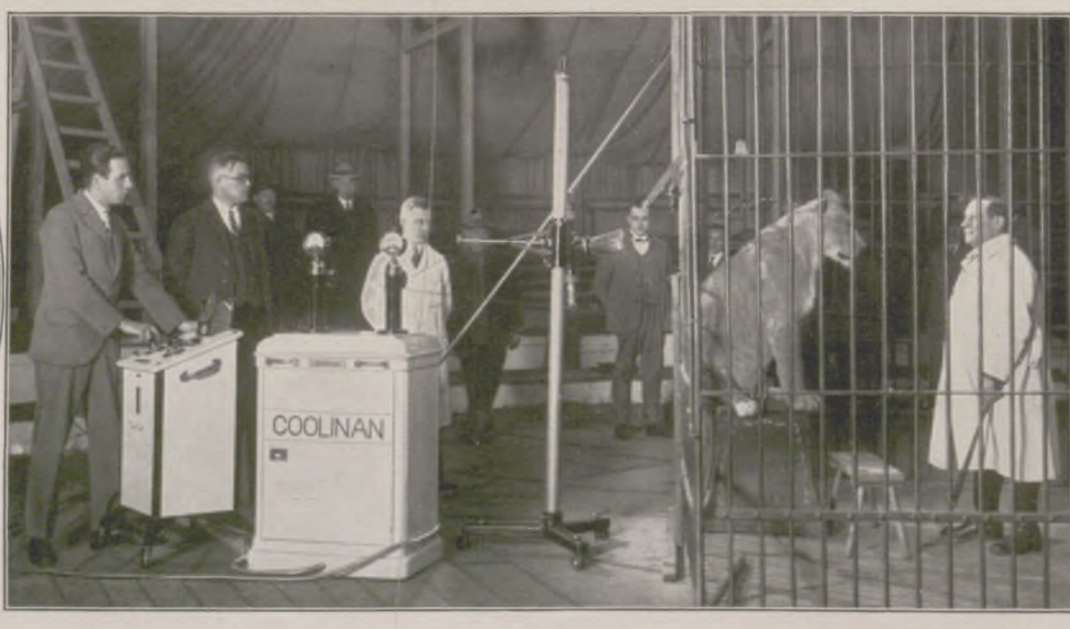


Von der am 22. Oktober eröffneten Deutschen Werkstoffschau in der großen Autohalle am Kaiserdamm in Berlin: In der Abteilung Werkstoffprüfung; das in Tätigkeit befindliche gewaltige Prüffeld, das zur Prüfung von Porzellan-Isolatoren für Hochspannung bis zu 1 Million Volt dient.



Prof. Dr.-Ing. Max Rudeloff,

Geheimer Regierungsrat, erfolgreicher Forscher auf dem Gebiete des Materialprüfungswesens, früherer Direktor des Materialprüfungsamts (mechanischer Zweig) der Technischen Hochschule Berlin, kann am 9. November seinen 70. Geburtstag feiern.



Der Wüstenkönig wird geröntgt: Löwe Europa, von Kapitän Schneider nach vielen Mühen vor die Röntgen-Kamera dirigiert, hält endlich still. Er sollte nach steckengebliebenen Kugeln durchleuchtet werden, die auf ihn bei einem gefährlichen Ausbruch während einer Filmaufnahme in Rom abgefeuert worden sind.



Geheimrat Dr.-Ing. H. Muthesius,

bekannter Architekt, früherer Dezernent für die preußischen Baugewerkschulen im Handelsministerium, Erbauer verschiedener bedeutender Berliner Gebäude, † am 26. Oktober durch Unglücksfall im Alter von 66 Jahren.





Lauter nette alte Damen: Gemeinsamer Gesang im „Klub der Großmütter" zu London, dem nur Damen im Alter zwischen 50 und 60 Jahren beitreten dürfen, und in dem neben der Geselligkeit auch die Besprechung von Gegenwartsfragen gepflegt wird. — Im Oval: Zur bevorstehenden Trauung der 61jährigen Prinzessin Viktoria zu Schaumburg-Lippe, einer Schwester Kaiser Wilhelms II., mit dem 28 Jahre alten Russen Alexander Zoubkow: Das ungleiche Paar.



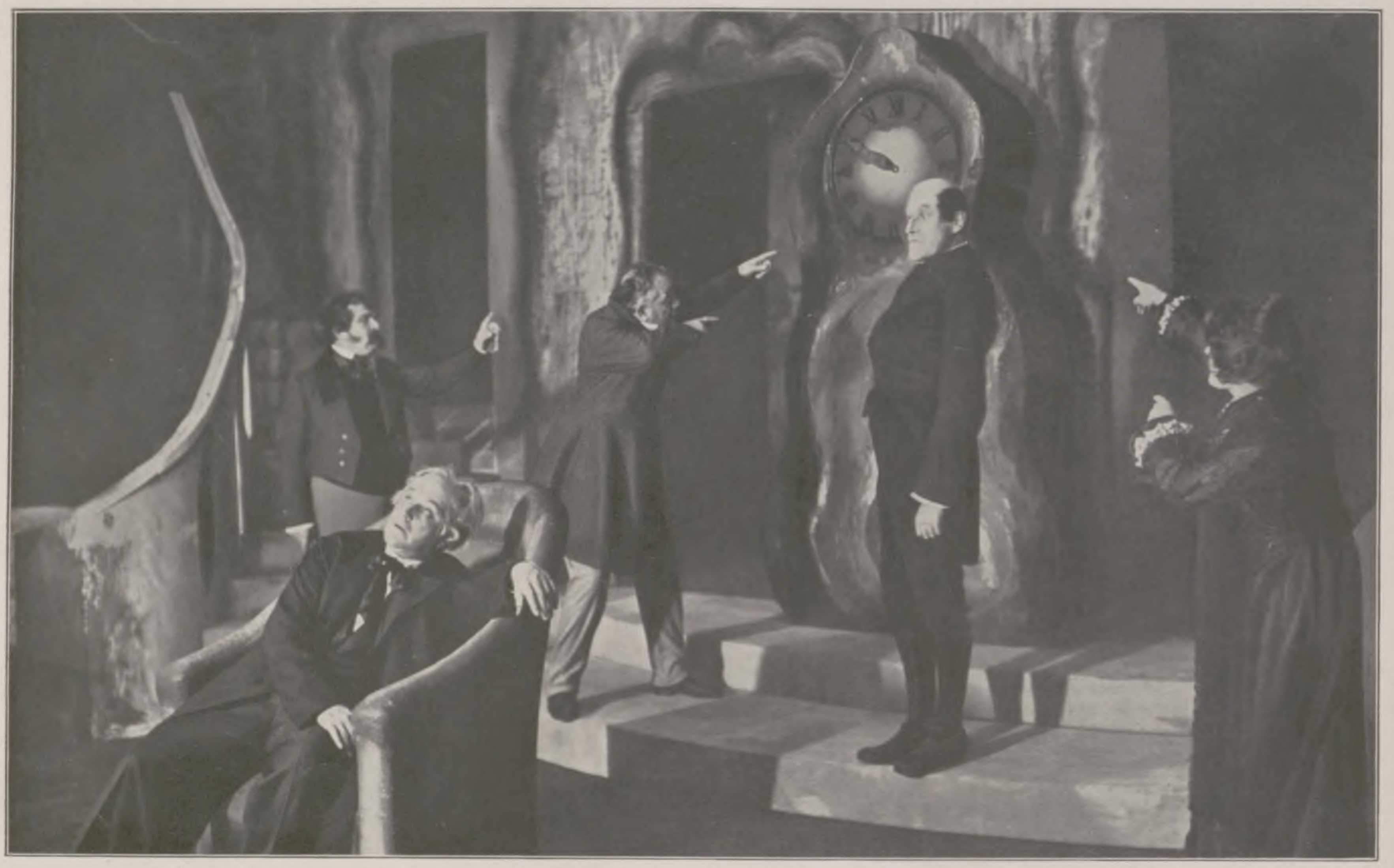


Das Duell in den Lüften: Vom Kunstflu
um den Titel „König der Lüfte" zwische
Flugfeld in Berlin. Links: Doret bei e
wurde mit wenigen Punkten Vo



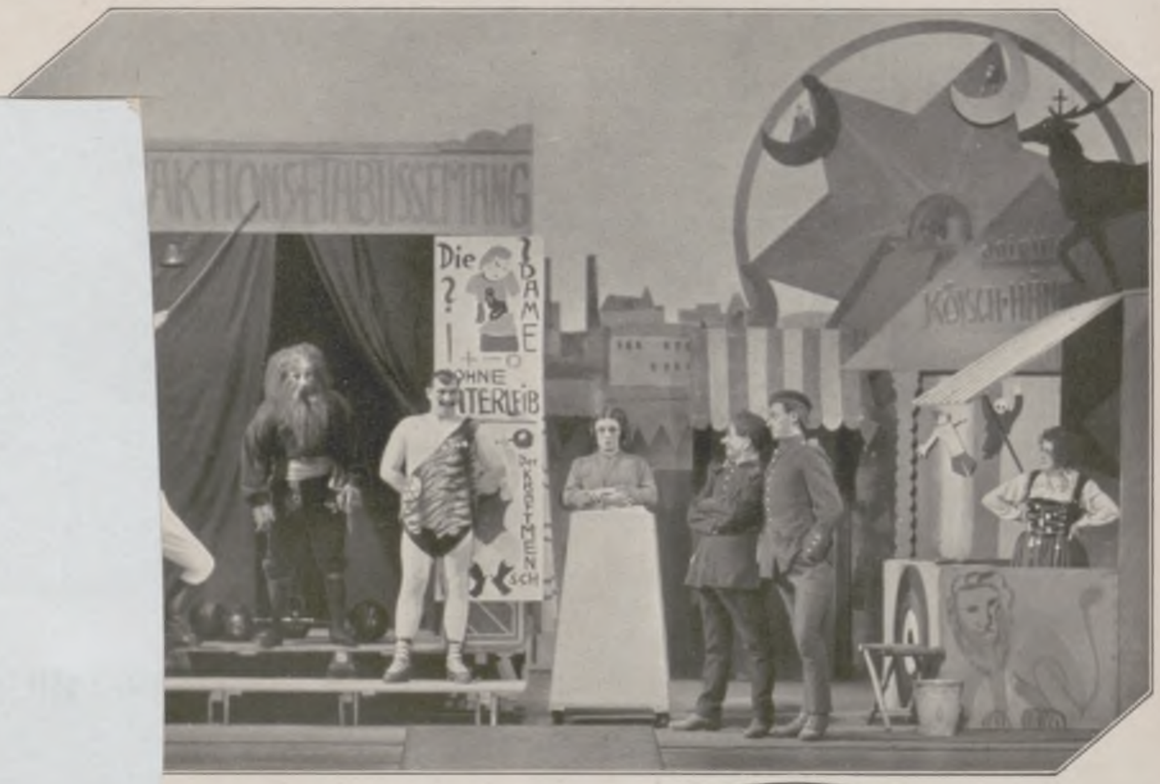


Links: Deutschlands jüngster Rennreiter: Der 14jährige Sohn des bekannten Herrenreiters Freiherr v. Schmidt-Pauli, der
Vater. — Rechts: Vom nationalen Freiballon-Wettbewerb anläßlich des Flugtages in Darmstadt am 16. Oktober: D
zwei Tage später in unmittelbarer Nähe von Moskau landete (



Aus der Uraufführung von Max Halbes „Die Traumgesichte des Adam Thor", Schauspiel in fünf Bildern, am 25. Oktober im Münchener Residenz-Theater: Szene aus dem 1. Bild.

Von links nach rechts: Eugen Gura als Thors Vater; Gustav Waldau als Adam Thor; Georg Henrich als Leberthran; Karl Graumann als Grandelius, ein verstorbener Hauslehrer; [illegible]



Die Rummelplatz-Schaubude, ein beliebtes Requisit moderner Bühnenstücke: Szenenbild aus „Lyonels Kinder", Moritat in drei Akten von Otto Brües und Heinz Steguweit, uraufgeführt am 23. Oktober im Stadttheater zu Krefeld. (Phot. Matthäus.)

Links nebenstehend:

Ein klassischer Stern der Tanzkunst: Die weltberühmte russische Tänzerin Tamara Karsawina, die gegenwärtig in Deutschland Gastspiele gibt.

Im Oval:

Felix Holländer,

bekannter Schriftsteller, Verfasser einflußreicher Romane, konnte am 1. November seinen 60. Geburtstag feiern. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)



DIE GEFANGENEN DES GAURISANKAR

ROMAN VON OTFRID VON HANSTEIN

(4. Fortsetzung.)

III.

Der Frühlingsmonsun raste um die Berge, heulte in den Tälern und Schluchten und pfiff durch die engen Gassen zwischen den hochragenden Felsenwänden. In mächtigen Lawinen brach der Neuschnee zu Tal, wild rauschende Bergbäche tobten in sprudelnden Kaskaden aus bläulich schimmernden Eishöhlen nieder. Das kleine Tal mit dem Tempelsee des Einsiedlers, von allen Seiten durch die Bergwände geschützt, schien ein Asyl in dem Toben der Natur. Bis an den Rand war der See gefüllt, aber er trat nicht über die Ufer. Bis an die die Baumgrenze der ringsum zuerst sanft ansteigenden Hänge waren die Lawinen heruntergedonnert, aber nicht weiter. Den heiligen Garten Buddhas hatten die Männer von Getschun Gomba den Tempel des Einsiedlers genannt, und in anderen Jahren waren im Winter, wenn das versiegende Wasser den Weg freigab, fromme Lamas in feierlicher Prozession zur Insel hinübergepilgert, um den Garten der Götter zu schauen, in dem es noch grünte, wenn ringsum der Schnee und das Eis das Land in ihren Bann zwangen.

In diesem Jahr war es nicht geschehen, weil die Krankheit des Heiligen und der lauernde Kampf zwischen Gelb und Rot das Kloster beherrschten. — — —

Traurig war es in dem Tempel des Einsiedlers. Elisabeth lag auf ihrem Lager. Nachdem die Weinkrämpfe sie erschöpft, war das Fieber gekommen und schwere Krankheit. Es waren ja erst acht Tage seit der Geburt des Knaben vergangen, als das Unbegreifliche geschah.

Schwach, wie sie war, hatte der Schmerz sie von ihrem Lager gerissen. Sie hatte den ganzen Tempel durchwühlt, sie war mit den beiden Männern im strömenden Regen hinausgestürzt an das Seeufer und hatte mit ihnen gesucht, dann war sie ohnmächtig zusammengebrochen.

Nie war ihnen die Zeit der Gefangenschaft im Banne des Gaurisankar so grauenvoll erschienen wie jetzt.

Elisabeth auf ihrem Lager, Stunden schwer atmend in unruhigem Halbschlaf, dann wieder plötzlich emporfahrend, mit groß geöffneten Augen umherstarrend, mit den Armen deutend und immer dieselbe Frage: „Wo ist das Kind, wer hat mir das Kind gestohlen?"

Und dann wieder in jammervollem Weinen an der Brust ihres Mannes hangend:

„Wo ist unser Kind?"

Heinz saß meist an ihrem Lager, war auch stumpf, sein Herz war von Jammer zerrissen, und auch sein Kopf zermarterte sich in der ewigen Frage: „Wo ist das Kind geblieben?"

Nur Bill Hunter war ruhig und besonnen. Auf ihm lag jetzt alle Sorge. Er hatte die Ziege aus dem Tempel geschafft und zum anderen Ufer hinübergebracht. Es hatte ihm widerstrebt, als Heinz das Tier, das sie den Winter über mit Milch versorgt hatte, schlachten wollte, weil Elisabeth immer wieder, wenn ihr Geist auf Minuten klar war, von dem Gedanken nicht loskam, die Ziege habe das Kind gefressen. Lächerlich der Gedanke, die Gras fressende Ziege! Aber sie war das einzige lebende Wesen, das mit ihnen den Tempel geteilt hatte. Warum sie schlachten, einer unglaublichen Wahnvorstellung zuliebe, zumal niemand ihr Fleisch essen würde?

Sooft Regen und Sturm es zuließen, war er draußen umhergeschweift, hatte einen Jak getötet und Fleisch in den Tempel getragen, hatte die Berge beobachtet, die Schneeschmelze und den erwachenden Frühling. Dann hatte er am Feuer gesessen, das Fleisch gebraten, die Maiskolben geröstet, und schweigend hatte Heinz, wie ohne zu denken, gegessen, während Elisabeth fast nur von der Jakmilch trank, die eine gezähmte Jakkuh willig hergab, seitdem Bill sie von der Herde getrennt und mühsam zur Insel hinübergeschafft hatte. Der Kranken konnte auch er wenig helfen; sie besaßen ja nicht einmal irgendwelche Arznei. — — —

Elisabeth schlief. Es war Abend, Heinz saß wieder teilnahmlos neben dem Lager, Bill hantierte am Feuer. Seit Elisabeths Krankheit, seit alle Pflichten auf ihm lagen, war es wie selbstverständlich, daß er die größere Abteilung des Tempels mit ihnen teilte, obgleich Elisabeth dort lag.

Er briet ein Stück Fleisch und sah unschlüssig zu dem Freunde hinüber, dann sagte er leise:

„So geht das nicht weiter."

„Was geht nicht weiter?"

„So gehen wir alle zugrunde. Wollen wir überhaupt einen Versuch machen, von hier zu entkommen, dann muß es in einem Monat geschehen. Ein bitteres Lächeln lag um den Mund des Freundes.

„Natürlich, du mußt gehen."

„Wir müssen zusammen gehen."

„Wir? Ich muß hierbleiben, das weißt du selbst."

„Du mußt dich aufraffen. Das Fieber hat nachgelassen bei deiner Frau. Sie muß sich zusammennehmen, sie muß wollen!"

Heinz sah ihn an.

„Es gibt Dinge, über die der Mensch nicht hinwegkommen kann. Ich bin kein Tor, ich weiß, daß Tausende von Kindern so jung sterben. Gewiß, wenn es heute auf natürlichem Wege geschehen wäre, ich würde es betrauern, aber ich würde ein Mann bleiben. Aber so! Dieses unglaubliche Geheimnis. Dieses Unfaßbare. Wenn ich, als Mann, unter dieser rätselhaften Gewalt zusammenbreche, wie sollte Elisabeth das überstehen? Bring uns den Beweis, wie das Kind gestorben ist, und sie wird es überwinden, wie ich. Aber so! Glaubst du, daß diese Frau, die dort liegt, fähig ist, über die Berge zu steigen? Oder glaubst du, daß ich sie verlassen könnte? Du mußt gehen, wenn es Zeit ist; du mußt versuchen, dich selbst zu retten, und wir müssen hierbleiben."

Er lachte wieder bitter.

„Wir müssen eben über uns ergehen lassen, was dieser große Zauberer oder Wundertäter, der das Kind verschwinden ließ, mit uns vorhat. Wer weiß, vielleicht sind wir morgen alle drei nicht mehr da. Es ist genau ebenso wahrscheinlich, daß wir morgen in Berlin aufwachen, wie es möglich ist, daß unser Kind aus dem Tempel verschwand." — — —

Es war wieder drei Tage später.

In jener Nacht hatte Bill Hunter schlaflos gelegen und nachgedacht, seitdem war er fast die ganzen Tage unterwegs gewesen und hatte die Revolver mit dem Rest der Patronen in seinem Gürtel gehabt.

An diesem Tage war Elisabeth ohne Fieber gewesen, aber sie war sehr matt, lag still da, und Tränen waren in ihren Augen, während sie leise die Hand ihres Mannes streichelte.

Gerade dieser wortlose Schmerz zerriß ihm noch schlimmer das Herz.

„Heinz! Heinz!"

Bill ruderte über den kleinen See, rief schon von weitem ganz laut, und Heinz fühlte sofort, daß ihn irgend etwas Neues bewegte, daß er irgendeine freudige Überraschung brachte. Heinz trat aus dem Tempel ins Freie. Bill stand vor ihm, schien in außerordentlicher Erregung und hielt ein Tier in seiner Hand. Ein kleines Tier, etwa von der Größe eines Fuchses, mit brandrotem Fell und einem sehr langen, dichtbuschigen Schwanz und großen Ohren.

„Was bringst du da? Einen Panda?"

„Freilich, einen Katzenbär, einen Panda."

Wie unwillkürlich erlosch die in ihm aufgestiegene freudige Erwartung.

„Und darüber bist du so vergnügt?"

Bill war aus dem Kahn gesprungen, faßte den Freund an der Schulter und raunte ihm ins Ohr:

„Du hast mir selbst gesagt, jede Gewißheit ist für dich eine Befreiung. Der Panda ist die Lösung des Rätsels."

Heinz starrte ihn an.

„Der Panda?"

„Sieh her, das ist der Beweis. Furchtbar, aber zum wenigsten eine Gewißheit."

Er hielt dem Freunde ein kleines, plump gemachtes, zerrissenes, beschmutztes und blutgetränktes Kinderhemdchen entgegen.

Sie hatten ja alle drei die karge, in den Rucksäcken enthaltene Wäsche geopfert, damit Elisabeth daraus das Nötigste für das Kind zurechtschnitt und nähte.

Heinz starrte auf das Hemd.

„Das — das — der Panda — das Kind!"

„Ich habe ihn heute morgen überrascht, wie er einen Vogel in seine Höhle schleppte. Auch die Raubtiere sind hierzulande weniger vorsichtig und scheu, weil sie wissen, daß ihnen kein Feind droht. Ich habe das Tier beschlichen, und es war so in seinen Fraß vertieft, daß ich zum Schuß kam. Ich weiß selbst nicht, woher mir der Gedanke aufstieg. Wahrscheinlich, weil es das erste Raubtier war, das ich in diesem Tale gesehen. Ich untersuchte die kleine Höhle und fand das Hemd."

„Aber trotzdem, wie konnte der Panda?"

„Das ist nicht so schwer zu erklären. Du weißt, er klettert vorzüglich und schleicht katzenartig geräuschlos. Sieh, wie schlank und zierlich das Tier gebaut ist. Wir haben einen Rauchabzug in das Dach gemacht. Ein Mensch konnte nicht hindurch, aber dieses Tier, Furcht vor den Menschen kennt es sicherlich nicht. Erinnerst du dich des Tages, an dem deine Frau erzählte, sie hätte ein Leuchten in den Augen des Buddhastandbildes gesehen, als seien sie lebendig geworden? Weißt du nicht, daß du an jenem Abend den plötzlich herabgebröckelten Edelstein fandest? Vielleicht war das Tier schon damals in jenem Standbild, die Tür am Rücken hat ja Luftlöcher. Wahrscheinlich haben den Panda Hunger und Kälte zu uns gelockt. Weißt du, wie lange

er von unseren Fleischvorräten mitgelebt hat oder von den Maiskolben, die oben im Tempeldach hingen? Die Kolben waren oft halb geleert, und wir fanden Hülsen an der Erde. Wir glaubten, das habe die Hitze gemacht — das war der Panda."

Heinz starrte noch immer auf das nasse, schmutzige Hemdchen mit den getrockneten Blutflecken und sagte dumpf:

„Du hast recht, das war der Panda."

Bill fuhr fort:

„Das Tier saß irgendwo im Dache versteckt. Als wir in der Nacht schliefen, ist es heruntergestiegen. Vielleicht machte das Kind eine Bewegung — der Blutdurst des Raubtiers wurde gereizt."

Heinz wehrte ab.

„Beschreib es nicht länger, ich vermag es nicht zu hören. Der Himmel verzeihe mir, so furchtbar dies ist, es ist wenigstens eine Erklärung. Und doch — daß das Kind nicht schrie?"

„Ein Zeichen, daß es nicht gelitten hat und sofort tot war."

„Aber wie kam der Panda mit ihm durch den Rauchfang? Da müßten doch Blutspuren —"

„Wir werden morgen daraufhin noch einmal hinaufsteigen. An diese Spalte, die einen Menschen ja nicht hindurchließ, haben wir wenig gedacht, und wir hatten ja auch niemals die Spur eines Raubtiers in diesem Tale gesehen."

Sie hörten Elisabeth rufen, und Heinz sagte:

„Laß mich allein zu ihr. Ihr ist heute besser als sonst. Ich will versuchen, ihr das Schreckliche so schonend wie möglich beizubringen. Es wird sie natürlich wieder erregen und vielleicht für den Augenblick kränker machen, aber auch von ihrer Seele wird die Last des unbegreiflich Wunderbaren genommen."

Bill Hunter blieb draußen allein, während langsam die Dämmerung niedersank. Es fiel ihm eine Last von der Seele. Das Werk war gelungen, das er in den letzten Tagen vorbereitet hatte. Elisabeth und Heinz mußten gerettet werden, gleichviel, ob er zu einer Notlüge griff.

Er hatte in einem unbeachteten Augenblick eines der beiden Kinderhemdchen, die noch da waren, und die Elisabeth wie einen Schatz hütete, fortgenommen. In ihrer Krankheit hatte sie es nicht bemerkt, daß sie nur noch eines besaß.

Er hatte dieses Hemdchen mit Absicht zerrissen, beschmutzt und mit dem Blut des letzten getöteten Jaks getränkt. Dann hatte er in der Nacht ebenfalls Jakblut an die Öffnung des Rauchfangs und sogar auf den Kopf des Buddhastandbildes gestrichen. Er tat dies alles in dem festen Entschluß, ein Raubtier vorzutäuschen, aber ohne zu wissen, ob es wirklich hier ein solches gab. Jetzt schickte ihm der Zufall den Panda in den Weg, und es gelang ihm, ihn zu töten.

Nun hatte er gezittert. Es war ihm, als müsse Heinz erkennen, daß es Jakblut war, womit das Hemdchen beschmutzt war, als müsse er ihn durchschauen. Aber Heinz griff nach dieser Erklärung wie der Ertrinkende nach dem Strohhalm.

Heinz und Elisabeth waren allein in dem Tempel. Er hielt sie in seinen Armen, sie weinte, aber es waren doch leichtere Tränen als sonst.

„Armer, kleiner, lieber Erwin. Oh, wie furchtbar!"

Heinz redete ihr zu.

„Zum wenigsten hat er nicht gelitten. Wer weiß, was ihm erspart blieb. Wie wäre es möglich gewesen, mit dem zarten Kinde den Weg über die Berge zu wagen, und welches Leben hätte es gehabt, wenn wir immer hiergeblieben wären! Diesen Winter war es möglich, zu leben. Jetzt aber ist der Mais verbraucht; wir hätten nicht einmal genug für eine neue Saat, und die wenigen Tiere wären bald aufgezehrt."

Elisabeth antwortete nicht, sie weinte, aber ihre Nerven waren ruhiger, und sie sank langsam und zum erstenmal in festen Schlaf.

Heinz trug den toten Panda, den er ihr gezeigt hatte, aus dem Tempel hinaus, das zerrissene Hemdchen verschloß er in den letzten leeren Sauerstoffbehälter. Jetzt war auch Bill Hunter in dem Raum.

„Komm, Bill, wir wollen eine Fackel machen und versuchen, zu dem Rauchfang emporzusteigen. Ich muß sehen —"

Er machte eine Art von Fackel zurecht, und Bill sagte:

„Ich werde auf die Kiste treten, und du steigst auf meine Schulter."

Nach einiger Zeit kam Heinz wieder herab.

„Ich habe dunkle Flecken gesehen, sowohl an dem Holz in der Nähe der Öffnung als auch auf dem Kopfe des Buddha. Wie war es möglich, daß wir das nicht gleich bemerkten? Es ist Blut — das Blut meines armen Kindes."

Er legte den Kopf an die Brust des Freundes, und jetzt zum erstenmal fand auch er Tränen und weinte.

Bill Hunter war sehr ernst. Es war ein Gefühl des Grauens, das ihn überkam, und auch wieder eine Zufriedenheit. Die beiden waren überzeugt. Es war das einzige Mittel gewesen, sie zu retten, daß Elisabeth genesen konnte, aber trotzdem — jetzt war er der einzige, auf dem das Wunder noch lastete, und deshalb drückte es ihn um so schwerer. Für ihn war die Wunderfrage noch immer offen: „Wo war das Kind?"

*

An dem Morgen nach dem Tode des heiligen Kutuchtu war im Kloster alles in Bewegung. Man hatte den Körper des Toten in die Stellung des heiligen Buddha gezwängt, so daß er auf untergeschlagenen Beinen saß, seine Hände auf den Knien lagen und sie betend nach oben geöffnet blieben. So hatte man ihn in ein großes Metallgefäß gesetzt, dieses vollständig mit Salz angefüllt und den Deckel geschlossen.

Die Lamas lagen in den verschiedenen Tempelhallen am Boden und sangen die Totengebete.

Der Gesub Rimpotschen saß in seinem Gasttempel und ließ sich das reichliche Frühmahl schmecken, da stürzte der junge Lama, den er bestochen hatte, und der heimlich ein Anhänger der Roten war, herein. Der Gesub Rimpotschen, der sich als Sieger fühlte, schrak aus seiner behaglichen Stimmung empor.

„Was bringst du, daß du so einfach hier eindringst?"

„Erhabener, eine schlimme Botschaft."

„Was ist geschehen?"

„Das Kind, das du mit dir gebracht hast —"

Der Gesub Rimpotschen vergaß vollkommen seine Würde, sprang auf und packte den unglücklichen Boten an der Schulter.

„Was ist ihm zugestoßen?"

„Es ist tot."

„Die Gelben haben es gesehen und ermordet?"

„Keiner von den Gelben hat es gesehen. Du kennst die einsame Hütte, in der die Witwe wohnt. Deine eigenen Begleiter haben ringsumher ihre Zelte aufgestellt und lagern dort."

„Aber!"

„Ich kam diesen Morgen dorthin, den Führer deiner Karawane an meiner Seite. Die Witwe, der wir das Kind in Pflege gegeben, stand in der Tür ihres Zeltes, war ganz nackt, trotz der grimmigen Kälte, tanzte auf und nieder, hielt das Kind in der einen Hand und in der andern einen Dolch. Sie war von Buddha mit Wahnsinn geschlagen. Als wir hinzusprangen, um ihr das Kind zu entreißen, warf sie es von sich und stieß sich hierauf selbst den Dolch in das Herz. Beide sind tot."

Der Gesub stand einen Augenblick in stummer Überlegung und bezwang seinen Wutanfall. Das Kind mit den sechs Fingern und den sechs Zehen war tot, seine List war mißlungen. Er sah in das entsetzte Gesicht des Boten. Dieser war treu, denn es wäre sein Vorteil gewesen, hätten die Roten gesiegt.

Er wurde ruhiger, nur zur Hälfte war die Schlacht verloren. Er hatte das Kind verloren, der rote Buddha konnte also nicht gefunden werden — aber auch der andere nicht, auch das weiße Kind nicht. Nun gut, so würde er mit dem Gelben zusammen im Kloster wohnen, so würde man warten.

„Beseitige das Kind. Niemand darf sehen, daß es die Zeichen des neuen Buddha trug. Das tote Weib übergib den Lagba." — — —

Der Chanzo Cusho sang feierlich das Totengebet für den verstorbenen Kutuchtu, in das die Lamas einstimmten. Neben ihm stand hoch aufgerichtet in seinem roten Kleide der Gesub Rimpotschen; nichts war an seinem Gesicht von der Erregung zu merken, in die ihn der Tod des sechsfingrigen Kindes versetzt hatte.

Im Tempelhof entstand plötzlich ein Lärm, ein hoher Lama eilte in den Tempel, und der Kanzler unterbrach das Gebet.

„Was ist geschehen?"

„Heil und Segen dem Kloster! Ein neuer Buddha ist gefunden."

Die Lamas lagen in ehrfürchtiger Andacht am Boden, der Gesub Rimpotschen war ungläubig erschrocken, sein Blick streifte den Chanzo Cusho, aber auch dieser schien überrascht.

„Wer sagt, daß ein neuer Buddha gefunden sei?"

„Hier — dieses Weib."

Ein Weib kam in höchster Erregung herein und warf sich zu Boden. Hinter ihr stand ein Mann, der etwas trug, und der Kanzler sagte in strengem Ton:

„Was willst du im Tempel? Wie kannst du behaupten, daß du den neuen Buddha gesehen hast?"

Sie lag auf dem Fußboden, war voller Demut, und doch wieder leuchtete Stolz aus ihren Augen.

„Ich habe den heiligen Buddha geboren."

„Wo ist das Kind?"

„Gestern früh habe ich es geboren. Braun war es, dunkle Augen hatte es und schwarzes Haar, sah aus wie alle Kinder, die ich gesehen. Gestern früh ist der Heilige gestorben. Mein Mann war im Tempel und hat gehört, welche Gaben der neue Buddha haben soll. Weiß seine Haut, strohfarben sein Haar, blau seine Augen. Mein Mann kam heim und schalt mich, warum ich selbst nicht den heiligen Buddha geboren hätte. Ich schloß mein Kind in den Arm und habe es nicht aus den Armen gelassen, weder den Tag über noch in der Nacht. Ich habe geweint und gebetet zum heiligen Buddha. Ich erwachte an diesem Morgen. Das Kind trank an meiner Brust, aber es war unglaublich gewachsen in dieser Nacht. Ich rief Tanga Togsen, meinen Mann; die Sonne war aufgegangen."

Das Weib sprang auf, breitete die Arme, war wie in wahnsinniger Ekstase. Sie riß das Tuch hinweg von dem Kinde, das der Mann in den Armen hatte.

„Seht her! In der Nacht hat Buddha mein Kind erwählt und verwandelt. Weiß ist seine Haut, strohgelb ist sein Haar, blau seine Augen."

Der Chanzo Cusho nahm das Kind auf den Arm, schien selbst von heiliger Begeisterung erfaßt, hob es hoch in die Luft.

„Buddha hat sich offenbart. Der neue Heilige ist uns geboren. Betet ihn an, den Heiligen der gelben Gelugba!"

(Fortsetzung folgt.)



HERBST. GEMÄLDE VON OTTO BAURIEDL.

Kubu – die unbekannten Waldmenschen Sumatras

Während meiner zwanzigjährigen Pflanzerzeit auf Nord-Sumatra hatte ich öfters von dem merkwürdigen Nomadenvolk gehört, das in den Urwäldern des Südostens dieser großen Sunda-Insel leben sollte, und als ich nach den Gebirgsgegenden des Südens, nach den Hochländern von Palembang und Benkulen kam, vernahm ich noch mehr von den Menschen, die „wie scheue Rehe davonliefen oder wie Affen in die Bäume kletterten“, wenn sie einen Weißen sahen.

Durch mein eingehendes Studium der Batakvölker auf Nord-Sumatra hatte ich viel von den Sitten und Gebräuchen primitiver Menschen erfahren, und so war es denn mein sehnlichster Wunsch, jene geheimnisvollen Waldbewohner kennenzulernen.

Wie groß war meine Freude, als ich von der Niederländisch-Indischen Regierung den Auftrag bekam, eine Studienreise durch Südost-Sumatra zu machen, um auch von diesen Völkern Photographien und Beschreibungen zu verfertigen!

Wohl waren bereits verschiedene Aufsätze über dieses Volk erschienen, es ist mir aber nicht bekannt, daß einer der Autoren gerade in jene ungeheueren Urwälder der heutigen Residentschaft Djambi vorgedrungen ist, wo die Stämme der Kubu zu vermuten waren, die nur höchst selten mit Malaien, mit Europäern überhaupt nicht, zusammengetroffen waren.

Nachdem ich mich einige Wochen in Muara Bungo, einige Tagereisen den Batang-Hari-Fluß stromaufwärts gelegen, aufgehalten hatte, um an diesem letzten von der Ostküste aus dem Inneren zu gelegenen kleinen Ort und Standplatz eines Regierungsbeamten nähere Bekanntschaft mit der dortigen malaiischen Bevölkerung Minangkabauscher Abstammung zu machen, bekam ich endlich von den ausgesandten Boten Bericht, daß, ungefähr einen halben Tagesmarsch entfernt, im Urwald Kubu gefunden worden seien.

Auf Anraten des Demangs von Muara Bungo — des obersten einheimischen Beamten — sandte ich einige seiner Leute unter Führung des Djenangs, d. i. jenes Malaien, der allein mit den Kubu umzugehen weiß, gewissermaßen ihr Vertrauensmann ist, mit Geschenken, bestehend aus Reis, Früchten, einigen Kleidern, Messern und Lanzenspießen, voraus, um dem furchtsamen Völkchen einiges Zutrauen einzuflößen.



Ein bei den Kubu als Vertrauensmann angesehener Eingeborener, der den Verfasser auf seiner Expedition begleitete.

Am nächsten Tage, frühmorgens um fünf Uhr, brach ich auf, und nach etwa fünfstündigem Marsch erreichten wir mitten im hohen Urwald einen Platz, wo Gestrüpp und Gesträuch kurz vorher gekappt worden war und in einigen „Hütten“ lautlos die lange gesuchten Kubu saßen.

Welch ein eigentümliches Gefühl, sich mitten im gewaltigen Urwald zum erstenmal bei solchen Menschen zu befinden! Selbst für mich, der ich doch als Pflanzer an die Eingeborenen gewöhnt war und oftmals bei den damals noch sehr primitiven Batakern übernachtet hatte. Niemand sprach ein Wort ... lautlose Stille ... meine Träger hieß ich außerhalb des Gesichtskreises der Kubu sich niederlassen, nur der Djenang und der Demang waren bei mir geblieben. Nachdem ich mich behaglich auf der Kiste meines photographischen Apparats zurechtgesetzt hatte, nahm ich aus der Feldflasche einen kräftigen Schluck und aß gemütlich einige Bananen, um auf diese Weise nach und nach den Leuten zu zeigen, daß sie keine Ursache hätten, vor mir bange zu sein.



Eine Kubu-Familie in ihrer primitiven Behausung.

Am meisten fiel mir auf, daß alle, namentlich die Kinder, gewissermaßen wohlgenährt aussahen, aber der Djenang erklärte mir zu meiner Enttäuschung, das wäre nur heute so, weil sie den ganzen Reis und alle Früchte, die ich ihnen gesandt hatte, auf einmal aufgegessen hätten, sonst wäre dies ein sehr abgeschlossener, schwierig zu erreichender Stamm, der nur durch ihn manchmal Reis und Bananen bekäme. Er erklärte mir auch, daß sie gar nicht verständen, etwas zu kochen, fast alles in rohem Zustand äßen, höchstens ein wenig angebraten, und ohne Gewürze, selbst ohne Salz. Die herumliegenden Speisereste bestätigten seine Aussage vollkommen. Bei genauer Betrachtung kam ich schließlich zu der Überzeugung, daß ich es hier in der Tat mit den primitivsten Menschen der Erde zu tun hatte, armseligen, gänzlich verwahrlosten Menschen, ohne jede Kultur.

Haut und Haare waren in furchtbarem Zustande, die meisten Körper mit einer Art feinster, sehr übelriechender Fischschuppen bedeckt — eine ansteckende Krankheit — die Haare ganz ungepflegt und voll unwillkommener Bewohner.

Männer und Frauen machten einen sehr wenig intelligenten Eindruck. Der Gang dieser Menschen ist sehr elastisch, schnell und behende, aber ihre ganze Lebensweise macht sie furchtbar träge. Nur vom Hunger getrieben, suchen sie Nahrung, die hauptsächlich in Kräutern und Früchten, namentlich aber aus Fleisch von allem, was da kreucht und fleucht, besteht. Ob es im allgemeinen seine Richtigkeit hat, daß sie Affen, Schlangen und Krokodile erlegen und verzehren, möchte ich nicht mit Bestimmtheit angeben, denn es gibt auch Stämme der Bataker, die Hunde und Affen essen, während es bei anderen wiederum als Schande gilt.

Der Djenang sprach einige Worte mit dem Häuptling, die übrigen lauschten nur anfangs der Unterhaltung, bald aber machte dieses Interesse ihrer allgemeinen Schlappheit Platz, und die meisten setzten oder legten sich wieder ganz gleichgültig und faul auf ihre Lagerstätten.

Ebenso wie bei den Batakern, finden wir auch hier zwei ganz scharf getrennte Typen vor: der eine fast über mittelgroß, schlank, meist mager, der Kopf ebenfalls lang und schmal, gut geschnitten, mit fein gezogener, ja selbst manchmal gekrummter Nase und wenig breitem Mund mit schmalen Lippen — der andere, häufiger vorkommende Typus ist kürzer, schwerer gebaut, untersetzt, hat breite Schultern, kurze Stirn, grobe Gesichtszüge, vorstehende Backenknochen, dicke großlöcherige Nase, weiten Mund, schwere Lippen. Die Frauen sind im allgemeinen etwas kleiner als die Männer und zeigen durchschnittlich kleinere Köpfe. Daß manche dieser Urwaldbewohner einen nahezu mongolischen Einschlag aufweisen, ist nicht zu leugnen. Ferner fällt auf, daß oft der Oberkörper verhältnismäßig länger ist als die Extremitäten.

Die „Hütten“, in denen diese merkwürdigen Geschöpfe saßen oder lagen, können wohl kaum auf den Namen „Wohnung“ Anspruch machen. Nur einige frisch gekappte, in den Boden gesteckte Stöcke, darauf nur gerade so viele Palm- oder Baumblätter, wie nötig sind, um sich vor schwerem Regen zu schützen, auf einer Höhe von ungefähr einem halben Meter noch einige Querhölzer (manche davon gespalten), auf denen sie liegen — das ist das ganze Haus eines echten Kubu. Sie sind eben ein Wandervolk und können Wohnungen von längerer Dauer nicht gebrauchen. Finden sie an dem Ort, an dem sie sich niedergelassen haben, nicht mehr genügend Nahrung, so ziehen sie weiter.

Die Kleidung besteht bei diesen Naturmenschen nur aus dem „Tjawat“, das ist breit und weich geklopfte Baumrinde, die um die Hüften gebunden wird.

Die wenigen Waffen, die ich bei ihnen fand, deuten darauf hin, daß die Kubu keine Krieger sind. Außer der einfachen Wurflanze, ungefähr drei Meter lang, und dem malaiischen Kappmesser, die nur zur Verteidigung und zur Erlegung wilder Tiere dienen, besitzt ein Kubu keine Angriffs- oder Abwehrmittel.

Im allgemeinen gilt Monogamie als Regel, doch hat der Mann das Recht eine zweite oder auch mehrere Frauen zu heiraten. Es handelt sich bei diesem echten Naturvolk nur um Ehebündnisse aus Liebe und Neigung, rein dem Naturtriebe folgend, und ist dieser erloschen, so geht man in den meisten Fällen ganz einfach wieder auseinander, ohne jede Formalität. Die Kinder folgen der Mutter oder dem Vater, wem sie gerade mehr zuneigen; doch auch dieses hat nicht viel zu bedeuten, denn die Leute gehen ja in Wirklichkeit nicht fort, sondern bleiben bei der Sippe. Feindschaft in unserem Sinne des Wortes, kennt ein Kubu nicht. Mann und Frau verkehren einfach nicht mehr miteinander, jedes schlägt sein eigenes Lager auf, das ist die ganze „Scheidung“. Über Ehebruch konnte ich nichts Genaueres erfahren, möchte also auf dieses Kapitel nicht näher eingehen.

Das Leben im Urwald hat unsägliche Beschwerden! Es ist ein dauernder harter Kampf gegen Feinde und Widerwärtigkeiten aller Art, gegen alles was da kreucht und fleucht, wie der Laie sich ihn kaum vorzustellen vermag. Ein kurzer Besuch bei den Kubu, selbst an einem regenlosen Tage, lehrt uns schon zur Genüge, wie schrecklich die Moskitoplage ist, und mancher Kubu fällt dem Hunger eines Tigers oder dem Biß einer Schlange zum Opfer. Eine genauere Betrachtung des Körpers zeigt zur Genüge, welchen Gefahren diese armen Menschen fortwährend ausgesetzt sind; abgesehen von allerlei Hautkrankheiten, haben viele Wunden, Geschwüre und Narben. Der Häuptling des Stammes — auch dieser Begriff deckt sich nicht mit dem unsrigen, es handelt sich scheinbar nur um den Intelligentesten der Gruppe, der in besonderen Fällen um Rat gefragt wird — ist gewissermaßen der Medizinmann, er wird bei Erkrankungen gebeten, heilende Kräuter und Wurzeln zuzubereiten.

Helfen keine Heilmittel, so überläßt man den Unglücklichen einfach seinem Schicksal. Ohne sich noch weiter um ihn zu bekümmern, verläßt ihn der ganze Stamm aus Angst vor dem Tode. Von einem Begraben oder Verbrennen der Leichen ist bei den Kubu keine Rede, die Stätten, wo jemand gestorben ist, werden für lange Zeit gemieden.

Beim Suchen nach Gerätschaften fand ich einen großen, zusammengerollten, abscheulichen Lappen, und auf meine Frage, was das sei, erhielt ich zur Antwort: „Ein weißes Tuch, das der Temunggung (der Häuptling) gebraucht, wenn böse Naturereignisse einträten.“ Wenn sie von einem Erdbeben, von schwerem Unwetter,



Ein dürftiger Hausrat: Geräte, Werkzeuge und Waffen der Kubu.



Rechts oben: Zwei Kubu-Vertreter von verschiedenem Typus.

Pocken oder sonstiger böser Krankheit überrascht werden, bindet Temunggung dieses Tuch über den Kopf, bringt sich dann selbst in Trance und erfährt in diesem Zustande, was gegen das Unheil zu tun ist. Weder von Geistern noch sonst einem mit Religion zusammenhängenden Wesen oder Glauben konnte ich das Geringste erfahren.

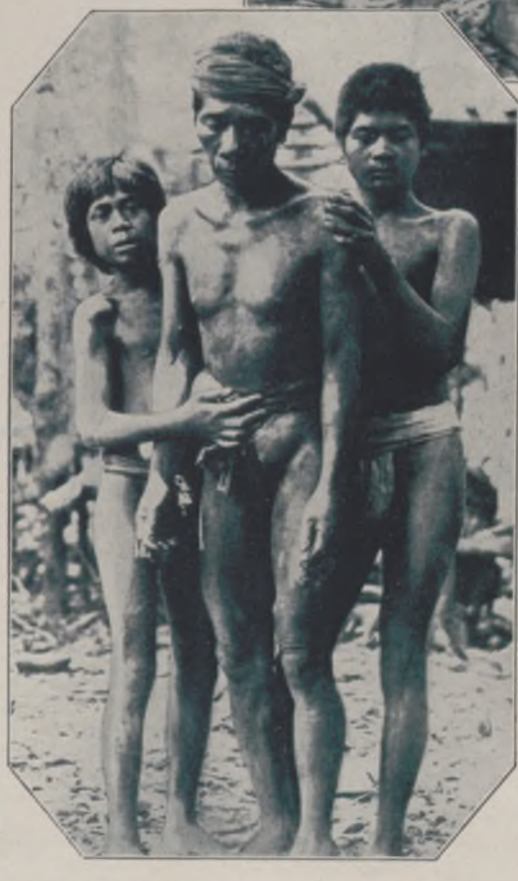
Die Sprache des Volkes ist ohne Zweifel Malaiisch. Meine diesbezüglichen Aufzeichnungen haben keine neuen Vermutungen erlaubt. Es ist aber bei so kurzen Besuchen kaum möglich, sie zu verstehen, denn, abgesehen von manch unbekanntem Wort, ist auch die Betonung sehr fremdartig. Schriftzeichen sind ihnen ebenfalls unbekannt, selbst der Häuptling hat davon keine Ahnung.

Ganz eigentümlich ist die Art und Weise, wie die meisten dieser echten, „wilden“ Buschmenschen mit den Malaien Handel treiben. An einem bestimmten Platze im Urwald legen die Kubu ihre gesammelten Waldprodukte, namentlich Harzsorten, nieder. Kommt der Malaie und findet dann diese „Ware“, so legt er einen nach seiner Meinung entsprechenden Gegenwert, Salz, Zündhölzer, gewöhnliche Tücher und verschiedenen Tand, daneben. Die Kubu untersuchen, ob sie mit dem Angebotenen zufrieden sein können, in diesem Falle nehmen sie es mit; sind sie damit unzufrieden, lassen sie es liegen. Der Malaie weiß dann, daß er noch mehr dazu geben muß. Erst wenn die Kubu den von dem Malaien gebotenen Gegenwert weggenommen haben, darf dieser die Walderzeugnisse mitnehmen.

Wir haben es also in jeder Hinsicht mit den primitivsten Menschen der Erde zu tun. Die Frage, ob sie die wirklichen Urbewohner Sumatras sind, oder ob sie eingewandert oder — wie schon angenommen wurde — einst von den Malaien abgestoßen wurden, ist leider noch ungelöst. Die bis heute unternommenen Forschungen sind so spärlich, daß nur ernsthaft zu wünschen bleibt, daß nun endlich eine Expedition nach den Urwäldern von Djambi gesandt wird, um diese so wichtige und interessante Frage zu lösen. Tassilo Adam.



Ein Kubu-Weib als besonders drastisches Beispiel der niedrigen Volkskultur.



Rechts nebenstehend: Primitiver Spiritismus: Die zwei großen Männer werden von dem kleineren mittels Handauflegen hypnotisiert.



Verschiedene Frauentypen der Kubu.

Rechts nebenstehend: Das Haupt der Kubu-Sippe im Trancezustand.



Die photographischen Aufnahmen sind Eigentum der Niederländisch-Indischen Regierung.



Buchdeckel mit segnendem Christus. Arbeit aus Limoges, Grubenschmelz auf Kupfer, erste Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Kostbarkeiten altfranzösischen Kunstgewerbes: Emailarbeiten von Limoges.

Von Prof. Dr. Hermann Schmitz, Schloßmuseum, Berlin.

Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Alice Matzdorff.



Reliquienschrein. Limoges-Arbeit aus dem 13. Jahrhundert, Grubenschmelz auf Kupfer.



Krümme eines Bischofsstabes. Aus Limoges, erste Hälfte des 13. Jahrhunderts; Grubenschmelz auf Kupfer.

Limoges ist eine kleine Stadt in Südfrankreich, die zwei große Blütezeiten der Emailkunst erlebt hat, deren Erzeugnisse in der Technik wesentlich voneinander verschieden sind. Die erste Blütezeit liegt im Mittelalter, im 12. und 13. Jahrhundert, sie pflegte das Grubenemail, den Grubenschmelz auf Kupfer. Die zweite Blütezeit fällt in die Renaissance, in ihr wurde die Schmelzmalerei auf Kupfer, das Maleremail, geübt.

Das Limogesemail des Mittelalters, der Grubenschmelz auf Kupfer, bestand darin, daß man aus einer dicken Kupferplatte Gruben ausstach und diese mit farbigem, undurchsichtigem Glasschmelz, dem Email, ausfüllte. Die Zeichnung, namentlich die Umrißlinien erreichte man dadurch, daß man Stege zwischen den vertieften Flächen beließ. Die Emailkünstler von Limoges liebten es, auch ganze Figuren als Kupferflächen stehenzulassen, die sie dann vergoldeten und gravierten. Die Technik des Grubenschmelzes auf Kupfer arbeitet also mit nebeneinandergestellten, durch breite Stege getrennten Farbenflächen, in der Wirkung ähnlich wie die der Glasmalerei des Mittelalters, die farbige Glasflächen, mit Bleiruten dazwischen, zusammensetzt. Und tatsächlich hat der Stil der Grubenschmelzkünstler des 12. und 13. Jahrhunderts große Ähnlichkeit mit dem der gleichzeitigen Glasmalerei. — Die hauptsächlichste Farbe der Limogeskünstler des Mittelalters ist ein tiefes Blau. Dazu gesellen sich vor allem Weiß und Grün, nur vereinzelt Rot. Die Köpfe und einzelne Teile der in vergoldetem Kupfer gravierten Figuren sind häufig in Relief gegossen, wie dies auch die Platten des Buchdeckels mit dem segnenden Christus zeigen. Die Werkstätten von Limoges haben in dieser Zeit neben den Deckelplatten für Evangelienbücher hauptsächlich, wie das den damaligen Zeitverhältnissen gemäß ist, Geräte für die Kirche geschaffen: Reliquienkasten in Gestalt von kleinen Truhen mit Satteldach, Hostienbehälter, Leuchter, Bischofsstäbe, Meßgerät aller Art. Die Erzeugnisse der Werkstätten von Limoges sind im 13. Jahrhundert weit über Frankreichs Grenzen gedrungen.



Ignatius von Loyola, der Gründer des Jesuitenordens. Bildplatte, gefertigt von Nikolaus Laudin (1628—98) in Limoges; Emailmalerei auf Kupfer.

Auf einem ganz anderen technischen Prinzip beruht die Emailkunst der zweiten Blütezeit von Limoges, der Renaissance, des 16. und 17. Jahrhunderts. Sie besteht in eigentlicher Malerei mit durchsichtigen oder undurchsichtigen Schmelzfarben auf einer dünnen Kupferplatte, die vorher mit einer Schmelzschicht vollständig bedeckt ist. Diese Schmelzmalerei, das Maleremail, setzt den Schmelzkünstler in den Stand, die Töne abzustufen und Umrisse sowie Lichter in Weiß und Gold auf die Grundtöne aufzusetzen, allerdings in einer durch die Glasschmelze und den Kupfergrund begrenzten Farbenskala. Es ist klar, daß diese Schmelzmalerei gegenüber dem mittelalterlichen Grubenschmelz zu bildmäßigen malerischen Wirkungen befähigt ist, und so ist denn auch die Emailkunst von Limoges der Renaissance in dem Streben nach bildmäßigen Malereien mit der übrigen Malerei dieser Epoche zusammengegangen. Die Frühzeit der Schmelzmalerei von Limoges, zu Beginn des 16. Jahrhunderts, hat hauptsächlich religiöse Bildplatten für Hausaltäre in leuchtenden Farben hergestellt: ein tiefes Blau, ein leuchendes Violett und helles Grün herrschen vor neben den weißgehöhten Fleischtönen. Die führenden Meister dieser Frühzeit hießen Nardon Penicaud und Jean Penicaud. In der Hochrenaissance überwiegen Darstellungen aus dem Alten Testament und der antiken Dichtung und Geschichte. Die Graumalerei, auf schwarzem Schmelzgrund, die Grisaille, tritt mit der farbigen Malerei in Wettbewerb. Die fruchtbarsten Meister der Hochrenaissance waren Pierre Reymond und Léonard Limousin. — Später haben die Schmelzmaler von Limoges auch Szenen aus dem alltäglichen Leben, Bauerngesellschaften u. dgl., in Weiß auf schwarzem Grunde gemalt. In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, im Zeitalter der Gegenreformation, ist in Limoges eine lebhafte Produktion von Bildtafeln mit Heiligen getrieben worden. Die wichtigsten Meister dieser Gattung gehörten der Familie Laudin an. Im Zeitalter Ludwigs XIV. wurde die Industrie von Schmelzmalereien in Limoges durch die Emailmalerei von Paris verdrängt.



Boas und Ruth unter den Schnittern. (Buch Ruth, Kap. 2.) Bildplatte von Léonard Limousin aus Limoges, Mitte des 16. Jahrhunderts.



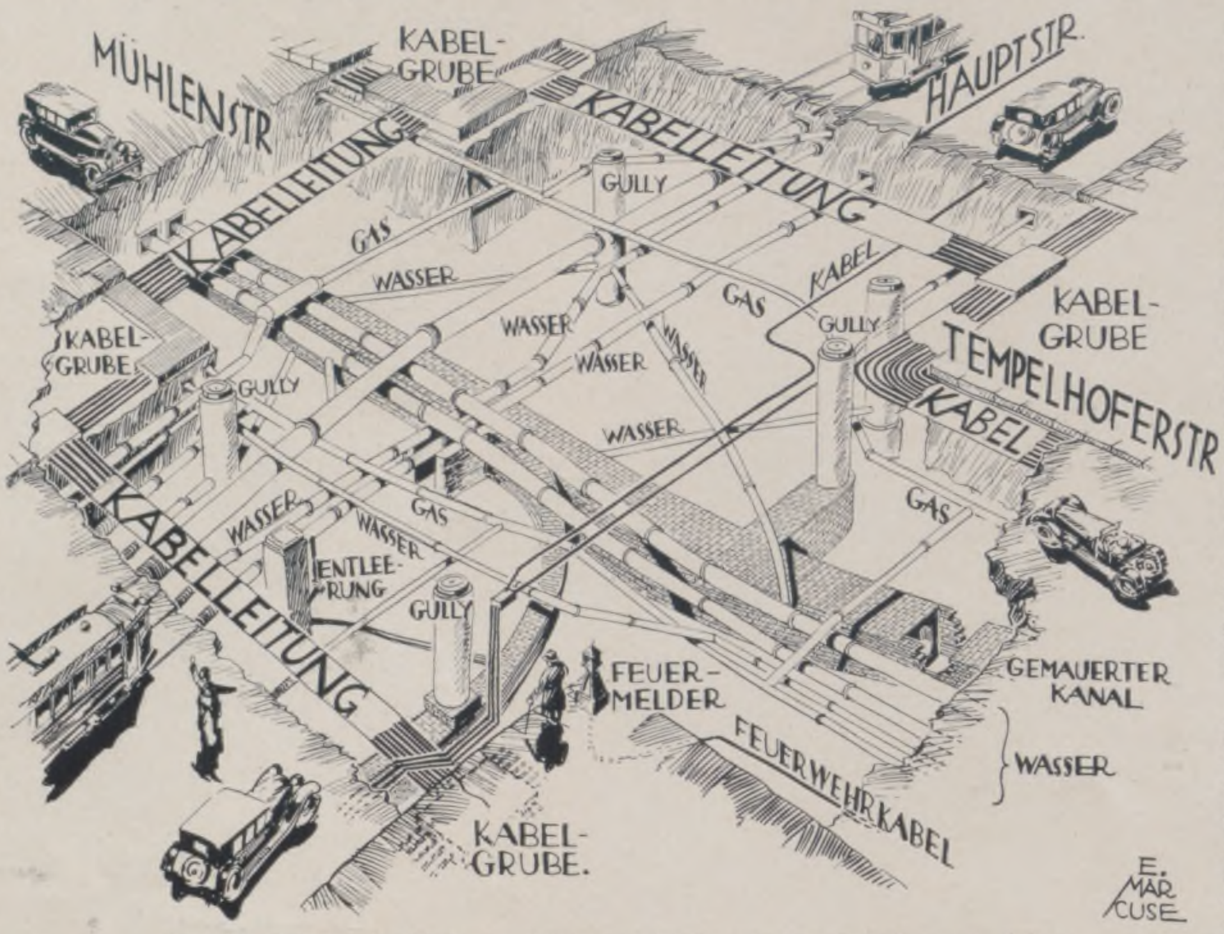


WERDEN UND VERGEHEN

ZEICHNUNGEN VON MAGDA SCHOLZ

Die unterwühlte Großstadt – ein menschlicher Ameisenbau.

Durch die Straßen der Weltstadt jagt und hastet fieberhaft der Verkehr. Auf der rollenden Treppe fahren wir hinab zu der Untergrundbahnstation und sausen in wenigen Minuten von dem einen Stadtviertel zum anderen. Mit der gleichen Sicherheit und Selbstverständlichkeit tun wir dies, wie wir, zu Hause angelangt, die Wasser-, Licht- und Kraftanlagen benutzen. Nicht einen Augenblick denken wir im Verlauf des Tages an den Weg, den der Wassertropfen machen muß, um in unser Glas zu gelangen, an die sekundenschnelle Fahrt durch die unterirdische Weltstadt, die unsere in das Mikrophon gesprochenen Worte zu überstehen haben, um das lauschende Ohr unserer Mitmenschen zu erreichen. Unter den spiegelglatten Asphaltstraßen ruhen Schätze von unerhörtem Wert. Eine Berliner Untergrundbahnstrecke von 3,4 km Länge kostete allein rund 23,5 Millionen Mark. Ungeheuerlich groß müssen die Kapitalien erscheinen, die im Laufe eines Jahres in einer Weltstadt unter dem Pflaster vergraben werden. Doch die Zinsen, die tägliche Nutznießung rechtfertigen nicht nur die Riesensummen, die für Tiefbau ausgegeben werden, sondern sie lassen sie auch zurücktreten und überwuchern das Vermögen.



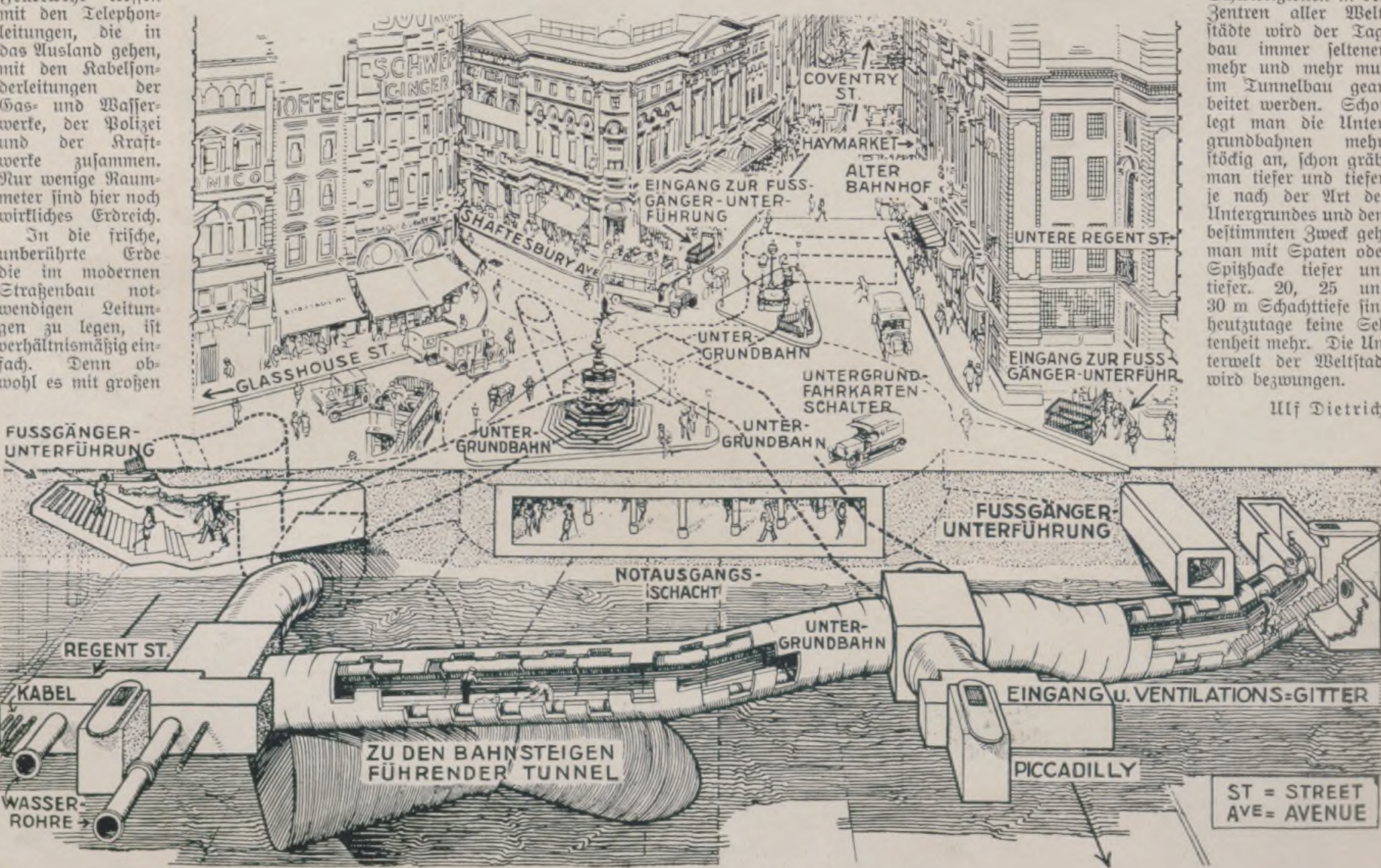
Schematische Darstellung des Gewirrs von Leitungen und Kanälen unter einer Straßenkreuzung in Berlin.

Sind die Straßen einmal aufgebrochen, dann tut sich ein interessanter Blick in diese Unterwelt auf. Wir sehen die Verlegung irgendwelcher Telephon- oder Lichtkabel oder die Versenkung von Wasserrohrleitungen. Unbedeutend sind diese Arbeiten im Vergleich zum Bau unterirdischer Kanäle oder neuer Untergrundbahnstrecken. Aber hier bereitet die Vielgestaltigkeit der Leitungen, Kanäle und unterirdischen Bauten Schwierigkeiten und führt insbesondere an den Kreuzungspunkten zu Verkehrsproblemen unter der Straße. An den Straßenkreuzungen sind die Treffpunkte der geheimnisvollen Nervenstränge. Wasser- und Abwässerkanäle, Gas- und Kraftleitungen, Ortstelephon, Rohrpost und die Kabel der Feuerwehr treffen mit den Telephonleitungen, die in das Ausland gehen, mit den Kabelsonderleitungen der Gas- und Wasserwerke, der Polizei und der Kraftwerke zusammen. Nur wenige Raummeter sind hier noch wirkliches Erdreich.

In die frische, unberührte Erde die im modernen Straßenbau notwendigen Leitungen zu legen, ist verhältnismäßig einfach. Denn obwohl es mit großen Kosten verknüpft ist, das eben der freien Landschaft abgerungene Straßenland für die Anlieger herzurichten und der Bebauung zu erschließen, gibt es doch selbst bei der Herstellung der modernsten Straße keine sonderlichen Hemmnisse. Schon müssen zwar zu den üblichen Anlagen Regenwasserkanäle, vielleicht auch Stau- und Sammelbecken, die die Niederschlagsmengen abfangen und fortleiten können zur Verhinderung von Überschwemmungen, gefügt werden, aber erst im Innern der Weltstadt, im Herzen, in der City, wo schon seit Jahrzehnten um jedes Quadratmeter Straßenland gekämpft wird, liegen für den Tiefbautechniker die Schwierigkeiten.

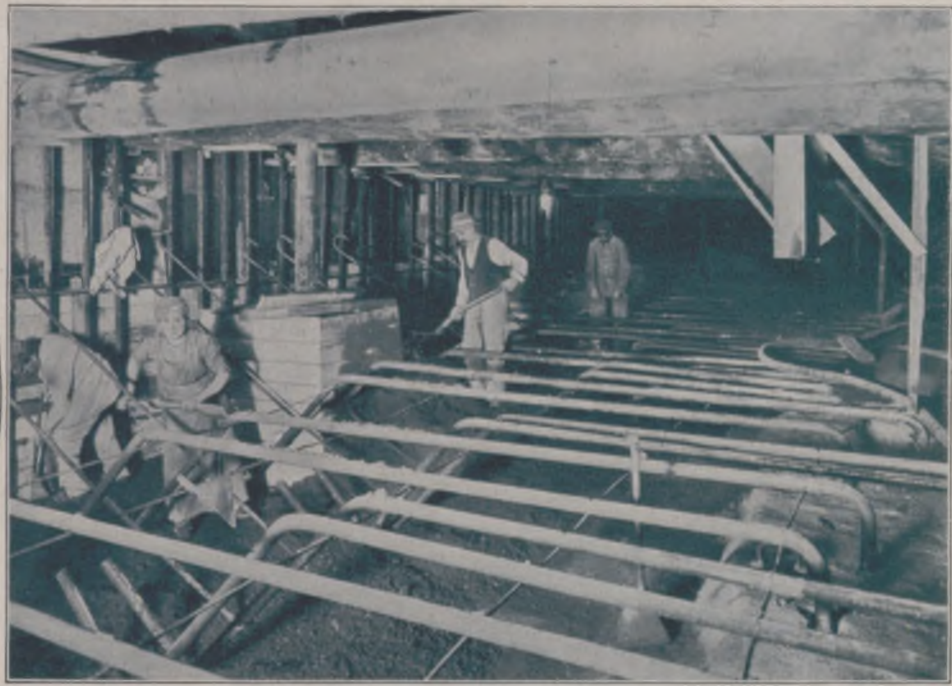
In Berlin wird der Luisenstädtische Kanal, der für die Zwecke der Schiffahrt keine Verwendung mehr fand, zugeschüttet. Dadurch war der Bau eines neuen, unterirdischen Ersatzkanals für die auf ein bestimmtes Gebiet entfallenden Regenmengen notwendig. Dieser Notkanal mußte eine Untergrundbahnstrecke und die Spree kreuzen. Ein Ingenieur-Kunstwerk ist der gedükerte (untergeleitete) Kanal geworden. In etwa 16 m Tiefe führte man in Stollen, die bergbaumäßig angelegt waren und stets von einem ganzen System von Pumpen grundwasserfrei gehalten wurden, den Bau des Kanals durch. Das Grundwasser ist neben der Raumnot im Stadtinnern der Feind der Tiefbauer. Unvorhergesehene Zwischenfälle unter der Straße, wie das Vorhandensein Jahrhunderte alter Fundamente oder Festungsbauten, das Auftauchen unbekannter alter Brunnen und Schächte, abgerechnet, bleibt die Raumnot das schlimmste Übel. Häuser, seien sie noch so groß und wuchtig, werden abgefangen und untertunnelt. Die alte Berliner Kunstschule in der Klosterstraße wurde seinerzeit neben zahlreichen anderen Unterfahrungen ohne Störung des Schulbetriebs so untertunnelt, daß das Gebäude keinen Schaden nahm. Mit den wachsenden Schwierigkeiten in den Zentren aller Weltstädte wird der Tagbau immer seltener, mehr und mehr muß im Tunnelbau gearbeitet werden. Schon legt man die Untergrundbahnen mehrstöckig an, schon gräbt man tiefer und tiefer, je nach der Art des Untergrundes und dem bestimmten Zweck geht man mit Spaten oder Spitzhacke tiefer und tiefer. 20, 25 und 30 m Schachttiefe sind heutzutage keine Seltenheit mehr. Die Unterwelt der Weltstadt wird bezwungen.

Ulf Dietrich.



Ein Blick in das unterhöhlte London: Neuanlagen der Picadilly-Untergrundbahn beim Picadilly-Zirkus.





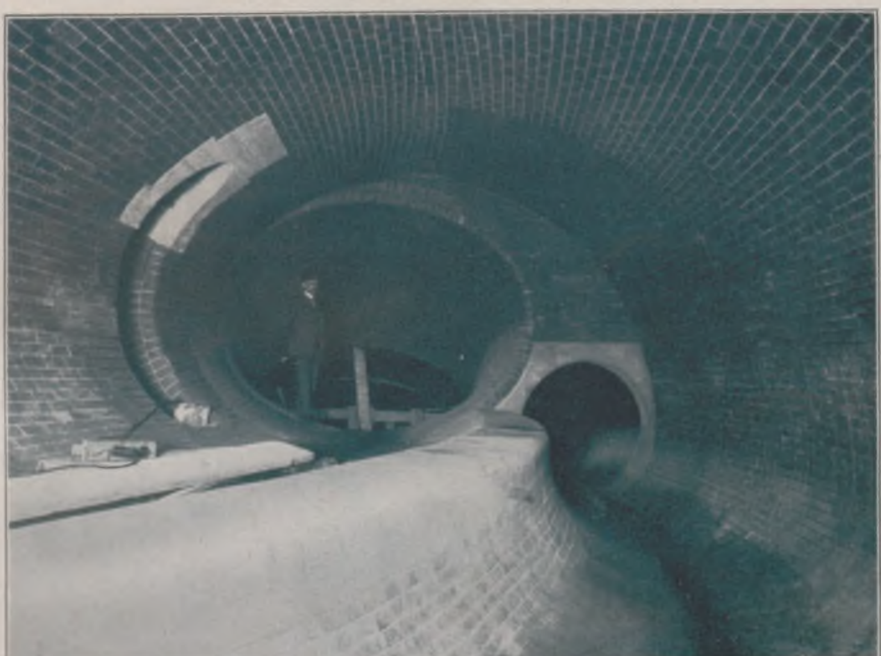
Bau eines Notkanals zum Ersatz für den zugeschütteten Luisenstädtischen Kanal in Berlin: In der Baugrube unter der Spree, 16 m unter der Straßenhöhe.
Rechts oben: Einbetonieren der Eisenarmierung in einer Tunnelsohle (Motzstraße). Das wagerechte Rohrleitungssystem dient während der Bauzeit der Trockenhaltung der unterirdischen Baugrube.



Für den Großstadtverkehr unter der Erde: Fertige Untergrundbahn-Strecke. Der mittlere Schienenstrang kommt nach Kreuzung mit dem rechten unter diesem hervor.



Der Graben unter der Erde: In Bau befindlicher Schmutzwasserkanal in der Maaßenstraße.





Links: Ein fertiger Ableitungskanal beim Nollendorfplatz. Der Mann im oberen Stollen gibt einen Begriff von der Größe der Kanalanlagen, die sich unter Plätzen, Straßen und Häusern der Großstadt hinziehen. — Rechts: Von den Ausschachtungsarbeiten für die neue Lichtenberger Untergrundbahn in Berlin: Die in ein richtiges „Bergwerk" verwandelte Frankfurter Allee.

ALLERLEI MAULWURFSARBEIT UNTER DER REICHSHAUPTSTADT

SERGEI KOLESNIKOFF, DER MALER DER MONGOLEI



IN DER NORDISCHEN MONGOLEI. (LINOLEUMSCHNITT.)



RITT IN DIE STEPPE. (LINOLEUMSCHNITT.)

Sergei Michailowitsch Kolesnikoff ist in Kalgan an der mongolisch-chinesischen Grenze geboren. Seine Eltern sind Russen mongolischer Abstammung, und seine Vorfahren waren noch Nomaden der Wüste Gobi. Seine künstlerische Ausbildung erhielt er in Petersburg, wo er zuerst Schüler, dann Mitarbeiter Petrow-Wodkins war, der zu den bahnbrechenden Modernen in Rußland gehört. Vom Kultusministerium der Mongolei wurde Kolesnikoff nach Urga als Professor berufen.

Schon früh hat Kolesnikoff es sich zur Aufgabe gemacht, seine Heimat zu schildern, und in seinen Arbeiten versucht, dieses eigenartige, zum Teil gänzlich unerforschte Land darzustellen. Er hat es aber nicht nur als Maler getan, sondern er hat sich auch als Forscher Verdienste erworben. Im Auftrage des Geographischen Instituts in Petersburg, dessen Mitglied er ist, hat er eine Expedition und einige Exkursionen ins Innere des Landes geleitet. Der Teil der Mongolei, in dem einst Dschengis-Chan residiert hat, war das spezielle Gebiet von Kolesnikoffs Forschungen.

Heute ist die Mongolei eine vollständig unabhängige Republik geworden und gehört entschieden zu den wenigen Erdenwinkeln, in die die europäischen Einflüsse fast gar nicht eingedrungen sind, und in denen sich Sitten, Gebräuche und Trachten durch Jahrhunderte hindurch bis in unsere Zeit erhalten haben. Sicher ist es zum Teil dem Einfluß der dort herrschenden Religion, des Buddhismus, zu verdanken, daß aus den wilden Welteroberern ein friedfertiges, Viehzucht treibendes Nomadenvolk geworden ist. Bis vor kurzem stand die Mongolei noch ganz unter dem Einfluß der buddhistischen Priester, der Lamas, die in zahlreichen Klöstern erzogen werden, das Land durchziehen und überall bei den Einwohnern Annehmlichkeiten beanspruchen dürfen, die über unsere Begriffe von Gastlichkeit gehen. Das Amt eines Lamas ist darum äußerst beliebt.

Das Leben der Mongolen spielt sich sehr primitiv ab. Ihre Wohnung bildet ein kreisförmiges Zelt aus Filz im Durchmesser von ungefähr 4 m — die Jurte. Die Frau ist die absolute Dienerin ihres Mannes, und auch die übrigen Familienangehörigen haben sich dem Willen des Oberhauptes zu fügen. Der Tag des Mongolen verläuft ziemlich eintönig. Wenn er am Morgen erwacht, wartet ihm die Frau mit dem Morgentrank auf: etwas Tee in einer Schale. Dann schaut er nach dem Wetter. Sein Sohn oder Bruder hat das in der Nähe weidende Pferd, den notwendigsten Begleiter von frühester Kindheit an, einzufangen, und nun begibt er sich zu irgendeinem Nachbar, um Neuigkeiten zu erfahren. Dabei wird nicht selten so viel von dem aus Pferdemilch (Kumys) gewonnenen, alkoholhaltigen Getränk genossen, daß er abends gerade noch seine Jurte erreicht, um sich auszustrecken. Mit ungewöhnlicher Pracht wird im Sommer der wichtigste Feiertag des Jahres begangen. Aus allen Gegenden strömen an bestimmten Punkten die Einwohner zusammen. Groteske Maskentänze, Pferderennen und die seltsamsten Spiele werden veranstaltet. Adlern werden Fleischstücke zugeworfen, die sie in der Luft erhaschen, und Wettschießen mit Pfeilen und mystische Gottesdienste der Priester verbinden sich zu einem überaus malerischen Bild. Die bunten Trachten der wogenden Menge, die gelben und roten Gewänder der Lamas, die seltsamsten Kopfbedeckungen und Kleider der verschiedenen Stämme bilden für das Malerauge einen unerschöpflichen Schatz.

Diesem farbenprächtigen Leben ward in Kolesnikoff, der ein Künstler von starker moderner Auffassung ist, ein Interpret voll eingehenden Verständnisses. Er hat dafür in Rußland schon lange volle Anerkennung gefunden, und die Ausstellung seiner Arbeiten, die 1926 in Berlin stattfand, hat ihm nun auch in Deutschland verdienten Erfolg gebracht.

Leo Michelson.



MONGOLIN IN FESTTRACHT. (GEMÄLDE.)

Der Geyersberg

NOVELLE AUS DEM NACHLASS VON WILHELM V. KÜGELGEN

(Schluß.)

Da erhob auch sie sich, freundlich reichte sie ihm die Hand, er zog sie an sich, und ihr Köpfchen ruhte einen Augenblick an der Brust des glückseligsten der Menschen. „O Florian," flüsterte sie, „ist es denn möglich?" Dann, sich ihm schnell wieder entwindend und seine Hand ergreifend, sagte sie: „Jetzt schnell zur Tante!"

Er aber zögerte. Es war ihm zumute, als wenn das Heiligenbild, das nun seit Monaten still leuchtend im Schrein seines Herzens gestanden hatte, plötzlich Leben und Gestalt gewinnend, aus ihm herausgetreten wäre. Flora stand vor ihm so blühend wie ihr Name, so schön und lieblich wie der junge Tag, und ihre ehrlichen Augen sagten ihm, daß er geliebt sei. Er konnte sich kaum fassen, sein Glück noch nicht begreifen; allerdings blieb ihm auch noch ein Zweifel, ob sie ihm wirklich werde angehören wollen, wenn sie erst seine Lage kenne.

„Weile noch, geliebtes Leben," sprach er, „und höre mich erst ganz aus. Flora, ich kam vorhin nicht recht dazu, es dir zu sagen. Ich bin so arm wie Hiob; ich habe nichts als mein Talent, das sich erst nach Jahren verwerten wird. Willst du so lange auf mich warten?"

„Ich werde dich ewig treu im Herzen halten bis in den Tod", erwiderte sie leise, indem sie sich von neuem an ihn schmiegte. „Aber angehören kann ich dir doch nicht ohne die, die jetzt Mutterstelle bei mir vertritt, geliebter Freund, komm, laß uns zu ihr eilen!"

„Aber sie wird ganz einfach nein sagen. Und was ist dann? Wäre es nicht besser, wir begnügten uns mit dem Bewußtsein unserer Liebe und Treue, bis ich ein Mann bin, der vor die Tante treten kann?"

„Sie wird nicht nein sagen, mein Florian, ganz gewiß nicht; sie achtet dich und hat den ganzen Tag von dir gesprochen. Ich flehe dich an, auf ewig geliebter Freund, laß uns keine Zeit verlieren und komme jetzt mit mir. Erst wenn die Tante die Dritte in unserem Bunde ist, sind wir unser sicher."

Da widerstand er nicht länger, und sie eilten den Weg zurück bis zum Kaffeehaus, wo sie den Wagen fanden. Flora aber wurde nicht müde, die Güte und Klugheit der Tante Florettchen zu preisen. „Du darfst dich nicht an ihre Form stoßen," sagte sie, „könntest es auch nicht, wenn du sie kenntest. Ihr Herz ist voller Güte."

VI.

Schnell flog der Wagen dahin, rollte schmetternd durch die hohen Gassen und lenkte endlich in das Portal des „Birnbaums" ein. An der Treppe wurden die Ankömmlinge von Eve Rosine empfangen, die den Auftrag hatte, den jungen Herrn seitens der gnädigen Frau zu ersuchen, den Tee mit den Damen zu trinken.

„Und wie geht es denn der Tante?" fragte Flora.

„Oh, sehr viel besser, Fräulein. Ich habe die Tropfen aus der Apotheke holen müssen, die der junge Herr geraten. Die haben schnell geholfen, aber ich soll nichts sagen!"

Das ist ja wie geboren! dachte Florian, dem es jedoch trotz dieser guten Nachricht ziemlich armensünderlich zumute war, und auch Flora schien den alten Mut nicht mehr zu haben, denn sie stieg, durch den Freund geleitet, nur langsam und schleppend die Treppe auf.

Aber Frau von Biestewitz empfing die Eintretenden mit heiterem Gesicht und frohen Worten. „Denkt, Kinder," rief sie ihnen entgegen, „ich bin fast ganz gesund. Die Schmerzen sind im Abziehen, und ich freue mich darauf, den Tee mit euch zu trinken."

Da schlang Flora ihre weichen Arme um den Hals ihrer mütterlichen Freundin, wollte etwas sagen und brach in Tränen aus.

„Freust du dich denn so sehr, mein Lämmchen," sagte diese, „daß es der alten Tante wieder gut geht? — Doch nein," fuhr sie fort, indem sie sich aus der Umarmung befreite und das junge Mädchen, von sich abhaltend, befremdet anblickte, „nein, das kann's nicht sein! Du siehst ja ganz entstellt aus, und auch der junge Herr steht wie eine Versteinerung da. Ist etwas vorgefallen, Kinder?"

„Ja, Tante," stotterte Flora, „wir haben etwas auf dem Herzen."

Da trat Herr Florian vor. „Gestatten die Damen mir das Wort", sagte er. „Einleitungen erschweren nur Geständnis wie Verständnis, und deshalb, gnädige Frau, erlauben Sie mir wohl —"

„Mit der Tür ins Haus zu fallen", unterbrach die alte Dame. „Recht so, Männchen! Geradeaus ist immer die beste Kanone."

Sehr ermutigt fuhr Florian fort: „Wenn das der Fall ist, so sei es kurz gesagt. Gnädige Frau, Ihr Fräulein Nichte hat mich an Sie gewiesen, da der Weg zu ihr nur durch die Frau Tante gehe, deren Einwilligung sie sich jedoch versichert halte. Gnädige Frau, unsere Herzen haben sich gefunden, versagen Sie uns nicht Ihren mütterlichen Segen."

Frau von Biestewitz trat einen Schritt zurück. „Wie war das?" fragte sie befremdet.

„In Wahrheit, gnädige Frau," wiederholte der junge Mann mit fester Stimme, „nach der Freiheit des Verkehrs, den Sie mir selbst gestattet haben, glaube ich nicht, daß mein Antrag Sie überraschen kann. Sie müßten mir denn kein Herz zutrauen. Ich erlaube mir daher die Bitte zu wiederholen, seien Sie uns nicht entgegen!"

Die alte Dame maß den Sprecher mit den Augen. „Hab' ich recht verstanden," sagte sie, „so denkt der Herr, die Flora da zu heiraten? Ist's so, Herr von Reiher?"

„Nur die Aussicht, gnädige Frau, Ihr Fräulein Nichte dereinst mein nennen zu dürfen, möchte ich mir durch Ihre gnädige Zusage gesichert wissen."

Sich ihr Tuch vor den Mund haltend und mit dem Lachen kämpfend, ließ Frau von Biestewitz sich in den Lehnstuhl sinken.

„Hast du's gehört, Flora," platzte sie heraus, „der gute junge Mensch will dich zur Frau haben? Was sagst denn du dazu?"

Flora klammerte sich fest an den Arm des Freundes, der für sie das Wort nahm: „Sie sehen, gnädige Frau, daß Ihr Fräulein Nichte einverstanden ist. Oh, bitte, widerstreben Sie uns nicht! Erbarmen Sie sich unser, fördern Sie das Glück zweier Herzen, die kein anderes Lebensziel mehr kennen, als sich einander anzugehören. Helfen Sie uns, teure gnädige Frau!"

„Laß ihn, Flora," wandte sich die alte Dame jetzt sehr ernst an diese, „und komm hierher zu mir!" Und sie bei der Hand fassend, sprach sie weiter: „Herr von Reiher, wenn Flora behauptet, von mir allein abzuhängen, so irrt sie, aber wenn dieses auch der Fall wäre, so haben doch Sie, mein Herr, das Vertrauen, das ich in Sie setzte, so arg mißbraucht, daß mich schon dies allein berechtigen würde, Sie jetzt mit einem einfachen Nein zu bescheiden. Von der andern Seite aber fühle ich mich Ihrem geraden Wesen und ehrlichen Gesicht gegenüber doch geneigt, Ihnen dieses Nein auch noch auf andere Weise zu motivieren. Setzen Sie sich, Herr von Reiher!"

Florian war leichenblaß geworden und griff nach einem Stuhl.

„So," fuhr die Dame fort, „wenn der Körper ruht, so urteilt sich's auch ruhiger. Vernehmen Sie denn, mein Herr, daß ich auch mit dem besten Willen und wenn Sie mir die schönsten Garantien gäben, unmöglich Ihre Wünsche fördern könnte, da Flora nicht mehr frei ist, ihre Hand ist schon so gut wie vergeben."

Florian sprang heftig auf. „Flora," rief er, „und davon hast du mir kein Wort gesagt? O Gott, man hat ein Spiel mit mir getrieben", und damit griff er nach seinem Hut und wollte fort. Flora aber riß sich von der Tante und suchte ihn zu halten.

„Florian, mein Florian," rief sie, „verlaß mich nicht! Ich schwöre es dir zu, daß ich von keinem Verlöbnis weiß. Die Tante scherzt, sie prüft uns nur. Bleib, teurer Freund, und brich mir nicht das Herz!"

„Auch ich", sagte die Tante, „muß den Herrn ersuchen, uns nicht so brüsk zu verlassen. Hören Sie einen doch wenigstens erst an, ehe Sie ungerecht werden! Kommen Sie, mein Herr, seien Sie vernünftig, und setzen Sie sich wieder! Herr von Reiher, wir haben weder ein Spiel mit Ihnen getrieben, noch habe ich gelogen, wenn ich Ihnen sagte, daß Floras Hand so gut wie vergeben sei; doch auch sie ist ganz in ihrem Rechte zu behaupten, daß sie davon nichts weiß. Ja, noch mehr, auch der, dem sie bestimmt ist, hat keine Ahnung, und doch würden beide es verzweifelt übelnehmen, wenn man die Sache hindern wollte."

„Diese Dinge sind mir zu hoch", erwiderte Florian nicht ohne Bitterkeit. „Wohl weiß ich, daß man in alten barbarischen Zeiten Säuglinge in der Wiege miteinander verlobte, mag aber in diesem Falle eine solche Abgeschmacktheit nicht glauben. Jedenfalls würde Flora durch ein Versprechen nicht gebunden sein, das sie nicht selbst gab. Was mich anlangt, so würde ich ganz gewiß einen jeden zu finden wissen, der es sich beikommen ließe, seine Hand wider ihren Willen nach ihr auszustrecken."

„Wen wollen Sie durch diese Drohung schrecken," versetzte Frau von Biestewitz, „den Säugling?"

„Verzeihen Sie meine Aufregung," erwiderte der Gefragte, „aber ich bin dergestalt verstrickt in ein Gewebe von Unbegreiflichkeit, daß mir Atem und Besinnung ausgeht. Haben Sie die Gnade, mir endlich reinen Wein einzuschenken."

Da öffnete Frau von Biestewitz ein Reisenecessaire, aus dem sie ein großes Kuvert herauszog. „Hier", sagte sie, „ist der gewünschte Reinwein. Um Mord und Todschlag zu verhüten, muß ich schon ein Geheimnis preisgeben, das nicht das meine ist. Lesen Sie dieses Schreiben dem leichtsinnigen Mädchen da mit Bedacht vor, und wenn Sie dann noch Lust verspüren, den zu erwürgen, dem Floras Hand bestimmt ist, so können Sie es ungestraft tun. Ich aber verlange nicht dabei zu sein, da es ohnedem in meinem Kopfe wieder stärker wetterleuchtet, als mir lieb ist." Damit nahm sie ein Licht und ging ins Nebenzimmer, begleitet von den verwunderten Blicken der beiden andern.

„Lauter Dunkelheit und Rätsel", sagte Florian. „Sonderbare Frau, will uns trennen und läßt uns wieder sorglos hier allein. Doch wir wollen lesen!"

„Was werden wir hören müssen?“ klagte Flora, ihr Köpfchen weinend an die Schulter des Freundes lehnend.

„Mögen wir hören, was wir wollen,“ sagte dieser, indem er einen Kuß auf die Stirn des geliebten Mädchens drückte, „liebst du mich wirklich, wie ich dich liebe, so sei sicher, daß wir alle feindlichen Anschläge zunichte machen.“ Damit entfaltete er das Schreiben. Es war der Brief Silvies, dessen Anfang wir schon kennen. Wir beginnen also im folgenden Kapitel gleich mit dem uns noch unbekannten Teil.

VII.

Florian las:

„Was ich nun weiter sagen werde, laß Deiner Diskretion empfohlen sein. Es ist das Geheimnis des Fürsten, doch bin ich ermächtigt, Dir Mitteilung zu machen, um Dich in den Stand zu setzen, Deine Maßregeln zu nehmen und, wie Du es für angemessen halten solltest, vorbereitend auf das Gemüt der guten Flora einzuwirken, deren Zukunft es betrifft. Wenn ich aber zu diesem Zwecke etwas weit ausholen und vielleicht zu ausführlich werden sollte, so magst Du das dem Umstande zuschreiben, daß die ganze Sache mich aufs lebhafteste erregt hat. Nun höre:

Als ich vor einigen Tagen nach glücklich beendeter Kur aus Karlsbad zurückkam, fand ich die hiesige Gesellschaft sehr beschäftigt mit einer neuen Erscheinung, die sich mittlerweile am Hofe eingefunden hatte. Es ist dies ein Herr von Reiher, russischer Oberst außer Dienst, ein stattlicher alter Herr trotz seines hölzernen Fußes.“

„Mein Vater“, unterbrach sich Florian sehr befremdet.

„Und wußtest du denn nicht darum?“ fragte Flora.

„Daß er in Dornburg sei, weiß ich seit vorgestern, weil er mir ein paar Worte von dort geschrieben. Doch habe ich keine Ahnung, was er am Hofe sucht.“ Darauf fuhr unser Held zu lesen fort:

„Der Fremde war im ‚Gelben Beutel‘ abgestiegen, hatte sich dort sogleich nach Geyersberg erkundigt, und da er erfahren, daß dieser Besitz jetzt zum fürstlichen Dominium gehöre, eine Audienz bei Sr. Durchlaucht nachgesucht. Der Fürst empfing ihn, und die Unterredung zog sich zur Verwunderung des diensttuenden Kavaliers so lange hin, daß die Jagd darüber ausgesetzt werden mußte, ein Umstand, der während der ganzen Regierungsperiode des hohen Herrn noch niemals vorgekommen. Darauf zur Tafel geladen, wurde der rätselhafte Fremde mit einer Auszeichnung behandelt, die sein sehr einfaches Auftreten nicht hatte erwarten lassen, und die man einigermaßen erst zu begreifen glaubte, als der Fürst seine Gesundheit ausbrachte und ihn bei dieser Gelegenheit dem gesamten Hofe als seinen Wohltäter und Lebensretter vorstellte.“

„Unbegreiflich“, rief hier Florian, las aber weiter, wie folgt:

„Du erinnerst dich, Florettchen, daß der Fürst, damals noch Erbprinz, als er sich bei Lützen während eines Reitergefechts zu weit vorgewagt und, von Feinden umringt, bereits verwundet war, von einem fremden Offizier mit unglaublicher Bravour wieder herausgehauen worden, es nachmals schmerzlich beklagend, daß er in der Betäubung, die ihm ein Kopfschmarrn zugezogen, und bei der Schnelligkeit des ganzen Vorfalls es versäumt hatte, sich nach dem Namen jenes Braven zu erkundigen, den später zu ermitteln nicht mehr gelang. — Nun aber denke Dir das merveilleuse Gedächtnis des alten Herrn: im Laufe jenes Gespräches beginnt ihm — jetzt nach mehr als zwanzig Jahren — in den Zügen des Herrn von Reiher eine Ähnlichkeit aufzutauchen; er forscht und fragt, und siehe, gemeinsam zutreffende Erinnerung stellt es bald außer Zweifel, daß der früher vergebens Gesuchte niemand anders als der Oberst ist, der es seinerseits kaum glauben will, daß der kleine Leutnant, dem er jenen Dienst erwiesen, ein so hoher Herr gewesen. Von nun an gestaltete sich zwischen den alten Kameraden ein lebhafter Verkehr. Unser teurer Herr ist immer noch er selber, seine Neigung, sich für neue Menschen zu echauffieren, mochte sich in diesem Falle um so weniger verleugnen, als sie durch ein edleres Motiv unterstützt wurde. Bald schien der Fürst ohne seinen Retter weder speisen noch ausfahren, noch jagen oder sonstwie auskommen zu können, und sogar Wohnung auf dem Schlosse wurde ihm angeboten, die er jedoch mit den Worten ablehnte, er wohne wohlfeiler im ‚Beutel‘, eine Antwort, die nachher von Mund zu Mund ging, den Fürsten aber nahezu entzückte, der nichts liebenswerter findet als dergleichen Ausweichungen von hergebrachten Formen. Wer ihm gefallen soll, muß geradeaus und recht und schlecht und nicht so fein wie alle andern auch. Übrigens finde ich, daß hier jedermann, auch die fürstlichen Damen nicht ausgenommen, den Geschmack des gnädigsten Herrn teilt, die Kavaliere sehen den neuen Günstling ohne Neid an, und selbst die Lakaien hinter den Stühlen können das Behagen nicht verleugnen, das ihnen das wohlwollende und ungeschminkte Wesen des russischen Herrn, wie sie ihn nennen, einflößt.

So hatte ich die Sachen bei meiner Rückkunft vorgefunden, als der Fürst mir heute nachmittag die Ehre seines Besuchs schenkte, mich nach alter Weise, wenn er gut gelaunt ist, schlechtweg Florine oder auch Cousine titulierte und mir sagte, er habe sich dieses stille Siestastündchen ausgesucht, mir nach langer Unterbrechung einmal wieder die Ruhe recht ordentlich zu stören. Dann fragte er dies und das nach meiner Reise, wie mir die Kur bekommen usw.; mit besonderer Teilnahme aber fragte er nach Euch beiden, wie ich Euch gefunden, und ob Du noch das alte schlaue Florettchen wärest mit dem Herzen auf der Zunge, und ob Flora recht hübsch und allerliebst und so gescheit geworden, daß sie einen Mann von einer Frau zu unterscheiden wisse. Von Euch kam er auf alte Zeiten und den seligen Bruder zu sprechen, daß es uns beiden ganz weich ums Herz wurde. ‚Ihre Familie, gute Florine,‘ sagte er endlich, ‚hat uns doch von jeher besonders nahe gestanden, näher als irgendeine andere im ganzen Lande Dornburg. Die Geyers sind allzeit unseres Hauses gute Vasallen, Freunde und Berater gewesen, von der Spindelseite her, wie die Cousine das ja weiß, sogar anverwandt. Sie mögen es mir glauben, daß ich das Erbe Ihres Hauses mit schwerem Herzen angetreten habe, bin aber auch niemals willens gewesen, es zu behalten. Was meinen Sie, Florine, wenn wir den ausgestorbenen Namen wieder wachriefen und ihm den alten Besitz restituierten?‘

Ich wischte mir die Augen und sagte, daß Se. Durchlaucht auch Tote erwecken könne, sei mir unbekannt gewesen.

Das könne er freilich nicht, versetzte der Fürst, was er aber könne, wolle er mir sagen. Er könne ein heimgefallenes Lehen (wie das immer die Praxis seines Hauses gewesen) irgendeiner verdienten oder unverdienten Person, ganz nach Gefallen, wiederauftragen; auch könne er Bedingungen an solche Schenkung knüpfen. Er könne sie von einer Heirat, von der Annahme eines Namens oder Wappens abhängig machen und könne endlich beliebige Lasten darauflegen, z. B. die Zahlung ansehnlicher Leibrenten an die Hinterbliebenen des letzten Besitzers, insofern sie dieses bedürfen. Ob ich daran zweifle?

‚Nicht im Geringsten‘, sagte ich, doch könne ich noch nicht erraten, wo Se. Durchlaucht mit alledem hinauswollten.

‚So hören Sie‘, sprach der edle, großmütige Herr. ‚Ich hatte Geyersberg vorläufig in Besitz genommen und Ihre Nichte durch Verleihung des Charakters einer Hofdame unter meinen speziellen Schutz gestellt. Damit sollte die Sache übrigens nicht getan sein; ich dachte mehr für die Hinterlassenen meines verstorbenen Freundes zu tun, wollte mich aber in keiner Weise überstürzen, sondern mich der Gunst der Umstände überlassen. Ich gestehe, daß es mir noch dunkel war, in welcher Weise ich am besten die kleine Flora, ohne sie ungestümer Bewerbung preiszugeben und unter gleichmäßiger Wahrung der Interessen ihrer von mir geschätzten Tante, in den Besitz ihrer Väter setzen könne — da öffnet sich mir plötzlich ganz überraschend ein Weg, der meine Absichten aufs glänzendste zum Ziele führen soll. Wie gefällt Ihnen der Oberst Reiher?‘

Diese Frage an diesem Orte überraschte mich nicht wenig. ‚Der Oberst,‘ sagte ich, ‚je nun, Durchlaucht, recht gut. Auch höre ich ja, daß die ganze hiesige Gesellschaft hier nur Gutes von ihm redet.‘

‚Das freut mich‘, sagte der Fürst, ‚denn er verdient es. Er ist ganz nach meinem Herzen, und Ihnen steht er näher, als Sie denken.‘“

„O Himmel,“ rief hier Flora beängstigt, „Florian, mein Geliebter! Wo will denn das hinaus?“ Doch dieser fuhr ruhig fort zu lesen:

„Jetzt setzte mich der Fürst in Kenntnis von der folgenden höchst merkwürdigen Geschichte. Du erinnerst Dich vielleicht, Florettchen, von einem tragischen Ereignis gehört zu haben, das sich in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges in unserem Hause zugetragen haben soll; mir war es neu. Damals saß, erzählte mir der Fürst, auf dem Geyersberge ein alter Herr, namens Hans Florian von Geyer, mit zwei erwachsenen Söhnen, von denen der Jüngere, Wulf Florian, bei Gelegenheit eines Streites, der sich beim Tricktrack erhoben, dem älteren Bruder mit einem silbernen Leuchter dergestalt vor den Kopf schlug, daß er auf der Stelle den Geist aufgab. Der Mörder war darauf landesflüchtig geworden, und da er nie wieder Nachricht von sich gab, wurde er endlich für verschollen erklärt, und Geyersberg vererbte, nachdem es mehrere Jahre unter fürstlicher Verwaltung gestanden, an unsere damals sehr verarmte Linie. Unterdessen hatten die Unruhen der Zeit, wie man das angenommen, den Wulf Florian keineswegs aufgerieben; es ging ihm vielmehr besser, als er es anfänglich selbst wünschen mochte, denn obgleich er, von der Furie seines Gewissens gehetzt, unter fremdem Namen den Tod im schwedischen Kriegsdienst suchte, fand er statt dessen nur Auszeichnung und Ehren und wurde rasch befördert. Nach beendetem Kriege folgte er der Armee nach Schweden und ward Kommandant von Reval. Hier scheint er sich mit dem Leben wiederausgesöhnt zu haben, wenigstens heiratete er noch in vorgerückten Jahren die Erbtochter einer angesehenen adligen Familie des Landes, erhielt mit ihrer Hand ein reiches Gut und wurde infolgedessen unter dem Namen Reiher von Reihersberg in die Matrikel der estländischen Ritterschaft aufgenommen. Von diesem Wulf Florian nun stammt eine Reihe von Gutsbesitzern, Offizieren und hohen Beamten in schwedischen und russischen Diensten, die im Laufe der Zeit unter allerlei Wechselfällen des Glücks ihren Ursprung gänzlich vergessen hatten, bis es endlich unserem Obersten gelang, sich darüber einiges Licht zu verschaffen. Derselbe nämlich, der als dienstunfähiger Pensionär vollständig Herr seiner Zeit ist, hatte sich, wie der Fürst sich ausdrückte, der wohltätigen Monomanie ergeben, urkundliche Nachrichten über die Besitzungen und Schicksale seiner Vorfahren einzusammeln, um sie zu einer eigenen Familienchronik zusammenzustellen. Zu diesem Zwecke durchstöberte er seit Jahren alle öffentlichen und Privatarchive der Provinz, in der die Familie zuzeiten sehr begütert war, bis er ganz vor kurzem auf dem Boden eines ehemaligen Geyerschen

Im Spätherbst.







Die Schauspielerin Marion Mill trägt ein Lamé-Abendkleid mit schwarzen Samtansätzen und rotgelbe Kamtschatkafüchse.

Renée Peter in schwarz-weißem Kleid aus beidseitig verarbeitetem Crêpe Satin. — Oben Mitte: Weinrotes Crêpe-de-Chine-Kleid mit seitlicher Glocke und modernem Ärmel. Dazu grüner Samthut in Fliegerkappenform.







Anny Maux zeigt ein neuartiges Hutmodell mit eingebrannten Falten.

Aufgeschlagener Hut aus gobelinblauem Soleil, dessen Rand zu einer kleinen Schleife geknotet ist.

Links: Schwarze aufgeschlagene Toque mit zwei Ecken und kleinem Gesichtsschleier, getragen von Anny Maux.

SPEZIALAUFNAHMEN DURCH UNSERE WIENER MODE-KORRESPONDENTIN CLAIRE PATEK

Modelle: Kuschnitzky und Gerstl (Kleider); Berteaux (Hüte). Photos: Kitty Hoffmann.

Hauses einen Fund machte, der von großer Bedeutung für ihn wurde. In einer halb vermorschten Kiste, die allerlei vergilbte Manuskripte, Hausrechnungen und dergleichen enthielt, lag zu unterst ein altes wurmstichiges Aktenstück mit der Aufschrift: ‚Personalien einiger von Reiher.‘ Es enthielt nebst einigen Patenten, Diplomen und Bruchstücken von Tagebüchern auch eine eigenhändige Aufzeichnung des Stammvaters Wulf Florian, in der dieser unter Bezeigungen tiefer Reue die Geschichte seiner Entweichung vom Geyersberge erzählt. Beigelegt war ein kleines, sehr zerlesenes und halb zerrissenes Gebetbüchlein mit eingedrucktem Geyerschen Wappen, dem, wie der Fürst sagt, nur der Stern über dem Geyer fehlt, der ja auch erst später mit Annahme der Freiherrnwürde hinzukam. Auf der ersten Seite ist mit großen ausdrucksvollen Buchstaben die folgende Zueignung zu lesen: ‚Dem vielgeliebten Wulf Florian, den Christus segnen wolle, von seiner Mutter, Hedwig von Pfuel, verehelichte von Geyer.‘ Die Schriftzüge sollen, wie der Fürst versichert, mit denen der noch vorhandenen Wirtschaftsbücher derselben Hedwig vollkommen übereinstimmend sein. Kaum hatte der Oberst Einsicht in diese Papiere genommen, die ihm das erste Licht über die Vorgeschichte seiner Familie gaben, als auch der leidenschaftliche Wunsch in ihm erwachte, den Wurzeln seines Hauses an Ort und Stelle weiter nachzugraben. Zwar mangelten die Reisemittel, aber Liebhabereien überwinden alle Schwierigkeiten. Er erschöpfte seinen Kredit, machte zu Geld, was er entbehren konnte, und kam, geleitet von der Angabe der aufgefundenen Monographie, nach Dornburg. Hier erfuhr er, wie der alte Besitz der Geyers kürzlich in die Hand des Landesfürsten übergegangen, und meldete sich bei diesem mit dem Gesuch, ihm Zutritt zu der Quelle zu gestatten, deren er zur Vervollständigung seiner Arbeit bedürfe.

Nachdem der Fürst mir diese Mitteilungen, die anfingen, mich Floras wegen zu beunruhigen, gemacht hatte, sagte er: ‚Sie sehen ein, Florine, daß wir uns irrten, wenn wir den Mannesstamm Ihres Hauses ausgestorben glaubten, und werden sich mit mir der glücklichen Auffindung eines so durchaus geeigneten Pfropfreises freuen, durch das wir den absterbenden alten Stamm wieder verjüngen können. Was meinen Sie dazu?‘

In großer Bewegung erwiderte ich, es stehe mir kein Urteil über die Handlungen meines Herrn zu, doch bewundere ich die fast unbegreifliche Großmut einem fremden, unbekannten Menschen gegenüber, sich eines solchen Besitzes entäußern zu wollen.

Der Fürst nahm eine Prise. Dann sagte er: ‚Der Fremde, laut mannigfacher Zeugnisse in seinem Vaterland als Ehrenmann bekannt, dessen Abstammung vom Geyersberg freilich nicht rechtskräftig erwiesen, doch aber die größtmögliche moralische Wahrscheinlichkeit für sich habe, sei ihm jetzt kein Fremder mehr, und was die Großmut anlange, so sei sie nicht weit her. Er habe keinen Deszendenten, und seinen Herren Vettern und Kognaten sei er nichts schuldig, als etwa den Lehnscharakter des Gutes aufrechtzuerhalten.

‚Und das wollten Ew. Durchlaucht wirklich in diesem Falle unter den vorher genannten Bedingungen tun?‘

‚Ja, freilich, der Geyer muß sich entreihern und dann: raten Sie!‘

‚Doch nicht Flora?‘ rief ich.

‚Und warum denn nicht, Cousinchen?‘ versetzte er, ‚wollen Sie, daß das Würmchen leer ausgeht?‘“

Hier stockte der Vorleser und warf den Brief in großer innerer Erregung von sich. Endlich stieß er mühsam heraus: „Gegen den darf ich freilich meine Hand nicht erheben“, und seine Stirn auf den Rand des Tisches legend, stöhnte er: „Nun ist es aus!“

Doch mit überraschender Festigkeit entgegnete das junge Mädchen: „Ich aber darf die meinige verweigern, Florian! Ich will dir angehören oder keinem. Angesichts eines so rohen Planes fühle ich mich diesem Fürsten gegenüber frei.“

Da öffnete sich die Tür des Nebenzimmers, und Frau von Biestewitz trat ein: „Seid ihr zu Ende, Kinder?“ fragte sie.

„Ich glaube nicht“, versetzte Flora, sich fest an den Geliebten schmiegend. „Doch wissen wir genug. Tante! Ich werde dem Obersten Reiher meine Hand nicht reichen, bleibe lieber zeitlebens, wie ich bin.“

„Und willst Wäscherin werden, Flora?“ — „Ja, Tante.“ — „Ist das dein letztes Wort, mein Lämmchen?“ — „Mein letztes, Tante!“ — „Und Sie, Herr Florian, was denken Sie?“

„Erlassen Sie mir die Antwort!“ sagte dieser. „Trösten Sie dieses arme Mädchen, und vergessen Sie einen unglücklichen Menschen!“

Da nahte sich ihm die alte Dame. „Herr von Reiher“, sagte sie freundlich, „bei Ja und Nein, Sie scheinen mir in allen Dingen etwas zu rasch zu sein. Warum lesen Sie den Brief denn nicht zu Ende?“ Darauf ergriff sie das weggeworfene Schreiben, ließ sich den abgebrochenen Satz bezeichnen und las mit lauter Stimme:

„‚Wollen Sie, daß das Würmchen leer ausgeht?‘ — ‚Das süße Mädchen‘, rief ich entrüstet, ‚und der alte Stelzfuß! Wenn das Ernst ist, Durchlaucht, so werfen wir sie lieber gleich in den Brunnen, ehe sie von selbst hineinspringt!‘ Darauf mein gnädigster Herr laut lachend: ‚Es wäre doch nicht das erstemal, Cousinchen, daß ein junges Mädchen einen alten Mann nähme, aber freilich wegen des Brunnenspringens, so gibt es auch noch andern Rat.‘ Und nun offenbarte mir der sonderbare Herr, was er längst hätte tun können, wenn er nicht immer noch von dieser albernen Neigung zum Necken besessen wäre; er sagte mir, daß der Oberst einen Sohn habe. Ich fiel aus den Wolken.

Dieser Sohn, erfuhr ich nun, studiere gegenwärtig zu Dresden die Malerei und erfreue sich des besten Rufes. Durch Herrn von Rettig hat der Fürst genaue Erkundigungen über ihn eingezogen und das glänzendste Attest erhalten. Er soll ein selten schöner Mensch sein, wohlunterrichtet, ein Gentleman von den angenehmsten Formen, enorm tugendhaft und nach Aussage der Herren Professoren in jeder Beziehung befriedigend. Aber freilich, setzt der witzelnde Rettig hinzu, wenn man von dem Zustande eines Zylinderhutes auf die Verhältnisse dessen schließen dürfte, den er bedeckt, so sei anzunehmen, daß es dem jungen Reiher trotz aller seiner Vorzüge am Besten fehle. Inzwischen, meinte der Fürst, daß dem leicht abzuhelfen sei, und zwar mittels des guten Willens eines gewissen Würmchens, und nachdem er mir nun anvertraut, er habe jenen Phönix für die nächsten Tage hierherbestellt, erhielt ich schließlich noch den Auftrag, mit dem ich diesen Brief begonnen habe.

Es ist die Absicht des Fürsten, daß die jungen Leute sich hier kennenlernen und frei entscheiden. Des jungen Mannes soll der Vater vollständig sicher sein, und Floras wie unser aller Zukunft wird nun wohl in ihre eigene Hand gelegt sein. Das lehre sie bedenken, und sei in Erwartung baldigen Wiedersehens herzlich umarmt von

Deiner Schwester Florine.“

Der Brief war zu Ende, und die jungen Leute sahen sich fragend an, noch zweifelhaft, ob der Traum vorüber sei oder erst jetzt beginne. Die Tante aber sagte, indem sie Florinens Schreiben in das Kuvert schob: „Ihr begreift jetzt, Männchens, wie voreilig ihr gewesen seid, euch in diesem Rosental so heftig zu verlieben. Was wolltet ihr nun machen, wenn euer Unverstand nicht zufällig mit dem Verstand klügerer Leute zusammengetroffen und dieser enorm tugendhafte Florian nicht ein Pfropfreis und ein Geyer gewesen wäre? Ihr fragt zwar wenig nach Gunst und Geld und Gut und würdet euch wohl ohne das ein Weilchen mit eurer Schwärmerei beholfen haben, wie es aber auf die Dauer bei euch ausgesehen hätte ohne den Segen eines alten Vaters und zweier mütterlicher Vaterschwestern, mag ich nicht untersuchen.“

Frau von Biestewitz war noch nicht zu Ende, als Flora, den Geliebten nach sich ziehend, schon zu ihren Füßen kniete, unter Tränen ihr die Hände küssend. Da umfing die Tante beide armen Sünder mit ihren mütterlichen Armen und sprach mit Rührung: „Vergebt mir, Kinder, daß ich euch geängstigt habe, ich hatte gedacht, daß ihr's etwas verdientet, obgleich die Freiheit, die ich euch mit Absicht gab, euch auch entschuldigt. Nun ist ja alles gut geworden, und so segne euch denn Gott der Herr und mache eure Herzen fest, daß ihr euch Lieb' und Treue haltet bis zum Ende.“

VIII.

Mit dem Schluß des vorigen Kapitels könnte diese Geschichte ihren Abschluß finden, da er den Leser jedenfalls befähigt, sich das Wesentliche des weiteren Fortgangs selber nach Belieben auszumalen, doch mag noch das Folgende hinzugefügt werden:

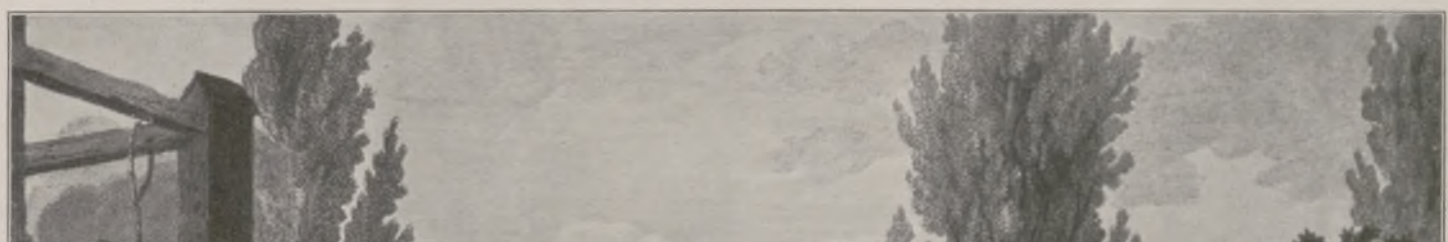
Etwa ein Jahr nach jenem denkwürdigen Abend im „Birnbaum“ ward auf dem Dornburger Schlosse eine solenne Hochzeit ausgerichtet, und bald darauf belebten sich die alten ausgestorbenen Hallen des Geyersberges mit neuem, frischem Leben. Nach einer kurzen Hochzeitsreise, die unter anderen berühmten Punkten unseres deutschen Vaterlandes auch den Grund bei Plauen und das Leipziger Rosental berührte, etablierte sich das glücklich vereinte junge Paar beim alten Vater auf dem Geyersberge, um die letzten Jahre von dessen ödem Leben noch mit warmer Liebe und treuer Pflege zu umgeben. Der Oberst hatte die Feldwirtschaft verpachtet, sich nur die Wälder vorbehalten, deren Kultur er mit Hilfe eines einsichtsvollen Försters eifrig oblag. Aber auch am Schreibtisch blieb er tätig, und die Familienchronik, von Florian in Nebenstunden durch hübsche Federzeichnungen illustriert, rückte ihrer Vollendung täglich näher. Seine Hauptbeschäftigung fand der junge Mann jedoch nach eigener Wahl im Rittersaale, wo sich ein munteres künstlerisches Treiben gestaltet hatte. Unter Beihilfe des Freundes Berthold füllten sich die Wände jenes altehrwürdigen Raumes mit schönen Fresken nach Motiven aus der Geschichte der sächsischen Kaiser, wobei es auffiel, daß die edlen Kaiserinnen jener glorreichen Periode sämtlich Floras Gesichtszüge trugen. Ihrerseits schaltete die glückliche junge Frau im Hause wie im ganzen Gebiet, das dazu gehörte, wie ein guter, freundlicher, überall hilfreicher Engel, immer noch jenes halb verlegene jungfräuliche Lächeln in den zarten Zügen, das nicht aufhörte, Florian zu entzücken. Mit Dornburg ward die beste Nachbarschaft gehalten, der Hof verlor für Flora seine Schrecken, und der wohlwollende Landesherr ließ es sich nicht nehmen, nun auch den ersten Sprößling des neu von ihm gegründeten Hauses, wie ehemals dessen Mutter, aus der Taufe zu heben. Florettchen war durch die Geyersberger Rente, welche die Schwester ihr allein überließ, in den Stand gesetzt, die Dobritzasche Wirtschaft so zu heben, daß sie hoffen durfte, ihrem Sohn mit der Zeit ein schuldenfreies Gut zu schaffen; die alternde Tante Silvie aber gab schon nach einigen Jahren wegen zunehmender Kränklichkeit ihre Stellung am Hof auf, um da, wo sie geboren, auf dem Geyersberge, unter Floras liebender Pflege nun auch ihrem Ende entgegenzugehen.

So weit für diesmal. Vielleicht, daß spätere Ereignisse in der Familie uns künftig noch einmal zu allen diesen Florians zurückführen.



„Amusemens publics de Leipsic."

Das G. Geißler zugeschriebene Bild zeigt eine im hinteren Teile des Großbosesdhen Gartens, der ehemaligen Orangerie mit dem Lusthause, zwischen der heutigen Königs- und Lindenstraße, gelegene Gastwirtschaft mit zahlreichem Besuch, darunter eine Anzahl seinerzeit bedeutender Leipziger Persönlichkeiten.



„Napoleon im Bivouac am Galgen bei Leipzig — den 14. Oktober 1813."

Das nicht signierte Bild stellt Napoleon am Tisch vor einer Karte sitzend dar, dabei Generale und seinen ortskundigen Führer. Der Volksaberglaube schrieb diesem Standort „am Galgen" (jetzige Rabensteinplatz-Gegend) den für Napoleon unglücklichen Ausgang der Schlacht zu.

AUS LEIPZIGS VERGANGENHEIT: ZWEI STÜCKE AUS DER SAMMLUNG FRANZ STÖPEL, LEIPZIG.

Die reiche Sammlung, die viele wichtige Originale, z. B. von Geißler, Opitz u. a., aus Alt-Leipzig, von Napoleon, der Völkerschlacht und aus Karlsbad enthält, wurde zur Hauptsache von dem Leipziger Kaufmann Gustav Stöpel († 1906) zusammengebracht und dann von seinem Sohn Franz Stöpel († 1927) ausgebaut. Die aus Bildern, Büchern und Porzellanen bestehende Sammlung ist gegenwärtig in den Räumen des Kunstvereins im Museum der bildenden Künste zu Leipzig ausgestellt und wird in der Zeit vom 10. bis zum 12. November durch C. G. Boerner in Leipzig versteigert.

„Ich bin der Doktor Eisenbarth.“

ZUM 200. TODESTAG DES POPULÄRSTEN WANDERARZTES ALLER ZEITEN.



Doktor Eisenbarth. Nach einem Originalstich von A. B. König aus dem Jahre 1717.



Namenszug von Doktor Eisenbarth aus dem Jahre 1688.

Wer kennt nicht das alte Volkslied vom originellen „Doktor Eisenbarth“, dessen Parforce- und Radikalkuren schon mehr sagenhaft anmuten; wer hätte nicht davon gehört, wie der vermeintliche Till Eulenspiegel unter den Jüngern Äskulaps den Patienten die Zähne aus dem Munde herausschoß, die Pockenimpfung mit dem Bratspieß vornahm, den Star aus dem Auge entfernte, indem er dieses ausstieß, und eine Rheumatismusheilung durch Abjägen des erkrankten Fußes anstrebte! In diesem Sinne lebt Doktor Eisenbarth im Volke fort und gilt meistens nur als mythische Figur.

Und doch hat dieser Mann wirklich gelebt; er war, um es gleich vorweg zu sagen, anders und besser als sein Ruf. Ja, die Forschungen haben sogar ergeben, daß Eisenbarth wohl zu den bedeutendsten und genialsten Wundärzten gerechnet werden darf.

Johann Andreas Eisenbarth wurde 1661 in Viechtach unweit Regensburg geboren. Seine Ausbildung als Chirurg empfing er durch den privilegierten Bruch- und Steinschneider Alexander Biller zu Bamberg.

Um das Wirken des seltsamen Heilkünstlers richtig beurteilen zu können, muß man den Stand der damaligen ärztlichen Wissenschaft berücksichtigen. Trotz der Zerrissenheit in der staatlichen Verwaltung wurden im Sanitätswesen streng drei Gruppen unterschieden: Die studierten, eigentlichen Ärzte, die privilegierten Heilkünstler oder Chirurgen und die Kurpfuscher oder Quacksalber und Winkelärzte. Die geringeren Gruppen hatten natürlich das Bestreben, durch allerlei Titel und leicht erworbene Privilegien die Standesunterschiede zu verwischen, und griffen mit Vorliebe in die innere Medizin ein, zum Verdruß der studierten Ärzte, die es ihrerseits wieder gerade für schimpflich hielten, sich mit der chirurgischen Praxis zu befassen; diese überließen sie vielmehr den privilegierten Wundärzten, zu denen auch Eisenbarth gehörte.



Der Grabstein des Doktor Eisenbarth.

Die Tafel bezeichnet ihn als „Königl. Grosbritannischer und Churfürstl. Braunschw. Lüneb. brivilegirter Landarzt wie auch Königl. Breußischer Raht und Hofoculiste“. Zwei Engel tragen das Wappen, das sich Eisenbarth selbst entworfen und auch als Siegel zurechtgelegt hatte: Ein Vogel Strauß hält ein Hufeisen im Schnabel, das bartähnlich zu beiden Seiten herabhängt; aus dem eisernen Schildhelm wächst ein bärtiges Männchen heraus.

In seinen Glanzjahren reiste er mit einem überaus stattlichen Gefolge von Gehilfen, Dienern, Seiltänzern, Zauberkünstlern, Schlangenmenschen, Feuerfressern und dergleichen Gauklern und etablierte sich gelegentlich der Jahrmärkte in einer Schaubude, die meistens vor dem Rathaus aufgeschlagen wurde. Unter dem ungeheueren Lärm der anwesenden Komödianten betrat Eisenbarth, mit großer Lockenperücke, rotem Rock, Dreispitz, Galanteriedegen und zahlreichen kostbaren Ringen an den Fingern, das Podium ... Trommelwirbel ... Trompetenschall ... Grabesstille ... Eisenbarth stellte sich der harrenden Menge mit den Worten vor: „Hochgeehrte Herren! Ich bin der berühmte Eisenbarth!“

Ja, berühmt war Eisenbarth; er hatte es verstanden, sich der leidenden Menschheit als Weltbeglücker zu offenbaren, zu dem man unbedingtes Vertrauen haben mußte.

Nach langen Wanderjahren, die u. a. über Altenburg, Weimar, Erfurt, Leipzig, Berlin, Stettin gingen, erwarb Eisenbarth im Jahre 1703 in Magdeburg das Haus „Zum Güldenen Apffel“. Von Magdeburg aus unternahm dann der mysteriöse Mann seine Reisen und war 1704 auch in Wetzlar, wo es anläßlich seines Auftretens zwischen den beiden Präsidenten des Reichskammergerichts zu einem ergötzlichen Streit kam, in dessen Mittelpunkt Eisenbarth stand; dies trug seinen Ruhm erneut in alle Welt hinaus, zumal sich sogar der Reichstag zu Regensburg mit den Vorgängen befaßte.



Modell des Doktor-Eisenbarth-Denkmals im Museum zu Hannov.-Münden. Entwurf von Prof. Gustav Eberlein, Berlin.

Welches Ansehen Eisenbarth genossen haben muß, geht daraus hervor, daß er im Verlauf der Jahre Privilegien vom Kaiser, von den Königen von Preußen, England und Polen, von mehreren Kurfürsten und von sämtlichen sächsischen Fürsten besaß, desgleichen „Attestata“ von verschiedenen medizinischen Fakultäten. Friedrich Wilhelm I. von Preußen verlieh dem erfahrenen Wundarzt im Jahre 1717 den Titel „Königlich Preußischer Raht und Hofoculiste“.

Zu dieser Zeit stand der „Operator und Medicinae Practicus“ auf der Höhe seines unerhörten Ruhms. Nicht nur einfache Leute aus dem Volke suchten ihn auf, auch hochstehende Persönlichkeiten vertrauten sich der Kunst des seltsamen Wundermannes an, der zweifelsohne dem Durchschnittskönnen seines Standes und seiner Zeit weit voraus war und tatsächlich Erfolge von nicht geringer Bedeutung zu verzeichnen hatte, gilt er doch auch als Erfinder einer Nadel zum Operieren des Augenstars. Die Konstruktion eines besonderen Instruments zur Entfernung der Nasenpolypen ist ebenfalls Eisenbarths Verdienst.

Daß ihm seine vielen Neider und Feinde ständig etwas Nachteiliges anzudichten versuchten, erscheint bei der besonderen Ausnahmestellung Eisenbarths nicht verwunderlich; sogar eine Spottmünze soll auf ihn geprägt worden sein. Das bekannte Lied „Ich bin der Doktor Eisenbarth“ sang man jedoch schon lange vor Eisenbarths Zeiten, die alten Spottverse auf die marktschreierischen Wanderärzte wurden erst später mit Eisenbarths Namen versehen und erschienen zu Beginn des 19. Jahrhunderts erstmalig in dieser Form im Druck.

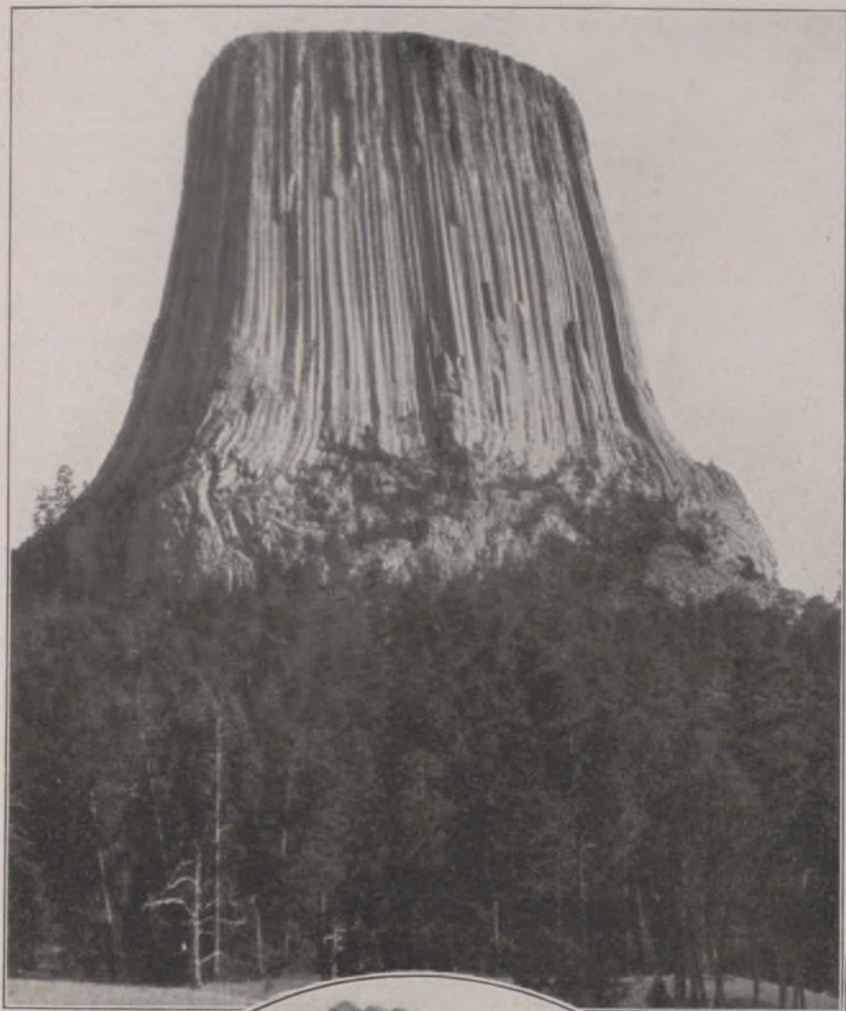
Im Herbst 1727 hatte Eisenbarth eine Reise nach Westdeutschland unternommen, als ihn in Hannov.-Münden am 11. November im Hause des Gastwirts und Bäckermeisters Jost Barthold Schepeler der Tod ereilte. Auf dem Ägidien-Kirchhof fand der populärste Wanderarzt aller Zeiten seine letzte Ruhestätte.

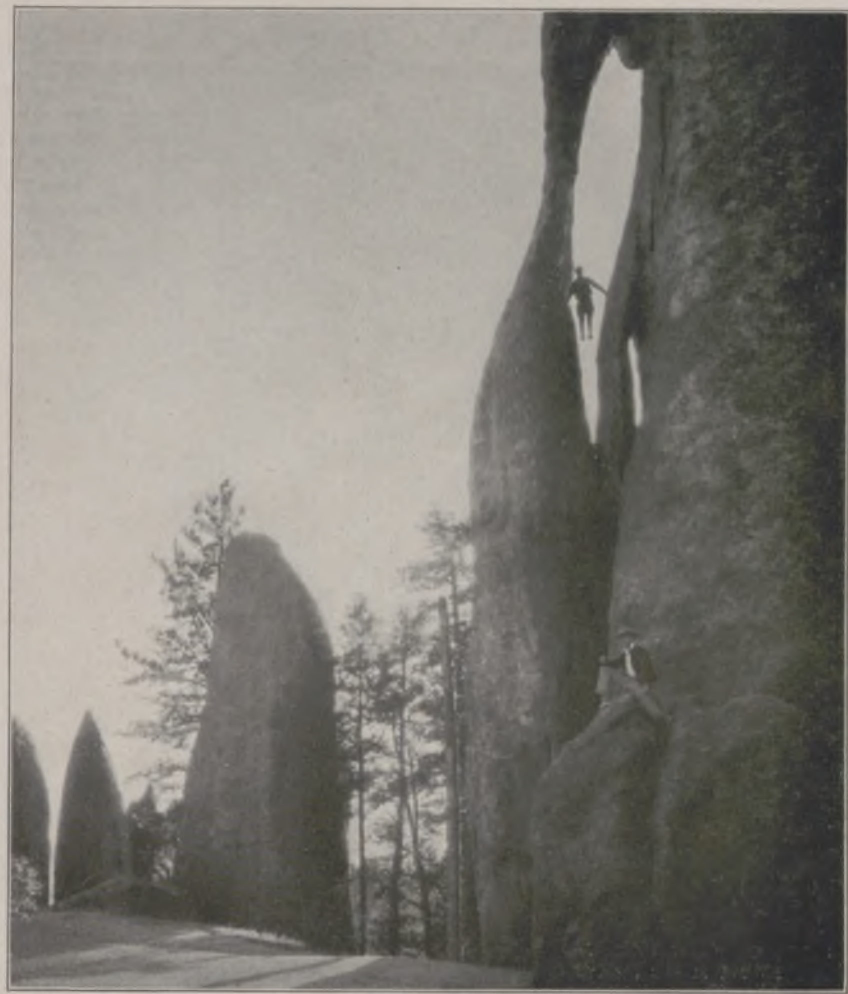
Emil Kleemann, Berlin,
Direktor des Bäder- und verkehrswissenschaftlichen Instituts.

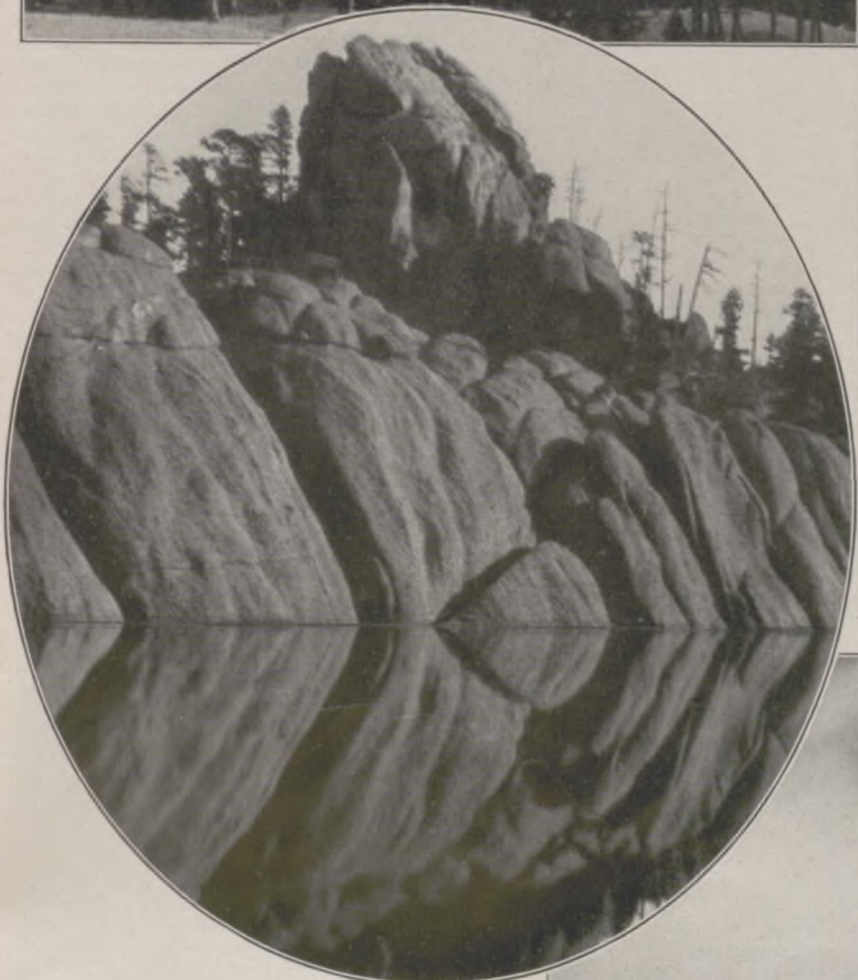


Wander- oder Marktärzte im 18. Jahrhundert. Kupferstich von Anton Maulpersch.

Bildhauerin Natur,
SELTSAME FELSBILDUNGEN,











Oben links. Der „Teufelsturm“ von Wyoming (U. S. A.), der wie ein riesiger Säulenstumpf aus Basalt den Hochwald überragt und weit im Lande sichtbar ist. — Oben rechts: Das „Nadelöhr“, eine eigenartige Gesteinsbildung in Süd-Dakota (U. S. A.). Der Kletterer gestattet einen anschaulichen Größenvergleich. — Im Oval: Die „Schwarzen Hügel“ mit ihrer seltsamen Spiegelung im Teufelssee (Süd-Dakota, U. S. A.). Sie finden die Teufelsfratze, wenn Sie das Bild seitlich von links betrachten. — Mitte rechts: Die Kamelgestalt im Felsen, eine Laune der Natur, in der südafrikanischen Steppe bei Kapstadt. — Rechts nebenstehend: Das steinerne Profil des Dichters Dante, eine seltsame Gebirgsformation in Spanien. Die Reisenden aus den Vereinigten Staaten von Amerika sehen indes hierin das Gesicht ihres früheren Präsidenten George Washington.

(Siehe hierzu den Beitrag „Seltsame Felsbildungen“ auf Seite 675.)

Wissen und Leben



Ein ganz gefährlicher Nesträuber: Das Eichhörnchen verläßt gerade ein Spechtloch, in dem sich das Gelege eines Höhlenbrüters befand.

Ameisen als Forstpolizei. Der Nutzen der roten Waldameise ist bis in die neueste Zeit meistens unterschätzt, selten übertrieben worden. Nach Forel sollten große Kolonien in vier Sommermonaten täglich 40000, im ganzen also fast fünf Millionen Insekten vertilgen, während Stäger nur täglich 1920, für den ganzen Sommer etwa 192000 als Bedarf eines großen Nestes zählte und berechnete. Im ersteren Falle kann es sich nur um eine günstige, seltene Ausnahme handeln, der letztere betrifft eine Zählung an der sehr ungünstigen obersten Grenze alpiner Waldung in fast 2000 m Höhe. Vielfach wurde auch behauptet, unter den von den Ameisen eingetragenen Insekten befänden sich viele tot aufgelesene, die sowieso nicht mehr schaden, und von den wirklich getöteten seien viel mehr nützliche Raub- und Schlupfwespen als Baumschädlinge. Alle diese Angaben konnten sich bisher auf keine systematisch durchgeführte Zählung und Untersuchung stützen. Jetzt haben sich in dankenswerter Weise Dr. Eidmann und B. Rock in verschiedenen Wäldern Hessens, der Oberpfalz und des Hochgebirges bei Berchtesgaden dieser Mühe unterzogen. Von den Ergebnissen, die hauptsächlich an einem großen Nest in einem Fichtenwald bei Babenhausen (Hessen) gewonnen wurden, interessiert folgendes. Das sichtbare Nest war nur 1 m hoch und 2 m breit, aber unterirdisch hatte es einen Durchmesser von 7,5 m. Die ganze Kolonie zählte mindestens 400000 Ameisen. Das lebhaftere Eintragen von Insekten begann erst nach Einsetzen der Volksvermehrung im letzten Drittel des Mai. Anfang Juli war diese Tätigkeit am größten. Im Laufe einer Stunde wurden zu dieser Zeit bei einem einzigen Rundgang um das Nest durch nur einen Beobachter durchschnittlich zweihundert Insekten den Ameisen abgenommen. Dr. Eidmann nimmt an, daß dies nur etwa der zehnte Teil aller während einer Stunde eingetragenen Tiere ist, und schätzt den Eingang in einem Sommer mit nur tausend Arbeitsstunden auf etwa zwei Millionen Insekten. Das wird nicht zu hoch gegriffen sein, denn von 400000 Ameisen braucht jede mindestens ein halbes Dutzend, was zusammen 2,4 Millionen ergibt. Wichtiger als die Menge ist für den Forstschutz die Art der erbeuteten Insekten. Nach genauer Bestimmung ergaben sich bei vierzehn zu verschiedenen Tageszeiten und Wetterlagen im April bis Juli vorgenommenen Einsammlungen 42 Proz. Forstschädlinge, 16 Proz. nützliche und 28 Proz. forstlich harmlose Insekten; der Rest von 14 Proz., hauptsächlich aus Teilen von schädlichen Schmetterlingsraupen bestehend, konnte nicht genauer bestimmt werden. Etwa die Hälfte waren also Forstschädlinge und nur ein Sechstel nützlich. In einem Falle wurden beispielsweise binnen einer Stunde 138 schädliche Blattwespenraupen eingetragen, ein Beweis dafür, daß in der Nähe sich ein Schädlingsherd bilden wollte. Gerade in solchen Fällen, in denen die Ameisen die drohende Gefahr im Keime ersticken, zeigt sich ihre große forstliche Bedeutung. Es trifft sich dabei gut, daß zufällig die schädlichsten Raupenarten am schwerfälligsten kriechen und deshalb leichter gepackt werden können, während die nützlichen Raubinsekten und ihre Larven rasch und gewandt der Ameisenpolizei entwischen, die überall, im Moos, auf Bäumen, Sträuchern und sogar in Sümpfen, umherstöbert. Von Vorteil ist es auch, daß die einzelnen Völker streng die Grenzen benachbarter Jagdgebiete respektieren und sich daher gegenseitig manche unnütze Streife und Streiterei ersparen. Daß sie auch mit größeren Tieren, wie Maikäfern und großen Schmetterlingen, fertig werden, wurde vielfach beobachtet. Den letzteren beißen sie oft gleich beim Ausschlüpfen aus der Puppenhülle die Flügel ab und hindern sie so am Davonfliegen. Das gemeinsame Fortschaffen solcher großen Stücke mit vereinten Kräften wird den Waldameisen durch ihren vorzüglichen Alarm- und Bereitschaftsdienst erleichtert. Die Forstpolizei der Ameisen verdient also vollauf den Schutz des die Störung ihrer Nester bei Strafe verbietenden Reichsgesetzes. Die entlegenen Wälder des Hochgebirges sind, wie jetzt feststeht, nur deshalb so auffällig von Insektenplagen verschont, weil man hier die Ameisen in Ruhe läßt.

Hermann Radestock.



Hausmaus, einen Getreidesack nach Körnern absuchend.

Verschwindende Krankheiten. Die Gefährlichkeit und Häufigkeit von Krankheiten ändert sich im Laufe der Zeiten. Der Scharlach hat gegen früher sein Bild geändert. Die Pest, im Mittelalter als „Schwarzer Tod" das Urbild einer hemmungslosen Seuche, ist stark zurückgegangen. Der Aussatz, im Altertum sehr häufig, ist zu einer Seltenheit geworden. Der Rückgang der Pocken hängt wahrscheinlich mit der Schutzimpfung zusammen. Die Heilserumbehandlung hat die Gefährlichkeit der Diphtherie herabgemindert. Hygienische Fortschritte, Verbesserungen in Anlage- und Abfuhrsystem der Städte ermöglichen die Einschränkung seuchenhafter Erkrankungen wie auch die raschere Heilung früher chronisch verlaufender Leiden. Hierzu kommt, daß sich die Krankheitserreger den Verhältnissen anpassen. Krankheiten verlaufen heute leichter als im selben Lande vor drei und vier Generationen. Wahrscheinlich ändert der wiederholte Aufenthalt von Krankheitserregern im Menschenleib seine Natur. Der Krankheitskeim paßt sich dem Wirt an, von dem er ja Nutzen zieht. Nicht alle Mitglieder derselben Bakterienfamilie bilden sich dabei gleichmäßig rasch zurück. So sind die Typhusbazillen noch gefährlich, während andere Angehörige der gleichen Familie, die Kolibazillen, sich schädigungslos in jedem Darm aufhalten. Die Sterblichkeitsziffer ist im Laufe des vergangenen Jahrhunderts bedeutend zurückgegangen. Überdurchschnittlich sind aber zurückgegangen: Pocken, Scharlach, infektiöse Darmerkrankungen, Diphtherie, Tuberkulose und Säuglingskrankheiten. Zur Abnahme der Gicht haben vielleicht bessere Ernährungsgewohnheiten beigetragen. Die auffallend starke Abnahme der Bleichsucht bei jungen Mädchen steht mit der gesünderen sportlichen Lebensführung der modernen Frau im

(Fortsetzung siehe Seite 674.)



Wenn die Zieselmaus sich sicher glaubt.



Eine Maus kurz vor dem Verschwinden in ihrem Schlupfloch.

Naturdokumente: Das mit der Kamera belauschte Tier.

Nach photographischen Aufnahmen von Hans Stephainsky-Tillowitz.

Zusammenhang, namentlich mit der gesunden Frauenkleidung. Die Abnahme der Rachitis und Tuberkulose beruht wohl auf günstigeren allgemeinhygienischen Verhältnissen. Bei Diphtherie und Scharlach waren früher schwerere Fälle vielleicht deshalb häufiger, weil sie erst im weiteren Verlauf einer Epidemie auftraten und die Epidemien länger währten. Heute ist die Diagnose sicherer zu stellen, die Kranken werden eher abgesondert, und dadurch erlischt die Epidemie früher. So kommt es vielleicht oft gar nicht zu den Fällen schwerer Erkrankungen, wie sie den späteren Verlauf einer Epidemie kennzeichnen würden.

Dr. W. Schweisheimer.

Die Buchhandlung als Kulturstätte. An keiner Stelle wirkt sich die Eigenart des Buches deutlicher aus als dort, wo es gehandelt wird, an der Absatzstelle, in der Buchhandlung. Dabei ist es noch nicht lange her, daß die Buchhandlungen dem Sondercharakter der von ihnen gehandelten Ware Rechnung tragen. Wenn man die Auslagen mancher Buchhandlungen betrachtet, so unterscheiden sie sich wenig von den Schaufensteranpreisungen anderer Geschäfte, die auf Massenabsatz eingestellt sind. Buchhandlungen wesentlicher Art sind keine Läden im üblichen Sinne, sondern Kulturstätten, geistige Zentralstellen, deren Bedeutung nicht abzuwägen ist, höchstens zu ahnen. Eine solche Stelle im Buchhandel nimmt die Buchhandlung Baedeker in Essen ein. In hundertfünfzigjähriger Tradition hat sie sich durch den Wandel der Zeiten in den Händen derselben Familie, stets der Sohn den Vater ablösend, an demselben Orte bis auf den heutigen Tag erhalten. Im Jahre 1775 gegründet, erfaßt die Verleger-Tätigkeit der Familie Baedeker eine Reihe bedeutender Autoren von Tersteegen bis auf Peter Behrens, den Mitlebenden. Zäh und treu hüteten die Baedeker das Erbe deutschen Geistes im Buche. Dieser Kulturtat einer deutschen Verleger- und Buchhändlerfamilie, die zur Zeit durch Alfred Baedeker (geb. 19. Juni 1888 in Essen) repräsentiert wird, setzt das eben vollendete Baedekerhaus in Essen ein bleibendes Denkmal. Das Erdgeschoß dieses eindrucksvollen Baues nimmt die Buchhandlung ein. Der Grundriß ist ein großer rechteckiger Raum, den eine wirkungsvolle Säulenreihe in zwei Teile schneidet, von denen der eine der Straße, der andere dem Hofe zu liegt. Die Säulen sind ihres rein tragenden Charakters als konstruktiver Architekturelemente dadurch entkleidet, daß Bücherschränke an sie angebaut wurden, so daß sich der Raum lebhaft gliedert. Durch hohe Glastüren ist der vordere Teil des Raumes (s. nebenstehende Abbildung) gegen den hinteren abzutrennen, so daß ein geschlossener Vortragsraum entsteht, der etwa 300 Personen faßt. Der Charakter des Ladens ist verschwunden. Das Buch erscheint nicht mehr als Ware, sein Wesen als Freund und Helfer tritt in den Vordergrund. Wenn dann zwischen den Büchern sich Menschen versammeln, um dem Worte der Dichter und geistig Schaffenden zu lauschen, die hier im Angesicht ihrer Bücher zu ihren Freunden sprechen sollen, dann hat die Buchhandlung jenes vollendete Gepräge einer Kulturstätte erhalten, die dem Wesen des Buches entspricht und zugleich die wirschaftlichste Art der Führung darstellt.

Dr. P. Bourfeind.



Eine vorbildliche Stätte des Buches: Blick in den Verkaufsraum des eben vollendeten Hauses der Buchhandlung Baedeker in Essen.
(Hierzu der nebenstehende Beitrag „Die Buchhandlung als Kulturstätte“.)

Gute und schlechte Akustik. „Welch entsetzliche Akustik dieser Saal hat!" so hört man es oft im Konzerthaus flüstern. „Ich gehe im Theater nur auf die Galerie," sagt der Kunstverständige, „da ist eine bessere Akustik." Was hat es mit dieser Akustik, die auf unser Ohr eine so verschiedene Wirkung ausübt, für eine Bewandtnis? Dazu eine kurze Vorbemerkung. Was wir mit unseren Augen sehen, erscheint uns körperlich, „plastisch"; nicht allein infolge des Wechsels von Licht und Schatten an den beobachteten Gegenständen, sondern vor allem deshalb, weil wir zwei Augen haben. Beide Augen haben einen, wenn auch geringen Abstand. Die von ihnen — mit jedem Auge einzeln — aufgenommenen Bilder sind also nicht völlig gleich; das Gesamtbild ist deshalb eine Kombination zweier sich nicht genau deckender Bilder und hat daher die Eigenschaft des Plastischen, des Greifbaren. Praktisch ist dieses Prinzip bei den Stereoskopen angewandt. Dasselbe Landschaftsbild usw. wird von zwei um einige Meter voneinander entfernten Standorten aus photographiert. Beim Betrachten der beiden nebeneinanderliegenden Bilder durch ein Vergrößerungsglas hat man einen besonders „natürlichen" Eindruck dieses Bildes. — Wie wir also alles eigentlich doppelt sehen, so hören wir auch jeden Ton nicht einmal, sondern mehrmals. Die Schallwellen pflanzen sich bekanntlich mit einer Geschwindigkeit von 340 m in der Sekunde durch die Luft fort — sie erreichen unser Ohr, und wir hören den Schall. Treffen die Schallwellen in der Natur z. B. auf eine Gebirgswand oder einen Waldrand, dann werden sie dort zurückgeworfen und erreichen unser Ohr ein zweites Mal als Echo. Dieser Vorgang der Schallreflexion findet immer statt, wenn wir in einem Zimmer sprechen oder in einem Saal musizieren, ohne daß wir uns dieses doppelten Hörens eigentlich bewußt werden. Die Zeit, die zwischen dem direkten Schalleindruck und dem durch die reflektierenden Wände und Gegenstände des Zimmers hervorgerufenen Schalleindruck vergeht, beträgt nur Bruchteile einer Sekunde, so daß wir doch nur einen Schall wahrnehmen. Hier aber liegt die Ursache des „plastischen Hörens", die Bedingung für eine gute Akustik. Die Klangwirkung erhält ihre Frische, ihre Plastik durch eine gute Reflexion des Schalles an den Zimmerwänden. Es ist bekannt, daß mit dicken Teppichen ausgelegte Zimmer und Säle, deren Wände mit Stoffen verkleidet sind, eine schlechte Akustik haben. Des weiteren weiß man, daß ein leerer Saal besser akustisch wirkt als ein mit Menschen gefüllter. Durch die Teppiche, Stoffe, Kleider usw. wird der Schall verschluckt, also nicht zurückgeworfen; er gelangt nur einmal in unser Ohr, wodurch der Ton seine Plastizität einbüßt. Gute Erfahrungen in bezug auf plastische Klangwirkung hat man überall da gemacht, wo die Wände mit Holz getäfelt sind, weil dann die Holztäfelung selbst in Schwingungen gerät, die sich von neuem auf die Luft übertragen. Der Senderaum des Rundfunks wird heute aus diesem Grunde durchweg mit Holztäfelung versehen. Gerade beim Rundfunk hat man noch ein zweites Mittel in der Hand, eine gute Plastik der Schallwirkung zu erzielen. Man nimmt statt mit einem mit zwei Mikrophonen auf, deren jedes auf eine andere Wellenlänge geschaltet ist. Hat man am Empfangsort auch zwei Empfänger, die auf diese Wellen eingestellt sind, dann kann man mit zwei damit verbundenen Hörern dieselbe Darbietung gleichzeitig zweimal vernehmen. Die minimalste Unsymmetrie in der Schallübertragung ergibt Überlagerungen der doppelt auftretenden Schallwellen und dadurch eine plastische, sozusagen stereoskopische Schallwirkung. Im übrigen ist es natürlich in der Hauptsache Angelegenheit des Architekten, seine Theater und Konzertsäle so zu berechnen, daß unter Berücksichtigung der Gesetze des Schalles sein Bauwerk möglichst auf allen Plätzen eine gute Akustik hat. Theo Kühlein.

Seltsame Felsbildungen. (Siehe hierzu die Bildertafel auf Seite 671.) Wenn man von der Stadt Cheyenne aus durch den schlachtviehreichen nordamerikanischen Staat Wyoming fährt, tritt inmitten vieler bewundernswerter Naturschönheiten ein riesenhaftes Steingebilde aus Basalt in den Gesichtskreis, das wie der Stumpf einer riesenhaften Säule die Landschaft und den Hochwald überragt, der sagenhafte „Teufelsturm", eines der grandiosesten Gebilde, die der Zufall in der Natur erschuf. Aus ungezählten schmalen eckigen Säulen zusammengesetzt, übertrifft der „Teufelsturm" alles, was die Kunst der Menschen in ähnlichen steinernen Gebilden bisher errichtete. Die Natur ist mit solchen seltsamen Kunstgebilden jedoch keineswegs so sparsam, und wenn wir uns ein wenig in der Welt umsehen, finden wir überall in der Natur Eigenartiges genug. Eine seltsame Steinformation ist auch in Süd-Dakota, gleichfalls in den Vereinigten Staaten von Amerika, erhalten geblieben, ein beliebter Trainingsfelsen für Bergsteiger, der unter dem Namen „Das Nadelöhr" auch in Europa bekannt ist. Von der riesenhaften Ausdehnung dieser Felsgebilde kann man sich eine richtige Vorstellung machen, wenn man die Größenunterschiede zwischen der aufsteilenden Felsnadel und dem Kletterer beachtet, der auf unserem Bilde im Kamin emporturnt. „Das Nadelöhr" bildet einen sensationellen Anziehungspunkt für die Reisetrupps von Cook & Sohn, die mit der Northern Pacific Railway Wyoming und den Yellowstone-Park besuchen. Einen höchst originellen Anblick bilden die Steinformationen der „Schwarzen Hügel", die sich bei ruhigem Wetter im Teufelssee spiegeln. Bei unbewegtem Wasser kann der Beschauer die Fratze des Teufels erkennen. Man sieht sie deutlich auf unserer vorzüglichen Abbildung, wenn man diese in vertikaler Richtung betrachtet. In der Nähe Kapstadts, in Südafrika, steht einsam in der Eintönigkeit der Steppe der „Kamelfelsen" als ein bekanntes Wahrzeichen, dicht an der breiten Landstraße, die nach Norden führt. Aber nicht nur Tiergestalten hat die Laune der Natur in Felsen nachgebildet. In den originellen Umrissen der Berglandschaft Spaniens ist mit seltsamer Treue die Maske Dantes nachgezeichnet. Man muß die Photographie gleichfalls von der Seite betrachten. Die Ähnlichkeit dieses Felsgebildes mit dem großen amerikanischen Präsidenten George Washington ist verblüffend, zum Glück, denn Cook & Sohn würde kaum einen amerikanischen Touristen über den Atlantik nach Spanien hinüberlocken können, wenn es hier nicht mehr als nur die Totenmaske Dantes zu sehen gäbe. Der Präsident Washington ist für den Yankee doch etwas anderes. Dr. H. U.

Der Lungenkollaps. Bei schweren chirurgischen Operationen oder nach heftigen Krankheitsanfällen kommt es häufig vor, daß die Lunge auf einer Seite oder beiden plötzlich in sich zusammenfällt, so daß sie ihre Funktion, sich mit Luft zu füllen und sie von selbst wieder von sich zu geben, nicht mehr erfüllen kann. Diese Erscheinung bezeichnet man als Lungenkollaps. Er ist von sehr ernster Bedeutung, da ein vollständiger Lungenkollaps überhaupt keinen Eintritt von Luft mehr in die Lungen gestattet, so daß der Patient rettungslos verloren ist. Betrifft der Kollaps nur eine Seite, wie es gewöhnlich der Fall ist, so treten zwar schwere Symptome auf, aber sie verschwinden allmählich wieder, so daß nach zwei bis drei Wochen die Lunge plötzlich wieder normal funktioniert und der Patient wiederhergestellt ist. Dr. L. R. Sante aus Saint Louis hat kürzlich ein einfaches Verfahren entdeckt, das man bei chirurgischen Operationen anwenden kann, wenn dieser Kollaps auftritt. Er fand nämlich, daß man den Patienten nur auf die Seite zu rollen braucht, wo die Lunge nicht eingefallen ist. Veranlaßt man ihn dann, zu husten, so bläht sich der zusammengefallene Lungenflügel sofort auf und beginnt wieder normal zu funktionieren. Da man nun nach einer Operation nie sicher ist, ob ein Lungenflügel zusammengefallen ist und welcher, rät Dr. Sante, nach jeder Operation den Patienten erst auf die eine und dann auf die andere Seite zu rollen und dieses Verfahren in den ersten Tagen nach der Operation alle paar Stunden zu wiederholen, um den Patienten vor dem Kollaps zu bewahren. Wodurch der Kollaps eigentlich herbeigeführt wird, ist nicht sicher bekannt, aber er hängt offenbar mit einer vorübergehenden Schädigung der Nerven zusammen, die die Atmungswerkzeuge kontrollieren. Prof. Dr. Walter Anderssen.

50 Jahre Fernsprechtechnik in Deutschland. Als im Jahre 1877 der Fernsprecher in der Form des Telephons von Graham Bell aus Amerika zu uns kam, da konnte der Generalpostmeister Stephan seinen Plan, Fernsprechnetze für den allgemeinen Verkehr einzurichten, nicht gleich verwirklichen. Er entschloß sich daher, ihn zunächst als eine Ergänzung der Telegraphen-Apparate zu verwenden. Mit der Einrichtung der Linie Friedrichsberg bei Berlin—Rummelsburg am 12. November 1877 war die Reichspost die erste Verwaltung, die einen amtlichen Gebrauch vom Fernsprecher machte. Endlich konnte im Jahre 1881 das erste Fernsprechnetz Deutschlands in Berlin in Betrieb genommen werden. Ganze 8 Teilnehmer waren bei der inoffiziellen Eröffnung am 12. Januar vorhanden. Damit war das Eis gebrochen, der Fernsprecher setzte sich durch. In schneller Folge entstanden die verschiedenen Fernsprechnetze in den größeren Städten, kleinere folgten, und als es gelungen war, die Städte durch Fernleitungen miteinander in Verkehr zu bringen, da begann eine Entwicklung, die in stürmischen Schritten vorwärtsging; denn jetzt erst war der Fernsprecher ein vollkommenes Verkehrsmittel geworden, das den trennenden Raum überbrückte. Das Ziel, dem Benutzer des Fernsprechers die Handhabung so bequem wie möglich zu machen und die Güte der Verständigung auch über größte Entfernungen zu steigern, hat zu Schaltungen geführt, die an Verwickeltheit nichts zu wünschen übriglassen. Früher mußte man den Fernhörer abheben, einen Kontaktknopf drücken, dann meldete sich das Vermittlungsamt, man nannte die gewünschte Nummer, war die Verbindung hergestellt, so mußte man von neuem rufen, bis sich der Teilnehmer meldete. Hatte man schließlich das Gespräch beendet, so kündigte man den Gesprächsschluß durch ein erneutes Klingelzeichen der Vermittlungsstelle an, die darauf die Verbindung trennte. Wesentlich einfacher war es schon, als ein Abhängen des Hörers die Beamtin im Amt zum Melden veranlaßte, der Anruf des gewünschten Teilnehmers von der Beamtin erfolgte und die Trennung der Verbindung durch Anhängen des Hörers herbeigeführt wurde. Ganz selbständig ist aber der Teilnehmer beim Selbstanschlußbetrieb, der jetzt in größerem Maße eingeführt wird. Er kann sich durch Drehen der am Apparat befindlichen Nummernscheibe die gewollte Verbindung selbst wählen. Die Stromstöße, die er dadurch über seine Leitung schickt, setzen im Amt sogenannte Wähler in Betrieb, die selbsttätig die Verbindung herstellen, den Teilnehmer anrufen und durch Signale bekanntgeben, ob dieser frei ist und gerufen wird, oder ob er schon durch eine andere Verbindung besetzt ist. Auch die Trennung wird automatisch durch Hinlegen des Hörers auf die Gabel des Gehäuses bewirkt. Ist die Verbindung gesprächsbereit gewesen, so wird der Gesprächszähler in Gang gesetzt und schaltet das Zählwerk um einen Schritt weiter. Hat ein Teilnehmer mehr als zwei Anschlußnummern und ist die erste Nummer besetzt, dann schaltet der Wähler von sich aus weiter durch und prüft, ob eine der Folgenummern etwa frei ist, mit der dann die Verbindung zustande kommt. Zur Durchführung all dieser Schaltvorgänge dienen besondere Relais, die in sinnreichster Weise nacheinander in Tätigkeit treten, teils auf jeden Stromstoß sofort ansprechen und neue Stromwege schließen, teils erst nach einiger Zeit in Tätigkeit treten, damit gewisse Prüfvorgänge ausgeführt werden können. Daneben sind noch zahlreiche Signalisierungseinrichtungen vorhanden, die dem Bedienungspersonal anzeigen, wenn Unregelmäßigkeiten in der Einrichtung auftreten, damit dem denkenden Strom gesperrte Wege von Menschenhand freigemacht werden können. Aus dieser knappen Darstellung über die Einrichtung eines modernen Selbstanschlußamtes ist zu ersehen, wie kompliziert es ist, und welch umfassende Arbeit sein Bau erfordert. Deshalb ist es wohl verständlich, daß der Übergang von einem Handamt, wo die Verbindungen von Beamten ausgeführt werden, zum automatischen Amt nicht von heute auf morgen erfolgen kann. Sie macht auch erklärlich, daß für die Durchführung dieser Maßnahmen im Reich eine Reihe von Jahren gebraucht wird. Seitdem die Hemmungen der Kriegs- und Nachkriegszeit überwunden sind, hat die Reichspostverwaltung doch schon über 400 000 Teilnehmer an Selbstanschlußämter angeschlossen. Diese 400 000 Sprechstellen sind noch nicht ganz 25 Proz. der Gesamtzahl der vorhandenen Teilnehmer. Bis auch der letzte Teilnehmer seine Wählerscheibe in Tätigkeit setzen kann, werden noch etwa 10 Jahre vergehen. Die Darstellung über den erreichten Stand der Fernsprecherei wäre unvollständig, würde nicht auch der Einrichtungen gedacht, die zu einer wirksamen Überwindung des trennenden Raumes geführt haben. Die erste Maßnahme zur Verbesserung der Sprechmöglichkeit über größere Entfernungen bestand in der Verwendung des den Strom besser leitenden Bronzedrahtes; in folgerichtiger Entwicklung ging die Verwaltung im Anschluß daran dazu über, die Einzelleitungen durch Doppelleitungen zu ersetzen. Der wesentlichste Schritt jedoch, an Stelle der gefährdeten Luftleitungen Kabel zu verwenden, konnte erst später getan werden, als es gelungen war, die schädlichen Eigenschaften der Kabel durch geeignete Gegenmittel zu beheben. Bei gewöhnlichen Kabeln zeigte sich, daß sie die Sprache stärker dämpften als eine Freileitung von gleicher Länge; und da die höheren Tonlagen der Sprache ganz besonders stark benachteiligt wurden — die scharfen Konsonanten und der Vokal i fielen fast ganz aus — so klang die Sprache sehr dumpf, wie aus dem Keller kommend, und wurde deshalb leicht unverständlich. Die auf langen Strecken nebeneinander verlaufenden Drähte in einem Kabel wirken wie ein guter Kondensator, dessen Kapazität für die obengenannten Wirkungen verantwortlich zu machen ist. Es war bekannt, daß eine Selbstinduktion gerade in entgegengesetztem Sinne wirkt wie eine Kapazität; konnte man nun auf bequeme Weise in einer Kabelleitung die Selbstinduktion erhöhen, so mußte die Sprechverständigung sich steigern lassen. Nach den Vorschlägen von Pupin ließ sich das machen, indem an gewissen Punkten besondere Spulen — Eisenkerne mit einer Anzahl von Windungen aus isoliertem Draht — eingeschaltet wurden. Die erzielten Erfolge waren recht schön, aber ein Kabel für größere Entfernungen — 600 km — war sehr teuer, denn jede einzelne Ader mußte 3 mm stark sein, wenn die Energie groß genug sein sollte. An eine wirklich wirtschaftliche Ferntelephonie über tausend Kilometer konnte man erst denken, wenn es gelang, der Fernverbindung an gewissen Punkten neue Energie von außen zuzuführen und die geschwächten Sprechströme naturgetreu zu verstärken. Es hat nicht an Versuchen gefehlt, geeignete Vorrichtungen für diesen Zweck zu schaffen; siegreich blieb allein die in der Radiotechnik erprobte Verstärkerröhre, die diese Aufgabe in hervorragend einfacher Weise erfüllte. Sie schuf die Möglichkeit, ein modernes Fernkabelnetz zu bauen, das heute schon alle größeren und mittleren Städte Deutschlands verbindet und auch Anschluß an die benachbarten Länder hat. Über 7000 km Kabel mit 98 bzw. 166 Doppeladern von 0,9 und 1,4 mm Stärke sind bereits verlegt, eine gewaltige Leistung, wenn man bedenkt, welches Maß von wissenschaftlicher und technischer Arbeit aufgewendet werden mußte, um dieses Ziel zu erreichen. Das hier in ganz kurzen Zügen gezeichnete Bild von der Entwicklung des Fernsprechwesens wird vielleicht durch folgende Angaben noch etwas deutlicher. Das erste Fernsprechnetz Deutschlands umfaßte bei der Betriebseröffnung 42 Teilnehmer, heute sind 7510 Vermittlungsanstalten vorhanden mit 2,6 Millionen Anschlüssen. In den 50 Jahren der Entwicklung sind über 11 Millionen Kilometer Anschlußleitungen und fast 3 Millionen Kilometer Fernleitungen verlegt worden. Im Jahre 1925 wurden auf diesen Leitungen vermittelt 1760 Millionen Ortsgespräche, 35 Millionen Vororts- und Nachbarortsgespräche und 243 Millionen Ferngespräche. Damit hat der Fernsprecher eine Bedeutung erlangt, wie sie bei seinem Einzug nicht vorausgesehen werden konnte. Er schafft jedem einzelnen Volk ein weites Betätigungsfeld, hilft den trennenden Raum überwinden und wird auch so ein Förderer der Verständigung und des Friedens sein.

Telegraphendirektor Paul Riemenschneider.

Anmerkung der Schriftleitung. Das Bild auf der Titelseite dieses Heftes stammt von Prof. Franz Kienmayer und stellt ein Chinesenmädchen dar.

ANEKDOTEN

KLEINE GESCHICHTEN VON GROSSEN LEUTEN

Theodor Fontane lernte in einer Gesellschaft die junge und schöne Gräfin H. kennen. Der 78jährige Dichter sagte ihr viel Galantes und Schmeichelhaftes. Man ging zu Tisch; Fontane bemerkte nicht, daß er an der Gräfin vorbeischritt. „Sehen Sie,“ sagte die Gräfin, „was ich von Ihren Komplimenten halten darf! Sie gehen an mir vorüber, ohne mich anzusehen.“ — „Hätte ich Sie angesehen, hätte ich nicht an Ihnen vorübergehen können“, antwortete der Dichter.

*

Eine 74jährige Dame sagte zu dem 78jährigen Fontane: „Der Tod hat uns vergessen.“ — „Pst!“ antwortete Fontane und legte den Finger an den Mund.

*

In Wien erregte es großes Aufsehen, daß die Sopranistin Frau Güttmann bei einem Konzert am Cumberländer Hof in Gmünden begeisterten Beifall gefunden hatte. „Ja, ja,“ sagte Hans v. Bülow, „mit den Welfen muß man heulen.“

*

Signorina Elena galt bei ihren Bekannten für eine vollendete Pianistin. Bei jedem musikalischen Tee erweckte ihr Spiel die größte Begeisterung. Einmal befand sich Toscanini unter den Gästen, jeder erwartete zuversichtlich seine Kritik. Aber Toscanini sagte nichts. „Herrlich!“ rief eine Dame ermunternd. „Wundervoll!“ sagte eine andere. „Die Signorina kann aber doch auch alles auf dem Klavier!“ — „Hoffentlich auch den Deckel zuklappen“, meinte Toscanini.

*

Vor einer „Fidelio“-Aufführung, die Gustav Mahler im Leipziger Neuen Theater dirigieren sollte, herrschte so großer Andrang zur Theaterkasse, daß ein Polizist vor dem Eingang der Kasse aufgestellt werden mußte, um die Scharen der Musikbegeisterten in Schach zu halten. Der Kampf um die Theaterkarten war noch im vollsten Gange, als der berühmte Dirigent selbst auf dem Plan erschien. Er will eilig an dem Polizisten vorbei in den Kassenraum eindringen. Der Polizist hält ihn zurück. Ein heftiger Streit entspinnt sich, schließlich ruft Mahler in größter Erregung: „So lassen Sie mich doch endlich ins Theater — ich bin Mahler!“ — „Nee,“ antwortete der andere ruhig, „und wenn Se Tapezierer sind, hier wird nur der Reihe nach reingelassen!“

*

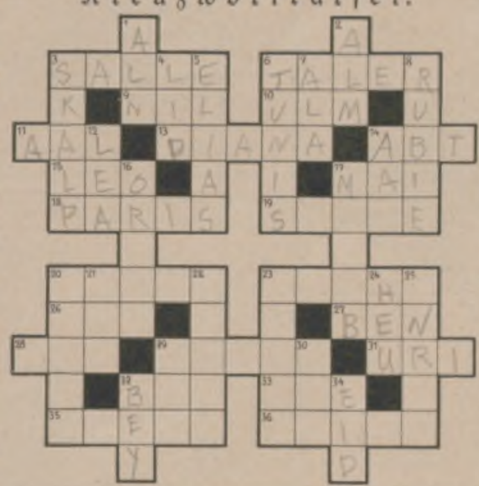
Zum Schluß noch eine Geschichte von einem ganz alten Prominenten: Tizian hatte ein Fest gegeben, bei dem sich seine Gäste ausgezeichnet unterhalten hatten. Als sie aber erfuhren, daß die Bewirtung nicht viel gekostet hatte, lachten sie über das Fest und über den Gastgeber. Die Rache des Künstlers war von echt renaissancemäßiger Größe. Er lud zu einem zweiten Fest ein. Man glaubte, daß er alles Versäumte nachholen würde und erwartete Außerordentliches. Die Gäste erschienen in Scharen. Keine Vorbereitungen sind getroffen! Nur im Kamin brennt helles Feuer. Die Spannung steigt aufs höchste; man ist auf ein Wunder gefaßt. „Ihr Herren,“ redet Tizian seine Gäste an, „Ihr schätzt nur den Aufwand eines Festes, nicht den Wert geselliger Unterhaltung. Seht her!“ Der Maler ergreift ein Ehrengewand, das Karl V. ihm gegeben hatte, und dessen Wert auf 5000 Zechinen geschätzt wurde, dann nimmt er ein eben vollendetes Bild von der Staffelei, rollt beides zusammen und wirft Bild und Gewand in das Feuer des Kamins. „Ich zweifle nicht, Ihr Herren, daß mein Fest Euch gefallen hat, und daß Ihr zufrieden mit mir mein Haus verlassen werdet. Lebt wohl, das Fest ist zu Ende.“

ZUM NACHDENKEN

Silbenrätsel.

Aus den Silben: a — an — au — ba — bot — cu — de — de — der — dor — dot — e — e — es — fet — gel — grant — il — il — jagd — ki — la — men — mi — mo — neu — ran — re — salt — sen — su — te — ten — tich — tis — treib — tri — tu — wied sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Spruch von Jacob Venedey ergeben (ch = 1 Buchstabe). Die Wörter bedeuten: 1 Märchendichter, 2 Rechenart, 3 Gefäß, 4 Auswanderer, 5 kleines Raubtier, 6 moderne Oper, 7 Ort in Thüringen, 8 Gebirgszug, 9 Jagdart, 10 Teil der Kanone, 11 Staat in Südamerika, 12 Gesteinsart, 13 Nordländer, 14 Stadt am Rhein.

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 3 Nebenfluß des Mains, 6 alte deutsche Silbermünze, 9 Strom in Afrika, 10 Stadt in Württemberg, 11 Wassersäugetier, 13 Göttin der Jagd, 14 Klostervorsteher, 15 poetischer Name für Löwe, 17 Monatsname, 18 Hauptstadt in Europa, 19 Vorrichtung zum Antrieb des Pferdes, 20 weiblicher Vorname, 23 Eisenart, 26 Nebenfluß der Donau, 27 männlicher Vorname, 28 metallhaltiges Mineral, 29 kleines Raubtier, 31 Kanton in der Schweiz, 32 Abschiedsgruß, 33 sagenhaftes Wesen, 35 männlicher Vorname, 36 Gewässer; senkrecht: 1 Fluß in Galizien, 2 Fluß in Thüringen, 3 Siegeszeichen der Indianer, 4 Teil des Auges, 5 Prophet, 6 Land und Stadt in Afrika, 7 Stadt in Südtirol, 8 Edelstein, 12 biblischer Name, 14 poetischer Name für Adler, 16 Name mehrerer Päpste, 17 Inbegriff sittlicher Grundsätze, 20 Baum, 21 Nebenfluß des Neckars, 22 Raubvogel, 23 englischer Satiriker und Schriftsteller, 24 dürres Gras, 25 Stadt in Württemberg, 29 weiblicher Vorname, 30 Gewässer, 32 türkischer Ehrentitel, 34 feierliches Versprechen.

Zahlenrätsel.

16	16	17	18	18
18	18	19	19	19
19	19	20	20	20
21	21	21	22	22
23	23	23	24	24

Obige Zahlen sind so umzustellen, daß die Längs-, Quer- und Diagonalsummen 100 ergeben.

Merkwürdig.

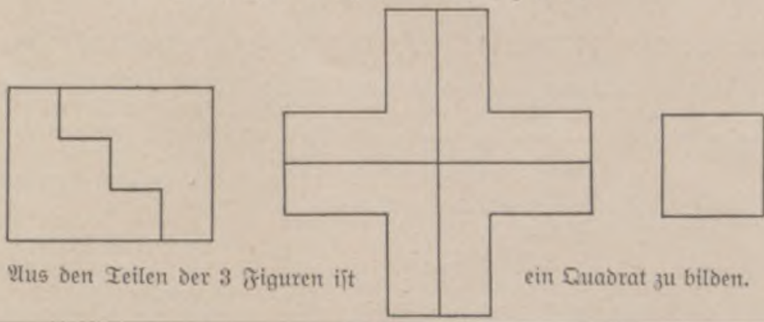
Zweimal hat mich stets der Herr,
Einmal nur der Diener.
Einmal hatte mich der Ger,
Dreimal Albrecht Dürer.
Hinten hat der Neger mich,
Vorn jedoch der Russe.
Erster bin beim Raufen ich,
Nennt mich nun zum Schlusse!

Tauschrätsel.

Alhambra, Erklärung, Gelage, Neufundland, Gewohnheit, Anleitung, Gedächtnis, Gewitter, Versammlung, Lagune, Erhöhung, Vermächtnis, Verwalter, Getreide, Erfindung, Beratung, Kanone, Erlebnis.

Von jedem Wort ist die mittlere Silbe zu streichen und durch eine andere so zu ergänzen, daß neue Wörter entstehen. Die Endbuchstaben der neu eingestellten Silben ergeben, der Reihe nach gelesen, ein Sprichwort. Zur Verwendung kommen folgende neue Silben: be, bie, bir, fah, ge, häng, heim, kennt, leuch, lüb, mäh, mü, see, ser, sund, ter, tre, zie.

Geometrische Aufgabe.



Aus den Teilen der 3 Figuren ist ein Quadrat zu bilden.

Schlüsselrätsel.

6	4	8	4	9	4
1	9	6	1	8	11
8	1	12	2	1	9
8	4	7	11	4	0
7	9	3	7	4	9
5	10	1	9	7	11

Die Zahlen sind durch Buchstaben zu ersetzen; die Wörter bedeuten in wagerechter Reihe: 1 bekannte Person aus dem Buschalbum, 2 mitteldeutscher Freistaat, 3 Stadt in Schlesien, 4 Klettermittel, 5 Land in Asien, 6 Gestein. — Die Diagonale von oben rechts nach unten links ergibt eine ostpreußische Stadt.

Etwas über das Weinprobieren.

Der Weinkenner beachtet vor allem, daß die Temperatur des Weißweines ungefähr 11° Celsius und die des Rotweines 16,5° ist und, da eines der Hauptmerkmale des echten Weines dessen feiner Duft und die Blume ist, wird er das halbgefüllte Glas, das am besten die Form eines halbgeschlossenen Kelches hat, mit einer kleinen Kreisschwenkung an die Nase führen und den Geruch, die Blume, durch diese prüfen. Sodann nimmt er einen kleinen Schluck des Weines auf die Zunge, läßt ihn daselbst zerfließen, bewegt den rückwärtigen Teil der Zunge gegen den Gaumen zu und läßt gleichzeitig die im Munde sich entwickelnden ätherischen Teile des Weines durch die Nase nach außen entströmen. Sofort wird ihm das Wesen des zu verkostenden Weines klar. Die Nase empfindet die Feinheit, Art und Reife des Weines, ferner die Traubensorte, aus der der betreffende Wein gezogen wurde. Die Zunge gibt ihm Aufschluß, ob der Wein harmonisch ist oder ob irgend ein Bestandteil, sei es nun Säure oder Süße, vorherrscht, ob der Wein gut vergoren ist und ob er körperreich oder leer erscheint. Direkt daran anschließend geben die rückwärtigen Geschmacksnerven auf dem hinteren Zungenteil und dem Gaumen Aufschluß über den Charakter des Weines, ob er befriedigt oder nicht, ob er also jenes wohltuende Gefühl der Anregung auslöst, das uns unter allen Getränken nur einzig und allein der edelentwickelte, echte Wein gibt.

Wir entnehmen diese Anleitung der Jubiläumspreisliste der Naturweinkellerei Konrad Hammell in Neustadt a. d. Haardt (Rheinpfalz), die seit 80 Jahren im Familienbesitz ist und sich wegen ihrer vorzüglichen Belieferungen, Schönheit und Wohlbekömmlichkeit ihrer Weine überall des besten Rufes erfreut.

Ergänzungsrätsel.

Ra — der	Bau — win
Mo — te	Wall — baum
Ehe — bahn	Hut — wurm
Post — mann	Gar — sicht
Lese — kleid	Vor — band
Sam — de	Ball — mahl

An Stelle jedes der Striche ist eine Silbe einzusetzen, die mit der vorhergehenden und nachfolgenden Silbe je ein Wort ergibt. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Silben ergeben alsdann ein Verkehrsmittel.

Verwandlung.

Am Himmel zieht es seine Spur,
Erlischt und fällt zu Erden
Und muß, nimmst du ein „o" ihm nur,
Zum Längenmaße werden.

Schüttelrätsel.

Das Wort hat Anfang nicht und Ende,
Stets kehrt es in sich selbst zurück,
Geschüttelt aber ist's die Wende
Zu schnellem Tode oder Glück.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4313.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4311.

Die durstigen Rechner: Die Freunde gossen in folgender Weise um:

Gefäße	A	B	C
Fassungsvermögen . l	VI	V	II
Urfüllung l	6	0	0
1. Umfüllung	1	5	0
2. Umfüllung	1	3	2
3. Umfüllung	3	3	0

Pyramidenrätsel: a, Ar, Rad, Erda, Narde, Andree, Leander, Oleander.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Abt, 2 Omega, 5 Belgien, 9 Diamant, 13 Leibl, 14 Enz; senkrecht: 2 Berg, 3 Ode, 4 Ale, 5 Bad, 6 Lea, 7 Ida, 8 Not, 10 Ill, 11 Main, 12 Nil.

Ergänzungsrätsel: 1 Erlkönig, 2 Hermelin, 3 Sperling, 4 Ammersee, 5 Berberei, 6 Feldberg, 7 Oleander.

Palindrom: Trabart.

Glück auf den Weg: Erfinder.

Quadraträtsel: 1 Alhambra, 2 Lavendel, 3 Heinrich, 4 Ave-Maria, 5 Metronom, 6 Bergstab, 7 Revolver, 8 Alhambra.

Umstellrätsel: 1 Barre, 2 Erle, 3 Elsa, 4 Torte, 5 Helm, 6 Ornat, 7 Base, 8 Elster, 9 Nana. — Beethoven.

Geheimnisvolle Gleichung: a = Kai, b = Rat, c = Melk, d = Leo, x = Karamelle.

Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post

bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir, die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen.
Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber), Leipzig C 1, Reudnitzer Strasse 1—7.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8 e., 44/bis Rue Pasquier.

Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber Leipzig

NR. 4313. 169. BAND EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 10. NOVEMBER 1927


CRISTALLERIES DE NANCY A.G.
CRISTAL C N NANCY
Die Aktiengesellschaft CRISTALLERIES DE NANCY
Niederlage in Paris: 47 Rue Le Peletier
zeigt uns eine neue und prächtige Sammlung in
SCHLEIFKRISTALLEN
Vasen, Tafelservicen und Fantasieartikel sowie Garnituren
für den Toilettetisch und Flacons für Luxus-Parfümerie,
in schönsten Verzierungen und Farben
GRAND PRIX ARTS DECORATIFS PARIS 1925


Junghans
die Sekundengenaue
Sie ist von vollendeter Qualität
JUNGHANS J
Hier das Zeichen dafür
ERHÄLTLICH IN DEN GUTEN UHRENFACHGESCHÄFTEN

Illustrirte Zeitung

Nr. 4313. 169. Band. Leipzig, Berlin, Wien, Budapest. 10. November 1927.

Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden.

Weihnachts-Anzeiger.

Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 R.-M. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge.

WALDORF HOTEL
ALDWYCH, LONDON, W.C.2

Ein Luxushotel mit moderierten Preisen.

Prospekt mit Preisangaben von John Kugi, Generaldirektor, Waldorf Hotel, Aldwych, London, W. C. 2.

Telegramm-Adresse: Waldorfius, London.

DAVOS-Dorf 3: Sanatorium Seehof. Prospekt. Preise ab M. 13.—
DAVOS-Platz 3: Esplanade. Das behagl. Kurhotel. Pens. ab M. 11.50

PHYSIK. DIÄTET. KURHAUS
SONN-MATT
LUZERN VIERWALDST. SEE
Spezialbeh. v. Gicht, Rheumatism., Neuralgien (spez. Ischias). Gallenleid. 2 Ärzte. Pens. v. 10 Mk. an. Prosp.

Cannes, Hotel Gonnet et de la Reine.
Familien-Hotel allerersten Ranges. — Prachtvolle Lage am Bd. Croisette und am Meer. — Grosses Restaurant. — Anerkannte Küche. — Allergrösster Komfort.

Das Beste, was Paris bietet, ist das
HOTEL
AMBASSADOR
das grösste Pariser Hotel
am neuen Boulevard Haussmann
600 Zimmer mit Bad

Einzelzimmer mit Bad . . . . Fcs. 125.-
Doppelzimmer mit Bad . . . . Fcs. 175.-
Doppelzimmer (2 Betten) mit Bad Fcs. 200.-

COMMODORE
WAGRAM
SAVOY
GROSVENOR
(für die Wintersaison Preisermäßigungen!)
DIREKTION: DUHAMEL



THE LANCASTER HOTEL
7 Rue de Berri — CHAMPS ELYSÉES
Telegr.-Adr.: Otelancast Paris
PARIS
Höchster Komfort.



Ein Bleyle-Anzug ist ganz auf Haltbarkeit und Strapazierfähigkeit gearbeitet. Als reinwollene, porös-elastische Oberkleidung entspricht er allen Anforderungen der modernen Gesundheitspflege.— Sorgliche und sparsame Mütter wählen daher für ihre Jungens die Marke *Bleyle.*

Illustrierte Kataloge gratis. Verkaufsstellen in allen Städten
Nachweis bereitwillig durch die alleinige Herstellerin Wilh. Bleyle G.m.b.H., Stuttgart S 12



10 Minuten von Monte Carlo **DIE PERLE DER RIVIERA**

DAS MILDESTE KLIMA EUROPAS — SAISON OKTOBER BIS ENDE MAI

Auskunft aller Art ersuchen bei untenstehenden Hotels einzuholen.

AM MEER (Ost-Bai Garavan): Anglais, Britannia, Beausite, Beau-Rivage, Cecil.
AUF DEM HÜGEL (Zahnradbahn): Annociata.
OBERHALB DER STADT: National.

ZENTRUM: Orient, Venise, Louvre, Mediterannée, Majestic, Atlantic, Malte, Ambassadeurs, Turin.
ZENTRUM (Am Meer): Royal, Westminster, Regina, Menton-Midi, Balmoral.
AM MEER (West-Bai): Carlton, Prince de Galles.

HOTEL CONTINENTAL
NIZZA
DIRECTION: LUIGI STEINSCHNEIDER

Das beste Geschenk.
Echte **Heidschnuckenfelle**, Marke „Silberbär", in schneeweiß, silbergrau, braunschwarz, sind ebenso schön wie
Silberbärfelle,
aber bedeut. bill., 12 u. 15 M. Uebergr. Luxusfelle 18 M. Auch **Autopelzdecken, Fußsäcke, Schreibtischvorlagen, Schlittendecken.** Katal. frei. **Gustav Heitmann,** Lederpelzfabrik, **Schneverdingen 84** (Lün. Heide), Naturschutzpark.

HOTEL RADIO, PARIS
120 Zimmer. 64—66 Bd. Clichy. 80 Badezimmer.
Wurde im Mai dieses Jahres neu eröffnet.
Größter Komfort. — Restaurant. — Bar. — Keller.
Zimmer von RM. 5.—, mit Bad von RM. 7.—
TREFFPUNKT DER DEUTSCHEN
Telegr.-Adr.: Hotradio 90 Paris.

HOTEL MIRABEAU ✶ PARIS ✶
DAS VORNEHME HAUS **8, RUE DE LA PAIX**

Allgemeine Notizen.

Preisausschreiben der Universität Leipzig. Die Philosophische Fakultät der Universität Leipzig stellt in Verbindung mit der Knuststiftung folgende Preisaufgaben und setzt als Preis für jede zu lösende Aufgabe 1000 Mk. aus. 1. „Es ist eine eingehende Stilanalyse der Thidrekssaga zu geben, aus der die literarische Stellung der Thidrekssaga innerhalb der nordischen Literatur hervorgeht. Insbesondere sind die übrigen südländischen Sögur zu vergleichen." 2. „Läßt sich ein Einfluß der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und England von 1871 bis 1914 auf das politische Verhältnis der beiden Länder zueinander nachweisen?" 3. „Beiträge zur Kenntnis des Baues der westerzgebirgischen Granitmassive." Die in deutscher Sprache abgefaßten Arbeiten sind bis zum 24. Juni 1930 beim Dekanat der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig einzureichen. Die Bewerber müssen an der Leipziger Universität studieren bezw. dort studiert haben. Das Eigentumsrecht an den Preisschriften bleibt den Verfassern.

Für Landwirte. Der diesjährige letzte Kursus der Ausbildung von Motorpflugführern in der „Deulakraft" in Zeesen bei Königswusterhausen findet vom 28. November bis zum 22. Dezember statt. Die Ausgabe von 150 RM. für einen vierwöchigen Kursus einschließlich Verpflegung und Unterkunft ist im Vergleich mit den Ersparnissen, die ein gut ausgebildeter Führer bringen kann, so gering, das den Landwirten zu empfehlen ist, auch diejenigen Führer ausbilden zu lassen, die bis jetzt nur eine kurze Ausbildungszeit bei einer Firma genossen haben oder gar nur von einem Monteur einige Tage auf dem Felde angelernt sind. Anfragen sind an die „Deulakraft" in Zeesen bei Königswusterhausen zu richten.

Den regelmäßigen Kanada-Dienst nimmt zu Beginn des nächsten Jahres die Hamburg-Amerika Linie durch Anlaufen von Halifax wieder auf. Schon in früheren Jahren wurden viele Tausende von Passagieren von der Hapag zwischen Europa und Kanada befördert. Die Wiederaufnahme dieses Dienstes erfolgt mit den Dampfern „Thuringia" und „Westphalia", die beide erst vor wenigen Jahren erbaut wurden und mit allen technischen Neuerungen und Reisebequemlichkeiten versehen sind. Die Dampfer führen Kajüte und dritte Klasse. In beiden Klassen sind Speisesaal, Rauchzimmer, Da-

menzimmer, geräumige Promenadendecks usw. vorhanden. Sämtliche Passagiere der dritten Klasse werden in hellen freundlichen Kammern zu zwei, drei und vier Betten untergebracht. Die Zulassung von deutschen Staatsangehörigen ist in Kanada unbeschränkt, jedoch kommen hierfür vorwiegend Landwirte, Landarbeiter und weibliche Hausangestellte in Betracht. Solche Personen, die nach Kanada auswandern wollen, wollen sich wegen Überfahrtsgelegenheit und Reisebestimmungen möglichst bald an die Hamburg-Amerika Linie in Hamburg oder deren örtliche Vertretung wenden.

Bad-Nauheim. Alle Anzeichen lassen darauf schließen, daß Bad-Nauheim in seiner diesjährigen Winterkurzeit einen lebhaften Besuch haben wird. Die Kurliste wies jüngst noch etwa 2000 Kurgäste auf. Die Zahl der täglich abgegebenen Bäder beläuft sich noch auf etwa 800. Das Kurhaus mit seinen gutdurchwärmten Gesellschaftsräumen, Konzert-, Lese- und Spielsälen bietet einen behaglichen Aufenthalt. Außer täglichen Konzerten finden öfters Veranstaltungen verschiedener Art statt. Das milde Klima Bad-Nauheims und die günstige Bodenbeschaffenheit ermöglichen ausgedehnte Spaziergänge im Freien. Zahlreiche Hotels und Pensionen bieten bei angemessenen Preisen vorzügliche Unterkunft. Zu der größeren Ruhe der Winterkurzeit gesellt sich der erfreuliche Vorteil, daß die Kurabgabe auf 15 Mk. herabgesetzt ist. Die Bad- und Kurverwaltung Bad-Nauheim gibt auf Anfragen eingehende Auskünfte.

Der Weltkurort Karlsbad hat ebenfalls noch etwa 2000 Kurgäste. Es herrscht an den Quellen noch ein recht reges Leben, auch in den Badehäusern, bei den Konzerten, im Theater und sonstigen gesellschaftlichen Veranstaltungen. Karlsbad hat dieses Jahr bis jetzt 62198 Kurgäste zu verzeichnen, 10079 mehr als voriges Jahr. Dazu kommen 58000 Passanten und 100000 Tagesbesucher. Zahlreich waren die Teilnehmer an den ärztlichen Fortbildungskursen, dem jährlichen Balneologenkongreß, den Versammlungen und Kongressen, den Studienreisen und wissenschaftlichen Ausflügen, die alle der Balneologie ein nicht hoch genug einzuschätzendes weiteres Blatt einfügen.

Friedrichroda (Thüringer Wald) unterhält das ganze Jahr hindurch den Kurbetrieb; seine drei Sanatorien, die meisten Hotels und die Pensionshäuser bleiben bei mäßigen Preisen auch im Winter geöffnet. Die städtische Kurverwaltung versendet auf Anfrage kostenlos Prospekt.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



ERBARME DICH UNSER!

GEMÄLDE VON OSWALD POETZELBERGER

(Aus Brakls Kunsthaus, München.)





Von der Beisetzung des am 22. Oktober verstorbenen Fürsten Wilhelm von Hohenzollern.

Links oben: Während der Trauerfeier in der Erlöserkirche zu Hechingen (Sigmaringen) am 27. Oktober; unter den Trauergästen Kronprinz Wilhelm (zweite Reihe rechts), davor Exkönig Manuel von Portugal, der Schwiegersohn des Verstorbenen. Rechts oben: Die in der Kanonenhalle des Schlosses Sigmaringen aufgebahrte Leiche mit den fürstlichen Förstern als Totenwache.



Links nebenstehend:

Ein moderner Neubau in Magdeburg: Das soeben vollendete Hauptpostamt mit der charakteristischen Vertikallinien-Fassade.





Zur Besetzung des durch das Ableben des Freiherrn Ago v. Maltzan freigewordenen Postens eines deutschen Botschafters in Washington: Dr. F. W. v. Prittwitz und Gaffron, bisher Botschaftsrat der deutschen Botschaft in Rom, der zum deutschen Botschafter für Amerika ausersehen ist, mit seiner Gattin.

Im Kreis: Todessturz beim Kunstflug: Der Pilot der Junkers-Werke Diplom-Ingenieur Karl Plauth, der bei dem Versuch, einen „Looping nach vorn" auszuführen, am 1. Novenber auf dem Flugplatz der Junkers-Werke in Dessau tödlich verunglückte.





Links: Von der Einweihung des Denkmals für den Bahnbrecher des deutschen Eisenbahnwesens, Friedrich List, und den Leipziger Ehrenbürger und Förderer des Eisenbahnbaues, Gustav Harkort, in Leipzig am 30. Oktober: Während der Kranzniederlegung durch den Oberbürgermeister Hepp der Stadt Reutlingen (Lists Geburtsort). — Rechts: Ein merkwürdiges Straßenbahn-Unglück: Der entgleiste Wagen der elektrischen Straßenbahn in Gablonz a. N. (Deutschböhmen), der am 27. Oktober in ein Haus fuhr und eine Wand eindrückte. Mehrere Personen wurden verletzt.

DER WELTKAMPF UM DAS ERDÖL

Von Regierungsrat Dr. jur. et rer. pol. Heinz Schmalz

Der englisch-russische Gegensatz, der in der Ausweisung der Direktoren russischer Ölgesellschaften letztens eine neue Phase fand, die in Kürze zu erwartenden amerikanischen Sensationsprozesse, die um den Namen des amerikanischen Ölmagnaten Sinclair spielen und schließlich die in diesen Tagen gemeldete Entdeckung neuer gewaltiger Erdölquellen um das Mossul Mesopotamiens lenken von neuem das Interesse auf das Erdöl als den augenblicklich so wichtigen weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Machtfaktor. Die Interessenkämpfe um die Ausbeutung der Erdölquellen der Welt sind in ein neues akutes Stadium getreten.

Neben Kohle und Eisen ist das Erdöl unbestritten der wirtschaftlich und politisch bedeutungsvollste unter all den Rohstoffen, die für die industrielle Produktion und den Betrieb der modernen Verkehrsmittel in Frage kommen. Öl braucht man heutzutage in ausgiebigstem Maße, um Motoren jeder Art zu treiben, braucht es, um Tauchboote, Flugzeuge, Zeppeline, Kraftwagen, Motorräder, endlich Kriegs- und Handelsschiffe zu speisen und in Bewegung zu setzen. Daß mindestens 15 Millionen Tonnen, das ist ein Viertel der Welttonnage, durch Ölmotoren geleitet werden, und daß auch die Kriegsschiffe der Großmächte nachgerade zur Ölheizung übergegangen sind, kennzeichnet die Wichtigkeit des Öles sehr treffend. Dann sind aber die technischen, die militärischen wie auch selbstverständlich und ganz besonders die wirtschaftspolitischen Zusammenhänge der Erdölfrage mit der Luftfahrt von eminenter Bedeutung. Nicht nur, daß Luftschiffe und Flugzeuge abhängig sind von den Kraftstoffen ihrer Motoren, es besteht auch noch eine mittelbare, aber nicht weniger bedeutsame Brücke zwischen diesen beiden Gebieten, denn so wie die Dampferlinien jeweils bestimmt werden von der Lagerung der wirtschaftlichen Zentralpunkte, so ist es sicher, daß sich die Luftverkehrslinien, zumindest ihre Zukunftsstraßen, nach dem Erdölvorkommen orientieren.

Der Zusammenhang der Ölfrage mit der Frage der Weltpolitik wird stets als Ausgangspunkt haben das geographische Vorkommen der Ölfelder, die höchstmögliche Versorgung der einzelnen Weltstaaten. Man muß davon ausgehen, daß Metallvorkommen sich meist über bestimmte Gebiete ausdehnen. Gold findet sich in einem langen Gürtel, der von Alaska die ganze Westküste der drei Amerikas entlang über Kalifornien und Mexiko bis nach Peru, Bolivia und Chile geht. Die Geologie sucht die Verteilung der Vorkommen und ihre Gesetzmäßigkeit durch die Theorie paralleler Risse zu erklären, doch ist darüber noch nichts Näheres bekannt. Jedenfalls zeigt aber ein Blick auf die Weltkarte, daß, abgesehen von den Vereinigten Staaten von Amerika, die wichtigsten Verbrauchsländer, wie England, Deutschland, Frankreich, Japan, wohl Kohle, aber keine erheblichen Ölförderungen im Lande haben, aus denen ihr Bedarf auch nur annähernd gedeckt werden könnte. Lediglich die Vereinigten Staaten von Amerika verfügen durch die Massierung der Ölgebiete in Nordamerika, Mexiko und den nahezu völlig unerschlossenen reichen Gebieten an der Nordküste Südamerikas in ihrer Gesamtheit noch für eine beträchtliche Zeit über eine Reserve an Kraftstoffen, die nirgendwo übertroffen wird.

Im Jahre 1859 ist mit der ersten erfolgreichen Tiefbohrung begonnen worden, und es kann die Weltproduktion heute auf etwa 16 Goldmilliarden beziffert werden, woran die Vereinigten Staaten von Amerika mit fast drei Viertel, im Jahre 1924 mit 704 Millionen Barrel (1 Barrel = 159 Liter), Deutschland mit der verschwindend kleinen Menge von nur 350 000 Barrel beteiligt sind. Daneben spielen vor allem noch in Rußland das Petroleumgebiet am Kaspischen Meer und die Ölfelder von Baku eine ausschlaggebende Rolle. An das geologische Vorkommen des Erdöls schließt sich die romantische Geschichte der Ölpolitik an. William Knox d'Arcy, ein Australier, war als Goldsucher vielfacher Millionär geworden. Nach großen Abenteuern kam er nach Südasien und wurde hier, neue Erwerbsmöglichkeiten suchend, auf Öl findig. Er gründete in Gemeinschaft mit seinem Freunde, dem Lord Strathcona, die Persische Ölgesellschaft und verschmolz diese später mit einer Schwestergesellschaft in Birma. Die britische Regierung, die für Ölpolitik stets ein feines und klug vorausschauendes Empfinden hatte, blickte schon längst neidisch nach den Neugründungen, die sich hier in dem persischen Mesopotamien mit größtem Erfolg ausbreiteten. Sie suchte einen neuen Schachzug, um in den Besitz dieser Unternehmungen zu gelangen, und verfiel dabei auf dasselbe Mittel, das sie schon vorher angewandt hatte, um den Suezkanal zu erwerben. So wie sie sich damals der geräuschlosen Vermittlung eines Journalisten bediente, der dem stets geldbedürftigen Khedive allmählich so viele Suezaktien abkaufte, daß England bald die größere Hälfte und somit den eigentlichen Einfluß über den Suezkanal erlangte, so sicherte sich die britische Regierung dadurch das entscheidende Übergewicht über die neuen zukunftsreichen Ölgründungen, daß sie anläßlich der Verdoppelung des Gesellschaftskapitals die größere Hälfte übernahm. England hat es frühzeitig erkannt, daß der Besitz von Ölfeldern und Ölbunkerstationen für die Aufrechterhaltung seiner Seegeltung und somit seiner weltbeherrschenden politischen Macht unerläßlich sei. Bildete früher die Kohle die Grundlage für den Aufbau und die Erhaltung der Seeherrschaft, so kommt heute als Hauptfaktor noch das Öl dazu, in Verbindung mit den die Verteilung regelnden Ölbunkerstationen. Allein zur Versorgung der Schiffahrt mit Heiz- und Treiböl gibt es zur Zeit über dreihundert Bunkerstationen in allen wichtigen Häfen und Durchgangsplätzen. Die Tankflotte der Welt versieht die Transporte von den Produktionsgebieten nach den Orten des Verbrauchs bzw. den Umschlag- und Bunkerstationen. Dabei liegt ein großer Teil der Versorgung bei der Tankflotte der Anglo-Persian Oil-Co. mit einer Ladefähigkeit von rund 500 000 Tonnen. Der Freundschaftsbund der Burma und der Persian Oil-Co. vergrößerte sich bald durch Hinzutritt der Shell-Co. und der Royal Dutch-Co. Beide Gesellschaften, die sich anfänglich nur dem Handel widmeten, befaßten sich allmählich immer mehr mit der Erbohrung von Erdöl und schlossen sich schließlich, um die Konkurrenz auszuschalten, organisch zusammen. Wir haben so ein Riesengebilde, das über die weitaus meisten Ölquellen Südasiens und Inselasiens verfügt, mit annähernd 10—11 Milliarden Dollar Vermögen.

Es ist nicht zu bestreiten, daß England mit großem Erfolg Ölpolitik getrieben hat. Von der Churchillschen Flottenpolitik und der Erschließung der persischen Ölfelder in der Vorkriegszeit bis zu den Weltkonferenzen von Lausanne, Genua und San Remo läßt sich die Ölpolitik in der englischen Außenpolitik verfolgen. Der wunde Punkt ist für England nur, daß es durch die Umstellung von Kohle auf Öl in größere Abhängigkeit vom Ausland und vom Seetransport gekommen ist. Jedenfalls hat sich England maßgebenden Anteil an der Erdölweltproduktion zugesichert, und die englischen Privatgesellschaften können sich gut auf ihre Regierung stützen.

Neben England hat es vor allem Amerika, hier allerdings in leichterer Weise, verstanden, Ölpolitik zu treiben. Der mächtigste Mitbewerber ist hier der Standard Trust Rockefeller. John Rockefeller, jetzt 86jährig, ist in Pennsylvanien geboren. Der Standardkonzern, dessen finanztechnischer Aufbau auf der New-Jersey-Co. beruht, umfaßt jetzt eine Unzahl von Unternehmungen mit einem Gesamtkapital von etwa 12—14 Milliarden Dollar. Für die Vereinigten Staaten von Amerika bestehen, obgleich diese noch über 70 Proz. der Weltproduktion im Lande haben, ebenfalls zwingende Gründe, am Wettlauf der Nationen um die Erschließung neuer Ölfelder teilzunehmen. Wie ein roter Faden ziehen sich diese Rücksichten durch die amerikanische Außenpolitik. Wiederholt war der Kampf um das Öl außenpolitischer Konfliktstoff. Schon 1913 wäre es über die unermeßlichen Öllager Mexikos beinahe zu einem Weltkrieg gekommen, und noch 1918 hat das Petroleum Bürgerkriege entfacht und mehr als einmal die Beziehungen zwischen den führenden Weltmächten gestört oder zumindest entscheidend beeinflußt.

In neuester Zeit sind noch andere bedeutende Ölmagnaten auf der Plattform internationaler Großwirtschaft erschienen: Sinclair, Boover und Stinnes. Unter diesen dreien ist der Name Sinclair mit Romantik und Sensation verknüpft, da er den Petroleumskandal von Washington herbeiführte und die Macht des Ölstoffes zu Korruptionen und Rechtskollisionen schlimmster Art ausarten ließ. Er bemühte sich um Konzessionen im Ural und in Nordpersien, er erhielt schließlich solche in Ostsibirien und Sachalin. Daneben sind noch andere Amerikaner auf den Plan getreten, deren Interessen nach dem Kaukasus, dem Ural, Turkistan und Sibirien hinüberzielen. Deutschland hat an der Erdölproduktion bis jetzt nur geringen Anteil, sein Hauptrepräsentant verkörperte sich bisher in dem Namen Stinnes. Es bedeutete eine neue Epoche, daß sich die gesamten deutschen großen, selbständigen Ölinteressen zu einem einheitlichen Gebilde verschmolzen haben. Damit ist ein seit vielen Jahren erstrebtes Ziel erreicht worden. Die hauptsächlichste Bedeutung dieser Transaktion liegt in der Konzentration der deutschen Erdölproduktion und des Ölhandels, die sich dadurch vollzogen hat, daß die Deutsche Petroleum-A.-G. Rütgerswerke einerseits, die Deutsche Erdöl-A.-G. andererseits eine einheitliche Verschmelzung ihrer Interessen auf dem Gebiet der Erdölgewinnung und des Ölvertriebes herbeigeführt haben, um so wenigstens einen bescheidenen Anteil an der Erdöl-Weltwirtschaft zu erlangen.

Bisher standen sich die von Rockefeller geschaffene Standard Oil Company mit ihren zahlreichen Untergesellschaften und einer gigantischen Organisation, die die ganze Welt umspannt, und ferner die englisch-holländische Royal Dutch-Shell-Gruppe, die unter der klugen Leitung Deterdings der Standard Oil allmählich ein fast ebenbürtiger Konkurrent wurde und ihre Ölfelder bis nach Mittel- und Nordamerika hineinschob, schroff gegenüber. Die sonst noch bestehenden Petroleumgesellschaften und Konzerne treten vor dem Übergewicht jener beiden Gruppen weit zurück. Wie schwer Amerika und England um Besitz und Einfluß auf dem Petroleummarkt miteinander rangen, ist aus dem berühmten Mossulkonflikt noch gut in der Erinnerung. Die jüngste Zeit brachte nun auf dem Rohölmarkt eine wirtschaftliche Sensation, deren Ursprung und Auswirkung auch politisch bedeutsam ist. Die Petroleumindustrie Sowjetrußlands, die bisher einer geschlossenen Front der beiden angelsächsischen Konzerne gegenüberstand, hat sich durch Verträge mit zwei der größten Gesellschaften der Standard Oil zur Lieferung von rund 100 000 Tonnen Rohöl jährlich verpflichtet, wodurch Rußland zu erkennen gab, daß es im Erdölkampf Amerika gegen England unterstützen wird. Diese Unterstützung wird sich für England besonders dort empfindlich auswirken, wo das russische Erdöl frachtgünstiger abgesetzt werden kann als das amerikanische. Das werden vor allem die um das Mittelmeer und im Fernen Osten gelegenen Länder sein, also Gebiete, die England aus wirtschaftlichen und militärischen Gründen als zu seiner Einflußsphäre gehörig zu betrachten, gewohnt ist. Nicht zum geringsten aus diesem Kampf um die Ölmacht erklärt sich der neueste Bruch der Wirtschaftsbeziehungen zwischen England und Rußland.

Was nun die Ölpolitik ganz besonders aus den Gleisen zu werfen und machtpolitischen Tendenzen auszuliefern droht, ist die Auffassung vieler Sachverständiger, daß mit einem völligen Verbrauch der Ölvorräte schon in 20—30 Jahren zu rechnen sei. Die drei wichtigsten Felder, das Gebiet von Los Angeles, ergaben z. B. Ende August 1924 ein Tagesergebnis von 392 000 hl gegen 1 046 000 hl zur gleichen Zeit des Vorjahres. Diese zu befürchtende Verringerung der Ölgewinnung steht gerade in umgekehrtem Verhältnis zu dem weiter steigenden Bedarf, der sich vor allem auch aus dem weltwirtschaftlichen Erstarken der Luftschiffahrt ergibt. Die ganze Flugzeugindustrie und damit Luftgeltung eines Staates führt nur in vollkommener Abhängigkeit vom Benzinbezug ihr Dasein. So ist es kein Zufall, daß die Hauptluftverkehrslinie der Welt: London—Bombay—Singapore drei Ölgebiete berührt: das galizisch-russische, persische und ostindische. Andererseits ist bekannt, daß der russische Luftverkehr gerade in den Distrikten des Kaspischen Meeres eine besondere Aktivität entfaltet und so eine Art „Zubringer" spielt. Die große Konstellation der führenden Weltmächte läßt sich in zutreffender Weise überhaupt nur bei Einbezug der Erdölfrage betrachten. Man dürfte so z. B. die offizielle Annäherung Japans an Moskau auch auf diese Momente zurückführen, zumal Japan bei einer kriegerischen Auseinandersetzung nicht mehr auf den bisherigen Bezug aus Amerika rechnen kann. So wird das Ringen um die Ölquellen immer mehr ein Moment der Weltpolitik. Auch scheint es, als ob der Kampf um die wirtschaftliche Vorherrschaft in Südamerika, der nunmehr zwischen den Finanzmächten von Wallstreet, der City und der Berliner Burgstraße entbrannt ist, sich zu einem Kampf um das Petroleum zuspitzen werde. Andere hochpolitische Fragen tauchen in Sowjetrußland auf, wie überhaupt die Ententepolitik gegenüber Rußland in starkem Maße beeinflußt wird durch die Ölinteressen.

Letzten Endes ist der Kernpunkt der Mossulfrage auch nur die Entscheidung, wer die vielleicht sehr reichen Ölfelder Mesopotamiens erschließen soll. Es wäre niemals ein Zweifel an der Zugehörigkeit des Gebiets zur Türkei entstanden, wenn nicht England darauf ausgegangen wäre, das ölreiche Gebiet dem arabischen Irak Mesopotamiens, einem Reiche von Englands Gnaden, anzugliedern. Alles, was England zur Begründung seines Anspruchs vorbringt, ist nichts anderes als eine Verschleierung seines Interesses an den Petroleumquellen in Verbindung mit den von ihm schon ausgebeuteten des Iraks.

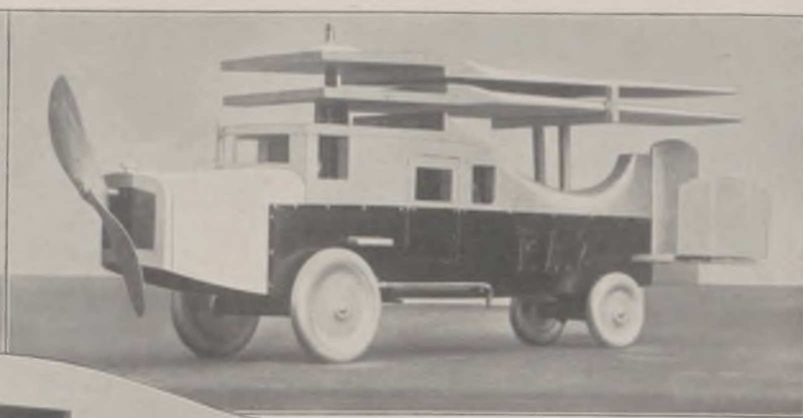
Wenn unter diesen Umständen der Kampf um das Öl durch die Befürchtungen, die hinsichtlich der Ölvorräte der Welt bestehen, sehr verschärft wird und bereits der „Daily Telegraph" vom 21. November 1920 zitiert, daß „der nächste Krieg sich um die Mineralöle drehen wird", und wenn ferner die letzten großen japanischen und amerikanischen Flottenmanöver auf der Grundlage eines Angriffes bzw. der Verteidigung der Ölfelder angelegt waren, so haben diese Vorgänge sehr reale Ursachen. Tatsächlich ist der Kampf um die Ölquellen auf der ganzen Linie entbrannt.

Eine kleine Unterminierung erfährt nun die internationale Ölpolitik von emsiger deutscher Forschertätigkeit. Unermüdlicher deutscher Arbeit ist es gelungen, unter Ausschaltung der bisher notwendigen und Energie verschwendenden Umwandlungsprozesse flüssige Brennstoffe direkt aus der Kohle zu gewinnen. Von den verschiedenen Patenten, die im Laufe der letzten Jahre angemeldet wurden, kommt dem Bergin-Patent des Generaldirektors Dr. Friedrich Bergius in Heidelberg besondere Bedeutung zu. Die J. G. Farbenindustrie, die Käuferin des Bergin-Patents, hat bereits im Bereich der Leuna-Werke im mitteldeutschen Industriegebiet — unweit Halle — Fabriken für Erdölgewinnung errichtet und erst vor kurzem die ersten Mengen zum Verkauf gebracht. Neben dem Berginverfahren verdient vor allem das von Professor Fischer, Mülheim, besondere Beachtung, der, wenn auch auf einem anderen Wege, d. h. ohne Druck, zu demselben Ziel gelangte.

Die hohe volkswirtschaftliche Bedeutung der neuen Erfindung liegt aber nicht nur in einer Erleichterung unserer Zahlungsverpflichtungen gegenüber dem Auslande — zumal die Einfuhr von flüssigen Brennstoffen einen ganz erheblichen Druck auf unsere Außenhandelsbilanz ausübt — sondern vor allem auch in ihrer Wirkung auf Weltwirtschaft und Weltpolitik, die ihr angesichts des Kampfes der Weltmächte um die Ölquellen zukommt. Vielleicht gelingt es dadurch Deutschland, seine ziemlich schwache Position in der Erdölfrage und seine Ölarmut wenigstens etwas zum Ausgleich zu bringen. Jedenfalls sind die weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Auswirkungen dieser wissenschaftlichen Großtaten noch gar nicht zu übersehen.

Die Interessenkämpfe um die Ausbeutung der Erdölquellen ziehen sich wie ein feiner Faden durch die Weltgeschichte — möge Deutschland hierbei seine Interessen zu wahren wissen!





Modell eines Passagier-Flug-Autos, konstruiert von dem Ingenieur Ernst Reinke: Links oben: Als Flugzeug benutzbar. Rechts oben: Als Landauto, bei angelegten Tragflächen nur 1,40 m breit. Mit wenigen Handgriffen kann die Maschine für den einen oder den anderen Zweck zugerichtet werden.



Lösungsversuche zu dem Problem der Kombination von Luft- und Landfahrzeug.

Links nebenstehend: Modell eines von einem ungarischen Ingenieur erfundenen Flugzeugs, das auf der Londoner Erfinderausstellung gezeigt wurde; es kann zu Lande als Fahrrad benutzt werden.

Tagesgeschichte.

In der Erlöserkirche zu Hechingen (Sigmaringen) wurde am 27. Oktober die Leiche des Fürsten Wilhelm von Hohenzollern beigesetzt. Acht fürstliche Förster trugen nach Beendigung der kirchlichen Feier den Sarg nach der in der Kirche befindlichen Familiengruft. Dem Zuge folgten Fürst Friedrich von Hohenzollern, der älteste Sohn des Verstorbenen, der frühere König Manuel von Portugal, König Friedrich August von Sachsen, Kronprinz Rupprecht von Bayern, dann die übrigen Leidtragenden, unter ihnen der deutsche Kronprinz.

Auf dem Flugplatz der Junkers-Werke in Dessau stürzte am 1. November der Junkers-Pilot Diplom-Ingenieur Karl Plauth bei der Ausführung von Kunstflügen tödlich ab. Bei einem „Looping nach vorn" gelang es ihm nicht mehr, die Maschine (eine schwere Dreisitzer-Sportmaschine) wiederaufzurichten. Plauth vermochte im Weltkrieg 16 feindliche Flieger zu bezwingen.

In den Anlagen in der Nähe des Hauptbahnhofs erfolgte in Leipzig am 30. Oktober die Einweihung des List-Harkort-Denkmals, das von zwei büstengekrönten Eckpfeilern und einer verbindenden reliefgeschmückten Rückwand gebildet wird. Es ist ein Werk des Leipziger Bildhauers Prof. Lehnert. Oberbürgermeister Dr. Rothe übernahm das Denkmal in die Obhut der Stadt und würdigte in seiner Ansprache die Verdienste des eigentlichen Schöpfers der



Maximilian Harden, früherer Schauspieler, bekannte vielumstrittene Persönlichkeit der Publizistik, Herausgeber der eingegangenen Zeitschrift „Zukunft", † am 30. Oktober, 66 Jahre alt.



Ein gesunder Rasensport, der auch unter den Damen immer mehr Anhänger gefunden hat: Eckballszene, durch das Tornetz gesehen, aus dem Hockey-Wettspiel der Damen-Mannschaften von Rot-Weiß und der Berliner Turnerschaft in Berlin am 30. Oktober.



Marie Curie, Professor der Universität Paris, bekannt durch ihre gemeinsam mit ihrem Gatten gelungene Entdeckung des Radiums, feierte am 7. November ihren 60. Geburtstag.



Saisonschluß in Karlshorst: Im roten Rock über die Meilenbahn.

Das Feld durchquert beim Parforce-Jagdrennen (am 30. Oktober) die von dem ausgetrockneten See übriggebliebene Mulde.





Links: Die Eröffnung des Schiffahrtskanals zwischen Maas und Waal, dem südlichen Mündungsarm des Rheins (Holland), am 30. Oktober: Von den Einweihungsfeierlichkeiten. Vorn Königin Wilhelmina der Niederlande; neben ihr der Minister des Wasserwesens, H. van der Vegte; dahinter links Prinzgemahl Heinrich der Niederlande. — Rechts: Vom Beginn der Jagdsaison in Frankreich: Ministerpräsident Briand bei der Erlegung eines Fasans anläßlich der feierlichen Eröffnung der staatlichen Jagden in Rambouillet bei Paris.



Die Feier der fünfjährigen Wiederkehr des Faschisten-Marsches nach Rom am 30. Oktober: Die Schwarzhemden im Hippodrom der Villa Gloria in Rom während der Ansprache Mussolinis.

Leipzig-Dresdener Eisenbahn, Friedrich Lists, und des Förderers des deutschen Eisenbahnwesens, Gustav Harkorts. Im Anschluß an die Rede des Oberbürgermeisters erfolgten zahlreiche Kranzniederlegungen mit entsprechenden Ansprachen. Als Auftakt zur Denkmalsweihe war am Vortage im festlich geschmückten Saal des Neuen Rathauses eine Friedrich-List-Feier vorangegangen, an der außer einer Reihe von Nachkommen Lists und vieler Vertreter der Behörden auch Reichsaußenminister Dr. Stresemann teilnahm.

Schwere Stürme, die Dammbrüche und Überschwemmungen zur Folge hatten, suchten am 28. und 29. Oktober Irland und die Nordwestküste Englands heim. Selbst in London machte sich die Gewalt des Sturmes so stark bemerkbar, daß einer der fast 20 m hohen Kräne, die beim Bau des Viktoria-Hauses in der Nähe des Britischen Museums verwendet werden, umgeworfen wurde, wobei ein vorüberfahrendes Auto zertrümmert ward.

Der fünfte Jahrestag des faschistischen Marsches auf Rom wurde am 30. Oktober in ganz Italien festlich begangen. Mussolini nahm eine große Parade über die faschistische Miliz ab.

In traditioneller Weise schloß am 30. Oktober Karlshorst die Saison mit dem Parforce-Jagdrennen, das von Herren im roten Rock zu reiten ist. Sieger in diesem über 7500 m führenden längsten deutschen Hindernisrennen wurde A. Vogdts Dorn II (Oberleutnant v. Metzsch).



Sturmverwüstungen in London: Die Trümmer eines durch das Unwetter umgeworfenen, annähernd 20 m hohen Krans, der bei Bauarbeiten in der Nähe des Britischen Museums Verwendung fand.

SENSATIONEN AUS ALLER WELT





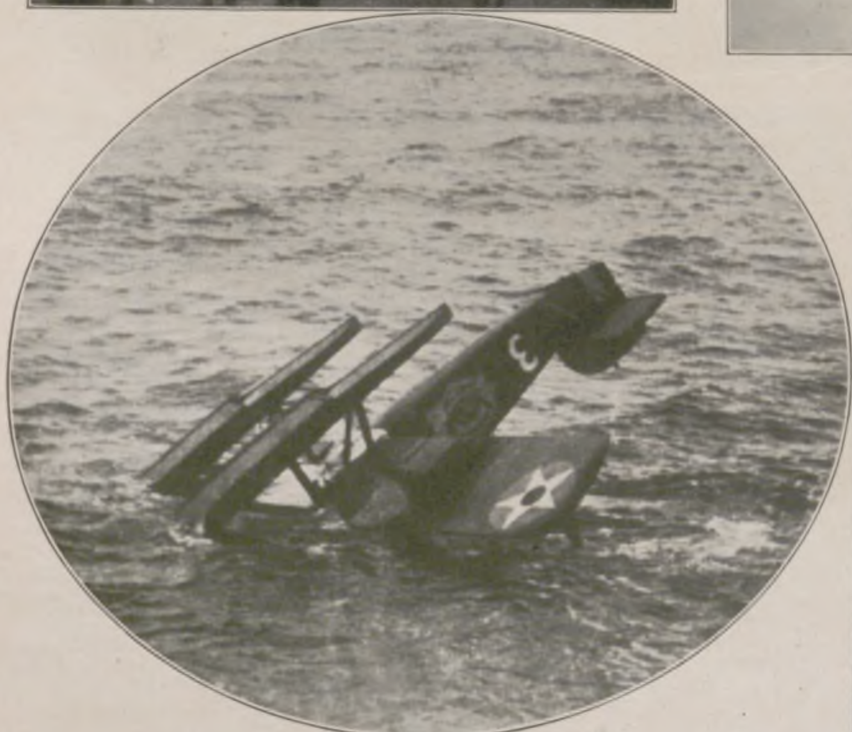
Der letzte Stierkampf des Toreros: Der berühmte Matador Felix Merino, in der Arena von einem Stier auf die Hörner genommen; die dabei erlittenen Verletzungen brachten ihn ins Grab.

Rechts nebenstehend: Ein gruseliges Bild in luftiger Höhe: Der auf dem Eiffelturm, 300 m über Paris, mit den Beinen Diabolo spielende Akrobat.





Wellenreiten und Wasserpolo, eine neue abwechslungsreiche Sportkombination: Zwei Wellenamazonen im Kampf um den Ball am Strande von Long Beach (Kalifornien). — Mitte links: Dies scheint ein höchst ungeeigneter Landungsplatz: Ein durch den Wind abgetriebener Fallschirmspringer, der bei den vor kurzem veranstalteten Flugsportvorführungen in Darmstadt auf dem Dach der Flughalle niederging und nur mit Mühe dem Absturz entgehen konnte.





Kopfsturz ins Wasser mit dem Flugzeug: Eine amerikanische Marine-Maschine, die bei Luftmanövern im Stillen Ozean ins Meer fiel, wobei die Piloten ums Leben kamen. — Nebenstehend: Ein Rückenschauer erregendes Motorradrennen, gezeigt in einem Pariser Zirkus: Im Inneren einer aus Stahlreifen gebildeten Kugel fahren zwei Motorradfahrer mit so großer Geschwindigkeit, daß sie auch zeitweilig mit dem Kopf nach unten die Innenfläche der Kugel durchrasen, ohne sich gegenseitig zu stören.

PAUL RENOVANZ.

Der Kaiser stirbt.

NOVELLE.

Aus der Loge des Hausmeisters glimmt ein Fenster in die Märznacht. Kraftlos rötet der Schein das Geviert gestampften Schnees — sucht in die Bezirke eisigen Gartendunkels vorzudringen, tastet sich, seiner Ohnmacht bewußt, zurück in die Grenzen schläfriger Wachsamkeit.

An lanzenspitzen Parkgittern rüttelt der Sturm. Schleier von Pulverschnee stieben über den Boden hin. Ihr wirbelnder Übermut schüttet Diamantsplitter in das karge Licht der Funsel, und die alten buntgescheckten Platanen seufzen tantenhaft dazu.

Tot und passantenleer liegen die glitzernden, krachenden Bohlen der Fußsteige — tot und erstorben hebt sich jenseits der „Großen Million" die Kasernensilhouette des I. Regiments der kaiserlichen Preobraschensky-Garde vor fliehendem Nachtgewölk ab.

Tödlich erstarrte Stille gibt den huschenden, kichernden, stöhnenden Lauten dieser Stunde die Stimmen von Verliesen, die sich dem Licht nicht öffnen.

Aus dem Schatten des Mauerwinkels am Kasernentor löst sich die vermummte Gestalt eines Soldaten. Auf dem Flintenlauf blinkt Schneelicht. Der Posten stampft in groben Holzschuhen auf und nieder. Sein Räuspern klingt verdrießlich. Frost legt sich ihm wie ein narkotisch kühles Gift auf die Sinne. Er döst vor sich hin, während sich die Hände in die Mantelärmel vergraben und das Gewehr, zwischen Arm und Brust geklemmt, gleich einer ungefügen Puppe über die Schulter ragt. Sein Verlangen steht nicht nach Nacht und Wachsamkeit. Eher will er sich — hol' ihn der Teufel! — an dicke mehlige Piroggen mit Eiern und Fisch und gedünstetem Sauerkraut machen, wie sie so gut und nahrhaft nur Walcha zu kneten versteht. Noch ein Jahr und vier Monate, und er kann in Wolka-Lubaszowska beim Popen alles in die Reihe bringen. Auch der kleine triefnasige Kolcha bekommt dann einen Vater.

Der Posten seufzt tief auf. Das Gaukelbild eines roten Kopftuches und gewölbter Hüften unter schwankend kurzen Weiberröcken heizt ihm ein. Beine... feste, stramme, kuhdungbespritzte Beine hat sie und Arme, gleich zwei Paar Rippen damit zu brechen, und... ach, grübelt er und schleckt sich verloren das Maul, Piroggen und Wodka, viel Wodka darf beim Hochzeitsschmaus nicht fehlen; auch die Fischsuppe nicht, wie man sie so fett und würzig nur in seiner Heimat am majestätisch strömenden Dnjepr kennt. Was ist die Newa gegen dieses Meer! Unwirsch und verlassen will er sich in seinen Schattenwinkel zurückgleiten lassen — da trägt böiger Wind ein knirschend dumpfes Geräusch herüber.

Was, Satan! bedeutet das? Keine lebende Seele verirrte sich doch in dies Wetter, seit er hier steht! Allein das Soldatchen bewacht Väterchens Schlaf. Wer sollte — schreckliche Ahnungen befallen den Muschik. Weggewischt sind Piroggen und Stschi — weggewischt die quellend süße Trauer — keine Walcha und kein Kolcha, die ihm das Herz durstig machen —

Ernüchtert tritt er hart neben das Schilderhaus und späht den breiten eisgepanzerten Boulevard hinab. Leichter Geruch von Holzrauch weht vom Hafen her. Vom Turm der Kathedrale fallen tiefe Schläge in die Nacht.

Jenseits der Jordanbrücke nähert sich ein verdeckter Schlitten; jetzt donnern — keine zwölf Arschin sind es — Kufen über den Fluß, biegen ein in die „Große Million", schnurren und schurren, links und rechts zwei sprühende Schneeschweife hinter sich lassend, mitten auf dem Fahrweg heran. Der Kutscher hinten auf dem Bock klatscht und schnalzt und gibt den drei Gäulen den Kopf frei. Das Gefährt, dunkel und drohend, hält, ebenso plötzlich, wie es aufgetaucht ist, gegenüber vor dem Palais Lieven.

Also nicht Seine Hohe Exzellenz, der General-Gouverneur? denkt der Posten und atmet befreit auf. Drüben steht die in Dampfwolken gehüllte Troika — die tut ihm nichts. Wäre es Graf Pahlen gewesen oder gar Seine Kaiserliche Hoheit, der Großfürst Konstantin — oioioi, grinst Walchas Liebster, keiner von den hohen Herren hatte heute Lust, armen verliebten Tölpeln wie ihm einen guten Abend zu wünschen.

*

Im Palais wurde es lebendig.

Ljubowin grätschte mit gichtischen Knochen über die Glätte und schob den Riegel zurück.

Er erstarb in unterwürfigen Verneigungen: der Schein seines Windlichts fiel auf einen Feldjäger. Den Hauptmann Balatujew hatte Ljubowin schon gekannt, als der noch ein grasgrüner Kornett im Ssemenowschen Regiment war, und jetzt — Gott steh' mir bei — war's ein schnauzbärtiger Herr!

„Halte dich nicht mit den Faxen auf," der Hauptmann rührte den Alten hart am Arm, „Walujew kann von seinem Bock aus ganz gut auf die Pforte achtgeben. Laß sie offen!"

Der Pförtner starrte den Offizier an. In seinen rotgeränderten Augen waren Furcht und Erstaunen. Er bekreuzigte sich, stammelte, zitternd und aufgeregt, ein Wort der Abwehr.

„Du stiehlst mir mit deinem Quasseln nur die Zeit. Mach' voran!"

„Sie verlangen Unmögliches, Euer Wohlgeboren! Seine Exzellenz sind leidend — pflegen der Ruhe. Seiner Majestät Leibmedikus, der Doktor Bek aus England, kommen täglich, sich nach dem Befinden des Herrn Grafen zu erkundigen."

„Genug geschwätzt, Kerl!"

„Gewissen und Menschlichkeit, Euer Wohlgeboren — bedenken Sie doch —"

„Befehl des Zaren!" brüllte Balatujew. „Lauf, Alter, wie ich deinem verdammten Querkopf im guten raten möchte. Melde mich Seiner Exzellenz."

Ljubowin hüstelte erschrocken davon. Mit gegen den Sturm geneigten Schultern lief er voraus. Kindischer, greinender Haß brach in ihm auf. Der da brachte nichts, worüber der gnädige Herr sich würde freuen können. War ja eine grausame, eine gottverlassene Nacht war das!

Die englische Standuhr im Vestibül schlug $^1/_2$2 Uhr, als der Pförtner, jedes Knarren der Treppenstufen vermeidend, ängstlich in das obere Stockwerk stieg.

Er unterrichtete flüsternd Grizenko, den Kammerdiener, und schlüpfte an dem einen Ridingerschen Jagdstich betrachtenden Offizier vorbei. Der aber packte mit blitzschneller Wendung zu.

„Nennst du", knirschte er, „das meinen Willen respektieren? Soll ich antichambrieren, Hund, wo es um Allerhöchsten Befehl geht!" Ebenso plötzlich ließ er, Grizenko gewahrend, den Alten los. Dem andern hart auf den Fersen, betrat er das gräfliche Schlafgemach.

Die Mitte des großen Raumes nahm ein geschnitztes zweischläfriges Bett ein. Die farbig beschirmte Ampel spendete sanftes, schleierndes Licht. Seidene Gardinen hingen von einem mit Engeln und frommen Emblemen verzierten Baldachin herab. Auf dem zarten Gespinst der Fenstervorhänge schwankte der blasse, unruhige Schatten kahler Baumkronen. Ein paar hochlehnige, damastbespannte Stühle und ein rotholzener Betschemel standen mit geometrisch ertüftelter Akkuratesse im Zimmer. Zierliche kurländische bronzebeschlagene Schränkchen, ein grüner Onyxtisch mit vergoldeten Füßen, auf dem sich eine mächtige, mit getrockneten Sommerblumen gefüllte Malachitvase hochmütig langweilte, schatteten im Dunkel. In der Ecke, über der silbern tickenden Pendüle, glühte die Ewige Lampe.

Graf Lieven richtete sich in den Kissen auf. Seine jugendlichen Züge zeigten leises, schnell verebbendes Erschrecken.

Was sollte der nächtliche Einbruch? Man war dem Kaiser als krank gemeldet, hatte überdies den Verlust Allerhöchster Gnade zu beklagen und sich mit Würde in Unvermeidliches geschickt.

Und nun — was wollte Balatujew?

Ah, er kannte es auswendig, Pauls verwünschtes Handschreiben: „... Ihre Indisposition währt zu lange; und da die Geschäfte sich nicht nach Ihren Verdauungsstörungen richten können, so haben Sie Ihr Portefeuille des Kriegsministers an den Fürsten Gagarin zurückzugeben."

Punktum. Fertig! Man schritt über ihn hinweg. Perfid, dieser Hohn, hinter dem unausgesprochene Absichten lauerten. Immerhin, Gagarin war ein guter, war ein dummer Kerl — die Fürstin des Kaisers Mätresse; das erklärte alles. Alkovenintrigen. Vielleicht wandte sich das Blatt früher, als man dachte.

Aber jetzt, dieser da? Laune? Marotte?

Was für ein Datum schrieb man? — Abergläubisch, wie der Graf war, überlegte er: Den 11./23. März? Die Quersumme der Tageszahlen ergab sieben. In Verhältnis gebracht zu der Monatsziffer drei ... 7 : 3 — welch ungünstige Konstellation! Ihn fröstelte.

„Nun, Balatujew, ich höre. Was für einen Befehl habe ich zu erwarten?" Lieven gab seiner Frage einen gekünstelten ironischen Nachklang. Er zitterte vor der Antwort.

Der Hauptmann ließ leise die Sporen klingen. Grizenko hatte sich entfernt. Balatujew richtete den Blick von der Tür unschlüssig aufs Bett.

„Um Vergebung, Exzellenz, ich kann nicht laut sprechen."

„Die Gräfin? Unbesorgt, der Schlummer ihrer fünfzehn Jahre hat für Sie keine Gefahr. Ah, beruhigen wir Sie..." Flüsternd: „Dorothea Christophorowna... Täubchen? — Nun, sehen Sie selbst. Sprechen Sie."

Der Hauptmann neigte sich, die Hand am Munde:

„Der Kaiser befiehlt Ihnen, sich unverzüglich in sein Kabinett in dem Winterpalast zu begeben."

„Zu ihm? Jetzt? Und in den Winterpalast? Sie vergessen, daß Seine Majestät mit der kaiserlichen Familie seit zwei Monaten den Michaelpalast bewohnen."

„Ich wiederhole Euer Exzellenz die eigenen Worte des Kaisers, den ich soeben verließ."

„Aber Sie träumen doch: der Kaiser ist im Michaelpalast zur Ruhe gegangen..."

„... und befindet sich noch dort. Trotzdem ersucht Seine Majestät Sie, Allerhöchstdieselben im Winterpalast aufzusuchen — auf der Stelle aufzusuchen. Ich habe strengste Ordre, Euer Exzellenz auf den Ernst und die besondere Dringlichkeit meines Auftrags aufmerksam zu machen."

„Ja, mein Gott, das ist doch unmöglich! Sie sagen, Seine Majestät befiehlt mich nach dem Winterpalais und befindet sich im Michaelpalast? Das heißt denn doch ungereimtes Zeug für blanke Vernunft ausgeben! Aufrichtig, Pawel Iwanowitsch: kennte ich Sie nicht als nüchternen und verständigen Soldaten, ich müßte fast vermuten, Sie seien betrunken."

Dem andern sprang das Blut in die Stirn.

„Exzellenz! Ich stehe vor Ihnen als Beauftragter Seiner Majestät und muß ersuchen, diese Eigenschaft zu respektieren. Ich schwöre Ihnen, daß ich über jedes Wort und seinen Sinn vollkommen im klaren bin. Ich bedauere, mich zu der Bemerkung gezwungen zu sehen, daß der Kaiser von jedem seiner Offiziere — von jedem — blinden Gehorsam erwartet."

Mit einem Satz war Lieven aus dem Bett.

„Herr, menagieren Sie sich!"

„Um Vergebung, wenn ich einen Schritt zu weit ging. Die Verantwortung, die ich auf meinen —"

Lieven winkte ab. „Genug, kommen wir zum Ziel. Also," forschte er kalt und ließ sich, in eine Pelzdecke gewickelt, auf dem Bettrand nieder, „was ist geschehen? Warum diese plötzliche und ungewöhnliche an einen Rekonvaleszenten gerichtete Botschaft? Warum hat der Kaiser den Michaelpalast verlassen? Zu welcher Stunde haben Majestät die Residenz gewechselt?"

Balatujew zeigte dem Hagel unwilliger Wißbegier ein verschlossenes, merkwürdig erstarrtes Gesicht.

„Erlassen Sie mir Details, Exzellenz; ich flehe Sie an, nicht weiter in mich zu dringen. Mein Gewissen bindet mich an ein Schweigegebot. Sie werden das später recht gut verstehen. Ich habe Ihnen für den Augenblick weiter nichts als einen versiegelten Auftrag zu überbringen. Inständig bitte ich Exzellenz, diesen Auftrag nicht zu unterschätzen." Seine Stimme sank zu kaum vernehmbarem Flüstern herab: „Leben und Zukunft hängen daran..."

Der Graf schüttelte den Kopf. So sonderbar war das alles. Zweifellos barg das Geheimnis eine Falle. Tappte man hinein — hieß die Lösung nicht Festung oder Verbannung? Weigerte man sich, nun, auch dann war und blieb man jedenfalls Gefangener. Gefangener des Zaren... ein magerer Ruhmestitel.

Lieven lächelte unsicher vor sich hin. Zukunft? Weiße... schwarze Lose?

Hoffnung und Furcht verwirrten ihn. Was konnte, was sollte er verbrochen haben! Gründe? Fragte Paul nach Gründen!

Das Lächeln verzerrte sich in Hilflosigkeit. Was für Zeiten, in denen man lebte! Jeder Einflüsterung war dieser Kaiser zugänglich, jedem Einbläser schenkte er Vertrauen — um den Wicht, wenn es ihn danach gelüstete, in Ketten zu legen. Ein unglücklicher, ein gefährlicher Narr, dieser... Gottgesalbte.

Unbehagliche Erinnerungen standen auf. Drohten. Grinsten.

Wie übel hatte er ihm erst neulich bei der Parade in Gatschina mitgespielt. Schickte ihm da aus lächerlichstem Anlaß einen Adjutanten, den dicken Albedyll, ins Haus. Und warum? Nur um ihn, den Kriegsminister, einen Dummkopf zu heißen. Der arme säbelbeinige Oberst hatte sich des mit allen Anzeichen des Schreckens herausgestotterten kaiserlichen „Grußes" solchermaßen geschämt, daß er ohne weitere Erklärung seinerseits davonstürzte. Begreiflich.

Ach, das waren ja Dummheiten, die einen belustigen oder ärgern konnten, aber sonst nichts angingen... soweit sie eben Dummheiten blieben; solange sie nicht Vorboten von weit Schlimmerem waren!

Waren sie es? Wer es doch wüßte!

Unmöglich, sich von alledem ein Bild zu machen. Die trüben Charaktertiefen dieses Fürsten blieben noch jedem unerforscht. Ein Mensch, der in den ersten fünfunddreißig Jahren seines Lebens nur Kälte und Unfreundlichkeit erfahren hatte, den auf Befehl der kaiserlichen Mutter tags und nachts Spione umgaben, der unter dem Mangel an Achtung und Vertrauen gelitten hatte wie kein anderer, häßlich und ungestalt, sich von aller Welt gemieden sah — ein solcher erbarmungslos Ausgestoßener vergrub sich natürlich in den unterirdischen Verliesen des Hasses, verkroch sich in den Irrwegen verborgener und feindseliger Abwehr.

Aber dann wieder: Welch unbefangenen Geist hatte er als junger Zar offenbart! Wie zugeneigt war sein Urteil allen zarteren Dingen gegenüber gewesen! Wie aufgetan und verständnisvoll zeigte er sich bei Fragen, die die Literatur, die schönen Künste und Gott weiß, was noch, betrafen! Und richtig, so sehr selten waren die Besuche wirklich nicht gewesen, da er im klösterlichen Internat mit den kleinen Mädchen Blindekuh gespielt und im Ringelreihen mit ihnen gescherzt hatte. Einmal, vor vier oder fünf Jahren muß das gewesen sein — erzählte Dorothea Christopherowna nicht erst neulich wieder davon, als man auf der Soiree der Baronin Wera Borissowna kein gutes Haar an dem „Blutmenschen" ließ? — da hatte der Gelästerte in Begleitung des letzten Königs von Polen, des Prinzen Condé und des Marschalls Souwarow die kindlichen Institutsdamen im Kloster Smolna besucht und zu deren hellem Entzücken bunte Stiefelchen, Goldkettchen, Konfekt mit vielen anderen schönen Dingen verteilt. Wie ein netter Onkel war er bei den Mädeln aufgetaucht, und die Keckste hatte auch richtig den erbettelten „Kaiserkuß" zum bleichen Entsetzen der zaunsteckendürren Vorsteherin erhalten.

Der Graf verweilte bei diesen Erinnerungen, die ihm wohltaten. Wer den Kaiser kannte, mein Gott, der mußte doch wissen, daß er im Grunde seines Wesens gütig und voll verstehenden Wohlwollens war! Seine Seele glich einem unheimlich stillen Bergsee, dessen Tiefen oft, erschreckend oft, von unbegreiflichen tobenden Orkanen aufgewühlt wurden. Wenn dagegen sein böser Dämon Keime und Ansätze lauteren und zarten Wollens verschonte, wenn er sie nicht auf der Stätte rasender, jäh auflodernder Besessenheit und peitschender Menschenfurcht zerschlug... man könnte in diesem Fürsten den Hort von Rechtlichkeit und Strenge verehren. Welch ein Unglück, daß seine ursprünglich gewiß edlen Neigungen, seine prachtvolle Freundschaft, seine großmütige Feindschaft nicht imstande waren, die Schlacken grausamer Seltsamkeiten zu zertrümmern, deren Wahnsinnsgelüste ihm gleich verborgenen Säften Geist und Gemüt vergifteten!

Lieven hob den Kopf.

„Ich fürchte, Balatujew," sagte er trübe, „Majestät sind krank. Versagen Sie mir wenigstens auf diese Frage die Antwort nicht: Wie befindet sich unser Herr?"

Sphinxhaft, ein sardonisches Lächeln auf den Lippen, erwiderte jener:

„Exzellenz vermuten recht. Der Kaiser ist sehr krank, und der Großfürst Alexander... pardon, der Kaiser ist's, in dessen Auftrag ich vor Ihnen stehe."

Der Graf zuckte zusammen: Großfürst? Alexander? Kaiser? Was faselte der?

Gewißheit blendete ihn: Balatujew, der Worte gröbsten Widersinns mit nachtwandlerischer Sicherheit, ohne Zaudern wiederholte, der ihres blöden Widerspruchs nicht einmal innewärd, gehörte ins Tollhaus. Kein Zweifel! Wie anders ließ sich der stumpfe Wahn deuten, mit dem jener ihn zu, Gott weiß, welch dunklem Werk verleiten wollte? Ja, sollten das keine Spuren geistiger Verwirrung sein in diesen glühend verhexten Augen, die sich lautlos, unheimlich zwingend auf ihn hefteten? Komm! Komm! hämmerten ihm die Gedanken unter der blassen Stirn zu... Komm! — Wohin? Finsternis mit einem Weglosen teilen?

Lieven raffte sich auf. Der Mund war ihm trocken wie ein Tuch. Er bot dem Hauptmann die Hand.

„Gut, Balatujew," sagte er rauh, „melden Sie dem Kaiser inzwischen meine tiefste Ergebenheit und den Wunsch, mich seines Befehls jederzeit würdig und gewärtig zu erweisen."

*

Er horchte den Schritten nach; stürzte ans Lager der Gräfin.

„Du hast gehört, Dorothea Christopherowna? Ich wußte es. Wir müssen zu einem Entschluß kommen." Sein Atem ging lebhaft.

Die kindhafte Frau reckte die Arme.

„D u wirst müssen, Lieber. Warum ich? An dich ergeht der Ruf. — Du zögerst?"

„Wundert dich das?"

„Wär' ich ein Mann, Christopher Andreijewitsch," spottete sie, „du brauchtest m i c h nicht um Rat zu fragen."

„So sei doch vernünftig!"

Sein Betteln verdroß sie.

„Und du kein Hasenfuß."

„Dorothea Christopherowna!" zürnte er und wand sich in Ängsten.

„Stürz' dich hinein in dein Abenteuer! Kopfüber! Das klügste: klingle nach dem Schlitten." Sie verschränkte die Arme im Nacken. Starrte mit boshaftem Sibyllenlächeln ins Licht.

Lieven hob seufzend die Achseln.

Das war nun seine Frau!

Als er Dorothea Christopherowna vor wenigen Monaten heimführte, eine Waise, die ihre Erziehung im Adelsstift zu Smolna der mütterlichen Zuneigung der Kaiserin Maria Feodorowna verdankte, ahnte er wohl, daß ihm das zarte, nach Leben und Erleben lechzende Geschöpf geringes weibliches Verständnis entgegenbringen würde. Es war eine „arrangierte" Heirat gewesen, und die Wahl der Zarin geruhte, auf ihn, den Sproß aus altem livländischen Geschlecht, zu fallen. Seine Mutter stand Ihrer Majestät nahe. Die hatte schon die Kinder der Großen Katharina erzogen und ihnen an mütterlichen Gefühlen das zu ersetzen versucht, was das weiland bescheidene Zerbster Prinzeßchen sich für ihre Liebhaber aufsparte. Ihr ältester Sohn, Paul, hatte nach Erlangung der Macht seiner alten Obergouvernante die rührende Fürsorge während seiner verlorenen Knabenjahre nicht vergessen und suchte jede ihrer Guttaten an Christopher Andreijewitsch abzutragen. Seine Großmut dem jungen Lieven gegenüber kannte keine Grenzen. Er ließ ihn schnell avancieren. Nachdem der Jüngling im Schwedischen Kriege 1790 und 1794 in österreichischen Diensten gegen die Niederlande gefochten hatte, wurde er von seinem Souverän mit höchster Auszeichnung behandelt. Nach der Expedition gegen Persien 1796 verlieh der Zar dem Zwanzigjährigen das Oberstleutnantspatent und ernannte ihn



Jachten auf hoher See. Nach einem Gemälde von Ludwig Kalli

das Jahr darauf zu seinem persönlichen Adjutanten. In ungewöhnlich raschem Aufstieg sah sich Lieven innerhalb kürzester Frist zum Generalmajor und mit dreiundzwanzig zum Kriegsminister erhoben.

Der Graf lächelte bitter. Genau so zerbrechlich wie sein ersehnter Ehetraum erwies sich die erschütterte Karriere, deren Glanz nun durch die Worte à la disposition geschwärzt war. Pauls umwölkter Geist heischte, daß der Günstling von gestern sein Leben in quälender Ungewißheit hinschleppte.

Und sie, das zierliche Täubchen... Aktrice einer Allerhöchst gekuppelten Mariage? Lag lässig und geschmeidig wie ein schnurrendes Kätzchen und scherzte von „Abenteuern". Ach, was wunderte ihn das! Sie war ja eine Deutsche, ohne Blut und ohne Seele — ein reizend geschminktes Äffchen, Puppenspielzeug für grüne Liebhaber. Wie oft hatte seine Mutter nicht von den blutfremden, landfremden Benckendorffs, seinen Schwiegereltern, gesprochen! Den General kannte man, seit er in russische Dienste übergetreten war, nur als kaltschnäuzigen Streber, und in Gegenwart seiner Frau, einer Baronin Schilling, mußte man immerzu an ein prasselndes Kaminfeuer denken, so fror einen in ihrer steifen Nähe.

Und dennoch! Lieven wehrte sich umsonst. Was half da alles Sträuben! Man war ihr ja doch verfallen, dieser kindhaften deutschen Frau. Er mochte sich sagen was er wollte: das Fremde und Kühle zog ihn an. Süß wie ein Engel, ging Lockendes und Bannendes von Dorothea Christopherowna aus.

„Chérie," tastete er, als gälte es, sie zu versöhnen, „ich habe über deine Meinung nachgedacht. Sie mag gut und ratsam sein."

„Dann wären wir d'accord, mein Freund."

„Gewiß — das heißt, zuvor muß ich dich um einen Liebesdienst bitten."

„Was sollte i ch dir nützen können?"

Der Graf half, von plötzlichem Instinkt getrieben, Dorothea Christopherowna in den Schlafrock, führte sie zu einem Fensterplatz, von wo aus sie die ganze breite Straßenfront der „Großen Million" überblicken konnte.

„Ich bin untröstlich, mein kleiner bloßfüßiger Wächter," beantwortete er ihr wortloses Erstaunen, „dir von deiner Nachtruhe ein Zipfelchen stehlen zu müssen. Du hast, Liebste, hier nichts weiter zu tun, als zu beobachten, was sich dir draußen an Auffälligem etwa zeigen könnte. Es könnte doch sein," stotterte er, da sie ihn noch immer verständnislos ansah, „daß du mir Wichtiges, sagen wir, Besonderes mitzuteilen hättest."

Die junge Frau schüttelte den Kopf.

„Und du? Willst du einstweilen über Unbequemlichkeiten hinwegschlafen, während ich mir kalte Füße hole?"

„Was denkst du, mein süßes Krönchen, mein Herzenslicht!" wehrte er sich erschrocken. „In den Ankleideraum will ich, wohin wohl sonst?"

„Dann ist es gut," sagte Dorothea Christopherowna langsam, „darauf war ich freilich nicht vorbereitet."

In ihren Seidenflausch gekuschelt, sann sie seltsame Gedanken in die Spätwinternacht.

Sie war nicht recht bei der Sache. Aber der Auslug gefiel ihr. Nicht so sehr, weil er sie beschäftigte, sondern weil er ihr gestattete, den fröstelnd behaglichen Blick ohne Fährnis in unwirtliche Verlassenheit spazierenzuführen. Wie schön ließ sich träumen, wenn in verlorenem Lichtstrahl ein Schneekristall aufblitzte! Sie dachte nicht an Katastrophen. — Fürchtest du dich? fragte sie lächelnd ihr in Stille und Einsamkeit versunkenes Ich. — Vor was? Vor wem? scholl aus Seelentiefen Antwort herauf. Wie seltsam! War ihr doch, als riefe sie in einen Brunnen — einen unsichtbaren geheimnistiefen Schacht hinab, auf dessen Grunde sie sich selbst erblickte. Sie zupfte nervös an dem kupfern blinkenden Ende ihres Blondhaares. Beklommen war ihr ums Herz.

Ach, Grillen! Sie ließ den Zopf in den Nacken fliegen. Warum sich in jungen, goldenen Jahren betrüben, wo es später der Sorgen noch genug gab! Man brauchte ja nur an den kommenden Tag zu denken, der sich wieder so bleiern grau anließ und in die Nacht hinabsank wie die anderen auch...

Neugier plagte sie. Was mochte der Kaiser von Christopher Andreijewitsch wollen? Brauchte er seinen Rat? Wollte er ihn versöhnen nach dem degoutanten Streich, den er ihm neulich gespielt? Hatte er besondere Pläne mit ihm vor... trug er ihm gar — herrlich! — einen Gesandtenposten an?

Wenn doch die Botschaft des Zaren Glück, lockendes, aufrüttelndes Glück verhieß nach all der gräßlichen Duckmäuserei hier! Helle Erwartung klang auf. „Erlösung", flüsterte sie. Erlösung von der Last der ereignislosen Tage — Befreiung vom Zwang der konventionellen täglichen Besuche bei Frau Lieven und den Großfürstinnen, wo man steife Konversation machte und sich leere Artigkeiten mit einem Kuß auf beide Wangen attestieren ließ.

Dorothea Christopherowna stützte das Kinn in die Hand, dachte an das Deutschland der Eltern. Bilder, in Sonne und Süden getaucht, drängten sich vor ihre Seele. Erinnerungen an blaue Seen und blühende Rebgärten tief unten in der Pfalz schmeichelten ihr süße Qual ins Herz. Wünsche sprangen brennend auf, dieser Eiswüste zu entfliehen, in der man verdorrte. Fort! Abenteuern unter warmen Himmeln entgegen! Wie sie sich verzehrte nach Beglückung — Befreiung — berauschendem Genuß! Genuß — ersehnten, erfüllten Lebenssinn barg nur dieses Wort. Sie war jung, ihr Verlangen ungekühlt, was hielt sie hier?

Rebellische Trunkenheit stieß an frostbeschlagene Scheiben.

Blinde Närrin, die das alte dumpfe Haus, über goldnem Wahn den phantasielosen Gatten vergaß! Konnte sie ihrem Ritter, Hof- und Schranzenmeister, dem im Dienst eines Tyrannen seufzenden Kaiserknecht davonlaufen — einfach davonlaufen? Man konnte es selbstverständlich nicht... Konnte nicht? — Warum wohl nicht? Auch Kurtisanen großen Stils erfüllten große Aufgaben. War das etwas ... etwas... Unsauberes? Hatte es nicht eine Maintenon, eine Pompadour gegeben? Und lag deren Leben nicht gleich einer lichtüberschütteten Spur hinter ihnen? Niemand, niemand durfte sich prüde das engstirnige Recht anmaßen, die zu verachten, die Klugheit und Anmut beizeiten genutzt hatten.

Wie, wenn — sie — nun — selber —?

Weit und seherisch, Jahre und Jahrzehnte überflügelnd, öffnete sich ihr Blick. Zitterndes Ahnen überfiel sie, von rätselhafter Gewißheit überblendet. Fühlte Dorothea Christopherowna in dieser Sekunde ihr Leben voraus? Wußte sie, daß die Gräfin Lieven und die „Geliebte Europas" einmal ein und dieselbe sein würden?

Trüber Schein der Nachtlampe fiel auf ein junges fieberndes Frauenherz.

Dorothea Christopherowna strich sich über die Stirn. „Nachtspuk", murmelten ihre Lippen. Wer auch wollte ihr die Wege in die Welt weisen! Petersburg war nicht Paris. Die Luft hier war dick und reizte zu stumpfem Lebensgenuß. Sonnenkönige — sie lächelte geringschätzig — konnten in Rußland nicht gedeihen. An der Newa brannten Nachtlichter — in Versailles strahlten Kerzen...

Warum nur Christopher Andreijewitsch so zauderte? Ewigkeiten brauchte der! Sie wollte ihn anrufen. Sank müde zurück. Zwecklos, alles war zwecklos in diesem entsetzlichen Lande. Ach, was forderte man denn vom Leben! Wärme, Licht, Glücksverlangen — war das so unmeßbar Verbotenes! Sah man sich zeitlebens dazu verurteilt, vor einem Finsterling zu zittern, sich vor einem Rasenden zu demütigen! Ekel empfand sie bei dem Gedanken an das Reigenspiel in Smolna. Damals hatten seine plumpen Hände behutsam Kinderfinger umfaßt — heute klebte Blut von Tausenden daran.

Ihr Blick fiel auf den zusammengekrochenen Posten drüben an der Kaserne. Starres, Totenhaftes ging von ihm aus. Alles hier war Fratze, Verzerrung. — „Er hätte das Herz seines Volkes suchen, darum werben hätte er müssen", sagte sie hassend in die Stille.

„Was gibt's?" erkundigte sich Lieven. „Du sprachst?"

„Nichts", gab sie kurz zurück. Und drängend: „Beeile dich. Auf was wartest du?"

Keine Antwort. Viertelstunde um Viertelstunde verrann in törichter Zwecklosigkeit.

Die Frau auf verlorenem Posten begann sich zu langweilen. Die Augen fielen ihr zu. Der Auftrag erschien ihr mehr als lächerlich.

Der Wind hatte sich gelegt. Fahl und frostig löste sich der Garten aus Dunkelheit. Eine frierende Pomona hob flehend ihren Fruchtkorb auf die verwitterte Schulter.

Im Wächterhaus schlug eine Tür. Der Gärtnerbursche stapfte mit dampfenden Eimern zum Hundezwinger. Im Stall zündete Bobtschinski die Laternen an. Jetzt würde er Kathja und Leda und Pjetor die schlanken Hälse klopfen, würde von Box zu Box gehen und die andern, die nicht sein bedingungsloses Wohlwollen besaßen, mit brummelnder Gutmütigkeit für dies und das tadeln. Admiral hatte wieder mal nicht ausgefressen, und Kitty mußte der Schlagbaum höher gehängt werden.

Die erwachenden Geräusche im Wirtschaftshof machten die Stille noch lähmender, noch einschläfernder. Christopher Andreijewitsch war wohl nun endlich über der kindischen Entschlußlosigkeit eingenickt?

Sie erhob sich.

Mitten im reckenden, verdrossenen Gähnen erschrak sie. Lauschte mit allen Sinnen aufklapperndem Hufschlag entgegen. Jetzt vernahm sie auch dumpfes und offenbar sehr beschleunigtes Räderrollen.

Aus bleigrauer Frühe wuchs ein Schatten.

„Christopher Andreijewitsch... vite! vite!" Ihr alarmierender Vogelruf flog zu ihm hinüber. „So wach doch endlich auf! Ein Coupé mit zwei Pferden!" schrie sie, ohne den Kopf vom Fenster zu wenden.

Lieven sah gerade noch den Schemen im Morgendunst verschwinden.

„Ah!" zürnte sie und schürzte die bitter bösen Kinderlippen; „schlag ich mir deshalb die halbe Nacht um die Ohren, um zu sehen, wie du wieder einmal zu spät kommst! Merci; ich geh' zu Bett und überlaß' dich gern deinen ridikülen Ambitionen."

Lieven wehrte zerknirscht.

„Bleib — um Christi willen — nur einen kurzen Augenblick! Ich verfing mich — verdammtes Mißgeschick — im Wolfsfell. Willst du's mich büßen lassen! Sag', was sahst du?"

„Nicht die große Neuigkeit, auf die du brennst. Ein Wagen, ziemlich ordinärer Art — zwei Pferde davor. Wer von Stand in Petersburg fährt mit e i n e m Paar Gäulen? Und was für Gäulen! Laß es genug sein. Ich bin müde."

„Sogleich, aber — fiel dir sonst nichts auf?"

„Was sollte an einem Karren so Besonderes sein? Halt, vielleicht —" zögerte sie, „doch: zwei Lakaien standen hintenauf. Treibt einer mit zwei Domestiken Aufwand, wenn er nur vier Paar Hufe beschlagen kann?"

(Fortsetzung folgt.)







Frisuren u. Kleider für den Abend.

Oben links:
Elegantes Kleid aus schwarzem Crêpe de Chine mit Libertyspitze. Modell: Philippe & Gaston, Paris.

Oben Mitte:
Schlicht gescheitelte Abendfrisur. Modell: Antoine, Paris.

Oben rechts:
Weißes, mit Flittern reich benähtes Abendkleid. Modell: Philippe & Gaston, Paris.

Unten links:
Schwarzes Crêpe-de-Chine-Kleid mit farbiger Bordüre aus Seidenvelours. Modell: Worth, Paris.

Unten Mitte:
Neuartige Bubikopffrisur „Geisha". Modell: Antoine, Paris.

Unten rechts:
Die Schauspielerin Poldi Müller in schwarz-weißem Stilkleid aus Tüll mit einer großen Straßschnalle. Modell: Berta Farnhammer, Wien.

Sämtliche Aufnahmen: Franz Löwy, Wien.







DIE I. JURYFREIE KUNSTAUSSTELLUNG IN LEIPZIG



M. Alfred Brumme: Hockende (Gips).

Juryfreie Ausstellungen haben zu allen Zeiten mit der Abneigung und dem Mißtrauen der Kunstrichter zu kämpfen gehabt. Das große Publikum hat sich solchen Veranstaltungen, in denen jeder, der glaubt, ein Künstler zu sein, ohne weiteres zugelassen ist, naturgemäß weit unbefangener und vorbehaltloser hingegeben. Daß der Fortfall jeglicher Qualitätsprüfung ein lawinenartiges Zuströmen von Minderwertigem, Dilettantischem, ja, Abstrusem zu entfesseln pflegt, hat die Erfahrung ja zumeist höchst drastisch gezeigt. Und insofern bedeuten juryfreie Kunstausstellungen immer eine Gefahr für geschmacksunsichere Besucher. Dem steht als Vorzug die ersprießliche Tatsache gegenüber, daß in solchen Ausstellungen von vornherein jedes Cliquenwesen ausgeschlossen ist, daß alle Richtungen zu Worte kommen können, daß einseitige Stil- und Geschmacks-Diktatur für keinen Könner zum Verhängnis werden kann. Hier also ist in Wirklichkeit die freie Bahn für den Tüchtigen weit geöffnet. Blättert man die Kataloge der ersten großen juryfreien Ausstellungen in Paris durch, so stößt man im Gewimmel der Durchschnittsgrößen, der Eintagsfliegen, der Auch-Künstler doch immerhin auf ein Dutzend Namen, die inzwischen der ganzen Welt geläufig geworden sind! Immer leben Talente irgendwo, die auf Gelegenheit warten, sich vor der Öffentlichkeit einmal in aller Freiheit und ohne alle Rücksicht entfalten zu können. Immer gibt es Außenseiter, Einsame, Alleingeher, denen es in den traditionell aufgezogenen Ausstellungen nicht behagt. Jede „Juryfreie" hat also Aussicht, solchen Verkannten, Stillen, Abseitigen zur Helferin und Retterin zu werden, und das ist in der Tat kein kleines Gegengewicht gegen den Nachteil der Dilettanten-Invasion.



Wilhelm Andreas: Start (Bronze).



Fritz Zalisz: Primaner (Rötelzeichnung).

Bisher waren juryfreie Ausstellungen immer der Ausbruch gärender Unzufriedenheit mit dem landläufigen Kunstbetrieb. Die erste „Juryfreie" in Leipzig (1. Oktober bis 15. November) dankt ihr Entstehen einem tieferen Motiv: der ganz offenkundigen wirtschaftlichen Not der Künstler im allgemeinen, wie sie sich als zwangsläufige Folgeerscheinung aus dem Umsturz in Deutschland, mit seiner Umschichtung aller Bevölkerungsklassen und dem Verschwinden der alten traditionellen Förderer der Künste, ergeben hat. Diese „Juryfreie" ist eine Not-Aktion der Leipziger Künstler auf breitester Grundlage, gerichtet gegen die Gleichgültigkeit der Zeitgenossen. Sie will aufklären, aufrütteln, will die Maßgeblichen wie die breiten Massen in der Heimatstadt auf die trübe Lage der Künstler mit Nachdruck hinweisen. Zugleich aber will sie einmal in einem in Leipzig noch nicht erlebten Ausmaße nachweisen, wie viele Könner aller Richtungen in Leipzig leben, bereit und befähigt, jede Geschmackslaune eines Auftraggebers künstlerisch einwandfrei zu befriedigen . . . So kommt es, daß diese Veranstaltung eine Fülle bekannter und angesehener Namen ins Treffen führen kann, die auf vielen streng jurierten Kunstausstellungen ihre Rolle gespielt haben. Vor allem sind es die jüngeren fortschrittlichen Leipziger Talente, die in breiter Phalanx in die Erscheinung treten und das gute Niveau mitbestimmen. Sehr beachtlich ist dabei, wie bei ihnen allen von uferlosem Experimentieren keine Rede mehr ist, wie sich alle zur Natur zurückgefunden haben! Selbstredend begegnet man neben diesen erfreulich reich nuancierten Könnern beider Richtungen auch dem großen Heerhaufen der Indifferenten, der Vielzuvielen. Aber man muß sagen: selten hat eine Juryfreie es mit solchem Geschick verstanden, die Wirkung dieses unvermeidlichen Ballastes abzuschwächen. Dabei kommen ihr die kleinen Meßkojen des Neuen Grassi-Museums bestens zu Hilfe, da sie immer nur eine kleine Zahl von Werken unterzubringen gestatten. So bekommt man nie zu viel auf einmal zu Gesicht und kann sich an dem weislich zwischen die Spreu verteilten Weizen doppelt rasch und stark erfreuen. Da es der Ausstellung auch nicht an etlichen erhofften Überraschungen und Entdeckungen abseitiger Talente fehlt, so darf man gestehen, daß sie so ziemlich alles geleistet hat, was man an Positivem von einer juryfreien Schau irgend erwarten kann. Überraschend guter Besuch erkannte denn auch diese Leistung an. Was man erreichen wollte, ist erzielt worden. Der Wirtschaftliche Verband bildender Künstler Leipzigs, der Urheber dieser Veranstaltung, wird auf diese erste Leipziger Juryfreie Kunstschau mit voller Befriedigung zurückblicken können.

Dr. Egbert Delpy.



Max Zschoch: Schachtebeck-Quartett (Radierung).



Margarete Kroch: Clowns in der Arena (Gemälde).

DIE GEFANGENEN DES GAURISANKAR

ROMAN VON OTFRID VON HANSTEIN

(5. Fortsetzung.)

Der Gesub Rimpotschen, der Rote, war tödlich erschrocken. Einen einzigen Blick hatte er auf das Kind geworfen. Er sah mehr als alle die anderen. Das war das Kind, wie er es beschrieben hatte, wie er es gefordert hatte, weil er wußte, daß ein solches Kind hier nicht sein konnte. Das war ein Europäerkind, ein Kind, wie er es bei den weißen Männern des Westens in Indien gesehen hatte.

Wie kam ein solches Kind in das Kloster Getschun Gomba? Wie wäre es den Lamas möglich gewesen, ein solches Kind in einem Tage zu beschaffen? Ausgeschlossen war es, daß man etwa ein tibetisches Kind gefärbt oder verändert hatte, und klar war es, daß jenes Weib selbst keine Mitwisserin eines Betruges war. Unmöglich, daß ein europäisches Weib hier geboren hatte. Verbotenes Land waren Nepal und Südtibet. Er hätte es wissen müssen, wenn eine Europäerin hier war, und die Männer, die weit im Süden bisweilen versuchten, von dort aus in die Berge der Götter zu steigen, gebaren doch keine Kinder. Auf dem Altar stand stolz und glücklich die Mutter des jungen Buddha, die fest davon überzeugt war, daß es ihr eigenes Kind war, das in der Nacht die Götter verwandelt, hielt den Knaben an ihrer Brust, den Knaben, der nackt und weiß in ihren Armen lag, der von ihrer Brust getrunken hatte, und der jetzt, ohne zu schreien, mit großen, offenen blauen Augen umherblickte, mit Augen, die viel ausdrucksvoller waren als die eines gestern Geborenen.

Alle Lamas, auch der Kampu Bombo, lagen anbetend am Boden. Einen Augenblick sah der Chanzo Cusho den roten Gast an.

„Du siehst, Erhabener, Buddha hat gesprochen. Was tust du nun?"

Der Gesub Rimpotschen fühlte sich verwirrt und ergriffen. Das Kind, mit dem er hatte betrügen wollen, war tot — hier, dieses Kind, das unmöglich hier sein konnte. Zum erstenmal war es ihm, als ob die Gottheit, über die er im Innersten seiner Seele selbst spöttelte, mächtig zu ihm gesprochen hätte.

„Ich bete an."

Und auch er kniete neben dem Chanzo Cusho und preßte den Kopf an den Boden. Der einzige aber, der alles wußte, Taschka Tschonga, der Arzt, saß einsam in seiner Zelle, verbrannte die Hüllen, die der kleine Knabe getragen, als er ihn raubte, und goß die Reste der Jakmilch in die Regenrinne des Daches.

*

Bill Hunter war mit seiner List zufrieden. Zwar hatten die Enthüllung und die dadurch gewonnene Gewißheit von dem Tod ihres Kindes Elisabeth für einige Tage wieder kränker gemacht, dann aber war es, als sei der Bann von ihr genommen. Sie dachte an Heinz. Zum erstenmal wieder fühlte sie, daß sie gesund werden mußte, um für ihn zu leben. Sie wollte genesen.

Die Frühlingssonne schien wieder herab in das Tal, wie durch einen Zauberschlag sproßten überall Knospen und Blüten und junge Triebe. Sie fühlte ihre Kräfte zurückkehren, auch Heinz war wieder ein anderer. Bill Hunter mahnte.

„Jetzt sind die zwei Monate, in denen der Monsun schweigt; wenn es möglich ist, die Berge zu übersteigen, so kann es nur jetzt geschehen." Heinz und Bill hatten überall Versuche angestellt. Jeder Weg war versperrt; daß Lobsen Kungu einen solchen gefunden hatte, glaubten sie nicht und meinten ihn unter dem Gletscher begraben.

„Wir müssen den Weg zurück, den wir gekommen sind."

„Ohne Sauerstoff?"

„Wir müssen es versuchen, und es muß uns gelingen. Schließlich, es war nur ein Tag, und es bleibt uns kein anderer Ausweg. Damals wüteten die Stürme, jetzt schweigen sie still."

Seltsam sahen sie aus, die drei Menschen. Aus gegerbten Ziegenfellen hatte in den Monaten des Winters, während sie das Kind erwartete, Elisabeth mit Jakhaaren in Ermangelung von Garn plumpe Kleider genäht. Ihre Rucksäcke waren mit getrocknetem Jakfleisch statt der Konserven gefüllt, und getrocknete Jakmilch war ihr Getränk. Auch der Kocher mit dem letzten Hartspiritus, den sie gespart hatten, und die letzte Streichholzschachtel wurden mitgenommen, sonst alles Überflüssige, auch die Revolver, zu denen sie keine Patronen mehr besaßen, zurückgelassen.

Bei Sonnenaufgang stiegen sie an einem hellen Tage langsam bergan. Jetzt war es ihnen, als verließen sie einen Ort, der ihnen in den langen Monaten zur Heimat geworden.

„Wenn es unmöglich ist, kehren wir eben zurück."

Die Eispickel in der Hand, das Seil umgeschlungen, stiegen sie am Steilhang in die Höhe, bald mußten sie Stufe für Stufe in den harten Schnee schlagen.

„Warum wird uns das Atmen leichter als vor einem Jahr?"

„Wir haben über neun Monate in der Höhe von viertausend Metern gelebt; damals kamen wir aus der Ebene, jetzt haben wir uns gewöhnt."

Und hoch über ihnen lag das unbesiegte, schneeglitzernde Haupt des Gaurisankar und neben ihm, tausend Meter über ihnen, das wilde, eisige Hochland mit dem Aufstieg zum Khombulapaß, zu dem sie hinauf mußten, der ihre Rettung war oder ihr sicherer Tod.

IV.

Der Taschi Lama, der Papst der Buddhisten, die menschliche Wiedergeburt der höchsten und erhabensten Gestalt Buddhas, das geistliche Oberhaupt von Tibet, dessen weltlicher Oberhirt in Lhassa wohnt, feierte in Taschi Lunbo das Fest seines fünfzigsten Geburtstags. Fast alle Klöster hatten ihre Äbte und große Abordnungen entsandt, und die elf heiligsten unter diesen Äbten, die sich selbst rühmen durften, gleichfalls Wiedergeburten Buddhas zu sein, waren mit großen Karawanen zur heiligen Stadt des Papstes gezogen, um der buddhistischen Welt das Schauspiel zu geben, den Gott in allen seinen Gestalten lebend zu sehen.

Auch aus Lhassa war eine große Karawane nach Taschi Lunbo gekommen. Der Dalai Lama selbst war nicht mitgereist, weil er Lhassa niemals verließ, aber er hatte seine höchsten Würdenträger als Boten entsandt, und langen Verhandlungen war es gelungen, auch einer Gruppe von Europäern, die in Lhassa weilten, die Teilnahme zu gestatten. Wohl nicht ganz ohne Absicht. Vielleicht wollte man diese machtvolle Kundgebung buddhistischer Pracht und buddhistischer Frömmigkeit den fremden Männern aus dem Westen, die man noch immer nicht gern sah und aus Klugheit doch duldete, zeigen.

Auch der deutsche Konsul Heinz Schröder aus Kalkutta, der mit seiner Frau auf einer Erholungsreise war, gehörte zu dieser bevorzugten Gruppe von Europäern, deren Führer der englische Kommissar für tibetische Angelegenheiten, Major Younghusband, war.

Die große Tempelstadt von Taschi Lunbo, die zu gewöhnlichen Zeiten über viertausend Mönche beherbergte, war überfüllt von Pilgern. Auf dem großen Festplatz, der von Tempeln umsäumt war, wogte die festlich gekleidete Menge, und auf den Altanen und flachen Dächern waren die von Baldachinen überdeckten Plätze der hohen Geistlichkeit hergerichtet und ein Altan den Europäern zur Verfügung gestellt. Auch den Damen hatte man gestattet, dem Feste beizuwohnen. Oberhalb dieser Galerie von Altanen befand sich ein zweiter Balkon, der mit kostbaren Vorhängen aus gelb und rot gestreifter Seide mit schweren Goldfransen geschmückt war.

Signale aus kupfernen Posaunen ertönten, eine Prozession hoher Priester schritt langsam und würdevoll über den Altan, dann kam der Heilige selbst, ebenfalls in gelbe Seide gekleidet, eine hohe Mitra auf seinem Haupt und den Rosenkranz in seiner Hand. Der Heilige nahm Platz und saß jetzt in der Stellung des betenden Buddha. Unten, auf dem Tempelplatz, war ein weiter Raum frei. Zwei Tänzer in Teufelsmasken tanzten dort einen feierlichen Tanz.

Nach langen Aufzügen wieder Posaunensignale. Langsam näherte sich der Zug der elf heiligen Verkörperungen des Buddha, voran die Äbte der ehrwürdigsten Klöster Sekija, Taschi-gembe, Kum-bum und Getschun Gomba.

Jeder war von den Würdenträgern seines Klosters umgeben, und fast hinter jedem ging eine einfach gekleidete Frau mit kahlgeschorenem Kopf: die Mutter, die so glücklich war, den Heiligen zu gebären. Während die Tausende von Menschen anbetend auf ihren Knien lagen, stieg die Prozession der Heiligen langsam zum Altan des Taschi Lama empor, grüßte die Verkörperung des obersten Buddha durch eine tiefe Verbeugung und empfing dafür seinen Segen. Jetzt setzten sich die Heiligen im Halbkreis, etwas tiefer als der Taschi Lama, und bildeten mit diesem eine harmonische Gruppe. Ein Murmeln erfüllten Glückes ging durch die Reihen der Tausende, die auf ihren Knien lagen und andächtig-scheu zu dem Altan aufblickten. Die Heiligen waren in verschiedenem Alter, vom zarten siebenjährigen Knaben bis zum erwachsenen Manne, aber allen diesen Gesichtern war eines eigen, auch dem des fünfzigjährigen Taschi Lama. Ein Ausdruck unglaublicher Güte, Milde und Reinheit, wie er nur Menschen zieren kann, die niemals mit dem Getriebe und den Kämpfen der Welt in Berührung kamen, sondern nur in den milden und reinen Lehren Buddhas in ihren Klöstern erzogen wurden.

Ganz besonders aber richteten sich aller Augen auf den jungen, fünfzehnjährigen Heiligen des Klosters Getschun Gomba, von dem man erzählte, daß er an demselben Tage wie der Taschi Lama, also an diesem Festtag, seinen fünfzehnten Geburtstag beging.

Anders sah er aus als alle die anderen. Der Ausdruck der Güte und Reinheit wirkte bei ihm noch stärker.

Er war ein schlanker, wohlgewachsener Knabe mit den Bewegungen eines gut erzogenen Fürstenkindes. Sein Gesicht zeigte eine weiße Hautfarbe mit der Röte der Jugend auf den Wangen; sein Haar war

blond und gelockt und seine Augen blau, um den Mund aber lag ein bezauberndes Lächeln.

Ein gellender Schrei ertönte von dem Altan her, auf dem die Europäer saßen. Auch Elisabeth hatte den festlichen Aufzug verfolgt, hatte ihre Blicke dorthin gerichtet, wo jener schöne Götterknabe saß, hatte den Schrei ausgestoßen und war dann ohnmächtig zusammengebrochen. Nur eine Sekunde war ein flüchtiger Blick eines der Hochwürdenträger zu dem Altan hinübergeglitten. Unten ertönten wieder Posaunen; es begann der feierliche Tanz, und währenddessen trugen einige Lamas die ohnmächtige Elisabeth aus der Tempelhalle, und Heinz Schröder ging mit ihnen hinaus. Ein tibetischer Arzt war sofort zur Stelle und bestrich die Stirn der Ohnmächtigen mit aromatischen Kräutern.

Sie schlug die Augen auf, richtete sich empor.

„Um's Himmels willen, Elisabeth, was ist geschehen?"

Sie überlegte einen Augenblick, dann war sie sich vollkommen klar.

„Nichts, nichts, es ist alles vorüber. Meine Nerven waren allzu erregt. Ich bitte dich, kehre mit mir in die Stadt und in unsere Herberge zurück."

„Du bist nicht stark genug, zu dem Feste zurückzukehren?"

„Ich bitte dich, komm."

Heinz sah ihr an, daß irgend etwas Schweres auf ihrer Seele lag. Sie war in den fünfzehn Jahren, seit denen ihnen unter namenlosen Schrecknissen der Rückweg über den Gaurisankar gelungen, eine tiefernste Frau geworden, aber auch eine starke Frau, die ihre Nerven in ihrer Gewalt hatte; daher erschreckte ihn dieser Zusammenbruch um so mehr, und er fühlte, daß er so schnell wie möglich mit ihr allein sein mußte, daß sie etwas in ihrem Herzen verbarg, was sie aussprechen mußte.

Während auf dem großen Tempelplatz kriegerisch gerüstete Tibeter mit phantastischen Waffen auf blitzschnellen Pferden kühne Reiterspiele darboten, rollte das Auto, in dem Schröder mit seiner Frau saß, den Tempelberg hinunter, durch die Stadt und zu dem Gasthof der Europäer.

Sie sprachen nichts, aber Heinz sah, daß Elisabeth in höchster innerer Erregung war, daß ihre Nerven zitterten, die Muskeln ihres Gesichtes zuckten und ihre Augen voll Tränen waren. Endlich hatten sie die Tür ihres Zimmers hinter sich verschlossen und waren allein.

Es wäre ohnehin kaum eine Möglichkeit gewesen, daß sie belauscht wurden, denn die ganze Stadt Schigatse war ausgestorben und auch die Herberge vereinsamt.

„Elisabeth, was ist mit dir geschehen?"

Sie sah ihn mit flackernden Augen an.

„Ich bin vollkommen bei Sinnen, ich bin ganz klar, ich weiß, was ich sage." Sie faßte ihn bei den Schultern und flüsterte ihm ins Ohr: „Ich habe unseren Sohn Erwin gesehen."

„Elisabeth!"

„Unser Sohn Erwin ist der Heilige des Klosters Getschun Gomba."

„Du träumst."

„Ich träume nicht. Hast du ihn nicht gesehen? Den rotwangigen, schönen Knaben mit den blonden Locken und den blauen Augen."

„Ich sah in den Tempelhof hinab."

Elisabeth weinte auf.

„Er ist es, ich weiß, daß er es ist. Geh wieder hin, sieh ihn dir an. So sah ich aus, als ich fünfzehn Jahre alt war; genau so sah mein Zwillingsbruder Erwin aus, nach dem wir ihm den Namen gaben. Fünfzehn Jahre ist er heute. Fünfzehn Jahre! Jetzt ist mir alles klar. Heute vor fünfzehn Jahren war der unselige Tag, an dem unser Kind plötzlich verschwand. Weißt du, Heinz, wo das Kloster Getschun Gomba liegt?"

Auch Heinz war von steigender Erregung ergriffen, schritt auf und ab, strich sich mit der Hand über die Stirn.

„Man hat mir gesagt, das Kloster läge am Nordabhang des Gaurisankar."

Jetzt schrie sie auf.

„Des Gaurisankar? Siehst du, dann ist es Wahrheit. Nicht der Panda hat unseren Erwin fortgeschleppt. Mönche haben ihn gestohlen, haben ihn in das Kloster gebracht. Was weiß ich, wie. Mönche, die uns aus den Augen des Buddha vorher angeblickt hatten. Sie haben ihn gestohlen, sie haben ihn zum Heiligen ihres Klosters gemacht. Mein Kind! Mein Kind!"

Sie weinte, daß ihr Körper erschütterte. Dann sprang sie auf, preßte beide Hände gegen ihre Schläfen, war plötzlich weich, sah wie gealtert aus und ließ beide Arme herabfallen.

„Aber nein, nein, ich habe ja das blutige Hemdchen gesehen."

Auch Heinz war in immer steigender Erregung.

„Das hat nichts zu bedeuten."

„Das blutige Hemd, das der Panda zerrissen?"

„Ich will dir etwas gestehen, etwas, das Bill Hunter mir anvertraute, als wir auf dem Rückweg den Khombulapaß überschritten hatten und in Sicherheit waren."

„Was willst du mir sagen?"

„Der Panda hat unser Kind nicht zerrissen."

„Er — hat — nicht...?"

„Bill Hunter hat das alles nur erdacht. Ein Panda lebt nur von Pflanzen und Früchten."

„Aber warum?"

„Bill Hunter hat uns durch sein Märchen das Leben gerettet. Er hat gesehen, daß wir beide an diesem Rätsel zugrunde gingen, daß du nie die Kraft gefunden hättest, dich vom Krankenlager zu erholen. Er hat eines der Hemdchen, die du noch hattest, mit Jakblut getränkt, als er den Panda erlegte. Er hat das Blut an die Wände des Tempels gestrichen."

„Dann also —"

„Es wäre nicht ganz unmöglich. Das Kloster kann nicht allzuweit von jener Schlucht liegen — heute sind es fünfzehn Jahre."

Sie war unwillkürlich auf ihre Knie gesunken. Da sprang sie wieder auf und schlang ihre Arme um den Hals ihres Gatten.

„Er lebt, Heinz, unser Erwin lebt. Er ist schön und gut, ist gesund. Ein glückliches Lächeln lag um seinen Mund. Heinz, er lebt!"

Heinz machte sich langsam von ihr los.

„Ruhe, ich flehe dich an, nur jetzt Ruhe, nur jetzt keine Übereilung. Fühlst du dich stark genug, noch einmal mit mir in den Tempel hinüberzugehen, ohne deine Beherrschung zu verlieren? Bedenke, wir müssen klug sein. Selbst wenn du recht hättest, selbst wenn er es wirklich wäre, er ist seit fünfzehn Jahren in jenem Kloster und gilt ihnen für die Verkörperung Buddhas. Darum müssen wir ganz vorsichtig sein und dürfen uns nicht verraten. Der geringste Zweifel der Tibeter an der Gottheit ihres Heiligen könnte zur Folge haben, daß sie ihn ebenso fanatisch ermorden, wie sie ihn jetzt anbeten."

Elisabeth saß auf dem Rand der Lagerstätte und sah vor sich hin.

„Unser Kind lebt, ist hier, nur wenige Minuten von mir entfernt, und ich soll nicht zu ihm, soll es nicht in meine Arme schließen!"

„Du mußt dich beherrschen. Wir sind in einem Lande, das noch vor wenigen Jahren jedem Europäer den Eintritt verwehrte, das auch jetzt noch jeden Fremden nur ungern sieht und jeden Forschungsreisenden, der es wagt, in sein Gebiet zu dringen, am liebsten hindert. Es ist kein Zweifel, daß jene das Kind, wenn es wirklich das unsere ist, für einen Sprößling einer tibetischen Mutter halten."

„Ein häßliches altes Weib stand dicht hinter ihm. Hinter den meisten dieser Heiligen standen solche Weiber."

„Nun also, dann ist das Volk überzeugt, daß dieses Weib seine Mutter ist. Ich bitte dich, ich flehe dich an, es ist immerhin möglich, daß du dich geirrt hast. Es ist nicht nur möglich, es ist wahrscheinlich. Bleibe du hier. Ich weiß, was es dich kostet. Laß mich allein noch einmal hinüber. Ich habe dich und deinen Zwillingsbruder als Fünfzehnjährige auch gekannt. Laß mich ihn beobachten."

„Du hast mir eben gesagt, daß ihm Gefahr drohe."

„Du verstehst mich falsch. Jetzt droht ihm keine Gefahr. Im Gegenteil, du sagst selbst, daß er glücklich aussah. Nur wir müssen vorsichtig sein."

Elisabeth überlegte, dann stand sie auf.

„Du hast recht, wir wollen zum Labrang zurück. Ich werde nicht mit hineingehen, sondern vor dem Kloster warten. Hier halte ich es nicht aus, allein zu sein, und ich weiß nicht, ob ich meiner Herr wäre, wenn ich ihn noch einmal sähe."

Sie gingen durch die leeren Räume der Herberge. Vor dem Hause stand das Auto, aber der Diener war verschwunden, der es gelenkt hatte. Das Tempelfest hatte zu mächtig gelockt, und er war nach dem Kloster zurückgelaufen. So lenkte Heinz selbst das Fahrzeug.

Vor der Stadt, auf einem Hügel hochragend, lag das gewaltige Kloster Taschi Lunbo. Die letzten Strahlen der sinkenden Abendsonne lagen auf seinen vergoldeten Dächern. Aus seinem Innern drang ein seltsamer Ton: das Murmeln und Rufen Tausender von Menschen, vereint mit dem Klingen von Glocken, dem Rasseln von Trommeln, dem Klang der Muschelhörner und Trompeten. Heinz Schröder hielt das Auto an. Während er in dem Tor der Klosterstadt verschwand und, von den Torhütern nicht gehemmt, den Steilweg emporstieg, ging Elisabeth einen Hügel hinan, auf dem ein paar windzerfetzte Bäume standen, und setzte sich hier nieder.

Ihr Herz war von tausend Empfindungen zerrissen. Sie verstand sich selbst nicht. Überzeugt, daß sie sich nicht geirrt, daß sie ihr Kind gesehen habe, war doch keine Freude in ihr, sondern namenlose Angst. Angst vor diesen fremden Menschen, vor diesem Volk, das so anders fühlte und dachte, Angst vor diesen Priestern des wilden, zerlumpten Volkes, die so kluge Gesichter hatten, die sich so würdevoll benahmen, und die doch so weltfremd in dieser Bergeinsamkeit in Anschauungen lebten, die sie nicht kannte, aber vor denen sie schreckte. Und unter diesen Menschen lebte allein, ganz allein ihr Kind. Aber diese Menschen konnten nicht schlecht sein, denn es lag ja ein glückliches Lächeln auf seinem Gesicht. — — —

Ein Lama führte Heinz wieder durch all die Irrgänge, Gäßchen und Treppen zu den oberen Tempeln und zu dem Altan der Europäer. Noch immer waren die großen Festtänze im vollen Gange. Nur daß sie jetzt, ebenso wie das ganze Bild, um vieles phantastischer und spukhafter erschienen. Oben saßen würdevoll, wie bei Beginn des Festes, die hohen Würdenträger des Klosters, während unten jetzt Mönche einen grotesken Tanz aufführten, in dem böse Geister und Dämonen von mutigen Kämpfern niedergerungen wurden. Die Tänzer trugen riesengroße Gespenstermasken und ritten auf geisterhaften Pferden, und da diese Papierpferde, ebenso wie die grell bemalten Fratzenmasken, von innen durch bunte Lampen erleuchtet wurden, hatte der ganze Anblick dieses von dumpfen Trommeln und schrillen Pfeifen begleiteten Tanzes etwas unheimlich Gewaltiges, und die Tausende der Tibeter, die aus den Bergdörfern herbeigeströmt waren, sahen mit andachtsvoll geweiteten Augen zu.

(Fortsetzung folgt.)



Vor dem Uhrturm in Riva am Gardasee.



Am Morgen vor dem Dogenpalast in Venedig.

Von einer Italienreise. Aquarelle von R. Duschek.

STEPPEN UND BERGE

BILDER AUS DEM TIENSCHAN UND CHINESISCH-TURKISTAN.

In die Steppen und Hochgebirge des nordwestlichen Mittelasiens führen unsere Bilder, in das Wohngebiet der Turkvölker, in jene Gebiete, wo russische und chinesische Politik seit Jahrhunderten miteinander ringen, wo westliche und östliche Kultur seit Jahrtausenden einander berühren und befruchten und zusammen mit vorderasiatischen, persischen und indischen Einflüssen zu mancher eigenartigen Kulturblüte geführt haben. Es ist im allgemeinen ein wasserarmes und niederschlagarmes Land. Daher ist der Tienschan, obgleich er bis über 7000 m aufsteigt (Chantengri 7200 m), viel weniger vergletschert als unsere Alpen, auch enthält er viel weniger Seen als unsere mitteleuropäischen Hochgebirge, und wo in unseren Alpen zwischen den einzelnen Gebirgsketten wasserreiche Flüsse auf enger Talsohle dahinbrausen, an steilen Bergflanken unten grüne Wälder und darüber saftige, blumen- und kräuterreiche Matten sich hinaufziehen, zwischen Vegetationsgrenze und Schneegrenze nur für eine verhältnismäßig schmale kahle Geröll- und Schuttzone Platz bleibt — da „erstikken“, wenigstens auf der trockneren Südseite des Tienschan, die Bergketten „in ihrem eigenen Schutt“, den keine Flüsse aus den Tälern hinausschaffen können, da sind seine Abhänge ganz mit Geröll überdeckt, die Täler mit den Verwitterungsprodukten der Bergketten bis hoch hinauf ausgefüllt, so daß sie keine schmalen Spalten, sondern weite Hochflächen bilden, die keine Wälder, meist nicht einmal eine zusammenhängende Grasnarbe tragen, sondern nur ein lockeres Kleid aus einzelnen Polstern harten Grases. In diese Hochsteppen treiben im Frühjahr die Kirgisen ihre Herden zur Weide. Kamele, Kühe oder Pferde tragen in das holzlose Land die Stangen, aus denen sie ihre festen Hütten oder „Aule“ errichten, die Filzdecken, mit denen sie sie umkleiden, und das wenige Hausgerät: die Gefäße, in denen die Milch durch Gärung zum „Kumys“ sich wandelt, und die Mörser, in denen das von den ansässigen, ackerbautreibenden Niederungsbewohnern eingehandelte Getreide nach der Röstung mit Holzkeulen zu Mehl zerstampft wird. Den Frauen mit ihrer nonnenartigen Kopfhülle liegt die ganze häusliche Arbeit und Viehwartung ebenso ob wie der Bau der beweglichen Hütten.



Steppe mit Kirgisenzelten vor der Alexander-Kette im Tienschan.

Die Männer reiten dagegen mit Vorliebe auf die Jagd, oft noch mit einem abgerichteten Raubvogel auf der Faust, der auf Gazellen oder Hasen stoßen muß. Oder sie steigen zu den Geröllfeldern des Hochgebirges empor und beschleichen den Steinbock. Wie er nahe verwandt ist mit dem Alpensteinbock, so ist der Maralhirsch, der in den Wäldern der feuchteren Nordwestseite des Gebirges lebt, der nächste Verwandte, vielleicht nur eine geographische Spielart unseres Edelhirsches, mit dem zusammen er bis in die Karpathen, ja, bis weit nach Deutschland hinein vorkommt, und von dem er sich nur durch größere Stärke und etwas andere Färbung unterscheidet.

Das seßhafte Bevölkerungselement stellen unter andern die Tarantschen dar. Sie sind Nachkommen des alten turktatarischen Kultur- und Herrschervolkes der Uiguren und bilden einen Hauptbestandteil der Bevölkerung der Stadt Kuldscha. Kuldscha ist der Hauptort des Ili-Beckens, das sich zwischen dem eigentlichen Tienschan und dem Iren-Gebirge gegen Russisch-Turkistan (Semirjetschensk) hin öffnet. Die Stadt ist einer der westlichsten Stützpunkte chinesischer Händler und der Sitz der Verwaltung der „Chinesischen Dsungarei“. Eine mächtige rechteckige Lehmumwallung schützt es gegen Überfälle räuberischer Nomaden; Angriffen der Russen oder der durch die Russen modern ausgerüsteten Mongolen wären seine Mauern und Türme natürlich nicht gewachsen. M. W. G.



Saikal-Tal im Tienschan.





Links: Vor einem Turm der Stadtmauer von Kuldscha.
Rechts: Kirgisen-Grabmal mit Storchnest.





Arme Kirgisen in einem Dorf russischer Siedler. Die Kuh trägt den ganzen Hausrat.
Im Oval: Kirgisenhäuptling mit Beizfalken.
Rechts nebenstehend: Kirgisenfrau beim Umzug.





Westmongolische Frauen und Kinder vor dem Zelt. Mehlbereitung durch Zerstampfen des Getreides.
Im Oval: Steinböcke als Jagdbeute im Tienschan.





Backofen der Tarantschen.
Rechts nebenstehend: Erlegter Maralhirsch.



Die alte deutsche Volkstracht Nordwestböhmens

MIT 6 AUFNAHMEN DES VERFASSERS UND 2 AQUARELLEN VON GUSTAV ZINDEL.

In der Tschechoslowakei wohnen dreieinhalb Millionen aufrechter und kernfester Deutscher, zumeist in geschlossenen Gebieten, dem Böhmer Walde, Erz-, Elbsandstein-, Lausitzer-, Iser-, Riesen-, Adlergebirge, dem Böhmischen Mittelgebirge und den angrenzenden ebenen Gebieten, zum geringeren Teil aber in Sprachinseln oder doppelsprachigen Orten im Innern des Landes. Sie sind schon vor etwa 1000 Jahren hier seßhaft geworden und sind verschiedenen Stammes, sind Schlesier, Sachsen, Bayern oder Österreicher. Hier sei nur von jenem Teile der urdeutschen Bevölkerung Böhmens gesprochen, der in seiner nordwestlichen Ecke, im Egerlande und den angrenzenden Gebieten, wohnt und bayrisch-oberpfälzischen Ursprungs ist. Die Mundart des Ursprungsgebietes — zwischen Weiden und Nürnberg — hat sich in diesem Gebiet, abgesehen von manchen durch jahrhundertelange selbständige Entwicklung hervorgerufenen Eigenheiten, bisher treu erhalten. Auch die alte Volkstracht blieb bis um 1900 lebendig, wurde jedoch seither durch den alles verflachenden und gleichmachenden Verkehr von der städtischen Tracht verdrängt.

Allein jeder, der eine altehrwürdige Volkstracht aus der Väter- und Großväterzeit besitzt, hält sie



Bauer der Karlsbad-Tepl-Luditz-Planer Landschaft.



Halbstädtische Volkstracht der Umgebung von Karlsbad.

wie ein geheiligtes Erbe in den Truhen verwahrt und legt sie nur bei deutschen Festen aller Art mit Stolz und hoher Freude an. Und so kommt es, daß die Hunderttausende von Gästen, die im Sommer die reindeutschen Kurstädte Karlsbad, Marienbad und Franzensbad besuchen, bei Sommerfesten des Volkes das prächtige Schauspiel erleben, die alte Zeit in Tracht und Brauch wiederauferstehen zu sehen. In den letzten Jahren gab es da festliche Aufzüge, die eine Altegerländische Hochzeit, das Kammerwagenfahren, das Maibaumfest und andere schöne Bräuche darstellen, bei denen an 1000 Personen beiderlei Geschlechts in der alten prächtigen Volkstracht erschienen und den alten deutschen Brauch, die alten Tänze und das zu Herzen gehende, eigenartige Egerländer Volkslied neu zu Ehren brachten.

In dem Egerländer Sprachgebiet gab es bis um 1900 zwei Haupttrachten: die eigentliche im Umkreise von Eger getragene Egerländer und die der Karlsbad-Marienbad-Planer Gegend. Gegen die Sprachgrenzen nach Osten und Süden zu entwickelte sich die Volkstracht im Verlaufe der Jahrhunderte durch den Einfluß der benachbarten Slawen zu Sondertrachten, die jedoch mit denen der Hauptgebiete viel Gemeinsames aufweisen.

Die eigentliche Egerländer Volkstracht finden unsere Leser in mehreren unseren Ausführungen beigegebenen Abbildungen festgehalten. Zuerst in dem Aquarell von dem Maler Gustav Zindel in Rodenau bei Komotau in Böhmen „Aufrichten des Maibaumes in einem Egerländer Dorfe“, dann in den zwei Schwarzdrucken „Mädchen aus dem Egerland“ und „Eine Egerländer Bauernfamilie vor ihrem Hause“. Das große, farbige Bild Zindels zeigt im Dorfbild auch einige prächtige Haustypen der Egerländer Bauweise um 1800 bis 1850.

Die Volkstracht des Karlsbad-Marienbad-Planer Gebietes ist wesentlich anders, wie auch aus unseren übrigen Abbildungen zu diesem Beitrag zu ersehen ist, von denen das Zindelsche Aquarell einen „Hochzeitstanz in der Karlsbader Gegend um 1840 bis 1850“ und die Schwarzdrucke eine „Kindtaufe in der Karlsbader Landschaft“ und einen „Bauern aus der Karlsbad-Tepl-Luditz-Planer Gegend“ festhalten. Das Aquarell zeigt uns das Innere eines Altegerländer Tanzsaales, die „Kindtaufe“ aber die schöne und höchst eigenartige Einrichtung einer Egerländer Bauernstube.



Mädchen aus der Umgebung von Eger.

Wir sehen da unter anderm ein Himmelbett, Schränke, Rundstühle, eine Wiege, alles bunt bemalt, ferner Bilder, Kaffeegeschirre usw. Auch eine Verwandte aus der Stadt ist zur Kindtaufe gekommen. — In kleineren Städten des westlichen Böhmens trugen die Männer zu aller Zeit die städtische Tracht, die Frauen und Mädchen aber eine der ländlichen sehr verwandte. Bei dieser städtischen Tracht waren die Formen zarter und die Farben matter gewählt. Unser Schwarzdruck „Halbstädtische Volkstracht der Umgebung von Karlsbad“ läßt das Geschmackvolle dieser Tracht in bester Weise erkennen. Josef Hofmann, Karlsbad.





Kindtaufe in der Gegend von Karlsbad.

Oben: Mädchen aus dem Egerlande.



Egerländer Bauernfamilie vor ihrem Hause.



Hochzeitstanz in Donawitz bei Karlsbad. (Um 1840—1850.)



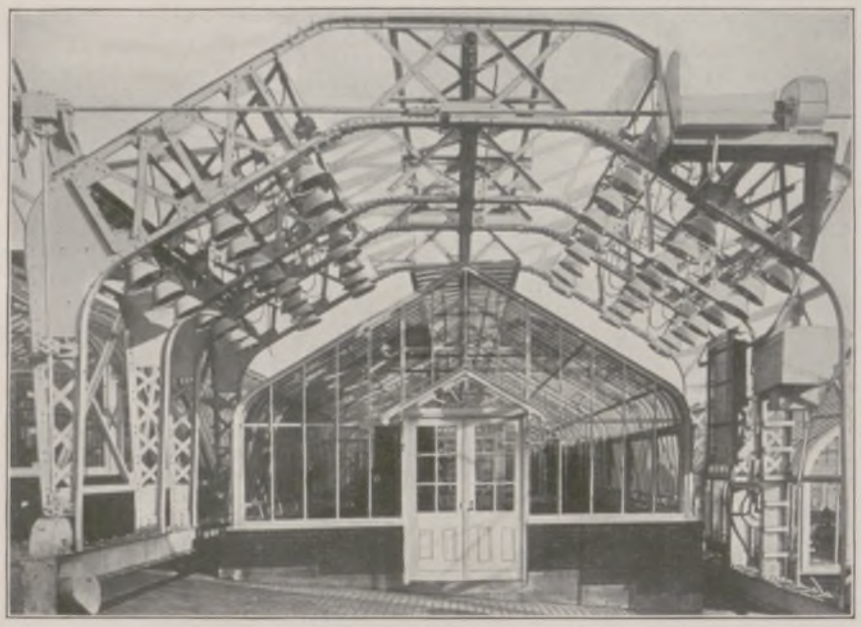
Aufrichten des Maibaumes in einem Egerländer Dorf. (Um 1850—1860.)

ALTES DEUTSCHES VOLKSLEBEN IM NORDWESTEN BÖHMENS

NACH AQUARELLEN VON GUSTAV ZINDEL

KÜNSTLICHE STEIGERUNG DES ERNTEERTRAGS

VON DR. P. MAGDEBURG / MIT ABBILDUNGEN VON ALICE MATZDORFF, BERLIN



Laufkran zur verschiedenfarbigen Bestrahlung der Gewächshäuser.



Ein Gewächshaus mit dauernd gleichmäßiger Beleuchtung.

In den letzten Jahren ist die Frage der künstlichen Steigerung des Ernteertrags zum Ausgangspunkt ernster und leidenschaftlicher Auseinandersetzungen geworden, bei denen Vertreter der wissenschaftlichen und angewandten Botanik in gleicher Weise hervortraten. Es handelt sich letzten Endes wieder um die Herstellung ertragsreicherer Pflanzenrassen und um neue Möglichkeiten der Düngung, nur sind die Methoden naturfremder, laboratoriumshafter als früher. Suchte man bislang durch künstliche Ernährung und durch Rassekreuzungen zu besseren Ernteergebnissen zu gelangen, so spielen heute Röntgenstrahlen und Säuren, Gifte und dergleichen, die auf Samen und Keimlinge einwirken, eine bedeutende Rolle. — In großzügigster Weise tritt man neuerdings in Amerika dieser Frage entgegen. Für mehr als 7 Mill. Dollar hat man vor drei Jahren in Yonkers bei Neuyork eine botanische Versuchsanstalt — das Boyce-Thompson-Institut — gebaut. Was sich in Europa nur wenige botanische Institute in bescheidenem Maße leisten können, ist dort Selbstverständlichkeit. Statt eines Raumes mit konstanter Temperatur finden wir dort mehrere riesige Gewächshäuser, in denen die Temperatur monatelang Tag und Nacht gleichbleibt. In anderen Untersuchungshäusern herrscht immer gleiche Lichtstärke; in den einen ist es immer so hell wie an einem Sommertag, in anderen ist die Lichtstärke auf das Mehrfache gesteigert. In wieder anderen Räumen leben die Pflanzen dauernd in gelbem oder rotem Licht. Versuche, die im Kriege in Deutschland einiges Aufsehen erregten, werden dort wiederholt: man schlug damals vor, zur Ernteertragssteigerung die Kohlensäuregase der Hochöfen über die Äcker zu leiten. So wachsen im Thompson-Institut Obstbäume in Treibhäusern, in denen die Atmosphäre reicher an Kohlensäure ist. Die Untersuchungsfelder bedecken einen Raum von mehr als 800 Morgen, auf den einzelnen Feldern gedeihen die Pflanzen unter den verschiedensten Düngungsverhältnissen, ferner Pflanzen, deren Samen in der mannigfaltigsten Weise vorbehandelt ist. Manche sind in reinem Wasser aufgequollen, andere Samen haben sich eine Röntgenbestrahlung gefallen lassen müssen, wieder andere sind durch Salze und Säuren leicht vergiftet worden, um einen besonderen Wachstumsanreiz zu erhalten.



Künstliches Frühtreiben der Kartoffelknollen.
Die Kartoffelpflanzen (A und B) sind gleich alt und zu gleicher Zeit eingegraben. Die vorher mit Reizgiften getränkten Knollen B sind nach anderthalb Monaten schon vollentwickelte Pflanzen, während die normalen (A) gerade erst die Ruhezeit beenden.

Mit Rücksicht auf die Rentabilität wird behauptet, daß die Kosten des Instituts durch den Mehrertrag der Ernte schon gedeckt seien. Eine Forderung der Praxis war nämlich die Verkürzung der Ruhezeit der Samen und der Knollen der Kartoffel. Schon die alltägliche Erfahrung lehrt, daß Samen nicht zu jeder beliebigen Zeit auskeimen; sie brauchen eine bestimmte Ruhezeit. Die Kartoffel von Florida, Kuba usw. ist als Saatgut ungeeignet; man bedarf Saatkartoffeln aus nördlicheren Gegenden. Diese haben aber eine lange Ruhezeit, Keimung tritt ziemlich spät ein, während der Reife bricht aber der Winter an. Im Boyce-Institut gelang die Abkürzung der Ruhe durch die erwähnte Vorbehandlung der Knollen mit Giften. Die Abbildungen geben hiervon vielleicht besser eine Vorstellung als viele Worte. — Diese Tatsachen erinnern wieder lebhaft an die Versuche des Bulgaren Popoff während der letzten Jahre, der die schon 1845 von Braconnot unternommenen Experimente wieder in Angriff nahm. Auch hier wurde das Saatgut zur Hebung des Ernteertrags durch verschiedene Salze und Säuren „stimulisiert". Es scheint, daß man diesen Entdeckungen zu große Hoffnungen entgegengebracht hat, denn es handelt sich wohl kaum um eine Stimulisierung der Pflanze, sondern jene Gifte bewirkten nur ein Wegbeizen der dem Saatgut anhaftenden krankheitserregenden Pilzsporen. Umgekehrt finden die Versuche der Abkürzung der Ruhezeit ihre Bestätigung in den von Deutschland ausgehenden Arbeiten über das Frühtreiben. Auch hier sind es oft Gifte, die in den Ruhezustand der Pflanze störend eingreifen; die Folge ist ein Aufkeimen.

In manchen Kreisen betrachtet man jene Ausbeutungsattacke auf den pflanzlichen Organismus nicht ohne Bedenken. Ob jene zunächst tatsächlich vorhandene Ertragssteigerung nicht ein Danaergeschenk ist? Ob eine Pflanze es sich generationenlang gefallen lassen wird, in ihrem inneren Rhythmus tiefgreifend gestört zu werden und ihr Wachsen nicht nach ihren Normen, sondern nach des Menschen Wunsch lenken zu müssen? Man übersieht wohl zu leicht in Amerika, daß die Pflanze, auch die Kartoffel, nicht eine kleine Fabrik ist, die man nach Belieben ausbeuten kann, sondern ein lebendiges Wesen mit eigenen Gesetzen.



Gleichaltrige Kartoffelpflanzen, von denen die der oberen Reihe durch Schwefelharnstoff zum Frühtreiben gezwungen wurden.



Das Wachstum fördernder Einfluß von gewissen Chemikalien (links und mittlere Vertikalreihe), daneben (rechts) normale Vergleichspflanzen.


„Werde ich gefallen? – das ist die Frage, mit der jede Frau ihr Ankleidezimmer verläßt. Noch einen letzten Blick in den Spiegel... charmant, wie das Haar des Bubenkopfes schmiegsam fällt, entzückend der geheimnisvolle Glanz und die duftige Fülle des Haares... Und dabei doch ganz leicht zu erzielen: Jede Woche eine Waschung mit Pixavon sichert den Erfolg."
PIXAVON
PIXAVON
DIE LOCKENDE LINIE
May
Pixavon-Haarwäsche wird in allen besseren Frisier-Salons ausgeführt.
Fordern Sie kostenlos von uns Abbildungen neuer Bubenkopf-Schnitte für Herbst 1927.
LINGNER-WERKE / DRESDEN

Gefühl für Rassenreinheit völlig getötet. Dazu sengt, gleißt, brennt die Sonne vom gläsernen Himmel herab mit einer irrsinnigen Glut.

Aber nur die drückende Hitze, kaum ein Sonnenstrahl, dringt in die engen Gassen am Hafen, die durch einen Baldachin schmutziger, an langen Stöcken aus den Fenstern hangender Wäschestücke verdunkelt werden. Diese Gassen am Hafen sind das Furchtbarste von Marseille. Die verrufensten Teile einer deutschen Hafenstadt sind Villenviertel im Vergleich zu jenen Gassen.

Achtstöckige Kasten, die den Namen Haus kaum verdienen — so baufällig, so verwahrlost sind sie — steigen steil empor, stehen einander so dicht gegenüber, daß der beständig flutende Menschenstrom eng zusammengepreßt wird. In den Gossen fließt ein dauernder Bach von stinkendem Spülichtwasser, das über die Füße der Passanten rieselt und die Luft unerträglich verpestet. Haufen von Fischen, Tintenfischen, Muscheln und Schnecken, die dicht neben dem Rinnsal auf Matten oder gleich am Boden vor schreienden Marktweibern ausgebreitet liegen, helfen auch nicht gerade, die Atmosphäre zu verbessern. Krüppel mit schrecklichen Verstümmelungen, verlauste Bettler und verworfenes, faul herumhockendes Gelichter bilden den dekorativen Schmuck längs der Häuserwände und an den Straßenkreuzungen. Auf kleinen wackligen Holzständen wird ein Fleisch feilgeboten, das jede Abdeckerei als unverwendbar ablehnen würde. Die Türen der Häuser sind ersetzt durch Glasperlenschnüre oder schmutzstarrende Lappen, vor denen grell geschminkte, aber schlampige Dirnen, kaum mit dem Notdürftigsten bekleidet, frech auf die Vorübergehenden lauern. Und während man, fest eingekeilt zwischen schwarzen, gelben und braunen Subjekten niedrigster und verdächtigster Kategorie, von dem Menschenstrom durch all diesen unsagbaren Schmutz, durch all dieses graue, schreckliche Elend unaufhaltsam weitergeschwemmt wird, sorgt eine starke Eskorte von Taschendieben und aufdringlichen Bettlern, die nicht loszuwerden sind, dafür, daß dem Fremden ja kein Sou in der Tasche bleibt. — — —

Mit überraschender Plötzlichkeit bricht die Dunkelheit herein. Um die Spelunken am Vieux Port streicht böses, lichtscheues Gesindel. Singen, Gejohle und verworrene Laute unmöglichster Sprachen dringen aus dem spärlich erhellten Innern der Kellerkneipen. Betrunkene schwarze Kanaillen lümmeln sich an den Bartischen herum, torkeln durch kleine windschiefe Türen hinaus ins Freie oder bleiben lang ausgestreckt mit stumpfsinnig-tierischem Gesichtsausdruck auf den Schwellen liegen.

Die Notre Dame de la Garde auf hohem Berge ist nur noch als verschwommener Schattenriß wahrzunehmen und der Goldglanz des Muttergottesbildes auf ihr längst erloschen. Das Eisengeflecht des mächtigen „Transporteurs", jener Schwebebahn, die am Tag unaufhaltsam die schwersten Lasten von einem Kai zum andern zu fördern hat, hängt wie das Netz einer Riesenspinne über dem dunklen Hafenbecken, aus dem die zahllosen Maste der Schiffe schwarz und drohend in den Nachthimmel stechen.

Aber kaum dreißig Schritt entfernt, auf der „Cannebière", auf der „Rue Noailles" und auf der „Rue de Rome" ist der elegante Nachtbetrieb in vollem Gange, flutet die vornehme internationale Welt. Und der feudale Fremde im Café, der in Marseille nur Station macht, um das Leben auf den Boulevards zu genießen, und dann bald wieder den Schnellzug besteigt, der ihn an das Luxusgestade der Riviera tragen soll, er ahnt nicht, daß er nur die Larve gesehen hat, die diese südfranzösische Hafenstadt trägt, die Maske kultivierten Europäertums, hinter der in Wahrheit ein ganz anderes Antlitz drohend lauert, die teuflisch-grinsende Fratze eines heidnischen Afrikas, das wahre Gesicht der unheimlichsten Stadt auf europäischem Kontinent.

WISSEN UND LEBEN

Die Ursachen der Rechtshändigkeit. Es muß eigentlich zu denken geben, daß die Organe, die im menschlichen Körper paarweise vertreten sind, stets in gleichem Grade ihre Funktionen ausüben, während bei unseren Greiforganen im großen und ganzen der rechten Hand der Vorzug gegeben wird, wenn es sich um Tätigkeiten handelt, die ein besonderes Maß von Geschicklichkeit und Kraft erfordern. Freilich wird meist die Ursache der Rechtshändigkeit vornehmlich auf Sitte und Erziehung zurückgeführt, eine Auffassung, die schon angesichts der Tatsache, daß sowohl zivilisierte Nationen als auch die auf niedrigster Kulturstufe stehenden Volksstämme Rechtshänder sind, das Problem nicht restlos erschöpft. Betrachtet man dazu Zeichnungen, Schnitzereien, Tierkopfprofile, Steinwerkzeuge u. dgl. aus den entlegensten Epochen der Geschichte, die darauf deuten, daß ihre Verfertiger sich der rechten Hand bedient haben, so muß man annehmen, daß die Rechtshändigkeit so alt ist wie die Menschheit selbst. Dafür bietet wiederum die Sprache einen schlagenden Beweis. Es kann kein bloßer Zufall sein, daß sich bei vielen Völkern mit der Benennung der linken Hand zugleich der Begriff des Unbeholfenen (die Hand, „die töricht zugreift", „die sich im Irrtum befindet"), mit der Benennung der rechten Hand dagegen der Begriff des Geschickten (die „mächtige" oder die „erfahrene" Hand) verbindet. Dieses „mächtige und erfahrene" Zugreifen der rechten Hand selbst bei unzivilisierten Stämmen hat man mit der Handhabung der Waffen in Zusammenhang zu bringen versucht. Indem der Krieger zum Beschirmen der linken Körperhälfte, insbesondere des Herzens, den Schild mit der linken Hand hielt, habe sich der Gebrauch der rechten Hand zur Führung der Waffe und dadurch die überragende Geschicklichkeit der rechten Hand allmählich von selbst ergeben. Wollte man diese Theorie gelten lassen, dann müßte man bei allen Völkern den Schild als bekannt voraussetzen, was tatsächlich nicht der Fall ist, und ferner eine Kenntnis von der Bedeutung des Herzens annehmen, die der auf niedriger Kulturstufe stehende Mensch sicherlich nicht besitzt. Entscheidend für unsere Frage war die Beobachtung, daß der Säugling bis zum siebenten oder achten Lebensmonat beide Hände ohne Unterschied betätigt, daß aber von da ab das Kind, besonders im Zustand der Erregung, der rechten Hand den Vorzug gibt. Sie widerlegte auch jene Erklärungsversuche, die die Lage des Schwerpunktes in der rechten Körperhälfte als Ursache der Rechtshändigkeit deuteten, da ja der Säugling die Rechtshändigkeit schon zu einer Zeit bekundet, in der er noch gar keine Versuche zum Aufrechtstehen oder Gehen macht. Vielmehr kommt man erst zu einer befriedigenden Lösung, wenn man die Rechtshändigkeit mit gewissen Eigentümlichkeiten der körperlichen Organisation in Zusammenhang bringt. Bekanntlich bezieht die Muskulatur der rechten Körperhälfte infolge der gekreuzten Nervenstränge ihre Nervenimpulse vom linken Großhirn und umgekehrt. Die anatomische Forschung fand nun, daß bei den meisten Menschen das linke Großhirn bedeutend besser entwickelt ist als die rechte Gehirnhälfte, und erkannte als Sitz des „Sprachzentrums" und des „Schreibzentrums" die dritte Stirnwindung und die sog. „Reilsche Insel" des linken Großhirns. Mit der Zerstörung dieses Nervenzentrums geht der betreffenden Person die Fähigkeit zu sprechen oder zu schreiben verloren. Dadurch wird zunächst verständlich, daß mit dem Erwachen des Geisteslebens des Säuglings

das Kind zur Unterstützung der Ausdrucksfähigkeit seiner ersten Sprechversuche durch Gesten die rechte Hand bevorzugt. Nun beruhen die im Gehirn sich abspielenden Nervenprozesse, die wir als Bewußtsein, Empfindung und Wille bezeichnen, auf gewissen, in den Gehirnzellen vor sich gehenden chemisch-physikalischen Veränderungen, die um so energischer ablaufen, je stärker die Nahrungszufuhr (Blut) zu den einzelnen Gehirnpartien ist. Vergleicht man in diesem Zusammenhang die Blutversorgung der beiden Gehirnhälften, so fällt es auf, daß dem linken Großhirn das Blut direkt aus dem Herzen und unter größerem Druck zuströmt als dem rechten Großhirn. Diese Tatsache ist aber gleichbedeutend mit einer wesentlich begünstigten Ernährung des linken Großhirns gegenüber dem rechten, was einem erhöhten Stoffwechsel und damit einer größeren Energie des Nervenstroms, der die rechte Körperhälfte versorgt, entspricht. Führt man das Prädominieren der rechten Hand auf die Wirksamkeit der vom linken, reichlicher ernährten Großhirn ausgehenden Nervenströme zurück, so läßt sich andererseits die Linkshändigkeit in analoger Weise ohne Schwierigkeit erklären. Linkshänder, deren es nach der Statistik 2 bis 4 Proz. gibt, können trotz Erziehung und Unterricht niemals dazu gebracht werden, die Linkshändigkeit vollständig zu unterdrücken. Durch die in den Kulturländern von Kindesbeinen an auf den Linkshänder einwirkenden Einflüsse wird zwar die Linkshändigkeit zurückgedrängt; in der Regel wird er deshalb zum Ambidexter, d. h. er verwendet in den meisten Fällen beide Hände: die rechte zu den Verrichtungen des täglichen Lebens (Essen, Schreiben usw.), während die linke zum Zeichnen oder Werfen die geschicktere, zum Führen eines Werkzeugs oder zum Heben einer Last die kräftigere bleibt. Es mag dann noch darauf hingewiesen werden, daß bei Menschen, die unter dem Druck der Notwendigkeit Linkshänder wurden, wo etwa durch Verlust oder Lähmung die rechte Hand ihre Gebrauchsfähigkeit eingebüßt hatte, die linke Hand zu besonderer Kraft und Geschicklichkeit gelangte. In solchen Fällen, da der Nervenapparat im linken Gehirn durch einen Krankheitsprozeß in seinen Funktionen beeinträchtigt worden ist, wird im rechten Gehirn ein neues Schreibzentrum zur Entwicklung gebracht — ebenso wie sich bei dem geborenen Rechtshänder durch Erziehung und Unterricht das Schreibzentrum im linken Großhirn entwickelt. — Ehe ein abschließendes Urteil in diesem Fragenkomplex gegeben werden kann, werden die Anatomen noch zu entscheiden haben, ob bei Linkshändern stets eine bevorzugte Ausbildung der rechten Gehirnpartien nachgewiesen werden kann, und ob sich ferner die Linkshändigkeit mit den mehrfach beobachteten Unregelmäßigkeiten der arteriellen Blutversorgung des Gehirns in kausale Beziehung bringen läßt. Jedenfalls zeigt diese kurze Betrachtung, daß Linkshändigkeit nicht als Zeichen von Minderwertigkeit angesehen werden kann, denn sie ist ebenso die Folge des anatomischen Baues bestimmter Körperorgane und ebenso ein angeborenes Erbgut wie die Rechtshändigkeit. Theo Kühlein.

Ergebnisse experimenteller Zellenforschung am „überlebenden" Gewebe. Der in Budapest tagende X. Internationale Zoologen-Kongreß befaßt sich unter anderm auch mit der Frage des künstlichen Weiterlebens abgetrennter Körpergewebe. Um einen Einblick in dieses hochinteressante Wissensgebiet zu bekommen, wollen wir einige besonders charakteristische Ergebnisse betrachten, die die experimentelle Zellenforschung in den letzten Jahren zutage gefördert hat. Sehr aufschlußreich ist z. B. die Beobachtung über Wundheilungsvorgänge am amputierten Finger von Axolotl (einer Molchart), die der russische Forscher Smirnowa in Petersburg machte. Er entfernte bei 3—6 Monate alten Axolotlen die Hand- oder Fußwurzel, trennte sodann die Finger einzeln ab und übertrug sie in Blutplasma (d. h. in Blutflüssigkeit, aus der die Blutkörperchen abzentrifugiert wurden) von Axolotlen oder Kaninchen. Nach 1—3 Tagen wurden Schnitte angefertigt und mikroskopisch untersucht. Es lag die Vermutung nahe, daß an den Amputationsstellen typische Gewebskulturen entstehen würden, daß also das freiliegende Epithel-, Knorpel-, Muskel- und Bindegewebe jedes nach seiner Art „wild" wachsen würde — strahlenartig das Bindegewebe, streifen- und zungenförmig das Epithel usw. Dies wurde aber nur in sehr seltenen Fällen beobachtet, und zwar an amputierten Gliedmaßen von Hühnern, also bei noch nicht völlig ausgereiftem Gewebe. Meist kam es zur regelrechten Wundheilung, so daß sich eine geschlossene, rings von Epithel bedeckte Bildung entwickelte. Der Heilungsprozeß am Axolotlfinger unterscheidet sich „in vitro" (d. h. im Versuchsglas) so gut wie gar nicht von einer Wundheilung im lebenden Organismus: bald nach der Operation kontrahieren sich die Wundränder, das aus den durchschnittenen Blutgefäßen stammende Blut bildet ein Gerinnsel, die am Rande der Wunde liegenden Epithelzellen verändern ihre Form, wandern als Zungen und Streifen über den Defekt und verschließen ihn innerhalb 24 Stunden. Schon 1914 hatte sich der Forscher Osowski mit diesen Fragen befaßt und deutete, da er keine Zellvermehrung fand, die Überkleidung der Wundfläche als aktive Zellwanderung. Smirnowa aber gelang es, in der abgetrennten Extremität zahlreiche in Teilung befindliche Zellen nachzuweisen — trotzdem faßt auch er die Überhäufung nicht einfach als eine rein mechanisch zu erklärende Folge der Zellvermehrung auf, sondern hält an der funktionellen Fähigkeit der Epithelzellen, sich auch in vitro an der Fläche zu bewegen, fest. — Hier handelte es sich um — teleologisch gesprochen — zweckmäßige Tätigkeit eines vom lebenden Organismus abgetrennten Gewebsverbandes (Knorpel, Muskel, Epithel und Bindegewebe), der in einer Nährflüssigkeit (hier Blutplasma) am Leben erhalten wurde. „Echte" Gewebskulturen in vitro sind dagegen Züchtungen einer einzigen Gewebsart — rein gezüchtet wurden bisher Epithelzellen, Lymphzellen (Lymphozyten) und die sog. Fibroblasten (die Bildungszellen des faserigen Bindegewebes). Solche echte Gewebskulturen können (darauf hat unter anderen Fischer in Kopenhagen nachdrücklich hingewiesen) für unbegrenzte Zeit nur in einer wachstumsfördernden Substanz gezüchtet werden, und zwar in aus embryonalen, also noch nicht vollentwickelten Geweben gewonnenem „Embryonalextrakt", der zur Protoplasmasynthese unbedingt notwendig ist. Betreffs der Frage nach der physiologischen Unabhängigkeit der Zellen ist zu betonen, daß eine Zellvermehrung in vitro nur dann erfolgt, wenn eine genügende Anzahl von Gewebszellen in protoplasmatischer Verbindung miteinander stehen. Zu überraschenden Ergebnissen führten Experimente, die Fischer mit den Zellen des Hühnersarkoms (Sarkom ist eine auch beim Menschen häufig vorkommende bösartige Bindesubstanzgeschwulst!) anstellte: diese Geschwulstzellen ließen sich nämlich auch ohne Embryonalextrakt unbegrenzt und unter Beibehaltung ihrer bösartigen Eigenschaften weiterzüchten, und sie vermehrten sich auch, im Gegensatz zu normalen Gewebszellen, wenn man sie isoliert hatte. Hier setzt denn auch das allgemein medizinische Interesse an diesen Spezialforschungen ein — denn das Krebsproblem ist ein Zellproblem (Krebs ist keine Infektionskrankheit — deshalb ist es auch unwahrscheinlich, daß man einen bakteriellen „Erreger" je finden wird!), dessen allmähliche Durchdringung vor allem durch den Fortschritt der experimentellen Zellforschung zu erhoffen ist. S. Hupfer.

Wiedererweckte Samen. In weitgehender Weise ist die Lebensfähigkeit des Embryos, d. h. des Keimlings bei den Samenpflanzen von dem Gesundheitszustande und der Ernährung der Mutterpflanze abhängig. Auf schlecht ernährten Pflanzen sterben gewöhnlich alle Embryonen ab; Früchte mit vielen Samenanlagen beherbergen oft wenig sich normal entwickelnde Keimlinge, weil ein großer Teil, im Wettbewerb um die Nahrung in der Entwicklung gehemmt, zugrunde geht. Auch äußere Einflüsse, wie allzu große Nässe oder Trockenheit, beeinträchtigen oft ganz wesentlich die Samenbildung und demgemäß die normale Entwicklung des Keimlings. Dem Samenzüchter sind diese Erfahrungen mit nicht keimfähigen Pflanzensamen wohlbekannt. Bei Kreuzungsexperimenten nahm die Vererbungswissenschaft eine Reihe anderer Faktoren an, die die Lebensfähigkeit der Keimlinge beeinträchtigen.

Sie nannte diese Faktoren letale, ohne freilich damit eine Erklärung für die Tatsache zu geben, daß trotz erfolgter Befruchtung lebensfähige Samen nicht erzielt wurden. Demgegenüber haben nun neuere Untersuchungen dargetan, daß in vielen Fällen die Keimlinge sehr wohl lebensfähig sind, im Samen aber nicht die geeigneten Bedingungen für ihre Weiterentwicklung finden. Solche Samen erscheinen nur als keimungsunfähig. Läßt man jedoch diese Samen im Wasser quellen, präpariert alsdann die Keimlinge heraus und bringt sie in eine geeignete Nährlösung, am besten auf Agar mit Zucker und Knopscher Nährlösung, so entwickeln sich diese Keimlinge, dann in Erde versetzt, zu normalen Pflanzen. Wenn aber die Keimlinge in den noch nicht ausgereiften Samen frühzeitig absterben, so führt selbst eine Frühgeburt, d. h. ein Herausnehmen des Embryos aus noch unreifen Samen zu dem gleichen günstigen Ergebnis. Ob es aber auch Embryonen gibt, die aus inneren, in ihrer erblichen Konstitution liegenden Ursachen überhaupt lebensunfähig sind, muß die weitere experimentelle Forschung zu ergründen versuchen. Für den Züchter neuer Rassen durch Kreuzungen aus Samen, die bisher als keimungsunfähig galten, eröffnen diese experimentellen Ergebnisse neue Zuchtmethoden. Dr. Stange.

Sandkorallen-Riffe in der Nordsee. Es soll gleich vorweggenommen sein, daß es sich nicht um Korallenriffe handelt, wie sie aus der Südsee genugsam bekannt sind. Unsere Meere weisen keine solchen Kalkbauten der Anthozoa auf. In unserer Nordsee wachsen aber richtige Riffe, von „Sandkorallen" gebaut. Gründliche Untersuchungen von Prof. R. Richter klären uns über die Natur dieser seltsamen Riffe auf, über „die selbst die Bücher der Wissenschaft kaum eine Nachricht enthalten". Der Frankfurter Forscher fand im Süderpiep bei Büsum steilwandige, dunkelgraue Inseln, die zwar aus Sand bestehen, der aber eine festverbackene Masse bildet. Richter vergleicht diese Inseln mit einer „zusammenhängenden Wabe"; sie sehen aus wie ein „Stoppelfeld mit verwachsenen Halmröhren". In jeder Röhre lebt ein „Sandröhrenwurm". Es ist ein feuerroter Faden, dessen Kopfanfänge deckelartig die Mündungen der Röhren verschließen. Die Röhren sind nicht wie bei den Korallen aus Kalk, sondern aus Sand zusammengekittet. Die Würmer fangen gleichzeitig mit der Nahrung mit ihren Fühlern Sand auf, den sie mit eigenem, schnell erhärtendem Schleim verkitten. Gewöhnlich baut der Sandröhrenwurm keine solchen Riffe, sondern klebt seine Wohnröhren auf Gerölle oder Schalen anderer Tiere. Dann stehen die Röhren nicht wie Orgelpfeifen beieinander, sondern bilden Geflechte. Die Helgoländer Fischer nennen die Bauten des Sandröhrenwurms „Pümpwurm". Sie sitzen oft auf lebenden Krabben, auf Austerschalen; die Auster geht an ihm zugrunde. Feinde des Sandröhrenwurms sind die Miesmuschel und schwimmendes Eis. Man hat beobachtet, daß der Orgelwuchs der „Sandkoralle" gerade im Brandungsbereich sich typisch auswirkt, während bei anderen Tieren sich umgekehrte Verhältnisse finden. Wie in der Erdgeschichte genug Beispiele versteinerter Korallenbauten vorhanden sind, z. B. in den Dolomiten Südtirols, so müssen sich auch versteinerte Sandkorallenriffe erhalten haben. Zeugen fossiler Sandkorallenriffe liegen bei Neroth in der Eifel. Sie gehören den devonischen Quarziten an, die man „Pfeifenquarzite" genannt hat. Kambrischen Alters sind die Pfeifenquarzite Schottlands. Also schon vor Hunderten von Millionen Jahren gab es in unseren Breiten Sandkorallenriffe. R. Hundt.

Neuentdeckte Kalilager der Erde. Durch den Verlust des Elsaß, wo 1904 bei Pechelbronn ein großes, aus der Tertiärzeit stammendes Kalisalzlager entdeckt worden war, ist das vor dem Kriege bestehende Kalimonopol Deutschlands durchbrochen worden. Heute teilen sich Deutschland und Frankreich in die Versorgung der Welt mit Kali, wobei durch den Kalivertrag von Lugano eine Aufteilung in der Weise erfolgt ist, daß auf Frankreich 3, auf Deutschland 7 Zehntel des Gesamtabsatzes entfallen — ein wenig gerechtes Verhältnis, da Deutschlands Kalilager zumindest 50 mal größer sind als das an Frankreich gekommene elsässische. Der außerordentlich hohe Wert des Kalis für landwirtschaftliche Düngezwecke, vor allem auch für Baumwollbau, und die immer wachsende Nachfrage haben nun aber bewirkt, daß man auch in anderen Ländern eifrig nach Kalivorkommen suchte, und verschiedentlich sind diese Nachforschungen in der Tat von Erfolg gewesen. Wenn auch in den nächsten Jahren von einer ernstlichen Bedrohung des deutsch-französischen Kalihandels noch nicht die Rede sein kann, so wird doch in immerhin absehbarer Zeit das bisherige Monopol beider Länder gebrochen sein. Schon vor dem Kriege war im nördlichen Spanien, im Ebro-Gebiet bei Suria, ein abbauwürdiges Kalivorkommen entdeckt worden, dessen Ausbeutung allerdings bisher erst in sehr geringem Umfang in Gang gekommen ist. Weiterhin ist auf afrikanischem Boden, in der italienischen Kolonie Erythräa am Roten Meer, ein kleineres Kalilager festgestellt worden. Mehrfach wurden auch aus Nordamerika Entdeckungen von Kalivorkommen gemeldet, die freilich anscheinend sämtlich zu gering zu sein scheinen, als daß eine Ausbeutung sich lohnte. Dagegen haben Studien jüngster Zeit erkennen gelehrt, daß einige schon seit langer Zeit bekannte, aber erst im Kriege als kalihaltig festgestellte Salzlager im westlichen Ural große Aussichten für die Zukunft eröffnen. Bei Solikamsk an der Kama, nördlich von Perm, finden sich, nach den Untersuchungen russischer Forscher, auf einem Gebiet von 480 qkm reiche Mengen von Kalisalzen, deren Masse bisher, allerdings nur auf Grund sehr roher Schätzungen, auf $5^1/_2$ Milliarden t Rohkali veranschlagt ist. Sollte dieser Voranschlag stimmen, so würden die russischen Kalilager drei- bis viermal größer als die elsässischen sein. Allerdings machen die schwere Zugänglichkeit der Gegend und die Rückständigkeit der Kultur in jenen Waldgebieten einen Wettbewerb auf dem Weltmarkt vorläufig nicht gut möglich, obwohl die Ausbeutung schon begonnen hat. Ein ungemein reiches Kalivorkommen stellt ferner das berühmte Tote Meer dar, jener berühmteste aller Salzseen der Erde, der bedeutend größer und auch tiefer als unser Bodensee ist, denn bei 78 km Länge und bis 17 km Breite weist das Tote Meer eine Tiefe von 399 m auf. Die Mineralschätze, die in diesem Gewässer in Gestalt von Kochsalz, Kali, Brom, Asphalt, Bitumen usw. enthalten sind, werden von amerikanischen Chemikern auf einen Gesamtwert von 5000 Milliarden (fünf Billionen!) Goldmark veranschlagt. Der Gehalt an Rohkali, in Gestalt von Kaliumchlorid, ist auf 1,3 Milliarden t im Werte von 280 Milliarden Mark errechnet worden. So überwältigend diese Zahlen klingen, so darf man doch nicht vergessen, daß mit der Feststellung und Errechnung der Werte selbst noch nicht viel gewonnen ist. Erst muß man noch eine Methode ergründen, wie man ohne allzu große Betriebskosten jene Mineralschätze mobilisieren und dem Weltmarkt zuführen kann. Und damit hat es anscheinend noch gute Weile! Die Dinge liegen ganz ähnlich wie bei der Ausbeutung des im Seetang vorkommenden Kalis, auf die man in den Vereinigten Staaten von Amerika in der Kriegs- und auch Nachkriegszeit große Hoffnungen gesetzt hatte. Als die Vereinigten Staaten durch den Krieg vom Bezug des deutschen Kalis abgeschnitten waren, das sie für ihre Baumwollplantagen dringend bedurften, gründete die Hercules Powder Co. im Jahre 1916 in Potash bei San Diego (Kalifornien) eine Seetangfabrik, in der 10 000 Arbeiter beschäftigt waren und allmonatlich 24 000 t Seetang verarbeitet wurden, um daraus Kali zu gewinnen. Als Notbehelf war diese Industrie lebensfähig. Sobald aber der normale Bezug von deutschem Kali wieder möglich wurde, mußte die Seetangfabrik stillgelegt werden, weil sie viel zu teuer arbeitete. Ähnlich mag es auch mit den Riesenschätzen des Toten Meeres gehen, deren Ausbeute sich wohl erst dann lohnen wird, wenn die gleichen Mineralien, die auf anderem Wege gewonnen werden, einmal knapp werden sollten. Wenn auch die Vorstellung, daß Kali allein in Deutschland (und im Elsaß) vorkommt, längst nicht mehr haltbar ist, so wird es doch noch lange Zeit dauern, ehe auf dem jetzigen Kalimarkt merkliche nationale Umwälzungen eintreten. Prof. Dr. R. Hennig.





ZUM NACHDENKEN

Scherzfrage.

Eine Flasche Wein kostet 2,50 Mk. einschließlich Flasche. Der Wein ohne Flasche kostet 2 Mk. mehr als die Flasche allein. Was kostet die Flasche ohne Wein?

Rebus.

$\frac{\text{Wicht}}{\text{G}}$

Fächerrätsel.



Die Buchstaben:

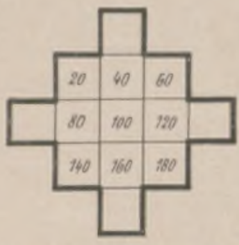
a a a a b b b e e e e e e e
e e f g g g h i i i k k l l l n
n o o o o o p p r r r r s u z

sind derart in nebenstehenden Fächer einzusetzen, daß 11 Wörter mit einem gemeinsamen Endbuchstaben entstehen. Der Fächerrand von links nach rechts nennt einen österreichischen Dichter. Die Wörter bedeuten: 1 russischer Dichter, 2 biblische Person, 3 geographischer Begriff, 4 deutscher Maler, 5 Versammlungsort, 6 Singvogel, 7 Frucht, 8 Büchergestell, 9 Pelztier, 10 Verwandter, 11 russische Münze.

Kopfrätsel.

Tust du's mit „f", knurrt
dir der Magen,
Tust du's mit „h", so wirst
du jagen,
Tust du's mit „r", so wird's
dich stärken
Zu neuer Kraft und neuen
Werken.

Zahlenproblem.



Die 9 Zahlen sollen derart umgestellt werden, daß die wagerechten, senkrechten und die beiden diagonalen Reihen des Vierecks je 300 ergeben. Nachdem sind die leeren Felder mit bestimmten Zahlen zu versehen, so daß die wagerechte und die senkrechte mittelste Reihe je 400 ergeben.

Silbenrätsel.

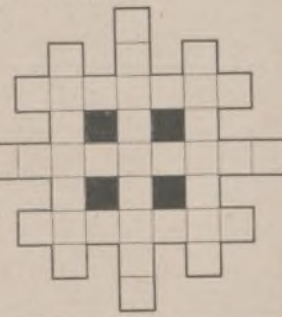
Aus den Silben: a — a — be — be — bel — bis — dau — dau — del — den — do — e — e — fa — fe — gas — i — ir — land — men — na — ne — ne — nim — ra — ro — rod — sei — the — tom — ur sind Wörter folgender Bedeutung zu bilden: 1 Erzählung, 2 Lärm, 3 chemischer Begriff, 4 Gefäß, 5 Paradies, 6 Jäger, 7 Reinigungsmittel, 8 Vogel, 9 Nähwerkzeug, 10 Mädchenname, 11 Finger, 12 europäische Insel, 13 Fläche, 14 Bildhauer. — Anfangs- und Endbuchstaben ergeben, von oben nach unten gelesen, einen orientalischen Spruch.

Dieselben.

Mein Onkel, der lud sich Verwandte ein —
Glaubt mir, es ist nicht übertrieben —
Er drehte sie um, daß sie anders sei'n,
Und sind doch dieselben geblieben.

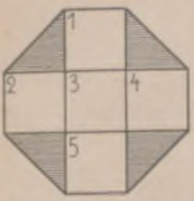
Figurenrätsel.

Die Buchstaben a a b b e e g g i i i i l n n o o o o r r r r r s s t t t t t t t t u u u sind so in die Figur einzuordnen, daß die drei senkrechten und die drei wagerechten Balken gleichlauten. Die Wörter bedeuten: 1. Räuber, 2. Oper von Verdi, 3. Fluß in Thüringen.



Besonders unsere Damenwelt dürfte es interessieren, von einem neuen Pariser Spezial-Wasch- und Erneuerungsmittel für Seiden- oder Florstrümpfe, wie für Seidenwäsche überhaupt, zu hören, das unter dem Namen „Emsa" in allen einschlägigen Geschäften zu haben ist. Kleine Packung für 2 bis 6 Paar Strümpfe 25 Pfennig; große Packung für 20 bis 24 Paar Strümpfe 75 Pfennig. Wo „Emsa" noch nicht zu haben ist, wende man sich an den Generalrepräsentanten für Deutschland, Kommerzienrat Carl Bandell in Stuttgart, Schloßstraße 96.

Silbendiamant.



1—2 Nahrungsmittel, 2—3 männlicher Vorname, 3—4 mathematische Bezeichnung, 4—5 Handwerkszeug, 1—5 Schnelligkeit, 2—5 Baum.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4314.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4312.

Silbenrätsel: 1 Andersen, 2 Regeldetri, 3 Bottich, 4 Emigrant, 5 Iltis, 6 Turandot, 7 Ilmenau, 8 Sudeten, 9 Treibjagd, 10 Lafette, 11 Ecuador, 12 Basalt, 13 Eskimo, 14 Neuwied. — „Arbeit ist Leben, Nichtstun der Tod."

Merkwürdig: Der Buchstabe „r".

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 3 Saale, 6 Taler, 9 Nil, 10 Ulm, 11 Wal, 13 Diana, 14 Abt, 15 Leu, 17 Mai, 18 Paris, 19 Sporn, 20 Beata, 23 Stahl, 26 Inn, 27 Leo, 28 Erz, 29 Iltis, 31 Uri, 32 Ade, 33 Fee, 35 Edgar, 36 Teich; senkrecht: 1 San, 2 Ilm, 3 Skalp, 4 Lid, 5 Elias, 6 Tunis, 7 Ala, 8 Rubin, 12 Lea, 14 Aar, 16 Urban, 17 Moral, 20 Birke, 21 Enz, 22 Adler, 23 Swift, 24 Heu, 25 Lorch, 29 Ida, 30 See, 32 Aga, 34 Eid.

Zahlenrätsel:

21	20	22	18	19
17	23	20	24	16
23	18	16	19	24
19	21	23	18	19
20	18	19	21	22

Tauschrätsel: Al—**ge**—bra, Er—fa**h**—rung, Gebi**r**—ge, Neu—se**e**—land, Ge—sun**d**—heit, An—b**e**—tung, Ge—hei**m**—nis, Ge—bi**e**—ter, Ver—mä**h**—lung, Late**r**—ne, Er—zi**e**—hung, Ver—hän**g**—nis, Ver—tr**e**—ter, Ge—lü**b**—de, Er—m**ü**—dung, Be—leuc**h**—tung, Ka—se**r**—ne, Er—kenn**t**—nis. — Ehre, dem Ehre gebührt.

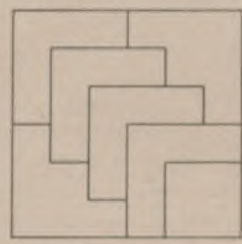
Schlüsselrätsel: Wagerecht: 1 Helene, 2 Anhalt, 3 Lauban, 4 Leiter, 5 Indien, 6 Granit; Diagonale: Elbing.

Ergänzungsrätsel: Die Mittelsilben lauten: **Sen**, **Tor**, **Ring**, **Amt**, **Stoff**, **Son**, **Er**, **Nuß**, **Band**, **Aus**, **Hut**, **Nacht**. — Straßenbahn.

Verwandlung: Meteor — Meter.

Schüttelrätsel: Kreis — Krise.

Geometrische Aufgabe:





Eleganter schwarzer Hut aus Krefelder Seidensamt.

Modell Agnes Gallewski. Fot. Kiesel.















Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinle, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mo[illegible] in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

Illustrirte Zeitung



Verlag · J · J · Weber · Leipzig

NR. 4314. 169. BAND — EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK — 17. NOVEMBER 1927



DER SCHÖNSTE TAFELSCHMUCK sind Berndorfer Bestecke und Tafelgeräte. Sie bieten eine reichhaltige Auswahl in modernen eleganten und geschmackvollen Formen. Von anerkannt unübertroffener Qualität und Ausführung haben sie sich im Privat- und im Hotelgebrauch seit Jahrzehnten vorzüglich bewährt.

BERNDORFER BESTECKE

ART. KRUPP BERNDORF

Erhältlich in allen Fachgeschäften und in den Niederlagen: Berlin W., Leipzigerstraße 6, München, Weinstraße 4, Wien, I. Wollzeile 12, I. Graben 12, VI. Mariahilferstraße 19/21, Prag, Ulice 28 rijna 11, Budapest, IV. Vaci utca 4. Zweigfabriken: Eßlingen a. N., Luzern, Murbacherstraße 1, Mailand, Via Pergolesi 8-10, Bukarest, Strada C. A. Rosetti 3.

Berndorfer Metallwarenfabrik Arthur Krupp A. G. Berndorf, N.-Oest.

Ich will die **PHOENIX** Nähmaschine von



BAER u. REMPEL
Bielefeld.

Man fordere Schrift Nr. 440.



Gebr. Märklin & Cie., G. m. b. H., Göppingen 11 (Wttbg.)

Baukasten-Prospekt 27 L auf Verlangen gratis. Ausführl. Spielwaren- und Baukasten-Katalog in allen einschlägigen Geschäften oder direkt gegen Einsendung von RM. —.50.

Lieferung durch die Fabrik nur an Wiederverkäufer.

Trinkt täglich

Felsche
KAKAO

er stärkt den Körper!



Mystik

Die Sphinx ist das Sympol der Rätsel aller Zeiten, und Aegypten ist erfüllt mit Geheimnisvollem. Aber vielleicht das grösste Geheimnis Aegyptens ist, wie das Land denjenigen Kraft und Lebensmut wiedergibt, welche, überdrüssig des grauen Himmels, die Sonne suchen. In dieser klaren, trockenen Atmosphäre verschwinden menschliche Leiden gleich dem flüchtigen Schleier, welcher dem Verglühen der Sonne folgt.

AEGYPTEN

ist das Land der Geheimnisse und des modernen Lebens. Das letztere zeigt sich in dem Luxus seiner Hotels und in dem vollendeten Reisekomfort innerhalb des Landes.

Saison: Oktober bis Mai.

Illustr. Broschüre „Egypt and the Sudan" auf Wunsch.

Tourist Development Association of Egypt, 3, Regent Street, London S.W. 1, oder Cairo Railway Station, Cairo.

Illustrirte Zeitung

Nr. 4314. 169. Band. Leipzig, Berlin, Wien, Budapest. 17. November 1927.

Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7 bezogen werden.

Weihnachts-Anzeiger.

Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 R.-M. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge.

Allgemeine Notizen.

Die Technische Hochschule Dresden begeht kommendes Jahr die Feier ihres 100jährigen Bestehens. Hierfür sind die Tage vom Montag, dem 4., bis Mittwoch, dem 6. Juni 1928 (in der Woche nach dem Pfingstfest), in Aussicht genommen. An einen Empfangsabend am 4. Juni wird sich am Vormittag des kommenden Tages der Hauptfestaktus im Staatlichen Schauspielhaus, am Nachmittag ein festliches Zusammensein der Teilnehmer anschließen, während der dritte Tag (Mittwoch) Gelegenheit zur Besichtigung der wissenschaftlichen Institute der Hochschule, der Stadt Dresden und ihrer Umgebung bieten wird, um dann am Abend die Jahrhundertfeier in einem studentischen Fest ausklingen zu lassen. Bereits heute bittet die Technische Hochschule, daß ehemalige Studierende, die an der Festfeier teilzunehmen gedenken, bis zum Jahresschluß ihre Anschriften und Wünsche dem Ausschuß für die Jahrhundertfeier, Dresden-A. 24, George-Bähr-Straße 1, Zimmer Nr. 77, mitteilen. Bei der übergroßen Anzahl ehemaliger Studierender ist es leider im allgemeinen zunächst nicht möglich, deren Teilnahme an der Feier anders zu bewirken.

Der Internationale Hotelbesitzer-Verein (IHV.), die älteste, 1869 gegründete derartige Vereinigung, hat seine ständige Verwaltungsstelle im eigenen Heim in Köln am Rhein unter Leitung seines deutschen Syndikus, des rührigen Dr. Blömers; seine über 1700 Mitglieder verteilen sich über den ganzen Erdball und bilden eine für die Überbrückung der Entfernungen und der Gegensätze nicht hoch genug anzuschlagende Gemeinschaft aller gleichgerichteten Interessenten. Es ist ein nationaler Ehrentitel, daß die deutsche Hotelwirtschaft in diesem Verband so zahlreich und führend vertreten ist. Der Verband umfaßt heute 35 Nationen, einschließlich Amerika, England, Frankreich, Japan, China, Aegypten und dem Balkan. Es ist das Verdienst des für die beiden nächsten Jahre einstimmig zum ersten Präsidenten des IHV. gewählten Dr. Silenzi-Rom, durch überaus kluges und energisches Eingreifen bei Mussolini selbst auch das klassische Reiseland Italien wiedergewonnen zu haben. Der Unterstaatssekretär Bisi vom italienischen Wirtschaftsministerium, der Staatsminister Prinz Scalea (der bereits 1908 die römische Tagung des IHV. geleitet hatte) und der Vizegouverneur der Stadt Rom sprachen bei den

verschiedensten Gelegenheiten, auf dem klassischen Kapitol wie auf dem Festbankett im Excelsior, das warme Interesse der Regierung an den Bestrebungen des IHV. aus.

Der Zauber Ägyptens wirkt zwiefach: das malerische Leben der Einheimischen, seine Tempel und Gräber, seine Pyramiden und Paläste, die wechselnde Szenerie, die Eindrücke einer Winterreise durch dieses wunderbare Land, dazu das äußerst angenehme Klima, die trockene, heilsame Luft, in welcher der abgespannte Körper neue Kraft findet. Ägypten steht an der Spitze aller Erholungsstätten; seine Hotels sind Muster modernsten Luxus. Ausflüge, den Nil weit aufwärts, auf Nilbarken oder Touristendampfern, bedeuten eine Reihe von ruhevollen Tagen, voll von landschaftlicher Schönheit und Nächte gesunden Schlafes. Saison: Oktober bis Mai. Illustrierte Broschüre „Egypt and the Sudan“ ist auf Wunsch erhältlich von der Tourist Development Association of Egypt, Egyptian Government offices, 3, Regent Street, London SW. 1, oder von der Cairo Railway Station, Cairo.

Rundfunkstörungen durch Schiffssender. Die Deutsche Reichspost hat, um die durch den öffentlichen Seefunkverkehr an der deutschen Küste hervorgerufenen Störungen des Rundfunkempfanges zu verringern, im Lauf der letzten drei Jahre anstelle der veralteten Löschfunkensender bei den Küstenfunkstellen neuzeitlich tönende Röhrensender in Betrieb genommen. Dem Ersatz der Löschfunkensender auf den Schiffen durch tönende Röhrensender, der nur dann von Wirkung sein kann, wenn er international durchgeführt wird, stehen wegen der erheblichen Kosten zur Zeit noch große Schwierigkeiten entgegen. Um den Rundfunkempfang an der Küste weitgehend zu sichern, hat die DRP. den deutschen Schiffen im Bereich bis zu 250 Seemeilen von der deutschen Küste den Gebrauch der international häufig verwendeten Welle 450 m untersagt. Die Benutzung der international noch freigegebenen Welle 300 m ist nur bei Seenotfällen gestattet. Eine ähnliche Anordnung ist in Europa nur noch von der englischen Postverwaltung für den Küstenbereich von Großbritannien getroffen worden, in Amerika von den Vereinigten Staaten und Kanada. Es wird angestrebt, die internationale Seefunkwelle 600 m nur als Anrufwelle und für den Seenotverkehr zu verwenden. Verschiedene Wellen zwischen 600 und 800 m werden heute schon von sämtlichen deutschen Küstenfunkstellen und den meisten Vorfunkstellen als Ausweichwellen benutzt.

HERMANN SCHNEIDER
Dr. phil. et Dr. med. Professor der Philosophie und der Pädagogik an der Universität Leipzig.

Die Kulturleistungen der Menschheit

Erster Band.

Lex. 8°. XIV, 672 Seiten. Mit 3 Tabellen. Preis: Brosch. 27.30 RM. Geb. 30.— RM.

Der vorliegende erste Band kann auch nach und nach in 21 Lieferungen zu je 1.30 RM. bezogen werden.

Ein monumentales Werk deutscher Geschichtsforschung. Für jeden Gebildeten ein Führer durch die Kulturen der Jahrtausende.

„.... Dieser Geschichtsdurchblick ... ist ein so ungeheurer Wurf, daß man ihn als künftige Grundlage aller wissenschaftlichen Geschichtsbetrachtung ansehen muß. Denn er hat seine Stärke nicht in werbenden Werturteilen oder persönlichen poesievollen Einfühlungen, sondern in der einfachen Kennzeichnung und logischen Aufzeichnung des Tatsächlichen und Greifbaren. Es ist die erste wirkliche Geschichte der menschlichen Kultur ..." „Allgemeine Zeitung, Chemnitz".

Der zweite Band, der die Völker Europas in der Neuzeit (seit 1200 nach Christi) behandelt, soll in absehbarer Zeit abgeschlossen und dann auch in Bänden und Lieferungen (voraussichtlich ab 1929) ausgegeben werden.

KARL HOLL
Professor an der Technischen Hochschule zu Karlsruhe.

Geschichte des deutschen Lustspiels

Mit 100 Abbildungen. Geb. 13.50 RM.

„.... ein wertvolles und sehr bedeutsames Werk literarhistorischer Forschung, das zugleich nach Form und Inhalt bestimmt und geeignet ist, auf alle literarisch interessierten Kreise, insbesondere auf Erzieher- und Theaterkreise zu wirken ... Man wird diesem Buch eine lange Geltungsdauer zusprechen dürfen. Ein sorgsamer Apparat (Register und Quellenangabe) macht es für jedes Studium und jeden Nachschlag brauchbar und es spricht für die moderne Grundeinstellung des Autors, wenn er sich entschloß, dem Texte hundert höchst interessante und apart ausgewählte Bildtafeln beizufügen". „Heidelberger Tageblatt".

HANS HEINRICH BORCHERDT
Professor an der Universität München.

Geschichte des Romans und der Novelle in Deutschland

Teil I: Vom frühen Mittelalter bis zu Wieland. Geb. 14.50 RM.

„Ist der ernstgemeinte und weitausholende Versuch einer generellen Zusammenschau an sich schon dankenswert, so wird Borcherdts Buch rasch seine Unentbehrlichkeit dadurch nachweisen können, daß es über die selbstverständliche Sauberkeit der Darstellung und Charakterisierung hinaus auch die kulturpsychologischen Zusammenhänge zu geben wußte, die den Mutterboden des jeweiligen Dichtwerks doch erst analysieren und so die Möglichkeit präziserer Stilerfassung an die Hand geben. ... So entschlossene Zielstrebigkeit ist der Bewältigung der riesigen Stoffmasse entschieden zugute gekommen und hat uns schon mit dem ersten Teil ein Werk erbracht, daß, voll neuer Aufschlüsse, dem wissenschaftlich lange vernachlässigten Abschnitt neue Teilnahme und neue Diskussion sichert". „Preußische Jahrbücher".

H. A. KORF, o. Professor an der Universität Leipzig

Geist der Goethezeit

Versuch einer ideellen Entwicklung der klassisch-romantischen Literaturgeschichte. — Erster Teil: Sturm und Drang. — Geb. 10.— RM. Zweiter Teil: Klassik. I. Buch: Weltanschauung. Brosch. 4.— RM.

„.... Ungemein klar in Gliederung und Formulierung, reich und tief im Finden neuer Gesichtspunkte ist dieses Werk ... Es bedeutet ein Geschenk für die ganze Goethegemeinde Deutschlands und bei aller wissenschaftlich glänzenden Fundierung auch für den Laien eine leicht lesbare willkommene Lektüre". „Heidelberger Tageblatt".
„.... zugleich historisches und systematisches Werk von monumentalem Charakter ..." „Bund".

Humanismus und Romantik

Die Lebensauffassung der Neuzeit und ihre Entwicklung im Zeitalter Goethes. 5 Vorträge über Literaturgeschichte. Geb. 3.20 RM.

„.... die Antwort, die H. A. Korff darauf gibt, ist in dieser Schärfe, Klarheit und Bestimmtheit bisher noch nie ausgesprochen worden ... Schon diesen wenigen kurzen Andeutungen ist zu entnehmen, welche entscheidende Bedeutung der an Umfang so kleinen, an tiefen Gedanken so reichen Schrift Korffs zukommt. Sie kann nicht dringend genug empfohlen werden". „Deutsche Allgemeine Zeitung".
„.... Jedenfalls handhabt Korff seine Methode mit Meisterschaft, mit einer glänzenden Gabe scharf zu formulieren ..." „Frankf. Zeitung".

Die Lebensidee Goethes

Geb. 6.50 RM.

„Der Reichtum einander ablösender und ergänzender Ideen scheint unerschöpflich; eine bedeutende Wahrheit reiht sich an die andere. Die ausgezeichnete Ausstattung des Buches entspricht dem hohen Werte des gediegenen Inhalts". „Kölnische Zeitung".
„.... Der schmale Band, dem in Klarheit und Fülle der Gedanken wenig vergleichbares in der neueren Goetheliteratur zur Seite gestellt werden kann, sei allen Freunden unserer Klassik nachdrücklichst empfohlen". „Bremer Nachrichten".

Schloß Belvedere

Von Werner Deetjen.
Mit 20 Abbildungen. Geb. 3.— RM.

„Ein ganz reizendes Büchlein, das sich jeder Weimarfreund auf den Weihnachtstisch wünschen sollte. Prof. Deetjen erzählt zugleich sachlich und liebenswürdig; die meisten Leser, selbst gebildete Sachkenner, werden diese Bilder noch nie gesehen haben ... Hier haben sie einen Überblick über Wesen und Entwicklung dieses beliebten Ausflugsortes". Der Türmer.

Auf Höhen Ettersburgs

Blätter der Erinnerung von Werner Deetjen.
Mit 31 Abbildungen. Geb. 3.50 RM.

Aus diesen Blättern spricht die glanzvolle Geschichte, die Ettersburg von den Zeiten Anna Amalias bis zu denen Karl Alexanders erlebt hat. Es wird hier zum ersten Male der Versuch unternommen, durch Sammlung und Verarbeitung aller vorhandenen Zeugnisse aus vergangener Zeit zu zeigen, was Ettersburg uns bedeutet.

Das Wittumspalais

der Herzogin Anna Amalia. Von Hans Wahl.
Mit 141 Abbildungen. Steif brosch. 3.— RM.

„Eifrige Archivforschung und schönes, künstlerisches Nachempfinden des Lebensstiles der Herzogin Anna Amalia befähigten Professor Wahl ... ein Bild ihres Witwensitzes entstehen zu lassen, wie sie ihn wirklich 33 Jahre bewohnte .... Viele Neuveröffentlichungen .... machen das Buch zu einer Fundgrube literarischer und künstlerischer Ergebnisse, das als Geschenk- und Erinnerungswerk überall herzliche Freude bereiten wird". „Der Türmer".

FRANZ NEUBERT

Goethe und sein Kreis

Erläutert und dargestellt in 651 Abbildungen,
Mit einer Einführung
in das Verständnis von Goethes Persönlichkeit.
(16.—25. Tausend.) Geb. 13 RM.

„Die Einleitung erweitert sich zu einer, Biographie und Charakteristik gewandt vereinenden Gesamtübersicht von Goethes Werden; die Schlußbemerkungen ergänzen die Bilder durch eingehende zuverlässige Nachweise, ein kleines Goethe-Handbuch in alphabetischer Form. Jedem Besitzer muß die schöne Gabe zur Quelle dauernder genußreicher Belehrung werden". „Literar. Echo".

OTTO GÜNTTER

Friedrich Schiller. Sein Leben und seine Dichtungen.

Mit 701 Abbildungen nach zeitgenössischen Bildern und Illustrationen.
Geb. 22.50 RM.

„Der Verlag von J. J. Weber in Leipzig hat sich durch seine ausgezeichneten Veröffentlichungen ‚Goethe und sein Kreis' von Franz Neubert und ‚Martin Luther' von Schreckenbach und Neubert große Verdienste um die deutsche Kulturgeschichte erworben. Ein ungeheures Anschauungsmaterial, von kundiger Hand sorgsam ausgewählt und musterhaft wiedergegeben, lehrt uns den Mann und sein Werk aus unmittelbarer Nähe erfassen und läßt eine Fülle von Tönen wieder erklingen, die einstmals die Zeitgenossen entzückten und die uns das gedruckte Wort verbirgt. Nun hat der gleiche Verlag das entsprechende Schillerwerk veröffentlicht... Es wird vom deutschen Volke mit gleicher Freude aufgenommen werden wie seine Vorgänger. Aber auch die Forschung ist dankbar für das Gebotene ... So schließt sich der Schillerband seinen Vorgängern würdig an und sei unserem Leserkreise warm empfohlen". „Hamburgischer Correspondent".

PAUL SCHRECKENBACH und FRANZ NEUBERT

Martin Luther

Ein Bild seines Lebens und Wirkens.
Mit 384 Abbildungen, vorwiegend nach alten Quellen.
17.—26. Tausend. Geb. 13.50 RM.

„.... Auf lange Zeit hinaus wird diese Sammlung von zeitgenössischen Darstellungen der wichtigsten Persönlichkeiten, von Bildern der hauptsächlichsten Lutherstätten, von Wiedergaben geschichtlicher Dokumente und bedeutsamer Handschriften, der wertvollste Bilderschatz zu Luthers Leben und Wirken sein". „Mitteilungen der Luthergesellschaft", Wittenberg.

GOETHESCHE WERKE MIT ILLUSTRATIONEN

Faust. Erster und zweiter Teil

Mit Bildern nach 7 Handzeichnungen von Goethe und zahlreichen Illustrationen zeitgenössischer deutscher Künstler. Herausgegeben und eingeleitet von Franz Neubert.
Textlich nachgeprüft von Max Hecker.
2. Auflage. Geb. 6 RM.

Hermann und Dorothea

Herausgegeben mit 56 Abbildungen nach zeitgenössischen Vorlagen und eingeleitet von Hans Wahl.
Textlich nachgeprüft von Max Hecker.
Geb. 2.80 RM.

Die Leiden des jungen Werther

Mit 71 Abbildungen nach zeitgenössischen Vorlagen und einer Einführung in Werther und seine Zeit von Fritz Adolf Hünich.
Textlich nachgeprüft von Max Hecker.
Geb. 4 RM.

Das Märchen

Mit zehn farbigen Abbildungen nach Gemälden von Hermann Hendrich.
Textlich nachgeprüft und durch ein Nachwort erläutert von Max Hecker.
2. Auflage. Gebunden 3.25 RM.

Reineke Fuchs

Mit Illustrationen nach den 57 Radierungen von Allart van Everdingen.
Eingeleitet und herausgegeben von Johannes Hofmann.
Geb. 4 RM.

Goethes Gedichte

Mit 93 Abbildungen nach zeitgenössischen Vorlagen und einem erläuternden Nachwort von Dr. Karl Hoppe.
Ausgewählt und textlich nachgeprüft von Max Hecker.
2 Bände. Geb. 11 50 R.-M.

J. J. Webers Klassiker-Ausgaben

Unsere Klassiker sind Leinenbände in geschmackvoller Ausführung mit Goldaufdruck und Goldkopfschnitt, auf holzfreies Papier in kräftiger Fraktur gedruckt. Die Ausgabe jedes Dichters enthält ein Bild und eine Einleitung. Jeder Klassiker ist einzeln lieferbar. Von Klassikern, die aus mehreren Bänden bestehen, werden einzelne Bände nicht abgegeben.

„... in saubérster Textgestaltung (bei unseren vielen Neudruck-Serien keine Selbstverständlichkeit!) ...". „Hamburgischer Correspondent".

Goethes Werke
In Auswahl herausgegeben von Professor Dr. Max Hecker und Dr. Hans Wahl. 10 Bände. 30.— RM.

Kleists Werke
In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Prof. Dr. Werner Deetjen. 1 Band. 3.50 RM.

Mörikes Werke
In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Dr. Hans Wahl. 1 Band. 2.80 RM.

Schillers Werke
In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Dr. Hans Wahl. 4 Bände. 12.— RM.

Hebbels Werke
In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Dr. Hans Wahl. 2 Bände. 5.60 RM.

Lessings Werke
In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Dr. Hans Wahl. 1 Band. 3.— RM.

Novellen der Romantik
Herausgegeben und eingeleitet von Professor Dr. Max Hecker. 1 Band. 3.— RM.

Sturm und Drang
In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Dr. Karl Hoppe. 1 Band. 3.— RM.

Gottfried Keller, Der grüne Heinrich
Herausgegeben und mit einer Einführung in die Geschichte des deutschen Entwicklungsromans eingeleitet von Dr. Karl Hoppe. 1 Band. 6.— RM.

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7.



bergen alle Energien einer gütigen Natur zu Wohlbehagen, Kraft und Schönheit, zum Aufbau aller Körperkräfte!

Sie sättigen und stärken wohlfeiler und nachhaltiger als eine essfertige Kost anderer Art und beseitigen jede geistige und körperliche Ermüdung.

Reichardt Sportkraft verjüngt und stählt den Körper!

In dem „Le Grand-Palais" in Nizza ist die Frage der Annehmlichkeiten des Eigenheims vortrefflich gelöst. Dieses auf den beherrschenden Höhen Nizzas prächtig gelegene stattliche Palasthotel allerersten Ranges hat in seinen 150 Wohnungen alles, was zur vornehmen Ausstattung einer solchen gehört: Tafelsilber, Wäsche, Porzellan sowie alle modernen Haus- und Küchengeräte. Jede Wohnung, mit Front gegen Süden, ist mit Zentralheizung, Warmwasserleitung und Telephon versehen. Neun Aufzüge, ein bequemer breiter Aufgang und ein ausgezeichnet eingerichtetes Bedienungssystem stehen den Gästen zur Verfügung; ebenso eine große Autogarage.



Nur aus Fleisch...

glaubt manche Hausfrau Fleischbrühe bereiten zu können. Sie brauchen aber kein Fleisch, wenn Sie Liebig Fleisch-Extrakt verwenden, oder

Liebig Fleischbrüh-**Würfel,**

die echten Liebig Fleisch-Extrakt enthalten und deshalb natürliche Fleischbrühe ergeben. Sie sind die Gehaltvollsten.



Eine Gratisprobe und eine Serie Liebig-Bilder sendet gegen diese Anzeige die Liebig Gesellschaft m. b. H. Köln J. 1

Das Hotel Radio, Paris, 64/65 Boulevard de Clichy eröffnete im Sommer dieses Jahres den Betrieb und ist nach kurzer Zeit eines der bekanntesten und bestempfohlenen Hotels geworden. Es vereint in sich alle die vortrefflichen Eigenschaften eines erstklassigen Palasthotels und die des bürgerlichen guten Heims: den modernsten Komfort, die glänzendste Lage, vorzüglichste Küche und recht billige Zimmerpreise von Mark 5,— bezw. Mark 7,— aufwärts. Deutsches Personal.

Couleur-Artikel
Ia. zu Fabrikpreisen
Josef Kraus
Würzburg L. 2
Stud.-Utens.-Fabrik
Illustr. Kat. grat. u. fr.

Der Weihnachtswunsch aller Kinder



Vossmobil-Auto
für Kinder von 2 Jahren aufwärts, in den Preislagen von **16.—** bis **80.— Mark.**
Illustrierte Preisliste gratis.
Auf Wunsch Zahlungserleichterung.
Gebr. Pomeranz,
Abt. Versand
Hannover D., Goseriede 4.

Die
meistgelesene
billigste darum große Tageszeitung ist die **Wiens**
Volks-Zeitung
Auflage notariell beglaubigt.
Ankündigungen erfolgreichste Beachtung.
Probenummern, auch ins **Ausland,** kostenlos.
Verwaltung: **Wien, I.,** Schulerstraße 16.





Briefm.-Haus Burbach, Köln
Krebsgasse 18. — **Gegr. 1898.** — Preislisten kostenlos. Anbieten alle verschieden 1000 3.—, 2000 8.50, 20 Albanien 2.50, 150 Bulgarien 5.—, 300 Deutsch. Reich 2.—, 200 engl. Kol. 4.—, 200 franz. Kol. 3.—, 400 Übersee 5.50, 40 Litauen 3.—, 25 Liberia 2.50, 50 Sowjet-Rußland 2.—.

Portius, Schachspielkunst. 14., verb. Aufl. von Dr. H. v. Gottschall. Gebunden 2.40 RM.
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber, Leipzig C 1, Reudnitzer Str. 1—7.

Wertvolle Jagdliteratur

Der Hirschruf
Erfahrungen und Erlebnisse auf der Rufjagd
Von
Georg Graf zu Münster
Mit 17 Abbildungen u. 4 Kunstblättern in Kupfertiefdruck.
Mit einem musikalisch-phonetischen Anhang von Professor Dr. Martin Seydel.
In Leinen gebunden 4.50 RM.

✻

Die Geheimnisse der Blattkunst
Erfahrungen und Erlebnisse auf der Rehjagd
Von
Georg Graf zu Münster
Mit einer Tafel Abbildungen
In Halbleinen gebd. 2.— RM.
Verlag J. J. Weber, Leipzig C 1







O- u. X-Beine
Ohne Berufsstörung
heilt auch bei älteren Personen der seit Jahrzehnt bewährte Beinkorrektionsapparat.
D. R. Patent 335318.
Verlangen Sie kostenlos Broschüre und Beratung.
Wissenschaftlich orthopädische Werkstätten
Arno Hildner, Chemnitz 26.
Zweigniederl.: Berlin, Am Zoo 26, Kantstraße 4.


NEHMER
PROTOS
DIENT
DER
HAUS
FRAU

Illustrirte Zeitung



Im Hamburger Hafen bei St.=Pauli=Landungsbrücken.

Radierung von Hermann Kupferschmid.







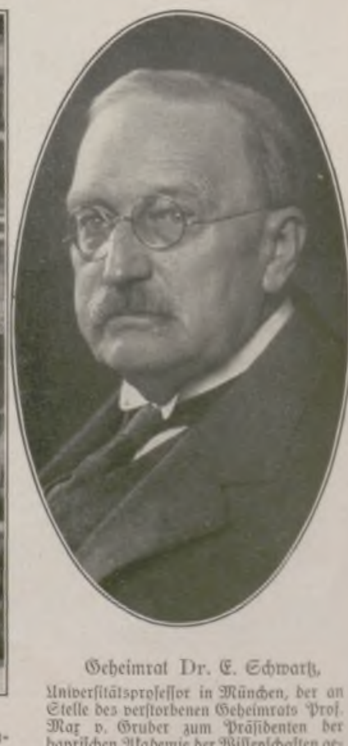
Von der großen prunkvollen Hochzeit im italienischen Königshause zu Neapel am 5. November: Die Vermählungsfeier des Herzogs Amadeus von Apulien mit der Prinzessin Anna von Bourbon-Orleans: Der feierliche Zug nach der Trauung von der Basilika San Francesco di Paola nach dem Königlichen Schloß. Oben links: Das fürstliche Brautpaar im Hochzeitsstaate nach der kirchlichen Trauung auf dem Wege zum Schloß. Oben rechts: Aus dem Hochzeitszuge: Der italienische Kronprinz Humbert und die Prinzessin Marie von Belgien, deren Verlobung in nächster Zeit bevorsteht; dahinter Prinzessin Giovanna von Italien, die Braut des Königs Boris von Bulgarien, mit dem Herzog von Aosta.



V. Vuolijoki,
Finnlands neuer Gesandter für Deutschland, früher finnischer Verkehrsminister, der als Nachfolger des bisherigen Gesandten Holma auch mit der Wahrnehmung der Geschäfte in Wien betraut wurde.



Von der Enthüllung des Denkmals für den ungarischen Freiheitshelden Ludwig Kossuth vor dem Parlamentsgebäude in Budapest am 6. November: Der bekannte ungarische Politiker Graf Albert Apponyi bei seiner Ansprache am Fuße des Denkmals.



Geheimrat Dr. E. Schwartz,
Universitätsprofessor in München, der an Stelle des verstorbenen Geheimrats Prof. Max v. Gruber zum Präsidenten der bayrischen Akademie der Wissenschaften gewählt wurde. (Phot. Wißmann, München.)

DAS ORCHESTER

VON HERMANN SCHERCHEN

Das Orchester ist eine der kostbarsten Schöpfungen menschlichen Kunstsinnes. Die Instrumente sind tote Materie; erst der Spieler belebt sie, erweckt ihren Ton. Das Orchester aber besteht aus Menschen — seine Möglichkeiten sind also kaum zu begrenzen. Hören wir eine der primitivsten Formen der Gemeinschaftskunst, wie sie im protestantischen Choralgesang besteht: die tonangebende Orgel hebt sich ab, ihr vorklingender Ton zieht die Singenden nach. Dasselbe Prinzip in kultiviertester Form vertritt der unhörbar gewordene Dirigent; mit Zeichen leitet er das Orchester, das wie unter magischer Beschwörung erklingt.

Konzertorchester in unserem Sinne existieren seit anderthalb Jahrhunderten. Ihre Anfänge bilden die Liebhaberorchester, Vereinigungen, die aus den musikalischen Übungen der Studenten hervorgegangen sind. Im Jahre 1781 wurde im Saal des Alten Zeughauses in Leipzig „das große Konzert“ begründet. Während dieser ersten „Gewandhaus“-Konzerte war oft mehr Lärm als Musik zu vernehmen. Die Zuhörer schwatzten so ungeniert, daß der aufsichtführende Kaufmann während des Konzerts zuweilen mit dem Schlüssel auf das Klavier klopfen mußte, um den Spielenden Ruhe zu verschaffen. Gleiche Liebhaberkonzerte gab es in Hamburg, Dresden, in München und in Berlin. Die Leiter dieser Aufführungen waren Berufsmusiker, das Orchester aber bestand aus Amateuren. Nur für die selten gespielten Instrumente, wie das Fagott, zog man aushilfsweise Fachmusiker hinzu. Fanden damals wöchentlich drei Aufführungen mit verschiedenen Orchestern in Berlin statt, so übertraf das Londoner Konzertleben alles andere; konnte man doch hier an jedem Tag ein oder mehrere Konzerte hören. In London entstanden denn auch 1785 die ersten „Professional Concerts“: Aufführungen, bei denen sich das Orchester ausschließlich aus Fachmusikern zusammensetzte. Damit war der entscheidende Schritt getan, der zu der Entwicklung des heutigen Konzertorchesters führte.

Der Berufsmusiker erlernte früher die Musik, so wie man noch heute das Handwerk erlernt. Kam für den Liebhaber ein Unterricht bei ausübenden Künstlern von allgemeinerer Bildung in Betracht, so war die „Stadtpfeife“ eine handwerksmäßige Organisation mit ausschließlich erwerbsmäßigen Zielen. Der Leiter der Stadtpfeife, der Meister der Kapelle, hatte den öffentlichen Musikbedarf zu decken: Er stellte die Turmmusiken, die Tanzensembles und die Kapellen bei etwaigen städtischen Feierlichkeiten. Fand eine Hochzeit statt, so spielten die Stadtpfeifer; war wo ein Begräbnis, so gingen sie dem Zuge voraus. Dieser Meister hatte oft so wenige Kenntnisse, daß er kaum ein Instrument zu spielen vermochte. Da standen ihm dann die Gesellen zur Seite: ausgebildete und erfahrene ältere Musiker, die den eigentlichen Kern des Orchesters darstellten und die Ausbildung der Lehrlinge überwachten. Von dem künstlerischen Niveau, das auf diesen Musikschulen herrschte, geben zahlreiche Anekdoten Kunde; angefangen von jenem „Meister“, der mit dem jüngsten Lehrling am Stadtturm vorbeigeht, als die Blasmusik spielt, und den Stift an seiner Seite fragt: „Was ist das für eine Tonart?“, um diesem, als er aufhorchend erwidert: „C-Dur“, zu drohen: „Wart' nur, ich frage gleich; aber weh dir, wenn's nicht richtig war“ — bis zu jenem andern, der im Seebad die Kurkapelle leitet und den Musikern vor Beginn eines neuen Stückes zuruft: „Das ist schwer. Paßt gut auf, ich kann heute keine Zeichen geben; ich muß dieses Stück aus der Partitur dirigieren“ — vom einen zum anderen ist das alles dasselbe, ein Niveau, das unwürdig wirklicher Kunstausbildung war. Und das Resultat entsprach in allem diesen Voraussetzungen: die Musiker der Stadtpfeifen waren roh und ungebildet und beherrschten oft kaum das Elementare ihres Berufs. Nur die Bläser bildeten manchmal eine Ausnahme. Die Zeit liegt noch gar nicht so weit zurück, daß die besten Trompeter und Posaunisten unserer Orchester ehemaligen Stadtpfeifen entstammten.

Die Bläserausbildung ging allmählich an unsere Militärkapellen der Vorkriegszeit über; die 12 Jahre dauernde Dienstzeit der Musiker ließ oft ausgezeichnete Instrumentalisten heranreifen. Die Streicher aber wurden Schüler der vielen überall in deutschen Städten aufblühenden Konservatorien. So wurde das Musikermaterial aufgeteilt, das früher fast ausschließlich der Stadtpfeife entstammte. Das war nur möglich durch die Verbesserung der sozialen Lage der Orchestermusiker; immer mehr waren Orchesterkonzerte der Grundstock der Musikpflege, die Musiker zu Künstlern und gesellschaftsfähig geworden.

So war die Situation in den Jahren vor dem Kriege: wessen Fähigkeiten nicht ausreichten, als Solist zu wirken, der entschied sich für eine Lehr- oder Orchestertätigkeit. Damit waren die Erwerbsmöglichkeiten des Berufs erschöpft. Die Tätigkeit als Kaffeehausmusiker nahm man nicht ernst; auch die Gagen dieser Kapellen überstiegen nicht wesentlich die der geachteteren Orchestermitglieder. Das veränderte sich, als im Verlauf ihres Studiums junge Virtuosen immer häufiger Salonorchester leiten, sich da eine hohe Einnahme schaffen und den Unterhaltungsmusikern einen besseren Ruf. Damit beginnt die gefährliche Entwicklung, die nach dem Kriege zu einer Krisis unserer Orchester führte. Ein Nachwuchs an Bläsern war nicht vorhanden, viele Militärkapellen hatte man aufgelöst. Die wenigen guten Bläser genügten nicht der großen Nachfrage, außerdem riß das valutastarke Amerika die Künstler an sich. Damals schien es, als würde in Kürze der Ruf der deutschen Orchester vernichtet sein. Da veranlaßten verantwortungsvolle Männer der Regierung gemeinsam mit dem Deutschen Musikerverband (der Berufsorganisation der Orchestermusiker) die Gründung der ersten Orchesterschule an der Berliner Hochschule für Musik. Das Unternehmen bewährte sich vorzüglich, und bald bereitete man weitere Gründungen vor, in Frankfurt a. M. und in Köln. Diese Tatsache kennzeichnet am besten die Wandlung, die sich im Laufe eines Jahrhunderts vollzogen hat: der ehemalige Stadtpfeifer wurde zum Musikhochschüler, sein Handwerk eine künstlerische Tätigkeit.

Während die äußere Stellung der Orchestermusiker sich allmählich zu künstlerischer Bedeutung erhebt, gehen die Anforderungen an sein Können einen anderen Weg. Im 18. Jahrhundert war den Mitgliedern des Orchesters eine weitgehende Selbständigkeit zugeteilt: jede Stimme mußte ausgeschmückt, mit Verzierungen und Figurationen versehen werden. Dem entsprach es, daß ein Dirigent in unserem Sinne fehlte. Der Cembalist (meistens der Komponist des Werkes) gab von seinem Instrument aus den Takt an das Orchester, den der neben ihm sitzende Konzertmeister übernahm und auf die Musiker übertrug. Die symphonische Musik verdrängt das Cembalo, ihre gesteigerte Bedeutung verlangt nach genauer Fixierung, und den Musikern werden Selbständigkeiten im Stimmenspiel verwehrt.

Ein Ereignis war es, als zu Beginn des 19. Jahrhunderts Spohr und Weber zum erstenmal den Taktstock gebrauchten. Bis dahin war es Sitte gewesen, daß der Dirigent bei der Leitung das Publikum ansah. Jetzt aber beginnt mit Entschiedenheit jene Entwicklung, die den Dirigenten an die Stelle des Konzertmeisters setzt und das Orchester zu einem perfekten Mechanismus macht. Zwar sind die Forderungen der neueren Orchestermusik so weitgehend, daß nur virtuoses Können sie bezwingt; die Selbständigkeit des einzelnen aber ist verschwunden, ist völlig aufgegangen in der Persönlichkeit des Orchesterleiters.

Die Leistungen des modernen Orchestermusikers sind, wie gesagt, virtuoser Art; aber nicht nur sein Instrument muß er vollendet beherrschen, auch sein Bildungsniveau sollte der Tätigkeit entsprechen. Diese aber ist: im Laufe jedes Winters die Darstellung fast der gesamten symphonischen Literatur, d. h. der Werke Beethovens, Bruckners, Haydns, Mozarts, Brahms', Richard Strauß' — die Probleme der neueren Musik, der Arbeiten Schönbergs, Gustav Mahlers, Stravinskys und der Allerjüngsten. Eine Kunstschau, die kaum zu übersehen ist, und die geistige Kräfte ersten Ranges erfordert. Es ist fast undenkbar, daß diese Arbeit in vielen Fällen mechanisch geleistet werden kann. Das ist aber so, denn die Geisteswelt der Komponisten bleibt den Orchestermusikern meistens verschlossen. Hier versagt unsere Kunstausübung vollständig; wahrscheinlich, weil ihr Ideal veraltet ist. Schätzen wir doch am meisten den selbstherrlichen Dirigenten, dessen persönliche Leistung das Orchester verdeckt. Gelingt es, das Orchesterspiel so zu wandeln, daß jeder einzelne höchste Verantwortung trägt, daß jene geforderte Selbständigkeit der alten Musiker sich als künstlerisches Bewußtsein und individuelle Selbstentfaltung mit der mechanischen Vollendung des modernen Orchesterspiels vereinigt, dann erst wird dies herrliche Instrument-Orchester seinen ganzen Wundergehalt enthüllen. Der „Tristan“, vom Musiker wissend gespielt, mit jener Strebeenergie der Stimme, die der Grund des leidenschaftlichen Wogens dieses Werkes ist, müßte als Ausbruch von explosiver Gewalt zur Wirkung kommen. Der Stilunterschied in der Wiedergabe verschiedener Werke wäre in ganz anderem Maße auszudrücken als heute, da der Dirigent vorzüglich durch technisch-mechanische Mittel der äußeren Charakterisierung die Kompositionen voneinanderscheidet.

Es ist kein Zufall, daß Arnold Schönbergs Kammersymphonie in späterer Zeit so starke Nachfolge findet. Liegt doch allen kammerorchestralen Werken das gleiche Bestreben nach höchster Belebtheit zugrunde; das aber bedeutet, auf das Orchesterspiel den Stil kammermusikalischer Selbständigkeit übertragen. Wird dies hier zunächst dadurch erreicht, daß keine Stimme des Werkes chorisch besetzt ist, daß jeder Menschenindividualität eine Musikindividualität entspricht, so gewinnen diese das eigentliche Orchester aufhebenden Werke dadurch größte Bedeutung für unser Ziel. Der Musiker ist hier schaffend, seine Intensität gibt den Ausschlag, und ohne seine künstlerische Persönlichkeit bleibt die Werkdarstellung ungenügend. So aber erst entspricht das Orchester der eigentlichen Bestimmung, wenn dieses herrliche, von jedem andern durch seine Belebtheit unterschiedene Instrument in jedem Mitglied voll persönlichen Bewußtseins und höchster künstlerischer Ausdruckskraft ist.

TAGESGESCHICHTE

In der Peter-Pauls-Kirche zu Nikolskoe bei Potsdam wurde am 8. November die Trauerfeier für den Prinzen Friedrich Karl von Preußen abgehalten. Die sterblichen Überreste des am 6. April 1917 in Rouen (Frankreich) verschiedenen Kampffliegers waren am Tage vorher von dem Gefangenenfriedhof in St.-Etienne-du-Rouvray nach der Heimat übergeführt und aufgebahrt worden. Zu der Feier waren die Mitglieder der Hohenzollernfamilie fast vollständig vertreten, auch Reichspräsident v. Hindenburg und Generalfeldmarschall v. Mackensen befanden sich unter der Trauerversammlung. Über der Kirche zog ein Flieger mit schwarzen Trauerwimpeln seine Kreise und warf einen Kranz vom Ring der Flieger ab. Die Beisetzung erfolgte dann am nächsten Tage in der Familiengruft in Klein-Glienicke. Sehr weihevoll verlief auch am 7. November die Überführung der Leiche nach Nikolskoe. (Vgl. unsere Zeichnung auf der übernächsten Seite.) Der Sarg wurde von Reichswehrsoldaten aus der Bahnhofshalle in Neubabelsberg an Bord des Dampfers „Wannsee“ getragen. An der Landungsstelle Pfaueninsel legte dann das Schiff an. Hier hatte eine Reihe von Abordnungen vaterländischer Verbände mit Spielleuten und Fackelträgern Aufstellung genommen. Sie begleiteten die Leiche mit dem Lied „Ich hatt' einen Kameraden“ nach der Peter-Pauls-Kirche in Nikolskoe, wo der Sarg zur Trauerfeier aufgebahrt wurde. — Prinz Friedrich Karl war der Bruder des am 6. Juli beim Reitturnier in Luzern tödlich verunglückten Prinzen Sigismund, Enkel von Prinz Friedrich Karl, dem bekannten Heerführer im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71, und Sohn des Prinzen Friedrich Leopold von Preußen; durch seine Mutter Luise Sophie, Prinzessin zu Schleswig-Holstein, eine Schwester der verstorbenen Kaiserin Auguste Viktoria, war er ein Neffe Kaiser Wilhelms II. Der Prinz wurde als Rittmeister im deutschen Fliegerkorps am 21. März 1917 bei einer Notlandung in den englischen Linien schwer verwundet und erlag dann zwei Wochen später in einem englischen Feldspital seinen Verletzungen.

Im historischen Königsschloß Capodimonte zu Neapel fand am 5. November die Vermählung des Herzogs Amadeus von Apulien, Sohnes des Herzogs von Aosta, mit der Prinzessin Anna von Bourbon-Orleans statt, Tochter des Herzogs von Guise aus dem Hause Frankreich (Bourbon-Orleans), das Anspruch auf den französischen Thron erhebt. Im Anschluß an die Ziviltrauung wurde in der Kirche San Francesco di Paola die kirchliche Trauung vorgenommen. Als Trauzeugen der Prinzessin Anna fungierten König Alfons von Spanien und der durch den belgischen Botschafter vertretene König von Belgien, als Trauzeugen des Herzogs von Apulien der italienische Thronfolger und der Graf von Turin. Der Feierlichkeit wohnten außerdem bei: der König von Italien, alle italienischen Prinzen und Prinzessinnen sowie zahlreiche ausländische Fürstlichkeiten aus Bulgarien, Belgien, Dänemark und Österreich. Die Hochzeit wurde mit einem großen Aufwand von Prunk gefeiert; die Herzogin von Orleans trug Schmuckstücke, die einst im Besitze der Königin Marie Antoinette von Frankreich waren.

Auf dem Platz vor dem Parlamentsgebäude in Budapest, der nunmehr Kossuth-Platz heißt, wurde am 6. November das mächtige Marmordenkmal Ludwig Kossuths enthüllt. Es stellt den ungarischen Freiheitshelden, umgeben von seinen Ministerkollegen, zur Zeit des Befreiungskampfes dar. (Kossuth [1802—1894] war im Jahre 1848 im ungarischen Ministerium des Grafen Batthyány Finanzminister. Später wurde er Präsident des neuen Landesverteidigungsausschusses. Bei der Unabhängigkeitserklärung Ungarns am 14. April 1849 übernahm Kossuth den Posten eines regierenden Präsidenten. Nach dem Mißglücken dieser Bewegung ging er ins Ausland und lebte lange Zeit als Führer der ungarischen Emigranten in London und dann in Italien. So starb er auch im Exil am 20. März 1894 zu Turin; seine Leiche wurde kurz darauf nach Budapest übergeführt und dort unter großen Feierlichkeiten beigesetzt.) Bei der Denkmalsweihe hielt der greise Politiker Graf Albert Apponyi die Festrede. Außer dem Reichsverweser und den Mitgliedern der Regierung waren auch Angehörige des Hauses Habsburg, die Erzherzöge Joseph, Albrecht und Joseph Franz, zugegen.

Max Schmelings K.-o.-Sieg über Hein Domgörgen war keine Überraschung. Der Europameister im Halbschwergewicht kämpfte, auch in den Runden, in denen der deutsche Mittelgewichtsmeister Domgörgen führte, ganz überlegen. In der siebenten Runde, die schon so oft die kritische gewesen ist, mußte der Kölner Domgörgen durch einen wohlgezielten Rechten Schmelings zu Boden und wurde ausgezählt. Diesem großen Box-Ereignis, das von guten Rahmenkämpfen umgeben war, wohnten in der neueröffneten Sporthalle „Achilleion“ auf dem Messe-Ausstellungsgelände in Leipzig über 8000 Zuschauer bei und jubelten dem Sieger wie auch dem anerkennenswert kämpfenden Unterlegenen begeistert zu.



Die Tragödie der häßlichen Frau: Szene aus dem Drama „Die Petroleum-Inseln" von Lion Feuchtwanger, das am 30. Oktober im Deutschen Schauspielhaus zu Hamburg zur Uraufführung gelangte. Ganz rechts Maria Krahn als Miß Deborah Gray, die Präsidentin der Petroleumgesellschaft auf den legendären Inseln im Stillen Ozean.



Von der Uraufführung des Schauspiels „Grenadier Felsing" von Ernst Geyer im Thalia-Theater zu Breslau am 5. November: Bühnenbild mit Lili Barnay als Frau des Grenadiers Felsing (zweite von links) und Sigurd Lohde in der Titelrolle (dritter von rechts).



Nebenstehend: Zur 500-Jahrfeier der St.-Georgs-Kirche in Nördlingen (Schwaben): Die Kirche zum Hl. Georg mit dem wuchtigen, 90 m hohen Turm, zu der am 30. November 1427 der Grundstein gelegt wurde. Ihr Turm, im Volksmund seit alters der „Daniel" genannt, beherrscht weithin die Ries-Landschaft um Nördlingen.

BÜHNENSCHAU

Ein durch seine Eigenart aus der Dramenproduktion unserer Tage herausragendes Experiment unternimmt Lion Feuchtwanger mit seinem am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg uraufgeführten Drama „Die Petroleum-Inseln". Diese erdölreichen Inseln liegen irgendwo im Stillen Ozean, und über sie herrscht die machtgierige Präsidentin einer Petroleumgesellschaft, der die Natur ein häßliches Antlitz verliehen hat. Diese Miß Deborah Gray, vom Volke die „Äffin" genannt, ist der Typus der geschäftstüchtigen Frau, die auch über ihre Gefühle volle Souveränität bewahrt, im Gegensatz zu ihrer Rivalin, Miß Charmian Peruchacha, einem Weibchen, das sich die Insel als tropisches Paradies wünscht. Einmal wird allerdings auch die Gray schwach, indem sie sich in den russischen Volkskommissar Ingram verliebt. Als Ingram ihren Weibesstolz verletzt, räumt sie ihn und ihre Nebenbuhlerin aus dem Wege und ist wieder ganz Mächtige und Siegerin. — Das aus kinomäßig aneinandergereihten Szenen bestehende Stück, in dem sich das von Feuchtwanger in dem Roman „Die häßliche Herzogin Margarete Maultasch" gestaltete Thema wiederholt, fand einigen Beifall.

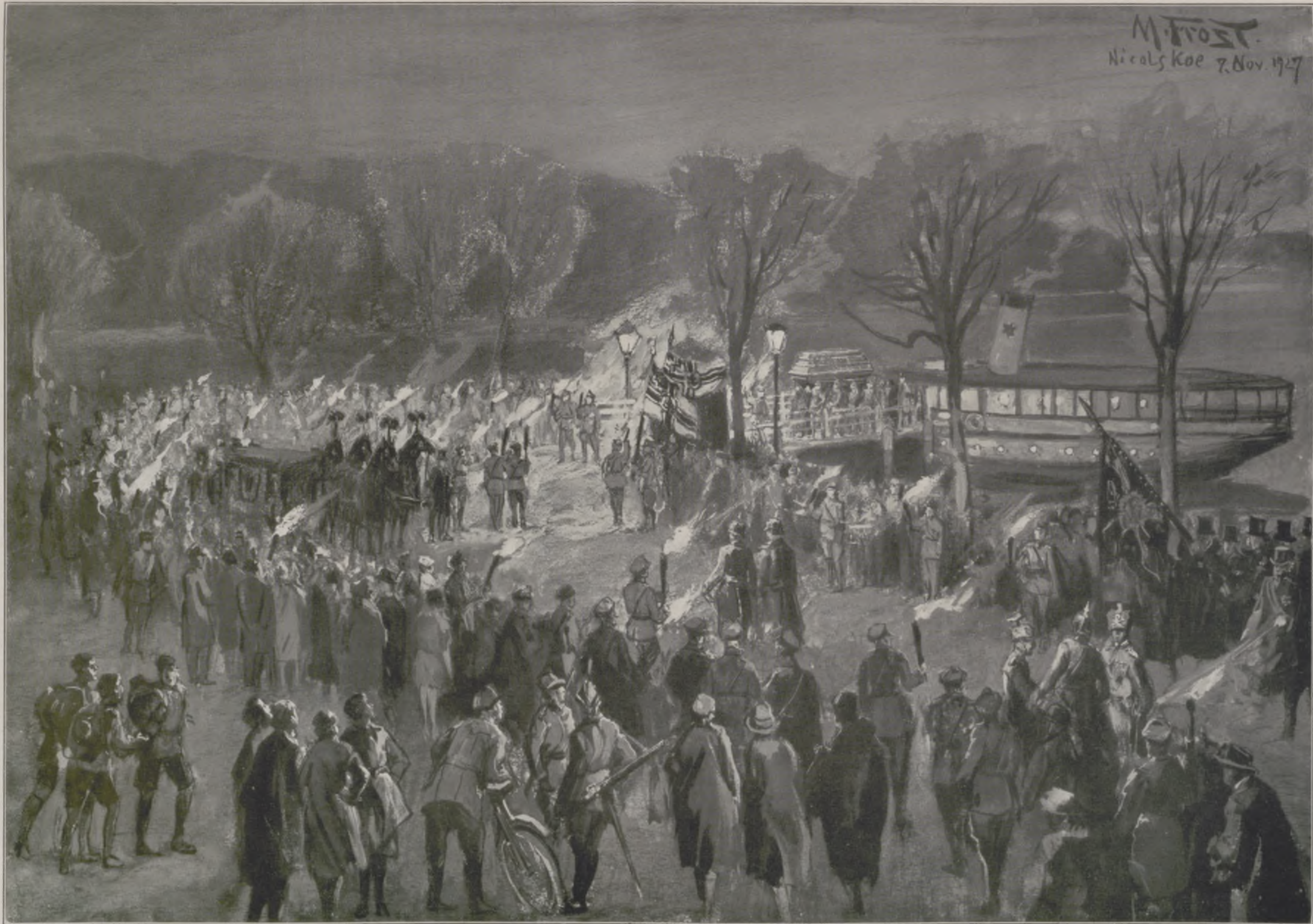
Im Breslauer Thalia-Theater stellte sich zum erstenmal als Dramatiker Ernst Geyer, seines Zeichens Arzt in Krummhübel, vor mit dem Schauspiel „Grenadier Felsing". Darin klingt die von Toller in „Hinkemann" behandelte Tragödie des im Kriege verstümmelten Mannes an. Grenadier Felsing ist in der Schlacht bei Burkersdorf (Siebenjähriger Krieg) schwer verwundet worden und muß nun fühlen, wie dadurch seine Ehe zum Unglück verurteilt ist. Als er merkt, wie seine Frau zu einem seiner Kameraden hinneigt, tötet er den glücklicheren Nebenbuhler. Die tiefe Tragik und der Ernst des Stückes übten starke Wirkung aus.





Zur feierlichen Überführung der Leiche des in Frankreich als Flieger gefallenen Prinzen Friedrich Karl von Preußen nach Nikolskoe bei Potsdam am 7. November: Im Kreis: Prinz Friedrich Karl, geb. 6. April 1893, gest. 6. April 1917. (Phot. Eberth, Berlin.)

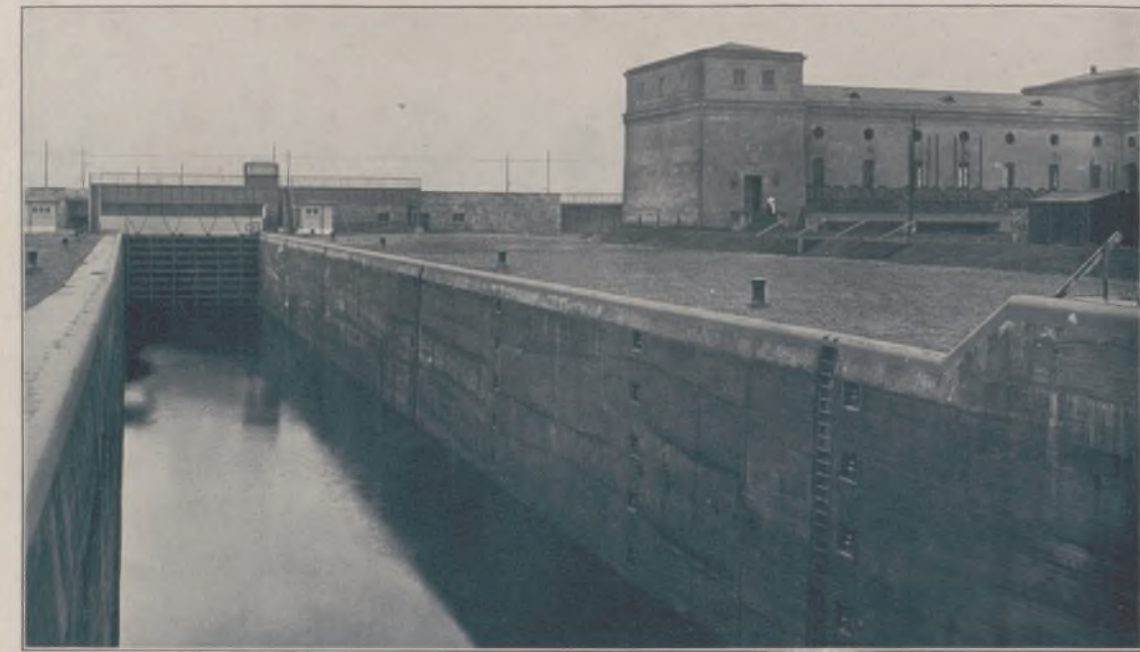
Aus den Tagen des Weltkrieges: Prinz Friedrich Karl mit seinem selbstkonstruierten Flugzeug, das er auch bei seinem letzten Flug benutzte. (Phot. A. Groß, Berlin.) — Hierzu auch die Zeichnung auf nächster Seite.



Die Heimkunft der sterblichen Überreste des in Frankreich gefallenen Prinzen Friedrich Karl von Preußen am 7. November: Der Sarg mit der Leiche des Prinzen wird an der Landungsstelle Pfaueninsel von Bord des Dampfers „Wannsee" an Land gebracht zur Überführung nach der Peter-Pauls-Kirche zu Nikolskoe bei Potsdam (vgl. die Notiz unter „Tagesgeschichte").

Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost.



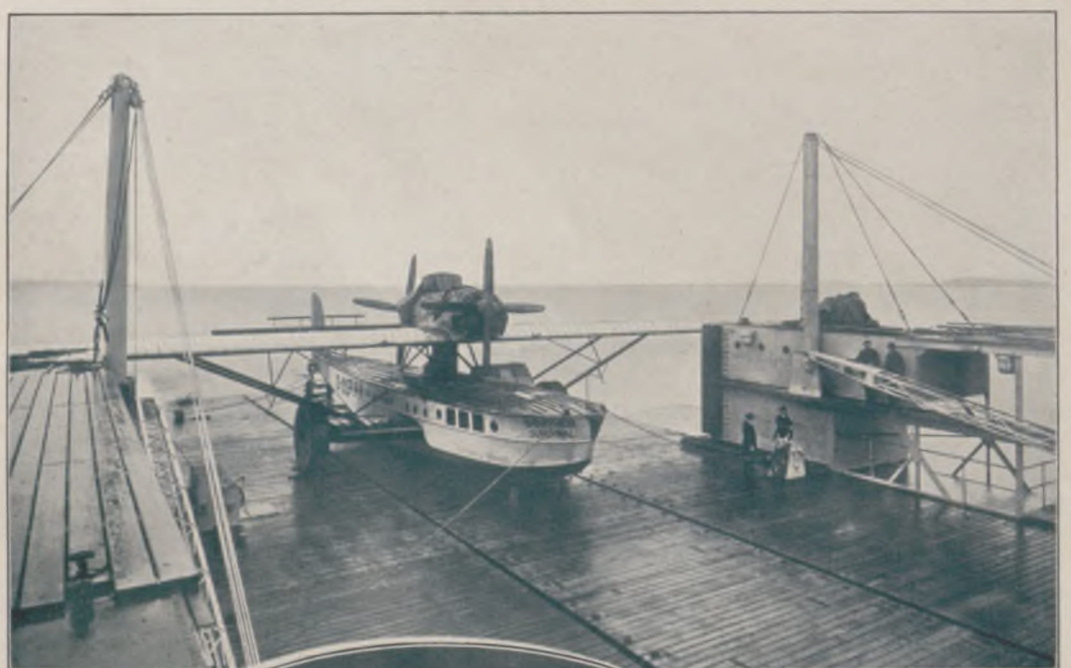


Zur Vollendung der Ruhr-Kanalisierung: Die vor kurzem eröffnete Raffelbergschleuse bei Mülheim, die die Ruhr mit dem Rhein-Herne-Kanal verbindet. Der 130 m langen und 13 m breiten Schleuse ist ein Kraftwerk angeschlossen.

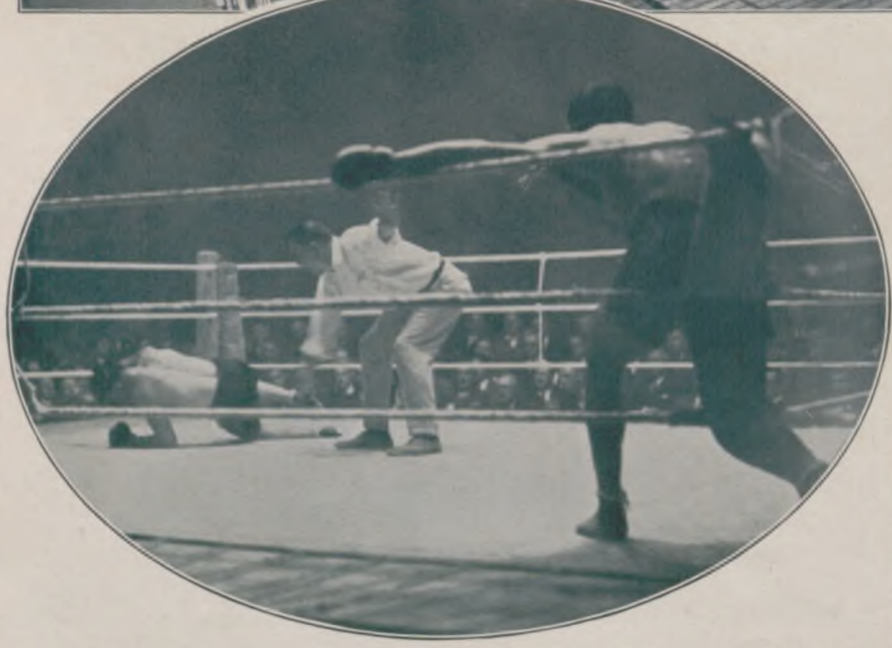
Links nebenstehend: Norddeutschlands höchster Schornstein: Der neue, 116 m hohe Schornstein der Überlandzentrale des Kieler Elektrizitätswerkes am Nordostsee-Kanal. Dieses erstmalig in Deutschland nach amerikanischer Bauart in Eisenbeton hergestellte Bauwerk wird die Rauchgase von etwa 38 Tonnen verbrannter Kohle (in der Stunde) abziehen.

Rechts nebenstehend: Zur Silbernen Hochzeit des bekannten Violinvirtuosen Fritz Kreisler: Fritz Kreisler mit seiner Gattin, der Deutsch-Amerikanerin Harriet Kreisler, die sich in der Nachkriegszeit durch ihre Wohltätigkeit um Deutschland und Österreich große Verdienste erworben hat.





Nebenstehend: Das erste Flugzeugdock der Welt: Das von den Flender-Werken in Lübeck erbaute 100-Tonnen-Schwimmdock für Flugboote mit seinem ersten Patienten, einem Dornier-Superwal. — **Unten rechts:** Fußball-Tennis, eine neue Sportart, wie sie bei einem Londoner Fußballklub eingeführt wurde: Die Teilnehmer, die den Ball während des Spiels nicht auf den Boden kommen lassen dürfen, erhalten durch das „Köpfen" der Bälle eine ausgezeichnete Technik in dieser für den Fußball wichtigen Schußweise.



Vom Kampf um die Deutsche Halbschwergewichtsmeisterschaft zwischen dem Europameister seiner Klasse Max Schmeling und dem deutschen Mittelgewichtsmeister Hein Domgörgen in der kürzlich eröffneten Sporthalle „Achilleion" zu Leipzig am 7. November: Domgörgen (links) am Boden nach dem K.-o.-Schlag von seiten des Siegers Schmeling (rechts); in der Mitte Paul Samson-Körner als Ringrichter.



PAUL RENOVANZ.

Der Kaiser stirbt.

NOVELLE.

(1. Fortsetzung.)

Zwei, sagst du?" Er forschte, heiser vor Erregung. „Du erkanntest sie nicht? Auch nicht einen davon?"

„Besinn dich, Lieven! Jetzt verlangst du noch, daß ich mich auf die Physiognomien der Petersburger Lakaien kapriziere! Du bist übernächtig, mein armer Freund."

„Urteile doch selbst: Eine elende Mietskalesche und zwei Bedienstete?"

„Gewiß", lächelte sie geringschätzig. „Löse du das Rätsel!"

„Es ist gelöst."

„Und?"

„Die Diener sind verkappte Offiziere."

„Du!" schrie sie und griff hastig nach seinem Arm. „Recht hast du, natürlich — andere Erklärungen gibt es nicht! Wie Binden fällt's mir von den Augen. Und nun — wie seltsam — seh' ich auch klarer als vorhin... deutlich hellen sich die Gesichter auf. Warte, laß mich nur nachdenken. Den einen kannt' ich doch! Sein buschiger Backenbart hob sich scharf im Schneelicht ab: Pawel Ouwarow... nein, nein, ganz unverkennbar. Unter Tausenden fänd' ich ihn heraus, kann mich da unmöglich täuschen. Er war's, er selber. Begreifst du das?" Sie zitterte vor Eifer.

„Ouwarow?" murmelte Lieven, „des Kaisers Generaladjutant?"

Fest schmiegte sich da Dorothea Christopherowna an den Gatten: „Geh, Lieber, nimm das Zeichen im Guten wie im Schlimmen: Warnung oder Lockung — es bleibt sich gleich... geh! Du mußt gehen!"

II.

Er kam aus den Zimmern des Zarewitsch. Sein Gesicht war bläulichrot. Die Adern traten an den Schläfen in quillenden Strängen hervor. Der Blick, auf das Geflecht des Läufers geheftet, war der eines gereizten Stieres. Schwelender Zorn wölkte auf niedriger Stirn.

Schwankend erklomm Paul die Stiege zu seinen Gemächern. Eine Fregatte, deren Steuer trunkenen Händen anvertraut ist, taumelte die geduckte, zyklopisch gedrungene Gestalt über die Korridore des Michaelpalastes und verschwand hinter einer unsichtbaren Tür, die sich geheimem Knopfdruck öffnete. — — —

„War er das?" fragte befremdet der österreichische Gesandte.

„Seine Majestät, der Zar aller Reußen, Paul I. von Rußland, unser Allergnädigster Herr, jawohl. Euer Exzellenz Scharfsinn ist bewunderungswürdig", lachte Graf Adlerberg.

Die Herren waren gerade noch rechtzeitig hinter einen Marmorkamin der oberen Galerie geflüchtet. Dem Trunkenen mochten sie nicht begegnen.

„Der Kaiser wird Sie in seiner Unpäßlichkeit kaum vermissen."

„Ja, aber schaun S' — die Audienz, Herr Graf?"

Adlerberg zuckte gleichmütig die Achseln:

„Läuft uns nicht davon. Wenn er seinen Rausch ausgekostet hat, schicke ich beizeiten Estafette. Kommen Sie — nein, nicht da hinauf. Das Säulentreppchen hinab. Glaub's schon, daß man sich im Michaelpalast verirren kann."

„Sagen S', Herr Graf, wie sind Majestät auf den Gedanken, auf... auf, verzeihen S' halt schon, die Absurdität solch kolossifchen Bauwerks gekommen?"

Die Herren standen vor dem Dienstzimmer des Grafen.

„Die Frage läßt sich nicht in drei Sätzen beantworten. Interessiert Sie aber die ein wenig komplizierte Baugeschichte, mache ich mir ein Vergnügen daraus, Exzellenz ein kleines lokalgeschichtliches Privatissimum zu lesen — unter Berücksichtigung des — pst! — legendären Nimbus, der hier reichlich in Anspruch zu nehmen ist."

„Ah, da machen S' mich neigierig!"

Der Haus- und Adelsmarschall nötigte seinen Gast in einen bequemen Armstuhl.

„Sie wissen, daß dieser runde, dicke Bienenkorb, besser noch: der seltsam verwirrende, labyrinthisch verschlungene Fuchsbau erst im vergangenen Jahre vollendet worden ist?"

„Gewiß, gingen ja Wundermären umanand."

„Nun, der Zar hat den Palast aufführen lassen, da er, wie er meinte, den Befehl vom Himmel selbst empfangen hat."

„Vom Himmel selber? Ist kurios!"

„Ja. Man erzählte sich damals — es war im Frühjahr 1797 — daß ein kaiserlicher Wächter bei der Ablösung in einem Zustand der Verzückung begehrt hätte, vor den Kaiser geführt zu werden — er habe ihm große und geheime Botschaft zu überbringen. Der Wachthabende hielt den Mann, einen einfältigen Bauern aus dem Tulaer Gouvernement, für verrückt und wollte ihn kurzerhand einsperren lassen."

„Wohl wär' ihm gewesen", murmelte der Baron.

„Dem Wachthabenden oder dem Wächter?" mokierte sich Adlerberg. „Aber lassen wir das unentschieden. Der Leutnant schüttelte ärgerlich den Kopf. Kann man verstehen: Der Wunsch eines blödsinnigen Muschik, Seiner Majestät gewissermaßen einen schönen und guten Morgen zu wünschen, war ja blanker Wahnsinn, nicht wahr? Man mußte also den Narren vor sich selber schützen. Als man im Begriff war, ihn abzuführen, schrie er, ein überirdisches Leuchten im Gesicht: ‚Brüder! Brüder! Was tut ihr!' Betroffen von solch inbrünstiger Eindringlichkeit, meldete der Offizier die Sache dem Grafen Pahlen, und der unterbreitete sie schließlich dem Zaren. — Übrigens habe ich die Geschichte wortwörtlich von Pahlen. Sie können sie sich von ihm gelegentlich bestätigen lassen."

„Wär' net schlecht," verwahrte sich jovial Baron Wreden, „ist net gut Kirschen essen mit dem Generalgouverneur. Soll ein übel grandiger Herr sein, kenn' ihn eh kaum. Mit Ihnen, scheint mir, ist schon besser plauschen."

„Sie schützt doch Ihre Exterritorialität", scherzte Adlerberg. „Aber wirklich: Pahlen ist so übel nicht, werden ihn ja noch kennenlernen. — Er also meldet Seiner Majestät den Vorfall, nicht ohne anzudeuten, daß man es wahrscheinlich mit einem Idioten oder abgefeimten Schurken zu tun habe. Der Kaiser? — Reagierte auf die Warnung mit einem Grunzen. Das tut er, müssen Sie wissen, immer, wenn ihm was wider den Strich läuft, namentlich aber, wenn ihm einer mit dem schwarzen Mann droht. Mon Dieu! Wer sich, wie er, von Verrätern umgeben weiß, nimmt eben mit der Zeit seltsame Gepflogenheiten an. Hierzulande und insbesondere wir am Hofe sind, versichere ich Sie, einen merkwürdigen Umgangston mit dem hohen Herrn gewohnt... tja. Also: einer plötzlichen, dumpf witternden Eingebung folgend, gab Seine Majestät dem Pahlen einen Wink; eine Sekunde darauf führte der Graf den Soldaten herein.

Der Zar fixierte seinen sonderbaren Besucher eine Ewigkeit; mir wäre siedend heiß geworden, das dürfen Sie mir glauben. Seine Blicke sollen dem armen Teufel gleich schwarzen Pfeilen entgegengezuckt sein. Dabei spielte die Hand mit einem breiten Messer, dessen Heft aus durchscheinendem Email gearbeitet war — einem Ehrengeschenk übrigens der Gilde der Messerschmiede.

‚Sprich, Soldatchen,' lockte tückisch der Zar — wie eine Schlange, sagt Pahlen, die das Kaninchen umzüngelt — ‚wäre mir leid um dich, wenn das verirrte Seelchen nicht die Einfalt deines armseligen Knechtsgesichtes teilte. Weit ist der Weg über Tobolsk nach Irkutsk... weißt das ganz gut. Weit, immer weiter... Geschichtchen von Schnee und Kälte und Hunger klirren die Ketten meinen verlaufenen Kinderchen' — ein gräßlicher Singsang, wie Sie sich denken können — ‚klirren und verstummen auf Kadavern.'"

„Pfui Kuckuck!" Wreden schüttelte sich.

„Nur weiter... ‚stärke dein Gedächtnis, Freundchen, über dem, was du mir zu sagen hast — damit du das Wörtlein Sibirien nicht vergißt. Gut mein' ich's mit dir... gut. Rede, du Stockfisch!'

Weiß Gott: eine heillose Situation für den waghalsigen Narren! Sengende Flugfeuer verkrampfter Wut brannten plötzlich auf den Wangen des Wahnsinnigen. Die argwöhnische, lauernde Freundlichkeit war in weibisches Kreischen umgeschlagen.

Was tut der Soldat — was glauben Sie wohl?

‚Väterchen! Gesalbter des Herrn!' — hebt, wie zum heiligen Osterfest der Pope das Sanktuarium, die braunen Bauernhände empor — ‚Siehe, ich bringe Gnade dir und deinem Haus. Ein Knecht bin ich, und Segen kündet dir mein Mund. Wisse, daß mir in dieser Nacht der Erzengel Michael erschienen ist. So geblendet war ich von der Fülle seines Glanzes... mein unreines Antlitz barg ich zitternd im Staube. Mit Namen rief mich der Heilige... sprach: Fedor Fedorowitsch! Bringe Botschaft deinem Herrn, dem Knecht Gottes und Zaren Paul, daß er einen Sohn haben wird, Michael soll er ihn heißen.'

Ein Keuchen quoll aus des Kaisers Brust.

‚Sprich, Bruder! Sprich!' röchelte er in jauchzendem Erschrecken. ‚Wer bist du, der mich glauben lehrt, was längst in mir erlosch? Als dein Hund will ich dir folgen... mit Gold will ich dir die Taschen füllen, frei sollst du sein und ein Herr an meiner Seite. Was offenbarte dir der Strahlende? Michael... Süßer... Kommender... Ungeborener — mein Anker wirst du sein, mein frommes Unterpfand... Fedor Fedorowitsch, Mann des Frohlockens, ich schäme mich der Tränen nicht; die Gnadenjungfrau selbst erquickte mich. Und lögst du ... ach, Lieber, zu hold wär' deine Mär, als daß man dich noch peitschen dürfte.'

Der Mensch machte eine milde, tröstliche Gebärde.

‚Glaube, du unser Vater! Vertraue, Zar Paul!' Er faßte seine Hand. ‚Mit Gottesfurcht sprenge den Zweifel, wie lebendiges Wurzelgeflecht toten Felsen bricht.'

Ein schlichter Wundertäter — seltsam und bannend. Sie lachen, Exzellenz? Nun, Pahlen verging der Spott. Ich selber gebe nichts auf komplizierte Dinge; gerader Weg bleibt immer die Vernunft. Und

Schwindel? Mystik? In diesem Falle nicht. Bestimmt nicht, die Sache hier ist höheren Ursprungs."

„Ah nein, verehrter Freind, wo denken S' hin! Ich dachte justament, der kleine Michael hat Wort g'halten."

„Der kleine? Ach so, Sie sind mir weit voraus."

„Pressiert net gar so arg, bitt' recht sehr um Vergebung — ein Scherz, ein gutgelaunter. Ja schaun S', Herr Graf, das große, das heilige Rußland liegt unserm Herrgott halt doch a weng näher als so manches andre Landel. Und nun, Sie sehn mich völlig bei der Sach'. Was, bitt' schön, tat der Zar?"

Adlerberg nahm lächelnd die Erzählung auf.

„Ich komme ohnehin zum Schluß. Der Soldat schwur Stein und Bein, daß ihm der Erzengel in jener Nacht nicht einmal, sondern dreimal erschienen sei, und dreimal habe er am Chinesischen Pavillon des Sommergartens Spruch und Verheißung vernommen. Den Befehl, an dieser Stelle einen Palast zu bauen, hat der Kaiser denn auch ohne Säumen ins Werk gesetzt, ‚damit sein und seines Kindes Ruhm hinaufwachse zu den Sternen', wie der Mann aus Tula ein bißchen vollmäulig versicherte. War wohl in so 'ner Art Ekstase. —

Das also die Vorgeschichte, die zur Grundsteinlegung des Michaelpalastes führte. Und während die Bauleute fronten, schenkte Ihre Majestät, wie Sie sich zu erinnern die Güte hatten, am 28. Januar 1798, also vor drei Jahren, einem Knaben das Leben: Michael."

„Sonderbar, höchst sonderbar", gestand der Baron.

„Ja, und vielleicht noch sonderbarer das Palais selbst. Ganz unrecht haben Sie nicht: ein wahres Monstrum seiner Art. Diesem Pauls-Labyrinth, einem vollendeten Baugeflecht mit Geheimgalerien, gewundenen unter- und oberirdischen Gängen und Schlupfwinkeln, verborgenen Türen, Pforten und Pförtchen, Treppen und Treppchen, Hallen, Rundläufen und Durchlässen könnten Sie sich unter keinen Umständen ohne zuverlässigen Führer anvertrauen. Da bedarf es schon eines jahrelang geschärften Ortssinnes, um sich leidlich auszukennen. Mir sagte mal ein kluger Mann, daß sich in diesem gigantischen Bau das steinerne Entwicklungsbild seines Schöpfers dokumentiere: der mächtige Haupteingang ... die sämtliche Stockwerke verbindende, riesige Treppe — soweit ganz ordentlich; auch der junge Zar zeigte verheißende charakterliche Anlagen. Und denken Sie an die unendlich oft abzweigenden kleinen, unansehnlichen Seitengänge, die wieder im Grenzenlosen, Unentwirrbaren enden, so haben Sie, ins Menschliche übertragen, eine Verschlungenheit, die nicht mehr Anfang noch Ende kennt.

Und nun, Herr von Wreden, erweisen Sie mir nach diesem absonderlichen Vortrag die Ehre, einen kleinen Imbiß bei mir einzunehmen. Kennen Sie unsere Sakuska, unsere hübschen gaumenreizenden Sächelchen vor jeder rechtschaffenen Mahlzeit?"

„Fixlaudon no amal! Darauf brenn' ich schon lang", schnalzte der Baron. — — —

Als die Pferde anzogen, machte der Graf seinen Gast auf ein gewaltiges Steinband aufmerksam, das sich quer über die Palaisfront zog und eine aus 47 Buchstaben bestehende Bibelinschrift trug.

„Der Zufall wollte es, daß Paul gerade siebenundvierzig Jahre zählte, als er in den Michaelpalast übersiedelte. Das war vor zwei Monaten, fast auf den Tag genau."

„Hören S' auf, Herr Graf! Ganz marod machen S' mich noch mit Ihren wunderbaren Überraschungen!"

Lachend stoben sie davon.

*

Die Tür glitt ins Schloß.

Er stand auf der Schwelle. Wie festgewurzelt. Regungslos. Die Hände an die Pfosten gekrallt. Nur die mächtige Brust hob und senkte sich. Unablässig ... pfeifend. Kein menschlicher — ein tierischer Blasbalg spie da berstende, rasende Flüche über verzerrte Lippen.

„Hund, gottvergessener sanftmütiger Lump! Zertreten will ich ihn, zermartern wie ekles Gewürm. Weniger als eine Kellerschabe ist er. Hohle, gleißnerische Fratze ... da ... da, äch" — er stieß mit der Faust ins Leere — „du Dreck! Du Aas! Nach der Krone schielt er, der schleimige Auswurf ... nicht warten kann das Muttersöhnchen, bis es an die Reihe kommt ... Satan! Satan!" —

Weinkrämpfe warfen ihn aufs Ruhebett. Zuckungen durchliefen den Körper. Die Fingerknöchel bohrten sich in die Augenhöhlen.

So lag er lange. Fühlte dann, wie der Sturm sich langsam sänftigte. Hob, fletschend und verängstigt, den struppigen Kopf. Mit spähendem Argwohn tastete er Türen und Wände ab. Ein Knistern im Gebälk, rieselnder Mörtel hinter Tapeten ließen ihn vor Furcht erstarren ... Nichts? ... Niemand, der ihn im verborgenen beschlich?

Paul richtete sich auf. Seit frühester Jugend war er von hemmungsloser Angst besessen, lebenslang eingepreßt gewesen in die Folter der Feigheit. Die Fesseln tobender Hilflosigkeit ließen ihn bei Tag Gespenster sehen. Halluzinationen zernagten ihm das Herz. Wie er es gewohnt war, seine Mutter mit zitterndem Mißtrauen zu betrachten, legte er nun zwischen sich und seine Familie den Eiswall des Argwohns.

„Unhold!" knirschte er. Der Gedanke an Alexander trieb ihm das Blut in die Augen. „Töten willst du mich, Verfluchter? Kaltmachen, wie die verbuhlte Mutter meinen Vater kaltgemacht hat? Erweckst den Anschein, als klebtest du an blöder Astronomie und Nautik. Streust listig und verschwiegen einen Wust von Blättern, Skizzen und Tabellen über deinen Tisch und stinkst nach fleißiger Verruchtheit. Dein schwacher Kopf hilft diesmal dir nicht aus der Schlinge ... wir kriegen dich — und müßte ich selber dir das hochverräterische Eingeständnis mit Zangen aus dem Leibe zwicken. Verdorbener Komödiant! Läßt den Beweis vatermörderischer Gesinnung vor aller Welt offen liegen! Wozu hat man denn Schlüsselchen ... Affe ... äch ... äch ... schlechter ... äch ... niederträchtiger Kerl."

Er erhob sich. Klingelte.

Maß Koutaissow mit glitzerndem Blick.

„Sie beraten den Zarewitsch bei seinen Studien ... bei seiner Lektüre?" Mehr malmte sein Mund die Worte, als daß er sie sprach.

„Es gereicht mir zur höchsten Ehre, Sire."

„Ehre?"

Koutaissow wich zurück. Sah ein gedunsenes Gesicht. Über gelbes Gebiß fuhr blitzschnell die Zunge.

„Ehre?" Gleich einem Peitschenhieb gellte der Hohn. „Sie konspirieren! Wiegeln auf! Sagen Sie selbst, wie man Aufrührer ‚ehrt'!"

„Gott ist mein Zeu—"

„I c h bin Zeuge," schäumte der Kaiser, „daß Sie ein nachlässiger oder abgefeimter Schuft sind! Ich, ich selbst bezeuge es! Gott ist weit ... Wollt ihr den auch mit euren eidbrüchigen Mäulern begeifern? Aber ich ... ich ..." Die Stimme überschlug sich.

„Majestät!"

„Schweig! Hund! ... Hunde, ihr alle", heulte er, rasend vor Zorn. „Glaubt ihr, ich käme euch nicht auf eure Schliche? Sollen die Ahnenbilder der Romanows immer nur mit Blut gemalt werden? Oder hat es nichts zu bedeuten, wenn man sich, Seine Kaiserliche Hoheit und sein sauberer Berater, hinter verschlossenen Türen mit Tyrannenmord beschäftigt? — ‚Tragödie von Cäsars Tod' — du kennst den Schmöker ganz gut ... Willst du's leugnen? Hast ihn dem Laffen vielleicht in die Hände gespielt? Nein? Dann hättest du's verhindern müssen. Das," er hieb dem Erschreckten beide Fäuste ins Gesicht, „kaue daran! Verrecke an deiner meineidigen Ergebenheit!"

Koutaissow klirrte gegen das Kamingitter. Sein Gesicht war aschfahl und verzerrt. Wie im Fieberfrost bebten die Glieder. Sein Herz tat rasende Schläge. Sollte er diesen tollen Hund da erwürgen? Schatten trübten den Blick. Gemach — nicht er war zum Werkzeug der Vergeltung bestimmt. Aber jener würde seinem Schicksal nicht entgehen. Niemand weiß um Zeit und Stunde seines Todes. Auch du nicht, Zar Paul!

Eisern hatte sich der General in der Gewalt. Und eisern war die Maske, die er seinem Herrn zuwandte.

„Sire," sagte er starr, „Sie beanspruchen das Vorrecht des Starken der Kreatur gegenüber. Gut. Ich trage die Schläge nicht als brennende Scham aus diesem Zimmer, denn ich habe vielfältigen Beweis für Ihre Güte. Aber daß Sie mich ins Herz trafen ... das ... daran könnte ich sterben."

Der Zar hatte kaum recht hingehört. „Lalala" machte er und drückte damit grenzenlose Gleichgültigkeit aus.

Seine lodernde Wut war zu einem kranken Flämmchen zusammengefallen.

Von einem hölzernen Gestell, das eine bescheidene Handbücherei enthielt, nahm er die „Geschichte Peters des Großen". Es schien, als habe er den Auftritt wieder vergessen. Während er in dem Bande blätterte, brummte und sang er dumpf und gaumig, in einer Art barbarischen Behagens, vor sich hin. Ein Soldatenlied. Die Kosaken hatten es aufgebracht. Auf und ab torkelte die rostige Stimme:

> „Beim frohen Schmaus die Sporen klirr'n.
> Was zahlt ihr? — fragt die schöne Dirn.
> Der Preuße gibt den Taler her,
> Der Pole einen Gulden schwer —
> Der Sohn der Steppe aber spricht:
> Kosaken trink'n, doch zahl'n sie nicht ...

... trink'n, doch zahl'n sie nicht", lallte er und wiegte den quadratischen Schädel. „Sagen Sie selbst, Wladimir Wladimirowitsch, ob es Menschen gibt, die auch Blut trinken? Vampire ... Nachtgespenster meine ich nicht ... so Leute meinetwegen, wie Sie und Ihresgleichen ... Haben S i e schon Menschenblut getrunken, Wladimir Wladimirowitsch? Äch" — er machte, ohne jenem Gelegenheit zur Antwort zu lassen, die Gebärde des Abscheues — „wie ihr lügt ... wie ihr alle lügt!"

Seite für Seite umschlagend, setzte er den wüsten Gesang fort. Sadistisches Grinsen machte seine unschönen Züge noch abstoßender.

„Kosaken, meine Kosakchen ... brave Burschen ... tapfer und schneidig, trinken, was geb' ich dir, was gibst du mir? weißen Täubchen das rote sanfte Blut aus der Brust ..." Wie Streicheln klang das Murmeln. In glotzendes Träumen sank der Trunkene.

Koutaissow stand steinern. Keine Muskel regte sich. Das da ... war ... entsetzlich. Wie lange er so verharrte — er wußte es nicht. Bis ihn die furchtbaren Augen trafen.

„Was starrst du, Mensch? Brauche keine Gaffer."

Grübelnd tastete er nach der Stirn. Was wollte er doch? Sein Kopf gab nichts mehr her. Der Blick fiel auf das Buch.

Und wieder befeuchtete er den Finger, emsig ... von peitschender Hast angetrieben ... bis er die Stelle gefunden hatte, die vom Tod des Zarewitsch, Sohnes und Erben Peters handelte: Alexeis, der auf Befehl des kaiserlichen Vaters ermordet wurde.



Wilhelm Hauff und die Gestalten seiner Dichtungen. Zeichnung von R. Duschek.

Existenz so, daß die dreijährige Verlobung im Februar 1827 zur Heirat führt. Ein Leben des Glücks und Erfolgs breitet sich vor Hauff aus. Der Plan zu einem großen Andreas-Hofer-Roman führt ihn im Sommer nach Tirol. Aber ehe er ans Werk gehen kann, wirft ihn Krankheit, wahrscheinlich Grippe, nieder; er sieht zwar noch seine am 10. November geborene Tochter, am 18., einem Sonntag, ist er aber dem Todesstreich erlegen, wissend nach eigenem Worte: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen unsterblichen Geist."

Das deutsche Volk hat, wenn man nach der Einrichtung der „Klassiker"bibliotheken urteilt, Hauff zu seinen Klassikern erhoben. Die Liebe hebt ihn hier zu hoch. Zu den urschöpferischen Geistern hat er nie gehört. Er war der reichbegabte Erzähler, der zwischen zwei Generationen steht: hier die Romantik, deren geistiges Wesen seine Innerlichkeit bejahte, und deren Farbfülle seine Phantasie befriedigte, dort der aufkommende Realismus, dem beginnende Erfahrung und scharfer Verstand zustrebten. Romantisch-realistisch ist darum auch seine Erzählerart, just in der rechten Mischung für die gute Volksdichtung. Kein Wunder also, daß aus seinen wenigen Liedern zwei, nämlich „Morgenrot, Morgenrot" und „Steh' ich in finstrer Mitternacht", zu namenlosen Volksliedern wurden, daß sein historischer Volksroman „Lichtenstein", an Walter Scott geschult, ein Volksbuch wurde, daß seine Märchen unvergeßlich im Herzen der deutschen Jugend jeder Generation wie Grimms Volksmärchen leben. Kein Wunder drum auch, daß seine Novellen, wie das „Bild des Kaisers" oder der „Jud Süß", sein „Mann im Monde" oder die „Memoiren des Satans", ja selbst sein wundervolles, reifstes Werk, die mit launenhaftem Humor und schwungvoller Phantastik erfüllten „Phantasien im Bremer Ratskeller", denen Max Slevogt jetzt in Bremen das bildnerische Denkmal setzte, zu verblassen beginnen: Nicht die Gewalt des Dichtertums ist hier das Zwingende, sondern Hauff überwältigt dort, wo er Stimme der deutschen Volksseele in ihrer romantisch-realistischen Mischung ist. Darum liebt ihn auch das Volk immer neu: es feiert sich in ihm, und wir feiern in Wilhelm Hauff unser Volk. Ein schöneres Denkmal kann sich schließlich kaum ein Dichter denken, dem nur drei Schaffensjahre vom Schicksal vergönnt waren.

PICASSO-AUSSTELLUNG IN DER GALERIE FLECHTHEIM, BERLIN

ERINNERUNGEN AN EINEN BESUCH BEI PABLO PICASSO. VON DR. ALFRED KUHN

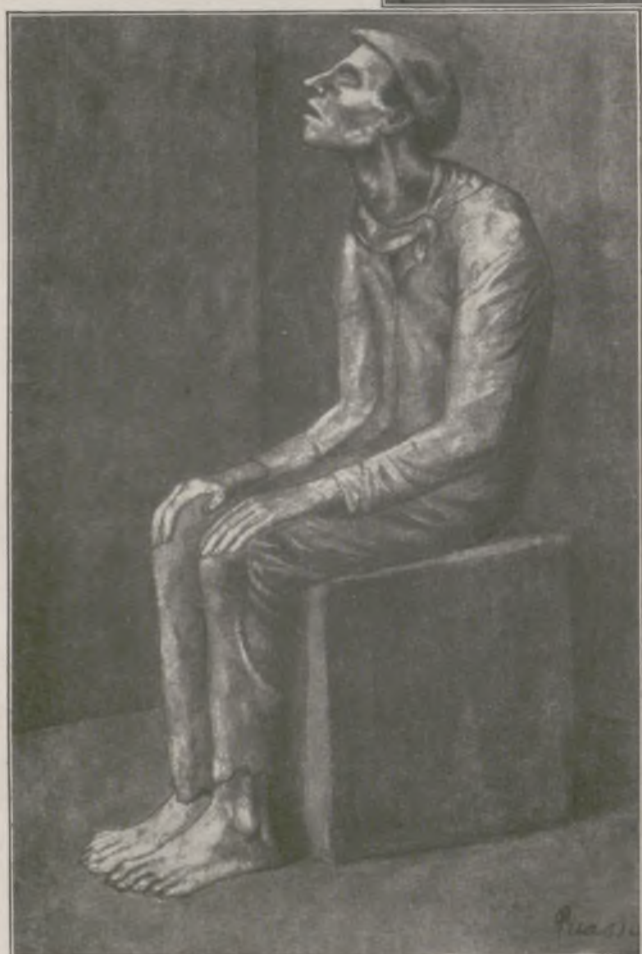
Es war während der schlimmsten Zeit der Ruhrkampagne, als ich auf einer Reise nach Spanien mich ein paar Wochen in Paris aufhielt, um festzustellen, was von all dem wahr und falsch sei, was eilfertige Berichterstatter von der neuen französischen Kunst gemeldet. Mehrere Maler und Bildhauer hatte ich schon besucht. Noch fehlte Picasso. Der deutsch-französische Kunsthändler, an den ich mich wandte, schüttelte bedenklich den Kopf. „Schwer, schwer! Sie wissen, jetzt kommen tagtäglich die Fremden, die Amerikaner besonders. Sie alle wollen Picasso sehen. Picasso ist sehr einfach und läßt sich nicht sprechen, im übrigen hat er auch so viel zu arbeiten.“ Was sollte man da machen? Moderne französische Kunst ohne Picasso, das ging nicht. Am Ende setzte ich es durch. Das war nun eine ganz andere Angelegenheit. In der elegantesten Gegend, in der Rue de la Boëtie eine ganze Etage, Fahrstuhl, großes Stucco-Vestibül mit Spiegeln und tiefen Teppichen: Die Sache setzte schon mit einem bezeichnenden Akkord ein. Ein kleiner Mann mit dichtem, in die Stirn gekämmtem, blauschwarzem Haar kam mir entgegen, nachdem ich die übliche Frist im Empfangszimmer gewartet hatte. Der erste Eindruck war: der unverkennbare Spanier. Als er den Mund auftat und redete, bestätigte sich das ohnehin. Es war das harte Französisch, das die Spanier sprechen. „Ja, ich bin aus Malaga,“ sagte er, „und ist es nicht eigentümlich, daß auch Juán Gris Spanier ist? Maillol ist Katalane! Na, wir haben ja auch allerhand in der Vergangenheit geleistet.“ — „Sie sind aber fast ein Franzose geworden, Herr Picasso.“ — „Das kann man nicht behaupten. Die Leute sagen wohl immer, meine Kunst sei echt französisch, aber sie ist doch nur meridional oder, wenn sie wollen, romanisch. Muß sie das am Ende nicht sein? Man malt im Süden notwendigerweise anders als im Norden. Schon das Sonnenlicht! Haben Sie einmal beobachtet, wie eine Mauer im Süden aussieht, auf der die Sonne liegt, und im Norden? Dinge, die man überhaupt gar nicht vergleichen kann. Auch die Gegenstände modellieren sich im Süden ganz anders. Ein Haus steht in Südfrankreich oder bei uns in Spanien wie ein Würfel vor dem hellen Himmel, es ist ganz plastisch, kubisch modelliert. Im Norden lösen sich die Konturen auf; die feuchte Atmosphäre — ich denke da besonders an England — macht alle Übergänge weicher, die Töne fließen ineinander hinein. Nicht umsonst hat England einen Turner oder einen Whistler hervorgebracht und Frankreich einen Poussin. Sehen Sie unsere spanischen Maler an, beispielsweise den Morales, wie hart bei ihm alles modelliert ist, wie plastisch tastbar Fläche neben Fläche steht. Sie finden das in der ganzen nordischen Kunst nicht.“ Ich wollte ihm darauf nicht erwidern, daß auch die alten deutschen Maler sehr tastbar und scharf modelliert haben; denn das war im Grunde eine kunsthistorische Angelegenheit, und gefühlsmäßig hatte er bestimmt recht. „Ja,“ antwortete ich, „da reden die Leute immer von der Internationalität der Kunst, und in der Nähe betrachtet, ist doch eine jede nur eine Pflanze, gewachsen auf dem Boden des Landes, das sie hervorgebracht.“ —



Ballettänzerinnen. Guasch, 1901.

„Sehen Sie,“ fuhr Picasso fort, „das sind nun neue Bilder von mir.“ Er wies auf den großen Harlekino hin, der auf einer Staffelei im Atelier stand. Die Leute sagen, ich male jetzt wie Ingres. Welch ein Unsinn! Was ich mache, ist genau dasselbe, was ich die ganze Zeit getan habe, das heißt Bilder, die nicht Imitationen der Natur sind, Abschriften des visuellen Eindrucks, Impressionen, sondern wirkliche Bilder, also Kompositionen. Wenn ich hier unten ein Rot hinsetze mit einem Blau und einem Gelb und halte sie da oben im Gleichgewicht, wenn ich hier eine Linie herüberführe, die gestützt wird durch eine andere da drüben, so ist es vollständig egal, ob ich das ‚abstrakt‘ tue oder an einem Objekt der Erscheinungswelt. Sie sehen, nicht umsonst habe ich immer diese Harlekins gemalt, mit ihren quadrierten, buntwürfeligen Kostümen; sie gaben mir die Gelegenheit, reiner als woanders meine Gedanken über Komposition zu verwirklichen. Gewiß, zwischen meiner frühen Periode, ‚den blauen Harlekins‘, und den jetzigen ist ein sehr großer Unterschied. Ich bin sehr langsam zur Klarheit vorgedrungen, aber daß ich von vornherein das Gefühl des Romanen für die große Linie, für die bewußte Komposition gehabt habe, werden Sie mir nicht leugnen können, wenn Sie meine frühen Bilder vom Anfang unseres Jahrhunderts sich betrachten: etwa die ‚Armen am Meeresufer‘, 1904, oder den ‚Knaben mit dem Pferd‘, um etwa diese zu nennen. Ein paar Jahre später habe ich dann das Problem in seiner vollen Reinheit gesehen, und ich habe nicht ruhen wollen, bis ich es ganz scharf gefaßt und mit aller Unnachsichtlichkeit mir demonstriert. Nun bin ich so weit. Damit ist nicht gesagt, daß die ‚kubistische Periode‘ ein für allemal vorüber sei, ich werde immer wieder diese strengen Aufgaben mir stellen. Der Maler braucht das genau so wie der Klavierspieler seine Fingerübungen und der Komponist seinen Kontrapunkt.“

Was konnte ich Besseres tun, als zu Abbildungen, die Picassos Schaffen zeigen, hier Worte von ihm als Interpretation beizufügen?



Der Blinde. Guasch, 1905.
(Sammlung Schüler, Bochum.)



Apachenmahl. Radierung, 1905.

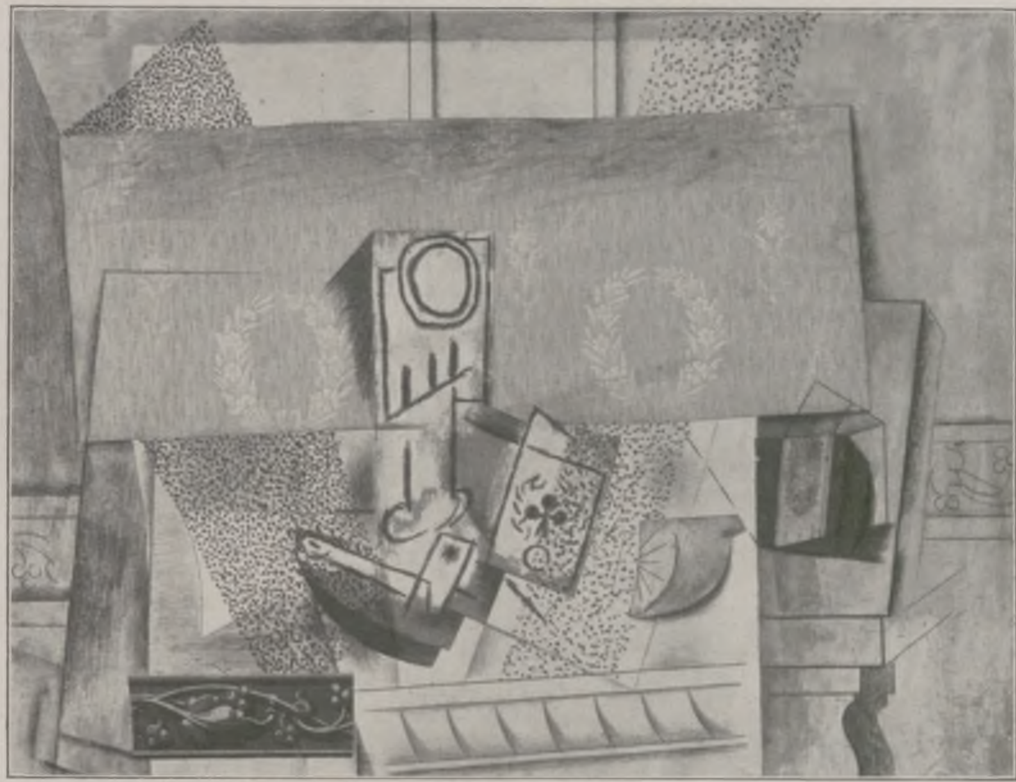


Seiltänzerfamilie. Guasch, 1905.

Die Wiedergabe der Bilder erfolgt mit Genehmigung der Galerie Alfred Flechtheim, Berlin.



Der Bettler. Federzeichnung, 1906. (Sammlung A. Flechtheim.)



Der Kamin. Guasch, 1914. (Sammlung A. Flechtheim, Düsseldorf.)



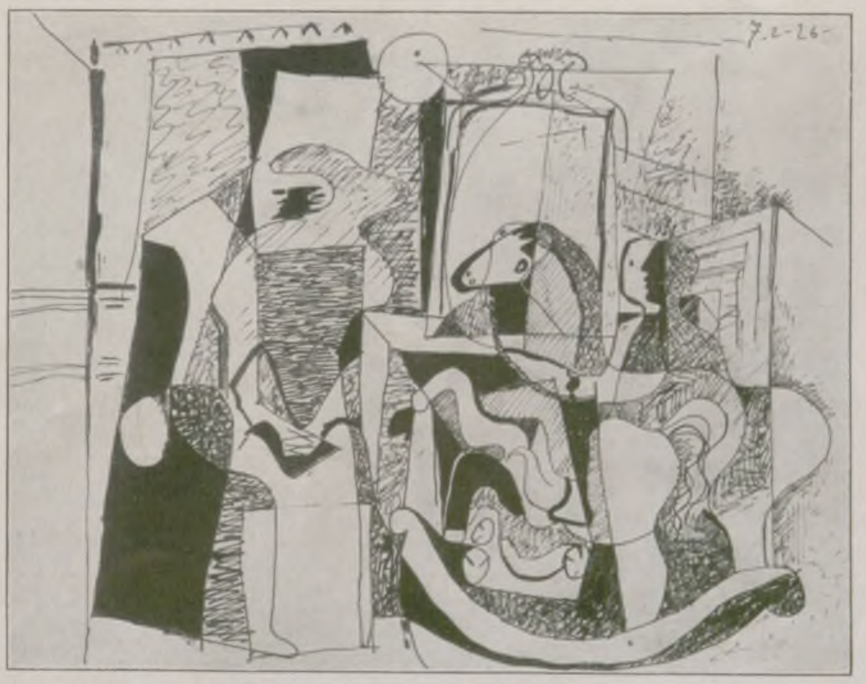
Bacchanten. Pastell, 1923. (Sammlung Hans Simon, Berlin.)





Bildnis Frau R. Am Meer.
Zeichnungen, 1925. (Sammlung Dr. Reber, Lugano.)





Das Schaukelpferd. Tuschzeichnung, 1926.
Nebenstehend: Die Ernte. Bleistiftzeichnung, 1921. (Sammlung Dr. Reber.)

Deutsche Kolonisten in Brasilien.

Wie jedes Land, so hat auch das größte Land der Zukunft und der Teil Amerikas, der noch Millionen Menschen aufnehmen kann — Brasilien, seine Einwanderungsgesetze und seine mit strikter Innehaltung der Einwanderungsbestimmungen betrauten Beamten, die jedem einlaufenden Dampfer mit ihrer Pinasse entgegenfahren. Hafenpolizei, Sanitätsbehörde, Zollkontrolle und Beamte der Einwanderungskommission besteigen den vor Anker gegangenen Überseedampfer. Den Beamten wird zunächst die Passagierliste vorgelegt, und die Fahrgäste, die an Land gehen, d. h. aussteigen wollen, haben vor dem Arzt, der das Gesundheitsattest, und vor dem Polizeibeamten, der das Abmeldeformular einer Prüfung unterzieht, zu erscheinen. Die zollpflichtigen Gepäckstücke werden nach dem der Landungsstelle gegenüberliegenden Zollschuppen geleitet. Die Einwanderer begeben sich unter Führung nach der Einwanderungsbehörde bzw. nach den Immigrationsgebäuden, die sich an allen Landungsplätzen sowie in den größeren Städten des Hinterlandes befinden. Man unterscheidet zwei Arten von Kolonisation: Entweder weist eine Person oder eine Gesellschaft das Land zur Bebauung an, oder einer der 20 Regierungspräsidenten im Lande vergibt Urwaldgebiete an die Einwanderer. Im ersteren Falle sprechen wir von Privat-, im anderen von Regierungskolonisations-Unternehmungen. Fraglos sind die privaten Unternehmungen den Regierungsländereien vorzuziehen, da ein einzelner bzw. eine Privatgesellschaft die Aufteilung viel individueller behandeln kann, als dies auf einer Regierungskolonie der Fall ist. Dazu kommt, daß gerade unser deutscher Zuwanderer bestimmt mehr Landsleuten auf einer Privatkolonie begegnet als auf einer für alle Nationen offenen Regierungskolonie. Beide Siedlungsunternehmungen führen den Neuankömmling in Gegenden, von denen sich niemand in der Heimat eine Vorstellung macht, und deren gewaltiges Naturschauspiel jeden einzelnen bei seiner Ankunft erschaudern läßt. Kein Wunder, daß Mutlosigkeit und Verzagtheit sich einschleichen. Zuerst gilt es: Licht in das Urwalddunkel zu bringen. In tage-, ja, wochenlanger angestrengter Arbeit müssen das Unterholz und säulenstämmige, durch Brettwurzeln gestützte Baumriesen, deren weit ausladende Kronen zu „einem Wald über dem Wald“ verschmelzen, niedergelegt werden. Nachdem dies geschehen, wird alles ein Raub der Flammen, Schutt und Asche der Dung für den Boden. Die „Roça ist geschlagen“, sagt man, und nunmehr kann gepflanzt werden. Immer mehr kräftigt zum Übermaß die infolge des Regens in den Boden einsickernde Asche das Pflanzland, in das in gewissen Abständen Mais und Bohnen, Zuckerrohr und Tabak u. dgl. m. gepflanzt werden. Überall begegnet der Siedler dem gleichen Los, überall heißt es fürs erste: Zähne zusammenbeißen, denselben Kampf aufnehmen, wie er ehedem den alten Kolonisten — und seit 1821 datiert schon die Einwanderung deutscher Männer in Brasilien — beschieden war. Schier unmöglich erscheinende Arbeit ist zu bewältigen und dies unter schwierigsten, schrecklich primitiven Verhältnissen und recht, recht harten Bedingungen. Hierüber muß sich jeder, der auswandert, völlig klar sein. Nach wie vor werden es der frische Mut, die gesunde Ausdauer und die sehnengestraffte Zähigkeit sein und bleiben, Eigenschaften — beseelt von mannhaftem Willen und verankert in festem sittlichen Halt — die allein den Kolonisten in der Urwaldstille befähigen, den über hundert Jahre angesiedelten und heute zu hervorragendem Ansehen und Wohlstand gelangten Deutschstämmigen es gleichzutun!

In erschlossenen Bezirken, die sich im Süden Brasiliens hier und da finden lassen, liegen die Verhältnisse in vieler Beziehung günstiger. Allerdings ist hier der Kaufpreis bei weitem höher als in den Urwaldsiedlungen, zumal da die Kolonien und Besiedlungskomplexe schon das eine oder andere Gebäude aufweisen. Unbedingt notwendig ist es, sich über die gesundheitlichen Verhältnisse der Gegend, in der man sich ansiedeln will, zu erkundigen. Zu bevorzugen sind stets die hochgelegenen Territorien der Süd-Staaten Rio Grande do Sul, Santa Catharina und Parana sowie die des Staates São Paulo. Dr. Rudolf Koch.



Soeben im Urwald eingetroffen: Kolonisten vor dem schnell errichteten Rancho (Hütte).

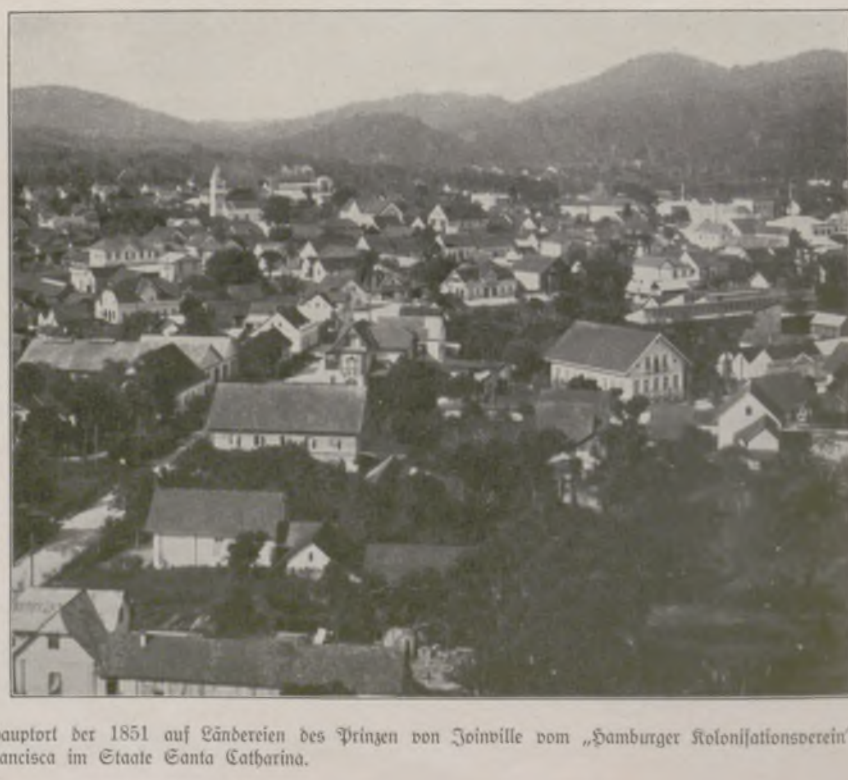


Zwei Kolonistenpaare vor ihrer Hütte.



Eine für die Kolonisten einträgliche Anlage: Der Bienenstand.





Links: Siedlung im dritten Jahre nach der Niederlassung der Kolonisten. — Rechts: Joinville, Hauptort der 1851 auf Ländereien des Prinzen von Joinville vom „Hamburger Kolonisationsverein“ gegründeten deutschen Kolonie Dona Francisca im Staate Santa Catharina.

Heimschmuck für die Adventszeit.











Die Kunst der Zusammenstellung von Blumen und Grün hat ihre besonderen Ausdrucksformen, die mit der Jahreszeit und den Pflanzen wechseln. Die Vorweihnachtszeit, beginnend mit dem ersten Adventssonntag, hat ihre blumenkünstlerische Gestaltungsform in den Arbeiten aus Grün, Früchten, Zapfen, Lichtern und Bändern gefunden, wie sie unsere Abbildungen zeigen. Sie sind auf Gestelle gebundene Gründekorationen mit weihnachtlich-festlichem Ausschmuck, bei denen das dunkle Koniferen- oder Nadelholzgrün den Hintergrund abgibt für leuchtend rote oder gelbe, auch weiße Kerzen, bunte, meist rote Bänder, vergoldete Holzperlenschnüre, Zierzweige und Zierfrüchte mannigfacher Art aus Heimat und Ferne. Die Auswahl unter diesen Adventsarbeiten ist groß; für jeden Geschmack und jede Börse findet sich etwas. Vom einfachen Riesenpinienzapfen mit Licht und Beiwerk bis zum Lichterkranz in Größen, die jedem Raume angepaßt werden können. Dazwischen bewegen sich die Leuchter mit einem Licht bis zu vielen Lichtern und mehreren Armen, Glockenbogen, Glockenständer, Adventstempel und was es dergleichen Ausführungen mehr gibt. Gelungene Spenden dieser Art müssen sich durch Ebenmaß in den Formen und saubere Arbeit auszeichnen. Sie sollen eine gewisse Wuchtigkeit in der Masse verbinden mit der Anmut der Farbe und des zugehörigen Ausputzes.

Photographische Aufnahmen von der „Gartenschönheit“, Berlin.



BERGKIRCHLEIN

NACH EINEM AQUARELL VON SASCHA KRONBURG

DIE GEFANGENEN DES GAURISANKAR

ROMAN VON

OTFRID VON HANSTEIN

(6. Fortsetzung.)

Heinz Schröder hatte für das alles keinen Blick. Sein Auge war nach dem oberen Altan gerichtet, wo inmitten der Heiligen der Taschi Lama saß. Die wohlüberlegte Kunst der Priester hatte auch hier etwas Zauberhaftes vollbracht. Der weite Altan war fast in Dunkel gehüllt, und klug angebrachte Lichter, die selbst versteckt waren, ließen nur die Gesichter des Taschi Lama und der elf Wiedergeburten des Buddha hell bestrahlt werden, so daß es den Eindruck erweckte, als ob diese zwölf Antlitze aus dem Dunkel der Nacht, von hoch oben auf die andächtige Menge herabblickten.

Heinz Schröder war jetzt selbst erschrocken. Er sah den Knaben, sah dieses kluge, von gespannter Begeisterung über das nie gesehene Schauspiel leicht gerötete Knabengesicht mit den großen blauen Augen sich aus dem faltigen, einem Frauenkleide ähnlichen gelben Seidengewand herausheben und sah dieses Haupt von einer Fülle blonder Locken umgeben.

„Elisabeth!"

Er erinnerte sich eines Tages, an dem er mit der fünfzehnjährigen Elisabeth, die bis dahin auf einem einsamen Gute gelebt hatte, zum erstenmal den Festzug und das Wogen des Kölner Karnevals erblickt hatte. Und dann wieder war es nicht Elisabeth, sondern ihr Zwillingsbruder Erwin.

Jetzt hatte auch er keinen Zweifel mehr, sah ihn immer und immer wieder an, während unten ein großer Holzstoß aufloderte, das Opfer gebracht wurde und dann mit einem Male alles Licht auf dem oberen Altan erlosch, die Gesichter der Heiligen verschwanden und unten das Fest ausklang.

Hastig eilte er die Treppenstufen hinunter und durch die Straßen dem Ausgang zu, um das Kloster zu verlassen, ehe der Schwarm der Tausende ihm den Weg sperrte.

Vor dem Kloster war es dunkel, Wolken zogen über den Himmel, die Mondsichel gab große Schatten und karges Licht. Heinz sah sich suchend um, aber Elisabeths an das Dunkel gewöhnte Augen hatten ihn schon erkannt, und sie rief ihn an.

Er eilte zu ihr den Hügel hinauf.

„Nun?"

„Er ist es!"

Sie jauchzte auf.

„Er ist es wirklich?"

„Es kann keine solche Ähnlichkeit geben. Ganz unmöglich, daß ein tibetisches Kind dir und deinem Bruder so gliche."

„O Heinz!"

Sie weinte laut an seinem Halse.

„Ruhe, Kind! Ich flehe dich an, sei ruhig."

„Wie soll ich ruhig sein, wenn ich weiß, daß mein Kind, mein seit fünfzehn Jahren als tot beweintes Kind lebt und mir so nahe ist, und ich darf es nicht sehen!"

„Ich bitte dich, du mußt dich beherrschen."

„Was soll geschehen? Was können wir tun?"

„Ich weiß es in diesem Augenblick selbst nicht. Ich muß sehen, mit Major Younghusband zu beraten. Er ist der einzige, der vielleicht einigen Einfluß hat."

Währenddessen hatten sich die Klostertore geöffnet, und wie gewaltige Schlangen schienen die Züge der Pilger, die den Labrang verließen, den Klosterhügel hinabzukriechen. Bewegte, glitzernde Schlangen, denn die meisten trugen Papierlaternen oder Fackeln. Viele blieben in den Pilgerhallen des Klosters über Nacht, viele waren Gäste der rückkehrenden Einwohner der Stadt, viele zogen auch noch in der Nacht auf allen Straßen, die sich nach den verschiedenen Richtungen verzweigten, zu ihren Dörfern zurück. Bald war aus den Schlangen eine riesenhafte Spinne geworden, die mit unzähligen leuchtenden Beinen über der ganzen Gegend zu ruhen schien und sich von Minute zu Minute weiter ausdehnte.

Die europäischen Gäste blieben noch in dem Kloster zurück, wurden wahrscheinlich bewirtet, sollten vielleicht warten, bis der größte Schwarm sich verlaufen hatte.

Auch Heinz und Elisabeth mußten lange harren, ehe es ihnen möglich war, das Auto zu erreichen und in die Stadt zurückzukehren.

Die Herberge war jetzt überfüllt. Heinz und Elisabeth bereuten es fast, daß sie die Einladung des englischen Vertreters, in seinem allerdings überfüllten Hause zu wohnen, abgelehnt hatten, um in der tibetischen Herberge besser das Volksleben studieren zu können. Europäische Hotels gab es hier noch nicht.

Nach einer Zeit ungeduldigen Wartens gingen sie schließlich wieder hinaus auf die Straße.

Es war nicht angenehm, sich durch den Schwarm der Tibeter zu drängen. Fanatisch aufgeregt durch die Tempelfeier waren alle Gemüter. Die beiden sahen in wilde, den Fremden feindlich anblitzende Gesichter. Endlich waren sie an dem Hause, das die Engländer für ihre Vertreter gekauft hatten, und fragten nach dem Major.

„Er ist eben heimgekommen. In einer halben Stunde erwartet er seine Gäste."

Sie hatten vergessen, daß auch sie für diesen Abend eingeladen waren.

„Ich bitte den Herrn Major in einer außerordentlich dringenden Angelegenheit um eine kurze Unterredung." —

Wie seltsam stach dieses im englischen Geschmack eingerichtete Zimmer, in das man sie jetzt führte, von der Enge des alten tibetischen Hauses ab.

Der Major trat ein, begrüßte Elisabeth höflich, war aber anscheinend erstaunt.

„Sie waren plötzlich erkrankt, gnädige Frau?"

Heinz antwortete statt ihrer.

„Wir kommen, um uns zu entschuldigen, daß meine Frau in einem plötzlichen Schreck die Beherrschung verlor."

Younghusband machte eine verbindlich ablehnende Bewegung.

„Ich muß Sie einen Augenblick um Gehör bitten. Es hat sich für uns etwas so Unfaßbares ereignet, daß ich Ihren Rat haben muß, denn Sie sind der einzige, der uns vielleicht helfen kann."

Der Major sah ihre große Erregung und wurde interessierter.

„Was ist denn geschehen?"

„Gestatten Sie, daß ich in deutscher Sprache rede. Es gibt immerhin manchen hier, der Englisch versteht."

Der Major erschrak. Er befürchtete, daß die Deutschen durch irgendeine Unvorsichtigkeit eine Verstimmung hervorgerufen hätten.

„Bitte, sprechen Sie, wie es Ihnen gut scheint."

Heinz trat dicht an ihn heran.

„Herr Major, so unmöglich es erscheint — der Heilige des Klosters Getschun Gomba ist unser Sohn."

„Ist — Ihr —?"

Es war klar, daß der Major zwei Irre vor sich zu haben glaubte.

„Lassen Sie mich, bitte, mit ein paar Worten erklären. Sie wissen, daß ich seit zehn Jahren deutscher Konsul in Kalkutta bin; vor sechzehn Jahren bin ich als Teilnehmer der deutschen Gaurisankarexpedition nach Asien gekommen."

„Ich weiß."

„Dann ist Ihnen vielleicht auch bekannt, daß meine Frau, ich und mein Freund Bill Hunter uns damals verirrten, in ein einsames Bergtal gerieten und dort den ganzen Winter über bleiben mußten."

„Ich weiß auch davon und auch von Ihrer glücklichen Rettung. Ich kenne Bill Hunter. Er ist ja jetzt wohl in Madras, und er hat mir von der fabelhaften Leistung Ihrer damaligen Rettung erzählt."

„Hatte er Ihnen auch gesagt, daß meine Frau damals in jenem einsamen Bergtal im Winter ein Kind geboren hat?"

„Auch das hat er mir gesagt, und auch, daß es auf so rätselhafte Weise von einem Panda geraubt wurde."

„Das ist eben nicht wahr. Als unser Knabe acht Tage alt war, ist er plötzlich verschwunden. Meine Frau war dem Wahnsinn nahe, ich völlig zusammengebrochen. Da hatte Bill Hunter das Märchen von dem Panda erfunden, wie er mir selbst nach unserer Rückkehr gestand, um uns zu retten. Und heute — Herr Major, jener Knabe, den sie den Heiligen von Getschun Gomba nennen, ist unser Kind, das im Alter von acht Tagen in unerklärlicher Weise in der Nacht von der Seite meiner Frau geraubt wurde."

Younghusband überlegte.

„Können Sie genau den Tag angeben?"

„Genau heute vor fünfzehn Jahren, und Sie haben gehört, daß jener Knabe heute seinen fünfzehnten Geburtstag feiert. Er feiert ihn acht Tage zu spät. Es scheint, als ob man den Tag, an dem er geraubt wurde, jetzt als den Tag seiner Geburt bezeichnet."

Der Major schien in seinem Gedächtnis zu suchen.

„Herr Schröder, ich muß Ihnen offen gestehen, ich habe das, was Sie mir sagten, für eine Phantasie, eine Selbsttäuschung gehalten. Jetzt ist mir plötzlich ein Gedanke gekommen. Sie wissen, ich war auch vor fünfzehn Jahren als Leutnant mit meinem Vater, der Ihrer Gaurisankarexpedition die Wege ebnete, in Lhassa. Damals gingen merkwürdige Gerüchte um. Sie kennen den ewigen Streit zwischen den roten Mönchen von Lhassa und den gelben von Schigatse. Damals kämpften sie um das Kloster Getschun Gomba. Der Dalai Lama hatte seinen Gesub Rimpotschen nach Getschun Gomba gesandt, um auf jede Weise das Kloster für die Roten zu gewinnen. Der sogenannte Heilige lag im Sterben, und ich glaube, man schlug damals ein Gottesgericht vor. Der Gesub hatte irgendein abnorm gebildetes Kind mitgenommen und die Forderung gestellt, wenn ein solches Kind — er hatte das mitgenommene in irgendeiner Hütte im Dorf untergebracht — gefunden würde, sollte dieses als Buddha angesehen und das

Kloster ‚rot' werden. Da er seiner Sache ganz gewiß war, gestand er zu, daß das Kloster ‚gelb' bleiben solle, wenn man ein weißes, blondes, blauäugiges Kind, also ein Europäerkind, fände. Er wußte genau, daß dies eine Unmöglichkeit war. Nach einigen Wochen kam der Gesub zurück, war selbst verwirrt und berichtete, Buddha, der in den Händen dieser hohen Geistlichkeit hauptsächlich ein Werkzeug zu ihrer Macht ist, habe in der Tat das Wunder vollbracht. Das blonde Kind sei plötzlich dagewesen. Sei von der eigenen tibetischen Mutter gebracht worden, und seine Mißgeburt sei verschwunden. Ich glaube, es war seit langer Zeit zum erstenmal, daß sich selbst dieser geistliche Machthaber vor Buddha beugte."

Elisabeth sagte voll Hoffnung:

„Das war unser Knabe."

„Möglich, sehr wahrscheinlich sogar! Ich muß zugeben, daß auch mir der Knabe durchaus europäisch erscheint. Vielleicht haben die Mönche des Klosters Getschun Gomba schon von der Geburt gewußt und deswegen das Orakel angenommen. Sagte nicht Hunter, daß Sie in einem Tempel wohnten?"

„Allerdings, in dem Tempelchen eines Einsiedlers."

„Wer weiß, ob nicht ein unterirdischer Gang von dem Kloster zu jenem Tempel führt."

Elisabeth war überglücklich.

„Dann ist ja alles gelöst."

„Im Gegenteil, die Schwierigkeiten beginnen erst."

„Beginnen?"

„Wenn es wirklich Ihr Sohn ist, was wollen Sie tun?"

„Ich muß ihn selbstverständlich wiederhaben."

„Ich verstehe Sie vollkommen, aber es scheint mir unmöglich."

„Das kann nicht unmöglich sein."

„Bleiben wir nüchtern. Das Kind ist im Besitz der tibetischen Lamas, es gilt ihnen als eine Verkörperung Buddhas, wie denken Sie sich jetzt den Fortgang? Wenn Sie dem Taschi Lama oder dem Dalai Lama in Lhassa sagen, daß jener Knabe Ihr Kind ist, gibt es nur eines von zwei Dingen: Entweder Sie oder das Kind werden ermordet. Sagen wir es dem Taschi Lama, dem Haupt der Gelben, daß die damalige Kriegslist verraten ist, dann sind Sie sicher verloren und sehr wahrscheinlich alle Europäer mit Ihnen. Wir befinden uns in einem Land, in dem jeder Fremde ungern ertragen wird. Sagen wir es dem Dalai Lama, dem Haupt der Roten, so wird er uns dankbar sein, aber dann wird das Kind sicher von den Gelben ermordet, ehe wir es in unsere Gewalt bekommen. Wir können doch nicht Tibet wegen Ihres Kindes den Krieg erklären — und wenn wir es täten, Ihr Sohn wäre trotzdem sicher verloren."

„Aber ich kann doch nicht auf mein Kind verzichten."

„Gnädige Frau, sind Sie denn auch gewiß, daß Sie Ihrem Kinde damit einen Gefallen tun? Der Knabe ist Tibeter, der Knabe ist überzeugter Anhänger des Buddha. Noch mehr, der Knabe ist selbst überzeugt, daß er mehr ist als ein gewöhnlicher Mensch; er fühlt sich als eine Wiedergeburt der Gottheit. Glauben Sie wirklich, daß er mit Freuden diese Gottheit aufgeben würde, um der Sohn zweier Europäer zu werden?"

„Aber die Stimme des Blutes!"

„Gnädige Frau, überschätzen Sie nicht zu sehr, was wir selbst uns konstruiert haben. Jetzt ist Ihr Sohn glücklich. Lassen Sie ihm seinen Frieden. Er wird sich doch niemals zu Ihnen zurückfinden können."

„Sie wissen nicht, wie eine Mutter empfindet."

„Ich fühle vollständig mit Ihnen; nur denke ich nüchterner und kenne die Verhältnisse. Ich bitte Sie, lassen Sie uns den Fall reiflich überlegen. Vielleicht haben wir morgen Zeit, darüber ausführlicher zu sprechen. Meine Gäste warten schon geraume Zeit. Sie können überzeugt sein, daß ich schon als Europäer und Christ mich Ihnen verbündet fühle, aber wir müssen unglaublich vorsichtig sein. Sprechen Sie zu niemandem über die Sache als zu mir, und vermeiden Sie möglichst auch miteinander jedes laute Gespräch, wenn ich auch wohl sicher bin, daß hier niemand die deutsche Sprache beherrscht. Mut, es ist doch schon ein unendliches Glück für Sie, daß Sie die Gewißheit zu haben glauben, daß Ihr Sohn lebt! Wir werden morgen weitersprechen. Darf ich Sie bitten, mir zu meinen Gästen zu folgen!"

„Sie verzeihen, es wäre mir unmöglich, jetzt unter Menschen zu gehen, ohne mich zu verraten."

„Ich verstehe. Mein Auto wird Sie in Ihr Quartier bringen."

Schweigend fuhren sie durch die noch immer wildbewegten Straßen. Dann blieben sie in dem engen Raum, der ihre Wohnung war, im Dunkeln und blickten hinaus durch die Fensteröffnung.

Es war jetzt eine sternklare Nacht geworden. Groß und gewaltig lag ihnen gegenüber die Klosterstadt auf dem Berge. Noch immer ruhte auf ihren goldenen Dächern ein heller Lichtstrahl.

Elisabeth schlang ihre Arme um den Hals ihres Mannes.

„Er lebt, Heinz, unser Kind lebt, nun muß es auch wieder zu uns zurückfinden."

V.

Am nächsten Morgen ließ Major Younghusband Heinz und Elisabeth im Auto abholen. Elisabeth sah abgespannt aus, auch Heinz war nervös. Sie hatten die ganze Nacht schlaflos verbracht, hatten alle Möglichkeiten erwogen, und jetzt erschien ihnen das Auto schon wie eine gute Botschaft. Der Major trat ihnen mit einer warmen Herzlichkeit entgegen, die seiner kühlen Natur sonst fremd war.

„Ihre überraschende Mitteilung hat mich nicht schlafen lassen, ich habe auch an diesem Morgen sehr genau darüber nachgedacht. Sind Sie denn wirklich Ihrer Sache sicher?"

Heinz nickte.

„Sie wissen es ja selbst, daß ich gestern noch einmal in das Kloster zurückgekehrt bin. Ich habe die Zeit während des großen Gespenstertanzes dazu benutzt, von dem hellbeleuchteten Gesicht des Heiligen von Getschun Gomba, in dem wir unseren Sohn zu erkennen glauben, eine photographische Aufnahme zu machen."

Der Major lächelte.

„Sie wissen, daß dies streng verboten war."

„Ich glaubte, dieser wichtige Fall sei eine Ausnahme. Außerdem hat in der Dunkelheit, die mich umgab, niemand etwas davon gemerkt; ich habe das Bild in dieser Nacht entwickelt und heute morgen kopiert. Der Zufall will es, daß ich auch ein Jugendbild meiner Frau bei mir habe, von dem ich mich niemals trenne. Wollen Sie die Güte haben, diese beiden Bilder zu vergleichen?"

„Die Ähnlichkeit ist in der Tat sehr groß."

Elisabeth sagte bestimmt: „Es ist kein Zweifel, er ist unser Sohn, unser geraubtes Kind."

Younghusband legte die Bilder aus der Hand.

„Es ist zum wenigsten durchaus möglich. Nehmen wir also an, er ist es, was kann nun geschehen?"

„Wir müssen eine Gelegenheit finden, ihn zu sprechen und aufzuklären; wir müssen ihn aus dieser Umgebung befreien, ihn mit uns nehmen."

„Ich habe Ihnen bereits gestern gesagt, daß alles dies sehr schwer sein würde; nach reiflicher Überlegung bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß es unmöglich ist."

„Herr Major!"

„Lassen Sie mich, bitte, ausreden. Es hat durchaus keinen Zweck, sich leichtfertig in eine Unternehmung zu stürzen, die nicht den geringsten Erfolg verspricht.

Was wollen wir tun? Selbst wenn es Ihnen gelänge, eine Audienz bei dem Heiligen von Getschun Gomba zu bekommen, würde Ihnen dies nichts nützen. Sie würden ihn unter keinen Umständen allein sprechen, sondern nur von den Priestern umgeben. Sie beherrschen die Landessprache nicht und müßten einen Dolmetscher haben. Dieser würde aber sicher dem Heiligen nur das übersetzen und mitteilen, was der Dolmetscher und die Lamas, die dabei sind, für gut halten. Sie würden nur erreichen, daß diese Lamas Ihr Geheimnis erfahren und sich danach richten.

Und wenn der sogenannte Heilige wirklich etwas erfahren sollte, glauben Sie in der Tat, daß er es überhaupt begreifen oder verstehen könnte? Der Knabe ist in buddhistischen Lehren aufgewachsen. Jetzt zum erstenmal in seinem Leben sieht er Europäer. Sicher ist ihm von Kind auf der Haß gegen jeden Fremden eingeimpft. Er würde Ihnen mit Mißtrauen begegnen. Glauben Sie mir, es gibt keine Verständigung zwischen Ihnen und ihm."

Elisabeth sah ihn entschlossen an.

„Ich weiß nichts von alledem, auch nicht, ob Sie recht haben oder nicht. Nur das eine weiß ich: Ich bin seine Mutter, und er ist mein Kind. Ich habe es wiedergefunden nach fünfzehn Jahren, und nun muß ich zu ihm."

„Ich bewundere und begreife Sie, aber es ist nicht möglich."

„Dann müssen wir ihn von dem Taschi Lama fordern."

„Ich sagte Ihnen bereits, daß auch das unmöglich ist. Und selbst wenn wir den Dalai Lama in Lhassa einweihen würden. Er würde es wahrscheinlich aufgreifen, ihm wäre es ein willkommener Vorwand, die Gelben zu schädigen, aber Ihr Kind ist in ihren Händen. Wir können keinen Bruderkrieg in Tibet wegen Ihres Kindes heraufbeschwören; er wäre auch nutzlos. Ich sage Ihnen, ich lebe seit Jahren in diesem Lande. Wenn nur das Geringste bekannt wird, ist sein Leben und Ihr Leben verloren, und außerdem sind alle die kleinen Fäden, die wir langsam zwischen Tibet und der anderen Welt angeknüpft haben, zerrissen."

Elisabeths Gesicht war hart geworden.

„Sie meinen also?"

„Daß es leider das einzig Richtige ist, die Dinge zu lassen, wie sie sind. Reisen Sie so schnell wie möglich von hier ab. Sie sind eine kluge Frau. Vor fünfzehn Jahren haben Sie Ihr Kind als tot beweint, haben sich allmählich über den Schmerz beruhigt. Sie müssen den gestrigen Abend vergessen. Nein, Sie brauchen ihn nicht zu vergessen, denn Sie haben ja das Bewußtsein, daß es lebt und zufrieden und glücklich ist. Was können wir Eltern schließlich anderes erreichen und wünschen, als daß unsere Kinder zufrieden und glücklich sind?"

„Und wenn ich trotz alledem den Versuch mache, zu ihm zu dringen?"

„Ich müßte es Ihnen als Führer der hier weilenden Europäer verbieten und Sie mit Gewalt an übereilten Unternehmungen hindern. Ich muß sogar Sie und Ihren Gatten bitten, noch heute unter einer sicheren Begleitung, die ich Ihnen stellen werde, nach Indien zurückzukehren. Es wäre immerhin möglich, daß die Ähnlichkeit zwischen Ihnen und dem Heiligen von Getschun Gomba bereits auch den Lamas aufgefallen wäre. In diesem Falle wäre unser aller Leben gefährdet, und darum muß ich bei aller Würdigung Ihres Schmerzes darauf bestehen, daß Sie heute noch abreisen."

(Fortsetzung folgt.)

Kurz-Haar-Frisuren







Oben links:

Die schlichte Sportfrisur, getragen von der Tänzerin Gipsy Rhomayé. Phot. Kitty Hoffmann.

Oben rechts:

Die Schauspielerin Friedl Hearlin bevorzugt für ihr blondes Haar den „Wuschelkopf“. Phot. Kitty Hoffmann.

Nebenstehend:

Gitta Adam trägt den tiefen, schön ondulierten Seitenscheitel. Phot. Kemeny-Jeney, Budapest.

Unten links:

Zwei Etonköpfe: Die Schauspielerinnen Marion Mill und Hela Steels. Phot. Kitty Hoffmann.





Die „weibliche“ Frisur: Die Filmschauspielerin Maria Szönyi mit ihren schwarzen Schlangenlocken. Phot. Kemeny-Jeney, Budapest.

SPEZIALAUFNAHMEN DURCH UNSERE WIENER MODE-KORRESPONDENTIN CLAIRE PATEK

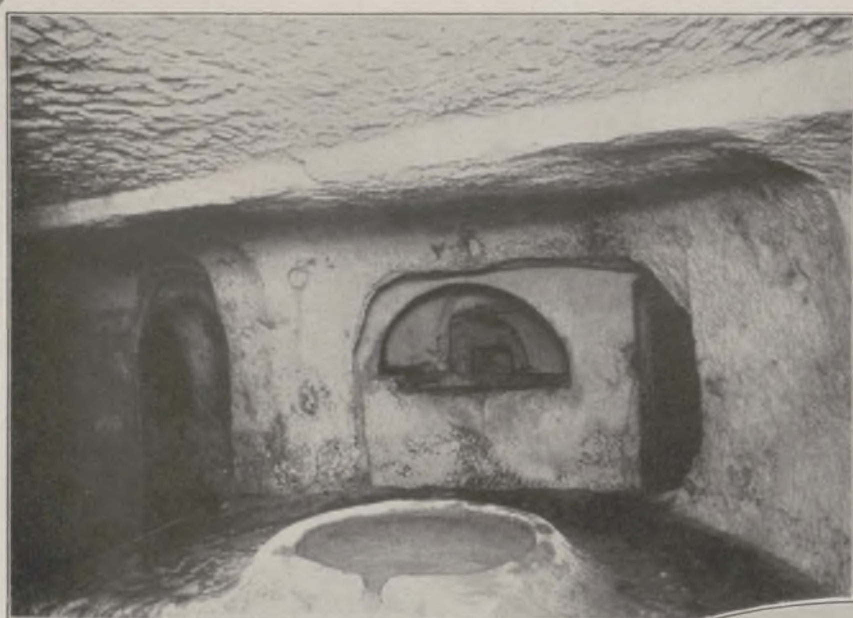
Grabdenkmale aus vier Jahrtausenden



Mykenische Totenmaske.

Schon die ältesten Menschen haben die Erde als besten Bestattungsort erkannt. Die Erde hat über alle Jahrtausende hinweg die Toten und die Schätze, die sie ins Grab mitbekommen haben, wohlbehütet, während das meiste von all dem, was der Mensch über der Erde für die Lebenden gebaut und geschaffen hat, in Nichts zerfallen ist.

Die Kultur Ägyptens wäre verschollen, hätten die Grabmale im Wüstensand und Felsen sie nicht bewahrt, und Zeichen erstaunlich hoher Kunst sind in den Königsgräbern von Mykenä bis auf unsere Tage erhalten geblieben. Kleidung und Alltagsleben der Griechen in der Zeit der klassischen Hochblüte, im fünften und vierten vorchristlichen Jahrhundert, wären verschollen, hätten die Künstler jener Epoche nicht Alltagsszenen auf die Grabmale gemeißelt. Eine besondere Form des griechischen Grabmals wieder, die Stele, die schlank aufragende Platte, ist bis zum heutigen Tag Vorbild der Grabsteine in aller Welt geblieben. Aber als der gestrenge Lykurg um 330 v. Chr. den Luxus der kunstvollen Grabmale verbot, mußte man sich mit den Kionyskoi begnügen, niederen, gleichförmigen, nur mit ringartigen Leisten gezierten Säulchen, später sogar mit wagrechten Schachtgräbern.



Die alten phönizischen Katakomben, das heutige Cemeterium Sanctae Agathae, auf Malta.

Nebenstehend im Oval:
Altgriechische Gräber. Oben Kionyskoi (Säulchen), unten Schachtgräber der späteren Zeit.

Oft wurden auch Felsenhöhlen als Grabstätten verwendet, so bei den Juden in Palästina, und wo Felsboden sich der Errichtung von Grabschächten widersetzte, trotzte der Mensch in unerhörter Arbeitsleistung dem Stein Raum für die Toten ab. Auf der höchsten Erhebung der Insel Malta, nahe der alten Hauptstadt Notabile, haben die Phönizier, die um 1200 v. Chr. hier ansässig waren, einen gewaltigen Friedhof tief unter der Erde aus dem Stein gehauen.

In diesen Katakomben hielt, wie auch in denen anderer Städte des Römischen Reiches, das junge Christentum Gottesdienst auf den Gräbern frommer Menschen, hier barg es seine Heilslehre bei verschwiegenen Zusammenkünften.

Auch die vom Osten heranbrausende Welle des jungen Islams führte die fromme Verehrung der Grabmale heiliger Männer mit sich.

Grabmale sind Merksteine des Völkerschicksals. Die Normannenkönige, die nordisches Herrentum nach Sizilien gebracht haben, ruhen in Palermo in gewaltigen Porphyrsarkophagen. Auch Friedrich II., der große römisch-deutsche Kaiser, ist hier unter tempelförmigem Baldachin bestattet, in einem wahrhaft kaiserlichen Grabmal voll ruhiger, wuchtiger Schönheit.

Aus dem Osten aber drang weiter der Islam vor. Im 15. Jahrhundert setzten sich die Türken auf dem Balkan fest und errichteten in Konstantinopel ihre prunkhaften Schlösser für die Lebenden, ihre Grabkapellen für die Toten unter ihren Großen. In der Türbé, der Grabkapelle, ist der türkische Sultan im Tode mit seiner Familie vereint: Ein gewaltiger Sarkophag zeigt die Stätte an, unter der der Herrscher in der Erde bestattet ist, kleinere Sarkophage sind die seiner Frauen, zahllose puppenhaft kleine die der unmündig verstorbenen Kinder. Über den Grabstätten des Sultans und seiner Söhne zeigen große weiße Turbane an, daß Männer hier beerdigt sind. Auch die Steindenkmale, die die Osmanen auf Einzelgräbern errichteten — die größte Zahl dieser Ruhestätten ist auf dem Büjük Mesaristan, zu deutsch: Großer Friedhof, auf dem asiatischen Bosporusufer vereinigt — betonen augenfällig den Unterschied zwischen den Geschlechtern: Ein steinerner Turban kennzeichnet das Grabmal des Mannes. Über den Gräbern heiliger oder schriftgelehrter Männer wölbt sich eine Kuppel, entweder nicht höher als ein halbes Meter oder — eine gewaltige Moscheekuppel.

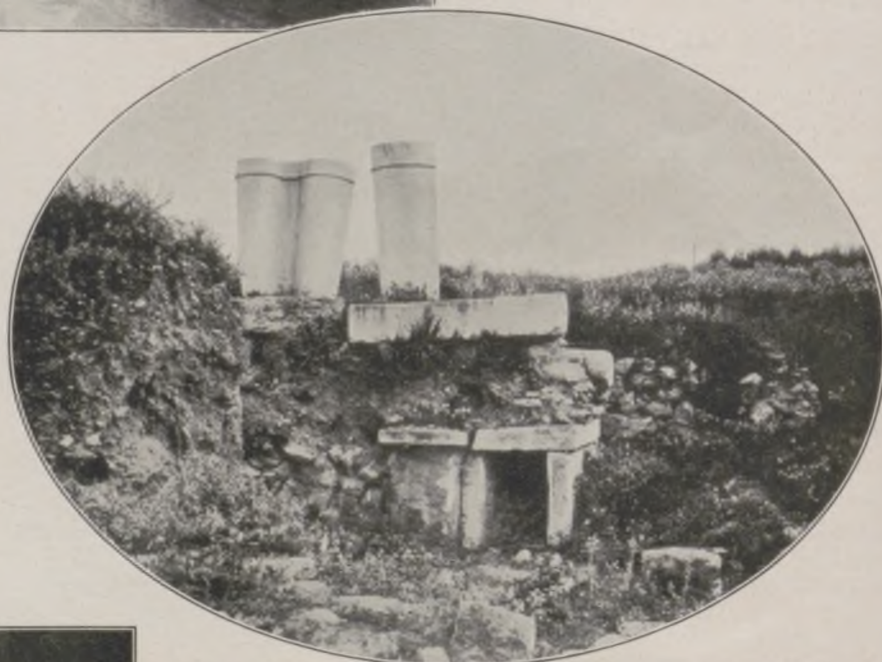
Kistenförmig, aus Stein oder Ziegeln errichtet, sind die Grabmale orientalischer Juden, die wagrechte Abschlußplatte trägt Schriftzüge und oftmals das Zunftzeichen des Verstorbenen. Hier und da ragt, als schmerzliches Symbol, eine gebrochene Säule auf. Blumenschmuck ist auf altjüdischen Friedhöfen verpönt, jeder Besucher legt ein Kieselsteinchen, einen „Besuchsstein", auf das Grabmal nieder.

Diese bescheidene Form der Totenverehrung hat ihren schärfsten Gegensatz in einem seit Ende des 16. Jahrhunderts bis zum Jahre 1881 geübten christlichen Brauch, der die Leichen dem Leben, dem Anblick der Lebenden, überhaupt nicht entzieht. In der Gruft der Kapuziner bei Palermo wurden die Leichen von Priestern und von wohlhabenden Bürgern der Stadt nach flüchtiger Mumifizierung frei ausgestellt, an die Wand gehängt, in Regale oder offene Truhen gelegt. So stehen und liegen sie heute noch dort, grauenhafte Zerrbilder des Lebens.

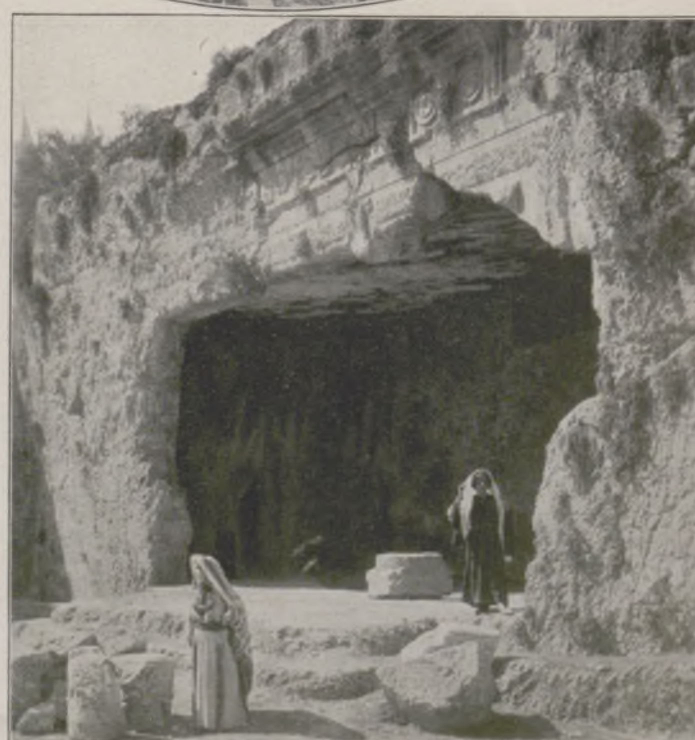
Die Kunst hat seit den Tagen der Renaissance wiedergelernt, das lebenswahre Bild des Verstorbenen als milden, schönheitsverklärten Trost den Trauernden zu zeigen. Sie tut damit dasselbe, was die Kunst in Althellas getan hat.

Das Leben kann dem Tode an sichtbaren Gütern nichts andres schenken als immer wieder Abbilder des Lebens. Aber die Liebe zu den Dahingegangenen, die Trauer, die wir in uns tragen, klammert sich an diese sichtbaren, greifbaren Dinge, die nur von dieser Welt sind.

Friedrich Wallisch.







Der Lykische Sarkophag (vorn) aus Sidon in den Antikensammlungen zu Konstantinopel.
Rechts nebenstehend: Portal zur Felsenhöhle der Gräber der Könige zu Jerusalem. (Phot. Raffius.)





Arabischer Friedhof. Vorn Männer- und Frauengräber, rückwärts Kuppelgräber. — Links oben: „Ein Traum in Marmor": Das Grabmal Tadschmahal bei Agra (Vorderindien). — **Rechts nebenstehend:** Männer- und Frauengräber im Büjük Mesaristan auf dem kleinasiatischen Bosporusufer.









Eine schauerliche Bestattungsweise: Blick in einen der unterirdischen Gänge des Kapuzinerklosters in Palermo. (Phot. Raffius.)

Links Mitte: Die Gräberstraße Via Appia in der Campagna bei Rom. (Phot. Raffius.)

Links nebenstehend: Das Grab Michelangelo Buonarrotis in der Kirche S. Croce zu Florenz. (Phot. Raffius.)

Rechts im Oval: Grabmal des nordamerikanischen Präsidenten General Grant auf dem Riverside Drive in Neuyork. (Phot. Raffius.)



Hühnerzucht in der Geflügelfarm.



Ein Teil der „Fließarbeit" auf dem Hühnerhof: Fallennesterkontrolle. Die Eier werden bezeichnet und ihre Herkunft in die Liste eingetragen.

Was wir am Amerikaner bewundern, das ist der geistige Schmiß seines Schaffens und die nicht zu überbietende Gigantik seines Werkes; was wir von ihm lernen, ist sein System. Unsere Landwirtschaft beginnt, sich die Erfahrungen der großen Geflügelfarm in Petaluma (Kalifornien) zunutze zu machen und sich ihre Praxis anzueignen.

Ihre Methode ist einleuchtend genug. Jedes Huhn legt im Monat zwanzig Eier. Während des Brütens und Führens legt es null Eier. Legt man ihm keine Bruteier unter, sondern brütet diese in Maschinen aus, so beträgt die Produktion im Jahre soundso viel Stück mehr.



Nebenstehend im Kreis: E 5867 erblickt das Licht der Welt.



Am frühen Morgen: Die Kücken werden gefüttert und getränkt.

Das ist der Anfang des Systems. Man setzt es fort: dasselbe Huhn kann bei derselben Pflege und denselben Futterkosten noch weit mehr leisten. Man erstrebt höhere Lebenskraft, erhöhte Eiablage, höheres Eigewicht, Winterlegetätigkeit. Das sind die Ziele der Zucht; der Weg zu ihnen ist die genaueste Kontrolle der Legetätigkeit. Und weiter: rationelle Fütterung, weise Beschränkung auf wenige Rassen und Verteilung der Arbeit auf Spezialbetriebe: Zuchtfarmen, Brutanstalten, Aufzuchtfarmen, Eierfarmen. Es ist ein ganz gehöriger Apparat von Denkarbeit und Organisation, den unsere Geflügelfarmen von Amerika übernommen und ausgebaut haben. Denken wir nur an die „Fallennesterkontrolle", durch die sich jedes in der Riesenfarm gelegte Ei nach seiner Abstammung feststellen läßt. Diese Nester fallen zu, wenn ein Huhn zum Legen hineingeschlüpft ist. In regelmäßigen Zeitabständen werden die Tiere nebst den inzwischen gelegten Eiern aus dem Gefängnis befreit, ihre Nummern von einem am Bein befindlichen Aluminiumring abgelesen, diese Nummern wiederum auf den Eiern vermerkt und das Ganze in die Legelisten eingetragen. Das ist der erste Schritt auf dem mühsamen Wege der Leistungszucht, die in der äußerst komplizierten Stammbaumzucht gipfelt.

In dieses System von mathematischer Exaktheit greifen die Zahnräder der Technik: in viele tausend Eier fassenden Brutapparaten werden die Eier ausgebrütet. Nur zum Teil können diese Maschinen die Menschenhand ersetzen. Genauestens müssen Thermometer und Hygrometer geprüft werden. Jede Woche erfolgt eine „Schierung", bei der brutunfähige Eier ausgeschieden werden. Alle paar Tage müssen die Eier be-



Liebevolle Kleinarbeit, da hier die Technik noch nicht mitkann: Wenden der im Brutapparat liegenden Eier mit der Hand. Dieses Wenden hat täglich zweimal zu geschehen, auch müssen die Eier in bestimmten Abständen befeuchtet werden.



Die künstliche Glucke, die bei der Hühnerzucht mit Brutapparat die Gluckhenne ersetzen muß.

feuchtet und jeden Tag zweimal gewendet werden, bis am 21. Tag die angepickten Eierschalen den Erfolg der ungeheuren Arbeit verkünden. Schon nach wenigen Stunden hat sich das nasse und unbeholfene Tierchen zum lebhaften flaumigen „Eintagskücken" entwickelt und findet in Aufzuchthallen unter künstlichen Glucken Wärme, Wartung, Pflege.

Das alles ist nicht eine in Technik erstarrte Maschine, sondern geistvoll arbeitender Organismus. Die moderne Geflügelzucht ist nicht das Privileg einiger Riesenfarmen. Auch das kleinste Bauerngehöft kann sich eine derartige Anlage in Miniatur schaffen.

Wolfgang Weber.



Nebenstehend: Vor dem Antritt der Reise: Eintagskücken im Versandkarton. Sie erwärmen sich gegenseitig und brauchen die ersten drei Tage keine Nahrung.



Serbisch-kroatischer Heiratsmarkt: Heiratslustige auf der Brautschau in Serajewo (Bosnien). Nach einer Zeichnung von Walter Hinze.

(Hierzu ein Artikel „Auf dem serbisch-kroatischen Heiratsmarkt" auf S. 752.)

Wissen und Leben

Wurmschnecken bei der Fütterung im Aquarium. Die hier abgebildeten Schnecken der Gattung Vermetus leben im Mittelmeer und sind von anderen Meeresschnecken recht abweichend geformt, besonders was ihr Gehäuse betrifft. Dies ist ganz unregelmäßig in seinen Windungen und sitzt im Alter auf dem Grunde an Steinen fest. Man könnte diese Röhren mit den Kalkwohnungen gewisser Röhrenwürmer der Sippe Serpula leicht verwechseln. Über die Ernährung der festsitzenden Wurmschnecken im Meere lassen sich schwer Beobachtungen anstellen, zumal sie bis 20 m Tiefe vorkommen. Anders dagegen hinter dem Glas im Aquarium. Hier werden sie mit lebenden Daphnien, jenen kleinen Flohkrebschen oder Wasserflöhen, gefüttert. Dabei zeigt sich eine wunderbare Erscheinung. Sobald die Futtertierchen in den Behälter geworfen werden, schießen die Schnecken unsichtbare, wasserhelle Schleimfäden in das dichte Gewimmel der Daphnien, und nach ungefähr einer Minute erscheinen die daran hangenden Tierchen als weiße Punkte, wodurch der unsichtbare Faden erst, einer feinen Perlenschnur vergleichbar, sichtbar wird, weil sie sich hell vom dunklen Grunde abheben. Die so verankerte Beute wird nun in aller Ruhe von den Schnecken aufgezehrt, indem die ausgeworfenen Fäden langsam wieder eingezogen werden. Paul Neumann-Karlsberg.



Eine merkwürdige Ernährungsart: Wurmschnecken (Vermetus gigas) mit ausgestoßenen Schleimfäden zum Fangen der als Nahrung dienenden Wasserflöhe.
Nach eigenen im Berliner Aquarium gemachten Beobachtungen gezeichnet von Paul Neumann-Karlsberg. (Hierzu links obenstehender Beitrag „Wurmschnecken bei der Fütterung im Aquarium“.

Das Tragflächen-Segelboot. Interessante Versuche mit einem neuartigen Wasserfahrzeug sind auf der Oberspree bei Berlin von dem als Konstrukteur von Kleinflugzeugen bekannten Ingenieur Friedrich Budig in Grünau (Mark) gemacht worden. Das dafür verwendete und in untenstehenden Bildern wiedergegebene Fahrzeug stellt eine Kombination zwischen Segelboot und Segelflugzeug dar. Während vom ersteren die auf die Bootssegelei bezüglichen Momente, nämlich die Form des Bootskörpers entlehnt worden ist, sind die für die Fortbewegung maßgebenden Faktoren, d. h. in diesem Falle die Segelfläche, der Fliegerei entnommen worden. Wie die Bilder erkennen lassen, sind auf ein gigähnliches Fahrzeug von etwa 8 m Länge und rund 1 m Breite auf einem nach beiden Bordseiten schwenkbar angeordneten starren Turmgerüst in einer Höhe von etwa 2 m über Wasser zwei gegeneinander verwindbare Tragflächen von 6,20 m Spannweite und 1,32 m Tiefenausdehnung angebracht worden, deren Gesamt-Flächenausdehnung somit eine Segelfläche von 8 qm darstellt. Diese Tragflächen werden je nach der Wind- und Kursrichtung vor Wind und bis zu halbem (Seiten-)Wind in vertikale Richtung verwunden, wobei je nach der Windstärke die Projektion der Segelfläche größer oder kleiner gewählt wird. Bei Gegenwind, der das Fahrzeug — wie jedes andere Segelboot auch — zum Kreuzen zwingt, wird das Turmgerüst zur Seite geneigt und die jeweilig obere Tragfläche um wenige Grade nach vorn verwunden, worauf das Boot im gleichen Augenblick zu segeln beginnt. Das an sich nicht neue Moment der Verwendung von starren Profilsegeln hat hier eine neue Bereicherung insofern erfahren, als diese Profilsegel — es handelt sich übrigens um eine Verwendung des sogenannten Göttinger Profils 387 — horizontal, statt, wie bisher, vertikal angeordnet worden sind. Wenn das neue Fahrzeug auch noch gewisse Kinderkrankheiten aufweist, so sind doch die durchaus ernst zu nehmenden Versuche keineswegs zu übersehen, zumal sie nur den ersten Schritt zu einem vom Konstrukteur beabsichtigten weiteren Ausbau der Erfindung darstellen. W. Jacob.

Regen in Ostasien. Es ist nicht wie bei uns, wenn es in Ostasien regnet. Den ersten chinesischen Sommerregen erlebte ich in unserem Pekinger Hause. Er dauerte ununterbrochen nicht ganz einen Monat und verwandelte unsern Hof in einen See, über dem sich die Libellen wiegten. Unsere europäischen Regenschirme hatten sich nach der ersten Viertelstunde des Draußenseins in unbestimmte Hoffnungslosigkeiten aufgelöst, und wir wurden dermaßen durchgewässert, daß unsere Gefühle unbeschreiblich waren. Um diese nachzuempfinden, muß man einen Eimer Wasser sich über den Kopf schütten lassen und sich das als Dauerzustand denken. Den zweiten chinesischen, anderthalb Monate anhaltenden Sommerregen genoß ich im Gebirge westlich von Peking auf unserem flachen Hoteldach, das nochmals überdacht war. Zwar sah man nun nichts infolge der seitlichen Regenvorhänge, konnte aber auch nicht gesehen werden und badete sozusagen trocken. — In China ist der Regen betonte Natur, in Japan dagegen ist er betonte Kultur, und deshalb allein mache ich hier auf den Regen in Ostasien aufmerksam. Regnet es in Japan, so ergibt sich daraus gewiß auch manches in rein natürlicher Beziehung. Beispielsweise besteht keine Erdbebengefahr, solange die Auslösung der Wolken den Druck auf die Erde aufhebt oder mildert. Ganz abgesehen von Erntefolgerungen, in denen sich selbstverständlich Japan nur wenig von China unterscheidet. Aber nahezu unbekannt ist bei uns die Tatsache, daß der Japaner viele Regenarten — 365, scherzt man — kennt und benennt und sich ihrer verschiedenen psychischen Auswirkungen bewußt ist. Der berühmteste japanische Regen ist der leise Frühlingsregen, der warme und sanfte „Harusame“. Er steht vorwiegend im Dienst der Liebe und Poesie. Von den gegenwärtigen japanischen Dichtern besingt ihn besonders Banri Hirano. Mit dem Harusame fallen die Tränen — man wisse nicht, warum — sanft und warm. Da der japanische Frühling früher beginnt, ist nicht etwa der Mairegen gemeint, der vielmehr „Samidare“ heißt und so vielen japanischen Bildern den Charakter gibt, dem Reisfeld wie dem Bauernhaus. Der Japaner behauptet, daß seine Landschaften durchweg im Regen am schönsten seien. Regenbilder sind in der Tat typisch für die japanische Malerei. Von dem geeignetsten Vorwurf, der japanischen Riviera bei Atami, sind sicherlich 90 Proz. Regengemälde. Der Samidare hat seine gefährliche Seite, denn mit ihm steigt die Hitze und die japanische Selbstmordepidemie. Allein in Tokio zählt man dann täglich 3 bis 4 Fälle. Demnächst zu erwähnen ist der Jiwuregen, der nach längerer Trockenheit fällt und das Volk von der Erdbebenfurcht befreit, auch die Pflanzen wieder tränkt und aufrichtet. Er gilt als besonderes göttliches Geschenk, um das man bittet, und für das man opfert. Oft löscht er auch Feuersbrünste, denen das allzu trockene Holz der japanischen Häuserchen sonst leicht zur Beute fällt. Der plötzliche Regenschauer, mit Blitz und Donner gemischt, aus pfeilschnell dahinschießendem schwarzen Gewölk kommend, heißt Yudaschi. Er wird geschätzt als der gründlichste und billigste Straßenreiniger der japanischen Städte, wenn er nicht etwa ein Stadtviertel unter Wasser setzt. Meinem japanischen Hause in Tokio stattete er ebenfalls durch das Dach überraschenden Besuch ab, ausgerechnet zur Nachtzeit und im Schlafzimmer. Seitdem stand ich ihm nur noch ablehnend gegenüber. Die eigentliche Regenzeit in Japan, die der am Anfang erwähnten chinesischen entspricht, heißt Tsuyu oder Nyubai. Sie beginnt Mitte Juni und währt einen Monat. Gewöhnlich wartet man ihr Ende ab, ehe man Reisepläne ausführt. Das, was man bei uns in Kurorten Saison nennt, beginnt in Japan daher nach dem Ende des Tsuyu. Wie sich danach im Blumen- und Schmetterlingslande die Natur entfaltet, kann man sich leicht denken. Im ganzen habe ich festgestellt, daß es in Japan durchschnittlich jeden zweiten Tag regnet, daß man sich aber dort besser darauf vorbereiten kann, weil die Hauptperioden sich immer wiederholen. Ganz im Gegensatz dazu zeigt China fast das ganze Jahr mit der erwähnten Ausnahme lachenden blauen Himmel, im Norden freilich dafür auch häufige Sandstürme, die aus der Mongolei hereinbrechen. Das ist nicht ohne Einfluß auf die

(Fortsetzung siehe Seite 752.)



Das startklare Boot. Links und rechts die versenkbaren Tauchflossen, die dem Boot Stabilität und Auftrieb geben.



Das Boot am Winde. Das Turmgerüst ist geneigt, die obere Tragfläche leicht nach vorn verwunden.

Ein neuartiges Segelboot: Das Tragflächen-Segelboot des Ingenieurs Budig bei Versuchsfahrten. (Hierzu obiger Beitrag.)

Selbst neben den kostbarsten Geschenken

Welch ein Staunen, wenn ein Geschenk am meisten begrüßt wird, das nicht durch seine Kostbarkeit wirkt, sondern durch den vornehmen Takt, mit dem es einen geheimen Wunsch errät.

So werden Elida Kassetten selbst auf dem vornehmsten Weihnachtstisch neben den kostbarsten Dingen mit Freude begrüßt.

Hinter jedem Geschenk steht unsichtbar der Geist des Spenders. Erraten Sie geheime Wünsche. Schenken Sie Elida Weihnachtskassetten!

ELIDA LEIPZIG



ELIDA KASSETTEN

Kultur geblieben, die in China mehr Besinnlichkeit und passives Sichversenken, in Japan mehr Beweglichkeit und aktives Hervortreten zeigt. Diese Eigentümlichkeiten spiegeln sich in der Literatur der beiden ostasiatischen Völker nicht weniger als in der Politik.

Prof. Dr. Waldemar Oehlke.

Auf dem serbisch-kroatischen Heiratsmarkt. (Vgl. hierzu die Abbildung auf S. 749.) Wohl selten hat man Gelegenheit, so viele verschiedenartige Typen und Volkstrachten zu sehen wie bei einer Reise durch die zu der ehemaligen Österreichisch-Ungarischen Monarchie gehörenden Länder Bosnien und die Herzegowina, die seit 1919 Teile des serbisch-kroatischen Königreichs sind. Wenn schon die Natur diese Gegenden mit eigenartigen Reizen ausgestattet hat, so ist es nicht minder das farbenprächtige Leben, das den Fremden fesselt. Abgesehen von den echt morgenländischen Bauten, den Moscheen mit ihren vielen schlanken Minaretten, den zahlreichen Friedhöfen der Mohammedaner sowie vielen anderen dem Orient überall eigentümlichen Merkmalen, ist es hier die Kleidung der Bewohner, die sofort in die Augen fällt. Sieht man von den mannigfaltigen Gewändern der türkischen Einwohner (etwa 35 Proz.) ab, die in ihrer Zusammenstellung schließlich auch in anderen von Bekennern des Islams bevölkerten Ländern ebenso oder ähnlich anzutreffen sind, so fällt vorzüglich die Tracht der serbischen Bauern auf. Am besten kann man dies in der Hauptstadt Bosniens, dem an einem Gebirgsflusse gelegenen, zum Teil hoch an den Bergen emporkletternden Serajewo beobachten. Hier kommen die verschiedensten Stämme und Bezirke, deren jeder wieder besondere Merkmale in der Bekleidung hat, zusammen. Besonders bunt ist das Bild an den Sonntagen, wenn die Landbevölkerung mit Kind und Kegel zu Fuß oder im dicht bepackten Wagen ankommt, um die griechisch-orthodoxe Metropolitankirche zu besuchen. Neben diesem modernen, stattlichen Kuppelbau gibt es in der Serbenstadt noch eine alte serbische Kirche, die der Mittelpunkt des jährlich einmal, am serbischen Ostermontag, stattfindenden „Heiratsmarktes“ ist. Im Vorhofe der alten Kirche fängt die Beschau an. Die heiratsfähigen Mädchen der Serben stellen sich im vollsten Glanze und in großartigster Pracht, möglichst in Reihen oder kleinen Gruppen geordnet, auf, um die stattlichen Burschen, die sich ebenfalls so vorteilhaft wie möglich herausgeputzt haben, vorbeiziehen zu lassen. Kostbarer alter Familienschmuck, meist aus Gold, oft Stücke von großem Werte, schöne Silberarbeiten, wundervolle Stickereien und ähnliche zur Zierde beitragende Gegenstände schmücken die bunt gekleideten Frauen, deren Aussehen durch eine Art faltigen Hosenrock noch eigentümlicher wird. Die Aussteuer trägt jede Schöne deutlich sichtbar als Schmuck in Form von Gold- und Silbermünzen an der Mütze aus Samt oder an der Haube, am Tuch oder an der Kappe befestigt, wobei bisweilen ein großes Goldstück mitten auf die Stirn herabhängt. Auch sonst ist die weibliche Bevölkerung reichlich mit Zieraten beladen. Wo die Ohren nicht durch Tücher oder andere, manchmal wunderlich wirkende, oft geradezu entstellende Umhüllung bedeckt sind, zeigen sich wundervolle Gehänge und Ringe. Armbänder sowie breite Spangen in feinster Gold- oder Silberarbeit, prächtige große Gürtelschlösser, von denen merkwürdigerweise Perlenschnüre herabhangen, Halsketten mit Medaillons und Münzen, Fingerringe meist an fast allen Fingern sowohl der rechten als auch der linken Hand vervollständigen den Staat. Bisweilen kann man zum Überfluß auf den mit breiter Goldborte versehenen Jäckchen noch echten Pelzbesatz bewundern. Auch seidene Schärpen, die, um die Hüften geschlungen, mit den Enden vorn herabhangen, werden von einzelnen Mädchen bevorzugt. Sehr verschiedenartig ist ferner das Schuhwerk der Frauen, das bei einigen aus einfachen, auf hohen Querhölzern aufgebauten Holzpantoffeln, bei anderen aus Sandalen oder elegant aus bunten Lederriemen geflochtenen, mit Silberstickerei versehenen Schuhen besteht. Je nach Stämmen und je nach individueller Putzsucht variiert die Ausschmückung der zum edlen Wettstreit erschienenen Damen. Bei den männlichen Serben zeigt sich die Kleidung dagegen einheitlicher und einfacher. Alle tragen einfarbige dicke Anzüge aus groben, rauhen Stoffen, deren Ränder mit buntfarbiger Borte oder Schnur eingefaßt sind, wodurch die Eintönigkeit etwas behoben wird. Die kurzen Jacken haben sie meist abgelegt, so daß ein blendend weißes Hemd zum Vorschein kommt, dessen halblange Ärmel unten weit geöffnet und mit ausgezacktem Saume oder gar mit Spitzenbesatz, genau so wie bei den serbischen Frauen, versehen sind. Dazu passen die breiten Halskrausen und das fast stets um die Kopfbedeckung gelegte, halbgestärkte weiße Tuch, das hoch emporsteht, so daß es den daruntersitzenden Fes vollständig verdeckt, und bei allen in der gleichen Art geschlungen ist. Breite, besonders rote sowie grüne Ledergürtel, viele Taschen bergend, in denen, wie überall bei den Balkanvölkern, außer den üblichen Waffen alle nur möglichen und unmöglichen Dinge herumgeschleppt werden, sind auch hier selbstverständlich. Oft vervollständigt noch eine am Riemen um den Hals getragene, dicke Tasche die Ausrüstung. — Hübsche Burschen fangen mit sauberen Mädchen Gespräche an. Liebenswürdig und ermunternd lächelnd nehmen diese wiederum gern die Worte ihrer Anbeter entgegen. Indessen betrachten die Mütter in der Nähe mit Stolz die Erfolge ihrer Töchter. Manchmal scheint die Unterredung zwischen Männlein und Weiblein etwas intimer zu werden; ein freundliches Klopfen auf die Schultern, ein warmer Händedruck, selbst zärtliche Umarmungen zeugen davon, schließlich faßt der Bewerber kurzerhand seine Auserwählte unter den Arm und geht mit ihr davon. Die Zahl der heiratsfähigen Mädchen ist groß, so sind nur immer wenige so glücklich, gleich von der Brautschau aus von ihrem künftigen Ehegatten an den häuslichen Herd mitgeführt zu werden. Hört man das Resultat, so fühlt man dabei ein Bedauern angesichts des Aufwandes, der hauptsächlich von weiblicher Seite für diesen schicksalsschweren Tag gemacht worden ist.

Dr. phil. Curt Priebatsch.

Äskulap, ein urgermanischer Heilgott. In dem alles ins Riesenhafte steigernden Weltkriege wurden auch die Ärzte in einem Umfang aufgeboten, daß sie für sich allein ein kleines Heer hätten bilden können. Der Äskulapstab auf den Achselstücken der Militärärzte bildete so eine auf Schritt und Tritt in die Augen fallende Farbennote in dem großstädtischen Straßenbilde. So mochte angesichts des Sinnbildes des griechisch-römischen Heilgottes mancher, der gewohnt war, tiefer zu denken, sich fragen, was denn wohl sein Name eigentlich für einen Sinn habe. Nun, „der Name ist durchaus dunkel“, das ist das Urteil, zu dem E. Thrämer in Roschers „Mythologischem Wörterbuch“ gelangt. Wenn man liest, was alles der zu den ältesten Gottheitsbegriffen der Hellenen gehörende Name bedeuten soll, begreift man, wie der Gelehrte zu diesem Urteil gekommen ist. Ein Teil der Alten hielt ihn für einen berühmten Arzt der griechischen Vorzeit, neueren Gelehrten ist er der Gott der Nässe in der trockenen Luft, seine Schlange aber ist das Sinnbild des fließenden Wassers. Wieder anderen ist er die milde, gesunde Luft des Frühlings nach dem ersten Regen oder auch wieder der Gott der Sinne und der Fruchtbarkeit. Adalbert Kuhn vergleicht ihn mit dem altindischen Götterarzt Dhanvatari; Preller sieht in ihm eine Emanation Apollos, und Schwartz zieht ihn in das Bereich seiner Gewitterwesen. Nach Welckers Auffassung hat er sich aus der dämonischen Heilschlange entwickelt. Eine neuere Richtung läßt ihn dagegen aus dem Totenkult hervorgehen. Eduard Meyer nennt ihn einen Erddämon. Salomon Steinach endlich führt den Namen auf die semitische Wortverbindung isch—kalbi (=Mensch-Hund!) zurück. Damit ist die Forschung denn glücklich bei dem Hunde angelangt. So hat man der Reihe nach alle alten Sprachen befragt, keine hat das Rätsel zu lösen vermocht. Nur eine mußte, wie gewöhnlich bei solchen sprachgeschichtlichen Untersuchungen alter Götternamen, als Aschenbrödel im Winkel zurückstehen — die germanische. Waren doch nach der noch immer in gewissen Kreisen eingewurzelten Anschauung die Germanen, als sie in den Gesichtskreis der Römer traten, ein Barbarenvolk und dementsprechend auch ihre Sprache noch wenig entwickelt; ja, nach der Ansicht Sigmund Feists haben sie sogar ihre frühere einheimische Sprache gegen

die germanische Mundart in vorgeschichtlicher Zeit eingetauscht. Nun aber mehren sich von Jahr zu Jahr die Beweise dafür, daß unsere Vorfahren bereits in den ältesten Zeiten auf einer überraschend hohen Gesittungsstufe standen. So unterliegt es unter anderm auch nicht dem geringsten Zweifel, daß die bisher so dunkel und rätselhaft gebliebenen Benennungen vieler griechischer und römischer Gottheiten aus germanischem Sprachgute geprägt sind. Das gilt von dem Namen des Götterpferdes, wie in dem Aufsatz: „Woher stammt der Name Pegasus?“ in Nr. 4096 der „Illustrirten Zeitung“ nachgewiesen worden ist, das gilt auch von dem Namen des Heilgottes, der nichts anderes bedeutet als — Heilgott. Gott bedeutet der erste Teil des urgermanischen Wortgebildes Asklepios, also As in der nordischen Sprache, der in Pegasus den zweiten Bestandteil bildet. Der altnordischen Mehrheitsform: aesir entspricht buchstäblich die etruskische Benennung der Gottheit aesar, ein Wort, das auch in altitalischen Orts- und Flußnamen wie: Aesis, Aesaros, Aesernia u. a. auftritt. Ein anderes unzweifelhaft urdeutsches Wort ist helfen, niederdeutsch helpen. Hiervon ist abgeleitet das mittelhochdeutsche Beiwort: helfec, bayrisch: hilfig, niederdeutsch: helpig = hilfreich, Hilfe bringend. Die Verbindung beider Wörter ergab den Namen des Heil oder Hilfe bringenden Asen oder Gottes: Aschlapichos, Aischlabios, Aischalabios, Aiscalapios (auf Inschriften), lateinisch Aesculapius. Die Wortstellung: „Ase helpiger“ war früher auch in unserer hochdeutschen Schriftsprache üblich und ist es in gewissen Verbindungen und in der Dichtersprache noch heute, vgl. „Vater unser“, „Röslein rot“ usw. Über die Bedeutung des Namens des Gottes braucht man kein Wort zu verlieren. Führte er doch auch bei den Griechen die mit seinem eigentlichen Namen gleichbedeutenden Beinamen: Soter, Jatros, Jater = Helfer, Heiland. — Germanen sind es also gewesen, die in der Urzeit den Kult des Heilgottes und die in den Asklepieien (Sanatorien der Hellenen) geübte religiöse Jatrik (Inkubation oder Tempelschlaf und Traumorakel) nach Griechenland gebracht haben, und zwar verehrten die Urgriechen den Gott im Bilde der sich häutenden und so verjüngenden Schlange, die daher den gleichen Namen Askalabus führte wie der Gott selbst, und die, um seinen Stab sich ringelnd, das Sinnbild des hilfreichen Gottes geworden ist. So trennte man in einer vorgeschritteneren Zeit auch den ursprünglich als Tier, als Roß, gedachten Gewittergott Pegasos, den Pagen- oder Roßasen von der Gottheit und nannte den Reiter Bellerophontes, der dem bald Balder, bald Wotan genannten Gotte in dem Merseburger Roßsegen entspricht, während dem Pegasos (Pagasos) das Götterfohlen Phol gleichkommt.

Prof. Dr. K. Stuhl, Würzburg.

Anmerkung der Schriftleitung. In unserem Heft Nummer 4303 veröffentlichten wir einen Beitrag „Blitzschläge und Blitzschäden“. Auf Wunsch des Elektropathologischen Museums des Universitätsinstituts für gerichtliche Medizin in Wien teilen wir mit, daß die dem Artikel beigegebenen Abbildungen (außer der vom Blitz getroffenen Randtanne) aus dem Blitzschlagmuseum der Wiener Universität bzw. aus dem Buche „Spurenkunde der Elektrizität“ (Verlag Deuticke, 1927) stammen.

DAS JUBELPAAR

EINE LEGENDE VON J. PAUL KOEHLER

Sankt Matthäus war verdrießlich. Seitdem ihm die Verwaltung des Katasteramts für „Im Himmel geschlossene Ehen“ übertragen worden war, hatte er stets Ordnung in seinen Listen und Tabellen gehabt. Nun aber hatten die beiden ihm als Gehilfen beigegebenen halbwüchsigen Engel ein solches Durcheinander zustande gebracht, daß er sich selbst nicht mehr zurechtfand. Was sollte nur daraus werden? In seinem Taschenkalender, den er niemals von sich ließ, war für morgen ein dicker roter Strich vorgemerkt. Das bedeutete, daß ein zu seinen Schutzbefohlenen gehörendes Ehepaar morgen seine goldene Hochzeit feiern wollte.

Da gab es für ihn viel zu tun. Er mußte dafür sorgen, daß das Jubelpaar den goldenen Hochzeitstag in leidlicher Gesundheit und rechter Herzensfröhlichkeit begehen konnte. Der Geistliche, der es einzusegnen hatte, war mit einer ordentlichen Dosis himmlischen Geistes zu begaben, damit er selbst die Weihe des Tages recht empfand und diesem Empfinden einen würdigen Ausdruck verlieh. Auch mit dem heiligen Petrus mußte wegen des Wetters gesprochen werden. Und nun wußte man nicht, wer und wo das goldene Hochzeitspaar war! Es war wirklich, um sich krank zu ärgern, wenn dies bei dem unzerstörbaren himmlischen Gesundheitszustand überhaupt möglich gewesen wäre.

Da — während Sankt Matthäus im tiefsten, wenn auch erfolglosen Nachdenken war — kam der kleinere und artigere der beiden Hilfsengel herbeigesprungen. „Heiliger Matthäus,“ rief er aufgeregt schon von weitem, „heiliger Matthäus, wir haben das Paar gefunden, es sind die Schullehrerseheleute Franz und Rosa Stefflarn in Walddorf.“

Ein brunnentiefer Seufzer des Heiligen ward dem Verkünder der Freudenbotschaft zur Antwort. „Gott sei Dank, das ist ja das Dringlichste! Da wird sich das übrige schon noch finden.“ Dann aber vertiefte sich Sankt Matthäus schleunigst in die Lebensgeschichte des Jubelpaars. Und was er dabei fand, ließ ihn seinen Ärger bald vergessen. Das war wirklich eine Ehe, an der nicht nur Gott der Herr, sondern auch der etwas zum Mäkeln und Kritisieren neigende Heilige selbst seine Freude haben konnte. So sandte er denn sogleich den größeren Hilfsengel, der ohnehin beim Ordnen der Listen nicht zu brauchen war, mit einer wunderschönen Predigt auf die Erde und ließ diese dem Pfarrer von Walddorf während seiner Nachmittagsruhe eingeben.

Für prächtiges Wetter am goldenen Hochzeitstage hatte Sankt Petrus auf die Bitte von Sankt Matthäus hin gesorgt. Schon früh um fünf Uhr war der von Franz Stefflarn ausgebildete Kirchenchor, lauter Jünglinge und Jungfrauen von Walddorf, vor dem Schulhause angetreten und hatte zuerst „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“ angestimmt. Und nach den fünf kraftvollen Strophen dieses Gesanges hatte die Sängerschar das zart-wehmütige „Aus der Jugendzeit“ folgen lassen. Als aber auch dieses Lied verklungen war und der greise Schullehrer mit wohlgesetzten Worten seinen und seiner Lebensgefährtin Dank auszusprechen begann, da wurde er durch einen weiteren Gesang, der freilich nicht im Festprogramm stand, unterbrochen. Auf der hohen, vor dem Schulhause stehenden Linde sang im Glanz der Morgensonne eine Amsel ihr Morgenlied zum Preise des Schöpfers aller Dinge. Und als zuerst die Amsel und dann auch der Jubilar mit dem, was jedes von ihnen zu sagen hatte, fertig geworden war, da führte die immer herrlicher leuchtende Sonne den schönsten Tag herauf.

Ein halb acht Uhr begann die Feier in der kleinen schmucken Walddorfer Kirche. Trotz des Werktags, an dem die meisten in Feld und Wald zu tun hatten, war das Kirchlein bis auf den letzten Platz gefüllt. Niemand aus dem Dorfe wollte am Ehrentag der beliebten Schullehrersleute fehlen.

Der Herr Pfarrer aber hätte die Hilfe des ihm von Sankt Matthäus zugesandten Engels kaum nötig gehabt; war er doch dem Jubelpaar und besonders dem greisen Schullehrer herzlich zugetan, so daß es ihm eine Ehrensache war, den Festtag nach besten Kräften verherrlichen zu helfen.

Schlicht und einfach sprach der Pfarrer. Er erzählte den aufmerksam zuhörenden Walddorfern die Geschichte dieser Ehe, von der er den ersten Teil aus den Erzählungen seines Vorgängers, die letzten dreißig Jahre aber aus eigener Anschauung kannte. Er begann also: „Vor mehr als fünfzig Jahren saß der junge Schullehrer

Franz Stefflarn eines Abends nach getaner Arbeit im Gasthof und las die Zeitung. Da fiel sein Blick auf eine Todesanzeige. Ein Bäckermeister in der Hauptstadt war gestorben und hatte nur eine Tochter hinterlassen. Das wäre nun nichts Besonderes gewesen, aber — das war ja der Nachbar seiner längst verstorbenen Eltern, und die hinterlassene Tochter Rosa war seine kleine Jugendfreundin! Franz Stefflarn sah das liebe Kind wieder vor sich, wie es ihm, dem zwei Jahre älteren, aber jungenhaft unbeholfenen Kameraden, so herzlich zulachte und manchmal auch etwas Gutes aus der väterlichen Zuckerbäckerei mitbrachte. Und die Rosa stand nun ganz allein in der Welt!

Eine Viertelstunde lang überließ sich der junge Mann seinen Erinnerungen und Gedanken, dann sprang er auf und stürzte zum Pfarrer, meinem Vorgänger, mit der Erklärung, daß er morgen keine Schule halten könne. Fünf Stunden mußte Franz Stefflarn in der Nacht, zum Glück bei Mondschein, über Berg und Tal wandern, um in der Morgenfrühe die kleine Station zu erreichen, von der ihn der Eisenbahnzug in die Hauptstadt trug.

Hier fand er die Jugendfreundin nicht nur in tiefer Trauer, sondern auch in großer Sorge. Die lange Krankheit des Vaters, dem die Frau schon vor Jahren im Tode vorangegangen war, hatte das bescheidene Vermögen aufgezehrt. Für Rosa hatte sich nun zwar eine Unterkunft gefunden, aber was es mit dieser auf sich hatte, konnte sie nicht sagen, und der Mann, der ihr den Platz geboten hatte, gefiel ihr wenig. Er war freilich ein Vetter ihres Vaters, und deshalb glaubte sie ihm folgen zu müssen. Er hatte eine kleine Schankwirtschaft, die sie nicht kannte; dort sollte sie mithelfen.

Kaum hatte Franz Stefflarn dies gehört, als er schleunigst sich nach dem Mann erkundigte und die Schankwirtschaft besuchte. Was er fand, war eine elende Spelunke mit einem zweifelhaften Frauenzimmer als Kellnerin, und was er über den Mann erfuhr, war nur Schlechtes.

Und diesem Menschen sollte seine liebe, feine Jugendfreundin — von der er erst jetzt merkte, wie sehr sie ihm ans Herz gewachsen war — sich anvertrauen! Das mußte er verhindern. Wie aber sollte er das fertigbringen? In seiner Not betete er lange vor dem Altar der allerheiligsten Jungfrau, und die Gnadenreiche gab ihm den rechten Gedanken. Noch an demselben Tage gelang es ihm, durch Vermittlung des würdigen Vormundschaftsrichters, der ihn einst selbst betreut hatte, für Rosa einen Platz als Wirtschaftsgehilfin in einem guten Bürgerhause zu finden.

Ein halbes Jahr später aber, heute vor fünfzig Jahren, führte Franz Stefflarn seine geliebte Rosa als seine Frau heim.

Vor diesem Altar legte mein ehrwürdiger Vorgänger ihre Hände zusammen zum Bunde für Zeit und Ewigkeit.

Nach menschlichem Ermessen war dieser Bund freilich ein Wagnis, denn es fehlte den Brautleuten an den nötigsten Geldmitteln. So arm waren sie, daß sie kein festliches Mal ausrichten, keine Gäste zu ihrer Hochzeit laden konnten. Aber in ihnen war etwas, wertvoller und köstlicher als Geld und Gut; das war die unermeßlich tiefe Liebe, die sie ganz erfüllte und über alle äußerlichen Schwierigkeiten hinaushob.

Und als mein Vorgänger die jungen Eheleute einsegnete, da gewahrte er auf ihren Gesichtern einen solchen Glanz überirdischen Glückes, daß er ausrief: ‚Wahrlich, diese Ehe wird im Himmel geschlossen.'"

Fester faßte bei diesen Worten Franz Stefflarn die Hand seines Weibes, und beider Augen begegneten sich in glückseligem Erinnern.

Mit erhobener Stimme aber fuhr der Pfarrer fort: „Die Wahrheit des Wortes meines Vorgängers können wir alle, die wir hier versammelt sind, bestätigen. Ist doch die Ehe unseres Jubelpaares allezeit ein Muster und unerreichtes Vorbild für andere Eheleute gewesen. Und weil unser Franz und unsere Rosa Stefflarn die wahre, vom Himmel stammende Liebe in sich trugen, so brachten sie diese nicht nur einander und den Kindern, die ihnen geschenkt wurden, entgegen, sondern umfaßten damit auch die anderen Menschen."

In steigender Ergriffenheit schilderte der Redner sodann, wie die beiden Söhne des Jubelpaars, nachdem sie sich zu tüchtigen Männern entwickelt hatten, in dem furchtbaren Weltkrieg, Seite an Seite kämpfend, an einem Tage hinweggerafft worden waren. Aber auch damals hätten die Herzen der Eltern sich nicht verhärtet. Trotz ihrer tiefen, schmerzlichen Trauer hätten sie nicht aufgehört, das große Gebot Gottes „Liebe Deinen Nächsten als Dich selbst" zu befolgen, und seien stets bestrebt gewesen, ihren Mitmenschen Gutes zu erweisen.

Atemlos lauschten die Kirchgänger. Und als der hochwürdige Herr zum Schluß um Gottes Segen für das Jubelpaar gebetet hatte, da geschah etwas, was in dieser Kirche noch nicht vorgekommen war. Alle Anwesenden gingen an dem goldenen Hochzeitspaar vorbei und reichten ihm die Hand. Es war wie eine Huldigung vor einem gekrönten Haupt, aber die Huldigung war hier wertvoller, weil sie nicht erzwungen, sondern aus innerstem Herzensbedürfnis heraus entsprungen war.

Viel Ehre und Freude wurde den Stefflarnschen Eheleuten am Tage ihrer goldenen Hochzeit noch zuteil. Da war kein Bauer in Walddorf, der nicht ein Geschenk überbracht oder gesandt hätte, und selbst die Häuslers-Margareth, die ärmste Frau im Dorfe, kam mit zwei frischen Eiern, die ihre einzige Henne in den letzten Tagen gelegt hatte.

Am Abend wurde zu Ehren des Jubelpaars ein Fest im Gasthof veranstaltet. Als Franz und Rosa Stefflarn erschienen, war schon das ganze Dorf im großen Gasthofssaal versammelt. Nur die Häuslers-Margareth hatte sich nicht hineingetraut, sondern war an der Tür stehen geblieben, so daß Frau Rosa sie selbst hineinführen und ihr einen Platz anweisen mußte.

Vielerlei Reden wurden auf das goldene Hochzeitspaar gehalten, ernste und heitere. Große Heiterkeit erregte die Erzählung eines Bauern, dessen Haar auch bereits ergraut war, die Schilderung eines Erlebnisses aus seiner Schülerzeit vor mehr als 40 Jahren. Als er damals, ein zehnjähriger Bube, ein Vogelnest ausgenommen habe, sei er dafür von dem Jubilar fürchterlich verhauen und dann aus der Schulstube hinausgesteckt worden. Auf sein gottserbärmliches Schreien und Heulen sei die Frau Lehrer erschienen und habe ihn zwar zunächst auch ernstlich verwarnt, dann aber mit sich in ihre Stube genommen und, weil's ihr Mann gar so schlimm mit dem kleinen Buben gemacht, ihn nicht nur getröstet, sondern ihm auch das Gesicht gewaschen und schließlich etwas Talg gegeben, womit er seine Schwielen habe einreiben können.

Trotz aller Ehre und Freude, die das Fest ihnen brachte, waren die beiden Alten doch froh, als sie schließlich wieder allein in ihrer gemütlichen Wohnstube beisammensaßen. Um sie herum die Geschenke, die Blumen, die Briefe. Da nahm der Mann die Hand seiner Frau in seine beiden Hände, dann zog er seine goldene Hochzeiterin an sich heran und bettete ihren Kopf an seiner Brust. So saßen sie lange, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich brach die Frau das Schweigen: „So möchten wir bleiben bis an unser seliges Ende."

Da drückte Franz Stefflarn sein Weib fester an sich und dankte dem Herrgott aus tiefstem Herzensgrunde für den heutigen Tag und für sein ganzes Leben. Dann aber wandte er sich an die heilige Jungfrau und bat sie, die ihm und seiner Frau vor mehr als fünfzig Jahren beigestanden habe, daß sie auch jetzt ihnen gnädig sein, ihnen beiden ein schönes Lebensende und einen gemeinsamen Tod geben möge.

Dann küßten sich die beiden Alten zur „Guten Nacht".

Das Gebet aber drang mit der Schnelligkeit des Gedankens zu der Gebenedeiten in den Himmel. Und es rührte ihren gütigen Sinn, so daß sie sich

entschloß, den Wunsch des greisen Jubelpaars zu erfüllen, wenn es ihr nur irgend möglich sein würde.

Nach kurzem Besinnen suchte sie den Engel des Todes auf, um zunächst ihn zu fragen, wie lange noch das Leben für Franz und Rosa Stefflarn bemessen sei.

„Ein Jahr noch hat Franz Stefflarn zu leben und sechs Jahre Rosa Stefflarn. Ändern kann ich daran nichts, das vermag nur Gott der Herr“, so lautete die kurze Antwort.

Wie es den beiden Leuten in der ihnen noch zugemessenen Lebenszeit wohl ergehen werde, forschte die heilige Jungfrau weiter. Das, erklärte der Todesengel, wisse er nicht. Aber der heilige Matthäus werde ihr darüber Auskunft geben können. Ob er ihn rufen solle.

Rasch war der Heilige zur Stelle gebracht und berichtete, daß Franz Stefflarn nach einer schweren, schmerzvollen Erkrankung sterben, Rosa Stefflarn aber nach fünfjähriger Witwenschaft, des Lebens satt, allmählich auslöschen werde.

Auf einen Punkt wies übrigens der heilige Matthäus noch hin. Ob denn die allerheiligste Jungfrau sicher sei, daß Rosa Stefflarn den Wunsch ihres Mannes nach gemeinsamem Tode ernstlich teilen würde, wenn sie wüßte, daß sie damit auf fünf Jahre ihres Lebens verzichte. Da antwortete ihm die gnadenreiche Mutter Jesu: „Ein rechtes Weib liebt unter Opfern und ist glücklich, wenn es für den Geliebten und mit ihm sterben kann.“

Beschämt schwieg Matthäus.

Die heilige Jungfrau aber nahte sich Gott dem Herrn und kniete vor seinem Throne nieder. Der Allgütige hob sie auf und setzte sie neben sich. Was sie wünschte, wußte der Allwissende, er ließ es sich aber doch von ihr sagen. Und als sie, heiligen Eifers voll, davon sprach, wie die Eheleute Stefflarn ein so vorbildliches Eheleben geführt und nun den Wunsch hätten, das irdische Leben gemeinsam zu beschließen, da lächelte Gott der Herr ihr gütig zu.

Dieses Lächeln hatte eine wundersame Wirkung. Herrlicher noch als sonst klangen die himmlischen Chöre. Auf der Erde blühten die Blumen auf, die bisher verschlossen gewesen waren, und die Vögel sangen ihre schönsten Lieder. Die Menschen aber fühlten sich fröhlicher und gesunder und bemühten sich, besser zu handeln und besser zu werden.

Als die heilige Jungfrau das Lächeln des Herrn gewahrte, wußte sie, daß ihre Bitte erfüllt war. Sie neigte sich und flüsterte: „In der Christnacht soll der Todesengel die beiden holen.“

In der Christnacht fand, wie alle Jahre, um Mitternacht in der Kirche zu Walddorf die Christmette statt. Franz Stefflarn spielte auf der Orgel wie sonst, aber doch nicht wie sonst; denn es war ihm, als ob ein anderer seine Hände regiere, als ob um ihn und in ihm eine himmlische Kraft sei.

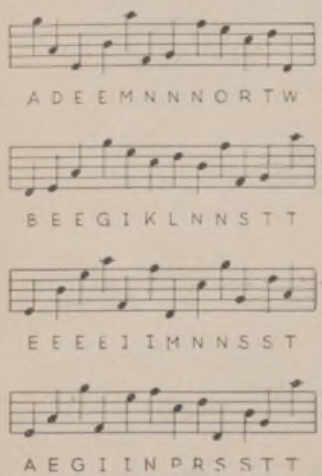
Und die Menschen in der kleinen Kirche empfanden auch etwas von dieser Himmelsgabe. Vor allem schien es Rosa Stefflarn, die auf ihrem Platz in der vordersten Reihe saß, daß die Orgel unter ihres Mannes Händen noch niemals so geklungen hätte; und ob sie es auch nicht wollte, so mußte sie doch unaufhörlich weinen, aber es waren Tränen reinsten Glückes.

Nach der Christmette gingen die beiden Alten, eng aneinandergeschmiegt, ihrem Hause zu. Als sie aber in ihr Heim eintraten, da war ihnen, als ob ein goldnes Licht über sie hinwegginge — und ein Herzschlag setzte in einem Augenblick ihrem Leben ein gemeinsames Ende.

Der Engel des Todes schlug seine samtenen Fittiche um das Paar und führte es an die Himmelspforte. Dort wollte gerade der heilige Petrus damit beginnen, die Ankömmlinge in gewohnter Weise zu befragen, als plötzlich die gebenedeite Jungfrau erschien. Mit ihrem holdseligen Lächeln empfing sie die beiden Verklärten und führte sie zu ihrer Rechten und Linken an dem sich tief verneigenden Himmelspförtner vorbei zu den himmlischen Heerscharen.

ZUM NACHDENKEN

Notenrätsel.



Anagramm.

Aus je 2 Wörtern ist durch Umstellen der Buchstaben ein neues Wort zu bilden. So wird aus:

1 Hero Inn = Fabeltier
2 Donna Reim = nordfranzösische Landschaft
3 Nero Ob = Oper von C. M. v. Weber
4 Latte Chor = Mädchenname
5 Nagel Hold = deutsche Insel
6 Gloria Tal = Panzerechse
7 See Rad = wohlriechende Pflanze
8 Mai Tand = Edelstein
9 Inge Dan = schweizerisches Hochtal
10 Galan Licht = Singvogel

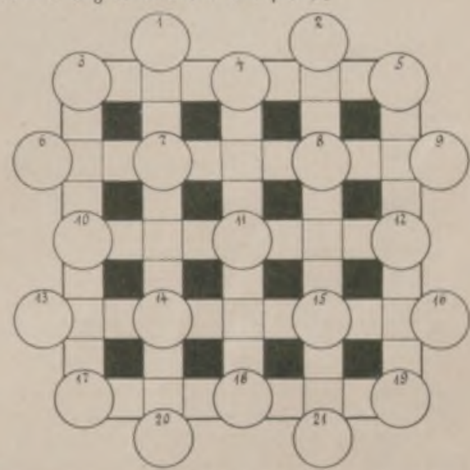
Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter bezeichnen eine Dichtung von Tennyson.

Gleichung.

a = Mitlaut b = türkische Würde
c = Freiheitsheld d = Selbstlaut
a + b + c + d = Kleinigkeit.

Kombinations-Kreuzworträtsel.

In jedes weiße Feld ist ein Buchstabe zu setzen. Die Buchstaben bilden Wörter. Ein Wort beginnt in einem Kreis und endet im nächsten Kreis. Die Wörter werden von links nach rechts und von oben nach unten gelesen. Bedeutung der Wörter: Wagerecht: 3 Raubvogel, 4 Fluß in der Schweiz, 6 Gewürz, 7 athenischer Gesetzgeber, 8 Stamm der Hottentotten, 10 Gartenblume, 11 Romanschriftsteller, 13 Ackergerät, 14 Stockwerk, 15 Zahl, 17 gehärtetes Eisen, 18 Fluß im Sauerlande; senkrecht: 1 Küstenlandschaft am Jonischen Meer, 2 Hausvogel, 3 Vorfahren, 4 Partie eines Schauspielers, 5 Insel an der Küste Kleinasiens, 7 Fluß im Harz, 8 inneres Organ, 10 abessinischer Königstitel, 11 Schmelzglas, 12 Sand- und Moorlandschaft am Teutoburger Wald, 14 Stadt in Holland, 15 weiblicher Vorname.



Verwandlungsrätsel.

Aus dem Worte „Index“ ist durch neunmalige Veränderung von je 2 Buchstaben an den mit Kreuz bezeichneten Stellen das Wort „Preis“ zu bilden. Die Zwischenwörter haben die nebenstehende Bedeutung.

1	I	n	d	e	x	
2	·	·	+	·	+	geographischer Begriff
3	+	·	+	·	·	Verwandter
4	·	+	+	·	·	Musikinstrument
5	·	·	·	+	+	wüstes Trinkgelage
6	+	+	·	·	·	Verwaltung
7	+	·	+	·	·	Reihenfolge
8	+	+	·	·	·	weiblicher Vorname
9	+	·	·	·	+	europäische Hauptstadt
10	P	r	e	i	s	

Homonym.

An jedem Tische ist's zu seh'n,
Dann auf dem Tische wird es steh'n;
Auch mancher Kopf muß sich bequemen,
Geduldig es in Kauf zu nehmen.

Besuchskartenrätsel.

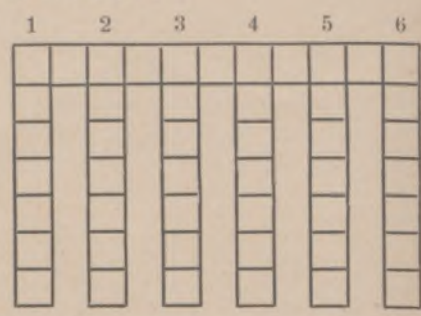
Leo Viktor Mür
Hof

Was ist der Herr von Beruf?

Kammrätsel.

Richtig geordnet, ergeben die Buchstaben:
a a a b b c c d d d d e
e e e e g h h i l l m m
n n n n n o r r r s s s s
t t t t t t t u u u

wagerecht: Staat in Europa; senkrecht: 1 Stadt in Sachsen, 2 deutsches Flüßchen, 3 Stadt in Pommern, 4 freie Hansastadt, 5 Stadt in Mittelfranken, 6 Stadt im Freistaat Lippe.



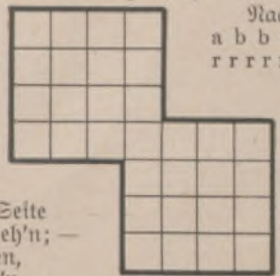
Im Kaufhaus.

Ich mußte zu der „Ersten“ geh'n,
Um dort mein Geld zu geben
Für eine „Zwei“ zum Wäschedreh'n. —
Am Lager war daneben
Die „Ganze“ billig zu bekommen;
Zum Kochen hab' ich sie genommen.

Gleichklang.

Die sind es, die im Kampfe mir zur Seite
Den Weg des Leidens und der Freude geh'n; —
Die glücklich doch in ihrem Leben waren,
Und die die Herrlichkeit der Welt geseh'n,
Die haben es, ob jung, ob alt an Jahren.

Magisches Doppelquadrat.



Nach Umordnung der Buchstaben: a a a a b b d d e e e e e e e g i i l l n n n o o r r r r r t müssen die Reihen längs und quer ergeben: 1 Gangart, 2 Ansprache, 3 Blutleiter, 4 mächtiger Gebirgsstock, 5 Tier, 6 Tyrann, 7 Pflanze.

Seelenwanderung.

Ein Jäger in Amerika
Sich plötzlich kopf- und fußlos sah;
Durch dies Geschick, das er erlitt,
Ward er zum Pferde, das er ritt.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4315.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4313.

Zahlenproblem:

40
40 180 80
20 140 100 60 80
120 20 160
60

Scherzfrage: 25 Pfennig.

Fächerrätsel: 1 Gogol, 2 Rahel, 3 Insel, 4 Leibl, 5 Lokal, 6 Pirol, 7 Apfel, 8 Regal, 9 Zobel, 10 Enkel, 11 Rubel. — Fächerrand: Grillparzer.

Silbenrätsel: 1 Fabel, 2 Radau, 3 Atom, 4 Urne, 5 Eden, 6 Nimrod, 7 Seife, 8 Ibis, 9 Nadel, 10 Dorothea, 11 Daumen, 12 Irland, 13 Ebene, 14 Begas. — „Frauen sind die Blumen des Landes.“

Figurenrätsel: 1 Brigant, 2 Rigoletto, 3 Unstrut.

Silbendiamant: 1—2 Eier, 2—3 Erwin, 3—4 Winkel, 4—5 Kelle, 1—5 Eile, 2—5 Erle.

Dieselben: Neffen.

Kopfrätsel: Fasten, hasten, rasten.

Rebus: Übergewicht.

Schadet Schminken?

Gewiß; denn die Haut muß leben und darf nicht erstickt werden. Schminken macht die Haut wohl schön, aber auch krank. Will man letzteres nach Möglichkeit vermeiden, so reibe man sich abends vor dem Schlafengehen ein wenig Amor-Skin in die Haut ein. Amor-Skin ist präpariert aus regenerierenden Panzertierunterhautstoffen und regt die innere Sekretion erschlaffter Haut neu an. Deshalb sei auch empfohlen, vor jedesmaligem Schminken ein wenig Amor-Skin in die Haut zu verreiben; denn Amor-Skin macht die Haut natürlich jung und schön und nur zu besonderen Anlässen sollte man zu künstlichen Mitteln greifen.

Die Heimat des Kaffees

ist der sagenumwobene Orient. Derwische benutzten den braunen Trank zur Durchwachung der gebeterfüllten Nächte. Langsam erst fand der Kaffee seinen Weg von seiner Urheimat, dem Hochland Kaffa in Abessinien, zu den lauschigen Winkeln der Märchenerzähler des Morgenlandes.

Das Abendland mit seinem kälteren Klima lernte bald den Wert des heißen, aromatischen Getränkes erkennen. Die Liebhaberei für Kaffee stieg dann so sehr, daß die Ärzte auf die der Volksgesundheit drohende Gefahr aufmerksam wurden. Man wandelt eben nicht ungestraft unter Palmen! Was für die Tropen gut ist, paßt nicht unbedingt für uns.

Deshalb muß der Kaffee so hergerichtet werden, daß er sich für unser Klima eignet. Dies besorgt die Kaffee Hag durch Entziehung des schädlichen Coffeins! Der coffeinfreie Kaffee Hag ist das Ergebnis hochwertiger Plantagenzucht und die Köstlichkeit seines Aromas ist unübertroffen.



Kaffee Hag schont Herz und Nerven

DIE ELEGANTE FRAU

hat den neuen MERCEDES-BENZ Modellen spontanen und begeisterten Beifall gezollt, weil MERCEDES-BENZ der Wagen ist, welcher in seiner vornehmen Eleganz und seinem diskreten Luxus am besten ihrem Stilgefühl gerecht wird.

MERCEDES BENZ



DAIMLER-BENZ A.-G.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale Paris 8. e., 44 bis Rue Pasquier.

JLLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG J·J·WEBER LEIPZIG

NR. 4315. 169. BAND EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 24. NOVEMBER 1927

WEIHNACHTS-ANZEIGER



Die Aktiengesellschaft CRISTALLERIES DE NANCY
Niederlage in Paris: 47 Rue Le Peletier
zeigt uns eine neue und prächtige Sammlung in

SCHLEIFKRISTALLEN

Vasen, Tafelservicen und Fantasieartikel sowie Garnituren für den Toilettetisch und Flacons für Luxus-Parfümerie, in schönsten Verzierungen und Farben

GRAND PRIX ARTS DECORATIFS PARIS 1925



Sommerliche Erinnerungen ziehen herauf,

wenn Sie Ihre Photobilder durchsehen. Da fällt Ihnen ein, wie gut sich doch dieses oder jenes Kleid getragen hat, das indanthrenfarbig ist.

Machen Sie sich diese Erfahrungen zunutze. Für Stoffe und Garne, die von Licht u. Wäsche besonders stark beansprucht werden, gibt es tatsächlich nichts Besseres als Indanthren.

Gewöhnlich gefärbte Gewebe verlieren oft schon nach kurzem Gebrauch ihre Farben; denken Sie daran, wenn Sie Neuanschaffungen machen. Sowohl für Leib- und Tischwäsche, als auch Gardinen, Vorhänge, Möbel- und Dekorationsstoffe kommen nur indanthrenfarbige Stoffe in Frage, weil sie

unübertroffen
waschecht, lichtecht, wetterecht sind.

Indanthren

Wo indanthrenfarbige Textilwaren nicht erhältlich, wenden Sie sich an die Indanthren-Häuser in Berlin W 9, Steglitz, Charlottenburg, Frankfurt a. M., Hamburg 36, Köln a. Rh., Leipzig, München, Stuttgart, Wien VII, Amsterdam.



Die beste der Schweizer-Anker-Präzisions-Uhren

die Weltmarke!

(21 erste Preise auf Weltausstellungen)

Longines
9 Grands Prix

Taschen- u. Armbanduhren, Chronometer, Sportuhren, Taschen- u. Reisewecker, Autouhren.
Nur in Fachgeschäften käuflich.

Bowlen und Pünsche

Das Buch von der notwendigen und wohlbekömmlichen Feuchtigkeit.

4. Auflage. Geb. 4.– RM.
Enthält 282 Rezepte.

Inhalt:
Die Kunst, Bowlen zu brauen; zahlreiche ausgezeichnete Rezepte für Bowlen, Kalte Enten und verwandte Getränke. Allgemeines über Pünsche und zahlreiche Punsch-Rezepte; Tee-Pünsche, Krambambuli, zahlreiche Grogs und Glühweine; Kaltschalen; Biermischungen; Kaffee, Schokolade, Milch als Grundlagen von Getränken; Spezialrezepte verschiedener Länder; Nothelfer.

Das altbekannte, seit vielen Jahren weitverbreitete, bewährte Rezeptbuch ist für jedermann unentbehrlich.

Verlagsbuchhandlung J. J. Weber, Leipzig C 1.



Vaillants Gas-Badeöfen

Marke „Geyser" und „Auto-Geyser"

Zu beziehen durch alle Installationsgeschäfte.
Illustrierter Katalog Ausgabe C 19 kostenlos.

Joh. Vaillant · Remscheid.

Unerläßliche Voraussetzung des Insertionserfolges ist die ständige Beeinflussung eines wahrhaft kaufkräftigen Leserpublikums, wie es in sonst unerreichtem Maße die

Leipziger Illustrirte Zeitung

aufzuweisen hat

Spielwaren, sowie

Künstlerpuppen, Metallbaukasten, Lehrmittel usw.
Illustrierte Preisliste mit Größenangaben versehen gratis und franko.

A. Wahnschaffe, ältestes Nürnberger Spielw.-Versandhaus **Nürnberg.**

Billige Preise lohnen jeden Bezug.

Viele Spezialitäten.



Gegr. 1892

Uhren-Fabrik UNION GLASHÜTTE i/Sa.

FABRIK MARKE

Feinste Präzisions-Taschenuhren

Ausgezeichnet mit ersten Preisen.
Verkauf durch alle feinen Uhrengeschäfte.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4315. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 24. November 1927.

Allgemeine Notizen.

Der deutsche Theologentag in Eisenach führte zum erstenmal etwa 200 Vertreter der deutschen theologischen Wissenschaft zu gemeinsamer Aussprache über die Probleme der modernen Theologie zusammen und hat durch seinen erfolgreichen Verlauf bewiesen, daß diese seit Jahren geforderte Einrichtung einem weithin gehegten Bedürfnis der Theologen aller Richtungen entgegenkommt. Trotz der Verschiedenheit der in den Vollversammlungen und in den Sektionen erörterten Themen zeigte sich überall das ernsthafte Bemühen, die theologischen Probleme über die Gegensätze der Richtungen hinweg gemeinsam zu klären. Bei allem Unterschied der Meinungen, die in großer Sachlichkeit ausgetragen wurden, konnte deshalb der Vorsitzende, Prof. D. Titius (Berlin) in seinem Schlußwort eine weitgehende Einigkeit und die allseitige Mithilfe zu gegenseitigem Verständnis konstatieren. Besonderem Interesse begegnete der Vortrag von Prof. D. Bultmann (Marburg) über die Bedeutung der dialektischen Theologie für die neutestamentarische Wissenschaft, der eine lebhafte Aussprache über die neueste Strömung der gegenwärtigen Theologie hervorrief. Der Erfolg der Tagung führte zu dem Beschluß, den Theologentag nun zu einer ständigen Einrichtung zu erheben.

Die Deutsche Bücherei der deutschen Buchhändler wurde von den Teilnehmern der von der Hygiene-Organisation des Völkerbundes veranstalteten internationalen Studienreise unter Führung des Präsidenten des Sächs. Landesgesundheitsamtes in Dresden Dr. Weber und des stellvertretenden Direktors der Deutschen Bücherei Dr. Ebert besucht. Fast alle Länder Europas und von außereuropäischen die Vereinigten Staaten Amerikas, Argentinien und Japan waren vertreten. In seiner Begrüßungsrede führte Dr. Ebert aus, daß nichts das gegenseitige Verstehen und die geistige Zusammenarbeit der Völker in höherem Maß fördere, als das Studium jener Einrichtungen, die die einzelnen Völker, ihrer nationalen Eigenart und den Bedürfnissen ihrer Zeit entsprechend, auf geistigem Gebiet geschaffen haben. Die Besichtigung der Deutschen Bücherei durch die ausländischen Gäste solle mit dazu beitragen, Verbindungen anzuknüpfen und zu verbessern, die auf dem Gebiet der Wissenschaft, der Kunst, der Literatur, des Unterrichts, der sozialen Organisationen, seit Bestehen des Völker-

bundes mit Sachlichkeit und Ernst gesucht werden. Er gab dann einen Überblick über die Entstehung und Entwicklung der Deutschen Bücherei und charakterisierte ihre Ziele und Aufgaben sowie ihre besondere Stellung unter den großen Bibliotheken Deutschlands. An den mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrag schloß sich eine begeisterte Besichtigung der Deutschen Bücherei an, unter Führung der wissenschaftlichen Bibliothekare.

Zur Förderung von Deutschlands Handel, Industrie und Verkehr gibt die Hamburg-Amerika Linie seit 1921 alljährlich einen Führer „Through Germany" in englischer Sprache heraus. Der Führer wird an die Passagiere der ersten Klasse und der Kajüten der Hapag-Dampfer von Nordamerika und Ostasien nach Europa kostenlos verteilt. Die Reisenden haben während der Mußestunden Gelegenheit, das lehrreiche Buch einem eingehenden Studium zu unterziehen und sich mit den Schönheiten Deutschlands und seiner wirtschaftlichen und industriellen Leistungsfähigkeit bekannt zu machen. Die wirkungsvollen Kupfertiefdruck-Illustrationen tragen dazu bei, Deutschland als Reiseziel besonders hervortreten zu lassen. Neben der englischen Ausgabe erscheint auch eine spanische unter dem Titel „Por Alemania", die in gleicher Weise den Passagieren in der Hapag-Süd- und Mittelamerika- und Ostasien-Fahrt ausgehändigt wird.

Die Stollwerck-Post, Hauszeitschrift der Gebr. Stollwerck A.-G. in Köln, enthält in ihrem Heft 3 vom Oktober d. J. wiederum mancherlei Lehrreiches und Ergötzliches. Das Hauptinteresse nehmen der illustrierte Aufsatz aus der Feder des Dr. Heinrich Fincke-Köln „Vom Werden des Kakaos" und dessen Artikel „Über die Herkunft der Namen Kakao und Schokolade" in Anspruch.

Ein originelles Preisausschreiben veranstaltet die Schokoladenfabrik Mauxion in Saalfeld (Saale). Auf Anfordern unter Bezugnahme auf unsere Zeitung übersendet sie sechs Tassenproben Kakaopulver verschiedener Herstellung. Danach soll man bei gleichmäßiger Behandlung urteilen, welcher Art man in bezug auf Aroma, Geschmack, Löslichkeit, Feinheit, Bekömmlichkeit usw. den Vorzug gibt. Für gute und beste Arbeiten setzt genannte Firma eine größere Anzahl wertvoller Prämien aus; weniger gelungene Berichte sollen wohlschmeckende Trostpreise erhalten. Die Entscheidung des Preisgerichts soll so schnell als möglich erfolgen, damit die Preise noch vor Weihnachten zur Verteilung gebracht werden können.



BORDIGHERA (RIVIERA — ITALIEN)

— Idealer Aufenthalt — Golf — Tennis — Ermässigte Preise —

HOTEL CONTINENTAL
NIZZA
DIRECTION: LUIGI STEINSCHNEIDER



LE GRAND PALAIS
NIZZA

150 luxuriös eingerichtete Appartements. — 150 Badezimmer. — 9 Lifte. — Inklusive Bettwäsche, Kochgeschirr, Porzellan u. Glasservice, als auch Silberbestecke etc. — Zentralheizung. — Fließendes warmes Wasser. — Garage. — Großer Garten und Terrasse. — Dominante sonnige Lage. — Prachtvolle Aussicht auf die Stadt u. auf das Meer. E. Rabouin, Direktor.



SAN REMO. VI.
Grand Hotel BELLEVUE

und **Villa Zirio**
(Nachweisbar mildestes Klima der Riviera).
Führendes, mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattetes Haus in windstiller Lage mit Rundblick aufs Meer, inmitten eigener grosser tropischen Parkanlagen. / Tennis. / Garage.
Das ganze Jahr geöffnet.
Auf der Durchreise durch Mailand empfehlen wir das Grand Hotel „METROPOL“ am Domplatz, nächst dem Scala-Theater.



Herz-, Nerven- und Stoffwechselleiden, | Rheumatismus, Gelenkleiden, Lähmungen.

Dr. Köhler's Sanatorium Bad Elster

Sämtl. physik.-diät. Heilmittel und die Kurmittel des Bades (Moorbäder im Hause) Höchster Komfort.

Frauenleiden.

Man verlange Prospekt.

Cannes, Hotel Gonnet et de la Reine.

Familien-Hotel allerersten Ranges. — Prachtvolle Lage am Bd. Croisette und am Meer. — Grosses Restaurant. — Anerkannte Küche. — Allergrösster Komfort.

WALDORF HOTEL
ALDWYCH, LONDON, W.C.2

Ein Luxushotel mit moderierten Preisen.

Prospekt mit Preisangaben von John Kugl, Generaldirektor, Waldorf Hotel, Aldwych, London, W. C. 2.

Telegramm-Adresse: Waldorfius, London.

Das Beste, was Paris bietet, ist das
HOTEL AMBASSADOR

das grösste Pariser Hotel am neuen Boulevard Haussmann
600 Zimmer mit Bad

Einzelzimmer mit Bad .... Fcs. 125.-
Doppelzimmer mit Bad .... Fcs. 175.-
Doppelzimmer (2 Betten) mit Bad Fcs. 200.-

COMMODORE
WAGRAM
SAVOY
GROSVENOR

(für die Wintersaison Preisermäßigungen!)

DIREKTION: DUHAMEL

HOTEL MIRABEAU • PARIS •
DAS VORNEHME HAUS **8, RUE DE LA PAIX**

Zimmermann
Sanatorium Chemnitz

für innere u. Nervenkrankheiten. Außerh. d. Stadt, auf einer Anhöhe im Villenviertel gelegen, in einem $5^1/_2$ ha großen alten Park, angrenz. an den Stadtpark. Alle bewährten elektro-physikal. Kurmittel. Klinisch-diätetische Behandlung, bes. der Erkrank. des Stoffwechsels, des Magen—Darms, Herzens u. Nervensystems. Medico-mechan. Institut. Große Liegehalle im Park. Individuelle Behandl. Psychotherapie. 2 Ärzte. Chefarzt: **Dr. Wittkugel.** Tel. 2150.

Angegliedert im besond. Hause: chirurgisch geburtsh. Klinik.

HOTEL RADIO, PARIS

120 Zimmer. 64—66 Bd. Clichy. 80 Badezimmer.
Wurde im Mai dieses Jahres neu eröffnet.
Größter Komfort. — Restaurant. — Bar. — Keller.
Zimmer von RM. 5.—, mit Bad von RM. 7.—

TREFFPUNKT DER DEUTSCHEN

Telegr.-Adr.: Hotradio 90 Paris.

DAVOS-Dorf 3: Sanatorium Seehof. Prospekt. Preise ab M. 13.—
DAVOS-Platz 3: Esplanade. Das behagl. Kurhotel. Pens. ab M. 11.50

Briefmarken-Preisliste reich illustr. auch üb. Alben kostenlos
Max Herbst, Markenh. Hamburg Z



HOTEL SEVRES-VANEAU
PARIS 86, rue Vaneau

Das Heim der Intellektuellen
Moderner Komfort. — Mässige Preise.

ALFRED BOCK

Der Elfenbeiner
Roman
In Halbleinen 2.30 RM.
Broschiert 1.70 RM.

Das fünfte Element
Roman
In Halbleinen 3.50 RM.
Broschiert 2.80 RM.

Die leere Kirche
Roman
2. Auflage
In Halbleinen 2.40 RM.
Broschiert 1.80 RM.

Wirren und Wunder
Novellen
In Halbleinen 3.50 RM.
Broschiert 2.80 RM.

Kantor Schildkröters Haus.
Roman
2. Auflage
In Ganzleinen 4.— RM.
Broschiert 3.— RM.

Verlag J. J. Weber,
Leipzig C 1, Reudnitzer Str. 1-7.



Illustrirte Zeitung



GEGEN DUMMHEIT KÄMPFEN MENSCHEN NICHT VERGEBENS

GEMÄLDE VON PROF. MAX FREY

(Aus der „Kunstausstellung Dresden 1927", veranstaltet von der Dresdner Kunstgenossenschaft)





Vom Untergang des italienischen Passagierdampfers „Principessa Mafalda“ am 26. Oktober: **Links:** Das sinkende Schiff, aufgenommen von Bord des englischen Dampfers „Empire Star“ aus, der 210 Passagiere retten konnte. **Rechts oben:** Dem Tode entronnen: Durch den französischen Dampfer „Moselle“ aufgenommene Schiffbrüchige von der „Principessa Mafalda“.





General Booth, der Führer der Heilsarmee, in Deutschland: General Booth mit seiner Tochter Mary, Kommandeurin der Heilsarmee für Deutschland, in Berlin, nach dem Besuch bei Reichspräsident v. Hindenburg am 17. November.

Links: Eine Helden-Gedenkfeier in München am 13. November: Die Traditionskompanie der Reichswehr schießt eine dreifache Ehrensalve ab über das Gefallenendenkmal vor dem Armeemuseum.





Links: Vom Besuch deutscher Staatsmänner in Wien am 14. November: Der Empfang in der Präsidentschaftskanzlei. Von links nach rechts, in der vorderen Reihe stehend: Justizminister Dinghofer; der deutsche Gesandte Dr. Graf Lerchenfeld; der österreichische Vizekanzler Hartleb; Bundeskanzler Prälat Dr. Seipel; Reichskanzler Dr. Marx; Bundespräsident Dr. Hainisch; Reichsaußenminister Dr. Stresemann; vorn sitzend: Frau Schober; Frau Dinghofer; Gräfin Lerchenfeld; Frau Hainisch. (Phot. Willinger.) — **Rechts:** Vom Abschluß des in Italien wenig freundlich aufgenommenen französisch-südslawischen Freundschaftsbündnisses am 11. November: Während der Unterzeichnung des Vertrags durch den französischen Außenminister Briand (rechts) und den südslawischen Außenminister Marinkowitsch.

DER EINFLUSS DER SOZIALEN LAGE AUF DIE SEELISCHE ENTWICKLUNG

Von Prof. Dr. phil. et med. Erich Stern, Gießen.

Das seelische Leben, ja, strenggenommen, jede einzelne Lebensäußerung bildet den Schnittpunkt zweier Reihen: auf das mit bestimmten Anlagen ausgerüstete Individuum wirkt die Umwelt; sie bestimmt nicht nur einzelne Lebensäußerungen, sie schafft auch die Grundlagen für das Verhalten des Menschen, sie beeinflußt seinen Wesenskern, seinen Charakter. Nur als das Ergebnis des Zusammenwirkens von Umwelt und Inwelt kann das Verhalten des Menschen, kann der Mensch verstanden werden. Es ist eine vollkommen irrige Auffassung, wenn man meint, daß der Mensch eindeutig durch die Anlage bestimmt sei, daß ererbte Anlagen eindeutig über sein Schicksal entscheiden. Gewiß darf die Bedeutung der Anlagen nicht unterschätzt werden, und alles, was aus dem Menschen „herauskommt", muß irgendwie „in ihm" angelegt sein; aber ob dieses „Angelegte" sich entfaltet, in die Erscheinung tritt, darüber entscheiden erst die Einflüsse der Umwelt. Sie entscheiden aber auch weitgehend über die Richtung, in der die Entwicklung der Anlagen erfolgt.

Will man sich einmal einen Überblick über die von außen wirkenden Reize verschaffen, so kann man drei große Gruppen unterscheiden: auf den Menschen wirkt die ihn umgebende Natur, auf ihn wirkt die Kultur, in die er hineingeboren wird, und auf ihn wirken die Menschen, mit denen er sein Leben in Familie, Freundschaft, Beruf führt, oder mit denen das Leben ihn in Berührung bringt. Diese Gruppen lassen sich wohl für eine theoretische Betrachtung auseinanderhalten und sondern, im wirklichen Leben, das ja keiner unserer Einteilungen folgt, und das sich in keinen starren Rahmen einzwängen läßt, überdecken und überlagern sich die aus den verschiedenen Gruppen stammenden Einflüsse vielfältig. Das gilt auch da, wo es sich um eine Betrachtung des Einflusses der sozialen Lage auf die seelische Entwicklung handelt, ja, gerade hier überschneiden sich Einwirkungen aus den drei Gruppen mannigfach.

Es kann sich hier nicht darum handeln, eine erschöpfende Darstellung des Zusammenhangs zwischen seelischer Entwicklung und sozialer Lage zu geben; nur an einigen Beispielen sei mehr streiflichtartig die vorhandene Beziehung aufgezeigt. Wir wollen von der Jugend der sozial gehobeneren Schichten der Stadt, der großstädtischen Arbeiterjugend und der Landjugend kurz sprechen.

Von allen Jugendlichen haben die aus gehobeneren Schichten stammenden die günstigsten Lebensbedingungen; sie haben Zeit und Muße zu ungestörter Entwicklung, wirtschaftliche Sorgen sind ihnen im allgemeinen fern, wenigstens die unmittelbaren und schwersten Sorgen um die tägliche Nahrung; sie wachsen in einer Familie auf, von der sie abhängig sind und sich abhängig, aber auch bewacht und versorgt fühlen; ihnen stehen alle möglichen Bildungsmittel und Bildungswege offen, sie können sich ihrer inneren Bestimmung gemäß und gemäß ihren Neigungen und Interessen entwickeln; sie finden in der Schule wie im Elternhaus mannigfache Anregung, Besuch von Theater und Konzert, Reisen, Lektüre wirken belebend, sie haben teil an der Geselligkeit des Elternhauses, Eltern, Verwandte sowie Freunde des Hauses beschäftigen sich mit ihnen. Vieles wird von ihnen ferngehalten, manche schädlichen und gefährdenden Reize werden ausgeschaltet, ihr Leben wird behütet und bewacht. Hinzu kommt der höhere Bildungsgrad der Eltern, deren höheres Interesse, hinzu kommen ferner die verschiedenen Reize städtischen Lebens, die ihnen oft nur in einer Auswahl nahegebracht werden, die günstigeren Wohnungsverhältnisse usw. Ich weiß, daß ich hier einen idealen Fall schildere, von dem sich viele, leider gar zu viele wirkliche Verhältnisse weit entfernen, aber gerade der ideale Fall läßt die Eigenart der Lebensbedingungen besonders klar hervortreten.

Demgegenüber das Arbeiterkind: von früh auf eingespannt in meist enge Verhältnisse, oft von Sorgen umgeben, die es unmittelbar selbst spüren kann, wenn in Zeiten wirtschaftlicher Spannung und Unsicherheit der Verdienst nicht reichen will. Es hat teil an den Sorgen der Erwachsenen; häufig muß schon das Kind mithelfen, den Lebensunterhalt der Familie zu verdienen. Der Vater geht früh fort zu seiner Arbeit, die Mutter wandert gleichfalls in die Fabrik oder auf eine Arbeitsstelle; es fehlt die Aufsicht, das Kind ist sich selbst überlassen, es ist auf die Straße angewiesen, und was es dort sieht und hört, ist nicht immer dazu angetan, es günstig zu beeinflussen. Dazu aber kommen die mannigfachen anderen unmittelbaren und mittelbaren Verführungen der Großstadt: die Rummelplätze mit ihren Schaubuden, die Kinos, die Läden mit ihren Auslagen, Straßenhändler, die offene und die geheime Prostitution, Nachtlokale und Varietés — all das sieht der Jugendliche, und zwar in der häßlichsten und verzerrtesten Form. Er hat kaum Freunde, heute spielt er mit diesem, morgen mit jenem, Gruppen bilden und lösen sich auf; keine feste Gemeinschaft umfängt und bewacht ihn. Es fehlt der anregende Verkehr des Hauses, die Beeinflussung durch die Eltern. Für diese stehen die wirtschaftlichen und die politischen Fragen durchaus im Vordergrund, und wenn der Knabe oder das Mädchen von frühester Jugend auf von diesen Dingen hört, so muß sich ihm dieses Interesse unmittelbar mitteilen. In einem Alter, in dem die Jugendlichen der Erziehung, der Ruhe zur Entwicklung bedürften, werden sie in das Wirtschaftsleben hineingestellt, beginnt für sie die Arbeit. Und nun werden sie vollends in die Wirtschaft hineingezogen, und ihre Entwicklung erscheint einseitig durch diese bestimmt. Der Zusammenhang mit dem Elternhaus, an sich schon nicht sehr groß, lockert sich weiter, schwindet oft ganz, besonders wenn der Jugendliche wirtschaftlich unabhängig wird und sein Verdienst ausreicht, ihn zu erhalten.

Und endlich die Landjugend: sie lebt auch heute noch unter sehr viel einfacheren Lebensbedingungen. Vor allem ist sie mit der Natur viel enger verbunden als das Stadt- und besonders das Großstadtkind. Das Landkind fühlt sich mit dem heimatlichen Boden in viel engerem Zusammenhang, und die Dorfstraße, auf der es sich tummelt, ist von der Straße der Großstadt vollkommen verschieden: Hier fehlen die vielen Reize, es fehlen die großen, hellen Läden mit ihren Auslagen, es fehlen die vielen Autos und Wagen, die ständig die Aufmerksamkeit des Stadtkindes beanspruchen, wenn es nicht Gefahr laufen will, überfahren zu werden; es fehlen die mannigfachen Verführungen, und das Fest auf dem Lande mit seinen Schaubuden, Schaukeln und Karussellen ist doch sehr von dem Rummelplatz der Stadt verschieden: das Stadtkind steht hier allein, aber das Landkind befindet sich auch dort in einer Gemeinschaft, die jeden kennt, und die auf jeden ihr Auge hat; es hat einen Halt in dieser Gemeinschaft, wenn sie auch ohne Zweifel seine Entwicklung einengt. Es hat seine Freunde, mit denen es heute spielt, und die es morgen wiederfindet. Gewiß wird auch das Landkind frühzeitig in das wirtschaftliche Leben und Schaffen hineingezogen, aber seine Arbeit spielt sich doch im eigenen Hause, auf dem eigenen Boden ab, und was erzeugt wird, wandert zum Teil in den eigenen Haushalt, es wird dort verbraucht und verzehrt. Zudem arbeitet es mit den Eltern zusammen, es fühlt so das Drückende der Arbeit — die auf dem Lande ja auch nicht so geteilt und gegliedert ist wie in der städtischen Industrie — nicht. Es lebt in einer Familie, und es muß vor allem auch nicht die väterliche Erziehung entbehren. Freilich, mit der Erziehung sieht es nicht immer sehr rosig aus auf dem Lande. Man hat wenig Verständnis für des Kindes Eigenart, und der reine Nützlichkeitsstandpunkt, der den Mittelpunkt des bäuerlichen Lebens bildet, sieht in dem Spiel des Kindes leicht etwas durchaus Überflüssiges und meint, das Kind von früh auf in die Arbeit einspannen zu müssen, um es an die Arbeit zu gewöhnen. Es fehlen auf dem Lande manche Einwirkungen, die für die kindliche Entwicklung überaus wertvoll und fruchtbar sind, andere wiederum drängen sich sehr in den Vordergrund. Zu betonen ist noch, daß sich der Übergang in den Beruf da, wo das Kind auf dem Lande bleibt, sehr viel reibungsloser vollzieht als in der Stadt, und daß es auch dann noch in der Gemeinschaft und unter der Aufsicht und Führung der Eltern bleibt.

Vergegenwärtigen wir uns diese Verschiedenheiten des Milieus recht deutlich, so werden uns manche der Unterschiede verständlich, die sich zwischen den Jugendlichen der drei Schichten finden. Wir wollen nur einige von ihnen hier kurz betrachten. Zunächst das allgemeine Entwicklungstempo. Kein Zweifel, daß dieses auf dem Lande verlangsamt ist, daß sich die Landjugend langsamer entwickelt als die Jugend in der Stadt. Diese ist viel früher reif, oft sehr viel früher, besonders auch in geschlechtlicher Hinsicht, worin naturgemäß eine große Gefahr liegt. Die Fülle der Reize, welche die Stadt dem Lande gegenüber bietet, muß eben die Entwicklung in mancher Richtung beschleunigen. Was nun die Entwicklung der Intelligenz angeht, die wissenschaftlich am besten erforscht ist, so haben eingehende Untersuchungen der letzten Jahrzehnte, die in fast allen Kulturländern durchgeführt worden sind, deutlich die bestehenden Unterschiede gezeigt. Danach erscheint es als sichergestellt, daß die Entwicklung der Kinder der niederen sozialen Schichten erheblich (oft um ein bis zwei Jahre) gegenüber der Entwicklung der Kinder aus sozial gehobeneren Schichten verzögert ist. Es macht sich eben der Einfluß der Umwelt, besonders des Elternhauses, hier entscheidend geltend; die Eltern der sozial gehobeneren Schichten beschäftigen sich viel mehr und viel eingehender mit dem Kind, als dies für die niederen Schichten zutrifft, wo hierzu einfach die Zeit fehlt; daß der höhere Bildungsgrad der Eltern und der Familienangehörigen mitspricht, darf nicht übersehen werden. Weiterhin sei auf die mannigfachen anderen Anregungen, Reisen, Verkehr usw. hingewiesen. Zwischen den Landkindern und den Stadtkindern ist der Unterschied weniger deutlich; einige Untersucher glauben sogar festgestellt zu haben, daß das Landkind bis etwa zum 8. oder 9. Lebensjahr dem Stadtkind etwas voraus ist. Das wäre durchaus zu verstehen, da ja auf dem Lande das Kind ein lebendiges Anschauungsmaterial hat, das dem Stadtkinde fehlt. Aber die Reize bleiben eben immer die gleichen, und daher muß, wenn gleichsam ihre Einwirkung erschöpft ist, die Entwicklung etwa vom 9. Lebensjahr ab hinter der Entwicklung des Stadtkindes zurückbleiben. Indessen sind die Ergebnisse noch nicht ganz eindeutig und klar. Geringer sind der Wortschatz und die sprachliche Ausdrucksfähigkeit beim Landkind als beim Stadtkind. Man hat einmal ganz treffend gesagt: das Landkind weiß mehr, als es sagen kann, das Stadtkind hingegen sagt mehr, als es wissen kann. Diese sprachliche Gewandtheit täuscht sehr leicht ein Wissen und Können vor, das in Wahrheit nicht vorhanden ist.

Hinsichtlich der Phantasieentwicklung muß betont werden, daß die Phantasie bei den Kindern der sozial gehobeneren Schichten wohl am regsten ist, daß sie am geringsten beim Landkind entwickelt ist. Gerade die Nüchternheit des Lebens muß die Phantasie veröden lassen. Das gilt besonders auch für die späteren Jugendjahre. Was die Phantasie in der Stadt anregt, ist nicht allein das Stadtleben, sondern auch Kunst, Lektüre vor allem, und gerade damit ist es auf dem Lande meist sehr schlecht bestellt: die Jugend auf dem Lande liest nicht oder liest jedenfalls sehr wenig. Man hat hervorgehoben, daß die Religion auf dem Lande eine sehr viel größere Rolle spielt als in der Stadt, von einer Religions- oder Kirchenfeindlichkeit sei auf dem Lande nichts zu spüren. Das trifft wohl zu; aber auf der anderen Seite bedeutet das Festhalten an der Tradition noch durchaus nicht immer eine tiefere Religiosität, ja, neuere Untersucher heben im Gegenteil hervor, daß diese auf dem Lande, wo auch Religion rein vom Nützlichkeitsstandpunkt aus betrachtet wird, nicht sehr häufig sei. Der Arbeiterjugend in der Großstadt indessen ist häufig jeder Zusammenhang mit der Kirche verlorengegangen, was natürlich noch nicht ohne weiteres sagen will, daß nicht auch sie eine Religiosität zeige. Am stärksten ist die kirchliche Bindung noch vielfach bei den Jugendlichen der gehobeneren Schichten. Daß dies naturgemäß nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung bleiben kann, ist leicht verständlich, und die stärkere Hinneigung zu Autoritäten hat hier zweifellos eine ihrer Wurzeln. Denn da, wo man gegen die Herrschaft der Kirche wettert, wo man auch die Herrschaft der staatlichen Mächte dauernd angreift, muß das Autoritätsgefühl überhaupt eine nicht unerhebliche Beeinträchtigung erfahren.

Aus den verschiedenartigen Lebensbedingungen wird auch die grundsätzlich andere Einstellung zur Politik, die wir in den drei Kreisen finden, verständlich. Der Bauer hat für die Politik im allgemeinen überhaupt nicht viel übrig, seine Politik ist im wesentlichen Wirtschafts- und Interessenpolitik, die nicht die großen Zusammenhänge berücksichtigen mag, sondern sich im allgemeinen auf den engen Kreis des Überschaubaren beschränkt. Auch die Landjugend ist politisch uninteressiert und vor allem für sozialistische Ideen nicht empfänglich. Der Arbeiter ist hingegen stark politisch eingestellt, und politische Ideen meist sozialistischer Art bringt die Arbeiterjugend aus dem Elternhause mit. Die Jugend der höheren Schule hingegen ist wesentlich konservativer, was sich nicht allein durch die andersartige Haltung des Elternhauses erklärt, sondern auch durch den andersartigen Bildungsgang, die größere Verbundenheit mit der Kultur der Vergangenheit und Gegenwart. Im allgemeinen ist das politische Interesse der Jugend überhaupt nicht sehr rege, und nur in politisch so erregten Zeiten wie heute wächst diese Teilnahme, oft auch nur infolge unmittelbarer Einflußnahme auf die Jugend.

So zeigen also die wenigen Andeutungen, mit denen wir uns hier begnügen mußten, daß die soziale Lage die seelische Entwicklung der Jugend weitgehend beeinflußt. Wir könnten noch andere Beispiele bringen, könnten insbesondere auf die Zusammenhänge zwischen Verwahrlosung, Kriminalität und sozialer Lage, zwischen unehelicher Geburt, Alkoholismus, verfehltem Beruf, Arbeit und sozialer Lage hinweisen, wir könnten ferner zeigen, daß auch zwischen körperlicher Entwicklung, körperlicher Gesundheit und sozialer Lage Zusammenhänge bestehen; indessen eine nähere Erörterung würde zu weit führen und den uns gesteckten Rahmen überschreiten. Was nachzuweisen war, war lediglich die Tatsache, daß der Mensch in hohem Maße von den äußeren Bedingungen, unter denen er aufwächst, abhängig ist. Das bedeutet nicht, daß er ein „Produkt der Verhältnisse", noch viel weniger daß er nur ein „Produkt der wirtschaftlichen Verhältnisse" sei; vielmehr hat der Mensch den Verhältnissen immer ein Inneres gegenüberzustellen; wie dieses sich aber entwickelt, dafür sind die äußeren Bedingungen in weitem Umfange mitbestimmend. Als Produkt aus Anlage und Milieu gilt es, den Menschen in jedem Falle zu verstehen.

Tagesgeschichte.

In München veranstaltete der Bayerische Kriegerbund eine Trauerfeier am Kriegerdenkmal vor dem Armeemuseum. Die Fahnen des alten Heeres waren am Denkmal aufgestellt. Nach Trauergottesdiensten der drei Konfessionen hielt im Beisein zahlreicher Ehrengäste, unter ihnen Mitglieder des ehemaligen königlichen Hauses, der Bezirksobmann des Kriegerbundes eine Gedenkrede auf die Gefallenen des Weltkriegs. Ein Ehrensalut der Reichswehr und Kranzniederlegungen beendeten die Feier.

Als Hauptvertreter der Reichsregierung reisten in Erwiderung des vorjährigen Besuches des damaligen österreichischen Bundeskanzlers Dr. Ramek Reichskanzler Dr. Marx und Reichsaußenminister Dr. Stresemann nach Wien. Bei ihrem Eintreffen in der Hauptstadt Österreichs wurde ihnen ein herzliches Willkommen dargebracht. Es folgten Besuche bei Bundeskanzler Dr. Seipel und Bundespräsident Dr. Hainisch. Am Abend gab der österreichische Bundeskanzler zu Ehren der Gäste aus dem Deutschen Reich ein Abendessen. Bei den dabei gehaltenen Ansprachen kam der Gedanke der Zusammengehörigkeit Deutschlands und Österreichs warm zum Ausdruck. An das Abendessen schloß sich dann ein Empfang an. Mit einer Einladung bei dem deutschen Gesandten Graf Lerchenfeld am nächsten Tag und einem Besuch im Kloster Neuburg fand der Aufenthalt der deutschen Regierungsvertreter ihren Abschluß.

Die Schwedische Akademie in Stockholm hat wieder einmal gesprochen und die fälligen Nobelpreise verteilt. Prof. Wagner v. Jauregg erhielt den Nobelpreis 1927 für Medizin und Physiologie, während Prof. Dr. J. Fibiger, Kopenhagen, denselben Preis vom vorigen Jahr erhielt. Der Wiener Psychiator bekam ihn als Anerkennung für seine Entdeckung der Heilbedeutung der Malariaimpfung bei Paralyse, der dänische Gelehrte für seine Verdienste um die Erforschung der Krebskrankheit. — Der Literaturpreis von 1927 ist ebenso wie der Chemiepreis von 1927 zurückgestellt worden. Der Literaturpreis von 1926 dagegen wurde der italienischen Schriftstellerin Grazia Deledda (geb. 1875 in Nuoro auf Sardinien) zuerteilt; sie ist auch in Deutschland durch ihre Romane, Novellen und Erzählungen als bedeutende Schilderin ihrer Heimat bekannt geworden. Bei der Verleihung des Physikpreises hat die Schwedische Akademie eine Zweiteilung zwischen den Professoren Arthur H. Compton, Chicago — auf Grund des von ihm aufgefundenen Compton-Effekts, bei dem es sich um eine Erweiterung des Geltungsbereichs der Quantentheorie handelt — und Ch. Th. Rees Wilson, Cambridge — der durch Dampfverdichtung die radioaktiven Alpha- und Betastrahlen sichtbar machte — beschlossen.



Julius Wagner v. Jauregg,
Professor der Universität Wien, Träger des Nobelpreises für Physiologie und Medizin von 1927.



Grazia Deledda,
italienische Schriftstellerin, der der Literatur-Nobelpreis von 1926 zuerkannt wurde.



Dr. med. Johannes Fibiger,
Professor in Kopenhagen, der den Nobelpreis für Physiologie und Medizin von 1926 erhielt.

Die neuen Nobelpreisträger.

Bühnenschau.

Das Schauspiel „Der letzte Ritter“ von August Strindberg, schon im Jahre 1909 von einem Stockholmer Theater aufgeführt, aber erst nach seinem Tod ins Deutsche übertragen, erschien im Dresdener Staatlichen Schauspielhaus zum erstenmal auf einer deutschen Bühne. Der große schwedische Dichter hat hier in die Geschichte seines Landes zurückgegriffen und stellt in einer Episode aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts die beiden grundverschiedenen Naturen des gütigen Reichsverwesers Sten Sture und des herrschsüchtigen Erzbischofs Trolle gegenüber.

Im Kieler Stadttheater kam Puccinis Oper „Die Schwalbe“, die vor Jahren in Wien durchfiel, zur reichsdeutschen Uraufführung. Die Liebesgeschichte einer als „Schwalbe“ bezeichneten Pariser Grisette, Madeleine, bildet die Grundlage des künstlerisch nicht allzu wertvollen Werkes. Leider beeinträchtigte das recht mäßige Libretto die Wirkung der musikalisch ansprechenden Stellen.

Ein Stück, das in Kopenhagen sich als Zugstück erwies, ist nun auch ins Reich gelangt: das Deutsche Schauspielhaus in Hamburg brachte es, das Lustspiel „Die Premiere“ von dem Dänen Svend Rindom. (Übertragung von Erwin Magnus.) Ein junger Schriftsteller hat sein Stück bei einem Theater angebracht. Mißgeschick mit Hauptdarstellerin und Kritikern gefährdet den Erfolg bedenklich, aber zum Schluß wird es doch ein Schlager. Das Stück ist nicht übermäßig anspruchsvoll, aber es bietet ein paar Stunden harmlose, humorvolle Unterhaltung.



Bühnenbild aus Strindbergs „Der letzte Ritter“, reichsdeutsche Uraufführung am Staatlichen Schauspielhaus in Dresden am 17. November. Von links nach rechts: Alfred Meyer als Lübecker Bürgermeister Nik. Brömse; Tom. Farecht als Cord König; E. Klietsch als Hermann Israel; Paul Hoffmann-Ravoth als Reichsverweser Sten Sture; Frank Ostwald als ein Kontorist. (Phot. Ursula Richter.)



Von der Uraufführung des Lustspiels „Die Premiere“ von Svend Rindom im Deutschen Schauspielhaus zu Hamburg am 12. November: Boudoirszene mit R. Gebhardt als Magnus Kraft, Damenwäsche en gros, und Elly Burgmer als Schauspielerin Kamilla Grön. (Phot. Haas.)



Peter Paul Gaedt,
Großindustrieller, Generaldirektor der Wellner-Silber-Werke in Aue im Erzgebirge (Sachsen), der am 15. November seinen 60. Geburtstag beging.

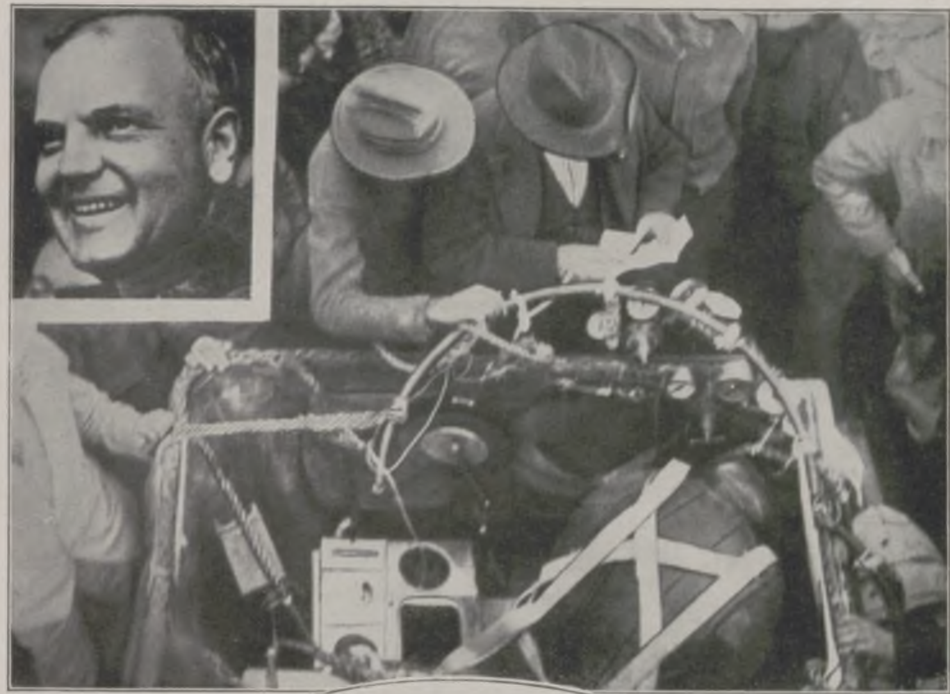


Szene aus dem III. Akt von Puccinis Oper „Die Schwalbe“, deren erste reichsdeutsche Aufführung am 5. November im Kieler Stadttheater stattfand. Von links nach rechts: Else Veith als Lisette; Erika Darbo als Madeleine; Hermann Eck als Rombaldo. (Phot. Freya Krah.)



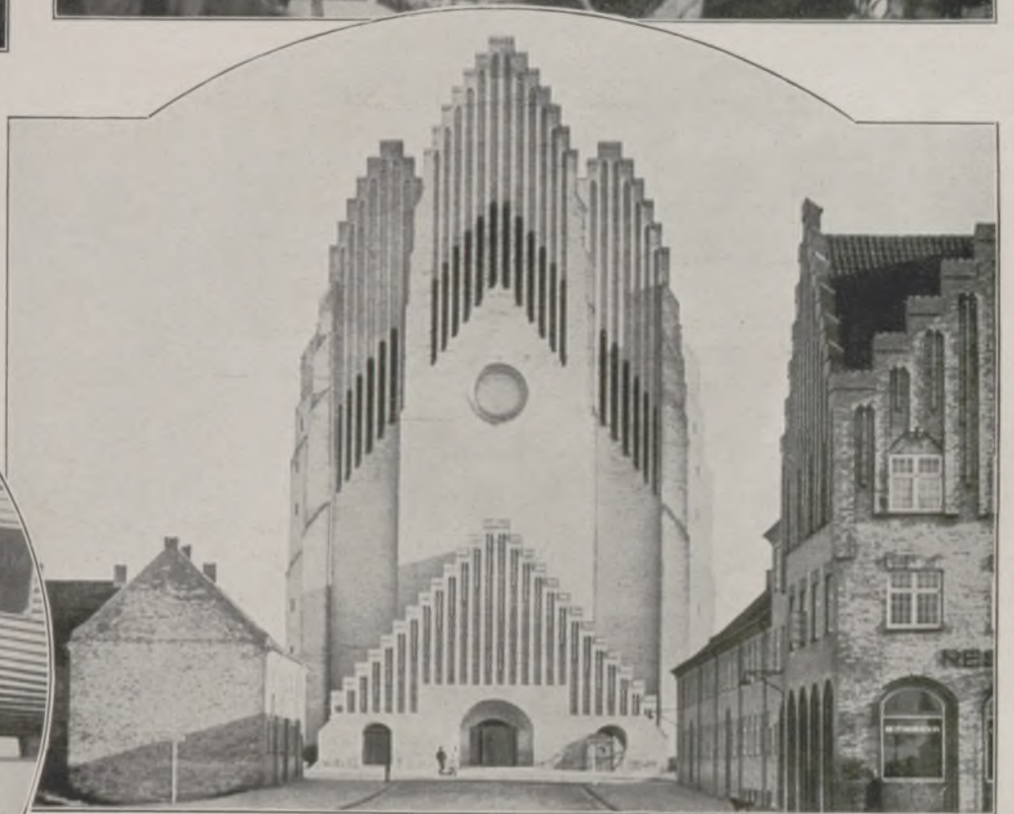
Dr.-Ing. e. h. Ernst Sachs,
Geheimrat, Begründer der deutschen Kugellagerindustrie, Leiter der Firma Fichtel & Sachs in Schweinfurt, wurde am 22. November 60 Jahre alt.





Luftpionierstod in 12 km Höhe bei dem Versuch, einen Höhenrekord aufzustellen: Die Reste des bei der Stadt Sparta im Staate Tennessee (U. S. A.) niedergegangenen Freiballons, mit dem Hauptmann Gray die Rekordhöhe von 12000 m erzielte; dabei überraschte ihn durch Unglück mit dem Sauerstoffapparat der Tod. Oben rechts: So wurde der tote Luftschiffer im Ballonkorb nach der Landung, etwa 24 Stunden nach dem Aufstieg, aufgefunden. Links oben: Porträt Grays.

Der bisherige Weltrekord wurde von den Deutschen Sürens und Berson gehalten, die am 31. Juli 1901 eine Höhe von 10800 m erreichten.



Wie eine riesige Orgel aus Stein: Die neue Grundvigskirche in Kopenhagen, ein Beispiel eigenartiger Kirchenarchitektur, die am 11. Dezember eingeweiht wird.



Im Kreis: Jubiläum eines Verkehrsfliegers: Der festliche Empfang des Piloten Karl Noack von der Deutschen Lufthansa bei seiner Landung im Flughafen Berlin am 10. November. An diesem Tage, dem 30. Geburtstag des Fliegers, hatte er sein 500000. Luftkilometer zurückgelegt.



Eine Huldigung für Hindenburg zu seinem 80. Geburtstage im Ausland: Der holländische Gouverneur van Kempen hält eine freundschaftliche Rede auf Hindenburg bei der Feier des Deutschen Vereins auf Sumatra.



Lina v. Beneckendorff u. Hindenburg, Schwägerin und Base des Reichspräsidenten v. Hindenburg, Witwe des zwei Jahre jüngeren Bruders Hindenburgs, † am 16. November, 74 Jahre alt, auf dem Familiengut Neudeck bei Freystadt i. Westpr., dessen letzte Besitzerin sie war.

(Phot. A. Kühlewindt, Königsberg.)



Mulai Jusef, Sultan von Marokko, Nachfolger des im Jahre 1912 abgedankten Mulai Hafid, † am 17. November in Fez.



Für das Kostümfest: Kopfschmuck aus Silberlaméband mit weißen Federn. Entwurf: Antoine, Paris.

Pariser Eleganz



Biedermeierkopfputz aus Goldlaméband mit Kirschenverzierung für den Bal paré. Entwurf: Antoine, Paris.







Mitte: Nachmittagskleid aus schwarzem Tüll mit aufgenähten Goldperlen.

Links: Breitschwanzkleid, dazu schwarze Samtkappe mit großen Chenilletupfen. Modell (Kleid und Hut): Jenny, Paris.

Rechts: Mademoiselle de Bremon d'Ars in einem modernen Tanzkleid aus schwarzem Samt mit perlenbesticktem Überwurf.

Sämtliche Aufnahmen: Franz Löwy, Paris.

DIE GEFANGENEN DES GAURISANKAR

ROMAN VON OTFRID VON HANSTEIN

(7. Fortsetzung.)

Während der ganzen Zeit hatte Heinz Schröder gar nicht gesprochen, und Elisabeth stand jetzt auf.

„Ich danke Ihnen, Herr Major, dann wäre ja wohl unsere Unterredung zu Ende."

„Jetzt zürnen Sie mir, und doch bin ich überzeugt, wenn Sie ruhiger geworden sind, werden Sie mir recht geben. Ich darf Sie bitten, sich für die kleine Karawane, die ich sofort zusammenstellen werde, und die Sie nach Indien zurückbringen wird, heute nachmittag bereit zu halten."

Heinz und Elisabeth verließen das Haus des Majors, dankten für das bereitstehende Auto. Sie gingen wortlos durch die Stadt, die fast ausgestorben war. In hellen Scharen zogen die Pilger in das Kloster hinauf zur Fortsetzung des Festes. Als sie außerhalb der Stadt allein waren, sagte Elisabeth voller Vorwurf:

„Kein Wort hast du gesprochen!"

„Weil ich von vornherein wußte, daß es zwecklos war. Der Major hat von seinem Standpunkt aus nicht unrecht. Mit Gewalt ist hier nichts zu machen."

„Er ist unser Feind."

„Das ist er nicht. Nur steht ihm das Wohl der Gesamtheit näher als unsere Einzelsorgen."

Elisabeth sagte fest und entschieden:

„Ich reise nicht von hier ab, ehe ich mit ihm gesprochen."

„Es ist unmöglich."

„So sprichst du als Vater!"

Heinz fühlte, daß sich zwischen ihm und Elisabeth zum erstenmal ein Riß auftat.

„Verstehe mich nicht falsch. Ich bin genau ebenso innerlich erregt wie du. Ich bin fest entschlossen, nichts unversucht zu lassen, um ihn zurückzugewinnen. Aber wir dürfen nichts tun, was von vornherein unsere Absichten verriete und ihn und uns in Gefahr brächte."

„Komm zum Kloster."

Elisabeth war vollständig von dem einen Gedanken beherrscht. Sie waren während des Gesprächs auf einen Hügel hinaufgestiegen, von dem aus sie freien Ausblick hatten.

Eben öffnete sich ein Seitentor des Klosters, und ein Zug eiliger Kamelreiter verließ das Heiligtum. Es war eine stattliche Karawane, die jetzt den Berg herabkam und dicht an dem Hügel vorüberzog. Elisabeth faßte Heinz am Arm.

„Die Fahne des Klosters Getschun Gomba."

Zuerst Lamas mit der Fahne und allerhand Tafeln und Stangen mit wehenden Wimpeln, dann auf einem schneeweißen Kamel — der Heilige, der ihr Sohn war, und wieder eine große Anzahl von Lamas und tibetischen Soldaten. Diese ritten auf schnellen kleinen Pferden und umschwärmten andauernd den kleinen Zug.

Ganz deutlich konnten Heinz und Elisabeth den Knaben erkennen.

„Sie reisen fort."

„Sie kehren wahrscheinlich nach Getschun Gomba zurück."

„Vielleicht ist unser Geheimnis schon verraten."

„Ich muß zu ihm."

„Fasse dich, es ist ganz unmöglich."

Als der Zug die Ebene erreicht hatte, wendete er scharf nach Osten. Es wäre in der Tat unmöglich gewesen, den Wall dieser Soldaten zu durchbrechen und sich etwa an den Heiligen zu drängen.

Elisabeth sank weinend auf den Boden nieder.

„Da reitet unser Sohn, und ich, und wir..."

„Laß gut sein. Es bleibt uns vorläufig nichts anderes übrig, als heute abzureisen, wie der Major es wünscht."

Sie sprang wieder auf.

„Und ihn aufzugeben?"

„Gewiß nicht. Wir werden von der nächsten Stadt aus, die einen Telegraphen besitzt, nach Madras an Bill Hunter telegraphieren. Wir müssen in Ruhe überlegen. Jetzt sind wir machtlos und müssen klug sein. Vielleicht ist es eher möglich, nach Getschun Gomba zu reisen und ihn dort aufzusuchen."

„Wie sollen wir nach Getschun Gomba kommen, wenn wir jetzt wieder nach Indien müssen!"

„Eine solche Reise muß vorbereitet werden. Wir können nur durch List etwas erreichen und müssen vermeiden, daß der Engländer etwas von unserer Absicht ahnt. Solange er eine Verantwortung trägt, ist es seine Pflicht, uns zu hindern. — Wir müssen das alles mit Bill Hunter beraten. So wollen wir jetzt in die Herberge zurück und uns zur Abreise vorbereiten."

Elisabeth schmiegte sich an ihn.

„Wenn du wüßtest, wie schwer mir ums Herz ist."

Sie gingen in die Stadt, zur Herberge zurück. Wieder waren die Gassen ausgestorben und auch die Herberge leer.

„Nicht einmal der Wirt ist da, wir werden Major Younghusband überlassen müssen, ihn zu bezahlen. Gut, daß er die Sorge für Dienerschaft und Tiere übernommen hat."

Als sie über den Hof gingen, hörten sie das Schnarchen eines schlafenden Menschen. Unwillkürlich traten sie heran.

„Elisabeth, sieh hier!"

Erstaunt über das Interesse, das Heinz dem Betrunkenen zuwandte, bückte sie sich über den Kerl, der lang ausgestreckt auf dem Rücken lag und die Hände unter den Kopf gelegt hatte.

„Das ist ja Lobsen Kungu, unser Führer am Gaurisankar."

„Nicht wahr, es ist Lobsen Kungu? Er ist nicht tot. Das also ist der Beweis, daß es einen Ausweg gab aus jener Schlucht, den er uns nicht zeigen wollte. Auf diesem Weg ist uns das Kind gestohlen."

„Kann er uns jetzt etwas nützen?"

„Er hat uns damals verraten, und er würde es auch jetzt tun. Es ist am besten, wenn er uns nicht erkennt."

Sie gingen in ihr Zimmer und verriegelten ihre Tür.

Am Nachmittag kam Major Younghusband persönlich.

„Die kleine Karawane ist bereit."

„Wir sind es auch."

„Ich danke Ihnen."

„Ein letztes Wort, Herr Major. Wir haben gesehen, daß die Lamas von Getschun Gomba schon aufgebrochen sind. Tun Sie uns noch einen Gefallen. Wir sind voller Sorge, daß man Verdacht schöpfte. Können Sie in Erfahrung bringen, ob dies der Fall ist, und ob unserem Sohne Gefahr droht?"

„Ich habe gute Verbindungen und würde es erfahren, wenn in Getschun Gomba ein neuer Heiliger an die Spitze des Klosters träte."

„Sie werden uns Nachricht geben? Offen, was es auch sei?"

„Sie dürfen sich ganz auf mich verlassen." — — —

Die Karawane setzte sich in Bewegung. Elisabeth war dicht verschleiert und ritt neben Heinz. Sie wollte nicht, daß man sah, wie immer und immer wieder die Tränen über ihre Wangen liefen, während der stolze Klosterbau von Taschi Lunbo im Norden hinter ihnen verschwand. Major Younghusband gab ihnen bis zum ersten Nachtquartier das Geleit.

„Ich glaube bestimmt, daß bisher im Kloster noch niemand etwas ahnt." —

Von der ersten indischen Grenzstation ging ein Telegramm an Bill Hunter nach Madras.

*

Bill Hunter betrat das Haus des deutschen Konsulats in Kalkutta und wurde von Heinz Schröter mit offenen Armen empfangen.

„Alter Junge, was ist denn geschehen, daß du mich von Madras herüberhetzt?"

„Etwas Ungeheuerliches."

Der Engländer sah dem Freund ins Gesicht.

„Ist Elisabeth krank?"

„Wir sind beide in höchster seelischer Not. Nur du kannst uns vielleicht helfen."

Er führte den Freund in das Wohnhaus, und dort wartete Elisabeth bereits mit Ungeduld auf den Gast.

„Gott sei Dank, daß Sie hier sind."

Bill Hunter sah, wie bleich sie war, und wie unstet auch Heinz Schröder geworden. Die Dienerschaft hatte Wein und Erfrischungen gebracht, dann schloß Heinz sorgfältig die Tür.

„Entschuldige, wenn ich dir gar nicht Zeit lasse, dich von der Fahrt zu erholen. Seit Wochen, seit wir Tibet verlassen haben, sehnen wir uns nach dieser Stunde, denn du bist der einzige Mensch auf der Welt, der uns verstehen wird, und mit dem wir beraten können."

„So sprecht doch endlich!"

„Wir haben unseren Sohn gesehen."

„Den kleinen Erwin, der aus dem Tempel verschwunden?"

„Wir haben ihn in Taschi Lunbo gesehen."

„Seid ihr eurer Sache gewiß?"

„Dies ist sein Bild. Ich habe ihn heimlich photographiert, während des Tempelfestes — dies ist Elisabeths Bild, als sie fünfzehn Jahre alt war."

„Die Ähnlichkeit ist außerordentlich, es besteht kein Zweifel. Wie aber kommt er nach Taschi Lunbo?"

Heinz lachte etwas gezwungen.

„Er ist der sogenannte Heilige des Klosters Getschun Gomba."

„Des Klosters am Nordabhang des Gaurisankar?"

„Ja. Er wird als eine Wiedergeburt des Buddha angesehen."

„Wißt ihr, wie lange?"

„Seit fünfzehn Jahren, genau so lange, wie Erwin verschwunden."

„Dann ist also kein Zweifel, daß sie ihn gestohlen haben."

„Wir wissen auch, daß es einen anderen Weg aus jener Schlucht ins Freie gab. Wir haben nämlich auch Lobsen Kungu in Taschi Lunbo gesehen."

„Habt ihr mit ihm gesprochen?"

„Wir haben es vermieden, er hat uns damals verraten."

„Konntet ihr euren Sohn sprechen?"

„Major Younghusband hat es uns verboten und hat uns gezwungen, sofort abzureisen, aber unser Sohn kehrte noch vorher nach Getschun Gomba zurück."

Er erzählte ausführlich, was sich in Taschi Lunbo ereignet hatte, und Bill Hunter hörte aufmerksam zu, dann fragte Heinz:

„Was sollen wir tun?"

„Selbstverständlich euren Sohn holen."

Elisabeth schluchzte laut auf.

„Sie sind der erste, der mich versteht."

Bill Hunter schüttelte den Kopf.

„Sicher denkt Heinz wie ich, und auch der Major hatte recht. Es ist vielleicht das schwierigste Unternehmen, das je in Tibet versucht wurde. In Taschi Lunbo wäre es sicher mißglückt und hätte nur seinen und euren Tod zur Folge gehabt. Wir müssen nach Getschun Gomba."

„Sie wollen mit uns?"

„Natürlich, aber nicht jetzt."

„Wann denn?"

„Frühestens in einem Jahr."

Elisabeth erschrak.

„In einem Jahr?"

„Es kann sogar länger dauern. Das ist jetzt völlig gleich. Wir müssen erst ganz genau wissen, was wir wollen und können. Zunächst müssen wir alle drei so gut die tibetische Sprache beherrschen, daß wir keinen Dolmetscher brauchen; dann wird es gelten, alles sorgfältig vorzubereiten. Es wird eine sehr lange Reise werden. Heinz muß Urlaub nehmen oder seine Stelle aufgeben und ich einen Vertreter für meine Firma suchen. Dann müssen wir sehen, daß wir an irgendeine Expedition oder öffentliche Karawane Anschluß finden. Wir können unter keinen Umständen ein solches Werk allein wagen, auch müssen wir sehr gute Empfehlungen und Pässe von Indien und China besitzen, und endlich muß erst noch einige Zeit vergehen, damit Major Younghusband nichts von unseren Absichten ahnt und diese aus politischen Gründen hintertreibt."

Elisabeth seufzte: „Das kann in der Tat lange dauern."

Heinz nickte.

„Aber ich sehe ein, du hast recht."

„Es ist auch nichts verloren. Was tut es, ob er ein oder zwei Jahre länger im Kloster bleibt! Er wird dort gewiß nicht schlecht, und je älter er ist, um so eher wird er fähig sein, zu begreifen."

Elisabeth hatte ein stolzes Lächeln um ihren Mund.

„Sein Gesicht war schön, rein und gut."

„Dann seien Sie mutig, und danken Sie dem Geschick, daß Sie wissen, daß er lebt." — — —

Anderthalb Jahre waren vergangen seit dem Tage, da Bill Hunter Heinz und Elisabeth in Kalkutta besucht hatte. Unermüdlich waren die Vorbereitungen getroffen worden. Die ständige Tätigkeit hatte auch Elisabeth wieder beruhigt, und jetzt beherrschten sie alle drei vollständig jeden tibetischen Dialekt. Bill Hunter erschien plötzlich wieder in Kalkutta.

„Jetzt haben wir, was wir brauchen. In drei Monaten geht eine große Karawane in das chinesisch-tibetische Grenzgebiet. Eine amerikanische Expedition zur Aufsuchung von Naphthaquellen und mit ganz besonderen Empfehlungen versehen. Ich kenne den Leiter der Expedition und habe ihm einige Anleitungen gegeben. Wir dürfen uns anschließen, ich, du und dein junger Bruder."

Elisabeth fragte verwundert: „Meines Mannes Bruder?"

„Sie dürfen unter keinen Umständen als Frau mitgehen. In Getschun Gomba würde das alles verderben, und bei Ihrer hohen und schlanken Figur ist es auch sehr gut möglich, daß Sie in der passenden Kleidung für einen Jüngling gehalten werden. Sie werden allerdings Ihr Haar opfern und auch eine Brille tragen müssen. Es darf nicht zu erkennen sein, daß Sie eine Frau sind, oder daß Sie gar mit dem Heiligen Ähnlichkeit haben. Wir drei werden immer zusammen sein; Heinz wird schon dafür sorgen, daß Sie keinen Unannehmlichkeiten ausgesetzt sind."

„Ich bin mit allem einverstanden."

Zwei Monate später hatte Heinz seine Stellung aufgegeben und war mit Elisabeth und Bill Hunter auf dem Wege nach China.

VI.

Zwei Monate einer unendlich beschwerlichen Reise. Im Anfang ein buntes Bild. Von Kalkutta hatte sie das Schiff bis nach Rangoon an der Mündung des Irawadi gebracht, und von dort waren sie mit einem Flußdampfer durch Birma stromaufwärts bis nach Bhamo gefahren, wo sie mit der amerikanischen Reisegesellschaft zusammentrafen.

Bereits in Rangoon, wo sie den großen europäischen Dampfer verließen, hatte Elisabeth das Frauengewand mit einem Jünglingsanzug, einem Sportdreß, wie die meisten Reisenden trugen, vertauscht. Daß sie ihr Haar abgeschnitten, war schon unterwegs nicht aufgefallen, und jetzt nahm sie noch eine Hornbrille mit grünlichem Glas vor die Augen. Bei ihrer schlanken Figur sah sie jetzt in der Tat wie der jüngere Bruder ihres Mannes aus, und die leichten Falten der vorgeschrittenen Jahre konnte der ahnungslose Fremde für Spuren der Reiseanstrengungen halten.

Der Führer der amerikanischen Expedition, den Bill Hunter seit Jahren kannte, war ein verständiger Mann. Er wurde eingeweiht und begegnete dieser Mutter, die auszog, um im Innern von Tibet ihren Sohn zurückzuerobern, mit hochachtender Bewunderung. Auch die anderen weißen Reiseteilnehmern wurden ins Vertrauen gezogen und suchten in jeder Weise der mutigen Frau behilflich zu sein. Nur die einheimischen Diener der großen Karawane waren überzeugt, daß dieser blasse, schmächtige Jüngling der Bruder des Deutschen sei.

Eigenartiges Bhamo! Drei Welten stoßen vor seinen Toren zusammen. Im Süden die Dampfer aus dem Irawadi, die letzten vorgeschobenen Posten der abendländischen Kultur, im Nordosten die große Straße nach China durch das Gebiet räuberischer Stämme, im Norden der Weg nach Tibet.

Es war eine große Karawane, der sie sich angeschlossen hatten, und da der amerikanische Leiter des Zuges von allen Regierungen mit weitgehenden Pässen und Vollmachten versehen war, beachtete niemand Bill Hunter und die beiden Deutschen.

Langsam ging die Tropenwelt in den nördlichen Winter über, denn eisiger Winter lag über den Bergzügen, die sie mühselig zu überwinden hatten, und über den weiten, kahlen, verschneiten und von Stürmen überrasten Hochebenen von Tibet.

Elisabeth fühlte, daß diese siebzehn Jahre nicht spurlos an ihr vorübergegangen waren. Schwer wurden ihr diese langen Ritte in der furchtbaren Kälte. Sie war nicht mehr das junge Weib, das sich einst vermessen hatte, im Wettstreit mit den Männern den Gipfel des Gaurisankar zu erzwingen. Trotzdem waren die ersten beiden Monate noch erträglich. Die große Karawane führte geräumige Zelte, reichlichen Brennstoff und europäische Nahrungsmittel mit sich. Dann aber kam der Tag der Trennung.

Während die Amerikaner ein großes Lager aufschlugen, um den Frühling zu erwarten und dann mit der planmäßigen Durchforschung der Gegend zu beginnen, mußten die drei sich von ihnen trennen und allein das schlimmste Stück ihrer Reise, den langen Weg über die fast menschenlose Hochebene und bis an die Nordabhänge des Gaurisankar erzwingen.

Jetzt war es nur noch eine ganz kleine Karawane: dreißig tibetische Eingeborene und die wenigen Zelte und Vorräte, die diese mit sich führen konnten, mit denen sie ihre Wanderung antraten.

Tag für Tag der ewige Kampf mit Kälte und Sturm, Nacht für Nacht in dem kleinen Zelt halb erstarrt in den Schlafdecken, jeden Augenblick gewärtig, daß ihre Führer sie verließen, daß räuberische Horden sie überfielen und niedermachten. Nur der große Wille, nur die gewaltige Mutterliebe, die nach dem Sohne verlangte, hielt Elisabeth aufrecht. — — —

Endlich kam ein Morgen, an dem ihr tibetischer Führer auf eine Bergkette zeigte.

„An jenem Felsen dort liegt Getschun Gomba."

Diese ganzen Monate hindurch war Elisabeth stark und zuversichtlich geblieben, wollte zuversichtlich sein, jetzt sank ihr plötzlich der Mut. Bisher hatte sie Gefahren und Mühen nicht gescheut. Mit unendlichem Fleiß hatten sie alle drei die tibetische Sprache erlernt, so daß sie mühelos mit jedem Eingeborenen sprechen konnten. Sie hatte den Gefahren der Reise getrotzt — jetzt kam das große Rätsel: Lebte ihr Sohn noch, lebte er noch? Hatte man damals in Taschi Lunbo Verdacht geschöpft? Hatte man ihn heimlich ermordet? Was konnte in diesen beiden Jahren geschehen sein? Vielleicht war längst ein anderer Heiliger in Getschun Gomba und ihre ganze Reise vergebens. Es war ihr, als würde sie dann nicht mehr die Kraft besitzen, den Rückweg in die Heimat zu machen.

Einige Lamas kamen ihnen entgegen, ließen die Glocken ertönen, hielten die Bettelschalen in ihren Händen und drehten eifrig die Gebetstrommeln, die das ewige Om mani padme hum auf endlosen Papierstreifen herunterleierten.

Sie gaben reichliche Spende und tauschten die üblichen Fragen.

„Wohin des Weges?"

„Zum Kloster Getschun Gomba."

Mürrische Gesichter blickten ihnen entgegen. Nie hatte sich in diesen entlegenen Winkel ein Weißer verirrt.

„Getschun Gomba ist Fremden nicht freundlich, kehrt um."

„Wir wollen dem Heiligen unsere Verehrung erzeigen."

„Das Gesicht des Heiligen darf niemand sehen, der kein Rechtgläubiger ist."

„Wir sind es."

„Ihr gehört zu den Anhängern Buddhas?"

Elisabeth, die darauf brannte, mit diesen Männern zu reden, wich aus.

„Wir wollen den Heiligen verehren."

„Er wird entscheiden."

Sie tastete mit einer vorsichtigen Frage:

„Ist der Heilige schon ein Greis?"

„In wenigen Tagen werden es siebzehn Jahre, daß Buddha in seiner Gestalt auf die Erde zurückkam."

Sie mußte all ihre Kraft zusammennehmen, um nicht laut aufzujauchzen. — — —

Sie hatten ihre Zelte unweit der letzten Dorfhütten an einem geschützten Platz aufgestellt und ein kleines Lager errichtet. Es war



Dorfstraße



Vorortbahnhof

ABSEITS VON DER GROSSEN STADT

Gemälde von Karl Walther

später Abend, sie mußten noch eine Nacht warten. Vor ihnen, an die Felswand des Berges geklebt, eng ineinandergeschachtelt, lagen die Gebäude des Klosters. Auch diese Nacht banger Erwartung ging endlich vorüber. Bill Hunter, Heinz und Elisabeth stiegen langsam den Berg des Klosters empor. Ein Mann kam ihnen entgegen. Ein Mann in der Kleidung eines tibetischen Hirten. Er blieb stehen und sah sie an. Sie erschraken.

„Lobsen Kungu!"

Sie wären gern vorübergegangen, aber er hatte sie schon erkannt.

„Ich grüße die Zehennägel meiner erhabenen Wohltäter."

Er warf sich vor ihnen auf den Boden und streckte als Zeichen tibetischen Grußes seine Zunge weit aus dem Munde.

„Es freut mich, daß auch du damals gerettet wurdest."

Der Tibeter wunderte sich, daß Heinz Schröder ihn in seiner eigenen Sprache anredete.

„Buddha hat mich beschützt."

„Nimm dies und sei unser Freund."

„Ich bin euer Schatten."

Die Hand Lobsen Kungus schloß sich gierig über den Goldmünzen, die Heinz ihm gegeben, dann trat er zur Seite, ließ sie vorüber, blieb stehen und sah ihnen argwöhnisch nach. —

Das Klostertor war verschlossen.

„Was begehrt ihr?"

„Wir möchten den Heiligen sehen."

Es schien der Torwache ein unerhörtes Verlangen.

„Kein Fremder darf den Heiligen sehen."

„Führe uns zu dem obersten Priester des Klosters!"

Sie hörten, wie die Soldaten berieten, und konnten ihre Worte verstehen, obgleich jene flüsterten.

„Der Chanzo Cusho ist verreist und wird erst in Stunden zurückkehren."

„Wir werden den Kampu Bombo fragen."

Einer der Männer schickte sich an, in das Innere des Klosters zu gehen, und Heinz rief ihm nach:

„Wir sind seit drei Monaten unterwegs, nur um dem Heiligen unsere Verehrung zu zeigen."

„Wartet!"

Der Bote kam zurück: „Folgt mir!"

Sie stiegen über winklige Treppen und durch steile Gassen, sie gingen durch dunkle Gänge und über Höfe mit ragenden Tempeln, dann traten sie in ein Gemach.

Auf einer Bank saß ein uralter, hinfälliger Mann. Der Kampu Bombo, der schon vor siebzehn Jahren ein Greis gewesen, als der Heilige als Kind gefunden wurde. Er hatte ein gutes, vom Alter schon ein wenig blödes Auge. Sie wiederholten ihren Wunsch, und er sah sie erstaunt an.

„Ihr seid Weiße?"

„Wir sind Menschen wie ihr. Vor zwei Jahren haben wir den Heiligen in Taschi Lunbo gesehen und sind jetzt weither gereist, nur um ihn zu sprechen. Frage nicht, wer wir sind. Laß es dir genügen, daß wir deine Freunde sind und den Heiligen lieben. Sieh diesen Jüngling, er hat trotz seiner Schwäche die weite Reise gemacht, nur um eurem Heiligen seine große Liebe zu bezeigen. Er hat ein Gelübde getan, und er hat nur den einen einzigen Wunsch, einmal wenige Minuten allein mit dem Heiligen von Getschun Gomba zu sprechen."

Der greise Kampu Bombo sah diese drei Männer erstaunt, aber auch geschmeichelt an.

„Habt ihr eine große Karawane, sind viele weiße Männer bei euch?"

„Wir sind ganz allein mit einigen tibetischen Führern."

„Ihr sprecht unsere Sprache?"

„Wir haben sie gelernt, um die Worte des Heiligen verstehen zu können."

Der Kampu Bombo nickte befriedigt.

„Ihr werdet warten müssen, der Chanzo Cusho, der Kanzler des Klosters, kehrt erst an diesem Abend zurück. Er wird bestimmen, aber ich sage euch, er ist den Fremden nicht günstig gesinnt."

Bisher hatte Bill Hunter gesprochen, jetzt sagte Heinz:

„Gewähre meinem Bruder und mir die große Gnade! Sagt nicht Buddha, man soll des Flehenden Bitte erfüllen? Ist es dir oder dem Kloster ein Schade, wenn für wenige Minuten der Heilige, wie wir es uns wünschen, unsere Beichte hört und uns belehrt?"

Der Kampu Bombo überlegte wieder. Nicht unlieb war es ihm, einmal selbst handeln zu können, nachdem ihm der jüngere Chanzo Cusho die Macht aus den Händen genommen. Und zudem, war es nicht etwas Großes, daß diese weißen Männer kamen, um vor dem Heiligen von Getschun Gomba zu beichten? Er schlug auf einen Gong und winkte einem Getsul, einem jungen Priester.

„Führe die drei Gäste zu dem Heiligen."

„Buddha sei dir dankbar für deine Güte. Laß uns allein mit ihm reden."

„Der Heilige wird entscheiden."

(Fortsetzung folgt.)

MODERNE AMERIKANISCHE GROSSKIRCHEN

VON Dr. SIEGFRIED SCHARFE



1. Die Erste Congregational-Kirche in Montclair (New Jersey).

In Deutschland werden heute nur wenige neue Kirchen gebaut. Aus Mangel an Mitteln können entstehende Vorstadt- und Industriegemeinden keine Bauaufträge geben. Und die Architekten müssen sich darauf beschränken, Entwürfe auszuarbeiten, wie man sie in diesem Sommer in der Juryfreien Kunstausstellung in Berlin sehen konnte. Diese Entwürfe zeigen wenigstens, daß architektonisches Können vorhanden ist, zum wirklichen Bauen kommt es dagegen, wie gesagt, nur ganz selten. Was für Deutschland gilt, trifft auch für das übrige Europa weithin zu. Nur in Amerika wird ein geradezu erstaunlicher kirchlicher Baueifer entfaltet. In jedem Jahre entstehen viele Hunderte neuer Kirchen. Die eine Stadt Detroit hat in einem der letzten Jahre allein dreißig neue Kirchen gebaut, und die Zahl der Kirchen, über die Chicago verfügt, ist bereits größer als tausend.

Die meisten amerikanischen Kirchen sind allerdings klein. Der Grund dafür liegt in der organisatorischen Zersplitterung amerikanischen Kirchentums. Wenn sich in einem Ort mit einer tausendköpfigen Bevölkerung fünf verschiedene Kirchengemeinden bilden, kann man sich vorstellen, daß die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der einzelnen Kirchengemeinden begrenzt ist. Solche kleine Kirchengemeinden können keine großen Kirchengebäude brauchen.

Sogar in den großen Städten Amerikas sieht es nicht viel anders aus als in kleineren Orten. Auch hier haben wir Kirchengemeinden von meistens nicht mehr als 200 oder 300 Mitgliedern.



2. Sankt-Pauls-Kirche in Cedar Rapids (Iowa).



3. Kirche zum Heiligen Herzen in Washington.



4. Die Kirche im Wolkenkratzer: Der „Tempel" in Chicago.

Infolgedessen ist die Geschichte des amerikanischen Kirchenbaues in erster Linie eine Geschichte der kleinen Kirche. Dome und Kathedralen sind nur ganz vereinzelt gebaut worden.

Erst in der neuesten Zeit beginnt das Bild sich zu ändern. Die moderne amerikanische Millionenstadt weiß mit kleinen Kirchen nichts mehr anzufangen. Nicht nur, weil sie Raum braucht für große Gemeinden und große übergemeindliche kirchliche Veranstaltungen, sondern vor allem deshalb, weil kleine, niedrige Kirchen, wie man sie früher baute, von den Riesengebäuden amerikanischer Geschäftsstädte einfach erdrückt würden. Es ist ja doch eine bekannte Tatsache, daß die zahlreichen kleinen Neuyorker Kirchen zwischen den vielstöckigen Turmhäusern einen kläglichen und unglücklichen Eindruck machen.

Der interessanteste neue Großkirchentyp ist die Wolkenkratzerkirche, wie sie in Chicago bereits ausgeführt worden ist (Abbild. 4), während ähnliche Bauten für Neuyork, Minneapolis und andere Städte geplant sind. Das Entscheidende bei der Wolkenkratzerkirche ist die Vereinigung eines Kirchenraumes mit einem darauf gesetzten Bureauhaus, Hotel oder Wohnhaus. Daß die Chicagoer Lösung architektonisch noch nicht befriedigt, steht außer Frage. Daß man es mit einem Stück kirchlicher Architektur zu tun hat, sieht man nur an dem wenig glücklichen Kirchturmsaufsatz.

Repräsentative Kathedralkirchen bauen sich vor allem die Katholiken und die ihnen liturgisch nahestehenden Episkopalisten (Abbild. 3 und 5). Die dabei zur Verwendung gelangenden Formen sind fast immer der Geschichte entlehnt, wie denn überhaupt der amerikanische Kirchenbau der Gegenwart sich noch immer in einem historisierenden Stadium befindet, das erst allmählich überwunden wird. Es gibt noch heute amerikanische Architekten, die nur „gotische" Kirchen bauen zu können glauben.

Schließlich kristallisiert sich als besonderer Großkirchentyp der der Massenkirche heraus (Abbild. 2). Für evangelisatorische Veranstaltungen großen Stils, für besondere Kundgebungen und beliebte Prediger werden sie gebraucht. Für die Massenkirche scheinen sich neue Formen an Stelle der verbrauchten alten noch am ehesten herauszubilden, wie sich das auf Abbildung 2 sehr vorteilhaft zeigt. Die Kirche der Abbildung 1 würde man vielleicht als Gemeindegroßkirche zu bezeichnen haben. Sie unterscheidet sich dadurch von der Massenkirche, daß sie nur für eine Gemeinde bestimmt ist. Auch bei den Gemeindegroßkirchen brechen allmählich moderne Formen durch, wenngleich vorläufig noch deutliche Anklänge an verflossene Zeitalter der Architekturgeschichte zu erkennen sind.



5. Blick auf den Altar der Sankt-Pauls-Kathedrale in Los Angeles (Kalifornien).

Die Abbildungen 2 bis 5 sind Wiedergaben nach photographischen Aufnahmen der American Seating Company, Chicago.



Das Zimmer deutscher Fürsten und Adeliger in Schloß Ambras, eines der Wohnzimmer der Philippine Welser.

Philippine Welser,
die glückhafte Gemahlin Erzherzog Ferdinands.

Nicht weniger als vier Jahrhunderte sind verflossen, seitdem Philippine Welser zu Augsburg als Tochter einer Nebenlinie des angesehenen Patriziergeschlechts der Welser geboren war, und trotzdem ist die Erinnerung an sie noch allenthalben lebendig. Sie hatte ein weit größeres Glück als ihre Vorgängerin, die Augsburger Baderstochter Agnes Bernauer, die ihre eheliche Verbindung mit dem bayerischen Thronerben Herzog Albrecht III. mit dem Leben bezahlen mußte. Und auch eine andere Augsburgerin, Klara Dett, die Stammutter der Fürsten Löwenstein, die mit dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz eine Verbindung eingegangen war, konnte sich den adelsstolzen Verwandten ihres Mannes gegenüber nicht durchsetzen und galt nie als ebenbürtig. Wenn nun schon die deutschen Territorialfürsten so auf die Unantastbarkeit ihres Stammbaums bedacht waren, daß eine eheliche Verbindung mit Bürgerstöchtern schlechthin als unmöglich galt, so mußte es um so mehr überraschen, als ein Angehöriger des habsburgischen Kaiserhauses selbst eine Bürgerstochter als Gattin heimführte. Es ist nicht einwandfrei überliefert und wird wohl immer strittig bleiben, bei welcher Gelegenheit Erzherzog Ferdinand von Habsburg-Österreich die schöne Welserin kennenlernte. Tatsache ist nur, daß er sie zur Frau nahm, und daß diese eheliche Verbindung lange Zeit geheimgehalten werden mußte, trotzdem aber glücklich war. Der kaiserliche Vater zürnte jahrelang, und erst in einem Briefe aus dem Jahre 1559 wird der rechtmäßige Bestand der unebenbürtigen Ehe vom Kaiser anerkannt und der ehelichen Nachkommenschaft Titel und Wappen, aber nicht die der Habsburger, zugebilligt. Philippine Welser, in der Atmospäre des weltstädtischen Augsburg aufgewachsen und erzogen und einer der ersten Familien des Reichs entsprossen, fand sich übrigens recht gut in die Rolle der Gattin des Erzherzog-Statthalters von Tirol. Jedenfalls machte sie ihren Hofhalt auf Schloß Ambras in Tirol, der bald in ganz Deutschland wegen seiner Gastfreundschaft berühmt war, zu einem Mittelpunkt der Künstler- und Gelehrtenwelt. Man umgab sich mit Kunstschätzen und Merkwürdigkeiten aller Art, Philippine Welser nützte ihre Beziehungen zu den Augsburger Künstlern großartig aus, und so wurden nicht zuletzt infolge der Sammeltätigkeit und Prachtliebe der Philippine Welser die Ambraser Sammlungen der Grundstock des heutigen Wiener Kunsthistorischen Museums. Die Wiener Sammlungen beherbergen heute noch manches kostbare Stück, das sich nachweisbar im Besitz Philippine Welsers befunden hatte. Wenn auch der Luxus und die Prachtliebe des Ambraser Hofhalts sprichwörtlich waren, so ist es doch nicht an dem, daß Erzherzog Ferdinand und die schöne Philippine Welser dort nur ein lustiges Leben führten und ihre Tage in Schmausereien, Zechgelagen und Jagden dahinlebten. Philippine Welser hat beispielsweise sogar ein Kochbuch persönlich verfaßt, und Erzherzog Ferdinand nahm den lebhaftesten Anteil am Bau der Franziskanerhofkirche in seiner Hauptstadt Innsbruck, die ein getreues Abbild der Kirche Heilig Kreuz zu Augsburg ist. In der Franziskanerhofkirche ließ Erzherzog Ferdinand die zur Markgräfin von Burgau erhobene Philippine Welser auch nach ihrem Tode 1580 in der Silbernen Kapelle bestatten. Der Erzherzog überlebte seine Gattin noch um 15 Jahre und wurde 1595 neben ihr beigesetzt. — Von ihren beiden Söhnen widmete sich der älteste, Andreas, dem geistlichen Stande und starb 1600 zu Rom als Kardinal, der andere, Karl, wurde Markgraf von Burgau in Schwaben; er residierte bis zu seinem Tode 1618 auf dem Schlosse Günzburg, wo unter ihm Wallenstein Page war. Erregte Philippine Welser schon zu ihrer Zeit europäisches Aufsehen, so schätzen wir Heutigen sie als eine geniale Frau. Ihr feinsinniges Kunstverständnis, das auch ihren Gatten zu einem Mäzen großen Ausmaßes werden ließ, war für die Entwicklung der Künste in Augsburg und Tirol von Bedeutung. Die Augsburger Künstler wußten, daß sie in Ambras immer auf Abnahme rechnen konnten. Und auch manche der heute in Innsbruck befindlichen Kunstschöpfungen wäre wohl ohne sie nicht entstanden.

Hans Huber.



Der Spanische Saal in Schloß Ambras, erbaut in der Zeit Philippine Welsers.



Philippine Welser.
(Gemälde; Phot. Kunstverlag Hoefle [M. Lang], Augsburg.)



Blick auf das in den letzten fünf Jahren renovierte Schloß Ambras bei Innsbruck, den einstigen Wohnsitz der Philippine Welser als Gattin des Erzherzogs Ferdinand.

Rechts nebenstehend:
Philippine Welser vor Kaiser Ferdinand I., dem Vater ihres Gatten, des Erzherzogs Ferdinand. Gemälde von A. Liezen-Mayer. (Phot. Franz Hanfstaengl, München.)



Chinesisches Flußleben

(Siehe hierzu den Beitrag „China auf dem Wasser“ Seite 794.)

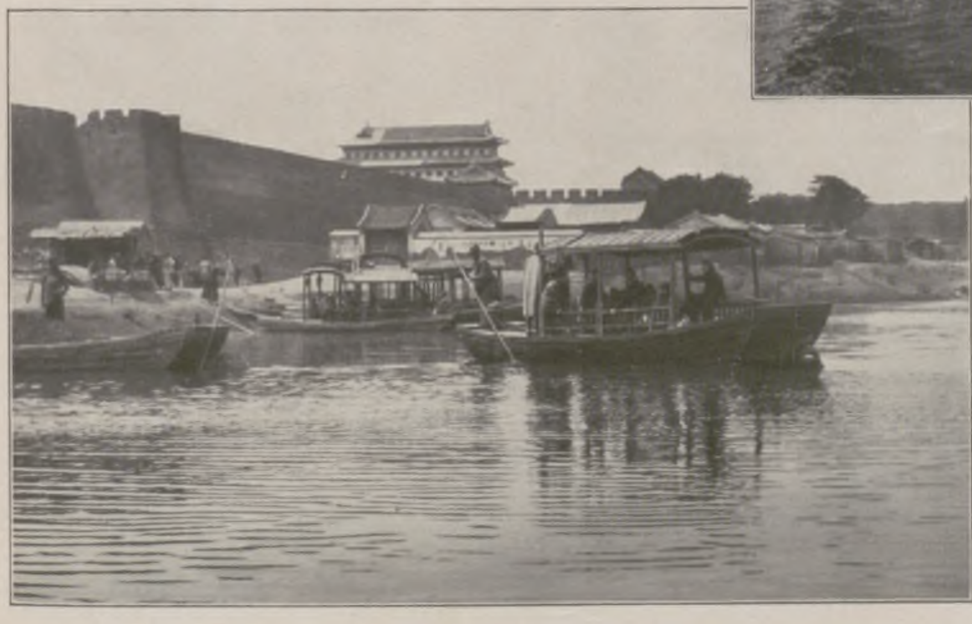




Dschunke bei frischer Brise.
Rechts oben: Zwischen den Felsufern des Jangtsekiang, des chinesischen „Rheins“.



Dschunken im Hafen von Schanghai.
Links nebenstehend: Boote mit Sonnendach.





Fluß- und Küstenboote im Hafen von Tsingtau.
Links unten: Familie eines schwimmenden Lumpensammlers. Sommer wie Winter auf seinem Boote lebend, fischt ein solcher Lumpensammler aus dem Wasser allen Unrat, um ihn dann an Produktenhändler zu verkaufen.



Die Handtasche im Wandel der Zeiten.



Der Taschner. Miniaturmalerei aus der Großen Heidelberger Liederhandschrift; süddeutsch um 1310.
Zeigt den Minnesänger Dietmar v. Ast bei der Auswahl von reichverzierten Gürteln und Taschen, die an einer Stange hangen. (Phot. Feldhaus.)

So sind die Damen denn glücklich auf den Hund gekommen! Noch nicht auf den Neufundländer, wohl aber auf den King Charles, der, unter dem Arm getragen, nach Belieben geöffnet und geschlossen werden kann. Denn er, den alle Welt zuerst für lebendig hielt, ist die Verkörperung der neuesten aller modischen Launen: der Handtasche. Aus dem Innern des kleinen Köters werden alle die Utensilien ans Tageslicht befördert, die zur Auffrischung benötigt werden: Lippenstift und Puder, Kämmchen und Spiegel.

Bis ins 14. Jahrhundert kann man den Spuren der Handtaschen nachgehen, die damals, seitlich an einem Ledergurt hangend, getragen wurden. Gelehrte behaupten sogar, daß sie, als „balantion" bezeichnet, schon bei den Griechen existierten, eine Bezeichnung, die man später unter dem scharmanten Namen „balantine" wiederfand. Die „balantine" war eine reichbestickte Seidentasche, die bis zum Knie hinabreichte und alles fassen konnte, was sonst in eine Kleidertasche hineinging.

Dann kam der „réticule", aus dem der französische Volksmund bald „ridicule" machte, weil der am Handgelenk baumelnde Filetbeutel allen „lächerlich" erschien. Klein, ganz klein im Anfang, wuchs er sich schließlich zu einer Art Korb aus. Dieser Korb wurde in Paillettenstickerei auf den Stoff gebracht und mit einem Schloß versehen, an dem die zeitgenössischen Goldschmiede — genau wie heute — die Kunst ihres Handwerks zeigten. Von Perlen und Stickereien ging man zu den Handtaschen aus Leder über, einem steifen, grob gearbeiteten Leder, das keinen ästhetischen Anblick gewährte und den Gesamteindruck einer Toilette nicht erhöhte, für Reisen und Besorgungen aber recht bequem und praktisch war. Die Handtasche aus Leder war und wollte nichts anderes sein als ein Ersatz für die Kleidertasche.



Nürnberger Taschner bei der Arbeit. Miniaturmalerei um 1419.
Dem in einer kleinen Marktbude arbeitenden Meister dient als Arbeitstisch der heruntergeklappte Laden, der gleichzeitig die Auslage darstellt. (Phot. Feldhaus.)



Handschuh- und Taschenmacher. Holzschnitt um 1580. (Phot. Feldhaus.)



Yorick und die Grisette. Gemälde von Gilbert Stuart Newton (1795—1835).
(Photographieverlag Hanfstaengl, München.) — Außer der Handarbeit und dem Mops ist auch der Pompadour (am Stuhl) als Emblem nicht vergessen.



„Das ist ein schönes Vergnügen!" Karikaturistisches Modebild von Pigal um 1860.
Bemerkenswert sind die Handtaschen der beiden lieblichen Damen; Handtaschen kommen auf den Modeblättern der damaligen Zeit selten vor. (Phot. Feldhaus.)

Aber der künstlerische Geschmack Mode schaffender Kräfte arbeitete unablässig und brachte im Laufe der Zeit traumhafte Wunderwerke hervor. Feines, zweifarbiges sämisches Leder, bunte Seidenstickereien, Handmalerei und Perlen trösten ein wenig über Kalb, Eidechse, Hund und Schlange hinweg. Denn die Schlange hat ihr ewiges Opfer, die Frau, wiedergefunden und hat sich, da sie jene noch vom Paradiese her gewarnt weiß, nicht einmal die Mühe gemacht, ihr Aussehen zu verändern. Schillernd und schuppig präsentiert sie sich auf der Tasche in Portefeuilleform und wird — genau wie Anno dazumal! — mit Begeisterung empfangen. — Vor kurzem fand man in Mesopotamien, in der Nähe des Ortes, wo vor Tausenden von Jahren der Tempel Nebukadnezars stand, zwischen Möbelstücken in einem Grabmal eine Anzahl kleiner Handtaschen vor, in denen sich mit Lapislazuli, Cornaline und Felskristall verzierte Utensilien befanden, die für die Handpflege verwendet wurden. Dieser Fund hat die Beredsamkeit des Geschichtschreibers und Psychologen geweckt. Nur das Antlitz der Frau, die ihren Händen so sorgfältige Pflege angedeihen ließ, kennen wir nicht. Oder doch? Heißt sie nicht Eva, und ist sie nicht die Frau, die immer war und immer sein wird, und um derentwillen die neuen Moden nur alte sind, die immer wiederkommen?

Gertrud Köbner.



Und so sieht die moderne Handtasche aus.
Oben: Die handgestickte Perlentasche. — Mitte links: Kleiner perlenbesetzter Beutel. — Mitte rechts: Handtasche mit bunter Seidenstickerei. — Unten links: Tasche aus Sämischleder mit dunkleren Lederstreifen. — Unten Mitte: Das Neueste, ein bißchen verrückt: Der Hund mit Reißverschluß — als Handtäschchen. (Modell: Rosenheim; Phot. Suse Byk, Berlin.) — Unten rechts: Die Handtasche aus Schlangenhaut.



Schwertfarn Nephrolepis bostoniensis, eine der kulturwertesten Arten seiner Gattung.

Ampelpflanzen für Zimmer und Wintergarten,

Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen der „Gartenschönheit“.

Die Hängepflanzen spielen neben den eigentlichen Blütenpflanzen und den größeren Blattpflanzen, die sich fürs Zimmer eignen, vor allem in ihrer Verwendung für Ampeln, eine große Rolle. Ein Wintergarten ist ohne sie undenkbar. Die großen Schwertfarne Nephrolepis mit ihren fast zwei Meter langen, schmalen Wedeln wollen sich ausbreiten und herabsenken. Sie wollen nicht kümmerlich in kleinen Töpfen ihr Leben fristen, denn sie brauchen Nahrung und vor allem zur Triebzeit genügende Bodenfeuchtigkeit und feuchte Luft. Dann verwandeln sie den Wintergarten und auch das große, tief ausgebaute Zimmerfenster in Szenerien, die uns an tropische Pracht gemahnen. Ihre Schwestern sind die hangenden Blattpflanzen, vor allem die Tradeskantien und das bunte Stachelgras, Oplismenus variegatus, die ihre bunten Triebe auch über den Boden spinnen und Ecken und Kanten lebendig begrünen. Die Tradeskantien vertragen etwas Schatten. Auch sie lieben im Sommer genügend Feuchtigkeit und lohnen gute Bewässerung mit üppigen Trieben. Beide lassen sich im Frühling leicht aus Stecklingen heranziehen, die man in recht sandiger Erde zu mehreren in weite Töpfe steckt.



Kanarischer Schotenklee (Lotus peliorrhynchus), durch seine silberweißen, zierlich belaubten Triebe und die leuchtend scharlachfarbenen Schmetterlingsblüten eine der hübschesten Ampelpflanzen für das Zimmer und den kühlen Wintergarten.



Links: Gundermann oder Gundelrebe (Glechoma hederacea).

Es gibt aber auch eine ganze Reihe schön blühender Ampelpflanzen. An erster Stelle ist der von den Kanarischen Inseln stammende Schotenklee (Lotus peliorrhynchus) zu nennen, der mit wenig Wärme vorliebnimmt und im Sommer auch am offenen Fenster oder an geschützter Stelle im Freien aufgehängt zu werden liebt. Dann bedeckt er seine feinen silbrigen Zweige mit schönen scharlachfarbenen Blüten, nach denen man ihn in seiner Heimat „Taubenschnabel“ nennt. Ähnlich hart ist die neuseeländische Hängefuchsie (Fuchsia procumbens), die mit ihren kleinen Blättchen und wenig auffallenden Blütchen gar nicht wie eine Fuchsie aussieht. Auch unter den bekannten Gartenfuchsien haben wir eine Anzahl Formen, die sich für Ampeln trefflich eignen, wie etwa die violette „Marinka“. Schließlich sei noch auf drei heimische Pflanzen hingewiesen, die man meist unter die Unkräuter zu zählen geneigt ist, die aber bei guter Kultur als Ampelpflanzen sehr ansprechend sein können: Goldnessel (Lamium oder Galeobdolon luteum), besonders in einer Abart mit dunklem Laube, Lysimachia nummularia, die gelbblätterig ist, und der Gundermann (Glechoma hederacea), die Form, die mit ihren weiß und gelb gezeichneten Blättern am häufigsten von den dreien im Kalthause oder im Zimmer und im Sommer im Freien angetroffen wird. Diese Kriecher und Hängepflanzen finden am Rande von Balkonkästen besonders günstigen Platz. Ihre Kultur ist die denkbar einfachste, ebenso einfach wie ihre Vermehrung aus Stecklingen im Frühjahr.



Bunte Callisia repens, die beliebte Immergrüne für Zimmer und Wintergarten, eine nahe Verwandte der Tradescantia.



Buntes Stachelgras (Panicum), eine wegen ihres graziösen Wuchses beliebte Hängepflanze.

SCHATTENSPIELE UND TANZKUNST AUF JAVA.

Nach Farbenphotographien von Tassilo Adam, dem Verfasser des gleichnamigen Beitrags in der Rubrik „Wissen und Leben“.





Die neun Bedojo-Tänzerinnen des Susuhannan (Kaiser) von Surakarta in historischem Kostüm.

Rechts:
Die Tänzerin Bibi Radijah, jetzt Beifrau des Sultans von Djokjakarta, mit ihrem wundervollen Brillantschmuck.



Lederfiguren für Schattenspiele. In der Mitte der Gunungan (Lebensbaum), der stets kunstvoll geschnitzt und bemalt ist.

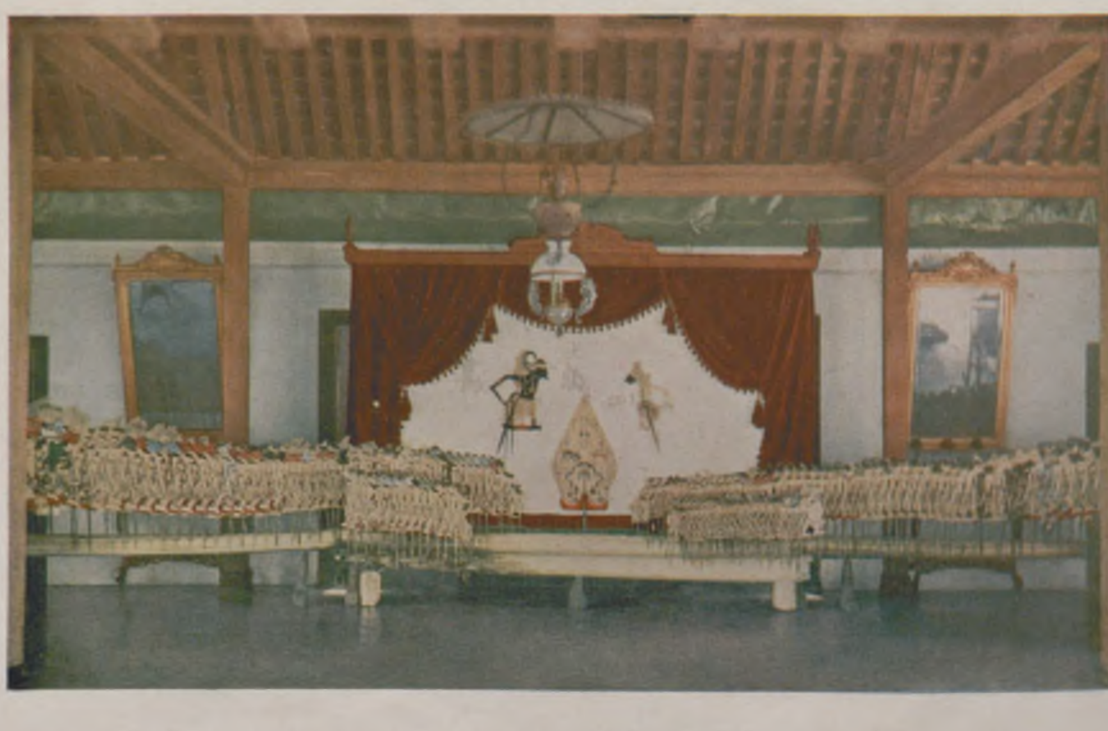
Rechts:
Die vier Langendrijans des Fürsten Mangku Negoro

Rechts unten:
Das kostbare Schattenspiel von Pangeran Ario Tedjokusumo, einem Bruder des Sultans von Djokjakarta.





Die Erste der Langendrijans des Fürsten Mangku Negoro, eine hervorragende Schauspielerin und Tänzerin.



PAUL RENOVANZ.

Der Kaiser stirbt.

NOVELLE.

(2. Fortsetzung.)

Bald darauf verprügelte Zar Paul den Kollegienrat Dormann, einen kurzsichtigen Balten, dem die gichtgehemmte Verbeugung nicht geschmeidig genug geglückt war.

„Ein Narren- und Trauerspiel", seufzte der Gemißhandelte und humpelte eilends davon. Sein Peitschenmeister spie ihm ein Schimpfwort nach.

Grimm und Grauen gingen von diesem Manne aus. In den letzten sechs Wochen hatte er — allein von der Garde — mehr als hundert Offiziere in Arrest geschickt, nichtiger und lächerlicher Anlässe wegen. Diesem verargte er den kecken Mützensitz, jenem den Besitz eines Windspiels. Das Tier wurde auf der Stelle erschossen, sein Herr mit Dunkelhaft bestraft. Ein anderer mußte den zu hohen Halskragen, ein vierter seine Vorliebe für glänzendes ausländisches Uniformtuch büßen. Für jeden und jedes hatte Paul die „richtige Dosierung" bei der Hand. Nach seiner Meinung waren die stärksten Gifte gerade die wirksamsten. Würde er das Wort des alten Paracelsus gekannt haben: „Nichts ist Gift, die Dosis macht's, daß etwas Gift wird" — er hätte in mißverstandener Auffassung dieser feinen Weisheit verständnisvoll dazu gegrinst. Was schadete es, wenn man sich hier und da mal im Rezept vergriff! Seine Praxis ... er lächelte brutal ... war erprobt, und pariert mußte werden. Wozu, beim Henker, gab's Reglement und Kleiderordnung, wenn die nicht bis zum letzten Gamaschenknopf befolgt wurden!

Beunruhigt wandte Paul den Kopf. Spähte mißtrauisch die Straße hinab. Niemand außer Kutscher und Leibjäger folgte ihm. Ah, war gut so! Gut! Er setzte seinen Weg fort, sonnte sich plötzlich in breitem Behagen: Das einfache Soldatchen wenigstens glaubte an ihn. Blind und unverdrossen. War die feste, zuverlässige Stütze, deren seine Hand bedurfte. Mehr denn je bedurfte! Wenn der Dienst auch das Letzte aus ihm herauspumpte — wozu trug man des Kaisers Kokarde, he? Dafür gab's dann auch wieder fette Kohlsuppe und Schnaps. Viel Schnaps, guten Schnaps! Mochten ihn die Herren und Herrchen zum Teufel wünschen, der fromme Muschik kannte nur die Liebe zu ihm, seinem obersten Herrn; war demütig und von harmloser Fröhlichkeit, gut und voll Vertrauens ... nicht anders, als Ochs und Schaf und Taube der fütternden Hand Anhänglichkeit bezeigen, auch wenn sie dafür bluten müssen.

Die Offiziere — das war Gelichter. Dachten zuviel; waren „aufgeklärt". Aufklärung! Das Wort — der Zar stieß mit dem Krückstock einen Kiesel beiseite — hatte der Satan erfunden. Die Pariser Revoluzzer hatten es in die Welt gebrüllt, und sein Echo war tief in Rußland gehört worden.

Verdammte lüsterne Sklavenseelen! Aus welchem Grunde fühlten sich gerade die Offiziere berufen, mit diesem höllischen Begriff zu liebäugeln? Hatten die sich zu beklagen? Und die uniformierten amtseingesessenen Idioten, die Räte erster Klasse, Präsidenten, bis hinauf zu den goldbekleckſten Hofschranzen und widerlichen Stellenjägern ... bettelten und krümmten sie sich nicht, wenn sie ihn von weitem nur rochen? Aber falsch, schlangenfalsch waren sie alle. Oh, er kannte ihre scharmutzierende, katzbuckelnde Tücke, hatte seine Kreaturen, seine verläßlichen Spionchen; seine Schleichhunde drangen durch verschlossene Türen, erlauschten das leiseste verräterische Wispern. Auf langen Listen waren die Namen der Narren fein gereiht, die sich zutrauten, ihn, den Kaiser, hinters Licht zu führen. Dem Volke die Freiheit geben wollten die Wühlmäuse. Wer war denn „frei" in Rußland? Niemand, selbst er nicht! Aber jene, an deren Spitze er den eigenen Sohn wußte, würden jeden staatsfeindlichen Gedanken mit ihrem Kopf büßen müssen. So dumm war er nun nicht wieder wie damals bei der Affäre mit dem Panin. Depossedieren wollte ihn der gräfliche Schuft! Das Vizekanzlerchen hatte die Sache nicht schlecht eingefädelt. Sogar des wohlwollenden Verständnisses des sauberen Admirals Ribas und der verbrecherischen Loyalität Seiner scheinheiligen Lordschaft, des britischen Botschafters Whirtworth, wußte er sich zu versichern. Nun, den französischen Halunken hatte der Teufel geholt, und den Engländer kostete es den Diplomatenfrack. Schade, jammerschade! Der Bursche hätte hängen müssen! So schützte den die Exterritorialität. Aber Panin schmachtete für beide. Wie lange war's her? Laß sehen! Fast auf den Tag ein halbes Jahr, daß er ihn nach Sibirien verschickt hatte. Dort konnte er darüber nachdenken, wie übel man beraten ist, seinem Souverän in der Peter-Paul-Festung ein hübsches kleines Logis einzurichten und inzwischen selber ein bißchen den Regenten zu spielen.

Doch das Gefühl rachsüchtigen Triumphs erstarrte.

Die Erinnerung an überstandene Gefahr versank vor der Gewißheit neuer Anschläge.

Die Zukunft lastete ehern auf Paul. Das war's!

Er kannte sie fast auswendig, die Namen derer, nach deren Blut sein Haß lechzte. Er würde sie, vielleicht morgen schon, zu treffen wissen. Aber einer fehlte: Panins Natternkopf hatte er beizeiten zertreten — Pahlens wahres Gesicht blieb ihm verschlossen.

Pahlen!

Der Name fiel wie ein Blitz vor ihm nieder.

Konnte man dem Manne trauen? Könnte er's, er hätte die Schar der servilen unsichtbaren Feinde nicht zu scheuen. Auch Herkules schlug der Hydra die Köpfe ab und bezwang die züngelnd und ekel nachwachsenden schließlich doch. War jedoch Pahlen wider ihn ...

Rasende, finstere Angst ließ den Kaiser plötzlich schneller ausschreiten. Argwohn zerfraß seinen ruhigen Glauben an diesen Mann.

Pahlen?

Fliehend, glühend, stiebend schossen um den Namen des Grafen, auf dessen Schultern er die wichtigsten Ämter des Reiches vereinigt hatte, Furcht und Hoffnung. Und ich will nicht, wehrte er sich verzweifelt, will, darf, werde nicht an der Ergebenheit eines Menschen irre werden, den ich groß gemacht habe. Habe ich ihm bisher vertraut, muß ich es auch weiterhin tun. Habe ich mich ihm nicht jederzeit gütig und großherzig erwiesen! Nun also: mag er gesinnt sein, wie er will — am Ende ist alle Überlegung nur ein Produkt gesunder Vernunft. Weshalb sollte Pahlen dann Ursache haben, eine Existenz, um die ihn viele beneideten, leichtsinnig aufs Spiel zu setzen! Sich auf ein Abenteuer, ein schlechtes dazu, einzulassen, das ihm mit ziemlicher Sicherheit das Haupt vor die Füße legen würde!

Feigheit wich blähendem Selbstbewußtsein. Warum man sich, zum Teufel, nur immer gleich so alterierte! Riskiert man, he, vier Ministerportefeuilles, ein Militärgouvernement und obendrein das Kommando über die Kaiserliche Garde bei einem Einsatz, über dessen sträfliche Dummheit ein Verrückter den Verstand wiedergewinnen könnte? Ach nein: der Graf war ihm doch verflucht gleichgültig! Wenn man die Dinge so betrachtete, gehörte wirklich nicht viel Witz dazu, an seine Harmlosigkeit zu glauben.

Paul mußte an die Lieven, das kleine entzückende Schäfchen, denken. Von der hatte ihm jemand mal erzählt, daß sie in Pahlen ganz fürchterlich vernarrt sei. Wer war das nur, der ihm neulich gesagt hatte, der Grasaff' wisse sich vor lauter Seufzern und süßem Herzweh nimmer zu lassen? Schwärme für seine breiten Schultern, die hohe Stirn, den ... ja, richtig ... den „offensten, ehrenhaftesten, liebenswürdigsten Gesichtsausdruck" und für was alles für Faxen noch. Oh, oh, das war ja zum Heulen schön! Aber sicherlich hatte der Dummkopf Christopher Andreijewitsch dabei weniger zu lachen. He, he, ob die dem guten Jungen am Ende nicht ein Paar ganz gewaltige Hörner aufsetzen würden?

Mochten sie, grunzte er. Ihm war's recht. Verliebte sind ungefährlich, namentlich wenn sie in fremden Revieren pirschen. Mochte sich der Damengötze huldigen lassen, soviel er wollte. Ein Narr war man, an diesem und gerade an diesem zu zweifeln ...

Ein weites, weißverkrustetes Becken war die Newa. Eis, soweit der Blick reichte.

Barken und Flöße lagen frostgebannt an den Ufern.

Aus kleinen Blechrohren wölkten vereinzelt Strähnen zerflatternden Holzrauchs.

Kein Mensch, der sich sehen ließ.

Öde, ausgestorben, unwirklich hing eine große und tote Verlassenheit über dem Hafen. Fahl und feindlich verkroch sich die Sonne hinter Wolken. Die Quellen verduckten Lebens, die Schlupfwinkel der Wärme und Geborgenheit in den Bretterbuden der Wächter und den Kajüten der Fischer bargen keine Liebe für ihn. Er wußte es. Er fühlte sie, die lauernden, feindseligen Blicke, die aus hundert unsichtbaren Schlitzen nach ihm zielten.

Der Kaiser irrte das Ufer entlang, stolpernd, knurrend — ein böses, müdes Tier.

So zerschlagen, so verhaßt fühlte er sich, daß er mit sich selber jämmerliches Mitleid hatte. Sein Leben war ja schlimmer als das des kettenbeladenen Sträflings! Dem standen Kumpane, Leidensgefährten zur Seite. Er ... wen hatte er? Nichts als schwarze, freudlose Gedanken.

Tief unter dem Schutt seines kranken Herzens rang sich ein Flüstern empor. Er erstickte es mit der Gebärde fratzenhaften Hohns ... Maria Feodorowna, die Württembergerin? Die hielt es bestimmt wie weiland seine hochselige Frau Mutter: betrog den Gatten mit ihrem Madonnengesicht bei jeder Gelegenheit, die Gott werden ließ.

Beweise? Beteuerungen? Schwüre?

Er pfiff darauf. Sah die Früchte ihrer Untreue daran, daß sie ihre Kinder in dem Glauben erzogen hatte, ihr Vater sei ein Blutschreck und Menschenwürger.

Sie mochten sich hüten, der weichmäulige Alexander und sein kotzengrobes Brüderchen Konstantin samt der sauberen Frau Mama, daß er ihnen nicht zuletzt doch noch das Konzept verdarb!

Beweise sind, wenn man sie nicht hat, für die Dummen. Aber er, verdammt, besaß sie! Die „Tragödie von Cäsars Tod" war mehr als ein Beweis, war ein teuflisch schmutziges Eingeständnis.

„Wartet!" schnalzte er, „wartet!" Um seinen Mund grub sich grausame Entschlossenheit.

Paul winkte den Heiducken mit dem Kabriolett heran. Preschte an der Mauer des Sommergartens vorbei zurück zum Michaelpalast.

*

Der Kaiser litt. Er wehrte sich nicht länger gegen die Gewißheit, daß er umstellt war. Wie ein Fuchs hatte er sich in seinem Bau verkrochen.

Bei seiner Rückkunft fand er zwei Briefe unbekannten Ursprungs vor. Wer sie in sein Kabinett gespielt hatte, war nicht zu ermitteln.

Das eine Schreiben erging sich in dunklen Andeutungen und verschnörkelten Geheimnissen... drohte mit Gesichten und Verhängnissen. Der namenlose Warner ängstigte ihn damit, daß die unzähligen Eingekerkerten, die Opfer seines haßblinden Mißtrauens, im Volke eine gefährliche Mißstimmung wider ihn geschürt hätten. Der Unbekannte folterte sein Gewissen mit Hinweisen darauf, daß die Vergeltung die Hand bereits erhoben habe, der Schicksalsstreich vielleicht schon zu dieser Stunde auf sein Haupt niedersausen würde.

Der Zar stierte auf den Unglückswisch. Wohin sollte er fliehen, wo sich verbergen?

Die Blätter knisterten, als er sie wieder und wieder mit fahlen, verkrochenen Blicken las.

Plötzlich spürte er etwas wie zages Frohlocken. Wie? Glühte nicht heißes Mitleiden aus diesen Zeilen: „... schütze Dich, Zar Paul. Du unser rechtmäßiger Herrscher! Bete, Väterchen, daß Du Dein unsterblich Teil rein zu Gott trägst!" —

„Beten, ja," wimmerte er, „beten! Aber... wie soll ich beten, wo soll ich beten? Kann ich es denn überhaupt noch? Hilf mir, o süße Gottesmutter... hilf mir!"

Er stöhnte tief und notvoll auf.

Seine Hand tastete nach dem zweiten Brief.

Ließ ihn, als wär's glimmender Zunder, zu Boden fallen.

Starrte mit furchtgeweiteten Augen auf das graue Papier zu seinen Füßen. Hämmernder, schmerzlicher Zwang beugte langsam seinen Nacken. Von Neugier und Grauen getrieben, raffte er das Schreiben auf... taumelte zum andernmal zurück.

Haß gellte aus den Worten.

Haß erinnerte ihn an eine der schlimmsten Untaten, mit denen er seinen Namen befleckt hatte.

„Wo", dröhnte ihm entgegen, „ist der Stamm der Donkosaken, den Du, Verfluchter, dem Verderben geweiht hast? Wo sind sie, die Söhne, die Töchter, die Kinder des heiligen Stroms? Du hast sie hingeopfert teuflischen Lüsten. Wie Du sie ausgerottet hast, so wird Dich der Barmherzige ausrotten; wie Du sie in Not und Tod zwangst, also wird Dir das Tor der Finsternis aufgestoßen. Die Stunde ist nahe, da Du selbst von Gott verlassen sein wirst."

Ächzend sank Paul zurück. Gierig, unersättlich stürzte er brennenden, betäubenden Wacholderschnaps hinab.

Das Zimmer schwamm im zwielichtenen Glanz des goldenen Märzabends.

Die Buchenkloben warfen glosenden Schein über die zusammengefallene Gestalt. Schluchzen drang stoßweise aus der geängsteten Brust:

„Erbarmen, Herr! Nimm sie doch von mir, die Seelen der Getöteten und Gemarterten... Hörst Du denn nicht, Gott, großer Gott? Sie vergiften und verpesten mein Blut... mein Herz verzagt unter dem Alpdruck blutiger Gewichte... ich bereue... bereue! Was soll ich noch tun, mich zu demütigen! Bereue... bereue! Wenn Du ein Vater der Irrenden bist, erbarme Dich Deines unseligen Knechts! Gefehlt habe ich, aber schütze mich vor den Gespenstern der Rache; schließe sie ein in Nacht und Gräber!... Ach, wie sann ich falsch... wie böse und blind war ich, als ich trachtete, sie vom Erdboden zu vertilgen. Mann, Weib, Kind habe ich den Weg des Verderbens geschickt... nach Indien... dem Franzosenkaiser zu Hilfe, so sagten die versiegelten Befehle... den Fieberdünsten zu zehntausendfacher Beute — frohlockte mein arges Herz. Nun stehen sie wider mich auf, die Schemen der Verratenen, peinigen und foltern mich, schwingen das Schwert der Vergeltung über meinem Haupte. Finde nicht Rast noch Ruh' vor zweifelnder Angst, bin verdammt und verflucht, wenn Du mich nicht lösest. Oh, laß mich sie finden! Mit Lobsingen und in Demut will ich sie zurückführen, die verirrten Kinder des Don-Stromes. Will ihnen ihre konstitutionellen Wünsche erfüllen, denen ich so bitter gram war... wenn ich mir damit nur Ruhe und Frieden erkaufen kann. Aber wo finde ich sie... wo sind sie? Spuren verloren... Wege verloren... Gott — Gott! Du — bist — ja — nicht — mein — Gott..."

Er erschrak vor dem winselnden Klang seiner Stimme, die zerborsten war und alle Schrecknisse der Verlorenheit offenbarte.

Er horchte in die Minuten zurück. Grauen, Wut packten ihn.

„Weg mit euch, höllische Schatten!" brüllte er entsetzt. Duckte er sich vor einem Gott, der ihn verriet! Der sich in bequemes Schweigen hüllte, der nicht helfen wollte, weil er nicht helfen konnte! „Hahaha," lallte er, „Flasche... Trösterin... Spenderin... her mit dir! Nie, hörst du, nie verließest du mich... bist redlich und unverdrossen, gut bist du, hilfreich... treu bist... du... Flasche! Alles andere —" Ein unflätiges Wort zischte auf.

„Licht!" schrie er, „Licht!"

Schlegelnd hämmerten Fäuste und Stiefel wider die Tür.

Mit wirren Augen glotzte Paul dem alten Diener entgegen.

In dem Greis lebte seit seinen Jünglingsjahren das Gefühl grenzenloser Trauer um den Herrn. Geisterhaft beleuchtete der Docht seine gefurchten Züge.

„Ah... gut," schnaufte der Wahnsinnige, „Dunkel wird Klarheit. Dunkel taugt für Verliebte und Diebe... Bin ich dir je etwas schuldig geblieben, Schuft? Habe ich gestohlen, gemordet, geraubt, du Nachteule? Ach... laß! Hör' auf mit deinem Gekrächz!" Er stampfte wütend auf. „Hier, stell' her und mach' dich aus dem Staube, weimerndes Gespenst... da, fang!" Ein Zehnrubelstück blitzte in der Luft. „Begrab's unter Katzendreck und Jungfernblut! Gibt Segen für langes Leben!"

Das Lachen eines Irren lief hinter dem Alten drein und verlor sich in nächtigen Korridoren.

*

Stunden später.

Zar Paul malt über grobkörnigem, grauem Aktenbogen Zeile um Zeile. Die schnapsschmatzenden Lippen, wulstig und von dünnem Bartwuchs bedeckt, formen klanglose Worte...

„... und bestimme hiermit letztwillig, daß im Falle Meines Ablebens nicht Mein Sohn Alexander, sondern Mein Sohn Michael Krone und Insiegel erben und in kindlichem memoriam an seinen kaiserlichen Vater verwalten soll. Meine Gemahlin Maria Feodorowna verläßt Meine Residenz und begibt sich unter sicherer Eskorte in Schutz und väterliche Fürsorge des Metropolitans von Kiew und wählt das dortige Frauenkloster zu dauerndem Aufenthalt. Findet da Gelegenheit, sich mit ihrem Herrgott zu versöhnen, was sie hier so oft und gröblich vernachlässigt hat. Meine erstgeborenen Söhne Alexander und Konstantin gehen der Rechte ihrer fürstlichen Abstammung, deren sie sich durchaus unwürdig erwiesen haben, verlustig und haben den Rest ihres Lebens auf der Festung Kronstadt in strenger Haft zuzubringen. Für Meinen minderjährigen Sohn und Thronerben ernenne der Heilige Synod bis zu des Zarewitsch Großjährigkeit einen Regentenrat.

Ich bin müde, und die Menschen ekeln mich.

St. Petersburg (Michaelpalast), am 19./22. März 1801.

Paul."

Der Gänsekiel fiel schmierend und kleckend auf den Bogen. Das Haupt sank dem Schreibenden herab. Tränen tropften auf das Pergament.

Zar Paul hatte sich seinem Schicksal ergeben. Er fand nicht mehr die Kraft zur Abwehr. Der gewohnte Paroxysmus tobender Hilflosigkeit war bleierner Schwäche gewichen. Gebrochen schaute er auf seine Fäuste, die mehr als ein Leben gelöscht, mehr als einen Menschen getötet hatten. Die Rollen waren vertauscht; die Menschen würden i h n hetzen und würden i h n töten.

„Töten?" keuchte der Zar. „Den Kaiser töten?"

Blitzschnell wechselte das Gesicht seinen Ausdruck. Aus bleicher Lethargie flammte Röte fieberischen Lebensdurstes. Die Finger gruben sich in die gepolsterten Armlehnen des Sessels. Der zurückgebäumte Körper schwankte in lautlosem Sturm.

War es schon so weit?

Töten wollte man ihn?

Wer sagte das? Wer wollte es wagen, sich am Gesalbten des Herrn zu vergreifen?

Wenn einer... nur einer konnte es sein... einer...

Schrecklich, wie er immer an ihn, immer nur an ihn denken mußte.

Worauf wartest du? höhnte er feiges Zaudern. Zögern heißt Tod; Entschlossenheit gewinnt dir Leben! Zerteile den Wahn! Nichts ist verloren, aber du stirbst an lähmender Ungewißheit.

Ein Zitterkrampf befiel ihn. Verlor sich in mählichem Abebben.

Vorbei.

Paul reckte sich. Wer sprach da? Waren das s e i n e Gedanken gewesen? Nervöse Ungeduld peitschte ihn. Flackerndes Leben floß in seine Adern. Mut wuchs ihm zu, wie in den Tollen Riesenkräfte einströmen.

„Pahlen," murmelte er, „Pahlen..."

Sekundenlang, dünkte ihn, senkte sich der Name gleich einer schwarzen Wolke auf ihn nieder, die ihn zu erdrücken drohte.

Paul schnellte auf.

„Pahlen!" Der Schrei quoll ihm wie dunkles Blut über die Lippen.

Die Hand riß am Klingelzug. Auge in Auge mußte er ihn haben. Fragen, zwingen, unterjochen, seinem Wissen und Willen unterjochen, mußte er ihn sich. Entrinnen, entrinnen ließ er ihn nicht...

III.

Der Generalgouverneur verneigte sich. Geschmeidig. Nicht ohne das glatte, höflich sarkastische Lächeln um den selbstbewußten Mund.

Der Kaiser ließ ihn nicht aus den Augen. Sein seltsam zupackender Blick flößte dem Grafen Unbehagen ein. Warum sprach er nicht? Warum dies eigentümliche besessene Glimmen, mit dem er ihn fixierte? — Je nun, Possen... Narreteien, was sonst!

Gegen seine Gewohnheit bot ihm der Zar nicht die Hand. Er wies ihm, noch immer in demselben starren, prüfenden Schweigen, einen Sessel, dem seinigen gegenüber. Ihre Knie berührten sich fast; ihre Blicke hielten einander in Schach.



Blick in die Werkstätte des Bildhauers Ernst Paul Hinckeldey.
In der Mitte (vorn) ein für die Stadt Herford als Ehrenmal bestimmtes Bildwerk.

Pahlen überschlug in diesem Augenblick die Summe blutiger Spekulation. Weiß, ahnt er nur etwas, bist du verloren. Diese Sekunde entscheidet über zwei Leben: du oder er!

Er zwang sich zu äußerster Unbefangenheit. Fühlte, daß das Spiel auf Messers Schneide stand. Freiheit hieß der Gewinn; Kaltblütigkeit der Einsatz ... Hasard.

Frösteln überkam den Zaren. Sein Wille, jenen zu erschüttern, erlahmte. Was übrigblieb, war hilflose Maske. Die gewinnende Natürlichkeit seines Gegenübers, seine überlegene Haltung bot keine Angriffsfläche. Dieser gepanzerten Glätte hielt er nicht stand.

Pauls Stirn senkte sich. Ratlos suchte er das Dokument, dessen Tintenspritzer den stumpfen Ton von eingetrocknetem Blut angenommen hatten.

Irgendwo in der Ferne tönte der Ruf der Wache. Tritte marschierender Soldaten drangen herauf. Paul lauschte in die Nacht. Mit vorgebeugtem Kopf folgte er dem Geräusch verebbender Schritte. Die Ablösung kehrte in die Kaserne zurück.

Die Stille lastete drückender als zuvor. Der Graf wagte kaum zu atmen. Die Gewißheit, einer großen Gefahr entronnen zu sein, erfüllte ihn mit heißem verborgenen Triumph. Einer, der sich umstellt, sich seinem unversöhnlichsten Feind ausgeliefert wußte, konnte so nicht aussehen. Paßte solch verducktes Wesen zu einem, der sich seiner Haut wehrt? Notwehr stellt man sich anders vor. — Sein Blick streifte das Papier auf dem Tisch. Es war unmöglich, ein Wort davon zu erhaschen. Der Kaiser arbeitete? Etwas Amtliches konnte es nicht sein; das schrieben andere ihm vor. Mehr als Pauls Unterschrift hatte selbst er kaum gesehen.

Pahlen kombinierte, reihte Vermutung an Vermutung. Wog und



„Die Arbeit." Relief.

verwarf — kein Zweifel: das war sein ... Testament.

Er schrak heftig zusammen, da er sich beobachtet sah; spürte die furchtbare lautlose Sprache des Argwohns bis in den letzten Winkel seines unruhigen Herzens; wußte, daß jener jeden seiner Gedanken erraten hatte. Diese Augen hatten nichts Menschliches mehr: Wölfisches brach aus ihnen hervor. Und als ob sich der Zar der lähmenden Wirkung seines Katz-Maus-Spiels bewußt geworden wäre, fiel er den Gouverneur mit lauerndem Forschen an:

„Es wird gegen mich konspiriert. Sie sind davon unterrichtet. Das Netz der Verschwörer, trägt man mir zu, ist auch von solchen gesponnen, die mir — angeblich — nahestehen. Sie, Pahlen, wissen darum."

Er stieß die Worte mit brutalem Instinkt hervor. Klammerte sich aufs Geratewohl an eine Behauptung, die ihm Angst eingab.

Was wußte Paul von dem Manne, um dessen Schutz er warb!

Er rüttelte den Erstarrten an der Schulter.

„Mann! Sie schweigen! Sie verheimlichen mir etwas? Pahlen!"

So benommen war er von dem Ergebnis seiner List, daß er mit Feigheit va banque spielte.

„Sprechen Sie!" röchelte er. „Sagen Sie um Gottes willen, daß Sie sich nicht zu dem Komplott bekennen ... nichts ... nichts mit ihm zu tun haben ... wollen."

Der Graf hatte für Sekunden jegliche Gewalt über seine Zunge verloren. Der Kopf wirbelte ihm. Versuchte, sie, die tot und trocken am Gaumen klebte, zu bewegen. Würgende Ratlosigkeit saß ihm in der Kehle. Bis er, mit grenzenlosem ungläubigen Erstaunen, Pauls lügnerisches und angstblindes Scheinmanöver durchschaute. (Fortsetzung folgt.)

BESUCH BEI EINEM BILDHAUER: AUS DEM SCHAFFEN ERNST PAUL HINCKELDEYS (HERFORD I. W.)

SPAZIERGANG IN BUDAPEST.

VON MAX HAYEK, MIT ZEICHNUNGEN VON ADALBERT SIPOS.

Wenn von den schönsten Städten Europas die Rede ist, darf Budapest nicht vergessen werden, Ungarns Hauptstadt, die „Königin der Donau“. Der Strom führt seine braunen oder grauen Fluten in mächtiger Breite südwärts mitten durch die Metropole und teilt sie so in zwei Teile: in eine Altstadt (Buda oder Ofen genannt) und in eine Neustadt (Pest). Anders als Wien liegt Budapest „an der schönen, blauen Donau“ (die bekanntlich nur im Reflex eines sommerlich klaren Himmels blau zu erscheinen vermag). Ist die Donau in Wien Peripherie, so ist sie in Budapest Zentrum und schönster Reiz der Stadt. Und dieser Reiz wird noch erhöht durch ein paar Wunderwerke von Brücken, Kettenbrücken, die ihre grandiosen Bogen über den Strom werfen. Da ist die alte Széchényi-Brücke vom Jahre 1849, da die Margarethenbrücke von 1876 und da die jüngste ihrer Schwestern, die zauberhafte Elisabethbrücke von 1903. Städte, die von Strömen durchzogen werden, sind immer schön. Wasser und Brücken, nichts kann ein Stadtbild besser und reicher beleben! Was wäre Salzburg ohne die Salzach und die Staatsbrücke, was Prag ohne Moldau und Karlsbrücke, was Dresden ohne Elbe? Nun ist aber die Donau bei Budapest schöner und prächtiger als irgendwo — und vielleicht sind auch



Die schöne Hauptstadt Ungarns: Blick auf die beiderseits der Donau liegenden Stadtteile durch einen Bogen der Fischerbastei, eines Werkes des ungarischen Baukünstlers Friedrich Schulek auf dem Burgberg in Buda (Ofen).

Budapests Brücken in Europa ohnegleichen. Gelassen und heiter wälzt die Donau ihre unendlichen Wasser dahin, von lustigen „Propellern“ befahren (wie die kleinen Überquerungsdampfer in Budapest heißen) und von allerlei Frachtschiffen belebt. An den Ufern ist Tätigkeit. Korn wird verladen, Ware verschiedenster Art — der Lastträger schwitzt unter der Bürde der vollen Säcke; Schlepper sind immer stromauf- und -abwärts unterwegs. Der herrliche Strom also mit seinen Brücken ist Budapests schönste Schönheit. Er schafft den Kai, die Promenade längs der vornehmen Hotels und Cafés (Budapest ist eine Stadt der Kaffeehäuser), wo die Gesellschaft am schönen Tag im Korso lustwandelnd zu sehen ist.

Schlendere die Donau hinab, bis zur Margarethenbrücke hin und suche die Margaretheninsel auf, das grüne, anmutige Eiland, das der Strom, der es mit mächtigen Armen umschlossen hält, der Stadt zum Geschenk macht! Da sind die Sportplätze, hier siehst du Jung-Budapest beim Training. Der Tennisball kommt nicht zur Ruhe. Wohlgepflegte Wege, an Buschwerk vorüber, überreden dich zum Gang um die Insel — und nun landest du im Restaurant, in dem heute konzertiert wird und altösterreichische Militärmärsche erklingen. Du hast dich auf der Terrasse niedergelassen, die dir den Blick auf den Strom freigibt, der seine sonnenglänzenden Wasser an dir vorüberführt. Du siehst den Schiffen nach, die da kommen und schwinden, bewunderst die geschickten Manöver der Frachtschiffkolonnen, die ein „Bataillon kehrt!“ inmitten des Stromes ausführen, belustigst dich an den flinken „Propellern“, die ohne Unterlaß herüber- und hinübersteuern, und versöhnst dich allmählich mit Gott und Welt, ja, bist sogar bereit, mit Carlos zu sagen: „O Königin, das Leben ist



Links: Malerische Partie aus dem alten Ofen, dem früheren „Buda“.



Warenverladung an den Pester Donaukais.

doch schön!" (Gelegentlich!) Denn wenn es in Budapest ein Fleckchen gibt, wo sich angenehm träumen und sinnen läßt, dann ist es jene Terrasse auf der entzückenden Margaretheninsel. Unweit dieser Insel, die ein Kleinod der Stadt zu nennen ist, dehnt sich die interessante und baulich famos gelöste Fischerbastei, ein Meisterwerk ungarischer Architektur. Man muß sich dieser Tore und Türme in der Nähe erfreut haben, muß durch einen Bogen auf Pest und auf das Parlament hinüber und dem Lauf der Donau nachgesehen haben, der sich endlich, fern im Grau des Horizonts verliert. Unmittelbar neben dem Durchblick (unser Bild hält ihn fest) steht die alte Krönungskirche der ungarischen Könige und das imponierende Reiterdenkmal des Königs Stephan. Durch Ofens Hauptstraße, die Fö utca, führt der Weg abfallend wieder zur Elisabethbrücke und von dort zur Königsburg hinauf, die wie ein Adler mit breiten Schwingen die Stadt vom Burgberg herab beherrscht. Vor dem Hauptportal ragt wieder ein stolzes Reiterdenkmal: das des Prinzen Eugen, des Türkenbesiegers, mit den Emblemen seiner Taten. Auf gewundenen Gartenpfaden, durch die Anlagen vor der Burg, geht's nun zum Strom hinunter — ein Fährboot führt den Passagier für ein paar Fillér von einem Ufer ans andere — und nun ist man wieder auf volkreichem Pflaster, inmitten großstädtischen Tohuwabohus. Und da sind sie nun alle, die bekannten Straßen und Gassen und Plätze: der Ring, die Andrássy-Straße mit der Oper und dem Octogon, der Vörösmarty-Platz, der Freiheitsplatz (Szabadság Tér). Auf dem Freiheitsplatz stehen vier neue Standbilder, Denkzeichen nationaler Trauer. Es sind bedeutende Plastiken, Gruppendarstellungen, die den unverwindbaren Schmerz Ungarns um die entrissenen Gebiete versinnbildlichen sollen: Ost, West, Süd, Nord. Denn das stolze Ungarn mit seiner patriotischen Bevölkerung, es wurde durch den Friedensvertrag von Trianon nicht weniger als zweier Drittel seines Territoriums beraubt. Rumänien, Serbien, die Tschechoslowakei teilten sich in den Kriegsgewinn — und selbst Österreich bekam das Burgenland (ohne Hauptstadt). Nun sind in den Straßenbahnen Budapests Gebete zu lesen, Gebete an den gerechten Gott, der Ungarns Not wenden, der Ungarns Herrlichkeit wiederherstellen soll. Das ganze Volk trauert und wird trauern, ehe ihm nicht Gerechtigkeit widerfährt, und ehe seinen glühenden Wünschen nicht Genüge geleistet wird.



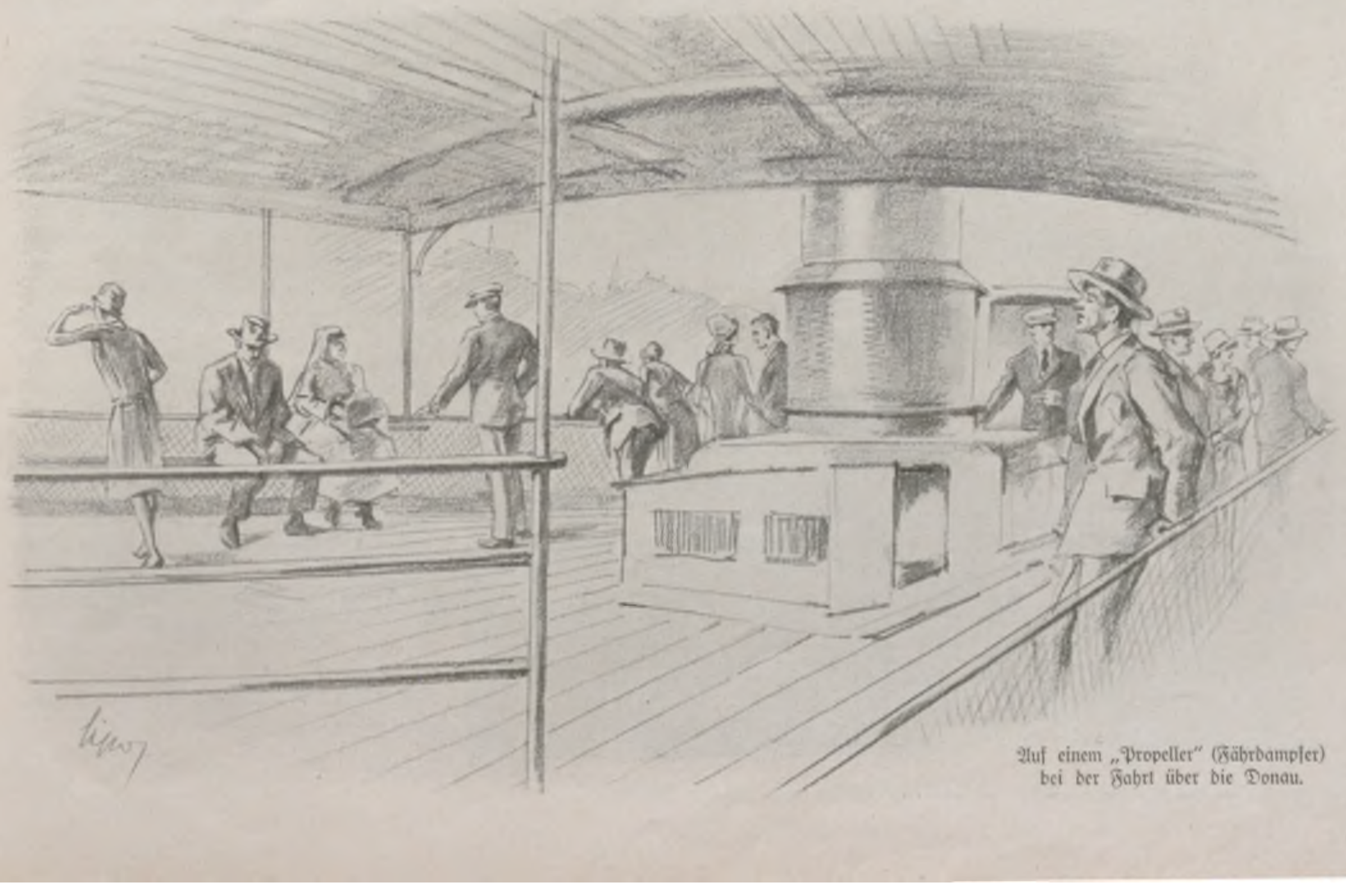
Der Treffpunkt der eleganten Welt Budapests: Korso längs der Donau an sonnigen Mittagen.



Spiele, Zigeuner, spiel' mir ein Lied! — Zigeunerkapelle in einem Budapester Kaffeehaus.

Die Galerie in der Akademie der bildenden Künste Budapests enthält viele Meisterwerke von Weltrang und eine reiche Kollektion ungarischer Künstler. Szinei und Munkacsy sind bedeutend vertreten, aber auch alte Italiener wie neuere Franzosen, Engländer und Deutsche fehlen nicht. Böcklins „Frühlingsabend" und „Kentaur in der Dorfschmiede", ein sehr schöner „Bismarck" von Lenbach hangen dort.

Im Café Spolarich, wo, wie im Café Neuyork, abends großer Betrieb ist, musizieren noch die Zigeuner. Zwischen den alten, schwermütigen Magyarenliedern versuchen sie auch mitunter einen schmissigen Jazz oder Shimmy zu spielen. Aber sie treffen's nicht sehr gut. Ihr Element ist das alte Volkslied, die Zigeunerweise, der Tschardasch. Da hört der Gast hingegeben das Herz einer Nation schlagen, das Herz eines stolzen, mutigen und kühnen Volkes, das einen Rákóczi, einen Kossuth, einen Andrássy hervorgebracht hat, und dessen Dichter der feurige Petöfi war.



Auf einem „Propeller" (Fährdampfer) bei der Fahrt über die Donau.

DELFTER FAYENCEN.

Von Prof. Hermann Schmitz. Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von A. Matzdorff, Berlin

Als die holländische Kunst in der Mitte des 17. Jahrhunderts, im Zeitalter Rembrandts und Ruisdaels, in ihrer höchsten Blüte stand, entwickelte sich auch das holländische Kunstgewerbe zu einer hohen und eigentümlichen Bedeutung. Unter den verschiedenen Gattungen des Kunsthandwerks in Holland, die sich damals entfalteten, steht die Delfter Fayence in erster Linie. Die Erzeugnisse der Fayencebäcker und -maler der holländischen Stadt Delft haben in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts internationalen Ruf gewonnen. Bis tief ins 18. Jahrhundert gehörten sie zu den am meisten geschätzten Erzeugnissen der Keramik. Auch in der Gegenwart hat der Name der Delfter Fayencen noch einen besonderen Klang. Die Neuzeit hat die Fayence-Industrie in Delft wieder zum Leben erweckt. Die namentlich in Blau gemalten Teller und Geschirre im Stile von „Alt-Delft", die in großer Zahl in den letzten Jahrzehnten aus den neueren Delfter Fabriken hervorgegangen sind, werden in Laienkreisen oft mit den alten Erzeugnissen der Delfter Fayencewerkstätten des 17. und 18. Jahrhunderts verwechselt, und es ist gar nicht leicht, dem Laien den Unterschied zwischen den neuen und den alten, natürlich viel wertvolleren Erzeugnissen klarzumachen.

Die alten Delfter Fayencen, die in der Mitte des 17. Jahrhunderts ihren großen Aufschwung nahmen, sind ausgezeichnet durch einen besonders schimmernden Glanz der Zinnglasur, die dadurch entsteht, daß die bemalte Fläche mit einem feinen Glaspulver bestreut wird, das, im Brande schmelzend, die Malerei mit einem glänzenden Firnis überzieht. Der Scherben der Delfter Fayencen ist gelblich, und charakteristisch ist, daß er bei vielen Stücken durch die Glasur in kleinen Pünktchen durchscheint. In der Mitte des 17. Jahrhunderts, in der ersten Blüteepoche von Delft, herrscht die Blaumalerei vor. Die Darstellungen sind damals größtenteils dem holländischen Volksleben entnommen, wie die abgebildete Platte in Blau mit einer Soldatenszene verdeutlicht. Neben dem Soldaten- und Bauernleben spielte die Darstellung des Lebens der Schiffer und der Fischer eine große Rolle. In der Dekoration gewann im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts die Blumenmalerei und selbst das figürliche Element der chinesischen Porzellane, die in großen Mengen importiert wurden, starken Einfluß. Neben der Blaumalerei kam jetzt eine Reihe anderer Scharffeuerfarben auf: Eisenrot, Manganviolett, Olivgrün und Gelb. Nicht nur die Päonien-, Kirschblüten und -ranken der chinesischen Porzellane in der Malerei, sondern auch die Formen der Gefäße, namentlich Deckelvasen und Flötenvasen, sind den chinesischen Porzellangeschirren nachgebildet worden. Unter den Gefäßen sind als charakteristische Formen für die damalige gesellschaftliche Kultur Hollands hervorzuheben Tulpenvasen, mit einer Anzahl von Tüllen, Teebüchsen, Tabakbüchsen, Butterdosen, diese häufig in Form von sitzenden Tieren und Vögeln, und Rauchervasen. Seltener, von den Sammlern vorzüglich geschätzt, sind plastische Gruppen in Delfter Fayence, neben den sitzenden Vögeln in erster Linie Pferde und Kühe, oft mit farbigen Blumen bemalt, dann auch Bauern- und Fischerfiguren, stellenweise als Trinkgefäße, und selbst antike Gottheiten. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts verfeinerte sich die Blaumalerei, und auch die bunte Malerei wurde zarter in den Tönen durch Anwendung der Muffelfarben, gewiß angeregt durch das Vorbild der Porzellanmalerei. Aber die kraftvolle Malerei der älteren Epoche wird von den Sammlern mit Recht bevorzugt. Man kann sagen, daß die Blütezeit der Delfter Fayencen zugleich mit der Epoche des Barockstils vorüber ist. Das Porzellan hat ihnen im Rokokozeitalter den Rang abgelaufen.







Fünftülliger Tulpenständer. — Links im Oval: Teebüchse (Nachahmung deutschen Porzellans). — Rechts im Oval: Vexierkanne in Scharffeuermalerei.



Tabakbüchse mit Muffelfarbenmalerei.



Liegendes Pferd. Sparbüchse in Scharffeuermalerei.



Soldaten vor der Schenke. Blaumalerei-Bildplatte von Abraham de Kooge, 1658.



Überfall. Radierung von Friedrich Ritschel.

Wissen und Leben

Der Schillerpreis. (Zu den nebenstehenden Porträten.) Schon seit fast zwei Jahren war es spürbar, daß das Kulturgewissen in Deutschland inmitten des uns umgebenden Kulturverfalls und der technisch-sportlich-zivilisatorischen Massenpsychose wiedererwacht ist. Der Gründung des Deutschen Museums und der Deutschen Akademie folgte die Gründung der Dichter-Akademie in Berlin, die die Dichter endlich auch vor dem Staat ebenbürtig neben die bildenden Künstler und Musiker stellte und ihnen die Möglichkeit zu repräsentativer Wirkung im Staatsleben gab. Es war nur eine logische Folge, daß nun auch der zum Andenken Schillers am 9. November 1859 vom preußischen Staat gegründete Schillerpreis wieder zum Leben erwachte. Er hatte von 1859 bis 1908, also fast fünfzig Jahre hindurch, den Werken und Persönlichkeiten Hebbels, Heyses, Otto Ludwigs, Albert Lindners, Wildenbruchs, Wilbrandts, Anzengrubers, Fontanes, Klaus Groths, Schönherrs, Ernst Hardts u. a. Hilfe, Ansehen, Ehrung gebracht. Früher wurde der Preis alle drei Jahre für das beste deutsche Drama, das während der letzten drei Jahre erschienen war, zuerkannt. Seit der Statutenänderung vom 10. November 1901 war der Preis alle sechs Jahre für das während der letzten zwölf Jahre erschienene beste Drama von neun, gegen bisher sieben, Preisrichtern zu verteilen. Die jetzige Preisverteilung erfolgt nach den Statuten vom 18. Mai 1920 durch sieben Preisrichter, ohne Beschränkung auf ein Drama oder einen Erscheinungstermin. Der Schillerpreis wurde seit der Zuerkennung an Ernst Hardt, die noch der Kaiser vornahm, nicht mehr verteilt. Im Jahre 1914 verbot der Krieg die festliche Tat. Im Jahre 1920 waren Goering für seine „Seeschlacht", Hermann Burte für seinen „Katte" und Fritz v. Unruh für sein Gesamtwerk als Preisträger ausersehen; falls der Preis nicht dreigeteilt werden sollte, war Unruh als alleiniger Preisempfänger vorgeschlagen; aber der Kultusminister Boelitz konnte sich mit diesem Vorschlag nicht einverstanden erklären, und so verkroch sich der Preis in die Akten ... Jetzt ist er durch den Willen des Kultusministers Becker und durch die Macht der Dichter-Akademie endlich wieder verteilt worden. Keine hohe Summe, 5000 Mark, aber die angesehenste Dichterpreiskrönung, die wir kennen. Der Präsident der Dichter-Akademie, Wilhelm v. Scholz, konnte hier mit den anderen Preisrichtern, Ludwig Fulda, Gerhart Hauptmann, Friedrich Kayßler, Heinrich Lilienfein, Walter v. Molo und Julius Petersen, seinen Wunsch, das Gesamtwerk und die Gesamtpersönlichkeit zu krönen, erfüllt sehen: am 9. November erhielten Hermann Burte, Fritz v. Unruh und Franz Werfel den Schillerpreis 1927. Wir haben allen Grund, uns über diese Preisverteilung herzlich zu freuen. Denn der Preis krönt Dichter, die noch mitten im Schaffen stehen: Hermann Burte, dessen bürgerlicher Name Strübe ist, und der aus einer alemannischen Bauernfamilie in Lörrach, gegenüber von Basel, wo er auch lebt, stammt, ist heute fast 49 Jahre alt, Fritz v. Unruh, aus altadliger, in Hessen gebürtiger Familie — seine Mutter lebt dort heute noch auf einem Gute — ist 42 Jahre, und Franz Werfel wurde 1890 in Prag geboren. Der Preis befeuert also hier auch das kommende Werk und ist nicht nur ehrender Abschluß einer zum Alter gekommenen Lebensarbeit. Die Gegenwart ehrt und bejaht sich hier. Das ist um so höher einzuschätzen, als der heute etwa vierzigjährige Dichter es äußerst schwer hat, zum Erfolg zu kommen, weil das Publikum, die Theater, die Buchhändler noch zu sehr an den schon vor dem Kriege klangvollen Namen, deren Träger heute die Sechzig, ja, oft sogar die Siebzig überschritten haben, festhalten. Wäre es anders, so würden zum Beispiel Hermann Burtes Dramen längst auf allen deutschen Bühnen heimisch sein, da sie es nach Gehalt und Form als Ausdruck des ewigen Deutschtums längst verdienen. Richard Dehmel war es, der 1912 bereits die Aufmerksamkeit auf den Dichter anläßlich des Kleistpreises für den Roman „Wiltfeber" lenkte. Burte ist ganz Gestalter der Persönlichkeitsbewußtheit und Gottverbundenheit im wesenhaft deutschen Sinn. Führer und Volk, Königtum und Volkstum ist sein Thema, volkhaft aristokratisch sein Wesen. Das beweisen schon seine ersten Einakter „Der kranke König" von 1907, dann wieder 1910 die herrlichen Sonette „Patricia", die aus der Liebe zu einer englischen Aristokratin wuchsen. Die Geschichte eines Heimatsuchers ist auch der Roman „Wiltfeber, der ewige Deutsche", der in der Seele der heutigen Jugend seit 15 Jahren lebt: hier fand deutsche Geistigkeit, die die Heimat liebt, die die Sinne und Gott bejaht, eine prachtvolle männliche Form. Schicksalgesinnung ist hier lebendig und wirkt sich fortan aus in einer Reihe von Dramen, dem „Herzog Utz", der das Fürstenwesen im Positiven, dem „Katte", der die Staatsidee mit dem Herrschertum im Opfer veranschaulicht, dem „Simson", der das Leiden vergeistigt, und im modernen „Letzten Zeugen". Vor Jahresfrist trat noch das oratorenhafte Werk „Apollon und Kassandra" hinzu: bejubelt von den Alemannen bei der Uraufführung in Freiburg i. Br. Denn die Alemannen wissen, daß sie an Burte, den sie schon vor Jahren durch den Ehrendoktor ihrer Heimatuniversität feierten, einen großen Dichter haben. In den Sonetten „Die Flügelspielerin", vor allem aber in den alemannischen Gedichten „Madlee" sammelte sich die lyrische Urkraft in einzigartiger Sprachfülle und Gesichtskraft. Burtes wachsendes Werk wird dem Dichter eines Tages die Liebe des ganzen Volkes zutragen. — Nicht anders wird es bei Fritz v. Unruh sein, während Franz Werfel heute schon den breiten Publikumserfolg sein eigen nennen kann. Unruh, als Sproß eines uradligen Geschlechts und späterer Offizier in alten Traditionen aufgewachsen, ging einen innerlich wie äußerlich schweren Weg bis zu seinen freieren Anschauungen vom Menschentum. Im Erstlingsdrama „Offiziere" (1912) bekannte er den Zweifel: über den äußeren Pflichtbegriff, über den Gehorsam gegen die Stimme in seiner Brust, gegen den Dämon, gegen das Mysterium. Auch der „Louis Ferdinand, Prinz von Preußen" (1913) brachte nicht die volle Entscheidung, die doch schon emporwuchs. Der Krieg brachte sie: das Gedicht „Vor der Entscheidung" (vom Oktober 1914) enthüllte die Wandlung: das Bekenntnis zum Mythos. Der Krieg umarmt dann den Ulanenoffizier: das Prosawerk „Opfergang" erzählt, wie der Preußendichter zum Anwalt des Friedens wird; die Hölle von Verdun überzeugte. Nun klärt sich das seelische Leben in der Tragödie „Ein Geschlecht": die Mutter als Sinn des Seins. Dem Götzen Krieg und jeder Gewalt wirft sich 1920 das Drama „Platz" entgegen, wie den Gefängnissen des Blutes das 1922 veröffentlichte, schon früher konzipierte Schauspiel „Stürme". Mit großartigen „Reden", mit dem Buch der Reise nach Frankreich und England „Flügel der Nike" fand die erste Epoche der Wandlung Unruhs ihren Abschluß. Heute steht er, ganz männliches Pathos, mitten im neuen Aufstieg, den der vorjährige „Bonaparte" ahnen läßt: von Unruhs Werk wird Deutschlands geistiges Antlitz künftig mitbestimmt. — Ob auch von Franz Werfels Werk? Wir wissen es nicht. Die Gegenwart nahm es voll auf. Werfel begann von der neuen Religiosität her: lyrisch im „Weltfreund" (1911) und „Wir sind" (1913) und aufsteigend über die Auseinandersetzung mit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zur Gottesliebe von „Einander" (1915), zum „Gerichtstag" (1919) über sich selbst. Leben und Dichtung als Kontrast führen ihn zum Drama: über eine schöne Verdeutschung der „Troerinnen" des Euripides zu den Erlösungsdramen des „Spiegelmenschen", zum reinen Liebesbekenntnis. Nebenher geht die Prosaentwicklung der Novellette „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig", auch hier Magie des Schicksals, gefangen in der Musik als Wesen; darum der „Verdi"-Roman von 1924. Der Weg zum Realen wird in den neuen Dramen „Juarez und Maximilian" sowie „Paulus unter den Juden" gefunden. Es ist ein magischer Realismus, das Sein des seelischen Menschen, der nichts weiter als dies sein will.

Hanns Martin Elster.



Fritz v. Unruh.



Franz Werfel.



Hermann Burte.

Die Preisträger des Schillerpreises 1927.



Die dichtbehängte Wand, das Charakteristikum der Gemäldeausstellungen früherer Zeiten: In der Ausstellungshalle der Royal Academy zu London im Jahre 1787. Kupferstich von P. A. Martini nach einer Zeichnung von Johann Heinrich Ramberg.

Der junge Maler Karl Walther. (Zu den auf Seite 777 wiedergegebenen Gemälden.) Unter den jüngeren Leipziger Malern hat sich im letzten Jahre der heute erst zweiundzwanzigjährige Karl Walther mit überraschender Energie in den Vordergrund geschoben. Im Herbst 1926 erschien er zuerst mit einer größeren Kollektion von Aquarellen und Ölbildern in dem Leipziger Kunstsalon Barchfeld, dessen Besitzer und Leiter für solche Förderung verdienende, verheißungsvolle Talente stets einen besonderen Spürsinn bewiesen hat. Diese Ausstellung lenkte alsbald die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf den jungen Leipziger Maler, der sich hier als impressionistischer Landschafter von starker persönlicher Eigenart und reizvoll pointierter Technik offenbarte. Man sah in eine Entwicklung von

(Fortsetzung auf S. 794.)


WIERTZ
Kaloderma Seife
F. WOLFF & SOHN
KARLSRUHE
KALODERMA
TOILETTE-SEIFE
von den Guten
die Beste
F. WOLFF & SOHN

erstaunlicher Schnelligkeit und Eigenwilligkeit hinein. Denn Barchfeld stellte damals neben den reifen letzten Malereien Walthers eine ganze Anzahl von Aquarellen aus, die bis in die Kinderzeit des jungen Künstlers zurückgingen. Und schon aus diesen Kinderblättern, die sich übrigens fast ausnahmslos mit landschaftlichen Vorwürfen befaßten, sprach eine so naive Sicherheit der Auffassung und Wiedergabe des Geschauten, ein so natürliches Gefühl für das Entscheidende des Blickpunktes, das Charakteristische des landschaftlichen Aufbaues, daß die künstlerische Berufung des ganz aus eigenem Impuls, ohne jede Anleitung schaffenden Knaben mit Händen zu greifen war. Wie sich der Sohn eines Gastwirts in dem Leipziger Vorort Ötzsch innerhalb weniger Jahre, kaum gestützt auf ein halbjähriges Studium an der Leipziger Akademie, aus eigensten inneren Kräften heraus weiterentwickelt hat, das ist wirklich staunenswert. Seine Öllandschaften aus Leipzigs Umgebung zeigten in jener Ausstellung — der auch unsere Bilder entstammen — eine ungeschminkte Kraft impressionistischer Darstellung, wie man ihr in unseren Ausstellungen kaum mehr zu begegnen pflegte. Hier war der Natureindruck mit einer ganz ungewöhnlichen Ehrlichkeit, Energie, Frische, Elastizität wiedergegeben. Dazu gesellte sich eine Keckheit und Rasse der Pinselführung, die in ihrer spritzigen Nervosität an sehr berühmte Franzosen erinnerte. Der Eindruck bei Presse und Publikum war entsprechend stark. Inzwischen hat nun Walther den Weg nach Berlin gefunden und hier mit einer Ausstellung seiner Landschaften (bei Victor Hartberg) einen weiteren großen Erfolg errungen, der für seine Laufbahn entscheidend werden dürfte. Seine Bilder aus neuester Zeit entfalten bei allem Schmiß der Pinselführung ein tieferes und feineres Leben farbiger Tonalität, so daß man wiederum Fortschritte konstatieren kann, die den Reichtum dieses neuen Leipziger Talents in helles Licht stellen. Dr. E. D.

Junge Füchse vor der Kamera. (Hierzu die nebenstehenden Abbildungen.) Für den Tierphotographen ist die Familie Reineke immer ein dankbares Objekt gewesen, jedoch dankbar nur in dem Betracht, daß gute Aufnahmen von Füchsen stets großes Interesse finden. Geben wir es aber ruhig zu: Das rege Interesse an diesen Schlaubergern wurzelt zu einem großen Teil in dem Gefühl, das man Schadenfreude zu nennen pflegt, gegen den, der die Überlegenheit dieser Räuber an sich auskosten mußte. Es ist eben eine alte Weltweisheit, daß man für den Spott nicht mehr zu sorgen braucht, wenn man Schaden erlitten hat. Und an dieser Erkenntnis scheiterte der Plan vieler Berufener, die da ausgingen, Füchse zu photographieren, und bald merkten, daß sie nicht die Auserwählten seien, denen gute Aufnahmen von den Reinekes vorbehalten waren. — Man kann die List des Fuchses nur durch ebenso große oder noch ausgefeimtere List übertrumpfen; wem das gelingt, der hat das Schlimmste überstanden. Das Photographieren der Jungfüchse an und für sich ist äußerst leicht, man muß nur Geduld und nochmals Geduld haben. Sobald man sich bei Familie Reineke als „alter Bekannter" eingeführt hat, legen die Kleinen jede Scheu, aber auch jede Etikette ab und benehmen sich gerade so, wie sich nur eine Horde ausgelassener, lustiger Kinder gebärden kann. Darum heißt es auch: ruhig Blut und Platten sparen, denn schnell ist der Vorrat verbraucht, und wenn ein immer noch interessanterer Augenblick kommt, sitzt man dann machtlos da und ärgert sich über das voreilige Arbeiten. Früh, ehe die Sonne den Horizont erklettert hat, muß man schon in seinem Versteck vor Malepartus sitzen und darf es nicht eher verlassen, als bis die Luft wieder rein ist; denn hat erst einmal die Fähe Verdacht geschöpft, so ist es vorbei, und wenn man das nächste Mal wieder am Bau sitzt, wird man allmählich merken, daß dort nichts mehr drin ist. Über Nacht nimmt die Alte ihre sieben Jungen und wandert aus nach einem anderen, weit entlegenen Bau, den sie sich schon für solche Fälle zurechtgemacht hat. Und dann ist es vorbei mit der Kunst. Frau Reineke fällt ein zweites Mal nicht so leicht wieder herein. Sollte man doch noch das Glück haben, den zweiten Bau auszukundschaften, so kann man sicher sein, daß er schon die nächste Nacht wieder geräumt wird. Darum muß man mit aller Vorsicht ans Werk gehen und sich durch nichts am Bau verraten. Die kleine Überwindung, ruhig sitzen zu bleiben, wird ja überreichlich durch gute Aufnahmen belohnt. Gebratene Tauben fliegen einem nirgends in den Mund, am allerwenigsten bei der Tierphotographie; wer sich aber beherrschen kann und mit Ruhe und Überlegung ans Werk geht, der wird auch schließlich zum Ziele kommen. Lehrreich, fesselnd und amüsant ist die photographische Beschäftigung mit den schlauen Füchsen, denn stets wird man neue und unerwartete Beobachtungen bei ihnen ernten. Hans Stephainsky.









Im Kreis: Ausgewachsener Fuchs, vor dem Verlassen des Baues sichernd. — Oben links: Auf den ersten Schleichpfaden vom Kameramann ertappt. — Oben rechts: Schleichender Jungfuchs. — Unten: Ruhe vorm Tollen: Jungfüchse im Hauptloch und in der Nebenröhre des Baues. Im nächsten Augenblick schon können die Kleinen in ausgelassener Jagd von einer Röhre in die andere sich belustigen.

Jagd mit der Kamera auf Jungfüchse.

Naturaufnahmen von Hans Stephainsky-Tillowitz.

China auf dem Wasser. (Hierzu die Bildertafel „Chinesisches Flußleben" auf S. 781). China hat wenige Schienenwege, und Straßen in unserem Sinne wurden erst in den letzten zwanzig Jahren zwischen einigen großen Verkehrszentren geschaffen. Noch immer schiebt der chinesische Kuli (kiu-li = rohe Kraft) ungeheuere Lasten durch weite Ebenen, über Berge und Täler, wie seine Vorfahren vor mehreren tausend Jahren. Der größte Teil des Verkehrs spielt sich jedoch auf dem Wasser ab. China verfügt über ein großartiges Fluß- und Kanalnetz. Das Strom- und Wirtschaftsgebiet des Pai-ho im Norden des Landes umfaßt rund 500000 qkm mit 75 Millionen Menschen; das des Jangtsekiang mit seiner gewaltigen Länge (5100 km) und seinen vielen Nebenflüssen 1750000 qkm mit 180 Millionen Menschen und das des Westflusses (Hsikiang) weit im Süden des Reiches umfaßt immer noch 500000 qkm mit 50 Millionen Menschen. Der andere gewaltige Strom Chinas, der Huang-ho, hat gegenüber den aufgeführten Wasseradern nur untergeordnete Bedeutung als Verkehrsstraße; er ist versandet und bloß teilweise schiffbar. Die Chinesen haben den großen Wert der Wasserwege schon früh erkannt, und noch heute singt man von den sagenhaften ersten Kaisern Chinas, die vor fast 5000 Jahren gelebt haben sollen, Yao, Schun und Wu, weil sie Flüsse regulierten und Kanäle bauten. Es ist selbstverständlich, daß die vielen schiffbaren und fischreichen Flüsse einem ansehnlichen Teil des Volkes der Mitte Arbeit und Brot geben. Zehntausende von Booten, Kähnen, mehrstöckigen Dschunken, größeren und kleineren Dampfern beleben die Ströme Chinas. Tausende von Fischerfamilien besitzen nichts als ihr Boot, kein Stück Feld und kein Haus. Im kleinen Kahn wird der Fischer geboren, hier verbringt er seine Kindheit, hier lebt und stirbt er. In Kanton und auch in anderen großen Hafenstädten liegen unzählige Fahrzeuge jahraus, jahrein an derselben Stelle, ersetzen den Ärmsten der Armen Haus und Hof, Feld und Garten und schaffen Platz in den engen Gassen der Hafenviertel. Beide Ufer der Flußarme und Kanäle sind an manchen Stellen so dicht mit vielen Reihen von Fahrzeugen aller Art besetzt, daß nur noch eine schmale Fahrrinne in der Mitte verbleibt. Schwankende Stege führen von Bord zu Bord und zum Ufer hinüber. Dort haben die Fischaufkäufer und Spediteure ihre Niederlassungen, kaufen den reichen Segen des Stromes auf, empfangen und versenden die Erzeugnisse ferner Landschaften und fremder Erdteile. Weit draußen, in der Mitte des Stromes, bläht der Wind die braunen Bastsegel einer hochbordigen Dschunke. Schwarz und weiß leuchten die Zeichen für „Yin" und „Yang", für das männliche und weibliche Prinzip, für den Dualismus in Natur und Leben, wie zwei Augen zu beiden Seiten des Buges auf. Der Rudergast lehnt lässig am Steuer und singt in hohen Fisteltönen ein Lied von Li Tai-po, dem großen Dichter, der den Mond im Wasser greifen wollte und dabei in den Wellen sein Grab fand. Das Beiboot folgt dem kurzrumpfigen Fahrzeug und erinnert an das starke Flußpferd mit seinem Jungen. Hoch oben am Mast flattert lustig ein langer schmaler Wimpel in grellem Rot, der Farbe des Glückes. — Nur vom Heckruder wie durch die Schwanzflosse des Weißfisches bewegt, schießen flink und klein engbrüstige San-pans (Drei-Bretter-Boote) über die lehmigen Fluten, und das leichte Sonnendach aus Wind und Nässe durchlassender Matte leuchtet weithin über die glatte Fläche. Wenig nur braucht er für sich und die Seinen, der Fischer und Schiffer, der Händler in Lebensmitteln und Lumpen, und das beut ihm der Fluß und seine Bewohner. Nicht leicht verdient er seinen Unterhalt; er muß sich

(Fortsetzung auf Seite 796.)





Runzeln - entstellende Falten?

Übersehen Sie nicht dieses Warnungszeichen erschlaffter Hautgefäße, denn Runzeln sind auf ungenügende Ernährung der Hautgewebe zurückzuführen.

Wachen Sie über Ihren Teint! Die heutige Wissenschaft gibt Ihnen Mittel zur Erhaltung einer straffen, jugendfrischen Haut.

Lassen Sie sich aber nicht etwa durch schöne Verpackung minderwertiger Präparate blenden. Wählen Sie nur ein erprobtes Hautpflegemittel.

Creme Mouson, hergestellt auf Grund 130jähriger Erfahrung in der Kosmetik, vereinigt höchste Wirksamkeit mit der Annehmlichkeit unbegrenzter Anwendungsmöglichkeit.

Creme Mouson dringt infolge ihrer überaus feinen Verarbeitung unsichtbar in die Haut ein, gewährleistet ihre gründliche und naturgemäße Ernährung und verleiht dem Teint gleichzeitig ein vornehmes, mattes Aussehen.

In Tuben:
M –.50, –.75, 1.–
In Dosen:
M –.90, 1.–, 1.50, 1.60
Verwenden Sie auch
Creme Mouson-Seife M –.70

CREME MOUSON

mühen wie der Bauer und Karrenkuli, und oft beendet ein Fehltritt oder ein Stoß des Nebenbuhlers und Konkurrenten vorzeitig sein Leben. Stark und kühn, in Wind und Wetter auf zerbrechlichem Schiff, ist der Sohn des Flusses aber auch leicht bereit, auf minder beschwerliche Weise seinen Unterhalt zu suchen, durch Raub und Mord! Als harmloser Fahrgast betritt er mit Gleichgesinnten selbst unter europäischer Führung stehende Küstenklepper, und auf hoher See erschallt plötzlich sein Ruf: „Hände hoch! Her mit dem Geld! Wer sich wehrt, ist des Todes!“ Die überraschte Mannschaft muß den Bug zur Küste lenken, die Herren Piraten steigen aus und wünschen „Glückliche Fahrt“. Wilhelm Carl.

Schattenspiele und Tanzkunst auf Java. (Hierzu die farbige Bildertafel auf S. 784.) Das Schattenspiel der Javanen (Wajang Purwa oder Wajang Kulit) hat seinen Ursprung in schamanistischen Zeremonien primitivster Form. Lange bevor die Hindus nach Java kamen, also vor mehr als zweitausend Jahren, nahm der schamanistische Priester Palmblätter, aus denen er Figuren schnitzte, die er mit Hilfe einer Ampel als Schatten auf ein weißes Tuch warf. Selbst im Zustand von Trance, stellte er die Verbindung her zwischen anwesenden und abgestorbenen Personen. Die Hindus ließen dann ihre phantastischen Legenden des Mahabharata und Ramajana vermittels Puppen, die aus Leder geschnitzt waren, vorführen. Nach und nach wurde diese Form des Schattenspiels so kunstvoll ausgearbeitet, daß gegenwärtig bis zu vierhundert wundervoll geschnitzte Lederfiguren verwendet werden. Die Javanen, die streng an der Überlieferung festhalten, lassen bei besonderen Festlichkeiten auch solch eine Legende im Schattenspiel vorführen, und zwar muß die Aufführung immer von Sonnenuntergang bis zu Sonnenaufgang, ohne Unterbrechung, erfolgen. Das Gamelan-Orchester spielt die ganze Nacht hindurch improvisierte Melodien, und der Dalang spricht ununterbrochen zur Aufführung. — Die Tanzkunst wird an den Fürstenhöfen Mitteljavas heute noch in einer Weise gepflegt, daß es wohl zu den höchsten Genüssen asiatischer Kunst gehört, einen Festabend in einem der Paläste zu Djokjakarta oder Surakarta mitmachen zu dürfen. Am Hofe des Susuhunnans Paku Buwono X. von Surakarta und des Sultans Homengku Buwono VIII. von Djokjakarta werden bei besonderen Festlichkeiten, wie zum Geburtstag der Königin der Niederlande, des Fürsten oder bei Empfang hoher Gäste, die berühmten Serimpi- oder Bedojo-Tänze aufgeführt. Die ersteren werden von vier, die letzteren von neun Mädchen dargestellt. Die Serimpis sind nicht ausschließlich Prinzessinnen, sondern auch Mädchen niederer Abkunft, die aber dann schon von ihrem fünften Lebensjahr an im Palast eine sehr strenge Schule durchmachen. Es handelt sich hier nicht um Tänze nach unseren Begriffen, sondern um rein expressionistische Darstellungen einer Legende aus dem Mahabharata oder Ramajana der Hindus, Darstellungen, die für den Nichteingeweihten geradezu unverständlich sind. Die Art und Weise der Aufführung, das ungemein Feierliche, die beispiellose Grazie der Mädchen, der herrliche Klang der Instrumente, des wundervollen Gamelan-Orchesters, die geschmackvollen, kostbaren Kostüme, all das macht einen unvergleichlichen Eindruck auf die Anwesenden. Diese Tänze an den Fürstenhöfen werden heilig gehalten, denn man lebt in der Überzeugung, es handle sich um eine Fortsetzung der Tänze von Priesterinnen der Shiwatempel, und es gilt daher als die denkbar höchste Ehrung eines Gastes, wenn dergleichen Tänze vorgeführt werden. Auch Fürst Mangku Negoro läßt sich in bewundernswerter Weise die Pflege javanischer Kunst angelegen sein. An seinem Hofe kommen aber keine Serimpi- oder Bedojotänze zur Aufführung, wie an den Festabenden in den Palästen des Susuhunnans von Surakarta oder des Sultans von Djokjakarta, sondern bei ihm treten die „Langendrijans“ auf, die nach unserer Auffassung „Opernsängerinnen“ genannt werden müßten. Sie singen und tanzen und spielen in vollendeter Grazie und Kunst, sowohl in Männer- als auch in Frauenrollen. Tassilo Adam.

Die Wiederkehr des Gleichen. Die neueste Entwicklung der Technik der ganz kurzen Wellen hat jetzt zu einem merkwürdigen Ergebnis geführt: man ist von der heute fast ausschließlich zur Schwingungserzeugung dienenden Elektronenröhre abgegangen und wieder zu der Methode zurückgekehrt, mit der Heinrich Hertz bei seinen berühmten Versuchen die ersten elektrischen Wellen erzeugte, nämlich zu der schon tot geglaubten Funkenstrecke. Wenn man auch modernere Mittel benutzt und vor allem eine weit größere Zahl von Funken in der Zeiteinheit angewandt hat, als es Heinrich Hertz möglich war, so ist doch die Tatsache der Wiederkehr der Funkenstrecke, der die Funktechnik und der Rundfunk den Namen verdanken, dadurch nicht beeinträchtigt. Sie lehrt eindringlich, wie wichtig es für den Forscher ist, auch die Geschichte seiner Wissenschaft zu kennen, die ihm noch manche Waffe zu bieten vermag. Die erwähnte Verwendung der Funkenstrecke bezieht sich auf Wellen in der Länge von 20 cm bis 1 m. Eine technische Verwendung finden solche Wellen vorläufig nicht, weil es noch nicht gelungen ist, für sie brauchbare Empfänger zu konstruieren; sie haben gegenwärtig vor allem physikalisches Interesse. Es ist aber zu erwarten, daß sie in der Medizin Nutzen bringen, und man wird wahrscheinlich bald Näheres darüber hören. Die Verwendung der Funkenstrecke an Stelle der Röhre hatte vor allem den Zweck, die Schwingungsenergie zu steigern. Mit der Röhre allein kam man nicht über einen Bruchteil eines Watts hinaus, die modernisierte Funkenstrecke dagegen ließ Energien bis zu 70 Watt erreichen. Will man in der Nachrichtentechnik größere Reichweiten sicher erzielen, ist eine gewisse Energie Voraussetzung. Freilich liegen auch Gegenbeispiele vor, doch darf man sich nicht verleiten lassen, daraus allgemeine Schlüsse zu ziehen. So hatte z. B. bei der Physikertagung im September d. J. in Kissingen die Luftfahrtversuchsanstalt in Adlershof ein Flugzeug entsandt, das in dauernder funktelegraphischer Verbindung mit Adlershof auf Welle 45 m stand. Zur Schwingungserzeugung diente lediglich eine kleine Empfängerröhre, so daß die Schwingungsenergie höchstens einige Watt betrug. Trotzdem, und obwohl die ganze Antenne nur aus einem über die beiden Flügel gespannten Draht bestand, wurde noch in Kissingen einwandfreier Lautsprecherempfang erzielt mit einem Empfänger, den lediglich ein Audion mit drei Stufen widerstandsgekoppelter Niederfrequenzverstärkung bildete. Im Vergleich zu unseren Rundfunksendern, die mit Antennenenergien von 4 bis 25 Kilowatt arbeiten, und zu deren Empfang man vor dem Audion mehrere Stufen Hochfrequenzverstärkung haben muß, wenn man einwandfreien Fernempfang erzielen will, ist diese Einrichtung äußerst einfach und billig. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die künftige Entwicklung dahin gehen wird, den Rundfunk auf solch kurze Wellen zu verlegen. Dafür spricht schon der Umstand, daß man hierbei bei weitem mehr Sender unterbringen kann als gegenwärtig. Allein zwischen 10 und 20 m hätten zehnmal so viele Sender Platz, wie es augenblicklich in Europa gibt, wenn man den gegenwärtigen Abstand beibehalten wollte. Verdoppelt man ihn, was sehr zu wünschen ist, so hätten immer noch 500 Sender Platz. — Vorläufig sind allerdings die Ausbreitungsverhältnisse der kurzen Wellen noch etwas ungeklärt. Es galt bisher als feststehende Tatsache, daß die Kurzwellensender von einer Zone des Schweigens umgeben und erst in etwa 1000 km Abstand wieder vernehmbar seien. Das erwähnte Flugzeug hatte indessen ununterbrochen Verbindung mit Adlershof, von einer Zone des Schweigens ist nichts bemerkt worden. Weiter ist es noch nicht klar, welchen Einfluß Tag und Nacht auf die kurzen Wellen haben. Bei den normalen Wellen ist bekanntlich die Reichweite bei Nacht ein Vielfaches von der bei Tage. Bei Kurzwellen scheint es gerade umgekehrt zu sein. Wer sich mit Kurzwellenforschungen beschäftigt, der bemerkt bei Tage vor allem eine Unzahl von Oberwellen der europäischen und auch der amerikanischen Rundfunksender. Bei Nacht aber verschwinden sie fast alle. Nun werden aber die wichtigsten Stunden für den Rundfunk immer die Abendstunden

bleiben; wenn man daher den Rundfunk auf die kurzen Wellen verlegen will, so muß man sicherzustellen vermögen, daß sie auch auf größere Entfernung stets empfangen werden können. Es scheint, daß dazu die Form der Sende- und Empfangsantenne wesentlich beitragen kann. Endlich sind die Fadingerscheinungen noch wenig studiert. Im Gegensatz zu den Rundfunkwellen, die nur eine Art von Fading kennen, gegen die es freilich keinerlei Hilfsmittel gibt, hat man bei den kurzen Wellen drei Arten Fading gefunden. Aber, und das ist der wesentliche Unterschied, hier scheint eine zweckmäßige Form der Antenne diese üblen Störungen fast vollkommen zu beseitigen. Das letzte Wort in dieser Frage ist indessen noch nicht gesprochen. Bekanntlich wurde ja schon einmal durch Königswusterhausen auf Welle 100 m Rundfunk gegeben; leider sind die Versuche gegenwärtig unterbrochen. Ihre Wiederaufnahme wäre geeignet, die noch ungeklärten Fragen rascher zu lösen. Wer sich jetzt mit der Erforschung der Eignung der kurzen Wellen für den Rundfunk befaßt, ist in der Hauptsache auf ausländische Sender angewiesen. Von ihnen ist namentlich die australische Station Sindy ausgezeichnet zu hören. — Bei den Wellen unter 10 m Länge bis herab zu 1 m liegen noch verhältnismäßig wenige Beobachtungen vor. Sie haben nicht so sehr für den Rundfunk als vielmehr für die Telegraphie Interesse, und zwar deshalb, weil ihre Kürze die Anwendung von Spiegeln erlaubt, so daß eine ganze Richtungstelegraphie möglich ist. Atmosphärische Störungen sind bei ihnen überhaupt kaum zu bemerken, was natürlich als ein außerordentlicher Vorteil gelten kann. Auch die für größere Entfernungen notwendigen größeren Energiemengen hat man zu erzeugen gelernt, bis zu mehreren Kilowatt. Bei der großen Reichweite kurzer Wellen mit ganz geringen Energien dürfte das für alle Fälle ausreichen. — Mit diesen Ergebnissen hat sich indessen die Forschung nicht begnügt, sondern die Wellenlängen sind bis zu 20 cm und sogar noch darunter verkürzt worden. Eben bei diesen Wellen hat man, wie oben erwähnt, auf die Funkenstrecke zurückgegriffen. Dipl.-Ing. Dr. Arthur Hamm.

Ein Triumph der Vererbungsforschung bei der Saatzüchtung. Die neuesten Ergebnisse der Vererbungsforschung ermöglichen die Züchtung von viel ertragreicheren Kulturpflanzen, als sie bis jetzt angebaut werden, und ein ungeheuerer Umschwung in der Landwirtschaft bereitet sich vor. Für ein übervölkertes Industrieland wie das Deutsche Reich sind die Riesensummen, die es jährlich für die Einfuhr von Lebensmitteln und Viehfutter ausgeben muß, eine schwere Belastung und eine ständige Quelle drückender Not. Wenn wir jetzt durch planmäßige Züchtungsarbeit diese Last in absehbarer Zeit von uns abwälzen könnten, wie würden wir aufleben! — Ist es nicht doch nur eine Sehnsucht, ein schöner Traum? Nein, es kann in wenigen Jahren, höchstens Jahrzehnten, Wirklichkeit sein. So sagt ein Gelehrter von Ruf, der Direktor des Instituts für Vererbungsforschung in Berlin, Professor Erwin Baur. In einem Vortrag auf der Tagung für Vererbungsforschung hat er Tatsachen mitgeteilt, die zu weitgehenden Schlüssen und großen Hoffnungen berechtigen. Die Vererbungsforschung beschäftigt sich unter anderm mit der Frage: Wie erben sich die mannigfachen Eigenschaften von Pflanzen und Tieren bei der Kreuzung verschiedener Rassen fort? Es haben sich nach langjährigen Untersuchungen ganz bestimmte Gesetze feststellen lassen, nach denen sich die verschiedenen Eigenschaften auf die Nachkommen verteilen. Auf Einzelheiten hier einzugehen, würde viel zu weit führen, nur so viel sei gesagt, daß ganz planmäßig auch neue Formen gezüchtet werden können. Hier sind wir an dem Punkt, der für unsere Pflanzenzucht und daher auch für die Volkswirtschaft von ungeheuerer Wichtigkeit geworden ist. Denn besitzen wir heute von einer Nutzpflanze verschiedene Rassen, von denen jede einige wertvolle und ebenso einige wertlose Eigenschaften zeigt, so kann sich jetzt die Züchtung nach der genauen Kenntnis der Vererbungsgesetze die Aufgabe stellen, Kreuzungen hervorzubringen, die alle wertvollen Eigenschaften der gekreuzten Rassen in sich vereinigen, die wertlosen dagegen verlieren. Auf diese Weise vermögen wir einzelne wichtige Kulturpflanzen zu viel höherem Ertrag zu bringen, als sie heute abwerfen. Ein Beispiel: Für den Weizen ist die Rostkrankheit besonders gefährlich. Es gibt aber auch Weizenarten, die Eigenschaften besitzen, durch die sie der Rostkrankheit schwerer zugänglich werden. Solche Schutzeigenschaften findet man bei drei verschiedenen Weizenrassen, doch bei keiner handelt es sich um einen vollkommenen Schutz, sondern nur um eine Erschwerung der Krankheitsangriffe. Durch Züchtung ist es nun möglich, eine neue Rasse zu erzielen, die alle drei Teilschutzeigenschaften in sich vereinigt und auf diese Weise einen vollkommenen Schutz gegen die Rostkrankheit bietet. Der Weizenertrag kann dadurch beträchtlich gesteigert werden. So leicht, wie sich das hier anhört, ist die Lösung dieser Aufgabe natürlich nicht. Je mehr verschiedene Erbeigenschaften in einer neuen Rasse vereinigt werden sollen, je größer wird ja auch die Zahl der überhaupt möglichen Kreuzungsbastarde, unter denen die gesuchte Art dann nur eine ist. Wenn es sich z. B. um zwei Rassen handelt, die in zehn Dingen verschieden sind, dann können wir durch Kreuzung 1022 neue Rassen erzielen, und es bedarf großer Mühe und Geduld, eine ganz bestimmte Art aus dieser Fülle zu erhalten. Aber daß sich diese Mühe lohnt, mag ein anderes Beispiel erläutern. Auf dem geschilderten Wege wird es auch möglich sein, Weinreben zu züchten, die gegen Rebschädlinge und Krankheiten gefeit sind, dabei die Qualität der Trauben aber beibehalten. Bei dieser Aufgabe handelt es sich um nahezu vierzig verschiedene Erbfaktoren; man wird also nicht nur Tausende, sondern Millionen von Bastarden durch die Kreuzungen erzielen, und unter diesen Millionen ist die gesuchte Art nur eine. Die Züchtung dieser Rebart würde vielleicht mehrere Millionen Mark kosten, wenn man aber dagegenhält, daß wir jährlich zur Bekämpfung der Rebschädlinge 80 Millionen Mark ausgeben müssen, so kann man zur Züchtung einer widerstandsfähigen Rebart getrost einige Millionen aus Reichsmitteln bewilligen, denn es werden dann noch immer über 70 Millionen Mark jährlich gespart. Noch viel größer kann der Gewinn für unsere Volkswirtschaft sein, wenn es gelingt, eine Lupine zu züchten, die nicht giftig ist und nicht bitter schmeckt; dann würde der größte Teil der Kraftfuttereinfuhr überflüssig, und Riesensummen würden jährlich unserem Volke erhalten. Auch in der Getreidezucht kann durch planmäßige Arbeit eine Steigerung des Ertrags erreicht werden, die unsere Volksernährung vom Ausland unabhängig macht. Ähnlich verhält es sich mit den pflanzlichen Rohstoffen für die Kunstseide, bei denen eine beträchtliche Ertragssteigerung möglich ist. Es sind hier nur einige wenige Stichproben gegeben, aber sie lassen schon erkennen, welche Bedeutung die Wissenschaft der Vererbungsforschung erlangt hat. Professor Baur sagt, die Vererbungswissenschaft sei heute imstande, Kulturpflanzen mit ganz bestimmten Eigenschaften genau so exakt herzustellen, wie der Chemiker bestimmte Stoffe herstellt. Auf Grund dieser Aussage dürfen wir also für die nächsten Jahre und Jahrzehnte eine gewaltige Umwälzung in der Landwirtschaft erwarten. Eine Voraussetzung ist nur, daß der Vererbungsforschung sofort vom Reich und den Ländern großzügig die unbedingt nötigen Mittel zur Verfügung gestellt werden. Diese Summen werden bald hundertfach, vielleicht tausendfach wieder hereinkommen. Dr. Peter Graf.

Anmerkung der Schriftleitung. Unser Umschlagbild, das von Franziska Slopsnies stammt, stellt eine höchst moderne junge Dame dar, deren Friseur ihr dunkles Kurzhaar in kesse Wellen zaubert. — Auf Wunsch der Direktion des Zirkus Sarrasani teilen wir unseren Lesern mit, daß es sich bei den Löwen der Abbildung „Die Huldigung der Zirkus-Löwen vor dem Standbild Heinrichs des Löwen aus dem Jahre 1166 in Braunschweig", die wir in Nummer 4309 auf Seite 540 veröffentlicht haben, um die Löwengruppe des genannten Zirkus handelt.

Ihr eigenes Ich und dessen Umgebung

(oder der 40000 Mark-Wettbewerb).

Einst trat eine sehr junge Dame in ein Tapetengeschäft mit den Worten: „Zeigen Sie mir Tapeten, die zu mir passen!" Merkwürdig und doch . . . !

Es gibt Damen, die können sich überhaupt nur chic kleiden und andere, die mögen sich Kostbarkeiten umhängen, soviel ... na, — einerlei!

Also jene Dame mit angeborenem Kunstsinn. Was sie auch wählt an Kleidern, an Ausstattung ihrer Räume, alles wird eins mit ihrer Persönlichkeit, vollkommene Harmonie. —

Und sitzen Sie im Empfangsraum, dieser Dame harrend, so ahnen Sie schon die Hoheit ihrer Persönlichkeit an der ganzen Atmosphäre des Raumes. Hier ist keine verblaßte Stelle, kein Kratzer, kein Spritzer oder Flecken, die Ihr Feingefühl verletzen. Der ganze Raum ist eine Symphonie. Sie möchten der Dame aus Dankbarkeit schon die Hand küssen, bevor Sie sie sehen.

Erscheint sie, so entringt sich Ihr Lob aus dem Innersten des Herzens, und Sie gäben viel darum, das Geheimnis dieses wohltuenden Behagens zu ergründen.

„Ach Gott, Sie sehen, ich habe einfache Möbel, einfache Stoff- und Tapetenmuster, keine Überschwenglichkeiten. Mein Geheimnis ist eigentlich keines. Was ich kaufe, muß gut sein, lichtecht und muß mir gefallen. Die Hauptsache im Raume sind die Wände. Sieht die Wand gering aus, dann taugt der ganze Raum nichts. Ich dulde kein Überziehen, Streichen oder Übertünchen der Wand; ich kleide sie richtig: entweder in Salubra oder Tekko, in jene Wandkleider, die mit den gleichen Ölfarben hergestellt sind, mit denen unsere alten Meister ihre Ölgemälde schufen. In diesem Grundsatz, in der Linienführung und Farbenharmonie der Tekko- und Salubra-Muster steckt eigentlich mein ganzes Geheimnis. — Und Tekko- und Salubra sind gut. Flecken darauf können weggewaschen werden. Die Wand bleibt neben den Bildern gleich frisch wie hinter diesen; aber was mich am meisten besticht, das ist der feine, edle Farbenschmelz auf allen meinen Wänden. Selbst die Decken habe ich, zur Wand abgetönt, mit Salubra bekleiden lassen, dann wird der Raum erst wie aus einem Guß, mollig und warm. Ich spare mir das öftere Tünchen und ärgere mich nicht mehr an den Sprüngen in der Decke." —

Dann wird Ihnen die Dame alle Fürstenschlösser, Regierungspaläste aufzählen, in denen Tekko und Salubra angewendet sind. Sie weiß auch, daß es eine Auswahl billiger Salubra gibt, in Einton und einfachen Mustern. — Und wenn Sie über all ihr Wissen staunen, lacht sie glockenhell und sagt Ihnen: „Salubra-Verbraucher sind eben Salubra-Enthusiasten." —

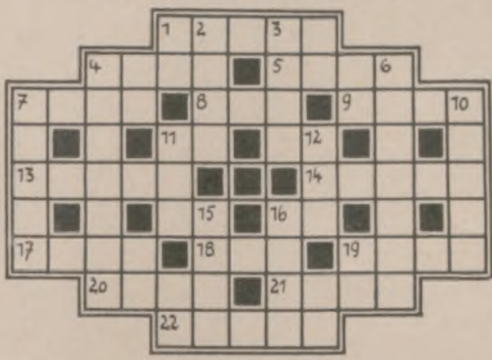
Will sie Ihnen aber besonders wohl, so verrät sie Ihnen noch mehr: „Ich habe in allen meinen Räumen die schönste Partie photographiert und die Lichtbilder an das Preisgericht der Salubra-Werke, Grenzach 43 i (Baden) eingesandt. 400 Räume, in Tekko oder Salubra ausgeführt, werden gemäß den Bedingungen mit Mk. 4000.—, 3000.—, 2000.—, 1200.—, 800.— usw. prämiiert. Sollten Sie dasselbe tun, so wollen wir mal sehen, wer von uns den höheren Preis gewinnt. Die Salubra-Wettbewerbsbedingungen sind kostenlos erhältlich in guten Tapetengeschäften oder von Salubra A. G., Grenzach 43 i (Baden)."

ZUM NACHDENKEN

Rösselsprung:

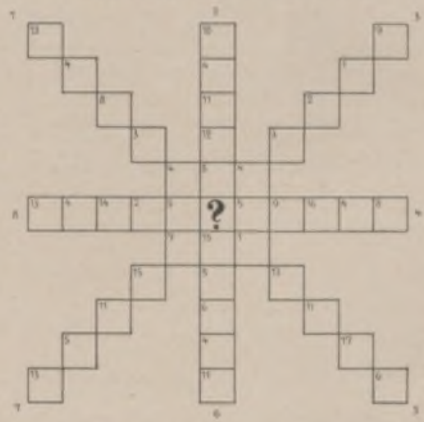
leins	des	deut	ein	des	dars
lich	ich	fraut	nach	ich	mal
auf	gern	ren	ren	grund	duft
schließ'	dort	sehn	gehn	mei	muß
ge	um	spü	tü	den	zu
ver	gern			doch	ne

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1 Vertreter einer Firma, 4 Badestrand von Venedig, 5 englischer Adelstitel, 7 Metall, 8 Naturerscheinung, 9 Nationalheld der Schweiz, 13 italienische Insel, 14 saure Flüssigkeit, 17 Gewicht der Verpackung, 18 männlicher Vorname, 19 Gewürz, 20 gefeierte Künstlerin, 21 Stadt in der Tschechoslowakei, 22 Kinderspielzeug; **senkrecht:** 2 überirdisches Wesen, 3 Zahl, 4 Raubtier, 6 deutscher Klassiker, 7 Meerbusen, 10 Wohnung, 11 Heldenromanze von Herder, 12 Wappentier, 15 Farbe, 16 Mastspitze.

Auszählrätsel.



Von außen nach innen sollen 8 Wörter von folgender Bedeutung mit dem gleichen Endbuchstaben gefunden werden: 1 Stadt in Amerika, 2 Maß, 3 Stadt in China, 4 Bekleidungsstück, 5 Stadt in Afrika, 6 Sport, 7 Stadt in Deutschland, 8 Gewächs.

Quadraträtsel.



Die Buchstaben: a a b b e e e e e e e e e e g g g g i i l n n s s sind so in das Quadrat einzuordnen, daß die senkrechten und die entsprechenden wagerechten Reihen Wörter von folgender Bedeutung ergeben: 1 berühmte Maler- und Bildhauerfamilie, 2 flaches Land, 3 Saiteninstrument, 4 Fischereigerät, 5 innere Bohrung im Lauf der Feuerwaffen.

Silbenrätsel.

a — an — be — be — dam — dol — e — el — en — er — fir — gelb — grab — im — ker — la — lä — men — na — ne — ni — nis — o — os — pa — ri — ru — see — stadt — sti — ster — ti — to — tus — vik — wald — wi — zi.

Aus vorstehenden 38 Silben sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide Reihen von oben nach unten gelesen, einen Wahrspruch ergeben. Die Wörter bedeuten: 1 Farbstoff, 2 Novelle von Storm, 3 Alpenpflanze, 4 Schneemasse, 5 Vogel, 6 römischer Kaiser, 7 Stadt in Thüringen, 8 männlicher Vorname, 9 Land in Asien, 10 ölhaltiges Anstreichemittel, 11 Stadt in Holland, 12 griechische Sagengestalt, 13 deutscher Dichter, 14 Vorbau.

Einschieberätsel.

Es sind 7 Wörter von je 4 Buchstaben mit der Bedeutung unter a) zu suchen. Durch Einschieben eines fünften Mittelbuchstabens erhält man 7 fünflautige Wörter von der Bedeutung unter b). Bei richtiger Lösung ergibt die mittlere Senkrechte eine sächsische Stadt.

a)	b)
1 Verfall	Edelstein
2 Vogel	deutscher Dichter
3 Teilzahlung	Pflanzengattung
4 englischer Adelstitel	männlicher Vorname
5 Nebenfluß des Tiber	Fischer- und Badeort südlich von Rom
6 Kriegsgerät	Gesichtsausdruck
7 einzelnes Bauerngehöft	Ecke

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4316.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4314.

Notenrätsel: Ordnet man in jeder Reihe die Noten von der tiefsten zur höchsten, so ergeben die darunterstehenden Buchstaben, der Reihe nach im Zusammenhange gelesen: Wenn der Ton am besten klingt, / meistens eine Saite springt.

Anagramm: 1 Einhorn, 2 Normandie, 3 Oberon, 4 Charlotte, 5 Helgoland, 6 Alligator, 7 Reseda, 8 Diamant, 9 Engadin, 10 Nachtigall. — Enoch Arden.

Gleichung: B — Aga — Tell — e = Bagatelle.

Kombinations-Kreuzworträtsel: Wagerecht: 3 Adler, 4 Reuß, 6 Anis, 7 Solon, 8 Nama, 10 Nelke, 11 Ebers, 13 Egge, 14 Etage, 15 Eins, 17 Stahl, 18 Lenne; senkrecht: 1 Elis, 2 Huhn, 3 Ahnen, 4 Rolle, 5 Samos, 7 Selke, 8 Niere, 10 Negus, 11 Email, 12 Senne, 14 Edam, 15 Erna.

Verwandlungsrätsel: 1 Index, 2 Insel, 3 Onkel, 4 Orgel, 5 Orgie, 6 Regie, 7 Serie, 8 Marie, 9 Paris, 10 Preis.

Homonym: Platte.

Besuchskartenrätsel: Lokomotivführer.

Kammrätsel: Wagerecht: Deutschland; senkrecht: 1 Dresden, 2 Unstrut, 3 Stettin, 4 Hamburg, 5 Ansbach, 6 Detmold.

Im Kaufhaus: Kasse—rolle.

Gleichklang: Genossen — genossen.

Magisches Doppelquadrat: 1 Trab, 2 Rede, 3 Ader, 4 Bernina, 5 Igel, 6 Nero, 7 Aloe.

Seelenwanderung: Trapper — Rappe.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

Sie erzielen mit der
IHAGEE-PATENT-KLAPP-REFLEX
spielend leicht die schönsten Bilder, denn die Kamera sieht für Sie und zeigt das Bild in seinen genauen Abgrenzungen schon vor der Aufnahme. Die
IHAGEE-PATENT-KLAPP-REFLEX
ist klein, leicht und stabil, sie ist die bedeutendste Erfindung des letzten Jahrzehntes im Kamerabau und von RM. 335.— an lieferbar.

Verlangen Sie unseren Prospekt
Die sehende „Kamera".

Lassen Sie sich die
IHAGEE-PATENT-KLAPP-REFLEX
von Ihrem Photohändler vorführen! Die bedeutendsten Photohandlungen des In- und Auslandes führen sie. Untenstehende Firmen halten sie vorrätig:

Ihagee KAMERAWERK STEENBERGEN & Co
DRESDEN-STRIESEN 147



Verkaufsstellen der Ihagee-Patent-Klapp-Reflex:

Achim b. Bremen: H. Hoppe, Neue Kirchhofstraße 364
Allenstein: F. Krenz K.-G., Neues Rathaus
Alphen a. d. Rijn: P. Laros, van Manderloo-Str. 40
Altenburg: A. Kirmse,
Altona: R. Sommer, Holstenstraße 184/86
Alzey: J. Schlosser, Spiesg. 50
Amsterdam: Capi, Kalverstr. 115; „Lux", Nassaukade 361; Schaap & Co., Spui 8
Antwerpen: A. Vervoort, 38 Mutsaertstraat
Apolda/Th.: C. Müller, Bernhardstraße 29; G. Weiershäuser, Bahnhofstraße 17
Arnstadt: Johann Götze, Rosen-Drogerie
Arnswalde: Steintor-Drogerie Steintorstraße 30
Arosa: C. Brandt, Photohdlg.
Asch: Gust. Wunderlich, Drog.
Aschaffenburg: Gentner & Bader, Herstallstraße 43; August Röbke, Frohsinnstr. 2
Aue/Erzgeb.: O. Hofmeister, Bahnhofstraße 27
Auerbach i. V.: E. B. Rudolph, Hainstraße 4/6; O. Paul, Steinbrunnstraße 1
Augsburg: Photohaus Merkur, Am Moritzplatz C 1
Aussig: L. Gürtler, Teplitz. St. 20
Bärenstein b. Chemnitz/Sa.: Photoh. Weißgärber, Wilhelmstraße 32
Basel: E. Balzer, Ob. Rebg. 6; Braun-Wingert, Photohaus, Freie Straße 70; Kling-Jenny, Freie Str. 105; Photo-Metro N. Renfer & Cie., Gartenstraße 62; B. Wolf, Freie Straße 4
Bautzen: E. O. Hennig, Tuchmacherstraße 7; Photohaus Huth, Wendische Straße 13
Berlin: H. Albrecht, Wiener Straße 14 b; Photoh. P. Franke, Königgrätzer Str. 99; Photo-Hansal, Wiener Str. 14 b; Photoh. Humboldt, Kastanienallee 28; R. Kennert, Zoffenerstr. 28; F. W. O. Kietzer, Birkbuschstraße 47; K. H. Müller, Berlin-Schöneberg, Suadicanistraße 3; K. Römer, Blücherstr. 1; L. Sander, Luisenstr. 42; Schönfeldt & Co., Schellingstraße 9; W. Talbot, Jerusalemer Str. 42
Bern: M. Heck & Co., Marktg. 9
Beuthen: G. Goebler, Bahnhofstraße 4
Biberach: J. F. Thiermann Sohn
Bielefeld: W. Horstmann, Gehrenberg 10; R. König, Rathausstr. 8; F. Lohöfener, Güterslohersträße 18 a; Chr. Zarnitz, Bahnhofstr. 36
Blumenthal (Hann.): Gebr. Haesloop
Bochum: Hucklenbroich, Brückstraße 55; H. Schulte-Ladbeck, Hochstr. 4
Bodenbach: P. Leinert, Theodor-Körner-Straße; Rudolf Metzner
Böhm.-Kamnitz: K. Günther, Marktplatz
Borken: J. Kolks, Brinkstr. 16
Brandenburg a. H.: R. Großmann, St. Annenstraße 15; Fr. Schroeder Nachf., Ritterstraße 17/18
Bratislava: S. Friedl, Langegasse 16
Braunschweig: Photo-Müller, Damm 6; Optiker Messerschmidt, Packhofstraße 7/8
Bregenz: Th. Immler, Anton-Schneider-Straße 32
Bremen: Photo-Brockshus, Sögestraße 65; M. Castner, Hamburger Straße 171; W. Heinze, Ostertorsteinweg 69; Photo-Schröder, Vor dem Steintor 7; Photohaus Sosna, Ecke Ansgaritorstr., Woll- und Ob. Straße 23/24
Bremerhaven: Dipl.-Opt. Crauel, Bgm.-Smidt-Str. 34; Photo-Müller, Bgm.-Smidt-Straße 77
Breslau: F. Bartsch, Poststr. 9; R. Birner, Kaiser-Wilhelm-Straße 10; V. Bittner, Neue Schweidnitzer Straße 11; Fischer & Co., Taschenstr. 25; Carl Gloger, Photohaus, Nicolaistraße 65/68; A. Heidrich, Schweidnitzerstraße 27; L. Janiak, Tiergartenstr. 28; M. Jordan, Schmiedebrücke 29 a; B. Matthias, Telegraph.-Str. 8
Brieg: Franz Kersten, Ring 46
Bruck/Mur: L. Roesch, Mitterg. 15
Brünn: Gustav Braun, Photoh.; Josef Petruj, Ceska Nr. 4; L. Wirwas, Rennergasse 23
Brüssel: A. Charlier, 19 Rue des Boers; H. Herrmann, 39 Rue van der meersch
Brüx: A. Sonntag
Budapest: Calderoni & Co. V, Vörösmarty-tér 1; L. Chmura, Fereciek-tér 2; Hatschek & Farkas, Károly körut 26 u. Andrássyut 31; Hatschek E., Andrássyut 13; Magyar Fotoipar R. T. Teréz körut 3; Foto-Szakuzlet, Rakoeziut 80; Pejtsik K., Varoshaz u. 4; Szakal Géza, V. Dorottya-Gasse 1; Wanaus Jozsef, IV, Sütö u. 2
Budweis: Kollmann, Nam. Svobody 25
Buer: Drog. Nolde, Hochstr.
Bunzlau/Schl.: R. Heinrich, Gartenstraße 2
Bütow: H. Schnase, Langestr. 73
Cannstatt: E. Kleiber, Königstraße 69
Cassel: Wichura, Hohenzollernstraße 5
Chemnitz/Sa: Max Gerth, Äußere Johannisstraße 2; E. Hofmann, Reitbahnstr. 26; Köhler & Löppert, Reitbahnstraße; Otto H. Kratzsch, Markt 10; H. Mahn's Wwe., Palmstr. 31; Hans Möbius, Friedrichstr.; Otto Mühlberg, Brühl 35; Max Petzold, Inn. Johannisstraße 2; Guido Seeber, Marktgäßch. 2
Cottbus: Max Rosenkranz, Photo-Kinohaus
Crimmitschau: Opt. Kretzschmer, Unt. Silberstraße 4
Danzig: W. Lulinski, Elisabethkirchgasse 1
Davos-Platz: F. Meerkämper; Dr. Bergerhoff vorm. Wieck, Photoartikel; J. P. Caspar, Engl. Viertel, Bel'Air
Delitzsch: O. Reime, Gerberplan 11
Demmin/Pommern: H. Jenß, Anklamer Straße 26; Chr. Oesterlin, Luisenstr. 17
Döbeln: P. Schröter, Obermarkt 12
Dortmund: K. Dissel, Westenhellweg 33; F. Helmich, Hansastraße 69; E. Isenberg, Ardeystraße 88; P. Prött, Am Markt
Dresden: O. Bohr, Ringstr. 14; R. Brockelt, Bayreuther Str. 4; Photoh. Gofferjé, Am Zöllnerplatz; Photo-Heinrich, Trompeterstr. 10; A. Hensel, Dornblüthstr. 21; P. Leinert, Weinligstr. 2; A. Patitz, Bautzener Str. 16; Carl Plaul, Wallstraße 25; M. Richter, Viktoriastr. 6; F. A. Sasse's Wwe., Prager Straße 31; M. Tauber, Schloßstraße 20; E. Wünsche Nachf., Ringstr. 34
Duisburg/Ruhrort: Fr. Walsleben, Ludwigstraße 7
Ebersbach i. Sa.: E. Behnisch, Hauptstraße 580
Eberswalde: R. Hornemann Nachf., Mühlenstraße 22
Eger: G. Böhm, Bahnhofstr. 33; G. L. Köstler, Markt 7
Eibenstock-Schönheide im Erzgeb.: Photo-Lisker, Karlsbader Straße 3
Eisenach/Thür.: W. Beyer, Johannisplatz 17; O. Leffler, Bahnhofstr. 1
Elsterwerda: Drog. Zikesch
Engelberg: E. Magerstädt, Hauptstraße
Erfurt: P. Ballin, Neuwerkstraße 20; Germania-Drog., Wenigemarkt 8; Gofferjé & Vollhaber, Anger 39/40
Erlangen: S. Katz, Photo-Kino-Projekt.
Falkenstein i. V.: O. Paul, Schloßstr. 3, Amtsstr. 11
Faurndau bei Göppingen: W. Veit, Auß. Bahnhofstr. 264
Feldkirch/Österr.: J. Müller
Finsterwalde/N.-L.: Rudolf Geißner Nachf., Lange Str. 13
Flensburg: Fr. Drecoll Nachf., Große Straße 57; Photohaus Juul, Große Str. 35; Ernst Svenningsen, Toosbüystraße 13
Forst/Lausitz: W. Thumann, Promenade 1; Photo-Müller, Lindenplatz 13
Frankenstein: J. Unsinger, Oberring Nr. 1
Frankfurt/Main: W. Chelius Nachf., Bethmannstraße 50; H. Fischer, Allerheiligenstr. 3; G. F. Käpernick, Kaiserstr. 47; Drog. Stehling, Eschersheim. Landstraße 85; C. Wellhausen, Goethestr. 20
Frankfurt/Oder: Ed. Friecke, Regierungsstraße 12; Max Zäpke, Photoh., Judenstraße 13
Freiberg/Sa.: M. Vollmer, Poststraße 11
Freiburg/Br.: Christoph Clare Nachf., Holzmarkt 10; Opt. Falkenstein, Kaiserstr.; „Geaphot", Friedrichstr. 19; Foto-Kopp, Friedrichstr. 19; M. Meyer, Bertholdstraße 9; G. Röbcke, Photohaus; W. Wendt, Kaiserstraße 114;
Freital b. Dresden: E. Werner, Untere Dresdener Str. 112
Fulda: C. Pauly, Zentr.-Passage, Marktstr. 13 u. Steinw. 14
Fürstenberg a. O.: Thielenberg & Berndt Nachf., Inh.: H. Müller
Fürstenwalde: Leop. Sommer, Wünscheberger Straße 44
Fürth i. B.: E. Schütz, Schwabacherstraße 6
Gablonz: H. Schäfer, Gebirgsstraße 28; Ernst Zasche, Einhorn-Drog.
St. Gallen: L. Baumgartner, Hausamann & Co., Marktg. 13
Genf: R. Fehlmann, Place du Port 1, Rue du Rhône 47
Gelsenkirchen: J. Kochs, Marktgasse 6—8
Gera: M. Brühl, F. R. Unger, Zeppelinstraße; E. Wunderlich, Sorge 18
Gladbeck: K. Lelgemann, Am Markt
Glatz: G. Ludwig, Am Stadtbahnhof
Glauchau/Sa.: A. Schroth, Leipziger Platz
Gleiwitz: Foto-Wolff, Bahnhofstraße 4
Glogau: Mertens & Schmidt, Markt 17; E. Sauer & Co.,
Görlitz: O. Immisch, Berliner Str. 3, Obermarkt 28; Photohaus Jäschke, Postpl. 4
Goslar: Photo-Rochus, Hokenstr. 18, Fischemäkerstr. 6
Gotha: H. Gewalt, Pforteng. 5
Göttingen: F. L. Lanz, Lanz-Ecke
Graz: Baldur, Subenbergg. 9; H. Schmidt, Schloßbergkai 14
Greifswald: M. Albrecht, Lange Straße 67; H. Biel Nchf., Schuhhagen 12; C. A. Krause Nachf., Steinbecker Straße 36
Greiz: Photo-Böhme, Photoh.
Gronau/Westf.: Wilhelm ten Dam, Am Rathaus
Groningen: Capi, Kl. Pelsterstraat 3; D. van Veen Jzn., Heerestraat 86
Großschönau: A. Osterlow, Adler-Drogerie
Grünberg/Schles.: K. Rommel, Photohandlung
Guben: G. Kosmehl, Frankfurter Str. 21
Gütersloh/Westf.: Ferd. Goldbecker, Berliner Str. 35
Den Haag: Capi, 124 Noordeinde; M. Kupferschmidt, 2 e Zoutmansstraat 59; A. ter Meer Derval, Frederik Hendrik Laan 196
Haarlem: G. Berman, Kruisweg 48
Hagen: W. Krenz, Bahnhofst. 23
Halberstadt: Photo-Kamm, Hoheweg 48
Halle/Saale: Oskar Ballin jr., Leipziger Straße 63; Ballin & Raabe, Poststr. 14
Hamburg: W. Campbell & Co. Nachf., Jungfernstieg 24; K. Grosse, Hammerbrockstr. 50; R. Karstadt A.-G., Mönckebergstraße; Photo-Koch, Kaiser-Wilh.-Straße 110; Oskar Miehlmann, Platz 4—6 und Glockengießerwall 20; Pech & Nega, Eimsbüttler Str. 38 u. Hoheluft-Chauss. 39; Fr. Wiesenhavern, Kleine Bäckerstraße 11
Hameln: H. Leesemann, Bahnhofstraße 41
Hannover: A. Kater, Georgstraße 21; Otto Lehmann, Georgstr. 19; Photo-Winter, Hildesheimer Straße 241
Harburg a. E.: C. Hansen, Bremer Str. 2
Haspe: L. K. Reiter
Haynau/Schles.: M. Saupe, Ring 71
Heidelberg: E. Bucher, Hauptstraße 1; Photo-Hergert, Unt. Neckarstraße 96
Heilbronn/Neckar: Photo-Mangold, Kaiserstr. 30; Max Lechler, Med.-Drogerie; A. Wendnagel sen., Marktplatz 10
Herford: W. Arnold, Brüderstraße 34
Herne: H. Schlüter, Bahnhofstr. 77
Hildesheim: Otto Kaufmann, Friesenstr. Ecke Paradepl.
Hilversum: P. J. Siewers, Kerkstraat 59 b
Hirschberg/Schles.: M. Bese, Bahnhofstraße 3
Hof: W. Gollwitzer, Karolinenstraße 46; J. Vanselow Nachf., Poststr. 1
Hohenstein-Ernstthal/Sa.: O. Fichtner, Dresdener Str. 8
Hörde/Wf.: Photoh. M. Kersting
Horice: J. Korinek,
Höxter: H. Manegold, Markt 13
Iglau: Alfred Smahel, Steinova Ulice C 11
Immenstadt: J. N. Kössel, Bahnhofstraße 70
Innsbruck: F. Miller, Institut für Optik u. Photographie
Interlaken: Ernst Magerstädt, Höheweg
Iserlohn: Photohaus Kopera; F. Thierbach, Werningserstraße 28
Itzehoe: P. Eggers, Breitestraße 30; G. Geffers, Feldschmiede 79 Photohaus N. G. Thomsen
Jauer: M. Gorski, Goldbergerstraße 30
Jena/Th.: A. Bleyer, Johannisstraße 19; Opt. Gehricke, Johannisstr. 15; Walter Jellinger, Engelpl. 10
Kamenz/Sa.: Photoh. Schulz, Bautzner Str. 20; R. Steinert, Photoh., Hoyerswerdaer Str. 30
Kamnitz: B. Rudolf, Bahnhofstraße 104
Karlsbad: Photohaus Julius Rindler, Kreuzstraße; Photohaus Rusy
Karlsruhe: W. Ganske, Kreuzstraße 37; A. Glock & Cie., Kaiserstr. 89; Fotoh. Veittinger, Kaiserstr.
Kehl/Rhein: E. Barth, Badenia-Drogerie
Kiel: A. Dahm, Bergstr. 18—20; F. Schultz, Holstenstraße 13
Kirchheim-Teck/Wttbg.: Arthur Pfau, Photohaus
Kleve: Photohaus Steiger,
Kolberg: F. Hopfmann, Kaiserpl. 13
Köln/Rh.: Photo-Brenner, Severinstraße 95 c; Willy Helfer, Neumarkt 32/34; Franz Müller, Photohaus, Brückenstraße 7; Richard Penningsfeld, Köln-Mülheim, Frankfurter Straße 14; Andreas Pillen, G. m. b. H., Hohenzollernring 34; Rohr & Assenmacher, Dürenerstraße 196
Komotau: Ardelts Photohaus, Schloßgasse 7
Königsberg/Ost-Preußen: M. Krüger Nachf., Börsenstraße 4; Schilling & Co., Steindamm 38; J. B. Schloesser, Junkerstr. 3
Königstein/Tau.: Fr. Schilling
Konstanz/Bodensee: G. Baur, Zollernstraße 6
Kötzschenbroda i. Sa.: S. G. Zschoche, Moritzburger Str. 5
Krefeld: H. Schambach, Ostwall 160
Kreuzburg: P. Goldberg, Krakauerstraße 1
Bad Kreuznach: Optiker Willberg, Mannheimer Str. 67
Kufstein: A. Seißl, Unterer Stadtpl.
Landsberg an der Warthe: Josef Elstner, Richtstraße 69; A. Meyer, Richtstraße 26; O. Zanke Nachf., Priesterstr. 6
Lauban/Schl.: Otto Roehricht, Photohaus, Richterstraße 7
Lauenburg/Pommern: F. R. Rieger, Stolper Str. 3
Lausanne: A. Schnell, 6 Place St. François
Leer: H. Drost
Leiden: J. v. d. Zanden, Breestr. 141
Leipzig: Albert Elgert, L.-Gohlis, Photoh., Lindenthaler Straße 56; R. Knoll, Dresdner Straße 24, Burgstraße 1—3; A. Mittelmann, Peterssteinweg 13; Photo-Mohr, Frankfurterst. 3; M. W. Schönfelder, Windmühlenstraße 2; Ch. Fr. Winter Sohn, Schillerstraße 5
Lemgo: F. Ohle, Haferstraße
Libau: E. Jakubowitsch, Kornstraße 34
Liegnitz: Kielmann, Frauenstraße 40
Lindau i. Bodensee: Martin Koch, beim Rathaus
Linz-Urfahr: H. Hirnezirs, Hauptstraße 55
Locarno: E. Magerstädt, Via Francesco Balli
Lörrach: G. Hupfer, Basler Str.; R. Hügin, Turmringerstraße
Löwenberg: P. Walter, Markt 189
Lübeck: Photohaus Appel, Königstraße 28
Luckenwalde: Optikermeist. Hofmann, Breite Straße 23
Ludwigshafen/Rh.: Optiker Drude, Kaiser-Wilhelm-Straße Nr. 15; Ph. Zipp, Röhrlachstr. 2
Lugano: H. Böhler, Via Nassa 42; A. Engler, Grd. Hotel Palace; Herbert Rüedi, Photoh. 54, Via Nassa, Filiale C. Cattaneo 9
Luxemburg: P. Bertogne, Grand Rue
Luzern: Ahrens & Co., Pilatusstraße 18; Wilh. Ecker, Opt., Kapellpl.; H. R. Egli, Theilingsgasse 4 und Waldenstraße 39
Magdeburg: R. Chasté, Cavalier Scharnhorst; O. Henneberg, Leiterstr. 6; C. Fr. Schröder, Heydeckstr. 7; Drog. Wienrich, Viktoriastr. 1; B. Wischeropp, Olvenstedter Straße 47
Mähr.-Ostrau: A. Haber, Teschnergasse 4
Mainz: Reinhold Grimmer, Neubrunnenstraße 11; A. Kämmer-le-Bret, Große Bleiche 24
Malmö: Th. Bengstsons, Photo-Affär, Kaptansgaten 25
Mannheim: A. Breunich, 0-6-4; Geo F. Käpernick, P-1-4, Breite Straße
Marienbad: Franz Friedrich, Photohaus, Hauptstraße
Meißen/Elbe: Bernh. Knauth Nachf., Elbstraße 4; P. Mitscherlich, Kleinmarkt
Mittweida i. Sa.: Optiker E. Doebelt, Rochlitzer Str. 63; M. Werner, Rochlitzer Str. 72; P. Zeyse, Rochlitzer Str. 52
Moers: Photohaus Steiger
St. Moritz: A. Pedrett, gegenüber Grand Hotel; Othm. Rutz, Photoh.
München: Brack & Cie., Bayerstraße 3, Perusastraße 1; Drog. Döderlein, Klenzest. 21; G. Geiger, Maximilianpl. 12 b; J. Häring, Bauhofplatz 6; Hildebrand & Co., Sendlingertorplatz 7; Kieser & Pfeufer, Marienpl. 22; R. Menzel, Residenzstr. 5; M. Obergallner, Kaufing. St. 33; L. Reiser, Neuhaus. Str. 23/0; J. Rodenstock Nachf., Optik. Wolff, Bayerstraße 3 und Perusastraße 1; J. V. Schädler, Amalienstr. 53; Soennecken & Co., G. m. b. H., Kaufinger Straße 8 u. 11, Goethestraße 14; M. Stiehl, Zweibrückenstr. 1
Münster/Westf.: Arnemann & Schweitzer, Michaelispl. 1—2; H. Greve, Photoh., Drubbel 3
Naugard/Pomm.: R. Drechsel, Adler-Drogerie
Neiße/Schles.: Rich. Pfützner, Berliner Straße 24
Neugersdorf/Sa.: R. Schirmer, Hauptstraße
Neumünster: Herm. Kramer, Falken-Drogerie
Neunkirchen: C. Blättner, Oberer Markt 12
Neustadt/O.-Schl.: A. Weyde, Ring 32
Nienburg: W. Ressmeyer, Langestraße 77
Nijmegen: Capi, van Berchenstr. 13—17, Broerstr. 48
Nordhausen/Harz: J. Becker, Optiker, Neustadtstraße 12; H. Ockert Nachf., Jüdenstr. 13
Nürnberg: Deuber & Rau, Photohaus, Hefnerplatz 6; A. Heimel, Färberstr. 10; C. O. Krauß, Königsstr. 60; Photo-Porst, Lorenz. Pl. 13-19; Fr. Seeberger, Pfannenschmiedsgasse 2; Georg Seeg, Löbleinstr. 11; G. K. Seitz, Pfannenschmiedsgasse 9; Photo-Schaumann, Johannesstraße 19; Photo-Schorr, Fürterstr. 60; M. Strauß, Wodanstr. 13
Oldenburg/O.: Hans Bourquin, Gaststraße 28; J. D. Kolwey, Lange Str. 43; Carl Wöltje, Heiligengeiststraße 6
Olmütz: Ortel, Photohandlg. Ocularium, Englischestr. 4
Oels: R. Niedergesäss, Ohlauerstraße 54
Oelsnitz i. Erzgeb.: A. Seifert, Alte Staatsstraße
Oppeln: C. Stober, Krakauerstrasse 31
Osterode: B. Schindler
Ostrau i. Sa.: E. Schmidt, Bismarckplatz 4
Oeynhausen: Photo-Richter
Paderborn: P. Lucas, Riemekestraße 22
Passau: J. Kaps Nachf., Bahnhofstraße; Passauer Photo-Börse, Residenzplatz
Peine/Hann.: L. Polstorff, Bahnhofstraße 23
Petersdorf: A. Leisching, Hauptstraße 208
Pilsen: Drog. Diana, Trida legii 6; Drogerie zum schwarzen Hund, Inh. J. Wolf; Foto-Houdalin, Namesti Republiky 40
Pirmasens: D. Justus, Hauptstraße 31
Pirna a. E.: H. Stein, Breitestraße 31
Plauen i. V.: Photoh. Colditz, Windmühlenstraße 4; A. Eichhorn, Am Tunnel; Richard Lehmann, Jägerstr. 8
Pößneck: J. Beck, Gerberstr. 1
Poznan: Kazimierz Greger, ul. 27 Grudn. 20
Prag: Arga Fotoh., Tynska 4; Jindra Kimla & Co., Ul. Karoliny Světlé č. 23; K. Kohlik, Smichow, Stefanikstraße 42; Dr. G. Koszler, Ujezd NC 600; A. Lederer, Vaclavské van 13; T. Loukota & Co., Narodni tr. 27; Foto-Martinec, Palackého tr. c. 22; K. Pizl, Kralodworska 25; O. Reis, Kralodworska Cis. 8; Egon Schleim, Platnerska 19/1; J. Skoda, Stepanska 53 a; M. Smolka, Stefanikova 31;
Prenzlau/U.-M.: Rud. Rieckoff, Friedrichstraße 254
Presov: Z. Roney
Quedlinburg: Meyer & Körtge
Radebeul bei Dresden: Hans Hirrschoff, Leipziger Str. 53
Regensburg: J. Kaps Nachf., Maxstraße 21, Kohlmarkt; Josef Zacharias, Maximilianstraße 18
Reichenberg/B.: C. Fischer, Wiener Straße; P. Sollors Nachfolger
Reutlingen: J. Akermann
Reval: E. Feldt, Langstr. 16
Rheine: W. Ganzow
Riga: A. Bojarski-Schleifer, Wallstraße 18; A. Calitz, Alexanderstraße 2; O. Draudsin, Gr. Königstr. 3; R. Weinberg & Co., Boulevard
Rosenheim: J. Riele, Rathausstraße 6
Roßwein/Sa.: Bruno Hanke, Döbelner Straße 22
Rostock: Ernst Aug. Hansen, Blutstraße 21
Rothenburg o. T.: Alf. Ohmayer, Röderstraße 17
Rotterdam: H. A. Reens, Hoogstr. 342
Rudolstadt/Th.: P. Reinicke, Photo-Kino-Projektion; Reinh. Wittig, Schwarzburg. Straße 31.
Saalfeld a. d. Saale: P. Klose, Photohaus, Markt 3
Saarbrücken: Fr. Altenkirch, Viktoriastraße 13
Saaz: V. Krauss, Drogerie
Salzburg: M. Rothmaier, Bismarckstraße 4; O. Wernhard, Makartplatz 3
Schaffhausen: C. Koch, Photohaus, Vordersteig 2; E. Romberg, Vordergasse 14; F. Seeberger, Optiker
Schandau: M. Kaiser
Schmölln: O. Jacob, Markt 31
Schramberg: Franz Marzari
Schwarzenberg: A. Vettermann,
Schwedt a. O.: M. Welz, Berliner Straße 3
Schweinfurt: Josef Schaap, Spitalstraße; I. H. Then, Brückenstraße 4
Schwenningen/Neckar: J. Banholzer, Stadt-Drogerie
Schwerin: Martin Brockmann, Kaiser-Wilhelmstr. 36; C. Garz, Wittenberger Str. 14
Schwerte: M. Mehlhose, Postpl.
Sebnitz/Sa.: A. Zick, Markt 12
Senftenberg/L.: Emil Weißgärber, Schloßstraße 81
Silz: E. Meerkämper, Photoh.
Singen: G. Stoffleth, b. Volksschule
Soldin: E. Fischer, Richtstr. 4
Sonderborg: Willy Weiß, Perlegade 25
Sonneberg/Th.: W. Hoffmeister, Robertstraße 7; Erh. Lauterbach Nachf.; Karl Venus, Drogerie
Sorau/N.-L.: E. Hennig, Wilhelmplatz 9 u. Oberstr. 25; Carl Müller, Niederstraße 3
Speyer/Rhein: Fritz Egem, Photohaus, Bahnhofstr. 9; L. Huxel, Apoth., Central-Drogerie
Spremberg/L.: B. Schulz, Friedrich-Ebert-Straße 12; H. Zimmermann, Markt 6
Stadthagen: J. Böhne, Obernstraße 35
Stettin: E. Clajus, Kaiser-Wilhelm-Platz; Fr. Naumann, Pölitzer Str. 21; Photo-Kinohaus Schattke, Königsplatz 4; Hans Siem G. m. b. H., Kohlmarkt 3; K. Visbeck, Louisenstr. 6/7; Opt. Witzel, Paradeplatz 9;
Stolp i. P.: A. Knauss, Magazinstraße 8
Stralsund: Optiker Ahrens, Ossenweyer Str. 30; Gebr. Ladwig, Apollonienmarkt 10
Straubing/Ndbay.: J. Deuerling, Fraunhoferstraße 22
Stuttgart: Oskar Hirrlinger, Lange Str. 23, Fil. Königstr. 1; Neubert & Riehle, Charlottenstraße 8; Ernst Spingler, Untertürkheim, Mühlstraße
Sulzbach: H. Weidner, Gartenstraße
Swinemünde: Albrecht Gluck, Königstr. 1 u. Herrenbadstr. 17
Tachau: Kl. Lang, Heumarkt
Templin: Fortuna-Drogerie
Teplitz-Schönau: Brüder Epstein, Lange Gasse
Čech. Tesin: J. Marek, Drog.
Thun: G. Schneiter,
Turn-Teplitz: F. Hruby, Kulmer Str. 18
Ulm a. D.: A. Kammerer, Donaustraße 3; Photo-Zentrale Tries, Südl. Münsterplatz
Uelzen: H. Jacoby, Bahnhofstraße 43
Uetersen: R. Lavorenz, Gr. Wulfhagen 16
Utrecht: De Bussy en Voorduin, Oudkerkhof 34; P. W. Hiele
Villach: Photo-Görlich, Franz-Josef-Str. 3
Waldenburg: E. Ucko, Ring 18
Waldheim: M. Hugk, Flora-Drogerie
Weida: K. Trömel, Geraer-Leiterstraße
Weimar: C. Schreiner, Jakobstraße 38
Weißenfels: H. Kind, Leopold Kellstraße 3
Werdau/Sa.: Erich Klitsch, Planensche Str. 27; Alfr. Hofmann, Kreuz-Drog.
Werl: Goebels Photoh., Walpurgisstraße 32
Werne: M. Wassmann, Markt 24
Wesel: Ferd. Horrix, Brückenstraße 12
Wesermünde: Photo-Müller, Hafenstraße 154
Wien 16: Sport-Berger Lerchenfeldergürtel 51; K. Holzstein, Wipplingerst. 17; A. Huber, Stephansplatz 2; Richard Joakim, Taborstr. 1, Getreidemarkt 13 u. Alserstraße 19; Chr. Schaller, Getreidemarkt 14, Wollzeile 31, Margaretenstraße 72; M. Tonsern, Mariahilferst. 89; S. Wachtl, Neubaugasse 34 und Graben 21; N. Wallner, Josefstädterstr. 6
Wiesbaden: Geo F. Käpernick, Wilhelmstraße 46; W. Markloff, Gneisenaustr. 13; Chr. Tauber, Kirchg. 20
Wilhelmshaven: Drogen-Meyer, Markt 18
Winterberg/Westf.: Photohaus M. Kersting
Wismar/Mecklbg.: C. Manthey, Hinter dem Chor
Wittenberge: E. Kluth, Bahnstraße 78
Worms: Photohaus Füller, Hardtgasse 9
Würzburg: M. Bauer & Co., Paradeplatz 2; A. Jost, Dominikanerg. 8; W. Sattler, Photohaus, Kaiserstraße 20;
Zeitz: H. Finkgräfe; E. Pitzschel, Roßmarkt 18
Zilina: F. Sebök
Zittau/Sa.: Robert Fehrmann, Innere Weberstraße 3; Fritz Winkler, Bautzener Str. 18
Züllichau: Joh. Heß Nachf., Germania-Drogerie
Zürich: Photo-Bar, Löwenstraße 51; H. Haab, Bahnhofstraße 98; Optiker Koch, Bahnhofstr. 11; Carl Pfann, Bahnhofstr. 91; M. Weller, Neue Beckenhofstraße 3; Zulauf vorm. Kienast & Co., Bahnhofstraße 61;
Zweibrücken: H. Wery Nachf., Hauptstraße 24
Zwickau/Sa.: M. Gottseins, Marienplatz 10; Ernst Schneider, Bahnhofstraße 33; W. Gustav Voigt, Innere Plauensche Straße 22; Zwickauer Kräutergewölbe, Hauptmarkt 18.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG I. I. WEBER, LEIPZIG

NR. 4316. 169. BAND EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 1. DEZEMBER 1927

WEIHNACHTS-ANZEIGER

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4316. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 1. Dezember 1927.





Warum

aber gerade

N.G.-BUSCH-Ultrasin-Brillengläser?

Weil

dieselben

3 in Brillengläsern sonst unvereinte Eigenschaften

in einem Glas

bieten, und zwar:

1) Die notwendige Korrektionswirkung
2) Die punktuelle Abbildung, d. h. die Vermittlung eines **innerhalb des ganzen Blickfeldes vollkommen scharfen Bildes**
3) Die Schutzwirkung gegen kurzwelliges (ultraviolettes) Licht, die trotz farblosen Glasmaterials erreicht ist.

Bedingung zur Ausnutzung obiger Vorteile ist fachkundige, richtige Anpassung der Brille durch den Optiker.

Ultrasin-Gläser sind kenntlich an der Marke NG B

Aufklärende Druckschriften Nr. 502 kostenlos durch die Herstellerfirmen

Nitsche & Günther Optische Werke A.-G. | **Emil Busch A.-G.** Optische Industrie

Rathenow



Gesellschaftlicher Rang

ist an seinen Symbolen erkenntlich, an kostbaren Ringen, wertvollen Geschmeiden, vor allem aber am eleganten Wagen. In erster Linie ist das Wanderer-Automobil dazu berufen, durch Gediegenheit und Formenschönheit gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Rang zu repräsentieren, Geist, Geschmack und Wohlstand seines Besitzers widerzuspiegeln.

Wanderer

WANDERER WERKE · SCHOENAU-CHEMNITZ



Gebr. Märklin & Cie., G. m. b. H., Göppingen 11 (Wttbg.)

Baukasten-Prospekt 27 L auf Verlangen gratis. Ausführl. Spielwaren- und Baukasten-Katalog in allen einschlägigen Geschäften oder direkt gegen Einsendung von RM. —.50.

Lieferung durch die Fabrik nur an Wiederverkäufer.

Original „Wex" Eisen für die **Selbstondulation.**

Gegen Nachnahme von RM 6.— zu beziehen von:
Wex & Co., München 8, Steinstr. 36.



Rein's Farbpapier.

Kartenregister.

Kauft Bücher. Verlagsverzeichnis kostenlos. J. J. Weber, Leipzig C 1.



Ich schärfe

Mamis Messer!

Die wird sich aber freuen!

In allen Fachgeschäften zu haben.

Laßt eure Herzen für die Armen sprechen: Frankiere jeder mit

Hindenburg-Wohlfahrtsbriefmarken,

die allerorts erhältlich sind.



"4711" Parfums

Die letzte Form der "4711" Parfum-Flakons ist die neue Schmuckflasche.

Schmal, elegant, einfach in der Linienführung, so wie alles, was heute für die Dame von Welt ersonnen und geschaffen wird.

Eine Auswahl wundervoller "4711" Parfums ist in dieser neuen Schmuckflasche zu RM 5.— und RM 9.— zu haben.



"4711" Parfum-Schmuckflasche



"4711" Parfum-Versuchsflasche

Der zarte Hauch
von Frühling und Sonnentagen
"4711" Rheingold

Die seltenen, fremdartigen Düfte
"4711" Tosca / "4711" Chypre

Die herben, rassigen Parfums
"4711" Juchten / "4711" Ambra

Der leichte Duft von Blüten und Blumen
"4711" Brokat
"4711" Rosen a. d. Märchenlande

"4711" Parfums gibt es außerdem in den bekannten kostbaren Luxusflaschen. — *Eine kleine Auswahl ist auch in zierlichen, achteckigen* Versuchsflaschen *zu RM 1.50 und RM 2.— erhältlich.*



Sonnenschein

Diejenigen, welche die Sonne lieben, werden niemals ihre ganze Schönheit und Wirkung kennenlernen, wenn sie nicht Aegypten im Winter besucht haben, wo im Dezember die Rosen blühen und die wunderbar klare Luft täglich Gesundheit und Lebenskraft erzeugt.

AEGYPTEN

das Land der Pyramiden und Paläste, Gräber und Tempel und des ehrwürdigen Nils und seiner historischen Vergangenheit, ist auch das Land des modernen Komforts. Der Luxus seiner Hotels ist berühmt bei den Weltreisenden, ebenso wie die moderne Ausstattung der Touristendampfer und Nilbarken, welche die Besucher den Nil weit aufwärts führen.



Saison: Oktober bis Mai.

Illustrierte Broschüre „Egypt and the Sudan" auf Wunsch.

Tourist Development Association of Egypt, 3, Regent Street, London S.W. I, oder Cairo Railway Station, Cairo.

Erziehungs- und Bildungsinstitute der Schweiz.

Clarens-Montreux, Villa Rurik, Töchterpensionat. Mr. et Mme. Scheerer-Schnewlin.

Pensionat Johnston, Chailly-Lausanne für junge Mädchen von 16-18 Jahren. Gründl. Erlernung der französ. u. englisch. Sprache. Musik, Sport, Familienleben. Beschränkte Schülerzahl.

Kinder-Kurheim „Adelboden" 1356 m ü. M. **ADELBODEN** Berner Oberland. Sonnenkuren - Schule - Sport. **Gymnasialunterricht** Prospekte durch E. Elbers.

Englisch in 30 Stunden geläufig sprechen lernt man nach interessanter u. leichtfaßlicher Methode durch briefl. Fernunterricht. Erfolg garantiert. 500 Referenzen. Prosp. geg. Rückp. **Spezialschule für Englisch „Rapid", Luzern 72** (Schweiz).

St. Moritz-Bad
Familien-Hotel
BELLEVUE au LAC
Sommer und Winter geöffnet.

Castagnola Lugano HOTEL MÜLLER unvergleichl. schöne Lage mit herrl. Aussicht auf See u. die Berge. Mod. Haus, Zimmer m. fließ. Wasser. Anerk. vorzügl. Küche. Garage b. Hause.

Villa – Park – Dubochet
Clarens-Montreux
Zu vermieten, monatlich oder jährlich schön möblierte Villen, herrlich am Ufer des Genfersees gelegen. Wenden Sie sich gefl. an die Direktion.

Bad Blankenburg Thüringerwald
Sanatorium für Nervenkranke
Sanitätsrat Dr. Warda

Grand Hotel Nicaea, Nizza
58, Avenue de la Victoire. Der größte Komfort.

San.-Rat Dr. Bielings Waldsanatorium
Tannenhof
Friedrichroda in Thür.
zu klin. Behandlung u. Spezialdiät. Kuren bei Nerven-, Herz-, Magen-, Darm- u. Stoffwechselkrankheiten, speziell Basedow u. Fettleibigkeit.

Verjüngung — Dr. Gossmann's Sanatorium Kassel-Wilhelmshöhe — Entfettung

KURHAUS
für Nervenkranke
Tannenfeld
bei Nöbdenitz, Thüringen. Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.

Die Aktiengesellschaft Cristalleries de Nancy
(Niederlage in Paris, 47 Rue le Peletier)
bringt neue prächtige
SCHLEIFKRISTALLE
in Vasen, Tafelservicen, Fantasieartikeln sowie Garnituren für den Toilettetisch und Flakons für Luxus-Parfümerie in den Handel. Zeichnung, Schliff und Dekoration sind in den schönsten Farben gehalten, die Formen in moderner Ausstattung, das Kristall aus klarstem Material und in feinstem Brillantschliff.
GRAND PRIX ARTS DECORATIFS PARIS 1925

DIE ORGEL
von Dr. phil. Gotthold Frotscher, Privatdozent der Musikwissenschaft. Mit 30 Abbildungen. Geb. RM. 7.-. Verlag J. J. Weber in Leipzig C 1.

Geschäfte mit Italien
vermittelt bestens
Bank und Auskunftei
A. BAUER, TURIN.



Briefm.-Haus Burbach, Köln
Krebsgasse 18. — **Gegr. 1898.** — Preislisten kostenlos. Anbieten alle verschieden 1000 3.—, 2000 8.50, 20 Albanien 2.50, 150 Bulgarien 5.—, 300 Deutsch. Reich 2.—, 200 engl. Kol. 4.—, 200 franz. Kol. 3.—, 400 Übersee 5.50, 40 Litauen 3.—, 25 Liberia 2.50, 50 Sowjet-Rußland 2.—.

WALDORF HOTEL
ALDWYCH, LONDON, W.C. 2
A Hotel de Luxe with a Moderate Tariff.
Apply for Tariff to John Kugi, General Manager, Waldorf Hotel, Aldwych, London, W. C. 2.
Telegrams: Waldorfius, London.

CANNES CONTINENTAL HOTEL



DER PALMENGARTEN DER RIVIERA

Die
meistgelesene
billigste große Tageszeitung **Wiens**
ist die
Volks-Zeitung
Auflage notariell beglaubigt.
Ankündigungen erfolgreichste Beachtung.
Probenummern, auch ins **Ausland,** kostenlos.
Verwaltung: **Wien, I.,** Schulerstraße 16.

MARSEILLE ✦ HOTEL LOUVRE & PAIX
An der Cannebière — Erstes Haus am Platze



PARIS, ÉTOILE HOTEL
6, Square Villaret de Joyeuse / Avenue de la Grande Armée
Höchster Komfort / Beste Küche und Keller
Deutschsprechendes Personal
Zimmer von Fcs. 40.— an / Pension Fcs. 50.—

Das Beste, was Paris bietet, ist das
HOTEL
AMBASSADOR
das grösste Pariser Hotel
am neuen Boulevard Haussmann
600 Zimmer mit Bad

Einzelzimmer mit Bad	Fcs. 125.-
Doppelzimmer mit Bad	Fcs. 175.-
Doppelzimmer (2 Betten) mit Bad	Fcs. 200.-

COMMODORE
WAGRAM
SAVOY
GROSVENOR
(für die Wintersaison Preisermäßigungen!)
DIREKTION: DUHAMEL

HOTEL RADIO, PARIS
120 Zimmer. 64—66 Bd. Clichy. 80 Badezimmer.
Wurde im Mai dieses Jahres neu eröffnet.
Größter Komfort. — Restaurant. — Bar. — Keller.
Zimmer von RM. 5.—, mit Bad von RM. 7.—
TREFFPUNKT DER DEUTSCHEN
Telegr.-Adr.: Hotradio 90 Paris.



Pathé-Kinlein
der ideale Heimkino – Apparat für jede Familie M. 135.–
Dazu die *Pathex-Camera* zum Selbstfilmen M. 125.–
Erhältlich in Photo und Kinohandlungen.
Verlangen Sie Druckschriften.
Pathex, Düsseldorf X/88

Allgemeine Notizen.

Wilhelm Busch - Album Humoristischer Hausschatz. Schon allein die Tatsache, daß dieses Werk in 325. Auflage erschienen ist, eine Auflage, die nur wenige Werke der Weltliteratur erreicht haben, empfiehlt es von selbst, abgesehen davon, daß das Werk in einer prächtigen Ausstattung erschienen ist. Der Verleger Fr. Bassermann in München hat es sich besonders angelegen sein lassen, ein Geschenkwerk ersten Ranges herzustellen. Auf 355 Seiten Text in Zweifarbendruck die reiche Zahl von 1500 Bildern. Preis in Ganzleinen 35 Mark, in Halbleinen 30 Mark. Dieses Monumentalwerk deutschen Humors enthält die Meisterwerke des Künstlers, das Beste und Tiefste aus seinem Schaffen; es ist ein Familienhausschatz im besten Sinn des Wortes, eine Quelle echter Lebensfreude. Ein gütiges Lächeln, das aus der Jugend Frohsinn und an des Mannes Ernst greift, schaut uns aus dem Humoristischen Hausschatz entgegen. Das ist feinster Humor. Er kommt von Herzen und geht zu Herzen; er ist von erwärmender Kraft, sonniger Heiterkeit und geistsprühender Laune. Wer herzlich lachen will, der greife zum Humoristischen Hausschatz.

Gute Herbstsaison in Wiesbaden. In Wiesbaden geht man, da der Kurbetrieb ganzjährig ist, unbehindert der Kur nach. Alle Kurfaktoren sind ohne Einschränkung zu benutzen. Daß das Heilbad Wiesbaden jetzt seine gute Zeit hat, da Gicht und Rheuma und andere Stoffwechselkrankheiten sich stärker melden als zu anderen Jahreszeiten, ersieht man aus der rasch steigenden Fremdenziffer, die bereits 143 000 erreicht. Das Unterhaltungsprogramm ist zum Festprogramm erweitert. Das Kurhaus hat die jetzige Kurzeit mit großen Festkonzerten eröffnet. Vorträge wissenschaftlicher und unterhaltender Art vervollständigen das Programm. Die Stunden zwischen Kur und Abendkunst füllt das bunte Treiben dieser Stadt aus, die den für ein Bad so seltenen und eigenartigen Vorzug hat, ruhiger Badeort und lebhaft bewegte Großstadt zu sein; man kann also die Reize Wiesbadens ganz nach Geschmack auskosten.

Olympische Schwimmwoche. Der Vorstand des Internationalen Schwimm-Verbandes hat das genaue Programm für die Olympischen Schwimmwettkämpfe 1928 in Amsterdam, die sich auf die Woche vom 4 bis zum 11. August erstrecken, festgesetzt. Die Kämpfe finden statt:

4. August: 1500 m Herrenfreistil, Wasserball, 1500 m Herrenfreistil, 400 m Damenfreistil, Wasserball; 5. August: 1500 m Herrenfreistil, 400 m Damenfreistil, Wasserball; 6. August: 200 m Herrenbrust, Wasserball, 1500 m Herrenfreistil (Entscheidung), 400 m Damenfreistil (Entscheidung), Herrenkunstspringen, Wasserball; 7. August: 100 m Herrenrücken, Wasserball, 200 m Herrenbrust, 200 m Damenbrust, 400 m Herrenfreistil, Wasserball; 8. August: Damenkunstspringen (Entscheidung), 400 m Herrenfreistil, 100 m Herrenrücken, Wasserball, 200 m Damenbrust (Entscheidung), Herrenkunstspringen (Entscheidung), 200 m Herrenbrust, Wasserball; 9. August: Kombiniertes Turmspringen für Herren, 4mal 100-m-Damenfreistilstaffel (Entscheidung), 4mal 200-m-Herrenfreistilstaffel, Wasserball, 400 m Herrenfreistil (Entscheidung), 100 m Herrenrücken (Entscheidung), 200 m Herrenbrust (Entscheidung), Wasserball; 10. August: 100 m Herrenfreistil, Wasserball, 100 m Herrenfreistil (Entscheidung), Turmspringen für Damen, 100 m Damenrücken, Wasserball; 11. August: 100 m Damenrücken, 100 m Damenfreistil (Entscheidung), 4mal 200-m-Herrenfreistilstaffel (Entscheidung), Wasserball; Kombiniertes Turmspringen für Herren (Entscheidung), Turmspringen für Damen (Entscheidung), 100 m Damenrücken (Entscheidung), Wasserball (Entscheidung). Die 18 m breite und 50 m lange Schwimmbahn, die in der Nähe des Olympischen Stadions zu liegen kommt, läßt den Start von sechs Schwimmern gleichzeitig zu. Kommando: englisch.

Triebwagen mit deutschen Motoren für Norwegen. Auf der Linie St. Gallen-Wattwil der Bodensee-Toggenburgbahn sind neue Versuche mit Triebwagen unternommen worden, wie sie aus den Werkstätten der Schweizerischen Lokomotiv- und Maschinenfabrik Winterthur geliefert worden sind. Die Triebwagen sind für Norwegen bestimmt und in ihren Ausmaßen wesentlich größer als die bereits in Betrieb stehenden. Der Motor ist nicht zwischen den Rädern eingebaut, sondern in einem der beiden Radstände. Es handelt sich um 150-pferdige Dieselmotoren aus Friedrichshafen, für die nicht Benzin, sondern gewöhnliches Rohöl verwendet wird. Die Versuche auf der Bodensee-Toggenburgbahn gehen von der Eisenbahnverkehrsmittel-A.-G. in Berlin aus, die bereits eine größere Zahl solcher Wagen im Bau hat. Die innere Ausstattung der Wagen mit ihren 100 Sitzplätzen entspricht weitgehenden Anforderungen.

HOTEL-, PENSIONS-, UND SANATORIEN-NACHWEIS

BÄDER UND LUFTKURORTE

DEUTSCHE KURBÄDER

DRESDEN-WEISSER HIRSCH. Sanatorium Dr. Teuscher. Streng individuelle Pflege

RADIUMBAD OBERSCHLEMA. Stärkste Radiumquelle der Welt, wunderbare Heilerfolge.

BAD WILDBAD. Weltber. Kur- und Badeort im Schwarzwald gegen Gicht, Ischias, Rheuma.

DEUTSCHE SEEBÄDER

BORKUM. HOTEL-PENSION IRENE. Das ideale Familienhotel am Strand. Pension ab M. 7.50.

KURHAUS ROSELIUS. Führend. Haus. Zentrale Lage. Jahresbetrieb.

HOTEL SEESTERN. Haus I. Ranges. Zwei Minuten vom Bahnhof.

HERINGSDORF. KURHOTEL QUISISANA. Modern. Komf. Beste Lage an Kurpark u. Strand. Prosp.

SCHWARZWALD

DONAUESCHINGEN. (SCHWARZWALD). HOTEL ZUM LAMM. Altrenomm., feinbürgerl., Zentralheizung. Garagen, beste Lage.

KÖNIGSFELD (SCHWARZWALD). GASTHOF DER BRÜDERGEMEINE. Vollst. ren. 100 Bett. Zentralheiz.

SCHLUCHSEE (HOCHSCHWARZWALD). KURHOTEL STERNEN. Erstes Haus am Platze.

TODTMOOS (SCHWARZWALD). WALDHOTEL sonn. Lage. Fernr. 31.

SCHWARZWALDHAUS. Herbst- und Winteraufenthalt. Telefon 14.

RIESENGEBIRGE

BRÜCKENBERG. HOTEL FRANZENSHÖH. Schöne Aussicht. Mäßige Preise.

HOTEL UND PENSION SANSSOUCI, I. Ranges, altbekannt und solid.

KRUMMHÜBEL. SCHLINGELBAUDE, 1067 m ü. M. Der Neuzeit entsprechend.

SCHREIBERHAU. SANATORIUM KURPARK. Phys. diätet. Heilanstalt. Jahresbetrieb.

HOTEL AM SCHENKENSTEIN, 645 m ü. M. Fritz Franke.

HAUS VIERLINDEN, am Kurpark, schönste Lage.

HOTEL ZUM ZACKENFALL. Gutbürgerlich. Herrliche Aussicht.

ERZGEBIRGE

OBERBÄRENBURG b. KIPSDORF. BERGHOTEL u. KURHAUS FRIEDRICHSHÖHE, 750 m ü. M., feinbürgerlich.

OBERWIESENTHAL. RATHAUS-HOTEL. Vornehmes Haus mit allem Komfort.

CAFÉ-RESTAURANT und PENSION FRIEDRICH, beste Verpflegung.

THÜRINGEN

BAD KÖSEN. ERHOLUNGSHEIM SAN.-RAT DR. LEHMANN.

OBERHOF. SCHILLINGS HOTEL u. PENSION, bestempfohlen.

HARZ

ALTENAU. KURHAUS WALDGARTEN mit VILLA MARGARETE, eigene Oekonomie.

ST. ANDREASBERG. „HOTEL DEUTSCHER-HOF".

KURHOTEL SCHÜTZENHAUS, bürgerliche Gaststätte.

HAHNENKLEE-BOCKSWIESE (OBERHARZ). Wintersportplatz u. Höhenkurort, 600 m ü. M.

HOTEL KURHAUS, I. Ranges, moderner Komfort.

SCHWENZELS HOTEL. Vornehmes Haus, direkt an der Bobbahn.

HOHEGEISS (HOCHHARZ). Höchstgelegen, alpiner Luftkurort und Wintersportplatz.

JLSENBURG. „ZU DEN ROTEN FORELLEN" Hotel u. Pension „PRINZESS ILSE" u. ILSESTEIN.

RÜBELAND. BAUMANNS'-HÖHLE. Selten schöne Tropfsteinhöhle, feenhaft beleuchtet.

SCHIERKE, der alpine Wintersportplatz u. Luftkurort a. Brocken.

HOTEL FÜRST ZU STOLBERG. Zimmer m. voller, bester Verpflegung v. M. 9.— Bes. Georg Schwarz.

HOTEL WALDFRIEDEN. Bestempfohl. Pension Mk. 7—9. Mod. Komfort.

TANNE (HOCHHARZ). Alpiner Wintersportplatz und Luftkurort am Brocken.

BAHNHOF-RESTAURANT, direkt an Rodelbahn und Sprungschanze.

OESTERREICH

JNNSBRUCK. HOTEL TYROL, modernst. Komfort, mäß. Preise.

HOTEL MARIA THERESIA. Berühmt, erstklassig, bestempfohlen.

HOTEL MARIABRUNN (ALTE HUNGERBURG) 850 m ü. M. Drahtseilbahn.

KONDITOREI u. CAFÉ SCHINDLER. Täglich Konzerte.

ST. JOHANN (TIROL). GASTHOF ZUM BÄREN. Moderner Komfort. Am Hauptplatz.

GASTHOF ZUR POST. Gutbürgerlich. Pension 10–12 S.

CAFÉ RAINER. Führendes Haus. Zivile Preise.

KITZBÜHEL (TIROL). GARTEN- und SPORT-HOTEL. I. Ranges. Pension 18—23 S.

HOTEL CAFÉ REISCH. Erstklassig mit allem Komfort.

HOTEL TIEFENBRUNNER. Neu renoviert. Moderner Komfort.

KIRCHBERG b. KITZBÜHEL. HOTEL DAXER. Führendes Haus. 824 m ü. M.

KUFSTEIN (TIROL). HOTELBETRIEBE: AURACHER-DUXERHOF, historisch mit mod. Komf.

CAFÉ u. KONDITOREI HASENKNOPF. Treffpunkt der Fremden.

CAFÉ NEUMAYER. Wiener Café. Garten. Konzerte.

LINZ a. d. D. HOTEL ZUM „SCHWARZEN BÄREN", neuerbaut, modernster Komfort.

HOTEL WEINZINGER. Vornehmes Haus mit allem Komfort.

CAFÉ SCHÖNBERGER, Familiencafé ersten Ranges.

MARIAZELL. HOTEL LAUFENSTEIN, I. Ranges m. modernstem Komfort.

HOTEL ROHRBACHER HOF, gutgeführtes Haus, bestempfohlen.

CAFÉ „GOLDNER ADLER", führendes Café am Platze.

SALZBURG. STIFTSKELLEREI „ST. PETER". Sehenswürdigkeit Salzburgs.

GASTHOF HOFWIRT. Modernes Café und Hotel. Aller Komfort.

HOTEL STEIN, an der Staatsbrücke, moderner Komfort.

CAFÉ TOMASELLI, im Vorgarten der alten Residenz.

WIEN. ALTER HOFKELLER. Weinstuben. Wien I. Hofburg.

ARKADEN. Café-Rest., Wien I, Universitätsstr. 3.

DREI KRONEN. Restaur., Wien VII, Mariahilferstr. 34.

CAFÉ EICHINGER, Wiedener Hauptstrasse 11, nächst Oper.

ZUM EISVOGEL IM PRATER. Weltberühmt. Treffpunkt d. Fremden.

GLINGERS CAFÉ PARKRING, Wien I, Weihburggasse 28.

CAFÉ HAAG & GANAUSER, Rotenturmstr., nächst Stephansdom.

CAFÉ HERRENHOF, Wien I, Herrengasse.

HENGL'S HEURIGER. Grinzing-Wien, Trambahn 38. Musik u. Gesang.

KAISERSTÖCK'L. Café-Rest., Historisch, i. Schönbrunner Schloßpark.

KLOSTERNEUBURGER KELLER. Rest., Wien I, Renngasse 10.

HOTEL KRANTZ, Kärntnerstr. Ersten Ranges. Mod. Komfort.

HOTEL KUMMER, Wien VI, Mariahilferstr. 71 a.

LINDE. Alt. Gaststätte, Wien I, Rotenturmstr. nächst dem Stefansdom.

ZUR LINDE, Gastwirtschaft, Wien X, Favoritenstr. 86.

CAFÉ LUSTBADER, Wien VI, Mariahilferstr. 127.

PANTHERBRÄU-KELLER, Wien I, Opernring 11. Erstklassige Küche und Keller.

CAFÉ PALMHOF, Wien XV, Mariahilferstr. 135.

RAUHECK, Café-Rest. Der Wintersportplatz d. Fremden. Endst. 58.

CAFÉ SCHÖNBRUNN, Wien XII, Schönbrunnerstr. 27 a.

CAFÉ SCHOTTENTOR, Wien I, Am Ring, gegenüber Universität.

SILLER, Hotel und Café, Wien I, Schwedenplatz. Erstklassig. Mod. Komfort.

SPLENDIDE. Fam.-Café I. Ranges, Wien I, Jasomirgottstr. 3.

CAFÉ STADTPARK, Wien I, Parkring 2. Komfortabel.

TONI OTT, Restaur., Wien I, Habsburgerstr. 6. Erstklassig.

HOTEL STADT TRIEST, Wien IV Hauptstr. 12. Mod. Komfort.

HOTEL UNION, Wien IX, Nussdorferstr. 23/25.

WIEN-SEMMERING. Österreichs beliebtester Höhenkurort u. Wintersportplatz, 1000 m ü. d. M. Sonne, Sport, Erholung.

HOTEL STEFANIE, modernster Komfort, Jahresbetrieb.

PALACE-SANATORIUM DR. HECHT. Modernste Höhenkuranstalt.

PENSION VILLA ANNA. Familienpension mit allem Komfort.

DEUTSCH-BÖHMEN

BODENBACH. HOTEL POST am Landungsplatz und Bahnhof.

FRIEDLAND. HOTEL HERRMANN. Vornehm, behaglich.

GABLONZ. HOTEL KRONE. Restaurant u. Café. Autogaragen.

HIRSCHBERG, böhmisch, am See. Gr. Seebad d. Republik.

STRAND-RESTAURANT, gutbürgerl. Konzert, direkt am Strand.

BÖHM. LEIPA. HOTEL HIMMEL. Reisenden-Hotel.

HOTEL KNOBLOCH, vorm. Kronprinz, gutbürgerlich.

RING-CAFÉ, vornehm. Konzertlokal.

BAD LIEBWERDA. Herzheil- und Moorbad.

HOTEL KURHAUS m. allem Komfort.

HOHENELBE. HOTEL APPELT. Führendes Haus.

HOTEL BREMEN, am Bahnhof. Fließend. Wasser.

TSCHECHO-SLOWAKEI

PRAG. GRAND HOTEL STEINER. I. Haus. Vornehmstes Hotel.

CAFÉ ELEKTRA. Treffpunkt der Reichsdeutschen.

GROSSGASTHOF „GOLDENES KREUZL". Preiswert. Bewirtung.

RESTAURANT KONOPISCHT. Vorzügliche Küche.

GASTWIRTSCHAFT „DEUTSCHES HAUS". Küche von Ruf.

JOSEF LIPPERT. Beliebtes Weinrestaur. Größte Delikatessenhdlg.

REICHENBERG. HOTEL GOLDENER LÖWE. 100 Zimmer.

„SCHIENHOF", Hotel, Café, I. Rang.

HOTEL TERMINUS. 30 elegante Zimmer, mod. Komfort.

WALHALLA HANICHEN bei R. Vornehm. u. größt. Vergnügungslokal.

HABENDORF b. R. GASTHOF KRONE. Ausflugsort. Bestens empfohlen.

BAD SCHLAG. SANATORIUM BAD SCHLAG. Im Isergebirge.

THAMMÜHL, böhmisch, am See. HOTEL PETELKA.

TRAUTENAU (Riesengeb.). HOTEL ZIPPEL. Moderner Komfort.

GRAND-HOTEL-CAFE KLEIN. Erstes Haus. 70 Zimmer.

WEINHAUS FLESCH. Vornehmer Dielenbetrieb.

ITALIEN

BORDIGHERA. HOTEL DE PARIS. Am Meer. Aller Komfort.

BOZEN-GRIES. HOTEL REGINA, prachtvolle Lage, mod. Komfort.

NERVI b. GENUA. HOTEL-PENSION BONERA. Deutsch. Haus. Herrliche Lage.

HOTEL GIARDINO-RIVIERA. Aller Komfort. Eigenes Strandbad.

HOTEL-PENSION JNTERNATIONAL. Ruhigste, staubfreie Lage.

GRAND HOTEL VICTORIA. Erstklassig. Pension ab 35 L.

MERAN. HOTEL ASTORIA. Vornehmer Komfort. Eig. Park.

HOTEL AUSTRIA. Moderner Komfort, schönste Lage.

HOTEL BELLEVUE. Vornehm. Moderner Komfort.

HOTEL CONTINENTAL. I. Ranges. Mod. Komfort.

HOTEL ESPLANADE. Neuer Besitzer. Pension L. 35.-. Mod. Komfort.

PENSION IRMA MEISTER. Ruhige, schönste Lage. Zentralheizung.

SANATORIUM HUNGARIA, für sämtliche Erkrankungen d. Atmungsorgane. Therapie.

ORTISEI (ST. ULRICH) Grödnertal. HOTEL AQUILA. 220 Betten, modernster Komfort, mäßige Preise.

SCHWEIZ

AROSA. HOTEL AROSA-KULM, sonn. u. höchstgel. Allermod. Komf.

HOTEL DES ALPES. Gediegenes Familienhaus, beste Lage.

HOTEL BELLEVUE. Bestempfohlen, sonnigste Lage.

SANATORIUM GRAND-HOTEL, für Mittelstand, sonnig, eigner Park.

SANATORIUM VILLA DR. HERWIG. Gemütl. kleinere Heilanstalt.

DAVOS. EDEN HOTEL, modern. Haus, prachtvolle Lage.

ESPLANADE. Das behagliche Kurhotel. Preis ab Fr. 14.—.

PENSION DR. JOSEEPHY für Sport und Erholung, ab Fr. 10.—.

PENSION MERULA. Sonnige Lage am Wald.

NEUES SANATORIUM. Bes. M. Neubauer. Längste Sonnenscheindauer.

PENSION ROSENHÜGEL. Erhöhte, sonnige Waldeslage. Hausschwest.

PENSION RUHELEBEN, nächst dem Kurhaus, Prospekte.

PENSION SANS-SOUCI. I. Ranges, mod. Ausstattung.

HOTEL-PENSION SOLARIA. Sonnigste Lage. Prospekte.

SANATORIUM BERNINA, Knochen- u. Lungentuberkulose, ab Fr. 14.—.

SANATORIUM SOLSANA. Modern, sonnig, bequem.

PRIVATSANATORIUM DR. VÖCHTING. Sonnigste Lage. Fließend. Wasser.

DAVOS-DORF. SANATORIUM DAVOS-DORF u. VILLA MARIA. Ganzjährig. Moderner Komfort.

HOTEL UND PENSION MEIERHOF. Ruhiges, gut geführtes Haus. Pension von Fr. 13.— an.

PENSION PAUL. Ganzjähr. geöffnet. Gemütl. kleinere Pension.

SANATORIUM SEEHOF, Pension inkl. Arzt ab Mk. 13.-.

LUGANO. GRAND- & PALACE-HOTEL, allerersten Ranges, am See, eig. Park, letzter Komfort.

CERESIO-HOTEL ESPLANADE, direkt a. S. m. Schwimm- u. Sonnenbad.

HOTEL-PENSION MINERVA. Prachtv. Aussicht. Pension ab Fr. 11.—.

HOTEL WALTER, komfort. Familienhotel am See.

LUGANO-CASTAGNOLA. PENSION BOLDT, schönst. Winteraufenthalt, Pension Fr. 7.—.

KURHAUS MONTE BRÉ, phys. diät. (Syst. Dr. Lahmann) Deutsches Haus.

PONTRESINA. HOTEL PONTRESINA. I. Rang., sonn. fr. Lage

HOTEL LANGUARD. I. Ranges, beste Lage, ab Fr. 16.—.

ROSATSCH HOTEL. Modern eingerichtetes Haus.

HOTEL SCHWEIZERHOF. Sommer- und Winterbetrieb.

SAMADEN. HOTEL BERNINA. Ersten Ranges. Prospekt Nr. 10.

HOTEL DES ALPES. Feinbürgerlich. Familienhotel.

ST. MORITZ. HOTEL ENGADINER HOF. Erstklassig. Im Sportzentrum.

WENGEN. PARKHOTEL BEAU-SITE. Beste Lage, kompl. Pension ab Fr. 17.—.

ERZIEHUNG U. BILDUNG

MONTREUX (SCHWEIZ). INSTITUTION DES ESSARTS, komfortables Erziehungsinstitut für Mädchen.

BERLIN-W. 50. TÖCHTERHEIM LOHSE, f. In- u. Ausländerinnen, Marburgerstr. 3. Prosp.

DRESDEN-A. TÖCHTERHEIM SCHOLTZ, eigene Villa. Kaitzerstr. 15.

EISENACH. Richardstraße 2. GEBIRGS-TÖCHTERHEIM. Junge Mädch. werd. gründl. ausgebildet.

GLAUCHAU. PÄDAGOGIUM. 10-stufige Knabenschule. Prosp. B.

HALLE. DR. HARANGS HÖHERE LEHRANSTALT. Oberprima. Umschulung. Gegr. 1864.

BAD HARZBURG. TÖCHTERHEIM ABEL. Weiterbildung jung. Mädchen wissensch. u. gesell.

SCHULKINDERHEIM VILLA ERIKA. Frau H. Simon.

BAD LAUSICK. HAUSWIRTSCHAFTLICHE FRAUENSCHULE. Prospekt B.

LEIPZIG. BARTHSCHE REALSCHULE, gegr. 1863. Prospekte.

BAD SUDERODE (OSTHARZ). PRIVAT-TÖCHTERBILDUNGSHEIM HAUS BURCKHARDT. P. m. 100.—.

THALE (AM HARZ). TÖCHTERHEIM LOHMANN. Gründl. Fortbildung in allen Fächern

WERNIGERODE. HARZ-PÄDAGOGIUM bereit. vor f. Abiturprima, Obersekunda, Versetzung.



„STABIL"
Walther's Metallbaukasten

Die Bedingungen unseres Stabil-Stipendien-Wettbewerbes erhalten Sie ebenso wie die Baukästen und Werbehefte in fast allen besseren Spielwaren- und optischen Geschäften, Kaufhäusern etc. Stabilbaukästen gibt es schon von Mk. 4.50 an, Recordbaukästen von Mk. 1.50 an. Wo nicht erhältlich, weisen wir Bezugsquellen nach und senden Werbeschriften an jedermann umsonst. Wecken Sie durch die Beschäftigung mit Stabil das technische Interesse der Jugend. Die weitere technische Ausbildung kann sich der Begabte durch den Stabil-Stipendien-Wettbewerb, der 10 000 Mk. bare Geldpreise gewährt, erringen.

Walther & Co., Berlin SO 36, Zeughofstr. 3.

„RECORD"
Walther's Holzbaukasten



Das Beste und Tiefste aus seinem Lebenswerk:

Wilhelm Busch-Album, Humoristischer Hausschatz

325. Auflage 355 Seiten Text in Zweifarbendruck 1500 Bilder

Vornehmstes Geschenkwerk von höchstem künstlerischem Wert
Ganzleinen M. 35.–. Halbleinen M. 30.–

Einzelausgaben aus dem Wilhelm-Busch-Album:

Titel	geb. in Leinen	in Pappe
Die fromme Helene	M. 3.20	M. 2.50
Abenteuer e. Junggesellen	3.20	2.50
Fipps der Affe	3.20	2.50
Herr und Frau Knopp	2.60	2.–
Julchen	2.60	2.–
Die Haarbeutel	2.60	2.–
Bilder zur Jobsiade	2.60	2.–
Der Geburtstag	2.60	2.–
Dideldum!	2.60	2.–
Plisch und Plum	2.60	2.–
Balduin Bählamm	2.60	2.–
Maler Klecksel	2.60	2.–
Pater Filucius	2.60	2.–

Wilhelm Busch als Philosoph

Titel	gebunden
Kritik des Herzens. Gedichte	M. 2.50
Zu guter Letzt. Gedichte	3.50
Eduards Traum	2.50
Der Schmetterling	2.50

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen / Prospekt kostenlos

Fr. Bassermann'sche Verlagsbuchhandlung, München 2

MORITZ MÄDLER



TASCHEN

Bügel- oder Reißverschluß
Beutel oder flach
von

LEDER, GOBELIN SEIDE

LEIPZIG - BERLIN - HAMBURG - FRANKFURT a/M - KÖLN - DÜSSELDORF

BERÜHMTE CHRYSLER·MERKMALE AM NEUEN MODELL ‹62›



WALTER P. CHRYSLER, geboren 1875, entwarf und baute schon vor seinem 18. Lebensjahre eine vier Fuß große, funktionierende Lokomotive. In ununterbrochenem Aufstieg entwickelte er sich vom Schlosser, Vorarbeiter, Betriebsleiter und General-Direktor zum Konstrukteur der berühmtesten Automobile der Welt.

SIEBENMAL GELAGERTE KURBELWELLE
HYDRAULISCHE BREMSEN SECHS·ZYLINDER

Im letzten Jahre setzte Chrysler die ganze Welt mit seinem nun berühmten ‚60' in Erstaunen — einem Sechszylinder-Chrysler zu niedrigerem Preis als je zuvor!

Jetzt, in dem neuen Chrysler ‚62', hat sein unermüdliches Genie selbst diese wundervolle Leistung übertroffen. Auch hier — sogar zu gleichem Preise! — die siebenmal gelagerte Kurbelwelle, um schnelle und erschütterungslose Geschwindigkeitssteigerung zu ermöglichen. Auch hier die hydraulische Vierradbremse, die selbst der größten Schnelligkeit auf der Landstraße Sicherheit verleiht. Aber außer diesen Vorzügen besitzt der neue Wagen noch andere, glänzendere. Noch größere, geschmeidigere Kraft des auf Gummi federnden Motors! Noch niedrigere, fließendere Linienführung zur Steigerung der äußeren Schönheit!

Besichtigen Sie den neuen Chrysler ‚62' im Ausstellungsraum eines Händlers. Lassen Sie sich das neue Instrumentenbrett mit seiner indirekten Beleuchtung zeigen und auch die neue Windschutzscheibe, die sich zum Zwecke vollkommener, zugluftfreier Ventilation vertikal öffnen läßt. Erproben Sie einen ‚62' gründlich im Freien — ohne Kosten oder Verpflichtung — und überzeugen Sie sich, daß Ihnen ein so leistungsfähiger und so luxuriöser Wagen bis jetzt noch nicht geboten wurde zu einem so niedrigen Preise.

Touring	Mk. 7 380
Sedan	Mk. 8 465
Chassis	Mk. 6 080

Diese Preise verstehen sich fünffach bereift ab Berlin-Johannisthal

DER NEUE CHRYSLER 62

CHRYSLER COMPANY M. B. H., BERLIN-JOHANNISTHAL

Illustrirte Zeitung



DIE VERSUCHUNG DES HEILIGEN ANTONIUS

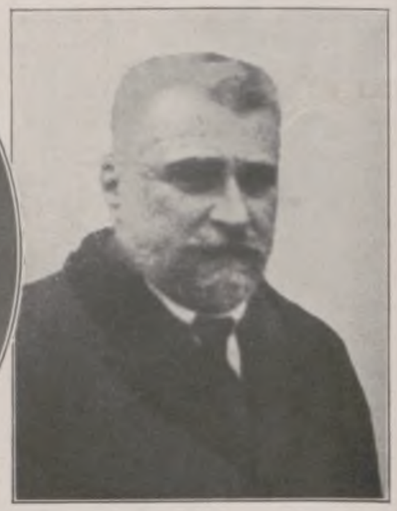
Altarflügel (Gemälde von Duenwegge) vom Antonius-Altar im St.-Viktor-Dom zu Xanten, dessen 1600-Jahrfeier vor kurzem begangen wurde.

(Phot. P. Lölgen, Düsseldorf. Vgl. hierzu den Beitrag »Teufelsdarstellungen in der bildenden Kunst« auf den Seiten 822 u. 823.)





Joan J. C. Bratianu,
rumänischer Ministerpräsident, † am 24. November im 64. Lebensjahre.



Vintila Bratianu,
der Bruder des Verstorbenen, wurde vom Regentschaftsrat mit der Kabinettbildung betraut.

Zum Tode des rumänischen Ministerpräsidenten Bratianu.

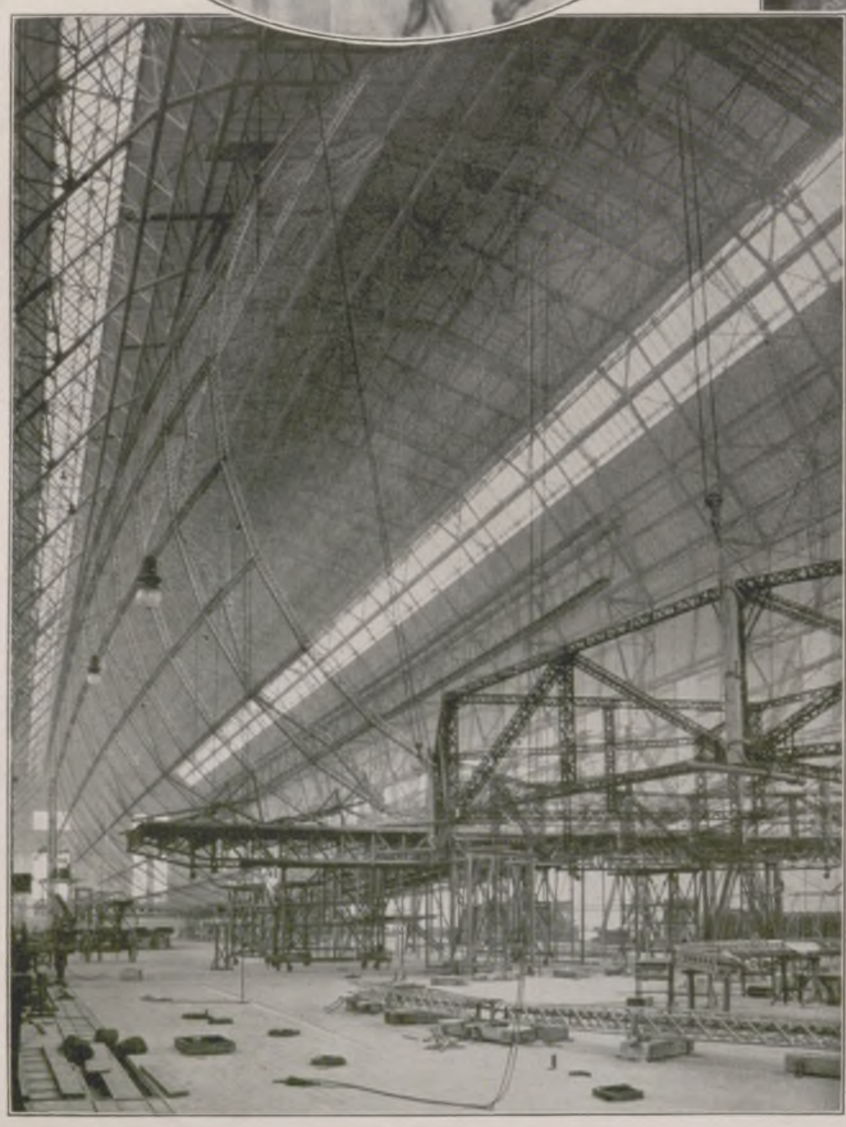
Links nebenstehend: Der junge König von Rumänien als Teilnehmer an einer religiösen Feier in Bukarest: (von links nach rechts) Patriarch Dr. Cristea, Mitglied des Regentschaftsrates; König Michael; seine Mutter Helene; seine Tante, Prinzessin Irene von Griechenland; (dahinter) Prinz Paul von Griechenland nach dem Gottesdienst.





Die Hochzeit der Schwester Kaiser Wilhelms II., Prinzessin Viktorias von Schaumburg-Lippe: Propst Atamantow vollzieht die Trauung der Prinzessin mit dem jungen Russen Alexander Zoubkow nach griechisch-orthodoxem Ritus in Bonn am 21. November.

Im Oval: Der neue Sultan von Marokko: Si Mohammed Hamada (rechts), der 17jährige, dritte Sohn des am 17. November verstorbenen Sultans Mulai Jusef, mit seinem Hofmeister. Die Versammlung der Ulemas, der geistlichen und weltlichen Würdenträger Marokkos, wählte ihn zum Nachfolger seines Vaters.





Schweres Unglück auf der Herkulesbahn in Kassel am 23. November, bei dem zahlreiche Fahrgäste, hauptsächlich Kinder, verletzt wurden: Die bei dem Unglück zertrümmerten Wagen, von denen der eine, auf falschem Gleis abwärts fahrende mit großer Wucht auf den entgegenkommenden auffuhr.

Links nebenstehend: Ein Stammhalter von Zeppelins Lebenswerk: Das im Bau befindliche neue Luftschiff „L Z 127“ in der Halle in Friedrichshafen. Unser Bild zeigt das Schiffsgerippe, im Vordergrund das Montagegerüst und den Montagering. (Siehe die Notiz unter „Tagesgeschichte“.)

DER ENGLISCH-RUSSISCHE GEGENSATZ UND SEINE TIEFEREN WIRTSCHAFTSURSACHEN

Von Regierungsrat Dr. jur. et rer. pol. Heinz Schmalz.

Engländer sind in jedem Falle sehr ernst zu nehmende Politiker und englische Konservative, mit einer Dreiviertelmehrheit des Unterhauses hinter sich, ganz gewiß. Schon darum soll man den Bruch mit den Sowjets nicht für eine Stimmungspolitik halten. Das ist ein Schritt auf lange Sicht, eine Politik, die man, nachdem sie einmal beschlossen ist, nach englischer Tradition mit stählerner Willenskraft und langem Atem durchhalten wird. Und eine Opposition gibt es, bei aller Freiheit des Wortes, in England nicht, sobald die nationalen Belange ernsthaft in Frage stehen.

In den Jahren vor dem Weltkrieg hatte der Wirtschaftsverkehr der beiden Länder langsam an Bedeutung verloren, wenn auch die britischen Statistiken eine geringfügige prozentuale Zunahme ausweisen. Der Anteil Englands an der gesamten russischen Einfuhr betrug 1913 etwa 13 Proz., an der Ausfuhr 20 Proz. Um 1890 herum waren es noch 24 bzw. 29 Proz. gewesen. Im Jahre 1925/26 war der prozentuale Anteil Englands an dem russischen Export auf 31,6 Proz. gestiegen, während am Jahresimport Rußlands England im Jahre 1925/26 mit 18,4 Proz. beteiligt war. England stand im Gesamthandelsumsatz Rußlands an erster Stelle. Diese Handelsbeziehungen waren in England getragen von etwa 50 verschiedenen Organisationen. Sie können in sechs große Gruppen zusammengefaßt werden: a) Leitverbände (wie die Handelsdelegation); b) eigentliche Handelsfirmen: Gesellschaften m. b. H., in denen russisches Kapital arbeitet, und Genossenschaften; c) Agenturen russischer Staatsinstitutionen; d) Transportverbände; e) Versicherungsinstitute; f) Banken. An der Spitze aller dieser Organisationen stand die russische Handelsdelegation, der ein Konzessionskomitee angegliedert ist. Interessanter ist die Gliederung der eigentlichen Handelsfirmen. Die älteste und führende mit rein russischem Kapital war die im August 1920 gegründete Arcos, in deren Räumen die dem diplomatischen Bruch vorangegangenen Polizeirecherchen stattfanden.

In den sechs Jahren von Juni 1920 bis Ende 1926 betrug der erzielte Gesamtwarenumsatz 168,9 Millionen englische Pfund, die Russen verkauften an England für 86,4 Millionen Pfund Waren und bezogen für 82,4 Millionen Pfund. Durch Verdienste im Frachtgeschäft und Kreditprovisionen dürfte die Zahlungsbilanz trotzdem für England aktiv gewesen sein. England ist dazu in Rußland stark interessiert, und zwar nicht nur im Außenhandel, sondern besonders auch mit seinen 25 Konzessionen, deren Kapitalinvestition alle anderen Konzessionsländer übersteigt.

Entgegen der vulgären Auffassung, die in der britischen Außenpolitik stets nur den Niederschlag der jeweiligen Handelsbilanz sehen will, hat der Bruch der englischen Regierung mit Moskau die bestehenden Wirtschaftsbeziehungen angeblich außer acht gelassen. Diese Vernachlässigung will jedoch nicht besagen, daß keinerlei ökonomische Erwägungen diesem Bruch vorangegangen sind. Die Gründe liegen tiefer, und es sind die Verflechtungen zwischen Politik und Wirtschaft eben komplizierter, als die Statistiken erscheinen lassen. Wer die Geschichte der englisch-russischen Beziehungen kennt, weiß, daß die Gegnerschaft der englischen Regierung nicht nur gegen das heutige Rußland, sondern vor allem aus den asiatischen Interessen beider Länder resultiert. England verteidigt in Ostasien, genau wie auf allen Weltmeeren, seinen großen Handel, seine maritime Vormachtstellung und außerdem auch Indien und Australien. Sowjet-Rußland sucht in China einen Bundesgenossen für die Weltrevolution und im übrigen, ebenso wie früher das Zaren-Rußland, den Weg an das offene Meer. Darum die notwendige Gegnerschaft beider. Ganz China befindet sich in einem gewaltigen Gärungsprozeß, den auch der chinesische Kuli instinktiv miterlebt. Chinas Volk will sein Schicksal selbst bestimmen und sich von dem Joch des fremdländischen Imperialismus befreien. Fremde Völker haben auf chinesischem Boden Kolonien gegründet, die tatsächlich ein Staat im Staate sind. Die Polizeigewalt und Gerichtsbarkeit des chinesischen Staates ist damit vernichtet. Sowohl Verbrechen von Chinesen gegen Fremde als auch umgekehrt werden von fremdländischen Gerichten abgeurteilt und finden naturgemäß keine rechte Sühne. Nicht zuletzt wendet es sich gegen die ganze internationale Seezollverwaltung seines Landes, die ja nicht nach den Bedürfnissen der chinesischen Wirtschaft, sondern nach den Wünschen der Fremden eingerichtet ist. Auch da ist es kein Zufall, daß ausgerechnet der Seezolldirektor in Kanton ein Engländer war. Wir Deutschen haben bekanntlich in dem mit China 1921 abgeschlossenen Friedens- und Freundschaftsvertrag auf alle diese Vorrechte verzichtet und können nur wünschen, daß das chinesische Volk seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit erringt und von dem Selbstbestimmungsrecht der Völker Gebrauch macht. Schon lange hat sich nun gezeigt, daß Sowjet-Rußland geschickt Chinas Erwachen auszunutzen versteht. Der Gedanke der Ausbeutung des Proletariats durch den Kapitalismus wird in Verbindung gesetzt mit der Ausbeutung der Nationen durch fremde Völker, ganz besonders durch England. Die Moskauer lassen sich dabei durch ein Wort von Karl Marx leiten: „England ist der Despot des Weltmarkts, der alle Völker zu Proletariern macht." So tritt der alte Gegensatz zwischen England und Rußland, der gerade in Asien immer bestand, jetzt in neuer Form auf. Der kaiserlich-russische und der sowjetistische Imperialismus unterscheiden sich dabei in der Sache nicht wesentlich voneinander. So kann Sowjet-Rußland leicht den Haß der Chinesen gegen alles Englische bis zur Siedehitze treiben, und die Bolschewisten haben von ihrem Standpunkt aus also alles Interesse daran, die englische Stellung in Asien zu schwächen. Es handelt sich aber nicht in erster Linie um die Ausbreitung des Kommunismus, sondern um den Kampf Rußlands gegen das englische Weltreich, wobei Chinas Interessen auf der russischen Seite liegen. Da die Chinesen sehr tüchtige Kaufleute sind, so empfanden sie die brutale Herrschaft des englischen Elements in ihrem Wirtschaftsleben schon immer bitter, aber jetzt erst besaßen sie die Kraft, sich dagegen zur Wehr zu setzen. Geführt von russischen Offizieren, besetzten chinesische Kadetten Kanton und brachten eine bolschewistische Regierung ans Ruder. Nun hat aber die einzige gemeinsame Sorge aller Mächte in Ostasien: das 400-Millionen-Volk der Chinesen bolschewistisch organisiert und von Moskau gegängelt zu sehen, außerordentlich an Gewicht verloren, seitdem der Süden Chinas an der Frage „Für oder gegen den Bolschewismus" in seiner Einheitlichkeit zerbrochen ist. Moskau hat in China eine schwere Niederlage erlitten, die sich in ganz Asien auswirken muß. China bietet eben für den Kommunismus keinen empfänglichen Boden, da ihm eine nennenswerte Großindustrie und die proletarischen Massen fehlen. 80 Proz. der chinesischen Bevölkerung bestehen aus selbständigen und kleinen Grundbesitzern. Was wir bis heute sehen, bedeutet lediglich eine Art chinesischer Monroe-Doktrin, China den Chinesen. Für die wirtschaftliche und politische Weltstellung Englands ist die in seinem Sinne günstige Lösung des chinesischen Problems eine Lebensfrage. In China ist ein gewaltiger Teil des englischen Kapitals investiert, geht dieser Teil dem englischen Mutterlande verloren, so kann das unabsehbare Folgen nach sich ziehen. Politisch bedeutet ein mehr oder weniger verdeckter Rückzug aus China nicht nur eine Schwächung der englischen Stellung in Asien überhaupt, sondern auch eine unmittelbare Gefährdung Indiens, also eine Angelegenheit von ungeheurer Tragweite für das Empire. Es ist nicht anzunehmen, daß die englische Politik eine grundlegende Kursänderung vom Verhandeln zur Gewalt erfahren wird. Durch vorzeitige Gewalt könnte der Sieg, den England soeben über Rußland in Ostasien davongetragen hat, sehr schnell in sein Gegenteil verkehrt werden. China mit seinen 400 Millionen Einwohnern und ihrer Arbeits- und Konsumkraft sowie mit seinen großen Bodenschätzen und natürlichen Hilfsquellen ist gegenwärtig ein Objekt allgemeiner Ausbeutung, für die Zukunft aber auch ein sehr wertvoller und mächtiger Bundesgenosse. Darum streiten sich um dieses große Reich, um einen Anteil an den dort zu holenden Vorteilen England, Rußland, daneben noch Japan, Nordamerika, Frankreich und Italien. Voraussagen läßt sich nichts. Nur steht fest, daß die bevorrechtigten Nationen weise handeln, wenn sie der chinesischen Freiheitsbewegung nicht mit äußeren Machtmitteln begegnen, die auf die Dauer doch erfolglos bleiben würden. Und so haben nicht die chinesischen Generale das letzte Wort, sondern die Kabinette in London, Washington und Tokio. Es ist eigentlich merkwürdig, daß der Kommunismus, der gegen die ganze Welt anläuft, nicht früher schon ernstem Widerstand begegnet ist. Die russische Sphinx, die der Welt das größte aller Rätsel aufgibt, fand bisher keinen Ödipus. Jetzt erst, nach zehn Jahren, nimmt Großbritannien, das sich das Imperium mundi nennt, den Kampf auf und glaubt seinen Imperialismus dem Sozialismus entgegenstellen zu können.

Nun steht England mit Rußland in einer andern Rohstofffrage, die sowohl für die Weltpolitik als auch für die Weltwirtschaft in den letzten Jahrzehnten ein ausschlaggebender Machtfaktor geworden ist, und zwar im Kampfe um das Erdöl, im schärfsten Gegensatz. England hat frühzeitig erkannt, daß der Besitz von Ölfeldern und Ölbunkerstationen für die Aufrechterhaltung seiner Seegeltung und somit seiner weltbeherrschenden politischen Macht unerläßlich sei. Es hat verstanden, stets geschickt Ölpolitik zu treiben, und hier kommt seine Machtposition in der Royal-Dutch-Shell-Gruppe, die sich neuerdings zu einem englisch-holländischen Konzern erweitert hat, zum Ausdruck. Sie ist unter der klugen Leitung Deterdings mit ihren zahlreichen Untergesellschaften zu einer gigantischen Organisation geworden, die ihre Ölfelder bis nach Mittel- und Nordamerika hineintrug. Allmählich hat sie sich zu einem beinahe ebenbürtigen Konkurrenten gegenüber der gewaltigen, von Rockefeller geschaffenen Standard Oil Company entwickelt. Nun spielen neuerdings in Rußland das Petroleumgebiet am Kaspischen Meer und die Ölfelder von Baku eine ausschlaggebende Rolle, deren Interessen nach dem Kaukasus, dem Ural, Turkistan und Sibirien hinübergehen. Mit größten Anstrengungen rangen Amerika und England um Besitz und Einfluß am russischen Petroleummarkt, bis die jüngste Zeit auf dem Rohölmarkt insofern eine wirtschaftliche Sensation brachte, als die Petroleumindustrie Sowjet-Rußlands sich durch Verträge mit zwei der größten Gesellschaften der Standard-Oil-Company zur Lieferung von rund 100 000 Tonnen Rohöl jährlich verpflichtet hat. Damit hat Rußland unverkennbar zu erkennen gegeben, daß russisches Petroleum den Kampf der Amerikaner gegen England unterstützt. Nur aus dieser neuen Kampfkonstellation ist die erst vor kurzem erfolgte Ausweisung der beiden russischen Direktoren, die in England die russischen Naphtha-Interessen vertraten, zu verstehen.

Im Interesse der natürlichen Weiterentwicklung der Weltwirtschaft würde es zu begrüßen sein, wenn der wirtschaftliche Bruch zwischen England und Rußland sich wieder überbrücken ließe. Die einzelnen Länder Europas sind zu stark aufeinander angewiesen, als daß sich nicht durch derartige unnatürliche Hemmungen des Wirtschaftsverkehrs auch nachteilige Folgen für sie bemerkbar machten.

TAGESGESCHICHTE

Der im Alter von 63 Jahren an den Folgen einer Halsentzündung **verstorbene rumänische Ministerpräsident Bratianu**, der „ungekrönte König" des Landes, war der Begründer des großrumänischen Staates. Am Schlusse des zweiten Balkankrieges, als Bulgarien am Ende seiner Kräfte stand, ließ er die rumänischen Truppen in die zu Bulgarien gehörende Dobrudscha einrücken und gewann so dieses Land für Rumänien. Im Weltkriege stellte er sich vertragswidrig auf seiten der Entente. Mit dem Frieden von Bukarest, nach der gänzlichen Niederlage Rumäniens, schien allerdings seine Herrschaft erledigt. Der Zusammenbruch der Mittelmächte brachte dann jedoch seinem Lande neuen Gebietszuwachs. In der Nachkriegszeit hielt er die Zügel im Innern fest in den Händen und vermochte alle Erschütterungen glücklich abzuwenden. Mit seinem Tode ist nun der gefährlichste Gegner der Bewegung, die dem rechtmäßigen Thronfolger Karl zur Verwirklichung seiner Ansprüche verhelfen möchte, gefallen, und es ist abzuwarten, ob das Erbe seiner Innenpolitik wird aufrechterhalten werden können. — Nach dem Ableben Bratianus trat der nach dem Tode König Ferdinands eingesetzte Regentschaftsrat zusammen und beauftragte den Bruder des Verstorbenen, Vintila Bratianu, bisher Finanzminister, mit der Neubildung der Regierung. Dieser bestätigte und vereidigte daraufhin sämtliche bisherigen Kabinettsmitglieder in ihren Ämtern, so daß die neue Regierung zunächst in ihrer Zusammensetzung gegenüber der alten keine Veränderung erfahren hat.

Als Nachfolger des am 17. November verstorbenen Sultans Mulai Jusef wurde zum **neuen Sultan von Marokko** Si Mohammed Hamada gewählt. Er ist der jüngste der drei Söhne des toten Sultans und zählt erst 17 Jahre. Diese Wahl erfolgte entgegen den Ansprüchen der beiden älteren Söhne auf Betreiben des Großwesirs El-Mokri, des einflußreichen Staatsmannes des scherifischen Reiches, einer zuverlässigen Stütze des französischen Einflusses.

Im Palais Schaumburg in Bonn vollzog am 21. November Propst Atamantow, der Erste Geistliche der russischen Kirche in Wiesbaden, die feierliche **Einsegnung der Prinzessin Viktoria von Schaumburg-Lippe und des Russen Alexander Zoubkow**. Mit dem ganzen feierlichen Pomp der griechisch-katholischen Kirche ging dieser Akt vor sich. Nach der Zeremonie des Ringwechsels und der Befragung des gegenseitigen Willens hielten zwei der Trauzeugen, Graf Mehrenberg und Herr v. Treu, die goldenen venezianischen Kronen über die Häupter des Paares. Die Braut trug den Spitzenschleier ihrer Mutter, der Gemahlin Kaiser Friedrichs. Dieses kostbare Erbstück aus dem Besitze der englischen Königsfamilie trägt die Wappenblumen des Hauses Windsor, die englische Rose, die schottische Distel und das irische Kleeblatt.

Das große Kölner Stadion in Müngersdorf sah am 20. November das elfte **Fußball-Länderspiel Deutschland—Holland**. Über 50 000 Zuschauer wohnten diesem sportlichen Ereignis bei. Der Kampf, der mit einem Unentschieden (2:2) endete, enttäuschte; er brachte nicht das fußballerische Können zur Anschauung, wie man es von dieser Vorprüfung für die Olympiade des nächsten Jahres erwartet hatte.

Der **Bau des neuen Transatlantik-Zeppelinluftschiffs** „LZ 127", der mit Unterstützung der Zeppelin-Eckener-Spende erfolgt, ist im vollen Gange. Das Schiffsgerippe, das im Rohbau, 226 m lang, bis Februar 1928 fertiggestellt sein soll, ist in einer Länge von 85 m bereits montiert. Das Luftschiff wird um die Hälfte größer sein als sein Vorgänger. Fünf Maybach-Motoren von insgesamt 2650 P.S. werden ihm eine normale Dauergeschwindigkeit von 117 Stundenkilometer verleihen. An Stelle des bisher verwendeten flüssigen Brennstoffes wird man das neue Brenngas des Luftschiffbaues Zeppelin (vom spezifischen Gewicht der



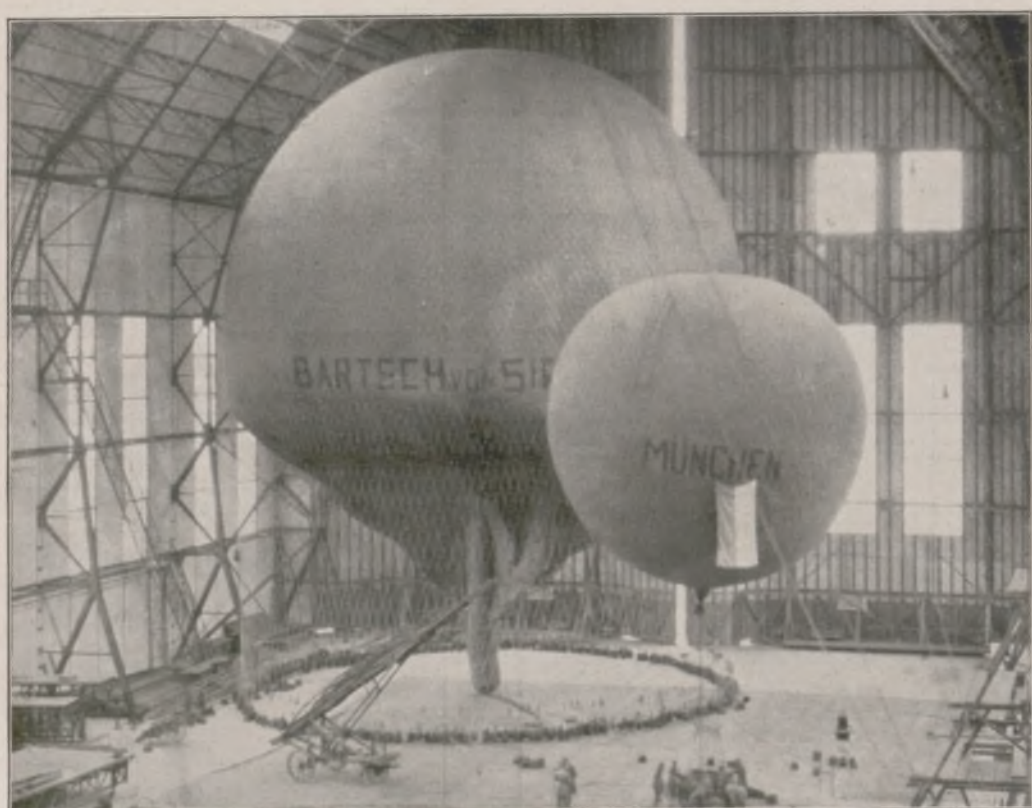
Eine neuartige Überbrückung schiffsbelebter Gewässer: Die neue Eisenbahn-Hubbrücke über dem Königshafen in Rotterdam, erbaut von einer deutschen Firma. Der Mittelteil der Brücke kann bei Schiffsdurchfahrten hochgehoben werden (wie auf dem Bild).



Dr. e. h. A. Remmele,
bisher Innenminister und stellvertretender Staatspräsident, wurde am 25. November vom badischen Landtag zum badischen Staatspräsidenten gewählt.



Der neue Roland von Neuhaldensleben (Bezirk Magdeburg): Die vor dem Rathaus aufgestellte Nachbildung der ins Museum versetzten alten Roland-Reiterfigur (schon im Jahre 1419 erwähnt).



Der Höhenforschungsballon Bartsch v. Sigsfeld, Deutschlands größter Ballon, der im Auftrag der Deutschen Versuchsanstalt, Berlin-Adlershof, erbaut wurde: Das Ungetüm, gefüllt, in der großen Zeppelin-Halle in Friedrichshafen (Bodensee); daneben ein normaler Freiballon von 800 cbm Gasinhalt. (Vgl. die Notiz unter „Tagesgeschichte".)

Luft) benutzen. „L Z 127" soll als Verkehrsluftschiff für den Transport von Fahrgästen und Fracht über weite Strecken dienen. Zu diesem Zweck enthält das Schiff einen großen Aufenthaltsraum von 5 m Länge und 6 m Breite mit elektrischer Küche, zehn Schlafkabinen mit je zwei Betten, Waschräume für die Besatzung usw. sowie Laderäume für Post und Fracht. Die Besatzung beträgt 26 Mann.

Die Deutsche Versuchsanstalt für Luftfahrt in Adlershof bei Berlin hat von der Luftfahrzeugs-Gesellschaft, Werk Seddin, einen Freiballon für Höhenforschungszwecke erbauen lassen, der, nach dem verunglückten Luftschiffer Bartsch v. Sigsfeld benannt, vor kurzem seine Probe- und Abnahmefahrten glücklich abgelegt hat. Mit seinen gewaltigen Abmessungen — 9500 cbm Inhalt, 26,3 m Durchmesser — ist er der größte deutsche und der zweitgrößte überhaupt gebaute Freiballon. Er soll Untersuchungen in Höhen von 10 bis 12 km gestatten und dabei vier Personen mit der erforderlichen Ausrüstung tragen. Der Ballon weist einige bedeutende technische Neuerungen auf, insbesondere eine eigenartige Ableitung der im Prallzustand aus dem Füllansatz austretenden Ballongase; hierdurch wird die Mitnahme eines Versuchsmotors gestattet.



Dr. Paul Jeserich,
Altmeister der modernen Gerichtschemie, häufig bei Prozessen herangezogener Sachverständiger, starb vor kurzem im Alter von 73 Jahren.



Ein Heiliges Grab in Görlitz (Schlesien): Die der Grabeskirche in Jerusalem genau nachgebaute Kapelle; Blick in die Unterhalle gen Osten. Der fromme Bürgermeister Emmerich ließ sie 1481—1489 nach einer Pilgerfahrt errichten.





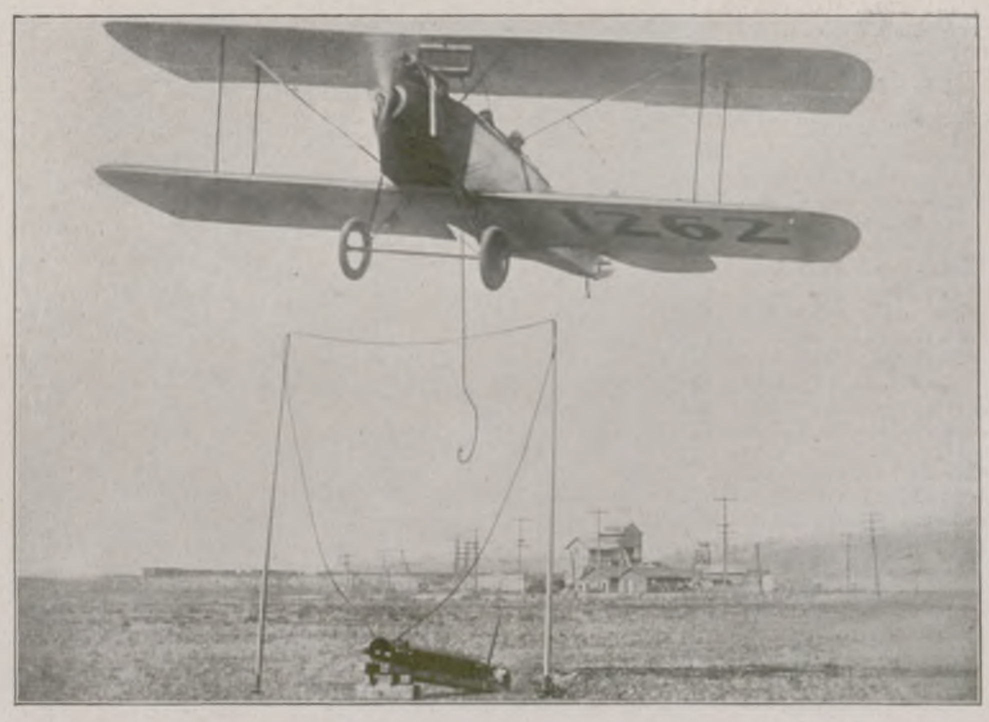
Vom elften Fußball-Länderkampf zwischen Deutschland und Holland in Köln am 20. November: Einzug der deutschen Mannschaft unter den Klängen des Deutschlandliedes und dem Beifall der 50 000 Zuschauer. Der Kampf endete unentschieden. Nebenstehend: Vom Internationalen Billard-Turnier in Berlin, das am 20. November zum Abschluß kam: Europameister Moons (Belgien) und der Berliner Poensgen (rechts), bei dem von dem deutschen Altmeister gewonnenen Stichkampf.





Links: Im Trab quer durch U. S. A.: Dr. John Seiler bei seinem Dauerlauf von Atlantic City bei Neuyork nach Pasadena (Kalifornien). Er bewältigte die 4883,2 km lange Strecke in 56 Tagen. — Rechts: Feierlicher Einzug des vor kurzem von seiner Europareise zurückgekehrten Königs Fuad in Kairo. Im Vordergrund der Wagen des Königs.





Paketabholung durch Flugzeuge unter Kanonendonner. Bei diesem von einem amerikanischen Flieger erfundenen System erfaßt ein am Flugzeug angebrachter Anker eine Leine, durch welche an der am Boden stehenden Kanone ein Schuß gelöst und dabei das Paket in die Flugrichtung geschleudert wird, um den Absturz des Flugzeugs durch den sonst unvermeidlichen Ruck zu verhindern. Für den Versand zerbrechlicher Waren sehr zu empfehlen! Links nebenstehend: Möchten Sie auch so lang sein? — Die Geschwister van Dreußen, 2,18 und 2,30 m groß, die längsten Frauen der Welt. Zwischen ihnen zum Vergleich Frau Paula Busch vom Zirkus Busch, Berlin.

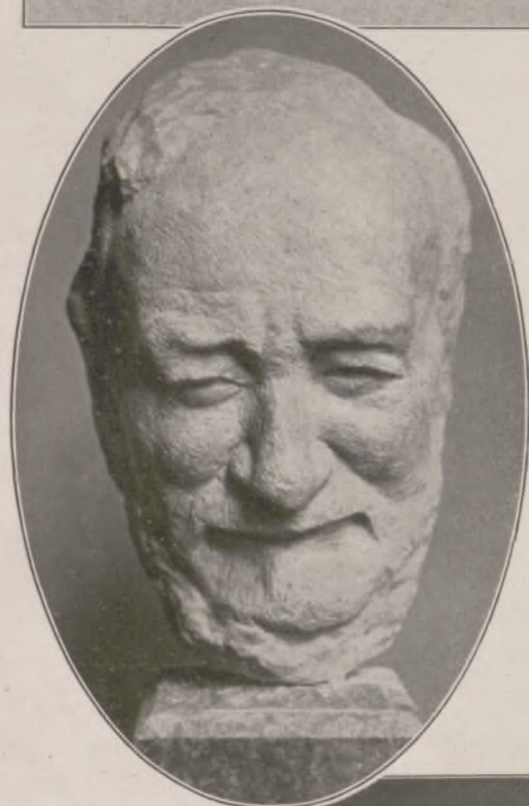


DER BILDHAUER BENNO ELKAN

ZU SEINEM 50. GEBURTSTAG AM 2. DEZEMBER



Das Gefallenendenkmal in Saarbrücken-Völklingen (Seitenansicht).



Porträtbüste aus griechischem Marmor: Der Göttinger Völkerrechtslehrer Geheimrat Ludwig v. Bar.

In einer Zeit, deren Kunstempfinden und Kunstschaffen sich fast ausschließlich in programmatisch bestimmten „Richtungen" bewegt, und deren Künstlerpersönlichkeiten von Kritik und Publikum fast nur nach dem Grad von Entschlossenheit beurteilt werden, mit der sie sich in die jeweils „letzte" Strömung werfen — in einer solchen Zeit mag es guttun, wenn eine besondere Gelegenheit den Anlaß gibt, sich mit einem Künstler zu beschäftigen, der, unbeirrt von allen Schlagwörtern des Tages, in der ruhigen Zentralität seines eigenen Wesens verharrt, und der, ohne sich in Abseitigkeit oder individuelle „Manier" zu verlieren, lediglich die innere Wahrheit seines Gegenstandes gestaltet. In den Werken Benno Elkans ist eine höchst lebendige und oft geistreiche Erfassung des äußeren Bildes zugleich durchdrungen von einer Vision des Monumentalen der plastischen Form. Diese Verschmelzung schafft jene seltene Harmonie, die von seinen Werken ausgeht; hier vielleicht liegt das Geheimnis eines Erfolges, der diesem Bildhauer und seiner stillen, gelassenen Kunst durch allen Wandel und Aufruhr der Zeit treu geblieben ist.

Erstaunlicher als die Vielseitigkeit seines Könnens und seiner Äußerungen ist das maßhaltende Gefühl für die Wesenheit der verschiedenen Kunstformen — von der spielerischen Zierlichkeit der Medaille und der bronzenen Kleinplastik bis zu der Unerbittlichkeit und ehernen Wucht überlebensgroßer Denkmalsschöpfungen. Weit über unsere Grenzen hinaus hat seine gewaltige Gestaltung des mütterlichen Schmerzes in dem „Den Opfern" des Krieges errichteten Denkmal in Frankfurt a. M. — und in einem ähnlichen in Saarbrücken-Völklingen — Widerhall gefunden. In kleineren Maßen dokumentiert sich der gleiche Geist in den Grabdenkmälern, die Benno Elkan in zahlreichen Städten geschaffen hat. Neben figurenreichen Schöpfungen, die das Thema des Todes, der Klage und des Trostes gedankenvoll abwandeln — hierher gehört auch das berühmte Denkmal Frank Wedekinds auf dem Münchener Waldfriedhof — finden wir einfache architektonische Steine von klarer und zarter Schönheit. Von ganz besonderem Reiz aber sind die Bildnisbüsten und Medaillen, deren markanteste in vielen Museen zu finden sind. Hier hat der Künstler am ungehemmtesten seine Fähigkeit der Konzentration heterogenster Dinge entfalten können, und die Enge des Gebietes wurde zur stärksten Vertiefung. Das Goethewort wurde sichtbar: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister." H. K. Z.

Figur der Trauernden vom Völklinger Denkmal. Polierter dunkler Granit.



Bronzebüste des Feldmarschalls Graf v. Haeseler †.



Farbige Büste der Operettendiva Fritzi Massary.

DIE GEFANGENEN DES GAURISANKAR

ROMAN VON OTFRID VON HANSTEIN

(8. Fortsetzung.)

Wieder wurden sie über Treppen und durch Klostergänge hinaufgeführt, dann ließ der Getsul sie warten, ging hinein und kam wieder zurück.

„Der Heilige will euch sehen."

Elisabeths Herz pochte, und während die beiden in das Vorzimmer traten und Bill Hunter zurückblieb, lächelte der alte Kampu Bombo vor sich hin.

„Zum wenigsten wird es den Heiligen erfreuen. Er ist zu ernst für seine jungen Jahre."

Elisabeth wandte sich an Heinz. Sie war totenblaß, ihre Glieder zitterten, aber sie war vollkommen beherrscht.

„Ich bitte dich, laß mich allein reden — die Stimme der Mutter — wenn du mich liebhast —"

Der Lamapriester kam aus dem inneren Gemach des Heiligen zurück.

„Bereitet euch, den Erhabenen zu sehen. Ich werde euch zu ihm führen."

Heinz hielt ihn zurück.

„Gestatte, daß mein junger Bruder zuerst allein zu dem Heiligen gehe."

„Allein?"

„Er hat ein Gelübde getan, er will des Heiligen Rat."

„Ist er nicht ein Anhänger des Gottes der Europäer?"

„Er ist ein schwärmender Knabe. Die Liebe und Verehrung des Heiligen haben uns beide über die Berge getrieben. Ich habe es dir schon gesagt. Es gibt niemanden, der den Heiligen so liebt wie wir beide, darum erlaube es."

Der Priester hatte diese wundersame Rede schon von dem greisen Kampu Bombo gehört. Er war im Grunde geschmeichelt, wie es der Abt war. Weiße Teufel, die über die Berge der Götter zogen, um den Heiligen von Getschun Gomba zu sehen! Den Heiligen von Getschun Gomba und nicht den großen Pantschen Rimpotschen im Kloster Taschi Lunbo.

„Seine Erhabenheit, der Kampu Bombo hat eure Bitte bewilligt. Ich habe keinen Grund, ihr zu widersprechen."

Er ging kopfschüttelnd, geschmeichelt und auch beleidigt zugleich, weil diese beiden sein Vermittleramt verschmähten, hinaus. Das Unglaubliche war geschehen. Heinz und Elisabeth waren allein, vor ihnen ein Vorhang und hinter diesem — ihr Sohn.

Noch einmal sammelte Elisabeth ihre Kraft, drängte die Tränen zurück, die ihr unwillkürlich aufstiegen, dann schlug sie den Vorhang zurück und trat ein.

Es war ein kleines Gemach. Viereckig, die Wände mit kostbaren Decken und Fellen behangen, allerhand Opfergeräte an ihnen, auf einem Tisch eine Anzahl mächtiger Folianten, Niederschriften der Jünger Buddhas, die von frommen Mönchen vor langen Jahrhunderten mühsam auf große Holztafeln in Spiegelschrift eingekerbt und dann mit Hilfe dieser einfachen und doch von unendlichem Fleiß zeugenden Platten gedruckt waren. Der Heilige selbst saß neben der offenen Tür, die zu einem kleinen Altan führte, in einem Sessel. Er war mit einem langen, schlichten gelben Gewand bekleidet, das seine Arme nackt ließ.

Wie er jetzt, ohne alle die Pracht, die ihn in Taschi Lunbo beim Tempelfest umgaben, hier saß und mit gespannter Aufmerksamkeit, mit einer gewissen verwunderten Neugier den Eintretenden entgegensah, war er ein lieber, schöner Jüngling an der Grenze des Knabenalters. Ein junger Mann zugleich, denn seine Augen waren klug, waren ernst und reif, während seine Züge, seine Gestalt noch die Weichheit früher Jugend besaßen.

Einen Augenblick stand Elisabeth, sah ihn an, sah in dieses reine, edle Gesicht, dann warf sie sich, wie es die Vorschrift besagte, vor ihm nieder.

Sie war glücklich, noch einen Augenblick der Sammlung zu haben, trotzdem — welch ein Widersinn! Die Mutter, die ihr verlorenes Kind findet, nach siebzehn qualvollen Jahren, und die sich jetzt, wie anbetend, vor diesem Kinde zu Boden wirft, anstatt es in ihre Arme zu pressen.

Erstaunter noch sah Tuban Toki auf seinen seltsamen Gast. Auf diesen Jüngling, von dem man ihm gesagt hatte, daß er Hunderte von Tagereisen durch Winter und Eis geritten sei, um ihn zu sehen, und der nun vor ihm auf dem Boden lag und seine Ergriffenheit, die der Heilige nur für den Ausdruck der Anbetung Buddhas hielt, nicht zu meistern vermochte.

Mit einem kindlich warmen Ausdruck sagte Tuban Toki:

„Steh auf, mein Gast, setze dich zu mir. Trinke den Tee, den ich dir bereiten ließ, und sprich, was dich zu mir führt."

Wenn je noch ein Zweifel in ihrer Brust gewesen wäre, diese Stimme wäre der letzte Beweis gewesen. Diese Stimme, die tibetische Laute sprach, und die sie doch in ihrer Färbung, in ihrem Tonfall so unendlich an die ihres Zwillingsbruders gemahnte.

Sie stand auf und trank gehorsam den Tee, wußte, daß es eine Verletzung der Sitte gewesen wäre, wenn sie ihn nicht getrunken, bevor sie geredet.

Er sah ihr lächelnd zu.

„Nun also, was führt dich zu mir?"

Sie nahm sich zusammen, sah ihn an und sagte:

„Meine große, meine unendliche Liebe zu dir."

Es war etwas in diesen Worten, in dieser zitternden Stimme, das den Heiligen aufhorchen ließ. So hatte noch niemand zu ihm gesprochen. Er lächelte etwas verlegen.

„Deine Liebe zu Buddha. — Du kennst mich nicht. Du siehst mich heute zum erstenmal."

„Ich kenne dich. Ich kenne dich länger und besser als alle anderen Menschen auf dieser Welt. Ich bin der erste Mensch, der dich gesehen hat, noch ehe die Priester von dir wußten."

Sie sah, daß in seinem Gesicht ein Zweifel aufblitzte. Sie fühlte, daß sie zu schnell gewesen.

„Verzeih, Heiliger, du verstehst mich nicht."

„Nein, ich verstehe dich nicht, aber ich fühle, daß du leidest. Du hast von mir gehört? Du hast mich in deinen Andachten gesehen?"

Er kam ihr, ohne es zu wissen, entgegen. Nichts Seltsames war es für ihn, der selbst ein schwärmender Jüngling war, daß dieser andere Jüngling ähnlich war wie er selbst. Er hatte es an sich erlebt, daß frommes, aszetisches, stundenlanges Sichversenken in Meditationen der Seele Erscheinungen vorzauberte. Auch er war überzeugt, zu öfteren Malen Buddha selbst im Kreise seiner Jünger mit seinen Augen gesehen zu haben, und wenn er den Priestern davon gesprochen, hatten sie ihn in seinem Glauben bestärkt. Warum sollte dieser fremde Jüngling in seinen Gebeten nicht auch ihn, den wieder zum Leben erweckten Buddha, gesehen haben?

Elisabeth hatte sich gefaßt.

„Ich habe eine große Bitte an dich."

Er war voller Teilnahme.

„Kann ich dir helfen?"

„Nur du, deshalb kam ich zu dir."

„Was kann ich tun?"

„Versuche, mich zu verstehen."

„Sprich!"

Trotz allem war Tuban Toki selbst innerlich verwirrt, hatte Empfindungen, die er nie gekannt. Besaß keine Erklärung für die Erregung dieses jungen Fremden.

„Darf ich ganz frei reden?"

„Rede!"

„Ich habe dich belogen."

„Du hast —?"

„Du hältst mich für einen jungen Mann."

„Wie sollte ich anders?"

„Ich bin eine Frau. Ich bin auch nicht so jung, wie meine Kleidung als Mann es vermuten ließ. Du hast den Mann in grauen Haaren gesehen, der dort im Vorzimmer sitzt und auf mich wartet. Er ist mein Mann, und ich bin sein Weib."

Der Heilige erstaunte noch mehr, schüttelte langsam den Kopf, wollte reden, aber Elisabeth hob bittend die Hand.

„Laß mich sprechen. Ich bin ja Monate gereist um dieser Stunde willen, dieser einen heiligen Stunde. Zwei ganze Jahre, seit ich dich in Taschi Lunbo gesehen, habe ich um diese eine Stunde gefleht. Versuche, mich zu begreifen. Ich bin die Frau jenes Mannes und — bleibe ruhig, Heiliger — ich weiß nicht, wie ich dich nennen soll — ich — ich — sieh mich an, frage dein Herz — ist nichts in diesem Herzen, das dir unbewußt eine Erinnerung gibt, das dir sagt, daß ich dir nicht fremd bin?"

Ein leiser Verdacht stieg in Tuban Toki auf. Er sah den unendlichen Schmerz in dem Gesicht dieses Jünglings, der ihm sagte, daß er eine Frau sei. Es lag etwas Heiliges in diesen vergrämten Zügen, in denen er jetzt erst, als er sie genau betrachtete, die Spuren der Jahre zu erkennen glaubte, und doch dünkten ihn die Worte die eines Menschen, der nicht klar bei Sinnen schien.

„Wie sollte ich dich je gesehen haben?"

„Ich kann mich nicht länger beherrschen — ich — ich bin deine Mutter!"

Tuban Toki sprang auf. Unwillkürlich griff seine Hand nach dem Schläger, der den Gong erklingen ließ und die Priester herbeirief.

Wieder hob Elisabeth beide Hände.

„Laß mich sprechen. Ich bin nicht geistesverwirrt. Laß mich dir erzählen. Ich flehe dich an. Bei aller Liebe, die ich so heiß für dich fühle, bei all dem unendlichen Schmerz, den ich um dich gelitten."

Er fühlte sich unwillkürlich ergriffen.

„Sprich!“

„Es war vor siebzehn Jahren. Nicht wahr, siebzehn Jahre zählt doch dein Leben?“

Er nickte leise.

„Ich war mit deinem Vater über die Berge gezogen, die du den Garten der Götter nennst. Wir wollten zu dem Eisgipfel des Gaurisankar emporsteigen. Wir haben nicht zu atmen vermocht in der Höhe des ewigen Eises und sind herniedergestiegen in eine Schlucht, in die uns der Zufall geführt hat. Wir waren in dieser Schlucht und fanden aus ihr keinen Ausweg mehr. Aber dort stand ein kleiner Tempel des Buddha. Ein Einsiedler hat ihn wohl früher bewohnt, denn wir fanden in einer Tschorte noch seine Gebeine. In dieser Schlucht, in diesem Tempel, den ein kleiner See umgab, da habe ich dich geboren, während das Wintereis bis zu uns herabkam und die wilden Stürme das Haus umtobten. Habe dich geboren, dicht zu den Füßen eines ehernen Buddhabildes. Und als du acht Tage alt warest, da warst du eines Morgens aus dem Tempel verschwunden. Dein Vater und ich, wir waren fast wahnsinnig vor Schmerz. Wir haben nach dir gesucht und fanden keine Erklärung dafür, daß unser Kind, in der Nacht aus dem verschlossenen Tempel und dicht von meiner Seite verschwunden war. Wir haben dich fünfzehn lange Jahre als tot beweint, und erst vor zwei Jahren, als in Taschi Lunbo das große Fest war, da habe ich dich wiedergesehen.

Weißt du nicht, welches Geheimnis deine Geburt umschwebte? Weißt du nicht, daß du ein Kind warst mit weißer Haut, blauen Augen und hellen Haaren? Weißt du nicht, daß damals, als der Heilige dieses Klosters gestorben war, der Kampf tobte zwischen den gelben und roten Mönchen, und daß die roten Mönche, die etwas Unmögliches zu verlangen begehrten, das Kloster nur dann den gelben Lamas wieder lassen wollten, wenn diese ein Kind fänden, das wie ein Kind der Europäer geartet sei? Du Lieber, der du in deinen Gebeten gar nicht ahnst, wie sehr die Lamapriester dich und alle betrogen.

Ein unterirdischer Gang führt wahrscheinlich vom Kloster Getschun Gomba bis zu jenem Tempel, in dem wir Zuflucht gefunden. Ich weiß das nicht genau. Die Priester und vielleicht du werden es besser wissen. Damals haben sie dich aus meinen Armen geraubt und haben dich einer tibetischen Mutter in die Arme gelegt und mit dir das Volk betrogen.

Du bist mein Kind, du bist das Kind, um das ich siebzehn lange Jahre gelitten habe. Versuche, mich zu verstehen.“

Sie hatte zuerst mit gesenktem Haupt, wie für sich selbst, gesprochen, jetzt sah sie ihn wieder mit ihren großen, von Schmerz, Sehnsucht und Hoffen zerrissenen Augen an. Tuban Toki hatte sie ausreden lassen, aber er hatte sie angeblickt.

Alles das, was sie sprach, war ungeheuerlich, klang an sein Ohr mit Worten, die er nicht begriff. War das Wahnsinn? Was sollte es sonst sein? Wahnsinn, Lästerung? Und doch — er, fast noch ein Knabe, er hatte in seinem ganzen Leben niemand um sich gesehen als die Priester und das alte, häßliche Weib, das er seine Mutter nannte.

Er hatte nie in seinem jungen Leben bei irgendeinem Wesen eine so starke innere Bewegung gesehen wie bei dieser Frau. Alles um ihn herum ging einen ruhigen, kühlen Weg. Kühl, fast gleichgültig die Gebete der Priester, kühl die Weisheitslehren Buddhas, kühl jedes Wort des Chanzo Cusho und stumpf und kühl auch das Wesen seiner tierhaften Mutter. Nun sah er, der selbst leidenschaftliche Jüngling, der Jüngling, der nie mit einer Frau gesprochen hatte, der nie Sehnsucht nach einem Weibe empfunden, weil er außer seiner Mutter nie eines gesehen, in den Abgrund dieser verzweifelten, nach ihm ringenden Seele und wußte, daß aus dieser Seele ihm irgend etwas Großes, etwas Fremdes entgegenstrebte.

Er schüttelte den Kopf. Einmal hatte er in den Büchern von fanatischen Priestern gelesen, die in der Ekstase des Wahnsinns rasten. Auch diese Frau — er zweifelte nicht mehr, daß sie eine Frau war — mußte verwirrt sein, denn es war ja augenscheinlicher Wahnsinn, der aus ihr sprach. Er beugte sich zu ihr herab, die unwillkürlich wieder auf ihre Knie gesunken, und legte seine Hand auf ihre Stirn.

„Du Arme, wie du mir leid tust. Ich will zu Buddha beten, daß er die Qual des Wahnes von dir nimmt, ich will mit dem Chanzo Cusho und mit dem Kampu Bombo beraten —“

Elisabeth sprang auf, jetzt war ihre Stimme angstvoll.

„Sprich nicht zu ihnen! Sie wissen es ja. Sie sind es ja, die den Betrug verübt haben, sie würden dich und mich töten.“

Unwillkürlich war auch Tuban Toki aufgestanden. Der plötzliche Ausbruch erschreckte ihn, zumal er innerlich überzeugt war, daß er einer Irren gegenüberstand. Wieder griff seine Hand nach dem Gong. Elisabeth faßte diese Hand. Sie zuckte zusammen. Nach siebzehn Jahren faßte sie zum erstenmal die Hand ihres Kindes und hielt diese zurück, da sie im Begriff war, sie und ihr Kind zu verderben.

„Du glaubst mir nicht. Es ist selbstverständlich, daß du mir nicht glaubst. Wie könntest du mir glauben, die du heute zum erstenmal siehst, die dir fremd ist, und die dein ganzes bisheriges Leben dir zur Lüge macht. Ich muß dir Beweise bringen. Sieh her. Dies ist mein Bild. Dies ist mein Gesicht, so wie es war, als ich siebzehn Jahre zählte, als ich so alt war, wie du jetzt bist.

Sieh her, dies ist der Tempel, in dem wir jenen Winter verbrachten, und in dem ich dich geboren habe.“

Tuban Toki nahm die Bilder, aber der Erfolg, den Elisabeth erhofft hatte, blieb aus. Er warf einen flüchtigen Blick auf jenes junge Mädchen, das die Jugend der Frau verkörpern sollte, die vor ihm jetzt wieder aufrecht stand. Sein Auge glitt von dem Bilde zu jener hinüber. Er verglich, er nickte. Das war wohl möglich. Aber ein weiterer Gedanke kam ihm nicht, denn nie hatte er sein eigenes Bild in einem Spiegel betrachtet, und so wußte er nicht, wie ähnlich er selbst dem Bilde war. Dann warf er auch einen Blick auf das Bild des Tempels. Er kannte das Gebäude nicht. Es war für ihn irgendein Tempel, wie es Tausende gab in Tibet.

Trotz allem tat diese Frau ihm unendlich leid. Diese tapfere Frau und auch dieser Mann, den er draußen im Vorzimmer stehen sah, der alles mit angehört hatte, und der also gleich dieser Frau vom Wahne geschlagen war.

„Ich fühle mit dir. Buddha hat dich gestraft. Ich will zu den Priestern von dem nicht sprechen, was du mir gesagt hast. Du hast sie gelästert. Du hast auch Buddha gelästert. Ich will es glauben, daß du es unbewußt tatest. Geh. Verlaß das Kloster. Ich will dir nicht zürnen. Ich gebe dir meinen Segen, aber geh und reise unverzüglich in deine Heimat. Bete zu den Göttern, daß sie den Wahn von deiner Seele nehmen!“

Unwillkürlich hatte auch seine Stimme gezittert. Nie hatte ihn eine Rede so ergriffen wie die jener Frau.

Elisabeth schluchzte jetzt auf.

„Es ist kein Wahnsinn. Fühlst du es nicht? Ist denn nichts in deinem Herzen, in deinem Blut, was für mich spricht? Bei dem Allmächtigen, der über uns steht — nenne ihn Buddha — ich bin deine Mutter. Er soll mich vernichten, vor deinen Augen, wenn ich es nicht bin. Ich will jetzt gehen, dich verlassen und kehre in unser Zeltlager zurück. Deine Ruhe habe ich gestört, aber ich mußte es tun. Ich will ja nichts als das Gute für dich. Sprich nicht mit den Priestern, bleibe allein. Denke nach über das, was ich dir sagte. Denke nach, daß es doch ganz unmöglich war, daß eine tibetische Mutter ein Kind zur Welt brachte, wie du es bist. Denke nach über alles. Hier sind die Bilder, ich lasse sie dir. Betrachte dich selbst in dem Spiegel. Sieh, daß jeder Zug deines Gesichtes mir gleicht, forsche in deinem Herzen, und wenn du mich willst, dann rufe mich zu dir. In deiner Hand liegt unser Leben, unser Tod. Sprichst du mit den Priestern, dann sind wir selbstverständlich verloren, aber wir fliehen nicht.“

Die Bewegung war übermächtig in ihr, wieder war sie auf ihre Knie gesunken, hatte seine Hände ergriffen.

„Denke nach, prüfe dein eigenes Herz — sieh mich an — denke an jenes Weib, das du Mutter genannt hast, und laß dir noch einmal sagen, daß es auf der ganzen Welt niemanden geben kann, der dich so liebt wie ich, niemanden, der so viel Unfägliches gelitten hat wie ich in diesen Tagen und Wochen und Jahren um dich.“

Sie sank in sich zusammen, sie schlug ihre Hände vor das Gesicht und weinte ein jammerndes, herzzerbrechendes Weinen.

Heinz trat in das Gemach, dachte nicht daran, daß es der Heilige war, vor dem er sich hätte in den Staub werfen müssen, und sagte:

„Mein lieber Sohn Erwin, es ist alles heilige Wahrheit, was deine Mutter dir eben gesagt hat, denke nach über alles und prüfe dich selbst. Du bist nicht eine Wiedergeburt Buddhas, du bist unser Sohn, aber du bist auch frei von jener Schuld, die die Priester auf sich geladen, denn du warst ja ein unmündiges Kind. Wir verlassen dich nicht. Bedenke, das Leben deiner Mutter liegt in deiner Hand!“

Jetzt sah Tuban Toki auch diesen Mann. Auch diesen ernsten, grauköpfigen Mann, der ganz ruhig sprach, und der gewiß nicht aussah wie ein Lügner oder wie ein Irrer, und der ihn mit einem Namen angeredet hatte, den er niemals in seinem Leben hörte.

Diese Frau tat ihm unendlich leid; seine eigene, weiche Seele war voller Schmerz um das Leid dieser Frau. Die Stimme des Mannes ergriff ihn anders, wühlte sein ganzes Innere auf, senkte in seine Brust zum erstenmal wirklichen Zweifel.

Jetzt hatte auch Tuban Tokis Gesicht einen gequälten Ausdruck.

„Ich bitte euch, geht. Ich will nachdenken über das, was ihr gesagt habt, wenn ich auch weiß, daß es nichts ist als ein Frevel oder eine Versuchung der neidischen Götter.

Geht, ich bitte euch, und laßt mich allein!“

Noch immer lag Elisabeth weinend am Boden, und jetzt hob Heinz sie auf.

„Komm, unser armer, lieber Sohn hat recht, er muß jetzt allein sein.“

Tuban Toki zuckte unwillkürlich zusammen, als wieder das Wort „Sohn“ an sein Ohr klang. Er wandte sich ab, preßte die Hand gegen die Stirn und lehnte den Kopf an die Wand. Er war in diesem Augenblick nicht der Heilige von Getschun Gomba, sondern ein im Tiefsten erregter, schwer in seiner Seele erschütterter Jüngling.

Heinz legte den Arm um Elisabeths Schultern und führte sie langsam hinaus. Draußen stand der Lamapriester, der es nicht gewagt hatte, wiedereinzutreten, weil ja der Kampu Bombo diesen beiden gestattet hatte, allein mit dem Heiligen zu reden. Für ihn war auch jetzt Elisabeth keine Frau, sondern der Bruder des anderen Europäers. Er sah die beiden hinaustreten, er sah die Tränen in den Augen Elisabeths und lächelte. Ihm kam kein Zweifel, in ihm war ein Triumph über den gewaltigen Eindruck, den der Heilige seines Klosters auf die beiden weißen Teufel gemacht hatte.

(Fortsetzung folgt.)



Ein Nachkomme der alten volkstümlichen Kunst des Puppenspiels: Hinter den Kulissen des italienischen Marionetten-Theaters „Teatro dei Piccoli". Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Lotte Oldenburg-Wittig.

Die alte beliebte Puppenspielkunst hat in neuerer Zeit verschiedene Wiederbelebungsversuche erfahren. Eins der erfolgreichsten von diesen Unternehmen ist das Marionetten-Theater des Dr. Vittorio Podrecca, gegründet im Jahre 1912, das in ganz Europa sowie in Amerika lebhaften Beifall gefunden hat. Das umfangreiche Repertoire weist Opern, musikalische Märchen, Sketches, Possen und Varieténummern auf, wobei die Rollen von Marionetten gegeben werden, die bis über ein Meter hoch sind. Das Theater befindet sich auf einer Gastspielreise durch Deutschland und spielte kürzlich im Krystall-Palast zu Leipzig.

TEUFELSDARSTELLUNGEN IN DER BILDENDEN KUNST



St. Wolfgang und der Teufel. Pacher-Altar, München, Pinakothek.

Dem mittelalterlichen Menschen galt der Satan, die Personifikation des bösen Prinzips, mehr als lächerlicher Hanswurst, der zuletzt immer den kürzeren zog, Prügel bekam und ausgelacht wurde. Diese Vorstellung wurde begünstigt durch die mittelalterliche Bühne, die hauptsächlich religiöse Stücke zur Aufführung brachte, der derbsinnlichen Geistesverfassung des damaligen Publikums angepaßt. Die mittelalterliche Malerei fußt in hohem Maße auf der mittelalterlichen Schaubühne. Hans Holbein der Ältere und Wolgemut, Hans Burgkmair, aber auch die Niederländer haben oftmals geradezu Bühnenbilder, wie sie die damaligen religiösen Schauspiele brachten, als Gemälde der Nachwelt erhalten. Einer der besten Beweise hierfür ist wohl Hans Holbeins „Große Passion“ in der Galerie zu Donaueschingen.

Entsprechend der Rolle, die dem Teufel in der mittelalterlichen Bühnenliteratur zukam, mußte er schon in seinem Äußeren möglichst abschreckend und häßlich sein. Er trat bald als „Ritter mit dem Pferdefuße“, bald als lächerlicher Hanswurst auf, bald auch in so abschreckend häßlichen Masken und Verkleidungen, daß er jedermann sofort als Fürst der Unterwelt erkennbar war.

Eine der interessantesten und trefflichsten altdeutschen Teufelsdarstellungen der ganzen Kunstgeschichte ist wohl die des Tiroler Malers Michael Pacher (etwa 1435 bis 1498) auf seinem berühmten ehemaligen Kirchenväteraltar des Domes zu Brixen in Tirol. Dargestellt ist die Szene, wie der heilige Wolfgang den Satan, der in abschreckender Häßlichkeit geschildert ist, zwingt, ihm das Meßbuch zu halten. Dieses Gemälde, in seiner Art ein Kunstwerk von hohem Range, bildet ein sehr wertvolles Zeitdokument.

Die viel ältere Teufelsfratze des Domes zu Augsburg, von einer alten romanischen Erztür stammend, ist ebenfalls äußerst interessant für die Gedankenwelt der damaligen Menschen. Der Teufel will mit allen Mitteln die Leute am Betreten des Gotteshauses hindern. Aber er wird im Gegenteil zu seinem Ärger geradezu gezwungen, das Betreten der Kirche zu erleichtern, indem er als Türöffner dient.

Später, in der Renaissance-Epoche, als mit der humanistischen Bildung auch ein geläuterter Geschmack in Deutschland einzog, verschwinden die naiv derben Teufelsvorstellungen immer mehr, um vollendeten Kunstschöpfungen Platz zu machen, die seitdem nicht mehr übertroffen worden sind.

Noch halb auf dem Gedankenkreis der älteren Zeit fußt eine überaus kostbare Reliefplatte in der Altarpredella der Fuggerkapelle zu Augsburg. Sie stellt



Höllenfahrt Christi. Gemälde von Martin Schaffner in der Staatsgalerie Stuttgart.



Petrus und Paulus beschwören den Magier Simon. Münchner Schule von 1457.



Versuchung des heiligen Antonius. Schwäbische Schule.

den Besuch Christi bei den Seelen der Vorhölle (Fegfeuer) dar, denen die Erlösung verkündigt wird. Der Satan gebärdet sich angesichts dieses Erlösungswerkes ganz verzweifelt.

Fast identisch mit dieser Plastik (wohl von Hans Daucher in Augsburg) ist ein Gemälde des gleichzeitigen Ulmer Malers Martin Schaffner, das jetzt in der Staatsgalerie zu Stuttgart hängt. Zwischen beiden Kunstwerken bestehen sicher Zusammenhänge; es liegt nahe, daß Schaffner, der ja auch viel und oft in Augsburg arbeitete, die köstliche Reliefplatte abgezeichnet und frei als Gemälde wiederholt hat.

Ist diese Arbeit noch zum Teil im Ideenkreis der mittelalterlichen Kunst begründet, so ist die grandiose St.-Michaels-Gruppe des Hans Reichel am Zeughause zu Augsburg eine vollendete Kunstschöpfung im Geiste der italienischen Renaissance (1602—1607). Sie zeigt den Höllensturz Luzifers durch den Erzengel Michael in überlebensgroßen Bronzefiguren. Bewunderungswürdig ist, wie es der Künstler versteht, dem Antlitz des Gestürzten alle Gebärden des Schreckens und Entsetzens zu verleihen. Diese Arbeit ist, auch rein gußtechnisch betrachtet, ein überragendes Kunstwerk, ebenbürtig den besten ähnlichen Arbeiten Italiens!

Hat hier Reichel den Kampf des guten und bösen Prinzips aus einem christlichen Motiv heraus begründet, so hat beinahe gleichzeitig Adriaen de Vries in seiner Augsburger Herkulesgruppe (auf dem Herkulesbrunnen) das gleiche Motiv aus dem Ideenkreis der antiken Sagenwelt heraus meisterhaft behandelt. —







Oben links: Die Michaels-Bronzegruppe am Zeughaus in Augsburg von Hans Reichel.
Oben rechts: Herkules im Kampf mit der Hydra. Gruppe auf dem Herkulesbrunnen in Augsburg. Von Adriaen de Vries (1602).
Im Kreis: Der Kopf des Luzifer von der Michaelsgruppe.
Rechts nebenstehend: Teufelsfratze. Roman. Türhenkel am Dom in Augsburg.
Unten links: Christus in der Vorhölle. Relief in der Fuggerkapelle der Annakirche in Augsburg.





Die weit überlebensgroße Gruppe des die Hydra bekämpfenden Herkules aus Bronze ist in ihrer Art auf der ganzen Welt, selbst in Italien, ohne Gegenstück. Auch die Herkulesgruppe ist aus Glockenmetall (Bronze) gegossen und eine gewaltige gießtechnische Leistung gewesen. Die um Hubert Gerhard, Hans Reichel, Adriaen de Vries, Wolfgang Neidhard usw. sich gruppierende Augsburger Plastiker- und Gießerschule war in ihrer Epoche die leistungsfähigste der ganzen Welt.

Ein Merkmal der Renaissance war es, die Person des Teufels nicht mehr als lächerlichen Hanswurst darzustellen. Vielmehr schildert man ihn, soweit man überhaupt religiös eingestellt ist und ihn nicht lieber der antiken Mythologie entnimmt, wie auf dem Fresko Licinios am Rehlingerhause zu Augsburg (Pluto), als tief unglücklichen gestürzten Engel, dem nur Schmerz und Entsetzen die Züge verzerren.

Es gibt unendlich vielerlei Motive der mittelalterlichen und späteren Kunst, bei denen der Teufel oder seine Vertreter (Magier Simon) eine Rolle spielen. Die Versuchung Christi, das Jüngste Gericht, den Höllensturz der Verdammten — man denke nur an Peter Paul Rubens — haben die Künstler oft und gern geschildert. Es gab sich da eine Gelegenheit, der Phantasie völlig freien Lauf zu lassen und je nach Einstellung den Teufel als gefallenen Engel oder als halbwilden Faun mit Pferdefuß darzustellen. All die vielen Bilder mit tanzenden Satyrn, Faunen usw. sollen ja ebenfalls das böse Prinzip, begründet aus der antiken Mythologie, darstellen.

Eine Stellung für sich nimmt der geöffnete Höllenrachen ein, wie er als Steinplastik an einem gotischen Portal des Domes zu Augsburg und auf einem Glasgemälde Hans Holbeins im Dome zu Eichstätt erscheint. Es ist ein offener Raubtierrachen, der alles verschlingt — ein Ausbund der abschreckendsten Häßlichkeit.

Hans Huber.

Sämtliche Aufnahmen von Kunstverlag M. Lang, Höfles Nachf., Augsburg.

Das farbige Wohnhaus.

Von Karl August Walther. Mit 5 Aquarellen und einem Gemälde von Prof. Fritz Beckert.

Die Fragen praktischer Farbenkultur beschäftigen gegenwärtig nicht mehr allein die Fachkreise, sondern finden ständig wachsende allgemeine Beachtung. Länger als ein Jahrhundert war die Farbe aus Innenraum und Außenarchitektur verbannt, selbst in der Kleidung mußte sie weichen. Farbige Volkstrachten und schmucke Bauernhäuser bilden noch eine Erinnerung an farbenbunte vergangene Zeiten. Der Klassizismus mit seiner unverstandenen Lehre von der grauen und ungefärbten Antike verdrängte seit der Mitte des 18. Jahrhunderts immer mehr die Farbe aus Kunst und Leben. Wenn im Zeitalter des Rokokos noch im Innenraum lebendige Farbenakkorde erklangen, so mußten diese bald einer kalten, blassen Eintönigkeit das Feld räumen. Diese Entwicklung erreichte ihren Höhepunkt gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Der Aufschwung in Industrie und Wirtschaft ließ Großstädte mit Fabriken und endlosen Reihen grauer Miethäuser wie Pilze aus der Erde schießen. Dazu kam die Durchsetzung unserer Volksseele mit dem verderblichen Geiste des Materialismus. Die Sucht nach Geld, Reichtum und Genuß machte die Menschen hastig und nervös; besinnliche Gemüter mußten in diesem Wettlauf um den Mammon erliegen. Der Einfluß Hegelscher Philosophie hatte die Heranziehung einseitig intellektualistisch geschulter Geschlechter zur Folge, denen praktischer Sinn und Urteilsfähigkeit den Zeiterscheinungen gegenüber abging.

Die Überschätzung des Verstandes bedingte eine Vernachlässigung des Gemüts. Wie der Verstand auf das Formale, Lineare, Zeichnerische gerichtet ist, so läßt das Gemüt vor allem das gesamte Eindrucksspiel der Farbe wirksam werden. Im Zeitalter der unumschränkten Herrschaft des Intellekts mußte alles das zurücktreten, was an farbigen Werten zum Gemüte der Menschheit sprach.

Der Materialismus hat abgewirtschaftet. Dem Intellektualismus ist der Individualismus gefolgt und diesem wiederum der Neu-Idealismus. Die materielle Verarmung weiter Kreise hat einer neuen geistigen Kultur den Boden bereitet, die nach harmonischem Ausgleich strebt. Ein wichtiger Vorbote ist der lebhafte Wunsch zur Sachlichkeit in Kunst und Literatur, in Politik und Wirtschaft. Diese Voraussetzungen konnten einer Farbenbewegung, deren Anfänge sich bereits zu Anfang des Jahrhunderts in Hamburg, Magdeburg, Dresden und anderen Plätzen zaghaft bemerkbar machten, zu jenem bedeutsamen Aufschwung verhelfen, der seinen mächtigsten Ausdruck in dem Zusammenschluß fast ausnahmslos aller Fachkreise in dem „Bund zur Förderung der Farbe im Stadtbild" gefunden hat. Die Aufgaben des Bundes und damit der Farbenbewegung für Außenarchitektur überhaupt sind künstlerischer, technischer und organisatorischer Art. Nicht nur die alten Beispiele farbiger Häuser müssen aufgedeckt werden, sondern es ist unter weiser Berücksichtigung geschichtlicher Erfahrungen auch dem Geschmack und Geist des 20. Jahrhunderts Rechnung zu tragen. Alte Häuser sind zweckmäßigerweise mit den ursprünglichen Farben zu behandeln, die vorwiegend gelbe und rote Erdfarben waren. Die neuzeitliche Farbentechnik gibt dem schaffenden Architekten eine Fülle geeigneten Materials in die Hand, seien es Buntfarben oder farbige Trockenmörtel (Terranova). Auch Ziegel- und Sandsteinbauten erfreuen sich zunehmender Beliebtheit. Unsere klargegliederte moderne Bauweise verlangt geradezu eine farbige Betonung.

Da mit dem steten Wachsen der Farbenbewegung immer mehr Pfuscher am Werke sein werden, sind organisatorische Maßnahmen, wie sie in einzelnen Städten bereits erfolgreich durchgeführt wurden, einer gesunden Entwicklung förderlich. Beratungsstellen und künstlerische Gutachter-Ausschüsse müssen geschaffen werden, um Gutes durchzusetzen und Ungesundes zu verhindern. Technisch schlechtes Farbenmaterial muß von der Verwendung ausgeschlossen werden. Institute, wie das von Professor Eibner in München vorzüglich geleitete, müssen der ständigen maltechnischen Forschung dienen. Aufklärung der Malermeister und Baumeister durch künstlerisch fähige und technisch kundige Fachleute ist eine der wichtigsten Aufgaben, welche die junge Farbenbewegung stellt. Fehler und Mißgriffe lassen sich nie vermeiden, sie müssen der Erfahrung und Belehrung nutzbar gemacht werden. Atmosphärische Einflüsse sorgen für Milderung schreiend greller Farben, deren Mißklang das Auge beleidigt, anstatt zu erfreuen. Harmonische Zusammenstellung bestmöglicher Farben am einzelnen Hause und in ganzen Straßenzügen, feine Abstimmung zur gesamten Umgebung sind die Ziele der praktischen Farbenkultur. Der Anblick des farbigen Wohnhauses wird nicht nur die Bewohner erfreuen, sondern auch den Vorübereilenden erfrischen. Das gesamte Stadtbild aber muß in farbiger Hinsicht ein harmonisches Ganzes bieten, um dem menschlichen Auge die Totalität des Eindrucks zu vermitteln.

Die sechs abgebildeten Beispiele farbiger Wohnhäuser nach Aquarellen und einem Gemälde



Altstadthaus in Frankfurt a. M. (Gemälde.)



Siedlungshäuser bei Frankfurt a. O. (Aquarell.)



Haus in Dresden-Blasewitz. (Aquarell.)



Altes Bürgerhaus zu Berching in der Oberpfalz. (Aquarell.)



Haus Sorgenfrei in der Niederlößnitz bei Dresden. (Aquarell.)

von Professor Beckert, Dresden, zeigen die wichtigsten verschiedenen Typen, wie sie in Deutschland vor allem zu sehen sind. Ein herrschaftliches Landhaus mit hellrotem Anstrich finden wir in dem „Haus Sorgenfrei“ in der Niederlößnitz bei Dresden. Als neuzeitliche städtische Einfamilienvilla wird ein Haus in Dresden-Blasewitz gezeigt, dessen ockergelbe Fassade zu dem ziegelroten Dache in gefälliger Beziehung steht. Das blaugrüne Gartenhäuschen der Nachbarvilla bietet dazu ein reizvolles Gegenspiel. Die vorwiegende Verwendung der gelben Farbe, wie bei den Siedlungshäusern bei Frankfurt a. O. und den alten Bauernhäusern in Wachwitz bei Dresden, rechtfertigt sich durch die besondere Anpassungsfähigkeit dieses natürlichen Farbstoffes an die Dinge der Umgebung. Von älteren farbigen Bauwerken, die als Wohnhäuser dienen, mögen noch ein rosa getünchtes Bürgerhaus mit wundervollem Treppengiebel in Berching und ein Altstadthaus in Frankfurt a. M. als Beispiel geboten werden.

Nicht allein das Wohnhaus soll in Zukunft farbige Fassaden schmücken, sondern auch Industrie- und Verkehrsbauten müssen, dem Geiste unserer Zeit entsprechend, vom trostlosen Grau des vergangenen Jahrhunderts befreit werden. Ebenso wird der Innenraum, dessen Ausgestaltung jener Entwicklung bereits gefolgt ist, immer mehr zu einem Zeugnis feiner Farben- und Geschmackskultur werden.

Wenn es gelingt, in den kommenden Jahrzehnten die grauen Steinwüsten der Großstädte farbig zu beleben und neu zu gestalten, so wäre damit nicht nur eine hohe soziale Tat durch Erhöhung der Lebensfreude geschehen, sondern es wäre wieder in weitesten Kreisen der Sinn für Farbenschönheit wachgerufen, der im Gemüte des Menschen wurzelt.



Alte Bauernhäuser in Wachwitz bei Dresden. (Aquarell.)

Karussell und Schaukel – unsterbliche Rummelplatz-Requisiten.



1. Winterfreuden unserer Vorfahren: Schlittenkarussell auf dem Dutzend-Teich zu Nürnberg um 1725. Nach einem Stich von J. A. Dellsenbach.



2. Vergnügungen der Pariser Gesellschaft in Jardin de Monceau um 1775: Karussellfahrt mit Ringstechen.

Das Karussell hat aus den Reiterspielen sich entwickelt und von dorther auch seinen Namen erhalten. Ein einfaches Drehkreuz, auf dessen Arme man sich setzte, diente der Belustigung unserer Vorfahren. Eine eigenartige Antriebskraft eines Karussells finden wir um 1610 auf einer Malerei in einem Kodex der Berliner Staatsbibliothek. Die Figuren eines Mönches und einer Nonne stehen auf einer Drehscheibe, die sich durch die Reaktionskraft von Raketen dreht. Am 25. November 1673 nimmt Raphaell Folyarte das englische Patent Nr. 172 auf ein „Royal carousal" (königliches Karussell), zum Vergnügen und zur Anweisung in der „Reitkunst". Die Beschreibung der „Maschine" läßt leider die Art der „Maschine" nicht erkennen. Im Jahre 1648 sah Mouconys ein Drehkarussell mit Holzpferden zu Konstantinopel. Eine Bilderhandschrift „Des Ottomanischen Reichs Ursprung . . . Sitten und Trachten" der Berliner Staatsbibliothek stellt 1686 ein Karussell dar, das aus einem auf hohem Baum wagrecht drehbaren Rad besteht; an dem Rad hangen drei Schlingen, in denen drei Menschen sitzen. Sie werden von einem Mann, der auf der Erde steht, mittels eines Seils herumgeschleudert.



3. Belustigung um 1800 auf Schaukel und Karussell. Kolorierter Stich.

Im Winter war das Karussellfahren einfacher, man band an die Arme eines Drehkreuzes Schlitten und ließ sich im Kreise herumschleudern. Ein derartiges Eiskarussell auf dem Dutzend-Teich zu Nürnberg hat uns J. A. Delsenbach um 1725 in einem Kupferstich (Abbild. 1) festgehalten. Ein sehr schönes Karussell beschreibt Feldhaus in seinem grundlegenden Werke „Die Technik der Vorzeit". Dieses Karussell stand um 1775 in Jardin de Monceau bei Paris (Abbild. 2). Es war im chinesischen Stil erbaut, hatte ein feststehendes Dach und einen drehbaren Boden, der von Dienern in chinesischen Kostümen gedreht wurde. Man setzte sich bei der Fahrt auf weitausladende Sitze, die von Figuren (Chinesen oder Schlangen darstellend) gehalten wurden. Während der Fahrt wurde mit Stäbchen nach vier vom Dach herabhangenden Ringen gestochen. Man nennt das Karussell wegen des Ringstechens auch — z. B. in Österreich — Ringelspiel. Ein Karussell, bei dem sich das Dachgerüst um den Mittelbaum drehte, sieht man auf einem kolorierten Stich etwa von 1800 (Abbild. 3), der sich in der Lipperheideschen Sammlung des Kunstgewerbemuseums zu Berlin befindet. Man setzte sich bei diesem Karussell auf Drachen, in Muscheln, oder man hing sich an Leitern. Am Abend wurden Laternen auf dem Drehkreuz angezündet. — Karusselle mit Tierfiguren erfreuen sich immer einer besonderen Beliebtheit, namentlich wenn Pferd und Schwein sich „naturgetreu bewegen". Auf ein Karussell mit Holzpferden, das von den fahrenden Personen durch hin und her gehende Pedale in Bewegung gesetzt wurde, nahm am 8. Juni 1802 der Ingenieur-Geograph Cardinet das französische Patent Nr. 263. Um die Reibung möglichst zu mindern, setzte er den Mittelbaum, auf dem sich das Ganze drehte, auf einen Kranz von Kugeln oder Rollen (Kugellager!). Zwei Pferde und zwei kleine Wagen mit Zubehör verwahrt das Marstall-Museum zu München als Reste eines um 1830 im Schloß zu Würzburg aufgestellten Karussells, das 1896 verbrannte.



4. Die Luftschaukel bei einem Volksfest in Rußland im Jahre 1815.

Auch den Ursprung der Schaukel können wir weit zurück verfolgen. Griechen und Römer hingen einen vierbeinigen Stuhl an den Ecken an vier Seilen auf und schufen sich so eine primitive Schaukel. Die Schaukel in Form eines kleinen Schiffes — ein Vorläufer der bekannten „Schiffs-Schaukel" auf Jahrmärkten — finden wir auf dem bereits oben erwähnten kolorierten Kupferstich in der Sammlung Lipperheide des Kunstgewerbemuseums zu Berlin (Abbild. 3). Schaukeln macht nicht nur Spaß, man tut's auch, um mit Reuter zu sprechen, „von wegen der Bekömmlichkeit". Schon zur römischen Zeit empfahl man das Schaukeln; dann findet man jedoch diese Therapie erst wieder bei Kratzenstein im Jahre 1765.

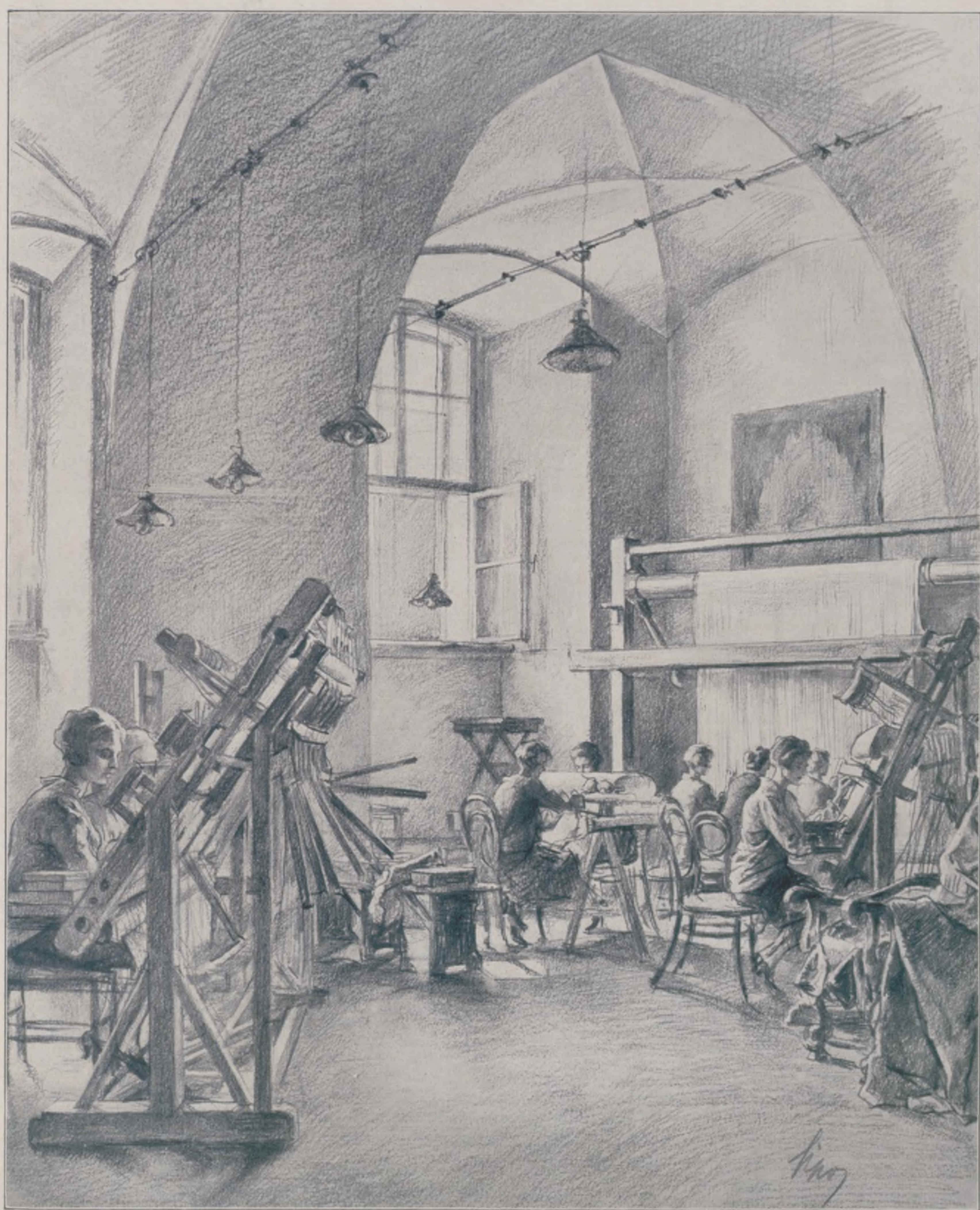
Eine Abart der Schaukel bildet die Drehschaukel, allgemein „Russische Schaukel" genannt. Von einer Drehschaukel mit Zahnradantrieb hören wir 1783. Eine indische Handschrift des Museums für Völkerkunde zu Berlin bringt die indische Malerei einer Schaukel um 1800. Abbildung 4 zeigt eine Luftschaukel auf einem Volksfest zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Ihr größtes Ausmaß hat die Luftschaukel in den bekannten Riesenrädern der Weltausstellung zu Chikago und Paris gefunden.

Das „moderne" Karussell wird „selbstverständlich" mit Dampf und Elektrizität betrieben und erstrahlt abends in nie geahntem Lichterglanz. Es ist ihm jedoch nicht gelungen, seinen Vorläufer, das handbetriebene Karussell, zu verdrängen. Und noch jetzt findet man, selbst auf großen Jahrmärkten, Karusselle, deren „Betriebskraft" aus Jungen aller Volksschichten besteht, die für diese Leistung ab und zu kostenlos mitfahren dürfen. Mancher Leser, der jetzt zu Amt und Würden gekommen ist, dürfte in seiner Jugend „mitgeholfen" haben.

Dr. Karl Koll.



5. Karussell und Schaukel neben anderen Rummelvergnügen als Belustigungen der großen und kleinen Jugend von heute: Am Eröffnungstage des Hamburger Doms auf dem Heiligengeistfelde in St. Pauli, des alten Hamburger Dommarkts, der schon seit langer Zeit alt und jung einige Wochen vor Weihnachten Anlaß zu Vergnügungen bietet. Zeichnung von Martin Frost.



Nachfahren eines alten Kunstgewerbes: Blick in den Arbeitssaal einer Gobelin-Manufaktur.

Zeichnung von Adalbert Sipos.

Die Erzeugung künstlerisch hervorragender Tapisserien in der Handwebetechnik der früheren österreichischen staatlichen Betriebe in Wien wird jetzt fortgeführt von den in einigen Parterreräumen der ehemaligen Kaiserlichen Hofburg untergebrachten Werkstätten. Im Unterschied zur maschinenmäßigen Herstellung ist hier der Betrieb auf hochwertige Handarbeit eingestellt.

Wenn Wasser zur Kostbarkeit wird....

ABBILDUNGEN NACH AUFNAHMEN VON FRANZ OTTO KOCH.

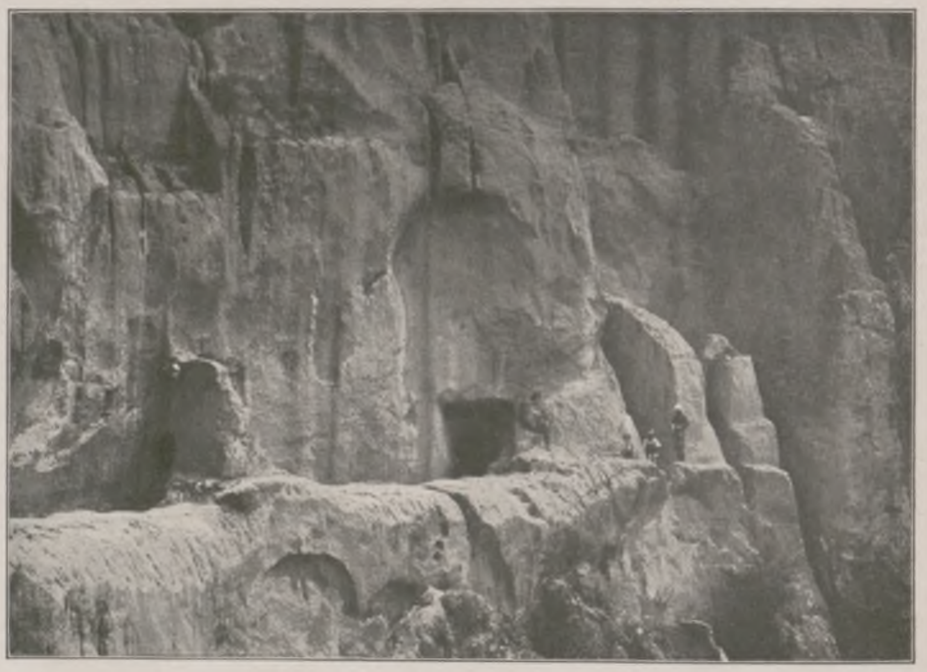


Mit Wasserkannen bepackter Esel in Malaga (Spanien). Der Händler holt das Wasser vom Brunnen und verkauft es in dem höher gelegenen, an Trinkwasser armen Stadtteil.

Nebenstehend: Typischer Wasserständer in Birma (Hinterindien). Es gilt als ein frommes Werk, einen solchen Wasserständer zu errichten und immer für wassergefüllte Gefäße zu sorgen.







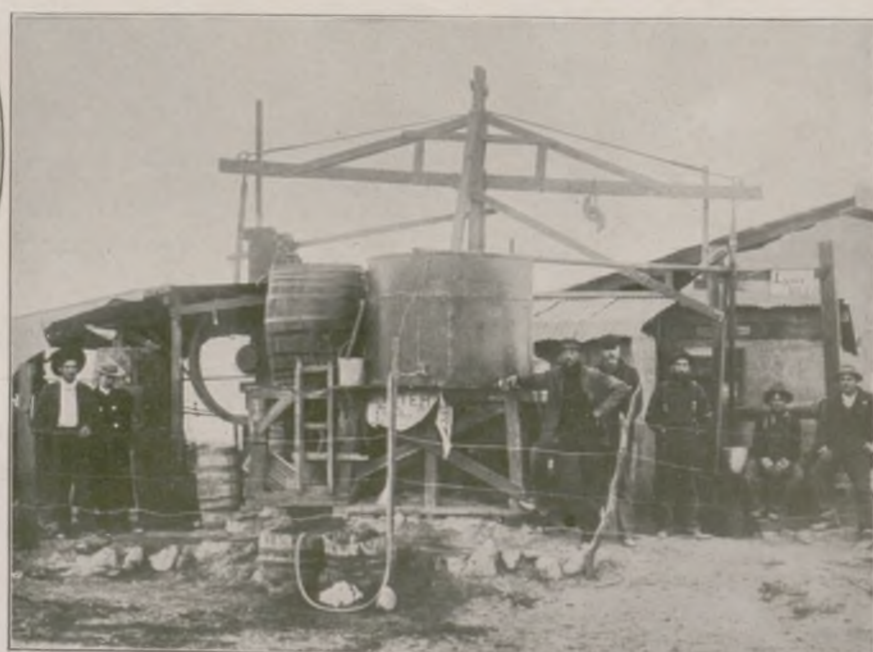
Für die Zuleitung von frischem Bergwasser in die Niederung: Anlage der Wasserleitung in dem Sandsteinfelsen bei Balige am Tobasee auf Sumatra. In dieser 20 km langen Wasserleitung haben die Bataker mit primitiven Werkzeugen eine technische Hochleistung vollbracht.

Links Mitte: Wasseropfer zum Neujahrsfest in Birma: Übergießen der Buddhabilder mit Wasser, das infolge der zu dieser Zeit herrschenden Trockenheit als kostbarste Gabe gilt.



Das abgemessene Trinkwasser: Eingeborener, amerikanischer Beamter auf den Philippinen beim Verteilen der mit frischem Quellwasser gefüllten Blechgefäße an die eingeborenen Wasserträger, die die Gefäße den umwohnenden Landsleuten und Europäern bringen.

Nebenstehend: Gold für Wasser: Verkaufsstelle für Wasser auf den kalifornischen Goldfeldern.



PAUL RENOVANZ

Der Kaiser stirbt.

NOVELLE

(3. Fortsetzung.)

Pahlen schüttelte gräßlichen Zwang ab. Sprang mit seinem herzlichsten, bestrickendsten Lächeln auf die Füße.

„Sire!" Seine Gebärde, in der Entzücken und Entsetzen sich komödiantisch mischten, rief den Himmel zum Zeugen für seine Aufrichtigkeit an. „Dafür, daß Sie mich einen Augenblick irritiert, daß Sie mich geradezu niedergeschmettert sahen, bitte ich um Vergebung. So unmöglich, so unfaßbar war mir der Gedanke, mein Herr könnte Zweifel in meine Ergebenheit setzen, daß es mir einfach die Rede verschlug ... eine, wie ich gestehe, beschämende Contenance. Indessen bedenken doch Euer Majestät, daß, **wenn** gegen Höchstdieselben konspiriert oder nur irgend etwas unternommen würde, was den Gesetzen der Krone widerspricht, ich daran notwendigerweise beteiligt sein müßte! In diesen meinen Augen versinnbildlicht sich das russische Gewissen, das wachsam und unbestechlich ist wie die Sakramente unserer heiligen Kirche. In diesen meinen Händen laufen die Fäden von tausend dem Wohle des Reichs und dem Schutze seines Souveräns dienenden Organisationen zusammen. Es gibt nichts, was sich meiner Kenntnis entzöge. Und gäbe es etwas, das Ihnen auch nur den Schatten eines Verdrusses bereitete: ich wollte nicht anstehen, alle meine Ämter, die ich dem beglückenden Wohlwollen meines Herrn verdanke, zur Sühne darzubringen."

Paul hatte mit einfältiger, banger Gläubigkeit gelauscht. Vielleicht, daß ihm das gefährlich Schauspielerische hinter unwiderlegbarer Logik verborgen blieb ... vielleicht auch, daß die Sucht nach Ruhe und Tröstung seine letzten Kräfte der Abwehr aufgezehrt hatte. Er vernahm, was er zu hören begehrte. Nun, wo Not- und Todesgedanken von ihm abfielen, sah er Licht. Er empfand es inbrünstig, dies Irrlicht einer kleinen, armen Freude.

„Ich vertraue Ihnen," sagte er glücklich und leise, „vertraue Ihnen; und kommen Sie oft. Nicht nur, wenn man Sie ruft. Ihre Nähe tut mir wohl ... unsagbar wohl, Peter Ludwig Pahlen."

*

Müdigkeit machte ihn fast empfindungslos.

Dennoch war etwas, das ihn nicht rasten ließ.

In seinem Schlafzimmer wandelte Paul auf und ab. Sein tappender, taumelnder Schritt suchte den schnurgeraden Bohlenbrettern zu folgen ... auf und ab ... ruhelos. Mitternacht war nicht mehr fern. In seinen Ohren spürte er noch den leidenschaftlich überredenden Klang von Pahlens Worten. Wie der ihn eingelullt hatte! Sachtes Rieseln war sein Beteuern; Weihrauch sanfter Bändigung. Das Blut hatte ihm Herz und Sinne zu sprengen gedroht — nun war alles Ebbe und Stille.

Gut war's. Gut. Man schlief beinahe im Schreiten ...

Wäre nur nicht dieser bittere Einsamkeitszwang ... der Kerker in der eigenen Brust!

Sollte er nicht lieber doch nach Maria Feodorowna schauen, sie bitten, die Nacht plaudernd mit ihm zu verbringen? Ach, ein Wesen! Ein atmendes Wesen, dessen Nähe gut und milde machte ...

Er legte die Hand auf die Klinke — da riß ihn jener unselige Zwang vergiftender, mißtrauischer Abneigung zurück.

„Nein," flüsterte er, und sein Mund war häßlich in boshafter Verzerrung, „ich will nicht! Will nicht und will nicht!" Er krallte die Finger in die Portiere. „Was könnte sie hindern, mich im Schlafe zu töten! Lieferte sich nicht auch Simson einem falschen Weibe aus?"

Und als wollte er Wälle, unübersteigliche Hindernisse zwischen sich und seiner Gemahlin aufrichten, der er so schmählich verleumderischen Arg ansann, verriegelte er die Tür zum angrenzenden Gemach. Wuchtete mit hastender Wut einen schweren doppelflügeligen Schrank davor. Betrachtete mit hämmernden Pulsen und schweißbedeckter Stirn das Werk der Verbarrikadierung. Die körperliche Anstrengung hatte ihn heiß gemacht, ihr erregender Wahn ihn aufs neue verwirrt.

Da stand das palisandergetäfelte Bett. Der Irre starrte es finster und verlangend an. Wandte sich. Hockte auf einem Taburett nieder, hart neben dem Fenster.

Er würde kein Auge zutun diese Nacht, die zuckend und voll fratzenhafter Geheimnisse war.

*

Das erste und dritte Bataillon des zweiten Garde-Regiments waren alarmiert.

Der General-Gouverneur selbst hatte den Befehl gegeben.

Über Absicht und Zweck bewahrte er sogar den Kommandeuren gegenüber Stillschweigen.

Soeben hatte er im Kasino hinter verschlossenen Türen fünf Offizieren seiner nächsten Umgebung letzte flüsternde Instruktionen erteilt. Nun entließ er die Vertrauten mit knappem Händedruck.

„Noch einmal: Ruhe! Absolute Ruhe! Sie, Rittmeister Jaschwil, folgen bedingungslos den Anweisungen des Oberstleutnants Skellerdt. Im übrigen entscheidet der Augenblick. Subow, Bennigsen und Argamakow werden Sie bei der Ausführung Ihres Befehls bedingungslos decken. Und vergessen Sie nicht: auch im Falle des Mißlingens ist mir auf schnellstem Wege Meldung zu machen. Sie treffen mich in der Avenue unmittelbar vor dem Michaelpalast. — Gehen Sie. Es lebe das heilige Mütterchen Rußland!"

Als letzter drückte sich der Riese Subow hinaus.

Pahlen war allein. Überdachte nochmals das seltsame Erlebnis vor wenigen Stunden mit dem Kaiser. Das Kalkül **mußte** stimmen, selbst wenn Unvorhergesehenes sich hindernd in den Weg stellte. Befreite man Rußland von einem Menschen, dessen Gier nur auf Blut und Tränen stand, so fand man in Alexander einen Nachfolger, der sich lenken und leiten ließ, wie er es für gut befand. Der Zarewitsch war jung und unerfahren: Wachs in geschickten Händen. Glückte das Komplott, würde das Volk ihn, Pahlen, als Erretter und Erlöser von vierjähriger unerhört despotischer Gewaltherrschaft feiern. Es **mußte** gelingen! Ein millionenfacher Jubelschrei würde ihn grüßen. Der Anschlag, in dieser stürmischen Märznacht ins Werk gesetzt, erhob ihn zum Idol Zahlloser, die sich in Sklaverei niedergelegt hatten und trunkenen, frohen Unglaubens erwachten. Sie würden wie zum Auferstehungsfest den Osterkuß tauschen.

„Menschen, die nach Glück hungern, soll man sättigen, auch wenn das Brot ein wenig nach Blut ... nach Tyrannenblut schmeckt — ein bei uns übrigens gar nicht so seltener Leckerbissen", lächelte Pahlen grausam.

Er sah nach der Uhr. In frühestens einer Stunde konnte er Gewißheit haben. Wenn nun aber, zögerte der Verschwörer und fühlte sein Gesicht starr werden, wenn nun diese Gewißheit trog ... die Sache schief ging? Zweifel waren immerhin möglich.

Pahlen überlegte, dann nickte er brutal: Gewiß, auch einen Fehlschlag hatte er vorgesehen. In diesem Falle hieß es den Tatsachen ehern ins Gesicht sehen. Den Fünfen freilich war dann nicht zu helfen; waren Märtyrer ihrer Gesinnung, die Gott oder der Teufel holen mochte. Er hatte mit ihnen nichts mehr zu schaffen. Man änderte dann eben seine Taktik.

Man brachte dem Kaiser „Hilfe" und gerierte sich ein bißchen als rettender Engel. Majestät hatten ihn ja vor wenigen Stunden, als Höchstdieselben mit weibischer Angst Blindekuh spielten, hellhörig genug gemacht. Was war einfacher, sich Zarendank zu verdienen, als wenn der General-Gouverneur selbst sich an der Spitze einer kleinen Kriegsmacht die Nacht um die Ohren schlug und im kritischen Moment Vorsehung spielte!

Pahlen lachte schallend auf: Das sollte ihm mal einer nachmachen — unerschrocken und dabei nicht zu fassen! Das Ganze war ja nichts weiter als ein Spiel mit doppelten Karten. Die besten Trümpfe behielt man natürlich selber in der Hand und überließ den anderen die Überraschung. So oder so: man durfte sich schon auf Fortunen verlassen. — Zunächst aber mußte man etwas essen; das flaue Gefühl taugte nicht.

Pahlen kaute mit langen Zähnen an einem schnell zubereiteten, in Kümmel gedünsteten Hammelgericht, Reste aufgewärmter Mannschaftskost vom letzten Mittag. „Man muß", sagte er mit galligem Humor, „Opfern geneigt sein. Das Krönungsmahl soll mich an diese Stunde erinnern."

*

„'ne dumme Geschichte", raunte Skellerdt Jaschwil zu. — Die Verschworenen hatten sich aus dem unverschlossenen Arbeitsraum in Pauls Schlafzimmer getastet. „Finden wir ihn hier nicht, geht's **uns** an den Kragen."

Unschlüssig, auf Rückzug bedacht, berieten sie.

„Was gibt's?" forschte der bärenhafte Subow, der mit den übrigen nachgedrängt war. „Das Nest leer? Das Vögelchen ausgeflogen? Seht unters Bett, Brüder. Wie ..." — er verhielt wie ein witterndes Tier — „regte sich da nichts?"

Ein Zweig klopfte an das Fenster. Huschend. Unheimlich.

„Was sollen wir tun?" wisperte einer und wehrte sich gegen aufspringende Furcht.

„Nichts übereilen!" warnte Jaschwil. „Noch ist Zeit, Geschehenes unge—sehen zu lassen."

„Die Sache ist mir nicht geheuer; der wichtigste Punkt stimmt in Pahlens Rechnung nicht", flüsterte Bennigsen, heiser vor Wut.

„Unsinn," knurrte Subow, „mit Geschwätz ist nichts getan. Durchstöbert alle Winkel. Wir **müssen** ihn stellen! Ihr vergeßt, daß wir nicht zum Vergnügen hier sind. — Teufel! ist mir doch so, als röche ich ihn."

Sie verteilten sich über den Raum.

Bennigsen steckte schnüffelnd die Nase in den Alkoven. Jaschwil fuhr mit der Degenklinge unters Bett. Subow, der sich am Fenster zu schaffen machte, warf polternd einen Wandschirm um. Im selben Moment zischte er erschrocken auf.

Ehe ihm brennender Schmerz unterhalb des Knies recht ins Bewußtsein drang, sah er, wie sich Argamakow auf einen zusammengeknüllten Schatten am Boden stürzte.

„Viper!“ hörte er ihn knirschen.

„Wußt' ich's doch!“ brummte befriedigt der Riese und zog seine Hand zurück, die warm und klebrig von Blut war. Er nestelte einen Kerzenstumpf aus der Tasche, warf ihn Bennigsen zu:

„Da, mach' hell!“ befahl er. „Unser Väterchen könnte sich auf die Reise machen, ohne daß ich sie ihm gesegnet hätte.“

Wie ein Tier, das in die Falle geriet, hatte sich Paul hinter Gardine und Paravent verborgen. Der Stoß, der ihn seinen Mördern verriet, traf ihn selbst. Hätte ihn Entsetzen in seinen Schlupfwinkel gebannt — wahrscheinlich wäre er gerettet gewesen. So wurde das Ringen des Einen, des Kauernden, gegen die Fünf zu grausigem Nachtspuk.

Argamakow traf, den dumpf Aufbrüllenden am Schreien hindernd, an der Stirn.

Glitzernd stierten die Augen des Betäubten im leblosen Gesicht.

Ohne Wort und Widerwort verrichteten die Männer ihr furchtbares Werk. Zu stumpfen, stöhnenden Henkern machte sie der Blutrausch. Keuchende Leidenschaft und Schweißgeruch quollen auf.

Nur einer genoß seine Rache kalt: Subow wand dem Wehrlosen die Schärpe um den Hals und zog die Enden langsam zu. Bekümmert glotzte er auf das Opfer.

„Es mußte sein, Väterchen Zar,“ murmelte er, „wärst deines Lebens nicht mehr froh geworden.“

Er hielt die Schlinge und ließ sie nicht aus den Fäusten...

Längst war das Leben erloschen.

Des Gemordeten Haupt sank dem Koloß auf die Knie.

Da ruhte es, wie sich ein Kinderkopf im mütterlichen Schoße birgt.

*

In der Großen Avenue des Palastes lauert Pahlen. Nervös. Mit wirbelndem Blut. Ein Häscher im Hinterhalt.

Die Bataillone stehen, in Kompaniefront gestaffelt, auf der Schloßfreiheit. Der Morgen ist noch fern. Die Leute vertreten sich die froststeifen Beine. Ihre bärtigen Bauernköpfe bewegt die Frage, wozu Gott und Väterchen sie mitten in Nacht und Nebel hervorgerufen haben.

Ein Gerücht taucht auf... schlüpft von Mund zu Mund, gleitet wispernd die Reihen hinab. Einer gibt es dem andern weiter: Der Kaiser gefangen... sie und ihre Oberen sollen ihn heraushauen.

Das Flüstern erstirbt — sie glauben es nicht. Er, den Gott selber krönte, ihn zum allbarmherzigen Werkzeug seiner himmlischen Gnade erhob, sollte ihres armseligen Schutzes bedürfen? Sie geben sich keine Mühe, hinter das Geheimnis dieses Alarms zu kommen. Wozu auch? Ihre Gedanken fließen zäh und stockend. Ihr Glaube gehört Gott und dem Kaiser. Einer von ihnen wird schon wissen, warum sie diese Nacht um ihren Schlaf gebracht werden.

Da nähert sich jemand im grauen flatternden Mantel. Sie bemerken, wie der Schatten Schmutzlachen überhüpft. Vom Schlosse hastet er her... ein Offizier. Jetzt sieht man auch die Adjutantenfangschnüre. Von weitem schon hat man den Ruf vernommen:

„Wo ist Seine Hohe Exzellenz, der General-Gouverneur? Meldung für Graf Pahlen!“

Der Gesuchte tritt in den Schein eines Windlichts.

„Wer ruft? Hierher!“

Skellerdt hebt hart und starr die Hand an den Hutrand. Die Stimme zittert in verhaltenem Triumph: „Tot!“

Pahlen sieht sich vorsichtig um. Ein paar Schemen in Kaftanen und Bastschuhen huschen davon.

„Geschmeiß. Kommen Sie, Iwan Iwanowitsch!“

*

In der ungeheuren grauen Front des Winterpalasts glimmt aus einem Fenster des zweiten Stocks einsames Licht. Ab und zu gleitet ein Schatten über den Vorhang. Den nachtwandlerischen Kronprinzen flieht der Schlummer.

Alexander war nicht so ganz uneingeweiht gewesen. Daß ihm der Gedanke schmeichelte, die Krone Rußlands vielleicht vor der Zeit zu tragen, hatte er sich niemals verhehlt. Aber entschieden, mit einem Rest von Sohnesgefühl, weigerte er sich, sich von Pahlens Absichten ins Vertrauen ziehen oder gar für das blutige Komplott gewinnen zu lassen. Er zweifelte daher — bis vor kurzem — keine Sekunde daran, daß man nicht wagen würde, das Leben seines Vaters auch nur anzutasten. Mit seiner Billigung sollte der Kaiser wohl entthront und auf ein Gut weit weg von Petersburg verbracht werden... aber töten... erwürgen, wie einen tollen Hund... das hatte er nicht gewollt.

Ihn schauderte.

Die Kunde von dem Zarenmord hatte ihn getroffen wie ein Keulenschlag. Von all dem begriff er nichts. Was wollte man von ihm? Sollte er die Untat mit seinem Namen decken?

In seiner Brust war nichts als furchtbare dumpfe Trauer. Bar jedes klaren Gedankens, ergab sich der junge Mensch haltlosem Wehklagen. Sein tränenblinder Blick klammerte sich an das Muttergottesbild unter dem rubinglühenden Lämpchen.

„Tu Fürbitte“, stammelte er, „für ihn, für mich, für unsere Sünden. Erhöre mich, mein Licht und mein Heil! Du weißt es, daß an meinen Händen kein Blut klebt. Gib ein Zeichen, du Teure, Heilige: Bin ich ein Vatermörder?“ — Gellend schrie Alexander seine Schuld zu dem lächelnd milden Bild empor.

„Sie schweigt... schweigt,“ schluchzte er, „will mich Unseligen nicht hören. Wie durch ihr Herz sieben Schwerter gingen, also wird auch mir geschehen. Schlimmes habe ich gesonnen und Arges erfahren. Mein Gewissen ist unrein, mein Leben verflucht. Wo, Gott im Himmel, ist der Weg, den ich gehen soll?“

Zwischen Wachen und Weinen verbrachte der junge Zar die Nacht im Betstuhl.

Dunkel und feucht zog der Morgen herauf.

Versunkene Ruhe lag über dem Winterpalast, selten von einem lebendigen Laut durchbrochen.

Da pflanzte sich in den Korridoren ein Ruf fort, kam von fern, wuchs und stand rauh vor dem Zimmer: „Achtung!“ Gewehrkolben klirrten salutierend auf den Fliesen.

Die Tür flog auf: Pahlen huldigte als erster dem neuen Herrn.

Alexander hob ihn auf. Zog, seines Schmerzes nicht mächtig, den Verräter an die Brust.

„Mein Vater! Mein armer Vater! Was habt ihr getan?“

Welche Sprache? Ihm dieser Vorwurf? Pahlen verschloß seine Bewegung hinter stolzer Gelassenheit.

„Unhaltbaren Zuständen ein Ende gemacht, Sire. Das Reichsinteresse gebot es so.“

Alexander stieß ihn zurück.

„Das lügen Sie! Schimpflich ermordet habt ihr ihn! Erschlagen wie einen Wolf! Oh, Unmenschen, die ihr seid...“

Er vergrub sein Gesicht in den Händen.

Pahlen zuckte übellaunig und übernächtig die Schultern.

„Gewiß war es auch nicht mein Wille, ihm das anzutun. Aber bekennen wir doch in Demut: Gott hat die Hand seines Werkzeugs geleitet. Und es ist gut so“, fügte er hart hinzu. „Die dringendste, die vornehmste Pflicht, die Eurer Majestät wartet, heißt: Widerruf aller grausamen Verfügungen, den ich dem Verewigten gestern noch abzuringen versuchte. Die Flüche, die dem Toten gelten, werden Ihnen zum Segen gereichen, wenn Sie heilen, was er verwundete. Öffnen Sie die Gefängnisse, Majestät! Damit werden Sie sühnen, was Paul fehlte. — Und nun bitte ich um Dispens. Ich darf nicht ruhen — darf aber ebensosehr des guten Glaubens sein, recht gehandelt zu haben... selbst wenn“ — sein Blick suchte lauernd die Wirkung seiner Worte — „man mich zwänge, für mein Tun allein einzustehen.“

Pahlen wartete vergebens auf einen Blick... eine Äußerung beschwichtigender Güte.

Grimm brannte hinter seinen gesenkten Lidern.

Da hatte er sich wahrhaftig besseren Lohn erhofft als diese verleugnende, feige Verachtung.

Seine Verneigung war herrisch und unbeherrscht. Verletzt schritt er zur Tür, durch die eben Lieven trat.

Die Herren gaben sich mit knappem, höflichem Gruß den Weg frei. Noch vor kurzem hatte einer im andern den Rivalen beargwöhnt.

Lievens Gesicht war bleich und bewegt, als er dem Nebenbuhler von gestern nachschaute. Dann wandte er den Kopf.

„Eure Kaiserliche Majestät,“ stammelte er, „ich kann es nicht fassen... unser gnädigster Herr... tot? Auf dem Wege hierher begegnete ich dem Großfürsten Konstantin, inmitten einer Suite von Generalen... Bachmetjew, Korff, Jermolow, Adlerberg unter ihnen ... traf sie in einem Rausch der Begeisterung. Was ging hier vor? Oh, ich ahne es, ahnte es, als mir Balatujew Ihren Befehl überbrachte...“

Alexander stürzte ihm entgegen. Scham brannte auf seinen Wangen. Dieser da war treu... ein Reiner unter Besudelten. Der junge Kaiser fiel ihm um den Hals.

„Bleiben Sie bei mir, Christopher Andreijewitsch! Denken Sie um Christi willen nicht arg von mir — Sie dürfen es nicht... dürfen mich jetzt nicht mehr verlassen, hören Sie? Sie müssen mir helfen, habe ja nichts weiter als den Schatz Ihrer Freundschaft. Raten Sie, sprechen Sie, was soll ich tun, wo beginnen mit all dem Verwirrenden! Fahren Sie Pahlen nach. Er wollte zu Madame Lieven. Kommen Sie ihm zuvor. Verständigen Sie die Mutter, bringen Sie ihr meine Bitte, der Kaiserin in ihrem Leid beizustehen... sie anzuflehen, den Ort zu verlassen, den furchtbaren, verfluchten...“

Er küßte ihn. Überströmend. Hemmungslos.

IV.

Um fünf Uhr morgens stand Pahlen im Schlafgemach der Obergouvernante.

Die Kammerfrau trieb er mit einem Blick hinaus... „Sie schläft fester, als es für Leute ihres Alters schicklich ist“, knurrte er verdrossen.

Die Vorwürfe des „jungen, unreifen Menschen“ hatten ihn aufs äußerste verstimmt. Der stolze Mann litt unter der empörenden Enttäuschung mehr, als er sich eingestehen mochte... Warten wir's ab! beschwichtigte er knirschend quellenden Grimm. Den harten Schlag, der sein Selbstbewußtsein traf, würde er schon parieren... Lohn und Anerkennung fielen ihm von selber noch als reife Frucht zu. Er konnte warten.

(Fortsetzung folgt.)



Für die Gesellschaft

Links: Abendkleid aus beigefarbenem Crêpe de Chine mit kastanienbraunem Überwurf. Modell: Worth, Paris. — **Rechts:** Grüngoldenes Lamé bildet das Material für dieses brillantenbesetzte, im Rücken tief ausgeschnittene Kleid. Modell: Worth, Paris. — **Im Oval:** Jugendliches Tanzkleid aus weißem Crêpe Georgette mit cremefarbenen seitlichen Volants. Modell: Jenny, Paris. — **Unten links:** Schwarzes Pailletten-Abendkleid. Modell: Lucien Lelong, Paris. — **Unten rechts:** Hauchdünnes schwarzes Seidenkleid mit Spitzenansätzen am Boleroteil der Bluse und am unteren Rockrand. Modell: Lucien Lelong, Paris.









Adam und Eva, ihr Glücklichen!

Kleiderablage – die Kehrseite des Vergnügens.

MIT ZEICHNUNGEN VON RUDOLF LIPUS.



Erstens sparen wir, zweitens haben wir warme Knie und dann kommen wir auch nicht ins Gedränge!

Ein dummer Streich, diese Apfelesserei im Paradiese! Wenn die Menschheit noch heute im Garten Eden wandeln dürfte — wieviel Ärger würde ihr erspart bleiben, wieviel Ärger mit dieser vermaledeiten Garderobe! Wenn du sie abgeben willst: „Ja, mein Herr, Nummer 785 ist auf der anderen Seite!“ Und wenn du sie wiederhaben willst? Erstens hat sich zwischen dir und deiner Garderobe eine zwölffache Mauer von Menschen aufgebaut. Zweitens hört man aus deinen verzweifelten Randbemerkungen zur Lage, daß jemand deine Lackschuhspitzen auf Tragfähigkeit hin prüft. Und wenn du dich schließlich bis zur ersten Reihe durchgekämpft hast, merkst du, daß dir die Garderobemarke abhanden gekommen ist . . .! Adam und Eva, ihr Glücklichen! Später freilich, als euch der liebe Herrgott Feigenblätter schenkte, damals war die Geburtsstunde der Garderobefrau! — Und doch ist der Garderoberaum eine ganz unbezahlbare Studienanstalt für Charakterforschung. Wer Menschen kennenlernen will, betrachte sie aus der Perspektive der Garderobefrau. Da sondert sich aus der breiten Schar der Konzertgäste zunächst das Fähnlein der Pfiffigen ab. Die rechnen aus, was sie sich für das Garderobegeld alles leisten könnten, und behalten ihre Siebensachen bei sich, nach dem Grundsatz: Omnia mea mecum porto! (Ich schleppe alles, was ich habe, mit mir!) Diese Drückeberger tragen ganz wesentlich zur Luftveredelung in Vortragssälen bei. Wenn sich die durchnäßten Überzieher und Strickjacken erwärmen, verbreiten sie jene feuchten Dünste, an denen Bazillen und Bakterien ihre helle Freude haben. Sobald der Garderobestapel auf dem Schoße lästig wird, verwendet man zuweilen Windjacke und Mantel als Sitzkissen. Solche Herrschaften sind besonders geschätzt; zusehends wachsen sie und sorgen, daß der Hintermann von den Vorgängen auf der Varietébühne nichts mehr sieht!

Eine andere Spezies von Besuchern legt nur während des ersten Teils die Garderobe ab und läßt während der Pause den Saaldiener als wandelnden Kleiderständer aufmarschieren. Ganz raffinierte Mitbürger stürzen in der Pause vor dem letzten Akt oder Konzertstück hinaus und kehren dann, meist erst nach Wiederbeginn der Vorführung, mit dem Abglanz lächelnder Zufriedenheit und mit Mänteln, Hüten und Schirmen beladen in den Saal zurück. Im Bestreben, immer das kleinere Übel dem größeren vorzuziehen, tragen sie heroisch die Kleiderlast auf ihren (und ihrer Nachbarn) Knien, um zum Schluß nur ja den Kampf der Arme und Gelenke an der Garderobe meiden zu können.

Neben den Drückebergern, den Bequemen und den Vorbedachten gibt es noch besonders liebenswürdige Zeitgenossen, es sind die Ellbogen-Menschen. Die erbringen nach dem Konzert im Garderoberaum den Beweis für die Leistungen moderner Bizepskultur nnd arbeiten sich nach dem Grundsatz: Freie Bahn dem Tüchtigen! durch das dichteste Knäuel Wartender unentwegt hindurch. Sie haben zwar soeben einem Redner Beifall geklatscht, der mehr Takt im Verkehr mit Mitmenschen forderte, aber in der Garderobe ist das alles längst vergessen. Hier darf man den Schwergewichtler spielen und alle Kniffe anwenden, die man den Helden des Boxrings ablauschte. Der Vortragende hat zu besinnlicher Lebensführung und philosophischer Tiefenschau gemahnt und den Sinn auf Ewigkeitswerte gelenkt, aber in der Garderobe siegt wieder kleinliche Minutenhast. Ja, wenn man genau wüßte, daß man am Stammtisch auch um 23 Uhr noch seine geliebte Schweinsknochenportion vorfände, würde es in der Garderobe gemütlicher zugehen. Aber kann man rücksichtsvoll bleiben, wenn solche wichtige Lebensfragen auf dem Spiele stehen?



Nach der großen Pause: Unverschämtheit von dem Kapellmeister, schon anzufangen!



Der feine Mann läßt sich seine Sachen schon vor Schluß vom Saaldiener holen — eine überaus angenehme Rücksichtslosigkeit.

Manche Leute haben ein begnadetes Talent, der Garderobefrau das Leben so sauer wie möglich zu machen. Sie geben siebenerlei Garderobestücke ab, nicht eingerechnet die Gummischuhe, eine Aktenmappe, Regenschirm, Handschuhe und ein Halbdutzend sperrige Weihnachtspäckchen. Unter der Garderobetafel sieht es aus wie in einem Trödelladen, und wenn dann mit dem Vorrat schnell geräumt werden muß, gesellen sich zuweilen zwei linke Gummischuhe zueinander, und es gibt nach einiger Zeit ein umständliches Sortiergeschäft (mit Liebenswürdigkeiten).

Ist es endlich dem Ehegatten geglückt, die Familiengarderobe zu erbeuten, stellt sich eine neue Schwierigkeit ein: er wird die Kleider nicht los, sintemalen Frau Gemahlin und Fräulein Tochter vor dem



Der Kampf ums Kleid.

Spiegel stehen, den Hut malerisch ins Haar drückend und die Stirn mit Löckchen garnierend. Diese Minuten erziehen zu überirdischer Geduld. Man wird philosophisch und grübelt über den Sinn der Garderobe. In Berlin kann man derweilen kleine Plakate studieren: „Eintritt frei, Garderobe 1 Mark.“ (Garderobe ist ein Fremdwort, es heißt zu deutsch: dunkle Schiebung!) — Eine Tantalusqual besonderer Art aber ist's, wenn man sich nach allerhand unangenehmen



Der lebende Garderobeständer: Das Ewig-Weibliche hält uns gern auf.



Wo hab' ich nun bloß wieder meine Garderobemarke gelassen?

Abenteuern bis zum Garderobentisch durchgearbeitet hat und nun öffentlich feststellen muß, daß man die Marke nicht ausfindig machen kann. Wo hält sie sich verborgen? In der Westentasche? Im Portemonnaie? Zwischen Finger und Ehering? In der Hosentasche? Ruhig Blut! Wenn sich der Schwarm verlaufen hat, müssen sich ja schließlich Mantel, Hut und Schirm auch ohne Marke als Eigentum ausweisen! Aber welche Enttäuschung, wenn statt des seidenen Regenschirms mit Horngriff nur noch ein Spazierstock vorhanden ist, einer von der Art, wie man sie zur Bändigung störrischer Ochsen verwendet. Solche Metamorphosen gehören nicht zu den Seltenheiten des Garderoberaums ... P. G. Münch.

Vom Mikrophon bis zur Schallplatte.

Neuzeitliche Aufnahmetechnik



Nicht für den Rundfunk, sondern für eine Schallplatten-Aufnahme spielt das Orchester vor dem Kathodophon, dem ebenfalls im Rundfunk verwendeten elektrischen Aufnahmeapparat. Links davon ein Reißmikrophon.

An dem Prinzip, das Edison an seiner genialen Erfindung der Sprechmaschine vor nunmehr etwa einem halben Jahrhundert praktisch zur Anwendung brachte, hat sich wenig geändert. Daß man die ursprünglich verwendeten Walzen durch die heute allgemein üblichen Platten ersetzte, geschah nicht nur zum Zweck der leichteren Aufbewahrung und des geringeren Raumbedarfs, sondern auch, weil die Herstellung von flachen Platten einfacher ist als die der zylindrischen Walzen.

Ein weitverbreiteter Irrtum ist der, daß die Schallplatten aus Hartgummi bestehen. Der Hauptbestandteil ist vielmehr Schellack, dem gewisse Füll- und Farbmittel, Schwerspat, Wolle, Ruß u. a., zugesetzt werden. Der Bedarf an Schellack ist so groß, daß eine einzige deutsche Schallplattenfabrik jährlich für mehrere Millionen Mark von diesem Produkt verbraucht. Dieses Plattenmaterial findet aber nur zum Prägen der Schallplatten, nicht zur Aufnahme Verwendung.

Die Technik der Aufnahme von künstlerischen Darbietungen zum Zwecke der Schallplattenherstellung ist außerordentlich von der Technik des Rundfunks beeinflußt worden. Das Mikrophon und der elektrische Röhrenverstärker sind heute Hauptbestandteile des Aufnahmeapparats geworden. Mit ihrer Hilfe wird die Stahlnadel in Schwingungen versetzt, die die Töne in eine Wachsplatte einritzt. Diese Wachsplatte ist vor Beginn der Aufnahme vollkommen glatt geschliffen und hochglanzpoliert. Schon die kleinste Unebenheit würde ja auf der fertigen Grammophonplatte hörbar werden. Der schneckenförmige Ablauf der Nadel auf der Platte wird durch ein besonderes Uhrwerk bewirkt. Ist die Aufnahme beendet, so wird von der Wachsplatte ein galvanoplastischer Abdruck hergestellt. Die Platte wird mit feinem Graphit bestäubt und in ein Kupferbad gehängt. Hierbei wird durch eine besondere Einrichtung die Platte in ihrem Halter dauernd gedreht, damit der Kupferüberzug vollkommen gleichmäßig wird. Nach etwa 16 Stunden ist dieser Überzug stark genug geworden. Er bildet ein negatives Abbild der Wachsplatte, so daß man mit ihm Platten prägen könnte, die die Wiedergabe der Töne ermöglichen. Da aber die Wachsplatte außerordentlich empfindlich ist und schon leichte Beschädigungen sie unbrauchbar machen würden, bezeichnet man nicht die Wachsplatte, sondern den von ihr genommenen ersten galvanischen Abdruck als Original. Dieses wird aufs sorgfältigste aufbewahrt, und es werden von ihm wiederum galvanische Abdrücke gemacht, von denen endlich in nochmaliger Umkehr die endgültigen Preßmatrizen gewonnen werden. Diese Preßmatrizen sind etwa 0,4 bis 0,5 mm starke Kupfergalvanos, die unter hohem Druck auf stärkere Messingplatten aufgelötet werden. Eine Nachbearbeitung auf der Drehbank macht sie verwendungsfertig, so daß sie in die Preßformen eingelegt werden können. Nunmehr kann das Schallplattenpressen seinen Anfang nehmen.



Nebenstehend:
Galvanische Bäder zur Herstellung von Schallplattenmatrizen. Die einzelnen Galvanos hangen in drehbaren Rahmen, um gleichmäßige Verkupferung zu erzielen.



Ein Radio-Apparat? Nein — ein elektrischer Aufnahmeapparat für die Herstellung von Schallplatten.

Sorgfältig vorbereitete Plattenmasse wird in etwa 10 × 20 cm große Plättchen auf Wärmeplatten gelegt, auf denen gleichfalls die Preßformen angewärmt werden. Die Plattenmasse wird durch die Erwärmung leicht knetbar. Ein entsprechendes Quantum wird in die Form gelegt und diese, nachdem vorher die Schallplattenetiketten eingelegt worden sind, geschlossen und unter die Presse gelegt. Nach wenigen Sekunden ist der Preßvorgang beendet. Die Platte wird aus der Form genommen, und lediglich eine kleine mechanische Nachbearbeitung, Abschleifen des Randes und allgemeine Kontrolle, ist nötig, um die Platte versandfertig zu machen.

Ausschlaggebend für die Güte der Platten in rein mechanischer Hinsicht ist ihr Gehalt an Schellack, einem ziemlich teueren Rohprodukt. Alle Mühe aber, die man bei der fabrikationsmäßigen Herstellung der Platte verwendet, ist vergeblich, wenn die Originalaufnahme nicht gelungen ist. Man stellt heute außerordentlich hohe Anforderungen an die naturgetreue Wiedergabe von Musik und Sprache durch die Sprechmaschine. Vor allen Dingen verlangt man die plastische Tonwirkung, den sogenannten Raumton, der weniger ein Produkt des Wiedergabeapparats als vielmehr der Aufnahme selbst ist. Man ist davon abgekommen, in kleinen Aufnahmeräumen, die durchaus den heute noch vielfach benutzten Besprechungsräumen der Rundfunk-Sendegesellschaft gleichen, die Aufnahmen herzustellen, sondern man hat für den Zweck sorgfältig ausgesuchte große Räume gewählt, in denen sich akustische Wirkungen erzielen lassen, die natürlich der Aufnahmeapparat mit allen Feinheiten aufnimmt.

Unzweifelhaft sind durch die Zusammenarbeit hervorragender Künstler und erfahrener Techniker gerade in der letzten Zeit in der Schallplattenherstellung Fortschritte erzielt worden, die die deutschen Erzeugnisse mit zu den besten der Welt machen. G. D.



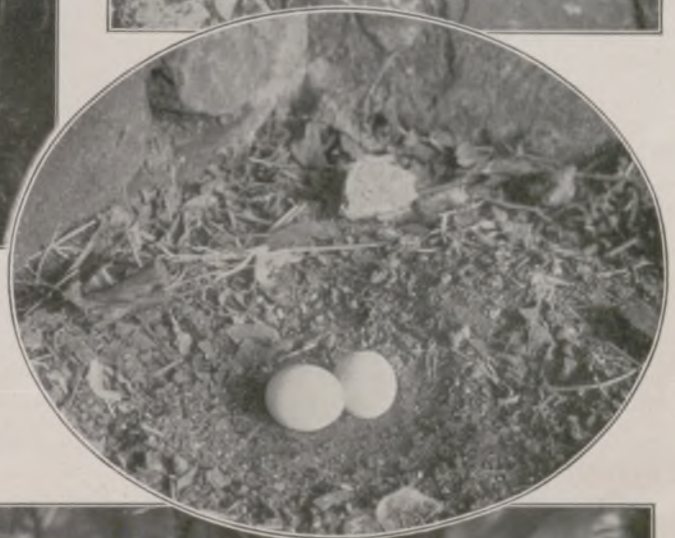
In der Schallplattenpresserei. Plattenform und Schallplattenmasse werden auf dampfgeheizten Wärmplatten angewärmt. Die hydraulischen Pressen arbeiten mit 150 Atmosphären, damit alle Feinheiten herauskommen.

HEIMISCHE EULEN

Bildurkunden nach Aufnahmen von Martin Schlott, dem Verfasser des gleichnamigen Beitrags auf Seite 836.







Abwehrstellung der Schleiereule.

Oben rechts: Schleiereule (Altvogel) an ihrem Schlafplatz.

Im Oval: Unvollständiges Gelege der Schleiereule in einer Scheune.



Abwehrstellung der Waldohreule (2. Daunenkleid mit sprossendem Endgefieder).

Rechts nebenstehend: Junge Waldohreulen im Übergang zum 2. Daunenkleid im Horst. Das mittlere Tier geht in Abwehrstellung über.









Alte Waldohreule vor ihrer Wohnhöhle (Winterquartier).

Im Kreis: Frisch ausgefallene Jungvögel des Steinkauzes in ihrem Nestloch in einer Pappel (1. Daunenkleid).

Unten rechts: Alter Steinkauz, Bücklinge machend.

Wissen und Leben

Heimische Eulen. (Hierzu die Bildertafel auf S. 835.) Mit zu dem anregendsten Zweige heimischer Vogelbeobachtung gehört die Beschäftigung mit Eulen. Der Fernerstehende rechnet diese ihm stets fremd und geheimnisvoll bleibenden, ja, oft direkt unheimlichen Vögel infolge ihrer Eigenschaft, sich fast ausschließlich vom Fleische getöteter Beutetiere zu ernähren, und wegen ihres Krummschnabels und der Dolchfänge als „Nachtraubvögel“ zu den Raubvögeln, also etwa den Falken und Adlern. Sie haben jedoch mit diesen außer derartigen gleichlaufenden Anpassungen, bedingt durch die ähnliche Lebensweise, nichts gemein. Die Wissenschaft faßt sie heute vielmehr als selbständige Ordnung auf oder stellt sie als Unterordnung zu den Rackenvögeln und dokumentiert so ihre Sonderstellung innerhalb der Vogelgruppen. Am besten werden wir mit den augenfälligsten Eigentümlichkeiten des Eulengeschlechtes vertraut, wenn es uns vergönnt ist, einen Blick in ihre Kinderstube zu tun, etwa in die der so wundervoll geperlten Schleier- oder der uhuähnlichen Waldohreule, oder in die des Totenvogels des Volkes, des Steinkauzes. Die Anlage der Jugendwiege geschieht ohne besonderen Aufwand, da so gut wie alle Eulen keine Nestbauer sind, sondern sich mit vorhandenen Gelegenheiten begnügen. Während aber die einen als Freibrüter ihren Brutplatz etwa in einem alten Krähen- oder Bussardhorste wählen (z. B. Waldohreule), richten ihn sich die anderen als Höhlenbrüter (Steinkauz, Waldkauz, Schleiereule usw.) in einem Baum- oder Gemäuerloch oder in einem Gebäude ein. Hier ruht das Gelege, weiß und glattschalig, ohne irgendwelche Nestvorbereitung (mit Ausnahme einer geringen Platzsäuberung) auf den vorgefundenen Bodengrund abgelegt, meist schon vom ersten oder zweiten Ei ab bebrütet. Die Brutdauer ist bei den einzelnen Arten etwas verschieden, ebenso die Eizahl und Eigröße. Eine gewisse Ausnahmestellung nimmt hierbei die sonst auch in ihrer Entwicklung oft abweichende Schleiereule ein, deren im Verhältnis kleine Eier nicht rund, wie bei den anderen Eulen, sondern langgestreckt sind und länger als bei gleich großen Arten bebrütet werden. Ist die Schlüpfzeit des Geleges herangekommen, dann fallen helle, kleine Daunenbälle aus. Meist weiß, dicht und wollig ist ihr Kleid, nur bei der Schleiereule auffallend dünnfedrig, so daß hier die faltige Haut zum Durchschein kommt und den Jungen ein häßliches, fast greisenhaftes Aussehen verleiht. Die Eulenvögel weisen ihr molliges Jugendkleid in Übereinstimmung mit den Raubvögeln auf. Während sie aber blind zur Welt kommen und je nach der Art verschiedene Zeit (etwa 5 bis 10 Tage) gebrauchen, bis sich die Augen öffnen, fallen die Raubvögel sehend aus dem Ei. Blickt man zu solchem Zeitpunkt in eine Eulenwiege, werden schon recht bewegliche Junge darin gefunden, die mit eigenartig schiebend-bohrender Bewegung ihre Ortsveränderungen vornehmen. Mit Ausnahme der langsam wachsenden Schleiereule entwickeln sich die Eulenjungen verhältnismäßig rasch. Ganz eigenartig, ja, direkt alleinstehend innerhalb der Vogelreihe, geschieht dabei ihre Federentwicklung. Zwischen Daunen- und Endgefieder schiebt sich hier nämlich ein Zwischengefieder ein, das für gewöhnlich einen halbdaunigen Übergang zum Endgefieder darstellt und nur ausnahmsweise in seinem Bau letzterem schon fast ganz entsprechen kann (z. B. Steinkauz) oder ganz rein daunig bleibt (nur bei der Schleiereule) und nicht zum Endgefieder vermausert, sondern von diesem mit emporgehoben wird und schließlich abfällt. Normalerweise geschieht die Vermauserung zum Endgefieder bald nach dem Flüggewerden, und um diese Zeit zeigen die Jungeulen auch ihre eigenartige, je nach der Art mehr oder weniger verschiedene Kampf- oder Abwehrstellung am prägnantesten, sobald sie, jetzt noch unsicher fliegend, bei ihrer Tagruhe im Gezweig überrascht werden. — Bei der Besichtigung eines Eulennestplatzes müssen schließlich auch die reichlichen Gewöllansammlungen auffallen, die hier zu finden sind. Das Ausspeien des Gewölls ist im Eulengeschlecht ganz besonders ausgeprägt, bedingt durch ihre eigentümliche Nahrungsaufnahme und Verdauung, die sie wiederum von den Raubvögeln scheidet. Während letztere es nämlich nach Möglichkeit vermeiden, Haare und Federn mitzufressen, die gefressenen Knochen mit verdauen und daher nur selten Gewölle auswerfen, fressen die Eulen stets Federn oder Fell und Knochen mit und speien ganz regelmäßig Gewölle aus, die diese Bestandteile unverdaut wieder enthalten. Da die Knochen gut erkennbar bleiben, läßt sich durch Gewölluntersuchungen die Nahrung der Eulen jeweils sicher bestimmen und so ihr für den Menschen überwiegend nützlicher Nahrungserwerb unwiderleglich dartun. Durch gesetzliche Verordnung sind die Eulen das ganze Jahr geschützt; ihr Fang, Abschuß, die Ausnahme von Nestern usw. ist also strafbar. Martin Schlott, Breslau.



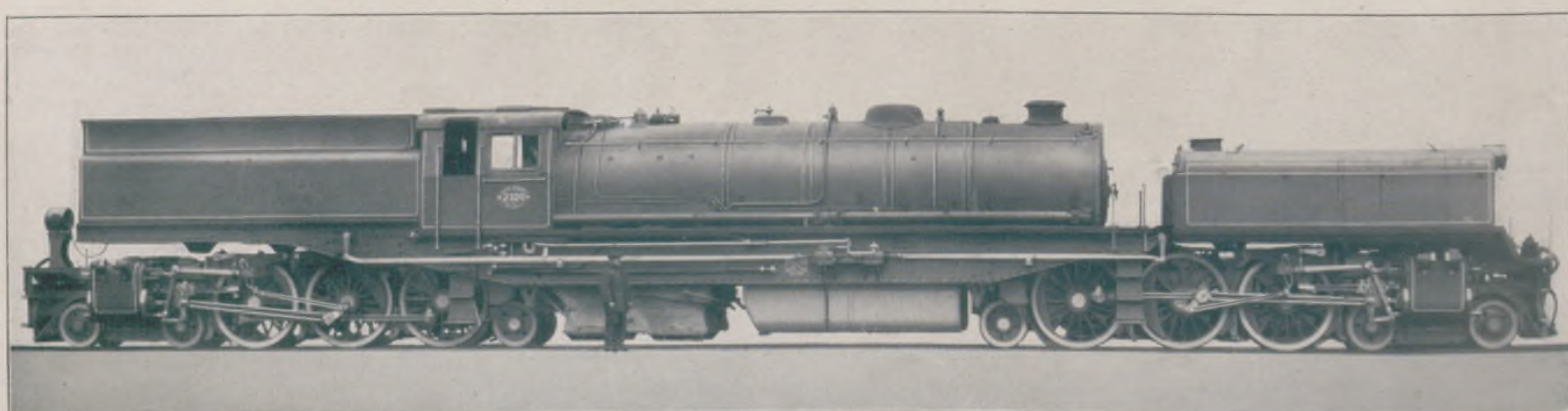
Albrecht v. Haller, ein bedeutender vielseitiger Gelehrter und Dichter des 18. Jahrhunderts, dessen Todestag sich am 12. Dezember zum 150. Male jährt. Nach einem Stich aus dem Jahre 1775. (Vgl. hierzu den nebenstehenden Beitrag.)

Albrecht v. Haller. (Vgl. hierzu nebenstehende Abbildung.) Zu den interessantesten Erscheinungen unter den Gelehrten des 18. Jahrhunderts gehört Albrecht v. Haller, der vor 150 Jahren am 12. Dezember starb. Nicht nur die Vielseitigkeit seines Wissens und seiner Begabung ist bewundernswert. Wichtiger ist, daß er in ganz verschiedenen Zweigen der Wissenschaft Grundlegendes schuf. Auf den verschiedensten Gebieten, vor allem auf denen der Physiologie, der Anatomie und der Botanik, kam er zu neuen, bahnbrechenden Erkenntnissen. Seine sich stets auf genaueste Naturbeobachtung und Experimente stützenden Forschungen ließen ihn Zusammenhänge erkennen, deren Richtigkeit erst viele Jahrzehnte später voll bestätigt wurden. So bekämpfte er aufs eifrigste die Linnésche schematische Klassifizierung der Pflanzen, die sich auf rein zufälligen Äußerlichkeiten aufbaut. Er setzte an ihre Stelle eine natürliche Anordnung, bei der er auf Wandelbarkeit der Formen und auf die innere Verwandtschaft äußerlich sehr verschiedener Gebilde hinwies. Trotz des hohen Ansehens, das Haller in der wissenschaftlichen Welt der ganzen Erde genoß, war die Zeit noch nicht reif für diese seine Erkenntnis, und der Linnésche Schematismus setzte sich durch. Heute sind wir längst zu der von Haller zuerst angegebenen Gruppierung übergegangen. Seine Erkenntnis von der Wandelbarkeit der Arten hat später volle Anerkennung gefunden. Seine physiologischen und anatomischen Arbeiten, wie die über die Reizbarkeit der Muskeln, das Wachstum der Knochen, die Lebensvorgänge im bebrüteten Ei, haben bestimmend auf die Entwicklung dieser Wissenschaften gewirkt. Großen Einfluß übte Haller auch als Philosoph auf seine Zeitgenossen aus. Seine philosophischen Schriften verfaßte er zum Teil in seiner Jugend, zum Teil in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens, die er in Bern, wo er am 16. Oktober 1708 geboren war, verbrachte. Man hatte ihn dort in den Großen Rat berufen und zum Ammann ernannt. Haller wirkte auch hier in der Regierung des Landes vorbildlich, verbesserte die Einrichtungen von

(Fortsetzung s. Seite 838.)



Ein Kraft erforderndes Spiel: Sauerländer beim „Op de Dicken“, einem alten Kegelspiel mit „Kegeln und Kugeln“ aus Hartholzklötzen. (Hierzu der Beitrag „Op de Dicken“ auf Seite 838.)



Riesenleistung deutschen Lokomotivbaues: Eine der für die südafrikanische Gebirgsstrecke Kapstadt-Pietermaritzburg von der Lokomotivbauanstalt J. A. Maffei A.-G. in München gebauten Lokomotiven, der schwersten je in Europa hergestellten Zugmaschinen ihrer Art. (Die Erklärung hierzu s. Seite 838.)


In diesem Jahr sind die Elida Weihnachtskassetten ganz besonders geschmackvoll und luxuriös ausgestattet. Zwölf verschiedene Kassetten von M. 1.50 bis M. 7.50. Außer=dem sechs wundervolle Luxuskassetten, mit Seide ausgestattet, von M. 9.– bis M. 20.–.
ELIDA KASSETTEN

Bergwerken und Krankenhäusern, setzte sich für die Schaffung neuer Unterrichtsanstalten ein und stellte seine Kenntnisse in den Dienst der Landwirtschaft, die durch ihn eine wesentliche Förderung erfuhr. Aber auch in rein politischen Angelegenheiten gab seine Stimme den Ausschlag. — Der Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen Tätigkeit jedoch fällt mit seiner Göttinger Professur zusammen, in die Zeit von 1736 bis 1753. Das sind die Jahre, die seinem Namen Weltgeltung verliehen. Der Glanz dieses Namens strahlte auf die junge Universität zurück. Haller gehörte ihr seit dem Gründungsjahr an. Viele ihrer Einrichtungen, wie der Botanische Garten, eine Entbindungsanstalt, anatomische Institute usw., verdanken ihm ihre Entstehung. Seine berühmteste Göttinger Gründung war die durch ihre wissenschaftlichen Bestrebungen hoch angesehene „Königliche Sozietät der Wissenschaften". — Schon in früher Jugend war Haller auch mit poetischen Versuchen hervorgetreten. Die von ihm verfaßten Lehrgedichte, in denen er vielfach seine philosophischen Gedanken niederlegte, wurden nicht nur viel gelesen, sondern auch viel nachgeahmt. Seine Zeit stellte ihn auch als Dichter sehr hoch. Er starb am 12. Dezember 1777 in Bern. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er geistig und körperlich schwer leidend, was sich auch in seinen letzten Veröffentlichungen in Form tiefer Schwermut widerspiegelt.

Dr. A. Neuburger.

„Op de Dicken", ein altes Kegelspiel aus dem märkischen Sauerlande. (Hierzu die mittlere Abbildung auf Seite 836.) Das märkische Sauerland ist die Wiege unserer heute so gewaltig dastehenden Industrie. Noch ehe die Dampfmaschine erfunden und die Steinkohle entdeckt wurde, rasselten in den Gebirgstälern des Sauerlandes schon die uralten Wasserhämmer, in denen Schwerter, Sensen und Pflugscharen geschmiedet wurden. Es ist ein ununterbrochenes wüstes Berg- und Waldland mit ganz engen Tälern und breiten, bewaldeten Bergkuppen. Das Wohnen in den kalten, engen Tälern gefiel dem freiheitliebenden starken Bauernvolke nicht, und so finden wir denn die alten Siedelungen und Höfe ausschließlich auf den Bergen. Der reiche Holzbestand lieferte ihnen Kohlen zum Schmieden und die „rote Erde" das Eisen. Nicht einen einzigen Bauernhof finden wir hier, auf dem nicht ein oder mehrere Schmieden lägen, die zum Teil noch heute in Tätigkeit sind. Hier wurden seit uralter Zeit Schafscheren, Feilen, Zangen und sonstiges Handwerkszeug mit der Hand geschmiedet. — Es ist ein rauhes und starkes Geschlecht, das in diesen wilden Bergen haust, und ebenso rauh sind seine Manieren und Spiele. Diese starken und rauhen Menschen, die wochentags das Eisen hämmerten und den steinigen Acker bauten, konnten auch an den Feiertagen nicht ruhen und rasten, und entsprechend ihrer robusten Kraft schufen sie sich ihre Spiele und Unterhaltungen. Und in diesem Sinne ist denn auch das Kegelspiel „Op de Dicken" so recht ein Spiel der Hammerschmiede. Schon das Material, aus dem es besteht, zeigt uns einigermaßen seine Herkunft: Neun dicke Buchenklötze nehmen in entsprechenden Abständen die Stelle der Kegel ein, während zwei oder mehrere länglichrunde Hartholzklötze als Wurfgeschosse dienen. Nur ein starker Arm, der den schweren Hammer zu schwingen gewohnt ist, vermag diese gewaltigen Klötze umzuwerfen. Vor vierzig oder fünfzig Jahren war dieses Spiel noch auf fast jedem Bauernhof zu finden, und die Schmiedegesellen vertrieben sich Sonntags damit die Zeit. Später artete es zum wirklichen Sport aus. Tüchtige Werfer waren gesucht, und die Parteien zogen von Hof zu Hof. Auch öffentliche Wettkämpfe mit entsprechenden Preisen wurden nicht selten veranstaltet. Man spielt in Parteien, ähnlich wie auf der Bohlenbahn. Die Kegel heißen Pinne. Man spricht von Vorder- und Eckpinn. Der mittelste Kegel führt bei entsprechender Größe den Namen König. Die Partei, welche die meisten Pinne umwirft, hat gewonnen. Geschickte und kraftvolle Werfer bringen es fertig, mit einem einzigen Wurf zwei oder wohl gar drei Pinne umzuwerfen. Heute findet man dieses Spiel nur noch ausschließlich auf den Höfen der Wirtshäuser.

Aug. Kohlenberg.

Eine Riesenleistung deutschen Lokomotivbaues (siehe die untere Abbildung auf Seite 836) hat die Münchener Lokomotivbauanstalt J. A. Maffei A.-G. in den zwei Gelenk-Lokomotiven vollbracht, die sie für die südafrikanischen Eisenbahnen gebaut und in diesen Tagen abgeliefert hat. Die Maschinen wurden nach dem Entwurf der Firma und in Zusammenarbeit mit den Ingenieuren der südafrikanischen Bahnen nach einer der Firma patentamtlich geschützten Konstruktion hergestellt. Sie werden auf der schwierigen, kurvenreichen Gebirgsstrecke von Kapstadt nach Pietermaritzburg schwere Schnellzüge befördern. Die hinsichtlich ihrer Bauart und Größe sehr bemerkenswerten 12 achsigen Lokomotiven sind die schwersten bisher in Europa gebauten. Ihre Länge beträgt, zwischen den Puffern gemessen, 26,5 m, das Dienstgewicht 186 t. Die Zugkraft erreicht den hohen Wert von 27 000 kg. Die drei gekuppelten Achsen an jedem Maschinenende werden von Zwillingsdampfmaschinen angetrieben. Zur Einstellung der Umsteuerung dient ein eigener Dampfzylinder, so daß der Maschinenführer nur geringe Kräfte dafür aufzuwenden hat. Auch sonst ist die Bedienung der gewaltigen Maschine sehr erleichtert. Die Rostfläche von 5,5 qm braucht nicht von Hand bedient zu werden, sondern der Transport der Kohle und deren Verteilung über den Rost geschieht mechanisch. Der Heizer hat also nur auf das richtige Funktionieren der Hilfsmaschine zu achten und kann darum seine Aufmerksamkeit mehr der Signalbeobachtung zuwenden. Die mit dieser Lokomotive zu vollbringende Leistung wird um so erstaunlicher, wenn wir erfahren, daß die Spurweite in Südafrika nicht, wie die unserer Eisenbahnen, 1435 mm beträgt, sondern nur 1067 mm (Kapspur).

Künstlicher Kautschuk. Das Problem der künstlichen Kautschukgewinnung ist nicht neu und war im Prinzip bereits vor dem Kriege gelöst. Unter dem Zwang der Kriegsverhältnisse erfuhr es in Deutschland lebhafte Förderung, so daß man am Ende des Krieges sagen durfte, daß technische Schwierigkeiten für die künstliche Kautschukgewinnung überwunden waren. Nicht aber waren es die wirtschaftlichen Schwierigkeiten. Die Erzeugung künstlichen Kautschuks scheiterte daran, daß kein genügend billiger Rohstoff vorhanden war, der es dem künstlichen Kautschuk ermöglicht hätte, mit dem billigen Naturprodukt zu konkurrieren. Fast alle Länder der Welt, außer England, haben das größte Interesse daran, daß künstlicher Kautschuk zu wettbewerbsfähigen Preisen an den Markt gelangt, um das lukrativste aller Weltmonopole, das englisch-holländische Gummimonopol, zu durchbrechen. Der englische Schatzkanzler Churchill hat vor nicht allzu langer Zeit einmal erklärt, daß die Kriegsschuld Englands an die Vereinigten Staaten von Amerika mit Kautschuk bezahlt werden soll, und da Amerika gezwungen ist, jährlich für 2 Milliarden Goldmark Kautschuk von den Engländern zu kaufen, erscheint dieser Ausspruch nicht übertrieben. Auch Deutschland ist gezwungen, für jährlich beinahe 200 Millionen Goldmark Kautschuk zu importieren. Die gesamte Kautschukerzeugung der Welt beträgt für das Jahr 1927 über 600 000 Tonnen (à 1000 kg). Die wirtschaftliche Herstellung künstlichen Kautschuks ist daher ein äußerst verlockendes Problem und ist gerade in den Laboratorien deutscher Fabriken aufs eifrigste gefördert worden. Noch vor kurzem hat die russische Sowjetregierung ein hoch dotiertes Preisausschreiben an die Chemiker aller Länder erlassen für Ausarbeitung eines Verfahrens zur wirtschaftlichen Erzeugung von künstlichem Kautschuk. Bei diesen Voraussetzungen ist es um so erfreulicher, daß es wiederum deutschen Chemikern gelungen ist, einen Rohstoff für die künstliche Kautschukgewinnung aufzufinden, der es ermöglichen wird, in wirtschaftlicher Weise synthetischen Kautschuk zu gewinnen. Geheimrat v. Weinberg, Verwaltungsmitglied der J. G. Farbenindustrie, machte auf der 50 jährigen Jubelfeier des Vereins zur Wahrung der Interessen der Chemischen Industrie Deutschlands die hochbedeutsame Mitteilung: „Durch Kontaktsynthese wird es uns ferner gelingen, die Ausgangsstoffe für die Synthese von Kautschuk und Guttapercha in bequemer Weise zu gewinnen." Damit dürfte das Problem der künstlichen, wirtschaftlichen Er-

zeugung von Kautschuk gelöst sein. Angebracht ist daher ein Blick in die Geschichte der künstlichen Kautschukgewinnung. Chemisch versteht man unter künstlichem Kautschuk hochmolekulare, kolloidale Kondensationsprodukte gewisser ungesättigter Kohlenwasserstoffe, wobei dem natürlichen Kautschuk das aus dem Kohlenwasserstoff Isopren erhaltene Produkt am nächsten in seinen Eigenschaften kommt. Schon Bouchardat erkannte im Jahre 1875 den innigen Zusammenhang zwischen Isopren und Kautschuk, und es gelang ihm bereits, ohne daß dieser Tatsache technische Bedeutung zugekommen ist, aus Isopren durch Behandlung mit gasförmiger Salzsäure kautschukähnliche Gebilde zu erhalten. Erst der deutsche Chemiker F. Hofmann erhielt im Jahre 1909 zum erstenmal synthetischen Kautschuk, der dem Naturprodukt in den wichtigsten Eigenschaften glich. Im D. R. P. 250 690 wurde diese wichtige Erfindung niedergelegt, und die Elberfelder Farbenfabriken, jetzt J. G. Farbenindustrie, führten die Erfindung in technischem Maßstabe durch. Weiter hat sich dann der vor kurzem verstorbene deutsche Chemiker Harries große Verdienste bei der Synthese von Kautschuk erworben. Erstmalig erhielt die Fachwelt Kenntnis von dieser bedeutenden Tatsache durch einen Vortrag in Wien im März 1910. Bemerkenswert ist noch, daß die Zahl der Patentanmeldungen in den Jahren 1910 bis 1914, die sich auf die Kautschukgewinnung beziehen, nicht weniger als 500 betrug, und in der Folgezeit sind bis heute zahlreiche weitere Patente hinzugekommen. Viel Scharfsinn, Fleiß, Zeit und Geld sind an die technische Ausarbeitung der Kautschuksynthese vor allem in Deutschland gehängt worden. Bereits vor dem Kriege kam synthetischer Kautschuk in den Handel, der aber, als der Preis des natürlichen Kautschuks von 30 auf 4 Mark fiel, nicht mehr konkurrenzfähig war. Im Krieg wurde dann die Erzeugung synthetischen Kautschuks in Deutschland wiederaufgenommen, und 1917 konnten die Elberfelder Farbenfabriken 2 Millionen kg liefern. Nach dem Krieg mußte die synthetische Kautschukgewinnung aus wirtschaftlichen Gründen wieder verlassen werden. Heute aber stehen wir an der Schwelle einer Zeit, in welcher der künstliche Kautschuk berufen sein wird, ein gewichtiges Wort zu sprechen, und wiederum hat die Synthese ein Weltwirtschaftsmonopol, in diesem Falle ein englisches, durchbrochen. — Was nun die technische Seite der Kautschukgewinnung angeht, so kann nur so viel gesagt werden, daß der Rohstoff für die Kautschukerzeugung bei den bekannten synthetischen Prozessen der J. G. Farbenindustrie gewonnen wird, ob im Anschluß an die Kohleverflüssigung (Herstellung künstlichen Erdöls) oder im Zusammenhang mit der sogenannten Methanolsynthese (Herstellung künstlicher Alkohole), entzieht sich der Kenntnis Außenstehender, ist auch für die Bedeutung der Synthese belanglos. Jedenfalls sind heute die eigentlichen Rohstoffe der Kautschukgewinnung, die Kohle und das Wasser bzw. das aus diesen erhältliche Wassergas, ein Gemenge von Kohlenoxyd und Wasserstoff, das durch Kontaktsynthese in den Rohstoff für die Kautschukgewinnung, wahrscheinlich das Isopren, übergeführt wird. — Prophezeien ist auf dem chemischen Gebiet eine mißliche Sache. Ob das Kunstprodukt das Naturprodukt verdrängen wird, bildet eine Frage, die erst im Lauf der kommenden zehn Jahre zu beantworten sein wird. Wenn man den Siegeslauf des synthetischen Stickstoffs in knapp 10 Jahren betrachtet, der Deutschland von einer Einfuhr ausländischen Stickstoffs, die vor dem Krieg sich zahlenmäßig um 200 Goldmillionen bewegte, frei machte und Deutschland in die Reihen der Stickstofferporteure eintreten ließ, dann muß mann sagen, daß das synthetische Produkt wenigstens auf dem deutschen Markt das natürliche (Chilesalpeter) in einer beinahe unglaublichen und wohl von niemandem vorausgesehenen Zeit verdrängt hat, und, was ganz besonders wichtig ist, daß das natürliche Produkt (Chilesalpeter) heute 50 Proz. teurer ist als das synthetische Produkt. Ob sich in der Erzeugung künstlichen Kautschuks ähnliche Verhältnisse ergeben werden, muß die Zeit lehren, wobei man nicht vergessen darf, daß die Preise, die heute von den monopolistischen Erzeugern des natürlichen Kautschuks gefordert werden, im Verhältnis zu den Selbstkosten viel zu hoch sind und noch beträchtlich gesenkt werden können. Für Deutschland ist jedenfalls das eine wichtig, daß es in absehbarer Zeit in der Lage sein wird, seinen Kautschukbedarf aus der synthetischen Erzeugung im eigenen Lande zu decken, und daß dadurch eine merkliche Entlastung der Außenhandelsbilanz eintreten wird. Die chemische Industrie — und dies ist ihre volkswirtschaftlich bedeutendste, vornehmste und von den leitenden Männern der deutschen chemischen Industrie voll gewürdigte Aufgabe — macht Deutschland immer unabhängiger vom Bezug ausländischer Rohstoffe. Immer mehr erweist sich die chemische Industrie als ein Eckpfeiler der deutschen Gesamtwirtschaft und trägt in großem Maße durch ihre genialen Synthesen dazu bei, die Auswirkungen des Versailler Vertrags und des Dawesplans zu mildern. Dr. Freitag.

Infektion als Krankheitsursache im Wandel der Jahrtausende. In einer jüngst erschienenen Arbeit des Münchner Hygienikers Karl Kißkalt über „Entstehen und Vergehen von Seuchen" weist dieser Forscher, dem wir wertvolle epidemiologische Forschungen verdanken, auf folgende wichtige Tatsachen hin: „So groß unsere Achtung vor den Leistungen der griechischen und römischen Ärzte ist, zweierlei wundert uns immer, wenn wir an ihre Auffassung von Infektionskrankheiten denken: das eine ist, daß sie die akuten Exantheme, Pocken, Scharlach und Masern, nicht beachtet haben, und das andere, daß damals keine Maßnahmen gegen die ansteckenden Krankheiten getroffen wurden." Demgegenüber muß aber daran erinnert werden, daß man auch in der antiken Medizin die Übertragbarkeit gewisser Krankheiten und die von einzelnen Patienten ausgehenden Gefahren gekannt hat. Es mag hier nur erinnert werden an die Pestschilderung des Historikers Thukydides, die in verschiedener Weise gedeutet und vielleicht als Fleckfieber oder Milzbrand angesehen werden darf. Weiter werden bei Plato übertragbare Bindehautkatarrhe erwähnt, und bei Galenos wird auf die Gefahr des Verkehrs mit Pestkranken und Leuten, die an Augenentzündung, Krätze und Schwindsucht leiden, hingewiesen. Im 3. Jahrhundert gedenkt Aretaios von Kappadozien der Ansteckung mit Lepra (Aussatz), die, wie bei der Pest, durch die Atemluft erfolgt. Aber sonst wird in der Tat in der ganzen griechischen Literatur nur von einer allgemeinen Ursache der Epidemie gesprochen, von dem, was in der Hippokratischen Schriftensammlung als „Miasma" bezeichnet wird (von miaino = ich verunreinige). Diese Unreinlichkeiten sollten von sumpfigen Stellen aufsteigen und der Ausgangspunkt z. B. der Malaria (= schlechten Luft) sein, als deren Erreger wir seit Laverans Untersuchungen die Mücken kennen, an deren Existenz übrigens schon römische Schriftsteller dachten. Irgendwelche Allgemeingültigkeit hat aber der Infektionsgedanke in der griechischen Medizin nicht bekommen, wie Diepgen hervorgehoben hat. Erst das Mittelalter bringt hier den Umschwung, indem es die Infektion als Krankheitsursache voll erfaßt. Von Osten her lernt man in dieser Zeit die Ansteckungsfähigkeit der Leprösen kennen, die schon in den mosaischen Isolierungsvorschriften lebendig war, und im Laufe des 13. Jahrhunderts lernt man die akuten pestartigen Fieber, die Wundrose, den Milzbrand, Influenza, Diphtherie, typhöse Erkrankungen usw. kennen. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts trat die Pest in schrecklichen Epidemien auf; auch zeigte sich die Syphilis, gegen die man schon damals graue Quecksilbersalbe verordnete. Gegen die Pest, als deren Überträger Ratten in Betracht kamen, schuf man in einzelnen Häfen im Jahre 1377 die erste Quarantäne und in Marseille die erste Schiffsstation, der in Venedig (1403) ein Quarantänelazarett folgte. Wochenlang wurden die Häuser gelüftet und ausgeräuchert und die Betten den Sonnenstrahlen ausgesetzt. Ja, sogar die Briefe wurden geräuchert und das infektiöse Geld mit Essig gewaschen. Die Anmeldepflicht bei den Seuchen begann Gestalt anzunehmen, und Maßnahmen wurden ausgebaut, die heutzutage wieder im Reichsseuchengesetz erscheinen. Erich Ebstein, Leipzig.

Das Rätsel Roter Seen im Hessenland. Seen, die Augen der Landschaft, haben stets das Interesse des Naturfreundes und Wanderers gefunden, namentlich dann, wenn sie eine Berühmtheit in der Biologie deutscher Süßwasserseen und damit in der allgemeinen Limnologie überhaupt erlangt haben. Ein solch interessantes Ge-

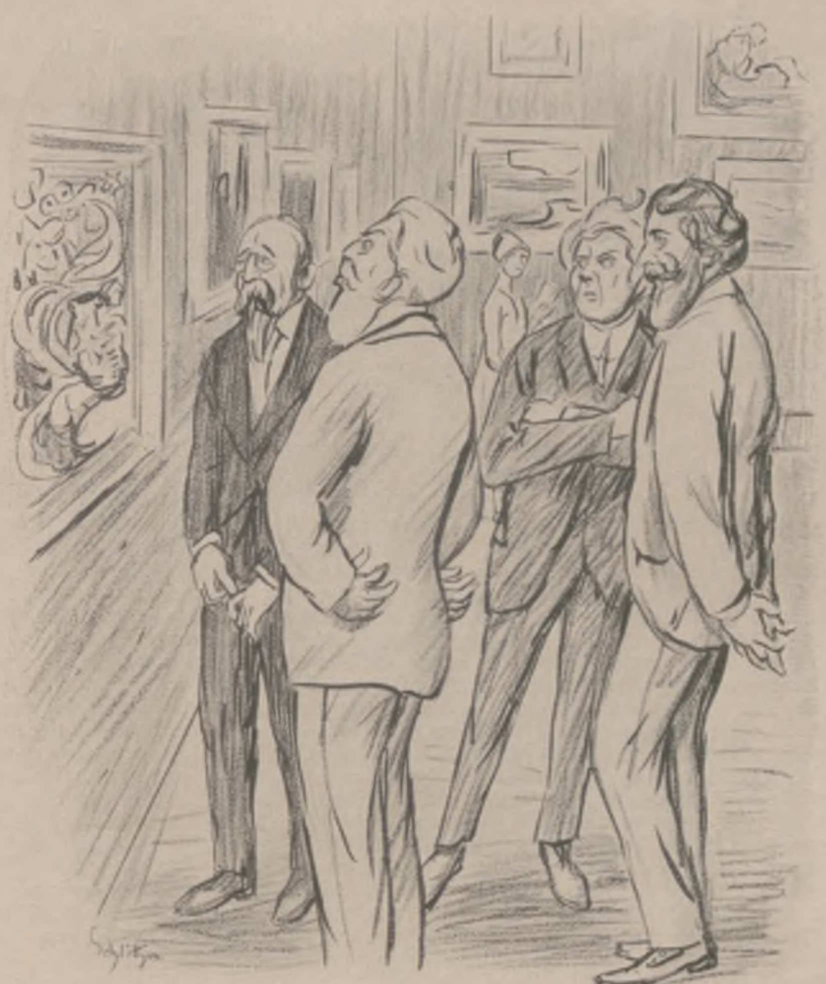
wässer bietet sich im Roten See bei Dens (Kreis Rotenburg, Richelsdorfer Gebirge) dar. Dieser See liegt im Gebiete des Richelsdorf-Sontraer Kupferschiefer-Gebirges, und zwar im Plattendolomit der oberen Zechsteinformation. Er ist etwa 100 m lang und 55 m breit, seine größte Tiefe beträgt etwa 7 m. Als merkwürdiges Gewässer erweist sich der See einmal dadurch, daß er bei starken Niederschlägen, die an anderen Stellen Hochwasser herbeiführen, fällt, daß hingegen in trockenen Jahren sein Niveau steigt. Der Denser See wird wahrscheinlich nicht nur von den Atmosphärilien gespeist, sondern auch von unterirdischen Quellen, da die Temperatur von etwa 9 Grad in 8 m Tiefe nur wenig von der an der Oberfläche (etwa 10 Grad) abweicht. Auf dem Boden des Sees hat sich eine mehrere Meter starke Schlammschicht abgelagert. Dieser blauschwarze, kalkhaltige Faulschwamm setzt sich zusammen aus dem durch die atmosphärischen Niederschläge eingeschwemmten Erdreich der Seeumgebung und aus den Ablagerungen der durch die unterirdischen Quellwasser herbeigeführten Materien, die sie beim Passieren der Kupfer- und Kobaltlager im Richelsdorfer Gebirge und seinen Ausläufern bei Sontra gelöst haben. Dabei nehmen die Wasser Spuren von Vitriolen auf; sie lassen deshalb einen starken Geruch nach Schwefelwasserstoff erkennen. Aus der Schädlichkeit dieses Gases für Tiere und Pflanzen erklärt sich, daß in ihm keine Fische sich tummeln und an seinen Ufern auch Pflanzen nicht gedeihen. Kein Baum, kein Strauch, keine Blume belebt Ufer und Wasserspiegel, selbst die Wasserlinse nicht, die sonst überall auf stagnierenden Gewässern ihre grünen Schleier webt. „Du möchtest den See ein Totes Meer im kleinen nennen, weil die steinige Küste ohne alles Leben ist.“ Sonst weist der See ein reiches Plankton auf. Wir haben damit auch die Lösung des Rätsels gefunden, das der See seinen Anwohnern häufig gegeben hat; die zweite Merkwürdigkeit besteht nämlich darin, daß er sich von Zeit zu Zeit blutrot färbt. Schon im Kirchenbuch von Nentershausen ist davon öfters die Rede: „Anno 1769, den 13. Januar, wurde hiesiger See wieder rot. Diese Röte dringet auf der Seite nach Nentershausen nach Bernd Wetteraus Haus unter den Steinen herfür und überziehet manchmal den ganzen See. Es ist aber kein Blut, wie die gemeinen Leute dafür halten, sondern eine karminrote Farbe, und dieser mein darunter stehender Name und Charakter ist damit geschrieben: Matthäus Simon, Pfarrer zu Dens. 1769.“ Noch mehrere Male haben spätere Pfarrer mit dem roten Wasser des Sees, das seine Färbung durch Wasserflöhe (Gattung Ceriodaphnia) erhält, ihren Namen verzeichnet. — Ein anderer Roter See liegt bei Witzenhausen, etwas unterhalb der Kuppe des Bilsteins, der höchsten Erhebung des Kaufunger Waldes (640 m). Hier befand sich in früheren Jahren ein Basaltsteinbruch, dessen Säulen die Freude jedes Naturfreundes bildeten; es war der bekannte Hesselbühl. In der basaltarmen Gegend war das äußerst harte Gestein des Basalts sehr begehrt, und so wurden die an 30 m hohen Säulen abgebaut. Im Jahre 1915 war der Basaltbruch ziemlich ausgebeutet, da traten plötzlich aus der Tiefe aufsteigende Quellwasser ein, und der Bruch ersoff. Aber das Wasser zeigt keine klare, sondern eine merkwürdig rote Farbe, die von den grauweißen, ziemlich steilen Sandsteinwänden absticht; sein Farbton ist am besten mit einer Tomatensoße zu vergleichen. Es mutet ganz seltsam an, wenn man auf dem Wege vom Bilstein nach Witzenhausen plötzlich am Rande des mächtigen Kessels steht, in dem der etwa 100 m lange und 45 m breite, durchschnittlich 6 bis 7 m tiefe See mit seiner eigenartig roten Färbung aufleuchtet. Die Rötung dieses Sees erfolgt nicht durch Organismen, wie beim Denser See, sondern hier liegt eine natürliche kolloidale Lösung vor; man erhält beim Filtrieren des Wassers durch gewöhnliches Filtrierpapier eine absolut klare und farblose Flüssigkeit. Das Seewasser ist so gut wie geschmacklos. Die Prüfung der chemischen Natur des kolloidgelösten Anteils im Chemischen Institut der Forstakademie Hann.-Münden ergab die Anwesenheit von Eisen, Silizium und Aluminium. Der Farbstoff dieses Roten Sees entstammt den in einer Seitenwand von Buntsandstein eingelagerten schmalen Schichten hochroten Schiefertons von äußerst feiner Stoffmasse sowie dem aus dem Basalt ausgelaugten Eisen. Dr. Hermann Böhme.

Großzügiges Suchen eines Luftschiffhafens. Wenn ein Luftschiffhafen angelegt werden soll, muß auf die vorherrschenden Wetterverhältnisse sorgfältig Bedacht genommen werden. Wälder, Hügel, Gebäude usw. können den Wind wirbelig (oder kollerig, wie die Windmüller nach dem unregelmäßigen Gang ihrer Mühle sagen) und damit gefährlich für Flugzeuge machen. Die Aussichtweite und Landungsmöglichkeit leiden durch Nebel und Industrierauch. Während des Krieges wurde z. B. in Nordwestdeutschland ein Flugplatz mit sehr großen Kosten nahe einer weiten, wiesenreichen Flußniederung angelegt; aber bald zeigte es sich, daß sich gerade in den für Flugübungen wegen der Luftruhe günstigsten Morgen- und Abendstunden die ganze Niederung und ihre Nachbarschaft mit Bodennebel bedeckte, und nun erst, nachdem etwa 1 Million Mark angelegt war, wurde ein Meteorologe beauftragt, die Nebelhäufigkeit der Gegend festzustellen! Hätte man vorher im Landeswetteramt angefragt, so wäre ein besserer Flugplatz gewählt worden. Ähnliches ist auch bei unseren Feinden vorgekommen. So legte das englische Kriegsministerium in Schottland für eine halbe Million Pfund einen Flugplatz an, um Flieger im Abwerfen von Bomben einzuüben. Aber der Flugplatz konnte nie benutzt werden, weil er von Hügeln so umgeben war, daß Böen und Wirbel das Fliegen allzu gefährlich erscheinen ließen. — San Francisco geht hierin vorsichtiger vor. Allerdings kennt man hier sowohl aus unmittelbarer Wahrnehmung als auch aus früheren Beobachtungen die Eigentümlichkeiten des Klimas. Vom Mai bis zum September, in welcher Zeit es wenig Regen gibt, ziehen dafür regelmäßig mächtige Nebelbänke von der See heran, hüllen Stadt und Hügel ein und dringen auch in die Bai ein. Deshalb ist die Wahl eines Flugplatzes hier besonders schwierig, und man wird es begreifen können, wenn man hört, daß die Stadt für Untersuchungen dazu nicht weniger als 10 000 Dollar ausgeworfen hat und ruhig ein Jahr oder selbst mehr warten will, damit alles sorgfältig erforscht werden kann, denn es kommen neun Plätze in der Umgebung in Frage. Ein Meteorologe und ein Beobachter vom Wetteramt San Francisco erhielten für ein Jahr Urlaub, um die Untersuchungen auszuführen. An allen neun Plätzen wurden Windfahnen und Windmesser, Sondierballone und andere meteorologische Instrumente aller Art aufgestellt und werden täglich beobachtet. Prof. Dr. C. Kaßner.

SCHNURREN

Einst begegnete Hutten auf einer Reise einem deutschen Abte. Er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, und der Abt, der ein ungemein dicker Mann war, erzählte, daß er in ein Bad gehen wolle, weil er gar zu feist würde, auch allen Appetit zum Essen verloren habe, um durch das Bad etwas von seiner Korpulenz zu verlieren und wieder Eßlust zu bekommen. „Oh,“ versetzte Hutten, „dafür weiß ich ein gutes Mittel; ich werde Euch mit auf mein Schloß nehmen.“ Dies geschah. Hier nun schloß Hutten den Abt in ein Gemach ein und ließ ihn daselbst einige Tage fasten. Darauf ging er zu dem Gefangenen und fragte, ob er nicht schon etwas abgenommen habe, und ob er Appetit zum Essen spüre? „O ja, recht sehr!“ versetzte der Abt. Hutten ließ ihm nun ein gutes Mahl vorsetzen, das dem Abte trefflich schmeckte. Nach der Mahlzeit sagte Hutten zu dem Abte: „Seht Ihr wohl, daß mein Mittel bewährt ist! Aber nun ist es





Zwei Generationen – zwei Welten: Die Jungen vor alter, die Alten vor junger Kunst. Zeichnungen von Hermann Schlittgen.

auch billig, daß Ihr mir den Doktorlohn zahlt.“ Dem Abte blieb nichts übrig, um in Freiheit zu kommen, als sich dazu zu verstehen, und Hutten ließ sich von ihm zweihundert Goldgulden bezahlen.

Von dem Wittenberger Professor Taubmann (1565—1613) wird erzählt: Zur Winterszeit gingen etliche Studenten bei Mondenschein vor seinem Fenster vorbei und erzeigten sich ihrer gewöhnlichen Art nach recht lustig. Inmittelst schlich sich Taubmann geschwinde zur Hintertür hinaus und machte sich unbekannterweise unter sie, gab ihnen auch folgends den Anschlag, man könnte sich keine bessere Ergötzung machen, als Taubmanns alte Fenster mit Schneeballen einzuwerfen. Inmaßen er denn selbsten hierzu den Anfang machte, worauf ihm die andern in solchem nachtschwärmerischen Beginnen desto getroster nachfolgeten. Nachdem er sie nun genugsam kennenlernen und meistenteils ihre Namen erforschet, verlor er sich unvermerkt wiederum in sein Haus, ließ sodann die Fensterstürmer des folgenden Tages vor den

Rectorem Magnificum fordern und brachte ihnen so klare Zeugnisse bei, daß sie die Tat nicht länger leugnen konnten, sondern ihm neue Fenster machen lassen mußten, wodurch er die alten los wurde.

Luther sollte einmal, so erzählt Zincgref in seinen Apophthegmen, einen Neuling predigen hören. Als aber derselbe gleich anfangs steckenblieb und nur immer die Worte des Textes: „Ich bin ein guter Hirt" wiederholte und weiter nicht fortkommen konnte, hieß ihn Luther von der Kanzel herabsteigen und sagte: „Ein albern Schaf mögt Ihr wohl sein, aber kein guter Hirte." Dieser Neuling war — Philipp Melanchthon.

Piron, der seine Worte nicht immer auf die Goldwage legte, erlaubte sich einst an der Tafel der Marquise v. Ch. Äußerungen, die so sarkastisch waren, daß sie die Schranken des Anstandes überschritten. Die Marquise sagte unwillig: „Sie sprechen einmal wieder wie ein Pferd." Piron stand, mit der Serviette in der Hand, sogleich vom Tische auf. „Wo wollen Sie hin?" fragte ihn die Marquise. „In den Stall", erwiderte er ärgerlich. „Und da nehmen Sie Ihre Serviette mit?" fuhr die Marquise fort und hatte die Lacher auf ihrer Seite.

Ein Händler stand auf dem Markte mit einem Korb voller Löffel, die er feilhielt. Ein Bekannter kam vorbei und fragte: „Na, Jakob, wie geht's?" Der Gefragte erwiderte: „Wie den Kranken." — „Was soll das heißen?" — „Na, alle Stunden ein Löffel."

Bei Gelegenheit eines Freitheaters, das bei einer fürstlichen Vermählung in Wien vor langer Zeit stattfand, war auch ein Mann im Theater, der früher noch nie eine Oper gesehen hatte. Er saß ganz ruhig und hörte aufmerksam zu. Als aber ein Duett gesungen wurde, sagte er zu seinem Nachbar: „Nun, da haben wir's: weil heute nichts bezahlt wird, geben die dort oben sich gar keine Mühe. Jetzt singen nun gar zwei auf einmal, damit sie nur geschwinder fertig werden."

König Friedrich von Neapel brachte einst das Gespräch auf Mittel, geeignet, das Auge zu schärfen. Da nannte Sannazar den Neid, denn „er sieht schneller, besser als andere und vergrößert alles, was er sieht".

Die spanischen Taler, Duros, vom Jahre 1684 haben die Umschrift: „Unus non sufficat" (Einer ist nicht genug).

FÜR DEN WEIHNACHTSBÜCHERTISCH

Knabenbücher. Unserer Knaben Lieblingsjahrbuch ist „Der Gute Kamerad", von dem soeben der 41. Band erschienen ist (Union, Stuttgart). Durch Reichhaltigkeit des Inhalts und der Bilderausstattung bietet er heute, wie die vier Jahrzehnte seither, eine Fülle der Unterhaltung und Anregung: Spannung erweckende Erzählungen, belehrende Aufsätze aus Geschichte, Länder- und Völkerkunde, Technik, Naturwissenschaften und Sport; Anleitung zu Experimenten, Bastelei, Spielen und Sammlungen; Rätsel und Anekdoten. 960 Abbildungen und 12 Kunstbeilagen beleben den vielseitigen Text. — „Das Neue Universum", dessen 48. Jahrgang die Union, Stuttgart, vorlegt, bietet Gelegenheit, über die immer vielfältiger, immer verwickelter werdenden technischen Probleme, wenigstens in großen Umrissen, Kenntnisse zu erwerben. Ein Anhang „Häusliche Werkstatt" gibt dem Bastler auf allen Gebieten reiche Anregung. 478 zum Teil farbige Illustrationen begleiten in zweckmäßiger Auswahl den Text. — Dem General v. Lettow-Vorbeck, dem unbesiegten Helden von Ostafrika, gewidmet ist „Am Kilimandjaro", Abenteuer und Kämpfe in Deutsch-Ostafrika, von Friedrich Wilhelm Mader (Union, Stuttgart), mit farbigem Titelbild und 8 Tondruckbildern von Karl Mühlmeister sowie 2 Kartenskizzen. Auf Grund genauester Quellenstudien gestaltet der rühmlich bekannte Verfasser hier den ersten Abschnitt des vierjährigen Feldzugs in Afrika unter Lettow-Vorbeck zu einer packenden Erzählung. — Geschichten vom andern Ende der Welt enthält das neueste Buch des Korvettenkapitäns F. Witschetzky „Der Cormoran" (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart). Der Verfasser schildert die Erlebnisse, die er als jüngster Leutnant an Bord des Kanonenbootes „Cormoran" 1911 bis 1913 hatte, in zwei sonnigen, unvergeßlichen Jahren, voll bunter, froher Erinnerungen. Durch die ganze Südsee, nach Australien und Neuseeland, nach Tsingtau und Japan geht es. 29 Abbildungen sind nach Originalaufnahmen des Verfassers wiedergegeben. — „Der rote Freibeuter" von J. F. Cooper, diese spannende Abenteurer-Erzählung, erfreut sich seit Generationen größter Beliebtheit. Die vorliegende, äußerst preiswerte Ausgabe, bearbeitet von E. Trautmann, neu durchgesehen von Karl Hobrecker, von Karl Mühlmeister mit flotten Schwarzweiß-Zeichnungen versehen, ist im Rahmen der Union-Jugendbücherei (Stuttgart) erschienen. — „Jungdeutschlands Fliegerbuch", herausgegeben von Edgar Bleker-Kohlsaat (Union, Stuttgart), mit Beiträgen namhafter Flieger und Fachmänner des Flugwesens, bietet eine gründliche und ernsthafte Einführung in das Gesamtgebiet des Flugwesens in seiner heutigen Gestalt. Über die geschichtliche Entwicklung, die deutschen Flugleistungen im Weltkrieg, die Handelsluftfahrt, den Verkehrsflug, über Flughäfen, Fluginstrumente und Flugmotoren gibt das Buch in Wort und Bild vollständige Auskunft.

Mädchenbücher. Das illustrierte Mädchen-Jahrbuch, „Das Kränzchen" (Union, Stuttgart), mit 660 Abbildungen und 12 Kunstbeilagen, erscheint soeben mit seinem 39. Bande. Der Gegenwart angepaßt sind die Erzählungen; ein frischer, fröhlicher Ton herrscht hier vor, gepaart mit Ernst, Verantwortungsgefühl, Tatkraft. Lehrreich und anregend sind die Aufsätze und Plaudereien. Da ist an alles gedacht, wofür ein junges Mädchen Interesse hat, an Geschichte, Naturwissenschaft, Sport, Mode und Handarbeiten, Häusliches, Blumenpflege, Rezepte. — Ein neues Jahrbuch für Mädchen im Alter von 12 bis 15 Jahren ist „Jungmädchenwelt", Erzählungen ernsten und heiteren Inhalts, Plaudereien über Kunst und Wissenschaft, Länder und Völker, Beruf, Sport, Haus, Hof und Garten (Union, Stuttgart; mit 119 ein- und mehrfarbigen Abbildungen). — Eine Festgabe für Mädchen bis zu 12 Jahren ist „Der Jugendgarten", 52. Band (Union, Stuttgart; mit 127 ein- und mehrfarbigen Abbildungen), Erzählungen, Gedichte, Unterweisungen aus Natur und Haus, Beschäftigungen, Sport und Spiele. — Umfangreichere Erzählungen für junge Mädchen sind „Die Weberskinder" von Eva Gräfin v. Baudissin, mit mehrfarbigem Umschlagbild von H. Schultze-Görlitz (Union, Stuttgart) und „Schloß Urphershofen" von C. Freiin v. Crailsheim-Rügland (Union, Stuttgart; mit 19 Textzeichnungen von Lutz Ehrenberger; Kränzchen-Bibliothek, Band 32). Gräfin Baudissin schildert auf dem Hintergrund der alten Hansestadt Lübeck die glückliche Jugend dreier Geschwister und die Sitten, Anschauungen und Lebensweise der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts. Carola v. Crailsheims Buch „Schloß Urphershofen" erzählt von einem jungen Mädchen unserer Zeit, wie es sich mutvoll und pflichttreu Bahn bricht, vieles erträgt und endlich, nach Einsamkeit und allerlei Not, das Glück findet, das aus Liebe erblüht.

Für die Jugend beiderlei Geschlechts. „Der gute Gerhard von Köln", Erzählung aus dem zehnten Jahrhundert von Gerhard Hennes, mit Bildern ausgestattet von Fritz Bergen (Verlag J. P. Bachem G. m. b. H., Köln) bringt die

bereits von dem mittelalterlichen Dichter Rudolf von Ems erzählte Sage in abgerundeter, lebendiger Wiedergabe. — „Renhard der Spielmann", Erzählung aus dem Jahre 1525 von Marie M. Schenk, mit 4 Bildern und einer Umschlagzeichnung von Franz Müller-Münster (Verlag J. P. Bachem G. m. b. H., Köln). Die Sprößlinge der Burgen Lichtenstein und Hölnstein waren vor dem drohenden Bauernsturm geflüchtet unter dem Schutz des Spielmanns Renhard, der einmal ein ihm anvertrautes Kind ins Unglück geraten ließ und nun sein Vergehen in der Betreuung fremder Kinder sühnt. — „Tristan und Isolde", erzählt von Will Vesper, mit vielen Schwarzweiß-Zeichnungen, vier ganzseitigen farbigen Vollbildern und einem farbigen Einband von Paula Jordan (Gerhard Stalling Verlag, Oldenburg). Die schöne Dichtung Gottfrieds von Straßburg hat Will Vesper für die Jugend in einem klaren und feinen Stil wiedergegeben. — Jonathan Swifts „Lemuel Gullivers vier Reisen in fremde Länder." Neu bearbeitet von Will Vesper. Mit 4 ganzseitigen farbigen Vollbildern in Offsetdruck und vielen Federzeichnungen sowie farbigem Einband von Walter Waentig (Gerhard Stalling Verlag, Oldenburg). Das seltsame Buch, ein in seiner Art einzigartiges Werk der Weltliteratur, behandelt die abenteuerlichen vier Reisen zu den Zwergen, zu den Riesen, zur fliegenden Insel und in das Reich der Pferde. Wunderwelten erträumt die kindliche Phantasie, und Wunderwelten findet sie hier. — „Die Jugendbibel", nach der Heiligen Schrift neu erzählt für die deutsche Jugend und das deutsche Volk von Will Vesper. Mit 12 farbigen Vollbildern in Offsetdruck sowie 47 Schwarzweiß-Zeichnungen von Paula Jordan (Gerhard Stalling Verlag, Oldenburg). Die Bibel ist, ganz abgesehen von ihrer religiösen Bedeutung, eine Hauptgrundlage der gesamten abendländischen Bildung, der Dichtung, der bildenden Kunst und des Denkens. Wer nicht die Bibel kennt, kann an dieser Bildung nicht eigentlich Anteil haben. — Ebenfalls für jung und alt bestimmt ist das Buch „Frohes Schaffen" (Deutscher Verlag für Jugend und Volk, Wien). „Frohes Schaffen" hat sich in seinen Erzählungen wie in den wissenschaftlichen Aufsätzen und den erläuternden Abbildungen ein hohes Ziel gesetzt. Dr. Th. Heinr. Mayer unterrichtet über die Welteislehre, Prof. Dr. J. Weiß über das Erdbild im Wandel der Zeiten, Generalmajor Karl Korzer behandelt das Luftbild in Technik und Wissenschaft, Ministerialrat Ingenieur Hermann Baravalle schildert die Eroberung der Höhen durch die Eisenbahn. Perlen der Novellendichtung sind u. a. Rudolf Greinz' „Mein Urahndl", Hans Francks „Ernemanns Opfer" und Karl Hans Strobls „Die Empörung der Steine". 500 zum Teil farbige Bilder ergänzen den Text. — Der neueste Band der Sammlung „Naturwissenschaftliche Jugendbücher des Union-Verlags" ist „Streifzüge durch die Geschichte der Naturwissenschaften" von Dr. Hans Wohlbold, mit 55 Abbildungen im Text. In einer Reihe von Aufsätzen zeigt das Buch, wie sich das naturwissenschaftliche Weltbild im Laufe von mehr als zwei Jahrtausenden allmählich herausgebildet hat. Die Abbildungen geben zum großen Teil bisher noch nirgends veröffentlichtes Material des Deutschen Museums in München wieder. — „Mart und Margot." Ernste und heitere Tiergeschichten von Louis Pergaud. Deutsch von Dr. Adolf Heilborn. Reich illustriert von Adolf Dahle (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin). In diesem mit dem Goncourt-Preise ausgezeichneten Buche, das von innigem Empfinden für die Natur und von tiefem Wissen um die Seele der Tiere erfüllt ist, steht Pergaud in der ersten Reihe der in- und ausländischen Erzähler aus dem Tierleben. — „In den Schluchten des Prisats" von Edmund Kiß, mit 20 Bildern von E. Liebenauer und einer Karte (Union, Stuttgart) ist ein Buch, das nicht nur bei der heranwachsenden Generation auf begeisterten Beifall rechnen darf. Auch Erwachsene werden mit Spannung diese Bilder aus einer Welt lesen, in der wilde Romantik noch Wirklichkeit ist. Besonders gern dürften alle die, welche im Weltkrieg das schöne Land zwischen Veles, Monastir und Strumitza selbst kennengelernt haben, von diesem Buche sich wieder dorthin führen lassen. Die meisterliche Erzählungskunst des Verfassers führt den Leser nach Mazedonien zu dem Freiheitskämpen, der in den verschiedensten Gestalten auftaucht und unter dem Namen „der Babunski" den Feinden ein Symbol des Schreckens, den Unterdrückten zum Nationalhelden geworden ist. — „Die Mine der Azteken." In diesem mit 4 Tondruckbildern und 11 Textzeichnungen von Karl Mühlmeister ausgestatteten neuen Band der vielbegehrten Sammlung „Fahrten und Abenteuer in aller Welt" (Union, Stuttgart) erzählt Otto Rudert spannend die aufregenden Erlebnisse eines jungen deutschen Ingenieurs im heutigen Mexiko und bietet zugleich ein wahrheitsgetreues Kulturbild von Land, Leuten und Zuständen in dem umstrittenen, von Erschütterungen heimgesuchten Staate.

Sagenbücher. „Nordlandhelden." Ein Sagenbuch von Hermann Eicke. Mit 10 Original-Holzschnitten von Hanns Zethmeyer (B. G. Teubner, Leipzig). Hermann Eicke bringt in diesem Buche die nordisch-heroische Welt dem deutschen Volke in freier Nachdichtung nahe. Er stützt sich dabei nicht nur auf die Edda, sondern auch auf die deutsche, schwedische, dänische und angelsächsische Überlieferung, wie z. B. Beowulf, Brawallaschlacht, Starkad. — „Meer — Marsch — Heide": „Niedersächsische Sagen" und „Südhannoversche Sagen". Erzählt von H. Karstens, Abbildungen von Th. Herrmann-Bremen (Verlag Hegel & Schade, Leipzig). Der Heimatkundler H. Karstens-Goslar erzählt in diesen beiden Bänden die schönsten Sagen des niedersächsischen Tieflandes zwischen Elbe und Ems und Südhannovers vom Brocken bis nach den Emsmooren. Die Stoffe entstammen zum Teil dem Volksmunde, zum Teil dem verstreut gedruckten, vielfach auch vergriffenen oder vergessenen Volksgut.

Bilderbücher. Der Verlag Gerhard Stalling in Oldenburg bringt diesmal folgende unzerreißbare Pappenbilderbücher ohne Text mit Bildern von Else Wenz-Viëtor für das Weihnachtsfest: „Schau hier hinein, alles ist Dein!", „Die kleine Welt, die Dir gefällt!", „Liebe kleine Sachen zum Schauen und Lachen". Die folgenden, ebenfalls unzerreißbaren, für unsere Kleinsten bestimmten enthalten schon ein ganz klein wenig Text und sind besonders empfehlenswert für 3- bis 6jährige Kinder: „Wir fahren und wir reiten womit und wohin?" mit Bildern von Helmuth Skarbina; „Was ich werden will", von Paula Jordan; „Was alles des Nachts nicht schläft", von Gottfried Eisenhut; „Mein Spielzeug", mit Bildern von Hilde Bauer. „Vom Gang der Jahreszeiten laß fröhlich Dich begleiten", herausgegeben von Karl Hobrecker, mit Bildern von Hildegard Weinitschke. „Guten Abend! Gute Nacht! Guten Morgen! Aufgewacht", mit Bildern von Else Wenz-Viëtor ist ein entzückendes Kleinkinderbuch mit Wiegenliedern, Gebeten, Gutenacht-Liedchen, Morgengrüßen und Anziehliedern. — Bilderbücher von J. F. Schreiber Verlag, Eßlingen: „Jumbo." Eine lustige Elefantengeschichte. Bilder in vielen Farben und Reimen von Karl Rohr, der der Kinderwelt bereits durch das „Teddy-Bilderbuch" bekannt ist, von dem jetzt die Jubiläums-Auflage 95/106 000 erscheint. Von dem Bilderbuch „Etwas von den Wurzelkindern" von Sibylle v. Olfers liegt die 22. Auflage vor; 8 vielfarbige Vollbilder, Text in Versen. — „Güldenkettlein." 50 neue Kinderlieder von Albert Sergel. Buchschmuck von Ernst Kutzer (Verlag von Franz Borgmeyer, Hildesheim). Es ist eine Wonne, dem Dichter in sein sonniges Kinderland zu folgen. Neckisch, ja, fast übermütig, dann auch wieder besinnlich und traut fließen die Verse dahin. Köstliche Federzeichnungen hat der Wiener Meister Ernst Kutzer dazu gefunden.

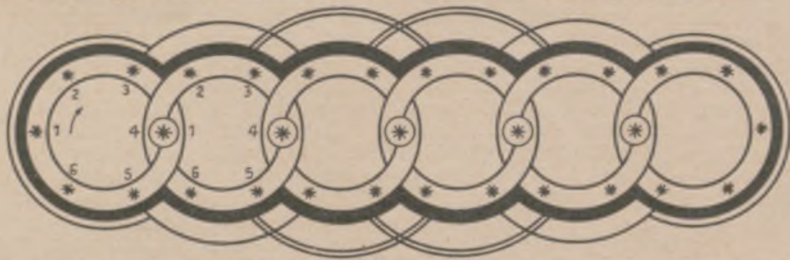
Schreibers Beschäftigungs- und Arbeitsbücher für Elternhaus und Schule: Heft 71, „Allerhand Geschenke zum Selbstherstellen"; Heft II. Von Käthe Schuppe. — Heft 73, „Anleitung zum Bau freifliegender Flugzeugmodelle". Von Ingenieur Fritz Hohm. Hierher gehören Schreibers „Volks- und heimatkundliche Bauhefte": Heft 6, „Buschnegerdorf in Surinam mit Missionshaus", enthaltend 10 Modellierbogen in 20 : 26 cm nebst Text und Anleitung; „Anleitung zum Zeichnen für Elternhaus und Schule": Heft 14, „Kulturgeschichtliche Bilder". 15 Vorlagen nebst Anleitung und Aufgaben in 20:26 cm; „Ausnäharbeiten für Kindergarten und Familie", 3 Mappen.

ZUM NACHDENKEN

Kreisrätsel.

(Zu nebenstehender Figur.)

Die Buchstaben: a a b b e e e e e e g h i i i i l l l l n n n o r r s s u u v sind so an Stelle der Sternchen zu setzen, daß in jedem Ring ein Wort entsteht und die 5 Buchstaben in den Knotenpunkten einen deutschen Dichter bezeichnen. Die Wörter der einzelnen Ringe von links nach rechts bedeuten:



1 Gärtnergerät, 2 weibliche Gestalt aus Goethes „Faust", 3 Stadt in der Nähe der Danziger Bucht, 4 Bezeichnung für feinen Spott, 5 Höhengleichheit, 6 Kaukasusgipfel.

Wichtiges.

Die erste ist ein großes Tier,
Zwei, drei, gar oft erdichtet;
Das Ganze heißt ein Stück Papier,
Das Wichtiges berichtet.

Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir, die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen.

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber), Leipzig C 1, Reudnitzer Strasse 1–7.

Die Sektmarke der Feinschmecker. Etwas besonderes ist es für Feinschmecker, wenn eine alte Firma der Öffentlichkeit eine neue Sektmarke übergibt. Die wegen der ausgezeichneten Qualität ihrer Erzeugnisse bekannte Sektkellerei Schultz Grünlack A.-G. in Rüdesheim a. Rhein bringt in diesem Herbst eine Sektneuheit auf den Markt, die geeignet ist, das berechtigte Aufsehen und das Entzücken aller Liebhaber eines guten Glases Sekt zu erregen. Die neue Marke dieser Sektkellerei, die seit mehr als einem halben Jahrhundert durch die Herstellung von Qualitätssekten berühmt ist, wird den Namen „Freiherr von Schorlemer-Lieser" tragen und ist aus edlen Weinen der Saar bereitet, die aus den Kellern des Freiherrn von Schorlemer-Lieser stammen. Mit der Güterverwaltung dieses Weingutes hat die Schultz Grünlack A.-G. einen langjährigen Monopolvertrag abgeschlossen, so daß nur sie in der Lage ist, diesen Sekt herzustellen, der in jeder Art eine absolute Spitzenleistung bedeutet. Mit dieser Neuschöpfung ist dem Feinschmecker ein Sekt gegeben, der an edler Rasse

Magisches Dreieck.



Die Buchstaben: a a b b e e i i i k k n n n n n n o o o o o r r t t t t ergeben bei richtiger Einordnung in die Felder des nebenstehenden Dreiecks wagerecht und senkrecht gleichlautende Wörter von folgender Bedeutung: 1 Pflanzenkunde, 2 Oper von Weber, 3 Hautfarbe, 4 Fluß in Italien, 5 Elend, 6 Vorwort, 7 Mitlaut.

Silben-Ergänzungsrätsel.

hand— stück— zeug— rat— schein— zug— wort— zahl— spiel— wort— schrift— burg— schluß— zeit

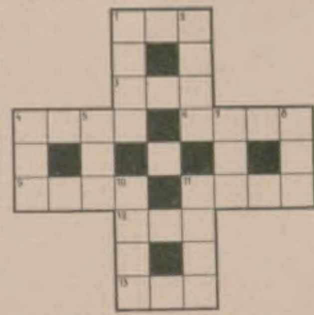
An Stelle der Striche ist je eine der nachstehenden Silben einzusetzen, so daß sie mit der vorherstehenden und der folgenden Silbe je ein Wort ergeben: brett, bruch, grund, haus, kraft, schluß, schrift, stein, streit, tor, wart, werk, zeit.

Gleichklang.

Du sollst's keine Sachen,
Zumal wenn sie klein.
Sonst mußt du sie suchen
Und wirst's dabei sein.

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 1 Tonart, 3 Charaktereigenschaft, 4 weiblicher Vorname, 6 Fluß im Harz, 9 Figur aus der griechischen Mythologie, 11 Tempelort in Ägypten, 12 französische Münze, 13 jüdischer König; **senkrecht:** 1 russische Volksvertretung, 2 bekannter Schachmeister, 4 Zeichen, 5 Stillstand des Lebens, 7 biblische Person, 8 griechische Göttin, 10 arabischer Stamm, 11 Hauptstadt im alten Persien.



Von den Bad-Nauheimer Sprudeln.

Interessante Zahlen für die Schüttungsmengen der berühmten Bad-Nauheimer Sprudel finden sich in einer größeren Arbeit, die Oberbaurat Berck, der Leiter des Betriebsamtes der Hessischen Bad- und Kurverwaltung in Bad-Nauheim für das Werk „Hessen bei der Arbeit" geschrieben hat, das demnächst von der Zentralstelle zur Förderung der Volksbildung und Jugendpflege in Hessen (Darmstadt) herausgegeben wird. Die drei Badesprudel VII, XII und XIV schütten bei normalen Quellentemperaturen von 30,5 °C, 34,4 °C und 32,2 °C, einem Salzgehalt von 2,46 v. H., 3,34 v. H. und 2,82 v. H. und einem Gehalt an völlig freier Kohlensäure von 5,812 g, 7,5233 g und 6.496 g in 1000 g Wasser jährlich folgende Mengen: Sole = 780 000 cbm, Salze = 23 870 t = 477 400 Ztr., für deren Transport 2387 Waggons zu 200 Ztr. erforderlich wären. Hierzu brauchte man 40 Güterzüge mit je 120 Achsen. In diesen Salzen sind allein an Kochsalz 18 288 t = 365 760 Ztr. enthalten. Das ergäbe eine Ladung für 1829 Waggons = 30 Güterzüge. An freier Kohlensäure entströmen jährlich aus den drei Sprudeln 3 210 230 cbm = 5 445 700 kg Kohlensäure, mit der man rund 500 000 Stahlflaschen füllen könnte. Wenn man das spezifische Gewicht des Kochsalzes mit 2,17 annimmt, so wiegt 1 cbm Salz 2,17 t. Die jährliche Schüttung beträgt 23 870 t, die einen Salzwürfel von 11 000 cbm ergeben. Dadurch entsteht im Erdinnern ein entsprechender Hohlraum.

Läuferzugproblem.

			z		n		o		n
	o						e		w
								e	
					n		e		g
n		n		s					
	o								
r		i						e	
w		r		e		n			

Die in nebenstehendem Quadrat eingestellten Buchstaben sind durch Läuferzüge (über eins oder mehrere mit der Spitze aneinanderstoßende Felder) derart zu verbinden, daß sie ein Sprichwort ergeben.

Silbenwahl-Rätsel.

Jedem der nachgenannten Wörter ist eine Silbe zu entnehmen, die aneinandergereihten Silben ergeben dann ein Sprichwort: 1 Reviere, 2 Linoleum, 3 Ludwigshafen, 4 Rübenzucker, 5 Gehaltszulage, 6 Vielliebchen, 7 Indianer, 8 Herberge, 9 Polackei, 10 Minerva, 11 Riesengebirge, 12 Genugtuung.

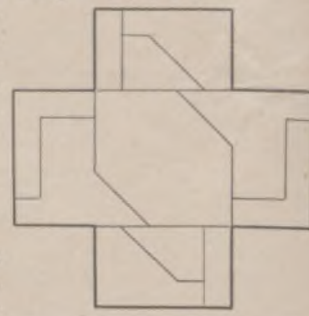
Mittelbuchstabenrätsel.

Loch — Sehne — Miene — Organ — Birne — Lenne — Höhle — Miete — Abt — Rost — Felge — Kachel — Becher — Leser — Schiffer — Norne — Schule — Karte — Zecher — Linse — Alm — Mieze

Die Mittelbuchstaben der obigen Wörter sind zu streichen und durch andere derart zu ersetzen, daß wieder bekannte Hauptwörter entstehen. Die neuen Buchstaben ergeben, in der angegebenen Folge gelesen, ein Sprichwort. — ch und st = je ein Buchstabe.

Zerlegaufgabe.

Aus den Teilen des Kreuzes sind zwei verschieden große Quadrate zu bilden.



Silbenrätsel.

Aus den Silben:
be — bern — e — ei — el — ern — fel — fest — gel — go — hau — hi — kord — land — lin — lip — lon — ly — mi — ol — re — se — se — see — sol — so — sto — te sind 11 Wörter von nachfolgender Bedeutung zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus Schillers „Don Carlos“ ergeben (st = 1 Buchstabe). 1 Erzeugnis der Kunstweberei, 2 sportliche Höchstleistung, 3 Stadt in Sachsen, 4 Teil des Schiffes, 5 dänische Insel, 6 geometrischer Begriff, 7 griechischer Staatsmann, 8 ländliche Feier, 9 Sonntagsname, 10 Desinfektionsmittel, 11 deutsches Gebirge.

Gaudeamus igitur.

Zwei Silben gelten als unbekehrt
Und eine als schwer zu erklimmen.
Die drei, wenn ein l dazwischenfährt,
Dich sicher studentenfroh stimmen.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4317.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4315.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Agent, 4 Lido, 5 Earl, 7 Blei, 8 Tau, 9 Tell, 13 Capri, 14 Essig, 17 Tara, 18 Leo, 19 Anis, 20 Diva, 21 Prag, 22 Puppe; senkrecht: 2 Gott, 3 Neun, 4 Leopard, 6 Lessing, 7 Bucht, 10 Logis, 11 Cid, 12 Leu, 15 Blau, 16 Topp.

Quadraträtsel: 1 Begas, 2 Ebene, 3 Geige, 4 Angel, 5 Seele.

Silbenrätsel: 1 Viktoriagelb, 2 Immensee, 3 Enzian, 4 Lawine, 5 Elster, 6 Titus, 7 Rudolstadt, 8 Oswald, 9 Palästina, 10 Firnis, 11 Edam, 12 Niobe, 13 Grabbe, 14 Erker. — Viele Tropfen geben erst das Meer.

Auszählrätsel: 1 Boston, 2 Morgen, 3 Kanton, 4 Socken, 5 Durban, 6 Rodeln, 7 Berlin, 8 Bohnen.

Rösselsprung: Gern schließ' ich einmal meine Türen, / Um auf des Nachbars Grund zu gehn; / Doch muß ich deutlich dort verspüren — / Den Duft des Kräutleins Gerngesehn. (Storm.)

Einschieberätsel:

a)	b)
1 Ruin	Rubin
2 Rabe	Raabe
3 Rate	Raute
4 Peer	Peter
5 Anio	Anzio
6 Mine	Miene
7 Kate	Kante

Bautzen.

Übler Mundgeruch. Der häßliche Mundgeruch ist oft eine Begleiterscheinung von Magenerkrankungen, Stoffwechselstörungen, Entzündungen des Zahnfleisches und der Mandeln. In den weitaus meisten Fällen bilden aber ungepflegte und vernachlässigte Zähne die Ursache. Besonders stark zeigt sich der üble Mundgeruch, wenn viele Zähne faul sind und wenn sich starker Zahnstein gebildet hat. Liegt also somit keine ausgesprochene Erkrankung vor, so ist es leicht, der lästigen Erscheinung des üblen Mundgeruches wirkungsvoll zu begegnen; man hat nur nötig, die faulen Zähne vom Zahnarzt behandeln zu lassen und Mund und Zähne regelmäßig mit einem wirklich zuverlässigen, antiseptischen Mundwasser (Odol) zu behandeln.

In der Wahl seiner Geschenke handelt klug, wer einer Dame geschmackvolle Dinge für ihren Toilettentisch schenkt, besonders dann, wenn er seine Wahl aus den reizenden Geschenkpackungen von Jünger & Gebhardt trifft. Das Kölnisch Wasser Lavendel-Orangen dieser Firma ist seit Jahren der Liebling aller schönen und gepflegten Frauen, da es ihnen nicht nur Frische und Schönheit verleiht und so außerordentlich nervenbelebend wirkt, sondern gleichzeitig ihre Erscheinung in den unnachahmlichen Hauch der eleganten Welt hüllt. Aber nicht nur Kölnisch Wasser Lavendel-Orangen, auch die anderen Erzeugnisse dieser Firma zählen zu den reizvollsten Geschenken, zumal die künstlerisch-schöne Aufmachung und der hochwertige Inhalt die bestehende große Preiswürdigkeit nicht annähernd vermuten lassen.



Am Steuer die Original Jackson-Girls

Phot. Suse Byk

Kurzfristig lieferbar!

10/45 PS 6 Cyl. Cabriolet 7-sitzig	RM 6950
10/45 PS 6 Cyl. Innensteuer-Limousine 5-sitzig	RM 7250
10/45 PS 6 Cyl. Pullmann-Innensteuer-Limousine 7-sitzig	RM 7550
6/25 PS 4-sitziger off. Tourenwagen mit Allwetterverdeck	RM 4450
6/25 PS Sportzweisitzer mit Reservesitz für 2 Personen	RM 4650
6/25 PS 4-sitzige Innensteuer-Limousine	RM 4850

Preise ab Werk. Auf Wunsch 9-, 12- und 18-**monatige Teilzahlungen** bei geringer Anzahlung.
Verkauf durch die Niederlassungen der Gemeinschaft Deutscher Automobilfabriken und die Brennabor-Vertretungen.

GEBR. REICHSTEIN BRENNABOR-WERKE

Gegründet 1871 — BRANDENBURG (HAVEL) — 8000 Arbeiter

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Teréžkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

Illustrirte Zeitung



Verlag ✱ J. J. Weber ✱ Leipzig

NR. 4317. 169. BAND   EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK   8. DEZEMBER 1927


PROTOS
DIENT DER HAUS FRAU
PROTOS HAUSGERÄTE
PROTOS

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4317. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 8. Dezember 1927.

GESCHENKE FÜR'S LEBEN



BERNDORFER BESTECKE UND TAFELGERÄTE

ART KRUPP BERNDORF

Erhältlich in allen Fachgeschäften und in den Niederlagen: Berlin W., Leipzigerstraße 6. München, Weinstraße 4. Wien, I. Wollzeile 12, I. Graben 12, VI. Mariahilferstraße 19/21. Prag, Ulice 28 rijna 11, Budapest, IV. Vaci utca 4. Zweigfabriken: Eßlingen a. N., Luzern, Murbacherstraße 1, Mailand, Via Pergolesi 8-10. Bukarest, Strada C. A. Rosetti 3.

Berndorfer Metallwarenfabrik Arthur Krupp A. G. Berndorf, N.-Oest.



„STABIL"
Walther's Metallbaukasten

Die Bedingungen unseres Stabil-Stipendien-Wettbewerbes erhalten Sie ebenso wie die Baukästen und Werbehefte in fast allen besseren Spielwaren- und optischen Geschäften, Kaufhäusern etc. Stabilbaukästen gibt es schon von Mk. 4.50 an, Recordbaukästen von Mk. 1.50 an. Wo nicht erhältlich, weisen wir Bezugsquellen nach und senden Werbeschriften an jedermann umsonst. Wecken Sie durch die Beschäftigung mit Stabil das technische Interesse der Jugend. Die weitere technische Ausbildung kann sich der Begabte durch den Stabil-Stipendien-Wettbewerb, der 10000 Mk. bare Geldpreise gewährt, erringen.

Walther & Co., Berlin SO 36, Zeughofstr. 3.

„RECORD"
Walther's Holzbaukasten



Man fordere Schrift Nr. 440.

RIQUET SCHOKOLADE

Riquet heisst stets Qualität

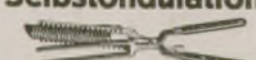
Studenten-Utensilien-Fabrik
Aelteste und größte Fabrik der Branche
Emil Lüdke,
vorm. Carl Hahn & Sohn,
Jena i. Thür. 36.
Goldene Medaille.
Man verl. gr. Katal.

Rassehunde-Zuchtanstalt und Handlung
„HEKTOR", Bad Köstritz 63.
Weltbekannte renommierte Firma. Versand aller edlen Rassehunde. Export nach allen Weltteilen. – Illustriert. Prachtkatalog. Preisliste und Beschreibungen Rm. 1.–.

Das beste Geschenk.
Echte **Heidschnuckenfelle,** Marke „Silberbär", in schneeweiß, silbergrau, braunschwarz, sind ebenso schön wie
Silberbärfelle,
aber bedeut. bill., 12 u. 15 M. Uebergr. Luxusfelle 18 M. Auch Autopelzdecken, Fußsäcke, Schreibtischvorlagen, Schlittendecken. Katal. frei. **Gustav Heitmann,** Lederpelzfabrik, **Schneverdingen 84** (Lün. Heide), Naturschutzpark.



Original „Wex" Eisen für die
Selbstondulation.



Gegen Nachnahme von RM. 6.– zu beziehen von:
Wex & Co., München 8, Steinstr. 36.

Auch jetzt in rauher Jahreszeit kauft man diesen NSU-250 ccm-Schlager!



Halten Sie nicht zurück mit dem Kauf eines NSU-Motorrades. Dieses überraschend leistungsfähige Tourenmodell verschafft Ihnen tausend Freuden!

Nur 0,95 St.-PS
Amtlich anerkannte typenmäßige Leistung von 6 PS
3-Ganggetriebe

Die betriebsbillige Maschine für Alle zum Soziusfahren!

Verlangen Sie Vorführung vom NSU-Motorradhändler oder NSU-Filialen

NSU Vereinigte Fahrzeugwerke A.-G. Neckarsulm Württbg.



"4711" Parfums

Die letzte Form der "4711" Parfum-Flakons ist die neue Schmuckflasche.

Schmal, elegant, einfach in der Linienführung, so wie alles, was heute für die Dame von Welt ersonnen und geschaffen wird.

Eine Auswahl wundervoller "4711" Parfums ist in dieser neuen Schmuckflasche zu RM 5.— und RM 9.— zu haben.



"4711" Parfum-Schmuckflasche



"4711" Parfum-Versuchsflasche

Der zarte Hauch von Frühling und Sonnentagen "4711" Rheingold

Die seltenen, fremdartigen Düfte "4711" Tosca / "4711" Chypre

Die herben, rassigen Parfums "4711" Juchten / "4711" Ambra

Der leichte Duft von Blüten und Blumen

"4711" Brokat

"4711" Rosen a. d. Märchenlande

"4711" Parfums gibt es außerdem in den bekannten kostbaren Luxusflaschen. — *Eine kleine Auswahl ist auch in zierlichen, achteckigen* Versuchsflaschen *zu RM 1.50 und RM 2.— erhältlich.*

Allgemeine Notizen.

Die deutsche Sprache im internationalen Signalbuch ist auf der jüngst in Washington stattgefundenen Radiokonferenz zugelassen worden. Erfreulich ist, daß nicht die deutsche Delegation dies vorschlug, sondern die Norweger, Schweden, Dänen, Finnen und Holländer darauf drangen. Ferner ist die Ablehnung der Erfordernis einer Bordlehrzeit für Funker, was der deutschen Schiffahrt besondere Kosten aufgebürdet hätte, und die Betrauung nautischer Offiziere mit dem Funkdienst bemerkenswert.

Die größte deutsche Ausstellung des Jahres 1928 wird die 34. Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft sein, die vom 5. bis zum 10. Juni in Leipzig stattfindet. Für den Aufbau der Ausstellung haben Stadt und Meßamt Leipzig das gesamte Ausstellungsgelände der Technischen Messe mit seinen zahlreichen massiven Hallen sowie ein Freigelände von etwa 25 Hektar zur Verfügung gestellt. Die Vorarbeiten sind bereits im Gange. Nähere Auskunft erteilt die Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft, Berlin SW. 11.

In Oberhof, Friedrichroda und Ilmenau veranstaltet der Deutsche Bobverband in Thüringen vom 22. bis zum 29. Januar 1928 eine Meisterschaftswoche. Sie wird mit dem Rennen um die Deutsche Fünferbob-Meisterschaft in Oberhof beginnen. Am Mittwoch, den 25. Januar, wird in Friedrichroda der Wanderpreis, die Plakette des Deutschen Bobverbandes, ausgefahren. Am 29. Januar endet die Meisterschaftswoche mit dem Rennen um die Deutsche Zweier-Bob-Meisterschaft in Ilmenau.

Ein Schneepalast in Wien. In der Halle des stillgelegten Nordwestbahnhofes wird ein ständiger Schneepalast errichtet, in dem Ski- und Rodelsport das ganze Jahr hindurch unabhängig vom Wetter ausgeübt werden können. Der Begründer dieses Schneepalastes ist der norwegische Skifahrer Dagfin Carlsen, der in Österreich lebt. Den künstlichen Schnee stellt der Erfinder, der Engländer Ayscough. 3000 Quadratmeter werden den Wintersportlern den ganzen Tag bis in die späten Abendstunden bei elektrischer Beleuchtung zur Verfügung stehen.

Lyon, inmitten eines schönen Gebirgspanoramas gelegen, von dessen Höhenzug aus man selbst den 160 km entfernten Montblanc noch sehen kann, an den Ufern der Rhone und Saone, bietet dem Besucher eins der schönsten Stadtbilder der französischen Baukunst des Mit-

telalters und der Neuzeit. Sehenswert sind sein Dom, seine Universität, seine Denkmäler, Avenuen und freien, herrlich angelegten Plätze; anderseits ist Lyon mit seinem Stadion und seinem 5000 Stände umfassenden Meßpalast eine Sport- und Handelsstadt ersten Ranges. Auch die Umgebung bietet alles für den Vergnügungs- oder Erholungsreisenden. Thermalbäder, wie Charbonnières-les-Bains, die Grotten von La Balme, das Tal von Azergues, die zahlreichen Berge, sind in kürzester Zeit erreichbar. Somit ist ein Verweilen in Lyon gleichzeitig ein mit großstädtiischem Luxus verbundener ländlicher und bergiger Reise- und Ferienaufenthalt.

Beschleunigung des Nordatlantikverkehrs. Um der gesteigerten Nachfrage nach Beförderungsgelegenheit zwischen Hamburg und Neuyork zu entsprechen, wird die Hamburg-Amerika Linie ab 1. April 1928 die Zahl ihrer Abfahrten durch Verkürzung der Liegezeiten ihrer Schiffe in den beiden Endhafen vermehren. Die Dampfer „Albert Ballin", „Deutschland", „Hamburg" und „New York", die bisher nach jeder Reise eine zehntägige Liegezeit in Hamburg bzw. Neuyork hatten, werden ab April 1928 nur noch fünf Tage in diesen Häfen liegen. Ebenso wird die Liegezeit des Dampfers „Cleveland" erheblich verkürzt. Die Abfertigung der genannten fünf Dampfer ab Cuxhaven wird gleichzeitig auf Donnerstag, die Abfertigung von Neuyork regelmäßig auf Sonnabend verlegt. Durch diese Neuregelung wird ab 1. April nächsten Jahres wöchentlich eine Abfahrt der Dampfer der „Albert-Ballin"-Klasse oder des Dampfers „Cleveland" erreicht. Die Dampfer „Resolute" und „Reliance" werden, soweit sie im Neuyork-Dienst verkehren, wie bisher alle vierzehn Tage, die Dampfer „Thuringia" und „Westphalia" in dreiwöchigen Abständen fahren.

Polar- und Nordkapfahrten. Der Norddeutsche Lloyd in Bremen veranstaltet im Sommer 1928 wiederum seine mit Recht beliebten Polar- und Nordkapfahrten. Für die große Polarfahrt wird im kommenden Jahr zum erstenmal der große erstkassige Luxusdampfer „Berlin" bereitgestellt. Die Reise nimmt am 10. Juli ihren Anfang und endet am 5. August. Für die drei Nordkapfahrten werden die vornehm eingerichteten Doppelschraubendampfer „Sierra Córdoba" und „Sierra Ventana" bereitstehen. Alle Reisen sind mit Landausflügen verbunden. Näheres durch den Norddeutschen Lloyd und seine Vertretungen im In- und Ausland.

Lukutate. Zur Polemik, welche sich in einigen Zeitungen über dieses Drüsenbelebungsmittel entsponnen hat, dürfte folgendes interessieren: Lukutate ist in gewissen Distrikten Indiens wohl bekannt und steht bei den Eingeborenen wegen ihrer unerklärlichen verjüngenden und heilenden Eigenschaften in hohem Ansehen. Aber auch in der deutschen und ausländischen Literatur finden wir schon Hinweise auf die indische Verjüngungsfrucht und keine Geringeren als die berühmten Naturforscher Haeckel und Wallace teilen uns mit, daß sie des Lobes voll sind über die Köstlichkeit des Geschmacks und die wohltuende, belebende Wirkung auf den menschlichen und tierischen Organismus. In den Ländern, in denen die Frucht zu Hause ist, sind Stoffwechselkrankheiten wie Gicht, Diabetes usw. unbekannt. Haeckel und Wallace erzählen uns weiter, daß sie beide viel von dieser Frucht selbst gegessen haben, und es erscheint fast, als stünde das hohe Alter der beiden Forscher — Haeckel wurde 85, Wallace 92 Jahre alt, trotz eines mühe- und arbeitsreichen Lebens — mit dem Genuß dieser eigenartigen Frucht in ursächlichem Zusammenhang. Der Holländer de Welkens berichtet über die eigenartige, belebende, erfrischende, regenerierende Wirkung der Frucht bei fast allen Tiergattungen, sogar bei sonst nur fleischfressenden Raubtieren. Die Tiere liefern sich oft blutige Kämpfe um den Besitz dieser Frucht. Wer selbst in Indien war und dort die Lukutate kennen zu lernen Gelegenheit hatte, weiß, welche Bedeutung die Einführung der Frucht in Deutschland für unsere Volksgesundheit hat, denn durch den Genuß von Lukutate werden Arbeitsfreudigkeit und Arbeitsleistungen des Volkes gesteigert.

Oberstabsarzt Dr. Br.





Klavier-Spieler

Tausende von Personen haben die klavierlose Technik angenommen, welche Geld, Zeit und Arbeit erspart. Verlangen Sie Gratis-Prospekte.

Klavierunterricht durch Korrespondenz

„PROODI"

9, Boulevard des Philosophes, **Genf.**



Haushalt-Block

„Sparhelfer"

Ausgabe A: Für Küchenausgaben . . . . Stück Mk. —.60
Ausgabe B: Für alle Ausgaben d. Lebensführg. „ „ —.60
Ausgabe C: Ausgaben A und B vereint . . . . . „ „ —.70
(Fast für ein Jahr reichend.)

Die Blocks führen auf einfachste und rascheste Weise dazu, am rechten Platze zu sparen. Kein Haushalt, kein Sohn, keine Tochter darf ohne diesen Block sein. — Hübsches kleines Geschenk.

Portofrei durch **Verlag E. Kummer, Starnberg b. München.**
Postscheckkonto München 32368.

Dr. Lahmann

CACAO-PULVER LEICHT LÖSLICH

NICHT MIT CHEMIKALIEN SONDERN MIT Dr. LAHMANNS PFLANZEN-NÄHRSALZ EXTRAKT AUFGESCHLOSSEN

HEWEL u. VEITHEN KÖLN AM RHEIN

PHONOLA

FLÜGEL UND PIANOS

Kunstspiel-Instrumente in höchster Vollendung

Bequemste Teilzahlung

Hupfeld-Gebr. Zimmermann A.G., Leipzig

A 137a

Ein wertvolles Weihnachtsgeschenk,



das jahrzehntelang Freude und Nutzen bringt,

dessen Anschaffung infolge der günstigen Zahlungsbedingungen jedermann leicht möglich ist,

ist die stickende und stopfende, hochelegante

KAYSER

HAUSHALT-NÄHMASCHINE.

4-farb. reichillustr. Prospekt Nr. 38 kostenlos.

Kayserfabrik A.G., Kaiserslautern 38.

Hausfrauen! kauft nur



zu haben in allen einschl. Detailgeschäften
Grossisten zum Bezuge weist nach:
Gebrüder Friese, Aktiengesellschaft
Kirschau in Sachsen.

KREFELDER KUNSTSEIDENSAMT



Eleganter schwarzer Hut aus Krefelder Seidensamt.

Modell Agnes Gallewski. Fot. Kiesel.



Das größte Geheimnis einer schönen Frau

ist, wie sie sich auch mit den bescheidensten Toilettemitteln stets tadellos kleiden und elegant erscheinen kann.

Eines dieser Geheimnisse der Pariser Frauen ist die Benutzung von **„EMSA"**, dieses erprobte Mittel für Erhaltung der Seiden- oder Florstrümpfe und Seidenwäsche.
„EMSA" ist kein gewöhnliches Waschmittel.
„EMSA" ist eine Pariser Erfindung, welche die Seiden- oder Florstrümpfe u. seidene Wäsche neu erhält, denselben prachtvollen Glanz, Geschmeidigkeit u. längere Haltbarkeit verleiht.
„EMSA" greift selbst das zarteste Gewebe nicht an, sondern verdoppelt die Haltbarkeit und Lebensdauer der Seiden- oder Florstrümpfe und Seidenwäsche.

Ein einziger Versuch wird Sie von der Wahrheit dieses Geheimnisses überzeugen.

emsa ist in allen einschlägigen Geschäften und Drogenhandlungen erhältlich.

Kleine Packung
für 3-6 Paar Strümpfe 25 Pfg.
Große Packung
für 20-24 Paar Strümpfe 75 Pfg.



Niederlage u. Alleinverkauf f. die Kreishauptmannschaft Leipzig: Theuerkauf & Scheibner, Drogen-Engros-Firma, Leipzig C1, Zeitzer Straße 11, Telefon 34351.

Vertriebsnachweis für sämtl. Bezirke Deutschlands durch den Generalrepräsentanten Kommerzienrat Carl Bandell, Stuttgart, Schloßstraße 96.



Verlangen Sie bei Einkäufen in Spezialgeschäften

WELLNER-SILBER-BESTECKE

BESTER ERSATZ FÜR ECHT SILBER

SÄCHSISCHE METALLWARENFABRIK
ALLEINIGE FABRIKANTIN: AUGUST WELLNER SÖHNE A.-G. AUE i. SA.


JUPP WIERTZ
Kaloderma Seife
F. WOLFF & SOHN
KARLSRUHE
BADEN
GROSSER PREIS
Die schönste Gabe
ist zugleich die praktischste. Welch' köstlicheres Geschenk gibt es, als eine gepflegte und mattschimmernde Haut, die Sie mühelos und leicht durch ständige Benutzung unserer Kaloderma-Seife erreichen?
70 ₰
KALODERMA
TOILETTE-SEIFE
F. WOLFF & SOHN

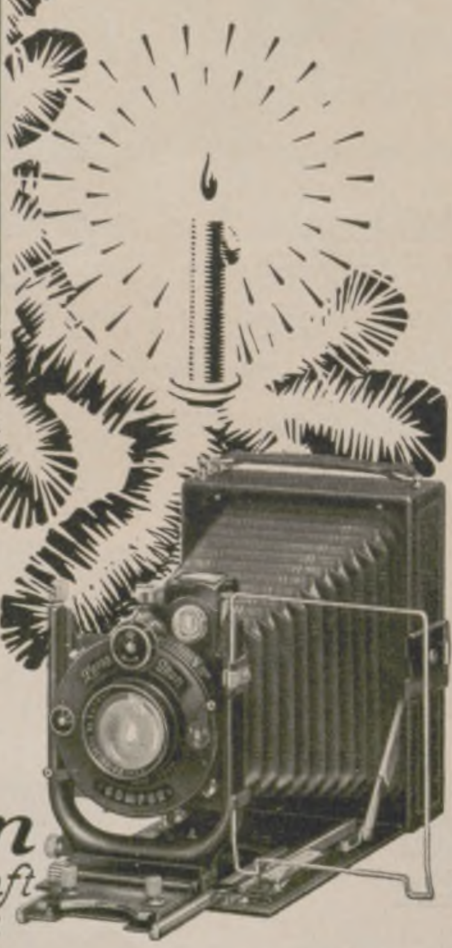
LEIBNIZ-KEKS **UND**

PANGANI-GEBÄCK
DUVE-KEKS
BUNTE WAFFELN
NI·O·NE KEKS
OTHELLO
MARSCHNER-KEKS
NOCH EINE WAFFEL
KÄSE-WAFFELN
APFELSINEN SCHNITTE
IN TET PACKUNG

VON

H. BAHLSENS KEKS-FABRIK A.-G., HANNOVER

Ein wertvolles Festgeschenk: Eine Camera!



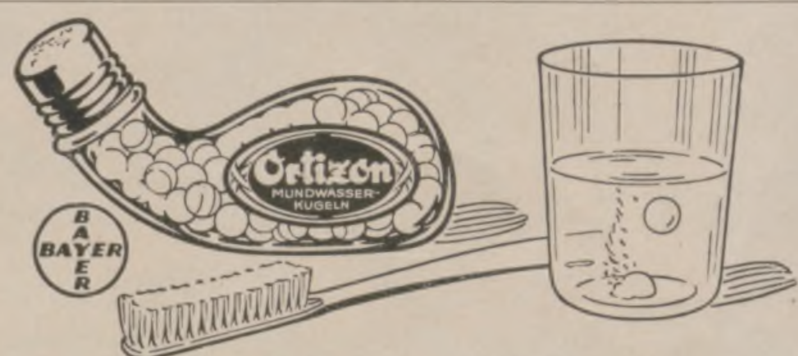
Klapp-Cameras,
entsprechend der Abb. in allen Größen, Ausrüstungen und Preislagen ab RM. 19.-, ferner

Geschenk-Packung
mit kpl. Photoausrüstung und Camera 6×9 cm

für Rollfilm **„Box-Tengor"** RM. 24.-
für Platten **„Erni"** . . . . . . RM. 15.-

Verlangen Sie kostenlos unseren Photo-Katalog!

Zeiss Ikon
Aktiengesellschaft
Dresden 34



Pflege Mund und Zähne!

Pflege sie aber auch richtig, d. h. mit einem Präparat, das höchste Wirksamkeit mit Unschädlichkeit vereint. Ein solches liegt in den Ortizon-Mundwasser-Kugeln vor.

Ortizon beseitigt Mundgeruch, bleicht die Zähne, desinfiziert gründlich und nachhaltig, ohne Zahnschmelz und Schleimhäute zu schädigen. Ortizon wirkt auch blutstillend und heilend bei Wundsein des Gaumens, Bluten des Zahnfleisches, Entzündung der Schleimhäute.

Beginnen Sie noch heute mit der Ortizon-Mundpflege. Sie werden ein dauernder Anhänger dieses vorzüglichen Präparates.

Ortizon-Mundwasser-Kugeln sind in allen einschlägigen Geschäften in Originalpackung „Bayer" zu M. 2,25 erhältlich.

Ortizon
MUNDWASSER-KUGELN

Illustrirte Zeitung

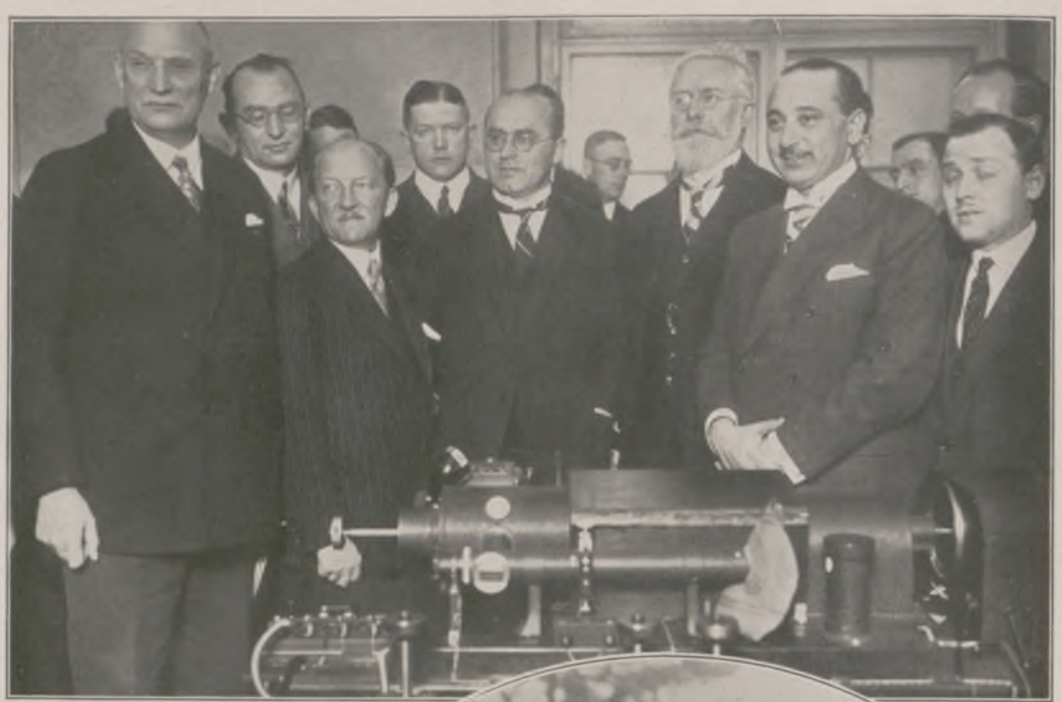


STRASSE IN EINER SPANISCHEN STADT

GEMÄLDE VON ERNST NEUSCHUL

(Mit Genehmigung der Galerie Neumann & Nierendorf, Berlin.)





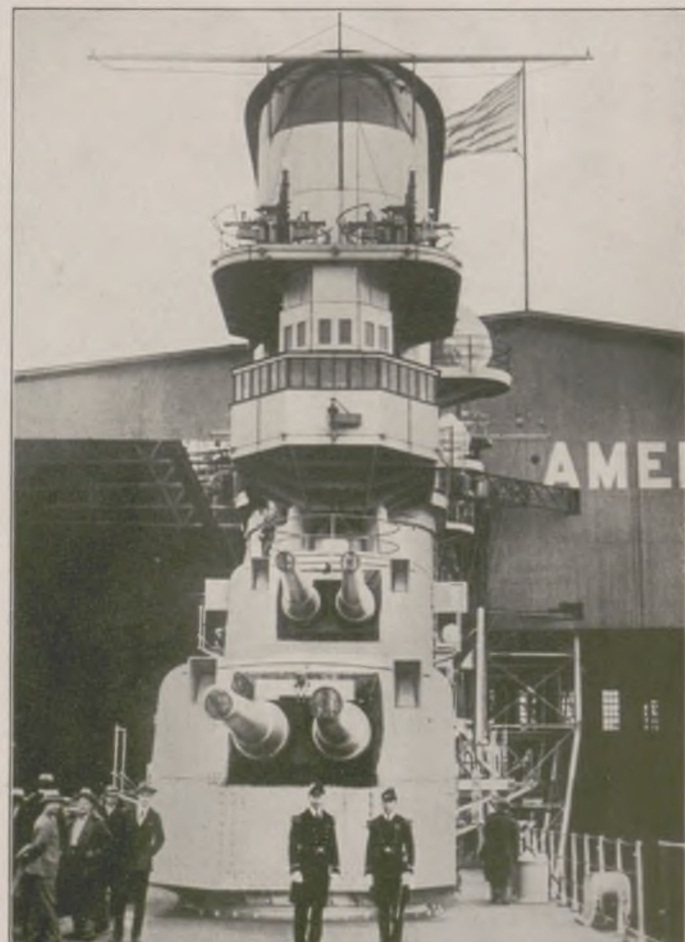
Von der Eröffnungsfeier anläßlich der Aufnahme des Bildtelegraphiedienstes zwischen Berlin und Wien am 1. Dezember: Links: Dies ist das erste Bild (die Karlskirche in Wien darstellend), das uns aus Wien telegraphisch übermittelt wurde. Rechts oben: Die Feierteilnehmer. Vorn, von links nach rechts: Staatssekretär Dr. Feyerabend; Graf Arco von der Telefunken-Gesellschaft; Prof. Dr. Karolus, der Erfinder des für den Bildfunk verwendeten Systems.



Von der Beisetzungsfeier für den rumänischen Ministerpräsidenten Bratianu in Bukarest am 27. November: Der Sarg mit der Leiche wird von acht Leibdienern in rumänischer Nationaltracht auf die Lafette gehoben. — Links: Von der Ausfahrt des Kreuzers „Berlin" zu seiner Indienreise am 1. Dezember: Abschied von den Angehörigen bei dem kurzen Aufenthalt des Schiffes in der Holtenauer Schleuse.







Links: Von der am 14. November erfolgten furchtbaren Gasometer-Explosion in Pittsburg (Vereinigte Staaten von Amerika), die 28 Todesopfer forderte: Polizei- und Feuerwehrmannschaften beim Wegtragen der Toten und Verwundeten. — Rechts: Ein schwimmender Flughafen: Das neue Flugzeugmutterschiff „Saratoga", das Flaggschiff des amerikanischen Luftkriegsgeschwaders, das unlängst fertiggestellt wurde; Blick auf den riesigen, fünf Stock hohen Geschützturm des Schiffes.

WIRTSCHAFTSERFOLG UND WIRTSCHAFTSWISSENSCHAFT IN NORDAMERIKA

VON PROF. DR ERNST SCHULTZE, LEIPZIG

Die außerordentlichen Wirtschaftserfolge der Vereinigten Staaten von Amerika haben die Frage nach den zugrunde liegenden Ursachen in den Vordergrund gehoben. — Man erblickt sie in zahlreichen Dingen: in dem Reichtum des nordamerikanischen Bodens an Rohstoffen, in der Ungestörtheit der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung infolge der Abgelegenheit von der streiterfüllten Alten Welt, in der ethnologischen Jugend der Nation, die jenseits des Atlantischen Ozeans aus zahlreichen Völkersplittern zusammenwachsen möchte, in der frischen Tatkraft dieser auf wirtschaftlichem Neuland schaffenden Menschen, in den unbegreiflichen politischen und wirtschaftlichen Fehlern Europas — auf der anderen Seite nicht zum mindesten auch in der reichen Zufuhr von Kapital, Arbeitskraft, technischer und wirtschaftlicher Erfahrung aus ebendiesem verachteten Europa.

In den letzten Jahren aber hat sich zu diesen Ursachen noch eine weitere gesellt: die Befruchtung des Wirtschaftslebens durch die Wirtschaftswissenschaft. In der Tat genießt diese heute in den Vereinigten Staaten hohe Achtung und Förderung. Fast möchte man sagen, daß sie, eben weil sie der Praxis wertvolle Erkenntnisse darbietet, um ihre Anerkennung nicht mehr zu kämpfen braucht, während dies für die Wissenschaft im ganzen in den Vereinigten Staaten doch wohl noch immer gilt. Der U.-S.-Amerikaner ist geneigt, den Wert jedes Dinges danach zu beurteilen, ob es sich rentiert. Auch der Wirtschaftswissenschaft ist dieser reine Interessenstandpunkt zum Teil gefährlich geworden. Ein Hochschulprofessor, der für gesetzliche Regelung der Kinderarbeit eingetreten war, verlor deshalb seine Stellung, und es bedurfte erst eines scharfen Druckes der öffentlichen Meinung, diesen Terror rückgängig zu machen.

Steht also die Freiheit der sozialpolitischen Wissenschaft in den Vereinigten Staaten nicht auf ganz festen Füßen, so wird der Wert der Wirtschaftswissenschaft um so höher eingeschätzt in den Zweigen, in denen eine unmittelbare Anwendung ihrer Ergebnisse auf die Methoden des Handels, der Industrie, der Landwirtschaft, des Verkehrswesens, kurzum, aller Arten von Unternehmungen möglich ist. So ist es zu der früher unbekannten Erscheinung gekommen, daß die U.S.A. durch und durch von einer wirtschaftswissenschaftlichen Strömung erfaßt sind. Überall sucht man dort nach neuen, von der Wissenschaft gewiesenen oder überwachten Wegen, um die Herstellungskosten zu senken, das Zusammenarbeiten im Betrieb erfolgreicher zu gestalten, die Produktivität der Volkswirtschaft zu erhöhen und so den Wohlstand der Gesamtheit wie des einzelnen zu heben.

Der außerordentliche Wert der Wissenschaft für die Praxis ist in den Vereinigten Staaten zum Glaubensartikel geworden. Der Arbeiter ist davon ebenso überzeugt wie der Industrielle. Und zwar gilt das sowohl technisch als auch rein ökonomisch. Jeder amerikanische Riesenbetrieb hat sein Laboratorium; die Verbindung von Technik und Wissenschaft kann in unserer AEG oder IGFarbenindustrie nicht enger, ihre Laboratorien können nicht reicher ausgestattet sein als in Schenectady, in Wilmington, in Detroit oder in Pittsburg.

Nur daß man in Nordamerika reicher ist — und (auch relativ) freigebiger! Es fließen daher den wirtschaftswissenschaftlichen Instituten dort sehr viel reichere Mittel zu als in Deutschland. Die Konjunkturforschung hat schon aus diesem Grunde an der altberühmten Harvard-Universität früher als in Deutschland die reichen Geldmittel gefunden, deren sie bedarf. Der Wirtschaftspraktiker in den U.S.A. ist eben heute der Ansicht, daß auch das Geschäft eine Wissenschaft sei, während es früher ein Glücksspiel war. Die Notwendigkeit, hohe Löhne zu zahlen, hat sicherlich dazu beigetragen, geistige Methoden zu finden, um das Geschäftsergebnis trotzdem günstig zu gestalten. Ähnliches gilt von der scharfen Konkurrenz, auf die der amerikanische Fabrikant auf den Weltmärkten stößt. Früher produzierte er, was er glaubte verkaufen zu können. Heute überwacht er mit wissenschaftlichen Methoden den Markt und weiß, was er verkaufen kann.

So ist eine Atmosphäre der wissenschaftlichen Wirtschaftsführung geschaffen worden, die mit dem Taylor-System begann, inzwischen aber wesentlich andere Formen angenommen hat. Ursprünglich privatwirtschaftlich orientiert, hat diese wissenschaftliche Strömung sich mehr und mehr volkswirtschaftlich und nun auch weltwirtschaftlich eingestellt. Wer die Verhältnisse in den U.S.A. beobachtet, kann nicht darüber im Zweifel sein, daß es sich hier nicht etwa um eine vorübergehende Mode, auch um kein taktisches, nur gelegentlich einmal angewandtes Hilfsmittel handelt. Vielmehr hat die Überzeugung von der Notwendigkeit der Leitung aller wirtschaftlichen Tätigkeit durch die Wissenschaft in der ganzen Nation tiefe Wurzeln geschlagen. Man erblickt das Geheimnis des außerordentlichen Wohlstandes der U.S.A. vielfach gerade hierin. Die ausländischen Studienkommissionen, die haufenweise nach Nordamerika gehen, um die Warenhäuser, die Fabriken, die Verkehrseinrichtungen, die industriellen, kaufmännischen und finanziellen Methoden kennenzulernen, haben nicht immer die Tiefe dieses wissenschaftlichen Einflusses auf die heutige wirtschaftspolitische Denkart in Nordamerika erkannt.

Vor allem ist ein Faktor des dortigen Wirtschaftslebens nicht genügend betont worden: die Tatsache nämlich, daß in den letzten 25 Jahren die allgemeine Schulbildung wie die wirtschaftlich-technische Sonderausbildung der Jugend außerordentliche Fortschritte gemacht haben. Man rühmt sich in den Vereinigten Staaten, mehr junge Leute gerade der höheren Schulbildung zuzuführen als alle übrigen 1500 Millionen Menschen der Welt. Ist das auch eine echt amerikanische Übertreibung, so gibt es doch zu denken, daß in der Tat ein ausnahmsweise hoher Verhältnissatz der Nation den höheren Schulen und alsdann den sich über ihnen erhebenden Colleges und Hochschulen zufließt. Es gibt gehobene Gewerkschaften (wie die der Lokomotivführer), bei denen festgestellt wurde, daß der überwiegende Teil der Söhne (bei den Lokomotivführern 80 Proz.) eine akademische Ausbildung genießt. Und nirgends hört man ein Wort der Kritik an diesen hohen Aufwendungen für höhere Ausbildung (das Wort „Bildung" im deutschen Sinne wäre allerdings kaum am Platze).

Vielmehr ist man überzeugt, daß zu den Ursachen der überraschenden Wirtschaftserfolge der Vereinigten Staaten mit in erster Linie die geistige Vertiefung der wirtschaftlichen Tätigkeit gehört. Sie sichert dem, der sie sich aneignet, einen größeren Scharfblick; sie vermittelt ihm eine verstärkte Fähigkeit der Analyse, gewährt ihm größere Geschicklichkeit in der Anpassung an den Wechselgang der wirtschaftlichen Ereignisse und versieht ihn — ein überaus wichtiges Moment — mit einem Feingefühl für wirtschaftliche Gefahren, das in Krisenzeiten geradezu unschätzbar sein kann.

Wir sollten uns in Deutschland diese Methode im Kampf um den Wirtschaftserfolg zu Herzen nehmen und auf unsere eigenen Verhältnisse übertragen.

TAGESGESCHICHTE

Am 1. Dezember wurden es 150 Jahre, daß **Friedrich Wilhelm v. Steuben**, der ehemalige Adjutant Friedrichs des Großen, in Portsmouth (New Hampshire) amerikanischen Boden betrat, um zur Zeit des nordamerikanischen Freiheitskrieges die Armee der erst ein Jahr alten amerikanischen Nation zu reorganisieren. Steuben war am 15. November 1730 als Sohn eines Ingenieur-Hauptmanns in Magdeburg geboren. Im Jahre 1753 zum Offizier im Heere Friedrichs des Großen ernannt, nahm er als Adjutant des Großen Königs am Siebenjährigen Kriege teil, trat dann in badische Dienste und stellte sich zwei Jahre später auf Veranlassung der beiden französischen Minister Saint-Germain und Beaumarchais dem amerikanischen Kongreß für die Wiederaufrichtung des Heeres zur Verfügung. Als Generalinspektor der Armee fand er im Frühjahr 1775 die Truppen im Winterquartier von George Washington in der Gegend von Valley Ferge undiszipliniert, demoralisiert und ohne die nötige Ausrüstung vor. Bald gelang es ihm jedoch, das Heer auf eine solche Höhe zu bringen, daß es den endgültigen Sieg im Freiheitskampf erringen konnte. Nach der Anerkennung der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Amerika durch England fand er, als dann die Armee aufgelöst war, nicht die schuldige Anerkennung: man versagte ihm die Stelle eines Kriegsministers trotz seiner gewaltigen Verdienste um die Nation. Da erbat er im Jahre 1784 seinen Abschied. Lange Zeit mußte er mit Not und Sorgen kämpfen, und die späteren Ehrungen und Auszeichnungen konnten ihn für die erlittene Kränkung nicht entschädigen; 64 Jahre alt, starb er am 25. November 1794 auf seiner Farm Oneida County im Staate Neuyork. — Zum Andenken an diesen deutschen Mann, dessen hervorragende Verdienste im Freiheitskampfe des amerikanischen Volkes erst allmählich volle Anerkennung fanden, wurde am 1. Dezember in Amerika und in Deutschland des bedeutenden Heeresorganisators gedacht. In Berlin durch die „Vereinigung Karl Schurz", die im Plenarsitzungssaal des Reichswirtschaftsrates eine Gedächtnisfeier veranstaltete; dabei hielten Reichsaußenminister Dr. Stresemann und der Goetheforscher Professor Carl F. Schreiber von der Universität Yale (U.S.A.) Reden, die Wirken und Bedeutung Steubens behandelten. Auch in ganz Amerika wurde Steubens Andenken gefeiert. In Neuyork versammelten sich über 10000 Deutsche im Madison-Square-Garden, wo die etwa fünf Millionen Deutschstämmige zählende „Steuben-Gesellschaft von Amerika" ihre Gedächtnisfeier abhielt. Jakob Gould Schurman, der amerikanische Botschafter in Berlin, ergriff das Wort zu einer Rede, in der er die Bedeutung des deutschen Elements in Amerika betonte und seine Anerkennung des Deutschlands von heute zum Ausdruck brachte. Dann sprachen noch der amerikanische Kriegsminister Davis, der Oberbürgermeister von Neuyork Walker und Geschäftsträger Dr. Kiep von der deutschen Botschaft in Washington.

Der **Bildtelegraphen-Verkehr zwischen Berlin und Wien** wurde am 1. Dezember im Haupttelegraphenamt Berlin eröffnet. Staatssekretär Dr. Feyerabend begrüßte die Anwesenden (unter ihnen der Erfinder Prof. Karolus), dann gab Postrat Dr. Jäger einige technische Erläuterungen über die Anlage. Darauf übernahm Präsident der Oberpostdirektion Gentzke die Einrichtung in die Obhut der Reichspost. Als erste Bilder wurden die Porträte von Reichskanzler Dr. Marx und Bundeskanzler Dr. Seipel übertragen. — Die Bildtelegraphie ist nichts Neues, schon vor dem Kriege wurden nach dem Verfahren von Prof. Korn Photographien über den Draht auf weite Entfernungen übertragen. Inzwischen ist aber die Technik der Übertragung bedeutend verbessert worden, und der neue Bildtelegraphendienst arbeitet nach dem Verfahren des Leipziger Professors Dr. Karolus, der es gemeinschaftlich mit der Firma Siemens & Halske und der Telefunken-Gesellschaft in Berlin entwickelt hat. Als erste deutsche öffentliche Bildübertragungslinie wurde das neue Fernkabel Berlin-Wien ausersehen. Die Übertragung ließe sich auch drahtlos ausführen; diese Art würde aber nur wesentliche Mehrkosten verursachen, ohne bildtechnisch bessere Resultate zu zeitigen.

Der **Erlaß des preußischen Kultusministers** Dr. Becker vom 23. September über die Selbstverwaltung und Organisation der preußischen Studentenschaft hat weite Kreise über die akademische Jugend hinaus berührt. Dr. Becker will die Studentenschaften nicht mehr als öffentlich-rechtliche Korporation mit staatlich eingetriebenen Zwangsbeiträgen gelten lassen, da er die Verbindung einer solchen großdeutschen Studentenschaft mit den angeblich parteipolitisch und antisemitisch eingestellten österreichischen Gruppen verurteilt. Auch eine stärkere Kontrolle der Vermögensverwaltung, Verstärkung der Stellung des Rektors ist geplant. Gegen diese Absichten des preußischen Kultusministers berief die Deutsche Studentenschaft für den 1. Dezember eine Versammlung in den Zirkus Busch in Berlin ein. Hier wandten sich über 5000 Jung- und Altakademiker gegen die Beckersche Verordnung. Bei dieser Kundgebung für die studentische Selbstverwaltung und den großdeutschen Gedanken sprach ein Vertreter der Deutschen Studentenschaft, ferner Reichstagsabgeordneter Dr. Martin Spahn, Köln, sowie ein Vertreter Österreichs. — Auf Befragen hat die Studentenschaft Preußens am 30. November bei der Abstimmung in Einmütigkeit (26569 — 8737 Stimmen) ihre Ablehnung kundgetan. Diese Absage an die preußische Regierung bedeutet nun das Verschwinden einer amtlich anerkannten Studentenschaft und damit das Aufhören aller mit der bisherigen Anerkennung verbundenen Rechte, Ämter und Organisationen. Die Studenten sind jedoch gewillt, ihre traditionellen Ziele nicht aufzugeben.

Am 30. November fand die Eröffnungssitzung der vierten Session der **Vorbereitenden Abrüstungskommission in Genf** statt. Für die wohlgerüsteten Staaten bildeten die Forderungen der zum erstenmal aufgetretenen russischen Delegation unter ihrem Führer Litwinow eine etwas peinliche Überraschung.

Nach der feierlichen Aufbahrung in Bukarest wurde am 27. November die Leiche des rumänischen Ministerpräsidenten **Bratianu** vom Nordbahnhof nach seinem Gut in Florica übergeführt, wo die Beisetzung in der Familiengruft erfolgte.

Aus dem **Kampf um die Schach-Weltmeisterschaft** zwischen Capablanca und Aljechin in **Buenos-Aires** ging nach 2½ Monaten Spieldauer letzterer mit 6:3 als **Sieger** hervor. Dr. Aljechin ist erst 35 Jahre alt, ein gebürtiger Russe, und lebt jetzt als naturalisierter Franzose in Paris. Er ist unter den Weltmeistern der vierte; seine Vorgänger waren Steinitz, Dr. Lasker und Capablanca.

Beim **Internationalen Fechtturnier in Offenbach** a. M. vollbrachte Erwin Casmir, seit 1923 deutscher Meister in Florett, Säbel und Degen, die große Leistung, beim Kampfe gegen die Eliteklasse des Florett-Landes Italien am 25. November den Sieg im Florettfechten davonzutragen. Beim Säbelfechten unterlag er allerdings im Stichkampf gegen den Italiener Marci. Im Florettfechten für Damen wurde die deutsche Meisterin Helene Mayer Siegerin.

Theater. Des rheinischen Dichters **Wilhelm Schmidtbonn** Wiedertäuferdrama „**Die Stadt der Besessenen**", das im Braunschweigischen Landestheater seine Uraufführung erlebte, ist bereits im Jahre 1915 entstanden. Auf der Bühne erschien es jetzt allerdings in etwas veränderter Gestalt; die breitere Fassung des Buchtextes ist einer strafferen Szenengestaltung gewichen. Unzweifelhaft hat dadurch das Stück an Bühnenwirksamkeit gewonnen, und der Erfolg der Aufführung hat dem Dichter recht gegeben. Schmidtbonn gibt die Problematik der Wiedertäuferbewegung in Münster (zu Beginn der Reformation). Die eigenartige Mischung von religiösem Fanatismus, sozialen und moralischen Weltveränderungsträumen und die Tragik ihrer Verwirklichung finden in der Persönlichkeit des Führers der Sekte, Jan Bockelsons von Leiden, erschütternden Ausdruck.





Felix Graf v. Bothmer,
Generaloberst, bekannter Heerführer des Weltkrieges, der sich besonders in den Karpathenkämpfen hervortat, kann am 10. Dezember seinen 75. Geburtstag feiern.



D. Dr. jur. Hermann Kapler,
Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats der altpreußischen Union und des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses, beging am 2. Dezember den 60. Geburtstag.

Links nebenstehend:
Wilhelm Schmidtbonns Wiedertäuferspiel „Die Stadt der Besessenen“: Szene aus dem I. Akt bei der Uraufführung am 28. November im Landestheater zu Braunschweig.



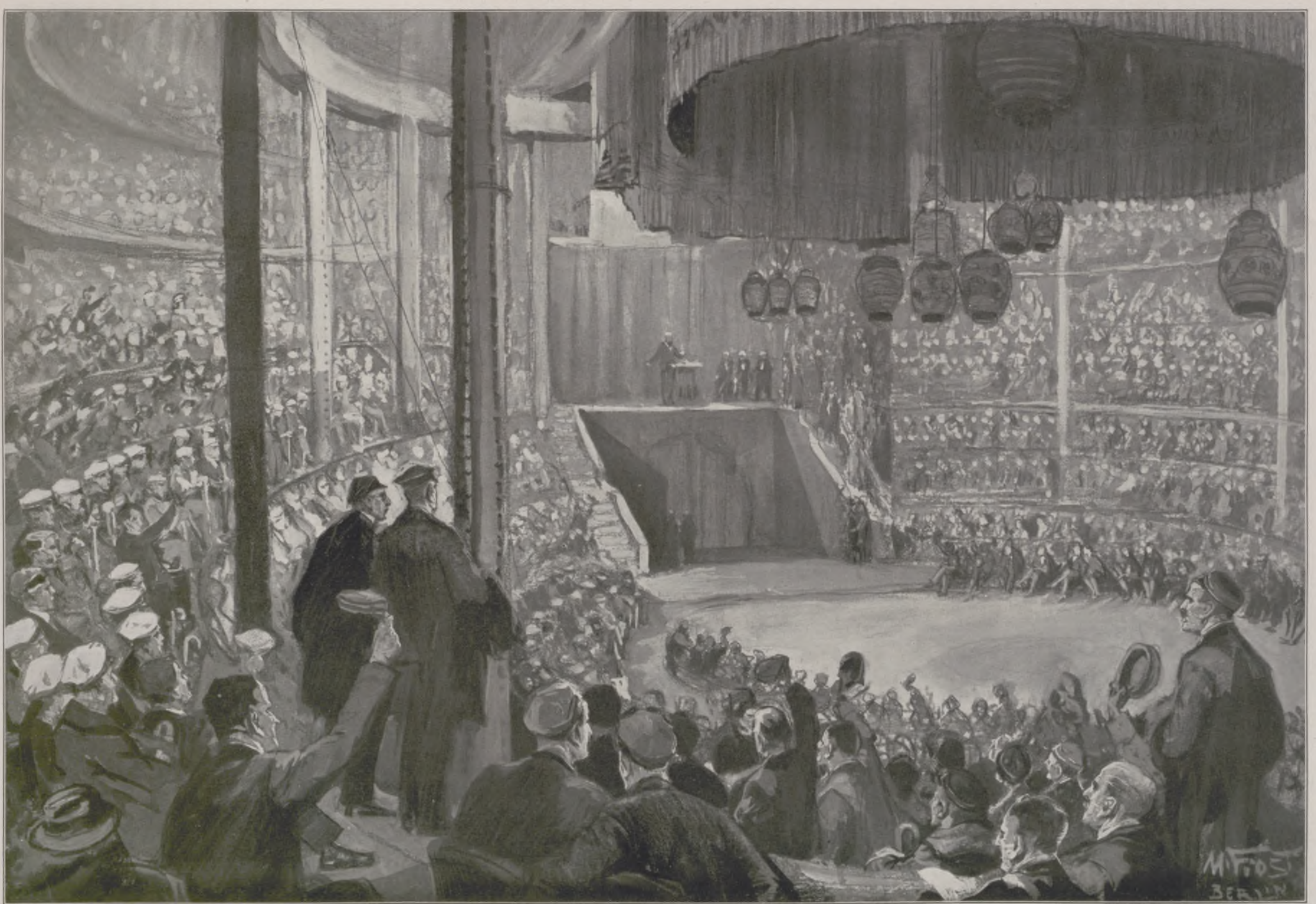


Ballett auf dem Eise, ein farbenprächtiges bewegtes Schauspiel: Vorführung der Eisrevue „Pierrots Flirt“, die am 26. November auf der Riesen-Eisarena des Berliner Sportpalastes zum erstenmal erfolgte. — Rechts Mitte: Charlie Chaplin als unglückseliger Seiltänzer: Szene aus dem neuen Chaplin-Film „Zirkus“, der nach amerikanischen Kritiken den großen Filmhumoristen auf bisher unerreichter Höhe zeigt.





Zum Gedächtnis des um die Unabhängigkeit Amerikas hochverdienten Deutschen Friedrich Wilhelm v. Steuben, der vor 150 Jahren am 1. Dezember in den noch jungen Vereinigten Staaten von Amerika eintraf: Links: Bildnis Steubens (nach einem alten Stich). — Rechts: Die Steuben-Feier im Plenarsitzungssaal des Reichswirtschaftsrates in Berlin, veranstaltet von der „Vereinigung Karl Schurz“.



Eine Massenkundgebung der Berliner Studentenschaft für den großdeutschen Gedanken und die studentische Selbstverwaltung: Die Versammlung im Zirkus Busch am 27. November. Für die „Illustrirte Zeitung“ gezeichnet von Martin Frost.

(Vgl. die Notiz unter „Tagesgeschichte“.)



Die Ozeanflieger gründen in Amerika einen Verein: Die Versammlung der Flieger, die sich durch kühne Ozeanflüge ausgezeichnet haben und anläßlich ihrer Zusammenkunft vom Präsidenten Coolidge empfangen wurden.

Von links nach rechts: Leutnant Maitland (Honoluluflug); Chamberlin (Neuyork-Kottbus); Goebel (St.-Franzisko-Hawai); Lindbergh (Neuyork-Paris); Ruth Elder (Neuyork-Teneriffa); Schlüter (St.-Franzisko-Hawai); Bronte (Honolulu); Leutnant Hegenberger (Honolulu); Byrd (Neuyork-Frankreich); Haldeman (Neuyork-Teneriffa); Levine (Neuyork-Kottbus); Balchen und Brock (Neuyork-München-Japan).



Alexander Aljechin,
der neue Schachweltmeister, der Capablanca, den bisherigen Meister, in Buenos Aires besiegte.



Der starke Mann der Türkei: Mustafa Kemal-Pascha, dessen Wiederwahl zum Präsidenten vor kurzem erfolgte, vereidigt sich souverän selbst vor der Nationalversammlung in Angora auf die von ihm geschaffene Verfassung.



Für eine künftige türkische Luftflotte: Die neuen Flugzeugwerke in Kaissarie (Angora), errichtet durch die türkische Regierung für die Aufstellung einer Luftflotte aus eigener Kraft. Im Hintergrund der 4000 m hohe Erdschias-Dagh, der höchste Berg Kleinasiens.



Von der Eröffnung der vierten Session der Vorbereitenden Abrüstungskommission in Genf am 30. November: Die Mitglieder der erstmalig erschienenen, den waffenstarrenden Mächten wenig willkommenen russischen Delegation.

Vorn sitzend, von links nach rechts: Pougatschew, Chef der Roten Armee; Frau Lunatscharsky; Volkskommissar Lunatscharsky; Delegationsführer Litwinow; dessen Gattin; Ougarow, Mitglied des Zentral-Exekutivkomitees.



Dr. Alfred Fürst zu Windischgraetz,
Geh. Rat, letzter Präsident des Herrenhauses im alten Österreich, † vor kurzem im Alter von 76 Jahren



Erwin Casmir,
deutscher Fechtmeister, der beim Internationalen Fechtturnier in Offenbach a. M. den Sieg im Florettfechten errang.

DIE GEFANGENEN DES GAURISANKAR

ROMAN VON OTFRID VON HANSTEIN

(9. Fortsetzung.)

VII.

Tuban Toki, der Heilige von Getschun Gomba, war allein in seinem Gemach. Er stand eine ganze Weile und sah dem seltsamen Wesen nach, das von ihm gegangen war. Diesem Wesen, das ein Mann war, denn es war ja mit den europäischen Männern über die Berge gestiegen, und das ihm jetzt gesagt hatte, daß es ein Weib sei. Ein Weib, das behauptet hatte, seine, des Heiligen, Mutter zu sein. Buddha hatte die Arme mit Wahnsinn geschlagen.

Merkwürdig, sah der Wahnsinn so aus? War nicht etwas in diesem Gesicht, das ihn ergriff? War nicht in diesem Gesicht ein heiliger Schmerz? Ein Schmerz, wie die Bücher lehrten, daß Buddha ihn empfand, als er weinte über die Menschheit? Er strich sich mit der Hand über die Stirn und schüttelte den Kopf. Was ging ihn diese weiße Frau an? Was dieser fremde Mann, der während der ganzen Zeit des Gesprächs im Vorzimmer gesessen hatte, den Kopf in die Hand gedrückt, regungslos, und der dann aufgestanden und die Frau hinausgeführt, der ihm einen so langen forschenden Blick zugesandt hatte?

Er schüttelte wieder den Kopf, nahm eine der großen Buchrollen, in denen das Leben Buddhas verzeichnet stand, setzte sich nieder und begann zu lesen.

Er blickte auf, ein Lächeln war um seinen Mund.

Wie kam es nur, daß die Priester jene weißen Männer so häßlich fanden? Waren die beiden häßlich? Der Mann und die Frau? Ihm war, als hätte er niemals in seinem Leben etwas so Schönes gesehen.

Er erschrak über sich selbst. Er hatte in dem heiligen Buch gelesen, mit den Augen gelesen, aber er wußte nicht, was. Die ganze Zeit hatte er nur an die Frau gedacht, und unwillkürlich griff seine Hand nach dem kleinen Umschlag, in dem das Bild liegen sollte, von dem sie gesprochen.

Die Tür wurde geöffnet, und der Chanzo Cusho trat ein.

„Heiliger, du hast es wohl überhört, daß die Trompeten zum großen Gebet in den Tempel rufen, und daß dich die Gläubigen erwarten?"

Tuban Toki erschrak. Ein Gefühl war in ihm, das er niemals in seinem Leben gekannt hatte. Das Gefühl eines Menschen, der auf einem Unrecht ertappt wurde. Der Kanzler sah die Verwirrung in seinen Augen.

„Laß mich, ich war in Meditationen vertieft."

Es schien dem Kanzler allerdings, als kehre der Heilige erst ganz langsam aus einer anderen Welt wieder zurück.

„Soll ich das Gebet an deiner Stelle halten, wenn du dich wieder versenken willst?"

„Ich bitte dich darum."

Der Kanzler ging hinaus. Nicht ungern sah er es, wenn der junge Heilige sich tief in die Lehren versenkte. Je mehr er es tat, um so weniger kümmerte er sich um weltliche Dinge, um so mehr überließ er sie ihm selbst. Der Chanzo Cusho ließ die schweren Vorhänge hinter sich fallen, sowohl die an der Türöffnung des Vorzimmers als auch die äußeren. Draußen stand ein Getsul.

„Der Heilige ist in Meditationen versunken, sorge, daß niemand ihn stört, ehe er selbst wiedererwacht!"

Tuban Toki saß und hatte den Kopf in die beiden Hände gestützt. Wieder war es ein anderes Gefühl, das ihn überkam. Er hatte zum erstenmal in seinem Leben nicht die Wahrheit gesagt. Warum hatte er sich dem Alten nicht anvertraut, der immer sein Lehrer gewesen? Wie kam es, daß er das Bewußtsein hatte, daß er dieses letzte Erlebnis geheimhalten mußte. Er nahm jetzt den Umschlag, in dem das Bild war, und den er in dem alten Pergament vor den Augen des Oberpriesters versteckt hatte. Er sah das Bild vor sich liegen. Das Bild eines jungen Mädchens, in einem langen, fließenden Gewande. Seine Augen hafteten auf diesem Bild, und er begriff wieder nicht, warum er so unruhig wurde.

Er stand auf. Auf einem Brett an der Wand standen allerhand Opfergeräte, wie sie im Tempel gebraucht wurden. Dort war auch ein Metallspiegel. Er wurde dazu benutzt, zu gewissen Festzeiten während der Gebete das Licht der Sonne aufzufangen und auf das Antlitz Buddhas zu leiten. Nie hatte er daran gedacht, sein eigenes Gesicht in dem Spiegel zu beschauen. Jetzt zum erstenmal sah er hinein. Sah hinein und dann wieder auf das Bild, das ihm die Fremde gegeben.

Er erschrak. Wie ein Schauer floß es ihm über den Leib. War nicht jeder seiner Züge genau so gebildet wie die Züge jenes Mädchens? War nicht in dem Gesicht der Frau, die ihm vorhin gegenübergesessen, noch jetzt deutlich zu erkennen, daß dieses ihr Jugendbild war?

Er ging auf und ab. In diesem Augenblick dachte er nicht mehr an das Leben Buddhas, in das er seine Seele versenken wollte. Etwas viel Größeres lag auf seiner Brust, und ein Gefühl unsäglicher, nie gekannter Angst war in ihm. Angst vor etwas, das er nicht zu nennen vermochte.

Er schlug auf das Gong, und der Getsul trat ein, verwundert, daß der Heilige, den er in Weltfremdheit versunken glaubte, ihn rief.

„Sind die großen Gebete im Gange?"

„Sie sind es."

Tuban Toki war über sich selbst erschrocken. Er schaute das ernste Gesicht des Oberpriesters; er wußte, daß er etwas zu tun im Begriffe stand, was dieser nicht billigen würde.

„Sind die beiden Europäer, die vorhin bei mir waren, noch im Kloster?"

Schon wieder eine unrechte Tat. Warum zögerte er, auszusprechen daß der eine der beiden Europäer eine Frau war?

„Heiliger, sie haben das Kloster noch nicht verlassen."

„Ich will sie noch einmal sehen, denn ich habe versprochen, ihnen etwas zu geben, und vergaß es. Bringe sie noch einmal zurück."

Erstaunt ging der Getsul hinaus. Um zu beten, versäumte der Heilige den Dienst im Tempel, jetzt verlangte er nach den Fremden!

Elisabeth war mit Heinz noch im Tempelhof. Sie hatten eine ganze Zeit in einer dunklen Tschorte verbracht. Elisabeth war zu erregt, um ihren Schmerz nicht zu verraten; Heinz wußte keinen Trost. Da trat der Getsul zu ihnen, und wieder mußte sie all ihre Nervenkraft zusammennehmen, um nun ihre Freude zu verbergen.

Sie traten wieder in das Vorzimmer. Der Getsul stand neugierig hinter dem geschlossenen Vorhang, aber es gab nichts zu hören. Der Heilige winkte stumm mit der Hand und forderte Elisabeth auf, mit ihm in das innere Zimmer zu kommen. Wieder hielt Heinz sich klug beobachtend zurück. Tuban Toki führte Elisabeth dicht an die Fensteröffnung, sagte auch jetzt kein Wort, aber er sah sie mit großen, ernsten Augen an, und dann nahm er den Spiegel. Sah in dem Spiegel sein eigenes Gesicht und sah wieder in das der Frau, und ihr war, als hätte noch niemand so forschend jeden Zug ihres Gesichts in sich aufgesogen. Und dann wieder der Blick in den Spiegel. Er stand jetzt ganz ruhig, schien nachzudenken, seufzte tief auf und sagte ein einziges Wort:

„Geh!"

Auch Elisabeth hatte in seinen Zügen geforscht. Sie verstand den Ausdruck nicht, der auf seinem Gesicht lag, aber wieder war ihr das Weinen nahe. Heinz hatte ein zufriedenes Lächeln um seinen Mund, als er sie jetzt hinausführte, und als sie nun das Kloster verließen, sagte er leise:

„Wir müssen ihm Zeit lassen, es geht eine Welt in ihm zugrunde, und eine andere soll ihm erstehen. Ich glaube, wir sind auf gutem Wege." — — —

Der Getsul sollte noch mehr erstaunen, das Gong erklang schon wieder.

„Heiliger?"

„Ist meine Mutter im Tempel, dann bringe sie zu mir."

Das war an sich nicht so merkwürdig, denn jeden Tag pflegte der Heilige seine Mutter für Minuten zu sehen, freilich nur, um ihren demütigen Gruß zu empfangen.

Die Alte trat ein und warf sich vor Tuban Toki zu Boden. Er winkte ihr, aufzustehen und an das Fenster zu treten. Sie war eine unendlich häßliche alte Frau. Er sah sie an. Genau so ernst und so forschend, wie er es vorhin mit der anderen getan. Warum war sie eigentlich so alt? Er hatte nie darüber nachgedacht. Wenn jene weiße Frau nicht gelogen hatte, mußte sie doch genau so alt sein wie seine Mutter, und die sah aus wie eine verwelkte, verschrumpelte Greisin. Wie häßlich sie war, die welke, braune Haut der nackten Arme, das Gesicht mit geschlitzten Augen und breiter Nase, der kahlgeschorene, fleckige Kopf! Wie kam es, daß es ihm nie aufgefallen, wie schmutzig und häßlich sie war?

Wieder nahm er den Spiegel und sah abwechselnd in sein Gesicht und in das der Mutter.

Das Weib hatte ein glückliches Lächeln in dem ausdruckslosen Gesicht. Es glaubte, daß es ein ganz besonderes Gebet sei, das ihr heiliger Sohn zu ihrem Segen verrichtete, denn sie kannte ja den Metallspiegel aus dem Tempel, den er in seiner Hand hielt.

„Geh!"

Nach einem tiefen Kniefall huschte die Alte hinaus, und wieder ertönte das Gong.

„Ich will niemanden sehen, ich habe zu beten."

Er saß allein in seinem Stuhl und preßte die Hand an die Stirn, sprang auf, schritt auf und ab, blieb vor dem Bilde stehen, das die weiße Frau ihm gegeben. Sein Gesicht war das jener Fremden, Zug um Zug, und es glich mit keiner Faser dem Gesicht jener Frau, die sich seine Mutter nannte. War das Wahrheit?

Er setzte sich nieder und sprach vor sich hin.

„Es sind Dämonen, die mich versuchen. Die Fremden sind mit den bösen Geistern im Bund, und diese haben das Gesicht dieser Frau so verwandelt, daß es dem meinen gleicht."

Er warf sich zu Boden und versuchte zu beten, er starrte auf das Bild Buddhas und zwang sich zu einem flüsternden Sprechen:

„Ich bin der lebende Buddha, ich bin eine Wiedergeburt des Bodhisattva, ich bin kein Mensch wie die anderen, ich bin das weiße, blauäugige, strohhaarige Kind, das Buddha gesandt hat, um das Kloster den gelben Mönchen zu erhalten. Es sind Dämonen, die mich versuchen. Jene weiße Frau ist von den bösen Geistern geschickt, um mich zu versuchen."

Und dann wieder sprang er auf. Ein kalter Schauer glitt ihm den Rücken entlang, er fror, seine Knie bebten, und er krallte beide Hände in sein blondes Haar.

„Es ist nicht wahr. Ich bin kein Gott, ich bin kein lebender Buddha. Ich bin das Kind jener weißen Frau, und die Priester haben mich gestohlen. Es ist alles Betrug, es ist alles Betrug. Ich bin kein Gott, ich bin nichts als ein Mensch."

Er brach wieder zusammen, hatte die Hände vor das Gesicht gepreßt, weil er sich selbst schämte, daß er weinte.

Regungslos lag er lange, niedergeschmettert von dieser Erkenntnis. Der Vorhang seines Zimmers wurde geöffnet, der Chanzo Cusho trat ein, sah ihn am Boden liegen und seinen Körper zucken, glaubte, daß er in die Ekstase des Gebets versunken, und ging leise wieder hinaus. Nach geraumer Weile richtete der Jüngling sich auf. Jetzt war es ihm zur Gewißheit geworden. Es gab keinen Zweifel. Je mehr er versuchte, die fremde Frau für ein Werkzeug der bösen Geister zu halten, um so klarer und greifbarer stand ihr Gesicht vor ihm. Dieses Gesicht mit dem großen, heiligen Ausdruck tiefen Schmerzes und mit diesen Augen voll inniger, trauriger Liebe.

Es war dunkel um ihn geworden. Er hatte das Gefühl, als sei er nicht allein, als sei immerwährend dieses schmerzerfüllte Antlitz um ihn, und als ruhten diese großen Augen auf seiner Seele. Er saß im Dunkeln am Fenster und überlegte. Sein ganzes Leben hindurch, seit er zu denken vermochte, hatte man ihn nichts gelehrt als die Worte Buddhas, nichts als die Gedanken der großen Liebe zu jedem lebenden Wesen bis zu den blühenden Pflänzlein auf der grünenden Wiese, die des Frommen Fuß nicht zertreten darf. Liebe, Güte und Reinheit. Aber man hatte ihm nichts gesagt von den Listen und Kämpfen der Priester. Dazu waren die Lamas ja da. Er — der Heilige, der die Welt kaum sah — war nichts als der Priester dieser großen Liebe. Er verstand und begriff nicht, warum das alles geschehen sein könnte. Wieder faßte ihn die Angst. War es Wahrheit, dann hatte man einer Mutter ihr Kind geraubt, es einer anderen Mutter gegeben und deren Kind ermordet! Dann war seine Gottheit Lüge. Dann war er — der Priester der reinen Wahrheit — selbst eine Lüge.

Er stand jetzt aufrecht am Fenster und sah hinaus. Unten sangen die Mönche das Nachtgebet. Wieder war etwas verändert in ihm. Jetzt klang ihm dieses immer und immer in gleichem Tonfall gesungene „Om mani padme hum" wie eine leere, inhaltslose Formel, jetzt plötzlich erschien ihm der ganze Bau dieses Klosters kalt und tot, erschienen ihm die listigen Gesichter der hohen Priester wie die von Heuchlern. Ihm sprach man von Liebe und Wahrheit, und man betrog die Welt mit dem Heiligen, der ein gestohlenes Kind war.

Plötzlich kam ihm ein Entschluß. Durch den Vorhang schimmerte ein Licht. Der Getsul hatte es in das Vorzimmer gestellt, damit es dem Heiligen zur Hand war. Dort stand auch das einfache Mahl, das er des Abends zu sich zu nehmen pflegte. Er beachtete es nicht, aber er nahm die Leuchte und ging in sein Zimmer zurück. Er wählte ein anderes Buch, das die Geschichte des Klosters enthielt; er las, blätterte, ging weit zurück durch die Jahre und las:

„Es war im Jahre, nach dem der Einsiedler im Tale der Götter verstorben war, daß man zum letztenmal in dessen Tempel das Opfer vollbrachte. Seitdem haben es die hohen Lamas verboten, denn unreine Geister haben das Tal der Götter entheiligt, und seitdem ist der Gang, der zur Zeit, wenn das Eis auch auf den Ebenen liegt, in das Tal hinüberführte, den Lamas bei dem Zorn Buddhas verboten worden."

Und dann wieder ein Jahr später, der Tag seiner Geburt.

„Buddhas Größe hat das seltsame Orakel erfüllt, das bei dem Tode des Heiligen gegeben wurde. Das weiße Kind wurde in den Armen einer braunen Mutter gefunden. Heil dem großen Buddha und der Klugheit des Chanzo Cusho und Taschka Tsongas, des Arztes, der wenige Tage nach der Wiedergeburt des weißen Buddha starb."

Wieder war es dem Jüngling, als schlügen seine Glieder im Fieber, und doch glaubte er klarer und heller zu sehen als jemals in seinem Leben. Durch die strenge Schulung, die ihn gezwungen hatte, bereits in frühester Jugend sich mit den Lehren Buddhas und mit den vielen Büchern der Überlieferung zu beschäftigen, war sein Verstand weit über den eines Siebzehnjährigen herausgewachsen. Er hatte bisweilen, weltfremd und ohne Interesse, auch den weltlichen Gesprächen der Oberlamas gelauscht und dem Streit zwischen Gelb und Rot.

Wieder fielen Schuppen von seinen Augen. Hatte er eine Vision? Würdigte Buddha, dessen Andenken er vielleicht durch eine Lüge beschmutzt hatte, ihn, einen Blick in die Vergangenheit zu tun?"

Alles stand vor ihm. Das Tal der Götter mit dem Tempel des Einsiedlers. Von ihm hatten die Europäer gesprochen — jetzt war es in dem Buche beschrieben. Der Tempel war durch Dämonen entheiligt? Die Fremden hatten den Winter über dort gewohnt, durch s i e wurde das Tal entheiligt?

Das Kind wurde vor siebzehn Jahren — gestern wieder hatte die Zeit sich gejährt — gefunden? In den Armen der braunen Mutter?

Für ihn gab es nun keinen Zweifel mehr. Es fehlte nur noch der letzte Beweis. Er wollte ihn sich verschaffen. Noch einmal blätterte er in dem Buche zurück, las und prägte sich genau in das Gedächtnis, was er gelesen. Dann stand er auf und löschte die Lampe.

Es war jetzt ganz still im Kloster, die Abendgebete vorüber, die Mönche in ihren Zellen. Ein Wind hatte sich aufgemacht, ein warmer Wind, wie er alle Jahre in diesen Tagen ganz plötzlich heranbrauste, um das Eis des Winters zu brechen.

Tuban Toki stand in dem dunklen Raum, in das durch die Fensteröffnung nur ganz wenig die fahle Nachtdämmerung hereinfiel. Er löste die Abzeichen seiner heiligen Würde von sich und hüllte das Gewand eines niederen Getsul, das im Vorzimmer hing, um seine Schultern. Er steckte den Umschlag mit den Bildern zu sich, den ihm Elisabeth gegeben, ohne eigentlich zu wissen, warum er es tat; dann versenkte er auch einen Band mit den Lehren und Gesetzen Buddhas in seine Tasche. Im Vorzimmer stand das kalt gewordene Essen, Tee, Tsamba und ein Stück Ziegenfleisch. Wieder überlegte er. Er mußte Kraft haben und aß langsam und reichlich. Seitdem er entschlossen, war er ruhig geworden. Nun trat er in den Gang hinaus. Dort war ein wachender junger Lama, aber in dem Halbdunkel erkannte er in dem Getsul, der den Mantel vor das Gesicht gezogen, den Heiligen nicht, zumal er auch dessen Stimme noch niemals gehört hatte.

„Der Heilige liegt in tiefer Verzückung und darf während der ganzen Nacht nicht gestört werden."

Tuban Toki rief es selbst der Wache zu, dann schritt er die Treppe hinunter. Er war niemals hier unten gewesen, hatte kaum jemals die oberen Tempelgemächer verlassen, bis auf die eine Reise, die er vor zwei Jahren nach Taschi Lunbo gemacht hatte.

Er erschrak vor all diesen dunklen Gassen und Gäßchen, dann schritt er über den unteren Platz und trat in den Tempel der Mutter Buddhas. Er hatte genau gemerkt, was in dem Buche gestanden. Der Tempel war leer, erst um Mitternacht begannen wieder die Gebete. Neben dem Altar standen viele kleine Lämpchen. Die Lamas benutzten sie, wenn sie in der Nacht aus den großen Pergamentrollen ihre Gebete lasen. Jetzt war der Raum leer, und die kleinen Pulte, die sie zu benutzen pflegten, standen neben den Papierlaternen.

Tuban Toki entzündete eines dieser Lämpchen an dem heiligen Feuer des Altars und steckte noch ein zweites in seinen Gürtel, dann trat er hinter das Standbild der Mutter Buddhas und suchte nach der verborgenen Tür. Er hatte in dem Buche gelesen, daß der Druck auf eine bestimmte Stelle eine Metalltür aufspringen ließ. Jetzt gähnte die Öffnung. Es roch dumpf hier im Innern. Es war natürlich vollkommen dunkel. Er trat hinein und ließ hinter sich die Tür wieder in die Feder schnappen. Es war das erste Mal in seinem ganzen Leben, daß er allein und ohne Begleitung einen Weg machte.

Welch einen Weg! Schlüpfrige Stufen führten hinab. Überall um ihn herum raschelte und zischte es; kalte, lebende Wesen glitten über seine Füße, die nackt in Sandalen staken. Seltsam schillernde, glotzende Augen sahen unbeweglich aus düsteren Ecken.

Sein im Glauben an Hunderte von Dämonen, Nachtgespenstern, bösen Geistern, Kobolden und Teufeln groß gewordenes Gemüt bebte in heimlichem Schauer. Aber die Eidechsen in den Ecken, die Schlangen und Würmer taten ihm nichts.

Die Treppe war zu Ende. Vor ihm gähnte der schwarze Spalt, in dem das Wasser neun Monate des Jahres hinabstürzte, um unten wieder zutage zu treten. Die Beschreibung des Buches stimmte vollkommen, hier stieg der unterirdische Gang an. Anders sah er aus als vor siebzehn Jahren, da Taschka Tsonga, der Arzt, ihn durchschritt. Damals war er alljährlich für die Prozessionen gesäubert worden, jetzt hatte ihn in all den Jahren kein menschlicher Fuß mehr betreten.

Auch heute begann schon ganz leise zu seinen Füßen das Wasser zu rieseln. Die Luft war schwer, dumpf, moderig, mit Verwesungsdünsten geschwängert. Hier, unter der Erde, wohin die Winterkälte nicht drang, waren die Wände und Steine mit schlüpfrigen Moosen, mit schleimigen Algen und gallertartigen Gebilden besetzt, die den Fuß gleiten ließen. Überall huschten wieder kleine Schlangen, augenlose Axolotl, Eidechsen verschiedener Größe, die ihn anblickten, und unzählige Würmer. Sie fühlten in dieser Nacht die Nähe des Wassers, das wieder zu steigen begann, und waren unruhig und lebhaft.

Tuban Toki kannte sie nicht, hatte niemals solche Gebilde und Tiere gesehen und war überzeugt, daß es Dämonen oder Seelen waren, die der Zorn der Götter in solche Wiedergeburt gezwungen hatte.

Vorsichtig schritt er vorwärts, angstvoll besorgt, keines dieser Tiere zu verletzen, und doch voller Grauen vor ihnen.

Die Luft war fast unerträglich, der Verwesungsgeruch nahm zu, an einer engen Stelle versperrte der verfaulte Kadaver einer in den Spalt hinuntergestürzten und von dem Wasser fortgeschwemmten Ziege den Weg. Er mußte das von unzähligen Würmern wimmelnde Aas mit den Händen hinwegschieben und war voller Abscheu. Bisweilen mußte er am Boden kriechen, um vorwärts zu kommen, hatte Mühe, das Licht vor dem Wasser zu schützen, und zitterte bei dem Gedanken, daß es ihm erlöschen könne, zumal er keine Möglichkeit besaß, es wieder zu entzünden. Er wußte nicht, wie lange er schon gegangen war, aber es schien ihm Ewigkeiten; dabei war es ihm, als rinne das Wasser heftiger als vorher.

(Fortsetzung folgt.)



Am Golf von Neapel

AQUARELL VON PROF. JOHANNES UFER



Deutsche Vortragskünstler
Nach fünf Schattenrissen von Otto Wiedemann









G. Schrimpf: Kartenspieler. Gemälde.

Rechts oben: H. Heuser: Schlittschuhläufer. Gemälde.

Mitte links: E. de Fiori: Kniende Frau. Plastik. (Mit Erlaubnis der Galerie Flechtheim.)

Mitte rechts: Bruno Krauskopf: Der Hafen. Gemälde.

Unten links: F. Heckendorf: Autorennen. Gemälde.

Unten rechts: W. A. Lindgens: Das Lächeln des Negers. Gemälde.

DEUTSCHE KÜNSTLER IM PARISER SALON

(Hierzu der gleichnamige Beitrag auf Seite 886.)

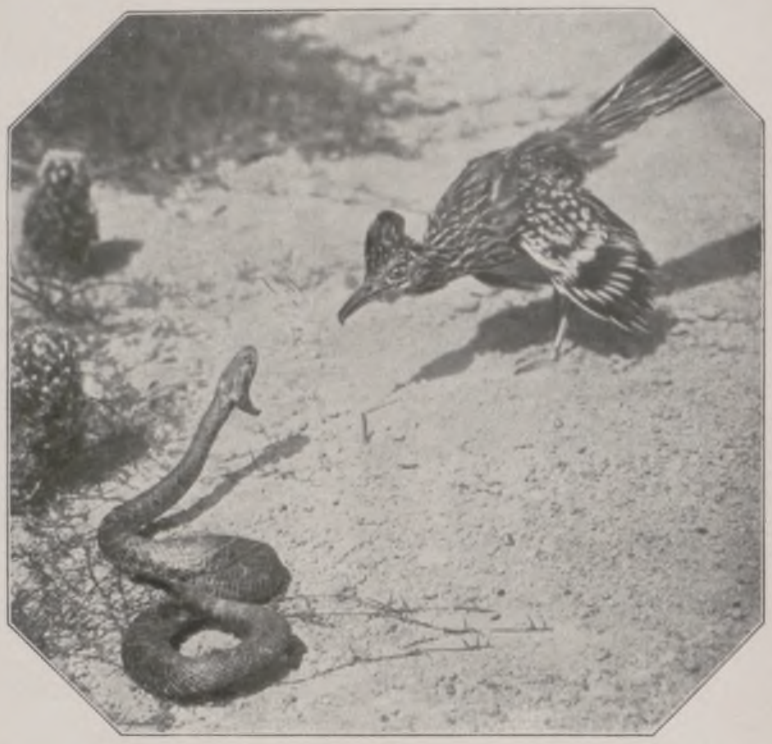




SCHLANGEN
UNTER DER JUPITERSONNE.



Kampf zwischen Kreuzotter und Maulwurf.



Erdkuckuck im Kampfe mit einer Klapperschlange.



Eine Giftschlange als Beute der ungiftigen brasilianischen Mussurana.

Bei allem Vorurteil gegen Schlangen gibt es doch noch sehr viele, die sich gerade mit der Haltung dieser Tiere beschäftigen. Je bissiger und gefährlicher ein solches kriechendes Reptil ist, um so interessanter wird ihnen die Pflege solcher Objekte. Kein Wunder, daß sich auch der biologische Film mit diesen Tieren eingehend beschäftigt.

Wichtig für eine Filmaufnahme ist ein Schlangenbehälter, der ein Entweichen der Schlangen völlig unmöglich macht, und der dennoch bei sehr stabiler Ausführung die photographischen Arbeiten nicht behindert.

Das Berliner Aquarium war und ist eine unerschöpfliche Fundgrube für Aufnahmen naturwissenschaftlicher Filme. Leider lassen sich jedoch seine vielseitigen Möglichkeiten für den Film infolge technischer Mängel nicht recht ausnützen. Da ist in erster Linie die gewisse Starrheit der Behälter zu nennen, die nur selten eine Umänderung des landschaftlichen Bildes gestattet, die aber notwendig ist, um nicht von vornherem den Eindruck eines photo-



Indischer Fakir beim Spiel mit einer Brillenschlange.





Im Streit um die Beute. — Nebenstehend: Kreuzottern beim Liebesspiel.

graphierten Käfigs entstehen zu lassen. Zum andern sind bei solchen Behältern, die gerade geeignet für Aufnahmen erscheinen, die Glasscheiben durch jahrelanges sorgfältiges „Reinigen" derart zerkratzt, daß ein sauberes photographisches Ergebnis eine Unmöglichkeit wird. Außerdem sind die Lichtverhältnisse denkbar ungünstig; denn dem Institut fehlt nicht nur eine eigene Kraftlichtanlage, sondern auch noch die Möglichkeit einer praktischen Aufstellung von Beleuchtungslampen. So sind die photographischen Arbeiten und ihre Resultate wissenschaftlich äußerst interessant, leider aber zumeist in ihrer Technik mangelhaft.

Es gehörte immer großer persönlicher Mut des Operateurs dazu, seinen Apparat im Schlangenkäfig zu bedienen. Wie oft mußte er stundenlang vergebens warten, ehe sich auch nur die kleinste Handlung von der sieben Meter langen Python zeigte! Wie oft wurden die Vorbereitungen zu den Aufnahmen getroffen und ergebnislos abgebrochen! Als es nun doch einmal geglückt war, da hatte das Licht zum Exponieren des Filmstreifens nicht genügt!

Harmlos dagegen war stets die Arbeit mit anderen Schlangen, die nicht giftig waren. Die häufigsten Vertreter im Filmatelier waren die Askulapnatter und die einheimische Ringelnatter. Namentlich die letzte Schlangenart wurde in der „Decla", der „Ufa", der „Deulig" und der „Humboldt-Gesellschaft" in vielen Bildern gezeigt. Doch waren die Aufnahmen insofern nie ganz einfach, als sich die Ringelnattern nur in einem Behälter vor der Kamera zu Handlungen bewegen ließen, den sie schon geraume Zeit vorher ganz genau kannten. Da wurde die fischende Ringelnatter gezeigt, und wie sie mit dem hocherhobenen Beutefisch das Wasser verläßt; in einem anderen Bilde fraß sie einen Frosch. Hier ließ sie sich von einer sich aufblähenden Kröte verblüffen, und dort legte sie gar vor dem Auge des Beschauers ihre Eier. Die Ausführung einer solchen Aufnahme sei hier noch näher beschrieben.

Der damalige Leiter der Biologischen Abteilung der „Ufa" war gerade von einer Auslandsexpedition zurückgekehrt, und ich befand mich im „Ufa"-Atelier, um ihn kennenzulernen. Während ich mich mit der Operateuse unterhielt, erscholl plötzlich aus einer Ecke des Ateliers der Ruf, daß die Ringelnatter im Terrarium bereits drei Eier abgelegt hätte. Ich war sofort dabei, die Schlange aus dem Behälter zu nehmen und auf einem Tisch rasch aus einigen Moospolstern und Erde eine kleine Situation zu bauen. Andere Hilfskräfte brachten den Apparat und das Stativ herbei. Doch, o Schreck, in der Filmkassette befanden sich nur noch achtzehn Meter Filmnegativ! Würde nun die von mir behütete Schlange ihre Eier innerhalb der kurzen Zeit, die die wenigen Meter zum Abdrehen erfordern, ablegen? Es kam langsam ein Ei bereits aus der Kloake zum Vorschein. Die Operateuse hatte schon die Situation scharf eingestellt, während ich die Ringelnatter am Kopfe festhielt, da das Schwanzende allein aufgenommen wurde. Sobald nun die geringste Stockung im Herausdrücken des Eies aus dem Schlangenleib eintrat, kommandierte ich „Halt mit der Aufnahme"; denn es galt, mit den wenigen Metern Film, die uns zur Verfügung standen, den gesamten Vorgang lückenlos festzuhalten. Wenn nun das Ei weiter heraustrat, so wurde der Apparat von neuem gekurbelt. Es gelang mir, auf sechzehn Meter den Vorgang zu bannen. Während nun diese Aufnahme stattfand, gesellte sich noch ein Herr dazu, der unsere Arbeit interessiert betrachtete. Als ich meine Hilfeleistung beendet hatte, erkundigte ich mich bei ihm nach dem Leiter der Abteilung. Meine Überraschung war nicht gering, als er sich mir als solcher vorstellte! Die Folge dieser eigenartigen Einführung in die Firma war für mich der Auftrag zur Herstellung eines Eichenprozessionsspinnerfilms unter meiner Regie. J. Arnold.

Die Abbildungen sind bis auf die des Erdkuckucks mit der Klapperschlange Wiedergaben nach Aufnahmen des Verfassers.





Neuzeitliche Wohnräume.

Aus der vor kurzem veranstalteten gleichnamigen Ausstellung des Duisburger Museums-Vereins. Oben: Zimmer eines Sammlers. Entwurf: Prof. Fahrenkamp, Düsseldorf; Ausführung: Gabermann, Duisburg. — Links: Wohnzimmer, in Kiefer ausgeführt, schlicht, aber wohnlich. Entwurf: Hans Schwippert; Ausführung: Dickerhoff, Bochum.

Diese Schau brachte die Arbeiten einer Reihe von modernen Innenarchitekten, Versuche, unserer Gegenwart entsprechende Lösungen der Wohnungsgestaltung zu finden. Unsere Bilder geben Beispiele von Zimmereinrichtungen, die zeitgemäß sind, ohne jedoch nüchtern, kalt und unbehaglich zu wirken.





Der neue Bahnhof in Flensburg.

Oben: Die Empfangshalle mit den Fahrkarten- und Gepäckschaltern. Links: Außenansicht.

Am 1. Dezember erfolgte die Einweihung des neuerrichteten Flensburger Bahnhofs. Im Süden der Stadt gelegen, wurde er als Durchgangsbahnhof in 10jähriger Baudauer aufgeführt. Das Baugelände war früher ein Teich, der mit Erdmassen von den ringsum liegenden Hügeln zugeschüttet worden ist.

Die vornehme Handtasche

Von oben nach unten: Elegante schwarze Moiré-Tasche mit Handstickerei. — Zwei echte Gobelin-Taschen, nach alten Original-Motiven handgewebt. — Kalbledertasche in Beutelform. — Besuchstasche aus Rücken-Krokodilleder.

MODELLE: MORITZ MÄDLER, LEIPZIG





Neuartige Abendfrisuren von Antoine, Paris



Diese originellen, an Modellen vorgeführten Haar-Arrangements von dem bekannten Pariser Frisurkünstler werden der Dame mancherlei Anregungen bieten. Bemerkenswert ist besonders der große Kammschmuck.

PHOT.: FRANZ LOWY, PARIS



PAUL RENOVANZ.

Der Kaiser stirbt.

NOVELLE.

(4. Fortsetzung.)

Pahlen beugte sich über die Greisin. Sein Atem streifte ihre Stirn. „Was ist?“ fuhr sie jäh auf. „Sie, Graf Pahlen? Hier? Zu dieser Stunde?“

„Sie haben vollkommen recht,“ lächelte er sarkastisch, „zur Konversation haben wir es beide in diesem Augenblick schlecht getroffen. Um so untröstlicher bin ich, Ihnen Ungelegenheiten bereiten zu müssen — en un mot: den Kaiser hat der Schlag gerührt, und man bringt Ihnen das ehrenvolle Vertrauen entgegen, Ihre Majestät von der wenig erfreulichen Situation ihres Gemahls zu verständigen.“

Entsetzt richtete sie sich auf.

„Ihr habt ihn ermordet!“

„Wenn Ihnen das lieber ist — auch das.“

„Tiere, Teufel seid ihr!“ gellte sie. „Wilde, blutrünstige Bestien!“ Sie zitterte vor Grauen. „Das Blut, das Sie, Pahlen, freventlich vergossen, wird Ihnen zum Kainszeichen werden.“

„Eine rechtschaffene Tat spricht für sich selber. Tyrannenblut — welch wenig kostbarer Saft!“

„Wie Sie sich belügen! Wie ihr euch alle belügt! Tyrannenblut — o pfui! Euer Herrscher, euer gottgewollter Herr war er. Euer Gewissen wird euch schlimmer zu schaffen machen, als es jemals der Unglückliche vermocht hat.“

„Darüber“, wehrte sich der Graf schroff, „gestehe ich Ihnen kein Urteil zu. Vorläufig bin ich auf einen Beichtiger ebensowenig angewiesen wie Sie auf meine zweifellos wenig willkommene Gesellschaft. Im übrigen“ — er machte eine ironisch-höfliche Reverenz — „meinen ehrerbietigen Respekt für die Art, mit der Sie auch unangenehme Botschaften aufzunehmen wissen.“

Angewidert wandte sie sich ab.

„Ich kenne meine Pflicht.“

„Dann wäre meine Mission hier erfüllt. Au revoir, madame — zu gelegenerer Stunde.“

Sie klingelte ihrer Kammerfrau.

„Anna Wladimirowna,“ rief sie und flog an allen Gliedern, „verriegle die Tür und laß ihn nicht wieder herein, den schrecklichen Menschen! Nun schnell einen warmen Rock... nein, gleich den Mantel mit der Kapuze. Ja, den!“ Sie erhob sich, knüpfte die Bänder unterm Kinn zusammen. Fühlte, wie ihr Herz jetzt ganz langsam und ruhig schlug.

„Warte, bis ich zurückkomme,“ befahl sie der Dienerin, „es kann lange dauern. Lies im Evangelienbuch... wache, Anna Wladimirowna... bewahre deine unsterbliche Seele. Wir alle sind des Trostes bedürftig.“

Die Alte bewegte erschrocken den dünnen Vogelkopf. So hatte sie ihre Herrin nie gesehen. — — —

Frau von Lieven mußte, um zu den Zimmern der Kaiserin zu gelangen, in das untere Stockwerk steigen. Da sie die breite Haupttreppe vermeiden wollte, wählte sie eine nur von der Dienerschaft begangene Seitenstiege. Am Fuße der Wendeltreppe klirrten gekreuzte Bajonette.

„Laß die Dummheiten, mein Jungchen — sich vor einer alten Frau zu fürchten!“

Sie blitzte einen ungeschlachten Burschen mit verstümmeltem Ohr spöttisch an und huschte, ehe es sich die Tölpel versahen, an dem Doppelposten vorbei.

In den einzelnen Sälen, die sie passieren mußte, überwand sie mit Witz und einem guten Wort die Sperre. Nur der Leutnant in dem an die Gemächer der Zarin angrenzenden gelben Hofdamenzimmer machte Schwierigkeiten. Der Knabe, an die Peripherie eines welthistorischen Ereignisses geweht, überschätzte die eigene Bedeutung. Sein bubenhafter Hochmut pochte auf die Befehlsgewalt über eine Handvoll struppiger Kerle.

„Mit meiner Einwilligung, Madame,“ krähte er, „werden Sie jene Schwelle dort nicht überschreiten!“

„Aber so hören Sie doch, Kind...“ murmelte die Matrone.

„Ich muß sehr bitten, Madame...“

Frau von Lieven lächelte gütig.

„Verzeihen Sie einer alten Frau, daß sie Ihre Jahre nicht gebührend einschätzt. Ich wollte Ihnen nicht wehe tun. Aber Sie tun mir und meiner Herrin, der auch Sie dienen, sehr weh, wenn Sie mich an einer Christenpflicht hindern. Graf Pahlen hat mich ersucht, Ihrer Majestät Fürsorge und Beistand zu leisten. Begreifen Sie nun, daß ich da auch nicht eine Sekunde zu verlieren habe?“

„Mein Gott,“ stammelte er, „wenn es sich so verhält... ich ahnte ja nicht... mein Gott, es war... nein, ich schwöre Ihnen, es war nicht bös gemeint.“ Und bubenhaft treuherzig: „Sie lasse ich hinein und keinen sonst. Gott tröste sie, die Ärmste! — Platz für Ihre Exzellenz, die Frau Obergouvernante!“

Sie nickte dem Querkopf freundlich zu. Eigentlich ein Prachtkerl, ein dummer, dummer Bub. Hoffentlich fand sich wer, der ihm die Schlacken des Standesdünkels beizeiten abklopfte.

•

Im Zimmer der Zarin war atmende Stille. Auf blauer Damasttapete schwamm wie auf dunkler unbewegter Flut der Reflex einer Ampel. Wie friedlich war dies behütend milde Licht! — Schein, durchzog es Frau von Lieven... Schein neben grauenhafter Wirklichkeit. Drüben lauerte Vernichtung.

Voll schwerer Trauer betrachtete sie die Schlummernde.

Ach, nie sie wecken, Schrecklichstes ihr verheimlichen dürfen! Es war bitterer, als sie gedacht. Jede Minute Aufschub bedeutete Schonung.

Die Beine zitterten ihr. Nicht die geringste Bewegung wagte sie.

Aus breitem goldenen Rahmen dämmerte ein bekröntes Bild herab. Aus ihren ersten Ehejahren stammte es. Sie hielt seine Hand, er strahlte sie aus warmen, zärtlichen Glücksaugen an. Mein Gott, dachte Katharina Lieven erschüttert, es kann ja nicht sein! Gib, daß es ein Irrtum, ein schrecklicher, wahnwitziger Traum ist.

Große, dumpfe Ratlosigkeit umfing die alte Frau. Wie einengendes, einschnürendes Gespinst empfand sie die Abgeschiedenheit ringsum... Vielleicht, daß der Himmel doch ein Wunder tat... vielleicht war er gar nicht tot... lebte...? Aber die Soldaten... der Gouverneur! Oh, der Mensch müßte der Leibhaftige selber sein, wenn er den Mord ihr nur vorgespiegelt hätte. — Wäre es doch so, flehte ihr Herz.

Und sie schlief... wußte von nichts. Es war unbegreiflich, daß sie von all den summenden, fremden, aufgeregten, flatternden Lauten dieser Stunde nichts wahrnahm. Über ihrem Haupte breitete ein elfenbeinerner Kruzifixus die gemarterten Arme. „Schütze sie, heiliger Schmerzensmann,“ flüsterte die Greisin, „laß sie nicht zerbrechen unter dem furchtbaren Schlag, der sie treffen wird! Sie hat ihn geliebt mit der ganzen keuschen Glut ihres mütterlichen Herzens. Um seine verlorene Seele hat sie gebangt und gekämpft wie wenige. Mißhandlungen und Demütigungen waren ihre Speise, Haß und Verkennung der hingebendsten Treue ihr täglich Brot. Ihre Krone war ein Dornenkranz wie Deiner, o Gottessohn; ihr Hermelin ein Nessusgewand, das sie im Innersten verbrannte. Du hast ihren Fuß in fremdes Land gelenkt, hast sie Demut und Entsagung gelehrt. Du weißt, daß sie, die lauterste Frau, allezeit nach Deinem göttlichen Gebot gelebt hat. Sei Du ihr Schutz und Schirm. Vergilt ihr die Pein, die sie von ihm zu erdulden hatte, mit Deiner himmlischen Tröstung... Ach, was ist aus der feinen, blonden schwäbischen Prinzeß geworden! Eine tränenbeladene Frau! Maria Feodorowna wäre als die kleine württembergische Sophia Dorothea glücklicher durch Jugend und Frauentum geschritten, hätte der Tote nie ihren Weg gekreuzt... Wie trübe war das alles... wie gramblind würde Zukunft die Ärmste anstarren, wenn sie die Augen aufschlug!

Die Schläferin seufzte tief auf. Sie fühlte wohl die Nähe der anderen. Mit müdem Blinzeln umfaßte sie die vertraute Gestalt. So vertraut und schirmend drang das Bild der alten Frau auf sie ein, daß sie es als Traumerscheinung mit hinübernehmen wollte in neuen Schlummer.

Katharina Lieven raffte sich auf. Notvoll war ihr Entschluß. Die Minuten karg gewährter Schonung machten ihre Aufgabe nicht leichter. Behutsam trat sie an das Lager; berührte die gefalteten Hände.

„Majestät“, sagte sie leise. Mütterlich sollte es klingen — zerborsten war das geflüsterte Wort, zernagt von Herzeleid.

Maria Feodorowna fuhr empor... Also doch Wirklichkeit? Sie hatte nicht geträumt, daß Katharina bei ihr war. Was wollte sie?

Ihre erschreckten Lippen stießen einen kleinen Schrei aus. Ihr erster Gedanke galt dem zarten, kränkelnden Sohn.

„Mein Erlöser... es ist etwas mit Micha!“

Langsam, nornenhaft schüttelte Frau von Lieven den Kopf.

„Dem Großfürsten Michael geht es besser. Er schläft.“

„Alexander? Konstantin? Sie sind doch gesund?“

„Es geht ihnen gut.“

„Sie täuschen mich, Katharina!“ Aufspringende Angst trieb ihr jäh das Blut zum Herzen. Ihre tief erblaßten Lippen zitterten.

„Was ist's? — Warum sind Sie hier?“

Heiße Tropfen fielen auf ihre Hand.

Was war das? Sie weinte? Sie, die nichts aus der Fassung zu bringen vermochte... die den Tod des geliebten Gatten ohne fremden Zuspruch verwunden, war nächtlichem Gram preisgegeben? Katharina in Tränen — eine erschütternde Entdeckung. Sie empfand zärtliches Mitleid mit ihr.

Maria Feodorowna zog die Freundin sanft herab.

„Setze dich zu mir, Mütterchen. Sag', was dich grämt. Sieh, ich leide mit dir. Bekümmert dich dein Sohn? Ach, laß das nur meine

Sorge sein. Er" — sie machte eine schelmisch-furchtsame Gebärde nach der benachbarten Zimmertür hin; ein reizendes Lächeln spielte dabei um ihren leidvollen Mund — „er wird ihn zurückrufen, wird sich besinnen. Glaube mir, Christopher Andreijewitsch war ihm immer teuer."

„Nie mehr wird er ihn zurückrufen... ich weiß es gewiß", flüsterte Katharina tränenerstickt.

„Was sagst du da? Überlaß' das nur mir, ma chère. Ich kenn' ihn wohl ein wenig besser als ihr alle. Und ich glaube, daß er deinem Sohn nicht lange wird zürnen können."

Sie zwang sich zu einem heiteren Lachen.

„Nun, du siehst, ich bin glücklich, da ich sie wohl und gesund weiß."

Nachdenklich zupfte sie an dem Spitzengekräusel ihres Schlafkleides. Ein zartes, sehnsüchtiges Lächeln grub sich um den Mund.

Stumm und hilflos saß Katharina Lieven auf dem Bettrand. Die Last des Jammers lag erdrückend auf ihren Schultern, die furchtbare Last. Drüben dunkelten Blutlachen um einen Toten, und seine Leichenwärter tranken Schnaps. Sein Leben war wie sein Sterben: verflucht. Ungeweiht ging seine Seele von ihm. Sein Abscheiden hatte keine Milde, nichts Erhabenes für ihn gehabt. War niemand gewesen, der ihm die Augen geschlossen, ihn gesegnet hatte. Das Grauen, mit dem sich dieser Mensch schrecklich umgeben, wirkte auch in ihr wie ein Gift nach, dessen lähmender Kraft sie sich umsonst zu entziehen trachtete. Es war Sünde, das Gedächtnis an einen Gestorbenen mit unversöhnlichen Gedanken zu beflecken. Sie wußte es, aber sie wehrte sich vergeblich wider alles Erinnern. Bilder stürmten jäh und hetzend herauf, eines scharf und grausam geprägt wie das andere. Doch das gräßlichste Erleben, das sich ihr unauslöschlich mit schaudernden Entsetzen eingebrannt hatte, würde sie nie, nie, auch in ihrer letzten Stunde nicht, vergessen: das war, als der Wahnwitzige mit gellendem Hohn die Leichen seiner Eltern, Peters III. und Katharinas II., vor vielem Volk in ein und denselben Sarg werfen ließ... Schwer, unerträglich schwer wog die Erinnerung an ihn. Das Blut, aus unzähligen Urteilen geflossen, konnte es ein armseliger Tod wie dieser sühnen? Konnte er auslöschen, konnte er tilgen die Seufzer, die Schmerzen, die Flüche?

Rieselnde Hoffnung belebte sie. Katharina Lieven dachte an den kaiserlichen Jüngling, den sanften, klugen Alexander. Ihn würde das Volk nie hassen, wie es seinen Vater gehaßt hatte. An der zärtlichen Verehrung, die er der Mutter entgegenbrachte, würde vielleicht auch sie allmählich wieder genesen, wenn der erste niedersausende Schlag sie nicht vernichtete.

Traurig umfaßte ihr Blick die Gestalt der hohen erniedrigten Frau. Rauh bröckelten die Worte ab, die ihr ein harter Entschluß eingab:

„Eine arge Wohlrednerin bin ich, Majestät, die Sie mit glatten Worten täuschte. Nicht alle sind wohl und gesund: dem Kaiser geht es sehr schlecht."

Maria Feodorowna begriff nicht. Befremdet blickte sie auf.

„Ich sah ihn... vor zwei Tagen sah ich ihn noch bei bestem Wohlbefinden. Ein Werkzeug seines Willens ist er. Er *will* nicht krank sein. Wie er's anfängt — ich weiß es nicht. Und ich wüßte mich auch nicht zu entsinnen, ihn jemals ernstlich krank gesehen zu haben. Freilich..." zögerte sie, und Unruhe flog über ihre schöne klare Stirn, „auch mit Lügen kann einer sich kurieren. — Kathja, ich sorge mich... es geht ihm sehr schlecht, sagst du? Woher weißt du das? Geht ihm sehr schlecht, Kathja? So sprich doch, du peinigst mich. Ist der Arzt bei ihm? Nun rede doch!"

„Er braucht keinen..."

„Braucht keinen?" Die Kaiserin sah sie mit dumpfen Blicken an. „Braucht keinen?"

Plötzlich ging eine unheimliche Veränderung in ihr vor. Eisige Ruhe breitete sich über ihre Züge. Gewißheit erdrückte sie.

„Sprich!"

„Liebste, Teuerste", murmelte die alte Frau.

„Sprich!" Kraftlos fiel das Wort in eine große, schreckliche Stille.

„Ihr Gemahl... ist... tot. Bitten Sie Gott, ihn in seiner Barmherzigkeit aufzunehmen, und danken Sie ihm für alles, was er Ihnen gelassen hat."

Die Kaiserin starrte wie ohne Bewußtsein vor sich hin. Die geschnitzte Bekrönung am Fußende ihres Bettes ließ sie nicht aus den Augen. Es war, als zöge das fromme Symbol dort ihre Blicke mit magnetischen Kräften an. Zwei Tauben stellte es dar, die sich über gekreuzten Palmzweigen in blaue Luft schwangen, zierlich mit Mosaiksteinchen ausgelegt. Sie erfaßte nicht den süßen, traumhaften Sinn der Intarsien. Stumpf lag sie, bis die rasende, zum Herzen treibende Blutwelle jäh zurückschlug. In namenloser Angst raffte sich Maria Feodorowna auf. Stürzte aus dem Bett. Sank wie gefällt in die Knie.

Ihr Mund bewegte sich in steigernder, gespenstischer Hast. Ihre Stimme, jagend und flatternd, formte fliehende, undeutliche Worte.

Sie betete mit Inbrunst, die ohne Glauben war; hinter Frömmigkeit lauerte Entsetzen. Die Litanei, gnadenlos in dieser Stunde, floß grau und trübe von armen stammelnden Lippen.

In unmeßbarem Schmerz warf die Kniende das Haupt zurück. Ihr brennender Blick suchte den Kruzifixus. Da war ihr, als sänftigten die weißen gebreiteten Erlöserarme ihre Qual. Bewußtsein verging in Dämmer. Dunkelheit dumpfen Grames senkte sich auf sie. Ein Nirwana schattenhaften Geborgenseins flößte ihr das Kreuz ein.

„Väterchen! Süßer Christ! Himmlischer Schmerzensmann!" murmelte sie, „erbarme Dich Deiner armen Magd!" Ihre Gedanken waren irrende, heimverlangende Vögel gewesen; jetzt fanden sie den Weg in die reine Trostlehre des Evangelienbuches. Aber ihr Mund betete, wie Kinderlippen beten, da allein schon der Klang des frommen Wortes gläubig macht.

Nicht lange erlag sie barmherziger Täuschung. Angstschauer fuhren über sie hin; trieben sie zurück in den Hagelschlag ihrer Pein. Ihr Herz öffnete sich weit und schreckhaft der Not.

„Herr!" klagte sie, „wie lange willst Du meiner so gar vergessen? Wie lange verbirgst Du Dein Antlitz vor mir?" Der Psalm ihrer Kindheit war es, an den sie sich, eine Flüchtige ihrer selbst, klammerte... „Wie lange soll ich mich sorgen in meiner Seele und mich ängstigen in meinem Herzen täglich? Wie lange soll sich mein Feind über mich erheben? Schaue doch und erhöre mich, Herr, mein Gott! Erleuchte meine Augen, daß ich nicht im Tod entschlafe. Daß nicht mein Feind sich rühme, er sei meiner mächtig geworden, und mein Widersacher sich nicht freue, daß ich niederliege. Ich hoffe aber darauf, daß Du so gnädig bist; mein Herz freuet sich, daß Du so gern hilfst. Ich will dem Herrn singen, daß... er... so... wohl..."

Mit wimmerndem Laut riß das Gebet ab.

Über ihrem großen Leid hatte die Kaiserin Glauben und Bewußtsein verloren.

Noch ehe Katharina Lieven zuspringen konnte, schlug die Stirn der Ohnmächtigen hart auf den Treppenstufen des Hausaltars auf.

*

Der Feldchirurg Davidenko von einem der alarmierten Truppenteile stolperte ins Zimmer und ließ die Kranke zur Ader. Der Puls schlug matt. Unter der zarten weißen Haut floß langsam und verlöschend ein winziger Lebensrest. Bedrücktes Schweigen schien die Ruhe des Todes vorzubereiten. Von den Korridoren scholl gedämpftes Lachen und das Stampfen grober Stiefel.

Der Arzt richtete sich aus seiner gebückten Haltung auf.

„Es steht schlecht mit ihr," sagte er, mit gerunzelten Brauen auf den Lärm draußen horchend, zu Frau von Lieven, „der Eingriff allein scheint ihr Sprache und Bewegung nicht wiederzugeben. Ich fürchte, wenn wir Ihre Majestät nicht bald zum Leben zurückbringen, schläft sie uns hinüber." Er zuckte verlegen die Achseln. „Was kann unsereins, ein einfacher Feldscher wie ich, da tun... Sie war gut — *sie war's*", murmelte er ergriffen. Dem stämmigen Mann, den sein Handwerk mehr zu Roheit als Empfindsamkeit erzogen hatte, rollten die Tränen in den Bart.

Frau von Lieven sah ihn ernst an:

„Wollen Sie ihren Kindern auch die Mutter nehmen? Beeilen Sie sich! Ihre Gesinnung in Ehren — hier ist sie nicht von Vorteil für jemand, der auf die Hilfe eines kühlen, verständigen Kopfes dringender angewiesen ist als auf ein gutes ohnmächtiges Wort. Muß ich, eine alte Frau, zuversichtlicher sein als Sie? Schämen Sie sich! — Hier, dies kalte getränkte Tuch lege ich ihr auf die Herzgrube. Sie reiben inzwischen Stirn und Schläfe mit der Essenz... Wie, ein guter Rat? Ja, meinen Sie, mein Lieber, ich habe noch nie in meinem langen Leben an einem Krankenlager gestanden? Ihr Ärzte denkt eben nur, ihr allein besäßet den Stein der Weisen. Hülfe man da nicht mitunter in der Stille nach... nun, nun, ich will Ihnen nicht wehe tun, Kasimir Kasimirowitsch. Ich achte Sie, was ich nicht von jedem sagen möchte... Sehen Sie, still, die Farbe kehrt wieder; die Wangen verlieren die fahle Blässe... Nikolajewna, Valentina, Lisaweta... vite, vite! Leise, leise, und spart euer Jammern für später. Tücher, Leinen! Füllt die Becken nach. Dieses Flakon dort, gib es her, mein Kind. So, gut!"

Sie hielt der Bewußtlosen das Fläschchen mit englischem Riechsalz vor.

„Gottlob, ihre Lider zucken. Die starre Linie um den Mund löst sich. — Jetzt fort mit euch, Mädchen. Eure verstörten Gesichter könnten sie schrecken. Fort, sputet euch!"

In zärtlicher Sorge neigte sie sich über die Leidende. Noch lag sie mit geschlossenen Augen, nun hob ein tiefer Seufzer die Brust. Die Samariterin gab dem Chirurgen einen Wink: „Sie kennt Sie nicht."

Die Kaiserin erwachte in dem Augenblick, als die Portiere hinter dem Arzt zusammenschlug.

„Was war mir? Wer ging?"

Und plötzlich, wie Blitze der Gewißheit den Dämmer von Ahnungslosigkeit zerteilen, hatte ihr benommenes Hirn die Fäden wieder geknüpft; fester, furchtbarer geknüpft. Schrecklicher Verdacht machte sie im Innersten schaudern. Nun wußte sie auch das Letzte: *der Kaiser war ermordet...*

Im Zimmer wurde es ganz still.

Der Schmerz wird sie töten, bangte Katharina. Träne um Träne lief ihr über die Wangen.

Da stand Maria Feodorowna auf. Wusch die brennenden Augen. Kleidete sich in schwarze Seide. Sie taumelte, aber ihr Antlitz wurde hart unter dem Willen ungeheurer Entschlossenheit.

„Laß mich zu ihm!" Wie eine lange mühsame Reise maß sie den Weg zur trennenden Tür.

„Majestät," entsetzte sich die Frau, „nicht jetzt, nicht in diesem Augenblick. Er... es ist... unmöglich. Sie ertrügen es nicht."

„Zu ihm gehöre ich. Mögen sie auch mich töten!" Sie stürzte zur Pforte. Rüttelte daran. Sekundenlang verharrte sie regungslos. Dann flammte Empörung auf ihrem schmerzlich edlen Gesicht. So lästerten seine Mörder ihr Witwentum!

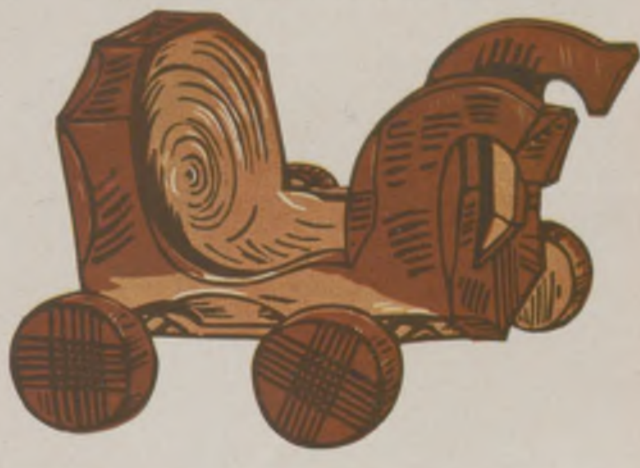
(Schluß folgt.)

RUSSISCHES SPIELZEUG

NACH LINOLEUMSCHNITTEN VON PROF. W. FALILEEFF

Hierzu ein Beitrag unter „Wissen und Leben".





Troika (Dreigespann) und Zweispänner (rechts oben). Derb, beinahe primitiv, aber mit feinem Verständnis für kindliches Empfinden geschaffen.





Bärenführer und tanzender Bauer (rechts), Gestalten aus dem russischen Volksleben. Vorbildlich in ihrer Farbigkeit und schlichten Linienführung.



Die stark stilisierte Pferdegestalt erinnert an Figuren altägyptischer Gräberfunde.





Hahn und herrschaftliches Dreigespann (links), unkompliziert und einprägsam in der Formgebung, Kinderspielzeug, wie es sein soll.

NAHRUNGSMITTEL BEI PRIMITIVEN VÖLKERN

MIT ABBILDUNGEN NACH PHOTOGRAPHISCHEN AUFNAHMEN DES VERFASSERS

Die Geschmacksrichtung bei den verschiedenen primitiven Völkern ist natürlich ganz anders als bei uns und erregt oft unseren Abscheu, besonders, wenn wir die Katzen-, Ratten-, Engerlinge-Gerichte der Chinesen und die Hunde-Gerichte der Dajaks auf Sumatra sehen. Die Malaien dagegen haben es sich zum Wahlspruch gemacht, daß sie selbst alles das auch essen können, was die Ziege frißt. Dies gilt besonders auch für zweifelhafte Pflanzen, denn kein Tier ist empfindlicher als gerade die Ziege, die instinktmäßig auch alle giftigen Pflanzen und Kräuter vermeidet. Auf der anderen Seite aber erregten wieder manche Gerichte der Europäer das Kopfschütteln der Eingeborenen. So können z. B. die afrikanischen Neger es durchaus nicht verstehen, daß ein Weißer Käse — also etwas schlecht Riechendes — ißt.

Die Hawaier und die Südsee-Insulaner braten das auf der Jagd erlegte Wild und besonders auch die friedlich gezüchteten Schweine am liebsten zwischen heißen Steinen, wobei der Bauch selbst ebenfalls mit glühend heißen Steinen gefüllt wird.

Die Eingeborenen der Tropenländer bereiten ihr Manico Cassava oder Reismehl möglichst gleich an Ort und Stelle der Ernte, wobei die Zubereitung in primitivster Weise in hölzernen Mörsern vor sich geht, während oft genug aus den Rückständen des Manico oder der Cassava das verderbenbringende Pfeilgift bereitet wird.

Obgleich Indien unter die Länder gerechnet werden kann, in denen ein Überfluß an Produkten Anlaß zur Schwelgerei geben könnte, sind seine Einwohner — wie es überhaupt bei allen Nationen, die warme Himmelsstriche bewohnen, der Fall ist — sehr mäßig und infolge ihres Kultus größtenteils, besonders die Brahmanen, Vegetarier.

Die gewöhnliche Nahrung der Malaien besteht in Fischen, Reis und Früchten, während als Hausgetränk Kaffee sehr geschätzt ist. Schüsseln aus Porzellan oder kariertem Holz, in China oder Japan verfertigt, werden auf die niedrigen Tafeln gestellt, die Speisen mit den Fingern gefaßt und zum Munde geführt. Im übrigen sind die Malaien rechte Leckermäuler, die Süßigkeiten in allen möglichen Formen sehr zu schätzen wissen. Die Bataker auf Sumatra rechnen sich zu den Vegetariern und halten meist drei Mahlzeiten täglich. Sie lieben scharfe Gewürze und verzehren nur an besonderen Festtagen Fleisch, das auch verfault sein kann.

Unter die mit verirrtem Geschmack behafteten Völker zählen die Kotschinchinesen, denen faule Eier, faule Fische und ekelhaftes Ungeziefer als Leckerbissen gelten. Daneben werden jedoch Hühner, Enten und Fische, Reis, Brot, Früchte und Zuckerbackwerk, all dies oft mit Stäbchen aus Stachelschweinborsten zum Munde geführt, sehr geschätzt.

Auch der Geschmack der Chinesen ist nicht gerade als lecker zu rühmen. Affen-, Hunde- und Schlangenfleisch, Ratten, Mäuse, faule Eier, faule Fische, Fischlaich, Frösche, indische Vogelnester und Meerschnecken sind beliebte Delikatessen. Interessant sind in China die ambulanten Reisauskocher, die ihr Gewerbe auf offener Straße, von einem großen Bambusschirm überschattet, zum Besten der Hungrigen betreiben. Ein Kochofen steht nebenan, die Näpfe sind bereit. Zutaten von Gemüsen und Fleischabfällen dürfen nicht fehlen; ranziges Öl dient nicht selten zur Bereitung der bei den Chinesen so beliebten Körnerfrucht.

Wie in Indien und China, finden wir auch in Japan die Vorliebe für den Reis sowie im ganzen das Vorherrschen der vegetabilischen Nahrung; sie steht mit dem Buddha-Kult, dem namentlich die niederen Volksklassen ergeben sind, in engem Zusammenhang. Beliebt sind auch Hülsen- und Baumfrüchte, Wurzeln und Knollen, Pilze, Rettiche, Rüben, süße Bataten, Salat aus Lotuswurzeln, Gemüse mancherlei Art, worunter die ganz jungen Bambussprossen auch als Pickels gern gegessen werden, und weiterhin Kuchen aus Gersten- und Reismehl. Von Hirse wird eine eigentümliche, halb wie Gallert, halb wie eingedickter Zucker aussehende Speise namens Amé bereitet. Für Kinder und kränkliche Personen ist das Amé sehr empfehlenswert. Von einem Pflanzenmark — den Namen konnte ich leider nicht erfahren — bereiten die Japaner eine Art weiße Sülze, die nur halb durchsichtig ist und auf kleinen Tellern wie Eis serviert wird. Dazu wird gewöhnlich Saké, ein aus Reis bereitetes Getränk, stark geistig, in warmem Zustande getrunken.

Ferner sind Fische, sowohl gekocht als auch roh, sehr geschätzt. Die berühmten Vogelnester, die sich die Salanganen aus einer besonderen Art Seetang bereiten, sind zwar in Japan auch gang und gäbe, wie in Indien, China und den benachbarten Inseln, allein der kluge Nipponbewohner hat einen Ausweg gefunden, sich den Grundstoff dieser Nester anzueignen; er bereitet aus dem Seetang lange, gallertartige Stangen, fast wie die Hausenblase, die Agar-Agar heißen und, in heißem Wasser in Nudelform gekocht, seinen gastronomischen Anforderungen vollkommen entsprechen. Franz Otto Koch.





Hindufrau in Indien bei der Zubereitung der bekannten Currey Pulvers (Currey-Gewürz). Currey und Reis bilden ein geschätztes Tropengericht.

Oben: Das kalte Büfett eines wandernden chinesischen Restaurateurs auf einem tragbaren, schrankähnlichen Gestell.



Steinharte Schweinswürstchen und paprizierte, ebenfalls hartgetrocknete Speckstücke im Schaufenster eines eingeborenen Schlächters auf Sumatra.



Eine Delikatesse in China: Getrocknete Frösche.



Chinesische Gewürzhändlerin in Soochow. Der chinesische Feinschmecker liebt scharf gewürzte Speisen.





Bataker auf Sumatra beim Braten eines Hundes auf offenem Holzfeuer. Hierbei wird die Außenseite schwarz brenzelig, während das Innenfleisch zum größten Teil roh bleibt. — Links im Oval: Händler mit ausgeschlachteten Wildschweinen in Limbang (Sarawak auf Borneo).





Der Poi, das aus Tarowurzeln hergestellte Nationalgericht der Hawaier. Die zähe, puddingartige Masse wird mit zwei Fingern gegessen. — Links Mitte: Reishändlerinnen in Kotschinchina (Hinterindien). Der mit geschnittenen Zwiebeln und Schweineschmalz gekochte Reis kommt in zusammengewickelten Bambusblättern zum Verkauf.





Links: Die Hochzeitsgabe der Eingeborenen der Tongainseln (Südsee) bei einer Hochzeit im Königshause: Gebratene Rinder und Schweine (im Vordergrund, an Pfähle gebunden, am Boden liegend). — Rechts im Oval: Batakfrau auf Sumatra beim Reisstampfen in einem hölzernen Mörser.



Zur Ranzzeit. Zeichnung von Wilh. Buddenberg.

Das Sanitätsflugzeug als Retter in der Not.

Das Jahr 1927 ist bekanntlich als das Jahr der Katastrophen bezeichnet worden, und tatsächlich haben sich in diesem Jahre furchtbare Naturereignisse abgespielt, die eine große Anzahl von Opfern forderten. Erinnert sei nur an die verheerenden Tornados, die in St. Louis, in Florida und auf Kuba wüteten, die Taifune und Erdbeben in Japan, die Überschwemmungen des Mississippi und die Wirbelstürme in Westindien. Die Menschheit ist nahezu außerstande, sich gegen diese Naturgewalten zu schützen, und muß wenigstens darauf bedacht sein, den Verunglückten und Obdachlosen schnelle Hilfe zuteil werden zu lassen. Die Technik hat daher dem modernen Sanitätswesen ein sehr brauchbares Hilfsmittel, das Luftfahrzeug, an die Hand gegeben. Zu der mannigfaltigen Verwendung des Flugzeugs für Kriegs- und Friedenszwecke ist nun auch die Möglichkeit gegeben, dieses neueste Verkehrsmittel dem „Roten Kreuz" dienstbar zu machen. Nachdem zahlreiche Versuche, die bereits mehrere Jahre zurückreichen, erfolgversprechend verlaufen sind, ist es erfreulicherweise bei diesen Versuchen nicht geblieben. Heute spielen bereits eigens zu diesem Zweck gebaute Sanitätsflugzeuge, namentlich in Ländern mit schlechten Verkehrsverhältnissen, eine ganz bedeutende Rolle und haben schon manches Menschenleben retten helfen.

Die Aufgaben der Luftambulanzen können nun verschiedener Art sein. In den meisten Fällen wird es sich darum handeln, Kranke oder Verwundete auf schnellstem Wege in Lazarette oder in ärztliche Behandlung zu bringen. Zu diesem Zweck haben die Flugzeugkonstrukteure Spezialmaschinen erdacht, die allen Anforderungen des modernen Krankentransports gerecht werden. Die geräumigen Kabinen dieser Flugzeuge sind mit Krankenbahren ausgerüstet und erhalten neuerdings bereits Vorrichtungen, die schon während des Fluges operative Eingriffe durch den Arzt gestatten.



1. Im Krankenraum eines Junkers-Großflugzeugs.

Weiterhin kommt das Sanitätsflugzeug als Transportmittel für Ärzte, Sanitätsmannschaften, Verbandmittel und Medikamente in Betracht. Als praktisches Beispiel hierfür sei der bemerkenswerte Flug eines deutschen Junkers-Flugzeugs mit Arzneimitteln nach Persien erwähnt. Dort war die Choleraepidemie ausgebrochen, und es galt, auf dem schnellsten Wege die mangelnden Medikamente nach Persien zu bringen. Das Flugzeug hat seine Aufgabe glänzend gelöst.

Die Krankenbeförderung mit Flugzeugen hat gegenüber den gebräuchlichen Landtransportmitteln eine Reihe beachtenswerter Vorteile. Vor allem ist es die große Geschwindigkeit der Luftfahrzeuge, durch die es möglich wird, Kranke oder Schwerverletzte in kürzester Zeit nach den oft Hunderte von Kilometern entfernten Lazaretten und Krankenhäusern zu bringen. Transporte, die in früherer Zeit auf schlecht oder gar nicht gefederten Wagen halbe und ganze Tage lang dauerten, erledigt das Flugzeug in ein bis zwei Stunden. Ein besonderer Vorteil wird dabei noch darin erblickt, daß die Beförderung fast erschütterungsfrei in höheren Luftschichten, die bekanntlich nur einen kleinen Bruchteil von Staub und Keimen der Bodenschichten enthalten, vollzogen wird. In hygienischer Hinsicht ist diese Beförderungsart deshalb wesentlich besser. Das Flugzeug kann seinen Bestimmungsort in ununterbrochenem Fluge erreichen, während sich bei Bahn- oder Kraftwagentransporten nicht selten Reiseunterbrechungen ergeben, die den Insassen die schon ohnehin langwierige Fahrt oft zur Qual machen.

All diese erwähnten Vorteile der Luftambulanzen kommen besonders zur Auswirkung in den tropischen Ländern, da hier die Verkehrswege zu Lande, soweit solche überhaupt vorhanden sind, meist auf weiten Strecken über unwirtliches Gelände führen. Es ist daher nicht verwunderlich, daß gerade Län-



2. Farman-Verkehrsflugzeug „Goliath", das mit entsprechender Inneneinrichtung auch als Sanitätsflugzeug Verwendung findet.

der mit großem Kolonialbesitz, wie Holland, England und Frankreich, das Sanitätsflugwesen besonders entwickelt haben. Aber auch in Deutschland befassen sich die beiden führenden Metallflugzeugfirmen Junkers und Dornier mit dem Bau von Krankenflugzeugen.

Das größte deutsche Flugzeug dieser Gattung ist das dreimotorige Ambulanzflugzeug von Junkers. Es ist aus dem im Luftverkehr bewährten Junkersschen Verkehrs-Großflugzeug G 24 entwickelt; diesem im allgemeinen äußeren Aufbau ähnlich, weist es zahlreiche Verbesserungen vor allem in betriebstechnischer und fliegerischer Beziehung auf. Die Innenräume des Flugzeugs sind so geräumig, daß bei Kranken- und Verwundetentransporten 15 Tragbahren untergebracht werden können (Abbild. 1). Das Flugzeug kann mit einem ausgefallenen Motor in verkehrsmäßiger Höhe noch steigen. Die Motorräume sind durch brandsichere Schotten nach rückwärts abgeschlossen. In einem besonderen Hilfsmaschinenraum sind außer der Anlage für drahtlose Telegraphie der Anlaßmotor mit seinem Kompressor sowie die Stromerzeuger für die gesamte Bord- und Nachtbeleuchtung untergebracht. Anläßlich einer Übung der Dessauer Freiwilligen Sanitätskolonne wurde dieses neue Großflugzeug eingesetzt; die Leistungen der Maschine fanden hierbei vollste Anerkennung (Abbild. 6). Das bekannte einmotorige Verkehrsflugzeug Junkers F 13 wird mit zweckentsprechender Umänderung der Inneneinrichtung in verschiedenen ausländischen Staaten für den Sanitätsdienst verwendet.

Die Dornier-Werke haben eine Spezialmaschine herausgebracht, die von vornherein auf den Verwundetentransport zugeschnitten ist. Das Flugzeug ist so eingerichtet, daß gewöhnliche Tragbahren üblicher Ausführung durch eine flache seitliche Klappe in den Rumpf hineingebracht und in jeder Richtung elastisch gesichert werden können (Abbild. 7). Daneben bleiben dann auch noch Sitze für Leichtverletzte frei. Es ist im vorliegenden Falle möglich, außer dem Krankenwärter oder Arzt zwei Bahren für Schwerverletzte und vier Sitze für Leichtverletzte im Rumpf hinter dem Führersitz unterzubringen. Besonderen Vorzug verdient die Ausführung in Leichtmetall, die eine Desinfektion des Krankenraumes nach jedem Transport wesentlich erleichtert. Die Maschine wird als Land- sowie als Wasserflugzeug verwendet und ist besonders im Schweizer Sanitätsdienst eingeführt.

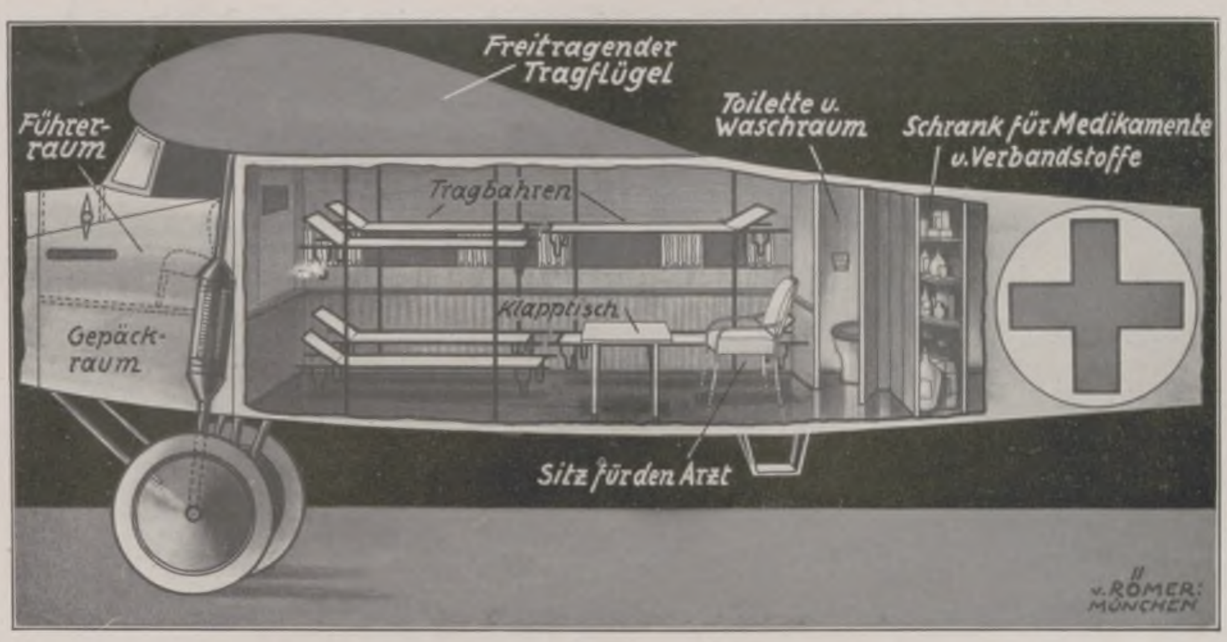
Die deutschen Ganzmetall-Sanitätsflugzeuge sind bereits während des Rifkrieges in Marokko unter spanischer Flagge mit Erfolg verwendet worden und auch in den Ländern Italien und Japan in Gebrauch.

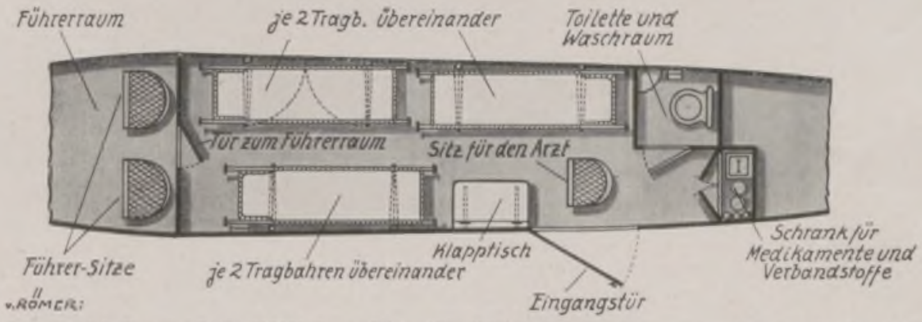
In Holland hat der bekannte Konstrukteur Fokker ein Drei-Motoren-Sanitätsflugzeug entwickelt. Diese Maschine entspricht in ihrem Aufbau dem Verkehrsflugzeugtyp F VII 3 m, den der amerikanische Flieger Byrd zum Nordpol und über den Ozean gesteuert hat. An Stelle der achtsitzigen Verkehrskabine ist bei dem Ambulanzflugzeug ein geräumiger Krankenraum mit sechs Tragbahren und einem Sitz für den begleitenden Arzt vorgesehen. Die beiden nebenstehenden Abbildungen 3 und 4 geben einen Einblick in das Innere dieses Großflugzeugs.

Auch in Frankreich hat das Sanitätsflugwesen in neuerer Zeit einen bedeutenden Aufschwung genommen. Neben der älteren Bauart Hanriot ist ein Schnellflugzeug, der Gourdou-Leseurre-Eindecker, für den Dienst des „Roten Kreuzes" entwickelt worden. Dieses Flugzeug kann außer dem Führer nur einen Patienten aufnehmen und kommt daher für besonders dringende Fälle in Frage. Dieser Typ wird meist im Geschwaderverband geflogen und besitzt einen außerordentlich kurzen Start; er vermag demzufolge auch von kleinen, nicht eigens dazu instand gesetzten Plätzen aufzusteigen. Die Landegeschwindigkeit ist sehr gering, so daß die Maschine weich und stoßfrei aufsetzen kann. Infolge der großen Geschwindigkeit und der vorzüglichen Flugeigenschaften eignet sich dieser Hochdecker besonders für Langstreckenflüge. Eines der ältesten Flugzeugunternehmen Frankreichs, H. und M. Farman, hat seinen bekannten Verkehrsflugzeugtyp Farman-„Goliath" ebenfalls für Krankentransporte eingerichtet (Abbild. 2). Der Mittelrumpf des Flugzeugs kann zehn Tragbahren aufnehmen. Die Motoren sind außerhalb des Rumpfes verlegt und sitzen am Innenstiel auf der unteren Tragfläche. Dieser Doppeldecker, der eine Spannweite von 26,5 m aufweist, zeichnet sich besonders durch seine außerordentlich große Tragfähigkeit aus.

In England sind die beiden Firmen Vickers und Bristol mit dem Bau von Sanitätsflugzeugen beschäftigt. Beim Vickers-Großflugzeug „Vernon" kann durch eine sinnreiche Rumpfkonstruktion das Einschieben der Tragbahren sehr bequem im Rumpfbug durchgeführt werden (Abbild. 5). Diese Maschine ist ebenfalls ein Doppeldecker.

Die bereits erzielten Erfolge mit Sanitätsflugzeugen lassen darauf schließen, daß die Entwicklung noch weiter fortschreiten wird, denn der Wert dieser Flugzeuggattung wird von allen Staaten voll anerkannt. Ing. Botho v. Römer.





Das Sanitätsflugzeug Fokker F VII 3 m: Oben (3): Blick in den Krankenraum. — Unten (4): Grundriß der Kabine. Zeichnungen von H. u. B. v. Römer.



5. Einschieben der Tragbahre beim englischen Vickers-Großflugzeug „Vernon". Zeichnung von H. u. B. v. Römer.

Unten:

6. Aus einer Übung der Freiwilligen Sanitätskolonne in Dessau: Einbringen einer Tragbahre in ein Junkers-Ambulanzflugzeug.

Unten:

7. Einladen der Verletzten beim Dornier-Ambulanzflugzeug durch eine große, seitlich hochklappbare Falltür.





Die neuen Ausgrabungen am Kloster Lorsch

VON PROF. DR. FRIEDRICH BEHN,



1. Vorderansicht der fränkischen Torhalle mit dem bunten Fassadenmosaik.

Das kleine Städtchen Lorsch im starkenburgischen Ried, eine gute Wegstunde westlich vom Westrande des Odenwaldes, der berühmten „Bergstraße", gelegen, birgt einen kostbaren Schatz aus der karolingischen Zeit Deutschlands, von der sonst so wenig Spuren erhalten geblieben sind, den Rest der alten Klosterkirche aus dem 8. Jahrhundert. Das Kloster nahm einen unerhört schnellen Aufschwung und hatte einen ebenso schnellen Verfall.

Von all der Herrlichkeit stehen heute noch drei (seit Jahrhunderten zugemauerte) Joche des Mittelschiffs der Kirche (Abbild. 4) und 50 m westlich die berühmte Torhalle mit ihrem wundervollen farbigen Fassadenmosaik aus weißen und roten Steinen (Abbild. 1). Im Jahre 1090 niedergebrannt und dann wiederaufgebaut, traf die Kirche 1621 eine zweite Brandkatastrophe. Seitdem dient sie als Tabakscheune.



3. Grab eines karolingischen Abtes mit wohlerhaltenem Haar und Bart.

Kleinere Ausgrabungen und Schürfungen haben seit mehr als einem Jahrhundert an der altehrwürdigen Stätte stattgefunden, doch erst in diesem Jahre konnte zum erstenmal mit größeren Mitteln eine systematische Erforschung eingeleitet werden, die dem Verfasser übertragen wurde. Bereits nach kurzer Zeit hat die Ausgrabung eine große Fülle neuer und teilweise umstürzender Erkenntnisse erbracht.

Die Aufgrabung des ganzen Gebietes, insbesondere des Kircheninnern, hat ergeben, daß 1090 nur der hölzerne Dachstuhl und die Inneneinrichtung verbrannten, die Steinmauern der alten Kirche jedoch teilweise bis zu 14 m Höhe noch jetzt aufrecht stehen. Die Spuren der beiden Brände von 1090 und 1621 haben sich in den Schichten mit geradezu klassischer Deutlichkeit gezeigt, getrennt durch immer wieder erhöhte Fußböden im Innern. Die Pfeiler und die Mauern tragen besonders an der Innenseite ausnahmslos starke Spuren der Einwirkung des Feuers, ohne daß sie „zu Asche verbrannt" seien, wie der Chronist in dichterischer Übertreibung erzählt. Die bisher noch ganz unbekannte Größe der Basilika hat sich durch lange Einschnitte nachweisen lassen und beträgt mehr als 60 m. Auch der Prunkhof der Klosterkirche hat sich geweitet: die bereits früher festgestellte Mauer ist nicht die äußere, sondern die innere, auf der die Pfeiler oder Säulen der Halle standen. Der Hof ist sonach um rund 12 m breiter, als man früher gemeint hatte. Und die Mauern der Seitenhallen wenden sich nicht etwa im rechten Winkel, um an die Torhalle anzuschließen, sondern laufen an dieser vorüber zu der wirklichen, noch fast 20 m weiter westlich gelegenen Eingangshalle. Somit steht die „Torhalle" nunmehr frei inmitten des Hofes da und kann nicht mehr ein Teil der Kirchenanlage sein. Das Gesamtbild der karolingischen Klosterkirche gewinnt dadurch eine ungeahnte Steigerung ins Großartige und Monumentale.

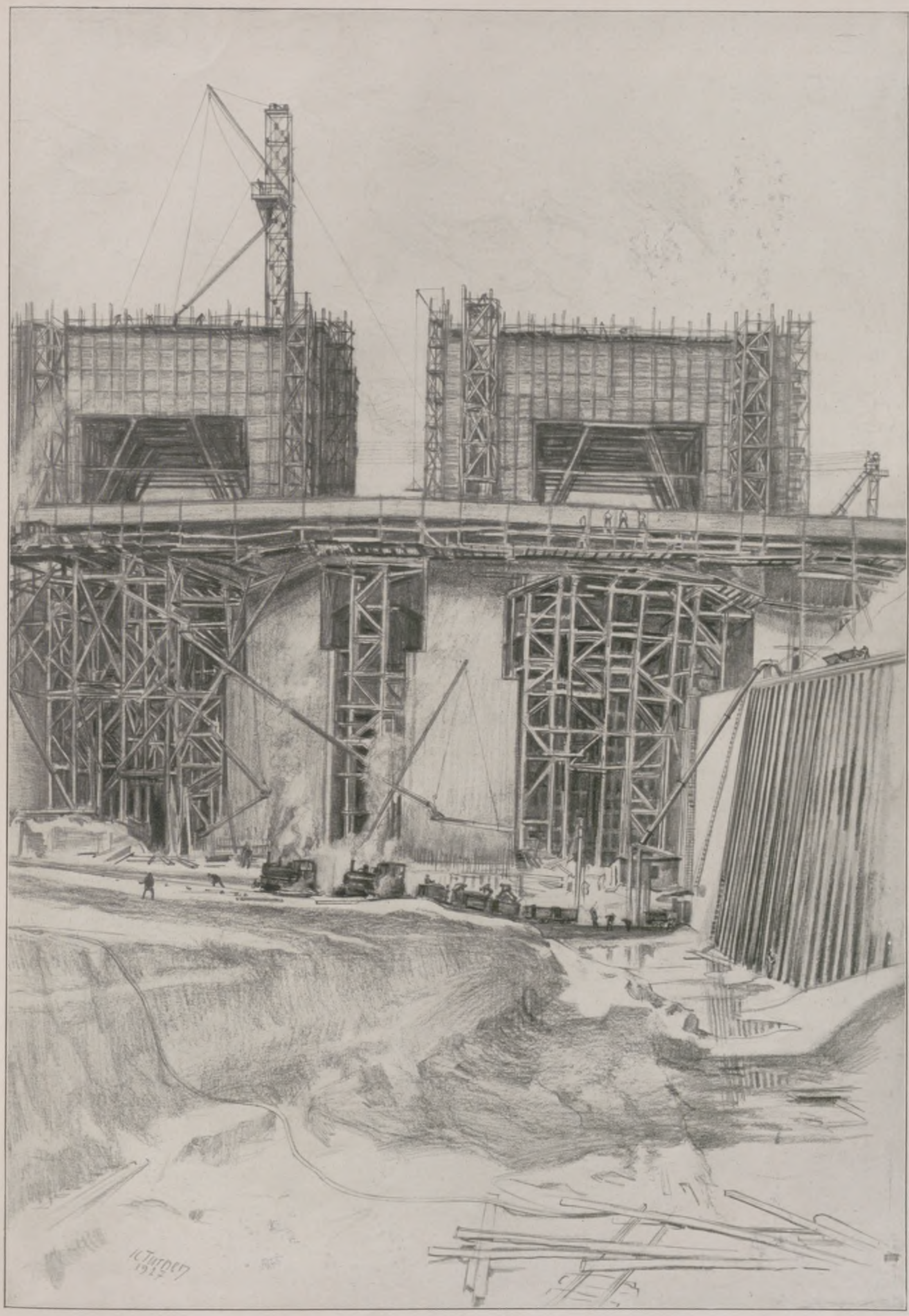
Hochinteressante Einzelergebnisse zeitigte dann auch die Tiefgrabung in der Kirche und ihrer nächsten Umgebung. Nicht nur, daß die mächtigen Fundamente freigelegt wurden, sondern unter der Kirche lag, wie so oft unter ältesten christlichen Kultstätten, ein älterer Bau (Abbild. 2), der durch eine sehr breite Schicht von dem ältesten Fußboden der Kirche getrennt ist, also bedeutend älter sein muß als diese. Im Innern der Kirche wurde eine Anzahl von Gräbstätten aufgedeckt, alle sehr einfach ausgeführt und ohne Beigaben, doch ist in mehreren Fällen die Kutte in großen Stücken erhalten geblieben (Abbild. 3). Im Mittelschiff der Kirche darf man natürlich nur an Geistliche höheren Ranges denken, an Äbte des Klosters selbst. Von einem unterirdischen Bau unter dem ältesten Fußboden, doch nur 120 cm hoch, haben sich neuerdings die Reste gefunden und werden soeben untersucht. Eine Krypta hat die Kirche sichtlich niemals gehabt. So kommen zu den bereits gewonnenen Ergebnissen und gelösten Problemen fast täglich neue Fragen, die der Spaten in den nächsten Monaten zu klären haben wird.



2. Der römische Bau unter der Klosterkirche.



4. Reste der Klosterkirche mit den Schächten der Ausgrabung.



Die Schachtschleusen bei Fürstenberg a. d. Oder, eine bedeutende Anlage zur Erleichterung des Binnenschiffahrtsverkehrs im deutschen Osten. Während des Baues gezeichnet von K. Turner.

(Vgl. hierzu den Text auf Seite 887.)

Der Raucher im Spottbild.



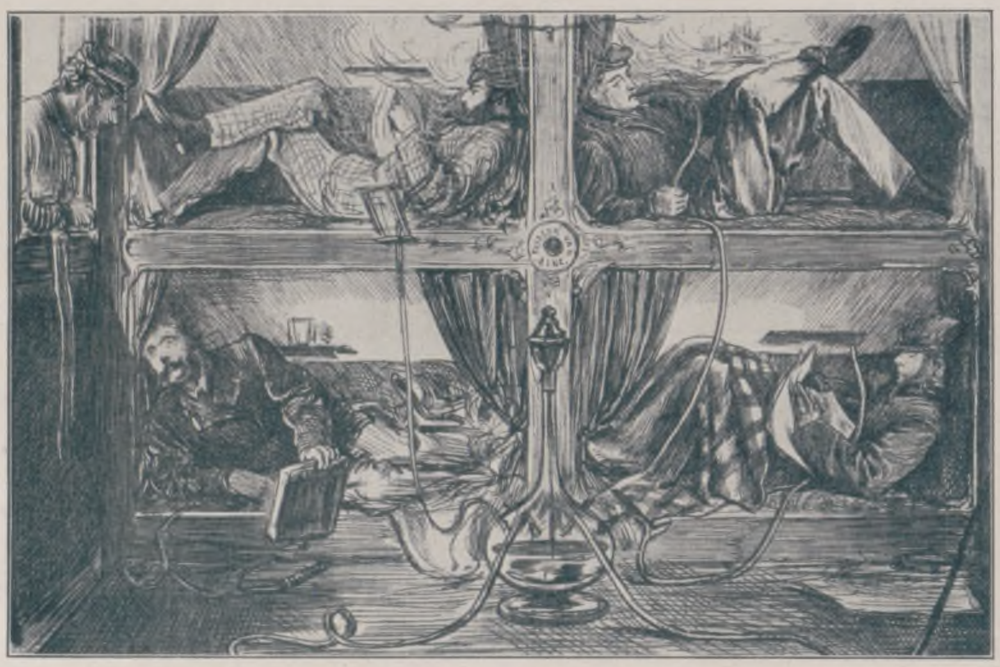
Das Rauchlaster. Holländischer satirischer Kupferstich aus D. P. Pers „Bacchus Wonderwercken". (Amsterdam, 1628.)



Das Rauchen auf der Straße. Englische Karikatur, 1827.

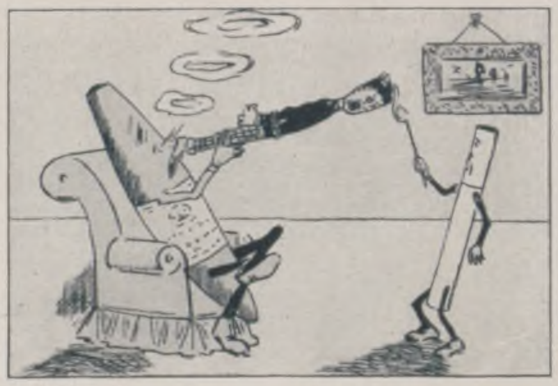
Der Tabak gehört zu den menschlichen Genußmitteln, die von ihren Verehrern ebenso leidenschaftlich verteidigt wie von ihren Gegnern erbittert bekämpft werden. Daher hat sich auch die Karikatur mit dem Raucher zu allen Zeiten recht häufig beschäftigt, denn überall, wo über den Wert oder Unwert einer kulturellen Erscheinung lebhaft gestritten wird, schießt das zeichnerische Unkraut der Satire üppig in die Halme.

Bekanntlich haben wir Europäer die ersten Nachrichten über den Tabakgenuß erst gelegentlich der Entdeckung der Neuen Welt erhalten, wo das narkotische Kraut schon seit vielen Jahrhunderten verwendet wurde. Aus Amerika stammt auch das älteste Bild eines Rauchers. Es ist eine Skulptur, die in den berühmten Ruinen von Palenque in Mexiko aufgefunden wurde, den Überbleibseln der Baukunst des uralten Indianerstammes der Maya.



Die Wasserpfeife im Raucherabteil. Englische Karikatur aus „Punch", 1866.

In Europa hat der Tabakkonsum erst etwa um die Mitte des 16. Jahrhunderts eingesetzt und sich in verhältnismäßig kurzer Zeit so rasch verbreitet, daß Staat und Kirche dagegen einschritten und die Anhänger des „höllischen Unkrautes" mit drakonischen Strafen aller Art bedrohten. Am weitesten ist man wohl in Rußland gegangen, wo man im 17. Jahrhundert den beim Tabakrauchen Betroffenen die Nasen abgeschnitten hat, eine Strafe, die in ähnlicher Weise noch im 19. Jahrhundert der Kaiser Johannes von Abessinien praktiziert haben soll. In Europa machte übrigens der staatliche Widerstand gegen das Tabakrauchen gar bald einer weitgehenden Toleranz Platz, als man sich überzeugt hatte, daß eine ausgiebige Besteuerung der neuen Mode dem Staatssäckel eine glänzende Einnahmequelle eröffne. Immerhin vergingen noch manche Jahrzehnte, bis das Rauchen allgemein gestattet war.



Die Welt von der Kehrseite. Japanische Satire aus „Tokio Puck", 1906.

Blieb es doch z. B. auf offener Straße bis zum Jahre 1848 in vielen Staaten Europas verboten, weil der Tabakqualm angeblich die Vorübergehenden belästige. Mit dem Revolutionsjahr fiel indessen auch diese letzte Schranke, und heute ist das Tabakrauchen überall dort gestattet, wo nicht besondere hygienische oder sicherheitspolizeiliche Rücksichten ein unbedingtes Rauchverbot rechtfertigen.

Für die Verspottung des Rauchers fand die Karikatur der früheren Jahrhunderte genügende Anhaltspunkte in dem steten Hinweis auf die allbekannten üblen Nachwirkungen des Tabakrauchens. Zahlreiche Spottbilder aus dieser Zeit zeigen uns daher den Raucher in drastisch-realistischer Darstellung als Opfer einer leichten Nikotinvergiftung. Ebenso häufig wird aber auch schon in Wort und Bild auf die wohltätigen und der Gesundheit förderlichen Folgen des mäßigen Tabakgenusses — man sprach damals vom „Tabaktrinken" — hingewiesen. Daß auch das weibliche Geschlecht bereits frühzeitig der Mode des Tabakrauchens gehuldigt hat, wird gleichfalls von der Karikatur registriert.

Die Spottbilder des 19. und 20. Jahrhunderts, die sich mit dem Raucher beschäftigen, sind fast durchweg nicht mehr tabakfeindlich orientiert und verspotten eigentlich nur noch den übermäßig betriebenen Tabakgenuß. Dabei ist es sehr interessant, zu beobachten, daß die modernen Satiriker und Humoristen als echte Kinder unseres „technischen" Zeitalters auch auf diesem Gebiete allerlei

(Fortsetzung siehe Seite 886.)





Links: Triumph der Mechanik. Scherzzeichnung von H. Abeking aus „Sporthumor". — Rechts: Die „gemeine Rotbuche". Satire auf den Kriegs-Laubzusatz in den Zigarren von W. A. Wellner aus „Lustige Blätter".


Wenn Sie bescheren
FELIX SCHWORM-STÄDT
wollen Sie Freude bereiten.
Darum werden Sie auf Ihrem Gabentisch
bestimmt die köstlichen Süßigkeiten von
STOLLWERCK
nicht vergessen!

reizvolle und amüsante technische Erfindungen vorschlagen und propagieren. Der leidenschaftliche Massen- und Dauerraucher vermag seinen chronischen Tabakdurst nur durch Verwendung einer monströsen Pfeife zu stillen, die dem bekannten Dauerbrandofen nachgebildet ist.

Das technische Problem, daß mehrere Raucher gleichzeitig an den Freuden und Wonnen einer Rauchquelle teilnehmen können, löst am besten die türkische Wasserpfeife, die mit gutem Erfolge zur Versorgung aller Insassen eines Schlafwagenabteils verwendet werden kann. C. J. Weber berichtet uns übrigens in seinem „Demokritos“, daß zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in einem Wiener Restaurant eine Riesentabakspfeife tatsächlich in Gebrauch gewesen sein soll, an deren gigantischem Rauchopfer — sie faßte zehn Pfund Tabak! — sich zahlreiche Gäste gleichzeitig erfreuen konnten. Dem vielbeschäftigten Bureaumenschen kommt ein sinnreicher Apparat zu Hilfe, der es ihm ermöglicht, seine geliebte Zigarre während seiner angestrengten Tätigkeit sich wenigstens — verrauchen zu lassen.

Während des Weltkrieges wurde bekanntlich in Deutschland und Österreich eine Verschlechterung der Tabakfabrikate dadurch verursacht, daß die kontinentalen Tabakvorräte durch Beimengung von Ersatzstoffen, insbesondere von Laub aller Art aus unseren heimischen Wäldern, „gestreckt“ werden mußten, was natürlich die Entrüstung aller leidenschaftlichen Raucher und daher auch den Spott der Karikatur geweckt hat. Man kann sich das Entsetzen jenes Rauchers lebhaft vorstellen, dessen Glimmstengel bei Regenwetter wie seinerzeit der päpstliche Stab in der Sage vom Tannhäuser „mit frischem Grün sich schmückt“.

Auch die Tabakgegner hat die Karikatur nicht verschont. Besonders die Bestrebungen, die schädlichen Wirkungen des Tabaks durch Entziehen des Nikotins zu mildern, haben die Scherzbildner oft zu satirischen Darstellungen gereizt.

Eine merkwürdige Satire japanischen Ursprungs zeigt uns, wie grausam sich in einer künftigen verkehrten Welt die Rauchfabrikate an ihren Todfeinden, den Rauchern, rächen werden. Hofrat Dr. Anton Klima, Wien.

Wissen und Leben

Deutsche Künstler im Pariser Salon. (Hierzu die Abbildungen auf S. 871.) Ein großes kunstpolitisches Ereignis war die Eröffnung des 20. Pariser Herbstsalons. Die ganze gesellschaftliche und künstlerische Welt nahm daran teil. Der Geist von Locarno sprach hier wieder von friedlichem Nebeneinander und von Völkerversöhnung. Zum erstenmal seit dem Kriege wurde der deutschen Kunst ein besonderer Saal gewährt und damit der offizielle Boykott gegen das deutsche Kunstschaffen aufgehoben. Die Ausstellungsleitung hatte die Berliner Sezession eingeladen, sich mit etwa 30 Bildern und 10 Plastiken zu beteiligen. Unabhängig von dieser Gruppe haben noch weitere 16 deutsche Künstler ausgestellt. Die Eröffnung — insbesondere der deutschen Abteilung — zeigte einen feierlichen Charakter. Der deutsche Botschafter, Dr. L. v. Hoesch, die Vertreter der Presse und zahlreiche Mitglieder der deutschen Kolonie waren zugegen. Das Interesse des Publikums war ganz besonders stark, und der Gesamteindruck schien überaus günstig. Die französische Presse zeigte dagegen wieder ihren Januskopf. Die Zeitschrift „L'Artisan“ hielt es für einen guten Witz und ein Zeichen der loyalen französischen Politik, neun Jahre nach Unterzeichnung des Versailler Vertrages, den Deutschen Gastrecht in Paris zu gewähren. Der „Matin“ findet es sogar eine Kühnheit, der deutschen Kunst neben dem ganz internationalen Querschnitt des Salons — weit über die Hälfte sind Ausländer — eine besondere „Sektion“ zu gewähren. Der Kritiker des „Journal“ schreibt dagegen: „Ich kann mich nur verneigen vor der Qualität ihrer Kunst; fast alle Namen müßte man erwähnen.“ Und das „Oeuvre“ bedauert, daß die deutsche Abteilung nicht so repräsentativ gestaltet wurde, wie man es gern gewollt hätte. — Neben dem politischen Moment war das künstlerische besonders bedeutungsvoll. War vor dem Kriege die deutsche Kunst, seit dem Eindringen des Impressionismus, stark von Paris abhängig, so machten sich in den letzten 20 Jahren Kräfte (in der deutschen Kunst) geltend, die einen ganz autonomen künstlerischen Geschmack entwickelten. Der Expressionismus war der Gegenstoß gegen die „Netzhautmalerei“, die Betonung des Seelischen gegen das rein Malerische. Das germanische und slawische Element war dieser Strömung aufgeschlossen. Die Franzosen fanden kein unbedingtes Vertrauen; das Visuelle ist bei ihnen stärker als das Sensuelle. Und selbst heute, da der Expressionismus in Deutschland einer „Neuen Sachlichkeit“ gewichen ist und einem nüchternen und stofflichen Kunststil das Feld geräumt hat, sind die Franzosen noch ganz jenseits dieser Gefühlssphäre. Alle diese Strömungen und Wandlungen waren mehr literarisch als in Wirklichkeit bekannt. Daher war es die Aufgabe der Sezession, ein möglichst reiches Bild des deutschen Kunstschaffens in dieser kleinen Auswahl zu zeigen. Eugen Spiro traf eine strenge Auslese der Bilder und Skulpturen und schuf ein Ensemble, das in seiner Qualität das durchschnittliche Niveau des Salons weit übertrifft. Unter den Malern fanden Groß und Klee die höchste Beachtung. Krauskopf kommt mit seiner temperamentvollen Pinselführung und seinen flammenden Lichtern und Schatten dem französischen Geschmack sehr entgegen. Rudolf Levy übertrifft in der Leuchtkraft seiner Farben noch die Kompositionen eines Matisse. Die „Neue Sachlichkeit“ wirkt dagegen in der leichteren und eleganteren französischen Atmosphäre kühl und trocken, ihr fehlen das Genialische und die lebendige Gestaltung. Es ist bedauerlich, daß weder Kokoschka noch Otto Dix in dieser Ausstellung vertreten ist. Der Gesamteindruck deutscher Kunst wäre damit wesentlich verstärkt worden. Dr. Fritz Neugaß, Paris.

Russisches Spielzeug. (Hierzu die farbige Bildertafel auf Seite 877.) In den ungeheuer waldreichen Gegenden Nord- und Mittelrußlands wird das Spielzeug hauptsächlich aus Holz verfertigt, seltener aus Ton. Beginnend mit einfachen und primitiven Formen, z. B. einem „Hahn“, der aus einem Stück verfertigt ist, entwickeln sich die Schnitzereien zu immer künstlerischer gestalteten Gegenständen. Eigenartig ist der „Zweispänner“, in dem Pferde und Wagensitz sehr originell verbunden sind. Die an sich sehr einfachen Farbmittel bestehen hier aus Ruß, Kreide und Rotocker. Das „Pferd“, ein Erzeugnis der Archangelsker Bauernschnitzereikunst, weist schon buntere Farben auf und ist sehr wirksam in seiner fast monumentalen Schönheit. Diese Spielzeuge, wie „Hahn“, „Zweispänner“ und „Pferd“, sind individuelle Modelle. Sehr oft aber dienten sie den Spielzeugheimarbeitern als Vorbild und machten so ihre Reise durch das ganze Land. Dies ist um so verständlicher, als Rußland keine großen Spielzeugfabriken besitzt und die gesamte Holzspielzeugindustrie in den Händen von Heimarbeitern der holzreichen Gegenden des Landes liegt. Mitunter sogar sind ganze Dörfer — Erwachsene und Kinder — mit der Herstellung von Spielzeug beschäftigt. Aber ebendieser Vorzug, daß das Spielzeug unmittelbar aus der schaffenden Hand hervorgeht, verlieh ihm den ihm anhaftenden eigenen Reiz. Ein Beispiel dafür ist die „Troika“, ein Kabinettstück, mit ihren bunten, lebensfrohen Farben, die auf allen Märkten und in allen Läden in

Städten und Dörfern zu finden ist. — Die Bemalung des Spielzeugs spielt eine fast ebenso große Rolle wie dessen Herstellung. Die Stilisierung der Formen und Farben weckt die Vorstellungskraft des Kindes und führt es in die heitere Welt der Phantasie. Das Spielzeug bringt auch Bilder aus dem Leben, so die Figuren „Bärenführer“, „Tanzender Bauer“ und „Herrschaftliches Dreigespann“. Der Schnitzer gab hierbei eine treffende Charakteristik der Bewegungen und der Tracht. Das russische Holzspielzeug zeigt besondere Seiten nationalen Schaffens. Zur Zeit des Aufblühens altrussischer Kunst (15. Jahrhundert) trugen die Ikonen denselben Charakter wie die geschnitzten und bemalten Spielwaren. Die Stilisierung der Formen und das instinktive Verständnis für schöne, kräftige Farbenzusammenstellungen, die schon das Volksspielzeug auszeichneten, fanden dann in der Ikonenmalerei ihre bewußte Anwendung. Als um die Wende des 19. Jahrhunderts die russischen Künstler nach den Ursprüngen der russischen Volkskunst suchten, wandten sie sich den Spielsachen als den Quellen alten, echten Volksstiles zu. Viele Kunstmaler, unter ihnen E. Polenowa, S. Maljutin, V. Wasnezow und M. Wrubel, die das russische Spielzeug erforschten, schufen dann selbst neue Modelle altrussischen Stiles, die den späteren Spielzeugverfertigern als Vorbild dienten. — Die kleine Stadt Sergejewo in der Nähe Moskaus bringt bis auf den heutigen Tag jährlich Abertausende von Holzspielsachen hervor, die im In- und Ausland sich des besten Rufes erfreuen.

Prof. Wadim D. Falileef (Moskau).

Die Großschleusenanlage bei Fürstenberg a. d. Oder. (Zu der Zeichnung von K. Turner auf Seite 883.) Die oberschlesische Industrie hat von jeher gegen den an sich viel leistungsfähigeren Westen einen scharfen Kampf um die Absatzgebiete in Mitteldeutschland, insbesondere in Groß-Berlin, führen müssen. Nunmehr soll der Mittellandkanal ausgebaut werden, wodurch der westlichen Industrie die billige Wasserverfrachtung bis nach Berlin ermöglicht wird. Damit würde Schlesien den Hauptabsatzmarkt verlieren und zur vollen Bedeutungslosigkeit herabsinken, falls nicht gleichzeitig mit dem Bau des Mittellandkanals die Wasserstraßen des Ostens in großzügiger Weise für den Verkehr mit großen Schiffen ausgebaut werden. Diese Forderung, die von allen am Blühen der schlesischen Industrie interessierten Kreisen mit Nachdruck vertreten wird, hat auch die Unterstützung der Staatsbehörden gefunden. Die Reichswasserstraßenverwaltung hat die wichtigsten Arbeiten, nämlich die Verbesserung der Fahrwasserverhältnisse auf der Oder und den Ausbau des Oder-Spree-Kanals für große Schiffe, bereits in Angriff genommen. Am weitesten vorgeschritten ist der Bau einer großen neuen Schleusenanlage bei Fürstenberg a. d. Oder. Hier erfolgte bisher der Abstieg des Oder-Spree-Kanals zur Oder durch eine Schleusentreppe, bestehend aus 3 Doppelschleusen, die für die künftig in Frage kommenden großen Schiffe zu kleine Abmessungen haben, und die überdies bauliche Schäden zeigen. Als Ergänzung wird daher eine neue Anlage mit zwei nebeneinanderliegenden Schachtschleusen errichtet, die das ganze, bei niedrigem Oberwasserstand über 14 m betragende Gefälle in einem einzigen Hub überwinden. Die neuen Schleusen, die aus Eisenbeton erbaut sind, haben eine nutzbare Länge von 130 m und eine Breite von 12 m. Sie sind in reichem Maße mit allen Einrichtungen für eine glatte Abwicklung des Schiffahrtsbetriebes versehen. Der Zeitgewinn für die Schiffahrt ist erheblich, denn während bisher für die Fahrt durch die Schleusentreppe etwa ein Tag erforderlich war, ist nach Fertigstellung der neuen Schachtschleusen mit einem Aufenthalt von nur einer Stunde zu rechnen. Das Bauwerk ist im Rohbau bereits fertiggestellt; gegenwärtig wird insbesondere noch an den maschinellen Einrichtungen gearbeitet. Die sehr umfangreichen und schwierigen Erd- und Betonarbeiten werden von der bekannten Firma Habermann & Guckes-Liebold A.-G., Berlin, ausgeführt. Unser Bild zeigt einen Blick vom unteren Vorhafen auf das Bauwerk; im Vordergrunde sind noch die Erdarbeiten im Gange, während man dahinter die gewaltigen Betonbauten des Unterhauptes erblickt. M.

Wie entstand das Britische Museum? Daß auch die Sammeltätigkeit eines einfachen Naturfreundes oder Naturforschers nicht bloß großen Erfolg haben kann, sondern auch Anlaß zur Errichtung einer bedeutenden öffentlichen Sammlung zu geben vermag, beweist die Geschichte des Britischen Museums in London. Dieses entstand nämlich aus der Privatsammlung des Sir Hans Sloane, eines Irländers, der 1660 in Killileagh geboren war. Schon früh zeigte Sloane in der Naturgeschichte besondere Talente und Kenntnisse. Ray und der berühmte Sydenham wurden seine Lehrer und Freunde. Im Jahre 1685 wurde er Mitglied der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften und des Königlichen Medizinischen Kollegiums in London. Zwei Jahre später begleitete er als Arzt den neuen Gouverneur, Herzog von Albemarle, nach Jamaika und erforschte diese Insel vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus. Er veröffentlichte darüber zwei Werke: „Catalogus plantarum quae in Insula Jamaica sponte proveniunt“ (London, 1696) und „Natural History of Jamaica“ (2 Bde.; London, 1707, 1725). Nach seiner Rückkehr wurde er 1689 zum Arzt des Christus-Hospitals in London und zum Baronet und Oberarzt des Militärs ernannt. König Georg II. wählte ihn zu seinem Leibarzt, und nach dem Tode Newtons ernannte die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften ihn zu ihrem Vorsitzenden. Schon vorher war er in die Akademie der Wissenschaften zu Paris aufgenommen worden. Als Arzt war er unermüdlich tätig und erfand mehrere Arzneimittel, so daß er in der Lage war, erhebliche Mittel für seine naturwissenschaftliche Sammlung aufzuwenden. Er starb im Alter von 93 Jahren. — Den schönen Botanischen Garten zu Chelsea bei London schenkte er der dortigen Apotheker-Innung unter der Bedingung, daß sie jährlich 50 neue Pflanzen darin einführen sollte, bis es ihrer 2000 wären. Aus seiner Bibliothek, die etwa 50 000 Bände umfaßte, schenkte er bei seinen Lebzeiten stets die Doppelstücke der Bibliothek des Medizinischen Kollegiums zu London oder der zu Oxford. Seine Naturaliensammlung war die reichhaltigste, die bis dahin je ein Privatmann zusammengebracht hatte. Außer seiner Bibliothek, die auch 3516 Handschriften enthielt, umfaßte sie 32 000 Stück alte und moderne Münzen und Medaillen, 1125 Urnen, Gefäße und andere Altertümer, 700 Sardonyx-Steine und eingefaßte Juwelen, 2256 Edelsteine, Achate, Jaspisse usw., 542 Gefäße und Töpfe aus Jaspis, Achatstein usw., 1864 Kristallstücke, 1275 Steinarten, 2725 Stücke Metall und allerlei Erze, 1035 Arten Erde, Sand, Salz und dergleichen, 399 Arten Leim, Harz, Gummi, Schwefel, Bernstein usw., 5843 Schnecken und Muscheln, 1421 Korallen, Schwämme und dergleichen, 659 Stachelschweine, 241 Sternfische, 363 Krebse, 173 Seesterne, 1555 Fische oder Teile davon, 1172 Arten Vögel, Eier und Vogelnester, 521 Arten Schlangen und Nattern, 1886 Arten Vierfüßler, 5439 Arten von blutlosen Tierchen, 756 Blasen- und Nierensteine, anatomische Präparate und Teile von menschlichen Körpern, ein Herbarium von 334 Bänden, 2098 vermischte Seltenheiten aus Natur und Kunst, 310 Gemälde und Zeichnungen und 55 mathematische Instrumente. Alle diese Merkwürdigkeiten waren in einem aus 38 Foliobänden und 8 Quartbänden bestehenden Katalog beschrieben, und zugleich war bei jedem Stück die einschlägige Literatur angegeben. Die Summen, die Sloane auf seine Sammlung verwandt hatte, werden auf mehr als 50 000 Pfund Sterling geschätzt, und die Sachen, die ihm geschenkt worden waren, auf über 10 000 Pfd. In seinem Testament vermachte Sloane die ganze Sammlung der englischen Nation unter der Bedingung, daß man seinen Kindern als Ersatz 20 000 Pfund Sterling bezahlen sollte. Wenn aber der König und die Nation Bedenken hätten, dies zu tun, sollte die Sammlung 1. der Königlichen Gesellschaft zu London, 2. der Universität zu Oxford, 3. dem Kollegium zu Edinburg, 4. der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris, 5. der Kaiserlichen Akademie zu St. Petersburg, 6. der Königlichen Akademie zu Madrid, 7. der Königlichen Akademie zu Berlin zum selben Preis angeboten werden, und nur, wenn keine von ihnen darauf einginge, sollte sie einzeln verkauft werden. Das englische Parlament beschloß aber schon am 6. April 1753, die erwähnte Summe an die

beiden Töchter Sloanes auszahlen zu lassen, ferner die von Harley gesammelten Handschriften zu kaufen, die Cottonsche Bibliothek zu diesen Sammlungen hinzuzufügen, ein besonderes Gebäude dafür zu errichten und alle diese Ausgaben durch eine Lotterie von 700 000 Pfund Sterling aufzubringen. So entstand das 1759 eröffnete Britische Museum, das also gleich zu Anfang über ganz erhebliche Bestände verfügte, und das seither durch weitere Erwerbungen und Geschenke systematisch ausgebaut wurde. Im ganzen wird es wohl von keinem anderen Museum der Welt übertroffen. Es umfaßt jetzt 12 Abteilungen: 1. die Bibliothek gedruckter Bücher, eine der reichsten der Welt (mehr als 2 Millionen Bände); 2. die Kartensammlung; 3. die Handschriftensammlung; 4. Kupferstiche und Zeichnungen; 5. ägyptische und assyrische Altertümer; 6. griechische und römische Altertümer; 7. die Münzensammlung; 8. britische und mittelalterliche Altertümer und Völkerkunde; 9. die zoologische; 10. botanische; 11. geologische und 12. mineralogische Abteilung. Die rein naturgeschichtlichen Sammlungen wurden 1880—1882 in ein Gebäude in South Kensington gebracht. — So hat der Sammeleifer eines Naturforschers ein Unternehmen von größter Wichtigkeit für die wissenschaftliche Welt erbracht. T. Kellen.

FÜR DEN WEIHNACHTSBÜCHERTISCH

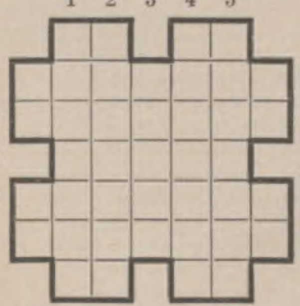
Für unsere Jugend. Der altbekannte Jugendschriftenverlag Levy & Müller in Stuttgart hat auch in diesem Jahr einige Jugendschriften-Neuheiten herausgebracht, die in bezug auf Inhalt und Ausstattung als Festgaben aufs wärmste empfohlen werden können. Für Kinder von 6 bis 12 Jahren: Josephine Siebe, „Sechs Bären-Brüder“. Neues lustiges Teddybuch. Mit vier farbigen Vollbildern und 35 Textbildern von Ernst Kutzer. Die drolligen sechs Bären-Brüder Bum, Bom, Bam, Bem, Bim und Augustle, den vielen kleinen Lesern des „Teddybuchs“ schon lange wohlbekannt, sind wieder lebendig geworden und treiben in dem alten Schloß eines reich gewordenen Sonderlings mit dem schönen Namen Krautwurst ihr Unwesen, wobei sie es besonders auf den griesgrämigen Schloßherrn und seinen Kammerdiener Charles abgesehen haben. — Tony Schumacher, „Heut — beste Zeit!“ Die Geschichte einer Familie. Mit zwei Vollbildern von Ernst Kutzer. Für Knaben und Mädchen von 9 bis 16 Jahren. Aus dem unpünktlichen Fräulein „Nurnoch“, wie das kleine Apothekertöchterlein von ihren Bekannten genannt wird, erwächst ein gewissenhaftes, tüchtiges „Apothekerle“, das dem Vater in der Apotheke und der Mutter im Haushalt in arbeitsreicher Zeit eine rechte Hilfe ist. — Adele Elkan, „Im Drei-Engelhaus“. Eine Erzählung für junge Mädchen aus den Tagen von Franz Liszt und Richard Wagner in Weimar. Mit 45 Scherenschnitten von Elisabeth Lörcher. Die Erzählung klingt aus in einem Hohenlied auf deutsches Handwerk und deutsche Kunst: „Ehrt eure deutschen Meister, so bannt ihr gute Geister.“ Adele Elkan hat hier ein Buch von dauerndem und nicht zuletzt von hervorragend kulturgeschichtlichem Wert für junge Mädchen geschrieben. — Die Franckh'sche Verlagshandlung in Stuttgart tritt mit folgenden vier beachtenswerten Neuerscheinungen auf den Plan. Da ist in erster Linie zu nennen das „Bastelbuch“. Neue Folge, Band 1. Wegweiser für Handfertigkeit, Spiel und Arbeit. Für alt und jung, Werkstatt und Haus, Selbstunterricht und Schule. Mit über 500 Abbildungen. Es ist ein Buch, das sehr großen erzieherischen Wert besitzt und den Gedanken „Hilf dir selbst“ in die Tat umsetzt. — Eine der wertvollsten Neuerscheinungen ist unstreitig E. Marschall, „Der kleine Schikara und andere Erzählungen“. Mit vier Tafelbildern von Willy Planck. Das Buch führt uns in die Dschungeln Indiens, in die Wälder des Nordwestens der Vereinigten Staaten von Amerika, in die Einsamkeit des westlichen Kanadas und in die eis- und schneestarrende Wildnis der Küsten der Baffinbai. Kühne Söhne der Wildnis mit ihren treuen Lieblingen aus der Tierwelt inmitten einer großartigen, noch ursprünglichen Natur wissen den Leser auf das nachhaltigste zu fesseln. — Für die Jugend von 4 bis 10 Jahren bestimmt ist „Das Wichtl“ von Clara Hepner. Eine Sammlung von Märchen aus der Zeit nach Grimm. Mit vielen Zeichnungen von Richard Herdtle. Die wunderbaren Geschichten von der Schlampumpe, vom nichtsnutzigen Wichtl, von der seltsamen Braut, vom Findelin, vom alten Mann, der wieder in die Schule ging, von der Prinzessin mit der langen Nase sind eine prächtige Ergänzung zu jeder Ausgabe von Grimms Märchen. An ihrer gesunden Natürlichkeit, an ihrem feinen Humor und der unerschöpflichen Phantasie, die sie geschaffen hat, können sich Kleine und Große immer wieder von neuem erfreuen. — Für die Jugend im Alter von 4 bis 9 Jahren ist etwas außergewöhnlich Reizvolles „Hennchen Gakelei“ von Olwen Bowen. Lustige und traurige Geschichten aus dem Leben eines Huhnes. Mit zahlreichen Zeichnungen von Kurt Bessiger. Was auf einem Bauerntierhof doch nicht alles geschehen kann, wenn jemand, der sich aufs Fabulieren versteht, sich einmal mit Verständnis darein vertieft! Da ist von den Nöten des Hennchens und seiner Hofgenossen die Rede und von deren Versuchen, sich gegen ein vorzeitiges Ende in der Pfanne zu schützen. — Ein Juwel der diesjährigen Weihnachtsliteratur ist „Das Teufelslegendchen“ von Maria Caroline Kayser mit Bildern von Hans Koberstein (Hofverleger Georg W. Dietrich, München). Der Text ist von unvergleichlicher religiöser Innigkeit, die zur Hälfte mehrfarbigen Vollbilder von der Hand Hans Kobersteins von einer Schönheit, die das Heilige zu überirdischer Idealität erhebt und selbst das Häßliche minder abschreckend erscheinen läßt. Die Umwandlung des kleinen Teufelchens in einen lichten, unschuldsvollen Engel ist eine Legende, die den Sieg des Guten, Edlen über das Böse und Gemeine verheißt. — „Deutscher Knabenkalender 1928“, „Der Gute Kamerad“, „Deutscher Mädchenkalender 1928“, „Das Kränzchen“, sind praktische Abreißkalender mit je 12 ein- und mehrfarbigen Ansichtskarten, 4 mehrfarbigen Kunstbeilagen, gediegenen Erzählungen und Anleitungen zu nützlicher Beschäftigung (Union, Stuttgart).

Länder- und Völkerkunde. Unter den diesjährigen Neuerscheinungen der länder- und völkerkundlichen Literatur gebührt zweifellos dem Mittelholzerschen „Afrikaflug“ (Orell Füßli Verlag, Zürich und Leipzig) der Vorrang. Die kühne Fahrt, die der bekannte Schweizer Flieger Walter Mittelholzer in Begleitung des Geographen Gouzy und des Geologen Heim mit dem Wasserflugzeug „Switzerland“ von Zürich bis nach dem Kap der Guten Hoffnung unternahm, ist zweifellos eine der Glanzleistungen der Flugtechnik. Der Weg führte die wagemutigen Forscher den alten Vater Nil entlang bis zu den großen Seen, von dort durch Tropen- und Steppengelände über ehemaliges deutsches Kolonialgebiet nach der Küste hin und dann ins Bereich des Kaplandes. Eine erstaunliche Fülle von Sehenswürdigem bekommen die Luftfahrer während ihres verhältnismäßig kurzen Fluges zu Gesicht: die abwechslungsreichsten Landschaften, wenig bekannte Negerstämme, die über den merkwürdigen Vogel aufs äußerste erstaunt sind, Feste, die zu Ehren der weißen Gäste veranstaltet werden, Sitten und Gebräuche. In die Berichterstattung teilen sich abwechselnd die drei Reisenden, aber Mittelholzer bleibt der führende Chronist und zugleich auch der Photograph, der mit seiner Kamera so viele interessante Episoden aufgenommen und damit seine Schilderungen reizvoll ergänzt hat. — „Südafrika, die Zukunft“ betitelt sich ein Werk des Dozenten am orientalischen Seminar der Berliner Universität Dr. Marc. R. Breyne (Morawe & Scheffelt Verlag, Berlin).

Der Verfasser durchstreifte Südafrika nach allen Richtungen, verweilte bei den Getreidemagnaten und großen Schafzüchtern, besuchte die Gold- und Diamantengruben, beschäftigte sich besonders eingehend mit dem Leben und Treiben in den ehemaligen Burenrepubliken, unterhielt sich mit den geistigen Führern des neuen Südafrikas und schrieb gewissenhaft seine Beobachtungen und Erlebnisse nieder, aus denen er den Schluß zieht, daß Südafrika über kurz oder lang ein selbständiger Staat sein wird. — In die Zeit der bewunderungswürdigen Verteidigungskämpfe Lettow-Vorbecks führt das Buch von Rudolf de Haas „Die Meuterer" (Hesse & Becker Verlag, Leipzig). Es schildert die Abenteuer einer versprengten deutschen Reiterpatrouille. Das Werk liest sich wie ein spannender Roman und ist doch nur eine wahrheitsgetreue Wiedergabe des Erlebten. Zahlreiche Abbildungen schmücken die Schilderungen, die teils von kriegerischen Leistungen berichten, teils amüsante Lagergeschehnisse mitteilen, teils von Land und Leuten lehrreich zu plaudern wissen, teils von fesselnden Jagdabenteuern erzählen. — Jagdabenteuer bilden hauptsächlich den Inhalt des Buches „Mit der Büchse in fünf Weltteilen" von Paul Niedeck (Verlag Paul Parey, Berlin), das nun bereits in 5. Auflage vorliegt, ein Beweis für die Popularität, deren sich das Werk in Fachkreisen erfreut. Der Verfasser, ein passionierter Jäger, zieht durch die verschiedensten Weltteile, und in jedem sucht er die für das betreffende Land charakteristischen Weidgründe auf. Aber es ist nicht das Jagdvergnügen allein, das ihn in die Tropen Afrikas, die Steppen Australiens, die Dschungeln Indiens oder die Eiswüsten Alaskas treibt, sondern zugleich der Wunsch, Menschen und Natur in den verschiedensten Himmelsstrichen näher kennenzulernen. So wachsen seine Schilderungen über den Rahmen üblicher Jagdberichte hinaus zu vielseitigen Reisebildern. — Erlebtes und gut Beobachtetes enthalten auch Viktor Pietschmanns Reiseskizzen aus Nord und Süd unter dem Titel „Eis und Palmen" (Wilhelm Braumüller Verlag, Wien und Leipzig). Aus der bunten Skizzenfolge lernt man die Gefahren und Mühen der Hochseefischerei kennen; man wandert durch die wilden Schluchten Kurdistans, gewahrt düstere Bilder aus der Zeit des letzten Armeniermassakers und gelangt dann schließlich in ein versunkenes Paradies — das Naphthagebiet des Zwischenstromlandes Mesopotamien. — Ein Reisebuch ganz anderer Art offenbart sich dem Leser in Paul Morands „Weite wilde Welt" (Grethlein & Co., Leipzig, Zürich). Es sind unterhaltende Essays eines geistreichen Franzosen, der als Gesandter in Siam einen Einblick in die kulturelle Welt Hinterindiens gewann und nun seine Wahrnehmungen bei offiziellen Veranstaltungen, Festen, Spielen, Tänzen, aber auch von Land und Leuten in jene anmutige Form kurzer, fein pointierter Erzählungen kleidet, in denen die Landsleute Voltaires stets Meister waren. — Zum Schluß sei noch auf Manfred Schneiders „Wanderfahrten durch Spanien" (Hädecke Verlag, Stuttgart) hingewiesen. Wie der Verfasser Italien kreuz und quer durchwanderte, so bemüht er sich, den Charakter Spaniens, wie er sich verschieden in den einzelnen Gegenden offenbart, zu erfassen. Von Barcelona bis nach Alicante, dann bis zum äußersten Nordwesten und zurück über das Kastilische Hochland nach dem andalusischen Süden führt ihn der Weg, und Landschaft, Volksleben und Kunst gewinnen in seinen Schilderungen eindrucksvolle Bildwirkung.

ZUM NACHDENKEN

Magische Figur.



Die Buchstaben a a a a a a a d d e e e e g g l l l m m m m n n p r r s s s s s s s t t u u u sind so einzuordnen, daß die fünf senkrechten und wagerechten Reihen gleiche Wörter folgender Bedeutung ergeben: 1 Sundainsel, 2 männlicher Vorname, 3 amerikanischer Präsident, 4 Wertmarke, 5 Grauen.

Gegensatzrätsel.

Zu nachstehenden Wörtern suche man die gegensätzlichen. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter ergeben, von oben nach unten gelesen, einen alten Mahnspruch.

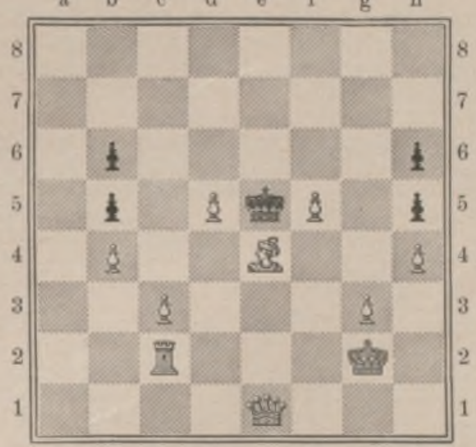
1. teuer
2. heiter
3. hier
4. falsch
5. überall
6. trübe
7. schändlich
8. weise
9. zerstreut
10. häßlich
11. verboten
12. geben
13. herrschen
14. erröten

Ermahnung.

Ich gebe dir den guten „zwei":
Sorg' weislich „eins" für schlechte Zeiten;
Denn hast du „einszwei", bist du frei
Von Nöten, wenn die andern leiden.

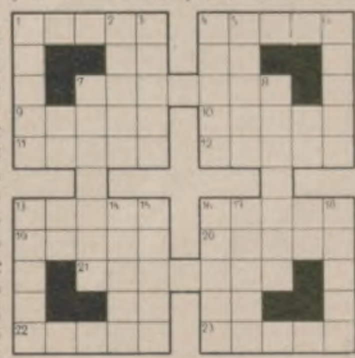
Schachaufgabe.

Von Dr. Egbert Delpy, Leipzig.
(Urdruck.)



Weiß zieht und setzt Matt in drei Zügen!

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1 Kurort in der Schweiz, 4 Hunnenkönig, 7 Wagner-Figur, 9 Teil des Mittelländischen Meeres, 10 Bildseite der Münze, 11 Hohn, 12 Stuhlteil, 13 arithmetischer Begriff, 16 atmosphärische Erscheinung, 19 Wertbezeichnung, 20 südlicher Nadelbaum, 21 deutscher Dichter, 22 Insel in der Ostsee, 23 Blume; senkrecht: 1 Stoffart, 2 gereinigter Spiritus, 3 Bewohner eines Erdteils, 4 Ort mit Kloster im Ammergau, 5 Küstenfluß der Ostsee, 6 optischer Gebrauchsgegenstand, 7 Musikinstrument, 8 Landzunge an der Ostsee, 13 Stern, 14 Überwinterungslager für Feldfrüchte, 15 Industriestadt, 16 Kundschafter, 17 Schreibmaterial, 18 Vogel.

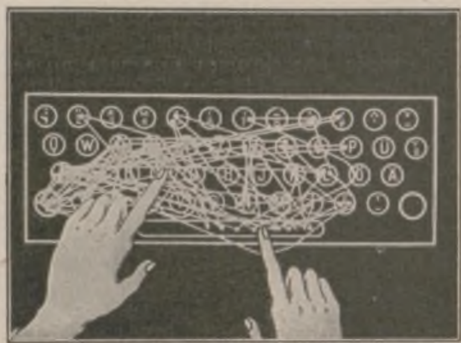
Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4318.

(Die Lösungen der Rätsel in Nr. 4316 siehe S. 891.)

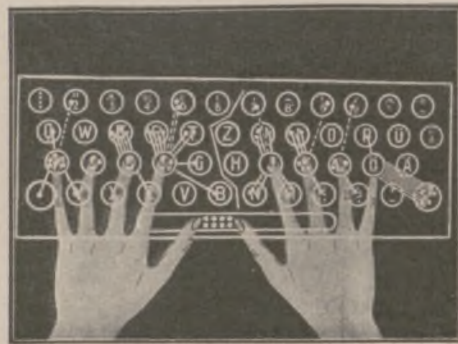
Vernunftgemäßes Maschinenschreiben.

In einer Zeit rationeller Wirtschafts- und Betriebsführung, in der die entlegensten Betätigungen auf ihre Zweckmäßigkeit untersucht und nach zeit- und kraftsparenden Gesichtspunkten vereinfacht werden, findet unmittelbar unter den Augen der Betriebsleitung eine Vergeudung von Zeit und Kraft statt, die in krassem Mißverhältnis zu den sonst angestrebten Zielen steht.

Beobachten wir einmal unsere Stenotypistinnen bei ihrer Arbeit. Einmal sitzen sie in einer gesundheitswidrigen Haltung krumm über ihre Maschine gebeugt, wenden den Kopf zu dem meist neben der Maschine liegenden Stenogrammblock und lernen einen Teil des Textes auswendig, hierauf eilen die Augen zur Tastatur, suchen die entsprechenden Tasten und weisen den gestreckten Zeige- oder Mittelfingern den Weg. Sodann überfliegen die Augen schnell das Geschriebene zur Kontrolle, um schließlich im Stenogrammblock die Stelle aufzusuchen, an der fortgefahren werden soll. Dieser Vorgang wiederholt sich täglich tausende von Malen und erzeugt durch die Hast der Bewegungen schnelle Ermüdung, die sich durch Verschlechterung der Arbeit auswirkt. Wenn wenigstens das Arbeitsergebnis in einem gewissen Verhältnis zu der angewendeten Energie stünde, wäre das Desinteresse der Arbeitgeber noch verständlich. Dem flüchtigen Beschauer wird durch die heftigen Bewegungen der Arme und des Körpers eine gewisse Schnelligkeit vorgetäuscht, die bei näherem Zusehen ein geringes Arbeitsergebnis zeitigt, sodaß man bei den meisten Schreiberinnen nicht von Leistungen, sondern von Dilettantismus sprechen kann. Als Beweis hierfür mögen nachstehende Zahlen dienen. — Ein großer mitteldeutscher Verlag hatte vor zwei Jahren einen Umschulkursus mit 20 Schreiberinnen abhalten lassen, deren Durchschnittsleistung früher 8000 Zeilen im Monat betrug. Durch das dort eingeführte Akkordsystem, nach dem die Schreiberinnen nach Zahl der Zeilen entlohnt wurden, waren einwandfreie Unterlagen vorhanden. In Auswirkung des Akkordsystems und der Zehnfinger-Blindschreibmethode stiegen die Durchschnittsleistungen auf 15000 Zeilen im Monat, die von einer besonders eifrigen Schülerin sogar auf 25000 Zeilen gesteigert wurde. Die Tatsache, daß dieser Verlag später zwei weitere Kurse für andere Schreiberinnen veranstaltete, beweist, daß es sich bei dem ersten Versuch nicht um Zufallsergebnisse gehandelt hat.



Die Wege der „Tipperin"



Die Wege der „Zehnfinger-Blind-Schreiberin"

Gegenüberstellung der Wege, die von den beiden Schreiberinnen bei Niederschrift des gleichen Textes zurückgelegt wurden.

(Aus dem Film: „Vernunftgemäßes Maschinenschreiben")

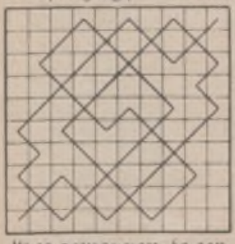
Das Betrübendste bei der im Maschinenschreiben zur Norm gewordenen Minderleistung ist aber, daß die Hauptschuld an diesem Übelstand die Arbeitgeber selbst trifft. Seit Jahren wird in allen guten Schulen bereits nach der Zehnfinger-Blindschreibmethode unterrichtet und die Mehrzahl der Anfängerinnen beherrscht sie auch soweit, daß sie bei einiger Nachsicht, die doch jedem anderen Anfänger zuteil wird, bald Gutes leisten würden. Kommt nun solch junges Mädchen zur Vorstellung und findet eine von der Schulmaschine abweichende Tastatur vor, so wird sie beim Probeschreiben meist versagen; denn die Grundlage des Zehnfinger-Blindschreibens, das analog dem Klavierspielen getrieben wird — während die Augen den Text lesen, schlagen die Finger ohne Leitung durch die Augen automatisch die richtigen Tasten an — ist der Muskelsinn. Da die kleinen Abweichungen, die die verschiedenen Systeme in der Tastenstellung haben, ein Gefühl der Unsicherheit beim ersten Schreiben auslösen, wird das Resultat des üblichen Probeschreibens negativ sein. Zweckmäßiger wäre es, sich auf das Zeugnis einer guten Handelsschule zu verlassen und der Anfängerin nur kurze Zeit zum Einarbeiten auf der neuen Maschine zu gewähren. Statt dessen wird meist eine „Tipperin", die beim Schreiben nur zwei oder vier Finger unter Mitwirkung des Gesichtssinnes verwendet und durch heftige Armbewegungen den Eindruck einer flotten Schreiberin macht, engagiert. Bei der nächsten Vorstellung wird die Zehnfingerschreiberin durch den ersten Mißerfolg gewitzigt auf die gelernte Methode verzichten und ebenfalls „tippen" und — durch den scheinbaren Erfolg dauernd bei dieser Schreibweise bleiben. Bestärkt wird sie hierin durch die bereits im Betriebe angestellten Tipperinnen, die ängstlich darüber wachen, daß das Zehnfinger-Blindschreiben nicht zu bekannt wird. Sie selbst sind von der Überlegenheit des Zehnfingerschreibens überzeugt und bekämpfen es offen oder versteckt aus Sorge um ihre Existenz. — Zur Kontrolle der Leistungsfähigkeit der Schreiberinnen sei folgendes einfache Mittel angegeben. Man lasse die Stenotypistin 5 Minuten lang einen unbekannten Text abschreiben, und zwar bei einer Zeilenbreite von 60 Buchstaben, dividiere die erreichte Zeilenzahl durch 5 und erhält so die Sekundenleistung, nach der in Deutschland bei Wettschreiben und Schlußprüfungen in den Schulen gerechnet wird. Ein Ergebnis von 3 Anschlägen pro Sekunde stellt eine mittelmäßige, 4 bis 5 Anschläge eine gute Leistung dar, während 6 bis 7 Anschläge schon den Spitzenleistungen bei Wettschreiben nahekommen. Zu achten ist aber auf möglichste Fehlerlosigkeit, denn Radieren und Verbessern hält in der Praxis mehr auf, als langsames Schreiben. Würde man die vorgeschlagene Gruppierung auch zur Grundlage der Entlohnung machen, wäre damit zu rechnen, daß in nicht zu langer Zeit das Zehnfinger-Blindschreiben auch bei uns, wie in Amerika, Allgemeingut wird, denn Leistungen von 4 bis 5 Anschlägen beim Abschreiben sind für eine „Tipperin" kaum zu erreichen.

Eine großzügige Werbung für das Zehnfinger-Blindschreiben wird in Kürze durch den von den Wanderer-Werken, Chemnitz in Verbindung mit Borcherts Verlag für Schreibmaschinenliteratur, Charlottenburg herausgebrachten Lehr- und Kulturfilm „Vernunftgemäßes Maschinenschreiben" eingeleitet.

Den Wanderer-Werken gebührt Dank und Anerkennung für die Aufklärung, die sie mit diesem Film, dem wir unsere Abbildungen mit besonderer Genehmigung entnommen haben und der in mehr als 2000 Kinos zur Vorführung gelangen wird, der Allgemeinheit vermittelt, und es ist zu wünschen, daß die Arbeitgeberkreise im eigensten Interesse diese Bestrebungen weitestgehend unterstützen.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4316.

Läuferzugproblem:



„Wie gewonnen, so zerronnen."

Kreisrätsel: 1 Sichel, 2 Helena, 3 Elbing, 4 Ironie, 5 Niveau, 6 Elbrus. — Heine.

Wichtiges: Ur—kunde.

Magisches Dreieck: Wagerecht und senkrecht: 1 Botanik, 2 Oberon, 3 Teint, 4 Arno, 5 Not, 6 in, 7 k.

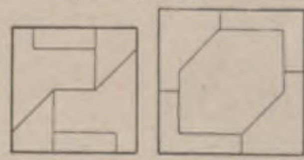
Silben-Ergänzungsrätsel: Handschrift, Schriftstück; Stückwerk, Werkzeug; Zeughaus, Hausrat; Ratschluß, Schlußschein; Scheingrund, Grundzug; Zugkraft, Kraftwort; Wortbruch, Bruchzahl; Zahlbrett, Brettspiel; Spielzeit, Zeitwort; Wortstreit, Streitschrift; Schriftwart, Wartburg; Burgtor, Torschluß; Schlußstein, Steinzeit.

Silbenwahl-Rätsel: 1 Re**vie**re, 1 Lino**le**um, 3 Ludwigs**ha**fen, 4 Rü**ben**zucker, 5 Gehalts**zu**lage, 6 **Viel**liebchen, 7 Indi**a**ner, 8 Her**ber**ge, 9 Polac**kei**, 10 Mi**ner**va, 11 Riesen**ge**birge, 12 Ge**nug**tuung: Viele haben zuviel, aber keiner genug.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Dur, 3 Mut, 4 Meta, 6 Ilse, 9 Leda, 11 Sais, 12 Sou, 13 Asa; senkrecht: 1 Duma, 2 Reti, 4 Mal, 5 Tod, 7 Lea, 8 Eos, 10 Asra, 11 Susa.

Mittelbuchstabenrätsel: Lech, Seine, Minne, Orkan, Biene, Leine, Hölle, Mitte, Art, Rest, Felge, Kabel, Beter, Leder, Schiefer, Nonne, Schale, Kante, Jeder, Liese, Arm, Minze. — „Ein Keil treibt den andern."

Zerlegaufgabe:



Silbenrätsel: 1 Gobelin, 2 Rekord, 3 Olbernhau, 4 Segel, 5 Seeland, 6 Ellipse, 7 Solon, 8 Erntefest, 9 Estomihi, 10 Lysol, 11 Eifel. — Große Seelen dulden still.

Gleichklang: Verlegen.

Gaudeamus igitur: Heide-l-berg.

BEI BEZUG UNSERER ZEITUNG DURCH DIE POST

bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir, die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen.

GESCHÄFTSSTELLE DER ILLUSTRIRTEN ZEITUNG (J. J. WEBER), LEIPZIG C 1.

Frohe Weihnachten


- Vorher -


- Jetzt -

wünschen wir unsern Mitmenschen! Wieviel schöne geheimnisvolle Vorfreude blüht schon in den Herzen von Millionen. — Aber ach; wieviele davon bangen auch mit wundem krankem Körper diesem Feste entgegen mit der Frage im Innern: werde ich, oder wird unsere liebe Mutter, Vater oder geliebtes Kind es noch erleben? — **Den Glücklicheren rufen wir zu:**

Helft, helft den Leidenden, Dahinsiechenden mit warmem gebefreudigem Herzen!

Ihr könnt dies tun, umsomehr als die Ausgaben für dieses liebevolle Werk, das Ihr vollbringen wollt, so klein sind. — Wir wollen gerne dazu beitragen, Ihnen diese Möglichkeit zu geben. — Wir sind die Hersteller der rühmlichst bekannten guten wirksamen **O. H. E.-Tabletten** gegen Lungen-, Magen- und Nervenleiden. **O. H. Ernst & Co., Kempten i. Allg.**

Hunderttausenden in unserm deutschen Vaterlande und fast allen Staaten der Erde half unser Mittel und wird noch Hilfe bringen vielen Millionen. Leidende, Auszehrende, wir rufen: Laßt Euch helfen durch O. H. E.! Viele Ärzte, darunter alte ehrwürdige, mit klingendem Namen, reden O. H. E. das Wort, und die warmen Dankesäußerungen Genesener reden eine deutliche Sprache. Prospekt kostenlos. Für Doppelrückporto sind wir dankbar, doch ist es nicht Bedingung. O. H. E. ist das ernsteste und wirksamste Mittel gegen viele Leiden. Bestellen Sie heute noch. Vollkur ist 10 Schachteln RM. 24.—, Kleinkur 6 Schachteln RM. 15.60. Einzelschachtel RM. 3.— bei unserem Depot **Adler-Apotheke, Kempten i. Allg.** Sie geben damit das edelste Weihnachtsgeschenk für Ihre kranken Lieben. Gebt **O. H. E.**

den Lungenleidenden!

Lungen- spitzenkatarrh ist, dies wissen die meisten Menschen noch nicht, Lungen- **schwindsucht.**

Depot für Österreich: Dr. Schlossersche Apotheke z. heil. Florian, Wien IV, Wiedener Hauptstr 60. Für Tschechoslowakei: Adler-Apotheke, Reichenberg, Tuchplatz. Danzig: Rats-Apotheke, Langermarkt. Finnland: Dr. Katschenko, Saunalahti Huvilakatu 18 Viborg. Depots außerhalb des Deutschen Reiches 10% Aufschlag.



Naeher-Pumpen

J. E. NAEHER, A.-G.,
Pumpenfabrik, Eisen- u. Metallgießerei
CHEMNITZ, Beckerstraße 31
Fernruf 146 u. 5723



Heitere Stimmung

herrscht in Räumen, die mit aparten, farbigen Stoffen ausgestattet sind. Selbstverständlich müssen die Farben licht- und waschecht sein, damit nicht schon nach kurzer Zeit die Sonne die ganze Farbenpracht zerstört.

Wählen Sie darum immer nur indanthrenfarbige Stoffe und Garne, denn diese sind von unübertroffener Farbechtheit. Ob Sie nun neue Vorhänge, Gardinen, Tischdecken, Möbel- und Dekorationsstoffe, Kissen, Kleider, Unterwäsche usw. aus Kunstseide, Baumwolle und Leinen anschaffen müssen, für alle Zwecke eignen sich indanthrenfarbige Textilwaren.

Wenn Sie jetzt Einkäufe machen, dann sehen Sie darauf, dass die gekauften Stücke mit der hier abgebildeten Schutzmarke ausgezeichnet sind.

Indanthren

In jedem guten Textilwarengeschäft sind indanthrenfarbige Gewebe zu haben; wo nicht, wenden Sie sich an die Indanthren-Häuser in Berlin W 9, Charlottenburg, Steglitz, Frankfurt a. M., Hamburg 36, Köln, Leipzig, München, Stuttgart, Wien VII, Amsterdam.

Trinkt Schultz Grünlack Sekte!

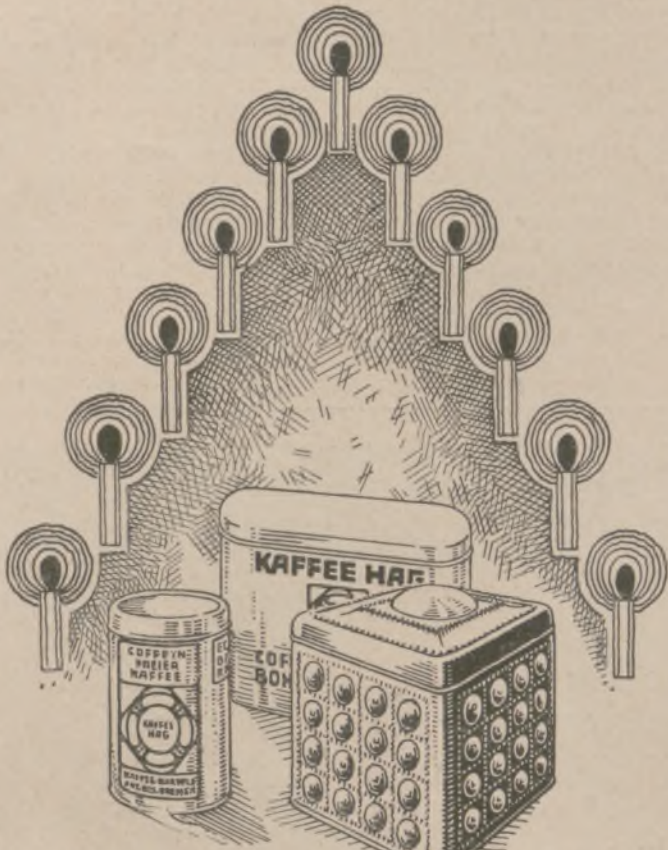
Den Schiller-Preis betreffend richteten die unterzeichneten Lingner-Werke an den Herrn Kultusminister in Berlin unterm 12. November d. J. das nachfolgende Schreiben: „Wie wir der Tagespresse entnehmen, ist der Schiller-Preis den drei Dramatikern Hermann Burte, Fritz v. Unruh und Franz Werfel vom Preußischen Staatsministerium zuerkannt worden. Da als Preis nur 7000 Mark zur Verfügung standen, entfallen auf jeden Preisträger nur wenig mehr als 2000 Mark. An die Verleihung des Preises knüpft Dr. Werner Mahrholz (Vossische Zeitung vom 11. November 1927) grundsätzliche Betrachtungen und regt an, diesen einzigen preußischen Staatspreis für Literatur so zu gestalten, daß dem Preisträger wenigstens ein Jahr lang ungehindertes künstlerisches Schaffen frei von den Sorgen des täglichen Lebens ermöglicht wird. — Wir verhehlen uns nicht, daß gegenwärtig der Staat eine Erhöhung des Schiller-Preises kaum erwägen kann, ohne daß nicht alsbald die Wächter unserer Sparsamkeit ihre warnende Stimme erheben. Aber das Volk der „Dichter und Denker" sollte trotz alledem die bescheidene Summe übrig haben, den Besten seiner Dichter und Denker ein Jahr lang das Nötigste zu geben. Wir sind uns bewußt, daß ein industrielles Unternehmen wie die Lingner-Werke Vielen wenig geeignet erscheinen wird, eine rein ideale Angelegenheit zu fördern. Dieser Standpunkt scheint uns indes im Hinblick auf den Zweck des Schiller-Preises und auf die wirtschaftliche Not der geistig Schaffenden verfehlt. Wir sind als wirtschaftliches Unternehmen allerdings nicht berufen, in diesen geistigen Dingen mitzureden, wir sind gewärtig, daß man uns nahelegt, „bei unserem Leisten zu bleiben" und ruhig „Odol" und „Pixavon" weiter zu fabrizieren. Aber mitzuhelfen sei uns gestattet. Wir hätten uns gefreut, wenn ein deutscher Verleger uns zuvorgekommen wäre. Wer schnell gibt, gibt doppelt. Wir glauben im Sinne von Karl Aug. Lingner, dem Gründer unserer Werke und dem Begründer des Deutschen Hygienemuseums, zu handeln, der stets Verständnis für die sozialen Nöte unseres Volkes und ein warmes Herz für die schönen Künste hatte, wenn wir zur Erhöhung des Schiller-Preises 10000 Mark stiften. Diese Spende wäre in seinem Sinne, wäre auch im Geiste des hochherzigen Stifters des Schiller-Preises, dem daran lag, die Schöpferkraft unserer Dichter zu beschwingen, damit sie uns ihr Letztes und Schönstes schenken können. Wir bitten deshalb um die Genehmigung, den zur Verteilung gelangenden Schiller-Preis um die Summe von 10000 Mark erhöhen zu dürfen und stellen Ihnen, Herr Minister, diesen Betrag mit beiliegendem Reichsbank-Scheck zur Verteilung unter die drei Träger des Schiller-Preises zur Verfügung. Genehmigen Sie, Herr Minister, den Ausdruck unserer vorzüglichsten Hochachtung. Lingner-Werke, Aktiengesellschaft."











KAFFEE HAG

bereitet
in den Tagen weihnachtlicher Stimmung
Ihren lieben Angehörigen und Freunden
WEIHNACHTSFREUDE

Rosa Centifolia



Der Duft der dunkelroten Gartenrose von wunderbarer Natürlichkeit.

FLASCHE i. KARTON: M. 4,50 - 7 -	PUDER, SCHACHTEL: M. 1,25 - 2 -
PROBE i. KARTON: ... M. 2,15	KOPFWASSER, FL. M. 2,75 - 4,25
SEIFE, STÜCK: M. 1,25 - 1,50 - 1,75	Flüss. HAARWASCHSEIFE, FL. M 1,75

CREME ELEKTRA, TUBE M. 0,75 DOSE M. 1 - 1,50

Letzte Schöpfung „Royalin" ein frischer belebender Duft von ausserordentlicher Nachhaltigkeit.

PARFÜM, FL. i. K.: ... M. 6 - 11 - 20 -	SEIFE, STÜCK: .... M. 2,00
GEBRAUCHSFLASCHE M. 4,75	3 STÜCK IM KARTON: .. M. 5,50
PUDER, SCHACHTEL: M. 2,00	KOPFWASSER: .... M. 4,25

J. F. SCHWARZLOSE SÖHNE

FABRIK: DREYSESTR. 5 **BERLIN** DETAILVERKAUF: MARKGRAFENSTR. 26

NIEDERLAGEN IN ALLEN EINSCHLÄGIGEN GESCHÄFTEN

Parfümierte Karten v. Parfüm „Rosa Centifolia" u. „Royalin" stehen kostenlos zur Verfügung.

Underberg

Wahlspruch:
SEMPER IDEM

Sollte in keinem Haushalte fehlen.

Bei Magenverstimmungen und Verdauungsstörungen seit 80 Jahren als wirksamstes Hausmittel bewährt



Zu haben in ganzen, halben Flaschen und Flakons in allen einschlägigen Geschäften.

H. Underberg-Albrecht
RHEINBERG (Rhld.) • Gegründet 1846.



Jede Hausfrau wünscht sich

eine neuzeitliche Waschmaschine, teils der Arbeitserleichterung, teils der Kostenersparnis wegen. Eine Waschmaschine

als Weihnachtsgeschenk

würde sicher willkommen sein u. dauernd Freude bereiten. Voraussetzung natürlich, daß Sie ein bewährtes Fabrikat wählen. Wir raten Ihnen zur

Johnschen „Volldampf"-Waschmaschine,

die Sie in jeder besseren Eisenwaren- oder Haus- u. Küchengeräte-Handlung besichtigen können. Johns „Volldampf" ist seit 25 Jahren das führende Fabrikat u. der bisher erzielte Umsatz bürgt so für die hervorragende Güte u. Preiswürdigkeit, daß Sie unbedenklich zum Kauf schreiten können.

Ausführliche Druckschriften Wm. 734 u. Bezugsquellennachweis kostenlos. **J. A. John A.-G., Erfurt.**

Der gute Ton und die feine Sitte.

Von Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem.

Siebente Auflage. Preis 1.50 RM.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig C 1.

„ALS AUSHANG IM SCHAUFENSTER

gibt es nichts Anziehenderes wie den

„AKTUELLEN BILDERDIENST."

Verlangen Sie kostenlos Probebilder und Preisangabe.

„Aktueller Bilderdienst" Verlag von J. J. Weber, Leipzig C 1, Reudnitzer Str. 1-7.



So einfach...

ist die Bereitung wohlschmeckender Fleischbrühe, wenn sie statt durch mehrstündiges Kochen aus teurem Suppenfleisch und -Gemüse, aus

Liebig flüssig



bereitet wird. Das Erzeugnis wird nur mit Wasser verdünnt, denn es ist konzentrierte, natürliche Fleischbrühe und schon fertig gewürzt.

Eine Gratisprobe und eine Serie Liebig-Bilder sendet gegen diese Anzeige die Liebig Gesellschaft m. b. H. Köln J. 1

Portius, Schachspielkunst. Vierzehnte, verbesserte Auflage von Dr. H. v. Gottschall. Gebunden 2.40 RM. Verlag von J. J. Weber in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7.



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Teréz körut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber Leipzig

NR. 4318. 169. BAND WEIHNACHTS-NUMMER 15. DEZEMBER 1927

GESCHENKE FÜR'S LEBEN



BERNDORFER BESTECKE UND TAFELGERÄTE

ART KRUPP BERNDORF

Erhältlich in allen Fachgeschäften und in den Niederlagen Berlin W., Leipzigerstraße 6. München, Weinstraße 4. Wien, I. Wollzeile 12, I. Graben 12, VI. Mariahilferstraße 19/21. Prag, Ulice 28 rijna 11, Budapest, IV. Vaci utca 4. Zweigfabriken: Eßlingen a. N., Luzern, Murbacherstraße 1, Mailand, Via Pergolesi 8-10, Bukarest, Strada C. A. Rosetti 3.

Berndorfer Metallwarenfabrik Arthur Krupp A. G. Berndorf, N.-Oest.

ALLIANZ

VERSICHERUNGS-AKTIEN-GESELLSCHAFT

103 624 844 RM . . . Prämieneinnahme,
92 020 855 RM . Kapital und Reserven.

ALLIANZ-KONZERN

Badische Pferdeversicherungsanstalt A.-G. in Karlsruhe i. Baden
Brandenburger Spiegelglas-Versicherungs-Aktien-Ges. in Berlin
Globus Versicherungs-Aktien-Gesellschaft in Hamburg / / /
Hermes Kreditversicherungsbank Aktien-Gesellschaft in Berlin
Kraft Versich.-A.-G. des Automobilclubs v. Deutschland in Berlin
Union Allgemeine Deutsche Hagel-Versicherungs-Ges. in Weimar

ALLIANZ
Lebensversicherungsbank A.-G.

31% Versicherten-Dividende

538 000 000 RM Bestand Ende 1926.

Versicherungen aller Art.

Erziehungs- und Bildungsinstitute der Schweiz.

Clarens-Montreux, Villa Rurik, Töchterpensionat. Mr. et Mme. Scheerer-Schnewlin.

Pensionat Johnston, Chailly-Lausanne für junge Mädchen von 16-18 Jahren. Gründl. Erlernung der französ. u. englisch. Sprache. Musik. Sport. Familienleben. Beschränkte Schülerzahl.

Kinder-Kurheim „Adelboden" 1356 m ü. M. **ADELBODEN** Berner Oberland
Sonnenkuren — Schule — Sport. **Gymnasialunterricht.** Prospekte durch E. Elbers.



KINDERHEIM GUT-TOBLER
ST. MORITZ-BAD

Aufnahme von Kindern von 2—14 Jahren — Eigene Schule — Freie Lage
Erste Referenzen in Leipzig erhältlich.



Krankenfahrstühle für Zimmer und Straße. **Selbstfahrer,** ***auch mit Motorantrieb.*** **Ruhestühle, Lesetische, verstellbare Keilkissen.** Katalog grat.
Rich. Maune, Dresden-Löbtau 2.



Die „echte" Eicke-Kaffeemaschine
mit selbsttätiger Ausschaltung der elektrischen oder Spiritus-Beheizung.
Seit mehr als 60 Jahren als beste Kaffeemaschine der Welt bekannt. Von allen empfohlen, die dieselbe längere Zeit gebrauchen. Reines, kräftiges Getränk. Höchste Ausnutzung des Kaffees. Nur echt mit dem Stempel H. Eicke Berlin.
H. Eicke, Berlin W 8, Leipziger Str. 39.



Romantik

Tage im goldenen Sonnenlicht geheimnisvoller Reiz der Mondnächte, herrlicher, magischer Sonnenuntergang, welcher das Libysche Gebirge erglühen lässt, die Wüste und den Nil mit unvergleichlicher Schönheit umgibt, das ist

AEGYPTEN

das Land der Romantik. Der Prunk seiner Vergangenheit, die malerische Schönheit der Gegenwart, das unvergleichliche Klima und die heilbringende Luft machen das Land zu einem idealen Winter-Aufenthaltsort. Der Komfort seiner Hotels ist weltberühmt. Ein Winter in dem wundervollen Lande der Pharaonen ist ein Erlebnis, an welches man mit wirklicher Freude zurückdenkt und das die Besucher immer wieder in den Bann dieses Zauberlandes zurückzieht.

Saison: Oktober bis Mai.

Illustrierte Broschüre „Egypt and the Sudan" auf Wunsch.

Tourist Development Association of Egypt,
3, Regent Street, London S.W. 1, oder
Cairo Railway Station, Cairo.



VORWERK-TEPPICHE
NUR ECHT MIT DEM NAMEN
VORWERK
VORWERK & Co, BARMEN

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4318. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 15. Dezember 1927.



Allgemeine Notizen.

Ein Preisausschreiben über wissenschaftliches Eigentum erläßt die Stiftung Charles C. Linthicum in Chicago. Sie setzt einen ersten Preis von 1000 Dollars und zwei zweite Preise von je 100 Dollars für die besten Studien oder Monographien über das wissenschaftliche Eigentum aus. Die Arbeiten sind bis zum 1. März 1929 einzureichen; nähere Mitteilungen beim Internationalen Institut für geistige Zusammenarbeit (Institut de Cooperation Intellectuelle), Paris 1er, Palais Royal zu erlangen.

Eine prächtige Festschrift aus Anlaß ihres fünfzigjährigen Bestehens hat die Firma Wild & Laue in Leipzig ihren zahlreichen Geschäftsfreunden gewidmet. Die Gedenkschrift gibt unter Beigabe zahlreicher künstlerisch ausgeführter Illustrationen darüber Aufschluß, wie dieses Unternehmen aus zähem Ringen mit voller Kraft in die zweite Jahrhunderthälfte eintritt. Insonderheit hat es der jetzige alleinige Inhaber der Firma, Kurt Hofmann, verstanden, das Unternehmen mit eiserner Energie auf die heutige hervorragende Höhe zu bringen. Hauptzweige der Firma Wild & Laue sind der umfassende Großhandel in allen Papieren und Pappen, Großbuchbinderei, Liniieranstalt, Buchdruckerei. Vorzüglichen Rufes erfreut sich auch deren Hubertus-Lernmittelverlag.

Die alte Alpinisten-Erschließergarde hat in dem am 18. Oktober im 82. Lebensjahr verstorbenen Prof. Dr. Ludwig Darmstädter, Berlin, dessen Name unter den jüngeren Alpinisten vielleicht längst vergessen wäre, wenn ihn nicht der „Darmstädter-Weg" auf den Cimone della Pala lebendig erhalten hätte, einen ihrer Besten verloren. Der großen Öffentlichkeit war Darmstädters Name wohlbekannt; erfreute sich der gelehrte und verehrte Mann doch großer Beliebtheit und Anerkennung, was besonders anläßlich seines 80. Geburtstages in Erscheinung trat.

Die zeitgemäße Art zu reisen. In den letzten Jahren hat sich auch in Deutschland die Pauschalreise durchgesetzt. Unter dieser bequemen Reiseform versteht man die Sicherstellung aller Reiseerfordernisse durch das Reisebüro. Nach persönlichen Wünschen des Reisenden werden ihm alle Fahrtausweise, Hotelunterkunft, Verpflegung, Ausflüge, Führungen usw. im voraus zu einem Pauschalpreis zur Verfügung gestellt. Daß man in Deutschland die Vorteile dieser, in den angelsächsischen Ländern schon lange allgemein bekannten Reiseart sich

jetzt zu eigen gemacht hat, zeigt eine vom amtlichen Mitteleuropäischen Reisebürro (MER) aufgestellte und bis zum 1. September 1927 vorliegende Statistik. Danach haben die Umsätze im MER-Pauschalreiseverkehr von 1925 auf 1926 eine Steigerung um 240 v. H., und von 1926 auf 1927 sogar eine Steigerung um 300 v. H. erfahren. — Die Zahl der im Vertragsverhältnis mit dem genannten Reisebüro stehenden Hotels ist auf 1710 gewachsen, die sich auf 41 verschiedene europäische und außereuropäische Staaten verteilen. In nicht weniger als 114 Großstädten, mittelgroßen Städten, Kur- und Badeorten führt das Mitteleuropäische Reisebüro Rundfahrten und Besichtigungen, Führungen und Ausflüge durch.

Die Wintersaison in der Schweiz 1927/28 in ihren sportlichen und geselligen Veranstaltungen wird in einer von der Schweizerischen Verkehrszentrale in Zürich herausgegebenen übersichtlichen Broschüre eingehend behandelt. Das Büchelchen ist von genannter Verkehrszentrale kostenlos erhältlich, auch von der Nebenstelle in Lausanne.

In St. Moritz (Engadin) herrscht reges Winterleben. Gerüchte über überfüllte Hotels und hohe Hotelpreise sollten niemand von einem Besuch in St. Moritz abhalten, weil diese Gerüchte grundlos sind. Die Hoteliers von St. Moritz haben beschlossen, die diesjährigen Preise denjenigen der letzten Jahre anzupassen. Eine Umfrage bei den verschiedenen Hotels von St. Moritz hat ergeben, daß für die Zeit vor den Olympischen Spielen, also bis anfangs Februar, noch eine Menge von Wintergästen aufgenommen werden kann, und zwar zu Preisen, die sich im Rahmen derjenigen der letzten Jahre halten. Das gleiche gilt für die Zeit nach den Olympischen Spielen, die ja nur acht Tage dauern. Was die Zeit der Olympischen Spiele betrifft, so dürfte es sehr wahrscheinlich sein, daß ein außerordentlich großer Andrang in St. Moritz stattfinden wird. Durch ein gemeinsames Vorgehen der Hotels und des Kurvereins ist aber im Kurvereinslokal ein Quartierbureau geschaffen worden, dessen Aufgabe es sein wird, die Besucher der Olympischen Spiele entweder in St. Moritz selber oder aber in dessen nächster Umgebung unterzubringen.

Ein neuer Thermalsprudel am Rhein. In Niederbreisig am Rhein ist in diesen Tagen in 600 m Tiefe ein Kohlensäure-Thermalsprudel von mehr als 200000 l Stundenschüttung und 35° Wärme erbohrt worden. Der Sprudel wirft das Wasser in einer 35 m hohen Fontäne aus.

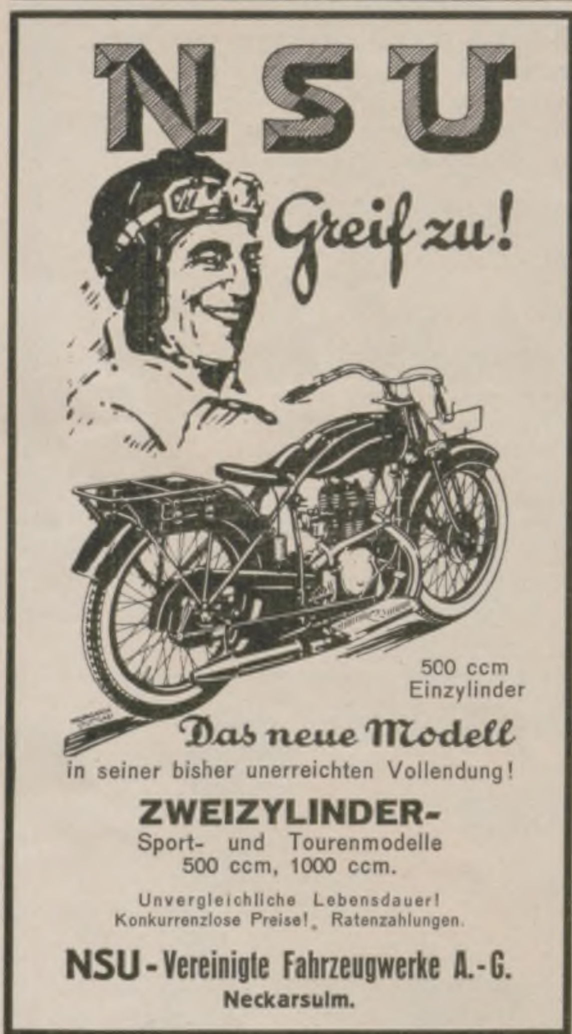
Neuordnung des Medizinaldienstes auf Ozeandampfern. Bisher wurden auf deutschen Schiffen Ärzte in der Regel nur vorübergehend angestellt. Dieser Wechsel in der Besetzung der Stellen war weder für die Passagiere noch für die Reederei vorteilhaft. Vor kurzem nun ging die Hamburg-Amerika Linie dazu über, für den Dienst auf ihren großen Passagierschiffen einen festen Stamm berufsmäßiger und ausreichend bezahlter Schiffsärzte zu schaffen. Ein besonderes Beurlaubungssystem ermöglicht es diesen, an der ärztlichen Fortbildung im gebotenen Umfang teilzunehmen. — Der Beruf des Arztes auf einem großen Dampfer erfordert gegenüber der Praxis auf dem Lande eine Reihe von Spezialkenntnissen. Er kann daher in vollkommener Weise nur von einem Arzt versehen werden, der bereits über jahrelange Erfahrungen im Dienste auf Schiffen verfügt, und sich mit der Seefahrt und seiner Reederei eng verwachsen fühlt. Die von der Hamburg-Amerika Linie zu dauernder Dienstleistung angestellten Ärzte sind nach besonderen Grundsätzen auf ihre Eignung hin geprüft und unter den zur Verfügung stehenden Schiffsärzten ausgewählt. Die Neuerung kommt sowohl den Ärzten wie auch der Reederei, und ganz besonders den Passagieren zugute. Ihnen ist die Gewähr geboten, an Bord einen absolut zuverlässigen Arzt zu finden. — Auch in der Einrichtung und Ausrüstung der ärztlichen Hilfsmittel trat gegenüber der Zeit vor dem Kriege eine wesentliche Vervollkommnung ein. Die Schiffshospitäler wurden den neuzeitlichen Anforderungen in zunehmendem Maße angepaßt. Für die Krankenbehandlung stehen heute modernste Apparate und Instrumente zur Verfügung. Zwei auf jedem großen Dampfer befindliche Schiffsapotheken enthalten weit über das gesetzlich vorgeschriebene Maß hinaus alle medizinischen und kosmetischen Mittel; auch wird gegenwärtig mit der Einrichtung von Röntgenapparaten auf großen Passagierschiffen begonnen.

Ein Freudenspender. Es ist bekannt, daß guter Sekt die Freude erhöht, Stimmung hervorzaubert. Daran sollte jeder denken, der die kommenden Feiertage — Weihnachten, Silvester und Neujahr — im Kreise seiner Familie oder mit Gästen und lieben Freunden zu verbringen gedenkt. Deinhard gehört zu den Sektmarken, die seit Jahrzehnten von Kennern in aller Welt bevorzugt werden. Hervorragende Qualität und langjährige Ablagerung zeichnen die bekannten Marken Deinhard Kabinett — Deinhard Hochgewächs — Deinhard Lila besonders aus. Diese Eigenschaften wissen Freunde eines guten Tropfens wohl zu schätzen. Denken auch Sie daran, wenn Sie eine Gaststätte besuchen, oder wenn Sie für die Feiertage einige Flaschen Sekt bestellen.


Peter Schlemihl
v. Willi Münch-Khe.
ECHT MEISSNER PORZELLAN
für den Tischgebrauch
und den Schmuck des Raumes
Qualität der Handarbeit in allen Preislagen
STAATLICHE PORZELLAN-MANUFAKTUR MEISSEN
DRESDEN A 1, Schloss-Str. 36.
LEIPZIG C 1, Goethe-Str. 6.
Bezug auch durch alle führenden Handlungen.


EIN PRISMEN-FERNGLAS ALS WEIHNACHTSGESCHENK
W. Trautschold
ERNST LEITZ
OPTISCHE WERKE WETZLAR
Lieferung durch alle regulären optischen Handlungen.


Riquet
PRALINEN
RIQUET & Co A G F
GEGR 1745 LEIPZIG


NSU
Greif zu!
500 ccm
Einzylinder
Das neue Modell
in seiner bisher unerreichten Vollendung!
ZWEIZYLINDER-
Sport- und Tourenmodelle
500 ccm, 1000 ccm.
Unvergleichliche Lebensdauer!
Konkurrenzlose Preise! Ratenzahlungen.
NSU - Vereinigte Fahrzeugwerke A.-G.
Neckarsulm.


Coburger
Hofbräu
Berühmt von altersher!
Hofbrauhaus Coburg
Aktiengesellschaft
Gegründet 1858
in Coburg (Bayern)
Fernspr. 20 u. 195
Größte Exportbierbrauerei Coburgs
Aelteste Aktienbrauerei Bayerns
Vertretungen an fast allen größeren Plätzen Deutschlands,
wo nicht vorhanden, Vertreter gesucht.


Vaillants
Gas-Badeöfen
Marke „Geyser" und „Auto-Geyser"
Zu beziehen durch alle Jnstallationsgeschäfte.
Jll. Katalog Ausgabe C 19 kostenlos.
Joh. Vaillant + Remscheid.


MAN VERLANGE IN ALLEN EINSCHLÄGIGEN GESCHÄFTEN:
JOSEPHINENHÜTTE
Die Marke:
Josephinenhütte
Deutsches Edel-Kristall-Glas
JOSEPHINENHÜTTE A.G. PETERSDORF IM RIESENGEBIRGE


Pathé-Kinlein
der ideale Heimkino-Apparat
für jede Familie M. 135.–
Dazu die Pathex-Camera
zum Selbstfilmen M. 125.–
Erhältlich in
Photo und Kinohandlungen.
Verlangen Sie Druckschriften
Pathex, Düsseldorf X/88


AUREOL
seit 30 Jahren anerkannt beste
Haarfarbe
färbt echt und natürlich
in allen Nuancen
vom hellsten Blond
bis zum tiefsten Schwarz
Probekarton zu 1 Portion .... M. 1.65
Probekarton zu 2 Portionen .... M. 3.—
Original-Karton zu 4 Portionen ..... M. 5.—
I. F. SCHWARZLOSE SÖHNE
BERLIN, Markgrafenstr. 26.
Ueberall erhältlich.



10/45 PS. **Der repräsentative 6 Cylinder** von RM. 6950.— an

6/25 PS. **Der ideale Selbstfahrer** von RM. 4450.— an.

Verkauf durch die Niederlassungen der Gemeinschaft Deutscher Automobilfabriken und unsere Brennabor-Vertretungen.

GEBR. REICHSTEIN BRENNABOR-WERKE

BRANDENBURG (HAVEL)

Gegründet 1871 — 8000 Arbeiter


LOTION
VOGUE

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



Wunschzettel

ZEICHNUNG VON PROF. HANS SOLTMANN

Friedekind
Der Weihnachtsgedanke der Mystiker

VON MELA ESCHERICH



Hans Baldung Grien: Die Geburt Christi. (Städelsche Galerie, Frankfurt a. M.) Phot. F. Bruckmann A.-G., München.

Der Dichter des Heliand nennt den neugeborenen Welterlöser Friedekind Gottes. Das Mysterium der Weihnacht ist der wirkende Wille des Friedens zwischen Gott und Welt, zwischen Mensch und Mensch und aller Kreatur.

In einem noch tieferen Sinne fassen die altdeutschen Mystiker die Weihnacht auf. Sie übertragen das dogmatische Geschehnis in das persönliche Erlebnis der Seele. Die Geburt Christi, sagen sie, ist eine dreifache. Die eine Geburt ist jene urerste in der verborgenen Gottheit, da sich durch den göttlichen Willen der Sohn vom Vater unterschied, das erste göttliche Ins-Sein-Treten aus dem beginnlosen, göttlichen Nichtsein. Die zweite Geburt ist die dogmatisch-historische zu Bethlehem. Die dritte ist die immerwährende Geburt in der Gott suchenden Seele. Diese Geburt ist das eigentliche Weihnachtsmysterium, von der die Mystiker, insbesondere Meister Eckhart, in allen Predigten sprechen. Sie ist die Vereinigung der Seele mit Gott. Da, wo die Seele Gott empfanget, empfängt sie das Licht der Erkenntnis. Diese Erkenntnis nennen die Mystiker das göttliche Kind. Durch diese Geburt wird die Seele Mutter — die reine Magd Maria ist ihr Gleichnis — und dann ist sie vollkommen glücklich.

„Was mag süßer sein, denn einen Freund haben, mit dem du alles, was in deinem Herzen ist, mögest reden, wie mit dir selber?“ sagt Meister Eckhart. Solches Freundsein, solche Innigkeit ist der Verkehr der Seele mit Gott.

In der Auffassung der Mystiker war die Religion im höchsten, edelsten Sinn zu einem Kunstwerk geworden. Ihre Idee und ihre Sprache atmen Schönheit. Dadurch übt die Mystik auch so tiefen Einfluß auf die Kunst.

Das Studium der Mystik ist heute der Schlüssel geworden zum Verständnis unserer alten Meister. Und besonders in den Weihnachtsbildern finden wir die tiefgehenden Wirkungen und Nachklänge der mystischen Literatur. Da sehen wir die großen Gegensätze des seelischen Dramas auf eine sinnfällige Formel gebracht: Nacht und Licht, der arme, düstere Stall und das leuchtende Kind. Hereinrauschen des Mysteriums in die Alltäglichkeit. Das erfüllte Glück der Mutter.

Der biblische Bericht wird zum fadendünnen Anhaltspunkt. Das Ereignis behält nur noch einige Wirklichkeitsnoten bei. Das Wesentliche ist — genau so wie heute in der abstrakten Malerei — das Erlebnis.

Betrachten wir etwa, wie Meister Francke in Hamburg, um 1424, die „Geburt“ malte. Maria, die reine Seele, lichtumflossene Gestalt der Begnadung, um die sich alles in traumhafter Vision gesellt: Nacht, Wolken, Sternenhimmel, dunkle Bäume, Vieh an der Krippe. Engel tauchen in dieser Wirrnis von Traum und Wirklichkeit auf und halten Marias Mantel. Sie halten ihn so tief um sie, daß ihre Gestalt wie daraus aufsteigend erscheint. Ihr umstrahltes Haupt und ihre betenden Hände neigen sich in einen Lichtstrom, der, von Gottvater entquellend, sich auf die Erde senkt, wo das Kind liegt. In der Goldflut schwebt die Taube niederwärts. Nichts blieb hier von biblischer Erzählung als Ochs und Esel. Frau Königin Seele geht ein in das Wunder der Trinität. Stets steht in den Weihnachtsbildern Maria im geistigen Mittelpunkt der Darstellung. Das Licht, das vom Kind ausgeht, bestrahlt ihr Antlitz, ihre gefalteten Hände. Immer betet Maria. Der reale Vorgang der Geburt ist vernebensächlicht. Nur auf ganz frühen Bildern sehen wir Maria liegend. Meist kniet sie. Wir erleben die Geburt Gottes in der schauenden Seele. Immer mehr strebt die Darstellung nach der Verkörperung des Lichtes. Kosmischer Kult spielt herein. Christus und Sonne! Weihnacht das Fest des wachsenden Tages. Tauler sagt in seinem Weihnachtslied „Uns kommt ein Schiff gefahren“ vom „lieben Kindelein“: „Sein Gesicht leucht' wie ein Spiegel.“ Die Meister des 16. Jahrhunderts, Baldung, Holbein, Bruyn, Jan Joest v. Kalkar und viele andere machen aus dem Motiv ein Problem des Lichts. Das magisch vom Kind ausströmende Licht wird in Gegensatz gebracht zu der Nacht, die draußen liegt und in den Ecken des Stalles nistet. Kleine Scherze kommen dazu: der vom Leuchten geblendete Engel oder Josephs drolliges Lichtstümpfchen, dessen trübes Gelb sich neben dem göttlichen Licht blamiert. Die malerische Technik hat einen Stoff gefunden, wo sie schwelgen kann. Wir könnten hier, freilich in einem ganz anders als modernen Sinne, von einer Lichtspielkunst reden. Sie war es, die den Stil der Barockmalerei heraufführte. Es liegt etwas ungemein Festliches und Feierliches in diesen Bildern, eine atemlose Erfülltheit von Andacht und Glück. Man glaubt das Aufhorchen und Innehalten der ganzen Natur zu fühlen. Friedekind ist geboren!



Meister Francke: Christi Geburt. (Kunsthalle, Hamburg.) Phot. F. Bruckmann A.-G., München.



Es begab sich aber zu der Zeit, daß ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt geschätzet würde. ¶ Und diese Schätzung war die allererste, und geschah zur Zeit, da Cyrenius Landpfleger in Syrien war. ¶ Und jedermann ging, daß er sich schätzen ließe, ein jeglicher in seine Stadt. ¶ Da machte sich auch auf Joseph aus Galiläa, aus der Stadt Nazareth, in das jüdische Land zur Stadt Davids, die da heißt Bethlehem, darum daß er von dem Hause und Geschlechte Davids war, auf daß er sich schätzen ließe mit Maria, seinem vertrauten Weibe, die war schwanger. ¶ Und als sie daselbst waren, kam die Zeit, daß sie gebären sollte. ¶ Und sie gebar ihren ersten Sohn, und wickelte ihn in Windeln, und legte ihn in eine Krippe; denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge. ¶ Und es waren Hirten in derselbigen Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihrer Herde. ¶ Und siehe, des Herrn Engel trat zu ihnen, und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie; und sie fürchteten sich sehr. ¶ Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht; siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids. ¶ Und das habt zum Zeichen: Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen. ¶ Und alsbald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerscharen, die lobten Gott und sprachen:

Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!

LUKAS * KAP * 2 * VERS 1–14

Unser Weihnachtsfest und seine Ahnen

VON DR. PAUL ZINCK, MIT 9 BILDERN VON HANS FRIEDRICH



Vorfahren unserer Weihnachtsbräuche: Im alten Rom schmückt man zu den Januarkalenden, dem Jahresanfang, die Häuser und beschenkt sich gegenseitig.



Bei den Germanen wird in den Zwölf Nächten als ein der Gottheit geweihtes Tier der Eber geschlachtet; diesem Opferdienst folgt frohes Zechen und Schmausen, ein Brauch, der heute noch nachwirkt.

Heimlicher Glanz leuchtet auf in den Augen der Kinder zur geheimnisvollen Adventszeit bei dem Gedanken an das nahende Weihnachtsfest, und selbst die Großen finden sich in verstohlener Erinnerung zurück zu ihrer Jugendzeit, da sie voll Erwartung und sehnsüchtiger Freude, mit einem tragenden Gefühl, aus Neugier und Feierlichkeit gemischt, dem Erscheinen des Christtags entgegensahen. Der leuchtende Weihnachtsbaum mit den überraschenden Geschenken darunter, der wunderreiche Zauber alltagsferner Feierstimmung — all das Liebe und Vertraute, das für unser Empfinden zum rechten Weihnachtsfest gehört, meinen wir, müsse ihm immer zu eigen gewesen sein. Und doch ist, was uns Weihnachten bedeutet, aus einer langen Entwicklung erwachsen. Wenden wir uns darum einmal zurück in die Vergangenheit, und lassen wir Sitten und Gebräuche alter Zeiten an uns vorüberziehen, aus deren Quelle das Weihnachtsfest, wie wir es feiern, hervorgegangen ist.

Die römischen Saturnalien und das Fest der Kalenden.

Die altitalische Landbevölkerung hat ihre Erntevorräte eingebracht. Nun geht es an ein frohes Genießen des Natursegens; wochenlang feiert man frohe Feste, dem Saturnus, dem Gott der keimenden Saaten, zum Preis. Ein Narrenkönig wird von dem ausgelassen lustigen Volke gewählt. Sieben Tage lang gelten die Sklaven als Freie und die Armen als Reiche. Kurze Zeit darauf, wenn die unbesiegte Sonne ihre neue Bahn begonnen hat, feiert das römische Volk den Anfang des neuen Jahres, das Fest der Januarkalenden. Kaum graut der Morgen, so beginnt man, die Häuser mit Lorbeerzweigen und Laubgewinden zu schmücken. Und dann schwelgt man in Üppigkeit, und auch der Ärmere tut sich einmal etwas zugute; kostbare Gaben werden durch die Straßen der Stadt getragen. Der Kaiser selbst wählt in seiner Schatzkammer Geschenke aus und verteilt sie mit eigener Hand. Auch der ärmste Bettler soll an diesem Tage ohne Not sein.



Zur Wintersonnenwende wird das Herdfeuer, das kostbare Gut, symbolisch durch Auflegen eines gewaltigen Holzblocks erneuert. Daher die Bedeutung des Lichtes zur Weihnachtszeit.

Altgermanische Schlacht- und Opferfeste.

Über dem germanischen Urwald liegt zur Zeit der Saturnalien der kalte Winternebel. Das Großvieh hat die Weideplätze verlassen und ist für die kalte Zeit in die Ställe gebracht worden. Ein großer Teil wird schon im November geschlachtet. Aber der Zuchteber wird noch für die Fortpflanzung am Leben erhalten. Jedoch in den Zwölf Nächten wird dann der Juleber herumgeführt und als ein der Gottheit geweihtes Tier geschlachtet. Das Schlachten ist Gottesdienst. Ein Opferschmaus schließt sich an mit Zechgelage. In allen germanischen Hütten zehrt man von den aufgespeicherten Fleischvorräten, und seit dieser Zeit ist der Weihnachtsabend ein Abend frohen Genießens geblieben. Johann Prätorius schreibt um 1660 in seinen „Saturnalia" oder „Weihnachtsfratzen": „Trink Wein Martini, mach' Würst' Natalicis Christi." In England hat sich heute noch als Nachklang alter Zeiten der schön geschmückte Eberkopf, der feierlich neben anderen Leckereien aufgetragen



Am Ursprung unseres Weihnachtsfestes: In ihren Zufluchtsstätten, den Katakomben, gedenken die ersten Christen in Rom des Erscheinens Jesu.

wird, erhalten, und das Julbrot in Skandinavien, aus bestem Mehl bereitet, trägt wenigstens noch das Bild des Ebers oder Widders, der Symbole der Fruchtbarkeit, die man für Feld und Vieh erwartet.

Der Julblock.

In den Wochen des Schmausens jagen die Winterstürme über den Wald. Die Geister der Abgeschiedenen fahren durch die Lüfte, geleitet von dem Wind- und Totengott Wodan. Wer im vergangenen Jahr gestorben ist, dem wird an seinem Platz der Tisch gedeckt. Und auch der Herd erwartet die Seelen, die in den kalten Winternächten am Feuer der Hütten sich wärmen wollen. Heilig ist er den Germanen, heilig ist ihnen das Herdfeuer, ein schwer ersetzbares, köstbares Gut, in der Winterszeit der einzige Wärme- und Lichtquell. Darum wird es auch, wenn die Sonne ihren neuen Jahreslauf beginnt, symbolisch erneuert. Ein großer Buchen- oder Eichenblock wird auf den Herd gelegt. Tagelang muß er brennen, und seine Reste werden sorgfältig aufbewahrt; sie sind heilkräftig und schützen das Haus im kommenden Jahr vor Feuer und Gefahr. Auf die Erde gestreut, machen sie Gärten und Felder fruchtbar. Auch in christlicher Zeit setzt sich dieser Volksglaube fort; aus dem heidnischen Julblock wird der Christblock. Am Weihnachtsabend wird er entzündet und brennt bis zum Tag der heiligen drei Könige. Hier und da werden alle anderen Lichter verlöscht, so daß er der einzige Lichtquell ist.

Weihnachten in den Katakomben Roms.

Während in Germanien die Bewohner am wärmenden, leuchtenden Herdfeuer schmausen, während durch die Straßen Roms ein Lichtmeer flutet und der Lärm der Kalenden schallt, sammelt sich bei düsterem Fackelschein in den Katakomben ein Häuflein Menschen, von den Herrschern Roms verfolgt. Gedenken sie in den ersten Jahrzehnten nach dem Erlösertod Jesu auch kaum seiner Geburt in den Tagen, da der Sonnenball seine neue Bahn beginnt — denn sie sind froh, daß sein Geist noch lebendig unter ihnen wirkt — so ranken sich doch bald köstliche Mythen um Christi Kommen zu den Menschen, und ein schönes Marienbild schaut in den Katakomben der Priscilla auf die Gläubigen herab: eine junge, kräftige Römerin, das nackte Christuskind an der Brust. Der Prophet Jesaias steht vor ihr und zeigt nach einem Stern, dem neuen Licht in Israel. Und der Stern von Bethlehem, die Anbetung der Hirten und Weisen erscheinen bald in anderem Bildwerk. Das heilige Kind beginnt seinen Siegeszug, und die heidnischen Lichter erlöschen vor ihm, dem Licht der Welt.

Sankt Nikolaus.

Das Christentum hat sich machtvoll durchgesetzt und ist seit Jahrhunderten Staatsreligion; päpstliche Sendboten tragen es in alle deutschen Gaue, zuletzt zu den Sachsen. Wenn diese auch in heiligem Eid ihren Gottheiten entsagen, so hängen sie doch mit ganzem Herzen noch an ihren Göttern. Da weiß die christliche Kirche sich nicht anders zu helfen: sie setzt christliche Gestalten an die Stelle der heidnischen. Im November geht St. Martin, der Merten des Volkes, um, und um ihn kristallisieren sich all die heute noch üblichen Schmäuse. In den Tagen des zweiten Schlachtens, am 6. Dezember, tritt St. Nikolaus auf den Plan. Wie bei den römischen Saturnalien ein Narrenkönig durch die Straßen zieht, so wählen jetzt die Kleriker einen Narren-, die Klosterschüler einen Kinderbischof. Dieser zieht nach dem Besuch des Gottesdienstes hoch zu Roß durch die Stadt, hinter ihm her die übrige Jugend in priesterlicher oder Maskentracht. Den Abschluß bildet ein Festschmaus: ein echtes mittelalterliches Kinderfest. In Süddeutschland steht St. Nikolaus im Mittelpunkt des Festes. Die Scholaren singen auf ihn einen Hymnus als das Vorbild der Jugend in Frömmigkeit, Tugend und Wissen. Drum wird er auch, den die Legende als mildtätig preist, zum Beschenker fleißiger Kinder. Er erscheint abends an den erleuchteten Fenstern oder dringt sogar in die Stuben ein, und die Kinder stellen ihre Schuhe ins Fenster, damit er sie fülle mit „Äpfeln und Birnen, Nuß und Kern".



Die alten heidnisch-germanischen Mythengestalten bekommen ein christliches Gewand: So entsteht St. Nikolaus, der gütige Freund der Kinder.

Mittelalterliches Weihnachten in der Kirche.

Seit dem Jahre 354 wird das Geburtsfest Christi das ganze Mittelalter hindurch nur in der Kirche gefeiert. Bildliche und figürliche Darstellungen der Geburtsgeschichte schmücken mehr und mehr Kirchen und Kapellen. Aber das Bildwerk befriedigt bald das Volk nicht mehr. Es will das wunderbare Ereignis selbst erleben. Aus der Krippe wird nach deutschem Empfinden die Wiege, in die ein neugeborenes Kind gehört. Sie wird in der Kirche am Altar aufgestellt, und um sie bildet sich ein kleines Schauspiel: Joseph und Maria haben endlich Unterkunft in der Herberge gefunden. Maria gebiert ihr Kind, und die Engel jubeln: „Gloria in excelsis deo." Die heilige



Das ganze Mittelalter hindurch wird das Geburtsfest Christi nur in der Kirche gefeiert: Die Sitte des „Kindelwiegens", einer Darstellung von Christi Geburt.

Mutter wiegt ihr Kind und singt: „Joseph, lieber Neffe mein, hilf mir wiegen mein Kindelein, daß Gott müsse dein Lohner sein“, und Joseph fällt antwortend ein: „Gerne, liebe Muhme mein, helf ich dir wiegen dein Kindelein, daß Gott müsse mein Lohner sein.“ Das „Kindelwiegen“ wird eine beliebte Sitte. Während ältere Leute singen und die Wiege in Bewegung setzen, springen Jünglinge und Mägdlein im Reigen. Doch allzu derbe Bräuche bringen das sinnige Spiel in Verruf. Da bemühen sich ernste Männer, wie Mathesius, das Kindelwiegen aus der Kirche zu entfernen und es ins Haus zu verlegen, und dichten neue köstliche Wiegenlieder.

Anfänge der Weihnachtsbescherung für Kinder im deutschen Haus.

Mit dem Christkind in der Wiege zieht in den Tagen der Reformation auch die Christbescherung in das deutsche Haus ein, freilich noch nicht in der poesie- oder prunkvollen Form unsrer Zeit. Aus Wolkenstein im Erzgebirge stammt (1571) die erste sichere Kunde. „Es pflegen frumme und freundliche Eltern mit ihren Kinderlein umb diese Zeit gar mancherlei gesprech zu machen, vom heiligen Christ und seinem Bündlein oder Bescherungen.“ Man sagt den Kindern, der heilige Christ werde nichts bescheren, weil sie nicht fromm und fleißig seien. Aber es ist den Eltern nicht Ernst mit ihren Drohungen. Ein artig Bündlein, eine Christbürde, liegt für sie am Weihnachtsabend bereit. In ihm finden die glücklichen Empfänger fünferlei: „Erstlich güldige, als Geld, viel oder wenig, je nachdem der Haus-Christ vermag.“ Arme Kinder begnügen sich mit einem Pfennig oder Heller, in einen Apfel gesteckt. Dann gibt es genießbare Dinge, wie Christstollen, Zucker, Pfefferkuchen, Konfekt und Bilder, und Äpfel, Birnen und Nüsse dazu. Daran reihen sich ergötzliche, zur Freude gehörige Dinge, Puppen und anderes „Kinderwerk“. Hübsche Kleider von gutem Stoff, mit Seide, Gold und Silber, in „reinlicher Arbeit“ gefertigt, erfreuen auch der Kinder Herz. Endlich finden sie auch — das Schulwesen kommt in Blüte — was zu Lehre, Gehorsam, Zucht und Disziplin gehört: ABC-Täflein, Bibeln und schöne Bücherlein, Schreib- und Federgezeuge, Papier u. a. und — als Verkörperung des Lutherschen Erziehungsprinzips, daß neben dem Apfel die Rute liegen müsse — auf das Bündel gebunden, eine Christrute.



In der Reformationszeit wird die Kinderbescherung im heutigen Sinne gebräuchlich; bei den Geschenken darf die Rute nicht fehlen.



Zu Beginn des 17. Jahrhundert hält der Christbaum seinen Einzug ins deutsche Haus, später folgt auch der Lichterschmuck.

Das Aufkommen des Weihnachtsbaumes.

Noch liegen die Weihnachtsgaben nicht unter dem strahlenden Christbaum ausgebreitet. Zum Neuen Jahr schmückt man (nach Sebastian Brant) im Elsaß schon frühzeitig das Heim mit Tannenreisern. Zu allen Zeiten trägt man sich ja in Deutschland bei festlichen Gelegenheiten, altem Brauch gemäß, gern den „Wald“ in die Stadt. Aber vom Weihnachtsbaum auf dem Gabentisch wußte man damals noch nichts. Da kommt 1605 aus Straßburg die erste Kunde. „Auff Weihnachten richtett man Dannenbäume in den Stuben auff, daran henckt man roßen aus vielfarbigem papier geschnitten, Aepfel, Oblaten, Zischgolt und Zucker.“ Lichter trägt der elsässische Weihnachtsbaum auf dem Lande nicht bis zu Peter Hebels Zeiten. Die Geistlichkeit will nichts von dem neuen Brauch wissen. „Unter anderen Lappalien, mit denen man die Weihnachtszeit mehr als mit Gottes Wort begeht, ist auch der Weihnachtsbaum ...“ Aber ihr Einspruch ist vergebens. Langsam erst, aber sicher, seit dem Ende des 18. Jahrhunderts mit raschen Schritten, tritt der strahlende Lichterbaum seinen Siegeslauf durch die deutsche Welt an.

Das Fest der heiligen drei Könige.

Am 6. Januar geht es mit der Herrlichkeit des Christbaums zu Ende. Die Zwölf Nächte, in denen man Blicke in die Zukunft tun konnte, sind vorüber. Für das moderne bürgerliche Leben ist der Tag kein Feiertag mehr. Wie ganz anders in der ersten christlichen Zeit! Da beginnt mit ihm, als dem Tage der Taufe durch Johannes, das neue christliche Jahr. Und als das Geburtsfest des Herrn auf den 25. Dezember gelegt wird, da zieht man ihn in diesen Festkreis mit hinein. Die Weisen aus dem Morgenlande erscheinen, geleitet von dem Stern von Bethlehem, an der Krippe als Vertreter der von Sem, Ham und Japhet abstammenden Menschheit, der eine von ihnen deshalb in Mohrengestalt. Das Volk nennt sie Kaspar, Melchior und Balthasar und schließt sie mit in seinen Wunder- und Aberglauben ein. In den kirchlichen Schauspielen bildet ihr Auftreten die wirkungsvolle Schlußszene, und die bildende Kunst findet in ihrer Gestaltung willkommene Motive. Aus der Kirche verbannt, halten sich ihre Gestalten im Volksleben noch jahrhundertelang. Noch heute ziehen hier und da drei Knaben, als Könige verkleidet, mit einem Stern, von der Geburt Jesu, den Hirten und Herodes erzählend und Gaben heischend, von Haus zu Haus.



„Wir bringen Weihrauch, Myrrhen und Gold zum Opfer dar dem Knäblein hold.“
Eine alte, hier und da noch heute erhaltene Sitte im Festbereich um Weihnachten, der Umzug der heiligen drei Könige.



WEIHNACHTSBESCHERUNG VON HEUTE

FARBIGE ZEICHNUNG VON RUDOLF LIPUS

Altes Spielzeug

VON DR. ALFRED KUHN

Spielend erschließt sich das Kind die Welt des Erwachsenen, macht harmlos sich mit allen jenen Dingen vertraut, die später höchst ernsthafte Elemente seines Daseins bilden sollen. Noch ist nichts spezialisiert. Auf das Typische ist des Kindes Sinn gerichtet, gleichgeblieben durch Jahrhunderte, ja, Jahrtausende. Immer wieder sind es bei dem Knaben das Pferd, der Helm, das Schwert, der Soldat, der Wagen, früher als Post, dann als Eisenbahn, in neuerer Zeit als Automobil. Bei den Mädchen die Puppe, die Puppenstube, der Puppenwagen, die Dinge des häuslichen Wirtschaftsbedarfs, Kochgeräte und dergleichen. Nichts hat sich auch nur halbwegs ebenbürtig neben dem Genannten gehalten, ein Beweis mehr dafür, daß die menschliche Natur immer dieselbe geblieben ist, wie sehr sich auch die äußeren Formen der Kultur verwandelt haben. Man hat Kinderspielzeug gefunden in Persien aus der Zeit 1100 vor Christi Geburt, einen kleinen Löwen auf einem Gestell mit Rädern, das Fragment einer Puppe aus Alabaster mit beweglichen Armen aus dem fernen Babylon. Wir wissen von Holzpuppen, Holzkreiseln und Holzklappern der alten Ägypter, von Steckenpferden und kleinen zweirädrigen Wagen bei den Griechen. Wir kennen schon Puppenstuben und Puppenküchen aus dem alten Rom, von denen noch Bronzemöbelchen erhalten sind. Im Mittelalter hat man dann gewappnete Ritter für die Kinder geschaffen, Damen auf dem Zelter mit dem Jagdfalken, Puppengeschirr, das die Nachbildung von Prunkgefäßen des 13. Jahrhunderts ist. In einer Handschrift des Hortus deliciarum der Herrade von Landsberg vom Ende des 12. Jahrhunderts zeigt eine Miniatur zwei Kinder, mit Ritterfiguren spielend, die durch Schnüre zu bewegen sind. In der Renaissance entstand das Puppenhaus in seiner Vollendung. Ihm setzte man im Süden die Weihnachtskrippe an die Seite, beide weniger zum Spielen als zum Anschauen. Ungeheure Summen wurden teilweise für solche Kunstwerke ausgegeben, die öffentlich ausgestellt wurden, versprach man sich doch einen starken pädagogischen Einfluß auf die kleinen Mädchen, die mit solchen „Dockenhäusern“ spielen sollten, bis sie Bräute wurden, da alles in ihnen vorhanden war, dessen sie sich später bedienen mußten. In der ganzen Welt sind solche Puppenstuben hergestellt worden, in Deutschland, Italien, England, Holland, Frankreich, aber überall das Spezielle des besonderen Landes zeigend. Das deutsche Haus bürgerlich, das holländische ein behagliches Kaufmannshaus, das englische streng, schlicht, das französische wesentlich üppiger, das italienische in seiner ganzen Anordnung und Einrichtung der Palazzo. Das älteste Puppenhaus ließ, wie Karl Groeber in seinem demnächst im Deutschen Kunstverlag, Berlin erscheinenden Werk „Kinderspielzeug aus alter Zeit“ berichtet, dem auch unsere Abbildungen entnommen sind, Herzog Albrecht V. von Bayern 1558 für sein Töchterchen herstellen, aber, da es ihm selbst so sehr gut gefiel, in seiner Kunstkammer unterbringen. Es ist überhaupt oft der Fall gewesen, daß Puppenstuben so schön geworden sind, daß sie den Kindern gar nicht in die Hand gegeben wurden und allein zur Ergötzung der Erwachsenen dienten. Daher sind uns auch verhältnismäßig so sehr viele von ihnen erhalten geblieben. Besser als irgendwelche Abbildungen vermitteln sie eine Vorstellung von der Lebenshaltung der früheren Epochen. Das Hauptfabrikationsland ist Deutschland gewesen, das ja auch noch heute der große Versorger der Welt mit Spielzeug ist. Das Berchtesgadener Land und Oberammergau haben das Holzspielzeug gepflegt schon seit dem 16. Jahrhundert. Von dort wanderte die Ware nach Nürnberg, wo Spezialkaufleute sie versandten. Glasspielzeug wurde in Thüringen gemacht, im Bayrischen und Böhmer Wald. Von Passau aus nahmen die kleinen Krüge, Gläser und Schüsselchen, die für die Puppenkaufläden dienten, ihren Weg. Tonspielzeug wurde überall angefertigt. Erst im Anfang des 19. Jahrhunderts industrialisierte sich die Spielzeugherstellung. Das bedeutendste Haus auf diesem Gebiet war im Anfang des 19. Jahrhunderts das von Georg Hironymus Bestelmeier in Nürnberg. Seine Musterblätter zeigen Zeltlager, Ruinen, feste Städte, Dörfer, eine Hetzjagd, angeschirrte Prunkwagen, allerlei militärisches Gerät, entzückende kleine Möbelchen jeder Art und jeden Geschmacks, exotische und inländische Tiere, Utensilien der Landwirtschaft, eine Bildergalerie, Puppentheater und Kasperlebühnen.

Im Grunde sind die Dinge nicht viel anders geworden. Ob das Kind heute seine elektrische Eisenbahn laufen läßt oder sein Automobil ankurbelt, oder ob wir in unserer Jugend die Kreisel haben schnurren lassen oder gar jene höchst vornehmen Vertreter dieser Gattung, die dabei noch ein Musikstück von sich gaben — am Ende ist es die gleiche Freude an der Bewegung. Zu guter Letzt haben die Kinder der früheren Zeit es wahrscheinlich genau so gemacht wie wir, und wie es unsere Kinder und Enkel machen werden, d. h. möglichst bald die Puppen aufgeschnitten, die Kanonen und Spieluhren zerlegt, um zu sehen, wie sie innen aussehen. Schließlich, machen wir Erwachsenen es nicht jeden Tag so? Haben wir einmal ein wirklich schönes Spielzeug, so können wir nicht erwarten, bis wir es aufgeschnitten haben; denn wir stellen uns vor, daß es inwendig noch viel schöner sein müsse. Da aber täuschen wir uns regelmäßig. Und mit Recht.



Deutsche Puppe aus dem 18. Jahrhundert. Größe 39 cm. (Landesgewerbe-Museum in Stuttgart.)



Spanische, 78 cm hohe Puppe. Ende des 16. Jahrhunderts. (Sammlung Figdor, Wien.)



Französisches Puppenbett aus dem 18. Jahrhundert. Die Höhe dieses Bettchens beträgt 25 cm.



Deutsche Puppe aus der Zeit um 1880, 50 cm groß. (Germanisches Museum, Nürnberg.)







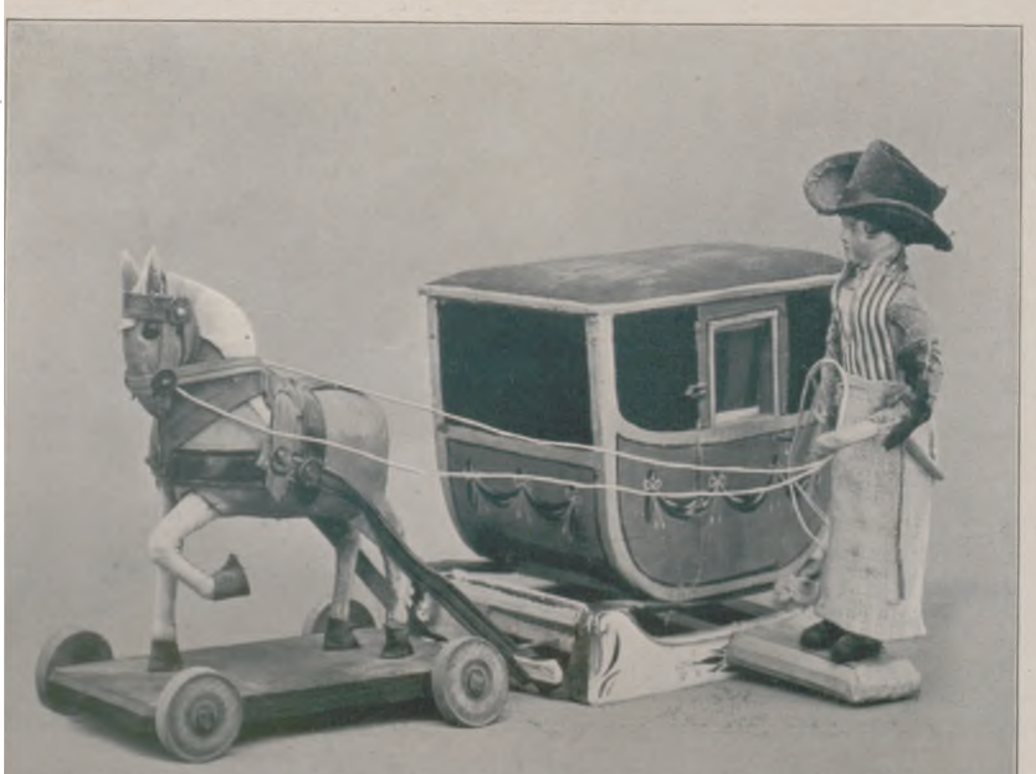
Puppenhaus aus Süddeutschland. Um 1600. (Germanisches Museum, Nürnberg.)

Links oben:

Trompeter zu Pferd, deutsches Kinderspielzeug aus dem 18. Jahrhundert. Höhe 9,8 cm. (Germanisches Museum, Nürnberg.)

Links nebenstehend:

Der „Temple" in Paris, ein Spielzeug aus der Zeit der Französischen Revolution (Ende des 18. Jahrhunderts).





Französische, 52 cm hohe Puppe aus dem 18. Jahrhundert. (Musée des Arts décoratifs, Paris.)

Links: Holländisches Spielzeug des 18. Jahrhunderts: Schlitten mit Pferd und Kutscher. (Metropolitan Museum of Art, New York.)

Märchen im Film

VON DR. HERMANN TREUNER



Ein Märchen-Trickfilm ohne lebende Darsteller und doch voll phantastischen Zaubers: Die Märchenprinzessin aus dem Film „Die Geschichte des Prinzen Achmed" von Lotte Reiniger.



Der chinesische Zauberer im phantastischen Garten. Aus dem Film „Der müde Tod" (Regie: Fritz Lang).



Gruselig wie im echten Märchen: Die Alte in der Hexenküche. Aus dem Film „Rübezahls Hochzeit", geschaffen von Paul Wegener.

Märchen und Film — scheinbar zwei unvereinbare Widersprüche. Jenes aus längst vergangenen Zeiten stiller Beschaulichkeit und weltvergessener Romantik stammend — dieser ein Erzeugnis modernster, hastender Zeit, kühler, berechnender Technik. Und doch sind all diese Widersprüche nur scheinbar, denn zwischen Märchen und Film bestehen die engsten nur denkbaren Zusammenhänge. Selten hat das Märchen einen so guten Interpreten gefunden wie den Film, und umgekehrt findet der Film im Märchen den dankbarsten, seiner eigentlichen Wesenheit entsprechendsten Stoff, der ihm die restlose Ausnutzung aller rein filmischen Möglichkeiten gestattet. Der Film gibt dem Märchen im Gegensatz zur Wortgestaltung das ungleich stärker wirkende Bildhafte, Anschauliche. Die Schein-Wirklichkeit des Filmateliers in Verbindung mit den unbegrenzten Trickmöglichkeiten der Kamera gestattet es, allen unrealen, unirdischen, ja, unbegreiflichen Vorgängen aus der phantastischen Märchenwelt die Illusion der Realität zu geben. Es ist daher nur selbstverständlich, daß der Film immer wieder und wieder auf Stoffe aus dem Gebiete des Märchens zurückgreift, und die haben durchaus unrecht, die den Märchenfilm als unzeitgemäß ablehnen wollen. Die gewaltigen Erfolge, und zwar nicht nur in künstlerischer, sondern gerade auch in geschäftlicher Beziehung, die den großen Märchenfilmen im In- und Ausland zuteil wurden, beweisen das Gegenteil.

Man kann heute nicht über den Märchenfilm sprechen, ohne seinen bedeutendsten Vorkämpfer und stärksten künstlerischen Sachwalter zu nennen: Paul Wegener war es, der als erster das damals Unerhörte wagte, einen Märchen-Großfilm zu schaffen. Seine Filme „Rübezahls Hochzeit" und „Der verlorene Schatten" gehören noch heute zu dem Schönsten, das auf diesem Gebiete je geboten wurde, und bilden die Grundlage des modernen Märchenfilms. Es ist eigenartig, daß keiner unserer großen Filmschöpfer an dem Märchenfilm vorübergegangen ist. Jeder hat sich mit ihm auseinandergesetzt und meistens gerade im Märchenfilm einen seiner größten Erfolge errungen. Das tiefempfundene Film-Märchen „Der müde Tod", das Fritz Lang schuf, gilt als einer der wertvollsten künstlerischen Filme der Welt. F. W. Murnau betonte in seinem unvergleichlichen „Nosferatu" besonders das Unheimliche, Spukhafte. Es wäre an der Zeit, diesen Film wieder einmal in der Öffentlichkeit zu zeigen. Ludwig Berger gestaltete in seinem reizenden Film „Der verlorene Schuh" das alte deutsche Aschenbrödel-Märchen in zeitloser Form und gab damit einen neuen Beweis, daß das Märchen auch in unserer Zeit nichts von seiner Wirkung eingebüßt hat. Selbst das sonst so poesielose Amerika bescherte uns zwei gute Märchenfilme, von denen vorzüglich „Peter Pan", die Gestaltung eines alten englischen Volksmärchens, die abenteuerlich bunte, phantastische Märchenstimmung getroffen hat. Douglas Fairbanks gab in seinem „Dieb von Bagdad" eine verschwenderisch-prunkvolle Belebung der alten arabischen Märchenwelt aus „Tausendundeiner Nacht". — Neben diesen Märchen-Spielfilmen mit menschlichen Darstellern gibt es nun noch die Märchen-Trickfilme,



Märchenillusion wird zur Filmwirklichkeit: Die Abgesandten des Spinnenkönigs überfallen das Gefährt der Frühlingskönigin. Aus dem Film „Die Frühlingskönigin".



Das alte deutsche Märchen vom Aschenbrödel als Filmmotiv: Szene aus dem Film „Der verlorene Schuh" (Regie: Ludwig Berger).



Die Himmelsleiter, ein Bild voll Phantasie, Schlichtheit und packender Gewalt des Eindrucks. Aus dem Märchenfilm „Die Prinzessin und der Geiger".



Die orientalische Märchenwelt ersteht in neuem Zauber: Der fliegende Teppich aus 1001 Nacht mit Douglas Fairbanks in dem Film „Der Dieb von Bagdad". (Phot. United Artists.)



Die Grille spricht in der Winterkälte bettelnd bei der Ameise vor — ein Beispiel für die wundervolle Ausdrucksfähigkeit des Tier-Märchen-Trickfilms. Aus dem Film „Jugendrausch".



Da kam der böse Frosch, aber die Elfenkönigin war schneller als er und rettete sich auf einen Blütenstengel. Szene aus dem Starewitsch-Film „Die Frühlingskönigin".

die sich mit Hilfe der unbegrenzten Möglichkeiten der Kamera lediglich aus toten Dingen eine eigene, wahrhaft zauberhafte Märchenwelt schaffen und in bezug auf ihren künstlerischen Wert den Spielfilmen durchaus nicht nachstehen, ja, diese oft sogar noch übertreffen. Da ist einmal der entzückende Silhouetten-Film „Die Geschichte des Prinzen Achmed", den Lotte Reiniger in jahrelanger mühevoller Arbeit schuf, und der das alte Märchen von Aladins Wunderlampe zu neuem, unvergeßlichem Leben erweckt, und dann vor allem das Schönste: die köstlichen, beglückenden Puppen-Trickfilme des Russen Starewitsch, des genialsten Märchenerzählers unserer Zeit.

Man sagt oft, unsere Zeit sei nüchtern und poesielos. Nein, solange solche Filme geschaffen und von dankbaren, beglückten Menschen bejubelt werden, so lange ist eine Zeit auch nicht poesielos. Gibt es überhaupt eine poesielose Zeit? Ich glaube nicht. Jede Zeit hat ihre Poesie. Auch die unsrige. Und vielleicht ist der Märchenfilm eine ihrer stärksten Komponenten.

Sämtliche Abbildungen (außer Bild links Mitte dieser Seite): Phot. Ufa.

Christophora

VON MAX HAYEK

Er war ein Riese von Gestalt und ein Heide.

Er sagte: „Mein Wille sei mein Herr! Keinem will ich dienen als meinem Willen — es sei denn, es gäbe etwas Mächtigeres als ihn!"

Der Riese ging hin, es zu suchen, das Mächtigere. Und er traf einen König an, einen Mächtigen der Erde.

„Ich diene dir!" sagte zu ihm der Riese. „Aber ich will dich verlassen, sobald ich einen Mächtigeren erfahre als dich!"

Der Riese diente dem König. In des Königs Gesellschaft sprach einer den Namen „Teufel" aus. Da erschrak der König und schlug ein Kreuz, sich zu beschwichtigen.

„Wer ist das, der Teufel?" fragte der Riese. „Warum erschrakst du bei dem Namen ‚Teufel'?"

„Der Teufel ist ein Fürst, der mächtiger ist als ich!" sagte der König. „Und ich fürchte ihn!"

„Dann bist du ein Hundsfott!" schrie der Riese, verließ seinen Herrn und machte sich auf, den Teufel zu suchen. Er traf ihn und diente ihm.

Oh, mächtig war der Teufel, mächtiger als jener Erdenkönig. Alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit schienen ihm untertan. Alles fürchtete den Teufel. Der Riese wähnte schon, den Mächtigsten der Mächtigen angetroffen zu haben. Eines Tages kam der Teufel an einem Kreuz vorbei und ward fahl vor Zorn über seine Ohnmacht. Der Riese forschte.

„Du fürchtest dieses Kreuz?" fragte er den Teufel. „Du fürchtest es? Dann bist du ein Hundsfott und nicht der Mächtigste der Mächtigen!"

Der Riese warf den Teufel hinter sich, tat dessen Herrschaft ab und ging hin, den Herrn vom Kreuze zu suchen.

Er fand ihn nicht. Doch traf er einen Weisen, der ihn belehrte, wo der Herr vom Kreuze zu finden sei.

„Du mußt dienen!" sagte ihm der Weise. „Dienen! Hier ist ein mächtiger Strom — und keine Brücke! Siehe, du hast die Kraft, du bist ein Riese — trage die Wanderer über den Strom!"

Der Riese gehorchte, tat es. Es kamen Wanderer, und er trug sie über den Strom. — Wann war der Herr vom Kreuze zu finden?

Der Weise sagte dem Riesen: „Du mußt die Pflicht tun, die ich dir nannte. Der Herr vom Kreuze wird kommen — frage nicht, sei geduldig — harre aus! Du wirst den Herrn vom Kreuze schauen — ich versprach es dir!"

Einmal rief eine zarte Stimme nach dem Riesen.

„Komm und trage mich hinüber!"

Ein Kindlein, sternäugig, stand am Ufer und begehrte über den Strom. Lachend hob der Riese das Kindlein auf die starke Schulter, schürzte das Kleid hoch und watete ins Wasser.

Welch Geheimnis! Welch seltsam Wunder! Welches Begeben! — dies Kindlein wuchtete an Gewicht und lastete immer gewaltiger. Fast wäre der Riese umgesunken inmitten des Stromes.

„Mir ist, als trüge ich die Last und Not der Welt!" stöhnte er.

Schweißvoll, erschöpft, schweren Atems erreichte er das jenseitige Ufer und setzte das Kindlein ab.

„Wen trug ich da? Denn nicht bist du ein Kindlein — du bist ein Mächtigster!"

„Ich bin der Christus, der als Jesus auf Erden wandelte! Du hast mich über den Strom deines Lebens getragen — darum nenn' ich dich den Christophorus, den Christusträger! Und siehe, so tauf' ich dich mit der echten Taufe im Geist und in der Wahrheit!"

Das Kindlein schwand.

In Christophorus aber ward der Geist lebendig und die Wahrheit. Er hatte den Mächtigsten der Mächtigen gefunden.

Den Christus Jesus — das Leben.

Das Licht vom Anfang der Tage scheint heute wie am Anfang der Tage. Tausend Jahre sind wie ein Tag in der Ewigkeit. Und Jahrtausende und Jahrhunderttausende sind wie ein Tag in der Ewigkeit. Die Kraft ist beständig. Die Wahrheit währt.

Und wer da Augen des Geistes hat, zu erkennen den ewigen Geist, erkennt das Vergangene und Gegenwärtige und Künftige in einem Augenblick.

*

Eine Seele aus hohem Himmel senkte sich zur Tiefe der Erde, in die dichten Schichten unserer Welt. Sie gehörte einer Frau an, die schönen Angesichts war und edler Gestalt. Diese Frau ergab sich den niederen Freuden der Erde. Was war denn dieses Leben anderes als Lachen und Spiel und Lust der Sinne?

Ja, das Leben war ein Tanz der Jugend. Tanzen wir doch!

Dort, am lauten Ort der Trivialität trat der Mann in dieses Frauenleben, um es zu wecken.

Die Frau liebte und ward verwandelt. Liebe ist Leiden.

Der Mann schleppte sie durch Leiden aller Art. Er verstieß sie, beschimpfte sie, erniedrigte sie, peinigte sie.

Sie aber liebte ihn. Liebte ihn. Liebte ihn. — Liebe ist Leiden.

Er verließ sie, und sie fühlte den tödlichen Frost seines Hasses. Aber sie liebte ihn. Liebte ihn. Liebte ihn. — Er war stärker als sie, durch Gewalt, denn er mißbrauchte ihre Liebe. Und die Frau erfuhr die Einsamkeiten, wo die Erde versinkt und der Himmel den Vorhang öffnet, aus dem die Engel des Trostes schreiten, in weißes Licht gehüllt, glänzend über alles Licht der Erde.

Sie durchweinte die Tage der Einsamkeit, sie durchweinte die Nächte der Einsamkeit. Und ward stärker als die Welt. Ward stärker als der Mann. Bezwang ihn.

In einer Tagesstunde hatte sie eine Vision:

Sie sah eine Erscheinung durch den Ozean des Lebens schreiten, der endlos schien. Auf den bewegten Wellen dieses Ozeans blühten wundersame Blumen. Dies waren die Blumen des Leidens. Die Erscheinung ging demütig gesenkten Blickes, zielgewiß, eine Kraft in sich, die Himmelskraft war, Kraft von oben. In ihrer Hand trug sie einen Stab, der Blüten trieb. Dies war der Stab des Glaubens, sicherlich. Des Glaubens, der sie immer neu aufrechterhielt. Auf der Schulter der Erscheinung aber kniete ein liebliches Kindlein von überirdischer Schönheit, das klaren Auges geradeaus blickte und in seinem linken Händchen ein flammendes Lichtherz trug, daraus alle Liebe der Welt strahlte.

Die Erscheinung schritt ihres Weges, wie Engel schreiten, die aus hohen Reichen des Seins zur Erde sich senken. Sie achtete des Untiers nicht, das, drachenhaft, seitlich sein Gift auf sie spie. Sie schritt ihres Weges, unbeirrt, als ob sie eine Sendung zu erfüllen hätte an sich und an einer anderen Seele. Denn keine Seele soll verloren sein, auch die Seele des Schlechten nicht.

Nun schwand das Kindlein, und seine Stimme klang im Raum:

„Ich gebe dir die Krone des Lebens, denn du hast ausgeharrt — Christophora! Christophora!"

Die Frau erwachte aus der Vision und sann dem Bilde nach. Und wußte und verstand alles.

Der Mann kehrte zu ihr zurück, kniete nieder vor ihr, umfaßte ihr Gewand und sprach kein Wort.

Aber die Frau hörte ihn und wußte, daß sie ihn erlöst hatte, wie sie selbst erlöst war.



Christophora. Zeichnung von Sascha Kronburg.



VERKÜNDIGUNG
GEMÄLDE VON OSWALD POETZELBERGER
(Aus Brakls Kunsthaus, München)

DIE GEFANGENEN DES GAURISANKAR

ROMAN VON OTFRID VON HANSTEIN

(10. Fortsetzung.)

Es kam wieder eine etwas höhere Stelle im Tunnel. Tuban Toki stand aufrecht, ging ein paar Schritte rascher vorwärts, da glitt er aus, stürzte, und die papierene Laterne wurde von seiner Hand zerdrückt. Es war vollkommen dunkel, sein Herz bebte vor Schreck. Er wagte nicht sich zu bewegen, das Wasser rieselte seinen Körper entlang, und jetzt, in der Finsternis, schienen ihm alle diese Geräusche, das Gurgeln und Glucksen des Wassers, das Huschen und Gleiten und Schlüpfen der Tiere, noch unheimlicher.

Er überlegte. Sollte er es wagen, weiterzukriechen? Sollte er umkehren? Er entschloß sich zu ersterem; um sich herumtastend, faßte er mit den Fingern auf ekle, schleimige Gebilde. Er richtete sich auf, ging vorwärts, stieß mit dem Kopf gegen Felsvorsprünge. Wie unendlich langsam das ging! Dabei schien das Wasser ständig zuzunehmen, und noch immer war nicht der geringste Lichtschein zu erblicken. Dann endlich war es ihm doch so, als ob es ein klein wenig dämmerig würde; gleichzeitig hinderte ihn eine Wand, und das Wasser kam von oben. Er sah einen Spalt über sich, und durch diesen Spalt blinkten von ganz hoch herab ein paar Sterne. Er atmete auf. Seine suchenden Hände fanden die bronzenen Steigeisen, und endlich stand er im Freien. Fand sich in einem runden, weiten Becken, und in der Mitte ragte der Felsen mit dem kleinen Tempelchen auf. Wieder durchzuckte es ihn. War das der Tempel, von dem die Frau gesprochen, die seine Mutter sein wollte? War das der Tempel, den die Bilder darstellten, die die Frau ihm gezeigt hatte? Er schritt umher, während das Wasser immer stärker seine Füße umspülte, fand die Stufen, die zum Tempelfelsen hinaufführten. Die Tür des Tempels war nur angelehnt. Er trat ein und zog sie hinter sich zu. Erschöpft fiel er nieder auf das moderig riechende Heulager und schloß die Augen.

Tuban Toki fuhr wieder empor. Er hatte geschlafen, wie lange, wußte er nicht. Er blickte sich um, mußte sich erst zurechtfinden.

Wo war er? Ein Sonnenstrahl schien durch irgendeine Spalte in den Tempel zu fallen und traf gerade das Antlitz des großen Buddha, der ihm gegenüberstand.

Schön war dieses Antlitz und übermenschlich, und ihm war, als seien die Augen dieses Antlitzes gerade auf ihn gerichtet. Nie glaubte er ein weihevolleres Bild gesehen zu haben. Er warf sich vor ihm auf die Knie und streckte die Arme zu ihm empor.

„Zeige mir den rechten Weg, zeige mir den Weg aus den Qualen meiner Seele. Bin ich eine Wiedergeburt deiner Gestalt, oder bin ich das Kind jener fremden Frau und bin durch Lüge zum Heiligen geworden? Mir graut in dieser Stunde vor allem. Vor den Priestern, vor jener Frau mit dem schmerzerfüllten Gesicht, die mir gleicht, und die mir doch so unendlich fremd ist. Die ich nicht hassen kann und doch auch nicht lieben. Ich bin ein Sünder, denn ich zweifle in dieser Stunde an allem, an mir selbst, und ich habe in dieser Nacht auch an dir gezweifelt. Hilf mir in meiner Not, und zeige mir den Weg, den du willst, daß ich gehe, oder vernichte mich, wenn du mich verwirfst."

*

Auch im Kloster Getschun Gomba war es Mitternacht geworden. Die dumpfen Töne der Trommeln klangen durch die Nacht, und die Hörner riefen die Lamas zum Gebet.

Der Chanzo Cusho hatte nicht schlafen können. Er war selbst einige Male an der Tür des Heiligen gewesen und hatte gelauscht. Er hatte erfahren, daß die beiden Europäer Stunden bei ihm waren und auch noch einmal zurückgerufen wurden. Freilich ahnte er nicht, daß einer dieser beiden Männer eine Frau war, und noch weniger, daß diese Frau, deren Gesicht durch die große Brille entstellt wurde, die Züge des Heiligen trug.

Trotzdem war eine Unruhe in ihm, von der er sich keine Rechenschaft geben konnte. Solange hatte der Jüngling nie in stiller Betrachtung verweilt. Als die Hörner zum Nachtdienst in den Tempel riefen, zu dem er sonst nicht ging, und den auch der Heilige nicht zu besuchen pflegte, hielt es ihn nicht mehr auf seinem Lager. Er stieg in die Wohnung des Jünglings hinauf; die Wache trat ihm entgegen.

„Der Heilige will nicht gestört sein."

„Wann sahest du ihn?"

„Ich habe ihn nicht gesehen, ein Getsul kam aus seinen Gemächern und sagte es mir."

„Wann?"

„Vor zwei Stunden."

Wieder merkwürdig. Wie kam ein Getsul, ein niederer Lama, vor zwei Stunden, also in der Nacht, in das Zimmer des Heiligen?

Er trat in den Vorraum. Dort stand noch das Eßgeschirr. Er atmete auf, es war geleert. Der Heilige hatte gegessen. Der Kanzler trat an den Vorhang, der zu dem inneren Gemach führte, und lauschte. Dunkel war es drinnen und kein Atemzug zu vernehmen. Er trat ein. Durch das Fenster drang ein wenig Licht von den Fackeln der Mönche, die in langer Prozession über den Hof und in die Tempel schritten. Der Raum war leer, und wieder nickte der Chanzo Cusho befriedigt: „Er ist schlafen gegangen."

Dann packte ihn aber von neuem die Unruhe, und er blickte vorsichtig in den Nebenraum, in dem der Heilige zu schlafen pflegte. Die Fensteröffnung war nicht, wie sonst, durch den Vorhang verschlossen; das Lager war unberührt. Jetzt trat der Chanzo Cusho ein und durchsuchte den Raum, durchsuchte die drei Gemächer, die nur die eine Tür hatten und völlig abgeschlossen für sich lagen.

Er trat wieder hinaus und rief den wachenden Novizen.

„Wie lange schon bist du hier?"

„Seit du am Abend den Heiligen verlassen."

„Du hast ihn nicht herauskommen sehen?"

„Ich habe niemand gesehen als den Getsul, von dem ich gesprochen."

„Du lügst, du hast geschlafen!"

„Ich habe gewacht."

„Hast du nichts gehört?"

„Ich hörte ein Murmeln, ehe der Getsul des Heiligen Zimmer verließ, seitdem war es still."

Wenige Minuten später wurde das Gong in dem Zimmer des Chanzo Cusho dreimal gerührt, ein Zeichen, daß der Kanzler die oberen Lamas berief.

„In welchem Tempel betet der Heilige?"

Boten durcheilten das Kloster.

„Der Heilige betet in keinem der Tempel. Er wird in seinem Gemach in Verzückung liegen."

„Wahrscheinlich."

Der Kanzler hielt es für ungut, Weiteres zu sprechen, aber getreue Diener huschten durch alle Räume des Klosters.

„Der Heilige wurde nirgend gesehen. Auch war keiner der Getsul in dieser Nacht bei ihm."

„Was sagt die Torwache?"

„Seit gestern abend, seit die weißen Männer gingen, hat niemand das Kloster verlassen."

Und wenn auch der Chanzo Cusho selbst nicht sprach, wie ein Lauffeuer breitete es sich aus durch die Klosterstadt:

„Der Heilige ist verschwunden!" — — —

Der Chanzo Cusho schritt langsam und nachdenklich über den großen Tempelplatz. Wo war der Heilige? Er überlegte. Niemals hatte er sonst seine Wohnung zu anderen Gängen verlassen als zu den großen Gebeten. Nie ohne das vorgeschriebene Gefolge von Priestern und Lamas. Und heute? Er kannte Fälle, in denen junge Beter, die in tiefe Meditationen versanken, in einen Zustand des Schlafwandelns verfielen und im Unterbewußtsein sogar das Kloster zu verlassen suchten. Das war nicht möglich. Die Tore waren geschlossen, die Wachen hatten niemand gesehen. Der Heilige war zu unbekannt mit den geheimen Gängen und Gäßchen, als daß er einen Ausweg gefunden hätte, ohne daß ihn die Wachen gesehen hätten. Wer war dieser geheimnisvolle Getsul, der in seiner Zelle gewesen?

Schon war das ganze Kloster durchsucht. Die Tatsache, daß der Heilige verschwunden, hatte sich nicht mehr verheimlichen lassen. Niemand hatte ihn gefunden, niemand ihn gehen sehen. Keiner von allen Getsul und Gelong, den unteren Priesterklassen, war bei ihm gewesen. Was war hier geschehen? —

„Ich bete deine Zehennägel an, Erhabener."

Wie aus dem Boden gewachsen, stand ein Mann vor ihm. Kein Lama, ein Hirt augenscheinlich, der aus den Bergen kam. Aber es war in dieser Zeit des bevorstehenden Frühlings kein Pilger im Kloster, er hätte es wissen müssen. Der Mann stellte sich so, daß das Licht einer der Fackeln, die man überall aufgestellt hatte, um den Platz zu erhellen, gerade in sein Gesicht schien. Der Chanzo Cusho erstaunte.

„Du, Lobsen Kungu?"

„Ich, Lobsen Kungu."

In dem Ton dieses Mannes, den er seit siebzehn Jahren nicht im Kloster gesehen hatte, lag etwas, was ihn stutzen ließ. Auch lag der Mann nicht vor ihm auf dem Boden, wie es sich gehört hätte.

„Was willst du?"

„Ich habe mit dir zu reden. Ich bin während langer Jahre weit im Norden gewesen. Jetzt komme ich heim und komme zu dir."

„Was willst du von mir?"

„Buddha hat mir gesagt, daß du mir helfen wirst. Ich will wieder in meiner Heimat leben. Du wirst mir vom Tempelgeld so viel geben, daß ich mir eine Jakherde kaufen und davon leben kann."

„Wie wagst du zu mir zu reden?"

„Wie ein Mann, der fordern darf. Rufe nicht nach den Lamas. Jetzt weiß ich, was ich nicht wußte, als du mir damals, vor siebzehn Jahren, ein lumpiges Wegegeld gabst und mich als Boten mit einem



Im Loisachtal (Gemälde).



Romantische Landschaft (Gemälde).

ZUM TODE DES MÜNCHENER MALERS PROF. ADOLF HENGELER AM 4. DEZEMBER

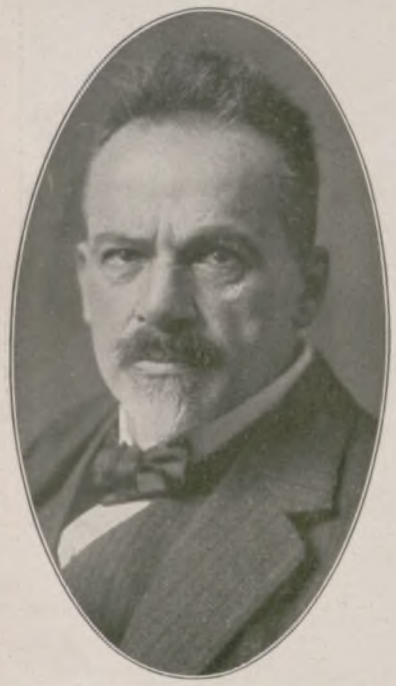




Musik (Gemälde).

Links nebenstehend: Mädchen mit Putten (Gemälde).

ADOLF HENGELER †



Prof. Adolf Hengeler.

Professor Adolf Hengeler, der am 4. Dezember von einem mehrjährigen schweren Leiden durch den Tod erlöst wurde, hat zu jenen immer seltener zu findenden Künstlern gehört, die für eine bestimmte Stadt und einen bestimmten Kreis, in diesem Falle für München wie überhaupt für süddeutsches Wesen, typisch sind. Schwabe von Geburt (er war am 11. Februar 1863 in Kempten geboren), ist er in langen Jahrzehnten ganz zum Repräsentanten Münchens geworden. Die Generation von heute kennt ihn nur als Maler, als einen der Prominenten der Sezession, zu deren ältesten Mitgliedern er gezählt hat. Aber er ist erst spät, vor etwa 25 Jahren, zur Malerei „übergegangen". Ist er doch ein Menschenalter hindurch, seit seiner Studienzeit an der Kunstgewerbeschule bei F. Barth, Mitarbeiter eines der ältesten Münchener Witzblätter (der „Fliegenden Blätter") gewesen. Neben Oberländer war er der populärste Witzillustrator dieses Blattes. Ebensowenig allerdings wäre es denkbar, daß diese derben, urwüchsigen, saftigen, behäbigen und nicht eigentlich aggressiven, wenn auch oft scharf satirischen Zeichnungen anderswo als in München hätten entstehen können. Denn sie sind ganz und gar mit dem Münchener Geist von damals identisch. Aber immer nur zeichnen, das hält auf die Dauer auch der geborene Graphiker nicht aus. Oberländer hat gemalt, Busch sogar sehr leidenschaftlich. Und als Dritter in diesem erlauchten Bunde hat Hengeler eines Tages die Feder und den Stift mit Pinsel und Palette vertauscht. Gezeichnet hat er zwar später auch noch, aber nur mehr für sich, zum Zwecke der Fixierung von Ideen. Als Maler ist Hengeler von einer romantischen Welt ausgegangen, die, in der Hauptsache durch Spitzweg geschaffen, ebenfalls spezifisch münchnerisch gewesen ist, im Motivischen wie im Kolorit. Aber im Laufe der Jahre hat er sich von den Puttenmotiven, an denen er und sein Publikum eine Zeitlang ihre Freude gehabt haben, mehr und mehr ab- und einer phantastischen Märchen- und Spukwelt zugewandt, deren Ahnherr in der Kunst der Holländer Hieronymus Bosch gewesen ist. Auch das Kolorit Hengelers, das immer reicher, differenzierter und geheimnisvoller geworden ist, hat diese Wandlung mitgemacht. Bedeutendes und bei seinen Schülern Unvergessenes hat Hengeler auch als Professor der Münchener Kunstakademie geleistet. Richard Braungart.





Putte und Heiliger (Gemälde).

Links nebenstehend: Genre (Zeichnung).

Brief nach Schigatse sandtest, den ich nicht zu lesen vermochte. Jetzt weiß ich, daß du es tatst, um mich loszuwerden, und daß ich dir dafür danken muß, weil ich dadurch dem Gift entgangen bin, daß du dem Arzt Taschka Tsonga mischtest, zum Dank dafür, daß er und ich dir halfen, jene Fremden im Tale der Götter zu finden, denen der Arzt auf deinen Befehl das Kind stahl, das du zum Heiligen machtest. Ich, indem ich dir die Weißen verriet und dir erzählte, daß die Frau schwanger war, der Arzt, indem er das Kind durch den unterirdischen Gang holte."

Der Chanzo Cusho war tödlich erschrocken.

„Was für Märchen erzählst du! Wie kannst du es wagen, den Heiligen ein Kind der weißen Teufel zu nennen!"

„Weil ich es weiß. Weil ich noch viel mehr weiß, als du ahnst; weil ich nicht einmal in deiner Gewalt bin. Wenn du den Dolch, nach dem deine Hand jetzt greift, in mein Herz stößt, wenn ich das Kloster nicht ungestört und unverletzt wieder verlasse, wird mein Bruder in einer Stunde aufbrechen, um den roten Mönchen in Lhassa zu sagen, daß ein Kind der weißen Teufel Heiliger ist in Getschun Gomba."

„Was willst du von mir?"

„Dein Freund sein, wenn du der meine bist."

Sie waren in eine der großen Tschorten getreten. Der Chanzo Cusho hatte Lobsen Kungu gewinkt und war ihm vorangegangen. Jetzt packte er den Mann an den Schultern.

„Weißt du, wo der Heilige ist?"

„Ist er nicht in seiner Wohnung?"

„Du warst in dieser Nacht bei ihm. Du hast dich in das Kloster geschlichen, hast das Gewand eines Getsul gestohlen und bist —"

„Das ist alles nicht wahr. Nur, daß ich seit gestern abend im Kloster war, ist richtig. Ich kam während der großen Gebete und habe im Hause der Pilger geschlafen."

Der Chanzo Cusho überlegte. Dieser Mann wußte sicher irgend etwas, war sicher jener geheimnisvolle Getsul.

„Sprich, was du willst."

„Gib mir Geld!"

„Sobald ich sehe, daß du mir genützt hast."

„Nachträglicher Lohn pflegt karg zu sein."

Sein scharfes Auge, das auch die Dunkelheit durchdrang, bemerkte den Funken verschlagener List, der über des Kanzlers Gesicht flog, aber dieser nickte.

„Nimm diesen Beutel und sprich!"

Beide Männer standen einander in der dunklen Tschorte anscheinend ruhig gegenüber, aber jeder umklammerte unter seinem Gewand den Dolch und war auf den Angriff des anderen gefaßt.

„Du weißt, wo der Heilige ist?"

„Ich sagte dir, daß ich es nicht weiß."

„Du warst bei ihm in dieser Nacht?"

„Ich nicht, aber ein anderer."

„Wer?"

„Des Heiligen Mutter."

„Buddha hat dich mit Wahnsinn geschlagen."

„Dann laß mich gehen. Mit einem Wahnsinnigen zu sprechen, ist zwecklos."

„Wie käme ein Weib in das Kloster?"

„Weil du selbst es ihr gestattet hast. Waren nicht zwei weiße Teufel gestern nachmittag im Kloster? Waren sie nicht bei dem Heiligen? Waren sie nicht sogar noch einmal bei ihm während des großen Gebets, als der Heilige selbst sie zurückrief? Der Jüngere von diesen beiden war ein Weib, war seine Mutter, der andere sein Vater. Ich habe die beiden wohl erkannt, du Erhabener, denn ich habe sie ja selbst vor siebzehn Jahren in das Tal der Götter geführt."

„Das ist die Wahrheit?"

„Ich wüßte nicht, warum ich lügen sollte, und du hast den Erfolg ja gesehen. Sie haben mit ihm gesprochen. Er weiß, daß er der Sohn jener Frau ist. Warum hätte er sie sonst noch einmal zurückgerufen? Er ist in ihrer Gewalt. Ihretwegen hat er gelogen, hat dir gesagt, daß er ins Gebet vertieft sei. Und du weißt, daß er, anstatt zu beten, erst die weiße Frau und dann seine Mutter rufen ließ. Wahrscheinlich, um Vergleiche zu machen."

„Du warst der Getsul, der sich zu ihm schlich, als Bote von jenen."

„Warum stünde ich dann hier?"

„Aber du weißt, wer der Getsul war?"

„Vielleicht."

„So sprich!"

„Wenn es nun der Heilige selbst gewesen wäre, der dieses Gewand wählte, als er das Kloster verließ, um zu seiner Mutter zu gehen?"

Wieder erschrak der Kanzler. Der Mann sprach die Wahrheit.

„So hast du ihm aus dem Kloster geholfen!"

„Ich habe ihn nicht gesehen. Ich kenne ihn nicht; als ich damals die Weißen verließ, war er noch nicht geboren."

„Es gilt schnell zu handeln."

„Nicht ganz so schnell, Erhabener. Erst wirst du mich selbst aus dem Kloster geleiten, ich will mit dem Lohn zufrieden sein, den du mir gabst."

Mit einem Sprung war der Chanzo Cusho an dem ehernen Tor der Pforte, aber Lobsen Kungu hatte ihn schon durchschaut und war vorbereitet. Zudem grellte in diesem Augenblick ein heller Blitz auf, fast unmittelbar darauf erdröhnte ein gewaltiger Donnerschlag, und prasselnder Regen floß vom Himmel herab und ließ die Fackeln auf dem Tempelhof verlöschen. Einen einzigen Augenblick nur hatte der Priester vor dem plötzlichen Unwetter gezögert, da gab ihm Lobsen Kungu einen Stoß und sprang an ihm vorbei über den Platz, prallte gegen einen Lama. Dieser fiel zur Erde. Lobsen Kungu riß ihm den gelben, flatternden Mantel ab und rannte mit diesem weiter. Der Kanzler hatte sich gefaßt.

„Ein Fremder im Kloster! Haltet den Fremden! Haltet den Räuber!

Lamas liefen nach allen Seiten schreiend davon. Die Torwache drängte sich vor den Pforten. Da kam schon einer der Lamas vorbei, aber es war Lobsen Kungu, in den gelben Mantel des niedergestoßenen Lamas gewickelt. Er herrschte die Torwache an:

„Niemand hinauslassen! Befehl des Chanzo Cusho. Ein Räuber ist im Kloster, Lobsen Kungu, der Hirt. Wer ihn sieht, stoße ihn augenblicklich nieder. Die kleine Pforte auf, ich muß in das Dorf!"

In der Dunkelheit, in der Verwirrung, die durch das niederprasselnde Unwetter und den heulenden Sturm vergrößert wurde, zweifelte niemand an diesem in den Mantel eines Gelong gehüllten Mann. Schnell wurde die kleine Pforte geöffnet, und in großen Sprüngen eilte Lobsen Kungu den Berg hinunter, riß sich bei der ersten Biegung den Priestermantel wieder vom Leibe und rannte weiter. — — —

Unterhalb des Klosters, außerhalb des Dorfes, standen die Zelte der Europäer. Sie schliefen in dieser Nacht nicht. Bill Hunter hielt draußen Wache, Elisabeth und Heinz saßen im Dunkeln in ihrem Zelt. Sie waren beide von den Unterredungen mit ihrem Kinde viel zu erregt, als daß sie zu schlafen vermocht hätten. Elisabeth war am Ende ihrer Nervenkraft, und immer wieder sprach Heinz auf sie ein.

„Es ist auf gutem Wege. Wir müssen ihm Zeit lassen. Daß er dich noch einmal zu sehen begehrte, ist ein gutes Zeichen. Er muß mit sich selbst fertig werden, denk' dir die Umwälzung in seiner Seele!"

Bill Hunter schlug den Vorhang des Zeltes zurück.

„Im Kloster muß etwas geschehen sein. Sonst war es in der Nacht stets ruhig, jetzt werden überall Fackeln und Pechpfannen hell."

Er war überzeugt, daß ihnen größte Gefahr drohte. Es war nur zu möglich, daß der von den Ereignissen des Tages verwirrte Knabe sich den Priestern offenbart hatte. Sie standen beobachtend vor dem Zelt. Wegen der Kälte waren sie vollständig marschfertig gekleidet. Jetzt wurde der Wind wach, schwarze Wolkenwände jagten über den Himmel, Mond und Sterne verschwanden, Blitz und Donner zuckten auf, und der Regen ging wolkenbruchartig nieder.

„Gut ist das Unwetter für uns, denn ich fürchte, wir sind verraten."

Im Zelt brannte eine kleine Laterne, die Heinz entzündet hatte. Elisabeth schrie auf. Die Zeltdecke wurde ein wenig gehoben. Ganz hinten, an der gegenüberliegenden Seite, die Hunter nicht hatte überblicken können, erschien ein Kopf. Hunter und Heinz hoben die Revolver, da rief eine Stimme:

„Keinen Laut, wenn eurer Leben euch lieb ist!"

Ein vollkommen durchnäßter Mensch zwängte sich hindurch, und vor ihnen stand Lobsen Kungu.

„Was willst du?"

„Ihr müßt fliehen. Sofort. Nur ich kann euch retten."

„Warum sollen wir fliehen?"

„Der Chanzo Cusho wird euch in dieser Nacht noch ermorden lassen, wenn ihr nicht flieht."

„Warum sollte er unser Feind sein?"

„Der Heilige ist verschwunden."

Elisabeth schrie laut auf.

„Sie haben ihn ermordet?"

Lobsen Kungu schüttelte den Kopf.

„Sie wissen selbst nicht, wo er ist. Das ganze Kloster wird durchsucht. Habt ihr die Fackeln und Flammentöpfe nicht gesehen? Er ist spurlos verschwunden, und sie sind überzeugt, daß ihr ihn zur Flucht beredet habt."

Heinz war etwas verwirrt.

„Wie sollten wir — was geht uns der Heilige an?"

Lobsen Kungu stand dicht vor Elisabeth.

„Sie wissen, daß du des Heiligen Mutter bist."

„Wie ist das möglich? Dann hat er —"

„Ich weiß nur, daß sie es wissen, und daß ihr den Morgen nicht überlebt, wenn ihr nicht flieht."

Das Unwetter schien sich von Minute zu Minute zu steigern.

„Wie kommt es, daß du unser Freund bist?"

„Weil ich hoffe, daß ihr gut bezahlt."

„Aber bei diesem Wetter!"

„Es ist euch günstig. Ich weiß eine Schlucht, eine Höhle, nur eine Stunde von hier. Dort finden sie uns nicht, und ihr könnt überlegen. Jetzt ist keine Zeit."

Elisabeth hatte nur den einen Gedanken: Sie werden ihn morden!

Bill Hunter sagte energisch: „Es ist jedenfalls besser, wir bringen uns in Sicherheit. Der Kerl, der wenigstens ehrlich genug ist, zu gestehen, daß er nur auf Lohn rechnet, wird recht haben. Es ist drüben etwas geschehen. Auch jetzt flammen immer wieder Lichter auf trotz des Regens. Wenn wir selbst gefangen sind, ist alles verloren. In das Kloster können wir doch nicht dringen und dem Knaben helfen."

„Wenn jener uns in eine Falle lockt?"

„Wir müssen auf unserer Hut sein."

(Fortsetzung folgt.)



Von der Uraufführung der dreiaktigen Oper „Satuala" von E. N. v. Reznicek, Text von Rolf Lauckner, im Neuen Theater zu Leipzig am 4 Dezember: Szene der Ermordung des alten Priesters (Ernst Osterkamp) durch den Häuptling Masu (Josef Lindlar). Phot. Pieperhoff, Leipzig.



Julius Graf v. Zech (Burkersroda), langjähriger Diplomat, wurde zum neuen deutschen Gesandten im Haag (Niederlande) ernannt.



Dr. Edmund Schultheß, schweizerischer Bundesrat (Aargau), wurde zum Bundespräsidenten der Schweiz für das Jahr 1928 gewählt.

Die polnische Königskrone Augusts des Starken aufgefunden.

Eine Reihe der bei den polnischen Krönungs-Festlichkeiten Augusts des Starken verwandten Kroninsignien hat längst im Staatlichen Historischen Museum zu Dresden Aufstellung gefunden. Durch einen Zufall ist jetzt aber auch noch die Königskrone Augusts des Starken mit Reichsapfel und Zepter gefunden worden. Bei Vorarbeiten zu einer Museumsumänderung fand man unter alten Theaterattrappen sechs „Kronen" und stellte bei der Säuberung dieser völlig wertlosen Nachbildungen, die am Hofe Augusts des Starken für Feste und Maskeraden angefertigt wurden, auch die wirkliche Königskrone fest, mit dem Stempel F. K., dem Signum des Freiberger Goldschmiedes Johann Friedrich Klemm. Die Krone wiegt 1,83 kg und ist aus schwerem Silber, leicht vergoldet. Sechs heraldische Lilien stützen das Gestänge, das in der Spitze einen Kristallstein trägt. Wahrscheinlich ist das kostbare Stück bei der Verwahrung zu Kriegszeiten mit Wertlosem vertauscht worden und in Depots verschwunden. H. Z.



Überraschungen bei der Durchsicht von Museumsschätzen: Die im Staatlichen Historischen Museum zu Dresden neuentdeckte polnische Königskrone Augusts des Starken. (Vgl. hierzu nebenstehenden Beitrag.)

Rezniceks neue Oper „Satuala",

uraufgeführt am Neuen Theater in Leipzig (Textbuch von Rolf Lauckner) spielt in der Zeit der Besetzung Hawais durch die Amerikaner. Um die Beseitigung der Landungstruppen zu ermöglichen, soll die junge Insulanerin Satuala deren Kommandanten durch ihre Verführungskünste fesseln. Dieses Getändel führt aber bei Satuala zu echter Liebe und zum Verrat des geplanten Überfalls. Beide sühnen dann durch freiwilligen Tod. Die glänzend dargebotene Aufführung war ein voller Erfolg für den Komponisten ebenso wie für die wiederaufgeblühte Leipziger Opernbühne.





Szene aus „Bronx-Expreß", einer amerikanisch-jüdischen Volkskomödie von Ossip Dymow, die am 2. Dezember in den Kammerspielen zu Berlin die deutsche Uraufführung fand. Rechts vorn W. Prager als Rabbiner. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)
Nebenstehend: August der Starke, Kurfürst von Sachsen und König von Polen, im Krönungsornat. Bisher unveröffentlichtes Gemälde von Louis de Sylvestre aus der Gewehrkammer in Dresden.





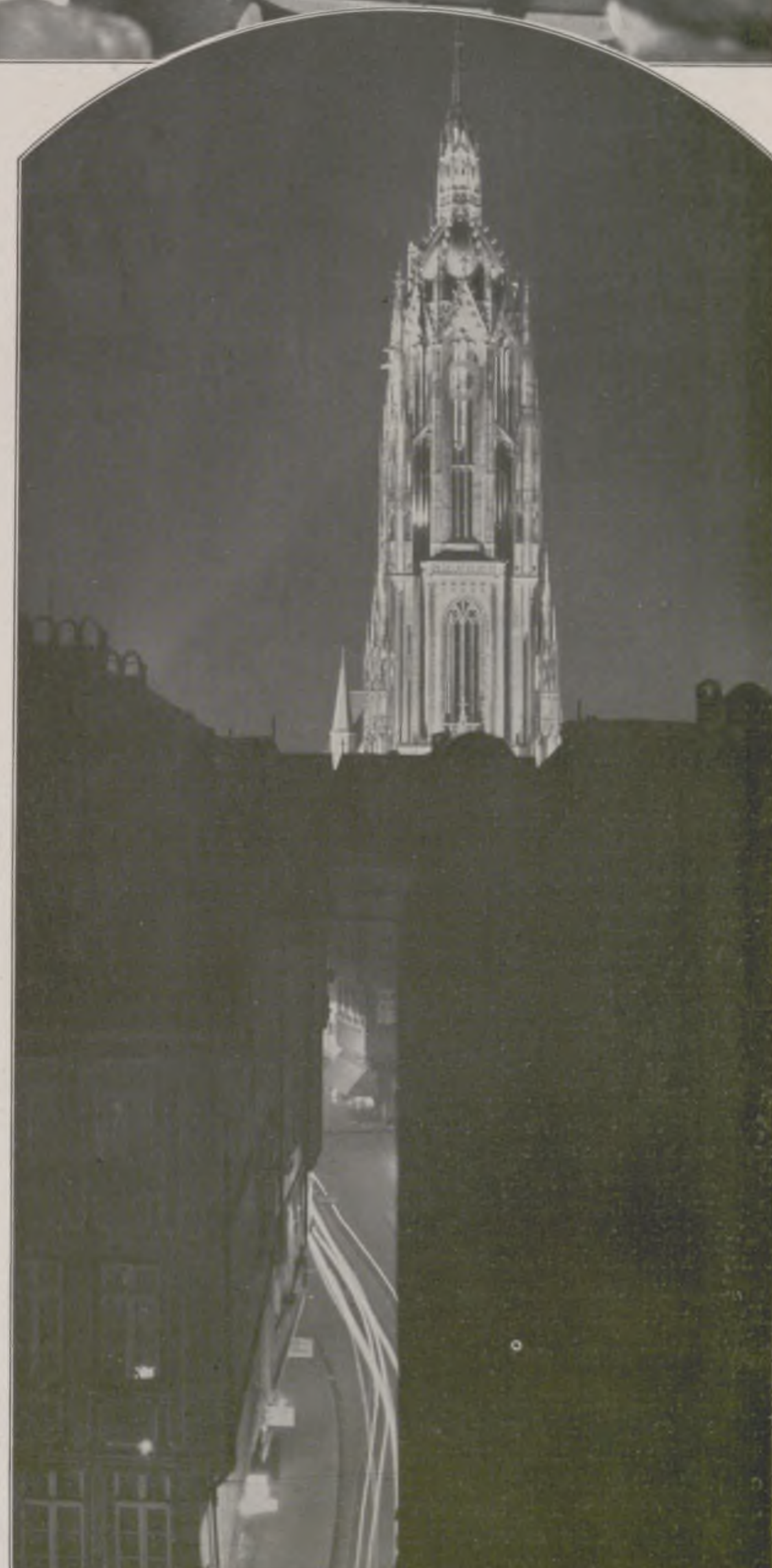
Zum Regierungsjubiläum in Schweden: König Gustav V., der vor 20 Jahren, nach dem Tode seines Vaters Oskar II. am 8. Dezember 1907, den schwedischen Thron bestieg.

Nebenstehend: Von der Eröffnung der 48. Sitzung des Völkerbundsrates in Genf am 5. Dezember: Sitzung unter dem Chinesen Tscheng Loh. An der Tafel von links nach rechts: Dr. Stresemann (Deutschland), Scialoja (Italien), Briand (Frankreich), Tscheng Loh, Generalsekretär Sir J. E. Drummond, Austen Chamberlain (Großbritannien).



Die Macht des ungehemmten Elements: Trümmerfeld der Häuser am Platz Gambetta in Mostaganem, die durch die Ende November erfolgten gewaltigen Überschwemmungen im Departement Oran (Algerien) zerstört und abgedeckt wurden. Die Katastrophe erforderte viele Menschenopfer.





Lichtfluten im Bilde der nächtlichen Großstadt: Der Dom in Frankfurt a. M. bei dem Lichtfest, einer Werbeveranstaltung, am 4. Dezember. (Phot. Hannah Reeck, Frankfurt a. M.)

Links nebenstehend: Der Weihnachtspudding für den König, einer der vielen alten Bräuche in England: Übergabe des Puddings durch den Lordmayor von London an die mistelgeschmückte Stadtküche. Der von der Stadt London überlieferungsgemäß jedes Jahr dem englischen König als Weihnachtsgeschenk überbrachte Pudding wird, um richtig genußreif zu sein, mindestens 14 Tage zuvor angerührt.

PAUL RENOVANZ.

Der Kaiser stirbt.

NOVELLE.

(Schluß.)

„Schimpflich! Oh, wie schimpflich!“ murmelte Maria Feodorowna und fühlte, wie Schmach sie zu vernichten drohte. Ihre Hand glitt wie eine fallende weiße Taube von der Klinke. Fröstelnd in Ekel und Scham, krümmten sich die Schultern. Gab es denn kein Mittel, das Herz dieser Tiere zu rühren! Feig und verschlagen sperrten sie einer Trauernden den Weg, erlaubten ihr nicht, an der Bahre des Gatten zu beten. Sie waren ihr immer fremd und voller ungelöster Rätsel gewesen. Das Geheimnis dunkler und zauberischer Kräfte wob um sie seine unheimlichen, undurchdringlichen Gespinste. Kein Fremder vermochte sie in ihren verdeckten Tiefen und Untiefen zu fassen. Mystik, schattenhafte, fratzenhafte Mystik, wohin man griff. Nirgends klares, helles Leuchten. Keine Offenheit, kein herzliches Verstehen: Mystik. Das Wort war lähmendes, langsam vernichtendes Gift; war das gläserne Halblicht dumpf versponnener Seelen. Blutige Gewalt und lauernde Tücke — zwischen schrecklichen Ufern schwamm schillernd und unbegreiflich das russische Herz.

Maria Feodorowna schritt zur Tür, die auf den Korridor führte.

Der Posten hinderte sie am Weitergehen.

Sein Hauptmann sprach mit dem gedämpften singenden Tonfall des Grusiners auf die bleiche Frau ein.

„Eure Kaiserliche Majestät“ — er rang komödiantisch die gelben schwarzbehaarten Hände — „es darf und kann nicht sein. Und handelte ich gegen meine Instruktion ... gesetzt, ich ... nein, Sie müssen begreifen, daß ich die Verantwortung nicht tragen kann; einfach nicht verantworten kann, Ihre zarte Gesundheit auf solch grausame Probe zu stellen. Der Anblick würde Sie ... ja, sterben würden Eure Majestät an dem, was Sie zu sehen begehren. Ich kann es — belieben Eure Majestät sonst über mich zu befehlen — kann es nicht erlauben. Kann es wirklich nicht dulden, so sehr mir auch das Herz blutet über Ihren Kummer.“ Er faßte sie am Arm. „Kommen Sie, stützen Sie sich.“ Der Dreiste streichelte ihre Hand. „Alle sind wir dem Tode geweiht.“

Maria Feodorowna befreite sich von dem Zudringlichen. Seine Berührung ekelte sie. Hilflos starrte sie in grobe, fremde Gesichter. Da war kein Verstehen, kein Erbarmen. Und dennoch, sie müßten einen Stein in der Brust haben, jammerte sie nicht ihre Not.

„Brüder, Soldaten, ihr meine guten Kinder,“ flehte sie, „ich bitte euch um eurer Mütter willen: lasset mich zu ihm, meinem armen Herrn! Ich will euch danken, will eure Stirnen bekreuzigen, damit ihr nie fühlen lernt, was Menschenqual und Menschenscham heißt ...“ Sie fiel weinend auf die Knie. „Könnt ihr euch der grenzenlosen Schuld anklagen, jemals eure leibliche Mutter geläſtert zu haben? Nein, ihr könnt es nicht. Schrecken und Verwirrung sehe ich in euren Augen. Warum dann martert ihr mich, die euch niemals Böses angesonnen hat? Warum wendet ihr eure Blicke ab von einer Unglücklichen, der die Kräfte versagen, sich noch tiefer zu erniedrigen?“

Wie eine Verurteilte sah sie aus. Schreckliche Müdigkeit befiel sie plötzlich.

Mit einem letzten Willensrest hob sie das leidende Haupt. Ihr abgehärmtes Gesicht leuchtete den Männern entgegen, die plump und betroffen ob solcher Demut staunten. War das Leben, was sie noch aufrechterhielt? Waren es die Worte einer Stigmatisierten, die an ihr Ohr schlugen? Schlugen? Von weither kam die Stimme ... der Hauch einer Sterbenden berührte ihr Herz.

„Nicht ... eher, ich ... schwöre es ... bei ... Christi heiligen Wunden, will ich ... an euch ... glauben, es sei denn, daß ihr mir das Gefühl der Dankbarkeit ... einflößen ... werdet ...“

Ihre Gedanken verwirrten sich. Ihr Antlitz sank langsam zu Boden.

Die Mauer rohen Stumpfsinnes, die rings um sie her aufgerichtet war, geriet ins Wanken.

„Kommt vom Schrecken, hat sie zu sehr mitgenommen“, brummte Klembowski, der Grusiner. Scham bedrängte ihn angesichts dieser Märtyrerin. Sein sonst so geziertes Maul hing schlaff vor Verlegenheit.

„Zu essen müssen wir ihr geben, Euer Wohlgeboren“, riet der einfältige Georgij Denissow, Sohn eines Petersburger Hausbesitzers.

„Schüsse und Beleidigungen, das ist das Los der Oberen.“ Der das sagte, war ein abgezehrter Gymnasiast. Die Faust des Ermordeten hatte ihn von der Schulbank in den Waffenrock gezwungen.

„Du hältst dein Maul, Pestrezow!“ verwies den Jungen ein alter pockennarbiger Korporal. „Wollte sehen, ob du dir ein Vergnügen daraus machst, wie diese zu leiden.“

„Ruhe da!“ zischte der Hauptmann. „Richtet sie noch zugrunde mit eurem Geschwätz. Seht ihr nicht, daß sie die Augen offen hat und alles hört? — Ach, was für Kerle ihr doch seid!“ Er spie verächtlich aus. „Wir müssen ihr helfen,“ wandte er sich schroff an Katharina Lieven, „raten Sie mir!“

Sie bettete das Haupt der Kaiserin auf einen zusammengerollten Soldatenmantel. Winkte mit den Augen einem, der ihr zunächst stand, daß er ihr hülfe, den schwachen Körper aufzurichten.

Ein Grenadier näherte sich der Kranken mit einem Glas Wasser. Sie wies es mit bitterem Lächeln zurück. Erhob sich, als wären aus dem Staube ihr Kräfte zugeströmt, mit wunderbarer Leichtigkeit, bedurfte nicht der vielen helfenden Hände, die sich ihr darboten. Stand, stolz und herrisch, im Begriff, in ihre Gemächer zurückzukehren. Die Demütigungen fielen gleich Lumpen von ihr. Von diesen plumpen Teufeln da hatte sie nichts zu erwarten.

Die sie umringende Wache hatte ihr ehrerbietig Platz gemacht. Was ein zuckendes Frauenherz nicht vermochte, bewirkte die königliche Gebärde, mit der sich Maria Feodorowna von ihren Peinigern befreite.

Als sie durch die Gasse der Grenadiere schritt, durchflutete sie blendend das Gefühl schmerzlichster Genugtuung: Tränen? Tränen in diesen harten Soldatenaugen? Sie begriff es nicht. Sie, die ihre Not, die ihre leidentblößte Seele dumpf und ungerührt betrachtet hatten, weinten ... weinten um ihretwillen? Es konnte ja nicht sein! Und doch war eine Täuschung unmöglich.

Wie aufwirbelnder Sturm traf sie die Erschütterung. Sie tastete sich, Halt suchend, an die Wand. Sah flammende, brausende Bewegung. Stimmen schlugen ihr entgegen.

„Fürchte dich nicht, unsere Mutter; wir lieben dich alle“, rief der, der sie vorhin aus seinem Becher erquicken wollte. Und: „Du, unsere Mutter! Vertraue auf uns!“ scholl es aus heiseren jauchzenden Kehlen.

Hatte der Himmel ihre Herzen gerührt?

Feierlich, zwingend hob sie den Arm.

„Ich nehme das Bekenntnis von euren Lippen als das köstliche und unverbrüchliche Unterpfand einer starken und reinen Gesinnung. Vergeßt es nicht, euer Gelöbnis, das euch der barmherzige Gott selber eingab.“

Leidenschaft ergriff sie. Die Soldaten glaubten ihr Herz pochen zu hören.

„Ich mache euch zu meinen Verbündeten! Meine Vertrauten und Nothelfer werdet ihr sein, wenn ich ein zweites Mal diesen Weg gehe. Eure Liebe ist meine Liebe. Ich danke euch, daß ihr mir den Glauben an euch zurückgegeben habt. Übermenschliches lastet auf mir — euer Versprechen soll es tragen helfen in den kommenden schweren Stunden.“

Maria Feodorowna neigte grüßend das Haupt. Man wich wie vor einer Heiligen zurück.

„Nikolaij, Wundertäter, tu Balsam auf ihr Herz“, flüsterte einer hinter ihr her.

*

Graf Lieven begehrte seine Mutter zu sprechen.

Sie erschrak zutiefst. Glaubte ihren Augen nicht zu trauen, als sie den Sohn eintreten sah. Wie, Christopher Andreijewitsch? Er war doch krank? Seit drei Wochen stand er in des Doktors Bek Behandlung. Und nun: Was wollte er? Was suchte er hier in dieser furchtbaren Nacht? Was führte ihn her? In wessen Auftrag, mit welcher Absicht drang er hier ein? Sie machte, unfähig, sie zu unterdrücken, eine heftig abwehrende Bewegung, als er sich ihr näherte.

Schamröte färbte ihm die Stirn.

„Mutter, wie soll ich Sie verstehen?“ Er stand bestürzt.

„Sag' es dir selbst. Was fragst du mich?“

„Sie glauben ...?“ fuhr er auf.

Sie nickte hart, aber ihre Augen waren voll Trauer.

Ein Blitz ungläubiger Erkenntnis spaltete die Zweifel, die ihn bedrängten. Jetzt, grundgütiger Himmel! sah er dem Grauen ins verzerrte Gesicht: die Mutter, die eigene Mutter war's, die ihn verwarf, die ihn für mitschuldig hielt an Kaiserverrat und Kaisermord!

Empörung flammte in seinen Worten.

„So wenig“, rief er, außer sich vor Schmerz, „kennen Sie Ihren Sohn, Mutter, daß Sie ihn gemeinster, fluchwürdigster Untat für fähig halten! So tief beleidigen Sie ihn, daß Sie mich in Gegenwart Ihrer Majestät des schimpflichsten Verbrechens zeihen! Mutter, besinnen Sie sich!“

„Geh, Christopher Andreijewitsch,“ stöhnte die alte Frau, „geh! Es kann kein Zufall sein. Verbirg dich vor dem Antlitz dieser armen Majestät, wenn dein Gewissen das noch zuläßt.“

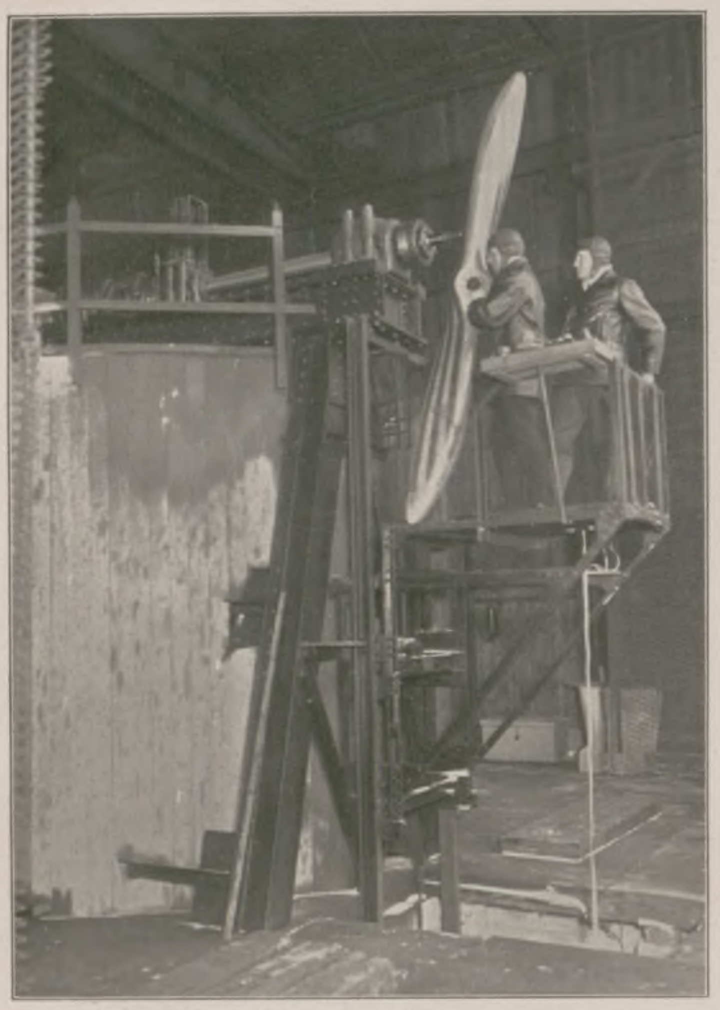
Entsetzt wandte sich Lieven an die Zarin, die ihm müde und ohne Anteil das Gesicht zukehrte. Das Blut fror ihm in den Adern. Mein Gott! Was sollte er tun, den Wahn zu vernichten, der ihn in den Augen dieser beiden Frauen so abscheulich richtete!

„Ich schwöre Eurer Majestät“, sagte er mühsam beherrscht, „beim Andenken an den mir teueren Vater, der sein Leben in selbstloser Treue zu seinem kaiserlichen Herrn, Ihrem Gemahl, hingab, daß ich der Katastrophe völlig ferngestanden ... ja, daß ich vor kaum einer Stunde nicht die geringste Kenntnis davon gehabt habe.“ (Fortsetzung s. Seite 934.)



Zur Weihnachtszeit auf dem Potsdamer Platz in Berlin.

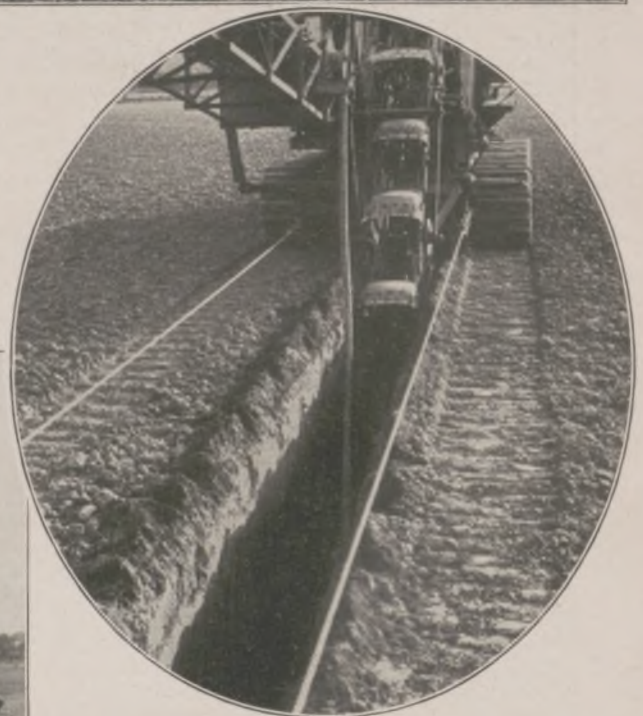
Für die „Illustrirte Zeitung" gezeichnet von Martin Frost.





Eine empfehlenswerte Anschaffung für Wochenend-Enthusiasten: Das Wochenendzelt mit Einrichtung, das in einem kleinen Auto-Anhängewagen bequem untergebracht werden kann, die ideale fahrbare Wohnung.

Links nebenstehend:
Aus dem mannigfachen Tätigkeitsbereich der Deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt (Berlin): Eine Luftschraube wird mittels Fahrstuhls am Prüfstand hochbefördert, um auf die Welle aufgesetzt zu werden.





Eine bedeutsame deutsche Erfindung auf dem Gebiete des Hochspannungswesens: Die vom Eisenwerk Weserhütte, Oynhausen, konstruierte Maschine, die automatisch Hochspannungskabel legt. Das linke Bild zeigt die Maschine bei der Arbeit: Vorn (links) der Raupenbagger, der den Graben für das zu legende Kabel zieht; dahinter wird das Kabel eingelegt und mit der vom Bagger ausgehobenen Erde zugeschüttet; der zweite Schlepper, der die Kabelrolle trägt, planiert dann wieder das Erdreich. Das rechte Bild gibt denselben Bagger mit dem von ihm ausgehobenen Graben und dem Kabel wieder. Die Maschine hat eine Stundenleistung von 60 bis 95 m verlegten Kabels.





Links: Der Tankwagen als Groß-Milchtransporteur: In London neueingeführte Milchbeförderung mittels Tankwagens, der in einem von Blech umkleideten Glasbehälter etwa 14000 Liter Milch faßt.
Rechts: Ein allseitig bewegbarer Kran: Der auf Raupenbändern laufende, außerdem in seinem Oberteil drehbare Kran bei einer Probevorführung. Diese gegenüber den üblichen völlig frei bewegbare Konstruktion wurde von der Maschinenbau-A.-G. vormals Beck & Henkel, Kassel, im Auftrag einer ausländischen Staatsbahn hergestellt. (Phot. Eberth, Kassel.)

WAS DIE TECHNIK AN NEUEN PRAKTISCHEN EINRICHTUNGEN BRINGT

(Fortsetzung der Novelle „Der Kaiser stirbt" auf Seite 930.)

Maria Feodorowna nickte stumm und entrückt. Die Hand, die er überströmend küssen wollte, entzog sich ihm. Fröstelnd, mit leerem Blick über ihn hinwegsehend, hob sie die Schultern.

„Wie", klagte er, „soll ich mich reinigen und rechtfertigen, wenn selbst Schwüren die Kraft des Glaubens versagt bleibt!"

Ratlos, erschüttert sank Lieven auf ein Taburett. Die englische Saitenuhr klimperte ein Glockenspiel. Auf den drei Menschen lastete Gruftstille.

„Sprich!"

Verwirrt hob er den Kopf. Wem galt der Ruf?

„Erkläre dich!"

„Mutter, nun höre ich wieder die alte vertraute Stimme. So darf ich endlich sprechen..."

Sie wehrte frohlockendem Ungestüm.

„Vergiß nicht, wo du bist. Was, wen suchtest du hier?"

Nagendes Mißtrauen klang aus der Frage.

„Meiner Mission mich entledigen!" schrie er. „Ihre Majestät und Sie selbst im Auftrag des Kaisers Alexander beschwören, den Michaelpalast zu verlassen!"

Die Zarin war zusammengezuckt. Kaiser Alexander? — Wie leicht ihm das Wort von den Lippen ging.

In fliegender Hast, mit oft sich überstürzenden Worten berichtete er von dem Befehl des Feldjägers, der ihn mitten in der Nacht unter seltsamstem, dringlichstem, konfusestem Gestammel in Allerhöchstem Auftrag zum Winterpalast beordert... von seinem Zögern erzählte er, dem unbestimmten Argwohn, den er bei Balatujews Begehren nicht losgeworden sei. Jetzt sei ihm alles klar, schrecklich klar, und er danke Gott, der ihm Herz und Hände rein erhalten habe. Von dem starren Schweigen der Frauen leidenschaftlich erregt, schilderte er bis ins einzelne, wie Dorothea Christopherowna sich stundenlang ans Fenster gesetzt und von da aus die dunkle Straße beobachtet habe bis zu dem Augenblick, da das unheimliche Gefährt aufgetaucht sei, in dem seine Frau den General-Adjutanten Seiner Majestät erkannte.

„Doch nicht Ouwarow?" Maria Feodorowna zitterte.

Er nickte, als trüge e r Schuld an der Untreue des anderen.

„Ouwarow, auch er... auch er! Wem soll man glauben, wenn seine Nächsten die Erbärmlichsten sind! Oh, Liebe und Zuneigung gab er für Niedrigkeit; Vertrauen für Verrat. Er hat es furchtbar büßen müssen. — Melden Sie meinem Sohn, daß sein Wunsch nichts an meinem Entschluß zu ändern vermag. Nicht eher verlasse ich diesen Palast, als bis ich die Leiche des Unglücklichen trauernd gegrüßt und für seine gemarterte Seele gebetet habe. Sie, Christopher Andreijewitsch, bitte ich, treffen Sie alle Anordnungen, damit ich meinen Toten ... sehen... kann."

Tief neigte sich Lieven vor der namenlosen Pein dieser Frau.

„Das Gedächtnis an diese Stunde, Eure Majestät," flüsterte er, „wird in einem russischen Herzen nie verlöschen."

V.

Um sieben Uhr morgens — Nebel hingen zwischen nackten Bäumen, die Sonne stand als kältende milchweiße Scheibe am Himmel — führte man sie zu ihm.

Das Zimmer sah verändert aus. Der trübe Schein eines Lämpchens fiel auf Möbel, die früher anders gestanden hatten. Gold eines Heiligenbildes blinkte herab.

An der oberen Bettkante und zu Füßen des Ermordeten klebten dünne knisternde Wachslichter. In seine kostbar gestickte Paradeuniform gehüllt, lag Paul fahl, mit gläsern aufgerissenen Augen. Keine mitleidige Hand hatten sie gefunden. Der Rand des bebuschten Generalhutes schnitt scharf mit den Brauenbogen ab. Im rötlichen zwielichtenen Schimmer der Stunde machte sein Gesicht, dessen Wunden von schmalen durchbluteten Verbänden bedeckt waren, einen grotesk-furchtsamen Eindruck. Allein der tote, gramvoll zum Plafond gerichtete Blick deckte die furchtbare Tragik vom Sterben dieses Mannes auf. Die leblosen klagenden Augen schienen das Entsetzen vor dem tödlichen Streich noch nicht verwunden zu haben.

Maria Feodorowna stand vor dem Bett. Das Blut brauste ihr in den Adern. Fassungslos, geduckt von der Wucht des Geschehens, lauschte sie immer nur auf den einen dumpfen, trostlos leeren Ton, der vom Hirn zum Herzen floß: Tot... tot... tot! hämmerten die Pulse... unablässig, vernichtend. Ihr war, als müsse sie Halt suchen, als könne sie sich nicht rühren von dem kleinwinzigen Fleck, den ihre Qual zu sprengen drohte. Mit einem bebenden Gefühl der Unsicherheit spürte sie, wie sie taumelnde, zitternde Bewegungen machte. Lautloser Sturm riß die Ängste in ihrer Brust zu glühenden Wogen empor. Das Gesicht des Toten erblickte sie durch rote Nebel. Aber je dichter die dunkelnden Schleier wurden, um so größer, schmerzlicher, entsetzlicher wuchs ihr das geschändete Haupt entgegen... drückte auf ihrer Seele gleich einer brennenden, blutenden Last... wuchtete, zwang, beugte sie... lag als atemraubendes, als unentrinnbares Fatum auf zitterndem Leben.

Maria Feodorowna tappte in graue fliehende Leere. Ein Wundern, weh und aus unendlichen Fernen kommend, erfüllte sie bis zum letzten Wesenswinkel. Ein armes Unbegreifen, dies alles tragen zu müssen, verstörte hilfloses huschendes Lächeln zur Grimasse. Ehe Bewußtlosigkeit umflortes Staunen völlig in Nacht versenkte, spürte sie mit bleierner Gleichgültigkeit, unfaßbar weit von ihr... schon außerhalb der metaphysischen Grenzen ihres Seins... ein winziges, dem Verlöschen nahes Flämmchen: sah ihre Zukunft... den Rest eines beladenen Witwentums...

„Ich ertrage es nicht," keuchte sie, „ich... kann... es... nicht..."

Dunkel schwemmte über sie hin. Ihre Lippen zuckten; ihre Sehnsucht mündete ein in stille uferlose Flut... Sterben, neben ihm liegen... immer und ewig... ohne Atem... ohne Wissen um Ziel und Ende... ruhen, ihm und dem Tode unlösbar verbunden...

Kraftlos sank sie über die Leiche. Ohnmacht fällte sie, als entfaltete Zarenfahnen und kirchliche Gesänge, raunend und inbrünstig anschwellend, Totenklage über zwei zerstörte Leben erhoben.

Die Türen hatten sich geöffnet, von dumpfem, tastendem Zwang gesprengt... weit... doppelflügelig. Auf der Schwelle und dahinter Kopf an Kopf — Soldaten und Lakaien. Lautlos und gebannt harrten sie. Einige hielten bunte Öllämpchen in den Händen. Andere lagen kniend im Gebet. Ein Chor geschulter Sänger stimmte den „Lobgesang der Cherubim" an. Bässe und Baritone strahlten auf, schwebend und feierlich, wie abendlich erglühende Kirchenfenster.

Der Tote ruhte. Seine unsteten Augen hatten nun Frieden gefunden. Auf der Brust lag neben dem Kruzifix ein Ilexzweig. Über den geneigten Köpfen klang die milde und klare Stimme des Priesters: Vater Vitja, Metropolitan der Kathedrale und kaiserlicher Hauskaplan, las die Messe. Als religiöse Zeremonienmeister assistierten ihm zwei düstere Männer in dunkelviolettem Strelitzenkaftan und den farbigen Stiefeln der Kirchendiener.

Vater Vitja hob die Arme: „Für die Ruhe und die irrende unsterbliche Seele des Knechtes Gottes, des Zaren Paul, flehen wir. Geleite sie, Herrscher in Ewigkeiten, heim in Dein himmlisches Reich. Nimm sie väterlich auf in Deiner unerforschlichen Barmherzigkeit. Denn siehe, er strauchelte und fiel im Irrgarten seines heißen, unruhevollen Lebens, das Dir allein in all seiner Schwäche und Not unverborgen blieb."

Er richtete sein blasses rundes Gesicht auf den Toten.

Das von allen gesprochene Vaterunser summte gleich einer erzenen, tief und langsam läutenden Glocke über Blachfeld der Trauer.

Und während sie feierlich ausschwang, segnete und bekreuzigte der Priester das, was vergänglich war an Zar Paul I., in seine leidenschaftliche Fürbitte die stille, stumme Frau einschließend.

VI.

Maul und Nase sperrte er auf, der Kasernenposten an der „Großen Million"... Musik in der Ferne? Klingklang in Zeiten, die einem den Nacken gerade tief genug beugten?

Die alarmierten Bataillone kehrten zurück. Noch war auf der schnurgeraden Avenue, die man viele Arschin hinab verfolgen konnte, nichts zu entdecken. Das Bumsen der Großen Trommel, deren Paukenschläge betrunken auf und nieder hüpften, erfüllte Peter Panteljejew mit Unruhe.

Verrückt waren die! Vor keinen zwei Stunden traf Befehl ein, die Kapelle solle sich schleunigst auf die Beine machen und zu den Truppen am Michaelpalast stoßen. Na, und? War doch weder Peter-Pauls-Tag heut noch das Fest der Wasserweihe? I was! Mochte sich sonst wer den Schädel zerbrechen; er hatte hier zu stehen und aufzupassen, daß Seiner Majestät Schilderhaus nicht davonlief.

Näher kamen sie. Wie die ausschritten! Ei, und wie der Wallach Trajan von der „Ersten" tänzelte und im Gebiß schäumte! Ganz deutlich konnte er's mit seinen scharfen Bauernaugen erkennen. Das Vieh war immer ein bißchen bockig, wenn es hinter der Musik ging. Und Sprünge machte der Satan... na warte, Luder, ihm sollt' es gehören, er wollte ihm die Mucken schon austreiben...

Und hinter den goldenen und silbernen Epauletten der Offiziere die staubwirbelnden Kompanien. Keine drei Minuten, und sie mußten an ihm vorbeidefilieren. Singen taten die Brüder, ach ja, waren rein des Deibels. Wann hatten die das letztemal gesungen?

Aus dem Gebäude des Regimentsstabes stürzen zwei Offiziere.

Der Posten reißt die Knarre von der Schulter. Keinen Blick gönnen sie dem erstarrten Peter. Wartend stehen sie im Torweg. Heben lauschend die Köpfe.

„Da hören Sie, Fürst," sagt der Kriegsrat Nikifor Matznew zu dem Oberstleutnant, und ein glückseliges Lächeln läuft über sein speckig glänzendes Gesicht, „hören Sie, jetzt läuten auch die Glocken... die schwere Barbara der Kathedrale ist darunter, belieben zu bemerken... Freiheit... die Freiheit grüßt uns — begreifen Sie doch um Christi willen..."

„Herrlich... über die Maßen herrlich", murmelt Fetissow. Eine breite Ordensschnalle prangt auf seiner Brust.

„Sehen Sie, Nikifor Nikiforowitsch" — er blinzelt verzückt ins Licht, das durch Wolkenspalten bricht — „wie die Sonne jetzt auch mit den Nebeln aufräumt! Ist das nun ein Symbol, oder ist's nur ein Zufall? Pah... Zufall! Wozu, frage ich, gibt es überhaupt ‚Zufälle'? Alles hat seinen Sinn und dient göttlicher Weisheit. Immer habe ich nach höherer Fügung gesucht... und gefunden, Nikifor Nikiforowitsch... wo andere sich mit dem platten Zufall zufrieden gaben... Ach, was schwätzen wir, Teurer! Ist mir doch, als jubilierten die

(Schluß siehe Seite 936.)



Mouson's Ausgewählte Werke
Originelle Seifenpackung in Bibliothekform
Mk. 2.-
Königsflieder Geschenkkasten
1 Flasche Königsflieder, 2 Stück Seife
Mk. 4.75
Marly-Flieder
Packung mit Parfüm und Toiletteseife
Mk. 2.25
Weihnachtsfreude!
Welch' eigener Zauber umwebt dieses Wort!
Welche Freude umschließt es: Freude zu geben und Freude zu empfangen unterm strahlenden Lichterbaum.
Wohlduftende Gaben - ein feinabgestimmtes Parfüm, eine edle Seife oder beides in schöner Form vereinigt als Geschenkpackung - sind feinsinnige Träger der Liebe und Aufmerksamkeit. —
Der zarte Duft und ihre Güte müssen gleichsam der Einstellung des Gebenden Ausdruck verleihen.
Wählen Sie
Mouson Parfümerien
Hochfeine Geschenkpackung
Eau de Cologne Variante
Mk. 6.25
Creme Mouson - Geschenkpackung
Inhalt: 1 Dose Creme Mouson und 2 Stück Creme Mouson-Seife
Mk. 2.90
Eleganter Geschenkkarton enthaltend:
Badesalz, Toiletteseife, Cold Cream, Creme Mouson und Festpuder
Mk. 7.75
Weihnachts-Packung
enthaltend: 1 Flasche Parfüm und 1 Stück Seife in Tannenzapfenform
Mk. 2.--
Chypre-Parfüm
Festpuder und Lippenstift in aparter Geschenkpackung
Mk. 6.--
Alt Kölnisch Wasser
Geschenkpackung mit 1 Flasche Alt-Kölnisch-Wasser und 2 Stück Seife
Mk. 4.--

Seraphim selber im himmlischen Orchester und schwebten dicht über der trunkenen Stadt. — He, du Dummkopf," sein Ruf fliegt, knarrend vor Heiterkeit, hinüber zum Posten, „nimm über! Tust dir an solch einem Freudentag am Ende noch Schaden an." Er winkt ihm aufgeräumt zu.

Und da wälzt sich nun die blaue blitzende Schlange heran. An der Spitze die Trompeter und Klarinettisten; dahinter Trommler und Querpfeifer — Federvieh. Glitzernd wankt der Schellenbaum mit den Roßschweifen über den Köpfen. Eine Wolke von Mitläufern hängt wie ein Immenschwarm an den Bataillonen. Schmierstiefel, Seidenflünkchen, Lackschühchen, Pantoffeln begleiten die Truppe. Alle Zugangsstraßen sind verstopft. Newafischer, Beamte der Hafenpolizei, buntes Volk, Gymnasiasten, Bürger, Männer und Frauen aller Stände strömen nebenher. Berittene Stadtwächter bahnen sich mühsam zu seiten der Soldaten den Weg. Unverdrossen. Es ist Feiertag heute. Niemand, der das vergessen möchte. Ein Lastträger mit offener Brust und blauem zerrissenen Hemd jappt, tierisch vor Eifer und Wildheit, immer wieder ein röchelndes Hurra aus verdorrter Kehle. Und brausend senkt sich die klingende Wolke des jubelnd aufgenommenen Rufes über Bombardon und Pauke.

Der Stabshauptmann Martow, Chef der „Ersten", stützt die Hand auf Trajans weißbeflockte Kruppe. Sein Baß ist heiser und herablassend:

„Seid dankbar für die Stunde, Jungens! Singt noch eins — ihr *dürft* wieder singen!"

Ein baumstarker hübscher Kerl, Chor- und Vorsänger des Regiments, stimmt an:

„Das Land der Polen kennt ihr wohl,
Wo Milch und Honig fließen soll . . .?"

Dröhnend pflanzt sich der Spottvers fort:

„Wir ritten hin und forschten nach —
Die Felder liegen wüst und brach.
Das ärmste Land ist Polen —
Der Teufel soll es holen!"

Ärgerlich lachend wendet sich Martow um. Ach so, ging auf ihn? Die stach ja gehörig der Hafer, sagten ihm „durch die Blume", was sie bisher nie zu sagen gewagt hatten. Na, wenn schon; die Brüder hatten so unrecht nicht — man stammte eben nicht umsonst aus Warschau, und unter Väterchen Paul waren sie auch von ihm nicht gerade karessiert worden . . . konnte, und wenn man klug war, mußte geändert werden. Kamen, pfui Kuckuck! „milde" Zeiten. Die Spatzen pfiffen es sich, kaum, daß der andere tot war, von den Dächern. Von dem neuen Alexander würden ja wohl die Soldaten noch wie Jungfern behandelt werden, hieß es.

„Nichts Vernünftigeres wißt ihr?" droht er mit schiefem Wohlwollen in ihre offenen schwitzenden Mäuler. „Teufelskerle, ihr! Aber singt mal jetzt was Ordentliches, was Weihevolleres. Singt das ‚Lied von den Fahnen'!"

Wieder gibt der am rechten Flügel den Ton an. Fanfarenhell stößt sein Atem in die brausende Luft:

„Hurra! Ihr Soldaten!
Hurra! Ihr lieben Leut'!
Wo sind denn eure Ahnen?"

Und zitternd inbrünstige Begeisterung schallt zur Antwort; alle, von der ersten bis zur letzten Kompanie, brüllen mit heller Hingabe, mit quellenden Augen:

„Wer fragt nach unsren Ahnen?
's sind die zerschoss'nen Fahnen,
Von Pulverdampf geweiht . . ."

*

Vor dem Exerzierhaus mit dem Doppeladler im Steinwappen hat der Oberst rechts und links einschwenken lassen. Die sechs Züge bilden ein offenes Viereck. Stehen regungslos mit angezogenem Gewehr. Die rostige Stimme hallt über sie hinweg. Viele verstehen nicht, was er ihnen zu sagen hat. Vielen wässert das Maul nach der versprochenen doppelten Fleischration.

„Soldaten!" röchelt der Oberst, „die Geschichte geht ihren ehernen Schritt. Aber wir . . . ihr seid es, die ihm die Richtung weisen. In dieser durchwachten Nacht, die das Gesicht von gespenstischen Zweifeln hatte, habt ihr das Herz des Schicksals pochen hören. *Das Gespenst ist vernichtet!* Sein Schemen mit den Nebeln vor dieser strahlenden Vorfrühlingssonne verweht. Der freundliche Blick einer neuen Zeit grüßt euch!"

Wie festgepflockt rasseln die Schlösser in schwielige Fäuste. Die Soldatenmauer erbebt unter dem dreifachen stürmischen Ruf, den der Kommandeur auf den neuen Kriegsherrn ausbringt. Und über die Mauer, von nah und von weit her, schwillt blindes, brodelndes, trunkenes Brausen. Von Frühlingsgewittern scheint die kühlbesonnte Märzluft zu zittern: „*Paul ist tot und Alexander erstanden!*"

Zehntausendfach schwingt, summt, läutet der Freudenschrei über der Stadt . . . huldigt, aus trauerschwarzer Nacht der Sklaverei in steile, ungemessene Freude aufsteigend, einem, der zu dieser Stunde das junge, Verzeihung heischende Haupt in den mütterlichen Schoß legt.

WISSEN UND LEBEN

Wie dreht sich die Erde? Die Achsendrehung der Erde, vermöge der nach der Lehre des Kopernikus die Sonne für uns im Osten auf- und im Westen untergeht, ist für den gewöhnlichen Verlauf des menschlichen Lebens ein ganz belangloser Vorgang. Unser Leben würde sich nicht um ein Haar anders gestalten, und der äußere Anblick der Welt würde sich gar nicht ändern, wenn wir von der Achsendrehung der Erde ebenso nichts wüßten wie die lange Reihe der Geschlechter, die vor Kopernikus gelebt haben, oder auch wie die große Zahl gegenwärtig noch lebender Naturvölker. Dieser Umstand, die Tatsache also, daß die Rotation der Erde nicht durch unmittelbare Beobachtung in den Bestand unserer wissenschaftlichen Erkenntnis eingetreten ist, sondern auf dem Wege der Schlußfolgerung, hat es mit sich gebracht, daß bis heute niemals die Frage gestellt und geprüft worden ist, ob unsere gewöhnliche Vorstellung, die wir uns von der Rotation der Erde machen, mit der Wirklichkeit vollkommen in Übereinstimmung ist. Man könnte sich nämlich denken, daß es nicht die ganze Erde ist, die um ihre Achse rotiert, sondern nur die äußere, durch Abkühlung im Weltenraum entstandene starre Rinde, die sogenannte Lithosphäre, die dem Magma des Erdinnern lose schwimmend aufliegt, und man wäre zu einer solchen Annahme deshalb berechtigt, weil das gesamte Erdinnere von ungefähr doppelt so großer Dichtebeschaffenheit ist wie di: Erdrinde, weil also auch das Trägheitsmoment für das Erdinnere ganz bedeutend größer ist als für die Lithosphäre. Die Sache würde dann so liegen, daß die von Westen nach Osten verlaufende (Kopernikanische) Rotation nicht ein ursprünglicher, der Erde von Anbeginn ihrer Entstehung an eigentümlicher Vorgang wäre, sondern diese Rotation hätte sich erst nach und nach im späteren Verlauf der Erdentwicklung herausgebildet, während die von Osten nach Westen verlaufende, ursprüngliche, schon bei der Ablösung vom Urball der Sonne vorhandene Rotation der Erde in diesem Zustand verharrte und noch heute verharrt. Das ist auf den ersten Blick nur eine Hypothese, und zwar eine scheinbar sehr gewagte Hypothese, aber es ist möglich, sie durch mathematische Prüfung zu erhärten. Diese Hypothese führt auch auf eine ganz neue Erklärung für den Ursprung und das Wesen der beiden Grundkräfte Schwere und Erdmagnetismus. Es ergibt sich nämlich, daß die allgemeinste und uns geläufigste Ausdrucksform der irdischen Schwere, der freie Fall, sich nun darstellen läßt als eine aus einem Kräfteparallelogramm resultierende Strecke, und die erdmagnetische Grundkraft läßt sich ableiten aus den Reibungsvorgängen, die notwendig bei einer Doppelrotation (Birotation) der Erde im Erdinnern auftreten müssen. Eben darin würde der Ursprung der erdelektrischen Vorgänge zu suchen sein. Da die irdische Schwerkraft nur ein Spezialfall der allgem:inen Gravitation im Sinne der Newtonschen Lehre ist, so folgt notwendig, daß die Birotation eine Eigentümlichkeit aller Himmelskörper sein muß, von denen eine Anziehungskraft ausgeht, zunächst und vornehmlich aller Mitglieder unseres Sonnensystems, also der Sonne selbst und aller Planeten. Ausgenommen sind jedoch die Monde, insbesondere der Mond der Erde, bei dem Rotation und Umlauf um die Erde ein und dasselbe sind. Demgemäß bestimmt sich die Anziehungskraft des Mondes aus der Innenrotation der Erde und dem Umlauf des Mondes um die Erde. Vielleicht das wichtigste Folgeergebnis aus der Birotationstheorie, deren formale (mathematische) Entwicklung durchaus in Übereinstimmung bleibt mit dem Newtonschen Gravitationsgesetz, besteht darin, daß es nunmehr möglich wird, uns ein richtiges Bild zu machen von der physischen Beschaffenheit der Sonne, der Planeten und der Monde. Die Newtonsche Gravitationstheorie nämlich zwingt als Theorie der allgemeinen Massenanziehung zu der Annahme, daß alle diese Himmelskörper von sehr unterschiedlicher Dichtebeschaffenheit sind, was in sehr ernstem Widerspruch steht mit unserer denknotwendigen Vorstellung von der Einheit der Welt und der Einheit alles natürlichen Geschehens; die Birotationstheorie dagegen macht es möglich, ja, zwingt dazu, jene Annahme ganz aufzugeben, denn es stellt sich nun heraus, daß die aus der Newtonschen Theorie zu berechnenden Dichtezustände nicht den ganzen Himmelskörpern angehören, sondern daß sie Eigenschaften nur des Teiles sind, den wir bei der Erde die Erdrinde oder die Lithosphäre nennen, daß aber die weitaus überwiegend größere Hauptmasse der Himmelskörper von gleicher Dichtebeschaffenheit ist wie das Innere der Erde, also aus Eisen und Nickeleisen besteht. Eine unmittelbare Bestätigung liefert uns der Anblick der Sonne selbst. Der scharf abgegrenzte Sonnenrand, wie ihn die Beobachtung zeigt, wäre unmöglich, wenn wir annehmen müßten, daß die Sonne ein im wesentlichen aus Wasserstoff bestehender glühender Gasball sei, wie es die reine Newtonsche Theorie erfordert. Was wir von der Sonne erblicken, ist in Wahrheit das Sonneninnere, die sogenannte Photosphäre, und diese zeigt uns eben den scharf abgegrenzten Rand einer ungeheueren glühenden Eisenmasse. Nur die äußere Hülle der Sonne, die bei totalen Finsternissen sichtbar werdende Chromosphäre, setzt sich aus Gasen zusammen, deren Dichtebeschaffenheit dem aus der Newtonschen Theorie sich ergebenden Wert entspricht. Auch der kleine kugelförmige tote Klumpen, der sich um die Erde bewegt, und den wir den Mond nennen, besteht demnach aus Eisen und Nickeleisen, dessen ehemals in kosmischer Vorzeit glutflüssiger Zustand schon vor Jahrmillionen dem Zustand gänzlicher Erstarrung Platz gemacht hat. Wir beobachten bei totalen Mondfinsternissen allemal ein matt kupferfarbenes Leuchten des Mondes, obwohl der Mond ganz in den Kernschatten der Erde eingehüllt ist; dieses Leuchten wäre nicht möglich, wenn der Mondkörper wirklich von so geringer Dichte wäre, wie sie aus der Newtonschen Theorie abgeleitet werden muß. Das kupferfarbene Leuchten wird eben hervorgerufen durch das Glühen der Mondeisenmasse, das unter Einwirkung der Bestrahlung durch die Sonne entsteht, denn die Wärmewirkung der Sonne auf den Mond ist mit guter Sicherheit auf 150 bis 200 Grad Celsius berechnet worden. Das kupferfarbene Leuchten des Mondes ist also immer vorhanden, nicht nur bei totalen Bedeckungen durch die Erde; es wird unter gewöhnlichen Umständen für uns nur nicht sichtbar. Schließlich sei noch erwähnt, daß sich aus der Birotationstheorie eine sehr einfache Formel für die Berechnung der Rotationszeiten der Planeten ableiten läßt. Sie ergibt für den Planeten Venus eine Rotationsdauer von 1 Tag 4 Std. 13 Min. 9 Sek., für Merkur von 1 Tag 14 Std. 34 Min. 9 Sek. — Nach der allgemeinen Relativitätstheorie Einsteins sind Zentrifugalkräfte nach außen gerichtete Gravitationskräfte; erst die Umkehrung dieses Satzes ergibt den wahren Sachverhalt: nach der Birotationstheorie sind Gravitationskräfte nach innen gerichtete Zentrifugalkräfte. Hans Passarge.

Das erdgeschichtliche Alter unserer Weihnachtsbäume. Drei Nadelbäume werden in Deutschland als Weihnachtsbäume geschmückt: in Norddeutschland die Kiefer, in Mitteldeutschland die Tanne und die Fichte und in Süddeutschland fast nur die Tanne. Nicht immer ist also die Tanne der Baum, der nach dem bekannten Weihnachtslied „O Tannenbaum, o Tannenbaum ...“ zum Symbol deutscher Weihnachten gemacht wird. Aber immer verwendet man einen Nadelbaum. Uralt ist das Geschlecht dieser Nadelbäume. Am Ende des Erdaltertums, vor mehr als hundert Millionen Jahren, traten in den sogenannten Rotliegendenschichten die ersten Nadelbäume auf, die in versteinertem Zustand als Walchia auf uns überkommen sind. Man wird beim Anblick dieser versteinerten Abdrücke an Zweige der sogenann-

ten Zimmertanne erinnert, obgleich diese beiden Gewächse nichts miteinander zu tun haben. Die Ähnlichkeit wird nur durch die Blätter gegeben. Nadelhölzer in größerer Anzahl finden sich später in den Zechsteinschichten, und zwar im dazugehörigen Kupferschiefer. Die alten Bergleute schon kannten diese alten Nadelbäume und nannten ihre Reste „Kornähren". In der Wissenschaft werden sie mit Ullmannia und Voltzia bezeichnet. Überall in deutscher Landschaft finden sich im Kupferschiefer diese uralten Nadelhölzer. Im frühen Erdmittelalter zeigt sich in deutschen Keuperschichten eine große Anzahl versteinerter Nadelhölzer. Die Araukarien, zu denen die sogenannten Zimmertannen gehören, entfalten sich im Keuper. Man erkennt an den versteinerten Zapfen ihre Verwandtschaft mit den heutigen Koniferen, und die Wissenschaft steht jetzt auf dem Standpunkt, daß diese Araukarien die primitivsten Nadelbäume sind. Aus der zechsteinzeitlichen Voltzia entwickelt sich bis zum Keuper die Sumpfzypresse. Die heute noch als Taxodium und Sequoia lebende Sumpfzypresse erscheint erst in der jüngeren Kreidezeit. Wann die Familie der Tannen zuerst auftritt, ist bisher unbekannt geblieben. Man nimmt allgemein an, daß die ältesten Spuren dieser artenreichen und weitverbreiteten Familie bis in den unteren Jura zurückgehen. Außer Wacholder und Eibe gehören alle deutschen Nadelbäume zu den Tannengewächsen. Während ihre versteinerten Reste im Jura noch selten sind, treten sie in den ältesten Kreideschichten häufiger auf. Seit dieser Zeit haben die Tannengewächse sich entwickelt, und heute stehen nach dem deutschen Pflanzenforscher Gothan die Kiefern auf der Höhe dieser Entwicklung. Unsere Nadelbäume erreichen im Erdmittelalter die größte Mannigfaltigkeit. Kunde über unsere Nadelbäume aus der tertiären Braunkohlenzeit bringt uns der Bernstein. Das Harz selbst, das der Bernstein in versteinerter Form darstellt, stammt von vorweltlichen Nadelbäumen, die den Kiefern und Fichten verwandt sind. Oftmals findet man den Bernstein noch in Verbindung mit dem Holz der Bernstein liefernden Nadelhölzer. Stellenweise ist diese tertiäre Nadelholzflora bis heute im Mittelmeergebiet und auf dem Balkan noch zu Hause. So grünt in Serbien die Omorika-Fichte, die zu den tannenartigen Fichten gehört. Diese Fichtenart tritt bei uns im alttertiären Bernstein auf. Eine Verwandte dieser Fichte kam bis kurz vor der diluvialen Eiszeit in Deutschland vor. Auch die rumänische Weymuthskiefer gehört zu diesen Bäumen. Die Eiszeit ließ wiederholt die Koniferen mit der übrigen Flora nach dem Süden abwandern, und erst nach dem Abschmelzen der Eismassen zogen zunächst Kiefern und Birken, dann Eichen und Fichten und darauf erst die übrigen Waldbäume dem nach Norden zurückschmelzenden Eisrand nach. Rudolf Hundt.

Neue Versuche der Krebsbehandlung. Die Behandlung des Krebses ist nach wie vor das Problem der Medizin. Unbeirrt von den Versuchen, die Entstehung dieser Krankheit (oder Krankheiten?) zu erhellen, die bis heute unfruchtbar blieben — erst neuerdings ist die Unrichtigkeit der von Gye und Barnard seinerzeit angegebenen Auffindung eines lebenden Krebserregers wieder scharf nachgewiesen worden — unbeirrt von allen diesen theoretischen Arbeiten gehen die Bemühungen der Ärzte um Auffindung eines wirksamen Heilverfahrens weiter. Neben Radium und Röntgenstrahlen hat sich bisher einzig das Messer des Chirurgen als erfolgreich erwiesen. Freilich ist das eine Methode, die — selbst wenn sie immer helfen würde — der Medizin nie als erstrebenswerteste gelten wird. So werden die Versuche um Ausarbeitung anderer wirksamer Heilmaßnahmen rastlos fortgesetzt. Neuerdings wird von der Anwendung elektrischer Wärme bei der Krebsbekämpfung gemeldet. Der Berliner Chirurg Professor F. Keysser hat von einer Reihe von Krebsfällen berichtet, bei denen er durch elektrische Durchwärmung Dauerheilungen erzielen konnte. Dieses Prinzip ist auch schon an anderen Kliniken ausprobiert worden, ohne daß so gute Erfolge erzielt werden konnten. Besonders kommt der elektrische Strom in der Form der Diathermie zur Anwendung. Es handelt sich dabei um die Verwendung eines Hochfrequenzstromes in eigenartiger Anwendung, sie wird seit rund 20 Jahren klinisch verwertet. Das ganze zwischen den Elektroden liegende Körpergewebe wird durchwärmt, unter Umständen bis zur Verkohlung erhitzt. So lassen sich Wärmewirkungen bis in große, vorher nicht erreichbare Tiefen des Körpers ausüben. Solange die Wärmewirkung mäßig stark ist, wird eine zu Heilungszwecken erwünschte Blutüberfüllung hervorgerufen, eine heilsame Hyperämie: die Strömung der Lymphe und anderer Gewebsflüssigkeiten erfährt Anregung. Diese Heilwirkung wird bei der Krebsbehandlung gleichzeitig mit den zerstörenden Wärmegraden verwendet; es wird eine Art Austrocknung der erkrankten Gewebsteile erzielt, die in ihrer Wirkung der Entfernung mit dem Messer gleichwertig sein soll. Die Erfolge Keyssers mit dieser elektrischen Durchwärmungsbehandlung sind bemerkenswert, wie jeder Schritt, der die Krebsheilung näherzubringen scheint. Es ist aber zu beachten, daß beispielsweise die Wiener chirurgischen Kliniken und die Wiener Halsklinik mit einem prinzipiell gleichen Verfahren keine Erfolge erzielen konnten, die auf operative Behandlung hätten verzichten lassen. So muß man sich vorläufig hüten, unbegründete Hoffnungen zu fassen, und die weitere Erprobung des elektrischen Verfahrens an Kranken auch anderer Kliniken abwarten. Daß hier nichts versäumt wird, ist sicher, denn gerade auf dem Gebiete der Krebsbehandlung wird jede Anregung von zahlreichen Stellen begierig aufgegriffen. Dr. W. Schweisheimer.

Kohlensäure und Pflanzenwachstum. Aufmerksame Beobachter haben schon früher festgestellt, daß Blumen in Schlafzimmern, Schulräumen, Gastwirtschaften, unter Frühbeetfenstern besser gedeihen, d. h. kräftiger im Laubwerk sich entwickeln und williger blühen als in anderen Zimmern, obwohl sie hier dieselben Belichtungs- und Wärmeverhältnisse und sorgfältige Pflege genießen. Lange Zeit hat man in der gärtnerischen Praxis geglaubt, diesem Mangel durch mineralische und stickstoffhaltige Düngung zu begegnen, ohne zu bedenken, daß die Pflanzen durchschnittlich aus 49,9 Proz. Kohlenstoff, 6,1 Proz. Wasserstoff, 43,8 Proz. Sauerstoff und nur aus 0,07 Proz. Stickstoff und 0,4 Proz. mineralischen Bestandteilen bestehen. Behauptete doch die Wissenschaft, daß der natürliche Gehalt der Luft an Kohlensäure (0,03 Proz.) völlig genüge, den Pflanzen die zu ihrem Aufbau nötige Kohlenstoffmenge durch die Assimilation zuzuführen. Neuere, eingehende Untersuchungen haben jedoch ergeben, daß nicht der Kohlensäuregehalt der freien Luft, sondern auch die Kohlensäuremenge in und über dem Boden eine ausschlaggebende Rolle für die Entwicklung der Pflanzenwelt spielt. Die in der Luft enthaltene Kohlensäuremenge reicht mithin nicht aus, Pflanzen zur Höchstleistung zu befähigen; es muß noch Nachhilfe durch natürliche oder künstliche Zufuhr — natürlich in gewissen Konzentrationsgrenzen — geschaffen werden. So ist es zu verstehen, daß Blumen, Gemüse, Feldfrüchte, Waldbäume trotz guter Durcharbeitung auf Lehmboden nicht in gleicher Üppigkeit sich entwickeln wie auf gut humosem Boden, der in seinen Zersetzungsprozessen viel Kohlensäure entwickelt. Für den unberührten Waldboden hat Meinecke in einer umfangreichen Experimentaluntersuchung erwiesen, daß der Kohlensäuregehalt der Waldluft durchschnittlich um 0,01 Proz., ja, oft um 0,05 Proz. höher ist als im Freien. Dieser Überschuß an Kohlensäure stammt aus den chemischen Zersetzungsvorgängen und der Bakterientätigkeit im Boden. Vom Boden bis zu den Kronen der Bäume fällt der Kohlensäuregehalt, am geringsten ist er über den Kronen. Wind, Feuchtigkeit, starke Wärmedifferenzen erniedrigen den Gehalt an Bodenkohlensäure. Selbst die Jahreszeit spielt bei der Kohlensäureproduktion des Bodens eine Rolle. Günstig sind die Monate April, Mai, Juni, also die Zeit, die für pflanzliche Neubildungen hauptsächlich in Betracht kommt. So ergeben sich aus diesen und ähnlichen Untersuchungen wertvolle Fingerzeige nicht nur für den Land- und Forstwirt; auch für den Gärtner und Blumenfreund ist die Erkenntnis vom Werte der Kohlensäuredüngung ein schätzenswerter Fortschritt. Biologisch betrachtet, ist die Fähigkeit der Pflanzen, größere Mengen Kohlensäure, als in der freien Luft geboten werden, durch den Assimilationsprozeß sich dienstbar zu machen, ein Beweis, daß ihre Arbeit zweckmäßig auf ein Optimum der Leistung eingestellt ist, daß aber im natürlichen Lauf der Dinge Extreme nach der minimalen oder maximalen Seite

vermieden werden sollen. Pflanzengeschichtlich betrachtet, können diese neueren Untersuchungen auch als eine Stütze für die Ansicht gewertet werden, daß die gewaltige Produktion von pflanzlichem Material in der Tertiärzeit, das in unseren Braunkohlenlagern aufgespeichert ist, nicht nur günstigeren klimatischen Faktoren jener Zeit, sondern auch einem höheren Kohlensäuregehalt der freien Luft seine Entstehung verdankt.

Dr. Stange.

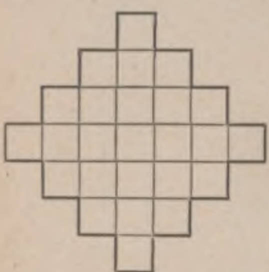
Zur Orgelkunde. Innerhalb der vielgestaltigen Musikrenaissance der Nachkriegsjahre ist auch der „Königin der Instrumente", der Orgel, ihr Recht geworden. Ganz groß angelegte Tagungen riefen in diesen Jahren Berufsorganisten, Orgelbauer, Geistliche und sonstige Freunde des Instruments zu Vorträgen und Beratungen über liturgische, künstlerische, technische und geschichtliche Probleme nach Hamburg, Freiburg i. Br. und Freiberg i. Sa. Vor allem ist noch Klarheit über die stilistische Wiedergabe der Orgelschöpfungen der alten Meister zu schaffen. Da kommt das soeben von Gotthold Frotscher veröffentlichte illustrierte Handbuch „Die Orgel", das der Verlag J. J. Weber in Leipzig seiner bekannten Sammlung eingereiht hat, gerade recht, um an der Klärung der Dinge mitzuhelfen. Und das vermag es in hohem Maße; denn der Danziger Privatdozent erweist sich in dem rund 300 Seiten umfassenden Buch als ein nicht nur wissenschaftlich, sondern offenbar auch praktisch vollständig über der Sache stehender Schriftsteller. In außerordentlich übersichtlicher Weise erhält der Leser darin erschöpfenden Aufschluß über die technische Einrichtung der Orgel, ihre Geschichte, künstlerische Beherrschung, die wichtigsten Epochen in der Geschichte der Orgelmusik, das Schrifttum über das Tonwerkzeug, über seine kleinere Schwester: das Harmonium, usw. Das Buch steht völlig auf der wissenschaftlichen Höhe der Zeit, hat also auch dem Mann vom Bau nicht wenig zu sagen, ist aber so allgemeinverständlich abgefaßt, daß es auch jeden gebildeten Musikfreund in die Hand gelegt werden kann. Dreißig Abbildungen beleben den Text und dienen seinem Verständnis.

u.

ZUM NACHDENKEN

Weihnachtsrätsel.

Aus den Silben be — berg — chri — de — den — ei — el — ge — irr — kli — ko — le — mal — mau — me — ni — no — nor — o — ra — rheins — ri — ro — sen — send — so — ster — stoph — ta — tau — ti — um — us — wer — wisch — xi sind 14 Wörter zu bilden, die bedeuten: 1 amerikanischer Staat, 2 Stadt im Bezirk Potsdam, 3 Metall, 4 Muse der Geschichte, 5 Grabstätte, 6 Zahl, 7 Vogel, 8 Harzstadt, 9 unruhiger Mensch, 10 weiblicher Vorname, 11 Vorname des Kolumbus, 12 römischer Kaiser, 13 Insel im Mittelmeer, 14 Himmelsrichtung. — Die Anfangs- und Endbuchstaben der einzelnen Wörter, jedesmal zusammengenommen und aneinandergereiht, ergeben den Anfang eines Weihnachtsliedes.



Magisches Diamanträtsel.

Wagerechte und senkrechte Reihen der links stehenden Figur sind gleichlautend: 1 Konsonant, 2 Unrat, 3 geometrische Figur, 4 deutscher Dichter, 5 Schreibmaterial, 6 Gewässer, 7 Konsonant.

Zur Verwendung kommen die Buchstaben: e e e e e e i i k k k k n n o o r r r r r s s t t t.

Heilige Nacht.



Verwandlungsaufgabe.

Eisen, Stern, Adele, Achse, Laune, Ehe, Luchs, Eros, Geld, Horn, Arzt, Elle, Otto, Inder, Saul, Wand, April, Erde, Amme, Brot, Ill, Reise, Pferd, Feile, Ischl, Asen Bern, Abel, Aden, Rang, Ida, Ampel, Gera, Eckart.

Jedes der angeführten Wörter ist in ein anderes zu verwandeln, indem man den letzten Buchstaben streicht, dafür aber einen andern vorn hinzufügt. Beispiel: Reise = Preis. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter ergeben dann ein Mahnwort.

Pflichterfüllung.

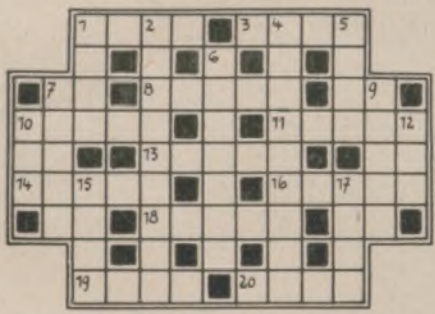
Wer redlich jeden einszwei tut
Sein zweieins, das ihm aufgetragen,
Der hat zum Leben rechten Mut
Und Sonntags Freude und Behagen.

Magisches Zahlenquadrat.

Die Zahlen 19 bis 43 sind derart in die Felder der rechts stehenden Figur zu verteilen, daß die Summen der wagerechten, der senkrechten und der Diagonalreihen stets die Zahl 155 ergeben.



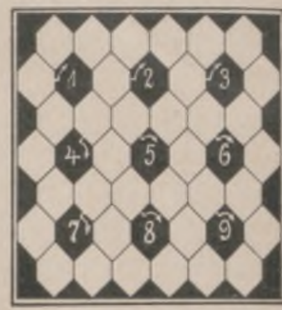
Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1 Fußlose Insektenlarve, 3 Gedichtsart, 8 Metall, 10 Landschaft am Nil, 11 erloschenes englisches Königshaus, 13 Muse, 14 Schwiegersohn, 16 Zeiteinteilung, 18 Aufenthaltsnachweis, 19 Kröte, 20 spanische Silbermünze; senkrecht: 1 Himmelsgestirn, 2 europäisches Königreich, 4 Gebärdenspiel, 5 Meerenge in der Ostsee, 6 Geliebte und zweite Gemahlin des Perikles, 7 Stadt in Oberitalien, 9 Becher aus Edelmetall, 10 Gewässer, 12 Farbe, 15 Nebenfluß der Donau, 17 römischer Kaiser.

Wabenrätsel.

Um jedes schwarze Feld liegen sechs weiße Felder. In jedes weiße Feld ist ein Buchstabe zu schreiben. Die Buchstaben bilden Wörter. Ein Wort besteht also aus sechs Buchstaben. Jedes Wort beginnt in dem Felde, von dem der Pfeil ausgeht, und wird rechtsherum gelesen. Die Wörter bedeuten: 1 Edelstein, 2 Seekrebs, 3 Planet, 4 Fluß in Ostpreußen, 5 Tanz, 6 italienischer Staatsmann, 7 Ruhetag der Hebräer, 8 Quellnymphe, 9 Vertiefung in Mauern.



Verlockend.

Auf dem Jahrmarkt wagt mich alt und jung
Gar gern mit der Verkleinerung.

Die Stammtischbrüder.

Vergnügt saßen schon so manchen Abend mehrere Herren am Stammtisch zusammen, als einmal ein besonders Pfiffiger darauf verfiel, die Namen der Anwesenden durcheinanderzuschütteln. Und sieh, er fand, daß jeder Stammtischbruder seinen Beruf im Namen trug. Die Herren hießen:

O. E. Bausner — Albert Huch — Martin Zetes — D. Lodnergähner — Adi Bluehr — Osk. Prätester — Toni Regensfersch — K. Manreiche — Ant. Mepories — G. E. Graunebei.

Welchen Beruf hatte nun jeder der Herren?

Versteckrätsel.

In jedem der nachstehenden Wörter ist — ohne Rücksicht auf die Silbenteilung — die Silbe eines Sprichtworts versteckt: Badesaison, Herrnhut, Irene, Taugenichts, Nibelungenlied, Ohnmachtsanfall, Paradies, Tapferkeit, Adelaide, Lafette.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4319.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4317.

Magische Figur: 1 Sumatra, 2 Amadeus, 3 Adams, 4 Stempel, 5 Gruseln.

Gegensatzrätsel: 1 **b**illig, 2 **e**rnst, 3 **d**ort, 4 **e**cht, 5 **n**irgends, 6 **k**lar, 7 **e**hrenhaft, 8 **d**umm, 9 **a**ufmerksam, 10 **s**chön, 11 **e**rlaubt, 12 **n**ehmen, 13 **d**ienen, 14 **e**rbleichen. — Bedenke das Ende.

Ermahnung: Rat, vor, Vorrat.

Kreuzworträtsel: Wagerecht. 1 Arosa, 4 Etzel, 7 Tristan, 9 Adria, 10 Avers, 11 Spott, 12 Lehne, 13 Summe, 16 Sturm, 19 Preis, 20 Pinie, 21 Lessing, 22 Alsen, 23 Nelke; senkrecht: 1 Atlas, 2 Sprit, 3 Asiat, 4 Ettal, 5 Trave, 6 Linse, 7 Trommel, 8 Nehrung, 13 Spika, 14 Miete, 15 Essen, 16 Spion, 17 Tinte, 18 Meise.

Schachaufgabe: (Kg2, De1, Tc2, Le4, Bb4, c3, d5, f5, g3, h4 — Ke5, Bb5, b6, h5, h6). Matt in drei Zügen! — 1. De1 — a1!, Ke5 × Le4. 2. Da1 — e1†, Ke4 × d5 (f5). 3. De1 — e6 ‡. 1. ......, Ke5 × Le4. 2. Da1 — e1†, Ke4 — d3. 3. De1 — e2 ‡. 1. ......, Ke5 — d6 (f6). 2. Da1 — a7, Kd6 (f6) — e5. 3. Da7 — e7 ‡.

Die Entwicklung der Parfümerie. Eine ausgedehnte Weltumfrage hat bei den großen Modefriseuren und Luxusgeschäften von Paris und London den augenblicklichen Stand des Parfümverkaufes festgestellt. Es ist interessant zu erfahren, daß in einer Zeit, in der die Welt eine Wirtschaftskrise durchzumachen hat, der Parfüm- und Puderumsatz sich seit den vergangenen sechs Jahren mehr als verdoppelt hat. Liebenswürdigerweise haben die Notabeln der Parfümerie kundgeben können, daß diese Steigerung des Verkaufes hauptsächlich dem großen Pariser Parfümeur Godet zu verdanken ist. In Wahrheit haben die beiden Gerüche „Petite Fleur Bleue" und „Folie Bleue" die Aufmerksamkeit der eleganten Welt auf sich gezogen. Wer sich davon überzeugt hat, kann nichts anderes tun, als dem Pariser großen Parfümeur vollste Anerkennung zu zollen. „Petite Fleur Bleue" und „Folie Bleue" sind in Berlin schon im Handel. Die letzte Schöpfung moderner Parfümkunst: „Divin Mensonge" ebenfalls von Godet, dürfte das Parfüm des Jahres 1928 sein.

Von dem in der vorliegenden Nummer wiedergegebenen

Weihnachtsevangelium

(gezeichnet von Knabe)

sind Einzelabzüge zum Preise von RM. —.80 (Porto für Rolle RM. —.15) zu beziehen.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig C 1.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8 e., 44|bis Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG J.J.WEBER LEIPZIG

NR. 4319. 169. BAND EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 22. DEZEMBER 1927

GESCHENKE FÜR'S LEBEN



BERNDORFER BESTECKE UND TAFELGERÄTE

Erhältlich in allen Fachgeschäften und in den Niederlagen: Berlin W., Leipzigerstraße 6. München, Weinstraße 4. Wien, I. Wollzeile 12, I. Graben 12, VI. Mariahilferstraße 19/21. Prag, Ulice 28 rijna 11, Budapest, IV. Vaci utca 4. Zweigfabriken: Eßlingen a. N., Luzern, Murbacherstraße 1. Mailand, Via Pergolesi 8-10. Bukarest, Strada C. A. Rosetti 3.

Berndorfer Metallwarenfabrik Arthur Krupp A. G. Berndorf, N.-Oest.



Die Aktiengesellschaft CRISTALLERIES DE NANCY
Niederlage in Paris: 47 Rue Le Peletier
zeigt uns eine neue und prächtige Sammlung in

SCHLEIFKRISTALLEN

Vasen, Tafelservicen und Fantasieartikel sowie Garnituren für den Toilettetisch und Flacons für Luxus-Parfümerie, in schönsten Verzierungen und Farben

GRAND PRIX ARTS DECORATIFS PARIS 1925



Mutter ... zu Weihnachten eine

Junghans-Taschenuhr

Erhältlich in den guten Uhrenfachgeschäften.

Der unangenehme Nachgeschmack vom Rauchen verschwindet völlig bei dem Gebrauch der

Ortizon
MUNDWASSER-KUGELN

Vortrefflich desinfizierendes vollkommen unschädliches, Zahnfleisch und Zahnschmelz nicht angreifendes Mittel. 1 bis 2 Kugeln, in einem Glase Wasser aufgelöst, ergeben ein zuverlässig wirksames, erfrischendes Mundwasser. Beginnen Sie noch heute mit der Ortizon-Mundpflege! Sie werden ein dauernder Anhänger dieses vorzüglichen Präparates. Original-Packung "Bayer" zu RM. 2.25 in allen einschlägigen Geschäften erhältlich

Ortizon
MUNDWASSER-KUGELN





Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4319. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 22. Dezember 1927.



Allgemeine Notizen.

Bayreuther Bühnenfestspiele 1928. Der große Erfolg der diesjährigen Bayreuther Bühnenfestspiele hat die Festspielleitung veranlaßt, schon kommendes Jahr die Aufführungen zu wiederholen. Zur Aufführung gelangen Tristan und Isolde, Parsifal und der Ring des Nibelungen. Die erste Aufführung ist in der Zeit vom 19. bis zum 26. Juli: 19. Juli Tristan, 20. Juli Parsifal, 22. Juli Rheingold, 23. Juli Walküre, 24. Juli Siegfried und 26. Juli Götterdämmerung. Die zweite Aufführung in der gleichen Reihenfolge erfolgt vom 28. Juli bis zum 5. August, darauf dann am 6. und 10. August der Ring. Weitere Aufführungen, Tristan am 18. August und Parsifal am 19. August, beschließen die Festspiele.

Die Absicht, geschmackvoll und wirksam zu werben und die geladenen Gäste in reizvoller Weise zu unterhalten, erreichte die Elida Akt.-Ges. vollkommen in ihrer kürzlich im „Neuen Operetten-Theater" in Leipzig veranstalteten Sonntags-Matinee. In den vielgestaltigen (musikalischen, tänzerischen, humoristischen und Gesangs-)Darbietungen erster Künstler kehrte das Leitmotiv des angeregten Vormittages immer wieder: „Sei schön durch Elida"! Ein Grundsatz, von dem das Publikum ebenfalls durch den überaus wirksamen Elida-Film „Das wiedergewonnene Paradies" überzeugt wurde und der auch in der Begrüßungsansprache der Direktion vertreten wurde, die im übrigen eine Darstellung der großartigen Entwicklung der Elida Akt.-Ges. gab und den „Dienst am Kunden" besonders betonte. Wohl alle Gäste, zumal die Damen, die eine Elida-Spende erhielten, werden als überzeugte Elida-Anhänger zum Sonntagsbraten gegangen sein.

Zusammenschluß der Leipziger Textilmesse. Zur Frühjahrsmesse 1928 wird die gesamte Textilmesse vom 4. bis zum 7. März außer in der Textilmeßhalle Königsplatz in den Vereinigten Textilmeßhäusern Königsplatz und Härtelstraße auf einem Ausstellungsraum von etwa 15 000 qm zusammengeschlossen sein. Die Textilmeßhäuser bieten völlig ausreichenden Raum und gehören zu den schönsten und modernsten Meßhäusern Leipzigs.

Beschleunigung der Fahrt nach Kairo. Der wöchentliche Ägypten-Expreßdienst des Lloyd Triestino führt seit kurzem über Venedig und fährt von dort jeden Sonnabend um 13 Uhr nach Alexandrien ab. Reisende, die mit dem Fern-D-Zug 6 über Frankfurt a. M., Basel,

Mailand nach Venedig fahren, kommen am Sonnabend um 10.45 dort an und können von der Bahnstation mit Gondel direkt zu dem am Lloydkai, Canal della Guidecca, vertauten Dampfer „Helouan“ oder „Vienna“ sich begeben, der nach dreitägiger Seefahrt am Dienstag 15.30 in Alexandrien ankommt. Dort wartet bereits am Gabbarykai ein Sonderzug, mit dem die Reise nach Kairo fortgesetzt werden kann. Jede wünschenswerte weitere Auskunft erteilt die General-Agentur des Lloyd Triestino, Berlin W 8, Unter den Linden 20.

Eine Berliner Skihütte im Glatzer Gebirge. Unweit Bad Landeck im Glatzer Gebirge, im Klessengrund, hat der Berliner Wintersportklub „Rauhreif“ ein Bauerngehöft mit vier Morgen Land erworben, das zu einer Skihütte mit ungefähr 80 bis 90 Betten eingerichtet werden soll. Der Klessengrund liegt in etwa 750 m Höhe in einem sehr günstigen Schneegebiet des Glatzer Schneegebirges und ungefähr 1½ Wegstunden vom 1400 m hohen Schneeberg. Obwohl der Aus- und Umbau des Gehöftes wegen der vorgeschrittenen Jahreszeit erst im Frühjahr 1928 beginnen kann, ist die Hütte jedoch schon in diesem Winter zu benutzen. Es sind zwei Räume mit je 40 Betten für Damen und Herren hergerichtet. Die Skihütte steht allen Mitgliedern des Deutschen Skiverbandes und der wandernden Jugend zur Verfügung.

Das internationale Weltbad Wiesbaden errichtet mit der Stadt Mainz einen Flughafen auf dem Gelände der Erbenheimer Rennbahn. Für Baukosten hat die Stadt 600000 Mark bewilligt und für das erste Betriebsjahr 130000 Mark. Der Fluglandeplatz zählt mit seinem Rollfeld von 600 m zu den größeren derartigen Anlagen. Im Frühjahr 1928 wird er zur Aufnahme des Flugverkehrs bereit stehen. Vorgesehen sind im Rahmen des Badebetriebs auch Rundflüge über den Taunus und den Rheingau; als erste Fluglinie dürfte die Verbindung Mannheim — Wiesbaden — Köln eingerichtet werden.

Sommer 1928 in Deutschland. So heißt das kleine handliche, in der Reihe der „Deutschen Verkehrsbücher“ soeben erschienene Heft der Reichszentrale für Deutsche Verkehrswerbung, Berlin W 35, Potsdamer Straße 121 B, in dem die bemerkenswertesten Veranstaltungen für den nach Deutschland kommenden Fremden enthalten sind. Das Buch bringt in alphabetischer Reihenfolge der deutschen Städte die größeren Veranstaltungen, die Messen, Sportveranstaltungen, Wettfahrttage usw.


Maienzauber
die Duftsinfonie mondheller Frühlingsnächte
Parfümerie Ahabergmann
WALDHEIM. Sa.
Parfüm von M. 1.— an
Seife von M. —.70 an
Haarwäsche M. —.25
Geschenkkästchen m. Parfüm
und Seife von M. 2.— an

Illustrirte Zeitung



MADONNA

GEMÄLDE VON HEINRICH WINDELSCHMIDT

Mit Genehmigung der Kunststube, Berlin.









Von der feierlichen Verteilung der Nobelpreise im Neuen Konzerthause zu Stockholm am 10. Dezember: **Links oben:** Blick auf die Festversammlung; in der vorderen Reihe das Königspaar. — **Rechts oben:** Die Nobel-Preisträger.

Von links nach rechts (vordere Reihe): Grazia Deledda, die italienische Dichterin (Literaturpreis 1926); Prof. Compton, Chicago (Physikpreis 1927); Prof. Wilson, Cambridge (Physikpreis 1927); Prof. Wagner v. Jauregg, Wien (Medizinpreis 1927); Prof. Fibiger, Kopenhagen (Medizinpreis 1926).

Links nebenstehend: Vom Beginn der Verlegung des Transatlantik-Kabels zwischen Paris und Neuyork am 10. Dezember: Ausfahrt des Kabeldampfers „Adresse" in Le Havre. Das neue Kabel soll 200 Wörter in der Minute gleichzeitig auf 6 Leitungen übermitteln können.

Rechts nebenstehend: Einweihung der neuen Eisenbahnbrücke über die Norderelbe in Hamburg am 10. Dezember: Die Teilnehmer beim Besichtigungsgang.

Vorn von links nach rechts: Hamburgs Erster Bürgermeister Dr. Petersen; Dr. Schneider, Präsident der Reichsbahndirektion Altona; stellvertret. Generaldirektor der Reichsbahn-Gesellschaft Dr. Weirauch.





Eine interessante Photographie von der Mondfinsternis am 8. Dezember: Die Aufnahme erfolgte bei einer ununterbrochenen Belichtung von 17.15 Uhr bis 20.15 Uhr. Das Abnehmen und Zunehmen des Lichtes im Verlauf der Verfinsterung ist deutlich zu erkennen. — **Rechts:** Ein Reiterstandbild des Befreiers der Türkei: Das neue Denkmal für Kemal-Pascha in Angora. Die Figuren am Fuß des Denkmals zeigen die Krieger in der heutigen türkischen Uniform, nicht in der zur Zeit des Befreiungskampfes.

DIE MANDSCHURISCHE FRAGE

VON DR. PAUL OSTWALD

Die chinesische Einheitsbewegung hat von neuem die mandschurische Frage in den Vordergrund der ostasiatischen Vorgänge geschoben, und durch sie wird zweifellos das weitere Verhalten vor allem Japans und Englands den innerpolitischen Ereignissen in China gegenüber wesentlich bestimmt werden. Denn die große Frage ist: Wird die vom Süden her nach dem Norden Chinas immer stärker vordringende nationale Welle vor den Toren der Mandschurei haltmachen, oder wird sie auch dieses alte chinesische Außenland mitverschlingen? Tritt das letztere ein, so ist Japans Vormachtstellung, die es seit dem russischen Kriege in der Mandschurei behauptet, erledigt, und Japan würde damit ein Gebiet verlieren, das für das Mikadoreich zu einer Lebensnotwendigkeit geworden ist. Japan ist angewiesen auf die mandschurischen Bergwerke, es ist angewiesen auf die landwirtschaftliche Produktion der Mandschurei, vor allem auf das Getreide und die Sojabohnenprodukte, und es hat in den Eisenbahnen, Bergwerken und sonstigen Unternehmungen fast zwei Milliarden Mark investiert, als ein ansehnliches Kapital, das ihm verloren wäre, wenn die Mandschurei zu China zurückfände. Verständlich genug darum, daß der japanische Ministerpräsident, General Tanaka, auf der japanischen Chinakonferenz im Juli ausdrücklich erklärte, Japan würde auf keinen Fall eine Änderung des Status quo in der Mandschurei dulden, und die Tokioer Regierung hat es sich darum auch angelegen sein lassen, die japanischen Konsulate gerade in letzter Zeit in der Mandschurei um ein bedeutendes zu vermehren. Ebenso erklärlich ist es, daß von japanischer Seite alles getan wird, um den Marschall Chang-Tso-Lin, der sich zum Herrscher in der Mandschurei gemacht hat, zu halten, zur Bekämpfung der national-chinesischen Bewegung. Im engen Zusammenhange mit dieser Sorge um die Mandschurei stehen denn auch die japanischen Truppenlandungen auf Schantung, und es ist eine gewisse Ironie der Geschichte, daß heute England ruhig zu dieser japanischen Festsetzung auf Schantung zusehen muß, nachdem es in Washington 1922 zusammen mit den Amerikanern alles daransetzte, Japan aus diesem ehemals deutschen Interessengebiet hinauszujagen. Aber England braucht eben heute Japan als den besten Bundesgenossen im Kampfe gegen die chinesische Einheitsbewegung, die auch den englischen Interessen im Süden Chinas immer gefährlicher zu werden droht. Das englisch-japanische Bündnis besteht zwar nicht mehr, doch die durch die chinesische Einheitsbewegung in Ostasien geschaffene Situation hat die beiden früheren Bundesgenossen wieder stark genähert. Man ist sich in London und in Tokio einig darüber, daß eine Verhinderung eines großen einheitlichen Chinas, wie es von den chinesischen Nationalisten heute erstrebt wird, am vorteilhaftesten für englische und japanische Interessen ist, und man arbeitet darum gemeinsam auf eine Teilung Chinas in eine unter englischem Einfluß stehende südliche und eine unter japanischem Einfluß stehende nördliche Hälfte hin. Darum auch die immer wieder sich zeigende englische Propaganda für eine Erklärung Nankings als Hauptstadt Chinas.

Tatsache ist, daß Japan an der Erschließung der Mandschurei als wirtschaftlichen und kulturellen Faktors den allergrößten Anteil gewonnen hat. Wenn dieses chinesische Außenland in kurzer Zeit zu einer bedeutenden Kornkammer Ostasiens geworden ist, wenn seine reichen Bodenschätze nutzbar gemacht worden sind, wenn Eisenbahnen gebaut wurden, so ist das zweifellos japanisches Verdienst, und mit einem gewissen Recht können daher heute die Japaner vor allem den Süden der Mandschurei als ihr besonderes Interessengebiet beanspruchen. Doch vor derartigen Argumenten wird selbstverständlich eine so gewaltige Ideenbewegung, wie wir sie in der chinesischen nationalen Freiheitsbewegung vor uns sehen, nicht haltmachen, sofern sie nur für sich einen geeigneten Boden vorfindet, und so ist es der Fall. Es ist nämlich den Japanern nicht gelungen, die Mandschurei, so wie sie hofften, zu besiedeln. Seit 1905 haben sich dort nur etwa 200000 Japaner angesiedelt, dafür aber strömen besonders seit den letzten Jahren unaufhaltsam Chinesen in das Land, und zwar bis zu 10000 monatlich. Je stärker infolge der inneren Wirren die Arbeitslosigkeit in China zugenommen hat, um so größer ist auch die Zahl der nach der Mandschurei auswandernden Chinesen geworden, denn noch ist hier für Hunderttausende Raum, da erst ein Drittel des Landes der Landwirtschaft gewonnen ist. Möglichkeiten aber, die überaus starke chinesische Zuwanderung, die die Mandschurei wirtschaftlich tatsächlich schon in chinesische Hände gebracht hat, irgendwie zu hindern, besitzt Japan nicht, denn eine japanische Staatshoheit über die Mandschurei steht ihm nicht zu, sondern staatsrechtlich gehört sie zu China. Die mandschurischen Chinesen aber erstreben nun selbstverständlich auch die Freiheit der Mandschurei; sie teilen sich nur vorläufig noch in der Meinung, ob die Mandschurei ein eigener, selbständiger Staat oder eine chinesische Provinz werden soll. Wird China zu einem Föderativstaat, so ist der Streit um diese Frage ohne weiteres erledigt. In einer Richtung halten aber schon jetzt die mandschurischen Chinesen zusammen, in der Feindschaft gegen Japan, und sie prägt sich in einer stetig zunehmenden Boykottbewegung, in Angriffen auf japanische Geschäfte deutlich genug aus. Nur mit Mühe ist es bisher den Japanern im engen Zusammenarbeiten mit der chinesischen Polizei gelungen, die antijapanischen Demonstrationen zu unterdrücken, aber der Brand frißt weiter, und man muß mit immer neuen Zusammenstößen zwischen den mandschurischen Chinesen und Japanern rechnen. Selbstverständlich ist man auch von russischer Seite im geheimen dabei, den Brand zu schüren. Mit der Propaganda der kommunistischen Idee wird Moskau allerdings in der Mandschurei noch weniger Erfolge erzielen als im übrigen China. Hier, wo noch so viel Raum für jeden ist, der Land begehrt, ist die kommunistische Idee von vornherein zum Tode verurteilt. Nach seinen letzten Erfahrungen, die Moskau mit der Propaganda des radikalen Bolschewismus in China machen mußte, ist man aber auch von russischer Seite zweifellos vorsichtiger geworden und stellt heute wieder stärker nur die Idee der Freiheit und Selbständigkeit der Nationen in den Vordergrund. Dadurch aber ergibt sich von neuem eine nicht geringe Parallelität der national-chinesischen und bolschewistischen Idee, die sich auch in der Mandschurei auswirken muß. Japan, das sich in der Mandschurei als ein Gegner Chinas und seiner nationalen Bewegung zeigen muß, wird dadurch aber auch in einen Gegensatz zu Rußland getrieben, und das japanisch-russische Verhältnis, das sich seit 1925 wesentlich gebessert und zu einer Art Einvernehmen beider Mächte geführt hatte, erscheint bedroht. Auch Amerika hat sich durch das japanische Vorgehen in der Mandschurei bereits beunruhigt gezeigt, denn es hat durch den Kommandanten seines Ostasiengeschwaders ernste Vorstellungen bei Chang-Tso-Lin gegen dessen Abmachungen mit Japan erheben lassen.

So künden sich hier infolge des Wieder-akut-Werdens der mandschurischen Frage ernste weltpolitische Verwicklungen an, deren Folgen zunächst noch nicht zu übersehen sind. Als unzweifelhaft kann gelten, daß Japan, sobald es durch die nach der Mandschurei hinüberschlagende Welle der chinesischen Nationalbewegung seine vitalen Interessen gefährdet sieht, sich auch mit Waffengewalt für deren Erhaltung einsetzen wird. Nicht umsonst stehen seine Truppen bereits auf Schantung. Wird es ihm aber möglich sein, diese Freiheitsbewegung der Mandschurei, hinter der ganz China stehen wird, mit Maschinengewehren und Kanonen zu unterdrücken, und werden vor allem dabei Rußland und Amerika Gewehr bei Fuß bleiben? Die erste Truppenlandung, die Japan in der Mandschurei vornehmen wird, muß ferner auch England aus seiner jetzt gezwungenermaßen aufrechterhaltenen Reserve in Südchina herauslocken, und wenn Japan im Norden den Anspruch erhebt, als ein den Weiterverlauf der chinesischen Freiheitsbewegung bestimmender machtpolitischer Faktor aufzutreten, dann wird England nicht zögern, dasselbe Recht für sich im Süden zu fordern. Die chinesische Einheitsbewegung erscheint dann aber durch ein für die Zukunft Chinas verhängnisvolles Eingreifen der fremden Mächte bedroht. Mehr, als es zunächst erscheinen will, ist also die chinesische Freiheits- und Einheitsbewegung heute verknüpft mit der Lösung der mandschurischen Frage, und darin liegt ihre weltpolitische Bedeutung, die auch uns angeht, auch wenn wir als politisch interessierte Macht in Ostasien heute ausscheiden. Wir brauchen für den weiteren Ausbau unserer steigenden wirtschaftlichen und kulturellen Interessen ein China, das endlich innere Ruhe und Stabilität gewinnt. Deutsche und chinesische Interessen gehen heute zusammen, ganz abgesehen davon, daß unsere Sympathie schon allein deshalb heute immer auf der chinesischen Seite sein wird, weil das chinesische Volk sich zu einem gleichen Freiheits- und Existenzkampf gezwungen sieht, wie wir ihn selbst durchzufechten haben. Wir würden es deshalb sowohl in unserem als auch im chinesischen Interesse nur zu bedauern haben, wenn durch die mandschurische Frage Konflikte der Großmächte mit China und der Großmächte untereinander um China heraufbeschworen würden, die das schon sowieso vorhandene Chaos der chinesischen und fremden Interessen um ein bedeutendes vermehren und China damit von seinem erstrebten Ziel eines national geschlossenen, nach außen und innen freien Staatswesens abdrängen würden, wenn auch nicht für immer, so doch vielleicht für längere Zeit.

TAGESGESCHICHTE

In Anwesenheit des schwedischen Königs und der königlichen Familie fand am 10. Dezember im Konzerthaus zu **Stockholm** die **feierlichen Überreichungen der kulturellen Nobelpreise** an die fünf Preisträger statt. Die Feier wurde durch eine Ansprache des stellvertretenden Vorsitzenden, Prof. Söderbaums, eingeleitet. Sämtliche Preisträger waren zugegen: Prof. Compton (Chicago) und Prof. Wilson (Cambridge), die sich in den Physikpreis des Jahres 1927 teilen; die Professoren Fibiger (Kopenhagen) und Wagner v. Jauregg (Wien), die Träger der Nobelpreise für Biologie und Medizin für 1926 und 1927; ferner die italienische Dichterin Grazia Deledda; sie nahmen die Verleihungsurkunden aus den Händen des Königs entgegen. — In **Oslo** wurde dagegen satzungsgemäß der **Nobelfriedenspreis** in feierlicher Weise übergeben, und zwar an den Deutschen Ludwig Quidde und an den Franzosen Ferdinand Buisson. Der König von Norwegen sowie der Kronprinz und Vertreter der norwegischen Regierung wohnten der Feier bei.

In **Hamburg** wurde am 10. Dezember die neue, neben der Freihafenelbbrücke befindliche große **Eisenbahnbrücke über die Norderelbe feierlich in Betrieb** genommen. Der Neubau bildet einen Ersatz für die alte, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts errichtete Brücke; er ist 300 m lang und erforderte etwa fünf Millionen Mark Baukosten.

Ein gesellschaftliches Ereignis bedeutete für **Berlin** die solenne **Wahl der neuen Modekönigin für das Jahr 1928.** In den Sälen des Zoo hatten sich, um dem festlichen Akt beizuwohnen, auch die Modeköniginnen von Wien, Budapest, Paris eingefunden. Die Wahl fiel auf Fräulein Tutti Fertig; als zweite Preisträgerin ging Nastja Ladka aus der Wahl hervor. Es ist nicht uninteressant, zu erfahren, daß „Tutti die Erste" (geb. am 25. Januar 1902) keine gebürtige Berlinerin ist, sondern aus Torgelow bei Pasewalk (Pommern) stammt.

Vor völlig ausverkauftem Hause standen am 11. Dezember in der Sporthalle Achilleion in **Leipzig** der deutsche Schwergewichtsmeister **Franz Diener** und sein Herausforderer, **Hans Breitensträter**, einander zum **Boxkampf** gegenüber. Breitensträter zeigte sich bald als der Schwächere und mußte in der fünften Runde zu Boden.

In der Sportarena zu **Stuttgart** wurde im Beisein von 5000 Personen der **„Fakir" To Kha** aus einem freiwilligen 120stündigen Schlafe erweckt. Am 5. Dezember hatte er sich, mit langen Nadeln in Wangen, Hals und Ohren, in einem gläsernen Sarge begraben lassen, und nun holte man ihn am 10. Dezember wieder hervor. Er zeigte sich ganz unversehrt, allerdings reichlich erschöpft und um 10 kg erleichtert. Es war dies das dritte Mal, daß der aus Düsseldorf stammende, 54 Jahre alte Fakir das gefährliche Experiment wiederholte. (Vgl. hierzu den Beitrag „Menschen ohne Schmerz" auf S. 958.)

COSIMA WAGNER 90 JAHRE

Das Jahr, das sich zu Ende neigt, hat für das Haus Wahnfried in Bayreuth zwei Jubiläen eingeschlossen: Nachdem im Sommer das 50jährige Bestehen der Festspiele gefeiert werden konnte, steht in diesen Tagen wieder ein bemerkenswertes Ereignis bevor: Cosima Wagner vollendet am ersten Weihnachtsfeiertag ihr 90. Lebensjahr. Wie ein Symbol aus der letzten großen Musikepoche Deutschlands lebt diese Frau noch in unsere Tage hinein. Aber sie ist mehr als die Witwe des größten Musikdramatikers: sie ist vor allem die getreue Hüterin des geistigen Erbes ihres Mannes, ein Amt, an dessen Erfüllung sie trotz äußeren Hemmungen, besonders in den ersten Jahren nach Wagners Tode, unerschütterlich festhielt, bis sie es ganz in die Hände ihres Sohnes Siegfried legen konnte. Man weiß, was man sich darunter vorzustellen hat: die Bühnenwerke Wagners vom „Fliegenden Holländer" ab im Geiste des Tondichters als Musteraufführungen im eigenen Festspielhause zu bieten. Niemand war zu deren Gesamtleitung berufener denn Cosima, die als Gefährtin Wagners in seinen letzten beiden Lebensjahrzehnten seine Werke vom „Ring des Nibelungen" ab hatte entstehen sehen und wie kein anderer in den Stil des „Gesamtkunstwerkes" praktisch eingeweiht war. Nach dem Tode ihres Gatten — am 13. Februar 1883 — nahm sie sich der noch für das gleiche Jahr vorgesehenen Festspiele sofort mit fester Hand an. Wie es Wagner selbst ähnlich gepflogen, so bereitete auch die mit hohen Geistesgaben ausgestattete Frau hinfort die Aufführungen vor: ließ sich in den Spieljahren in monatelanger Vorarbeit die Dichtung der einzelnen Werke von den Solisten erst vorlesen, führte selbst in den Sinn und Stil des Textes und der Musik ein, gab szenische Anweisungen auf den Proben — kurz, sie wurde eine Dienerin und Hüterin des Werkes von Bayreuth, wie sie getreuer nicht zu finden gewesen wäre. Ihr ist es ausschließlich zu verdanken, daß der Fortbestand des Werkes, das seiner weiten Wirkung halber als die größte Schöpfung deutscher Kunst des 19. Jahrhunderts bezeichnet werden darf, in seinem ursprünglichen Sinne schon nach wenigen Jahren gesichert war, und somit auch, daß es heute noch besteht.

Cosima Wagner ist die zweite Tochter aus dem Liebesbunde Franz Liszts mit der Gräfin Marie d'Agoult, geb. de Flavigny, die unter dem Decknamen Daniel Stern als Schriftstellerin bekannt geworden ist. Schon im 12. Jahre lernte sie Wagner kennen, der mit Liszt nach Paris, wo sie erzogen wurde, gekommen war.





Cosima Wagner. Aufnahme aus dem Jahre 1918. (Phot. C. Ramme, Bayreuth.)

Richard Wagner im Kreise seiner Familie und Freunde. Links: Wagner und seine Gattin Cosima. Aufnahme aus dem Jahre 1882. (Phot. A. v. Groß, Bayreuth; Verlag A. Pieperhoff, Leipzig.)

Links: Cosima Wagner in Begleitung ihres Sohnes Siegfried Wagner.

Rechts: Cosima Wagner, Porträt, gemalt von Franz v. Lenbach, aus dem Jahre 1878, im Besitz ihrer Tochter, Frau Eva Chamberlains.





ZUM 90. GEBURTSTAG COSIMA WAGNERS, DER GATTIN RICHARD WAGNERS, AM 25. DEZEMBER: BILDER AUS IHREM LEBEN

Im Jahre 1857 vermählte sie sich mit Hans v. Bülow, dem großen Schüler ihres Vaters, und siedelte zehn Jahre später mit ihrem von König Ludwig II. auf Anregung Wagners berufenen Gatten von Berlin nach München über. Wagner wurde alsbald von der „ganz unerhört seltsam begabten Frau, Liszts wunderbarem Ebenbilde“, die ihm Hauswesen und Briefwechsel betreute, in hohem Maße angezogen. Nachdem ihre erste Ehe geschieden war, wurde Cosima mit Wagner am 27. August 1869 in Luzern in aller Stille getraut; nur der junge Hans Richter, der spätere große Dirigent, und Malvida v. Meysenbug waren als Trauzeugen anwesend.

Es ist nicht zuviel gesagt, daß die große Sache von Bayreuth ohne Cosima überhaupt nicht geworden wäre. Denn diese ist, wie oben kurz ausgeführt, nicht nur die getreue Verwalterin des Wagnerschen Erbes, sondern auch geradezu Mitvollenderin der Tat zu nennen. Hat sie doch den Meister, sooft er an allem verzweifeln wollte, immer wieder durch ihr mitfühlendes und lebenskluges Wesen aufzurichten vermocht, bis im Jahre 1876 die ersten Festspiele mit dem „Ring des Nibelungen“ vonstatten gehen konnten.

Vor fast 20 Jahren legte Cosima Wagner die Oberleitung der Aufführungen in die Hände ihres Sohnes Siegfried, der ihr schon seit 1892 bei der Einstudierung und seit 1896 als Kapellmeister wertvolle Dienste geleistet hatte. Die Festspiele sind nach zehnjähriger Unterbrechung durch den Krieg wieder in altem Glanze erstanden und haben von ihrer erhabenen Wirkung nichts eingebüßt — ein Beweis sowohl für die Kraft der Musik unseres größten Musikdramatikers als auch für die immer noch für alle Bühnen vorbildlichen Wiedergaben. Die Gedanken Ungezählter werden am 25. Dezember im Hause Wahnfried weilen. —n—





Ein Kirchenbau mit neuzeitlichem Architektureinschlag.

Links: Die neue, vor kurzem eingeweihte katholische Stadtpfarrkirche in Neu-Ulm. — Rechts: Blick in das Innere der Kirche (links hinten die Kanzel) mit der feierlich-strengen Baugestaltung einer wirkungsvoll ins Moderne übersetzten Gotik.





Ein moderner Fakir: 120 Stunden lebendig begraben. Rechts: Der Fakir To Kha in dem gläsernen, luftdicht abgeschlossenen Sarg. Im Kreis: Besucher bei der Beobachtung des eingegrabenen Sarges.

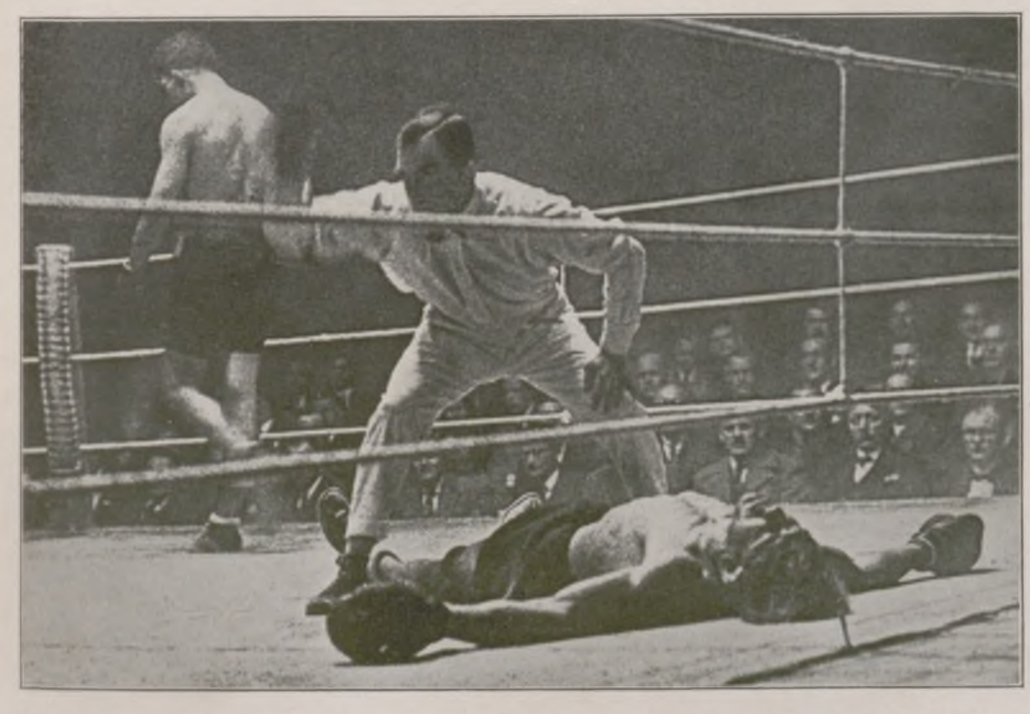
(Vgl. die Notiz unter „Tagesgeschichte" auf S. 951 sowie den Beitrag „Menschen ohne Schmerz" auf S. 958.)





Halt, ein Unglück! Schwere Katastrophe bei einem Automobilrennen in Los Angeles: Zwei Rennwagen haben sich in der Kurve beim Einander-überholen überschlagen, und die zur Hilfe geeilten Aufsichtsmannschaften geben anderen sich nahenden Rennwagen Warnungszeichen.

Links: Das Training duldet keine Unterbrechung im Winter: Die berühmte Rudermannschaft der Universität Cambridge im Trainingsboot. Ein Photograph (links hinten) kurbelt einen Film von der Trainingsarbeit, aus dem dann die Teilnehmer bei dessen Vorführung wieder lernen können.





Vom Sieg des deutschen Schwergewichtsmeisters Franz Diener über seinen Herausforderer, Hans Breitensträter, in der Sporthalle Achilleion zu Leipzig am 11. Dezember: Breitensträter am Boden durch Niederschlag in der fünften Runde.
Rechts: Von der Wahl der Modekönigin für das Jahr 1928 in Berlin am 10. Dezember: Die neugewählte „Königin" Tutti Fertig, Vorführdame eines Berliner Modehauses, im Krönungsschmuck mit der „Vizekönigin" Nastja Ladka, die im vorigen Jahr den dritten Preis gewann.

Pelz-Mäntel



Eleganter Abendmantel in weiter Cape-Ärmel-Form aus Seal-Bisam-Pelz mit Graufuchsbesatz, getragen von Gusti Pichler.







Hellbeige gefärbter Hermelinmantel in neuartiger Schnittform mit großem Kragen. Trägerin: Gusti Pichler, Primaballerina der Wiener Staatsoper.

Rechts oben:
Gusti Pichler zeigt ein Hermelincape, dessen wirkungsvollen Schmuck ein rotgelber Kamtschatkafuchs bildet.

Links nebenstehend:
Gusti Pichler in einem kostbaren Zobelmantel.

Rechts nebenstehend:
Nutriamantel, die große Mode dieses Winters.

MODELLE:
EMIL HOROVITZ & CO., WIEN.
PHOTOS: KITTY HOFFMANN.
SPEZIALAUFNAHMEN DURCH UNSERE WIENER MODE-KORRESPONDENTIN CLAIRE PATEK.



DIE GEFANGENEN DES GAURISANKAR

ROMAN VON OTFRID VON HANSTEIN

(11. Fortsetzung.)

Sie traten trotz des klatschenden Regens aus dem Zelt, ihre tibetischen Diener waren alle verschwunden.

„Natürlich, sie sind in die Dorfhütten gelaufen oder in das Kloster."

Wenigstens waren vier Kamele dicht an den Zelten angepflöckt. Diensteifrig, von früher her gut Bescheid wissend, legte Lobsen Kungu das Zelt zusammen; es wurde mit den wichtigsten Bestandteilen der Habe hastig auf drei Kamele verladen. Auf dem vierten mußte Elisabeth sitzen. Heinz und Hunter hatten die geladenen Revolver in ihrer Hand und nahmen Lobsen Kungu in ihre Mitte. Während das Unwetter weitertobte, die Nacht vollkommen schwarz war, der Wind zum Orkan wurde und der Bach zu ihrer Seite zu einem reißenden Strom anschwoll, zogen sie eilig quer über das tauende Land, kamen nach einer Stunde in eine enge Schlucht und fanden die Höhle, von der Lobsen Kungu gesprochen. Von einer Falle war nichts zu entdecken, niemand war ihnen begegnet. Wer sollte in dieser Nacht unterwegs sein!

Die Höhle war sehr geräumig. Lobsen Kungu führte auch die Kamele herein. Es war nicht leicht bei dem engen Spalt, der den Eingang bildete.

„Wir müssen die Öffnung mit Steinen verbauen, damit die Späher die Höhle nicht sehen, und damit uns das Feuer nicht verrät, das wir entzünden müssen, um uns zu erwärmen."

Die Höhle schien öfter von Menschen bewohnt zu sein; es lag sogar ein großer Haufen trockenen Holzes im Innern. Der Spalt wurde verbaut, aber so, daß eine Öffnung zum Hinausschauen blieb. Während Lobsen Kungu ein Feuer entzündete, damit sie ihre Kleider zu trocknen vermochten, standen Heinz und Bill Hunter lauschend an der Öffnung. Nichts als das Heulen des Wetters und das Grollen der Donner war zu vernehmen. Für jeden Fall hatten sie ihre Waffen schußfertig zur Hand. — — —

Der Chanzo Cusho stand noch immer im Tor der Tschorte und überlegte. Er hatte sich wiedergefunden. Natürlich stand Lobsen Kungu mit den Europäern im Bunde. Es war ihm, als sähe er vollkommen klar. Schnell überdachte er alles noch einmal. Jener Europäer mit der Brille war wirklich des Heiligen Mutter. Tuban Toki aber war zu seiner Mutter geflohen. Er oder Lobsen Kungu war jener geheimnisvolle Getsul gewesen. Was nun? Lärm schlagen? Sie verfolgen? Sicher war Lobsen Kungu, wenn er das Kloster verließ, jetzt wieder bei ihnen. Sie machten wahrscheinlich alle so schnell wie möglich, daß sie fortkamen. Über die Grenze — nach Indien. — Würden Lobsen Kungu mit Gold aufwiegen, daß er sie auf heimlichen Wegen führte; würden nach Möglichkeit jedes Zusammentreffen mit Tibetern vermeiden. Für ihn galt es, zu retten, was noch zu retten war. Noch wußte wohl niemand außer ihm etwas von des Heiligen weißer Mutter.

Er trat in die Tschorte zurück, entzündete das Feuer auf dem Altar, der vor der Erztruhe mit den Resten des letzten Heiligen stand; dann nahm er ein großes Gong von der Wand, das nur bei den allerhöchsten Festen des Klosters gebraucht wurde, und schlug es mit kräftigen Schlägen, so daß der dunkle Ton weithin erschallte.

Jetzt schien auch das Wetter nachzulassen. Das Gewitter zog vorüber, der Regen floß allerdings noch in unverminderter Stärke, und der ganze Platz war voller erregter Mönche.

„Es ist niemand gefunden worden."

„Es ist kein Fremder im Kloster."

„Das Pilgerhaus ist leer."

„Alle Häuser und Tempel sind durchforscht. Weder der Heilige noch der Fremde, von dem du sprachst, ist im ganzen Gebiet des Klosters."

„Nur der Bote, den du in das Dorf hinabsandtest, ist durch die Klosterpforte gelaufen."

Der Chanzo Cusho verriet mit keiner Miene, daß er die Meldungen hörte, die man ihm von allen Seiten zubrachte. Nur als man von dem Boten sprach, den er in das Dorf hinabgeschickt haben sollte, flog für eine Sekunde ein befriedigtes Lächeln über sein Gesicht. Natürlich war dieser Bote niemand anders als Lobsen Kungu. Aber es paßte ihm jetzt in seinen Plan, daß er verschwunden war.

„Laßt die Hörner ertönen, ruft alle Priester in den großen Tempel!"

Nie war sein Befehl so rasch vollzogen, denn alles war ja in banger Erwartung. Der Chanzo Cusho selbst schien durchaus nicht mehr erschrocken oder traurig, im Gegenteil, er wählte das Festkleid, das er nur bei den größten Opfern trug, und hatte ein triumphierendes Gesicht. Auch die hohen Priester saßen erwartungsvoll in ihren Sitzen.

„Großes Heil ist uns wiederfahren. Ein neues Wunder hat Buddha dem Kloster beschert!

Der Heilige, der vor siebzehn Jahren als ein weißes, blauäugiges Kind wiedergeboren wurde, ist in dieser Nacht, während er in Verzückung lag, von der Erde verschwunden und in das ewige All zurückgekehrt! Heil uns, Heil dem Kloster Getschun Gomba! Ihm ist geschehen, was nicht einmal in Taschi Lunbo bisher geschah. Der Heilige hat seinen irdischen Körper mit sich genommen und ist restlos von dieser Erde verschwunden. Betet sein Andenken an, denn er war ein Gott."

Jubelnd stimmten die Lamas Dankgesänge an, während der Chanzo Cusho sich mit den hohen Priestern in das Innere der heiligsten Gemächer zurückzog, um den Bericht über das Wunder aufzusetzen und die einzuweihen, die er einweihen wollte.

*

Tuban Toki lag in dem Tempel des Einsiedlers vor der großen Buddhastatue auf seinen Knien und flehte um Erleuchtung. Er hatte das Feuer vor dem Altar mit dem Holz wiederentzündet, das seit Jahren dort unberührt lag, und nun rang er mit seinen eigenen Zweifeln. Nacht war es um den Tempel herum, nur wilde Blitze zuckten, und die Donner wurden in tausendfältigem Echo von den Bergen zurückgeworfen, während dazwischen Lawinen dröhnend zu Tal gingen und der Regen in Strömen vom Himmel goß.

Tuban Toki hörte das Rasen der Naturgewalten kaum. Sein Herz war vor Jammer zerrissen. Er fühlte sich selbst als einen Verworfenen. Hell und klar sah er den Betrug der Priester vor sich; aber er sah auch das schmerzerfüllte Gesicht jener Frau, deren Augen voll Liebe waren, und die nicht einmal an Buddha glaubte. Und immer wieder rang sich aus seiner Seele der eine Schrei:

„Buddha, gib mir ein Zeichen, verdamme mich, vernichte mich mit Blitz und Donner, wenn ich ein verworfener Sünder bin! Und bin ich es nicht, dann zeige mir den Weg, den ich gehen muß, um der Anfechtung der Dämonen zu entgehen und nicht mitschuldig zu werden an einem Betruge!"

Er hatte Stunden gelegen und gebetet, währenddessen war das Unwetter vergrollt, auch der Regen vorüber, und nur der Wind jagte noch die Wolkenfetzen über den Himmel. Tuban Toki stand auf. Seine Seele war voller Trauer. Der Himmel hatte ihm kein Zeichen geschickt, stumm und regungslos stand das gewaltige Buddhabild vor ihm und schien mit seinen großen Augenhöhlen über ihn hinwegzublicken.

Tuban Toki öffnete die Tür des Tempels und trat hinaus. Er stand überwältigt. Vor ihm lag in überirdischer Schönheit, riesenhoch aufragend in seiner gigantischen Größe, die nie von ihm erschaute Gipfelkette des Himalaja, des Gartens der Götter.

Die junge Sonne lag auf den Spitzen und färbte die Eisfelder rötlich, die sich dann in ihrer schneeigen Reinheit bis in dieses Tal voll immergrünen Wacholders herabzogen. Von den Dächern des Klosters Getschun Gomba hatte er stets nur auf endlose, öde Ebene geschaut, Ebene, auf der im Sommer kümmerliches Gras wuchs, und die im Winter von schmutziggrauem Schnee bedeckt war.

Es war ihm, als sei er der Erde entrückt im Anblick dieser übermächtigen, heiligen Berge.

Still war es um ihn herum, vor ihm ein kleines Wasser, jenseits standen einige Jaks und ein paar Bergschafe friedlich beieinander, schienen ihn anzusehen und machten keine Anstalt zur Flucht, sahen nicht, wie es die Tiere der Ebene taten, in ihm den menschlichen Feind.

Oder wußten sie, daß er kein Mensch, sondern ein Gott war? Wieder der furchtbare Zweifel: War er Gott oder Mensch? War er der wiedergeborene Buddha oder das Kind der weißen Teufel?

Er zog den Umschlag mit den Bildern aus seiner Tasche. Wie lieblich die weiße Frau ausgesehen hatte in ihrer Jugend! Und hier das Bild des Tempels, in dem er gebetet, das Bild des Sees und der herrlichen Berge.

Sie m u ß t e n hier gewesen sein, die weiße Frau und der Mann, sonst hätten sie nie diese Bilder besitzen können.

Wieder preßte er beide Hände gegen die heiße Stirn: Also kein Gott, also ein Mensch, ein gestohlenes Kind jener Frau. Die Frucht eines Betruges. Konnte er zurückkehren zu jenen Priestern? Sollte er sie zur Rechenschaft ziehen, ihnen ihren Betrug ins Gesicht schleudern? Sollte er zu jener weißen Frau gehen, die ihm trotz allem so fremd, und ihr folgen?

Oder war es dennoch Buddhas Wille? Waren nicht die Gedanken der Götter anders als die der Menschen.

Wieder hob er die Hände, streckte sie den heiligen Berggipfeln entgegen, die er als den Sitz der Gottheit ansah, und rief mit lauter, flehender Stimme:

„Gebt mir ein Zeichen, seid barmherzig, gebt mir ein Zeichen!"

Er hörte ein klatschendes Geräusch zu seinen Füßen. Irgendein Zufall hatte einen Stein in das Wasser des Sees geworfen. Tuban Toki sah diesen See eigentlich jetzt erst mit bewußtem Erkennen.

Dieser See? Wie war es in der Nacht gewesen? Aus einem Loche war er emporgeklettert und hatte in einem runden leeren Becken gestanden, auf dessen Grund ein wenig Wasser rieselte. Wie ein Turm

war der Tempelfelsen inmitten dieses Beckens aufgestiegen, so daß er an Stufen hinauf mußte. Jetzt bildete der Tempel eine Insel in einem See, war rings von Wasser umspült.

Ihn durchzuckte eine neue Erkenntnis:

Er konnte nicht mehr zurück. Das Wasser versperrte seinen Weg. Er konnte weder zu den Priestern zurück, noch konnte er zu der weißen Frau. Er war allein, abgeschnitten von allen. Er hob wieder seine Augen zu den Bergen empor.

„Ist das die Antwort, um die ich gefleht habe? Ist das der Wille der Götter, daß ich wie der Einsiedler, von dem die Bücher erzählen, hier nur der Einkehr in mein eigenes Selbst lebe?“

Stumm und still blieb alles um ihn herum. Er wandte sich dem Tempel zu. Jetzt geschah es, daß ein Sonnenstrahl durch die geöffnete Tür das Antlitz des Standbildes traf, und es schien ihm, als lächele das Gesicht des steinernen Buddha.

Tuban Toki warf sich vor dem Altar zu Boden und betete.

Vor dieser heiligen Einsamkeit verstummte der Streit in seiner Seele, und Friede wurde in seinem Herzen.

VIII.

Mit unglaublicher Schnelligkeit hatte der Frühling, dieser kurze Frühling zwischen den langen Monaten eisigen Winters, das Tal mit seiner Pracht überdeckt. Aus den grünen Gräsern blickten unzählige bunte Knospen und Blumen. Primeln verschiedenster Art und alle die Sträucher ließen rote und gelbe und weiße Blumenaugen aufgehen, während junges Laub die Bäume schmückte. Selbst die Steine, über die der Bergbach jetzt fröhlich zu Tal plätscherte, von dem schmelzenden Schnee der gleißenden Berghäupter gespeist, waren überdeckt mit blühenden Moosen.

Er kam sich vor wie in einem Wunder befangen.

Wochen lebte er hier. Den ganzen ersten Tag hatte er im Gebet vor dem Buddhabilde gelegen, in einem langen Gebet, in dem endlich die Erschlaffung seine Gedanken verwirrte und er in einen Zustand dämmernden Nichtseins verfiel. Auch die Nacht hatte er so gelegen, und als er am Morgen aufzustehen versuchte, versagten seine Glieder ihm fast den Dienst, und er fühlte sich unendlich schwach. Da fiel ihm ein, daß er seit zwei Tagen, seit er das Kloster Getschun Gomba verlassen, nichts gegessen hatte.

Nie in seinem Leben hatte er an solche Dinge gedacht, war es gewohnt gewesen, daß in seinem Vorzimmer zu bestimmten Zeiten der warme Tee und die Speisen standen, und hatte sie einfach genossen. Jetzt hatte er in seiner Seelenqual nicht einmal den Hunger gespürt.

Er trat matt in die Tür und überlegte. Nun fühlte er auch den Hunger, und als die junge Sonne über die rötlich glühenden Berge zu ihm in das Tal herabschien, erwachte auch in ihm der Drang zum Leben.

Was sollte er essen, womit sich nähren?

Er erblickte den uralten, halb vermorschten Kahn, der im Herbst mit dem versinkenden Wasser auf den Grund des Seebeckens geglitten war, und der jetzt, von dem Wasser wieder in die Höhe getragen, durch einen glücklichen Zufall dicht an den Tempelfelsen trieb. Sogar ein Ruder lag noch in dem Einbaum. Tuban Toki trieb das halb mit Wasser gefüllte Fahrzeug mit einigen Schlägen zum Ufer hinüber.

Was konnte er essen? Er blickte sich um und sah die Bergschafe, die Blätter und das junge Gras abweideten. Er pflückte auch von diesen Blättern und aß, aber sie waren bitter und schmeckten ihm nicht. Auch ein paar Jakkühe waren am Ufer. All die Tiere sahen ihn mit ruhigen, furchtlosen Blicken an. Keines von ihnen hatte je einen Menschen gesehen, denn von denen, die vor siebzehn Jahren mit den Europäern zusammen den einen Winter durchlebt hatten, war keines mehr da. Tuban Toki sah, wie ein kleines Kälbchen an dem Euter einer Jakmutter sog; da fiel ihm ein, daß er auch im Kloster Milch getrunken hatte, und daß diese gut war. Doch er verstand nicht zu melken und hätte auch kein Gefäß gehabt, um dies zu tun. Ihn packte aber Sehnsucht nach der warmen Milch. Das Kälbchen war fortgesprungen, und er trat zu der Jakkuh, streichelte ihr braunes Fell, was sie ruhig geschehen ließ, und sagte zu ihr, als müsse das Tier ihn verstehen: „Gib mir auch ein wenig von deiner warmen Milch, gute Jakmutter.“

Er legte sich auf den Boden unter das Tier, das ruhig stehen blieb, brachte seinen Mund an das Euter, versuchte zu saugen und trank von der Milch.

Er stand auf und fühlte sich merkwürdig gekräftigt. Seitdem gab er es auf, nach anderer Nahrung zu suchen, und kehrte immer wieder zu dem Tier zurück, wenn er Hunger verspürte, und teilte die Milch mit dem Kälbchen.

So fristete er sein Leben, wenn auch über seinem Körper eine gewisse sanfte Mattigkeit blieb, denn er war ja gewohnt, auch feste Speisen zu genießen.

Er ging zwischen den Blumen hindurch auf dem grünen Moose, streichelte die zutraulichen Schafe, Ziegen und Rinder, die ihn nicht fürchteten, weil er keinem von ihnen etwas tat, sah den Vögeln zu, wie sie ihre Nester bauten und ihren Jungen das Futter zutrugen; lauschte ihrem Gesang und sah dann wieder andachtsvoll zu der ewigen Größe der Schneehäupter empor und war voll dankbaren Glückes.

Frieden war in ihm. Er vergaß das Kloster und die Seelenqualen der letzten Tage; er vergaß auch diese seltsame weiße Frau, die seine Mutter sein sollte.

Lehrte nicht Buddha, daß es das Höchste sei, was der Mensch auf Erden zu erreichen vermochte, wenn er den Durst verlor, die kleinliche Sehnsucht nach irdischen Dingen, und wenn er die Ruhe fand, nichts zu tun, als nachzudenken über die Herrlichkeit der Welt und über die Lehren Buddhas! Er hatte diesen Frieden. Losgelöst von allem, hatte er Muße, sich ganz in die Lehren des Meisters zu versenken. Nie hatte er sich selbst so als Mensch gewordener Buddha gefühlt wie hier, wo er vollkommen jeder Umwelt entrückt war.

*

Die Nacht, die Heinz, Elisabeth, Bill Hunter und Lobsen Kungu in der Höhle, in die sie der tibetische Hirt geführt hatte, verbrachten, war vorübergegangen. Sie war nicht ruhig gewesen. Lange noch hatte das Unwetter gewütet, und von den Bergen herabbrechende Wassermassen hatten den Weg, auf dem sie gekommen, in einen reißenden Bach verwandelt. Dann war es ruhiger geworden, aber dafür waren Stimmen laut geworden. Auf schnellen kleinen Tibetpferden waren Soldaten des Klosters vorübergeritten, die Schlucht aufwärts, hatten aber die Höhle nicht bemerkt, in der das Feuer erloschen war, und die durch den neu erstandenen Bach von dem Wege getrennt wurde. Als die Sonne aufging, kamen diese Reiter wieder zurück. Es waren Soldaten, die der Chanzo Cusho im ersten Augenblick ausgeschickt hatte, ehe er sich entschloß, das Verschwinden des Heiligen als ein neues Wunder zu erklären. Jedenfalls wußten die drei Europäer, daß diese Männer ihre Verfolger waren.

Der Tag brach an, der wilde Bach verwehrte ihnen jetzt den Ausgang aus der Höhle. Sie überlegten.

„Wir können nicht von hier fort, wir müssen Gewißheit haben, was im Kloster geschehen.“

Lobsen Kungu war dienstfertig.

„Ich will mich bis an das Dorf schleichen und dort lauschen; ich werde Kunde bringen.“

Sie mußten den Vorschlag annehmen. Der Tibeter watete durch den Bach und verschwand talwärts. Stunde um Stunde warteten sie. Auch das war wieder eine große Gefahr. Wußten sie, ob dieser Mann wirklich treu war, dieser Mensch, der sie schon einmal verraten hatte? Oder verriet er sie jetzt wieder, und überlieferte er sie den Priestern? Am Nachmittag kam Lobsen Kungu zurück. Er war allein. Auch nachdem der Tibeter in die Höhle geschlüpft war, blieb Hunter an dem Ausgang stehen, von dem sie die Steine zum Teil wieder weggeräumt hatten, und blickte hinaus. Es wäre ja möglich gewesen, daß Lobsen Kungu nur deshalb allein kam, um sie sicher zu machen, und daß die Feinde ihm folgten. Es kam aber niemand, und Lobsen Kungu berichtete:

„Es ist ein großes Fest oben im Kloster. Ihr werdet nicht mehr verfolgt. Der Heilige ist spurlos verschwunden. Der Chanzo Cusho hat es als Wunder verkündet, daß er in das Jenseits eingegangen sei und sogar seinen irdischen Leib mitgenommen habe. Schon gehen die Boten im Lande umher, um in einem neuen Kinde eine neue Wiedergeburt des großen Meisters zu suchen.“

Elisabeth preßte die Hand auf ihr Herz.

„Sie haben Verdacht geschöpft, sie haben ihn ermordet.“

Lobsen Kungu schüttelte den Kopf.

„Ich glaube es nicht. Sonst würden sie seinen Tod verkündet und seinen Leichnam in der Tschorte beigesetzt haben. Er ist spurlos verschwunden, das ist das Wunder.“

„Wie kann er verschwunden sein? Er hat das Kloster verlassen, er hat uns gesucht.“

Wieder verneinte der Tibeter.

„Es ist unmöglich, denn alle Tore waren bewacht. Nur das Unwetter, die Verwirrung, die das Verschwinden des Heiligen hervorrief, machten es mir möglich, in dem Kleide eines Lamas zu entkommen. Auch hätte er euch gefunden, denn er sah ja euer Zeltlager von seinem Altan aus.“

„Was ist aus unserem Lager geworden?“

„Sie haben es in dieser Nacht niedergebrannt.“

„Und was nun?“

„Ich werde euch auf einem sicheren Wege bis Dardschiling geleiten, dann könnt ihr heimreisen. Jetzt werde ich sehen, trockenes Holz zu finden.“

Elisabeth hatte während der ganzen Zeit stumm dagesessen. Heinz zermarterte seinen Kopf, und Bill Hunter sah finster vor sich hin.

Heinz blickte auf.

„Es ist unmöglich, daß wir jetzt reisen.“

Bill Hunter seufzte.

„Es ist zwecklos und gefährlich, wenn wir hierbleiben. Der Heilige ist aus dem Kloster verschwunden. Ein neuer Heiliger wird gesucht, das ist ein Zeichen, daß sie ihn aufgegeben haben. Jedenfalls ist unser Plan gescheitert.“

Heinz nickte traurig.

„Sie haben ihn sicher ermordet.“

Hunter war anderer Meinung.

„Ich glaube es nicht. Die Mönche sind daran gewöhnt, daß ein Heiliger stirbt, wenn es die leitenden Priester für gut halten. Ich weiß nicht, warum diese auf die Bestattung verzichtet hätten. So kann es immerhin auch unter den Mönchen Zwiespalt geben und mancher auf die Wiederkehr des Verschwundenen hoffen.“

(Schluß folgt.)



Aus Rom — der Ewigen Stadt: Blick vom Palatin gegen das Kolosseum. Gemälde von Hermann Ebers.

Menschen ohne Schmerz

VON DR. ALFRED LEHMANN, LEIPZIG



Was menschlicher Wille vermag: Der amerikanische Fakir Nostradamus kann sich auf ein Nagelbrett legen, ohne sich zu verletzen, ja, er erträgt dabei noch die Belastung durch eine zwei Zentner schwere Person.



Im Oval:

Zur Nachahmung empfohlen: Der Artist Paul Schöllkopf, ein gebürtiger Nürnberger, durchbohrt sich die empfindlichsten Stellen des Kopfes und Halses, ohne sich zu schädigen und Schmerzempfindungen zu äußern.



Der Mensch als künstliches Skelett: Der Illusionist Fred Agosta in einer „Yogi-Stellung" mit eingezogenem Oberkörper.

Auf die Epidemie der Hungerkünstler vor wenigen Jahren folgte in Europa die Epidemie der „Fakire", exhibitionistisch veranlagter Asketen, die auf irgendeine Weise Geld zu verdienen suchten. Sie spekulierten dabei auf die Sensationslüsternheit der Masse. Das Für und Wider bleibe hier unerörtert. Namentlich gab Frankreich einen günstigen Boden für derlei Dinge ab, die sehr oft mit okkulten Phänomenen in Zusammenhang gebracht werden. Besser wäre es, die Experimente in das Gebiet der Zauberkunst einzureihen, weil einige der Tricks — beispielsweise das Verschlucken von Nadeln, die nachher, auf einen Faden gereiht, aus dem Mund gezogen werden, oder gewisse Arten des „Feuerspeiens" — von hier aus zu erklären sind. Wieder andere setzen körperliches Training und Muskelbeherrschung voraus, so besondere „Yogi-Stellungen", Degenschlucken usw. Berührungspunkte mit dem Okkultismus ergeben sich überall da, wo Hypnose und Autosuggestion Mithelfer am Experiment sind — ja, es findet sich bei mancher ernsthaften Vorstellung vielleicht ein ferner Berührungspunkt mit dem Rätsel von Konnersreuth. Allein — hier soll das rein Artistische in den Vordergrund gestellt werden.

Die berühmte Feuerfestigkeit der Fakire ist ein einfaches physikalisches Phänomen: zwischen der feuchten Zunge oder der feuchten Hand, die ein glühendes Eisen berührt, bildet sich augenblicklich eine Dampfschicht, die als schlechter Wärmeleiter die Haut vor Verbrennung schützt. „Omikron", der „lebende Gasometer", speichert Gas im Magen auf und speist damit Lampen und Bunsenbrenner. Er erinnert an den Artisten Strazini, der im vorigen Jahrhundert durch seine Vorführungen Aufsehen erregte: der Mann aß eine Sägespäne-Suppe mit Petroleum, zerbiß Lampenzylinder und verschluckte die Scherben, aß Brikette und Waschseife. Die Mahlzeit beendete er mit zwei Glas Petroleum, das er später brennend ausspie. Der Fakir Nhan el Gani (gewöhnlich haben die Fakire Indien kaum gesehen: hinter To Nhama verbirgt sich beispielsweise Herr Arthur Steier) gießt sich flüssiges Blei in den Mund und speit dann einen Bleiklumpen aus.



Eine schwer bekömmliche Mahlzeit: „Rigoletto" bei der Vorführung des Nähnadeltricks. Der Artist verschluckt an einem Faden aufgereihte Nähnadeln und holt sie nach einer Weile wieder hervor.



Eine 14stündige Kreuzigung: Der Fakir Taimu ließ sich bei seinem Auftreten täglich für 14 Stunden vor einem Gemälde annageln, eine Produktion, die in Berlin verboten wurde.



Rechts nebenstehend:

Mit Messern gespickt: Basil Iwanoff, Mitglied einer Kosakentruppe, in seinem „Schwertertanz".

Vielfach liest man auch vom Tanz auf Glassplittern: hierzu gehört eigentlich nur Mut, weil diese Glassplitter ja locker aufgeschichtet sind und dem stoßenden Fuß ausweichen. Das Lager auf dem nägelgespickten Brett ist eine erstaunliche Muskelleistung, die von der Dichtigkeit und Härte der Muskeln abhängig ist. Beliebt ist das „Lebendig-begraben-Werden". Mit Zaubertricks löste sie der im Vorjahre verstorbene Houdini, der sich in Neuyork in eine Zinkkiste einschließen ließ, die verriegelt und dann in einen Fluß versenkt wurde, wo sie anderthalb Stunde liegenblieb. Der Zauberkünstler gab an, daß er besondere Zaubertricks dabei habe. Dieses Experiment wird ja vielfach ausgeführt; sogar von einer Dame, Nadia Nadyr. Tom Pirle, der Fakir von München, hat sich innerhalb zweier Jahre weit über 300 mal auf kürzere Zeit, 230 mal auf 1 Stunde 20 Minuten und einmal auf 2 Stunden 20 Minuten in 2 m Tiefe beerdigen lassen. Er sagt, daß die Kunst darin bestehe, mit **der** Luft auszukommen, die im Sarge vorhanden ist — eine Fertigkeit, die man eben jahrelang üben muß. Beim Rosenheimer Volksfest ist er



Ein menschlicher Vulkan: Ein englischer Artist produziert sich in den Straßen Londons als Feuerfresser.

einmal vom Grundwasser überrascht worden. — Erst neulich ist wieder in Stuttgart ein Fakir namens To Rha aufgetreten, der sich zu einem 120-stündigen Schlafe begraben ließ, Wangen, Ohren und Hals mit langen Nadeln durchstochen, und dann nach Ablauf der Frist wohlbehalten zutage gefördert wurde. (Vgl. die Abbildungen auf S. 953.) Mehr als einmal haben sich allerdings bei Vorführungen solcher Artisten auch schon Todesfälle ereignet.

Der Franzose Paul Heuzé hat sich in einem Buche dahin ausgesprochen, daß jeder Mensch Fakir werden könne und jeder Fakir so etwas Ähnliches wie ein „Schwindler" sei — ich möchte den Ausdruck „Schwindler" in „Täuschungskünstler" abwandeln und der Behauptung keine Allgemeingültigkeit zukommen lassen.

Es brauchen wohl nicht immer alle „Schwindler" und „Wunder" zu sein — schließlich läßt sich ja doch die Tatsache nicht bestreiten, daß es Menschen mit wenig Schmerzempfindung wirklich gibt. Hier aber wird die medizinische Wissenschaft einsetzen müssen und nicht der Historiker der Artistik.

ÜBER WOLKEN UND FIRNEN

Flughafen in den Bergen.

Frühnebel hangen über den Häuptern der Berge. Hauchdünne Schleier. Nur ahnbar dahinter die Kette der Firnen. Schon tastet die Sonne durchs ruhlose Grau. Da und dort reißt das Gewebe, zeigt des Himmels ewiges Blau, gibt den ersten wärmenden Strahlen den Weg zur Erde frei.

Schuppen, niedrig und langgestreckt, mit offener, dunkel gähnender Pforte, liegen in der Morgenfeuchte. Liegen am sich aufschwingenden Hange der Bergriesen, gewaltigen Maulwurfshaufen gleich. Helle Häuschen ringsum wie Kinderspielzeug. Menschen davor, Zwerge gegen die Kolosse von Erde, Fels und Eis, die Schöpferallmacht dahinter hochgetürmt, hochgeschleudert im Beben der Erde aus Brandung der Ewigkeit.

Zerfetzt treiben die Morgennebel im Winde davon. Im Wind, der zwölf oder fünfzehn Meter Wegs in der Sekunde macht. Gespenstische Segler im Meer der Lüfte. Sonne löscht sie aus. Eine unermeßliche Kuppel aus leuchtendem Kristall, wölbt sich der Himmel.

Auf grünen Almwiesen liegt voll und warm jetzt die Sonne. Dunkle Wälder erhellen sich unter ihren Strahlen. Ein Wasserfall schüttet Silber über graubraunes Urgestein. Schneerinnen hangen tief hinab. Über allem, unausdenkbar hoch, Gletscher, Firnen, Wolken ...

Minuten noch, und wir werden höher sein als alle Wunder des Alls!

Im kurzen Gras des Flughafens harrt der Menschenvogel seines Gebieters. Brausendes Lied der Propeller erfüllt die Luft, dröhnt in den Bergen — Morgenchoral der neuen Zeit!

Gigantische Drehbühne.

Die Erde unter uns schwebt. Gleitet lautlos dahin, versinkt. Städte schrumpfen zusammen zu Gipsmodellen, wie man sie in Ausstellungen aufbaut. Dörfer werden zu Kinderspielzeug. Bahngleise flirren wie Lamettafäden, die vom Weihnachtsbaum gefallen, Landstraßen leuchten auf, gleich hellen Bändern auf dunklen Kleiderstoffen. Gärten, Parks, Hänge mit Reben und rauschenden Wäldern, Burgen, Schlösser, Flüsse und blaue Seen, Berggipfel und Täler liegen ausgebreitet wie Papiermaché-Reliefs in Wanderschauen. Je höher man steigt, um so unwirklicher wird alles in der Tiefe.

In dreihundert, fünfhundert, manchmal auch noch sechshundert Meter Höhe behält das Bild der Landschaft Wärme, Lebendigkeit, Menschennahes. Dann aber, je höher sich der Riesenvogel schraubt, geht es wie ein Erstarren über die Erde. Häuser werden zu Punkten, Straßen zu Kreidestrichen, Dampfer zu winzigen Kieseln, die im Wasser liegen. Das stärkste Glas findet nichts Lebendiges mehr dort unten in der bunten Tiefe ...

Da ist Genf. Man kann sich nicht irren, weil man seine Lage am spiegelglatten See, die Kette der Berge, die es gefangenhalten wie mächtige Arme, kennt, weil man den Ausfluß der Rhone aus der irisierenden Schale des Lac Léman und ihren Zusammenfluß mit der Arve erblickt. Man sieht schließlich den sanften Schwung der Mole und einen Strich, der für die unten ein Leuchtturm ist; man sieht endlich die weiße Säule des Seesprudels und ahnt die Rousseau-Insel dort, wo sich die Montblanc-Brücke über die enteilende Rhone schwingt; ahnt die Kathedrale St-Pierre, deren Steinkreuz ein Blitz am 10. August 1556 in die Tiefe schleuderte, und denkt im Brausen der Propeller an ... Calvin, den Marschall Henri Rohan und den Kardinal de Brogny, der die Kapelle der Makkabäer erbauen ließ; ahnt auch das Rathaus mit seiner stufenlosen Treppe, auf der einst die Senatoren hoch zu Roß vor den Sitzungssaal im Obergeschoß ritten. Man weiß: dort ist Ariane, der Botanische Garten Genfs mit dem leuchtenden Museumsbau — drüben das französische Ferney mit dem Schlosse Voltaires — dort Coppet, Nyon, Morges ...



Das 4505 m hohe Matterhorn (hinterer, dunkler Berg) mit Col de Tournanche aus 4750 m Höhe.

Der Schloßherr François Marie Arouet de Voltaire rannte dort unten, seine Verse deklamierend, durch den Park; Madame de Staël entzog sich hier dem Zorne des Großen Napoleon. Erinnerungen steigen auf und versinken wieder, wie die Bilder in der Tiefe.

Die Landschaft wechselt fast unmerklich. Man fühlt nicht, daß man grenzenlose Entfernungen zwischen sich und den Ausgangspunkt legt. Bild folgt auf Bild ohne unser Zutun, wie im Film.

Smaragdgrün leuchtet es in der Tiefe: Der Lago Ceresio. Und einer Perlenkette gleich, weiß und flirrend, funkelt es herauf: Paradiso, Lugano, Cassarate, Castagnola, Gandria ... Hotelpaläste wie Streichholzschachteln. Weiße Dampfer wie winzige Fischlein. Fern eine Straße mitten im See — der Damm von Melide. Gewaltig recken sich Monte Brè und Monte San Salvatore auf — gewaltig gegen die Häuschen dort, winzig gegen unsere Höhe. Man sieht es nicht, aber man weiß schneller schlagenden Herzens, daß dort unten Myrten und Magnolien und Orangen wachsen und Palmen, Edelkastanien und knorrige Oliven die sonnbestrahlten Wege überschatten. Man sieht nicht den Dom San Lorenzo und nicht die Chiesa Santa Maria von Lugano und weiß doch in diesem Augenblick, welche Schätze sie bergen; denkt an Rodari und Luini — und schickt den Blick über Firnen und Täler in die lombardische Heimat der beiden Meister, dorthin, wo Mailand, Cremona und die Apenninen schimmern.

Die Propeller peitschen das tiefste Blau des Himmels. Die Motoren füllen den Äther mit ihrem Brausen und Summen. Ein neues Bild auf der gigantischen Drehbühne: Wälder, Almwiesen, Felsschroffen, Schnee. Blitzende Wasser. Ist der Siljan in Schweden das Auge Dalekarliens, dann ist dieser See unter uns die Träne eines Berggottes, in der sich die Sockel seines Thrones spiegeln! Seltsame Helligkeit bis in alle Tiefen des Tals. Hier ist das Land der leuchtenden Farben,



Über dem größten Gletscher Europas. Aletschhorn (4182 m) und Aletschgletscher (24 km lang, 115,1 qkm groß). Aufnahme aus 4200 m Höhe.

hier flirrt das Gold in den Lüften, das Segantini in seine Gemälde zauberte — ja, und dort ist der Schafberg, von dem der sterbende Samadener Meister zum letzten Male hineinschaute in die lebendige Wunderwelt seines Schaffens.

Schon schraubt sich der Riesenvogel höher empor zur Sonne — nein, See und Wälder und Wiesen gleiten in die geheimnisvolle Versenkung dieser gigantischen Drehbühne, um einer neuen Szene das Feld zu räumen . . .

Entthronte Majestäten.

Wir sind nur ein Atom im All . . .

Einsam in unermeßlichen Einsamkeiten.

Dreihundert — achthundert — tausend Meter noch über den zerklüfteten, weißschäumenden Kämmen dieses Meeres von Stein und Eis braust das Flugzeug dahin. Zarte Wolkentupfen schweben um die gewaltigen Schultern der Berge. Trotzig aber recken sie die gnadenlosen Häupter ins klare Blau. Gestürzte Größen einer stärkeren Zeit, und doch immer noch urgewaltig und verwirrend in ihrer feierlichen Majestät. Gestürzt vom Menschen, der sich höher schwang als sie.



Genf aus 800 m Höhe.

Vor hundert und anderthalbhundert Jahren vergoß man Tränen und nannte das Naturgefühl. Jean Jacques Rousseau weinte am Genfer See und Heinrich Heine am Nordseestrand; Goethe wurde 1787 in Neapel „ganz stille und machte große, große Augen“, und Flaubert wollte in Pozzuoli „vor Melancholie vergehen“. Das neue Jahrhundert hat seine Kinder gewandelt und härter gemacht. Nicht empfindungsärmer, aber empfindsamer auf andere Art. Wir fühlen uns der Natur verbunden, kameradschaftlich, und grüßen sie lachend wie Freunde oder sportliche Gegner.

Und doch — in dieser ungeheuren Einsamkeit, in dieser märchenhaften Wildnis erstirbt das Lachen auf den Lippen, und unser Herz erbebt — — —

Blauschillernde, leuchtendhelle, grauschäumende Gletscher fluten von Gipfelgraten herab. Branden ans Urgestein. Man fühlt ihren eisigen Hauch, spürt ihn erschreckend in Herz und Hirn. Lauscht für Sekunden auf das Stampfen der Motoren und den brausenden Sang der Propeller. Lauscht — und lächelt wieder, aller plötzlichen Sorge enthoben. Lauscht, schaut und lächelt . . .

Man verläßt das Kampffeld mit dem Gefühl des Siegers. Aber man grüßt in Bewunderung und mit Wehmut die entthronten Majestäten wie ehrenvoll Besiegte.

Wunder in der Tiefe.

Manchmal fühlt man das unmögliche Verlangen in sich, irgend etwas dort unten, eine Kirche, ein Schloß, ein ganzes Städtchen, irgendein Wunder der Natur, zu sich heraufzuholen. So, wie es dort unten liegt — klein, zierlich, leicht wie ein Spielzeug oder eine kostbare Fayence — ganz zart zu packen und zu sich heraufzuheben, auf die flache Hand zu setzen und es von nahem zu bestaunen, wie es Chamissos Riesenjungfräulein mit dem Bauern und seinem Gespann tat. Das einsame Kirchli von Arosa etwa oder den Landwasser-Viadukt mit dem Kindereisenbähnli darauf, die hölzerne Spreuerbrücke von Luzern mit ihren Totentanzbildern oder das Berghaus auf dem Jungfraujoch, um einen Blick in den Speisesaal mit seinen Menschlein zu tun, oder das ganze Montreux, das Byron einstens „schön wie ein Traum“ fand. Man fühlt Gelüste in sich erwachen, wie sie Gulliver gehabt haben mag, als er zu den Liliputanern verschlagen wurde.

Und dann vermeint man plötzlich ein Rauschen, mehr: ein Donnern und Tosen zu hören. Lauscht und hält den Atem an. Aber das tiefe Summen der Maschine überdröhnt alles andere. Nur das Auge verbindet noch mit der Erde. Vierundzwanzig Meter tief stürzt der Rheinstrom seine Wassermassen hinab über Fels und Urgestein — vierundzwanzig Meter, die von hier oben anmuten wie ebenso viele Zentimeter — und kein Laut verrät die Gewalt dieses ungeheueren Sturzes! Ruheloses Gewoge weißen Rauches — so scheint es — dort, wo sich dunkle Felsblöcke und der bizarre Zacken, der (leider!) ein Eisendächlein auf seiner Spitze trägt, aus dem Flußbett erheben, zeigt die verheerende Kraft der Fluten und ihre Stärke, die der Menschheit zum Segen geworden. Tausende leben jetzt von ihr. In den zahllosen Fabriken und Werken, die direkt am donnernden Fall liegen — seltsam geformte, platte Kästen von hier oben — und bis weit ins Land hinein.

Plötzlich Stille, die tief erschrecken läßt. Wir sacken ab — senken uns mählich — gleiten . . . Die Bahnbrücke über dem Strom, die drüben am andern Ufer in die Erde mündet, dreht sich, die lange Schatten werfende Allee wandert wie der dünne Strahl eines Scheinwerfers, das silberne Gekräusel der Wellen flirrt verwirrend, und die Häuser im Grünen rollen davon. Was eben schon hinter uns lag, breitet sich nun wieder vor uns aus. Und aus unendlicher Ferne klingt verhallend das dumpfe Rollen des Rheinfalls herauf. Greifbar nah wächst alles auf uns zu.

Aber da stampfen die Motoren wieder, und die Propeller peitschen die sausende Luft. Höher hinauf ins Blau zwingt der Pilot die Maschine. Und wieder versinkt die Erde unter den Schwingen des stählernen Vogels, versinken die weißen Hotels auf den Rheinhöhen, die hämmernden Werke, die Schlösser Wörth und Laufen, der kleine Bergkirchhof mit seinen hellen Mälern.

Über braune Ackerschollen und gelbe Rapsfelder, die im Grün der Wiesen liegen, wie Wäschestücke auf der Bleiche, jagt lautlos und unaufhaltsam ein gespenstischer Reiter: unser Schatten. Und in der Ferne grüßt lange noch das blaue Band des Rheins.

Curt Reinhard Dietz.

Aufnahmen von der Eidgenössischen Flugplatzdirektion Dübendorf.



500 m über dem Rheinfall! Der Rheinfall bei Schaffhausen (406 m) aus 900 m Höhe.



Nachbarinnen.



Unentschlossen.

GEMÄLDE VON HANS BEST

DIE ELEKTRIZITÄT ALS LOTSE

Sehr schwierig ist oft die Lösung des Problems der Schiffsnavigation in engen Hafeneinfahrten, insbesondere dann, wenn dort Sandbänke und Untiefen die Schiffahrt gefährden, die Fahrrinne also sehr schmal ist. Infolge des engbegrenzten Raumes, der den Schiffen zum Manövrieren zur Verfügung steht, versagen hier oft die auf hoher See sich ausgezeichnet bewährenden Methoden zur Bestimmung des Schiffsortes. Besonders schwierig wird die Schiffsführung in solchen Hafeneinfahrten aber erst, wenn eine schwere See und unsichtiges Wetter dem Navigationsoffizier jede Sicht von Peilmarken, Ansteuerungsbojen usw. nehmen.

Die Technik hat nun hier wieder helfend eingegriffen und ermöglicht heute dem Steuermann auch bei schlechtestem Wetter das sichere Auffinden der gesuchten Fahrrinne. Die hierfür in Betracht kommende elektrische Wegweiseranlage, und zwar die Senderanlage, besteht der Hauptsache nach in einem in der Fahrrinne verlegten Kabel, das an einem Ende geerdet, an dem anderen Ende an einen Wechselstromgenerator angeschlossen ist und von diesem gespeist wird. Die Empfangsanlage auf dem Schiffe selbst besteht in zwei an Backbord und Steuerbord angebrachten Rahmenspulen, die über Verstärkerröhren mit einer telephonischen Abhörvorrichtung und einem Anzeigegerät verbunden sind (s. Anordnungsbild). Steht nun das Wegweiserkabel unter Strom, so erzeugt es ein elektromagnetisches Feld, dessen Äquipotentialflächen konzentrisch um das Kabel selbst liegen (s. Wirkungsschema und Anordnungsbild). Kommt nun ein Schiff von hoher See und versucht die Fahrrinne der Hafeneinfahrt anzusteuern, so handelt es sich vorerst darum, das Leitkabelende aufzufinden und in die Richtung des Kabels zu manövrieren. Oft ist das Kabelende mit einem Unterwasserschallsender versehen, so daß ein mit Unterwasserschallempfängern ausgerüstetes Schiff leicht das Kabelende finden kann. Läßt sich dies nicht bewerkstelligen, so werden zwei Schleppkabel verschiedener Länge an das Bordempfangsgerät angeschlossen. Wir wollen zum Verständnis des Prinzips der Wegweiseranlage vorausschicken, daß in jedem Leiter (also um so mehr in einer Drahtspule), der sich in einem elektromagnetischen Kraftfeld bewegt, ein elektrischer Strom durch Induktion erzeugt wird. Kommt das Schiff mit den vom Schiffsheck aus im Wasser nachschleifenden, verschieden langen Kabeln in den Bereich des Kraftfeldes, so wird zwischen den Enden der verschieden langen Kabelstücke ein Spannungsunterschied auftreten bzw. in den Kabeln selbst ein Strom fließen. Diesen Strom zeigt das Meßinstrument der Empfangsanlage an; der Navigationsoffizier weiß nun, daß er sich im Bereiche des Kraftfeldes und in der Nähe des Wegweiserkabels befindet (Schiffsstellung 1 des Wirkungsschemas). Nun tritt die eigentliche Wegweiseranlage des Schiffes in Tätigkeit: die beiden Rahmenspulen, die an der Backbord- und Steuerbordseite des Schiffes angebracht sind, werden eingeschaltet, nachdem die Schleppkabel vom Anzeigegerät abgeschaltet sind (s. Anordnungsbild). In den Rahmenspulen entsteht auf die schon oben besprochene Art durch Schneiden von Kraftlinien ebenfalls ein Strom, der an sich zwar sehr gering ist, aber durch die Elektronenröhren der in einem wasserdichten Kasten untergebrachten Verstärkeranlage so weit verstärkt wird, daß er in den Kopfhörern oder im Meßinstrument eine hörbare oder sichtbare Wirkung auslösen kann.

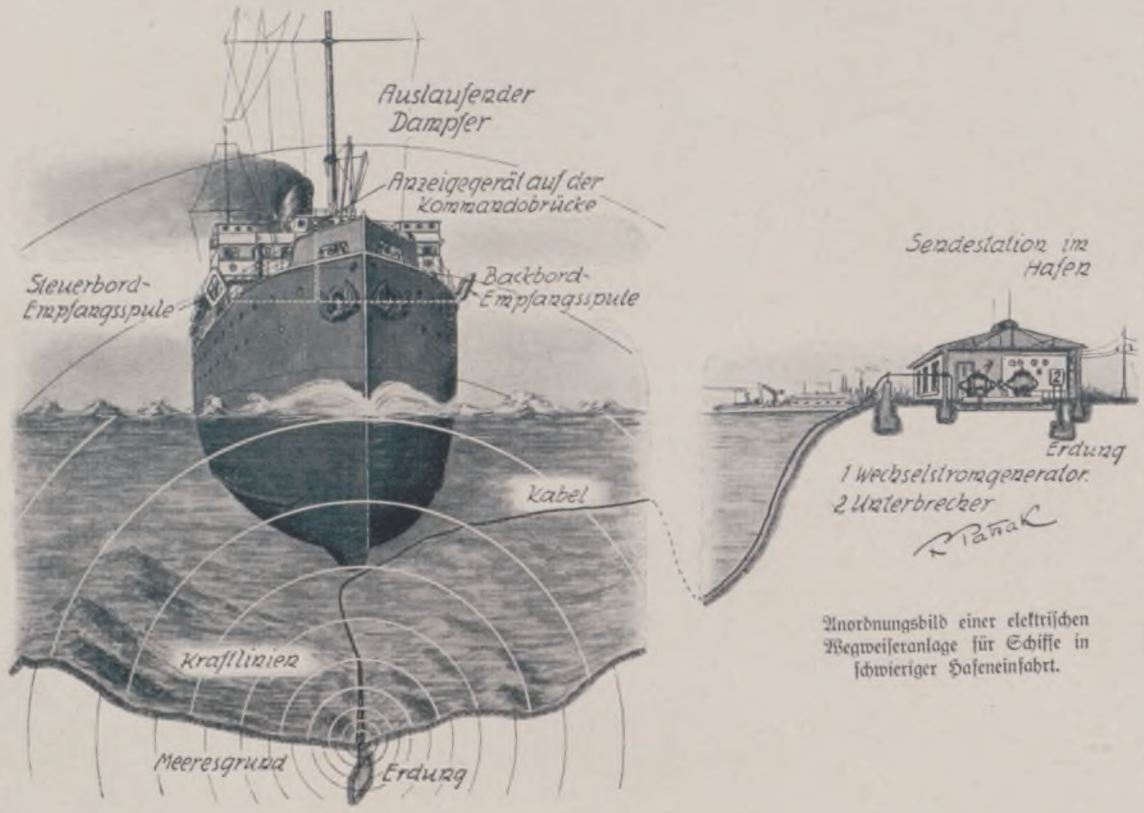
Solange sich das Schiff nicht genau über dem Wegweiserkabel befindet, wird die eine Rahmenspule, die dem Kabel näher ist, von einem stärkeren Strom durchflossen werden als die auf der anderen Seite des Schiffes. Je nachdem die Kopfhörer mit der einen oder anderen Spule verbunden werden, wird in den Kopfhörern die Kennung der Wegweisersendestation stärker oder schwächer zu hören sein. Das Schiff muß nun so lange manövrieren, bis der Steuermann beim Anschluß der Kopfhörer an die Backbord- oder an die Steuerbordspule das Kennungszeichen gleich stark vernimmt oder das optische Anzeigegerät ihm die richtige Lage des Schiffes über dem Wegweiserkabel anzeigt (Schiffsstellung 2 und 3 des Wirkungsschemas). Man hat die Wegweiserempfangsanlage außer mit den Kopfhörern noch mit einem optischen Anzeigegerät versehen, um vollständig objektive Beobachtungen anstellen zu können, die mittels der Telephone bekanntlich nicht möglich sind. Das optische Anzeigegerät (s. Abb.), das sich auf der Kommandobrücke befindet, besitzt zwei Zeigerapparate, denen die durch eine Elektronenröhre gleichgerichteten beiden Spulenströme zugeführt werden. Im unteren Zeigerapparat bewegt sich ein Zeiger über einem Feld, das links die Aufschrift „Backbord" und rechts die Aufschrift „Steuerbord" trägt. Eindeutig und selbst für jeden Laien verständlich wird durch das Einspielen des Zeigers über diesem Felde die Lage des Kabels zum Schiffe gekennzeichnet. Im oberen Zeigerapparat befinden sich zwei Zeiger mit wagrechten Achsen, die über den ihrer Spule zugeordneten Skalen spielen.

Ist der in beiden Rahmenspulen erzeugte Strom gleich stark, befindet sich also das Schiff genau über dem Kabel, so wird sich der Kreuzungspunkt beider Zeiger genau über dem weißen Strich zwischen beiden Skalen des oberen Zeigerapparats halten. Die in bezug auf diesen weißen Strich linke oder rechte Lage dieses Kreuzungspunktes gibt wiederum die Backbord- (linke) oder Steuerbord- (rechte) Lage des Wegweiserkabels zum Schiffe an, wobei noch an der Zeigerstellung über den beiden Skalen die Stärke der in den Auffangspulen erregten Ströme beobachtet werden kann.

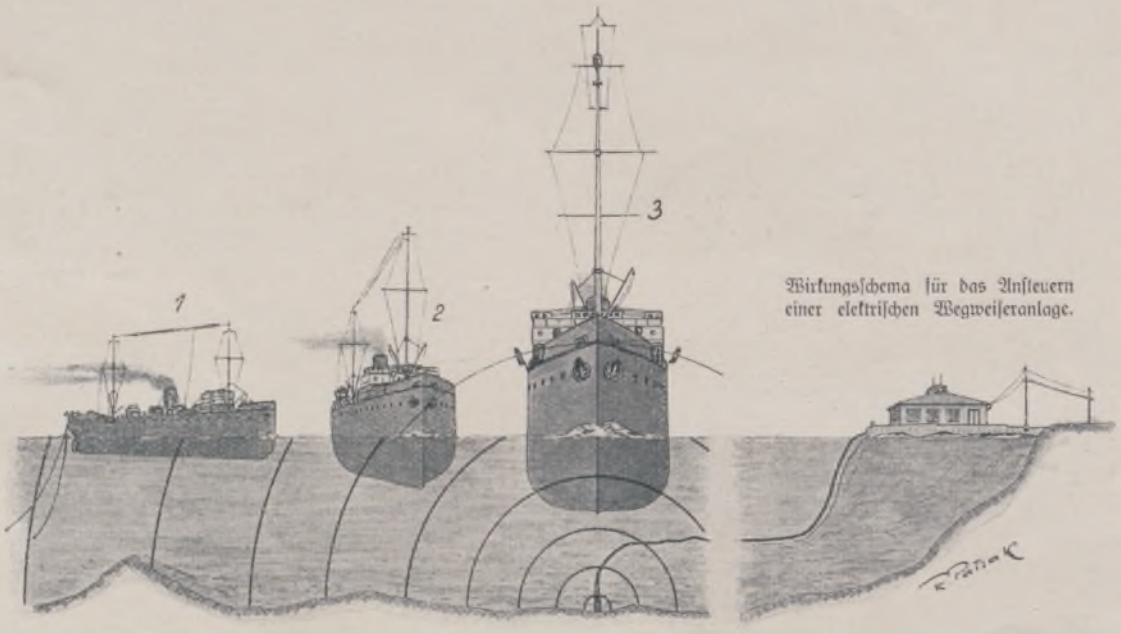
Wie schon eingangs erwähnt wurde, werden die Leitkabel mit Wechselstrom gespeist, und zwar vornehmlich mit einer Wechselzahl von 500 Perioden/Sek., weil bei dieser Periodenzahl im Telephon die Unterschiede in der Tonstärke am besten wahrgenommen werden können. Um zur Speisung des Leitkabels gewöhnliche Generatoren verwenden zu können, die meist für 50 Perioden/Sek. gebaut werden, sind in die Empfangsanlagen Summervorrichtungen eingebaut, die den in den Empfangsspulen erregten Strom von 50 Perioden/Sek. so unterbrechen, daß in den Kopfhörern der gewünschte hohe Ton von etwa 500 Schwingungen in der Sekunde entsteht.

Oft hat es sich als notwendig erwiesen, einen Hafen nicht bloß mit einem Leitkabel für die Einfahrt, sondern auch mit einem solchen für die Ausfahrt zu versehen. Aus diesem Grunde sendet jedes Leitkabel eine bestimmte Kennung aus; der Strom wird in einem bestimmten Rhythmus (Morsezeichen) in das Kabel geschickt. Die Unterbrechung des zugeführten Stroms nach einer bestimmten Buchstabengruppe im Morserhythmus erfolgt durch einen eigenen Unterbrecher in der Sendestation; der Unterbrecher liegt im Stromkreis Erde — Leitkabel — Generator — Unterbrecher — Erde (siehe Anordnungsbild). An der Kennung, die der Steuermann im Kopfhörer vernimmt, kann er nun eindeutig feststellen, ob er sich im Bereiche des Wegweiserkabels für die Ein- oder Ausfahrt befindet, bzw. welches Leitkabel er überhaupt ansteuert. Auch bei dickstem Nebel und bei schwerer See kann er sicher und zielbewußt den richtigen Kurs verfolgen und wird bei schwerem Wetter nicht mehr genötigt sein, wie es vorgekommen ist, auf offener See vor dem durch eine enge Einfahrt blockierten Hafen Anker zu werfen; unbeirrt von den zu seiten der Fahrrinne drohenden Untiefen und Klippen wird er den schützenden Hafen aufsuchen können.

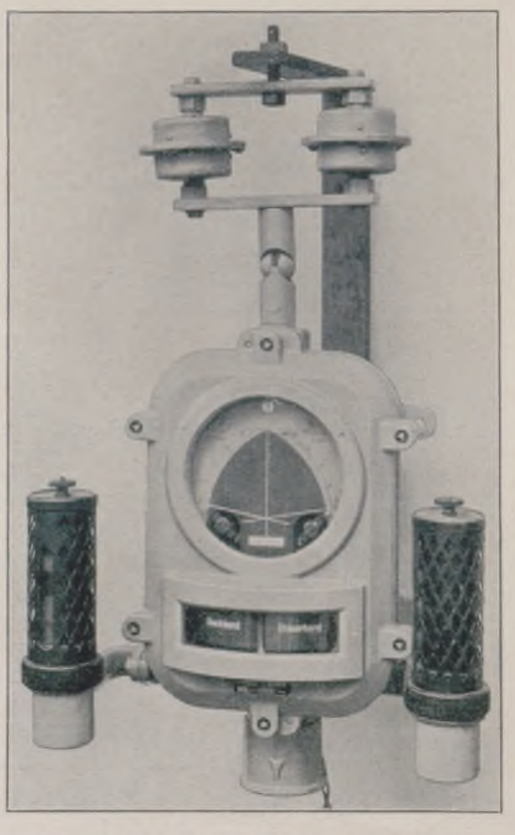
Ing. Dr. Günther Bandat.



Anordnungsbild einer elektrischen Wegweiseranlage für Schiffe in schwieriger Hafeneinfahrt.



Wirkungsschema für das Ansteuern einer elektrischen Wegweiseranlage.



Optisches Anzeigegerät, das die Lage des Schiffes zum Wegweiserkabel erkennen läßt.
(Phot. Gesellschaft für elektrische Apparate, Berlin.)

Der Fischreiher, ein Schmuckriese unserer Vogelwelt.

Der Fischreiher, auch Grauer Reiher genannt, gehört bei einer Länge von 100 bis 110 cm zu den wenigen Großvögeln, die für das Landschaftsbild vieler Gegenden unseres Vaterlandes noch einige Bedeutung haben. Wir sehen ihn als einsamen, in Aschgrau, Weiß und Schwarz gekleideten Fischer im seichten Wasser der Flüsse und Seen stehen, mit langsamen, weit ausholenden Schlägen seiner mächtigen, an den Spitzen stark abgerundeten Flügel dem Schlafbaum zustreichen oder in größerer oder geringerer Zahl über dem „Reiherstande", der in den höchsten Wipfeln eines von Menschen nicht zu sehr beunruhigten Waldes angelegten Horstkolonie, kreisen. Für das Flugbild des Reihers sind der S-förmig gekrümmte Hals und der zwischen die Schultern eingezogene Kopf so charakteristisch, daß man den Vogel auch aus weiter Ferne weder mit dem Storch noch mit dem Kranich verwechseln kann.

Der Fischreiher ist Bewohner der Alten Welt und Australiens und tritt in der gemäßigten Zone als Zug-, im Süden als Strichvogel auf. Viele, namentlich jüngere Vögel überwintern auch bei uns an offenen Gewässern. Die Nahrung besteht aus Fischen, Lurchen, Kriechtieren, Muscheln, Regenwürmern, Wasserinsekten, Jungvögeln und Feldmäusen. Unleugbar fügt der Reiher den Teichwirten Schaden zu, doch ist dieser nicht so groß, wie man gewöhnlich annimmt, da das von jedem einzelnen Vogel befischte Gebiet sehr





Reiherhorstkolonie. — Rechts oben: Am Teichufer.

ausgedehnt ist. — Anfang April beginnt die Paarungszeit. Der Reiher baut seinen Horst aus dürren Zweigen, die er zu ansehnlichen Haufen aufeinanderschichtet. Die schwach vertiefte Nestmulde wird mit feinerem Material: Borsten, Haaren, Federn und Moos, ausgelegt. Bei uns stehen die Horste fast immer auf hohen Bäumen, und zwar heute meist einzeln, seltener, wie früher ganz allgemein, kolonienweise. Schilfhorste, wie sie in Ungarn und in den Donauniederungen an der Tagesordnung sind, kommen in Deutschland nur gelegentlich vor. Ende April bis Mitte Mai ist das Gelege vollzählig. Die drei bis vier, im Höchstfalle sechs Eier gleichen hinsichtlich der Größe denen der



Über dem Horst kreisender Fischreiher.



Junger Fischreiher.

Hausente: ihre Schale ist blaugrün und glatt, jedoch ohne Glanz. Die Bebrütung dauert etwas über drei Wochen. Die Jungen zeichnen sich durch unförmig große Köpfe und kräftige Ständer aus und machen mit ihren Daunenschöpfen einen überaus drolligen Eindruck. Sie hocken vier bis fünf Wochen im Horst, verlassen ihn aber hin und wieder schon einige Tage vor dem Ausfliegen, um auf den benachbarten Ästen oder, wenn ihre Wiege ein Schilfhorst ist, auf dem Boden Gehversuche anzustellen. Die Eltern tragen ihnen von früh bis spät Fraß zu, von dem wegen des gierigen Zuschnappens der immer hungrigen Sprößlinge viel über den Horstrand fällt. Bei dem regen Stoffwechsel der Vögel sind die unteren Zweige der Horstbäume und die Bodenvegetation über und über mit dem kalkweißen übelriechenden „Geschmeiß" bedeckt. — Da Teichwirte und Fischereiberechtigte dem Reiher nicht wohlgesinnt sind, den alten, sehr scheuen Vögeln aber nicht leicht beizukommen ist, pflegt man alljährlich in den Horstkolonien wahre bethlehemitische Kindermorde zu veranstalten, was die Alten seltsamerweise nicht davon abhält, den Stand im nächsten Frühling wieder zu beziehen. Wenn der Reiher dank diesen Verfolgungen heute auch weit weniger häufig ist als früher, so braucht der Naturfreund vorläufig doch noch nicht zu befürchten, daß der schöne und dekorative Vogel, den überdies, als das edelste Wild des Beizjägers, von den Zeiten der Falknerei her ein Schimmer der Romantik umkleidet, dem Aussterben entgegengehe. Bricht sich doch in immer weiteren Kreisen die Erkenntnis Bahn, daß niemand berechtigt ist, aus rein selbstischen Gründen ein Geschöpf auszurotten, an dessen Dasein andere Menschen ihre Freude haben. H—s.



MÄRCHEN AUS TAUSENDUNDEINER NACHT

GEMÄLDE VON PROF. JULIUS DIEZ

(AUS BRAKLS KUNSTHAUS, MÜNCHEN)

Herr cand. med. Neumann

SILVESTER-HUMORESKE VON PAUL GRABEIN

Nichtswürdige Geschichte das!"

Grimmige Verwünschungen ausstoßend, schickte sich der Studiosus Kurt Rößler an, die Treppe zur Wohnung seiner Tante, der alten Geheimrätin, langsam wieder hinaufzusteigen, die er vor reichlich einer Stunde hinabgeeilt war, um den unumgänglich nötigen vierzehnten Mann zu finden.

Tante Aurelie war nämlich in manchen Dingen ungemein abergläubisch, und so hätte sie, als heute abend noch im letzten Augenblick eine Absage zu ihrer Silvestergesellschaft gekommen war, sich lieber „krank" ins Bett gelegt und alle Geladenen wieder nach Hause gehen lassen, als daß sie zu dreizehn am Tisch gesessen hätten. Doch da war ihr als ein Retter in der Not der gute Neffe gekommen; schon eine Stunde früher, als geladen war, um, wie er sagte, „der lieben Tante noch ein wenig zur Hand zu gehen".

Als er ihren Kummer hörte, versprach er sofort Hilfe; er wollte einen seiner Kommilitonen, die sich in der Nähe zu einem Abendschoppen zu treffen pflegten, eilends „herbeischleifen". Die Tante war gerührt über diese Hilfsbereitschaft und drückte dem guten Jungen einen Zwanzigmarkschein in die Hand, um das Auto und etwaige sonstige Unkosten dieser Expedition zu bezahlen. Kurt hatte unter löblicher Ersparnis des Fahrzeugs die verabredete Kneipe aufgesucht, dort aber zu seinem herben Kummer die Freunde nicht vorgefunden. Ohne Besinnen war er zu ihren Wohnungen geeilt, fand sie aber leer, und die Phileusen, sprich: Wirtinnen, wußten natürlich nicht, in welchen Strudel des Berliner Silvestervergnügens die rüstigen Schwimmer sich gestürzt hatten. Inzwischen war die neunte Stunde schon halb verronnen, und die Gäste mußten bei der Geheimrätin jeden Augenblick eintreffen. Tief geknickt war der arme Studio unter solchen Umständen ihrer Behausung wieder zugeschritten.

Um ganz offen zu sein, es war nicht allein das Mitgefühl mit der armen Tante; er hatte auch ein kleines persönliches Interesse an der Sache. Es war nämlich morgen, zum Neujahrs-Ersten, mit tödlicher Sicherheit zu erwarten, daß in stattlicher Anzahl unbarmherzige Tretphilister bei ihm zur Gratulationscour antraten, die ihm nicht von der Bude gingen, bis er ihnen auf ihre Forderungen eine angemessene Abschlagszahlung leistete. Da war es nun seine Absicht gewesen, die stets hilfsbereite Tante um ein unverzinslichen Darlehen von einigen hundert Mark auf unbestimmte Zeit anzugehen. Darum hatte er sich auch so frühzeitig schon bei der alten Dame eingefunden. Nun war dieser fatale Zwischenfall gekommen! Was sollte aus seiner Finanzoperation werden, wenn die verunglückte Silvestergesellschaft die Tante um ihre gute Laune brachte?

Während er mit diesen trübseligen Gedanken langsam, um noch eine Henkersfrist zu gewinnen, die Treppe im Hause der Tante hinaufstieg, klangen eilige Tritte hinter ihm, und ein Herr kam herauf. Es war ein nach der neuesten Mode gekleideter junger Mann im schwarzen Abendanzug. Jetzt war der Fremde heraufgekommen und wollte an Kurt vorüber, als er plötzlich mit verbindlichem Lächeln und elegantem Schwung des Arms den Hut zog und ein: „Gehorsamen Diener, Herr Doktor!" hören ließ.

Kurt sah den Fremden einen Augenblick verwundert an, im nächsten Moment erkannte er ihn: Wahrhaftig, es war ja Fritz, der ehemalige Kellner seiner Stammkneipe, der hübsche, forsche Kerl, mit dem er und die Kommilitonen manchen Spaß gehabt hatten, denn Fritz verfügte über einen ungewöhnlichen Mutterwitz und echt berlinische Beredsamkeit. Der Studiosus erwiderte den Gruß freundlich und fragte den einstmaligen Leibkellner, was ihn denn hierherführe. Zu seinem Erstaunen erfuhr er, daß dieser schon seit längerer Zeit als Lohnkellner serviere, infolge seines einnehmenden Äußern eine sehr feine Kundschaft habe und heute zu der Geheimrätin bestellt sei.

Während Kurt, über dieses seltsame Zusammentreffen noch ganz verwundert, den andern anstarrte, durchzuckte ihn plötzlich ein Gedanke: Der Fritz sah so todschick aus und wußte sich auch so gebildet auszudrücken, daß man ihn sehr wohl für einen Angehörigen der guten Kreise halten konnte, um so mehr, als er, dank seiner langjährigen Praxis auf der Couleurkneipe, speziell die akademischen Umgangsformen völlig beherrschte. Er mußte also die Rolle des gesuchten Kommilitonen und des vierzehnten Gastes der Tante übernehmen. Ja wahrhaftig — das war die Rettung aus aller Not!

Rasch entschlossen nahm er Fritz beim Arm und teilte ihm alles mit. Es bedurfte keines langen Zuredens, der tolle Streich reizte den unternehmungslustigen Serviettenschwinger, der schon früher den Herren Studenten als geschickter Helfershelfer bei manchem üppigen Ulk gedient hatte. Und alle etwaigen Bedenken waren beseitigt, als Kurt ihm den von der Tante erhaltenen Zwanzigmarkschein in die Hand drückte; er versprach, die Rolle des Kandidaten der Medizin Max Neumann zu übernehmen und tadellos durchzuführen.

Es ging in der Tat alles großartig; der Pseudokandidat bewegte sich mit einer solchen Geschicklichkeit und Sicherheit auf dem Parkett der Geheimrätin, als ob das seine alltägliche Beschäftigung sei. Mit Staunen sah es Kurt. Der gute Fritz schien während des Ausübens seines Lohndienerberufs mit Erfolg gesellschaftliche Studien gemacht zu haben. Er küßte der Hausfrau bei der Vorstellung unter tiefer Verneigung die Hand, er war „entzückt über die reizende Aufnahme", er klappte beim Verbeugen die Hacken zusammen und wußte mit den jungen Damen Konversation zu machen, daß Kurt einfach platt war.

Im Vorübergehen raunte ihm die Tante zu, daß sein Freund ein „sehr angenehmer junger Mensch" sei. Der Neffe wurde über den guten Eindruck seines Schützlings, das glückliche Gelingen seines tollen Streiches und die sichere Aussicht auf einen Erfolg seiner Finanzoperation in die allerrosigste Laune versetzt. Zwei außer ihm noch anwesende jüngere Herren, Referendare, waren allerdings weniger entzückt von dem Freunde, den der Neffe der Wirtin da mitgebracht hatte; sie ärgerten sich über „die hanebüchene Unverschämtheit", mit der dieser Kerl den jungen Damen den Hof schnitt und sie beständig so ungeniert in Anspruch nahm, daß sie selber gar nicht zur Entfaltung ihrer gesellschaftlichen Talente kamen.

Während man sich in der längst vollständigen Gesellschaft derart angeregt unterhielt, war die Gastgeberin in neuer, höchster Verlegenheit. Ihre Gäste waren nun zwar alle erschienen, aber die wichtigste Person dieses Abends war ausgeblieben — nämlich der bestellte Lohndiener. Verzweifelt klagte die arme Geheimrätin ihrem Neffen, den sie ins Speisezimmer gewinkt hatte, ihr Leid. Aber auch dieser vielgewandte Berater wußte diesmal nicht zu helfen! — — — Es war bereits halb zehn durch, das Essen verbrannte bald auf dem Herde, was half's — das Hausmädchen mußte allein servieren! Die Geheimrätin bat also die Herrschaften zu Tisch, indem sie ihnen ihr Mißgeschick mit dem pflichtvergessenen Lohndiener klagte.

„Unglaublicher Kerl — nicht, meine Gnädigste?" näselte Herr cand. med. Neumann seiner niedlichen Tischdame zu, als er sie zur Tafel führte. „Ja, diese Leute arbeiten heutzutage nur noch, wenn es ihnen paßt."

Trotz dieses Malheurs war aber die Stimmung in der Gesellschaft bald ganz ausgezeichnet. Die Unterhaltung schwirrte, die Gläser klangen zusammen, und aus den Augen glänzte die Freude. Der Ausgelassenste in der Tafelrunde war unstreitig Herr cand. med. Neumann. Er hatte sich allerdings gründlichst mit den Kellervorräten der Geheimrätin bekannt gemacht, und der edle Trank hatte seine ohnehin geläufige Zunge zu einer bedenklichen Betriebsleistung gesteigert. Die beiden Referendare hatten denn auch bereits den „ekelhaften Schwadroneur" — wie sie sich leise zutuschelten — mit unverkennbarer Mißbilligung angesehen, die sie noch durch ein scharfes Räuspern unterstrichen, doch prallte das an Herrn Neumanns ausgezeichneter Stimmung wirkungslos ab; er erklärte vielmehr lachend über den Tisch hinweg, daß er sich „tadellos amüsiere und mächtig bei Laune sei"!

Seiner hübschen Nachbarin hatte der redegewandte flotte cand. med. anfangs ausnehmend gefallen. Selbst der alten Dame zur Linken, einer berüchtigten Kaffeeschlachtenlenkerin, nötigte er in der ersten Stunde unbedingten Respekt ab, da es sich „ganz allerliebst mit ihm klatschen lasse". Fritz hatte nämlich in all den Familien, wo er servierte, sich sorgfältig über deren persönliche Angelegenheiten von Interesse unterrichtet, eine Umsicht, die sich jetzt lohnte. So ging denn alles aufs beste, bis er in seiner „molligen Laune" das Glas zu oft an die Lippen gedrückt hatte und der bei ihm nur äußerlich aufgetragene Bildungslack abzuplatzen begann.

Mit Sorge sah Kurt diesem bedenklichen Prozeß zu, bei dem schließlich der wahre Kern seines „Freundes Neumann" in fürchterlicher Weise zutage kommen mußte. Indessen, ein gütiges Geschick wandte das Schreckliche einstweilen noch einmal ab. Die Tafel wurde nämlich bald von der Geheimrätin aufgehoben, und man verteilte sich wieder zu zwanglosen Gruppen im Salon. Kurt benutzte diese Gelegenheit, den redseligen Mitverschworenen abseitszuziehen, ihm tüchtig den Marsch zu blasen wegen seiner Unbotmäßigkeit, die sie beide in Gefahr gebracht hatte, und ihm streng einzuschärfen, sich fortab möglichst schweigsam zu verhalten.

Fritz, ziemlich geknickt, versprach sein Bestes und ließ sich willig in eine Ecke führen, wo er sich mit einer Zigarre in der Gesellschaft eines ungefährlichen, weil etwas schwerhörigen alten Herrn begnügen sollte. Kurt schaute unterdessen nach einer Gelegenheit aus, die Tante

ohne Zeugen zu sprechen, um ihr das Darlehen abzuschmeicheln. Er mußte die Sache beschleunigen; lange konnte er den unsicheren Kantonisten, den Fritz, nicht mehr in der Gesellschaft lassen, ohne daß er Unheil anrichtete. Sobald daher seine Finanzoperation geglückt, wollte er sich mit dem „Freunde" heimlich empfehlen.

Während Kurt sich zur Erreichung seines Zieles in der Nähe der Tante im Zimmer der Damen unruhig herumdrückte, wurde Freund Neumann die Zeit im stumpfsinnigen Tete-a-tete mit dem halbtauben Gast etwas lang. Er hatte zudem gehört, daß im Eßzimmer ein Fäßchen Pschorr aufgestellt worden sei — kurzum, er verabschiedete sich freundlich von dem alten Herrn und spazierte nach der feuchten Ecke hinüber, wo er in der Tat die Bierquelle vorfand, an der eine ansehnliche Küchenfee in weißer Schürze gerade mit dem Einschenken beschäftigt war.

„Ach, Fräulein, verpassen Sie mir doch auch ein Flakon!" rief er mit jovialer Herablassung der Schenkin zu. Diese blickte beim Klang seiner Stimme auf und ließ vor Schrecken beinahe das Tablett mit den Gläsern fallen.

„J Jotte doch, nee — Herr Wienecke! Wo kommen Sie denn uff eenmal hier rinjeschneit? Die Madam hat ja den janzen Abend uff Ihnen jelauert!"

Fritz fuhr zusammen, als ob er auf eine Schlange getreten hätte. Verdammt! Das Frauenzimmer kannte ihn! Gewiß hatte sie früher bei einer Familie gedient, wo er serviert hatte. Nun hieß es, sich dreist herauslügen. So nahm er denn seine hochmütigste Miene an und näselte:

„Sie sind wohl nicht ganz bei sich, meine Beste? Der Teufel ist Ihr Herr Wienecke! Ich habe nicht die Ehre, in Ihren Kreisen bekannt zu sein."

Verächtlich die Schulter hebend, wollte er aus dem Zimmer gehen. Aber die resolute Fee der Küche, in ihrem Stolz tödlich verletzt, gab sich nicht damit zufrieden. In ihrer Erregung trat sie dicht an ihn heran und brach mit ziemlich weit vernehmbarer Stimme los:

„Na, nu wird's Dag! So 'ne Unverschämtheit is mir doch noch nich vorjekommen. Jetzt sind Se uff eenmal nich mehr der Lohndiener Wienecke un woll'n 'nen Jeschwollenen markieren un mir nich mehr kennen? Nee, Jungeken, spielen Se den wilden Mann, wo Se woll'n, aber bei mir hab'n Se damit keen Jlück nich!"

Fritz wurde bei dieser heftigen Apostrophe, die man unbedingt im Nebenzimmer hören mußte, abwechselnd brühsiedeheiß und eiskalt. Angstvoll spähte er nach einem Ausgang, um sich davonzumachen. Aber es war zu spät. Schon war im Salon der Zornausbruch der resoluten Köchin vernommen worden, und ganz erstaunt über dieses unerhörte Betragen, war jeder verstummt.

Am störendsten wirkte jedoch die heftige Szene auf eine leise Unterhaltung, die abseits von der Gesellschaft im palmenversteckten Erker von einer Dame und einem Herrn geführt wurde. Es waren Tante Aurelie und Kurt, die dort standen. Es war dem erfindungsreichen Neffen gerade gelungen, unter dem Vorwand einer wirtschaftlichen Frage die Geheimrätin beiseitezunehmen und seine Beichte abzulegen. Nach eindringlichen Vorwürfen und Ermahnungen stand Kurt unmittelbar vor der Absolution und Offenbarung werktätiger Tantenliebe, da erhob sich im Eßzimmer der laute Lärm, ertönte das schrille Organ der trefflichen Köchin.

In höchstem Maße betroffen, rauschte die Geheimrätin nach dem Gemach hin, von wo der Spektakel kam; ihr auf dem Fuße folgte der Neffe. Nun bot sich ihren Blicken die seltsame Gruppe dar: der ganz niedergeschmetterte, hilflos um sich blickende Herr cand. med. Neumann und die zornig auf ihn eindringende, hochrote Köchin!

Gleich der erste Blick sagte Kurt, daß „hier etwas faul war im Staate Dänemark". Ihm schwante, daß die Entlarvung des Pseudo-Neumann fällig war, und mit unsicherem Blick spähte er nach einer Gelegenheit zum beschleunigten Rückzug.

Inzwischen herrschte die Geheimrätin ihren dienstbaren Geist an:

„Minna, haben Sie den Verstand verloren? Was denken Sie sich eigentlich bei Ihrem Betragen?"

Die resolute Köchin aber ließ sich nicht so leicht einschüchtern.

„Nischt vor unjut, jnä'je Frau", verteidigte sie sich im Gefühl ihrer Unschuld. „Det soll woll aber 'nen Menschen nich außer Fassong bringen, wenn so'n fauler Knopp, der bei andre Leute mit die Serviette hinterm Stuhl steht, hier den Noblichten markiert un unsereenen ieber die Achsel ankiekt!"

Während die Geheimrätin und ihre Gäste noch ganz verständnislos die Sprecherin anstarrten, die sie für übergeschnappt hielten, hatte der unglückliche „Herr cand. med. Neumann" bemerkt, wie sein Gönner die auf die Köchin konzentrierte allgemeine Aufmerksamkeit geschwind ausnutzen wollte, um sich aus dem Staube zu machen. Als Fritz, seinen sicheren Untergang vor Augen, den Anstifter seines Malheurs sich feige zur Flucht wenden und ihn selber schutzlos preisgeben sah, da packte ihn ein Gefühl der Bitterkeit und der Gleichgültigkeit seiner Lage gegenüber, wie weiland Cäsar, da er Brutus unter seinen Mördern erkannte. Mit lauter Stimme gab er darum seinem Schmerze Ausdruck, indem er auf den gerade nach der Türklinke Greifenden hinwies:

„Na ja, Herr Doktor, nu lassen Sie mich hier in der Tinte sitzen, nachdem ich Ihnen die Kastanien aus dem Feuer geholt habe."

Damit lenkte Fritz die Augen aller auf den armen Studio hin, der sich so noch zwischen Tür und Angel ertappt sah und vergebens nach einem Mauseloch spähte, in das er sich hätte verkriechen können. Die Geheimrätin aber, der eine furchtbare Ahnung aufstieg, trat dicht auf den Neffen zu und ersuchte ihn mit bebender Stimme um Aufklärung über diesen merkwürdigen Zwischenfall.

Nun war alles aus. Mit dumpfer Resignation ergab sich Kurt in sein Schicksal, und mit einem Anflug von Galgenhumor begann er, den Hergang des ganzen Abenteuers zu erzählen.

Als er zu Ende war — es schlug gerade Mitternacht, das neue Jahr brach an — da traute er seinen Ohren nicht! Anstatt der befürchteten höchsten Empörung auf allen Seiten brach ein homerisches Gelächter aus. In ihrer animierten Silvesterlaune hatte die Gesellschaft den Fall von der allerheitersten Seite aufgefaßt. Man fand den Streich des Bruders Studio unbezahlbar, dieser war mit einem Schlage der Held des Abends geworden, und selbst seinem Helfershelfer, dem unverfrorenen Fritz, war man nicht gram.

Als die Geheimrätin sah, daß ihre Gäste die Sache so gut aufnahmen, war auch sie zur Verzeihung geneigt und ließ den Neffen mit einer scherzhaften Abkanzelung davonkommen.

Fritz dagegen traf doch die Strafe. Er mußte sofort eine Serviette nehmen und mit der glänzend gerechtfertigten Minna zusammen die Gäste bedienen, unter denen er sich noch bis vor einer Minute selber befunden hatte. Und es wurde ihm nicht leicht gemacht; denn bis in die Morgenstunden hinein erscholl der ironische Zuruf:

„Bitte noch ein Glas Bowle, Herr cand. med. Neumann!"

BEI EINEM SCHLAFENDEN KINDE

VON HANS NATONEK

Wir sind die Teile nur, du bist das Ganze, das neue Unbekannte aus verworrenen Hälften. Zwei Wege kreuzten sich, da wuchs ein kleiner Wegweiser auf.

Wie tief erschüttert mich jetzt jeder Makel, den ich an uns entdeckte! Wie bitter schärft deine Kindesunschuld mein Auge für unsere Fehler! Wir sind die Teile — das Ganze schlummert hier.

Wie werden meine Mängel und deine Vorzüge, Frau, meine Vorzüge und deine Mängel, meine Art und dein eigensinnig Widerspiel sich in dem Kind begegnen? Welches Mysterium der Mischung bestimmt die Prägung?

Oh, daß ich bestehen könnte vor deinem ahnungslosen Schlaf! Daß ich beim Anblick deiner Holdseligkeit mich nicht so ganz anders wünschen müßte, als ich bin! Da du nun bist, überfällt mich die bange Schöpferqual des Zweifels. Zu gut kenn' ich die Teile, um nicht zu wünschen, das Ganze werde besser als die Summe . . .

Wenn der süße Morgennebel sich hebt von seiner Kindheit, dann, mächtige Fügung, widerhole im Kinde nicht uns, die Eltern, dann segne uns mit seinem neuen Antlitz, darin das Ich und Du so überwunden ist, wie in dem guten Werke sich die Qual-Natur des Künstlers reinigt.

Wir wollen beten, Frau, vier Hände ineinander in vierfacher Umschlingung: Wir sind die Teile nur, du bist das Ganze. Süßer, kleiner Atem, trag unser Gebet!

Jedes Kind ist Schöpfer einer kommenden Welt, Träger eines künftigen Schicksals. Es wird Welt schaffen und Schicksal erleiden. Das ist es, was uns zwingt, an der Wiege eines Kindes die Hände zu falten.

*

„Werde so brav wie dein Vater" — der Wunsch guter, aber in ihrem Blickfeld begrenzter Mütter. Der Wunsch des guten Vaters: „Der Apfel falle so weit wie möglich vom Baume!"

*

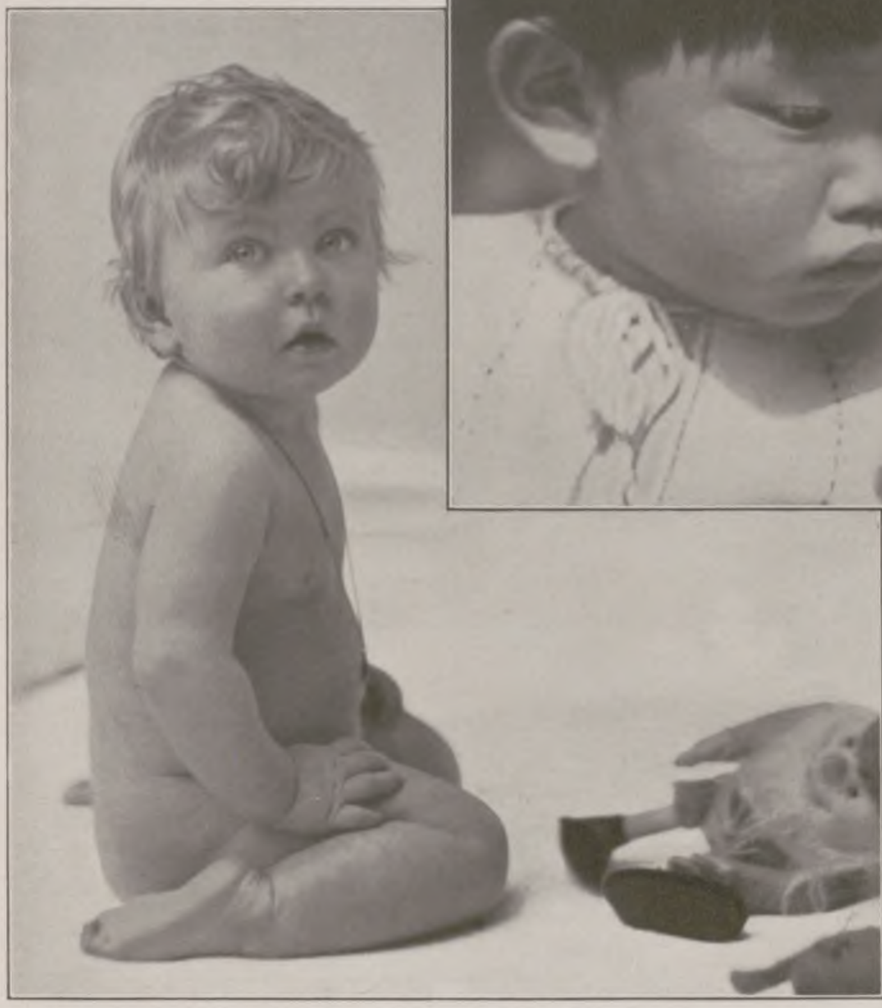
Kindergarten — Pleonasmus! Kinder sind ja schon ein Garten.

*

Eines Tages belauschte ich das Zwiegespräch eines müden, enttäuschten Greises mit einem herbstlichen Baum. „Du Baum," sagte der alte Mann und stieß mit dem Stock gegen die Rinde, „welker Baum, du wirst im nächsten Frühling wieder jung werden. Aber ich, ich werde nie wieder jung werden. Du wirst wieder und wieder Blüten tragen, aber ich bin für immer entlaubt." Dem alten Mann spielte ein Enkelkind an der Hand, und der graue Tor wußte es nicht, wußte nicht, daß er alle Jugend und Blüte noch vor sich hatte, wie der herbstliche Baum.

Unbeschriebene Blätter





Was nun? (Phot. R. Jobst.)
Rechts oben: *Uschi und das Chinesenkind.* (Phot. Walter Süßmann.)



So was Putziges hab' ich mein Lebtag noch nicht gesehen!





Links:

Paß auf, Teddy, was ich dir jetzt zeige! (Phot. Walter Süßmann.)

Rechts:

Was hat man dir, du armes Kind, getan? (Phot. Walter Süßmann).

TOMBOLA

Rund um die Wohltätigkeitslotterie.

Von Gustav Herrmann, mit Zeichnungen von Lotte Oldenburg-Wittig.



Ein liebend gern gesehener Besuch: Der eindringliche Werber für Tombola-Stiftungen im kunstgewerblichen Laden.

Hol' dich Der oder Jener!" knurrte innerlich Frau Ludmilla Käsebier, Inhaberin des kunstgewerblichen Ladens gleicher Firma, als sie den ihr wohlbekannten Herrn mit den erbsgelben Glacés und dem verbindlichen Lächeln eintreten sah, laut aber sagte sie: „Hocherfreut, Herr Rat! Welch ein Glanz in meiner niederen Hütte!" Der Angeredete verneigte sich in gemessener Würde und entrollte mit aalglatter Liebenswürdigkeit ein schaudererregendes Bild von der Zeiten Not. Er betonte hierbei die soziale Pflicht aller Gewerbetreibenden, zu ihrem Teile mit beizutragen, auf daß solchem Elend durch den „Wohltätigkeitsbasar der 399", mit Tombola, nachfolgendem Tänzchen, Kabarettvorstellung und Sektzelt, gesteuert werde, und wich hartnäckig dem Winkel mit den Ladenhütern aus, in den ihn die rührige Dame immer wieder zu kornern trachtete. Gerade streckte er die Spinnefinger nach einem echten „Kopenhagener Seelöwen" aus und warf dabei nur so nebenbei hin: „Frau Geheimrat Schnaube, die Generaldirektorsgattin vom ‚Untermitteldeutschen Kreditverein' steht mit an der Spitze des Ehrenkomitees — das ist ja wohl auch Ihre Bankverbindung."

Die Tombola ist eine Ausgeburt gesellschaftlicher Gewalttätigkeit für den „Gewinnspender", die Masse der Loskäufer, die Gewinner und überwiegenden Nietler — aber sie hat natürlich auch ihre entzückenden Seiten. Spaß — warum hieß sie sonst „die" Tombola und wäre weiblichen Geschlechts! Auch im trauten Familienkreise bereitet die Gewinnbeistellung und Auswahl geistige Überstunden. Sie fällt nach langer Beratung seitens Mutter und Tochter auf Tante Bertas selbstgesticktes Kissen, so eine Art von Mißgeburt zwischen Paradestück und Schlummerrolle. Die arme Tante muß zuverlässig dem Ballfeste fernbleiben, da ihr Gebiß sich in Reparatur befindet. Aber des sehr sozial denkenden Hausherrn Gewissen widerspricht: Mit dem Kissen seien der Wohltätigkeit noch keine Schranken gesetzt — und er drängt auf Mitgabe des verstaubten Makart-Buketts (die Distelköpfe werden nochmals frisch kupfergoldig bronziert) sowie Hinzufügung des spiegeltragenden Zinkguß-Amors im Jugendstil aus Töchterleins Jungmädchenzimmer.



Das Kissen von Tante Berta können wir ruhig stiften — Tantchen geht ja doch nicht zum Fest!

Geistige Hochspannung löst der Tombola-Aufbau in den repräsentativen Köpfen der Vereinsvorstände aus, man hört es förmlich knistern. Wie soll man diese Springflut von Schätzen so arrangieren, daß alles wirkungsvoll zur Geltung kommt und propagandistisch eine Loskaufepidemie auslöst? Da sind allerlei Funkgeräte, vier wundervolle Öldrucke (3 bei 5 Meter) in goldenen Rahmen, eine Alaskafuchsboa aus echtem, schwarzem Hasen, zwei Kilo Schneeberger Schnupftabak, ein Zwillingskinderwagen (etwas veraltetes Modell), ein halb Dutzend Flaschen „Weinbrand-Verschnitt", mindergrädig. Sind ganze Wagenladungen von Broschüren und Büchern, Remittenden (nur ganz unmerklich beschmutzt), mehrere Prachtwerke auf Kriegspapier, ein Gros Büstenhalter (gespendet wegen Umstellung des Geschäfts zufolge anthropomorpher Rückbildung auf diesem Gebiete), viele, viele Kunstblätter, gepökelte Schweinsfüße, ein Kübel Schlagsahne, eine Tonne Modellierton, eine silberne Zuckerzange für fünfzig Personen. Mehr darf nicht verraten werden, sonst geht die geheimnisvolle Spannung verloren, und die ganze Tombola macht keinen Spaß mehr. Aber eines noch: ein ganzer Haufen „Vorzugskarten" in die Theater und Kabarette — der Inhaber braucht nur den halben Preis zu bezahlen, auf der Weinterrasse gar nichts (außer dem Wein).



Beim Tombola-Aufbau — die einen haben die Arbeit, die anderen den Jux: „Kiks, Fräulein Gerda; wollen Sie mich nicht als Staubwedel engagieren?"

Die tüchtigen Losverkäuferinnen hängen sich an die Festbesucher wie die Kletten. Sie scheuen dabei vor den plumpsten Lügen nicht zurück — eine sagte mir, ich hätte bildschöne, treue Augen und eine adonische Figur. Alles für die Wohltätigkeit!

Tatütataa! Die Gewinnverteilung beginnt! Jedermann und jedefrau drängen erwartungsvoll zum Gabentisch. Der Herr Stadtbaurat hat einen Kindersteinbaukasten gewonnen, die Frau Oberkonsistorialrat ein Bild vom Boxmeister Diener in Sportdreß. Ein pessimistischer Herr trägt die neueste Witzsammlung „Schmus und Stuß" davon, die stocktaube Großtante einen Lautsprecher; ein Autor gewinnt sein eigenes Buch. Sämtliche Damen sind mit Zigarren und Toback versehen, mein Onkel Erwin, genannt „die Glühbirne", mit 1/2 Dutzend Flaschen alkoholfreiem Johannisbeerwein. Großmütterchen heimst eine Broschüre ein: „Was muß ein junges Mädchen von der Ehe wissen?", die fünzigjährige chronische Jungfrau Fini Züchtig: „Wie sag' ich 's meinem Kinde?" und der schwer unter ehelicher Geschäftsaufsicht stehende Herr Rentier Mustopf das Werkchen: „Wie werde ich energisch?" Der dicke Wechselstubeninhaber Goldmann gewinnt ein Reitabonnement und eine Damenbluse, Größe 40, die spindeldürre Ludmilla Zickenbart „das Kaloriensystem" — der Direktor des Operettentheaters Platzanweisungen in seinen Musentempel; Hagestolz, langjähriger Abonnent des „Junggesellen", eine überlebensgroße Krusepuppe, mit Saugflasche — Fleischermeister Nietsche-Schlaumann ein Kochbuch für vegetarische Kost.

Die meisten ziehen einen Flunsch, viele aber auch sind sichtlich befriedigt und schleppen sich mit Zentnerlasten. Am meisten strahlt ein entzückender Backfisch: das Glück warf ihm „Bruno Kastner" in den Schoß, frisch und schön wie der junge Tag, im neuesten Frackschnitt, mit seitlichen Bügelfalten an den Tonnen-Beinkleidern, und Reißleine, statt Knöpfen. Oh — oh! Es war wunderschön! Und wenn die Tombolaleiter zum Schluß die Kasse überzählen, da zeigt sich, daß die ganze Aufregung doch allerlei eingebracht hat zur Linderung von Not und Bedrängnis.



„Kaufen Sie uns doch noch ein paar Lose ab!" — „Um Gottes Willen, ich kann schon ein Zimmer damit tapezieren!"



Auf dem Wohltätigkeitsfest: Die glücklichen Tombola-Gewinner.

Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Lotte Oldenburg-Wittig zu dem gegenüberstehenden Beitrag „Tombola“.

Der Dichter Karl Röttger

Zu seinem 50. Geburtstag am 23. Dezember

„Tage der Fülle" nennt sich eines der Bücher Karl Röttgers! — Zu Jahrzehnten der Fülle haben sich die Jahre dichterischen Schaffens gerundet, auf die Röttger, der Fünfziger, heute zurückschauen darf. Reich, selten reich ist die Ernte seines Dichtens. Nicht nur, was Umfang betrifft, auch, ja, mehr noch, was Gehalt angeht!

Nicht ohne Einwirkung auf Röttger, den Dichter, ist das Werden Röttgers, des Menschen, gewesen. Nicht unwichtig daher, daß Röttger, im westfälischen Landstädtchen Lübbecke geboren und seit Jahrzehnten in Düsseldorf ansässig, aus Enge und Kleinheit gekommen ist. Der Vater war ein vergrübelter Handwerker, aber ein „Meister der Armut", die Mutter eine einfache Natur, aber eine „Heldin des Alltags", beide tiefreligiös, aber ohne jede Enge, schwerstes Schicksal heroisch tragend. Dazu trat der Eindruck der Landschaft mit ihrer Weite und Verschwommenheit, die Wirkung der Einsamkeit auf das Kind, das aus dem Gefühl des Sich-überlassen-Seins heraus zur Beschäftigung mit der Umgebung, zu lebendigem Erfassen und Durchdringen von Landschaft, Tier- und Pflanzenwelt kommen mußte.



Karl Röttger.
Nach einer Zeichnung von Walter Ophey.

Grunderlebnisse des Menschen Röttger waren das, Grundstimmungen des Dichters sind es geblieben. Von ihnen, Eltern, Landschaft, Einsamkeit, ist ihm die tief wurzelnde Frömmigkeit geworden, die sein Dichten und Denken durchdringt, die nichts mit äußerer Religiosität zu tun hat, die ohne alle Enge, ohne alles Wahnhafte ist, die Wirklichkeit des Daseins bedenkt, am Gegenwärtigen baut, es mit aufbaut. Von ihnen stammt ihm die sich in seinen Dichtungen stark aussprechende, sich mit Ehrfurcht vereinende Liebe zu allem Schicksal, zu allem unter dem Geschick Leidenden, zu den Bedrückten und Mißhandelten, den Verfolgten und Verkannten, zu dem „kleinen Leben" der Übersehenen und Enterbten des Lebens, zu dem des Kindes mit seinen scheinbar so unwichtigen, es selbst aber in all seinen Fasern erschütternden Freuden, Leiden und Nöten!

Wichtig für den Dichter auch sein literarischer Werdegang! Freund war ihm schon früh Leopold Schefer mit der mild-versöhnlichen Weisheit, der beschaulich-andächtigen Naturliebe des „Laienbreviers", Anreger wurden ihm Falke, Dehmel, Rainer Maria Rilke, Meister ward ihm Otto zur Linde. Das allerdings nicht im alltäglichen Sinne. Nicht derart, daß er ihm, was Inhalt und Form von Dichtungen angeht, Muster gewesen. Lehrer war er ihm insoweit, als er ihn zu der Erkenntnis führte, daß er erst sich selbst finden müsse, daß er der Stimme seines Inneren lauschen, sich in sein Inneres versenken müsse, bis sich das seine Seele Erfüllende so verdichtet, daß es als Ge—dichtetes sich seiner Seele eruptiv, rauschhaft, zwangsmäßig in der ihm aus sich gewordenen und daher untrennbar mit ihm verbundenen Form entwinde. Daß er ihm den Weg zu sich gewiesen, das dankt Röttger Otto zur Linde, dem Führer der Charontiker; daß er die Fülle des Erlebens seiner einzig-einsamen Seele eigene Form sich schmieden läßt, das macht Röttger zum Nachfolger Otto zur Lindes!

Reich nun wie der Mensch Röttger in seinem Inneren, ist sein Schaffen! Reich ist es den Formen nach, in denen es sich verdichtet: Lyrik haben die ersten Jahre gebracht, Legenden sind gefolgt, Erzählungen gereift, Dramen geworden, Märchenspiele erschienen, Essays entstanden, ein Roman ist vor wenig Monden vollendet worden. Reich ist es den Seelen-Erlebnissen nach, die es gestaltet. Vom Erlebnis der eigenen Seele, dem Sichbewußt-Werden der Tiefe des eigenen Inneren und des Einsamseins zeugen die Rhythmen von „Wenn deine Seele einsam wird . . .", vom Erfühlen des Wesentlichen der Landschaft, dem Aufgehen in ihr die schwebenden Verse der „Tage der Fülle", vom Suchen nach dem Zweck, dem Grund und dem Inhalt des Daseins, von der Erkenntnis, daß die scheinbare Fülle des Seienden nur Durchgang, nur Übergang von der Unendlichkeit, aus der der Mensch stammt, in die Unendlichkeit, in die der Mensch wieder geht, ist, die „Lieder von Gott und dem Tod", die Gedichte von „Sehnsucht und Schicksal". Erstaunlich dann Röttgers Erleben der Gestalt des Führers der Menschheit zu ihrem Ziel, der Gestalt Christi. Röttgers Christus-Legenden, gesammelt in den drei Bänden „Christus-Legenden", „Der Eine und die Welt" und „Das Gastmahl der Heiligen", das den Kreis allerdings schon weiter zieht, sind in ihrer Schlichtheit der Darstellung, der Wärme und Tiefe des Gefühls, der wunderbar reinen und beseelten Gestaltung des Menschensohnes, der wie ein unendlich gütiger und verständnisvoller Wegweiser und Tröster durch das Leben geht, so unerreicht, daß sie ihrem Schöpfer den ersten Platz in der religiösen Dichtung der Gegenwart verschaffen. Der Christus-Gestalt nähert sich Röttger wieder in seinem „Großen Mysterium", von dem der erste Teil vollendet ist; aus dem Erlebenskomplex der Legenden heraus schafft er auch in seinen dramatischen Legenden „Die Heimkehr", „Die Heilige Elisabeth" und in seiner Tragödie „Simson". In diesem „Simson" allerdings zeigt sich mehr der Durchdenker und Gestalter schwerster Probleme, tiefsten menschlichen Leides, als der Röttger sich erweist in einigen seiner Novellen der Sammlungen „Die Allee", „Der Schmerz des Seins" und „Stimmen im Raum" sowie in seinen Dramen „Gespaltene Seelen", „Haß", „Das Antlitz des Todes", „Des Königs Untergang", „Die Krise" und „Das letzte Gericht". In erschütternder Größe und packender dramatischer Wucht vor allem in dem „Letzten Gericht". Menschenschicksal gestaltet sich hier in sechs leben- und bluterfüllten Bildern. Menschenleid und Menschenschuld in schärfster Schärfe, bitterster Bitterkeit, grausamster Grausamkeit, Menschenqual, aus der es zum Sternenhimmel aufschreit:

„ . . . . ist denn kein Frieden
Und Ausgleich solcher Erdennot beschieden?"

Röttger weiß den Weg, zeigt ihn hier in einem letzten Bilde, weist ihn in allen anderen seiner Dichtungen, läßt ihn auch in seinem aus zentralen Problemen geborenen Roman „Das Herz in der Kelter", der sowohl Entwicklungsschilderung wie Zeitbild und Gedankendichtung ist, aufleuchten. Es ist der des Sichverstehen-Wollens, das allein das Grauenvolle, das wir Menschen uns gewöhnt haben, Tragik zu nennen, zu überwinden fähig ist.

Und dieses Ziel, zum Sich-verstehen-Wollen, zum gegenseitigen Verstehen und dadurch zur Überwindung der Qual der Vereinzelung, des Leids an Welt und Menschheit zu führen, gibt Röttgers ganzer Dichtung ihren tiefen ethischen Gehalt. Er sieht den Menschen in seinen inneren Zusammenhängen, er erfüllt in seiner Dichtung den Menschen und Geschehnissen gegenüber, die er gestaltet, was er in dem Prolog zu einem seiner Dramen einmal versprochen:

„Da hat der Dichter seine Hände ausgestreckt
Und Gottes Himmel drüber hingedeckt!"

Dr. H. Schwarz.

Erstes Leid

Von Karl Röttger

I.

Bei aller rastlosen Lebendigkeit im Spiel, im Tun, in allem Erleben, ist Kindheit doch immer noch halb im Schlaf und Traum. Kindsein, das bedeutet immer: in lebendiger Gegenwart sein, aber nicht: seiner bewußt sein.

Damit erträgt Kindheit auch das lebendige Leid, das manchmal sie überschattet.

Aber bisweilen ist doch eine Seele da unter den Kindern, die früher als die anderen wach wurde; die schaut dann groß verwundert in die kleinen, ach, so großen Schmerzen oder Schicksale der jungen Seelen. Schaut und erschauert und fängt an, ein namenloses Mitgefühl großzuwachsen. Sie sind zu schwach, Heilande und Helfer zu sein; sind aber Brüder der leidenden Kreatur.

Wilhelm Brodersen war ein solcher, und von ihm geht diese Geschichte; von ihm und ein paar Kindern, die seine Spielkameraden waren, oder die sonst seine jungen Wege kreuzten.

Brodersens Kinder durften keine Holzschuhe tragen, vor allem nach der Schule nicht; denn der Vater war Schuhmacher, und die Handwerker hielten darauf, auch in schmalen Verhältnissen, daß die Kinder sauber und ordentlich gingen. Wilhelm Brodersen machte sich keine Gedanken darüber, warum er manchmal das Gelüst hatte, auch in Holzschuhen zu laufen oder im Sommer barfuß zu gehen. Es war aber ganz gewiß auch darum, weil er ein unangenehmes Gefühl hatte, wenn Spielkameraden von der Mutter nicht gut gehalten waren. Denn das wußte er schon, daß sein Vater durchaus nicht zu den Wohlhabenden gehörte. Und außerdem spielte er in den Jahren gern mit den Arbeiterkindern. Da waren Albert, der Sohn der Näherin, und Ludwig, des Zigarrenmachers Sohn, mit denen er oft des Nachmittags bis in die Dämmerung beisammen war.

So standen sie eines Frühlingstages, bei trübem Wetter, im Kreis beieinander; man hatte mit den Kreiseln gespielt gehabt, aber darüber war die Dämmerung gekommen, und nun berieten die Jungen, was man noch beginnen sollte, bis die Mütter zum Essen rufen würden. So kamen sie auf das Versteckspielen. Darüber wurde es sieben Uhr; man rief nach Albert, er solle noch schnell zum Kaufmann gehen, um Öl und Essig zum Kartoffelsalat zu holen. So standen Wilhelm Brodersen und Ludwig noch eine Weile und starrten in die neblige Stille.

„Gehen wir auch bald nach Hause?" fragte Wilhelm. Aber Ludwig antwortete nicht. Er starrte die Straße entlang, die auf den Gänsemarkt auslief, und wo nun, hintereinander, eine Reihe von Menschen gegangen kam.

„Ick glöwe, min Vadder kümmt no Hus. Paßup."

Wilhelm wußte, daß es die Zeit war, da die Zigarrenfabriken geschlossen wurden, und so schaute er mit Ludwig die Straße hinab, der seinen Vater zu erwarten schien. Dann aber fühlte er auf einmal seine Hand von Ludwig erfaßt, fühlte sich zur Seite gezogen, an die Hauswand, und hörte die leise Stimme Ludwigs: „Do is häi." In Abstand hinter einer Gruppe von Menschen sah er Ludwigs Vater kommen, einen großen, schlanken Menschen, den sie, wegen seiner Figur, wegen seiner Haltung, seines langen Bartes und wegen seines langen dunklen Rocks, den er trug, den „Grafen" nannten. Es stockte dem Kind aber der Atem; wie immer saß ihm der Schreck im Halse, wenn er — Betrunkene sah. Mit taumelndem Gang ging der Mann dahin, eine seltsame Erscheinung, mit den langen Beinen und den wehenden Rockschößen; im Schein der Laterne sah Wilhelm das Gesicht des Mannes, dem der Bart für sein Gefühl oft etwas Vornehmes gegeben hatte. Hier aber mochte ihm etwas aufgehen von dem Gespensterhaften mancher Daseinserscheinungen. So standen beide Jungen wie erschreckt. Sie schauten wortlos der Erscheinung nach und sahen,wie sie in einer lichtlosen Haustür verschwand. Wilhelm hielt noch immer Ludwigs Hand und merkte nun auf einmal, daß er darübergestreichelt hatte.

Ludwig fing an zu sprechen, als spräche er in den Raum und nicht zu einem Spielkameraden; und es war Wilhelm sonderbar, daß er nun hochdeutsch sprach: „Ich gehe noch nicht nach Hause, ich bummle noch durch ein paar Straßen."

„Aber du wirst doch bald essen müssen und dann ins Bett", sagte Wilhelm. „Wo dein Vater nun doch nach Hause gegangen ist, wird er essen wollen."

Es schien, als ob Ludwig lächeln wollte; aber es wurde nichts daraus; er sprach: „Wenn mein Vater jetzt das Essen nicht so vorfindet, wie er's möchte oder eine Laune hat, schlägt er die Mutter oder wirft ihr das Geschirr aus dem Fenster. Darum geh' ich noch nicht." Es ging ein Windlein durch die Äste der Lindenbäume, und Wilhelm mußte sich ordentlich besinnen, was er dem Ludwig antworten solle. Doch wäre es ihm schäbig erschienen, wenn er geschwiegen hätte. So sagte er endlich: „Ludwig, ist das denn wahr?"

WESTFÄLISCHE WEIHNACHTSKRIPPEN

Weihnachtskrippen-Schnitzereien, ein wiederaufgenommener Zweig der religiösen Kunst.

(Hierzu ein Beitrag auf S. 976.)









Ein Werk von Prof. Guntermann (Bielefeld) voll kindlicher Märchenstimmung.

Links oben:
Eine betont schlichte Weihnachtskrippe von Mormann (Wiedenbrück).

Rechts oben: Weihnachtskrippe von H. Bäumer (Münster) mit einfachen, herben Figuren in naturfarbenem Holz.

Links im Oval: Hirt mit Ochsen, eine der stark stilisierten, mit Humor gesehenen Krippenfiguren von Prof. Guntermann.





Anbetender Hirt, Krippenfigur von Prof. Guntermann.

Links nebenstehend:
Weihnachtskrippe desselben Künstlers. Die primitiv anmutende Figurengestaltung vermittelt starke Eindrücke.

„Warum fragst du mich, wenn ich es sage?" Und an dieser Stelle war es, daß Ludwig es wie eine leise Lästigkeit fühlte, daß Wilhelm noch immer die Hand in der seinen liegen hatte. So versuchte er sie zu lösen.

Wilhelm hatte in seiner Seele einen Gedanken — aber der wurde nicht ganz wach — den Kameraden zu bitten: Geh mit zu uns ... Aber seine Scheu und Scham brachten es nicht heraus. Vielleicht auch fühlte er, daß Ludwigs Überlegenheit es nicht angenommen hätte. Denn auch halbwache Kinder schon fühlen das größere Leiden der anderen als eine Art Überlegenheit. So kam er sich klein und ärmlich vor, er hatte keinen Namen für das, was furchtbar und groß vor ihm stand, und fürchtete es; aber er fühlte ein namenloses Mitleid mit diesem Jungen, der sein Kamerad war, Holzschuhe trug, und dessen Anzug Risse hatte. Er wagte nur noch einmal die Hand des andern zu streicheln und versank dann endgültig in seine Hilflosigkeit. Ludwig aber sah ihn nicht mehr an. Als hätte er überhaupt nicht zu Wilhelm gesprochen, nickte er kurz vor sich hin. „Wenn der Skandal dann zu Ende ist, dann schläft er ein und wacht vor morgen früh nicht auf. Ich warte noch ein bißchen mit dem Heimgehen. Auf morgen ..." Es war Wilhelm, als sei ein heißer Tropfen auf sein Herz gefallen. Er stand und sah dem Jungen nach.

Dann, nach einer Weile, besann er sich, daß er ganz allein war, wandte sich und ging.

II.

Er war ein Kind, der die Einsamkeit wie einen Raum um sich hatte, darin er seine Seele ausbreiten konnte unter den Sternen, um zu sehen, was in ihren Falten war. Wenn er im Bette lag, vor dem Einschlafen, pflegte er manches zu überdenken. Die kleine Sache mit dem betrunkenen Vater seines Freundes hatte ihn getroffen wie eine große Verwundung an seinem Leibe. (Denn in ganzer Wahrheit lebt ein Kind die Einheit von Leib und Seele.) Und da gesunder Instinkt des Menschen ein Erschrecken loszuwerden sucht, um es nicht zu einem Dämon in sich wachsen zu lassen, beschloß Wilhelm, am andern Tage seine Mutter um dies Schreckliche zu fragen. Und damit schlief er nun ein. Bevor er aber dazu kam, mit seiner Mutter zu sprechen, hörte er am andern Mittag von Albert Naumann, daß die Hausbewohner des „Grafen" am Abend zuvor den Polizeidiener geholt hätten, als Ludwigs Vater (nun schon zum wievielten Male) die Frau geschlagen habe. Unter dem Gejohle eines Trupps von Burschen und Männern habe Polizist Steinmeyer den „Grafen" zur Wache gebracht und für die Nacht eingeschlossen. Es erleichterte ihn, daß Ludwig Bessel nicht in der Schule war, da von den Jungen diese Dinge verhandelt wurden. Und er dankte es im stillen dem Lehrer, daß der sich nicht erkundigte, wo Ludwig sei. Auf dem Nachhauseweg fragte er seinen Freund Albert, was er meine, ob Ludwig wohl gegen Abend zum Spielen kommen werde. Der meinte, warum er es denn nicht tun solle. „Weil er sich vielleicht schämen wird ... Sag', könnte man ihm das ausreden, daß er sich schämt?"

„Warum soll man das tun?"

„Damit wir uns nicht vor ihm schämen."

Das aber war ein Wort, das Albert nicht verstand. Er sah seinen Freund von der Seite an, als ob er — nun ja — einen kleinen Vogel habe. Einen richtigen kleinen Vogel. Als er dann aber die angstvollen Augen Wilhelms sah, fragte er: „Was ist dir?" Erhielt aber keine Antwort und fuhr daher begütigend fort: „Gott, es wird ihm gar nicht so viel ausmachen; auch kann er ja nichts dazu, daß sein Vater so ist."

„Das ist wahr, er kann nichts dazu ..."

Aber am Nachmittag, als er mit Albert vor Wortmanns großem Tor mit den Marmeln am Spielen war, kam Ludwig wie von ungefähr dazu und sah eine Weile schweigend hin. Wilhelm klopfte das Herz, und er dachte: Was sag' ich nun? Er zermarterte darüber, während er mit der großen Glaskugel zielte, sein Gehirn. Ihm seinen Sack mit den Marmeln schenken? Mit ihm ein Spiel beginnen und sich alles abgewinnen lassen? Aber er wußte nicht einmal, ob Ludwig einige Marmel zum Spielbeginn haben werde. Plötzlich sprang er auf, wandte sich, legte Ludwig den Arm um den Nacken und sagte: „Komm, spiel' mit!"

Ludwig sah die beiden prüfend an, Albert hatte den Kopf gesenkt und schwieg, Wilhelm war glutrot, und seine Blicke flimmerten, als ob er gleich anfangen werde zu weinen. Aber es kam nicht dazu, denn Ludwig sagte: „Bei euch kommt so was natürlich nicht vor. Nein, ich spiele heute nicht mit. Ich geh' noch nach Westhoffs Scheune kucken, ob ich ein paar Runkelrüben für meine Kaninchen stehlen kann; sie haben vorige Woche das letzte Bult aufgemacht." Er ging, und im Fortgehen spuckte er so von ungefähr dahin, aber es war wohl ohne Absicht.

Albert sagte zu dem erstarrten Wilhelm: „Laß uns weiterspielen!" Aber als er sich bückte, um weiterzuspielen, kam Ludwig zurück, winkte Wilhelm und sagte kurz: „Komm, du kannst mir stehlen helfen." Wilhelm sah Albert an, der flüsterte hastig: „Geh, geh, ist Unsinn mit dem Stehlen, er wird dir was sagen." Da raffte Wilhelm seine Marmel auf und ging mit. Er dachte, wir gehen an Westhoffs Scheune vorbei über den Gänsemarkt nach draußen vor die Stadt; aber Ludwig steuerte doch auf die Scheune los.

„Willst du wirklich die Rüben klauen?" fragte Wilhelm.

„Heute nicht," sagte Ludwig, „ich weiß wohl, du würdest es nicht verraten."

„Nein", hauchte Wilhelm —

„Aber ich will heute nicht."

„Du kannst von meiner Mutter Futter für deine Kaninchen haben", sagte Wilhelm.

„Es ist nicht darum", sagte Ludwig. „Hier im Dunkel hinter dem Tor liegt ein Bund Stroh, da wollen wir uns setzen." Als er Wilhelm zögern sah, fuhr er fort: „Es wird uns bis sieben niemand stören, die Knechte sind draußen auf dem Feld." Und lag schon auf dem Stroh. Da ließ Wilhelm sich nieder und wartete. Ludwig richtete den Oberkörper etwas auf, setzte die Füße auf, stützte die Ellbogen auf die Knie, machte zwei Fäuste und legte sie an die Backen. Es klang wie eine große Einfachheit, als er sagte: „Warum schämt man sich eigentlich? Wenn man nichts dazu kann?" Wilhelm schwieg.

„Schämen tut weh. Manche haben's besser, die schämen sich nicht. Denen tut's nicht weh. Wenn man sich einmal gründlich schämt, wär's doch genug; einmal habe ich mich gründlich geschämt. Darum hab' ich aufgehört damit. Willst du's hören?" Wilhelm hatte ein Zittern in der Seele, das sich auf den Körper übertrug. Da sprach Ludwig: „Ich will's erzählen: Lange Zeit hat meine Mutter geglaubt, es wäre gut, den Alten aus dem Wirtshaus zu holen, damit er den Lohn nicht vertrinkt. Aber dann hat er angefangen, sich einen Buddel einzustecken und in der Fabrik zu trinken. Aber einmal ging Mutter mit mir ins Wirtshaus, wo wir den Alten wußten, um ihn zu holen. Und das gelang auch, er ging mit; denn er war noch nicht richtig duun — und manchmal hat er auch seine guten Stunden und sieht es ein. Aber da, wie wir auf der Straße waren — es war im August und noch nicht finster — kommen der Pastor und der Rektor vorbei, und die sehen uns ... Das wär' nicht so schlimm geworden, denn ich hatte ihn an der Hand und Mutter am andern Arm; und er ging noch ziemlich grad'. Doch wie er die beiden sieht, macht er sich los, schwenkt seinen Hut in weitem Bogen und fängt an zu reden: ‚Meine Herren' ... Da sahen die zwei weg und gingen weiter, und meine Mutter sagte: ‚Bernard komm!' Er aber war wütend geworden und rief ein böses Wort. ‚Warum tust du das?' fragte ich. ‚Weil sie einen Bürger nicht mißachten sollen.'"

„Das war schrecklich", sagte Wilhelm.

„Ja", sagte Ludwig und starrte in das Dunkel. „Das war Schämen. Seit der Zeit hab' ich das."

„Was?" hauchte Wilhelm. Bekam aber keine Antwort. Er sah es nicht, aber er fühlte es, daß Ludwigs Augen ganz leer waren. „Ich möchte — ich möchte —" sagte er —

„Was?"

„Dir etwas Gutes sagen, aber ich weiß nichts."

„Schadet nichts", antwortete Ludwig. „Du kannst jetzt zu Albert zurückgehen und weiterspielen."

„Nein. Geh mit zu uns, ich geb' dir Rüben für deine Kaninchen."

„Danke, heute nicht."

Wilhelm stand noch. Da sagte Ludwig ganz einfach: „Geh nur. Ja, geh nur."

Wilhelm ging.

III.

Er lief heim. Er hatte einen Gedanken: zu seiner Mutter zu gehen und sie zu fragen, was dies sei.

Aber als er in die Küche kam, war da eine Nachbarin, und so ging es nicht. Da die Nachbarin eine lange Unterhaltung vorhatte, wurde darüber das Abendessen fertig; es kamen die Schwestern, und es kam der Vater mit dem Gesellen. Als gegessen war, sagte die Mutter: „Junge, du solltest nun zu Bett gehen." Er aber drückte sich herum, bastelte an seinem Tornister und wartete, bis der Vater mit dem Gesellen die Küche verließ. Da war er endlich mit der Mutter, die zu spülen anfing, allein.

„Willst du nicht zu Bett gehen? Es wird Zeit", sagte sie noch einmal. Er sah sie aus großen Augen an und wußte noch nicht, was er sagen sollte.

Sie merkte es erst noch nicht, daß ihn etwas bedrückte, und wollte anfangen zu schelten; aber dann sah sie her und sah ein paar Tränen in den Augwinkeln stehen. Da wurde sie weich und fragte: „Was ist dir?"

„Ich — ich — will dich was fragen."

„Frag' nur, Junge!"

„Ja. Warum so Schreckliches in der Welt ist."

„Was für Schreckliches?"

„Daß Bessels ‚Graf' ein Säufer ist."

Sie legte das Spültuch beiseite und setzte den Topf nieder.

„Sprich weiter. Du meinst, weil er letzte Nacht eingesperrt war?"

„Nicht bloß darum; ich spiel' doch mit Ludwig, und der muß sich so ungeheuer schämen; und da schäm' ich mich mit ihm oder vor ihm — ich weiß nicht, wie es ist." Und er erzählte sein Gespräch mit Ludwig.

Sie war eine sehr einfache Handwerkersfrau, die Frau Brodersen; aber bei dieser Stelle ging sie zu dem Jungen und setzte sich zu ihm auf die Bank, die unter dem Fenster stand. Sie fühlte, daß er vor Aufregung zitterte. „Das quält dich also", sagte sie. „Warum denn?"

„Ich weiß es nicht. Aber sag' mir, ob der ‚Graf' ein — Bösewicht ist."

„Er tut gewiß unrecht", sagte die Mutter. „Mancher Mensch tut unrecht und weiß es nicht."

„Weiß der Bessel es nicht?" forschte der Junge. „Wissen die Säufer nicht, daß es unrecht ist?"

„Ich glaube, du willst wissen, wie ein Mensch zu einem Trinker wird", sagte die Mutter. Wilhelm nickte. „Ist er verloren, kommt er in die Hölle?"

Hier besann sich die Frau eine Weile. Dann sagte sie aus tiefem Instinkt heraus: „Er ist schon in der Hölle; denn sein Leben ist nicht gut ... Aber er könnte vielleicht mal herauskommen. Wie er dazu kommt? Ja, sieh, mein Junge, das weiß man kaum. Mancher ist ein schwacher Mensch und hat selber keine Gewalt über sein Tun. Manchem tut aus irgendeiner Not das Herz weh, und da gießt er Schnaps darüber. Aber ich glaube, du leidest mehr mit dem Jungen als mit dem Vater. Oder ist's anders?"

„Ich möchte den Ludwig manchmal zu uns hereinholen, damit er das zu Hause vergißt. Und du — könntest du mal mit dem ‚Grafen' sprechen, daß er's läßt?"

Die Mutter besann sich; sie fühlte, daß es sich hier mehr darum handle, dem Kinde die Mit-Not fortzureden, als den Säufer zu bessern. Sie sagte: „Der Pastor hat schon mal mit ihm gesprochen und auch der Armenpfleger. Er hat auch versprochen, es bleibenzulassen, aber dann kann er doch nicht. Ein Unglück, aber was soll man dabei tun?"

Es war ein Frieren in dem Jungen, und die Mutter mahnte, er müsse ins Bett. Anderntags wollten sie mehr darüber reden, und er dürfe auch den Ludwig ins Haus laden. Er ließ sich fast willenlos führen und zu Bett bringen. Sie deckte ihn zu, was ihm schon lange nicht mehr geschehen war, umarmte und mahnte ihn, bald einzuschlafen ... So schlief er wirren Gefühls endlich ein.

In der Nacht träumte er, er sei bei Bessels in der Wohnung und der Sohn des ‚Grafen'. Drei andere, aber fremde Kinder säßen mit am Tisch, und sie spielten zusammen mit einem schmutzigen Lotto. Während er die Nummern ausrief, kam der Vater herein, betrunken, nahm den Topf mit der Abendsuppe vom Herd und goß sie zum Fenster hinaus. Dann trat der „Graf" an den Tisch und wischte den Kindern Karten und Nummernklötze herunter ... Er seufzte auf, schrie aber nicht, sondern ging hin und fragte den Mann: „Nicht wahr, das tust du, weil du nicht glücklich bist?" Darüber geriet der Mann, der im Traume sein Vater war, in Zorn, nahm ein Holzscheit, hob es auf, warf es in die Luft — und von dem Schreck erwachte Wilhelm. Es war noch nicht Morgen, und er schlief wieder ein. Hatte aber die Erinnerung des Traumes, als er aufstand, sich fertigmachte und zur Schule ging. Er paßte an dem Tag wenig auf, und der Lehrer mußte ein paarmal ermahnen. Er hing einem Gedanken nach, der in ihm Wurzel gefaßt hatte. (Fortsetzung auf Seite 974.)



GNÄDIGSTE!

Zum erstenmal in meinem Leben schreibe ich an eine Dame ohne Unterschrift meines Namens, aber da es nicht aus egoistischen Motiven geschieht oder in der Absicht, zu verletzen, darf ich wohl Ihrer Absolution im voraus versichert sein. Gibt es doch Grenzen im Verkehr mit Damen, die zu überschreiten ein ungeschriebenes Gesetz uns verbietet, also muß der Zweck in diesem Falle die Mittel heiligen. Unnötig zu sagen, daß Sie schön und liebenswürdig sind und Meisterin in der Kunst, andere zu erfreuen, sei es durch Ihren sprühenden Humor und Geist oder durch Ihre Grazie bei Sport und Tanz. Desto schmerzlicher muß es Sie treffen, neuerdings in der Gesellschaft förmlich boykottiert zu werden. Und niemand wagt es, Ihnen den wahren Grund zu sagen. All dies mußte auch ich einst erleben, bis ein guter Freund mir das Geheimnis des gesellschaftlichen Erfolges verriet — es wird umschlossen von einem kleinen Wort — „ODOL". Ich fühle mich verpflichtet, auch Ihnen ans Herz zu legen, was mich in gesellschaftlicher Beziehung rehabilitierte. Versuchen Sie es und Sie werden in kurzer Zeit verehrt und umschwärmt sein wie einst. Vielleicht werde ich dann den Mut finden, Ihnen zu sagen, mit wem dieses kleine Geheimnis Sie verbindet.

Bis dahin

Ihr ganz ergebener

X . . . . .

Schon wieder ein Korb –

Tabakgeruch aus dem Munde des Tänzers schreckt jede Dame ab. Eine kräftige Mundspülung mit Odol verbürgt frisch-duftenden Atem.

*

Odol-Zahnpasta ist wie Odol nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen aufgebaut. Odol-Zahnpasta wird von uns nicht in schweren Bleituben, die zwar billig, aber scheußlich sind, geliefert, sondern — ohne Preiserhöhung — in reinen Zinntuben. Es gibt keine bessere Zahnpasta als Odol-Zahnpasta. Odol-Zahnpasta hat desinfizierende Wirkung, verhütet Zahnbelag und hat köstlichen Geschmack.



Es gelang ihm, das Mißtrauen Ludwigs so weit einzuschläfern, daß dieser ein paarmal mit in seines Vaters Haus kam, mit ihm zu spielen. Dann, nach Tagen, bat er Ludwig, ihn einmal mit zu sich zu nehmen. Der wurde wieder mißtrauisch und sah ihn stur an. „Warum willst du das?“ fragte er. Wilhelm legte die Arme an seinen Freund, bezwang sich tapfer und sagte: „Damit du nicht denkst, ich bin zu stolz, zu euch zu kommen.“ Ludwig besann sich einen Augenblick, fühlte dumpf, daß in den Worten die Andeutung liege, daß er in ärmeren Verhältnissen sei als Wilhelm; fühlte aber klarer über diesem Dumpfen das andere, daß Ludwig etwas Gutes sagen wollte. So nahm er ihn gleich mit, fragte aber unterwegs: „Was wollen wir machen bei uns?“ Wilhelm blieb stehen: „Soll ich unser Mühlenspiel oder den schwarzen Peter mitnehmen?“ Ludwig entschied nach kurzem Bedenken: „Nein, mir fällt ein, ich habe noch ein kleines Billardspiel, wo man Marmel aus einer Rinne herausstößt mit einem Stock, damit werden wir spielen.“ Auf der Straße trafen sie Albert und überredeten ihn, mitzugehen. „Aber nur bis sieben,“ sagte er, „länger darf ich nicht.“

Es war eine seltsame Unruhe in Wilhelm, ohne daß er sich zu sagen vermochte, warum. Frau Bessel lächelte aus scheelem Gesicht, als die drei hereinkamen, und meinte, das sei ja nett, daß die Kameraden einmal zu ihnen kämen. Die Jungen lächelten verlegen, und Ludwig holte das Spielzeug. So saßen die Jungen, erzählten manchmal in Spielpausen und vergaßen der Umwelt. Bis schwerfällige Tritte auf den Stiegen sie aufhorchen ließen und die Frau schnell vom Herd fortging und die Fenster schloß. „Min Vadder kümmt“, sagte Ludwig, nahm das Spiel vom Tisch, trug es in die Ecke auf ein kleineres Tischchen und winkte den Jungen, zu kommen und weiterzuspielen: „Wi daun, as wenn häi nich do wör.“

Aber die Augen der Jungen hingen an der Stubentür, durch die nun die große, schlanke Gestalt des „Grafen“ hereinkam. Aus wundervollem Bart schien ein kleines Lächeln, der Mund blies in den Raum; er ging ein wenig schwankend an den Tisch und ließ sich auf den Holzstuhl fallen. In diesem Augenblick wußte Wilhelm Brodersen, warum er mit Ludwig gegangen war: um dem Schrecklichen selber in die Augen zu sehen.

„Häi is man 'n beeten besopen“, flüsterte Ludwig und tat, als spiele er. Bessel ärgerte die Stille und dann das Flüstern des Jungen, er richtete das auf die Brust gesunkene Haupt auf und fragte: „Was ist?“ Fuhr mit der Hand durch die Luft und wiederholte: „Was ist? Antwortet keiner?“ Die Frau, zaghaft, sagte: „Vater soll ich dir zu essen bringen?“ — „Wer spricht von essen,“ sagte der Angetrunkene, „Ludwig komm her!“ — „Was soll ich?“ fragte Ludwig, kam aber schon und stand vor dem Vater. Der überlegte, was er gewollt haben mochte, und fragte plötzlich: „Da bist du? Is gut. Wer sind die da in der Ecke?“ — „Das sind Wilhelm Brodersen und Albert Naumann.“ — „Schon gut“, sagte der Mann und winkte mit der Hand. Indem Ludwig ging, setzte die Frau dem Mann einen Teller Suppe hin und mahnte: „Iß, Vater.“ Er machte eine Bewegung, als ob er den Löffel greifen wollte, stieß aber mit dem Ellbogen an den Teller, so daß ein Teil der Suppe überschwappte. Das ärgerte ihn wiederum, und er schrie: „Wer hat dich geheißen, Kartoffelsuppe zu kochen?“ Schob den Teller weit von sich, daß noch mehr überlief, und stand auf, vielleicht ohne zu wissen, warum. Vielleicht wäre alles gut gewesen, wenn Ludwig in diesem Augenblick nicht gerufen hätte: „Mutter, geh fort, 'rüber zu Overdiekks . . .“ Das brachte den Mann, der sich schon wieder setzen wollte, so auf, daß er auf den Jungen zuging, um ihn zu schlagen. Ludwig, am ganzen Leibe zitternd, hielt stand und sah dem Vater stur ins Auge; dessen erhobene Hand sank, und er starrte ins Leere. In diesem Augenblick geschah das, was vielleicht in der Seele des Jungen vorgefühlt war, wenn auch ungewußt: Wilhelm trat vor und stellte sich dem Manne gegenüber. „Herr Bessel,“ sagte er, „Sie dürfen das nicht tun. Ludwig ist mein Freund, Sie sollen ihn nicht schlagen. Sie sollen überhaupt niemand schlagen, wenn Sie schon so sind.“ Der Mann hängte sein Haupt vornüber und fuhr mit der Hand durch den großen Vollbart. „Wie bin ich denn?“ fragte er. „Betrunken“, sagte Wilhelm. „Warum sind Sie denn das?“ Der Mann tastete zum nächsten Stuhl und ließ sich darauf fallen. „Warum?“ sprach er vor sich hin, „wenn ich das wüßte!“ Hielt dem Jungen die Hand hin, der das aber übersah oder in der Aufregung wirklich nicht sah, und fing plötzlich aus dicken Augen an zu weinen . . . Es war eine Stille, und Albert machte Miene, leise fortzuschleichen. Wilhelm sah den großen, weinenden Mann, fühlte Mitleid im Herzen und besann sich eines dicken roten Paradiesapfels, den er in der Tasche hatte; er zog ihn hervor, ging einen Schritt und hielt ihn dem „Grafen“ vors Gesicht. „Bitte“, sagte er. „Ich möchte Ihnen das geben.“ Der Mann sah durch die Feuchte seines Schnapsgefühls und seiner Tränen den Jungen stehen, reckte den Oberkörper ein wenig, hob die Hand und den Arm, wollte die Hand auf das Haupt des Jungen legen, der aber die Geste mißverstand und nun, am Ende seiner Kraft, schreiend fortlief. Bessel erhob sich, schwankte hinterher und rief: „Bleib, willst du bleiben!“ In der Dunkelheit des Hauses polterte Wilhelm die Treppe abwärts — schon nicht mehr allein, Albert war hinter ihm, und hinter beiden Bessel, der noch ein paarmal dem Jungen zurief, er solle bleiben, er habe es nicht bös gemeint . . .

Aber Wilhelm war schon auf der Straße, stand auch da nicht still, sondern lief heulend über die Straße, wie brennend am Leibe und im Herzen, wie angesteckt vom Wahnsinn, der die Welt zum Chaos macht, war Flamme einer lohenden Angst, stürzte ins Haus seiner Eltern und fiel mit einem Aufschluchzen bewußtlos in die Arme seiner Mutter.

Wintermorgen in der Heide.

Von Karl Röttger

Fläche dehnt sich, weißverschneit;
An der Straße mir zur Seite
Bäume glitzernd, hingereiht —.
Licht gleißt, blaugrau grüßt die Weite . . .

In dem Schweigen ganz allein
Klopft mein Herz . . . So atemlose
Stille wölbt im Sonnenschein
Sich bis in die blaue, große

Himmeltiefe . . . Und im Schreiten
Fühl' ich unter meinen Füßen
Alles Lebens einsam-süßen
Schlaf und Traum in Dunkelheiten

Ganz versenkt . . . doch nicht verloren.
Erde träumt den Traum der Stille;
Wie aus allen ihren Poren
Rauschend neues Leben quille . . .

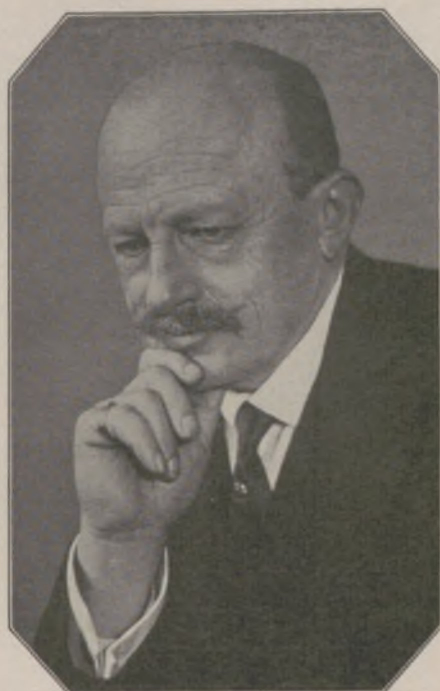
*

In dem großen Schweigen klingt
Nur mein Blut in raschen Schlägen —.
Bis aus Fernen mir entgegen
Dumpf das Morgenläuten schwingt.

Feierliche Klänge wallen
Übers leere, weite weiße
Land —. Entwandern; sacht, verhallen . . .
Und vergehen . . . leise, leise . . .

Wissen und Leben

Zum 60. Geburtstag des Dichters Rudolf Heubner am 12. Dezember. Ursächlichen Beziehungen nachzuspüren, fühlt man sich versucht angesichts der bekannten Tatsache, daß dichterisches Wesen und Juristerei sich so oft zusammenfinden. Eine paradoxe Erscheinung, die durch zahlreiche Beispiele belegt werden kann, von Dichtern, die Juristen waren oder wenigstens in der Jugend sich mit juristischen Studien befaßten. Man braucht da nicht einmal Goethes Namen zu bemühen; Gottfried August Bürger und E. Th. A. Hoffmann haben bewiesen, wie sich Poesie und Beschäftigung mit trocknem Paragraphentum vertragen können, wie vielleicht gerade durch nüchterne juristische Betätigung das dichterische Schaffen angeregt wird. Dichter und Richter zugleich ist auch der jetzt 60jährige, in Wachwitz bei Dresden lebende Rudolf Heubner gewesen, der allerdings seit vorigem Jahr sich von seinem Amte als Oberlandesgerichtsrat zurückgezogen hat. Heubner entstammt einer schon seit langem in Plauen (Sachsen) ansässigen Familie. Seine Studien, Germanistik und Jura, führten ihn nach Leipzig, Freiburg und Straßburg. In verschiedenen Städten Sachsens war er dann bei den sächsischen Justizbehörden tätig und wurde im Jahre 1903 Richter. Seine zahlreichen Reisen im In- und Auslande gaben ihm mannigfache Anregung im Stoff wie in der Stimmung und trugen zur selbständigen Abrundung seiner dichterischen Persönlichkeit bei. In den Jugendwerken, Lyrik und Novellen, tastete er noch nach seiner Form, und in den folgenden Jahren des Schweigens war er um Sicherheit und Klarheit, um Eigenart und Entscheidung in Leben und Kunst bemüht. Seinen Eintritt in die eigentliche literarische Welt vollzog er mit der Dichtung „Napoleon", einer heroischen Rhapsodie. Jetzt wurde der Leipziger Alfred Staackmann ihm Verleger und Freund, ihm vertraute er fortan seine Werke an. Es kamen nun die großen Romane, denen er seinen Schriftstellernamen verdankte: „Der König und der Tod" (1908), des Ungarnkönigs Ludwig II. Glück und Ende schildernd; „Karoline Kremer" (1910), die Geschichte eines Frauenschicksals; „Juliane Rockor" (1913), aus Karls V. Glanzzeit; die heiter-ernsten Romane „Wunder des alten Fritz" (1913) und „Der verhexte Genius" (1921), der E. Th. A. Hoffmanns Bamberger Aufenthalt behandelt. Im Jahre 1919 erschien der packende historische Roman „Volk am Abgrund", der eine Epoche aus der Geschichte Venedigs, ähnlich der deutschen Not des Weltkriegs, herausgreift. Die Auswirkungen der neuen Zeit fanden ihren Niederschlag in dem Roman „Die Flambergs", der die Krise der bürgerlichen Familie in der Nachkriegszeit und das Problem Väter und Söhne zum Thema hat, und in dem humoristischen Roman „Tage in Thule" (1927). Heubners größtangelegtes Werk ist der Kaufmannsroman „Der heilige Geist", von dem der erste Teil „Jakob Siemering und Kompanie" 1917, der zweite „Jakob Siemerings Erben" 1918 beendet wurde. Außerdem zeugt eine stattliche Zahl von Novellen aus Heubners Feder von seiner dichterischen Gestaltungskraft. Und in diesem, seinem Jubiläumsjahre beschenkt er seine große Leserschaft noch mit einem neuen Band Gedichte „Die Pansflöte". Hy.



Der Dichter Rudolf Heubner.

Aus Rom — der Ewigen Stadt. Das auf Seite 957 farbig wiedergegebene Gemälde von Hermann Ebers zeigt den Blick vom Casino Farnese (Belvedere) am Nordabhang des Palatins auf den östlichen Teil des Forums, das hier der Riesenbau des Flavischen Amphitheaters oder Kolosseums abschließt. Den Mittelpunkt der Darstellung bildet der Titusbogen; links davon steht die aus dem 9. Jahrhundert stammende Kirche S. Francesca Romana mit ihrem hohen Glockenturm und der 1615 erbauten Fassade. Dem Kenner der Geschichte wird Ebers' Gemälde eine Fülle von Erinnerungen an Roms Aufstieg, Weltmachtstellung und Niedergang wachrufen. War doch der Palatinische Hügel, dessen steil abfallende Ränder im Verein mit dem von einem Bache gespeisten Sumpf an der Stelle des spätern Forums ihn zu einer natürlichen Festung machten, der Ausgangspunkt des Römischen Reiches. Hier fanden sich schon in vorgeschichtlicher Zeit Kultstätten wie das Heiligtum der Hirtengöttin Pales und das Luperkal, dessen Name auf die lupa, die Wölfin, als das heilige Tier des Kriegsgottes Mars hinweist; hier stand auch die strohgedeckte Hütte des vergötterten Romulus. Später wurde der Hügel der Kern der ersten geschichtlichen Stadt (der Roma quadrata der Königszeit), deren mit dem Pfluge gezogene Grenzen in einigem Abstand dem Verlauf des Berghanges folgten. Zur Zeit der Republik bedeckten den Palatin die bescheidenen Häuser der Patrizier, zuletzt die glänzenderen des Beamtenadels und der hohen Offiziere. Aber diese Bauten verschwanden, als Augustus und seine Nachfolger Platz für ihre Paläste brauchten, von denen noch ansehnliche Reste vorhanden sind. Einzelne Teile dieser Paläste waren noch im Mittelalter bewohnbar, so daß z. B. Theoderich und Karl der Große bei ihrem Aufenthalt in Rom auf dem Hügel residieren konnten. Nachdem bei den Kämpfen zwischen Papsttum und Adel die Baronialgeschlechter die Ruinen als Burgen benutzt hatten, gedachte Papst Paul III. Farnese die Trümmer zu einer päpstlichen Residenz auszubauen. Dazu kam es zwar nicht, aber damals entstanden auf der Hochfläche die berühmten Farnesischen Gärten. Unter den antiken Gebäuden, die das Bild uns zeigt, ist das Kolosseum das älteste. Der sonst so sparsame Vespasian (69—79 n. Chr.) ließ es auf dem Areal des trockengelegten künstlichen Sees beim „Goldenen Hause" des Nero als Arena für Gladiatorenkämpfe und Tierhetzen mit Sitzplätzen für 87 000 Zuschauer erbauen. Obwohl jahrhundertelang als Steinbruch ausgebeutet, ist dieser gewaltigste Bau der Römerzeit mit seiner bewundernswerten Konstruktion auch heute noch ein ehrfurchtgebietendes Symbol römischer Größe. Wenig jünger ist der von Senat und Volk nach dem Siege über die Juden und der Zerstörung Jerusalems dem Kaiser Titus errichtete und 81 n. Chr. unter Domitian geweihte Triumphbogen. Ein Architekturwerk von vornehmer Schlichtheit, zeigt er an den Innenwänden des Durchgangs berühmte Reliefs: den Kaiser als Triumphator und den Zug mit Beutestücken aus Jerusalem, dem Schaubrottisch und dem siebenarmigen Leuchter. Der dritte antike Bau, von dem wir auf unserem Bilde zwischen

Fischkonserven im Haushalt. Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, daß Fischkonserven, wie Brisling, Heringe, Makrelen usw. Luxus seien. Umfangreiche und sorgfältige, von Gelehrten von internationalem Ruf angestellte Untersuchungen haben erwiesen, daß diese Fischkonserven Bestandteile enthalten, die nicht nur für einen normalen Körperaufbau von allergrößter Bedeutung sind, sondern auch in weitem Ausmaß krankheitverhütend wirken. Beispielsweise hat Dr. Gulbrand Lunde-Oslo auf der 1. Internationalen Kropfkonferenz in Bern im August 1927 sorgfältig geprüftes Material vorgebracht, aus dem ersichtlich ist, wie entschieden der regelmäßige Genuß von Seefischen und Seefischkonserven der Kropfbildung entgegenwirkt. Allgemein bekannt ist auch die günstige Wirkung des Fischfettes gegen rachitische Anlagen bei Kindern. Norwegische Fischkonserven, wie Brisling in Öl oder Tomatenmark, Sild, Makrelen oder Heringe in Tomatenmark usw., sind in ihrer schmackhaften Zubereitung wertvoller Bestandteil der täglichen Nahrung, sie sind in allen einschlägigen Geschäften zu haben, und es sollte ihnen dementsprechend in allen Kreisen reichlich zugesprochen werden.

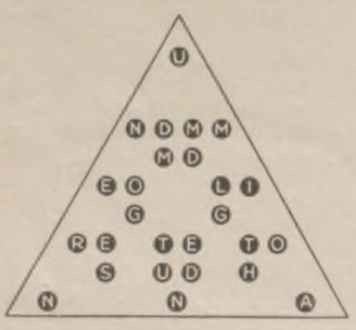
S. Francesco und dem Kolosseum nur einen bescheidenen Rest, die eine der beiden zur Aufnahme riesiger Götterbilder bestimmten Nischen, erkennen, ist der nach Kaiser Hadrians eigenen Plänen erbaute Doppeltempel der Venus und der Roma. Die beiden einst unter einem Dache vereinigten Tempel, der Venus als der Stammmutter des julischen Kaiserhauses und der Stadtgöttin Roma geweiht, stoßen mit den Rückseiten ihrer Tribünen aneinander, so daß das Bild der Venus nach dem Forum, das der Roma nach dem Kolosseum hin schaute. Hinter den Ruinen werden die Dächer des neueren Stadtteils zwischen Via Claudia und Via Labicana sichtbar, und ganz in der Ferne blauen die Hügelwellen der Campagna.

Westfälische Weihnachtskrippen. (Vgl. die Abbildungen auf Seite 971.) Weihnachten hat von jeher wie kein Fest des christlichen Kirchenjahres das menschliche Gemüt bewegt. Die biblische Erzählung von der Verherrlichung und Vergöttlichung der Armut im Hirtenstall zu Bethlehem fand daher ungezählte Wiedergaben auch durch die Hände einfacher Dorfkünstler, viel auch durch die sogenannten Herrgottsschnitzer in Form von kleinen und größeren Figuren. In Nonnenklöstern schuf man Gliederpuppen, die man entsprechend bekleidete. Je nach dem Vorstellungskreis dieser Krippenschnitzer und Puppenmacher entstanden mehr oder weniger weihevolle, zum großen Teil selbst bei naiven und unbeholfenen Werken das Herz rührende Darstellungen. Die meisten freilich leiden an allzu großem Figurenreichtum. Das Bayrische Nationalmuseum in München besitzt eine stattliche Zahl solcher volkstümlicher Krippen, die vom Kommerzienrat Max Schmederer in München in den verschiedensten Gauen des katholischen Süddeutschlands und Österreichs wie auch Italiens gesammelt wurden. Mit künstlerischem Empfinden hat Schmederer alles Zuviel und alles Minderwertige entfernt und aus dem Guten durch Schaffung einer stimmungsvollen Beleuchtung ansprechende Szenen geschaffen. Die jüngsten dieser zum großen Teil auch künstlerisch wertvollen Krippen gehören dem Anfang des 19. Jahrhunderts an. Die folgenden Jahrzehnte brachten nichts Bemerkenswertes. Die eigentliche altdeutsche Krippenindustrie war erloschen. Kitschige Papiermodellierbogen und fabrikmäßig hergestellter Terrakottaschund traten an die Stelle der alten Krippen. Erst in den letzten Jahrzehnten erwachte der Weihnachtskrippengedanke zu neuem Leben. Es traf sich glücklich, daß Laien und Geistliche, die diesen Krippengedanken wiederaufleben ließen, zur rechten Zeit durch Vorträge, selbstgeschaffene Krippen und Bücher die Anregung ins Volk trugen. Besonders rührig bezeigt sich darin die auch durch Ausstellungen wirkende Gesellschaft der Krippenfreunde für Rheinland und Westfalen in Köln. Der biblische Gedanke in seiner Herausstellung des gerade das deutsche Gemüt so packenden Moments der Not und des werktätigen Mitleids nahm auch manches gediegene Künstlergemüt gefangen. Das traditionelle Motiv wurde gern übernommen, die heiligen Personen, die Hirten, die drei Könige, die Tiere, der Stall. Was aber neu wurde, war, daß nun eine bewußte seelische Vertiefung des Gedankens mit einer künstlerischen Beschränkung und Vereinfachung im Stofflichen sich verband. Während die süddeutschen Künstler aber zumeist noch merklich sich von der alten Krippenromantik leiten lassen, geht der deutsche Norden bahnverändernd vor. Namentlich sind es hier die westfälischen Künstler, die Hervorragendes schaffen, wie ein Blick auf unsere Abbildungen zeigt. H. Bäumers Krippen weisen herbe, nordisch ernste Figuren auf in naturfarbenem Holz, überschirmt von einem ärmlichen Dach in altmünsterländischer Art. Mormann, in dem durch seine Bildschnitzer bekannten westfälischen Kunststädtchen Wiedenbrück, führt die figürliche Einschränkung sehr glücklich auf das äußerste Maß zurück. Ein paar fein empfundene Terrakottafigürchen, zart getönt und weihnachtlich beleuchtet, schaffen eben durch diese Konzentrierung auf das Wesentliche echte, glückliche Weihenachtsstimmung. Ganz anders sind die zahlreichen Krippen von Professor Guntermann in Bielefeld. Bei ihnen mischt sich ein gutes Teil echtdeutsche Märchenseligkeit, echtes Kinderland hinein und ist mit dem biblischen Vorgang derart prächtig verschmolzen, daß auch Große ihre köstliche Freude daran haben. Das Wesentliche dabei ist, daß ein beinahe unbeschreiblicher, von künstlerischem Takt beherrschter Humor die volkstümlichen, derben, zum Teil auch würdig-burlesken Gestalten erfüllt. Es ist die harmlose Fröhlichkeit, die das religiöse Leben des mittelalterlichen Christen beherrschte.

Fritz Mielert.

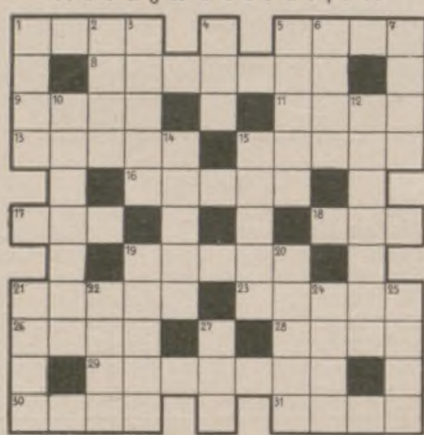
ZUM NACHDENKEN

Verbindungsrätsel.



Die Buchstaben sind so durch gerade Linien zu verbinden, daß sie ein Sprichwort ergeben. Die Linien dürfen sich nicht kreuzen.

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1 Unteroffizier in der Reichsmarine, 5 holländisches Getreidemaß, 8 Stadt in Schlesien, 9 Zahl, 11 Stacheltier, 13 bekannter Mathematiker, 15 Himmelskörper, 16 Geschichtschreiber, 17 Raubtier, 18 Himmelsrichtung, 19 Baumfrucht, 21 Pflanzenteil, 23 Stadt in Belgien, 26 Gewürz, 28 Sinnesorgan, 29 Dichtungsart, 30 bevorzugter Stand, 31 Laubbaum; senkrecht: 1 Weltbeherrscherin, 2 biblischer Name, 3 Stadt an der Mosel, 4 Teil des Baumes, 5 Tonerzeuger bei Musikinstrumenten, 6 Sinnesorgan, 7 Stadt am Rhein, 10 Völkerschaft an der unteren Donau, 12 berühmter Humanist, 14 Larve des Schmetterlings, 15 Stadt in Norwegen (Geburtsort von Ibsen), 19 essigweinsaure Tonerde, 20 Waffe, 21 Hauptstadt im ehemaligen Dalmatien, 22 italienische Münze, 24 holländischer Maler, 25 Weinstock, 27 Landstrich.

Rebus.

PA E US

Vorsetzrätsel.

Ente, Burg, Leim, Heim, Eder, Tat, Reue, Horn, Stern.

Durch Vorsetzen je eines bestimmten Buchstabens vor die einzelnen Wörter sind Wörter mit anderer Bedeutung zu bilden. Die vorgesetzten Buchstaben nennen, aneinandergereiht, eine Oper von Verdi.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4320.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4318.

Weihnachtsrätsel: 1 Mexiko, 2 Rheinsberg, 3 Eisen, 4 Klio, 5 Mausoleum, 6 Tausend, 7 Elster, 8 Wernigerode, 9 Irrwisch, 10 Nora, 11 Christoph, 12 Tiberius, 13 Malta, 14 Norden. — Morgen kommt der Weihnachtsmann.

Magisches Diamanträtsel: 1 K, 2 Kot, 3 Kreis, 4 Körner, 5 Tinte, 6 See, 7 r.

Verwandlungsaufgabe: Meise, After, Nadel, Dachs, Alaun, Reh, Fluch, Nero, Igel, Chor, Harz, Tell, Gott, Linde, Esau, Iwan, Capri, Herd, Damm, Ebro, Nil, Kreis, Opfer, Pfeil, Fisch, Base, Eber, Rabe, Lade, Iran, Eid, Rampe, Eger, Neckar. — Man darf nicht gleich den Kopf verlieren.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Made, 3 Epos, 8 Eisen, 10 Sudan, 11 Tudor, 13 Erato, 14 Eidam, 16 Monat, 18 Alibi, 19 Unke, 20 Peso; senkrecht: 1 Mond, 2 Dänemark, 4 Pantomime, 5 Sund, 6 Aspasia, 7 Turin, 9 Pokal, 10 See, 12 Rot, 15 Drau, 17 Nero.

Pflichterfüllung: Werktag — Tagwerk.

Magisches Zahlenquadrat:

21	34	27	40	33
38	26	39	32	20
25	43	31	19	37
42	30	23	36	24
29	22	35	28	41

Wabenrätsel: 1 Saphir, 2 Hummer, 3 Merkur, 4 Inster, 5 Reigen, 6 Rudini, 7 Sabbat, 8 Egeria, 9 Nische.

Die Stammtischbrüder: Ofenbauer, Buchhalter, Tanzmeister, Drogenhändler, Bildhauer, Postsekretär, Schornsteinfeger, Mechaniker, Posamentier, Geigenbauer.

Verlockend: Wurf — Würfel.

Versteckrätsel: Des Herren Auge macht die Pferde fett.

Heilige Nacht: Durch der Hütten nied're Räume, / Durch des Schlosses gold'ne Pracht / Zieht mit seiner Gnadenfülle / Hell das Lied der heil'gen Nacht. — Man richte sich zuerst nach der Anzahl der Dreiecke unter den Buchstabengruppen. Zuletzt lese man die Buchstaben über den einzelnen kleinen Vierecken.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Teréskörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8. e., 44/bis Rue Pasquier.

JLLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG VON J·J·WEBER ★ LEIPZIG

NR. 4320. 169. BAND

WINTER-NUMMER

29. DEZEMBER 1927

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK



Skifelder bei Flims.



Bei Andermatt.



Villars-Chesières.

WINTER IN DER SCHWEIZ

Heilwirkungen der Höhensonne / Grossartiger Sportsbetrieb / Reichliche Verpflegung / Keine Einreiseschwierigkeiten / Direkte Bahnverbindungen.

Jede Auskunft erteilt unentgeltlich die **Schweizerische Verkehrszentrale, Zürich** oder **Lausanne,** die **Amtliche Auskunftsstelle der Schweizerischen Bundesbahnen, Berlin** NW 7, Unter den Linden 57/58, und alle **Verkehrsbüros** der untenstehenden Winterkurorte, sowie alle **Reiseagenturen.**

GRAUBÜNDEN

DAVOS 1550—1850 m ü. M. Völlig windgeschütztes, sonnenreiches Sportszentrum im Hochgebirge. Günstige Preise. **FLIMS** 1150 m ü. M. Wintersonne. Jeder Sport. Sonnige, gepflegte Spaziergänge.

ZENTRALSCHWEIZ

ENGELBERG 1020 m ü. M. Kur und Sport in Sonne und Schnee. Durch Seilbahn Gerschnialp und Luftbahn Trübsee Verbindungen bis 1800 m ü. M. **ANDERMATT** 1444 m ü. M. Schneesicher. Mächtiges Skigelände. Alle Sportanlagen. Bahnverbindungen mit Göschenen a. d. Gotthardlinie.

ROMANISCHE SCHWEIZ

VILLARS-CHESIÈRES-ARVEYES-BRETAYE 1300—1800 m ü. M. Wintersportszentrum der romanischen Schweiz, Bob-Skeleton-Schlittenbahn, Curling, Hockey, ausgezeichnete Skifelder. **MONTANA-VERMALA (Wallis)** 1500 m ü. M. Jeder Wintersport. Hotels: Parc, Forest, Golf, Alpina, Beau-Séjour, Mirabeau, Regina. **CAUX** ob Montreux durch Eisenbahn mit Montreux-Territet verbunden. Zahlreiche internationale Verbindungen. Caux-Palace, Hotel Regina, alle Wintersporte und Vergnügungen.

ST. MORITZ

ENGADIN
1850 m ü. M.
SCHWEIZ



II. OLYMPISCHE WINTERSPIELE (12.–19. Febr.)

WELT-WINTERSPORT-ZENTRUM

Beste Schnee- und Eisverhältnisse Dezember bis Ende März



Andermatt
Bellevue Palace

vornehmes Haus in sonnigster Lage.

Jeder Komfort — jeder Sport — Hanseisfeld und Hausorchester — Küche und Keller das Beste!

Schönste Zeit ab 20. Januar.

Volle Pension von Frs. 18.— an.

A. Müller, Bes.

St. Moritz-Bad

Familien-Hotel

BELLEVUE au LAC

Sommer und Winter geöffnet.

ADELBODEN Hotel Bristol-Oberland

WINTERSPORT
Schweiz. 1400 m.

Pension ab Mk. 10.—.
Prospekte frei.

CANNES
CONTINENTAL HOTEL



WINTER IN DER SCHWEIZ

Welt-Kurort **ENGELBERG** (Schweiz)
Wintersport.
Hotel Central 70 Betten. **Hotel Victoria** 80 Betten.
Pension inkl. Zimmer Fr. 11.- bis Fr. 12.-. Prosp. durch die Besitzer.

ZWEISIMMEN (Berner Oberland) im Winter.
Ausgezeichnetes Skigelände. Reichliche Wintersonne. Eisbahnen. Schlitten- u. Bobsbahnen 3 km. Prospekte durch Verkehrsbureau.

PONTRESINA
HOTEL SCHWEIZERHOF
15. Dezember (Wintersports) 15. März. Pens.-Preis von Fr. 17.- an.

SCANFS bei Zuoz (Oberengadin). Hotel Pension AURORA
Guteingerichtetes Familienheim. Zentralheizung. Bad. Sonnige Terrasse. Pens. von Fr. 11.- an. Gute Küche. Propr. D. Cuonz.

SILS (OBERENGADIN)
für Sonne und Wintersport.

CADEMARIO oberhalb Lugano einzige Lage
der ideale sonnige Aufenthalt **im WINTER.** Sonne.
Sonnenbäder im Freien. Prospekte durch die Direktion.

ST. MORITZ
Hotel Engadinerhof

Erstklassiges Haus Orchester — Mässige Preise Eisbahn

Ver-jüngung — **Dr. Gossmann's Sanatorium** Kassel-Wilhelmshöhe — Ent-fettung

---

Kurhaus Bad Flinsberg

im schlesischen Isergebirge (53—01100 m Seehöhe).

Haus ersten Ranges Fließendes Warm- und Kaltwasser — Zimmer mit Bad. Direkt am Walde gelegen mit herrlichem Blick ins Tal und auf das Gebirge. **Angenehmster Winteraufenthalt für Kur-, Erholungs- und Sportgäste**
Fernsprecher Nr. 12. Tel.-Adr.: Kurhaus.

MENTON
FRANZÖSISCHE RIVIERA
HOTEL IMPERIAL

Zwischen Menton und Cap Martin, 15 Minuten von Monte Carlo
350 ZIMMER MIT BAD — GROSSER PARK
ERSTKLASSIGES FRANZÖSISCHES RESTAURANT
Gruppe der Hotelgesellschaft Ritz-Carlton, London / General-Verwaltung Henri Emery

---

SEMMERING

GRAND HOTEL PANHANS
400 Zimmer.
Das moderne Grosshotel der Alpen.

SPORTHOTEL PANHANS
Mässige Preise. Im Zentrum d. Wintersportanlagen. Ski, Eislauf, Hockey, Curling, Bobbahn, Sprungschanze.

KURANSTALT PANHANS
Alle Arten von Bädern, elektrische Kuren, Röntgen und Inhalationen, Nach-, Höhen-, Winter- und Diät-Kuren. Ärztliche Leitung: Medizinalrat **Dr. M. Siegel.** Leitung: Direktor **R. Lendl.**

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4320. 169. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 29. Dezember 1927.

Allgemeine Notizen.

Internationale Meisterschaften im Rodeln finden 1928 statt: Europa-Meisterschaft, Schreiberhau, 5. Februar. — Rodelmeisterschaft von Oesterreich, Mödling (Anninger), 15. Januar. — Meisterschaft von Oesterreich auf Naturbahnen, Payerbach, 29. Januar. — H. D. W.-Rodelmeisterschaft auf Kunstbahnen, Reichenberg i. B. (Jeschkenrodelbahn), 29. Januar. — Rodelmeisterschaft von Deutschland auf Naturbahnen, Schliersee, 12. Februar. — Rodelmeisterschaft auf Kunstbahnen, Friedrichroda, 22. Februar.

Der beste Ski ist der aus Hickoryholz. Ebenholz-Skier sind weniger gut. Birken-Skier nützen sich schnell ab, biegen während des Laufes durch und brechen leicht. Sportgerechte, fehlerlose, elastische und dauerhafte Skier aus bestem Hickoryholz und solche aus bestem Eschenholz liefern die Klepper-Faltboot-Werke in Rosenheim (Oberbayern).

Rheinland-Kalender 1928. Der Rheinische Verkehrsverband E. V., Bad-Godesberg hat im Zusammenwirken mit dem Verlag M. Jacobi's Nachf. in Aachen einen vornehmen Rheinland-Wandabreißkalender fertiggestellt, der in 122 großen, herrlichen Bildern die Schönheiten rheinischer Landschaft, die hohe Kultur rheinischer Baudenkmäler, aber auch die gewaltige Kraft des im Rheinland pulsierenden wirtschaftlichen und geistigen Lebens zu starkem Ausdruck bringt. Der Kalender ist für jeden Freund des Rheinlandes eine Gelegenheit, sich immer wieder der Schönheit des Landes zu erinnern; er ist aber auch ein Mahnruf der rheinischen Gebiete, ihrer stets eingedenk zu sein, sie zu schützen und zu stützen in ihren großen Kämpfen, die sie im Interesse unseres lieben Vaterlandes erfolgreich bestanden haben und bestehen werden. Der Kalender ist im Buchhandel erhältlich.

Der Münchener Faschingsumzug hatte in Friedenszeiten einen guten Namen. Im kommenden Karneval geht er wieder vonstatten. Durch die Bemühungen des Fremdenverkehrsverbandes München ist er gesichert. Die Münchener Karnevalsgesellschaft „Narrhalla" hat die Durchführung des Zuges, der am Faschingssonntag, 19. Februar, stattfindet, übernommen. Zur Beteiligung werden alle Sport-, Reit- und Fahrtvereine, die Studentenschaft, Künstlerschaft, die Filmindustrie usw. aufgefordert.

Eine deutsche Hygiene-Ausstellung in Dresden 1930. Die Stadt Dresden will die Gelegenheit der Errichtung des Deutschen Hygiene-Museums, dessen Grundstein-

REISE- UND BÄDERANZEIGER

Die Reihenfolge gibt keinerlei Anhalt über Rang oder Größe.

KUR- UND MINERALBÄDER

Baden-Baden

Hotel Stadt Straßburg und der Quellenhof. Alle modern. Einrichtung. Terrassen. Groß. Park.

Bad Elster

Moor, Stahl, Kohlensäure, Radium-Bäder, Trinkkuren. Das ganze Jahr geöffnet.

Kurländerhaus. Ganzjährig geöffnet.

Staatliches Kurhaus-Hotel. 100 Betten. Zentralheizung.

Hotel Reichsverweser. Zentralheizung. Jahresbetrieb.

Kur-Pension Sachsenhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Palast-Hotel Wettiner Hof Führendes Haus allerersten Ranges. Pension von Mk. 9.— an.

Bad Reichenhall

Hotel Vötterl. Großgmain. Bevorzugte Höhenlage.

Titisee

Wolfs „Hotel Titisee". Erstkl. Familienhaus. Günst. Lage a. See.

Wiesbaden

Eden-Hotel. Schönstes Hotel Wiesbadens. Prächtige Lage. 150 Betten.

Hotel Engl. Hess. Hof. Kochbrunnen-Badehaus. Pension von Mk. 9.— an.

Hotel Fürstenhof. 2 Min. vom Kochbrunnen. Zentralheiz., fließ. Wasser, Zimmer mit Privatbad.

Palast-Hotel. 200 Zimmer. 60 Kochbrunnenbäder. Zimmer einschließl. Thermalbäder ab M. 12.—.

Hotel Regina. Direkt am Kurhaus und Theater gelegen.

Kur-Hotel Römerbad. Kochbrunnen-Badehaus. Garagen.

OBERBAYERN

Berchtesgaden

mit dem Königssee. Bayrisches Hochgebirge.

Sole-Kurbad Rückert & Co. Alle med. u. elek. Bäder. Einziges Badehaus a. Platze. Fremdenzim. m. fließ. Wasser u. Zentralheizg.

Gasthof Vordereck „Zum Türken". 1000 m Höhe. Zentralheizung.

Riessersee

Hotel u. Kurhaus Riessersee. Jed. mod. Komf., Pens. 8-12 M. Jahresb.

Prien

Bade- u. Luftkurort. Am Chiemsee. Oberbayern. Am Fuße der Alpen.

Hotel Bayrischer Hof. Bestbekanntes Haus.

Kurhotel Kampenwand. Erstes Haus, schönste Lage.

Hotel Kronprinz. Gutbürgerliches Haus. Zentralheizung.

HARZ

Ballenstedt

Die Perle des Ostharzes. (Kügelgenstadt). Idyllische Sommerfrische. Alter berühmter Schloßgarten. Auskunft d. die Kurverwaltung.

Hotel Großer Gasthof. Altrenommiertes Haus.

Clausthal-Zellerfeld

Hotel Voigtslust. Vornehmes Familienhaus i. geschützter staubfreier Lage im Wald.

Gernrode (Harz)

Klimatischer Kurort in prachtvoller Lage in 280—300 m ü. d. M. Auskunft durch den Magistrat.

Hotel brauner Hirsch. Haus ersten Ranges. Eig. Landwirtsch.

Hahnenklee

Herrlicher Kurort im Oberharz. 600 m. Ständige Autoverbindung, mit D Zug Station Goslar. Prospekt durch die Kurverwaltung.

Sanatorium Hahnenklee. Für Nerven- und innere Krankheiten.

Bad Harzburg

Kurverwaltung. Gebirgsluftkurort und Solbad, mit Kochsalztrinkquelle „Krodo". Idealer Wochenendplatz. Für Nerven- u. Stoffwechselkranke.

Bodes Hotel. Fließendes Wasser. Haus ersten Ranges.

Palast-Hotel Kaiserhof. Fließendes Wasser. Appartements.

Hotel Radau. Mit allem Komfort

Villa Rheingold, Wintersport, erstklass. Familienpens., 6-10 M.

Haus Schlemm. Fließendes Wasser. Privatbäder.

Hotel Südekum. Ganzjährig. Jeglicher Komfort.

Luftkurort Lautenthal

Im schönsten Teil des Oberharzes. Große sonnige Liegewiese. (Sol- und Fichtennadelbad.)

ERZGEBIRGE

Dresden

Hotel Stadt Weimar am Zentral-Theater. Küche von Ruf.

Weißer Hirsch b. Dresden

beliebtest. klimatischer Kurort Sachsens. Jahresbetrieb. Wintersport.

Kipsdorf (Osterzgebirge)

Hotel Fürstenhof, fließ. Wasser.

Oberbärenburg

Berghotel und **Kurhaus Friedrichshöhe.**

THÜRINGEN

Eisenach

Kurhaus Hotel Fürstenhof. I. Ranges. Gegenüber Wartburg.

Friedrichroda

Beliebtester klimatischer Sommer- und Winterkurort Thüringens.

Sanatorium Tannenhof. Sanitätsrat Dr. Bieling. Klin. Behdlg.

Oberhof i. Th.

Parkhotel Sanssouci, erstklass. Jahresbetrieb.

Schloßhotel. Erstklassig. Haus mit großzügig. Gesellschaftsräumen.

Hotel Thüringer Wald. Das ganze Jahr geöffnet.

Wünschers Parkhotel, herrliche Südlage am Hochwald, ganzjährig geöffnet.

Tabarz

Vielbesucht. Erholungsort in gesch. Lage. 100 Vill. Neues Schwimmbad.

RIESENGEBIRGE

Brückenberg

Hotel Germania, 100 moderne Zimmer.

Berghotel Teichmannsbaude A. G., das führende Hotel des Riesengebirges.

Hirschberg (Schlesien)

Hotel der braune Hirsch, im Zentrum gelegen, mit allem Komf.

Krummhübel

Hotel-Pension Preussischer Hof, altrenommiertes Haus.

Schreiberhau

Riesengebirge, 500—900 m ü. d. M.

Hotel u. Pension Lindenhof, jeder Komfort. 10 Autohallen. Altbek. besteingerich. Waldhotel.

Hotel Marienthal, gutbürgerl. Haus, neue Bewirtschaftung.

TSCHECHO-SLOVAKEI

Karlsbad

Zentral-Hotel Loib. Letzter Komf., erstkl. Restaurant. Tel. 31.

ÖSTERREICH

Innsbruck

Hotel „Goldene Sonne". Jeder Komfort.

SCHWEIZ

Adelboden

Kulm-Hotel (Kurhaus). Familienhotel I. Ranges.

Arosa

Hotel Arosa-Kulm. Fließendes Wasser. Bäder. Tennisplatz.

Eden-Hotel. Erstklassiger Jahresbetrieb. Orchester.

Hotel Seehof. Bestbekannt. Sporthotel, fließ. Wass. i. all. Zimmern.

Sporthotel Valsana. Haus I. Ranges. Moderner Komfort.

Basel

Hotel-Metropole-Monopole. Feinbürgerl. Haus. Prima Küche.

Hotel Royal. Familienhaus I. Ranges. Zimmer mit Bad.

Savoy Hotel Univers. Das modernste Haus I. Ranges am Zentralbahnhof. Alle Zimmer mit fließend. Wasser. Gartenterrasse.

Hotel Schweizerhof. Führendes Haus I. Ranges.

Davos

Neues Sanatorium. Für Tuberkulose.

Sporthotel Rhätia. Sonnigste Lage, 80 Betten, jeder Komfort.

Locarno

(Lago Maggiore, Schweiz).

Lugano

Cademario-Kurhaus. Nach Lahmann. Jahresbetrieb.

Continental-Hotel. Erhöhte Lage. Freie Rundsicht.

Hotel Esplanade-Ceresio. Schönste Lage.

Hotel Fédéral. Fließendes Wasser. Bäder.

Grand- und Palasthotel allerersten Ranges.

Sanatorium Monte Brè. (System Dr. Lahmann). Jahresbetrieb.

Park Hotel am See, erstkl., das ganze Jahr geöffnet. Prosp. durch Ad. Zähringer & Sohn, Besitzer.

Hotel du Lac Seehof. Direkt am See.

Hotel Washington. Nahe dem Bahnhof. Herrliche Aussicht.

Hotel Weißes Kreuz. Neubau. 100 Betten. Aussichtsreiche Lage. Aller Komfort. Mäßige Preise.

Hotel Pension Zweifel am Bahnh.

Luzern

Hotel St. Gotthard-Terminus. Privatbad, fließendes Wasser.

St. Moritz

Hotel Stefanie. Vollständ. renov. Behagl. Familienh. Mäß. Preise.

Pontresina

Palace-Hotel. Inmitten einer Hochalpenwelt. Freie sonn. Lage.

Rosatsch Hotel. Modern eingerichtetes Haus.

Hotel Schweizerhof. Sommer- und Winterbetrieb.

ITALIEN

Abbazia

Winterkurort I. Rang. Vorzügl. klimat. Lage. Hotels ganzjähr. geöffnet.

Hotel Continental e Marino. Aller Komfort.

Pension Lederer, gutbürgerliche Pension am Kurpark.

Hotel Quisisana. Hotel Eden. Moderner Komfort. Zimmer mit fließendem Wasser.

Laurana bei Abbazia

Iris. Neu eingericht. Fließ. Wasser.

Bordighera

die Perle der italienischen Riviera, die Stadt der Palmen und Blumen. Tennis, Golf.

Grand-Hotel Cap-Ampeglio. Erstklassig. Moderner Komfort. Herrliche Lage.

Hotel Belvedere-Lombardi. I. Ranges. Herrliche Aussicht auf das Meer. Wundervoller Park.

Hotel Continental. Erstklassiges Familienhaus. Mäßige Preise. Vorzügliche Küche.

Hotel Miramare, Hotel Esperia. Beide Hotels in herrlicher Lage. Mäßige Preise.

Hotel Royal. I. Ranges. Herrl. Lage. Mod. Komf. Mäß. Preise.

Gries bei Bozen.

Pension Quisisana. Pension von 26—30 Lire an. Herrlich gelegen.

Sanatorium Grieser Hof. Jahresbetrieb, Erholungsbedürftige und Augenkranke.

Savoy-Hotel. Haus ersten Ranges. Pension von Mk. 7—10.

Meran

Pension Aders. Familienhaus ersten Ranges. Mit grossem Park.

Bavaria-Hotel. In großem Palmengarten. Fließendes Wasser.

Hotel Frau Emma. Das Haus von Weltruf.

Hotel Finstermünz. Vornehmes Familienhaus.

Gilmhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Pension Hampl. Altrenommiert.

Schloß Labers. Schloßhotel am Walde.

Hotel Maendl. Herrliche Lage. Alle Zimmer mit Balkon.

Sanatorium Martinsbrunn. Mod. Heilbehelfe. Großer Park.

Park-Hotel. Das ruhige vornehme Haus mit 180 Betten.

Hotel Ritz und Pension. Fließendes Wasser.

Savoy-Hotel. Erstkl. Schweizer Hotel an der Promenade.

Sanatorium u. Diätkuranstalt „Stefani". Alle mod. Kurmittel. Dr. Binder.

Pension Tschoner. Bestbekannt. Haus, im eigenen Park, ruhig und staubfrei gelegen.

Hotel und Pension Windsor. I. Ranges.

Neapel

Hotel Continental, am Meer, fließ. Wasser usw. Deutsch.

Grand-Hotel Royal. Das größte, schönste Hotel Neapels, am Meer gel., 200 Zimm. m. Bad, 300 Bett. Einz. großart. amerik. Dachgarten.

Hotel Terminus. Ersten Ranges. 300 Zimmer, fließendes Wasser.

Palermo

Excelsior Palace Hotel, beste Lage. Großer Park, Tennis.

Weinen's Hotel de France, einz. Deutsch. Haus a. Pl. Fließ. Wasser.

Rapallo

Gross. Kur- u. Badeort a. d. Riviera in der Nähe v. Genua, Sommer- u. Winteraufenth., erstkl. Hotels u. Pens.

Rom

Hotel Viktoria am Borghesepark, alle Zimmer mit fließend. Wasser. Mäß. Preise. Bes.: Thiele & Wirth.

Fischers Parkhotel, Deutsches Haus I. R., mäß. Pr. Bes. V. Fischer.

Regina Carlton Hotel, erstkl., im vornehmsten Teil der Stadt.

San Martino di Castrozza.

Palace Hotel Sass Maor. Familienhotel in schönster Lage am Walde, 250 Betten.

Santa Margherita

Hotel Imperial Palace, führend. Haus, schöne Lage, grosser Park.

Stresa

Grand Hotel et des Iles Borromees. Luxus. Haus direkt am See. Mittelpunkt der Eleganz und Sportwelt.

Lido-Venedig

Der schönste Strand der Welt!

Grand-Hotel des Bains. Allerersten Ranges.

Excelsior Palace-Hotel. Luxushaus.

Grand Hotel Lido. Aussicht auf Venedig.

Hotel Villa Regina. Erstklass. Eigenheim.

Venedig

Hotel Bristol-Britannia am Canale Grande. Einziges Deutsches Haus I. Ranges.

SIZILIEN

Syracus

Hotel Villa Politi. Allerersten Ranges, von Deutschen bevorzugt.

Taormina

Hotel Metropol, das gute Schweizer Hotel, fließendes Wasser. G. u. V. Kockel.

ÄGYPTEN

Kairo

Hotel National, von Deutschen bevorzugt.

PALÄSTINA

Jerusalem

Hotel St. John. Einziges deutsches Hotel mit allem Komfort.

⟶ In allen diesen Hotels und Pensionen liegt die Leipziger „Illustrirte Zeitung" zur Lektüre auf. ⟵

legung kürzlich erfolgt ist, benutzen, um im Jahre 1930, also im ersten Jahre seines Bestehens, eine Hygiene-Ausstellung in der Serie ihrer regelmäßigen Jahresschauen deutscher Arbeit zu veranstalten. Es besteht nicht die Absicht, dieser Ausstellung das Gepräge der Gesolei 1926 in Düsseldorf zu geben, sondern nur die Gebiete der persönlichen Hygiene und der Leibesübungen zu berücksichtigen und die einschlägige Industrie zu beteiligen. — Die nächste Jahresschau Deutscher Arbeit in Dresden 1928 wird bekanntlich „Die technische Stadt" sein, die übernächste 1929 eine Volkskunstausstellung.

Gardone-Riviera (Gardasee). Der bekannte Hotelbesitzer Lorenz Jeschke hat die Generalleitung des Grand Hotel in Gardone-Riviera übernommen. Man erwartet, daß dieses größte Hotelunternehmen am Gardasee und überhaupt in Oberitalien damit wieder ein begehrenswertes Ziel der deutschen Reisenden werden wird. Sein Nauheimer Haus wird Herr Jeschke unverändert unter seiner Direktion weiterführen.

In Badgastein hat das eigentliche Kurhaus „Grabenbäckerquelle" keinen Brandschaden erlitten und steht mit seinen 45 Zimmern den Kurgästen wie vordem völlig einwandfrei zur Verfügung. Der von der Tagespresse gemeldete Brand betraf das alte Haus der „Bäckerei".

Die Verwendung von Erde als Heilmittel geht bis ins Altertum zurück. Hervorragende Autoritäten sprechen Adolf Just das Verdienst zu, in neuester Zeit eine für Heilzwecke besonders geeignete Erde ausfindig gemacht zu haben. Es ist ein im Harzgebirge gefundener hygienisch einwandfreier, diluvialer, lockerer Lehmschlamm. Die Kunde von dessen Heilerfolgen griff schon kurz nach seiner Entdeckung so rasch um sich, daß alsbald eine Gesellschaft gegründet wurde, die sich ausschließlich mit der Förderung und dem Versand dieser, Adolf Justs Heilerde genannten Erde befaßt. Es ist die Heilerde-Gesellschaft Luvos in Blankenburg i. Harz 15, die gern kostenfrei weitere Aufklärung mit Heilberichten erteilt.

Folgende Reichspostmarken verlieren ab Ende Januar 1928 ihre Gültigkeit: Ziffer-Freimarken zu 3, 5, 10, 20 und 50 Pf., ausgegeben am 1. Dezember 1923; Stephanmarken zu 10 und 20 Pf., ausgegeben am 9. Oktober 1924; Rheinlandmarken zu 5, 10 und 20 Pf. sowie Rheinlandpostkarte zu 5 Pf., ausgegeben im Mai 1925. — Die Dienstmarken der Ziffermarken, die Ziffermarken zu 100 Pf. und die Stephanmarken zu 60 und 80 Pf. bleiben noch weiter gültig.

Illustrirte Zeitung



HUUH – WIE KALT!

FARBIGE HELIORADIERUNG VON BRUNO ZWIENER

Deutschland und die Olympischen Winterspiele in St. Moritz

VON CARL J. LUTHER, MÜNCHEN.



Sportuniform der deutschen Skiläufermannschaft für die Olympischen Winterspiele in St. Moritz: Dunkelgraue Knickerbocker, hellerer Sweater, Haube in der Farbe des Beinkleides und Abzeichen des D. S. V. Unser Bild zeigt den bekannten Thüringer Springer Recknagel.

Skilauf und Eislauf, in gewissem Grade auch Schlittensport, gehören zu den ältesten Sportübungen der Menschheit, doch waren sie nicht wie die anderen Leibesübungen und Spiele frühzeitig über die ganze Erde verbreitet und somit nicht vielen Völkern bekannt. Sie sind vielmehr stets ein Vorrecht der Bewohner kälterer Zonen gewesen und spät erst milderen Gegenden bekannt geworden. Und wenn der rationelle Wintersportbetrieb allgemein auch erst von verhältnismäßig kurzer Dauer ist — bemessen etwa am Alter des Schlittschuhs — so liegt doch auf der Hand, daß auf diesen Sportgebieten die älteren Völker durch eine Art Vererbung und die nördlichen Länder durch klimatische Bevorzugung überlegen sein müssen.

Deshalb ist der Ausgang der zweiten Olympischen Winterspiele in St. Moritz vom 11. bis zum 19. Februar 1928, der Kämpfe auf dem jüngsten olympischen Sportgebiet für die ältesten Wintersportarten, so gut wie ausgemacht. Skandinavier und Finnen liefen schon im frühen Mittelalter um „güldenes Gerät“ um die Wette, und ihnen werden auch im Skilanglauf und Eisschnellauf die olympischen Lorbeeren gehören. So alte Tradition gründlicher Vererbung ließ sich in den knappen Jahrzehnten des außerskandinavischen Wintersports durch den größten Eifer zumal unter klimatischer Behinderung nicht einholen.

Weniger klar ist das Ergebnis im Bereiche jener Wintersportarten, die, wenn sie auch alte Geräte benutzen, in ihrem sonstigen Gefüge jüngeren Datums sind, also für Eiskunstlauf und Bobrennen, von denen der erstere in seiner heutigen Form auch in Skandinavien nicht älter ist als in München, Wien oder Berlin. Bobsport endlich, die einzig zugelassene Schlittensportart (Skeleton kommt nur als Demonstration zur Geltung) ist überall gleich jung, wenn auch seine älteste Pflegstätte St. Moritz ist. — Im Skisprung ist Norwegen so wenig zu schlagen wie Kanada im Eishockey, und doch besteht für die mitteleuropäischen Skispringer, auch für einige wenige deutsche, Aussicht, am Sprunghügel und somit in der aus Lang- und Sprunglauf zusammengesetzten Wertung auf achtbare Plätze zu kommen, denn der Sprunglauf ist auch in Skandinavien ein Kind der Neuzeit und nicht uralt wie der Skilauf überhaupt oder der Langlauf auf Skiern. Und da zudem Mitteleuropa, auch Deutschland, über einige moderne Sprunghügel verfügt, die Norwegen noch gar nicht hat, und auch die Springer in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht haben, ist hier, wie auf den anderen Sportgebieten, wo Schneid und Nerven, Gewandtheit und Geistesgegenwart eine größere Rolle spielen als zähe Ausdauer und alte Gleitschrittgewohnheit, in die skandinavische Mauer vielleicht doch eine Bresche zu schlagen; wenn es sich auch wohl nicht um glatte Siege handelt, so doch immerhin um beachtenswerte Placierung.

Die meiste Aussicht von allen deutschen Wintersportleuten haben zweifellos die Bobrenner, so verwunderlich das klingen mag, wenn wir berücksichtigen, daß sie vorerst noch mit den denkbar größten Schwierigkeiten zu rechnen haben. Mit ungewohnter Spurweite (St. Moritz 46 cm, Deutschland 66 bis 67 cm), mit allenfalls liegend fahrenden statt sitzend fahrenden Gegnern, also auch mit vollständigem Umlernen für liegende Fahrart und für anders abgewogene und gebaute Fahrzeuge. Für die deutschen Bobleute spricht aber ihre Gewandtheit auf eisigen und harten und gegenüber St. Moritz wesentlich schwierigeren und gefährlicheren Bahnen — es fallen zu ihren Gunsten höhere Schnelligkeiten, die auf deutschen Bahnen erzielt wurden, ins Gewicht, und außerdem haben sie den Vorteil, die wenigen nötigen Führer und Fahrer aus der größten Zahl erfahrener Bobleute entnehmen zu können, denn der Deutsche Bobverband ist der stärkste seiner Art und hat die größte Zahl von Bahnen. Zehn Tage lang wird der Verband seine besten Leute im Riesengebirge auf den modernen Bahnen von Krummhübel und Schreiberhau schulen und prüfen, darauf bei den deutschen Bobmeisterschaften am 22. Januar in Oberhof ausscheiden und dann frühzeitig zum Schlußtraining nach St. Moritz senden. Man kann also wohl dem beipflichten, was, dies alles berücksichtigend, der Vorstand Dr. Rettig und Sportwart Endres vom Deutschen Bobverband in München äußern: „Die deutschen Mannschaften stehen vor einer nicht leichten Aufgabe, da sie sich unter teilweise ganz ungewohnten Rennbedingungen einer Gegnerschaft stellen müssen, die sie wenig oder gar nicht kennen, und der diese Bedingungen auf jeden Fall geläufig sind. Wenn wir daher in der Wahl der geeigneten Fahrzeuge eine glückliche Hand haben, so werden unsere Mannschaften dank ihrer meist sehr langen und vielseitigen Rennpraxis die Schwierigkeiten wohl meistern und in Ehren abschneiden können. Um den olympischen Lorbeer zu erringen, sollte uns aber auch ein Rennglück beiseitestehen, das gerade auf einwandfreien Bahnen mit ihren meist äußerst geringen Differenzen zwischen den Besten eine große Rolle spielt.“



Eine Gruppe der deutschen Skiläufermannschaft für St. Moritz auf dem Hauptbahnhof in München, vor Abfahrt nach Oberstaufen (Algäu), wo seit dem 27. November bis zum 15. Januar trainiert wird. Von links nach rechts: Kratzer-München; Bauer-Bayrischzell; Pellkofer-Geitau; Schuster-Berchtesgaden; Karl Neuner-Partenkirchen, bayerischer Skimeister; Gustav Müller-Bayrischzell, deutscher Skimeister; Walter Glaß-Klingenthal, schweizerischer und österreichischer Skimeister; Karl Hailer-München, der Leiter des Sprunglauftrainings.



Vorbereitung der deutschen Reichswehr für die Winterolympiade: Kemptener Jäger beim Training für den Militärpatrouillenlauf.

Durch Eispaläste (Berlin) und Kunstbahnen (München und Wien) hat sich das Können unserer deutschen Eiskunstläufer in den letzten Jahren so verbessert, daß man mit guten Placierungen derer schon rechnen kann, die Ende Januar bei den deutschen Kunstlaufmeisterschaften in Füssen die schweren Auswahlproben bestehen und zum zweiwöchigen Schlußtraining nach St. Moritz gehen. Immerhin gibt es nach der Meinung führender Persönlichkeiten im Deutschen Eislaufverband für die Kunstläufer wie Rittberger,

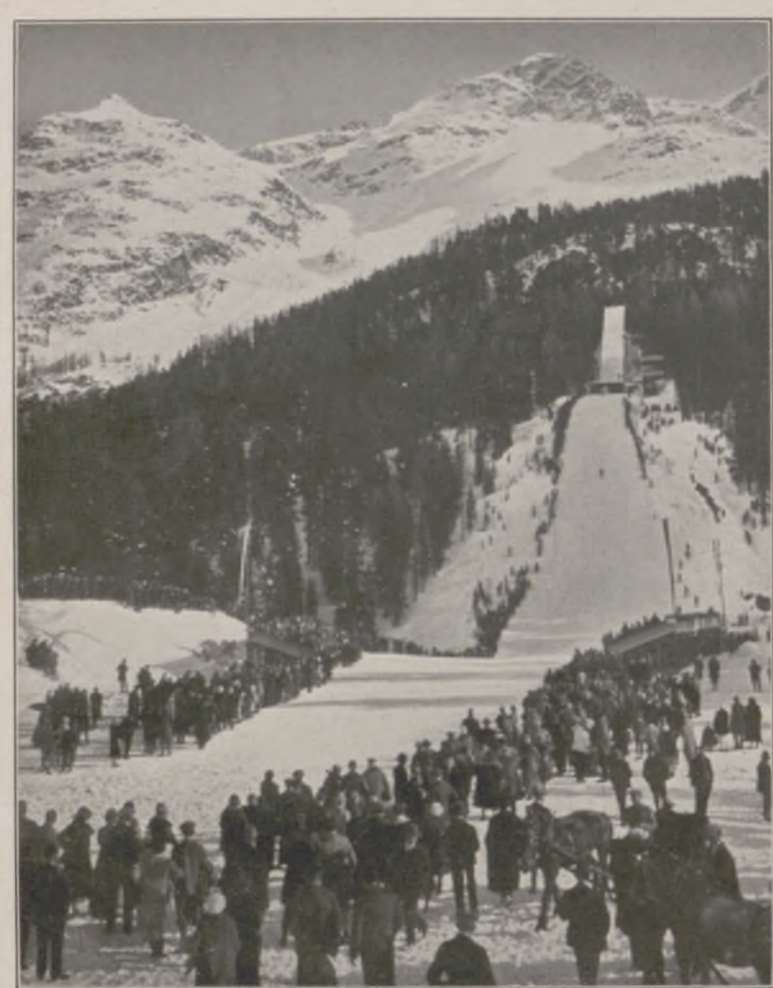


Ein spannender Moment vor dem Tor beim Eishockey: Der Torwart in der Abwehr.



Wintersport in Garmisch-Partenkirchen: Auf dem Rennplatz.

Gemälde von Carl Reiser.



Die neue Skisprung-Schanze bei St. Moritz, auf der die Skisprung-Kämpfe der Winter-Olympiade 1928 (11.—19. Februar) zum Austrag kommen.

Franke, Haertel u. a. nur „Aussicht auf Platz", nicht auf „Sieg". Die Wiener (Böckl und Schäfer), so nimmt man an, sind hier kaum zu schlagen. Als dritte Möglichkeit wird mir vom Deutschen Eislaufverband der allerdings nicht mehr junge Schwede Grafström genannt, der anfangs Dezember für seinen Verband merkwürdigerweise jedoch noch nicht erreichbar war.

Den Sieg im Damenkunstlaufen werden sich wohl Sonja Hennie, Norwegen, und Jarosz-Szabo, Wien, streitig machen, aber mit dem zweiten Platz für die deutsche Meisterin Brockhöfft, Berlin, wird man rechnen können.

Was das Paarlaufen betrifft, so rechnet man im Deutschen Eislaufverband mit einem Sieg aus der Gruppe Joly-Brunet, Paris, und Scholz-Kaiser, Wien. Dem deutschen Meisterpaar Kishauer-Gaste wird für den zweiten Platz das Wiener Paar Jarosz-Szabo/Wrede und das englische Paar Muckelt-Page ungefähr gleichgesetzt.

Geringere Aussichten haben die deutschen Schnellläufer. Sie werden bei den Schnellaufmeisterschaften auf dem Rissersee bei Garmisch im Januar ausgewählt und dann zum Training nach Davos geschickt. Dort gehen sie auch durch die am 4. und 5. Februar stattfindenden Weltmeisterschaften im Schnellauf durch, ehe sie in St. Moritz starten. Im Dezember war man jedoch der Meinung, daß das Mögliche schon erreicht sei, wenn sie sich überhaupt placieren können, und zwar von ihnen in erster Linie Mayke, Berlin, und Jungblut, Wien.

Eine große Rolle wird in St. Moritz das Eishockey spielen. Kanada ist nach allgemeiner Meinung nicht zu schlagen. Der zweite Platz wird den Vereinigten Staaten zugeschrieben, und um den dritten Platz sollen sich Belgien, Deutschland, Österreich und Schweden, vielleicht auch noch Schweiz und Tschechoslowakei einen harten Kampf liefern. Eine deutsche Nationalmannschaft ist Mitte Dezember gebildet worden aus Spielern des S. C. Rissersee und des Berliner Schlittschuh-Clubs, doch können Training und Ausscheidungsspiele noch mancherlei Änderungen bringen.



Der Kunst-Eisläufer Rittberger, einstiger deutscher Meister, beim Training.

Das Training der deutschen Skiläufer, seit Oktober in Geitau und seit Ende November in Oberstaufen, hat anfangs gute Erfolge gezeitigt, war aber von Anfang Dezember an durch Schneemangel schwer behindert. Eine endgültige Wahl kann erst im Januar, ja, vielleicht erst durch das Schweizer Training in Pontresina im Februar erfolgen. Das gleiche gilt für die ebenfalls seit November trainierende deutsche Militärmannschaft für den internationalen Patrouillenlauf, gebildet aus Kemptener und Goslarer Jägern und Münchener Pionieren.

Was unsere besten Skiläufer, sagen wir G. Müller, Glaß und Karl Neuner, erreichen können, wurde schon angedeutet. An allerbestem Willen und weitest gehender Förderung durch den Deutschen Skiverband fehlt es sicher nicht. — Schwer, sehr schwer ist der Stand unserer Militärmannschaft. Es handelt sich um den ersten Auslandstart einer deutschen Militärmannschaft überhaupt seit dem Kriege. Auch gegen die Weltkriegsgegner hat sie anzutreten. Das und die Tatsache, daß wir nur aus einer kleinen, hunderttausend Mann starken Truppe, die Gegner aber vielfach aus Millionen schöpfen können, will wohlbedacht sein. Zudem ist ernsthafter Ski- und Bergdienst im deutschen Heer noch jung. — Der ganze deutsche Wintersport für St. Moritz untersteht dem Deutschen Reichsausschuß für Leibesübungen.



Eine prachtvolle Kurve (Sunny Corner) der großen Bobbahn in St. Moritz, gegen Celerina hin gesehen.

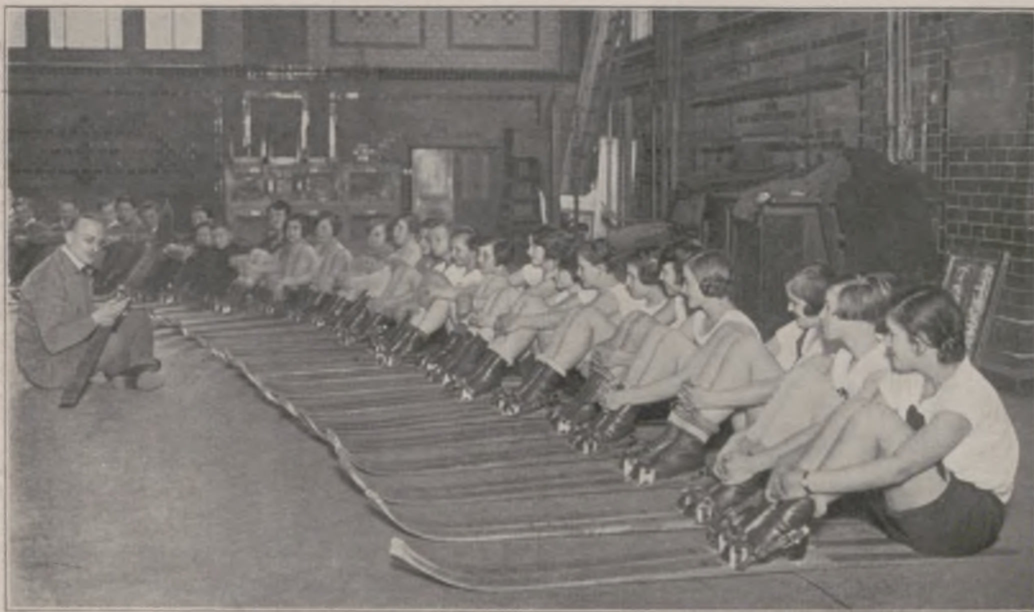


Am Eisring des Kurvereins St. Moritz.



Die Kunst-Eisläuferin Ellen Brockhöfft, deutsche Meisterin, die am Damenkunstlaufen in St. Moritz teilnehmen wird.

Ski-Heil unter Dach
Bei einem Trocken-Skikursus





Jetzt sitzen wir wirklich noch auf dem Trocknen: Beim ersten theoretischen Unterricht.

Rechts oben:

Wie Revuegirls im Sportdreß: Beinübungen fürs Wenden.

Links nebenstehend:

Eine weitere Übung: Stemmen rechts, zur Verlangsamung der Fahrt.

Rechts Mitte:

Eine andere Skibremse für brausende Fahrt: Schneepflugstellung.







Übung auf einer schräggebauten Bretterlage für Laufen auf schiefen Flächen.

Nebenstehend:

So wird eine Kehrtwendung ausgeführt!

Rechts unten:

Eine Skilauf-Aspirantin bei der Übung des Übersteigens am künstlichen Fahrt-Hindernis.







Skisport auf Muottas Murail (2520 m), einem Aussichtspunkt zwischen St. Moritz und Pontresina. Im Hintergrund das Oberengadin.
Farbige Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Rudolf Lipus.

Passagiere

ROMAN VON HELLMUTH UNGER

HELLMUTH UNGER, der Verfasser unseres neuen Romans „Passagiere“, ist in weiten Kreisen als Bühnendichter bekannt geworden; die meisten seiner Schauspiele wurden auch in fremde Sprachen übersetzt und im Auslande gespielt. Am bekanntesten sind „Nacht“, „Mutterlegende“, „Menschikow und Katharina“, „Die Insel der Affen“ und „Wunder um Beatrice“. Von seinen Romanen liegen „Morells Milliarden“ in zehnter, „Schnurpels“ in dritter Auflage vor. Soeben erschien seine neueste Dichtung „Legende vom Tod“. — In den „Passagieren“ hat Unger seine ganz eigene



Phot. Pieperhoff.

Hellmuth Unger

Note gefunden, indem er die Geschichte zweier Liebender erzählt, die an ihrer eigenen Vergangenheit zerbrechen. Das abenteuerliche Erlebnis einer Schiffskatastrophe auf dem Ozean gibt dem Roman den Reiz stärkster Spannung. Das Wertvollste dieses Werkes aber steht doch zwischen den Zeilen, hinter Geschehnissen und Worten. Viel persönlich Erlebtes mag eingeflochten und dichterisch umgestaltet sein. Die Unrast seines Helden ist auch die Unrast unserer Zeit, ihr Suchen nach neuen Formen und Erlebnissen. Seine Geschichte irgendwie auch die Geschichte unsrer eigenen Herzen.

I.

Gestern bin ich hier auf dem Gutshof einem Mann begegnet, der mich an die abenteuerlichsten Stunden meines Lebens erinnerte. Dieser Mann war der Gutsinspektor. Ich stand allein auf der breiten Freitreppe des Herrenhauses, als er über den Hof ging und mich, halb zurückgewendet, grüßte. Kaum daß er seinen von der Sonne verblichenen Hut lüftete. Nur aus Höflichkeit vor dem Gast seiner Herrschaft. Er bemerkte meine Verwunderung und blieb, ehe er die Tür zum Pferdestall öffnete und einem der Knechte etwas zurief, nochmals stehen, um mich anzustarren. Ich mochte ihm wohl als ein seltsamer Kauz erscheinen.

Tatsächlich glaubte ich, an seinem plumpen Gange, der wie ein kaum merkliches Hinken war, und an seiner schiefen Kopfhaltung einen andern Menschen wiederzuerkennen, von dem ich doch wußte, daß er gestorben war. Dieser Tote hieß Jefferson und war mit mir, als wir nach Westindien fuhren, Passagier des Dampfers „Globus“ gewesen, einige Zeit sogar mein Kabinengefährte.

Mit diesem Jefferson hatte der Inspektor verwirrende Ähnlichkeit, so daß die Täuschung schon begreiflich war. Er hatte auch die gleiche rote Gesichtsfarbe und den stumpfen Schellfischblick in den hervorstehenden Augen. Aber Mr. Jefferson lebt nicht mehr. Ich war selbst dabei, als die Matrosen seinen Leichnam nachts vom Bord des Schiffes ins Meer versenkten. Das war vor sechs Monaten, zwischen Havanna und Kingston, da unten im Westindischen Archipel.

Es gibt unter den Millionen Menschen auf Erden genug, die einander ähneln und sich gar nicht kennen, die zufällig und unerwartet eine Erinnerung in uns aufschrecken. Das wäre nichts Besonderes. Nein. Seltsam aber ist es, wenn solch eine gleichgültige Begegnung sich innerhalb von Stunden wiederholt. Ich bin hierher in die große Einsamkeit der Norddeutschen Tiefebene geflüchtet — ja, geflüchtet — um etwas Grauenvolles zu vergessen, das mich seit langem bewegt und peinigt, ehe es im Wechsel der Tage langsam erlischt. Vielleicht ist auch das andere nur Zufall, und die Vergangenheit ist stärker als lebendigste Gegenwart und schreckt den Furchtsamen aus tausend fremden Dingen und Gesichtern.

Auf der gleichen Schiffsreise damals begegnete ich auch einer Frau, die ich liebte und verlor. Hier auf dem Gut fand ich gestern eine andere, die ihr wie eine Schwester ähnlich ist, und die ich doch niemals sah. Das will ich beschwören.

Es ist, als ob Menschen der Vergangenheit wieder um mich sind und mich nicht verlassen wollen. Die Frau, die meiner fernen Geliebten so schwesterlich ähnelt, heißt Olga und ist Gutsherrin auf Gussenow, dem Besitztum meines Freundes Felix von Brake. Zwischen dem, was gewesen ist, und diesem Tage liegt eine weite Spanne Zeit, doch ich habe nichts vergessen. Nichts habe ich vergessen können. Ich sitze am Schreibtisch eines Giebelzimmers im Herrenhaus und halte in Worten alte Erinnerungen fest, um mich von ihnen zu befreien. Es ist eine kleine abenteuerliche Geschichte. Nicht mehr. Doch zuerst will ich von diesem Jefferson erzählen. —

Er war der letzte Passagier, der am Dock in Hoboken an Bord des „Globus“ kam. Das Schiff war von Neuyork nach Kingston, der Hauptstadt Jamaikas, bestimmt. Ich sehe ihn genau, wie er atemlos, den runden schwarzen Handkoffer hin und her schwenkend über die steile Holzbrücke an Deck kam. Er hatte keine Fahrkarte, und auch das Ausreisevisum in seinem Paß war noch nicht in Ordnung. Erst eine Stunde vorher hatte er sich zu überstürzter Abreise entschlossen und behauptete dem gleichmütigen Kapitän gegenüber, der sich durch nichts aus der Ruhe bringen ließ, mit aller Macht der Überredung, daß er noch heute und in diesem Augenblick reisen müßte und nur durch Gewalt von Bord zu bringen sei. Der Kapitän verhandelte mit ihm, ohne ihn umstimmen zu können. Die Paßschwierigkeit wurde rasch durch einen herbeigerufenen amerikanischen Beamten behoben. Und Mr. Jefferson, der Bürger der Vereinigten Staaten geblieben war, obwohl er seit vielen Jahren im Ausland wohnte, nickte, grimmig und dankbar zugleich für die Hilfe.

Die noch nicht bezahlte Schiffskarte veranlaßte übrigens den Kapitän nicht, nein zu sagen. Das Schiff war ausverkauft, wie er Mr. Jefferson zu erklären versuchte. Vor Havanna wurde keine Kabine frei.

Der „Globus“, ein 12 000-Tonnen-Dampfer unter niederländischer Flagge, hatte auf dieser Reise nur Passagiere erster Kajüte an Bord.

Wenn man irgendwie ein zweites Bett herrichtete? In den meisten Räumen war die Anlage doch vorhanden. Oh, Mr. Jefferson wollte auch in dem obern schlafen und gewiß keinem Reisenden lästig fallen. Doch wen sollte man in der letzten Minute fragen, und wer würde auf einen solchen Wunsch eingehen?

Mr. Jefferson schien einen Augenblick hilflos. Dann wandte er sich suchend um und fragte mich, der ich ihm zufällig am nächsten stand. Sehr kurz und eindringlich.

„Wenn Sie nicht mit Ihrer Gattin reisen, mein Herr, und überhaupt die Möglichkeit besteht... ich wäre Ihnen so dankbar. Später will ich gern erklären, weshalb...“

Ich nickte.

Überschwenglich schüttelte er meine Hände und lachte.

Warum nicht für einige Tage die Kajüte mit einem Reisenden teilen, der es scheinbar eiliger hatte als wir alle?

„Weshalb fahren Sie nicht mit der Bahn über Key West, mein Herr?“ fragte der Kapitän. „Wenn Sie nicht warten können!“

„Danke sehr. Die Kabinenfrage ist schon gelöst. Wo ist das Zahlmeisterbureau, bitte?“

Mr. Jefferson nickte und verschwand eilig im Treppengang.

Ja, er war ein gewandter und sicherer Reisender. Alle Bewunderung für ihn. Und der Kapitän ging ein wenig verärgert auf seine Kommandobrücke. Seine Stirn war flammendrot geworden. Wenn er gewollt hätte! Er allein hatte Befehlsgewalt. Aber er war wohl gutmütiger, als er hinter seiner Bärbeißigkeit verraten wollte.

„Ich muß in zehn Tagen in Maracaibo sein“, hatte dieser Jefferson geschrien. „Begreifen Sie denn das nicht, Kapitän?“

Also gut, er bekam das obere Bett in meiner Kabine. Und unser Steward richtete es ihm her.

*

Nein, wahrhaftig, dieser Jefferson war kein angenehmer Reisegefährte. Als er mich um die Gefälligkeit bitten mußte, hatte er sich wie ein Schauspieler gut zu verstellen gewußt; später war er sogar im höchsten Grade lästig und unsympathisch, und ich bereute mein Entgegenkommen. Seine Freundlichkeit war nicht echt gewesen. Sein Versprechen hatte er sofort wieder vergessen. Als er sicher war, daß er nicht mehr ausgebootet werden konnte, machte er sich überall breit und begann herumzukommandieren, als ob ich und nicht er der in der Kabine Geduldete war.

„Wenn es Ihnen nicht so wichtig ist, mein Herr — und das nehme ich an — würde ich doch lieber ‚unten‘ schlafen. Mein Herz ist nicht in Ordnung, und diese Kletterpartie jede Nacht bis unter die Decke... Wirklich, darauf sollten Sie doch ein wenig Rücksicht nehmen.“

Ich wies ihn ruhig ab. Er sprach einige Zeit nicht mit mir. Als ob das eine Strafe sein sollte. In der ersten Nacht — wir hatten Sturm von Kap Hatteras her, daß der „Globus“ zu schaukeln und zu rollen begann — spielte er den Seekranken. Aber ich ließ mich nicht mehr täuschen oder einschüchtern.



Für die der Winter Not bedeutet: „Geweihte" auf verschneiter Flur. Silhouetten-Tuschzeichnung von Erich Johann Dörr.

Wahrhaftig, man lernte sein Talent zum Schauspieler bewundern. Wie er stöhnte und ächzte! Dabei war er seit früher Jugend auf allen Weltmeeren gefahren und seefest wie ein Maat. Das hatte er mir doch erzählt. Als ich seinen Zustand nicht beachtete, gab er die Komödie auf. Dann fragte er mich, ob ich denn schlafen könnte? Und: „Ob es so bis Kuba bleiben wird? Was meinen Sie?"

„Möglich."

„Man kann sich kaum bewegen. So eng ist es hier. Und diese stickige Luft!"

„Wenn wir den Ventilator anstellen wollen?"

„Daß ich hier oben die Schwindsucht kriege. Nein. Danke vielmals."

„In Havanna wird es besser für Sie, wenn Sie Ihren eigenen Schlafraum bekommen."

„Wieso?"

Oh, wie heuchlerisch er fragen konnte!

„Ich wechsle auf Reisen nie meine Kabine. Es gibt seelische Hemmungen, wenn Sie das verstehen."

Ich antwortete ihm nicht mehr.

Jefferson war ohne Koffer an Bord gekommen, nur mit einer halbgefüllten Handtasche.

„Das große Gepäck habe ich im Hotel zurückgelassen", betonte er mehrmals, als wenn er zweifelte, daß ich ihm glaubte. „Es geht als Frachtgut unter Zollverschluß."

So hatte er auf der Reise außer dem Wintermantel nur den einen Anzug, den er am Leibe trug. Immer wieder fiel er auf, wenn er im hellkarierten Sakko durch den Speiseraum ging. Und mit einer schreiend bunten Krawatte, in der eine große schwarze Perle steckte. Die Blicke der Passagiere störten ihn gewiß nicht, im Gegenteil, es war ihm angenehm, daß man ihn überall beachtete und über ihn sprach. Wenn er zwischen den Mahlzeiten im Deckstuhl lag, wärmte er sich in einem kostbaren Pelzmantel, der mit dunklem Nerz gefüttert war. Den breiten Otterkragen hatte er hoch über die Ohren geschlagen, daß er mit seinem roten Gesicht hervorsah wie ein Dachs aus der Höhle.

„Könnten Sie mir nicht ein Taschentuch borgen?" fragte er. „Es ist ja Wäscherei an Bord, und ich werde es Ihnen unbeschädigt zurückgeben. Die Waschkosten zu meinen Lasten, hehe."

Er hatte ein unangenehmes, fettes Lachen, und die Augen tränten ihm dabei.

„Vielen Dank. Ja. Man soll einander behilflich sein. Ich hatte es nicht anders erwartet. Wenn man so Hals über Kopf abreisen mußte wie ich..."

Zwei Tage später trug er auch Hemden von mir. Mit sicherm Geschmack suchte er sich die besten aus. Weiße Gesellschaftshemden, die über seiner breiten Brust zu eng waren, und die er nicht schließen konnte, so daß man manchmal seine behaarte Brust sah. Und welche Albernheit! Jetzt trug er zu seinem hellen Jackett auch einen meiner weißen Binder, den er ohne jedes Geschick verknotete. Er wollte wohl ein wenig den Narren spielen.

Einmal fragte er, ob ich seine Brieftasche untersucht hätte. Er habe sie während des Frühbads auf dem Stuhl liegenlassen. Er wartete meine Entgegnung gar nicht ab.

„Es würde Ihnen auch nichts genützt haben. Sicherlich. Da ist nur mein Scheckbuch, ein sehr dickes allerdings; denn ich habe nie bares Geld bei mir. Eine Weisheit, die ich in Chikago lernte. Von Armour übrigens, dem Fleischkönig. Kennen Sie ihn vielleicht? Und meinen Namen zeichnet keiner so leicht nach. Ich bin übrigens für jeden Betrag gut, falls Sie mein kleines Mißtrauen als Beleidigung auffassen sollten."

„Ich habe Ihre Brieftasche zwar liegen sehen, aber ich war zu bequem, darin herumzustöbern, Mr. Jefferson."

„So, waren Sie das? Zu bequem?"

Wintersport-Kostüme









Links oben:

Quergestreifter, gelbroter Pullover, getragen von der Schauspielerin Trude Brionne.

Oben Mitte:

Sportanzug, bestehend aus beige-braunen Knikkerbockers und beige-sevresblauem Pullover. Dazu braune Pullmankappe und schwarz-weiß-sevresblau gestreifter Schal.

Rechts oben:

Die Schauspielerin Marion Mill in grünen Norwegerhosen, rot-grünem Pullover in origineller Musterung mit Ledergürtel, rotem Kragen und rotem Strickhelm.

Links unten:

Als Rodelkostüm zeigt Frau Gusti Pichler ein braun-weiß gewürfeltes Strickkleid mit weiß-blau-braunem Schal und gleicher Mütze.

Rechts im Oval:

Blauer Rock und blau-weiß gestrickter Pullover ergeben ein kleidsames Golfsportkostüm. Dazu trägt Trude Brionne die neue Pullmankappe.

Modelle:

Bild 1 bis 4 Sporthaus Lazar, Wien; Bild 5 Wiener Werkstätte.



SÄMTLICHE PHOTOS: KITTY HOFFMANN. — SPEZIALAUFNAHMEN DURCH UNSERE WIENER MODE-KORRESPONDENTIN CLAIRE PATEK.

Er lachte höchst belustigt. Er wußte ja genau, daß er sie mit dem Schlüsselbund und seiner Perlennadel mit in die Badekabine genommen hatte.

Er hatte wirklich keine Lebensart, dieser Mann, und machte sich immer wieder und bei allen lächerlich. Das war für mich eine kleine Genugtuung. Wenn er vormittags im Gesellschaftsraum saß, hatte er immer ein paar junge Damen um sich herum, mit denen er seine Späße trieb. Sie nahmen ihn nicht ernst und kicherten, wenn er mit gedämpfter Stimme eine seiner vielen Geschichten erzählte. Er lud sie zu einem Likör oder Cocktail ein, in dessen Mischungen er meisterlich erfahren war. Er bezahlte, indem er den Dollarbetrag mit einem Scheck beglich. Die jungen Amerikanerinnen tranken Alkohol leidenschaftlich und ohne große Selbstbeherrschung. Sie kommandierten Jefferson, daß er immer neue Mischungen ausklügelte. Und er blähte sich auf. Er war aber gewiß nicht gutmütig. Er war dumm und ein wenig verrückt.

Hatte er nicht Miß Winston gleich am zweiten Tag eingeladen, mit ihm nach Maracaibo zu kommen. Ganz laut hatte er es ihr angeboten. Die Passagiere an den Nebentischen konnten es nicht überhören.

Wenn ich rechtzeitig wieder in Neuyork sein kann, Mr. Jefferson, weshalb nicht! Ich will aber meinen guten Posten Ihretwegen nicht verlieren."

„Sie werden einen bessern durch mich erhalten, hehe! Daß Sie es nie bereuen. Glauben Sie mir das nicht?"

Und derweil machte er den anderen Damen ein Kartenkunststück vor und verblüffte sie, wie geschickt er die Volte schlug.

Es sind hundert kleine Erlebnisse, die mir einfallen. Aber keins gereichte ihm jemals zur Ehre.

Herren lud er übrigens niemals ein, lieber schmarotzte er an fremden Tischen und wartete, daß dann ein andrer für ihn bezahlte.

In seiner dicken Brieftasche hatte er übrigens eine abgegriffene Photographie, die er gern während einer Unterhaltung herumzeigte.

„Das sind meine Kinder. Sehen Sie nur! Weiß Gott, wie es ihnen allen ergehen mag!"

Auf dem Bild hockten fünf schmutzige Negerkinder vor einer armseligen Lehmhütte. Mr. Jefferson tat gekränkt, wenn einer darüber lachte.

„Das sind doch Schwarze!"

„Weshalb sollten sie nicht schwarz sein, wie? Wenn es ihnen vom Schicksal so bestimmt war."

Und mit schnellem Zugriff nahm er das Bild wieder an sich und steckte es ein.

In einer Nacht war er unerwartet verschwunden. Niemand wußte, wo er war. Da die Wirtschaftsräume längst geschlossen waren, machte sich der Kabinensteward auf die Suche und meldete es dem Ersten Offizier. Mr. Jefferson war nicht zu finden. So beunruhigte er in dieser Nacht viele, und der Kapitän fluchte. Man fand ihn schließlich neben dem Matrosen im Mastkorb. Er saß in seinem Pelzmantel im Auslug und kam sofort herunter, als er angerufen wurde. Wie sicher und rasch er die Stahlleiter herabenterte, wie ein erprobter Vollmatrose.

„Windig da oben! Können Sie mir glauben. Und eng."

Er trottete in unsere Kabine zurück, er hinkte sogar, als hätte er sich den Fuß verletzt. Erst aber gab er schriftlich zu Protokoll, daß der Matrose im Auslug schuldlos wäre und ihm sogar verboten hätte, bei ihm zu bleiben. Gegen eine Bestrafung des Mannes würde er mit allen Mitteln protestieren. Umständlich unterzeichnete er mit vollem Namen und grüßte, indem er die rechte Handkante an den kahlen Schädel legte. Wie ein Clown.

„Wissen Sie übrigens," fragte er mich noch vor dem Einschlafen, „daß Kolumbus in dieser Gegend Amerika entdeckt hat? Wie hieß doch die Insel, die er zuerst vom Mastkorb aus sah? San Salvadore oder Guanahani, nicht wahr? ‚Da liegt San Salvadore', hat er wohl mit einer königlichen Geste gesagt."

*

Es ist Sonnabend, und die Arbeiten auf dem Gutshof sind früher eingestellt als sonst. Der Inspektor war zum Abendessen ins Herrenhaus eingeladen und saß mir gegenüber. Wir waren zu viert. Wir beide mit Felix, dem Gutsherrn, und seiner Frau Olga.

Nein, die Ähnlichkeit dieses Menschen mit dem verrückten Jefferson ist in der Nähe nicht allzu groß. Die Flunderaugen hat er von einer Krankheit der Schilddrüse. Er hat einen Kropf, den er sorgsam unter einem breiten seidenen Halstuch versteckt, und der ihm den linken Unterkiefer in die Höhe schiebt. Beim Essen kaut er schwer. Seine ungeschickten Hände sind feucht, und er wischt sie mehrmals heimlich mit der Serviette ab. Der Inspektor fühlt sich nicht wohl in der Nähe der gnädigen Frau, und meine ihm unverständliche Neugier macht ihn noch unruhiger.

Zweimal rede ich ihn versehentlich mit Jefferson an.

Die gnädige Frau ist verwundert.

„Er heißt doch Petersen. Wie Sie nur auf den anderen Namen kommen!"

„Trinken Sie nur tüchtig, Petersen", ermunter ihn mein Freund. „Die Wochenarbeit war schwer genug."

Der Inspektor verneigt sich, indem er sich leicht vom Stuhl erhebt, und trinkt sofort aus. Felix gießt ihm das Weinglas übervoll und trinkt selbst, während er die Burgunderflasche noch in der Hand behält.

Ob er heute wieder Ziehharmonika spielen solle, fragt Petersen in aller Bescheidenheit. Er will wohl zeigen, daß er nicht nur Knechte beaufsichtigen, sondern auch eine kleine Gesellschaft unterhalten kann.

„Nein. Danke. Heute nicht, lieber Petersen", sagt die gnädige Frau und wird rot.

Vielleicht schämt sie sich, daß ich glauben könnte, sie fände an solchen bäuerischen Kunststücken Gefallen.

Also damit beschäftigen sie sich in Gussenow, denke ich. Die Einsamkeit macht wohl die Menschen stumpf und ein wenig kindisch.

II.

Nun ist es Abend geworden und friedevoll. Die Nacht kommt unmerklich rasch und überstürzt die Landschaft mit lichtem Dunkel. Keine dieser Nächte seit einer Woche ist ohne Sterne gewesen.

Ich habe einmal drei, nein, beinahe vier Jahre auf einer kleinen Insel gewohnt, die Maui heißt, mit fremden, farbigen Menschen zusammen. Und von meinem kleinen Bungalow aus zwischen schwankenden Schäften von Kokospalmen hindurch sah ich in der letzten Klarheit der Abende den Mauna Kea im Norden Hawais am Horizont.

Es sind wohl die glücklichsten Jahre meines Lebens gewesen, aber damals wußte ich das noch nicht. Niemals wieder habe ich mich so frei und ungebunden gefühlt. Ozeanien und der Stille Ozean sind fern. In der Einsamkeit meines Zimmers begreife ich heute wie zum allerersten Male, daß dieser Abend ohnegleichen ist, vielleicht, weil es die Heimat ist, in der ich wieder bin, und im Winde ein sanfter Hauch Herbheit von Tannenwäldern weht. Das Heu liegt in welligen Schleiern bronzefarben auf dunkelgrünen Wiesen; auf den Weiden, die sich ins Grenzenlose verlieren, stehen oder liegen reglos schwarze und weiße Kühe. Sie bleiben nachts unter freiem Himmel, bis mit dem nahenden Herbst die ersten Nachtfröste kommen.

Alles ist unbeweglich geworden wie auf einem Riesengemälde.

Es ist aber etwas, das mich tief erregt, nicht nur Nadelwaldduft im Wind, der von Norden kommt. Ich habe Salzgeschmack auf der Zunge.

„Ja, es ist das Meer", sagt die blonde Frau neben mir am Fenster. „Wußten Sie denn nicht, daß es so nahe ist? Wenn Sie sich auf die Fußspitzen stellen, können Sie es von diesem Giebelzimmer aus sogar sehen."

Sie bemerkt mein Lächeln nicht in ihrem Eifer, mich mit dieser Erklärung zu erfreuen. Nein, ich bin größer als sie. Ich muß sogar niederschauen, wenn ich die Funken sehen will, die am Saum ihrer rotblonden Haare tanzen.

Ja, hinter dem Kiefernwalde, dessen Stämme in Wipfelnähe immer in blassem Rot stehen wie glimmende Fackeln, zwischen zwei flugsandüberkrusteten Hängen in der Ferne leuchtet ein schmales Dreieck aus blauem Stahl, mit der Spitze den Boden berührend: die See.

„Sie haben da draußen viel Trauriges erlebt?" fragt die blonde Frau leise.

„Trauriges? Ich weiß nicht."

„Etwas, das Sie nicht vergessen können?"

„Das ist es wohl."

„Und wir müssen behutsam mit Ihnen umgehen."

Da lache ich. Und weiß, daß ich sie für ihr gutes und mütterliches Wort verletze.

Sonst hätte sie wohl noch weitergefragt. Jetzt steht sie still und hilflos. Schmal und schlank, irgendwie beunruhigend, ist sie neben mir und wartet.

„Jetzt ist das Blau erloschen", sagt sie. „Aber wenn der Mond kommt, wird das Meer wie flüssiges Silber. Felix erzählte mir, daß Sie verheiratet gewesen sind."

„Nein. Ich bin niemals verheiratet gewesen."

„In Polynesien, sagte Felix. Mit einer braunfarbigen Frau, die Sie sehr liebten."

„Nein."

„Entschuldigen Sie, ich weiß nicht einmal, wo dies Land liegt."

„Es sind Tausende von Inseln, gnädige Frau."

„Vielleicht habe ich es vergessen."

„Wenn man von San Franzisko nach Melbourne fährt."

„Vielen Dank. Jetzt erinnere ich mich."

Ich neige mich ihr zu und suche ihren Blick zu fangen, aber sie starrt reglos an mir vorbei.

„Es gibt wenig Menschen, die ein Geheimnis haben wie Sie. Und man fragt so töricht, nur aus Neugier. Verzeihen Sie mir!"

Im Speisezimmer unten im Erdgeschoß ist Lärmen, und zwei Männerstimmen schallen zu uns herauf.

„Weshalb sind Sie nicht unten geblieben, gnädige Frau?" frage ich. „Es ist dort lauter und heiterer."

„Felix und Petersen trinken so fürchterlich und finden kein Ende. Nein. Aber jetzt muß ich wohl gehen. Gute Nacht."

Lautlos ist die blonde Frau aus dem Zimmer gegangen. Ich fühle es nur. Und die Dunkelheit ist auf einmal da.

Liebe, gute Stimme im Raum!

*

Nein, sie ging nicht ins Speisezimmer zurück. Sie liebt diese tolle Männerfröhlichkeit nicht. Sie hat wohl auch ihr Geheimnis, das sie keinem verrät.

Wie eine blasse Flamme steht ihr helles Sommerkleid unten noch einige Augenblicke gegen reglose Gebüsche im Park. Und dann erlischt es, wie aufgesogen vom Dunkel der Nacht.

Ich bin mit meinen Gedanken wieder allein, bei den Abenteuern der Schiffsreise.

(Fortsetzung folgt.)



Frau Holle hat ihre Betten ausgeschüttelt: Straßenleben in der Großstadt nach dem Schneefall.

Zeichnung von Hans Hähnel zu dem gegenüberstehenden Beitrag „Schneealarm“.

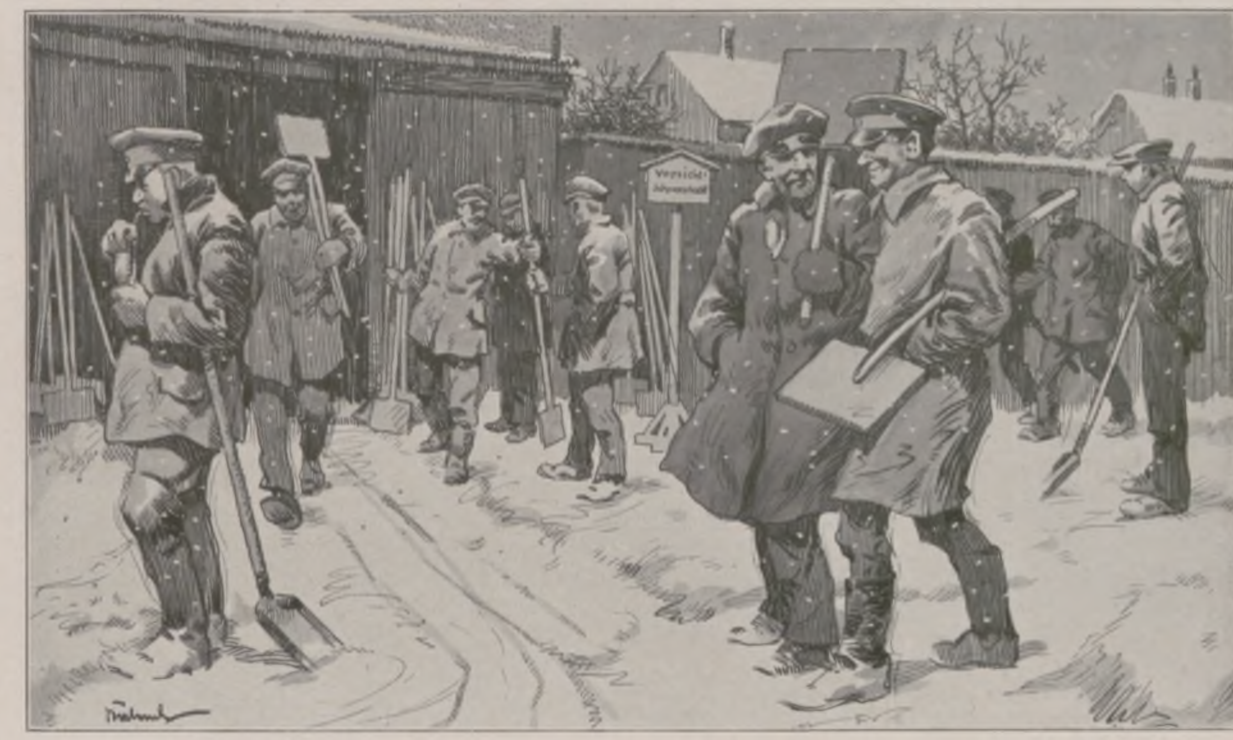
Schneealarm!

Der Kampf gegen den Schnee in der Großstadt.

MIT ZEICHNUNGEN VON HANS HÄHNEL.



Allerhand Arbeit, die einem der Himmel beschert!



Auf in den Kampf, Toreros! — Geräteausgabe bei der städtischen Straßenreinigung.

Am Himmel ziehen gelb-braun-schwarze Wolkenmassen herauf. Das Thermometer hat den Nullpunkt erreicht. Die Leute holen langsam ihre Polarausrüstung hervor. Und nun fängt es auch leise an zu schneien. Immer größer werden die Flocken, immer beständiger und dichter die Schneedecke auf Straßen und Dächern. Der Verkehrspolizist verwandelt sich allmählich in einen armeschwingenden Schneemann, und die Autos sehen aus wie Schokoladenhäuschen mit Staubzuckerüberzug. Alles überhaupt hat einen feierlichen, sauberen und netten Anstrich bekommen. Man kann seine Freude daran haben.

*

Aber wie's im Leben schon mal ist: des einen Lust, des andern Leid. Dieser frisch-fröhliche, alle Welt verzaubernde Schneefall, unsereinem ein heiteres Spiel, ist das Sorgenkind des hohen Rates der Stadt, insonderheit des städtischen Amtes, dem die Straßenreinigung untersteht.

Sobald Frau Holle ihre Betten zu schütteln anfängt, treten die über die ganze Stadt verteilten Gerätehöfe in Alarmbereitschaft. Hat der Schneebelag auf der Straße eine bestimmte, verkehrshindernde Höhe erreicht, dann befiehlt der Oberstkommandierende sogleich allgemeine Mobilisierung. Nun beginnt in den Straßenreinigungsdepots ein Leben wie in einem



Die fleißigen „Eidechsen" (Elektrokarren) helfen eifrig bei der Schneeabfuhr.

Ameisenhaufen. Gerätschaften werden verteilt: Schaufeln, Schneeschieber, Hacken und dergleichen. Die Motoren der Schneepflüge beginnen zu dröhnen. Die Unterbefehlshaber halten nochmals rasche Musterung. Dann zieht das Heer hinaus, um dem Schnee zu Leibe zu rücken, zuerst nach den Straßen der Innenstadt und auf die großen Ausfallstraßen. Nun hebt ein mörderischer Kampf an. Wie Sturmböcke stoßen die Schneepflüge auf ihren Gegner los, drängen die Schneemassen an die Straßenränder hinüber, so eine immer breiter werdende freie Fahrbahn schaffend. Die schneeschaufelbewaffnete Mannschaft hilft nach und schichtet die weiße Schönheit zuhauf. Lastautos und Pferdegeschirre nahen heran, empfangen geduldig die blendende Last und befördern sie dann an die dafür bestimmten Schneeschächte, die den Schnee in Schleusen und Abflüsse leiten, oder kippt man ihn direkt in die Flußläufe. Fleißigen Heinzelmännchen gleich, huschen die flinken Elektrokarren herbei, Helfer neueren Datums bei der Schneebekämpfung, und entführen den Schnee auf freie Abladeplätze.

Wenn alles gut geht und der Himmel nicht wieder neuen Segen spendet, dann sind in zwei bis drei Tagen die Hauptstraßen der Innenstadt und die nach außen führenden Verkehrsadern freigelegt.

Wie groß die dabei notwendige Arbeitsleistung ist, zeigen am deutlichsten folgende Zahlen: Eine Großstadt wie Leipzig hat bei einem mittelschneereichen Winter für die Schneebeseitigung etwa 200000 Mk. Mehrkosten außer den normalen Ausgaben; die Fläche der von ihr zu betreuenden Straßen hat eine Ausdehnung von 8½ Mill. Quadratmeter, und die zu bewältigende Schneemenge beträgt 2⅓ Mill. Kubikmeter. — Diese Zahlen geben einen Begriff vom Umfang der Anstrengungen, die für die Schneebekämpfung in der Großstadt erforderlich sind (für Berlin gelten natürlich weitaus höhere Ziffern). Respekt also vor dieser beachtlichen Leistung und ein wenig Rücksichtnahme, wenn einmal die Schneehaufen am Straßenrande nicht gleich am ersten Tag verschwunden sind!



Hier werden die aus den Straßen der Innenstadt weggefahrenen Schneemassen in dafür bestimmte Schleusenschächte geschaufelt.



Die beliebte Dachlawine rollt zu Tal.

Als Skiläufer im Berner Oberland vor 30 Jahren und heute.

VON PROF. DR. W. PAULCKE.



Noch 1902 — verschneites Inneres der Concordiahütte (2847 m), eines Ausgangspunktes zum Aufstieg auf das Aletschhorn (4182 m). Die Teilnehmer der ersten Durchquerung des Berner Oberlandes im Januar 1897 müssen aber nach Prof. Dr. W. Paulcke noch mehr Schnee in der Hütte vorgefunden haben.

Das Hochgebirge im Winter war fast unbekanntes Land. Vor allem gab es keine für diese Jahreszeit eingerichteten Hütten; ja, die vorhandenen Zufluchtsstätten waren zum Teil in einem Zustand, von dem man sich heutzutage kaum mehr eine Vorstellung machen kann.

Eine Gegenüberstellung von einst und jetzt in zwei Extremen mag für die Wandlung der Dinge in den letzten 30 Jahren ein Beispiel sein.

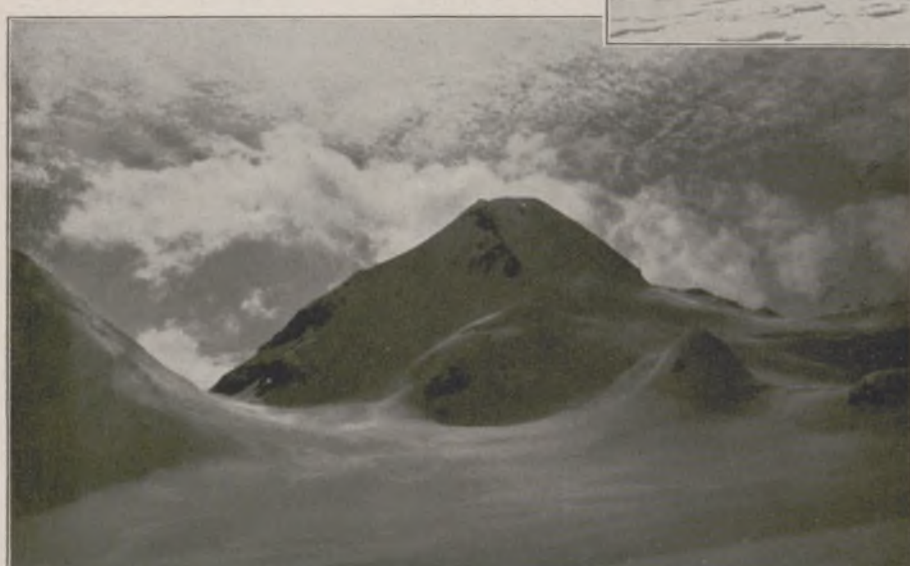
Wir liefen auf Skiern ohne jede Metallbacke, mit weicher Lederbindung, die durch Meerrohr etwas versteift war; Doppelstöcke waren unbekannt. Es gab weder Skiwachs noch Seehundsfelle, weder Windjacke noch Segeltuchfäustlinge oder gar elektrische Taschenlampen. Leer und verlassen lagen die kümmerlich ausgestatteten Hütten. Alles — bis zum Heizmaterial (für 7 Tage!) — mußte der arme Rücken mitschleppen. Ein Rucksack unter 40 Pfund war undenkbar.

So zogen wir fünf schwer beladen von der Grimsel über den Oberaargletscher zur Oberaarhütte, einem heimeligen kleinen Bau, der den großen Vorzug hatte, winddicht zu sein, wo uns



Rast auf dem Aletschgletscher bei der zweiten Durchquerung des Berner Oberlandes (1902) auf Skiern durch den Verfasser unseres Beitrags.

Im Januar 1927 waren es 30 Jahre, da zogen wir zu fünf: Freund de Beauclair, Ehlert, Lohmüller, Mönnichs und ich, von Guttannen über Oberaarjoch und Grünhornlücke zur Concordiahütte; mußten wegen Schneesturms und stärkster Lawinengefahr bei der Jungfrau am Rottalsattel eine Stunde unter dem Gipfel umkehren und fuhren über den Aletschgletscher und Belalp hinunter ins Rhonetal. — Auf vorbereitenden Touren im Winter 1896 auf den Oberalpstock, La Fibbia, Piz Lucendro, Furka und Grimsel hatten wir schon wertvolle hochalpine Skierfahrungen gesammelt und wollten nun auf dieser siebentägigen Durchquerung der großen Gletschergebiete des Berner Oberlandes endgültig den Beweis führen, daß die nordischen Skier in hervorragendem Maße für alpine Hochtouren geeignet seien, und daß mit den getreuen langen Brettern große Bergbesteigungen im Winter ebensogut durchführbar sind wie im Sommer.



Trutzig erhebt er sein Haupt in die Wolken, der 4105 m hohe Schneegipfel des Mönch.

Was die Kletterschuhe für den Fels, die Steigeisen für das Eis, das sollten dem Bergsteiger die Skier in dem von tiefem Schnee bedeckten Hochgebirge werden — noch mehr: sie sollten den im Winter oft von jedem Verkehr abgeschnittenen Bergbewohnern Rettungswerkzeug in Not und Gefahr und Verkehrsmittel werden. Auch im Winter sollte in die einsamen Bergdörfer frohes Leben einziehen: für den Städter zur Gesundung, für den Alpenbewohner zu wirtschaftlicher Hilfe und Wohlstand.

Als ich vor 30 Jahren dieses Zukunftsbild ausmalte, wurde ich ausgelacht, ja, man wettete vor der Oberalpstocktour darauf, daß wir von unserem Versuch unverrichteterdinge heimkehren würden.

Voller Begeisterung gingen wir also ans Werk, um für die Richtigkeit unserer Überzeugung den Beweis durch die Tat zu erbringen.

Mühselig war's und hart am Anfang, aber unendlich reizvoll und schön. — Die Planung alpiner Skihochtouren mußte sorgfältig durchdacht, die gesamte Ausrüstung neu zusammengestellt werden; denn es galt, eine hochalpine Skitaktik neu zu schaffen, die Gefahren für den Skiläufer im winterlichen Hochgebirge — Lawinen, Spalten usw. — klar zu erkennen und zu vermeiden. Wir standen vor völlig neuen Aufgaben, die gelöst werden mußten zum Gelingen des eigenen Unternehmens und als Grundlage für unsere Nachfolger.

aber das Mißgeschick widerfuhr, daß das große Gefäß, in dem wir mit unseren knappen Spiritusvorräten Schnee für Teewasser geschmolzen hatten, von einem der lieben Gefährten umgeworfen wurde.

Da hatten wir nun den Raum voll Dampf, den Fußboden voll Wasser und die ausgedörrten Kehlen, die so lange sehnsuchtsvoll dem Ergebnis des Schmelzvorgangs entgegengelechzt hatten — ohne Labung! Unter größter Schonung des Spiritusvorrats mußte mit dem Schneeschmelzen von vorn angefangen werden, denn auch die Feldflascheninhalte, einschließlich des Rotweins in der spanischen Lederflasche, waren bockhart gefroren.

Mit großen Erwartungen betraten wir am folgenden Tage nach der Überquerung der Grünhornlücke, mit herrlicher Abfahrt nach Concordia, die alte Concordiahütte.

Es war schon dunkel, und als wir beim Schein der Kerzenlaterne durch die offene Hüttentür eintraten und in den Raum hineinleuchteten, da glitzerten uns aus Rohmauerwerk gefügte, mit schönen Eiskristallen aus-



Felsen, Firn und Wolken: Westblick in die Bergwelt von der Station Eigergletscher (2323 m) der Jungfraubahn aus.

tapezierte Hüttenwände entgegen, und von den Schlafpritschen leuchtete wie schwellende, weiße Daunenpolster ein Schneebelag von etwa einem halben Meter Höhe. — Das war der „Führerraum". Nebenan im „Touristenraum" waren die Schlaflager etwa in doppelter Höhe mit Schnee aufgepolstert.

Wir fanden dann, daß im „Führerraum" unter dem Pritschenlager kein Schnee, sondern etwas verrottetes Stroh oder Heu — die Herkunft ließ sich nicht einwandfrei ermitteln — lag, und daß der Deckenvorrat so weit langte, daß jeder eine dünne, wenn auch stark vom Zahn der Zeit durchlöcherte Decke für das schlemmerhafte Nachtlager erhalten konnte. Mit Vorsicht und Sparsamkeit wurde Schnee für den Abendtee geschmolzen und etwas gegessen, dann krochen wir unter unsere Pritsche, nachdem wir alles, was wir an warmen Sachen besaßen, angezogen hatten. Die trockenen Reservefäustlinge an den Händen, die nassen Wollfäustlinge zum Trocknen auf der Brust unter Hemd, Wolljacke und Joppe, Mütze und Schneehaube auf dem Kopf — zugedeckt mit den Ventilation sicherstellenden gefensterlten Decken.

Der Raum war so eng, daß wir „hochkant" liegen mußten. Dabei wurde die untere Seite ganz hübsch warm. Also leewärts



Das Jungfraumassiv, vom Ober-Mönchjoch (3618 m) aus gesehen. In der Mitte, als höchster Berg, die Jungfrau (4166 m); vorn rechts der Sphinxfelsen (3550 m) mit dem Ausgang des durch ihn durchgeschlagenen, 250 m langen Tunnels, der von der Station Jungfraujoch (3457 m) zum oberen Jungfraufirn führt. Als Gespann des Schlittens dienen Polarhunde.



Hotel Jungfraujoch (3457 m), eine Unterkunftsstätte, die alles bietet, was sich der Hochtourist und der Bergfreund nur wünschen kann. Dahinter links der Mönchgipfel, rechts der Sphinxfelsen.

war's ganz mollig, aber luvwärts froren wir wie die Schneider. War die eine Seite genügend durchfroren und die andere hinreichend erwärmt, dann drehten wir uns auf Kommando, um Freud' und Leid gerecht auf beide Körperhälften zu verteilen.

Es war bitter kalt! Die Tür hing schief in den Angeln, der Sturm wirbelte erfrischenden Schneestaub in unser Schlafgemach und mehrte den Polsterbelag auf den Pritschen über uns. Wir hatten so die tröstliche Gewißheit, daß wir den Vorrat von „Teeschnee" zum morgendlichen Frühstück sicher in der Hütte selbst vorfinden würden, ohne aus dem gastlichen Raum hinaus in Sturm und Wetter gehen zu müssen.

So durchfroren wir während der ersten Berner-Oberland-Durchquerung auf Skiern zwei Nächte auf der Concordiahütte. Tagsüber trugen uns die getreuen langen Bretter über die weiten Firnfelder des Aletschgebiets, und herrliche, lange Abfahrten inmitten der machtvollen Berge ringsum belohnten uns reichlich für alle Mühen. Vor allem freuten wir uns, dem Alpinismus neue Wege weisen und allen denen, die unserem Beispiel folgen würden, das wunderbare Neuland der Hochalpen im Winter erschließen zu können.

Und dreißig Jahre später?

Wir haben einen deutschen und österreichischen, wir haben einen schweizerischen Skiverband mit vielen Tausenden von Mitgliedern. Es gibt einen British Alpine Ski Club usw. Der alpine Skilauf ist ein großer, gleichwertiger Zweig am großen Baume des Alpinismus geworden; frisches, frohes Leben herrscht auch im Winter in den Hochregionen der Berge, und Tausende von Skispuren durchfurchen jetzt die weißen Hänge der Bergflanken und Firnfelder.

Bei der Bergbevölkerung der Ost- und Westalpen ist der Ski selbstverständliches und unentbehrliches Verkehrsmittel geworden.

Und wie wurde es im Berner Oberland?

Gelegentlich meiner Schnee-, Wächten- und Lawinenstudien genoß ich im Spätwinter dieses Jahres die Gastfreundschaft der Jungfraubahn und arbeitete sowohl bei der Station Eigergletscher als auch bei Station Jungfraujoch. Am 26. April 1927 — im leichten Rucksack war nur die Kamera und etwas Proviant — kamen wir von einem Nachmittagsausflug auf das Walcherhorn zurück. Freund de Beauclair war wieder dabei; er ist hier oben wie zu Hause, kennt jeden Schritt und Tritt, so daß ich als alter Skikrüppel mit lahmer Kriegshüfte bei der Abfahrt vom Oberen Mönchjoch unbesorgt in der Dunkelheit — es ging gegen 9 Uhr — seinem vor mir herhuschenden Schatten folgen konnte.



... und heute? — Größte Behaglichkeit in dem 3457 m hoch gelegenen Hotel Jungfraujoch. Zeichnung von Lotte Oldenburg-Wittig.

Wir hielten auf einen Felssporn am „Sphinxfelsen" zu, wo frische Eisblöcke unterhalb der Randkluft den Hang bedeckten. An dieser Stelle machten wir halt, schnallten die Skier ab, entzündeten die elektrische Taschenlaterne und krochen in den mächtigen Bergschrund hinein, froh, vor dem Schneesturm, der uns die Augenwimpern immer mit Schnee verklebte und die Hände erstarren machte, geschützt zu sein.

Wie in einem Märchenbau war es hier drinnen in der Gletscherspalte. Mächtige Firnblöcke, die von eingestürzten Schneebrücken stammten, hatten sich in der Kluft verklemmt und leuchteten bei dem Schein der Laterne auf. —

Immer tiefer drangen wir in den eisigen Schlund ein, halb rutschend, halb kletternd. Skier, Stöcke und Pickel wurden nachgereicht, und ein Uneingeweihter hätte meinen können, wir suchten unser Nachtquartier diesmal in der Tiefe der Eiskluft. —

Da tönte uns merkwürdiges Geräusch entgegen: Eisenklang; es hämmerte und klopfte drinnen im Berg, bald erblickten wir den Schein elektrischen Lichts und sahen im Berge von Gesteinsstaub weißbepuderte Männer im Felsen bohren und den Stollen weiten, der gerade kurz vorher — am 22. April 1927 — durchgeschlagen worden war.



Das erste Loch im Firneis nach dem Durchbruch des Tunnelstollens im Sphinxfelsen am 22. April 1927 (vgl. Abbildung „Das Jungfraumassiv").

Ein herzliches „Glückauf" wurde getauscht, wir nahmen unsere Skier unter den Arm und wanderten zweihundertundvierzig Meter fast horizontal im Stollen vorwärts zur Station Jungfraujoch, 3457 m ü. M.

Hier wurden die vereisten Windjacken ausgezogen, Schuhe und Kleider vom Schnee gesäubert, dann traten wir in die von elektrischer Beleuchtung erstrahlenden, behaglich durch elektrische Heizung durchwärmten, schönen Räume des Hotels, in die der Sturm nicht hineinpfiff, in denen auch kein Schnee auf den Stühlen und Tischen lag; wir konnten uns vielmehr hier an sauber gedeckter Tafel niederlassen zum lecker bereiteten Mahle und wohltuenden Glühwein. Noch in der gleichen Nacht brachte uns beim Schichtwechsel der Arbeiterzug nach Station Eigergletscher.

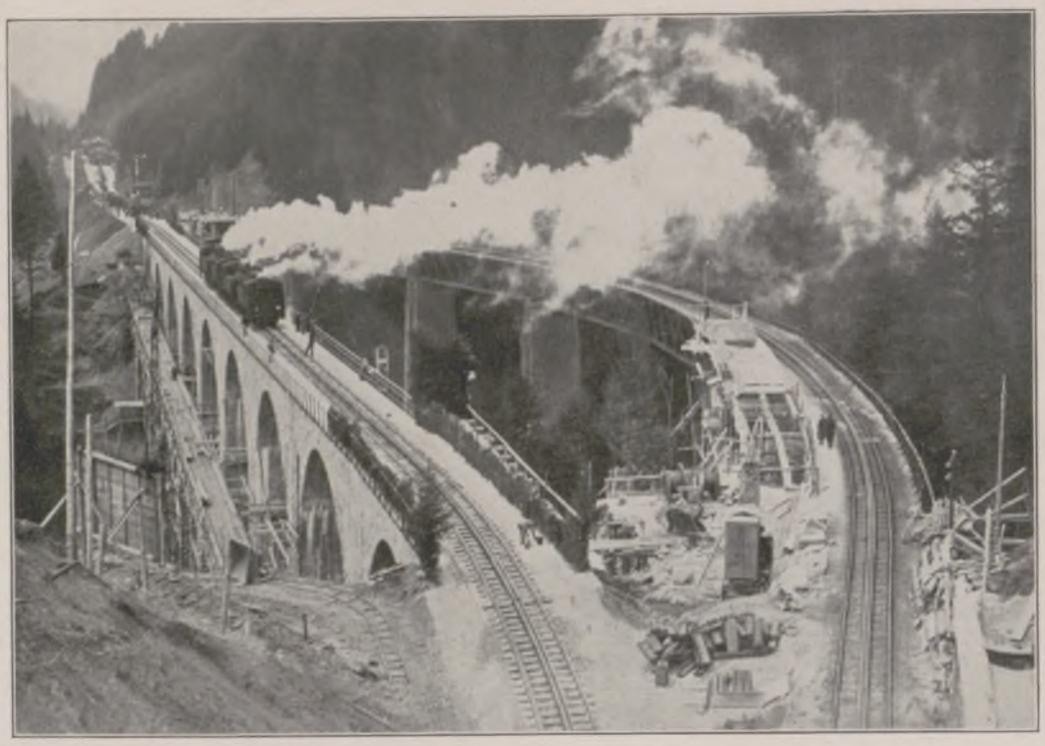
Obwohl wir Bergsteiger und Skiläufer alten Schlages sind, priesen wir dankbar das Wunder der Technik und die Kühnheit menschlichen Unternehmungsgeistes, die dieses Werk der Jungfraubahn schufen.

Ich weiß, das sind ketzerische Äußerungen für manche Bergsteiger, aber da oben standen wir und konnten nicht anders, als uns rückhaltlos dieser großen Wohltat freuen! Wunderbare Skigebiete werden dem alpinen Skiläufer, wunderbare Hochtouren dem Bergsteiger von dort oben aus ohne lange Anmärsche zugänglich gemacht. Ein schöner Tag, ja, auch nur ein halber kann zur Besteigung eines Viertausenders ausgenutzt werden, und ich, als ein mit schwer hinderndem Kriegsschaden behafteter alter Skiläufer, war besonders selig und dankbar, dort oben noch wissenschaftlichen Arbeiten nachgehen und die Schönheiten der Berge genießen zu können.

TAGES-GESCHICHTE

Der neue Deutschland-Großfunksender Zeesen bei Berlin wurde am 20. Dezember durch Staatssekretär Dr. Feyerabend im Auftrag des Reichspostministeriums dem Probebetrieb übergeben. Über den technischen Aufbau des Senders sprach Postrat Dr. Semm vom Telegraphentechnischen Reichsamt. Im Anschluß daran gab der Reichsrundfunkkommissar Staatssekretär a. D. Dr. Bredow einen umfassenden Überblick über die bisherige Entwicklung des deutschen Rundfunks. — Die etwa 4 km südlich von dem bisherigen Sender Königswusterhausen auf dem früheren Gelände der Luftschiffwerft Schütte-Lanz errichtete Anlage bezweckt die Verbesserung der Aufnahmemöglichkeiten durch die Rundfunkteilnehmer. Ihre Leistung beträgt 35 Kilowatt. Die 280 m lange, aus fünf Drähten bestehende Antenne ist zwischen zwei je 210 m hohen Eisengittermasten angebracht, die in einer Entfernung von 450 m stehen. Der Kraftbedarf wird aus dem Netz der Märkischen Elektrizitätswerke entnommen. Die gesamte Anlage kann von einem zentralen Schaltpult aus durch Fernsteuerung bedient werden. Der Sender, der auf Welle 1250 m das Programm der „Deutschen Welle" verbreitet und vom Besprechungsraum des Berliner Rundfunksenders aus besprochen wird, ist ein Röhrensender neuester Bauart (ähnlich der in Langenberg, Rheinland, verwendeten) und wurde von der Telefunken-Gesellschaft hergestellt.

Der neue Ravennatalübergang im Schwarzwald, der vor kurzem für den Verkehr freigegeben wurde, dient als Ersatz für die alte, vor vierzig Jahren von Gerwig, dem genialen Erbauer der Höllentalbahn, errichtete Brücke. Diese, nur für den Touristenverkehr bestimmt, war mit ihrer starken Krümmung dem heutigen Hauptbahnbetrieb mit Durchgangsverkehr nicht mehr gewachsen. Bei der neuen Brücke ist die Linie etwa 40 m nach Süden gegen den Ausgang der romantischen Ravennaschlucht verlegt; dadurch wurde ein gestreckterer Verlauf und eine Kürzung um 13 m erzielt. In neun Bogen überschreitet der etwa 224 m lange Übergang kurz hinter dem Bahnhof Höllsteig das Tal. Die Bauarbeiten, die dadurch erschwert wurden, daß eine Unterbrechung des Betriebes der Höllentalbahn zu vermeiden war, wurden im August des Jahres 1926 begonnen.



Zum Ausbau der Schwarzwaldbahn: Die vor kurzem dem Betrieb übergebene Brücke der Höllentalbahn über die Ravennaschlucht; rechts die alte, im Bogen verlaufende Eisenbrücke.



Schlittschuhlauf in luftiger Höhe: Die Eisbahn auf dem Dache, eine originelle Anlage, die sich auf einem neuen Hause in Utrecht (Holland) befindet.

DAS JAHR UND SEIN ANFANG

VON THEO KÜHLEIN

Der Zeitraum eines Jahres ist eine von der Natur gegebene Einheit, deren Erkenntnis sich allen Völkern aufdrängen mußte durch die Beobachtung regelmäßig wiederkehrender Vorgänge in der Natur. Ihren Kreislauf, die Aufeinanderfolge der Jahreszeiten hatten schon die alten Völker in dem wechselnden Sonnenstand innerhalb eines Jahres erkannt. Die Tatsache, daß Sonne und Sternhimmel in genau zu berechnenden Zeitabständen ihre frühere Stellung wiedereinnehmen, war ihnen nicht entgangen. Nun haben die Sprachgelehrten das deutsche Wort Jahr (althochdeutsch jar, angelsächsisch year, gotisch jer, altnordisch ar) als verwandt mit dem Wort Ernte erkannt, was verständlich erscheint, wenn man bedenkt, daß die Ernte in der Regel alljährlich einmal gehalten wird, so daß man größere Zeiträume nach der Zahl der Ernten bezeichnete. Die Dauer eines (tropischen) Jahres ist durch verwickelte Berechnungen zu 365 Tagen, 5 Stunden, 48 Minuten und 45 Sekunden gefunden worden. Damit hat aber das Jahr (Sonnenjahr) noch keinen bestimmten Anfang, denn man kann mit gleicher Berechtigung jeden Tag des Kreislaufes der Erde um die Sonne als Jahresanfang wählen.

Die alten Kulturvölker, mit Ausnahme der Ägypter und Römer, haben nach Mondjahren gerechnet, wohl deshalb, weil das sich regelmäßig wiederholende Licht des Mondes das näherliegende Zeitmaß des Monats darbot. Im alten Babylon z. B. rechnete man den Monat, einen Zeitraum von 29½ Tagen, nach der ersten Wiederbeobachtung der Mondsichel am Westhimmel und zählte 12 solcher Monate, was ein Jahr von 354 Tagen ergab. Die 11 folgenden Tage des Sonnenjahrs glichen die Juden und Griechen durch einen Schaltmonat aus, andere Völker dadurch, daß sie ohne Rücksicht auf das Mondbild sämtliche Monate zu 30 Tagen festlegten und die 5 übrigbleibenden als Ergänzungstage anfügten. Allgemein gab aber auch das Mondjahr keine Veranlassung zu einem bestimmten Jahresanfang; und so kommt es, daß im Altertum als Neujahrstermin die verschiedensten Daten auftauchen, ja, daß bei ein und demselben Volk das Jahr an verschiedenen Tagen begonnen wurde.

Bei den Orientalen fing das Jahr ursprünglich im Herbst an. Diese Sitte ist aus den klimatischen Verhältnissen des Landes heraus zu



Prof. Anzillotti (Italien), der neue Präsident des ständigen internationalen Gerichtshofes im Friedenspalast zu Haag (Holland), gewählt als Nachfolger des Schweizers Huber.

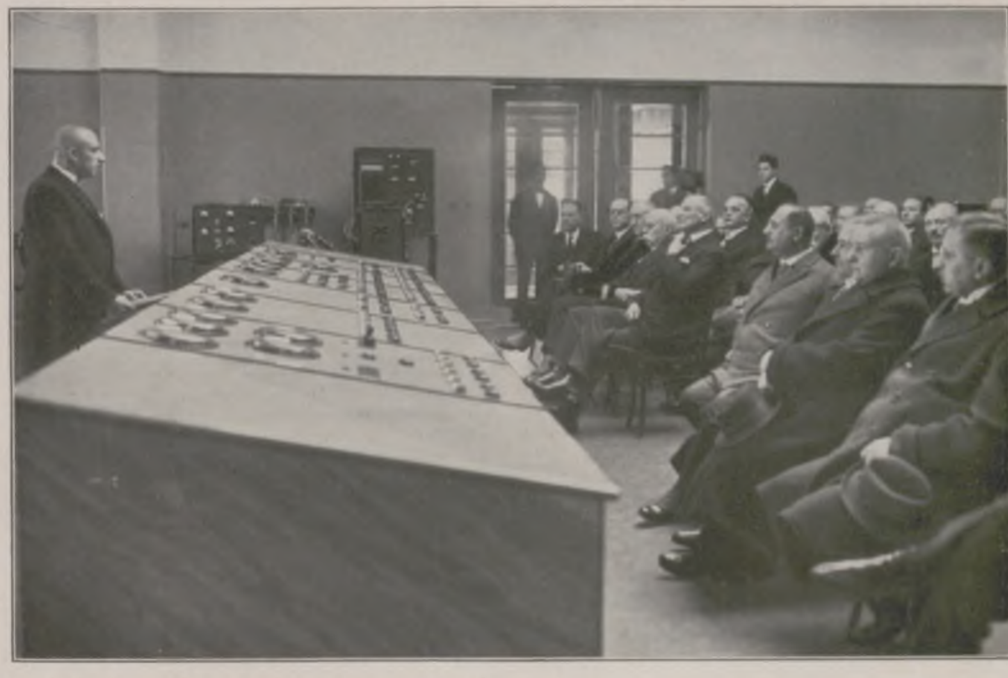


Von der unlängst erfolgten Eröffnung einer neuen Eisenbahnstrecke zwischen Levski und Lovetsch in Bulgarien: König Boris von Bulgarien bei seiner Ansprache von der Lokomotive aus, einem Lieblingsplatz schon seines Vaters.



Rudolf v. Delius, bekannter Dichterphilosoph, Verfasser zahlreicher vielbeachteter kulturphilosophischer Schriften, kann am 1. Januar in München seinen 50. Geburtstag feiern.





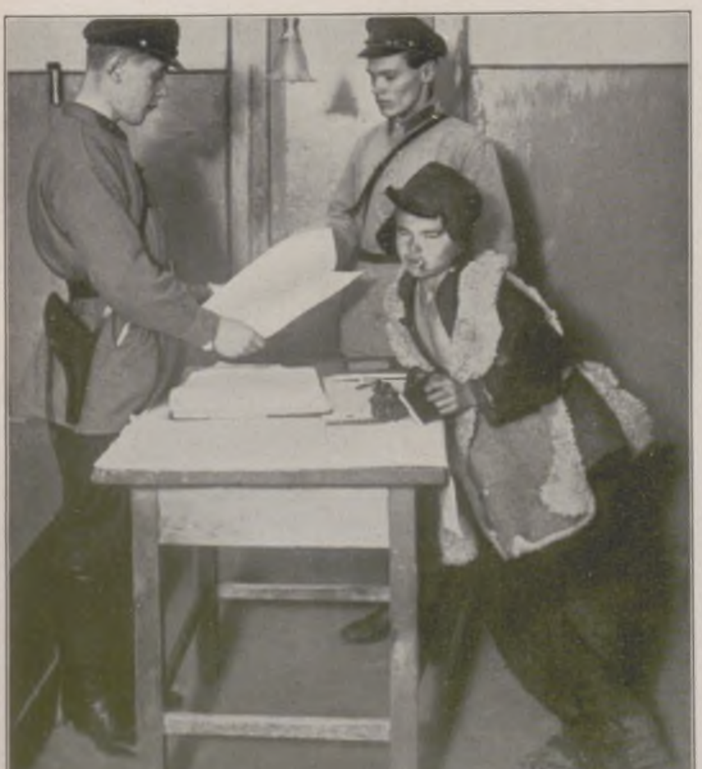
Von der Eröffnung des Deutschlandsenders in Zeesen bei Berlin, Europas größter Rundfunkstation, am 20. Dezember: Während der Eröffnungsfeier: Postrat Dr. Semm bei seiner Ansprache vor den Vertretern der Reichspostbehörde. Links: Außenansicht des Sendegebäudes mit einem der beiden 210 m hohen Eisengittermasten.



Die Feier der zehnjährigen Wiederkehr des Tages, an dem Finnland die nationale Selbständigkeit erlangte: Hissen der finnischen Flagge auf dem Observatoriumsberg in Helsingfors bei den Feierlichkeiten am 6. Dezember.



Eine seltene Erscheinung in der Hauptstadt des sonnigen Südens: Das verschneite Ruinenfeld des alten Forum Romanum in Rom.





Eine Einsturzkatastrophe in Schanghai (China): Rettungsmannschaften beim Bergen der Opfer eines Deckeneinsturzes in einem Hause, in dessen Versammlungsraum 500 Frauen anwesend waren. 135 Frauen wurden getötet, 200 verletzt.

Links: Elend und Verwahrlosung unter der Jugend in Sowjetrußland: Ein Heimat- und Obdachloser auf der Polizeiwache. Hunderttausende eltern- und zuchtloser Kinder treiben sich bandenmäßig im Lande umher.



Im Wagen einer fahrenden technischen Eisenbahnerschule, wie sie in Frankreich eingerichtet wurde. Auf einer freihangenden Platte ist eine Miniatureisenbahn zur Demonstrierung von Signalen und Stellvorrichtungen angebracht; diese Tafel kann hochgezogen werden, wenn der Raum für Vorträge usw. gebraucht wird. An den Wänden dieses rollenden Technikums befinden sich Hebel in Originalgröße, deren Handhabung den Schülern beigebracht werden soll.



Der wandelnde Kinder-Unterrichtsraum: Innenansicht eines Schulwagens der „Canadian National Railway". Um den Schulkindern aus den von größeren Ortschaften weit entfernt liegenden Farmersiedlungen Unterrichtsgelegenheit zu bieten, sind Schulwagen geschaffen worden, die auf den weiten Linien laufen und dann an bestimmten Orten haltmachen, wo die Kinder aus den umliegenden Farmen zusammenströmen.

Wanderschulen auf der Achse.

erklären. Im Morgenland ist der August die Zeit des Ersterbens der Natur. In der brennenden Glut der Hundstage verdorren die Pflanzen und verschmachten die Tiere. Das Leben hebt dann gleichsam von neuem an, wenn Anfang September die erquickenden Regen fallen, die Luft und Boden erfrischen, und alles wie neugeschaffen ist. Das war der geeignete Anfang des sich an die Natur anlehnenden Jahreslaufs. Daher begann das ägyptische Jahr am 29. August, das antiochenische am 1. September, das seleuzidische am 1. Oktober. Auch das römische Jahr hatte einst im Herbst seinen Anfang. Das Andenken daran erhielt sich in der Feier des Natale Telluris (Geburtstag der Erde) am 8. September und des Clavus figendus (des vom Konsul oder Diktator zum Zählen der Jahre am 13. September in die rechte Seite des Jupitertempels „eingeschlagenen Nagels"). Die Ägypter ließen das Jahr mit der Zeit beginnen, in der der Nil zu steigen anhebt, d. i. ungefähr um die Mitte unseres Juli. Und aus den Beziehungen der ägyptischen Kultur zur griechischen erklärt es sich wohl, daß das athenische Jahr mit dem Monat Hekatombäon begann, der meistenteils mit unserem Juli übereinstimmte. Eine festliche Begehung des Jahresanfangs war dem Griechentum fremd.



Woher unsere Winterblumen kommen: Bis ans Meer reichendes Blumenfeld bei San Remo (Italien), auf dem blühende Nelken geerntet werden. Die zum Schutz gegen Unbilden der Witterung darüber angebrachten Rohrmatten sind zusammengerollt.

Die alten Juden rechneten, wie andere Semiten, nach Mondmonaten und legten den Anfang des Jahres in das Frühjahr, die Zeit des Auszugs Israels aus der ägyptischen Knechtschaft und zugleich der Erneuerung der Natur. Unter der syrischen Herrschaft zählten sie nach dem im Herbst beginnenden Seleuzidenjahr. Damit bürgerte sich der erste Tag des Monats Tischri als Neujahrstag ein, der sich meist mit unserem September deckt.

Auch die alten Perser kannten schon ein Neujahrsfest, das sie im Frühjahr feierten. Es trug den Namen Nauruz; seine Einführung wird dem sagenhaften ersten Menschen und Herrscher der Erde Dschemschid zugeschrieben. Sie behielten es auch nach Annahme des Islams bei. — Die Mohammedaner rechneten, wie die meisten Völker des Altertums, nach Mondjahren. Infolgedessen gab es für ihre Jahresrechnung (bezogen auf das Sonnenjahr) keinen bestimmten Anfang. Da sie ihre Zeitrechnung mit der Flucht Mohammeds aus Mekka nach Medina (Hedschra, 16. Juli 622) begannen und ihr Jahr nur etwa 354 Tage hatte, fiel ihr Neujahrstag nach unserem Kalender jährlich etwa 11 Tage früher, so daß er den unsrigen bis heute schon vierzigmal überholt hat. Das Jahr 1925, in dem die orientalische Kirche unsere Zeitrechnung nach dem Gregorianischen Kalender annahm, entsprach dem Jahr 1343/44 des islamitischen Kalenders. — Die Griechen datierten ihre Jahre nach der Feier der Nationalkampfspiele in Zyklen von 4 Jahren und begannen das Jahr etwa um den 20. Juli, den Tag der ersten Olympiade (776 v. Chr.).

Für unsere Zeitrechnung ist der römische Kalender maßgebend geworden. Der ursprüngliche herbstliche Jahresanfang wurde bei den Römern schon in der ältesten Königszeit durch einen Neujahrstag im Frühling (1. März) abgelöst. Aus dieser Zeit stammen unsere Monatsnamen September, Oktober, November und Dezember, die jetzt nicht mehr den 7., 8., 9. und 10. Monat bezeichnen, sondern an 9., 10., 11. und 12. Stelle stehen. Die Römer hatten nämlich anfangs ihre Monate in derselben Weise benannt, wie sie ihren Söhnen Namen zu geben pflegten (Primus, Secundus, Tertius); und so trugen auch die Monate Juli und August ursprünglich die Namen Quintilius (der Fünfte) und Sextilius (der Sechste), bis sie später, der erste zu Ehren Julius Cäsars, der zweite zu Ehren des Kaisers Augustus, ihre heute noch gebräuchliche Bezeichnung empfingen. Numa Pompilius (um 700 v. Chr.) erwarb sich große Verdienste um das Kalenderwesen, indem er das bisher zu 10 Mondmonaten von ungleicher Länge berechnete Jahr um die beiden Monate Januar und Februar vermehrte. Daher ist der Februar als letzter Monat des einstigen römischen Kalenders noch heute der kürzeste. Als dann im Jahre 153 v. Chr. der bisher schwankende Amtsantritt der Konsuln auf den 1. Januar festgelegt wurde, bürgerte sich dieser Tag als Neujahrstag ein. Er wurde schon im alten Rom festlich begangen. Die Calendae Januariae waren ein Zeitfest in der Art des nordischen Julfestes. Man opferte dem Gotte Janus, erfreute einander durch Geschenke und wünschte einander Glück zum neuen Jahr. Mit der römischen Weltherrschaft und Kultur verbreitete sich auch der römische Jahresanfang, und so ist der 1. Januar der Neujahrstag im Abendland und in der christlichen Kulturwelt geworden, anfangs allerdings unter Sträuben der Kirche, die andere Neujahrstermine feierte (Weihnachten, Maria Empfängnis, Ostern) und erst im 16. Jahrhundert den 1. Januar anerkannte. In der kirchlichen Liturgie hingegen nimmt das Jahr noch heute mit dem ersten Sonntag im Advent seinen Anfang.



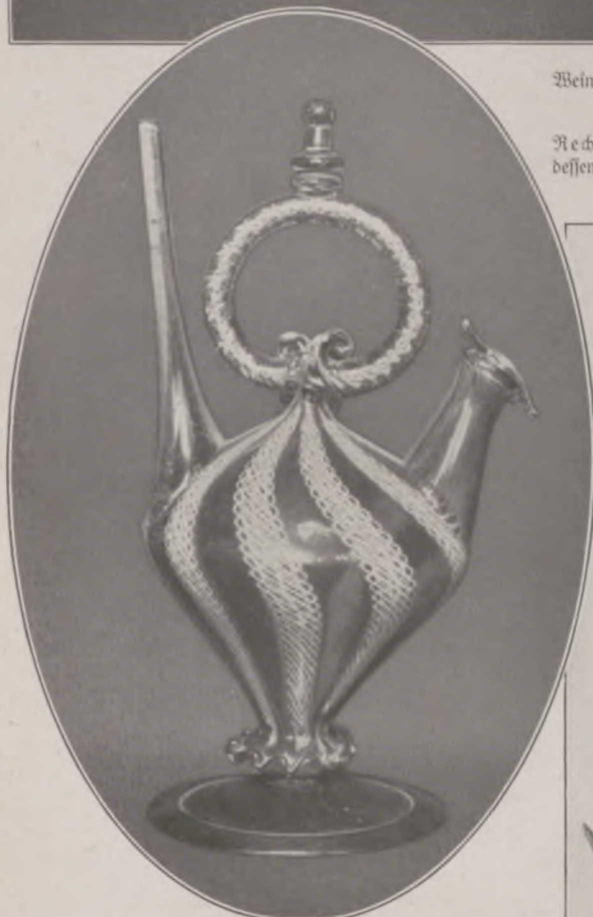
Ein seltener Meerriese als Beute: Der vor kurzem bei Havanna (Kuba) gefangene Raubhai (Rhynodon typicus), der Pez dama (Damenfisch) oder Diente lima (Feilenzahn) der kubanischen Fischer.
Die Raubhaie, Bewohner der warmen Meere, werden bis zu 15 m lang und übertreffen damit die Riesenhaie, doch sind nur sehr wenige bisher gefangen worden. Der erbeutete, etwa 11 m lange Fisch hat ein Gewicht von 4000 kg.



Weingefäß in Form einer Feuersteinpistole. 17. Jahrhundert, deutsch. (Landesgewerbemuseum Stuttgart.)



Rechts nebenstehend: Vexierglas: Aus Glas geblasener Hirsch, dessen Äser als Trinköffnung dient. (17. Jahrhundert, Privatbesitz.)



Glaskännchen, Venediger Arbeit aus dem 16. Jahrhundert. Durch Verschluß des Luftrohres konnte man das Ausfließen verhindern. (Landesgewerbemuseum Stuttgart.)



Das Geweih als Trinkgefäß: Becherhirsch vom Schloß Erbach im Odenwald.



Rechts im Oval: Eigenartiges Glaskännchen. Venedig, 17. Jahrhundert. (Landesgewerbemuseum Stuttgart.)



Der Seligenstädter Geleitslöffel. (17. Jahrhundert, Privatbesitz.) Das Bild zeigt die Haltung beim Trinken.



Links: Pokal der Salzsiederzunft zu Schwäbisch Hall (Württemberg). Aus dem 19. Jahrhundert, städtisches Eigentum. In dem hölzernen Hahn befindet sich ein silberner Becher.



Rechts: Ein „Kreuzschnabel"-Trinkbecher aus dem 18. Jahrhundert. (Privatbesitz.)

Merkwürdige Trinkgefäße.

(Hierzu ein Beitrag unter „Wissen und Leben" auf Seite 1010.)



Jetzt und einst: Christa Tordy, Dr. phil. und talentierte Filmschauspielerin.

Aus der Jugendzeit.

Kinderbilder bekannter Filmschauspielerinnen.

Wohl keiner unserer heutigen Kinolieblinge hat es sich in der Jugendzeit jemals träumen lassen, daß die Zelluloidschlange, der Film, sein Bild in alle Teile der Erde tragen würde. Im Gegensatz zu Zahllosen, die, dem Backfischalter entwachsen, in einer Filmdarstellerin ihr „Ideal“ erblicken, sind die meisten Stars durch Zufall zum Film gekommen. Wir haben hier einige von den bekannten weiblichen Filmgrößen herausgegriffen, über deren Lebensgang folgendes berichtet sei:

Christa Tordy studierte in Breslau an der Universität Kunstgeschichte. Gelegentlich eines Besuchs ihrer Kusine Mady Christians in einem Berliner Filmatelier wurde sie photographiert. Die junge Studentin glaubte an einen Scherz, als ihr der Regisseur nach dem Entwickeln der Aufnahme ein Engagement anbot. Es war jedoch durchaus ernst gemeint. Christa Tordy machte erst ihr Examen, erhielt den Doktor-Titel und begann dann zu filmen.







Der amerikanische Filmstar Esther Ralston — und wie die preisgekrönte Schönheit früher aussah.

Esther Ralston wuchs in den endlosen Weiten der nordamerikanischen Prärie auf und zeigte von Kind an große Liebe zu Sport und Körperkultur. Als sie erwachsen war, nahm sie an einem Schönheitswettbewerb teil und wurde unter mehr als 100 jungen Mädchen mit dem ersten Preis und dem Titel einer „amerikanischen Venus“ ausgezeichnet. Die Filmgesellschaften rissen sich nun um die mit dem Prädikat der schönsten Frau der Vereinigten Staaten Ausgezeichnete.

Leni Riefenstahl besaß schon als ganz kleines Mädchen eine ausgesprochene Begabung für Rhythmus und graziöse Bewegung, so daß ihre Eltern sie als Tänzerin ausbilden ließen. Ein Filmregisseur wohnte einem ihrer bekannten Tanzabende bei, bekam durch ihre Kunst die Anregung zu einem Film und engagierte sie für den erfolgreichen Ufafilm „Der Heilige Berg“.

Ruth Weyher hatte schon als Kind eine prächtig klingende Stimme und war bei allen Schulfestlichkeiten der Stolz der Gesanglehrerin. Als ihre Eltern sie hin und wieder mit in die Oper nahmen, reifte in ihr der Entschluß, Opernsängerin zu werden. Sie ließ sich also an einem Konservatorium ausbilden. Doch da machte plötzlich ein schweres Kehlkopfleiden ihrem weiteren Studium ein frühzeitiges Ende. Ein Regisseur saß ihr eines Tages in der Bahn gegenüber und überredete sie, zum Film zu gehen. Heute ist Ruth Weyher eine der bekannten Darstellerinnen der lautlosen Kunst.

Wera Engels, Tochter des ersten Kommandanten unserer unvergeßlichen „Emden“, wuchs in China auf, kam dann nach Deutschland und verdankt die Berufung zum Film ihrer jungmädchenhaften Schönheit.

Elza Temáry widmete sich früher kunstgewerblichen Arbeiten. Als die Besitzung ihrer Eltern in Südungarn an Rumänien fiel, siedelte sie nach Deutschland über, fiel auf einem Presseball durch ihre jugendhafte Erscheinung auf und wurde für den Film verpflichtet.

Erna Morena war anfangs ebenfalls im Kunstgewerbe tätig und wurde dann Krankenschwester. Nach Kriegsende nahm sie Unterricht bei Max Reinhardt; dort entdeckte sie selbst ihr Filmtalent, das sie zu ihrer heutigen Bedeutung führte.



Die Tänzerin Leni Riefenstahl und ihr einstiges Kinderantlitz.



Ruth Weyher — als Diva und als kinofremdes kleines Mädchen.





Mady Christians, Tochter des berühmten Schauspielers Christians vom Deutschen Theater in Neuyork, kam über die Bühne zum Film und errang durch ihr außergewöhnliches Talent den Namen eines internationalen Filmstars.

Olga Tschechowa hatte Künstlerblut in den Adern. Ein Verwandter von ihr ist der bekannte russische Schriftsteller Tschechow. Er gab ihr die Möglichkeit häufigen Theaterbesuchs, denn schon als Kind zog es sie zur Bühne. Aber auch sie wußte während ihrer Kindheit nichts vom Film. Erst auf einer Reise durch Deutschland wurde sie „entdeckt“.

Otto Behrens.





Vera Engels, vorgestern und heute.



Rechts: Erna Morena als Filmgröße — und wie sie ausschaute, als sie noch Blumen streute.







Was ein Häkchen werden will, „übt" sich beizeiten: Elza Temáry, ein Filmstar neueren Datums.







Bereits als Kind leuchtete Mady Christians der Schelm aus den Augen.



Olga Tschechowa sah schon als Kind recht appetitlich aus.

DIE GEFANGENEN DES GAURISANKAR

ROMAN VON OTFRID VON HANSTEIN

(Schluß.)

Elisabeth trat zwischen die Männer. Sie hatte sich bisher an dem Gespräch nicht beteiligt, jetzt war sie anscheinend freudig erregt.

„Ich weiß, wo er ist."

„Du weißt?"

„Ich habe ihm erzählt von jenem Tempel des Einsiedlers, in dem ich ihn geboren habe, und aus dem er geraubt wurde. Er hielt mich für eine Wahnsinnige, aber daß Zweifel in seiner Brust waren, ging daraus hervor, daß er mich zurückrief. Er wollte die Wahrheit ergründen. Vielleicht wußte er von dem unterirdischen Gang, der vom Kloster in den Tempel führte. Dorthin wird er in jener Nacht geeilt sein, in der Hoffnung, dort Wahrheit zu finden."

„Dann kehrt er zurück."

Elisabeth erschrak wieder tödlich.

„Und dann werden sie ihn sicher heimlich ermorden, denn er würde ja das neue Wunder zerstören."

Bill Hunter hatte nachgedacht.

„Ich glaube es nicht. In dieser Nacht ist das Frühlingsgewitter und damit die Schneeschmelze ebenso plötzlich hereingebrochen wie damals, als wir in jener Schlucht waren. Ich bin jetzt vollkommen überzeugt, daß jener unterirdische Gang vom Kloster in die Schlucht nichts anderes ist als der während des Winters ausgetrocknete Lauf des Baches, der die Schlucht durchfloß und den See füllte. Ich habe unterhalb des Klosters eine Höhlenöffnung gesehen, und man hat mir gesagt, daß während des Sommers aus dieser Öffnung ein kräftiger Bergbach hervorströmt. Ich glaube auch, Frau Elisabeth, daß Sie recht haben können, daß er in jener Schlucht die Wahrheit suchte, aber ich glaube nicht, daß er in das Kloster zurückkehrt."

„Weshalb nicht?"

„Ich habe die Erinnerung ganz genau aufgefrischt. Am Abend, ehe das Kind geraubt, war der kleine Teich noch trocken, am nächsten Morgen war er wieder gefüllt und damit natürlich auch jener unterirdische Gang versperrt. Darum kam uns damals gar nicht der Gedanke an einen solchen Gang. Es ist sehr wahrscheinlich, und wir wollen es hoffen, daß auch jetzt ihm der Rückweg abgeschnitten ist."

Elisabeth fiel wieder in freudige Erregung.

„Dann wäre er von dem Kloster getrennt; dann müßten wir versuchen, noch einmal in jene Schlucht zu gelangen, und hätten ihn ganz für uns."

Heinz nickte.

„Wir müssen es selbstverständlich versuchen, aber es kann Wochen und Monate dauern. Wie kann er sein Leben fristen in jener Zeit?"

„Er hat die Jaks und die Schafe, die sicher noch dort leben."

„Ein Buddhist tötet kein Tier."

Hunter schüttelte den Kopf.

„Hunger und Lebenswille eines siebzehnjährigen Menschen sind stärker als religiöse Vorschriften."

Elisabeth sagte eifrig: „Es muß einen näheren Weg geben. Lobsen Kungu konnte nicht durch den Bachlauf gehen, denn als er uns verließ, war der See noch gefüllt. Wenn er uns führt —"

Inzwischen war der Tibeter mit einer Holzlast herangekommen, machte ein Feuer und schickte sich an, wie er es damals bei der Expedition gewohnt war, aus den Vorräten der Europäer eine Mahlzeit zu bereiten. Heinz reichte ihm einen Beutel mit Geld.

„Ich bin dir den Lohn schuldig, du hast uns gestern gerettet."

Der Tibeter grinste befriedigt.

„Willst du uns weiter führen?"

„Ich führe euch nach Dardschiling."

„Wir möchten einen anderen Weg gehen. Wir möchten noch einmal in jenes Tal zurück, in dem wir damals den Winter verbracht haben. Du mußt einen Weg von hier aus kennen, denn du bist ihn damals gegangen."

Lobsen Kungu tat, als hätte er den letzten Satz nicht gehört. Er hatte im Dorf unterhalb des Klosters mit einem befreundeten Lama gesprochen und hatte sich vieles zusammengereimt. Der Chanzo Cusho hatte verbreitet, daß die Europäer heimgereist seien. Er wollte sie nicht verfolgen.

Lobsen Kungu war klug. Er durchschaute natürlich den Kanzler, der wahrscheinlich annahm, daß der Heilige mit den Europäern gegangen sei. Nun konnte er wieder den Mantel nach zwei Seiten hängen und auch vom Kloster einen Lohn erwarten, wenn er dem Chanzo Cusho die Nachricht brachte, daß er die Europäer über die Grenze gebracht hatte, und dann — auch er war überzeugt, daß der Heilige wahrscheinlich jetzt ein Gefangener der Schlucht im Gaurisankar war. Er glaubte ebensowenig wie der Kanzler, daß ein Mensch gen Himmel fuhr, ein Kind der weißen Teufel, das die Laune der Priester zu einer Wiedergeburt Buddhas gemacht hatte. Er hatte längst in seinem Herzen beschlossen, selbst in jener Schlucht nachzusehen, und dann hatte er den mächtigen Kanzler in seiner Gewalt und konnte den Heiligen wiederauferstehen lassen, wenn es ihm paßte. Darum sagte er:

„Jener Weg war eine Schlucht, die von Lawinen zertrümmert wurde und jetzt unzugänglich ist. Es gibt keinen Weg mehr in jenes Tal als den, den ihr selbst vom Passe herniedergestiegen."

Hunter winkte den anderen, zu schweigen, und als der Tibeter wieder auf Augenblicke die Höhle verlassen hatte, um den Versuch zu machen, ein paar Bergziegen zu töten, raunte Hunter den anderen zu:

„Er will uns nicht in die Schlucht führen. Das ist mir ein Beweis, daß euer Sohn dort ist. Es wäre unklug, in ihn zu dringen. Ein Tibeter tut sicher nur, was er will, und wer weiß, ob es nicht der Befehl der Priester des Klosters ist, uns über die Grenze zu schaffen. Wir müssen uns scheinbar fügen und sehen, ihn loszuwerden."

Sie blieben noch die nächste Nacht in der Höhle und brachen am Morgen darauf nach Dardschiling auf.

Sie gingen auf menschenleeren Wegen, aber sie verfolgten mit dem Kompaß die Richtung. Noch war der Weg schließlich derselbe, der in das Gebiet des Khombulapasses führen mußte.

Am dritten Tag erreichten sie eine Karawane von chinesischen Kaufleuten und tauschten die übliche Begrüßung.

„Wo geht ihr hin?"

„Nach Dardschiling."

Heinz Schröder nickte vergnügt.

„Wir werden uns euch anschließen und gut bezahlen."

Der Führer der Karawane nickte.

„Ich bin es zufrieden."

Heinz wandte sich an Lobsen Kungu.

„Du hast uns trefflich geführt, aber es wäre Torheit, dir zuzumuten, uns noch weiter zu begleiten."

Er gab ihm reichlichen Lohn, und Lobsen Kungu glaubte nun die Gewißheit zu haben, daß die Europäer mit der Karawane nach Indien reisten. Er aber konnte jetzt in die Schlucht eilen, um den Heiligen zu finden, der ihm Macht über die Priester des Klosters geben sollte. Die Karawane zog ostwärts, auch die Europäer waren zufrieden. Sie hatten dem Karawanenführer das Geld gezahlt, das er forderte. Was lag dem Manne daran, wenn sie eines Tages verschwanden!

*

Nun waren drei volle Monate vergangen, seitdem aus dem Heiligen des Klosters Getschun Gomba der Einsiedler des Tales der Götter geworden war. Je länger Tuban Toki hier in dem heiligen Frieden der Natur lebte und ein Freund der Tiere und Blumen geworden war, mit um so erhobenerem Haupte ging er umher. Noch immer war ihm sein Leben ein Traum ohne Erwachen. Der Durst nach der Welt und ihren Geschehnissen war erloschen, wie etwas Fernes, das ihn kaum noch berührte, waren jene Erinnerungen an die rauschenden Festtage in Taschi Lunbo verklungen, und wenn er an das Gespräch mit jener Frau zurückdachte, die ihn verwirrt hatte, dann lag ein selbstzufriedenes Lächeln um seinen Mund, und der Jüngling, dem von Kindheit an eingeimpft war, daß er selbst eine Wiedergeburt Buddhas sei, nickte verstehend.

„Auch der große Meister wurde von den Dämonen versucht. Ich habe der Versuchung widerstanden, ebenso wie der Meister, darum bin ich entrückt worden in das Tal der Götter und bin schon jetzt mehr, als ich war."

Je länger er allein blieb, nur umgeben von diesen zahmen Tieren, nur in der stummen Gemeinschaft mit dem bronzenen Bilde des Buddha, den Geist immer versenkt in die Lehren des Meisters von dem Verlieren des eigenen Ichs in dem großen Gedanken des Losgelöstseins von jeder irdischen Schwere, um so mehr fühlte er selbst sich als Gott. Und doch mußte dieser Gott froh sein, daß ihm die zahme Jakkuh von ihrer Milch gab, und daß an den Bäumen Früchte reiften, die seinen sterblichen Leib aufrechterhielten. — — —

Ein wundervoll klarer Tag. Seit Wochen schwieg der Monsum, der sonst die Wolken in wildem Tanz um die Berggipfel jagt. Rein und hell umrahmten ihre hehren Konturen das Tal. Wie an jedem Nachmittag, wandelte Tuban Toki zwischen den jetzt erglühten, prangenden roten Rosen über die moosigen Steine dem großen Gletscher entgegen, über dem sich das Haupt des Gaurisankar erhob. Hier pflegte er seine Abendandacht zu halten.

Sein Auge haftete auf dem Schnee des Gletschers. Nicht weit von ihm entfernt, schon ziemlich der Stelle nah, an der der Gletscher fast unvermittelt in das blühende Wiesenland überging, kamen zwei menschliche Gestalten heran. Ein Mann und eine Frau in einem weiten Mantel. Erstaunt, erschrocken sah Tuban Toki auf jene beiden, deren Gestalten von dem Licht der Abendsonne überflutet waren. Er erkannte sie sofort: Das war der Mann, der ihn damals im Kloster Getschun Gomba besucht hatte — das war die Frau, die sich seine Mutter genannt hatte.



Karpfen fürs Silvestermahl: An den Fischkähnen der Fischereigilde von Berlin in den Vorsilvestertagen.

Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost.

Wieder Dämonen, die ihn versuchten? Auf dem Gesicht dieser Frau, die ihn auch gesehen hatte, lag ein fast überirdischer Glanz jubelnder Freude. Er stand wie erstarrt, die Frau aber löste sich von der Hand ihres Mannes, eilte allein die wenigen Schritte zu ihm, weinte laut auf, schlang ihre Arme um den regungslos dastehenden Jüngling und preßte ihn mit einem jauchzenden Schluchzen an ihre Brust. — — —

In diesen Monaten hatten die drei Unendliches erduldet. Mit Mühe hatten sie, nachdem sie sich von der Karawane getrennt, den Weg gefunden, den vor fünfzehn Jahren die Expedition zur Erforschung des Gaurisankar gegangen war. Sie hatten Träger angeworben und hatten sogar das Glück, ein altes Lager jener Expedition und in ihm einige Sauerstoffapparate und einige Flaschen zu finden. Unter furchtbaren Mühsalen waren sie dann zum Khombulapaß hinaufgezogen, waren über die Hochfläche geirrt, bis es ihnen endlich gelang, jenen Abstieg wiederzufinden, der in das Tal führte.

Zum drittenmal derselbe Weg. Und doch wieder ein neuer Weg, denn Bergstürze und Lawinen waren siebzehn Jahre lang darüberhingegangen. Endlich, endlich war der letzte Abstieg vollbracht, und das Tal lag vor ihnen.

Sie schlugen ein Lager auf. Die Träger ließen sie zurück. Den letzten, kurzen Weg wollten sie allein machen.

Bill Hunter ergriff ihre Hände: „Nun Mut! Auch wenn das Schicksal es anders will, als wir denken."

Mit Absicht hatte Elisabeth für diesen letzten Weg ihr Bergkostüm mit einem Frauengewand und einem langen Mantel vertauscht, aber je näher sie ihrem Ziele kamen, um so ängstlicher pochte ihr Herz.

„Wenn er nicht hier ist? Wenn er ohne Nahrung verhungerte? Wenn das Wasser in den Stollen brach und ihn verschüttete, ehe er den Tempel erreichte —" Und dann blickten sie auf die Wiese hinaus und sahen in der ganzen reinen Schönheit seiner hohen, schlanken Jünglingsgestalt, das von der Ekstase des Gebets erleuchtete Gesicht von der Sonne umstrahlt, den verlorenen Sohn. Elisabeth konnte sich nicht halten, stürzte ihm entgegen und preßte ihn an ihre Brust. — —

Schweigend, stumm und doch im Innersten aufgewühlt, ließ es Tuban Toki geschehen. Ein Gefühl war in ihm, das er niemals in seinem ganzen Leben gekannt hatte. Nie hatte er die Zärtlichkeit einer Mutter erfahren, nie hatte er an dem warmen, pochenden Herzen eines anderen Menschen gelegen, und doch war eigentlich sein ganzes bisheriges Leben nur der Liebe gewidmet gewesen, aber einer kühlen, ruhigen Liebe, wie sie Buddha lehrt, zu allem, was atmet und keimt auf der Erde. Auch jetzt verstand er diese Frau nicht. Wußte nicht, wer sie war, wußte nicht, warum sie weinte und doch zugleich jubelte, hatte nur die unbestimmte Empfindung, daß ihre ganze Seele voller Glück war, und daß er dieses Glück ausgelöst hatte in ihrem Herzen. Aber auch jetzt sprach nichts in ihm von einer Stimme des Blutes, war nichts in ihm als Staunen, Verwunderung, Schreck und vielleicht Mitleid mit dieser seltsamen Frau.

Da fühlte er seine Hände ergriffen, Elisabeth richtete sich auf, der Mann stand vor ihm, der weiße Mann aus dem Westen, mit gebräuntem Gesicht und grauweißem Haar. Und dieser Mann hatte Tränen in den Augen, wie er es nie bei einem Manne gesehen hatte, drückte ihn plötzlich fest an seine Brust und sagte mit zitternder Stimme:

„Mein Sohn! Mein endlich wiedergefundener Sohn!"

Es waren tibetische Laute, die an sein Ohr drangen, und doch hatten sie einen seltsamen, fremden Klang. Aber auch aus dieser Männerstimme tönte ihm eine übermächtige, tiefe Empfindung entgegen, wie er sie nie in seinem Leben vernommen.

Auch jetzt sprach er kein Wort, hätte auch selbstverständlich kein Wort einer Zuneigung oder Freude gefunden, und doch vermochte er auch nicht, sich gewaltsam loszureißen von diesen beiden, die plötzlich von ihm Besitz genommen hatten.

Er duldete es, daß jedes von ihnen eine seiner Hände nahm, und ließ sich wie ein Mensch, der über sich selbst den Willen verloren hat, von ihnen zum Tempel führen.

Währenddessen hatte Bill Hunter droben das Lager abgebrochen, war mit den Trägern auch herabgestiegen und hatte die Zelte einige hundert Schritt vom Seeufer entfernt wiederaufstellen lassen. Er befahl, ein Feuer zu entzünden, und ging daran, eines der zahmen Bergschafe zu schlachten und das Mahl zu bereiten. — — —

Vor dem Tempel standen jetzt die drei, und Elisabeth faßte wieder die Hand des Jünglings und sagte mit weher Stimme:

„Fühlst du denn nicht, daß du mein Sohn bist?"

Tuban Toki sah ihr in das Gesicht. In seinen Augen war ein seltsamer Ausdruck. Halb die feste Zuversicht an seine Gottheit, halb Zweifel und wieder auch suchendes Nachdenken und quälende Angst:

„Ich bin eine Wiedergeburt Buddhas auf Erden, ich bin nicht dein Sohn. Wie könnte ich es sein, da ich dich gar nicht kenne? Ein einziges Mal habe ich dich in Getschun Gomba gesehen. Du bist ein Dämon, der mich versucht, wie Mara Buddha versuchte."

Sie weinte laut auf.

„Ich bin kein Dämon. Sieh hier! Sieh, in diesem Tempel, an dieser Stelle habe ich dich in Qualen und Schmerzen geboren."

Es durchrieselte ihn wie ein Grauen, wie ein Jammer. Er sah sie an, und wieder war es ihm, wie er in dieses von tausend Schmerzen zerrissene Mutterantlitz blickte, als sei es die Göttin Devi selbst, die vom Himmel zu ihm herabgestiegen, und es war etwas Hilfloses, Trauriges in seiner Stimme, als er jetzt sagte:

„Ich weiß es nicht, wer ihr seid. Du scheinst mir ein Dämon, und du scheinst mir auch gut."

Er sah Heinz an.

„Auch du scheinst mir gut. Aber gut schienen mir ja auch meine priesterlichen Lehrer im Kloster, die mir sagten, daß ich der lebende Buddha sei. Vielleicht haben sie mich doch betrogen. Fast glaube ich es ja selbst. Aber was weiß ich, ob ihr Menschen seid oder nicht. Ich weiß nichts, und nur Buddha weiß alles. Quält mich nicht, ich flehe euch an. Laßt mich zu Buddha beten."

Weinend lag Elisabeth in ihres Gatten Armen, während ihr Sohn, der doch ihr Sohn noch nicht war, mit tiefgebeugtem Haupt in den Tempel ging und sich niederwarf vor dem bronzenen Standbild.

„Wird er uns jemals verstehen, wie soll ich den Weg zu ihm finden?"

„Wir werden ihn finden. Ein gutes Geschick hat uns geleitet. Hier haben wir ihn allein, nur muß er erst den Weg zu sich selbst finden." — — —

Es war später Abend. Drüben am Ufer saßen bei den Zelten die Tibeter, ahnten nichts von dem, was hier vorging, wußten nichts von einem Heiligen des Klosters Getschun Gomba, das diese Männer des Südens nicht kannten, waren guter Dinge und sangen ihre heimischen Lieder. Die drei Europäer standen am Ufer, sahen zu der Tempelinsel hinüber, aber die Tür blieb verschlossen.

„Morgen, Frau Elisabeth. Morgen, Heinz, denke, was jetzt in seiner Seele vorgeht." — — —

Vor dem Standbild des Buddha lag Tuban Toki und zermarterte seinen Geist. Die hundertfünf Folianten, in denen die tausend Werke Buddhas verzeichnet sind, und die zweihundert Folianten des heiligen Tandschur hatte er mit seinen Lehrern durchgearbeitet in den siebzehn Jahren seines jungen Lebens; er glaubte jedes Wort zu kennen, das der Meister gesprochen, und doch blieb er hier ohne Antwort.

Wer war diese Frau? Wer war dieser Mann? Ob er wirklich beider Sohn war? Welche unendliche Liebe mußte es sein, wenn diese beiden über die Berge der Götter gestiegen waren, um ihn zu finden!

Er dachte an das alte, schmutzige Weib, das er sein ganzes Leben lang für seine Mutter gehalten. Nie war sie zärtlich zu ihm gewesen. Immer hatte sie nur in andächtiger Verehrung zu seinen Füßen gelegen und um seinen Segen gebeten.

Fremd, kühl und streng waren die Priester gewesen.

Er hob die Arme empor: „Gib mir einen Rat, hilf mir, Buddha!"

Aber das bronzene Buddhabild blieb unbewegt und stumm. Tuban Toki warf sich nieder und barg das Gesicht in seinen Händen, während drüben noch immer sein Vater und seine Mutter nach ihm ausschauten und der Gesang der Tibeter langsam im Abend verklang.

XI.

Tuban Toki stand vor der Tür des Tempels und blickte über den See. Er war übernächtig von der schlaflosen Nacht; erst gegen Morgen war Ruhe in seine Seele gekommen. Er suchte scharf nachzudenken. Eines zum wenigsten war gewiß: Alles, was um ihn geschah, war der Götter Wille.

Und auch ein zweites: Er war das Kind jener weißen Frau. Der Wacholderstrauch gibt Wacholderblätter — der Rosendorn hat junge Triebe, die Dornen haben und rote Blütenknospen, wie der alte Strauch — die Jakkuh hat Jakkälblein und keine Bergschäfchen.

Die tibetische Mutter erzeugt ein tibetisches Kind, und die weiße Frau nur konnte ihn gezeugt haben.

Aber war er nicht Buddha? Nicht der lebende Buddha? Warum sollte sich dieser nicht in ihm wiedergeboren haben, auch wenn er das Kind der weißen Frau war?

Wieder hatte er sich ein Orakel gestellt. War das alles ein Spuk, waren diese Wesen, die gestern zum zweitenmal zu ihm getreten, Dämonen, dann würde der neue Tag sie verscheuchen. Aber als er nun vor dem Tempel stand und hinüberblickte — drüben standen weiße Zelte, und davor brannte ein Feuer.

Menschen! Keine Dämonen.

Und diese Menschen kamen zu ihm. Buddha hatte ihnen den Weg durch den Garten der Götter gezeigt. Buddha schickte sie zu ihm.

Wie sagte der Meister? „Der Mensch soll sich nicht der allmächtigen Weltordnung widersetzen."

Wie sagte er weiter?

„Und wenn du deine Mutter zur Königin machst über die ganze Welt, wenn du tausend blutige Wunden empfängst, um sie vor einem einzigen Schmerz zu bewahren, nie wirst du ihr genug danken für das, was sie an dir getan, denn sie hat dir das Leben gegeben und hat gelitten um dich."

Und seine Augen hatten gesehen, wie diese weiße Frau um ihn litt. Er stand an dem kleinen See. Der alte Kahn war drüben am Ufer, aber er warf sein Gewand ab, legte es sich um den Kopf und schwamm über das schmale Wasser.

Er ging langsam durch die blühende Wiese, auch jetzt war er wie in einem Traume, ging, als leite ihn ein anderer Wille.

Niemand hatte ihn bemerkt, denn er näherte sich von der Rückseite dem Zelte. Elisabeth, in Frauentracht, stand allein, hatte aufgesehen zu den rötlich in der Morgensonne schimmernden Gipfeln und hatte jetzt ihr Gesicht mit den Händen bedeckt. Er wußte nicht, ob sie weinte oder betete.

„Weine nicht, Mutter!"

Sie fuhr auf, sie wandte sich um, sie jauchzte. In ihrer Seele war unendliches Glück. Er hatte sie „Mutter" genannt. Und sie umschlang ihn mit ihren Armen, sie barg ihren Kopf an seiner Brust, sie weinte wieder, aber er fühlte, daß es glückliche Tränen waren.

„Mein Kind!"

Seine Seele war voller Erschütterung über diese unendliche Liebe, und unwillkürlich legte er den Arm um ihre schwankende Gestalt, die das Glück nicht zu tragen schien.

Er sah sie ernst an.

„Wie ist es möglich, daß du mich so liebst? Nie tat ich dir Gutes!"

„Du bist mein Kind, und du hast mich Mutter genannt."

Er sah zu den Bergen empor, über denen sich jetzt strahlend die Sonne erhob. Buddha duldete das alles. Auch jetzt war dies wie ein Traum. Aber nie war ihm so heilig zumute gewesen; nie glaubte er, so durch ein Gebet geläutert zu sein wie jetzt, da sich diese Fülle von Liebe über ihn ausgoß, als er in diesen Augen, die er nur weinend und traurig gesehen, das Glück hatte aufleuchten lassen. Nie war er sich selbst so auf dem rechten Wege Buddhas erschienen wie jetzt.

„Was willst du von mir — ich will dir gehorchen. Dir und dem Mann, von dem ich jetzt glaube, daß er mein Vater ist."

„Komm mit uns. Du mußt mit uns kommen."

„Ich will."

Er sah den Mann herankommen; er duldete, daß auch dieser seine Arme um ihn schloß. Noch war in ihm nichts, das sich innerlich diesen beiden verwandt fühlte — noch war es nichts, als daß er sich beugte unter dieser Liebe, und daß er — auch diese beiden für eine Sendung der Götter hinnahm. Der Götter, die ihn aus diesem Tal führten, weil sie es ihm bestimmt hatten, und weil er sich als ein Werkzeug fühlte in ihrer Hand. — — —

Sie stiegen zusammen zu den Bergen empor. Bill Hunter blieb bei den Trägern, Heinz und Elisabeth gingen voran, hinter ihnen Tuban Toki, ihr Sohn.

Er sah, wie unendlich schwer dieser Aufstieg war. Dieser Weg, den die Frau, die jetzt wieder zum Männerkleid gegriffen, nochmals um seinetwillen gemacht hatte. Und er sah, wie die hehren Gipfel der Berge ihm immer näher kamen — und wie Buddha es geschehen ließ, daß er die Reinheit ihrer Gletscher betrat. — — —

Heinz hatte den Arm um Elisabeth gelegt, als sie rasteten. Ihr Sohn stand abseits allein.

„Bist du glücklich?"

„Ja und nein. Trotz allem ist zwischen uns eine Schranke."

„Siebzehn Jahre versinken nicht in Tagen, laß ihm Zeit."

„Und noch eines: Er ist ein Anhänger Buddhas, wir sind Christen."

„Verwirre ihn nicht. In Wahrheit ist jeder, der wirklich ein Gottgefühl in sich hat, ein Anbeter derselben, überall gleichen Allmacht."

*

Lobsen Kungu war in die Berge gestiegen, um Tuban Toki im Garten der Götter zu suchen. Die Schlucht, durch die er damals gekommen, war verschüttet. Monate mußte er in den Bergen umherirren, bis es ihm endlich gelang, das Tal zu erreichen.

Es war verlassen. Der Heilige war nicht da. War er hier gewesen?

Aber anderes war geschehen. Der See war über seine Ufer gestiegen, der Tempel stand zum Teil unter Wasser. Die Frühlingswetter hatten wahrscheinlich den unterirdischen Gang zum Einsturz gebracht, und der Bergbach hatte nun keinen Abfluß mehr. Nach Wochen der Erholung kämpfte sich Lobsen Kungu über die Gletscher zurück. Der See erfüllte nun schon fast das ganze Tal. — — —

Ein großer europäischer Dampfer zog seine Straße über das Weltmeer, dem Westen entgegen.

Heinz und Elisabeth kehrten mit ihrem Sohn nach Europa zurück, Bill Hunter war in Indien zurückgeblieben.

Heinz war mit anderen Passagieren in das Rauchzimmer gegangen. Elisabeth saß auf dem einsamen, obersten Deck, und vor ihr stand ihr Sohn. Er hatte sich dem Wunsch der Eltern gefügt und das Lamagewand mit einem europäischen Anzug vertauscht. Nun sah er ganz aus wie ihr Sohn, war weich und gut — und doch —

Er war mit ihnen über die Berge gestiegen, er war in die Städte gekommen, er hatte tausend Dinge gesehen, die er niemals geahnt. Seine Augen waren groß und offen, aber immer noch war in seinem ernsten Gesicht dieser Ausdruck des großen Rätsels.

Elisabeth war glücklich und auch traurig zugleich. Er war gut, und er fügte sich ihren Wünschen. Kam einmal eine Zeit, in der auch er sie lieben würde? Er stand an der Reling und blickte hinaus auf das Meer. War in tiefe Gedanken versunken, war ein aus seinem Boden gerissener Baum. Würde er Wurzeln schlagen? Hatte sie recht getan, als sie ihn herausriß aus seiner Gewohnheit und seinem Frieden? War es sein Glück, oder hatte sie egoistisch gehandelt? Und während er selbst wie ein Träumender, willenlos und doch mit offenen Augen einer Zukunft entgegenfuhr, die er nicht kannte und nicht zu verstehen vermochte, war Elisabeths Herz voll Sorge und Kummer. Denn, war sie zwar stark genug gewesen, ihn sich zurückzuerobern — war sie nun auch stark genug, ihn glücklich werden zu lassen? Sie war wohl eine Mutter, aber sie war nur ein Mensch — und selbst eine Mutter, die doch das Höchste von allem ist, was auf Erden geboren, ist eben nichts als ein schwacher, kämpfender und irrender Mensch.

Wissen und Leben

Merkwürdige Trinkgefäße. (Hierzu die Abbildungen auf Seite 1003.) Es gab eine Zeit, da auch das Trinken als ein Sport gewertet wurde, der jung und alt in seinen Bann schlug. Der beste Trinker erweckte genauso den Stolz und die Achtung seiner Genossen, wie heute der beste Läufer oder Boxer. Man erfand allerlei eigenartige Trinkgefäße, um das Trinken möglichst zu erschweren. In dem Städtchen Seligenstadt am Main laufen zwei wichtige Heerstraßen zusammen, die von Nürnberg und die von Augsburg. Die Kaufleute aus diesen beiden Städten reisten alljährlich zweimal zur Frankfurter Messe. In Seligenstadt trafen sie zusammen und freuten sich über das Wiedersehen und auch darüber, daß die lange gefahrvolle Reise nun glücklich überstanden war; denn in Seligenstadt, das nur noch fünf Wegstunden von Frankfurt entfernt ist, übernahmen die Frankfurter Geleitsreuther die Bedeckung. Da hatte man denn das Bedürfnis, zu feiern und fröhlich zu sein. Mehrere Bekannte schlossen eine Gesellschaft, eine „Compagnei". Immer neue Leute meldeten sich als Mitglieder an. Man wollte aber nicht jeden aufnehmen, man war wählerisch. Nur lustige und vor allem trinkfeste Leute sollten Aufnahme finden. So kam denn einer auf den Einfall, einen Löffel zu stiften, der den Bewerbern als Prüfstein dienen sollte. Die Länge dieses Löffels beträgt 77, die Breite der Höhlung 22 cm, und er faßt anderthalb Liter. An dem Stiel ist eine Holzkette von 1,20 m befestigt. Löffel und Stiel sind aus einem einzigen Stück Nußbaumholz herausgeschnitzt, so daß weder Löffel noch Kette eine Leimfuge aufweist. Sollte der Löffel in Gebrauch genommen werden, so wurde der Bewerber auf einen Stuhl gesetzt, die Holzkette wurde ihm um den Hals gelegt, die Höhlung wurde mit Wein gefüllt. Nun hatte er den Löffel auf einen Zug, ohne einmal abzusetzen, leerzutrinken. Gelang ihm die Probe, so wurde er feierlich als neues Mitglied aufgenommen. Ein förmliches Protokoll wurde aufgesetzt und von zwei ehrbaren Zeugen und dem Trinker selbst unterschrieben. Gelang die Probe nicht, so wurde er abgewiesen und hatte auch noch für die ganze Gesellschaft eine Runde zu zahlen. Einige der Protokollbücher sind noch vorhanden. Sie reichen zurück bis fast in die Mitte des 17. Jahrhunderts. — Das Streben, den Trunk zu erschweren, erkennen wir bei vielen alten Trinkgefäßen. Oft diente wohl auch das vergebliche Bemühen des Trinkers, zu seinem Trunk zu gelangen, als eine ergötzliche Unterhaltung für die Tischgesellschaft. So wurden den Trinkbechern alle erdenklichen Formen gegeben: Man blies das Glas zu mancherlei Tieren, Bären, Hirschen, Hunden, zu Schiffchen, Waffen u. dgl. Immer fügte man etwas ein, was den Trunk erschweren sollte: Röhrchen, die nur bei einer ganz bestimmten Stellung die Flüssigkeit durchließen, fast unsichtbare Zwischenwände aus Glas, die den Luftdruck ausschalteten und bei saugender Mundstellung das Trinken unmöglich machten. Dies gilt namentlich von den vielen sogenannten Kreuzschnäbeln, die im 17. und 18. Jahrhundert in Gebrauch waren. Alle diese Trinkgefäße faßt man unter dem Namen „Vexiergläser" zusammen. Etwas anderes ist es, wenn Innungen und Gesellschaften Trinkgefäße beschafften, die in ihrer Form auf die Zunft oder den Zweck der Gesellschaft hinwiesen. Daß der abgebildete Becherhirsch als Trinkgefäß gedient hat, das beweisen schon die beiden Metallplättchen, die als Mundstück an der tiefsten Stelle der Krone angebracht sind. — Über einen eigenartigen Pokal aus neuerer Zeit verfügt die Zunft der Salzsieder in Schwäbisch Hall, Württemberg. In den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts stifteten einige angesehene Bürger der Stadt den Siedern einen hölzernen Hahn, in dessen Körper ein vergoldeter Silberbecher untergebracht ist. Der Hahn sollte daran erinnern, daß die Siedersknechte von alters her vorzügliche Feuerwehrleute waren.

G. S. Urff.

Fische, die in anderen leben. Es ist allen Fischkennern bekannt, daß die Sumpffische, Myxine und Bdellostoma, und verschiedene Lampretenaale, die sämtlich zur Klasse der Cyclostomata oder Rundmäuler gehören, zu schmarotzen pflegen. So schmarotzt die Flußlamprete auf dem Katzenfisch. Sie setzt sich im inneren Mundrand ihres Wirtes fest und beginnt sein Fleisch zu fressen und sein Blut zu trinken. Die Sumpffische bohren sich in den Körper ihres Wirtes ein und verschlingen seine inneren Organe, bis er ganz ausgehöhlt ist. Weniger bekannt ist, daß ein kleiner Katzenfisch in Südamerika, der den bezeichnenden Namen Stegophylus insidiosus, d. h. nachstellender Schutzliebhaber, führt, in den Kiemenhöhlen seines riesigen Verwandten Platystoma zu leben pflegt. Erst hat man diese Fischchen für die Jungen des großen Katzenfisches gehalten, da es oft vorkommt, daß diese Fische ihre Jungen im Maul behalten, bis sie so weit sind, sich selbst im Wasser ihre Nahrung zu suchen. Aber jetzt weiß man, daß Stegophylus sich in den Kiemen seines Wirtes einnistet, sie mit seinen scharfen Zähnen durchsägt und sich von dem herausfließenden Blute nährt. Aber nicht alle Fische, die in anderen leben, sind Schmarotzer. Einige tun das nur des Schutzes wegen. Auf einen solchen Fall hat E. W. Gudger, Assistent für Ichthyologie am amerikanischen Museum für Naturkunde, kürzlich in einem Artikel der amerikanischen Zeitschrift „Natural History" die Aufmerksamkeit gelenkt. Verschiedene Fische aus der Familie der Echeneiden, der Saugfische, suchen in der Mund- und Kiemenhöhle der Haie, Rochen und großer Knochenfische, wie der Schwertfische (Histiophorus), Segelfische (Tetrapturus) und Sonnenfische (Mola) Schutz. Wahrscheinlich ernähren sich diese Fischchen auch von den Brocken, die ihr Schützer bei seiner eigenen Ernährung fallen läßt. Auf einen noch viel merkwürdigeren Fall von Symbiose hat aber neuestens Dr. Fernando de Buen, Leiter der biologischen Abteilung am Spanischen Institut für Meereskunde in Madrid, hingewiesen. Als er die im Madrider Museum gehaltenen Clupeiden beobachtete, bemerkte er, daß sich bei einem von ihnen in der Kiemenhöhle ein kleiner Gobius angesiedelt hatte. Da der Fisch in Melilla gefangen wurde, dieser Gobius aber, der genauer als Gobius pictus Malm festgestellt wurde, noch nie an der nordafrikanischen Küste beobachtet worden ist, muß man annehmen, daß er von den Clupeiden aus Nordeuropa, wo allein diese Fische sich finden, verschleppt worden ist. Der Gobius zeigte außerdem klare Anzeichen von Anpassung an seine sonderbare Lage. Die Stacheln der auf dem Rücken des Fischchens befindlichen Flossen waren nämlich durch ein Häutchen festgehalten, das sich über ihnen gebildet hatte. Die untere Bauchflosse benutzte der Gobius zum Aufsaugen eines Teiles der Nahrung, die in den Mund seines Beschützers gelangte. Der Clupeide war 21, der Gobius $3\frac{1}{2}$ cm groß. Dieser Fall ist deshalb so merkwürdig, weil es sich hier um einen Fisch handelt, der gewöhnlich selbständig lebt und nur in diesem Einzelfalle vorgezogen hat, seinen Wohnsitz in einen anderen Artgenossen hineinzuverlegen.

Prof. Dr. Walter Anderssen.

Wie ändert das Chamäleon seine Farbe? Die Fähigkeit des Chamäleons, seine Körperfarbe zu ändern, ist beinahe zur Kinderfibelweisheit geworden. Obwohl aber diese Tatsache fast allgemein bekannt ist, herrschen doch über den ihr zugrunde liegenden Vorgang in Laienkreisen ganz falsche Vorstellungen. Man glaubt, das Chamäleon könne willkürlich die Farbe seiner Haut der der Unterlage anpassen, was durchaus nicht der Fall ist. Der Mechanismus des Farbwechsels beruht bei den damit ausgestatteten Tieren darauf, daß sich in ihrer Haut eine Art besonderer Gewebszellen befindet: die Farbstoffzellen oder Chromatophoren. Die Farbstoffzellen besitzen die Eigenschaft, sich und das in ihnen enthaltene Pigment unter dem Ein-

flüsse des Nervensystems zusammenziehen und ausdehnen zu können. Der in kleine Klümpchen zusammengezogene Farbstoff färbt die Haut fast gar nicht; dehnt er sich jedoch aus, so breitet sich die Färbung über große Bezirke oder auch über die gesamte Körperoberfläche aus. Die Chromatophoren enthalten beim Chamäleon verschiedene Arten von Farbstoffen, die entweder allein oder in Kombination mit anderen in die Erscheinung treten und die mannigfaltigsten Farbtöne hervorbringen können. Die Zahl der Kombinationen ist recht beträchtlich, denn das Chamäleon verfügt über alle möglichen Farbtöne: Orange, Gelb, Grün, Blaugrün, Braun, Schwarz, Weiß, Lila, Rotbraun und nebenbei über allerlei Schillertöne, Flecken und Muster. Die Regulierung dieses recht komplizierten Apparats ist, wie erwähnt, dem Willen nicht unterworfen. Es ist also nicht so, daß ein Chamäleon, auf grüne Unterlage gebracht, seinerseits eine grüne Farbe annimmt. Verschiedene Ursachen psychischer wie auch äußerer Natur: Schreck, Zorn, Liebesleidenschaft, Krankheit, ebenso Wärme, Belichtung und andere Reize rufen als durchaus unbewußte Reaktion eine Farbenänderung hervor. So ist das in Ruhe befindliche Chamäleon dunkelbraun oder grünlich gefärbt. Im direkten Sonnenlicht erscheint es ganz dunkel, auf unangenehme Reize reagiert es mit weißgelber Färbung. Die Farbe der Unterlage spielt dabei keine Rolle. Allerdings nimmt das Chamäleon auch die Farbe der Umgebung an; es tut es jedoch völlig unbewußt, wahrscheinlich auf den Reiz der verschiedenfarbigen Strahlen hin, die seine Körperoberfläche treffen. Ein sehr interessanter Versuch beweist die Richtigkeit dieser Annahme. Ein schlafendes Chamäleon, das einseitig mit einer Kerze belichtet wurde, zeigte nur auf der dem Licht zugekehrten Körperseite eine starke Verdunklung; die andere Seite blieb hell. — Die Fähigkeit des Farbenwechsels ist nicht etwa auf das Chamäleon allein beschränkt; auch andere Tiere, wie manche Fische, Eidechsen, Krebse und in ganz besonderem Maße Tintenfische, haben sie mehr oder minder gut entwickelt. Über die Bedeutung des Farbenwechsels ist man sich noch nicht im klaren. Die Annahme, daß es eine Schutzanpassung ist, die den Tieren ermöglicht, sich der Umgebung anzugleichen und sich dadurch für Feinde und Beutetiere weniger kenntlich zu machen, hat sehr vieles für sich, trifft jedoch nur bei manchen Tieren zu. Sicher ist nur, daß der Farbwechsel eine Begleiterscheinung innerer (nervöser) und äußerer (chemischer, thermischer, mechanischer) Reize ist. Weiteren Forschungen bleibt es vorbehalten, eine endgültige Erklärung für dieses interessante Problem zu geben. Dr. J. Seide.

Wismut in der modernen Medizin. Das Wismut (Bismutum) ist ein Metall, das außer seiner Verwendung in der Technik, z. B. als Schminke, auch für die moderne Medizin von großer Bedeutung ist. Seit langer Zeit ist es in der Medizin als Wundpulver (Bismutum subgallicum oder mit dem geschützten Namen „Dermatol") und als wichtiges Heilmittel bei Magenleiden (Bismutum subnitricum) im Gebrauch. Bei Röntgenuntersuchungen des Magens wird es als „Kontrastmittel" gebraucht. Der Patient muß vorher einen „Wismutbrei" essen, und bei der nun folgenden Durchleuchtung hebt sich der mit dem Wismutbrei gefüllte Magen scharf von der Umgebung ab, so daß Änderungen der Form und Lage genau zu sehen sind. Die für die Medizin wichtigste Verwendungsmöglichkeit des Wismuts ist erst seit einigen Jahren bekannt geworden. Es handelt sich um die Bedeutung des Wismuts als Heilmittels gegen die Syphilis. Als solches hat es sich in kurzer Zeit neben den von früher her gebräuchlichen Syphilisheilmitteln, dem Quecksilber, Jod und Salvarsan, einen wichtigen Platz erobert. Die ersten Versuche, die sich auf die Syphilisbehandlung durch Wismut beziehen, waren schon 1889 von Balzar und Ehrlich gemacht worden. Obwohl schon damals im Tierversuch gewisse Wirkungen erkannt wurden, war doch ein brauchbarer Erfolg nicht zu verzeichnen. Während die Forschungen auf dem Gebiete der Syphilisdiagnose und -behandlung in den folgenden Jahrzehnten durch Entdeckung der Spirochäten als Krankheitserreger, durch die Einführung des von Ehrlich und Hata entdeckten Salvarsans und durch die Wassermannsche Untersuchung des Blutes und der Rückenmarksflüssigkeit die größten Fortschritte machten, hörte man nichts mehr von der Bedeutung des Wismuts für die Syphilis. Es war daher die größte Überraschung für die medizinische Welt, als es im Jahre 1921 den französischen Forschern Sazerac und Levaditi gelang, die beim Kaninchen experimentell erzeugte Syphilis durch Einspritzung einer bestimmten Wismut-Verbindung zu heilen. Bald darauf versuchten Fournier und Guenot das Wismut beim Menschen. Der Erfolg war ausgezeichnet. Das Wismut erwies sich nicht nur als ein schnell und sicher wirkendes Mittel, sondern — was beinahe das wichtigste ist — als ein Mittel, dem keine unangenehmen Nebenwirkungen anzuhaften schienen. Wir müssen nämlich bedenken, daß sowohl das Quecksilber als auch das Salvarsan bei manchen Menschen unangenehme Nebenwirkungen verursachen, die manchmal so stark sind, daß man bei diesen Personen mit der Anwendung der betreffenden Mittel aussetzen muß. In diesen Fällen ist das Wismut ein ausgezeichneter Retter in der Not, insofern, als es fast von allen Menschen gut vertragen wird. Es hat sich in den paar Jahren seit seiner Entdeckung mit großer Schnelligkeit in den medizinischen Kreisen aller Kulturländer eingeführt und wird fast überall als ölige Suspension für Einspritzungen in die Muskeln verwendet. Die Zahl der gebräuchlichen Präparate ist in der kurzen Zeit schnell angestiegen. Wenngleich die bisherigen Ergebnisse von überallher sehr günstig lauten, so kann jetzt noch kein abschließendes Urteil gefällt werden. Die wichtigste Frage wird sein, ob durch die Wismutbehandlung die Gefahren der Nachkrankheiten der Syphilis, d. h. der Rückenmarkschwindsucht und der Gehirnerweichung, beseitigt werden. Experimentell ist zwar bereits nachgewiesen, daß das Wismut, das durch Injektion in den Körper gelangt ist, auch in den Wirbelkanal, in dem sich ja das Rückenmark befindet, übergeht. Da jedoch erfahrungsgemäß die erwähnten Nachkrankheiten etwa 10—15 Jahre nach der Ansteckung auftreten, so wird man frühestens in 10 Jahren beurteilen können, ob die Heilwirkung auch im obigen Sinne zur Geltung kommt. Dr. Ludwig Mendlowicz.

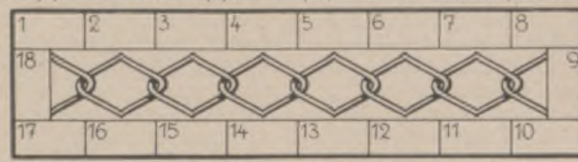
Kalender. Alljährlich vorm Jahreswechsel stellen sich die Kalender auf dem Büchermarkt ein. Es sind fast immer die bekannten Gesichter, und nur selten gewahrt man ein neues. Da ist z. B. der im Verlag Fritz Heyder (Berlin-Zehlendorf) erscheinende Kalender „Kunst und Leben", der nun in sein zwanzigstes Jahr tritt. Die geschmackvolle Mischung von Dichtung und bildender Kunst, die diesen Kalender auszeichnet, bleibt auch das Charakteristikum des neuen Jahrgangs. — Auch der „Goethekalender" (Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig), ein alter Bekannter, tritt auf den Plan. Seitdem Karl Heinemann, sein rühriger Herausgeber, nicht mehr unter den Lebenden weilt, hat Robert Weber seine Nachfolge angetreten. Der Kalender hält sich sehr eng an die Ereignisse vor hundert Jahren und stellt die Erscheinung Karl Augusts, der am 14. Juni 1828 starb, in den Mittelpunkt. Wie dem Verehrer des Olympiers der „Goethe-Kalender", so wird dem kühnen Bergsteiger Blodigs „Alpen-Kalender" (Verlag Paul Müller, München) ein willkommener Gefährte für das neue Jahr sein. Wer aber nicht in die Fremde schweifen, sondern daheim bleiben und sich an seinem eigenen Gärtlein freuen möchte, der wird in dem Kalender „Werden und Wachsen" (Verlag Trowitzsch & Sohn, Frankfurt a. O.) einen Freund und Berater für jeden Tag des Jahres finden. — Auch der Deutsche Werbeverlag Carl Gerber K.-G., München, legt drei schöne Abreißkalender auf den Weihnachtstisch. Da ist zuerst der „Deutsche Kalender", ein geschätzter alter Bekannter. Seine reizvollen Landschafts- und Städtebilder locken, ebenso wie bei dem im 18. Jahrgang erscheinenden „Bayern-Kalender", verführerisch zu Reisen und Wandern. In die Welt deutscher Arbeit führt der „Deutsche Werkkalender". Die hohe Leistungsfähigkeit von Industrie und Wirtschaft unseres Vaterlandes wird durch die packenden Aufnahmen von erstaunlichen Werken der Technik und modernen Architektur zur lebendigen Anschauung gebracht.

ZUM NACHDENKEN

Kettenrätsel.

In nebenstehender Figur sind an Stelle der Zahlen Silben zu setzen, die eine fortlaufende Kette ergeben. Jede Silbe bildet zugleich die Schlußsilbe des einen und die Anfangssilbe des nächsten Wortes.

Die Wörter bedeuten: 1—2 Gebirge, 2—3 für bestimmte Rennart ausgebildetes Pferd, 3—4 Ort am Kyffhäuser, 4—5 Besoldung, 5—6 Stadt in Ostthüringen, 6—7 diebischer Vogel, 7—8 deutscher Bildhauer, 8—9 enge Straße, 9—10 Stadt in Frankreich, 10—11 französischer Revolutionär, 11—12 Gewicht, 12—13 römischer Kaiser, 13—14 weiblicher Vorname, 14—15 Höllenfürst, 15—16 Baum, 16—17 afrikanischer Volksstamm, 17—18 Handwerker, 18—1 weiblicher Vorname.



Einsetzrätsel.

Salz . . . Hund, See . . . Heim, Post . . . Mann, Wahl . . . Eck, Blut . . . Brust, Not . . . Brief, Nacht . . . Pflicht.

Zwischen die Wörter ist je ein einsilbiges Hauptwort zu setzen, das dem ersten Wort als Schluß-, dem zweiten als Anfangssilbe dient. Die Anfangsbuchstaben der eingesetzten Wörter ergeben, von oben nach unten gelesen, einen Edelstein.

Die Wissenschaft über das neue Verjüngungsmittel Lukutate. Die Medizin steht nicht mehr weit von der Erkenntnis, daß alle Krankheiten im Grunde nur Erkrankungen der Drüsen sind. Drüsen-Therapie wird darum das zukünftige Schlagwort der Heilkunde werden. Die Drüsen-Therapie hat sich in jüngster Zeit so rapid entwickelt, daß eine Neu-Orientierung der medizinischen Wissenschaft die Folge ist. Seit langem sucht die medizinische Wissenschaft nach einem Präparat, das bei Störungen die gesamte innere Sekretion wieder anzuregen vermag. Dieses „Drüsenmittel" haben wir nunmehr in dem indischen Beeren- und Frucht-Erzeugnis „Lukutate" gefunden. Nach den bisherigen Erfolgen ist es sicher, daß Lukutate sich zu einem Blutdrüsenfaktor ersten Ranges entwickeln wird. In der modernen Naturwissenschaft taucht diese exotische Pflanze erstmalig bei Haeckel und bei Wallace — bekanntlich zwei Koryphäen ihres Forschungsgebietes — als wahres Phänomen geheimnisvoller Naturkräfte auf. Haeckel hebt sie unter den Tropenpflanzen, die „eigentümliche Lebenstätigkeiten" besäßen, besonders hervor; und A. R. Wallace erklärt wörtlich, daß es eine Reise nach dem Osten wert sei, nur um diese Frucht zu essen! Der Holländer de Welkens berichtet über die „eigenartige, belebende, erfrischende, regenerierende Wirkung der Frucht bei fast allen Tiergattungen, vom Elefanten bis zum Affen und Murmeltier, sogar bei sonst nur fleischfressenden Raubtieren, die sich oft um den Besitz der Frucht blutige Kämpfe liefern". Die Versuche mit den Lukutate-Erzeugnissen, — deren Herstellung der ständigen Kontrolle eines beeidigten Nahrungsmittel-Chemikers und mehrerer Ärzte untersteht, — an mehreren Universitäten und Kliniken sowie durch zahlreiche praktische Ärzte und Tierärzte haben gezeigt, daß die natürliche Verjüngungswirkung der Lukutate sich nicht nur auf die Drüsen, sondern auch auf Atmungs-, Verdauungs-, Sexual- und sonstige Organe erstreckt, und daß der gesamte menschliche und tierische Organismus eine Verjüngung durch Stofferneuerung und Steigerung der Lebensenergie erfährt.

Geheimkreis.



Auto und Radfahrer.

Auto und Radfahrer starten gleichzeitig und in gleicher Richtung auf einer Rundbahn. Das Auto umrundet die Bahn 12mal, der Radfahrer 4mal in jeder Stunde. Wie oft wird das Auto den Radfahrer bei Beginn der zweiten Stunde überholt haben?

Ernst und heiter.

Wer sich zum Rätselwort bekennt,
Auch seinen Kultus anerkennt.
Verliert's den Fuß, wird's Traubensaft,
Der Heiterkeit und Freude schafft.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4321.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4319.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Maat, 5 Sack, 8 Breslau, 9 Drei, 11 Igel, 13 Euler, 15 Stern, 16 Rante, 17 Bär, 18 Ost, 19 Apfel, 21 Zelle, 23 Namur, 26 Anis, 28 Nase, 29 Romanze, 30 Adel, 31 Espe; senkrecht: 1 Mode, 2 Abel, 3 Trier, 4 Ast, 5 Saite, 6 Auge, 7 Köln, 10 Rumänen, 12 Erasmus, 14 Raupe, 15 Skien, 19 Alsol, 20 Lanze, 21 Zara, 22 Lire, 24 Maes, 25 Rebe, 27 Gau.

Rebus: Zwischenpause.

Vorsetzrätsel: **R**ente, **I**burg, **G**leim, **O**heim, **L**eder, **E**tat, **T**reue, **T**horn, **O**stern: Rigoletto.

Verbindungsrätsel:



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, Paris 8 e., 44 bis Rue Pasquier.